



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

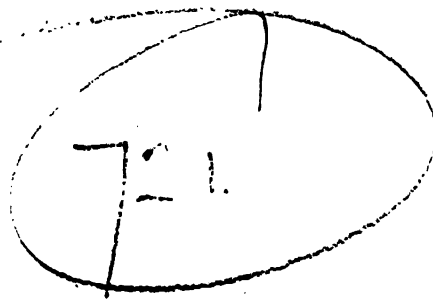
- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

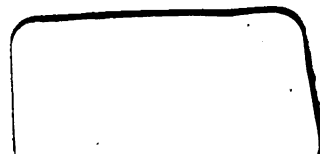
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>







Per. 3977 d.  $\frac{163}{1808(1-2)}$







J E N A I S C H E  
A L L G E M E I N E  
L I T E R A T U R - Z E I T U N G

V O M J A H R E

1 8 0 8.

---

F Ü N F T E R J A H R G A N G.

---

E R S T E R B A N D.

M I T E I N E R K U P F E R T A F E L.

---

J A N U A R, F E B R U A R, M Ä R Z.

---

J E N A,

In der Expedition dieser Zeitung,

und L E I P Z I G,

in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,

1808.



# NEUE UNTERHALTUNGEN

## ÜBER

# VERSCHIEDENE GEGENSTÄNDE DER KUNST

### ALS FOLGE DER NACHRICHTEN

## VON DEN WEIMARISCHEN KUNSTAUSSTELLUNGEN.

Das verfloßene Jahr ist in unserer Gegend, aus leicht begreiflichen Ursachen, an Kunstereignissen kein fruchtbares gewesen. Vier, vom Hn. v. *Kügelchen* in Dresden wohlgemalte, besonders aber in Hinsicht auf Ähnlichkeit sehr schätzbare, Brustbilder, die Herren Fernow, Öhlenschläger, Seume und Adam Müller darstellend; einige vom Hn. Hofbildhauer *Weiser* verfertigte, ebenfalls sehr ähnlich gerathene, Portraitbüsten, und verschiedene treffliche Handzeichnungen des Landschaftsmalers, Hn. *Chaaß*, von welchen vorzüglich eine braungetuschte Aussicht von der Insel Ischia gegen das Cap Misene, Neapel und den Vesuv hin, unter die reichsten und erfreuendsten Bilder dieser Art kann gerechnet werden, sind außer einigen Bronzen und geschnittenen Steinen die einzigen Kunstwerke von Bedeutung gewesen, denen wir begegnet sind. Allein, wenn wir theils für die Zukunft auf die Wiederkehr günstigerer Umstände hoffen dürfen, theils die jährlichen Unterhaltungen in diesen Blättern mit vielen und gleichgesinnten Freunden und Liebhabern der Kunst nicht gerne unterbrechen möchten: so wollen wir, anstatt über eingegangene Kunstwerke zu urtheilen, in dem gegenwärtigen Falle verschiedene andere, die Kunst betreffende Dinge, nach Beschaffenheit kürzer oder ausführlicher, abhandeln und mittheilen.

### I.

#### *Erinnerungen über schöne Gartenkunst.*

Nicht leicht hat irgend ein Fach der Künste in unseren Tagen sich einer so durch alle Stände verbreiteten lebhaften Theilnahme und so vieler begüterter Liebhaber zu erfreuen, als die schöne Gartenkunst. Über keine andere Kunst ist so fleißig geschrieben, gelesen, auch die Vorschläge der Schriftsteller von den Liebhabern so häufig praktisch benutzt worden. Dennoch sind keine sehr erheblichen Fortschritte geschehen, der Geschmack der Gärten hat sich seit Kurzem weder viel verändert noch verbessert, und zwar nach unserer Muthmaßung vornehmlich darum, weil der ächte Kunstbegriff von schönen Gartenanlagen wohl noch überhaupt nicht gehörig entwickelt ist, ja wenn er es auch wäre, schwer zu fassen und noch schwerer in Ausübung zu bringen seyn mag. Ein Dilettant in der schönen Gartenkunst

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

— und gewöhnlich sind diejenigen, welche Anlagen machen, nichts weiter — pflegt sein Werk damit anzufangen, daß er ledige Flecke mit Büschen bepflanzen, andere aber lichten läßt; er leitet alsdann zwischendurch bequeme Wege, und stellt, was allerdings wohlgethan ist, Sitze zum Ausruhen hin; endlich werden Strohhütten und Tempel, und Burgen und Ruinen eingestreut, wie man Lust hat, oder das Vermögen es gestattet, und zweifelt sodann keineswegs, die Sache sey zum besten ausgeführt, ein Kunstwerk sey entstanden.

Doch wiewohl meistens der Fall seyn wird, daß die einen solchen Ort Besuchenden mit den gemachten Anlagen zufrieden sind, indem ihre Forderungen sich nicht weiter erstreckten, als in angenehmer Jahreszeit bey trockenen bequemen Wegen hier und dort einer freyen Aussicht, bey schwülen Sommertagen des frischen Schattens zu genießen, und nöthigen Falls Obdach gegen vorbeiziehende Regenschauer zu finden: so hat man darum der Kunst noch nicht Genüge geleistet, welche strenger urtheilt und prüft, nicht nur ob dasjenige, was jetzt wirklich vorhanden ist, leidlich sey und gefalle; sondern auch, was unter den gegebenen Umständen nach dem besten Geschmack hätte geschehen können und sollen.

Wir stehen nicht an, die Kunst, Gartenanlagen zu machen, mit der Landschaftsmalerey zu vergleichen, ja, sie in gewissem Betracht für noch schwerer zu halten, als diese. Der Landschaftsmaler sowohl, als der Gartenkünstler, haben es im Grunde mit einerley Gegenständen zu thun; nur bedient sich jener, um seine Ideen auszudrücken, todter Werkzeuge, von Leinwand, Farben und Pinsel, denen er mit unbedingter Freyheit zu gebieten vermag, dieser hingegen flairt sein Gemälde mit lebendigen Pflanzen, wirklichem Wasser, Felsen u. dgl., kann aber eben darum nicht vollkommen willkürlich über ihre Formen und Verhältnisse herrschen, und ist überdem genöthigt, sich Bedingungen zu fügen, wie der Zufall sie auf dem Raum seiner Anlagen vereinigt hat. Daraus folgt nun, daß die Gartenkunst überhaupt in Lösung der Aufgabe besteht, einem gegebenen Stück Land vermittelt Anpflanzungen, allenfalls auch mit Hinzufügung passender Werke der Baukunst, die möglichste malerische Schönheit zu ertheilen, deren es seiner Beschaffenheit nach fähig ist.

Wer von den Künsten im Allgemeinen würdige Begriffe hat, wird also ohne Mühe einschen, daß die Gartenkunst zu nichts weniger, als zum bloßen Spielwerk, zu mühe- und anstrengungslosem Zeitvertreib geeignet ist; sondern vielmehr die größte Gewandheit des Genies, den gebildetsten Geschmack, das Mitwirken mehrerer Künste und Kenntnisse in allen erfordert.

Beyspiele aus der Architektur und Malerey können darthun, daß es nur sehr vorzüglichen Künstlern, und zwar nur selten gelang, Schwierigkeiten der Localbedingungen vollkommen glücklich zu besiegen. Aber ein einziger Garten heischt für Parthieen von verschiedenem Charakter, für mannichfaltige Ansichten von malerischem Interesse, welche er gewähren soll, schon eine beträchtliche Zahl solcher Kunststücke, wo der Künstler sich dem Local glücklich gefügt, oder vielmehr einen Sieg über dasselbe davon getragen hat. Nun überlege man, welcher Aufwand von Talent, von Erfindungsgabe, von Wahl und Geschmack hiezu nöthig ist.

Das scheint uns für Dilettanten, oder für diejenigen, welche die Gartenkunst ohne den rechten Ernst treiben, das Verlockende zu seyn, daß die Vollkommenheit des Materials, dessen sie sich bedienen, die begangenen Fehler zudeckt. Büsche und Bäume, bewachsene Felsen, fallende Bäche u. dgl. geben immer einen angenehmen Anblick; nur etwa in der schlechten Situation, in der grotesken Form der Gebäude, fällt die Dürftigkeit der Gedanken, der falsche Geschmack klar in die Augen.

Mit diesen Betrachtungen verbinden wir zwar keinesweges die unfreundliche Absicht, so manchem Ehrenmanne, der Lust am Pflanzen hat, die Sache zu verleiden; aber ganz übel mag es doch auch nicht seyn, wenn wir da, wo die Kunst so oft verkannt und entwürdigt wird, auf die höheren Zwecke derselben hinweisen.

## II-

### *Über die antike Gruppe, Castor und Pollux, in der königlichen Sammlung zu St. Ildefonso in Spanien.*

Wir dürfen hoffen, besonders den Alterthumsforschern, einen angenehmen Dienst zu erweisen, indem wir ihnen hiermit aus der Handschrift eines kunsterfahrenen Beobachters, welcher vor wenig Jahren durch Spanien gereiset, über den Zustand und die Restauration dieser berühmten Antike Nachricht ertheilen.

„Die Gruppe *Castor und Pollux* ist viel beschädigt und schlecht zusammengesetzt; ursprünglich mochte sie wohl aus einem einzigen Marmorblock gearbeitet seyn, wenigstens sind die Platte, worauf die Figuren stehen, ihre Füße, der kleine Altar nebst der kleinen räthselhaften Figur an der Seite noch aus einem Stück. — Im Ganzen ist die hintere Seite der Gruppe besser als die vordere erhalten. Die gerade stehende vordere Figur hat überhaupt weniger gelitten, als die andere, und mit Ausnahme der

„beiden Arme ist sie bis unter die Kniee ganz; am rechten Fuß bemerkt man viele schlecht gerathene Ergänzungen: der linke erhobene Arm dieser Figur ist unter dem Ellenbogen gebrochen, geflickt, und scheint nicht gehörig angesetzt; die Hand hält ein kleines Stück von dem Stiel einer Fackel, von welcher man das Übrige aus Holz gearbeitet beygelegt hat. Der rechte niedergehaltene Arm ist an der Schulter gebrochen und die Fackel unter der Hand bis auf den Altar mehrere Male.“

„An der zweyten Figur, die sich an die vorige anlehnt, hat sich der Rumpf ebenfalls bis an die Kniekehlen ganz erhalten, doch die Seite des Rückens besser als der Vorderleib, denn dieser hat mehrere eingefressene Risse, welche über den Leib, so wie über die ganze rechte Lende gehen. Die Nase ist angesetzt, der Hals zerbrochen, der aufgelegte linke Arm ist an der Schulter und über der Hand gebrochen, der rechte Arm, der die Schale hält, scheint nach Maßgabe der Farbe des Marmors neu zu seyn, überdem ist bey demselben an der Brust ein eingefetztes Stück. Die Beine sind schlecht angesetzt, unten sind beide Füße zerbrochen, der hängende linke zweymal, über dem Knöchel und über den Zehen; der rechte Standfuß ist nach hinten zu sehr geflickt, und hat über dem Knöchel ein neues eingefetztes Stück von etwa drey Fingern breit. In der Kniescheibe ist ein kleines, rundes Stück ausgebrochen und restaurirt. Die bekleidete kleine weibliche Figur, welche vermuthlich dem gerade aufrecht stehenden Jüngling, dessen Beschädigungen und Ergänzungen zuerst betrachtet worden, zum Halt dienen sollte, ihrer weiteren Bedeutung nach aber von keinem Alterthumsforscher befriedigend hat erklärt werden können, ist über der Spanne gebrochen, so auch ihr Postament, welches nur vorne mit der Platte oder Sokel, worauf die ganze Gruppe steht, eins ist, indessen scheint doch alles an ihr alt und ursprünglich zu seyn. In der Hand hält sie einen Apfel.“

Sey es uns erlaubt, hier noch zur weiteren Berichtigung obiger Nachrichten beyzufügen, daß der berühmte Alterthumsforscher, E. Q. Visconti, im 6ten Bande des *Mus. Pio Clem.* p. 63 anmerkt: „Er habe in dem Kopf der einen Figur dieser Gruppe das Lotusbekränzte Bildniß des Antinous erkannt.“ Wir, die wir einen guten Gypsabguss des Werks zu betrachten täglich Gelegenheit haben, stehen nicht an, mit Hn. Visconti zu glauben, der niederschauende Kopf des sich anlehnenden Jünglings stelle das Bildniß des Antinous wirklich dar, besonders da man nun erfahren hat, daß die Nase angesetzt, also auch ohne Zweifel modern ist. Hieraus darf aber nicht etwa geschlossen werden, die ganze Gruppe sey zu Hadrians Zeit verfertigt. Man betrachte, vergleiche diesen Antinouskopf mit dem Kopf der anderen aufrecht stehenden vorderen Figur, welcher, vermöge der gegebenen Nachricht, niemals vom Rumpf getrennt gewesen zu seyn scheint, und es wird sich gleich eine ganz andere strengere Behandlung, vor-



nehmlich in den Haaren desselben, zeigen, eine höhere Idee, und überhaupt der ächte griechische Geist würdigster Art in der ganzen Gestaltung, wie er Werken aus der Zeit vor Alexander inzuwohnen pflegt. Wenn nun ferner noch aus der Nachricht hervorgeht, daß der Hals der sich anlehnenden Figur zerbrochen ist: so darf man kaum noch zweifeln, der erwähnte Kopf des Antinous sey bloß willkürlich aufgesetzt, und habe ursprünglich durchaus nicht zu dieser Gruppe gehört.

### III.

Da es gegenwärtig, wenn auch von Künstlern und Kunsttrichtern nicht immer klar genug begriffen, doch allgemein zugegeben ist, daß in der bildenden Kunst ein großer Unterschied zwischen günstigen und ungünstigen Gegenständen obwalte, jene dem Künstler für seine Werke die erheblichsten Vortheile gewähren, diese hingegen große, ja zuweilen gar unüberwindliche Hindernisse ihm in den Weg legen: so dürfen wir hier in Bezug auf das, was über diese Sache von uns schon anderwärts (\*) ist geäußert worden, verschiedene dahin zielende Betrachtungen ohne vorauszuschickende Einleitung mittheilen.

#### *Über Neigung und Abneigung tauglicher Gegenstände zu den verschiedenen Arten von Kunstarbeiten.*

Gegenstände der bildenden Kunst, wenn sie auch im Allgemeinen die zur Darstellung erforderlichen Eigenschaften haben, werden doch allemal mehr für die eine als für die andere Art von Kunstarbeiten geeignet seyn. Laokoon z. B. würde vielleicht nie so glücklich in einem Gemälde dargestellt werden, als es in Marmor geschehen ist, und Niobe mit ihren Kindern müßte vom Maler ganz anders gedacht, anders dargestellt werden, als vom Plastiker. Eben so qualificiren sich manche Gegenstände vorzüglich für das Basrelief, und würden sich weder gemalt, noch in ganz runden Figuren, so gut ausnehmen. Wir gehen weiter und sagen, daß Dinge, welche leicht, abgelöst, freystehend, durchbrochen seyn müssen; und wenig imposante Massen haben dürfen, sich weit besser für Arbeiten in Erz, als für Arbeiten in Marmor schicken werden; auf geschnittenen antiken Steinen sogar haben wir Gegenstände wahrgenommen, welche schwerlich für irgend ein anderes Kunstfach gleich gut und günstig seyn möchten; denn ein jedes derselben hat seine besonderen Forderungen, Schwierigkeiten und Vortheile, welche der Künstler mit genauer Sorgfalt erwägen, ausweichen oder benutzen muß. Dieses alles noch etwas näher und umständlicher darzuthun, soll im folgenden versucht werden.

Das allerhöchste, einfachste, würdigste in der Kunst scheint vorzüglich der Bildnerey in Statuen anzugehören. Freylich läßt sich mit strenger Genauigkeit nicht bestimmen, was und wie viel in jedem Fache vom Genie kann geleistet werden; doch

(C) Propyläen, 1ster Band im 1sten und 2ten Stück.

würde nach unserem Ermessen ein gemalter Jupiter Olympius kaum das seyn können, was des Phidias Statue desselben war. Diese saß im Tempel; es war zwar nicht der Gott selbst, aber der *Repräsentant des Gottes, sein Ebenbild*. Ein Gemälde bleibt seiner Natur nach immer eine Art von Betrug und Hexerey, und stimmt darum mit jener hohen Würde, Ernst und Wahrheit nicht recht überein. Es prätendirt nicht nur die Sache vorzustellen, sondern wirklich *Sie selbst zu seyn*, und, je besser es ist, desto stärker wird die Täuschung, die aber eben darnach, weil sie Täuschung ist, nicht länger als einen Moment dauern kann; sobald sie verschwunden, bewundern wir nur noch das Kunststück, und die Gestalt imponirt uns nicht mehr. — Bey der Statue hingegen bedarf es schon einer gewissen Abstraction, um auf die Kunst an derselben überzugehen. Als Gestalt, als Vorstellung, kann eine Statue die möglichst vollkommene seyn. Als wirkliche Darstellung ist ein jedes Gemälde immer noch schwach, Nachahmung des Unerreichbaren, ein bloßer Schatten. Werke der Bildhauerey erniedrigen sich, wenn sie in das Gebiet der Malerey übergreifen, und ihre Wirkungen bezielen. Sie entstehen sich durch die Absicht zu täuschen. Bemalte Statuen sind wie geschminkte Frauen, welche Reizungen borgen wollen, indem sie den Mangel an eigenthümlichen empfinden.

Das Basrelief hat noch weniger Ansprüche auf Wahrscheinlichkeit und Darstellung zu machen, als Statuen: es bedeutet bloß, und kann für eine Art von figurirter Hieroglyphe gelten. Wir nehmen deswegen auch keinen Anstand, die zwey und dreyfache Handlung, oder einen zusammenhängenden Cyklus, wie auf mehreren antiken Denkmälern vorkommen, im Basrelief für zulässig und sogar für angemessen zu halten. Alles muß scheinbar nur ein Ganzes ausmachen, und aus diesem Grunde dürfen die Abtheilungen, wenn man dergleichen anbringt, nicht zu auffallend seyn. Der Bildhauer vergesse niemals, daß er überhaupt keine Illusion erregen kann, am wenigsten aber im Basrelief; er vermeide jede Gelegenheit, wo man ihn dessen beschuldigen könnte, um die Beschämung sich zu ersparen, nach diesem Zweck gehascht, und denselben verfehlt zu haben. Seine Kunst mag und soll er in der Schönordnung, in Gestalt und Ausdruck sehen lassen; allein es ist ihm fast vor allen anderen Künstlern Noth, die Grenzen seines Fachs zu kennen; er unternehme daher auch niemals Dinge, welche außer demselben liegen, wo schon der Stoff, in welchem er arbeitet, ihm unbesiegbare Hindernisse entgegensetzt. Landschaften, Wolken, perspectivisch stehende Reihen von Gebäuden u. dgl. können im Marmor oder Erz unmöglich mehr, als nur angedeutet werden, können nur Zeichen seyn. Jeder Versuch genauer Nachahmung, wirklicher Darstellung derselben, wird nothwendig misslingen und keinen Beyfall verdienen.

Die Malerey hat ein viel weiteres Reich, eine

freyere Natur, als die Plastik. Der Stoff, womit sie arbeitet, ist ungleich williger; und da überdem noch Farben, Licht und Schatten ganz in ihrer Macht sind, so kann sie jeden Naturgegenstand, oder wenigstens den Schein desselben, täuschend nachahmen. Daher kommt es auch, daß alles scheinbar lebendige, bewegliche, alles schwebende und leichte, bey gleichem Aufwand von Kunst und Fertigkeit allemal dem Maler besser als dem Bildhauer gelingen wird. Das ausschließliche Eigenthumsrecht der Malerey an alles, was täuschende Natürlichkeit haben soll, bedingt aber auch hinwieder, daß in einem Gemälde eigentlich nichts erscheinen darf, was an sich völlig unwahrscheinlich ist. Also wäre die doppelte, drey- und vierfache Handlung, welche oben für das Basrelief vertheidigt worden, weil sie dort den Cyklus bedeutet, im Gemälde weniger an der rechten Stelle. Wenn daher der Maler es übernimmt, einen Cyklus darzustellen, so müßte solches, um nach der besten Weise zu verfahren, eigentlich in abgeforderten Bildern geschehen. — Vorzüglich tadelhaft, ja ermüdend, ist die doppelte Handlung in Fallen, wo der Maler sich ihrer zum Zweck größerer Deutlichkeit bedienen wollte, aber demungeachtet seine Absicht nicht erreicht hat, wie man solches z. B. an einem zwar sehr schön ausgeführten, doch in der Wahl des Gegenstandes völlig mißrathenen Bilde des N. Poussin in der münchener Gallerie gewahr wird, wo Midas den Bacchus bittet, die verliehene Gabe, alles in Gold zu verwandeln, wieder von ihm zu nehmen, und im Hintergrunde noch einmal dargestellt erscheint, im Flusse Paktolus sich badend.

Hingegen ist das Zusammenrücken zweyer auf einander bezüglicher Handlungen, wie in der Erklärung von Rafael, kein Fehler. Denn gesetzt auch, die Wahrscheinlichkeit der Scene leide etwas darunter, so bleibt doch immer noch ein Schein von Möglichkeit übrig, und höhere Kunstforderungen, nämlich die der Klarheit, der Bedeutung, des vollen inneren Gehalts, haben gewonnen auf Kosten des Raums unbedeutender Nebenwerke. Wir geben indeß gerne zu, daß man die Sache nicht gar zu weit treiben dürfe, und daß ein solches Verfahren vom Gegenstande nothwendig erfordert, und durch glücklichen Erfolg, wie in dem angeführten Beyspiel, gerechtfertigt werden müsse.

*Nebenwerke*, besonders landschaftliche und was zu denselben gehört, dürfen bey einem zum Fach der Geschichts-Malerey gehörigen Kunstwerk keineswegs vernachlässigt oder zu flüchtig behandelt werden; sie müssen sich in der Ausführung nach der Ausführung der Figuren, als den Hauptgegenständen, richten, und mit diesen übereinstimmen, nur seyen sie einfach und angemessen. Pracht, Überfluß und Geräusch sind sehr selten wohl angebracht.

In Gemälden des Fachs der Landschaft dürfen die Figuren, besonders menschliche, nicht zu groß oder zu auffallend seyn. Belebte Natur hat in der Darstellung allemal ein größeres Interesse und zieht den Beschauer mehr an, als die unbelebte, welche

bey Landschaften den Hauptgegenstand ausmacht, und folglich herrschen soll. Am meisten läuft der Künstler Gefahr zu irren, wenn er mit Geschichten stasirt, wie in vielen übrigens vortrefflichen Werken geschehen ist. Durch geschichtliche Bedeutung vermehrt sich das Interesse der Figuren; die Landschaft wird von ihnen überwältigt oder wenigstens aufgewogen, und so entsteht eine Zweydeutigkeit, welche dem Kunstwerk zum Nachtheil gereichen muß. Wir wissen zwar sehr wohl, daß einige bewundernswerthe Beyspiele von gelungenen Ausnahmen gegen diese Regel anzuführen sind: dort steht aber jedesmal die dargestellte stasirende Geschichte im innigsten Bezug mit der Landschaft selbst, und es ist weder das *Genre*, noch die Kunstfertigkeit in der Ausführung, was unser Wohlgefallen vorzüglich aufregt, sondern der größe reine Eindruck eines harmonisch gedachten Ganzen.

Die Bildniß-Maler müssen wir vor den sogenannten historischen Bildnissen warnen, als gefährlichen Gegenständen, bey denen wahre Kunst und Geschmack durch den Widerspruch der Gestalt und Züge mit dem prätendirten Charakter beleidigt werden. Wir erinnern uns, einst ein treffliches Mignatur-Gemälde von *Joseph Werner* gesehen zu haben, wo der genannte Künstler einen bejahrten kränklichen Herrn dargestellt, mit großer Alöng-Perücke, und übrigens als Mercurius costumirt. Selbst unter den antiken Statuen finden sich einige Bildnisse römischer Kayserinnen in der Stellung und mit — Attributen der Venus, wo aber Gesichtszüge und Haarputz dem Ideal von dieser Gottheit sehr entgegen sind. Unser Zeitgenossen begehen oft ähnliche Sünden, und pflegen unter anderen die Schauspieler in ihren Lieblingsrollen als Hamlet, Richard, Medea, Ariadne u. s. w. darzustellen. Man bedenke aber, daß durch den beygelegten Charakter das Bildniß leidet, und hinwieder auch mit dem Bildniß der Charakter verpfuscht werden muß. Wenn die bildende Kunst eine Heldenfigur darzustellen unternimmt, so muß sie derselben eigenthümliche Gestalt und Züge geben, in zweckmäßiger Übereinstimmung aller Theile zum beabsichtigten Ganzen. Einem bildenden Künstler würde — wenig Lob zu Theil werden, wenn er den Ulysses und den Agamemnon, beide in ähnlicher Gestalt, darstellen wollte; wohl aber könnte derselbe Schauspieler heute in dieser und morgen in jener Rolle auftreten, und in allen beiden mit Beyfall spielen. Sollte nun aber dieser Schauspieler in beiden Rollen portrairt werden, so müßte er als Agamemnon, so wie als Ulysses, immer dieselben individuellen Züge erhalten, und ein Bildniß würde sich also von dem anderen nur durch die Verschiedenheit des Anzugs, der Handlung und des Ausdrucks unterscheiden, welches aber für die höheren Kunstzwecke durchaus unzureichend ist. — Um das Ausserordentliche in Kräften und Thaten eines Heldencharakters als wahrscheinlich darzustellen, pflegt der bildende Künstler von ächtem Geschmack sich außerordentlicher und idealer Formen zu bedienen; al-

lein in dem angenommenen Falle würde dem gemalten Alltagsgesichte niemand zutrauen, das es einen Helden angehöre, so offenbarte sich also schnell die eitle, übelberechnete Verkäppung, und wie die Kunst nur eine andere Kunst, und zwar von der schwachen Seite darzustellen sich erkühnt habe.

So wie ein jeder Zweig der bildenden Kunst durch zweckmäßige, ordnungsmäßige Wahl der zur Bearbeitung übernommenen Gegenstände sich entweder Vortheile verschafft, oder mit desto grösseren Schwierigkeiten kämpfen muß, so ist solches auch bey dem bloß nachahmenden Fach der Kupferstiche der Fall. Da sie den Vortheil der Farben nicht haben, und bloß durch hell und dunkel in weis und schwarz wirken müssen, so folgt daraus nothwendig, das diejenigen Gemälde, in welchen Colorit überhaupt, oder harmonisches Spiel der Farbenmassen wesentlich in die Bedeutung eingreifen, niemals mit gutem Erfolg können in Kupfer gestochen werden, weil der Kupferstich die besagten Eigenschaften auszudrücken nicht im Stande ist. Doch wir wollen uns hierüber nicht weiter ausbreiten, und berufen uns, um nicht in unangenehme Wiederholungen zu verfallen, gegen diejenigen, welche sich etwa für diese Sache besonders interessiren möchten, auf frühere Worte zu beynahe ähnlichem Zweck (\*).

Von Vignetten und anderen Kupferstichen, womit die Bücher verziert werden, ist indessen noch einiges besondere zu gedenken. Sie scheinen rückfichtlich auf die darzustellenden Gegenstände, nicht so wie die übrigen Werke bildender Kunst, dem Gesetz absoluter Klarheit und durch sich selbst deutlich sich aussprechenden Inhalts unterworfen zu seyn, denn da sie in dem Buche bloß als Zierrath stehen, mithin vom Text abhängig sind, so dürfen sie auch ihre Erklärung von demselben erwarten. Der Leser des Buchs mag es allenfalls gern sehen, wenn bildende Kunst seiner Einbildungskraft zu Hülfe kommt, und ihm Scenen der Geschichte angenehm für Augen stellt. Er weiß schon, oder hat wenigstens die Pflicht auf sich, es zu wissen, was der Kupferstich darstellen soll, und hat kein Recht, über Undeutlichkeit Beschwerde zu führen. Freylich wird der bildende Künstler seine Kunst edler ausüben, wenn er diesen Behelf zu verschmähen weiß, und darstellt, was im Buche nicht steht, d. i. wenn er den Schriftsteller supplirt, wenn er die Vortheile seiner Kunst dahin benutzt, dasjenige, was jener mit Worten nur unvollkommen ausdrücken konnte, in Bildern zur wirklichen Anschauung zu bringen, alsdann hat er sich von dem dienenden Beruf Ornamente zu machen gelöst, und ist Mitarbeiter des Schriftstellers geworden, indem er zur Vervollkommenung und mehrerer Vollendung des Werkes beyträgt. Unter dessen wollen wir eingestehen, das dieses Ideal von Kupferstichen und Vignetten zu Büchern zwar wünschenswerth ist, aber wohl schwerlich allgemein in Gebrauch kommen dürfte, bevor die Kunst auch im Allgemeinen einen höheren und freyeren Schwung angenommen haben wird.

(\*) Propyläen von Bauges 1stes Stück S. 153 ff.

#### IV.

#### Vom Wunderbaren; besonders von wunderbaren Thiergegestalten als Gegenständen der bildenden Kunst.

Der bildende Künstler hat eben das Recht wie der Poet, sich des Wunderbaren zu bedienen, nur muß er sich näher und sorgfältiger zum Wahrscheinlichen halten. Er muß dem Auge ein deutliches, bestimmtes Bild vorlegen, und der Imagination weiter keinen Spielraum übrig lassen, welche zu beschäftigen nur die Poesie allein sich anmassen darf.

Es läßt sich daher vermuthen, das in Werken der bildenden Kunst nur diejenigen Wundergestalten glückliche Wirkung thun können, in denen mehrere Naturen vereint, den darzustellenden Charakter versinnlichen und verstärken helfen, wie z. B. an den Centauren und Greifen, wo bey den ersteren die Natur eines rüstigen Mannes mit der eines tüchtigen schnellen Pferdes zum Ganzen verbunden ist; woraus ein Charakter, eine sinnliche Darstellung von roher Agilität und Kraft entstanden, welche auf dem natürlichen Wege durch einzelne Abbildung eines Menschen oder Pferdes, oder auch eines Reiters unmöglich zu erhalten war. Gleichmäßig ist im Greifen die Gewalt des Löwen mit der Geschwindigkeit und Gier des Adlers gepaart. Der Leib und die Tatzen des Löwen haben den vollkommensten Ausdruck thierischer Stärke, und der angeführte Adlerskopf mit krummen Schnabel erregt ohne allen Zweifel den Begriff von zerreissem Grimm sinnlicher und stärker als die Gestalt des Löwen ohne Zusatz der Veränderung würde gethan haben. Die Flügel zieren theils, theils fügen sie noch den Begriff von großer Schnelligkeit hinzu, durch sie hält die Vogelnatur der Natur des vierfüßigen Thiers das Gleichgewicht, und so entsteht eine gemischte Thiergegestalt, welche in ihrer Art nicht weniger vollkommen ist, als die Bildung des Centauren; indem alle ihre Theile, so wie an jenem der Fall ist, völlig zweckmäßig sich zum charakteristischen Ganzen vereinen.

Wir dürfen hoffen, diese Bemerkungen durch entgegengesetzte Exempel von der Sphinx, der Chimära und dem Cyklopen noch besser ins Klare zu setzen.

Die Sphinx soll auch stark, schnell, wild und reißend erscheinen, darum hat auch sie Körper und Klauen vom Löwen, nebst Adlersflügeln, aber mit diesen Theilen will sich der Kopf und die Brust einer Jungfrau nicht gut vereinigen, sie widersprechen sogar dem bezweckten Charakter, oder vielmehr, sie heben denselben auf. In den besten alten Sphinx-Figuren griechischer Kunst, bemerkt man, das alle Theile, welche zum Löwen gehören, zarter gehalten sind, und sich der Gestalt eines Hundes zu nähern scheinen, durch dieses Auskunftsmittel kommt nun freylich mehr Einheit in das Ganze, es wird für den Charakter, wiewohl nicht für den zuerst beabsichtigten, etwas gewonnen hingegen, entsteht daraus auch wieder die Unbequemlichkeit, das dergleichen Bilder des Sphinx die Fabeln und Er-

zählungen von derselben anschaulich zu widerlegen scheinen.

Die Chimära, wie wir sie an Vasen-Gemälden, geschnittenen Steinen, und einer bekannten grossen Bronze zu Florenz gebildet sehen, ist aus Löwe, Schlange und Ziege zusammengesetzt; allein der dem Rücken entwachsene Ziegenkopf ist überflüssig, und ein Zusatz, welcher nichts zur Verstärkung des wilden grimmigen Charakters dieses Ungeheuers beiträgt. Dasselbe stellt sich darum weder stärker, noch schneller, noch grausamer und reissender dar, und ist überhaupt mehr nicht als eine Mißgeburt vom Löwen. Die Schlange als Schweif gleicht, ihrer Gestalt nach, dem natürlichen Schweif eines Löwen, und fällt also zu wenig auf, um lebhaft sinnlichen Eindruck zu machen.

Die Sphinx und die Chimära wären demnach Beyspiele wunderbarer Thiergestalten, welche als Gegenstände für die bildende Kunst nicht wohl geeignet sind. In der Sphinx (ursprünglich eine ägyptische Hieroglyphe) konnte selbst die vielvermögende Kunst der Griechen, den Charakter, den sie nach der Fabel eigentlich haben sollte, nicht zur Erscheinung bringen die Chimära scheint für die bildende Kunst noch widerstrebender, und ganz allein in das Gebiet der Poesie zu gehören. Wenn man die Erzählung von einem solchen Ungeheuer liest, oder anhört: so wird Löwe, Schlange und Bock jedes gleichsam einzeln gedacht; die Einbildungskraft hat Mühe, diese verschiedenen Naturen zusammen zu setzen, sie beschäftigt sich damit, und macht sich ein gemischtes, seltsames und unbestimmtes Bild davon, welches eben dem Zweck des Dichters gemäss ist. Bildner oder Maler hingegen müssen alles zur Anschauung bringen: wir sind berechtigt, von ihnen Einheit und Übereinstimmung der Gestalten zu fordern. Daher sind sie näher beschränkt, und genöthigt, das Unnatürliche selbst scheinbar natürlich zu machen, oder wenn man so sagen darf, das Ungereinete zusammen zu reimen. Vielleicht könnte gar behauptet werden, daß Versinnlichung oder bildliche Darstellung von Dichtungen solcher Art der Dichtkunst selbst nachtheilig sey. Niemand, der einmal Bilder von der Sphinx oder von der Chimära gesehen hat, wird sich nachher wieder eine solche fürchterliche Vorstellung von denselben machen können, als sonst wohl geschehen ist, weil seine Einbildung nunmehr bestimmte Formen für beide gefunden hat.

Diese eben gemachten Bemerkungen lassen sich ganz bequem auch auf den Cyklopen anwenden. Beym Homer und anderen Dichtern ist derselbe ein Ungeheuer, seiner gigantischen Grösse, seiner Stärke wegen, und weil man das einzelne Auge auf der Stirn in der Einbildung nicht recht an Platz bringen kann. Die bildende Kunst aber, wenn sie sich genau an die Beschreibungen der Dichter halten will, vermag nichts anderes, als eine etwas plumpe Riesengestalt darzustellen; das einzige Auge auf der Stirn dem Cyklopen anzubilden, ist eine unmögliche Aufgabe. Sie muß ihm drey Augen geben, oder wenigstens für die zwey natürlichen den Raum übrig

lassen, wodurch aber dasjenige keineswegs erreicht wird, was die Dichtkunst ihrer Seits bezweckt und erreicht hat.

Das hier Gesagte soll indeffen ja nicht missverstanden und also ausgelegt werden, als ob wir die Figur des Cyklopen überhaupt für verwerflich hielten. Die Fabeln von ihm enthalten im Gegentheil viel günstigen Stoff zur Darstellung; und wir haben, wie unseren Lesern wohl noch im Angedenken seyn mag, selbst bey Gelegenheit einer Preisaufgabe davon Gebrauch gemacht. Jetzt aber redeten wir eigentlich in Bezug auf das Vorhergegangene bloß von dem einen Auge auf der Stirn als ungünstig zur Darstellung für die bildende Kunst. Es mag aber auch den Künstler besonders noch erinnern, daß er immer genau erwägen soll, was zum Gebiet seiner Kunst gehört oder nicht gehört, und daß er nie unüberlagert nur ein bloßer Nachbildner der Worte des Dichters seyn darf.

#### V.

#### *Einige einzelne Gedanken und Betrachtungen eines Kunstfreundes.*

Allgemein geschieht an die selbstständige Kunst die Forderung, daß sie dienen soll. Die Menschennasse, die man das Publicum nennt, die Großen, die Reichen, die Priester, die Moralisten, die Romanschreiber, die Zeitungsfreunde, die Naturforscher u. a. m., verlangen sämmtlich, die Kunst soll nach ihrem Sinne, ihren Launen, zu Beförderung ihres besonderen Zwecks und Nutzens sich hingeben. Wie schwer, ja wie fast unmöglich ist es nun bey solchen Annahmen, daß der bildende Künstler sich wahrhaft frey mache, selbstständig strebe sich zum höchsten Zweck empor zu arbeiten!

Die Kunst hat einen idealischen Ursprung, man kann sagen, sie sey aus und mit Religion entsprungen. In den ältesten Zeiten diene die Kunst jederzeit der Religion, indem sie gewisse, strenge, trübe, seltsame und gewaltsame Vorstellungen ausbildete. Deswegen fing die bildende Kunst nirgends vom Natürlichen an, sondern überall mit einer Art von barbarischem Sinn und Geschmack. So bey den Ägyptern, die sich auch aus der Knechtschaft dieses dunkeln Zustandes nie befreieten; bey den Griechen, die sich nach und nach daraus loswanden; bey den neueren Italiänern, welche mit den Griechen in ähnlichem Falle, aber nicht so weit wie dieselben gekommen waren. Wenn die Kunst der Religion diene, genießt sie den Vortheil, daß ihr diese keine Schranken setzt; wenigstens ist solches bey der Religion der Griechen und der katholisch-christlichen der Fall gewesen, indeffen gedenkt man hiermit nicht zu leugnen, daß jene der Kunst überhaupt noch günstiger war als diese.

Es ist ein artiges Märchen, daß der Schatten eines Liebhabers zur Erfindung der Zeichenkunst Anlass gegeben habe, allein die Neigung beschränkt das Gefühl, wenn die Religion hingegen es erweitert. Eine Kunst, die vom Porträt anfang, käme

in Gefahr niemals vorwärts zu gehen; der Kunst auf ihrer untersten Stufe bleibt noch immer die Fertigkeit, ein leidliches Porträt zu machen.

Die ächte Kunst hat einen idealen Ursprung und eine ideale Richtung, sie hat ein reales Fundament, aber sie ist nicht realistisch.

Die Natur ist schön, bis an eine gewisse Grenze. Die Kunst ist schön durch ein gewisses Mafs. Die Naturschönheit ist den Gesetzen der Nothwendigkeit unterworfen, die Kunstschönheit den Gesetzen des höchstgebildeten menschlichen Geistes, jene erscheint uns darum gleichsam gebunden, diese gleichsam frey.

## VI.

Nachstehendes ist uns aus Rom von einem Freunde zugesendet worden, und betrifft ein vor Kurzem fertig gewordenes Bild des daselbst seit ein paar Jahren studirenden wackern Künstlers, Hn. Wagner aus Würzburg, von welchem eine den Ulysses darstellende Zeichnung, der den Polyphem die Schale reicht, bey unserer Ausstellung im J. 1804 den Preis erhalten und damals in diesen Blättern bekannt gemacht worden ist.

„Die griechischen Helden vor Troja, ein Ölgemälde von Figuren über Lebensgröfse. Die Helden sind dargestellt als aufserhalb des griechischen Lagers, die Zurückkunft des auf Kundschaft ausgesandten Diomedes und Ulysses erwartend. Der Gegenstand, an und für sich betrachtet, scheint wenig vortheilhaft zu seyn, um desto mehr erregt es Bewunderung wie der Künstler denselben zu behandeln gewußt, und mit kluger Überlegung gestrebt hat, ein schönes Charakterbild daraus zu machen. Die tiefe Trauer des Agamemnon über das Unglück des vorigen Tags, der greise Nestor, welcher durch kluge Reden denselben scheint trösten und aufmuntern zu wollen, der gefasste Menelaus, nebst dem über Agamemnons Kleinmuth erzürnt scheinenden Meriones, bilden einen schönen Kreis des verschiedenartigsten Ausdrucks in den Köpfen. Dieser Ausdruck wird noch durch die geniale Art von Beleuchtung erhöht, deren sich der Maler bedient hat, in dem der schmerzgebeugte Agamemnon ganz beschattet da sitzt, aber gleichwohl auf den ersten Blick als der Heerführer erkannt wird: Und dieses ist nicht etwa durch den Behelf überflüssigen Prunks, einen goldenen Harnisch, einen Purpurmantel, der in weiten Falten ihn umgiebt, und dergleichen bewirkt; sondern die Figur ist beynahe ganz unbekleidet, blofs im Schmuck des ihr gebührenden hohen Charakters der Formen dargestellt. Sehr kunstreich ist daher der Gegensatz, der durch die Figur des Meriones hervorgebracht wird, welche, obgleich in vollem Licht prächtig in einen Mantel gehüllt, beynahe die Mitte des Bildes einnimmt, doch nichtsdestoweniger gleich auf den ersten Anblick einen ge-

ringeren, roheren Krieger zu erkennen giebt, und mit ihrem Licht nur dazu zu dienen scheint, die beschattete Figur des Königs desto mehr zu erheben, zu dessen bedeutender Geberde und schönem Kopf man immer wieder zurückkehrt. Den Hintergrund macht eine ziemlich kahle Ufergegend, auf welcher hin und wieder Leichname zerstreut liegen, und die vom anbrechenden Tag beleuchtet ist. Um eine Felsenecke sieht man Diomed und Ulysses herannahen auf den Pferden des von ihnen erschlagenen Rhesus; ein Theil von Troja zeigt sich auf der rechten Seite des Bildes.

Wenn man auf den mechanischen Theil dieses Gemäldes eingehen will, so muß man nicht nur die richtige Zeichnung, sondern auch den von Hn. Wagner so glücklich aufgefaßten grossen Styl rühmen, der durch die starken ausgearbeiteten Muskeln vielerleicht an die grandiosen Arbeiten des Jul. Romanus erinnern möchte. Und welche Verschiedenheit wird man hier in der Zeichnung gewahr! Welchen Charakter in jeder einzelnen Figur! Agamemnon ist seinem Körperbau nach der grösste Held, und nur der ältere Ajax wäre mit ihm zu vergleichen. Meriones, welcher der Heldenfigur des Königs Schaden thun könnte, ist ganz bekleidet, und Idomeneus in den Hintergrund gerückt, so daß nur Kopf und Oberleib zu sehen ist. Menelaus ist kleiner gehalten, und schwächer als sein Bruder, obgleich übrigens diese Figur in Hinsicht der guten Zeichnung vorzüglich empfohlen zu werden verdient, nicht weniger auch um des Lebendigen der Bewegung willen, die ihr der Künstler gegeben hat. Hinter Agamemnon sitzt der weisse Nestor bekleidet: denn sein greises Alter konnte als nackte Figur kein schöner Vorwurf für den Künstler seyn. Von der Beleuchtung des kalten Morgenlichts ist oben schon gemeldet worden, wie passend und schön es die Scene erleuchtet. Auch möchten wenige Bilder neuerer Meister nachzuweisen seyn, worin eine so zahlreiche Figurengruppe mit so vieler Leichtigkeit sich darstellte, mit solcher Klarheit sich in einander und aus einander schobe, so wenig eine künstliche Anordnung, sondern vielmehr eine leichte Darstellung der Natur selbst zu seyn: schiene. Wahrheit, Natürlichkeit und Einfachheit ist die besonders anziehende Eigenschaft aller Compositionen des Hn. Wagner. Kaum braucht man es zu erwähnen, daß auch die Behandlung des Pinsels in diesem Gemälde sehr meisterhaft ist. Die Gemälde sind nicht allein des Geschmacks wegen, mit dem sie in Faßen gelegt, sondern auch um der guten Art willen, womit sie durchgängig gemalt und ausgeführt sind, merkwürdig; sie scheinen wahrhaftes Tuch, und wenige neuere Maler dürfen sich rühmen, sein Gewand besser, oder auch nur so gut gemalt zu haben, als z. B. das des alten Nestor ist, wenn schon in Rücksicht des Faltenwurfs dieses Gewand noch immer nicht für das gelungenste des Bildes gelten kann: Nicht weniger schön als das eben beschriebene Gemälde sind auch verschiedene andere Zeichnungen und Entwürfe, die man bey Hn. Wagner antrifft,

alle durchaus äusserst original in der Idee und Zusammenstellung, und wer das zarte, innige Gefühl erwägen will, womit diese Erfindungen aufgegriffen und behandelt sind, dem wird unser Künstler darin fast ein anderer Mensch erscheinen, als in jenem grossen Bilde, welches bey aller Vortrefflichkeit doch beynahe glauben lässt, als habe der Maler damit seinem eigentlichen Genius so zu sagen Gewalt angethan, um ein grosses Studium von Helden-Figuren zu machen, und sich durch dieses Studium zu anderen, würdigen und mehr das Herz rührenden Gegenständen vorzubereiten.

Beyläufig merke ich von dem besagten grossen Gemälde der griechischen Helden vor Troja noch an, dass es hier in Rom durch seine Originalität und durch das unverkennbare Gepräge von Grösse viel Sensation macht. Der berühmte *Guattani* hat solches auch schon zeichnen und stechen lassen, um in seinen *encyklopädischen Blättern* eine ausführliche Beschreibung davon zu geben.

Von der grossen Menge schöner Zeichnungen des Hn. *Wagner* kann ich mich nicht enthalten, wenigstens einige anzuführen. Der Leichnam der heil. Jungfrau von Engeln zu Grabe getragen, und von Aposteln begleitet. In den Wolken erscheint zugleich ihre Seele von Engeln emporgehoben, und von dem himmlischen Erlöser empfangen, der ihr einen Stuhl neben dem seinigen zur Herrschaft der Welt bereitet hat. Um Werke von eben solcher Innigkeit des Gefühls anzutreffen, müsste man bis zu den Zeiten des Giov. Angelico du Fiesole und des Masaccio zurückgehen; aber dieses *Wagnerische* Werk verbindet

mit eben so vieler Innigkeit und Einfachheit, auch noch diejenigen Vorzüge, welche die neuere Zeit durch ein erleuchteteres Studium sich angeeignet. Eine andere, sehr zierliche Zeichnung stellt den Saturn dar, von den Horen umtanzt, und eine dritte den Leichnam Moses, von den Engeln ins Paradies getragen; der Kopf des alten Gesetzgebers ist hier sowohl als in einer vierten Zeichnung, wo er das Wasser aus dem Felsen schlägt, ein Meisterstück von Charakter und Ideal. Diese und noch viele andere Zeichnungen des Hn. *Wagner*, die ich der Kürze wegen eigens anzuführen unterlassen will, sind eben so vortrefflich in der Ausführung, welche durch Niedlichkeit, Reinheit und Einfachheit gefällt, als original in der Idee.

## VII.

Das dem gegenwärtigen Programm beygefügte Kupfer zeigt den Gedanken, wonach man einem verdienten preussischen Helden und Staatsbürger, der am 14 October gleichfalls sein Leben zugesetzt, ein Monument errichten wollte, welches aber in der Folge nach einer anderen Zeichnung geschah. Ist die dargestellte Allegorie deutlich, so bedarf sie keiner näheren Erklärung; und wir fügen deshalb nichts weiter hinzu, als dass wir uns unseren Freunden und Gönnern auch für dieses Jahr bestens empfehlen.

Weimar,  
den 1 Januar  
1808.

W. K. F.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JANUAR 1808.

## T H E O L O G I E.

HALLE, b. Curts Erben u. LONDON b. Payne und Mackinlay: *Novum Testamentum Graece*. Textum ad fidem Codicum, Versionum et Patrum recensuit et lectionis varietatem adjecit D. Jo. Jac. Griesbach. Volumen II, Acta et epistolas Apostolorum cum Apocalypsi complectens. Editio secunda, emendatior multoque locupletior. 1806. XL, 684 u. Append. 40 S. 8. (3 Thlr.)

Wir bezeugen unsere aufrichtige Theilnahme an der Vollendung der zweyten vermehrten Ausgabe dieses Neuen Testaments, die das Resultat der literarischen Beschäftigungen des Herausgebers während seines ganzen Lebens enthält. Sie ist zwar nicht sowohl die Frucht des Genie's, als eines pünktlich genauen Fleißes; aber unser Zeitalter hat noch nicht aufgehört und kein Zeitalter müsse aufhören, auch diesen zu schätzen und dankbar zu erkennen. Es ist nun darin das Merkwürdigste in eine genaue Übersicht gebracht, was die früheren kritischen Ausgaben und Variantensammlungen von Mill, Bengel, Wettstein und Matthäi, Treschow, Alter und Birch, Savatier und Bianchini, Hensler, Knittel und Auvillius, Bode und Adler, Münster und Storr, Michaelis, Marsh und Bowyer, und manche kleinere Abhandlungen anderer Gelehrten zum kritischen Apparat des N. T. zerstreut gegeben haben. Der Vf. hat es selbst bemerklich gemacht, daß keine Ausgabe irgend eines alten Schriftstellers eine so reiche Variantenlese, auf so engem Raum, für einen so wohlfeilen Preis liefere. Und es gehörte allerdings ein langer steter Fleiß dazu, so vieles aus der Zerstreung auf einen Haufen mit den möglichst wenigen Versehen zusammenzubringen, und nur die Reihe von Jahren, die sich der Vf. dazu nahm, macht die glückliche Vollendung einer Arbeit, die sonst allen Geist abtumpft, begreiflich. Möge nun das lebendige Genie in Zukunft die todtte Materie, die hier in ihrer ganzen Fülle beyammen liegt, beleben, und dieselbe, mit Dankbarkeit für den Vf., der so mühsamen Fleiß aufgewendet hat, zur Schöpfung neuer Aussichten in der Kritik des N. T. gebrauchen!

Seit der ersten Ausgabe, welche der Vf. von der Apostelgeschichte, den paulinischen und den katholischen Briefen und von der Apokalypse 1775 gegeben hat, sind die wichtigsten Handschriften, die Alexandrinische, Cambridgische, Bönnerische durch Woide, Kipling und Matthäi Wort für Wort abgedruckt worden; Birch hat Auszüge aus mehreren wichtigen Handschriften, besonders aus der Krone von allen, der Vaticanischen, gegeben; White hat

die Philoxenische Version der Apostelgeschichte und der katholischen Briefe drucken lassen; Matthäi hat den kritischen Apparat durch das ganze N. T. hindurch aus Moskauer Handschriften reicher gemacht; andere haben nur einzelne Beyträge gegeben; und wie weit diese neuen und die älteren Hülfsmittel gebraucht worden, sagt die Vorrede und das Handschriftenverzeichniß: 1) bey der Apostelgeschichte und den katholischen Briefen, die Handschriften A—G und 1—98; 8 Lectionarien, 13 von Matthäi verglichene Moskauer Handschriften nebst einigen Euchologien und 11 von Dobrowsky verglichene Slavonische Codices; 2) bey den paulinischen Briefen die Handschriften A—I und 1—112; 7 Lectionarien, 33 von Matthäi verglichene Handschriften vom Text sowohl als von Euchologien und Homilien des Chrysostomus; 3) bey der Apokalypse die Handschriften A—C und 1—46; 5 von Matthäi verglichene griechische und 3 Leipziger der Vulgata; zwey Handschriften vom Commentar des Andreas; und 11 von Dobrowsky verglichene slavonische Autoritäten (theils Handschriften, theils Ausgaben). So groß ist der Reichthum der zusammengebrachten Hülfsmittel: aber merkwürdig bleibt es, durch große und zum Theil sehr wichtige Vermehrungen des kritischen Apparats dieser zweyten Ausgabe ist doch der Vf. zu keinen bedeutenden Veränderungen seines einmal festgestellten Textes in diesem Bande veranlaßt worden; die Resultate seiner Kritik treffen in demselben, wie bey der ersten Ausgabe, fast überall mit den Bengelschen zusammen; nur in der Exposition derselben ist er freymüthiger geworden. So hat er nun Apostelgeschichte 20, 28 gerade zu τοῦ Κυρίου statt τοῦ Θεοῦ, und 1 Timoth. 3, 16 ὁς statt Θεὸς aufgenommen u. s. w. Was hätte es auch in unseren Tagen noch für ein Interesse haben können, bey solchen Stellen eine theologische Reticenz zu beobachten?

Jene Harmonie mit sich selbst und mit den Resultaten der Bengelschen Kritik liegt in den kritischen Grundsätzen, die der Vf. befolgt hat, in seinem sogenannten Recensionensystem. Wie Bengel einen großen Werth auf den alexandrinischen Codex legte: so ist derselbe auch dem Vf. wegen seiner Übereinstimmung mit den griechisch-lateinischen Handschriften von großem Gewicht bey der Entscheidung über einzelne Lesarten. Und ist man nur erst mit des Vfs. Recensionensystem einverstanden, so wird man gegen seine Aufnahme und Verwerfung der Lesarten im Ganzen wenig einzuwenden haben, obgleich in einzelnen Fällen dennoch immer Verschiedenheit im Urtheil bleiben wird. Der Werth der zusammentreffenden Autoritäten leidet auch bey glei-



chen allgemeinen Grundsätzen immer noch eine verschiedene Schätzung; im Augenblick der Entscheidung wird der eine auf dem Beytritt dieser oder jener Autorität mehr, der andere weniger Gewicht legen, und dadurch zu abweichenden Urtheilen geführt werden. Aber wo wäre in Sachen der Kritik und Auslegung, die es mit lauter Wahrscheinlichkeiten zu thun haben, auch bey völlig gleichen Grundsätzen volle Übereinstimmung zu hoffen, oder zu erwarten, oder nur zu wünschen? Dazu kommen noch manche andere Ursachen unvermeidlicher Divergenzen.

Schon in der Classification der vorhandenen kritischen Autoritäten wird man sich schwerlich ganz mit dem Vf. vereinigen können. Was Bengel mit so starken Worten ausgedrückt und gelehrt hat, daß die kritischen Autoritäten des N. T. in Familien müßten getheilt werden, das möchten nur Wenige gegenwärtig gänzlich leugnen: vielmehr wird es fast allgemein Semlern als ein besonderes Verdienst angerechnet, den Weg, welchen Bengel gezeigt hat, weiter verfolgt, und der Vergessenheit, die ihm durch Weisse's Ansehen drohete, entrissen zu haben. In seine Fußstapfen trat nun Griesbach, und suchte den Weg, den Semler oft aufs Gerathewohl fortgeführt hatte, nach festeren Regeln abzustechen, und das, was der Unfähigkeit seines Lehrers, Semler, nicht möglich war, zu bewerkstelligen, nämlich ihn bis an das Ende des Gebietes, das er zu durchschneiden hat, nach allgemeinen Grundsätzen fortzuführen und gangbar zu machen. Dieses war die Arbeit, der allein Griesbach sein ganzes literarisches Leben widmete; und wer sollte auch bey einem sehr kleinen Resultat den großen Aufwand nicht zu ehren wissen? Nur leider! ist die zum Grunde liegende Classification der kritischen Autoritäten bloß im Allgemeinen zu rechtfertigen; im Einzelnen ist noch viel Willkürliches, Schwankendes, Ungewisses, was nichts als Verschiedenheiten in das Urtheil über einzelne Lesarten bringen muß. Daran ist die Mangelhaftigkeit der Auszüge aus den Kirchenvätern und den alten Übersetzungen Schuld, vor deren genauer Vergleichung an keine sichere Feststellung der so genannten Recensionen nach den einzelnen dazu gehörenden Autoritäten, und keine sichere Bestimmung des Werths und Gewichts, das jede hat, möglich ist. Und doch reicht die Bestimmung der Familien im Allgemeinen, mit der Jeder, der da nur will, leicht ins Reine kommen kann, nicht hin zu der Specialkritik, deren Anwendung man gegenwärtig bey einer neuen Recension des N. T. mit Recht fodert. Man muß es daher bedauern, daß der Vf. die 25 Jahre, welche zwischen der ersten und zweyten Ausgabe seines N. T. verfloßen sind, nicht zu der Vorarbeit einer genaueren Vergleichung der Kirchenväter und der wichtigsten alten Übersetzungen angewendet hat, sondern auch bey der zweyten (die Auszüge aus Origenes abgerechnet) bey dem stehen bleiben mußte, was Andere gegeben und zusammengetragen hatten. Hierin liegt eigentlich der eine Hauptgrund, warum der vermehrte kritische Apparat dieser Ausgabe in der Feststellung des Textes keine besondere Veränderung hervorgebracht hat: er ist nur aus Hand-

schriften, und nicht aus Kirchenvätern und Übersetzungen (was vor allem Noth wäre), mehr worden.

Ein anderer Hauptgrund der Gleichförmigkeit des festgestellten Textes in beiden Ausgaben ist der Ausschlag, welcher den so genannten Recenten bey Textesverschiedenheiten eingeräumt wird. Die Zurückbringung der kritischen Autoritäten in Familien kann und soll bey dem N. T. nur die Uebung des kritischen Apparats erleichtern, und eine rechte Hülfe seyn, durch die man schnell zur allgemeinen Schätzung einer Lesart gelangt. Das Zementreffen und Abweichen der Familien, um getheilten Stimmen einer jeden entscheiden zu lassen, allein noch nichts; sie dienen bloß der Aufmerksamkeit zur Leitung, die durch sie und ihr Verhalten unter einander kennen lernt, worauf besonders achten sey. Die Entscheidung über den Werth und Unwerth einer Lesart muß aus inneren Gründen vorgehen, da ja der Augenschein nur zu oft, daß häufig die ältesten und wichtigsten Autoritäten in einer falschen Lesart übereinstimmen; der nach geben die äußeren Autoritäten nur Secubeweise, und verstärken die Kraft der inneren; nur wo keine inneren Gründe einer von den verschiedenen Lesarten, die in einer Stelle angetroffen werden, kein Übergewicht geben, fällt aufseren Autoritäten die Entscheidung zu. Man forge nicht, dadurch Willkühr und Ungewissheit in die Entscheidung des N. T. komme: diese ist nur da, wo Einseitigkeit nicht aber wo Vollständigkeit der Gründe beobachtet wird; sie ist nur da, wo Mißbrauch, nicht aber rechter Gebrauch der Classificationen der vorhandenen Autoritäten in der Beurtheilung zu finden. Das Gewicht, das auf die Übereinstimmung der so genannten Recensionen gelegt wird, hat aber in vielen Stellen des N. T. die richtigen Lesarten nicht wieder in die Stellen eingesetzt, aus wo sie durch die Zeit und verändernde unkritische Entscheidungen verdrängt worden. Könnte wohl sonst noch nur aus vielen ein paar Beyspiele zu geben) das senartige ἐν πειθοῖς σοφίας λόγοις statt des vorliegenden ἐν πειθοῖ σοφίας 1 Corinth. 2, 4 in den aufgenommen? Oder 1 Corinth. 7, 34 πῶς ἀρεῖ γυναῖκα: Μεμέριςαι ἡ γυνὴ καὶ ἡ παρθένος gebildet seyn, da innere Gründe der Lesart καὶ μεμέρις γυνὴ κ. τ. λ. mehr als eine Empfehlung zur Vernunft Erwägung geben? Könnte ohne Vorliebe für das Recensionensystem 1 Corinth. 15, 44 ἔστι σῶμα καὶ ἔστι σῶμα πνευματικόν seine Stelle im Text behalten, und nur der weiteren Prüfung würdig erklärt worden seyn? würde bey 2 Corinth. 10, 1 das οὐ συνιοῦσιν ἡμεῖς δὲ seiner Aechtheit wegen angefochten geblieben seyn, wäre nicht dem bloßen Recensionensystem die Entscheidung eingeräumt worden?

Deutscher Jüngling, dem es nach einem Leben des Verdienstes gelüftet, auch in dem Gebiete der Wortkritik des N. T. noch große, fruchtbare Felder zu einer Ärndte dir überlassen. Mach' fähig, bestelle sie, und ärndte! Du siehst in dieser Ausgabe des N. T. den ganzen kritischen Vorrath, irgend merkwürdig ist, durch deutschen Fleiß

sammen gebracht. Vor allem ergänze, was ihm noch abgeht, und dann sichte ihn, unbefangen und ohne Vorliebe für ein System! Die Handschriften kanst du (bis auf wenige wichtige Ausnahmen, die noch gar nicht, oder nicht vollständig und nicht genau genug verglichen sind) im Staub und Moder der Bibliotheken ruhen lassen: ihrer sind schon nahe an dritthalb Hundert, und mehr und weniger bey den verschiedenen Theilen des N. T., verglichen: aber den angestrengtesten Fleiß verdienen noch die wichtigsten Kirchenväter, mitunter auch die Conciliensammlungen und alten Übersetzungen, von denen nur einige genau, die übrigen entweder gar nicht, oder nur sehr oberflächlich und flüchtig verglichen sind. Hast du den Vorrath beisammen, dann erforsche die Verwandtschaft deiner einzelnen Autoritäten, und bringe jede zu ihrer Familie, und in jeder Familie jede wieder in Reihe und Glied! Hier ist noch viel Unbekanntes zu erforschen, viel Belehrendes auszumitteln, viel Unbestimmtes zu bestimmen. Die griechisch-lateinischen Handschriften sind noch in vielem ein Räthsel, ob sich gleich ihr kritischer Werth durch keine Sophismen bestreiten läßt; der Ursprung der verschiedenen Familien, in welche die kritischen Autoritäten des N. T. zerfallen, sind noch ein Problem, das noch kein Scharfsinn hat lösen können, ob sich gleich ihr Daseyn nicht ablegnen läßt; die Schicksale derselben in den folgenden Zeiten nach ihrem Ursprung sind so verwickelt und verworren, daß sich noch niemand an seine Entwirrung hat wagen mögen; aber sie muß vorausgehen, ehe man ihre kritische Ausbeute gebrauchen will, weil ohne diese Vorarbeit die Regeln fehlen, nach welchen man sie mit Sicherheit brauchen kann. Erst nach langem Erwägen dieser und anderer Gegenstände kann die Verarbeitung des großen kritischen Apparats zur Feststellung einer neuen Recension des N. T. folgen, die aber wieder bey der Beurtheilung eine ausgebreitete Sprachkunde, nicht bloß der griechischen und griechisch-hebräischen, sondern auch der morgenländischen Dialekte, zur reifen Prüfung der inneren Wahrscheinlichkeit der Lesarten erfordert. Man hoffe oder befürchte nicht, daß durch eine solche kritische Anstrengung bey dem N. T. etwa eine neue Christologie oder Anthropologie werde ausgemittelt werden. Diese Furcht und jene Hoffnung wäre zu groß: nein, ein Text alter Schriftsteller würde zum Vorschein kommen, durch die wichtigsten Hülfsmittel, die sich fast aus allen Jahrhunderten dargeboten hätten, so berichtigt und kritisch erläutert, wie noch sonst kein alter Schriftsteller, weil von keinem ein solcher Reichthum von Hülfsmitteln aus fast allen Jahrhunderten vorhanden ist, hat berichtigt und kritisch erläutert werden können. Möge dieser Reichthum an Kenntnissen, das Talent und die gelehrte Muse, welche zu so einer vollendeten Ausgabe des N. T. erfordert werden, bald in einem Deutschen, dessen Nation schon so viel in diesem Fache geleistet hat, nach Wunsch zusammentreffen!

Eingutes Omen dafür mag es seyn, daß Deutschland auch die erste Prachtausgabe des N. T. vollendet hat:

LEIPZIG, b. Göschen: H KAINH ΔΙΑΘΗΚΗ: *Novum Testamentum Graece* ex recensione Jo. Jac.

Griesbach, cum selecta lectionum varietate. Tomus *Secundus*, Evangelia Lucae et Joannis. 1804. 271 S. Tomus *Tertius*, Pauli Epistolae. 1806. 317 S. Tomus *Quartus*, Acta, Epistolae catholicae et Apocalypsis. 1807. 308 S. klein Folio. Jeder Band mit einem schön gearbeiteten Kupfer:

Der Eindruck, welchen die Form der Buchstaben auf den Recensenten gemacht hat, ist unverhohlen bey der Anzeige des ersten Theils dieser Prachtausgabe (J. A. L. Z. 1804 No. 2) dargestellt worden, und das Urtheil, das jene Anzeige enthielt, haben Zeit und Erfahrung nicht abgeändert. Wir rühmen nur noch die vorzügliche Schärfe und Reinigkeit des Drucks, die der Officin, aus der die Ausgabe erschienen ist, große Ehre macht; und bedauern nur, daß nicht auch das Papier deutsches Fabrikat, sondern englisches Velin-Papier ist, und wir diese Ausgabe nicht auch von dieser Seite ein deutsches Kunstprodukt nennen können.

Noch ein dritter Abdruck der Griesbachischen Recension ist als Handausgabe erschienen:

LEIPZIG, b. Göschen: H KAINH ΔΙΑΘΗΚΗ. *Novum Testamentum Graece*, ex recensione Jo. Jac. Griesbach cum selecta lectionum varietate. T. I. II. 1805. 615 S. Ausser der Vorrede und dem aus der größeren Ausgabe genommenen Conspectus portionum observationum criticarum et regularum. 30 S. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.)

Dieser Abdruck ist auf Unbemittelte berechnet, welche sich die größere kritische Ausgabe nicht anschaffen können. Um ihm wenigeren Umfang zu geben, sind an seinem Rand nur die, für die Prachtausgabe ausgewählten Lesarten (doch mit einzelnen Zusätzen) bemerkt, in den Text aber die, das Urtheil über die Lesarten enthaltenden, kritischen Zeichen angebracht worden, die in der Prachtausgabe, zur Beförderung der Einheit im Druck, weggelassen werden mußten. Da die Bedürfnisse mannichfaltig sind, so wenden wir gegen diesen besondern Abdruck nichts ein; wünschen aber doch, daß er dem Gebrauch der größeren Ausgabe nicht schmälern möge. Der Druck ist zwar elegant mit völlig neuen dazu gegossenen Lettern, aber angreifend für die Augen, wofern nicht die Gewohnheit diese Unbequemlichkeit mindert.

HOF, b. Grau, *Novum Testamentum Graeca*. Ad Codices Mss quenses utriusque bibliothecae SS. Synodi et tabularii imperialis, item Augustanos, Dresdenses, Goettingenses, Gothanos, Guelpherbytanos, Langeri, Monachienses, Lipsienses, Nicephori et Zittaviensem, adhibitis Patrum graecorum lectionibus, editionibus N. Testamenti principibus et doctorum virorum libellis criticis, iterum recensuit, sectiones majores et minores Eusebii, Euthalii et Andreae Caesariensis notavit, primum quoque nunc lectiones ecclesiasticas ex usu ecclesiae graecae designavit ac Synaxaria Evangeliarum et Praxapostoli addidit et criticis interpositis animadversionibus edidit *Christianus Eviderus de Matthaei*. Tom. II. continens Actus Apostolorum et epistolas catholicas. 1804. 327 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Die Leser dieser Blätter können schon aus un-

ferer ausführlichen Nachricht von dem ersten Bande (Jahrg. 1803 No 1 ff.) Geist und Charakter dieser Ausgabe und ihre Kraftsprache in den Anmerkungen. Diese Fortsetzung ist jenem Anfang in allen Stücken völlig gleich; weshalb eine umständliche Anzeige von ihr eine überflüssige Arbeit wäre. Auch die Griesbachische Ausgabe mit dem vollständigen Variantenapparat macht diese des Hn. Collegienraths von Matthäi dem kritischen Forscher über das N. T. nicht entbehrlich, weil darin die vielen, bisher unrichtig fortgepflanzten Citationen aus Kirchenvätern, besonders aus Origenes, Chrysostomus und Cyrillus, gebessert und berichtigt werden. Die Polemik des Vf. gegen das sogenannte Recensionensystem in der Kritik des N. T. sucht in den Anmerkungen hauptsächlich ins Licht zu setzen, daß die Corruptionen der syriscen Versionen, des Beda und Codex D sammt den Latinisten in keinem Buche ärger seyen, als in der Apostelgeschichte; daß die Lesarten der Kirchenväter, besonders des Origenes und Chrysostomus, auf welche doch in dem Recensionensystem so viel gebauet werde, äußerst mangelhaft ausgetragen wären; daß insonderheit die neuere Kritik in

den hier bearbeiteten Büchern häufig inconsequenter verfare, und auf manche Autoritäten das Gewicht nicht lege, das sie ihnen anderwärts zuerkenne. Vman darauf antwortet, daß die Güte der Autoren mit den Büchern des N. T. wechsele, ist eber bekannt, und alles, was sich in einem Zeitungsblatt wo kein Ort zu umständlichen Erörterungen ist, darüber sagen läßt.

Den kritischen Anmerkungen stehen andere grammatischen Erläuterungen zur Seite, die viel enthalten. Es seygenug, auf die Anmerkung über *συνελίζομενος* Apostelg. I, 4; über *προσεκλήθη* i *προσεκλήθη* Apstg. V, 36, und über *σωτηρίαν* XIII. zum Beleg dieses Urtheils zu verweisen.

Aufmerksame Leser werden die bey den katolischen Briefen durchgeführte Bemerkung nicht übersehen, daß weniger Corruptionen aus griechischen Kirchenvätern in den Handschriften dieser Briefe finden wären, weil sie nur selten von ihnen Gebraucht werden. Es versteht sich, daß sie zur Bestreitung der in neueren Zeiten angenommenen alexandrischen und occidentalischen Recension von dem benutzt wird.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**THEOLOGIE.** *Ronneburg u. Leipzig, b. Schumann: Über die sogenannten Recensionen, welche der Hr. Abt Bengel, der Hr. Doctor Semler und der Hr. Geh. Kirchen-Rath Griesbach in dem griechischen Texte des N. Testaments wollen entdeckt haben.* Eine kritisch-theologische Struisschrift von Christian Friedrich v. Matthäi, russisch kaiserl. Collegien-Assessor. 1804. 94 S. 8. (9 Gr.) Um sich die Übersicht und die Beurtheilung der zum N. T. aus Handschriften, Kirchenvätern und alten Übersetzungen gesammelten Lesarten zu erleichtern, theilte sie Bengel nach ihrer Verwandtschaft unter einander in Familien ab; Semler brachte sie unter eine morgen- und abendländische, sein Schüler, Griesbach, unter eine alexandrinische, occidentalische und constantinopolitanische Recension. — Hr. M. leugnete in allen seinen bisher edirten kritischen Schriften über das N. T., am ausführlichsten in dieser Streitschrift, (daß es je solche Recensionen gegeben habe: er kenne bloß neben richtigen Lesarten Corruptionen und Interpolationen (einen *textum nativum et adventivum*).

Kein Sachverständiger kann in Abrede seyn, daß das Wort *Recension* für die Sache, die damit bezeichnet werden soll, sehr unglücklich gewählt ist; es ist auch nur von der Semlerischen Schule gebraucht worden, und wenn es durch unsere periodischen Schriften stark in Umlauf kam, so rührt dieses bloß davon her, daß sich dieselbe der meisten kritischen Blätter bemächtigt hat. Andere selbstständige Gelehrte, die auch verschiedene, in verschiedenen Gegenden der christlichen Kirche zur Herrschaft gekommene, Texte des N. T. annahmen, haben sich vor dieser Benennung gehütet, weil sie die Sache schlecht bezeichnete. Die Kritiker verstanden bisher (wie Hr. M. S. 50 sehr richtig bemerkt) unter Recension eines alten Schriftstellers eine von Einem oder Mehreren durch hinfängliche ächte Hülfsmittel oder Documente nach kritischen Grundsätzen genau und glaubwürdig verfertigte Ausgabe desselben, wie das *recensuit* auf dem Titel der Ausgaben alter Classiker, und das *ex recensione* auf bloßen Wiederholungen eines festgestellten Textes deutlich sagt. Solche absichtliche Ausgaben vom Text des N. T. verstand aber weder Semler noch Griesbach, wenn sie von Recensionen desselben redeten. Indessen, da wir in Zeiten leben, wo man Worten einen neuen Sinn unterzulegen liebt, so hätte dieses hingehen mögen, wenn nur Urheber und Nachsprecher dieses Ausdrucks bestimmt erklärt hätten, in welchem Sinne sie ihn nahmen. Im Gegentheil erwiederten sie auf jede Frage, nach dem wahren Sinn des von ihnen gewählten Namens, daß jeder wisse, was dabey zu denken sey; waren sie nun nicht selbst Schuld daran, wenn Matthäi, der das Wort in seinem unter Kritikern hergebrachten Sinn nahm, leugnete, daß es je eine morgen- und abendländische, eine alexandrinische, occidentalische

und constantinopolitanische Recension gegeben habe, da Geschichte keinen Kritiker, weder im Morgen- noch im Abendlande, weder zu Alexandrien noch zu Constantinopel angiebt, der je den Text des N. T. recensirt, oder nach den dazu gehörigen Hülfsmitteln so festgestellt hätte, daß eine Recension daraus erwachsen wäre?

Dieses alles geht aus der Schrift, die wir anzeigen, unwiderleglich hervor: Recensionen in dem Sinn, in welchem die Kritiker das Wort brauchen, gab es vom N. T. nie. Fman aber, ob darin auch die Sache, welche mit jenem unschicklichen Namen belegt worden, in ihrer völligen Nitigkeit dargestellt sey, so möchte ein unparteyisches Urtheil allerdings limitirt ausfallen. Es ist darin nicht gezeigt, nicht gewisse Haupthandschriften mit ihren eigenthümlichen Lesarten in gewissen Gegenden hauptsächlich zu Ansehen in Umlauf gekommen wären; daß nicht gewisse Lesarten den Kirchenvätern einer gewissen Gegend häufiger als bey Kirchenvätern anderer Gegenden gefunden würden; daß die kritischen Autoritäten nicht nach dieser Verwandtschaft in Classen und Ordnungen gebracht und aufgestellt werden dürften. Am wenigsten möchte man billigen, wenn, im E des Widerspruchs, die Classification der Handschriften in dem sogenannten Recensionensystem für Verrätheren am N erklärt wird. Dagegen geht wieder aus dieser Schrift hervor, daß man bey einem genauen Gebrauch des kritischen Apparats des N. T. und bey vollständiger Sprachkunde nicht wohl die Abgötterey mit einstimmen könne, welche mit dem Recensionensystem in neueren Zeiten getrieben worden. Es ist eine wahre Mafora des N. T. auf; es hat zur Einseitigkeit im kritischen Urtheil und zu einer bloß mechanischen handlung der Kritik des N. T. geführt. Doch erwartet selbe noch immer einen Gelehrten, welcher, was so sch nicht ist, darthue, daß es in sich selbst noch lange nicht hörig begründet sey. Materialien dazu finden sich in der Schrift, wie in den beiden Ausgaben des N. T., die Mat bisher besorgt hat: und wären sie in eine gute Ordnung stellt, so würde durch sie manche Schwäche des Recensionensystems deutlicher in die Augen fallen als bisher. Die p mische Form ist daran Schuld, und gereizte Empfindlichkeit. Aber sollte das eigene Bewußtseyn, daß man mit einer Ntregung, die nur Wenige sich zumuthen möchten, für Bereicherung und Berichtigung eines Faches der Gelehrtheit gearbeitet habe; sollten öffentliche Beweise, daß manche Zeitgenossen dieses dankbar anerkennen; sollte Hoffnung, daß die unbestechbare Richterinn, die Nach keiner vornehm herabsetzenden Miene, keines unverdienten Spottes fähig sey — sollten solche und ähnliche Erwägungen das Verdienst nicht gleichmüthiger stimmen können?

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 JANUAR, 1808.

## THEOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Novum Testamentum Graece. Perpetua annotatione illustratum a Joh. Benjamin Koppe. Volumen IV completens Epistolam Pauli ad Romanos. Editionem alteram novis observationibus et excursibus auctam curavit Christophorus Fridericus Ammon. 1806. XXIV u. 412 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)*

Dafs durch die Besorgung des Hn. D. Ammon, der sich um die biblische Auslegung schon längst bleibende Verdienste erworben hat, diese Ausgabe des Koppischen Commentars sehr viel an innerem Werth gewonnen habe, wird schon ein Jeder, der mit den früheren Schriften dieses Gelehrten bekannt ist, im Voraus vermuthen, noch deutlicher aber gehet es aus den beygefügt (und bald durch [ ] bald durch ( ) bezeichneten) Anmerkungen und Excursen hervor. Auch ist die weise Sparsamkeit zu billigen, mit welcher Hr. A. seine Zusätze geliefert hat, wodurch er bewirkte, dafs das ganze Werk nur um ein paar Bogen stärker worden ist, als es in der ersten 1783 erschienenen Auflage war. Da die Gelehrten schon längst über den Werth des Koppischen Commentars entschieden haben, so versteht es sich von selbst, dafs Rec. es blofs mit den von dem neuen Herausgeber hinzugefügten Anmerkungen zu thun haben kann, von welchen wir jetzt einige zur Probe ausheben und beurtheilen wollen, bevor wir über die angehängten Excursen die nöthige Rechenschaft geben.

Bey Cap. I, 16 wird gegen Koppe behauptet, dafs δικαιούνη ἡσού nicht sowohl die Befreyung von Strafen, als vielmehr die Art und Weise anzeige, auf welche man den göttlichen Beyfall und Vergebung der Sünden erhalten kann. Abgesehen davon, dafs die im folgenden für diese Bedeutung angeführte Stelle (wo zweymal für πᾶς fehlerhaft πᾶν abgedruckt ist) nicht beweisend ist; so leiden auch die folgenden Worte ἐν πίστει εἰς πίστιν (die hier sehr gezwungen und willkürlich übersetzt werden: ita ut credentes nova in dies fiducia utamur,) diese Erklärung nicht. Δικαιοσύνη ἡσού wird in dieser Stelle offenbar τῇ ὁργῇ ἡσού v. 18 entgegen gesetzt, und so wie dieses den gerechten und thätigen Willen Gottes über die Sünde bedeutet, so mufs jenes von der Bereitwilligkeit Gottes, unter anständigen Bedingungen Sünden zu vergeben, verstanden werden. Zu Cap. III, 9 wird bemerkt, dafs ὁφ' ἀμαρτιᾶν εἶναι anzeige, der Macht und Herrschaft der Sünde unterworfen seyn. Diese Bemerkung scheint uns ganz überflüssig, da Koppe in der vorhergehenden Note A. L. Z. 1808. Erster Band.

te das nämliche sagt, und nur den an sich unzertrennlichen Begriff der Strafwürdigkeit damit verband. Bey der wichtigen Stelle Cap. V, 15 lautet die hinzugefügte Bemerkung so: *Potest tamen et πολλοὶ etiam ad eos trahi, qui legis ignari, adeoque propriae culpae expertes tamen propter delictum Adami interierunt, qua observatione acueretur adhuc antithesis. Sed diversa plane est ratio delicti et beneficii: si enim propter unius delictum multi obierunt, a reatu peccati immunes, quanto munificentius abundat beneficium Dei gratuitum erga multos, culpae in se admittit onere depressos.* Wir zweifeln sehr, dafs durch diese Erklärung die Antithese etwas an Schärfe gewinnen kann, da man deutlich siehet, dafs der Apostel nicht τοὺς πολλοὺς und τοὺς πολλοὺς, sondern παράπτωμα und χάρισμα einander entgegensetzen wollte. Auch kann diese Erklärung nicht die wahre seyn, da Paulus im 12 Vers ausdrücklich sagt: ἵψ' ὃ πάντες ἡμαρτον. Richtiger ist die Behauptung, dafs ebendasselbst v. 16 κρίμα sententiam iudicis adversus unum latam (Gen. III, 17) κατάκριμα condemnationem totius generis humani mortis imperio addicti bedeute. — Ganz gegen den Context und die ausdrückliche Erklärung des Apostels im 15 V. scheint uns auch die zu Cap. VII, 14 vorgetragene Bemerkung zu seyn, dafs γίνωσκον von der kalten und ruhigen Überlegung des Handelnden zu verstehen sey. — Ganz dem Herausgeber eigenthümlich ist, so viel wir wissen, die Bemerkung, dafs die Cap. XII, 7 befindlichen Worte: εἴτε ὁ διδάσκων, ἐν τῇ διδασκαλίᾳ, εἴτε ὁ παρακαλῶν, ἐν τῇ παρακλήσει stehen sollen für ἄλλος διδασκτικός ἐστὶ ἐν τῇ διδασκαλίᾳ, ἄλλος δὲ παρακλητός (vielleicht παρακλητικός?) ἐν τῇ παρακλήσει unus eminet docendi facultate in munere doctoris, alter strenuus adhortator est in adhortatione publica. Uns wundert, wie dem Hn. A. sein Gefühl es nicht sagte, dafs auf diese Art der Apostel in den Worten ἐν τῇ διδασκαλίᾳ und ἐν τῇ παρακλήσει einen sehr unnöthigen Zusatz geliefert habe. Weit natürlicher ist es, wenn man auch diese Worte als eine Aufforderung zum guten Gebrauch der verschiedenen Gaben und Fähigkeiten ansieht, worauf auch der ganze Zusammenhang der Rede führt. Und hätten dann nicht auch die vorhergehenden Worte κατὰ τὴν ἀναλογίαν τῆς πίστεως anders erklärt werden müssen?

Wir kommen jetzt, um nicht zu weitläufig zu werden, auf die angefügten Excursus, die Hr. Ammon mit neun neuen vermehrt hat. Der erste handelt de spiritu sanctitatis, quo Jesus Dei filius declaratus esse dicitur. Die Worte κατὰ πνεῦμα ἀγνοῦ-

rys Röm. I, 4, werden in dem Sinne genommen, daß sie bedeuten *secundum edita a spiritu sancto oracula*. Der zweyte hat die Überschrift: *de exemplis Abrahami et Davidis, quibus utitur Apostolus ad commendandam fidem, salutis fontem*, Röm. IV, 1 seq. Hier wird die bekannte Bemerkung vorgetragen, daß der Beweis des Apostels aus diesen Beyspielen mehr für Juden als für Christen berechnet gewesen sey. Der dritte beschäftigt sich mit der *natura δικαιώσεως et consecrariis mortis Christi cum peccato Adamitico comparatis*, Röm. V, 1 seq. Auch in diesem Abschnitt soll Paulus mehr auf die Juden als auf die Christen Rücksicht genommen haben, welches wir wohl in Hinsicht auf die Form, aber nicht in Hinsicht auf die Sache selbst zugeben können. Im vierten wird *de homine per Christum a servitute peccati liberato* über Röm. VI, 1—23 geredet. Im fünften *de corpore humano, peccati sede* Röm. VII, 13 seq. Beide Untersuchungen würden, nach Rec. Meinung, ein anderes Resultat geliefert haben, wenn die Behauptungen des Apostels mehr nach wiederholten, und zwar unleugbaren, Erfahrungen wären beurtheilt worden. In dem sechsten Excursus wird die schwere Stelle Röm. VIII, 19—24 so übersetzt: *Omnia humanitas summa de desiderio expectat gloriam filiorum Dei proxime revelandam. Vanitati enim subjecta est humanitas, non sponte sua, sed vi creatoris, sperans tamen fore, ut et ipsa humanitas, misera iniquitatis sorte defuncta, in libertatem filiorum Dei beatam vindicetur. Novimus autem, omne genus humanum adhuc usque diem gravi dolore compunctum ingemiscere, et non solum homines in universum, sed etiam primitias spiritus sancti doni (donis) mactatos, quidquid nos ipsos suspiria ducere, illam rem Messiae radium expectantes, quo a corporis vinculis liberati, in filiorum Dei societatem recipimur*. Den siebenten Excursus *de subsidio Operationis pneumatici Christianis a Paulo commendati* Röm. VIII, 2—39 müssen wir zum eignen Nachlesen empfehlen, so wie den achten, *de voluntate Dei absoluta vel peri rēs theias, nam ενλογην προέβλεψεν ex mente Pauli* Röm. IX, 1—33. In dem oten endlich, welcher *de conversione Populi Judaici ad religionem christianam ex mente Apostoli speranda* XI, 1—36. handelt, wird die Hoffnung geäußert, daß die Vorherverkündigung des Apostels noch in Erfüllung gehen werde. Noch müssen wir erinnern, daß auch die in der ersten Ausgabe befindlichen Vorerinnerungen zu diesem Brief mit einem neuen Zusatz über die Authentie desselben, in welchem die neueren Einwendungen gut beantwortet werden, vermehrt worden sind.

op.

Kaupio, H. Barth: *Über den Geist und die Form der evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht* von F. A. Krummacker, Doctor und Prof. der Theol. zu Duisburg. 1805. X und 499 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Ein Werk, wie dieser Titel ankündigt, zumal da es auch mit dem „ästhetischen“ pranget, gehörte schon längst unter die Wünsche des Rec. und gewis jedes Bibelforschers, der sich nur ein wenig über die gewöhnliche Ansicht und Behandlung unserer heiligen Bücher erhoben hat. Die drey ersten Evangelien be-

sonders — die auch der Vf. allein in dieser Bearbeitung hat — schienen immer dem Rec. e freyeren, im wahren Sinne ästhetischen, Behandl zu bedürfen. Indessen hat dieses Werk, bey nem Guten und Geistreichen, den Forderungen, wir daran machen mußten, nicht ganz entsproch

Es giebt nur drey mögliche Ansichten und Handlungsarten der drey ersten Evangelien. Die erste ist die *dogmatische*, der auf der einen Seite Inspirationsglaube, auf der anderen der Wunderglaube oder der Glaube an eine höhere Ordnung der Dinge (eine höhere Natur in Christo u. s. w.) zum Grunde liegt, und die zwar das gegen sich hat, daß nicht empirisch-kritisch befestigt werden kann, auch darauf keinen Anspruch macht. Die zweyte die (*pseudo*)kritische und (*pseudo*)pragmatische, die Princip Rec. nicht anzugeben weiß, man müßte den Unglauben, der sich auf eine gemeine beschränkte Physik stützt, und eine grenzenlose Verküß für ein Princip halten. Die dritte ist die *historische*, die den sich eindringenden Unglauben, etwas bloß Subjectives, von sich weisend, aber keinen Glauben geradezu gebietend, bey dem zählten, als dem einzig historisch Erkennbaren, hen bleibt. Der Unglaube der Zeit würde diese sieht die *mythische* nennen; allein historisch betrachtet bleibt sie dieselbe, wenn man auch wieder zu Glauben zurück kehren wollte. Z. B. eine Heilungsgeschichte der Evangelien würde rein historisch gestellt, aber, mit dem Subjectiven Unglauben trachtet, als Mythos erscheinen; bewiese sich durch irgend eine Erfahrung — wie man derer der That hat — daß solche ungewöhnliche Heilgen denkbar seyen, oder lände man sich sonst begen, etwas Übernatürliches (d. h. über die gewöhnlichen Naturgesetze hinausgehendes) zu glauben, hätte man als Historiker *objectiv* (and *objectiv* ja der Historiker arbeiten) nichts zurückzunehmen und so wäre die Historie nicht mehr eine wächse Nase. — Man mag nun mit dem Rec. die letzte Handlungsart für die einzig richtige halten oder nicht, so wird man doch mit ihm von jedem Bearbeiter Evangelien verlangen, daß er sich zu einer von dreyen bestimmen halten, und von seinem gewählten Standpunct aus consequent verfahren müsse. So die *Paulus'sche* Erklärungsart — es ist die zweyte obgleich nach unserer Meinung von einem falschen und nichtigen Princip ausgehend, doch das unstreitbare Lob der Consequenz und Durchführ (insofern bey Willkühr Consequenz seyn kann), der Urheber derselben hat das bleibende Verdien um die Schrifterklärung, etwas Ganzes und Voll detes geliefert zu haben mit Gelehrsamkeit und lent. Schwer ist es zu sagen, zu welcher Handlungsart sich unser Vf. halte. Von der *Paulus'schen* sagt er sich los: „bey aller Gewandtheit und trechen Combinationsgabe des Vfs., sey der Commentar über das N. T. der stärkste Beweis, daß die Art zu interpretiren mit nichten geeignet sey, den unbefangenen Leser und Forscher des historisch Sinnes ein Genüge zu leisten.“ (S. 32) Und we

man vorher (§. 18 f.) gelesen hat, daß die Evangelien *epischer Natur* seyen, daß sie mit Homer zu vergleichen und als ein in seiner Gestaltung begriffenes Epos zu betrachten seyen: so begreift man leicht diese Opposition gegen den Commentar über das N. T., und glaube den Vf. auf guter Spur zu finden. Um so mehr aber fällt dann §. 33 auf: „Soll denn aber der kaltblütige Zuschauer und Leser überall die nämliche Ansicht haben wie die Evangelisten, überall Wunder sehen und glauben, wo jene sie sehen? Dies ist eine ganz andere Frage. . . . Sie hinaus zu interpretiren ist unmöglich, ohne allen historischen und grammatischen Sinn zu zerstören, und den Evangelisten gesunde Augen und gefunden Menschenverstand abzusprechen. . . . *Allein etwas ganz anderes ist es, die Ansichten der Evangelisten von dem Factum, im subjectives Urtheil von der Sache zu trennen.* . . . Nehmen wir die Jünger Jesu als solche, wie sie sich selbst darstellen, als sinnliche, leidenschaftliche, mit nichten vorurtheilsfreye, und wunderbegierige Menschen. . . . sollten sie nicht auch zuweilen da Wunder gesehen haben, wo Jesus keine that? — Wir fragen jeden, der Paulus Commentar gelesen, ob dies nicht ganz dieselbe Ansicht sey, ob nicht auf das *Trennen des Urtheils vom Factum* sein ganzes Verfahren sich gründe. Und man urtheile, ob folgender Wundererklärungsversuch des Vfs. nicht ganz in diesem Geiste sey. §. 38. „So läßt sich die Stillung des Sturms auf dem See Genesareth natürlich erklären. Es war ein schnell entstehender Orkan oder Windstoss, die auf dem, von Gebirgen und Schluchten umgebenen, Landsee nicht ungewöhnlich sind. Jesus schlummerte ruhig im Hintertheil des Nachens. Man wecket ihn in der größten Angst und Bestürzung. Er erhebt sich, wirft ihnen ihre Kleinmüthigkeit vor, bedröhet den Sturm, und die Wogen legen sich und der Sturm geht vorüber. — Jesus war überzeugt, daß nicht Sturm und Meer die Sache Gottes würde zerstören können; daß der Sturm in kurzem vorübergehen mußte, war in der Natur des Orkans gegründet; aber nur der Besonnene dachte dieses. Daß die Jünger und Zuschauer die Apostrophe Jesu an den Sturm und das Aufhören desselben als Ursache und Wirkung verbinden, ist eben so natürlich als menschlich.“ (Aber war es nicht reine Charlatanerie von Jesus, wenn er dachte, daß der Sturm in kurzem vorübergehen müßte ohne sein Bedröhen, und ihn doch bedröhte?) Und dennoch spricht der Vf. sonst von einem „historisch begründeten höheren Standpunct Jesu und von seiner *historisch erwiesenen Wunderkraft*.“ Wir fragen, ob irgend ein anderes Wunder mehr historisch begründet sey, als dieses, und welche Wunder der Vf. dafür gelten lassen wolle? Wahrscheinlich die, die wir nicht erklären können? Dies ist ein sehr relativer, mislicher Beweis! So erklärt der Vf. die Verfluchungsgeschichte aus einer *parabolischen Erzählung Jesu*, die Verklärung als eine *Täuschung der schlaftrunkenen Jünger*; und andere Wunder mehr oder weniger nach Paulus'scher Manier. Dagegen streitet (§. 93 f.) gegen die natürliche Erklärung, die der Schriftsteller von den Wun-

derheilungen, z. B. der des Wasserfüchtigen: Gegen die Annahme, daß die Heilung nicht sogleich in dem Moment erfolgt sey, sondern erst später, sagt er: wenn dies auch factisch richtig wäre, so hörte doch darum die Begebenheit selbst eben so wenig auf, ein Wunder zu seyn, als die Weltchöpfung weniger ein Wunder seyn würde, wenn man annähme, sie sey in sechs verschiedenen Zeiträumen, Tagen, Perioden, oder wie man sie nennen wolle, oder in einem Momente geschehen. Jesus könne zu solchen allmäligen Heilungen eben so gut seine wichtigen Gründe gehabt haben, als er sie unstreitig zu dem in verschiedenen Fällen wiederholten strengen Verbot hatte, niemanden seine Heilung bekannt zu machen; „und ferner hatten nicht alle Wunder Jesu gerade die Absicht, ihn als den Gottessohn zu documentiren, sondern manche hatten: zunächst Wohlthätigkeit und Hülfe zum Zweck.“ Gegen die zweyte Annahme des Commentators, daß Jesus sich bey manchen Heilungen gewisser äußerlicher Mittel bedient habe, die er für factisch richtig erkennt, erinnert er: darin liege kein Grund, der uns veranlassen könne, deshalb die Wunder im allgemeinen oder auch bloß diejenigen, die mit einer solchen äußerem Behandlung verbunden waren, aus dem N. T. weg zu exegiren. Niemand werde behaupten wollen, daß die Evangelisten durch solche beygefügte kleinen Notizen hätten andeuten wollen, das vermeintliche Wunder sey ganz natürlich zugegangen. . . . Folglich seyen die Wunder wörtlich im Text der Evangelien, und könnten nicht anders als gewaltsam, keineswegs aber durch historische und grammatische Interpretation hinaus exegirt werden. — Kann wohl je ein Schriftsteller so in Widerspruch mit sich gerathen? Diesen Widerspruch aufzuklären dient nicht die beygefügte Note S. 203. „Es soll hiemit nicht geleugnet werden, daß man deshalb alle und jede Begebenheit, welche die Evangelisten nach ihrer Ansicht für ein Wunder hielten, auch für uns ein solches seyn müsse. Es giebt deren mehrere, welche der verständige Interpret, der auf den Geist des damaligen Zeitalters Rücksicht nimmt, natürlich erklären kann; mehrere, wo er sein Urtheil suspendirt, indem die fragmentarische Darstellung ihm nicht hinlängliche Data giebt, um zu entscheiden. Bey ihren Kenntnissen und Ansichten konnte ihnen leicht manches als Wunder erscheinen, was es nicht war; und nichts nöthigt uns, auch ihre Ansicht zur unsrigen zu machen. *Aber wo sie als Historiker und Augenzugeugten erzählen, da müssen wir sie auch als solche anerkennen,* und nach eben den Gesetzen, nach welchen wir den Livius und Tacitus erklären, sie ebenfalls erklären, also bloß Gerechtigkeit ihnen widerfahren lassen und nichts weiter.“ Rec. bekennet, daß er nicht versteht, was der Vf. damit sagen will!

Diesem nach kann es dem Vf. nicht Ernst seyn mit der Behauptung, daß die Evangelien *epischer Natur* seyen, die dem Rec. anfangs so viel zu versprechen schienen. Wenn sie einen Sinn haben sollten, so könnte es kein anderer als der seyn: daß den Erzählern, und daher auch uns, das Erzählte bloß Sache des *Sinnes*, der religiös-pöpstlichen An-



Schauung, nicht des historischen Verstandes sey. So z. B. wäre das schöne erhabene Bild der Verklärung Jesu, *als solcher*, das Einzige, was sie uns in der Erzählung geben wollen, und was wir durch diese empfangen; wie die Sache wirklich war, wie sie in die historische Reihe gehörte; wußten sie nicht, erzählten sie nicht, und können also auch wir nicht wissen wollen. Nach dieser Ansicht wäre die ganze Erscheinung Jesu in den Evangelien in eine überhistorische Sphäre emporgehoben, aus welcher wir, die wir bloß durch das Medium der Evangelien schauen, sie nicht herabziehen könnten und dürften. Epische Natur und historische Behandlung ist schlechterdings unverträglich mit einander. Wer fragt bey Homer nach der Geschichte, wenn gelüftet nach dem dürren Gerippe der empirischen Wahrheit? Es wäre Unsinn, an so etwas bey Lesung dieses Dichters zu denken. Und warum? weil er bloß unseren poetischen Sinn in Anspruch nimmt mit mächtig anziehendem Zauber. Dafs eine ähnliche Ansicht der Evangelien (wiewohl mehr vom religiösen Standpunkt aus) sich nicht allen aufdringt, liegt an der unvollendeten Form derselben, an den mannichfaltigen Beziehungen auf die Geschichte und Gegenwart, und an den dogmatischen oder antidogmatischen Vorurtheilen der Theologen. — Wenn so die Wundererklärungsversuche des Vfs. in reiner Opposition mit jener früheren Behauptung stehen, so zeigt sich da, wo die epische Ansicht mit unwiderstehlicher Gewalt ihr Recht geltend machen will, in der Geschichte der Geburt Jesu, eine sonderbare Schwankung, Behutsamkeit und Scheu. Er hält diese Erzählungen für später entstandene Sagen, ja er glaubt, dafs sie dem Matthäus erst später bey der Übersetzung aus der palästinenischen Volksprache zugegeben worden; er sagt §. 63: „Eine solche historische Sage, deren erste Quelle sich nicht genau angeben läßt, und welche gewissermassen isolirt in der Geschichte steht, und nur episodisch in den Gang derselben verwebt ist, unterscheidet sich von dem eigentlichen historischen Factum.“ Und doch heifst es dann gleich darauf: „*so nahe sie übrigens an und für sich seyn mag*“ u. s. w. und vorher: „*mag eine solche Erzählung mangelhaft seyn, so beweiset dieses eben ihre historische Wahrheit.*“

Doch die Evangelien enthalten nicht lauter Wunder, und also auch Hn. K's. Schrift nicht lauter verfehlte Ansichten; vielmehr enthält sie im Ubrigen vortreffliche Bemerkungen und Aufschlüsse über Beziehung, Zusammenhang, Bedeutung der einzelnen Begebenheiten der evangelischen Geschichte, über das Verhältnifs der einzelnen Evangelien unter sich. Oft schien uns der Vf. die Dinge zu fein und zu spitz zu nehmen, mehr hineinzulegen, als darin zu finden ist, sich nicht ganz von Hypothesen frey zu halten — gewöhnliche Fehler des psychologisirenden Pragmatismus. Hr. K. sieht die Dinge nicht mit unbefangenen, ruhigem Blicke an, und überläßt sich nicht genug ihren Eindrücken. Besonders hängt ihm auch der Fehler des *Ästhetisirens* an. Lößlich ist sein Bestreben, Alles dem Sinne näher zu bringen; allein der Sinn liebt nur das Natürliche, Ein-

fache, nicht das Gefuchte und Gefchaubte, und das allzuvielen Entwickeln und Zerspalteln zerspalten und zerfplittert die Eindrücke.“ Besonders verunglücken müssen die ästhetischen Entwicklungen des Vfs., wenn er vorher durch das Kritisiren und Psychologisiren Alles zerrissen und zerstückt hat. Z. B. nachdem er nicht undeutlich zu verstehen gegeben hat, dafs die Verklärung eine Vision der schlaftrunkenen jünger sey, setzt er hinzu: (§. 58) „Übrigens bedarf es wohl kaum der Bemerkung, wie sehr der Gottheit würdig und in sich wahr diese Darstellung der Verklärung sey. — Jesus und die göttliche Sendung erscheinen göttlich, im Lichte; — die jünger menschlich, im Schatten, sinnlich, vermuthend, zitternd. Licht ist das Gewand der Gottheit, das Zeichen ihrer Nähe u. s. w.“ Gelungen scheint uns die Entwicklung des Verraths des Judas. Gegen die gewöhnliche Annahme, Judas habe gar nicht den Ausgang der Gefangennahme Jesu erwartet, der wirklich eintraf; er habe vielmehr nur die Absicht gehabt, Jesum zu nöthigen, sich jetzt als König zu erklären, und sein irdisches Reich zu gründen, in welchem er (Judas) eine der ersten Stellen erwartet habe u. s. w., stellt der Vf. eine andere psychologische Erklärung auf. Der kleinliche Charakter des Judas, die niedrige Leidenschaft des Geizes, die er in seinem Betragen entwickelte, habe ihm die Achtung und Liebe seines Lehrers entzogen, und hätte schon nicht in seinem Herzen Platz gefunden, wenn noch einige Liebe zu ihm in demselben war; das Band der Liebe zwischen ihm und Jesus war also aufgelöst; *dadurch aber entstand in Judas Seele eine Leere, das Gleichgewicht derselben war gleichsam aufgelöst, Unmuth und Erbitterung traten an dessen Stelle.* Die sich vermehrende Zärtlichkeit Jesu gegen die anderen jünger, die unbefangene Anhänglichkeit dieser gegen Jesus, die Reden Jesu, in welchen er auf die Untreue des Judas anspielt, und vielleicht manche andere, die er selbst aus bösem Gewissen auf sich anwandte — vermehrten diesen Unmuth, diese geheime Erbitterung und Unruhe. Ein solcher Zustand konnte, seiner Natur nach, nicht lange dauern, jünger konnte er nicht bleiben — gleichgültig abzutreten war ihm eben so unmöglich — das natürlichst war, noch tiefer zu sinken und als erklärter Feind Jesu aufzutreten u. s. w. und so ist der ganze psychologische Gang bis zu Ende recht gut durchgeführt. Ganz misslungen scheint uns dagegen eine andere Erklärung, von der Stelle Matth. 3, 15, die er so gendergestalt paraphrasirt: „Jesus sagt: wir haben beide eine verschiedene Ansicht, es ist ein Kampf unter uns. Ich schlage den Mittelweg vor, dafs ich meinem Gefühle, du deinem Berufe folgest. Dein Beruf ist, zu taufen und zum nahen Gottesreiche einzuweihen. Wohlan denn, so tauf auch mich (*ἄφες ἄρ*) so geschieht einem jeden sein Recht, und so gezieht es sich für uns beide! (*πρόπον ἡμῖν*). Das Ubrige in die Gottheit entscheiden!“ Wie das in *πληρωσαι τὰν δικαιοσύνην* liegen könne, sieht Rec. auch nicht durch die beygefügte Bemerkung ein: „in dem *τ* liegt zugleich der Begriff: was wahr und was re ist, die Entscheidung nach dem Zwist.“



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 JANUAR, 1808.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

GIessen u. WETZLAR, b. Tasché u. Müller: *Neue Grundlegung der Staatswirthschaftskunst*, durch Prüfung und Berichtigung ihrer Hauptbegriffe von Gut, Werth, Preis, Geld und Volksvermögen, mit ununterbrochener Rücksicht auf die bisherigen Systeme, von Gottlieb Hufeland, Hof- und Justizrath und ord. Professor der Rechte in Landshut. Erster Theil. 1807. XXXVI u. 387 S. 8. (2 Thlr.)

In der Vorrede werden die Verdienste der früheren Schriftsteller über die Staatswirthschaft gewürdigt, und zugleich Folgendes über den Zweck der vorliegenden Schrift von dem verdienten Vf. angeführt: „Ich gestehe es frey, daß ich eine durchaus veränderte Hauptansicht dieser Wissenschaft darzustellen vor habe, unter der sich, wie mir scheint, vieles bisher schon Behauptete fester begründen, und manche andere Lehre hervorgehen wird. Ohne diese Veränderung würde mir mein ganzes Vorhaben kaum der Mühe werth scheinen. Ich will indessen gar nicht, daß man glaube, ich wolle lauter Neues sagen. Vieles habe ich von Anderen benutzt und benutzen müssen. — Immer hoffe ich, Unpartheyische werden mir zugestehen, es sey nicht alles, besonders nicht die Hauptansicht entlehnt; und wenn sie daneben noch überzeugt würden, daß selbst bekannte Behauptungen und Entwicklungen durch die Verbindung mit anderen, allgemeinen und von mir behaupteten, zuweilen ein neues Licht erhalten hätten; so würde ich eine meiner angenehmsten Hoffnungen erfüllt sehen.“ Der Rec. ist der Überzeugung, daß alle die, welche hier eine gültige Stimme haben, des Vfs. Bemühungen dankbar aufnehmen werden, indem daraus manche Belehrung für sie hervorgehen wird, sollten sie auch gerade der veränderten Hauptansicht nicht die große, folgereiche Wichtigkeit beylegen, oder ihr die Neuheit unbedingt zugestehen. Wenn aber auch wenig oder nichts Neues in dem Werke vorkäme — welches gleichwohl gar nicht der Fall ist —: so würde doch immer die Art, wie von dem Einfachsten zu dem Zusammengesetzten sorgfältig, ohne die Mittelglieder zu vergessen, ohne Sprung, fest und ernst fortgeschritten wird, ehrenvoll zu erwähnen seyn, und die Deutlichkeit, Bestimmtheit und Klarheit des Ganzen, im Gegensatz gegen die auch in dieser Wissenschaft immer mehr einreißende Barbarey seltsamer Terminologien, ohne neue bestimmte, die Wissenschaft erweiternde Begriffe, ihr Verdienst behaupten. Es ziemt sich nicht, in einem allgemein-literarischen Blatte

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

in ein Detail einzugehen, welches für den Vf., den Rec. und die Ausmittlung der Wahrheit gleich zu- trüglich seyn würde; es ziemt sich nicht, hier Schritt vor Schritt den Autor zu begleiten, und alle Zweifel, Erinnerungen und Bemerkungen des Recensenten beyzufügen. Der letztere muß dieß billig auf andere Zeit und an einen anderen Ort versparen: allein eine Anzeige des Inhalts im Allgemeinen, eine Anzeige dessen, worin der Vf. vorzüglich von den bisherigen Ansichten abweicht, mit einigen Anmerkungen, läßt sich mit Recht auch hier erwarten.

In der Einleitung S. 1 — 14 wird von der Bestimmung, Wichtigkeit und Beschränkung der Staatswirthschaft, daß sie ein Theil der Staatskunst sey, und von den neu vorgeschlagenen Namen für die Elementar-Lehre des National-Reichthums gesprochen. Alsdann wird I) von Gütern überhaupt, S. 17 — 58; II) von Gütern für Mehrere — S. 118; III) vom Preise, und zwar im Allgemeinen und Einzelnen, vor, in und nach dem Tausche, bis zu Ende gehandelt, — Was nun zuerst die Güter überhaupt betrifft, so wird vorzüglich darauf aufmerksam gemacht, daß der Begriff eines Guts sich auf etwas Künftiges beziehe, und daß dazu die Vorstellung eines Zwecks und der Beziehung der Sache, als Mittel aufjenen, erforderlich sey; daß auch neue Güter durch Vermehrung der Zwecke entstanden; daß Einzelne, Mehrere, Gesellschaften und der Staat solche Zwecke und Mittel, folglich Güter haben könnten; daß aber der Ausdruck: Consumtion, von der Benutzung einer Sache gebraucht, mindestens zweydeutig sey. Dann folgt die Eintheilung der Güter in solche, welche unmittelbar benutzt werden können, und in solche, die nur als Quellen anderer, unmittelbarer Güter sich zeigen. Zu diesen letzteren werden Grund und Boden und die Talente und geistigen Kräfte der Menschen gezählt, deren großer Einfluß nach dem Vf. bisher nicht hinlänglich gewürdigt worden. Alsdann wird von der Entstehung der Güter in der Sinnenwelt, welche aufser der Vorstellung vorhanden sind, gesprochen, und die Natur, und vorzüglich die menschliche Arbeit in Anschlag gebracht. Jedoch wird hier auch abermals bemerkt, daß die Dinge durch Arbeit nicht Güter würden, sondern daß dieß nur durch die Vorstellung von dem Werthe dieser Dinge und ihrer Tauglichkeit, als Mittel zu einem Zwecke bewirkt werde, daß also auch in dieser Rücksicht auf Gütervermehrung eigentlich vor anderen Ursachen Vielheit der Zweckhabenden und Mannichfaltigkeit der Zwecke wirke. Die Natur (heißt es S. 41) schaffe freylich allein den Stoff, jedoch erzeuge der Geist des Menschen die Vorstellung bey sich und anderen, und dieser schaffende Geist mache doch erst,

dafs die Sache ein Gut werde. Alsdann wird von den verschiedenen Arten der Arbeit, wodurch Güter hervorgebracht werden, gehandelt. Ferner von dem natürlichen, willkürlich hervorgebrachten, willkürlich erhöhten Güterwerth; von den verschiedenen Antrieben zur nützlichen Thätigkeit; von den möglichen und wirklichen Gütern. Ein Vorrath von Dingen, die Güter werden könnten, sey darum noch nicht wirklich den Gütern beyzuzählen, wenn das wirkliche Bedürfnis oder der wirkliche Wille fehle, wie denn auch das Begehrungswerthe kein Gut sey, welches man vor sich sehe, zu dessen Behandlung als Gut aber die physische Möglichkeit fehle; z. B. wenn der Jäger das Wildblos erst verfolge, und noch nicht erlegt oder in seine Gewalt gebracht habe. — Von dem Aufhören der Güter 1) der Wirklichkeit ihres Daseyns nach, durch natürlichen Untergang, durch willkürliche Aufhebung, die aber zum Theil der Gebrauch nothwendig machen könne, nur dafs nicht jede Benutzung auch ein Verzehren sey: 2) in Ansehung der Vorstellung durch Abänderung der Meinung über Zwecke und Tauglichkeit der Mittel dazu, wie das z. B. bey Modewaaren so häufig der Fall sey. Dann wird von der Erhaltung der Güter durch die Natur oder durch menschliche Willkühr gehandelt, indem man fest bey den Vorstellungen von Mittel und Zweck beharre, oder aber endlich durch Sparsamkeit. Von vorübergehenden und dauernden Gütern. — Dies ist der vorzügliche Inhalt des ersten Abschnitts; und da hierin auch des Vfs. veränderte Hauptansicht der ganzen Wissenschaft liegt, so ist es billig, hierbey etwas zu verweilen. Niemand wird es dem Vf. abstreiten, dafs die Gegenstände in der Sinnenwelt dadurch Güter für den Menschen werden, dafs er sie als Mittel auf Zwecke beziehe. Dieser Satz spricht so für sich selbst, dafs es nicht nöthig ist, darüber viele Worte zu verlieren; auch bemerkt dies unser Vf. selbst, und er fügt hinzu, es würde um so unbegreiflicher seyn, dafs so viele treffliche und scharfsinnige Männer ihn übersehen hätten, wenn nicht die Geschichte aller Wissenschaften ähnliche Phänomene lieferte, dafs man den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen habe. Indefs scheint es dem Rec., dafs dies hier gleichwohl nicht ganz so der Fall sey. Die Begriffe von Bedürfnis, von Befriedigung desselben, vom Werth im Gebrauch, waren ja zuvor von Anderen erwähnt, angewandt, erläutert, und, wenn man will, genug gespakelt worden. Liegen denn aber diese Begriffe so weit weg von jenem der Tauglichkeit eines Mittels zum Zweck? War es ferner so unrecht, wenn man dies eben als bekannt voraussetzte, um sogleich zur Beantwortung der schwierigern Frage überzugehen: wie die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse oder der Zwecke hervorgebracht würden? Eben so wenig scheint es uns, dafs es von den früheren, besseren Schriftstellern übersehen worden, die Talente und geistigen Kräfte der Menschen, als Mittel zur Erwerbung und Hervorbringung von Gütern in Anschlag zu bringen. Abgesehen von den beiden neueren Autoren, die Hr. H. anführt, spricht nicht Smith schon ganz bestimmt an mehreren Orten davon? Z. B. in dem Ab-

schnitte, wo er untersucht, warum bey verschiedenen Geschäften, auch bey voller Freyheit der Anwendung von Fleis und Capital, der Lohn der ersten und der Gewinn des letztern gleichwohl verschieden sey, und ferner, da, wo er vom stehenden Capital redet, wozu er alle, von dem Volk erworbenen Kenntnisse und Geschicklichkeiten rechnet. Wenn aber S. nicht einer besonderen Rente von den Talenten erwähnt, so scheint er deshalb leicht zu rechtfertigen, da er diese unter Arbeitslohn oder Capitalgewinn begreift. Wenn wir so bezweifeln, dafs diese beiden Punkte *in audita* wären: so gestehen wir doch gern, dafs der Vf. sie recht trefflich herausgehoben, oft recht glücklich angewandt und dabey manche neue Aussicht eröffnet habe, und dafs wie von ihm zu erwarten stand, manches Belehrende auch für die, welche in dieser Wissenschaft keine Fremdlinge sind, sich finde, obwohl hier alles dies auszuzeichnen, ein unthunliches Unternehmenseyn würde.

Was den zweyten Abschnitt betrifft, welcher die Überschrift führt: *Güter für Mehrere*, so wird hier zunächst die Anwendung jenes Begriffs von einem Gut, der Vorstellung von Zwecken und dazugehörigen Mitteln, auf Mehrere gemacht, und bemerkt, dafs durch solche Meinungen Mehrerer eine Masse (wie es hier heisst) von Zwecken, Mitteln und also Gütern entstehe, und dafs bey der Verschiedenheit der Ansichten der Subjecte eine Vergleichung der Güter und ein Tausch möglich werde. Es wird hier gleichfalls auf die Meinung und das Daseyn der Güter Rücksicht genommen, und der grosse Einfluss der Stimmung der Nation in dieser Rücksicht besonders bemerkt. Die Antriebe zum Geben und zum Arbeiten für Andere könnten, heisst ferner, in Zwang, oder in der Willkühr bestehen, indem man aus Liebe oder Zuneigung, aus Wohlthätigkeit, oder um etwas wieder dafür zu erhalten arbeite: das Letzte wird begreiflich als das wichtigere behandelt, und manche sehr treffende Bemerkungen beygefügt. Dann wird vom freywilligen und rechtlich begründeten Tausch durch Zwang geredet, und der erstere gleichfalls als der für die vorliegende Untersuchung wichtigste Theil, behandelt. Von der Wirkung des Tausches auf die Vermehrung der Güter wird, in einer Beziehung gewis mit Recht, bemerkt, dafs der, welcher tausche, das, was er durch das Weggegebene erhalte, höher schätzen müsse, weil sonst kein Tausch zu Stande kommen könnte. Auch wird mit allem Recht sehr darauf gedrungen, wie oft das Anbieten, besonders bey Dingen, die mehr entbehrlich wären, eben so gut, wo nicht mehr noch, als die Nachfrage den Tausch herbeyführt. Von der Abtheilung der Arbeiten und Gewerbe wird Rücksicht auf den Tausch; vom Handel nach Smith auch wird des Activ- und Passiv-Handels in den bekannten Bedeutungen gedacht. Rec. bemerkt, dafs man wohl thut, noch Activ- und Passiv-Schiffahrt u. s. w. von Activ- und Passiv-Handel zu unterscheiden, und jene Arten und Eintheilungen des Commerzes darauf zu beschränken, ob der Verkehr durch vaterländisches Capital betrieben werde oder nicht. Ein Volk kann einen Activ-Handel und einen Passiv-

Schiffahrt z. B. haben. — Verhältnisse der erzeugten Güter zu den erzeugenden Kräften der Natur, der Menschen oder der menschlichen Arbeit, zur vereinigten Wirkung der Kräfte der Natur und Menschen. Hierbey wird Fleiß und Kunstfleiß so geschieden, daß unter jenem die festgesetzte, beharrliche Arbeit, unter diesem die grössere Geschicklichkeit und zweckmäßige Anwendung zum besten Erfolg verstanden wird. Der Unterschied ist in der Wirklichkeit sehr begründet; der Sprachgebrauch scheint aber einmal Industrie oder Kunstfleiß in einer anderen bekannten Bedeutung festgesetzt zu haben. Es wird die physische Beschaffenheit des Landes und ihre mannichfaltige Einwirkung auf die Erzeugung der Sachen, die Güter werden, in Anschlag gebracht, dem Einfluß der menschlichen Willkühr aber der Vorzug vor allem anderen eingeräumt. Zuletzt in diesem Abschnitte vom Markt, dem in- und ausländischen, und daß die Gütersphäre unabhängig vom Staat betrachtet werden könne und zum vorliegenden Zweck solle.

In dem dritten Abschnitte vom Preis, wird A) in der allgemeinen Übersicht von der Eintheilung des Werths geredet: Es folgt die bekannte Eintheilung vom Gebrauchs- oder Tausch-Werth. Der Rec. glaubt indeß hier, in Bezug auf das, was oben von ihm bemerkt worden, das auszeichnen zu müssen, was S. 122 vorkommt: so wichtig nun auch der Gebrauchswerth, die Tauglichkeit einer Sache als Mittel zu einem bestimmten Zweck seyn mag; so ist doch der Tauschwerth im menschlichen Verkehr und für die Gütermasse von einem viel ausgedehnteren Einflusse. — Da nun der Werth einer Sache in dem Verbräuche, der Benutzung oder endlich auch in der Anwendung derselben, um etwas anderes hervorbringen, bestehen kann: so wird dieser Unterschied belehrend angewandt, und der einfache und zusammengesetzte Tauschwerth so unterschieden, daß unter jenem die Ablicht zum eigenen Gebrauche, unter diesem die Hinsicht zur Tauglichkeit zu anderweitigem Tausch begriffen wird. Der verglichene Tauschwerth der gegen einander zu tauschenden Dinge wird hier ihr Preis genannt: Rec. hat; so viel er weiß, nebst mehreren Andern gemeinschaftlich, unter Preis den Tauschwerth der Sache, verglichen mit dem üblichen Tausch- Handels- oder Circulations-Mittel verstanden; er hat aber nichts erhebliches dawider einzuwenden, wenn es durch den Sprachgebrauch bestätigt wird, den Begriff, den man mit dem Worte Preis verbindet, auf die Weise, wie von unserem Vf., auch bereits von Anderen, geschehen ist, zu erweitern: — Der einseitige Preis wird darauf vom doppelseitigen so geschieden, daß unter jenem der Tauschwerth begriffen wird, den jeder der Tauschenden, vor dem Tausche, seinem Que in Beziehung auf die dafür zu erwerbende Sache beysügt, und unter dem doppelseitigen Preise wird die Bestimmung des Tauschwerths, worin sich beide vereinigen, verstanden. Der einseitige Preis wird hinwieder geschieden in den inneren, welchen der Weggebende, in den äußeren, welchen der Begiehende setzt. Der innere aber wird in einem wirklichen und willkürlich inneren getheilt; indem bey jenem auf die Kosten des Hervorbringens der

Sache, bey diesem auf die Willkühr der Schätzung, wofür der Weggebende sie hingiebt, Rücksicht genommen wird. Dieß wird denn auch auf den äußeren Preis angewandt, und wie die verschiedenen Theile der Tauschenden, durch den Gebrauch ihrer Kräfte, durch ein Herüber- und Hinüberziehen, im doppelseitigen Preise sich vereinigen, bemerkt. Zugleich wird anschaulich dargethan, wie denn hier ebenfalls Meinung auf Willkühr und diese auf den Preis wirke. Ferner, daß der äußere Preis bey dem ganzen Güterverhältnisse die Hauptsache sey. Vom Marktpreise, von der Gleichstellung der willkürlichen Preise unter sich, wo es heisst: durch den doppelseitigen Preis wird zwischen den einzelnen, durch den Marktpreis zwischen vielen, die Willkühr der Vertragsschließenden gleichförmig gemacht, und der willkürlich innere Preis mit dem willkürlich äußeren auf dasselbe Quantum gesetzt; die Willkühr ist indeß nicht von dem Bedürfnis unabhängig, das bald mehr bald weniger dringend ist, wie denn bey der Anwendung dieser allgemeinen Sätze dieß in der Folge mehr dargethan wird. Endlich wird gezeigt, wie der Gewinn, sowohl bey dem Tausche als auch ohne Tausch, durch die veränderte Meinung über den Werth des bereits Vorhandenen, sich fände und ändere. Diese Lehre vom Preis im Allgemeinen enthält, nebst manchem Bekannten; wie es nicht anders seyn konnte, viel Eigenes, Neues und Belehrendes. Der Rec. ist kein Freund vieler neuen Terminologien: denn die Sprache gehört nicht Einem, sondern Allen, und wie viel gehört dazu; bis man sich über neue Terminologien vereinige, und welche Verwirrung muß in jeder Wissenschaft entstehen, wenn jeder, der sich sonst darum verdient macht, ein Heer neuer Wörter creirt, und schon die schriftstellerische Eitelkeit die Veranlassung wird, daß jeder hartnäckig bey seiner Terminologie beharrt! Rec. ist dagegen ein großer Verehrer solcher Bemühungen, die sich auf die genauere Bestimmung der Begriffe, die schärfste Entwicklung der Verhältnisse, die sorgfältigste Wahrnehmung der Phänomene beziehen. Kann man aber hiebey, ohne neue Terminologien zu schaffen, auskommen, so ist es um so besser. Unser Vf. läßt hier die ganze Lehre vom Preis und die daran geknüpften Verhältnisse gleichsam historisch vor dem Leser sich ausbilden. Zwar fehlt es auch nicht an Terminologien, und selbst nicht an neuen, doch sind sie von der Art, daß sie sprachrichtig theils gebildet, theils leicht dem Unterrichteten vom selbst verständlich sind. Vielleicht werden einige in den Sprachgebrauch aufgenommen. Indes hätten andere vielleicht auch entbehrt werden können, obschon die Verhältnisse zu entwickeln nöthig war. Manchem mögen endlich die Verhältnisse selbst mitunter zu sehr, zu fein anatomisirt und gespalten scheinen; aber wie dem auch sey, so ist das Ganze trefflich zu nennen. Die Anwendung der allgemeinen Lehre vom Preis aber, die unter B) vorkommt, oder die Zergliederung der einzelnen Arten der Preise 1) vor, 2) in und nach dem Tausche, enthält gleichfalls viel Belehrendes. Die Kürze, deren wir uns hier befeßigen müssen, da wir uns auf die Angabe des Abvilles beschränken

ben, wird indess zureichen, die Aufmerksamkeit der Unterrichteten auf dies Werk rege zu machen, und so wollen wir bis zu Ende noch die Hauptpunkte angeben. Bey der Zergliederung des wirklichen inneren Preises vor dem Tausche, wird nun auf die bey der Hervorbringung der Sache gebrauchte Arbeit und das darauf gewandte Capital, wie sich von selbst versteht, Rücksicht genommen. Gegen *Smith's* Meinung, daß Arbeit der einzige unwandelbare Maßstab des Werths sey u. s. w. ist der Vf. im Ganzen einstimmt mit dem, wie sich der Rec. an einem andern Orte darüber erklärt hat. Bey der Arbeit wird a) auf die Menge und den Gesamtwertb des während der Arbeit Verbrauchten, b) auf die Vielheit der dabey gebrauchten verzehrenden Kräfte, c) auf die Zeit, die zur Hervorbringung nöthig war, Rücksicht genommen. Von Maschinen, von Vertheilung der Arbeit, vom Kunstfleisse und der freywilligen Arbeit. In Bezug auf das bey der Hervorbringung einer Sache weggegebene Capital wird der Begriff des letzten so gegeben, daß jeder Vorrath von Gütern darunter verstanden wird; insofern er zur Hervorbringung anderer Sachen erforderlich ist. Von den Bestandtheilen des Capitals meist nach *Smith*. Es wird angemerkt, daß das, was *Smith* getrennt vom Capital den Vorrath zum unmittelbaren Verbrauch nennt, auch auf die Erzeugung neuer Güter als einwirkend angesehen werden könne. Dies wird in verschiedener Hinsicht gezeigt; unter anderen bemerkt, daß, da die meisten Güter Tauschwerth hätten, man auch alle die zum Benutzungsvorrath gehörigen Dinge wohl vertauschen könne, und somit jede Sache von Tauschwerth, mittelbar mit Erzeugungswertb begabt sey; folglich, daß auch eine gänzlich abscheidende Grenze zwischen den Benutzungs- und Erzeugungs-Fonds nicht zu geben sey. Rec. hält dafür, daß dies auch *Smith* gar nicht leugnet; sondern daß er den von ihm angemerkten Unterschied nur deswegen angiebt, weil er Statt finden kann, und um die verschiedenen Verhältnisse und Beziehungen, die Platz greifen können, gehörig an einander zu setzen, je nachdem des Menschen Willkühr darüber bestimmt. Gegen *Lauderdale's* neuen Angriff auf die ausgedehnte Wirkung des Capitals, übereinstimmend im Ganzen mit der an einem andern Orte, auch in diesen Blättern, vorgetragenen Widerlegung des Recensenten. — Vom Ersatz des Capitals. Alles aufgewandte Capital muß ersetzt werden durch das, was der Weggebende erhält; das umlaufende ganz, das stehende nach der GröÙe der Gütermasse, die darin angelegt worden, nach dem Verhältnisse, inwiefern es durch den Gebrauch zerstört wird und Reparatur erfordert. Dann wird der Ersatz des Capitals in Bezug auf die Zeit, innerhalb welcher er Statt findet, betrachtet, welches denn von der Art des Geschäfts oder dem Credit abhängig ist. Auch wird die Möglichkeit des Verlusts eines gänzlichen Ersatzes in Anschlag gebracht. Bey der Zergliederung des willkürlich inneren Preises vor dem Tausch wird auf die Meinung besonders hingewiesen, die der Weggebende von dem Vorrath der Güter bey Anderen habe, die mit den seinigen concurriren können, welches belehrend auf die Meinung eines Mangels an Getreide angewandt wird; dann auf die Meinung über das Bedürfnis dessen, der die

Sache eintauschen will; endlich auf die Neigung des Weggehenden zum Weggeben, die verständlich begründet seyn könne. Bey der Zergliederung des äußeren Preises, vor dem Tausch wird auf die Meinung und Neigung des Begehrenden Rücksicht genommen und besonders auf sein Bedürfnis, seinen Wunsch, künftig mehrere solcher Güter zu haben, und sein Vermögen. Eine Distinction *Steuarts* zwischen großer, stark vermehrter, und zwischen hoher, und zwischen einer kleinen schwachen und zwischen einer niedrigen Nachfrage wird empfohlen. Endlich und zuletzt wird von der Zergliederung der einzelnen Arten der Preise in und nach dem Tausche gehandelt. Die verschiedenen Theile vereinigen sich in einem Punkt nach einem Kampf entgegenwirkender Kräfte. In dieser letzten Abtheilung ist dann vorzüglich vom Gewinn am Arbeitslohn, am Capital, an den natürlichen Quellen der Güter (Boden und Talente) die Rede. Da hier vieles vorkommt, was auch von andern bemerkt worden, obwohl hier durch Ordnung Bestimmtheit und Klarheit ein neues Licht selbst auf bekannte Behauptungen fällt: so wollen wir uns nur auf einige auszuhebende Punkte beschränken. Da der Credit sowohl für den Creditgebenden, als den Creditnehmenden eine neue Güterquelle werden könne, wird, wie sich von selbst versteht, angemerkt. Dann aber aus dem römischen Recht hinzugefügt, daß das weggeliehene Capital zur Folge bloß ein Recht auf Wiedererstattung und Gewinn, und nicht mit nur eine Forderung gegen den Anderen begründet. Darin aber bestehe das Gut, und eben darum sei es nichts Körperliches. Dies wird aus der geringen Masse des vorhandenen Geldes und der großen Staatschuld Englands erläutert. Der Gläubiger habe kein Recht auf ein bestimmtes Geld als sein Gut. — Bey der Grundrente wird bemerkt, daß sie nur unter den Händen des ersten Besitzers und dessen Erben, nicht unter denselben Gesetzen stehe, als der Capitalgewinn. Komme aber das Land an einen andern Besitzer, so daß das Capital dafür gegeben werde: so gehe alles nach den Regeln des Capitalgewinns. Doch sey zu bemerken, daß nach solcher Erwerbung jede Erhöhung des Gewinns an Landgütern abermals als Grundrente erscheinen könne, und dann wieder unter ihren Gesetzen stehen. Bey Vertheilung der verschiedenen Arten des Gewinns unter die Gewinnenden und die Höhe jenes, kommen gleichfalls sehr belehrende Bemerkungen und nähere und genauere Bestimmungen von dem Zinsfuß im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts noch überall zehn bis elf Procent gewesen, dem ist nicht also. In den Hanse- und niederländischen Städten war er nicht nur damals, sondern auch weit früher schon, fünf und sechs Procent. Sehr richtig ist, daß der hohe und niedrige Zinsfuß etwas Relatives sey, und daß aus dessen Höhe und Niedrigkeit nicht rasch auf den Reichtum der Nation zu schließen sey, daß unter bestimmten Voraussetzungen der niedrige Zinsfuß nur sicher etwas erfreuliches sey. Bey der Auseinandersetzung der Gegenwirkung des Zinsfußes und des Preises der Landgüter auf einander, werden die Behauptungen des Gr. Soden geprüft und widerlegt. Die Höhe der Gewinn unter gewissen Umständen, ihre Gleichförmigkeit, der natürliche Preis und die Untersuchung darüber, daß der letzte Verbraucher den ganzen Preis zuletzt bezahle, dabey aber nicht verliere und die Gründe, warum hier noch nicht auf dessen Erhöhung das Abgeben Rücksicht genommen werden, machen den Beschluß. Der Rec. braucht kaum, nach allem bereits erwähnten, hinzuzusetzen, wie das mannichfaltig Belehrende in diesem Theile auf Fortsetzung des Werks begierig mache.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 JANUAR 1808.

## M E D I C I N.

NÜRNBERG, b. Campe: *Fr. A. Marcus*, königl. bayer. Director der Medicinalanstalten der med. chirurgischen Schule etc. *Entwurf einer speciel-  
len Therapie*. Erster Theil: die Entzündung  
und die Fieber. 1807. 349 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Die wichtigsten Fragen in der ganzen Pathologie sind diese drey: was ist Schärfe? was ist Entzündung? was ist Krampf? Jene drey Qualitäten sind den verschiedenen Krankheiten eingeboren, und was an diesen qualitativ bestimmt ist, das ist es durch jene. Alle bisherigen pathologischen Theorien durch alle Jahrhunderte und Schulen hindurch, hatten kein anderes Streben, als die Auflösung jener drey Probleme; — wenn diejenige ausgenommen wird, welche, alle dynamische Construction der Krankheit schlechthin verweigernd, jene drey Qualitäten für nichts sagende Worte erklärte, Krampf und Schärfe als nicht vorhanden betrachtete, und von der Entzündung nichts als das Wort stehen liefs. Bemerkenswerth ist es auch, dafs jene drey Principien sich abgefordert von einander, jedes als die Basis einer besondern Schule, organisirten. So jenes der Schärfe in der humoral-pathologischen, jenes der Entzündung in der Schule von Sydenham und der Antiphlogistiker, jenes des Krampfes in der Cullen'schen Krampf-Theorie, und in jener der Nervenpathologen. Alle praktischen Ärzte sind darin einverstanden, dafs es einen Zustand von Anomalie der Sensibilität gebe, den sie Krampf nennen, und welcher eine eigenthümliche Curmethode, die antispasmodische erfordert: — eben so dafs alles falsche anomale Produciren sehr bald eine bestimmte Richtung nehme, und nach einem besondern Gesetze geschehe: solche Reproductionsfehler sind die Schärfen. Wo die Schärfen einmal sind, da mufs die Anomalie des Bildungstriebes vertilgt, und ihr durch Antidota, durch Anticrophulosa, Antarthritica, Antisyphilitica etc. entgegengearbeitet werden. Jede Krankheit ist eine Anomalie Einer der Grundfunctionen des Lebens: es giebt hier nirgends ein Mehr oder Weniger, eine Hypersthenie oder Asthenie weder des Lebens überhaupt, noch der einzelnen Functionen, noch auch eine graduale Verschiedenheit der Hypersthenie. Krankheit ist da, wo irgend etwas im Organismus nicht unmittelbar durch das Leben bekräftigt ist, wo das Zufällige (eine Relation) als das Wesen gelten, seine Realität in

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

sich haben und nicht aus dem wahrhaft Realen herleiten will. — Den Beweis: dafs die Entzündung eine solche Anomalie der Irritabilität sey, führt das angezeigte Buch, und es führt ihn auf eine durchaus befriedigende, alles erschöpfende Weise. Es ist hier kein Unterschied mehr zwischen Theorie und Empirie; in der Vernichtung dieses Gegensatzes zeigt sich das eigentlich Künstlersche, das in der Medicin ist; und insofern können wir das Buch auch als ein Muster der Darstellung preisen. Das hohe ärztliche Kunsttalent des Vfs. ist Allen sichtbar, die ihn in seiner Eigenthümlichkeit erkennen; und aus diesem ist die ganze Lehre von der Entzündung und von dem Fieber hervorgegangen. Marcus konnte in der Erregungstheorie nicht einheimisch werden: — es ist eine Feindschaft zwischen seiner Natur und dieser Lehre: denn wo ist alles Künstlersche in der Medicin mehr vertilgt, als in dem System von John Brown? Dagegen wundert man sich, wie hier Marcus so bestimmt und wahr von der Entzündung und von dem Fieber spreche, dafs jeder in seiner Erfahrung die dort verzeichneten Gestalten wieder erkennt, und keiner dem Gemälde Leben und Wahrheit absprechen kann. Hat er denn das Wesen der Krankheit erkannt, und wo hat er diefs ausgesprochen? — ist er mit den Principien der allgemeinen Pathologie und Therapie im Klaren, worüber noch von keiner Seite etwas Befriedigendes öffentlich verhandelt worden ist? Nirgends hat er diefs bewährt, und dennoch wohnt ihm stumm und verborgen die Erkenntnis bey. Diefs ist nun Allen ein Ärgernis, welche die Medicin als Kunst nicht begreifen; sie meinen, dafs man mit der allgemeinen Pathologie und Therapie zuerst im Reinen seyn müsse, ehe es fromme, an die Bearbeitung des Details zu gehen. Aber so wird das Reich der Wissenschaft nicht gegründet. Sie werden überall das Einzelne früher entstanden finden, als seinen Begriff, so wie die Kunstwerke überall früher sind als die Kunstregeln.

Die praktische Seite der Lehre von der Entzündung und von dem Fieber ist bey Hn. M. entschieden die gelungenste. Rec. erwartet mit Zuversicht, dafs durch sie eine Reform der medicinischen Praxis bey acuten Krankheiten bewirkt, dem verderblichen Stenüsiren bey Fiebern und grossentheils bey Entzündungen Einhalt gethan, und die antiphlogistische Curart in ihre Rechte wieder eingesetzt werde. Allein die Brownsche Lehre ist leider so tief in die Masse der Ärzte, und selbst in die Gilde der Barbieri ein-

gedrungen, daß die letzten in der Gegend, wo Rec. lebt, größtentheils Brownianer sind, und überall Opium, Naphtha etc. verschreiben. Aber Ärzte, welche den Erfolg einer Curart zu beurtheilen im Stande sind, werden aufmerksam darauf seyn, daß Hr. M., welcher einer der eifrigsten Brownianer war, und gewiss den Erfolg der Brown'schen Curmethode in ihren verschiedenen Modificationen am Krankenbett zu beobachten Gelegenheit hatte, nun auf die Seite der antiphlogistischen Behandlung in der Mehrzahl der Krankheitsfälle von Entzündungen und Fiebern hinübertritt, und daß in seinem Lehrbuche beynahe überall von Nitrum, Salmiak, Cremor tartari, Spiritus Mindereri, Calomel etc. die Rede ist. Die Anwendung der Säuren, der Neutralsalze, der Metallkalke und Metallsalze ist nämlich in der letzten Zeit auf eine höchst nachtheilige Weise in der Praxis zu sehr durch das hohle Wort: Asthenie eingeschränkt, ja beynahe aus ihr verbannt worden. Sehr ernstlich werden nun die Ärzte von Hn. M. zur Prüfung dieses Gegenstandes, der schon abgethan zu seyn schien, aufs neue angetrieben. In der Fieberlehre ist wieder von einer *gastrica, biliosa, pituitosa, verminosa, putrida*, es ist von der Complication des entzündlichen Charakters mit dem nervösen, faulichten etc. die Rede. Überhaupt erfreuet sich die Fieberlehre eines ungleich höheren Grades von Vollendung, als die Lehre von der Entzündung: und dankbar erkennt der Vf. in der Vorrede es an, wie vieles er hierin (und wir alle mit ihm) der *Építome de curandis hom. morb.* von J. P. Frank verdanke. Durch die specielle Therapie von Hn. M. sind die Ansichten der naturphilosophischen Schule an die Erfahrungen älterer Zeiten, und an jene aller besseren Ärzte, welche jemals waren, angeknüpft; da alle neueren Versuche dieser Art mehr ein Bestreben waren, sie von jenen loszureißen. Hr. M. hatte auf die hier mitgetheilten therapeutischen Maximen, welche von den jetzt beynahe allgemein angenommenen und von seinen eigenen früheren so sehr abweichen, durch die Mittheilung mehrerer Krankheitsgeschichten von *febris biliosa, gastrica, rheumatica, catarrhalis* etc. in dem zuletzt erschienenen Hefte seines Magazins für specielle Therapie schon vorbereitet; und aus jener früheren Mittheilung ist zu ersehen, daß diese Grundsätze ächt praktisch, am Krankenbette von einem sinnigen Gemüthe empfangen, und nach höheren Ansichten ausgebildet wurden. — Allein nicht derselbe Grad von Gelungenheit möchte an der hier zum Grunde liegenden Theorie der Entzündung und des Fiebers bemerkbar seyn. Folgende Bemerkungen mögen dieß Urtheil des Rec. bestätigen.

Entzündung und Fieber sind Hn. M. von einerley Abstammung: beide sind Irritabilitäts-Krankheiten; die Entzündung ist das im Organe fixirte Fieber, das Fieber ist die Entzündung im ganzen System. Alle Verschiedenheit der einzelnen Fieber und Entzündungen beruht einzig darauf, ob die Irritabilität in diesem oder jenem Systeme, in diesem oder jenem

Organe leide. Das Leiden der Irritabilität ist nur Hn. M. ein Gefunkenseyn, eine Asthenie derselben — unvermerkt hat sich wieder die alte Sünde, die Asthenie, eingeschlichen: und nun läßt Hr. M. die antiphlogistische Methode darin bestehen, daß die Irritabilität hervorgerufen, potenzirt, kurz sthenisirt werde. Die Entzündung ist aber eine Anomalie der Irritabilität, weder eine Steigerung, noch ein Gefunkenseyn derselben. Die Irritabilität leidet hier nur weil sie in ihrer Zufälligkeit, in ihrer blossen Relation hervortritt. Sie ist ihrer Wurzel beraubt, chymärisch, aber exaltirt in dem, was nichtig und weissenlos an ihr ist. Wir zweifeln nicht, daß Hr. M. sich unter seinen Worten dasselbe gedacht habe; aber die Worte sind falsch gewählt. Hr. M. würde da Unstatthafte in solchen Ausdrücken bald eingesehen haben, hätte er sich nicht an zu allgemeine Begriffe gehalten. Nämlich die Vorstellung von absoluter und relativer Cohäsion, von Expansion und Contraction u. s. w. beschäftigt ihn zu sehr. Wenn man von dem organischen Leben, von Krankheit u. s. f. handelt, so muß von Fleisch und Blut, von Knochen und Nerven die Rede seyn. Die Vorstellung, daß die antiphlogistischen Mittel unter die Körper aus der minder cohärenten Reihe, z. B. der Metalle, gehören, veranlaßt Hn. M. anzunehmen, daß sie expansiv wirken, die Expansion hervorrufen; und darauf gründet sich wohl seine Ansicht von der Entzündung als einem Zustande von gehemmtem Expansiv-Streben des arteriellen Systemes, von eingetretener Contraction in diesem. Die wichtigsten Antiphlogistica sind doch immer die Aderlässe, das lauwarme Wasser, die Mittelsalze. Wasser und Salz sind nun von einerley Natur; beide indifferent, jenes die Indifferenz der beiden Formen der Elektricität, dieses die Wiederkehr der Indifferenz (des alkalischen und des Säure-Principes) bezeichnend. Wenn nun jede Ding, als ein Ausfluß des allgemeinen Naturgeistes in dem nur von diesem ansprechbaren Organismus nur dasjenige Streben hervorbringt, von welchem es selbst befeelt ist; so kann das Wasser und das Salz auch nur indifferenzirend wirken, Gegensätze ausgleichen, und anomale irritable Processe beschränken. Ganz falsch ist aber die Vorstellung, daß bei der Entzündung Contraction in der Arterie als Hemmung ihres expansiven Strebens eingetreten sey. Wir wollen zwar die Sache nicht so anatomisch verstehen, und daran erinnern, daß bey Entzündungen die Arterien des entzündeten Organs sich erweitern und konisch werden, da die Basis des Kegels dem Organe zugekehrt, und die Spitze von ihm abgewendet ist: — aber es liegt am Tage, daß die Entzündung die arteriellen und venösen Gefäße überhaupt nichts angehe, sondern ihren Sitz im Capillargefäß-System habe, welches weder arteriell noch venös ist, sondern die Indifferenz beider sich entgegengesetzter Gefäßepolaritäten ausdrückt. Selbst wenn die Gefäßhäute entzündet werden, sind ihr Capillargefäße der Sitz der Entzündung. Die drei wichtigsten Erscheinungen der Entzündung, Röthe



Hitze, Geschwulst, beziehen sich nur auf das Capillargefäß-System, und auf die ihm eigenthümlichen vitalen Proceſſe. Nämlich bey der Entzündung ist eben das Capillargefäß-System des Organes, wodurch dasselbe in innerer Einheit und Selbstgleichheit besteht, in sich differenzirt, und in den Gegensatz von arterieller und venöser Gefäßethätigkeit zerfallen. Die Entzündung ist daher ein Zustand von innerer Auflösung des Organes in Gegensätze, welche nicht durch das Leben in ihm affirmirt sind, welche daher dasselbe innerlich zu zerstören, seine Cohäsion zu vernichten trachten. Durch jene unrichtige Vorstellung von der Natur und vom Sitz der Entzündung entsteht auch in der sonst so trefflich gehaltenen Aetiologie der Entzündung eine Einseitigkeit. Nämlich mit Recht behauptet Hr. M., daß die Ursache aller Fieber und Entzündungen in Veränderungen der Atmosphäre liege, und daß der Charakter derselben immer zunächst durch die Witterungs- und Jahres-Constitution bedingt werde. Da aber der Gegensatz von Kälte und Hitze dem Gegensatz von Contraction und Expansion gleichgeachtet wird, so kann auch nur die Kälte, nach Hn. M., Entzündung hervorbringen: — da doch offenbar auch die übermäßige Hitze, mit und ohne Wechsel von Kälte (und überhaupt alle atmosphärischen Influenzen), z. B. Leber-Entzündungen, biliöse Fieber, gelbes Fieber u. s. w. erzeugen. Auf die weitere Abhandlung hat die etwas unrichtig aufgefaßte Ansicht der Entzündung weniger Einfluß. Vortrefflich gelungen ist die Darstellung der Ausgänge. Was im Fieber die Krise ist, das ist bey der Entzündung die Resolution, eine Wiederherstellung der Indifferenz, eine Ausgleichung. Wo bey sich selbst vernichtender Irritabilität auch die Reproduction des entzündeten Organs zuletzt vernichtet wird, da entsteht Eiterung; Erlischt die Irritabilität, mit ihr die Unterscheidbarkeit der Theile und Gebilde, so geht die Entzündung in Verhärtung über; erlischt die Sensibilität zu erst, so entsteht Brand. Von der nervösen, arteriellen und venösen (lymphatischen) Entzündung tendirt jede zu einem besonderen Ausgange. Jeder dieser besonderen Arten der Entzündung entspricht auch ein besonderes Glied in der Reihe der antiphlogistischen Mittel. Diese Reihe geht nach Hn. M. von dem Nitrum und den Salzen anhebend durch die Metallkalke, unter welchen das Calomel das vorzüglichste ist, bis zu dem Moschus hinauf. Diese Aneinanderreihung kann nur demjenigen hart scheinen, welcher vergißt, daß bestimmte Arzneimittel nur in Beziehung auf eine bestimmte Krankheit eine besondere Reihe bilden, und daß in Beziehung auf eine andere Krankheit auch ein ganz anderes gegenseitiges Verhältniß derselben eintritt. Übrigens hätten doch die therapeutischen Maximen an Klarheit und Bestimmtheit gewonnen, und ihre soehinbare Härte verloren, wenn Hr. M. die Eintheilung der Entzündung in primäre und secundäre, in idiopathische und symptomatische beybehalten hätte. Denn da, wo bestimmte Krankheitsdiathesen, z. B.

die katarrhalische, die rheumatische, die scrophulöse, die siphilitische Dyscrasie, die Entzündung; veranlassen oder compliciren, darf auch, weil die Entzündung nicht mehr rein, sondern getrübt und complicirt ist, kein rein antiphlogistisches Curverfahren Statt finden, sondern es muß zugleich jene Dyscrasieen entgegen gewirkt werden.

Was nun die von Hn. M. behauptete Identität des Fiebers und der Entzündung betrifft, so ist diese schon von vielen geahndet, aber noch von Niemanden so treffend und beweisend, als von Hn. M., dargestellt worden. Sogar die Ausgänge der Entzündung finden sich hier wieder: — die Resolution als Krise, die Eiterung als Depot, als kritische Ablagerung, die Verhärtung als Fieberkuchen, als Obstruction der Eingeweide (z. B. bey dem Wechselfieber); der Brand als solcher im Typhus. Treffend sind die einzelnen Fieberarten gezeichnet; und wenn andere die Symptome der Krankheiten auseinander reißen, so das Bild derselben verzerrend, daß niemand mehr in solchem Chaos die verborgene Einheit, wodurch sie zusammen gehalten werden, erkennt: so sind bey Hn. M. die Krankheits-Erscheinungen nur die einzelnen Züge des herrlichen Naturgemäldes, aus welchem uns das Bild der Krankheit in vollkommener Ähnlichkeit anspricht. Sehr wichtig ist die Diagnostik des Synochus in seinen verschiedenen Arten, als *febris biliosa*, *gastrica* etc. und die Unterscheidung des primär-nervösen Fiebers von jedem anderen in das typhöse Stadium nur übergegangenen Fieber.

Was wir über die Theorie der Entzündung von Hn. M. gesagt haben, dasselbe gilt auch von seiner Fieberlehre. Dieselbe Berichtigung des Grundbegriffes scheint uns auch hier nothwendig, und wenn diese Statt findet, so möchten dennoch Fieber und Entzündung etwas weiter aus einander zu stehen kommen, als ihnen hier ihre Stellē angewiesen worden ist.

Das ganze Gefäßsystem, obgleich in dem Gegensatz der beiden Gefäßgeschlechter, des arteriellen und des venösen zerfallen, besteht dennoch wieder als eine Einheit und Totalität in sich. Nach allen Seiten ist es kreisförmig; in sich selbst wiederkehrend geschlossen, eine concrete Darstellung des Gegensatzes in der Einheit. Was nun im Capillargefäßsystem des besonderen Organes die Entzündung ist, das ist im ganzen Gefäßsystem das Fieber. Hier leidet das Bindende, die beiden Gefäßgeschlechter zur Einheit eines Systemes Bildende. Die verborgene Einheit beider ist aufgeloben, und nun ist der Gegensatz der Arterie und der Vene ein ungebundener: es beginnt ein Conflict derselben, in welchem kein Maß und kein Ziel mehr ist; das Blut wird hiebey zersetzt, wie im galvanischen Proceß das Wasser. Das Fieber ist daher eine Krankheit des Gefäßsystems, wobey dieses in seine beiden Pole zerfällt, und seinen Gegensatz ungebunden hervortreten läßt. Darin liegt der Grund von der zeitlichen Bestimmtheit, und von dem periodischen Ver-



läufe des Fiebers, von dem Wechsel des Paroxysmus und der Apyrexie. Das einfachste oder Stammfieber ist daher nicht, wie hier angegeben wird, die Synocha, sondern das Wechselfieber, dessen Paroxysmus und Apyrexie sich in dem anhaltenden Fieber als Exacerbation und Remission wiederholt. In dem Wechselfieber tritt das Fieber am reinsten als solches, am meisten von der ihm verwandten Entzündung unterschieden, hervor: daher auch die Wechselfieber so selten von endzündlicher Natur sind. Die Synocha aber bezeichnet den Moment, wo das Fieber mit der Entzündung zusammentrifft. Es giebt daher Febrifuga, directe dem Fieber ent-

gegengesetzte Mittel (so wie es Antiphlogistica giebt welche aber bey der Synocha am wenigsten anwendbar sind, dagegen sie die Intermissionen am sichersten heilen. Es ist nicht schwer, einzusehen, wie die Febrifuga, die Fieber-Rinde u. s. dem Gefäßsystem gerade das Bindende des Gegensatzes wiedergeben wie sie tonisch, die Reproduction in die Irritabilität leidend, wirken. — Wir schliessen diese Anzeige indem wir auf die Schrift selbst verweisen, und den Wunsch hinzufügen, sie möge auch von den bloß ausübenden Ärzten nicht übersehen, sondern darin Enthaltene möge gerade von ihnen am meisten berücksichtigt werden. Wr

### KLEINE SCHRIFTEN.

**MEDICIN.** Jena, in d. akad. Buchh.: *Lusus medici orationibus expressi.* Infunt Gonorrhoeae et Calviti Encomium Q. Calvi Venerei Funus indictivum et Exequiae. Parentavit D. Christ. Gottf. Gruner, Prof. Med. Jenens. Primar. Ord. Med. Senior. 1808. XVI u. 84 S. 8. (10 Gr.). Den Zweck dieser akademischen Reden drückt das Motto des Titels aus: *ridendo dicere verum*, und noch deutlicher die Vorrede (S. VI): *Quidni, dum licet et juvat, opinioni seculi et studiis hominum ita serviamus, ut, nisi argumentis atque praeceptis commoveri possint, certe ridiculo compellantur ad deponendos malos mores et mittenda vitia, et tandem aliquando redeant ad veram honesti contentionem ac stabilem corporis animique curam?* Der einsichtsvolle Vf. kannte ohne Zweifel sein Auditorium, und wußte, welcher Vortrag ihm zuträglich sey oder gar nothwendig. Für andere Leser werden einige ausgehobene Stellen bezeichnender seyn, als jede weidäufige Charakteristik dieser Reden. Z. B. in der ersten Rede (S. 11): *Mentula male se habet, sed sua sorte contenta manet; mentula vehementer inflammata tumet, urit et torquet, at vero sensus veneris malignae labris compressis minuitur; mentula male tenditur chorda venerea, ut ista veteris gaudii nuncia pro adjumento nulli est; mentula crebris amoribus lassata, debilitata, ausis lapsa, turpiter caduca et braccis laxis conclusa humum demisse ac prudenter respicit, humoremque acrem patienter destillat, aeger vero peccatorum probe conficius et solitudinis amans, non amplius grassatur in mulierum pudicitiam.* Bald darauf (S. 16): *Immundum cernitur indusium, contaminatur bracca liquore fulvo: atqui vero isthoc symptoma non tanti habendum existimemus, quanti censores morum duri et inexorabiles Catones decreverunt. Quid? si somnio suavi et ludibrio noctis tactus se circumcirca polluerit?* Und in einer anderen Rede (S. 53): *Ideone imbellis, inermes et inhabilis mulieribus viros eos habeamus, quibus vertex est cucurbita laevior, quibus crura longe gracillima, poplites minus validi ac firmi sunt? O viros prae ceteris ingeniosos, qui, cum non inguina, non vires ulla habere videantur, uxori quartas, meretricibus decimas dederunt! O homines bellos ac lepidos, qui sibi in militia Veneris dulcissima adeo indulserunt, ut ne piliun quidem pignori dare, vel comam adulterinam pro fumo vendere possent!* Die lateinische Sprache darf in dieser Hinsicht schon etwas wagen: eine deutsche Übersetzung ist weder zu erwarten noch zu wünschen; denn der Vf. bedient sich im Ganzen eines so gediegenen, kraftvollen, durch sinnreiche Antithesen gehobenen Ausdrucks, wie wir ihn heut zu

Tage in den lateinischen Schriften unserer Zunftgenossen nicht eben zu finden gewohnt sind. Darin und in der glücklich Farbengebung bey manchen Gemälden liegt der Hauptdienst dieser Reden: auf eine kunstvolle Anordnung macht die Einfachheit keine Ansprüche. Ja, zuweilen scheint in dieser einfachen, populären Ideenfolge ein allzufräher (dankensprung kaum recht vereinigt werden zu können. B. (S. 24): *Vos ergo, commilitones, gonorrhoeam illustri si pe nobilitatam, clarum divorum sobolem, excelsis atavis getam, et quasi per traducem nepotulis veneris traditam, temere spernite, sed summa honorate reverentia. Quae amasias, et committite pugnas etc. — sectamini castra di Veneris sine fide ac pietate, ut milites fortes decet, sed ag ut velites, ne crimen turpitudinis ac famae notam perpetu incurrat, abjicite fastum sublimem et spiritus altos, ut hii, ut principes, ut triarii in exercitu veneris esse labore (sunt enim posita in insidiis turpia Veneris trophaea) deique e, o juvenes praestantissimi, si boni, si bene morati, si me tegeti, si viribus corporis validi ac integri, si futurae luitis et concubii durabiles providi esse cupitis, fugite, o gite quam studiosissime amores vagos, inconstantes, promisc meretricios, (non enim tuto creditur ripae) fugite, o juve carissimi, mulieres arte amandi claras, amoribus callidas, corrumpendis moribus egregie institutas. ne flos corporis et mique decor ante tempus infringatur, redite, donec res integra, ad doctos libros, etc.* Die Vorrede hat uns mit Wmuth erfüllt. Der ehrwürdige Veteran unserer Kunst scdert darin seine Unfälle während der letzten Kriegsunru (S. VII): *Una aex multorum annorum fructus et veteres simonias abstulit, infesta belli vis, furor militaris, sacra bendi cupiditas, et ignis a tergo proximus me propriis abus expulit. Vidi exul media nocte inter nebulas densas cendia urbis rutila etc. — Restituta securitate, in domum liatam, vacuum et destructam conieci oculos. Eheu, jam pro divite nudus, pro Croeso Irus, spectator facinoris imviti, nec in publica miseria liber ab communi civium onadstiti quasi ab fulmine tactus et attonitus, ingemui, et continui lacrimas, cum doctas chartas humi sparsas, sci sordidas, bibliothecam misere turbatam atque confusam, cula caede pecorum focda, summa imis mixta perspice tandem, pacato paulisper animo, ut naufragus ille philplus, exclamavi, cedo fati, omnia mea mecum porto!*

C. 8.

### FORTSETZUNGEN.

Erfurt, b. Keyfer: *Theoretisch-praktisches Handbuch der Thierheilkunde*; oder genaue Beschreibung aller Krankheiten und Heilmethoden der sämtlichen Hausthiere, nach den neueren medicinischen Grundsätzen für denkende Ärzte, Thierärzte und Ökonomen von D. Bernh. Laubender, hochfürstl. Hohenlohe-Waldenburgischem Hofrath u. s. w. 3ter Bd. 1806. XVI, u. 496 S. 4ter Bd. 1807. XXXVI u. 628 S. 8. (3 Thlr. 2 Gr.). S. Recens. der beiden ersten Thle. 1805. No. 214.

Leipzig, b. Dyk: *Sammlung ausserlesener Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Ärzte*, 24ter. Band 2tes S. 1807. in fortlaufender Seitenzahl. 320 S. 8. (10 Gr.). S. cens. d. ersten Bds. 1807. No. 55.

Leipzig, b. Fleischer dem Jüng.: *Lexikon der vom 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller*. Ausbeitet von Johann Georg Meusel. 7ter Band. 1808. 438. (2 Thlr. 8 Gr.). S. Recens. der 4 ersten Bände. N. 234.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 JANUAR 1808.

## P H I L O S O P H I E.

PARIS, b. Hinrichs: *Histoire comparée des Systemes de Philosophie relativement aux principes des connaissances humaines* par J. M. Degerando, Correspondant de l'Institut national de France, des Academiens de Turin etc. An. XII. 1804. Tome premier. LXXV u. 476 S. Tome second. 511 S. Tome troisième 581 S. 8. (5 Thlr.)

MARBURG, in d. n. akadem. Buchhandlung: *Vergleichende Geschichte der Systeme der Philosophie mit Rücksicht auf die Grundsätze* (letzten Gründe) *der menschlichen Erkenntnisse*, von J. M. Degerando, Mitglied des Nationalinstituts. Aus dem Französ. überetzt mit Anmerkungen von Dr. Wilhelm Gottlieb Tennemann, ordentl. Prof. der Philosoph. zu Marburg. 1806. I Band. 590 S. II Band. 530 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß dieses Werk, der Intensität nach, das beste, und besonders in Ansehung der Kenntniß der neuesten deutschen Philosophie, das instructivste ist, das die Franzosen über Geschichte der Philosophie aufzuweisen haben. Deslandes (*ce vieil precieux ecolier*, wie ihn Voltaire nennt,) Saverien und Gauthier kommen damit in keine Vergleichung, und die Bemühungen eines Batteux, Dutens, und so vieler anderen schätzbaren Verfasser einzelner Abhandlungen, in den *Memoires de l'Acad. des Inscriptions et belles lettres*, haben den Umfang nicht. Der eigenthümliche, bis ans Ende festgehaltene, recht pragmatische Gesichtspunct einer Behandlung der Geschichte der Systeme; die feinsten und treffendsten Bemerkungen über die Entstehung der mannichfaltigen Systeme aus und neben einander; die scharfsinnige Darstellung der Extreme, nach welchen hin sie sich excentrisiren; die wahrheitsliebende Anstrengung, eine Mitteldurchfahrt durch diese Klippen zu finden; die Unparteylichkeit (denn Mißverständnisse sind keine Fehler des Willens), mit welcher ausländische, und insbesondere deutsche Schriftsteller gewürdigt, und letzteren der Vorzug in Absicht auf die Bearbeitung der Geschichte der Philosophie zugestanden wird; die Offenheit, mit welcher die Ursachen eingeräumt werden, warum die speculative Philosophie ihr Glück in Frankreich nicht haben machen können; der Ernst, mit welchem der Vf. die Nachtheile des neueren Mysticismus aufdeckt; die seltene, so ausgedehnte Bekanntschaft mit der ausländischen, besonders deutschen, philosophischen Literatur, wozu

ihm die bey seinen Landsleuten eben so seltene Kenntniß der deutschen Sprache behülflich war; die geschmackvolle Schreibart, die oft so gedankenvollen, die Anschauung befördernden Bilder und Vergleichen, ja selbst die unbewusste Annäherung zu dem ächten Criticismus (obwohl nicht mit völliger Erreichung desselben): dieses zusammen machen die Hauptverdienste gegenwärtiges Werkes aus.

Dieses Lob werde aber nicht dahin gedeutet, als ob wir auch nur in dem Hauptresultat des ganzen Werkes, geschweige denn in den einzelnen Gedanken, mit dem Vf. übereinstimmen könnten, und seine *Erfahrungsphilosophie*, deren Verwechselung aber mit dem bloßen Empirismus er sich so ernstlich und nachdrücklich verbittet, die unsrige wäre. Vielmehr glauben wir jetzt, nachdem durch die *Tennemannsche* Übersetzung dieses Werk den Deutschen näher gebracht worden ist, die Achtung, mit welcher wir es geprüft haben, nicht besser, als durch eine eben so unparteyische und freymüthige Kritik, als der Vf. sich selbst angelegen seyn liefs, bewähren zu können.

Es liegt schon in dem Ausdruck einer *vergleichenden Geschichte* der Systeme, daß man hier nicht bloß eine bequeme Nebeneinanderstellung der verschiedenen Meinungen Älterer und Neuerer über die Hauptgegenstände alles Philosophirens suchen darf. Sie soll vielmehr die Systeme in Ansehung ihrer Entstehung, in Ansehung der Principien, von welchen sie ausgehen, der befolgten Methode, und des mehr oder minder glücklichen Erfolgs derselben, mit einander vergleichen, und gleichsam durch die Erfahrung (*a posteriori*) das belehrende Resultat geben, welche Methode, welche Principien allein die wahre Philosophie geben können; und die Haupttendenz des ganzen Werkes ist, auf diesem Wege zu zeigen: daß die *Erfahrungsphilosophie*, wie sie der Vf. nennt, so wie sie durch Bacon eingeleitet, durch Gassendi, Locke u. a. weiter entwickelt, aber von keinem vollendet worden, die *einzige wahre sey*.

Es macht dem richtigen Blick des Vfs. Ehre, daß er die Hauptquelle der Verschiedenheit der Systeme in gewissen ausdrücklichen oder stillschweigenden Voraussetzungen über den Ursprung aller menschlichen Erkenntniß, über die letzten Gründe der Realität und Gewissheit derselben, und in den dadurch bestimmten Methoden zu philosophiren sucht, die Systeme aus diesem Gesichtspunct classificirt, und zeigt, wie und warum das System diesen Charakter annahm, wie und warum gerade diese, und keine anderen Resultate sich ergeben mußten. Es ist aus-

gemacht, daß das erste Problem aller Philosophie auf die Begründung der Realität unserer Erkenntniß, also auf die Untersuchung des Ursprungs und der letzten Gründe derselben, geht, bey welchen wir stehen bleiben müssen, welche, *wenigstens für uns*, das Absolute und Ursprüngliche, weiter nicht zu Erklärende sind, und daß ohne die Auflösung dieses Problems keine Philosophie den Namen einer Wissenschaft verdiene. Wenn daher auch nicht alle Systeme mit dieser Untersuchung ausdrücklich anfangen, so sieht man doch die stillschweigende Voraussetzung darüber in jedem, auch der ältesten, Systeme. Thales z. E. geht von gewissen *sinnlichen* Wahrnehmungen aus, und zieht daraus analogische Schlüsse. Pythagoras geht von *Ideen* aus, nach welchen er alles erklären, und der Natur Gesetze vorschreiben will. Es muß z. E. eine Gegenerte geben, wenn es gleich keine Wahrnehmung lehrt. Dies erfordert die vorausgesetzte Idee der Vollkommenheit der Dekas und der Natur. Es ist daher ein richtiger Gesichtspunct eines Geschichtschreibers der Philosophie, welcher durch die Geschichte belehren und warnen will, den abwechselnden Gang des menschlichen Geistes in Bezug auf jenes Hauptproblem der Philosophie zu betrachten, und dasjenige, was freylich durch eine Kritik des Vorstellungsvermögens, welche auch dem Vf. nicht ganz fremd ist, *a priori* auszumitteln war, *a posteriori* durch Thatfachen zu bewähren. Wie weit dies dem Vf. gelungen sey, wird der Verfolg zeigen.

Das Werk zerfällt in 2 Haupttheile: der erste soll nur eine geschichtliche Darstellung der älteren und neueren Hauptsysteme, immer mit Hinsicht auf jenes Hauptproblem, enthalten, der zweyte aber sich mit der eigentlichen pragmatischen Vergleichung derselben, unter den Rubriken: *spekulative Philosophie, Dogmatismus, Idealismus und Materialismus, Skepticismus, Empirismus, Criticismus* und *Erfahrungsphilosophie* beschäftigen.

Die drey ersten Capitel des ersten Theils dienen statt einer Einleitung, so daß im 1. Cap. der Plan und Gegenstand des ersten Theils angegeben, im zweyten die Literatur der Geschichte der Philosophie durchgegangen, und im dritten über den Ursprung der Philosophie Betrachtungen angestellt werden. — Die Literatur der Geschichte der Philosophie zeichnet sich durch seltene Vollständigkeit und unerwartete Bekanntschaft mit den Werken der Ausländer, so wie durch die *meist richtige* Würdigung derselben aus. (Nur können wir es dem Vf. nicht vergeben, daß er Plato und Aristoteles einer *Entstellung* der Lehren ihrer Vorgänger beschuldigt.) Doch vermiffen wir unter den französischen Schriftstellern die paradoxe Schrift eines *Batteux: La Morale d'Epicure*; auch hätten die *Recherches* eines *Dutens* so gut wie andere von gleichem oder noch geringerem Umfang eine Stelle verdient. Unter den Engländern und Italianern hat Rec. einige, ihm vorher unbekannte, kennen gelernt. Aber die wichtigsten Schriften über die Geschichte der Philosophie,

sagt D., sind in Deutschland und bey den nöthen Nationen Europens (welche sind diese, au einigen Engländern?) entworfen und ausgeführt worden. Es sey vorzüglich den französischen Schriftstellern anzurathen, den Beystand dieser fleißigen deutschen Nation zu benutzen. Doch verkenn auch das Mangelhafte derselben in Absicht auf Form der Geschichte nicht. Wir vermiffen d. *Meiners* Beyträge zur Geschichte der Denkart des 17ten Jahrhunderts nach Christi Geburt, und S. 4. der 27 Note hätte die *Tennemannsche* Einleitung Geschichte der Philosophie im ersten B. gen. werden sollen.

Was zu Ende über die Pflichten eines Geschichtschreibers der Philosophie gesagt wird, ist vortreflich, besonders in Absicht der Methode; so wie dasjenige, was von der Zweydeutigkeit der *W. Erfahrung* und *Vernunft*, über die, gar mancher Erklärung leidende Behauptung: daß alle unsere Erkenntniß aus der Erfahrung, alle unsere Begriffe aus der Empfindung *entspringen*, über die Zweydeutigkeit des *Entspringens*, und der *Principien* kommt, immer vor Augen behalten muß. Das 4te Capitel, über den Ursprung der Philosophie, hält interessante Betrachtungen über den Gang menschlichen Geistes. Nur der behauptete Ursprung der platonischen Philosophie aus der zoroastrischen setzt das Alterthum und die Ächtheit der zoroastrischen Orakel voraus. Auch ist es unrichtig, daß Verehrung der Seelen der Vorfahren eine allgemeine Sitte der alten Völker sey. So lange ein V. originell bleibt, hat es keine Apotheosen.

Kurz ist die Darstellung der alten griechischen Systeme, in Vergleichung mit der ausführlichen Darstellung von Baco an. Wir könnten die Entfaltung des Vfs. S. 25 darüber gelten lassen, wenn nicht diese Kürze einige Unvollständigkeit und Unrichtigkeiten erzeugt hätte. Wir würden zu weitläufig werden, wenn wir Alles ergänzen berichtigen wollten. Nur einige Proben. Wenn von Empedokles heißt: er habe die Denkkraft den erkannten Objecten durchaus *identificirt*, so geht das vermuthlich auf den Grundsatz, *daß Gleiches nur durch Gleiches erkannt werde*; das heißt aber nicht die Denkkraft und die erkannten Objecte *identifiziren*. Die Erklärung der sokratischen Methode: sie weiter nichts, als die philosophische Analyse in der Form des Gesprächs, paßt nur auf seine *Maieutik*, nicht aber auf die *Ironie*. Daß Plato geleitet habe: die Seele sey ein Ausfluß aus der obersten Intelligenz, ist doch gegen die klare Bildungsart derselben im Timäus. Wir verstehen nicht, was heißen soll: Aristoteles habe vorausgesetzt, daß Allgemeine in der Ordnung des Denkens auch der Wirklichkeit vor dem Einzelnen vorausgehe. Dies wären ja *universalia ante rem* statt der *universalia in re*. Auch über den *leidenden Verstand* Aristoteles nichts befriedigendes. Aus der megarischen Schule wird bloß des *Stilpo* gedacht. Im 2ten Theil S. 149 urtheilt der Vf., die megari-

sche Schule habe die Speculation verachtet. Gerade das Gegentheil. Euklides von Megara schloß sich an die Eleatiker an. Wie Heraklit zur sogenannten italiänischen Schule kommt, und wie der Vf. einen Leucippus, Demokritus, Empedokles noch immer mit Brucker zu den Eleatikern rechnen könne; da Leucippus gerade der Antipode der eleatischen Einheit ist, sehen wir nicht ein. Die Geschichte der neuen Akademie, oder Akademien, so wie des Skepticismus, steht sowohl der chronologischen, als der Realordnung nach, am unrechten Orte. Die erste ist ohne Beziehung auf die stoische Lehre vom Kriterium der Wahrheit nicht verständlich. Daher sind auch die Gedanken des Carneides nicht deutlich genug entwickelt, und die Skeptik des Pyrrho und Timon zu kurz abgefertigt. An und für sich ist freylich, wie im Eingange des 8 Cap. bemerkt wird, ein Unterschied zwischen *Synkretismus* und *Eklekticismus*; allein in der neuplatonischen, in der Schule Plotins sieht man beides vereinigt. Dafs Epikurausgeschlossen wurde, hat wohl nicht, wie der Vf. glaubt, seinen Grund darin, dafs er die Rechte der Erfahrung vertheidigte, sondern in seiner Theologie, welche sich mit keiner Emanation vertrug. Auch kann man nicht sagen, dafs die stoische Philosophie keine Beyträge zur alexandrinischen geliefert habe. Sie ist doch dem Mysticismus und dem Aberglauben nicht ungünstig. Sie gab das Beyspiel der allegorischen Erklärungsart der Mythologie. Es wäre zu weitläufig, alles, was über den Ursprung der Gnosis aus Plato, über das Verhältniß der Gnostiker zu den Alexandrinern, zwischen welchen D. fast gar keinen Unterschied in den Meinungen, und völlige Ähnlichkeit im Charakter findet, über die 3 Hauptcharaktere der Alexandriner, über den Ursprung ihrer Erwartung einer unmittelbaren Verbindung mit dem höchsten Wesen, und des Glaubens an Offenbarung, Wunder und Weissagungen aus dem *Judenthum* gesagt wird, zu berichtigen, oder die Behauptungen in Anspruch zu nehmen, dafs Diogenes von Laerte der letzte Sprössling der epikurischen Schule gewesen, oder: dafs die Juden schon in babylonischen Exil einige Kenntniss der Sprache, Literatur und Philosophie der Griechen erlangt hätten. Neu war dem Rec. in der Geschichte der arabischen Aufklärung der Umstand, dafs Almamun dem griechischen Kayser Michael Balbus, einen Frieden dictirt, und darin zur Bedingung gemacht habe, dafs er ihm eine bestimmte Anzahl seltener und schätzbarer Bücher schicken solle. In Bestimmung des Begriffes der scholastischen Philosophie folgt der Vf. Buhle. Er hätte aber von eben demselben lernen können, dafs *Rousselin* und *Abailards* Meinungen über die Universalien nicht dieselben sind. Der Vf. gefällt sich hier manchmal in Vergleichen und Ähnlichkeiten Alterer und Neuerer, wo keine oder nur entfernte sind, z. B. *Duns*, *Scotus* und *Kant* S. 187. *Albert des Grossen* und *Gall* S. 193. Und wie konnte der Vf. sagen, dafs die Frage über die Universalien (dieses Steckenpferd der Scholastiker) noch bis jetzt

nicht völlig aufgelöst sey? Im 10-12 Cap. charakterisirt der Vf. die Philosophie des Baco, Locke und ihrer Nachfolger, die die Erfahrung als die einzige sichere Grundlage und Quelle der menschlichen Erkenntniss betrachten. Allein so sehr er, nach seiner eigenen Denkungsart, die Verdienste dieser Männer erhebt, läßt er doch die Mängel und Lücken, die sie übrig ließen, nicht unbemerkt. Zweyerley vermifst er S. 180 des II Theils bey *Baco*; *erstlich*: da die Erfahrung doch weiter nichts, als die Folge unserer eigenen Affectionen, so hätte er zeigen sollen, mit welchem Recht wir uns diesen Eindrücken anvertrauen, und von diesen inneren Modificationen unseres Seyns auf die *Existenz* und Eigenschaften der Ausendinge *schliessen* können. (Man bemerke diesen Ausdruck, da der Vf. weiter unten die Existenz gewisser Ausendinge nicht als etwas *erschlossenes*, sondern *unmittelbar durch Berührung gefühltes*, angesehen wissen will.) Baco hatte diese Frage selbst aufgeworfen, aber keinen Versuch zu ihrer Auflösung gemacht. *Zweytens* blieb die Frage übrig: durch welches Band isolirte Thatfachen vereinigt, durch welches Princip transitorische Facta in beständige Gesetze verwandelt werden, durch welche Schlüsse Facta, die unserem Sinn gegenwärtig sind, uns auf Wahrheiten führen können, die weder gegenwärtig, noch sinnlich sind? Wie nahe war hier der Vf. mit seinen Einsichten der Hauptaufgabe der Kritik: *Wie Erfahrungsurtheile im Kantischen Sinn* auch nur möglich sind! Und wie leicht konnte er sich überzeugen, dafs dies ohne gewisse Begriffe und Grundsätze *a priori* nicht möglich sey! Wir werden im zweyten Theil sehen, wie der Vf. diese Lücke der Bacoschen Erfahrungsmethode auszufüllen sucht. Beyläufig lernt man im XI Cap. einige nicht unbedeutende, aber nicht sehr bekannte italiänische philosophische Schriftsteller kennen. Auch verbreitet sich der Vf. über den freylich traurigen Zustand der Philosophie in Spanien. Eine Ausnahme macht der noch lebende *Anton von Verney*, Archidiakonus von Evora. S. 290 ff. Wenn Hobbes S. 296 getadelt wird, dafs er allgemein (auch den *Betaftungsinn* nicht ausgenommen) es für einen Irrthum erkläre, wenn wir die Empfindungen (die Beschaffenheit unserer Empfindungen) auf die Objecte übertragen, und doch S. 371 dem Mallebranche zum Verdienst angerechnet wird, dafs er zuerst die grose und wichtige Entdeckung gemacht, und in das hellste Licht gesetzt habe, dafs die Empfindung nicht in dem Objecte befindlich, sondern nur Modificationen unserer Seele sind, so wissen wir das nicht zu vereinigen. Aus der Betrachtung über Hume ziehen wir nur einstweilen den Satz des Vfs. aus. S. 334. Not. 86. Jede Nothwendigkeit, welche nicht das Resultat der *Identität* ist; (wie z. B. in blofs analytischen Sätzen), könne nur die Folge des *Gesetzes der Causalität* seyn. Hume habe die *Associationsgesetze* mit ausgezeichnete Schärfe erörtert. Wie? Ist das Schärfe, wenn er das Gesetz der Causalität als bloßes *Associationsgesetz* betrachtet? Mit Jacobij erkennt der Vf. im

System des Spinoza die Identität der Ausdehnung und der Vorstellung. Und dies leidet wohl, nach der Stelle: *Eth. P. I. prop. 7 Schol.* keinen Zweifel. Das Leibnitzsche System nennt er einen *geistigen Automatismus*. Warum nur einen geistigen? Auch der Körper ist nach Leibnitz ein Automaton. Dafs Leibnitz den Satz des zureichenden Grundes auf Induction der Erfahrung gestützt habe, — er, der ausdrücklich behauptete, die nothwendigen Wahrheiten seyen von der Erfahrung unabhängig — hätte der Vf. beweisen sollen, so wie dies: dafs L. selbst gestanden habe, seine angeborenen Ideen *entsprechen* den Lockischen Reflexionsbegriffen. Sonst ist die Charakteristik der Leibnitzschen Philosophie dem Vf. gelungen. Wenn er ihn aber den *deutschen Baco* nennt, so mufs dies nicht über das *tertium Comparationis* ausgedehnt werden. Auch Wolfs Verdienste und Fehler sind richtig beurtheilt. Dafs aber Tiedemanns Werk über die Geschichte der Philosophie, und Reimarus Logik das beste sey, was die Deutschen aufzuweisen haben, dafs Platner den glücklichsten Versuch gemacht habe, Kant und Leibnitz zu vereinigen, so wie manche andere Urtheile über einige Neuere, sind nicht die unfriegen.

In der Geschichte des Criticismus, im 16 u. 17 Cap., zeigt der Vf., warum die Franzosen bey der Erscheinung der Kantischen Kritik so gleichgültig, dafs sie aber nicht so fremd darin geblieben sind, als man insgemein glaubt. — Er selbst legte vor mehreren Jahren dem Nationalinstitut einen ungedruckt geblieben aber gekrönten Aufsatz über die Kantische Philosophie, und zwey Jahre hernach noch eine andere ausführliche Nachricht vor. So ausführlich aber der Vf. ist, und so sehr man ihm das Bestreben ansieht, in den Geist des Criticismus einzudringen, so ist dieser doch hin und wieder in Hauptpunkten verfehlt. So z. B. ist es gleich unrichtig, wenn S. 472. Not. 21 der Criticismus als die Wissenschaft erklärt wird, welche die Möglichkeit bestimme, Grundsätze (synthetische) *a priori* aufzustellen, und *alle Erkenntnis aus einer Quelle a priori* abzuleiten. Doch dies hat schon der Übersetzer bemerkt, und wir schränken uns nur auf das ein, was uns ausserdem aufgefallen ist. Die Natur und Function der *productiven Einbildungskraft* ist nicht deutlich genug dargestellt. Dafs Kants synthetische Urtheile diejenigen wären, welche Locke auf das Verhältniß der Coëxistenz gründe, und dafs Kant selbst diese Vergleichung mache, ist nicht genau. Man sehe die Stelle selbst Prol. S. 31. In den Erscheinungen (*apparences phénoménales*) finden wir das Mysteriöse nicht, welches Hr. D. darin sieht, und welches man, dies sind seine Worte, einstweilen respectiren müsse, bis die Zeit seiner Prüfung herbeykomme. Erfahrung ist, nach Kant, nur möglich durch die Vorstellung einer *nothwendigen* und *objectiven* Verknüpfung gewisser Wahrnehmungen. Aber die Vorstellung dieser Nothwendigkeit beruht auf gewissen Begrif-

fen *a priori* z. B. der Causalität. Es ist daher der erste Grundsatz der Modalität, oder, wie es Kant selbst nennt, das erste Postulat des empirischen Denkens, ganz mangelhaft ausgedrückt: Was mit den formellen Bedingungen der Erfahrung, Raum und Zeit übereinstimmt, sey möglich. Richtiger: Was mit den f. B. der Erfahrung, der Anschauung, (Raum und Zeit) *und dem Begriff nach*, (den Kategorien) übereinstimmt, ist möglich. Was der Übers. gegen den Ausdruck des allgemeinen Princip der Vernunft eintrifft, hebt sich durch die von Kant gemachte Einschränkung: *Wenn das Bedingte Etwas an sich ist*. Die *Amphibologie* (Amphibolie) der Reflexionsbegriffe ist nicht verständlich gefasst, und eben so wenig würd man, ohne Kant selbst gelesen zu haben, wissen, woher die Antinomien der Vernunft entspringen. Dafs aber Kant die Realität gewisser Aufsendungen in dem Verstande, wie sie der Idealist leugnet, um mithin die objective Realität der äusseren Empfindungen, in eben diesem Sinn, nicht bewiesen haben, darin ist Rec. mit Hr. D. einverstanden. Der Werth des *moralischen Glaubens* an Gott, Freyheit und Unsterblichkeit, welchen er S. 500 ganz unrichtig den *Glauben an die moralischen Wahrheiten* nennt, weifs Hr. D. nicht gehörig zu schätzen. Er wechselt ihn mit dem *argumento ab utili*. Aber die eigentliche Schwäche der Kantischen Moraltheologie, die Einmischung der Hinsicht auf Glückseligkeit, hat er übersehen. Die Idee von Gott und einer moralischen Weltordnung, (kraft welcher doch endlich das Gute, die Sittlichkeit, das Böse überwinden wird, wodurch allein die Forderung der Vernunft, unablässig auf den Zweck der Sittlichkeit zu arbeiten, gerechtfertigt wird,) steht, auch ohne Hinsicht auf Glückseligkeit, als absolut nothwendiges Bedürfnis der praktischen Vernunft, wenn sie nicht an ihren eigenen Forderungen irre werden soll, fest, ob es gleich ausgemacht auch wahr ist, dafs die vernünftliche Erwartung einer dem Menschen angemessenen, und seiner würdigen Glückseligkeit, d. Zufriedenheit mit sich selbst, und mit dem jedesmaligen Lauf der Dinge, auch nur unter der Voraussetzung einer vernünftigen Einrichtung der Welt, also der Idee von Gott, möglich ist. Die wahre Tendenz der Kritik der Urtheilskraft ist nicht richtig aufgefaßt. Sie scheint dem Vf. nur eine neue Entwicklung und Darstellung der beiden Kritiken, eine Zusammenfassung derselben in einem gemeinschaftlichen System zu seyn! Einige wirklich an das Inbegriff grenzende Urtheile über Kant im XVII Cap. mit welchen der Eingang des XVI Cap. auffallend contrastirt, hat schon der Übers. gerügt. Sonst die Geschichte der Nach-Kantischen Periode dem Vf. nicht mißrathen, und die neuen Versuche von Reimhold, Aenesidemus, Jacobi, Salomo Ben-Maimon, Fichte, Schelling, Bouterwek, Bardili, meist in den eigenen Worten dieser Schriftsteller dargestellt (Die Fortsetzung folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 JANUAR, 1808.

## P H I L O S O P H I E

*Fortsetzung der Recension*

von

Degerando Geschichte der Philosophie.

Der zweyte Theil ist bey weitem das Interessanteste des ganzen Werkes. Hier bietet der Vf. alles auf, um eine gewisse *Erfahrungsphilosophie*, wie er sie nennt, als den einzigen richtigen Mittelweg zwischen den Extremen, wohin die übrigen Systeme sich neigen, empor zu bringen; und man muß gestehen, daß es dem Vf. sehr gut gelungen ist, die Blößen dieser Extreme aufzudecken, ohne jedoch den Mittelweg richtig gefunden zu haben. Wir würden der Versuchung nicht widerstehen können, dem Vf. Schritt vor Schritt zu folgen, wenn ein solches Verfahren nicht die Grenzen einer Recension überschritte, und ein eigenes Buch erforderte. Wir können daher von den ersten 7 Capp., welche ganz gelesen werden müssen, nur den Hauptinhalt anzeigen, um noch einige Zeit bey den 7 letzten zu verweilen, worin man unter den Rubriken: Speculative Philosophie, Dogmatismus, Idealismus, Skepticismus, Empirismus, Criticismus und Erfahrungsphilosophie erst recht mit dem Geiste des Vfs. bekannt wird.

Das erste Cap. giebt den Gegenstand und Plan dieses zweyten Theils an. Jener ist zu zeigen, wie die Vergleichung der verschiedenen Systeme in der Philosophie zur Gründung einer richtigen Theorie über die Entstehung der Erkenntniß dienen kann. Zu dem Ende classificirt der Vf. alle möglichen Systeme 1) nach den 3 Fragen: a) giebt es eine gewisse Erkenntniß? Hier zeigen sich die Extreme des *Skepticismus* und *Dogmatismus*. b) Welches sind die ersten Elemente unserer Erkenntniß? Daher die Extreme des *Empirismus*, oder *Sensualismus* auf der einen, und des bloßen *Rationalismus*, oder der *speculativen, contemplativen Philosophie*, auf der andern Seite. c) Welches ist die Realität unserer Erkenntniß? Der eine schränkt sie nur auf die Objecte des äußeren Sinnes ein. Daher die verschiedenen Arten des *Materialismus*; ein anderer nur auf die inneren Thätigkeiten des Verstandes. Daher die verschiedenen Arten des *Idealismus* (bloße Subjectivitätslehre). Zwischen diesen dreyerley Extremen giebt es unzählige Mittelsysteme, je nachdem sie sich mehr dem einen, oder dem anderen nähern. 2) Nach den verschiedenen Fähigkeiten des Geistes,

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

mit welchen er zur Unterfuchung der Wahrheit ausgerüstet ist, deren Vereinigung und Proportion oder Gleichgewicht für philosophische Forschung nothwendig ist. Giebt der menschliche Geist einem dieser Vermögen vor dem anderen Zutrauen und Gunst; verurtheilt er die andern entweder zu einer absoluten Ruhe, oder nur zu einer bloß untergeordneten Verrichtung: so entstehen abermals Übertreibungen. Ein mehr oder weniger vollkommenes Gleichgewicht giebt das Mittelmaß. Da aber obige 3 Fragen sich auf Eine, die zweyte, zurückführen lassen, wodurch eine noch engere Verwandtschaft unter den Systemen gegründet wird: so vertheilt der Vf. im 2 Cap. alle philosophischen Ansichten unter einen einfachen und leichten Gesichtspunct. Abstrahirt man von allen äußeren und zufälligen Ursachen, welche auf die Revolutionen in der Philosophie eingewirkt haben, und schränkt sich bloß auf diejenigen ein, welche in der Natur des menschlichen Verstandes liegen: so hängen jene Abwechselungen von der Art und Weise ab, wie man gewisse Grundbegriffe, welche die erste Bedingung aller Systeme in sich fassen, aufstellte und bestimmte. Und diese wesentliche Bedingung kann keine andere seyn, als die *Meinung, welche man sich von dem Princip der Erkenntniß, von ihren Gesetzen, Umfange, Grenzen bildete*. Daraus entspringen alle Charaktere, welche die philosophischen Epochen unterscheiden, die Secten absondern, ihre besonderen Benennungen hergeben, und die Ähnlichkeit oder Entgegensetzung der Systeme bezeichnen. Dies wird nun auf die interessanteste Weise von dem Vf. durchgeführt. Doch stößt man auch hier hin und wieder auf viel zu allgemeine und gewagte Urtheile. Z. B. die entgegengesetzten Übertreibungen des absoluten Skepticismus und des übermäßigen Dogmatismus zeigten sich durchgängig als das Gefolge des Sittenverderbnisses. Was in diesem Capitel S. 16 Not, 3 über den Unterschied des *Empirismus* und der *Erfahrungsphilosophie* gesagt wird, versparen wir bis zum 12 und 14 Cap. Da es sehr natürlich ist, daß der Mensch seine Kräfte zu brauchen versucht, ehe er noch ihren Umfang ausgemessen hat: so muß *Dogmatismus*, i. e. der Hang, in seinen Behauptungen die Grenze unseres Vermögen zu überschreiten, die erste Verirrung des menschlichen Geistes seyn. Mit Vergnügen lieft man im dritten Capitel: über den Gang des menschlichen Geistes in der Bildung der Systeme, die frappanten Vergleichen und Analogieen zwischen Poesie und Philosophie, nicht nur in den älteren,



fordern auch in den neueren Zeiten. Man personificirt und hypostasirt noch immer abstracte Begriffe und bloß logische Wesen, oft, ohne es zu wissen. Beyläufig erfährt man, was man hier nicht suchte, in der 39 Anmerk. S. 67 den eigenen Begriff des Vfs. von der Philosophie: Sie ist ihm die *Wissenschaft von den menschlichen Kräften* (sowohl intellectuellen, als moralischen) und die *Kunst, sie gut zu gebrauchen*. Unter den im 4 Capitel gerügten Vorurtheilen der Philosophen, welche fast alle daraus entstehen, daß man das wahre Princip der Erkenntniß verkennt; sind manche, welche nur nach der Ansicht des Vfs. Vorurtheile sind. Z. E. daß es nur in Ansehung der nothwendigen Dinge Wissenschaft gebe. Freylich redet man auch von einer *Philosophie des Wahrscheinlichen*; allein darunter versteht man entweder die logischen Regeln, wornach alle Wahrscheinlichkeit geschätzt und gemessen wird: dieß sind aber wirklich strenge und nothwendig allgemeingültige Vernunftwahrheiten, wonach jeder Vernünftige, und ohne Ausnahme, sich richten muß: oder gewisse, nach jenen Gesetzen wahrscheinlich und präsumtiv allgemeingültige Sätze. Diese können dann doch wahrlich nicht Wissenschaft heißen. Ein anderes ist wissen, ein anderes vermuthen. — Er nennt es ein Vorurtheil, daß es nur ein einziges Princip der Wissenschaft gebe. Und doch giebt er zu, daß die Wissenschaft so lange unvollendet ist, als sie eine Mehrheit von Grundprincipien annimmt. Aber es sey die Frage, ob die Wissenschaft des Menschen dieses als möglich vorgestellten Grades der Vollkommenheit fähig sey. Sey es uns möglich, die absolute Einheit zu entdecken: so werde sie gewiß die letzte unserer Entdeckungen seyn. Sehr richtig! So wie auch die Bemerkungen über die viel zu frühzeitig und voreilig angenommenen Einheiten, mit welchen so mancher auf gut Glück in die Philosophie hineinspringt. Noch müssen wir, in Beziehung auf die Beurtheilung der Erfahrungsphilosophie des Vfs. bemerken: daß derselbe S. 117 dem Gedanken beypflichtet: daß man keine Idee, wenn sie auch noch so abstract sey, ohne Vermittelung einer Empfindung, von welcher sie abgezogen worden, vorstellen könne; aber gleichwohl die Folge für unsichtig erklärt, daß die allgemeinen Wahrheiten nichts anderes, als das Resultat der vergangenen Erfahrung seyn könnten. Denn es gebe zwey Arten allgemeiner Wahrheiten. Einige seyen das Resultat besonderer Thatfachen. Z. B. alle Körper sind schwer, (allgemeine synthetische empirische Wahrheiten.) Diese können das Recht der Allgemeinheit nur durch Erfahrung erlangen. Andere sind nur der Ausdruck eines Verhältnisses der Identität zwischen Ideen. Diese seyen unabhängig von dem Ansehen der Erfahrung, weil sie nichts anderes ausdrückten, als das: ich denke das, was ich denke. Also giebt es, nach dem Vf., nur analytische Sätze *a priori*. Synthetische Sätze *a priori* hält der Vf. für etwas ganz Widersprechendes. Das Beyspiel: *alle Körper sind undurchdringlich*, paßt nicht hieher. Es ist ein empirischer Satz. Das fünfte

te und sechste Capitel: Über die allgemeinen Fortschritte der philosophischen Entdeckungen im Alterthum und in den neuen Zeiten, ist eine interessante weitere Ausführung des 3 Cap. im ersten Theil. Tennemann weiß nicht, S. 125 (\*), was Degerando er die Gesetze der Moral und der Astronomie vergleicht, damit sagen will: *les unes et les autres rendues plus sensibles par des figures*. Man darf aber nur erinnern, daß hier Figur in einer doppelten Bedeutung genommen wird. Freylich ein Wortspiel! Aber, wie das *ἀναίρον* des Anaximander der Keim zur Grundidee der Kantischen Philosophie erhalten, vermögen wir nicht einzusehen, so wenig als dieß, wenn S. 187 gesagt wird: Kant begreife den Fehler, daß er dem *Raisonnement* eine Stelle den ursprünglichen Eindrücken einräume. Woher dieß gethan? Übrigens zielt Alles in diesen beiden Capiteln auf das Resultat hin: Jemerklicher ist die neuen Systeme von der durch die Erfahrungslehre vorgeschriebenen Bahn entfernten: die schneller arteten sie entweder in den Skepticismus oder Dogmatismus aus. Noch müssen wir die Leser auf die Gedanken des Vfs. über den Ausdruck: *neue Philosophie*, und auf die versuchte Charakteristik der englischen, französischen und deutschen Philosophie aufmerksam machen. Die gemeinschaftlichen Ähnlichkeiten aller Schulen, welche Europa in der Mitte des 18ten Jahrhunderts theilen, bringt der Vf. auf 14 Punkte zurück. Wie gut wäre es, wenn der 2te Punkt richtig wäre: Eine allgemeine Enttarnung von allen Meinungen, welche sich auf Schwärmerey gründen, und der 9te: ein allgemeiner Weisheit, sich allen Menschen verständlich zu machen. Oder S. 197, daß die Widersprüche und Antithesen zwischen den Philosophen heutiges Tages weniger heftig sind! Ob die Erfahrung so ziemlich ihren Proceß gewonnen habe, S. 198, in dem Sinne, wie sich solches der Vf. denkt, wird sich bald aufweisen. *Rumores ante triumphum!* Sind gleichwohl manche Desiderata, welche in Absicht auf die Grundsätze der menschlichen Erkenntniß in der Philosophie noch übrig seyn sollten, für denjenigen, welcher den Geist des Criticismus richtig aufgefaßt hat, keine Desiderata mehr, und sind sie gleichwohl nicht gehäuft: so ist es doch sehr nützlich, auf manchen Gegenstand der Untersuchung hinzuweisen, welchen man nicht selten übersehen, und schließlich für erledigt hielt. Allerdings ist es ein Hauptproblem (das 4te S. 214.): Da die Erfahrungssätze (besser: Wahrnehmungsurtheile), besonders, für den Augenblick geltende Sätze sind: wie geht es zu, daß die Erfahrung gleichwohl allgemeine und unveränderliche Gesetze anstellt und anerkennt? Wenn es aber gleichwohl S. 215 heißt: dieß sey eine Frage, über welche noch zu viel Dunkelheit ruhe — wie konnte der Vf. sagen: die Erfahrung habe ihren Proceß so ziemlich gewonnen?

Im 8. Cap. sucht der Vf. die Mängel der speculativen Philosophie, im 9ten des Dogmatismus, im 10ten

des Idealismus, im folgenden die Schwächen des Skepticismus, darauf des Empirismus, ferner des Criticismus aufzudecken, um im 14. Cap. seine Erfahrungsphilosophie, wie er sie nennt, über alle zu erheben. Man darf nur S. 246 den zum Grunde gelegten Begriff der *speculativen Philosophie* lesen, um einzusehen, wie leicht sich's der Vf. gemacht hat, dieselbe herabzuwürdigen. Fälschlich setzt er voraus, daß die speculativen Grundsätze nichts weiter, als ein Ausdruck der Identität gewisser Begriffe, aus Vergleichung derselben nach den Grundsätzen der Identität und des Widerspruchs, wären — daß die speculative Philosophie nichts unmittelbar gewisses annehme, sondern alles durch Schlüsse bewiesen haben wolle u. s. w. Nein. Die wahre speculative Philosophie widersetzt sich vielmehr der Einbildung, daß man durch bloße Vergleichung gewisser Begriffe seine Kenntnisse erweitern und Existenzen beweisen könne; und daß es keine anderen, als bloß analytische Sätze *a priori* gebe. Sie sucht die Möglichkeit und Wirklichkeit synthetischer Sätze *a priori* derauthun. Sie untersucht, welchen vorsichtigen Gebrauch man von den sogenannten Begriffen und Grundsätzen *a priori* machen könne; sie zeigt, daß die Begriffe und Grundsätze des reinen Verstandes nur zum Gebrauch *möglicher Erfahrung* dienen, und die Ideen der reinen Vernunft, theoretisch betrachtet, bloß regulativ Principien sind, daß eine richtige und brauchbare Erfahrung, (im Kant'schen Sinn, um uns kurz auszudrücken) d. i. das Urtheil von einem nicht bloß zufälligen und subjectiven Zusammenhange, sondern von einem nothwendigen und objectiven Verknüpfung gewisser Wahrnehmungen, schon Begriffe und Grundsätze *a priori*, z. E. der Causalität, erfordert; daß selbst der Begriff von einem *Object*, d. i. von einem gewissen *Eins*, (welches Eins ja offenbar nicht empfunden, sondern nur gedacht werden kann) auf welches ein Mannichfaltiges ganz heterogener Erscheinungen, als nothwendig verknüpft, bezogen wird, den Begriff der Causalität voraussetzte. Sie verschmäht nicht die Data der unmittelbaren Wahrnehmung, welche D. schon Erfahrung nennt. Sie behauptet nur, daß zum Denken einer nothwendigen Verknüpfung derselben gewisse Kenntnisse *a priori*, nicht bloß analytische Sätze, vorausgesetzt werden. Der Rec. hat hierbey von neuem Veranlassung gefunden, den Manen eines Kant zu opfern und seinen Scharfsinn zu bewundern, da er ganz richtig einsähe, daß aller Werth der speculativen Philosophie auf der Frage beruhe: *Wie sind synthetische Sätze a priori möglich?* Was über den Dogmatismus, dessen verschiedene Arten und Quellen, über die Natur des Glaubens und die Gewichtigkeit zu glauben, über die nachtheiligen Folgen des Dogmatismus, und wie er endlich unvermeidlich den Skepticismus veranlaßt (denn wer zu viel getraut hat, wird endlich mißtrauisch), oder auch in Fatalismus übergeht, gesagt ist, ist mit vielen Menschenkenntnissen und Belehrung geschrieben. Deshalb weniger thut uns das, was über den Idealismus

gesagt ist, Genüge. Man kann, heist es S. 318, zuversichtlich behaupten, daß der Idealismus überhaupt noch nie auf eine siegreiche Weise sey widerlegt worden. Und freylich ist das nicht anders, so lange man dem Idealisten ableugnet, was man ihm zugeben muß, und zugiebt, was man nicht einräumen darf, wenn man das *ausser uns* im empirischen Sinn mit dem *ausser uns* im transcendentalen Sinn; worauf es hier eigentlich ankommt, verwechselt; und die *Empfindung*, z. B. das Gefühl, welches allemal in uns ist, von dem *Gedanken* oder Urtheil, welches sich in unserem gegenwärtigen Zustand nothwendig auf das innigste mit dem Gefühl vermischt, nicht unterscheidet, und nicht seine ganze Aufmerksamkeit auf den *Ursprung* dieses Gedankens *aus uns selbst* und dessen Rechtfertigung richtet. Der Haupteinwurf des Idealisten, daß wir uns die Körper nicht anders, als mit dem Raum vorstellen können, daß aber die Objectivität des Raums auf lauter Ungereimtheiten führe, ist gar nicht berührt, und die Art, wie der Vf. die Entstehung unserer Vorstellung von Ausdehnung und Raum aus dem Gefühl (S. 337 u. 351 f.) erklären will, setzt schon den Raum, die Vorstellung von einem *Ausser- und Nebeneinander*, voraus. Schon die Alternative S. 332: diejenigen, welche die reale Existenz der äusseren Objecte annehmen, müssen sich auch entschließen, diese Wahrheit in den Rang der ursprünglichen, unmittelbaren, keines Beweises bedürftigen Erkenntnisse zu setzen — diejenigen aber, welche nicht einwilligen, diese ursprüngliche Erkenntnis des Daseyns anzunehmen, sondern bey dem Anfangspuncte ihrer Schlüsse sich auf bloße Combinationen des Verstandes einschränken zu müssen glauben, müssen sich entschließen, in den entsetzlichen Idealismus zu versinken — läßt im voraus einsehen, daß es dem Vf. nicht gegen den Idealisten glücken konnte. Er geht vom *Gefühl* aus, aber nicht, wie es seyn sollte, unseres Körpers, welcher dem Idealisten doch auch zunächst nur eine Vorstellung ist, sondern von *etwas ausser unsrem Körper*. Und nun glaubt er, dieses Gefühl enthalte unmittelbar, *ohne Darzweyckunst einer andern Thätigkeit des Verstandes*, die Überzeugung von dem Daseyn eines meinem Ich fremden Dinges, d. i. wenn es die Idealisten treffen soll, von etwas ausser mir, ausser meinem Bewußtseyn, im transcendentalen Sinn. Man lese die Stellen S. 342, 359, 373, Zeile 10 ff. 404 u. a. m. Gleichwohl nimmt er selbst das Raisonnement zu Hülfe S. 346 ff. Und S. 181 hatte er selbst die Frage so gestellt: mit welchem Rechte man von den Eindrücken, welche doch nur *innere Modificationen* unseres Seyns sind, auf die *Existenz der Aussendungen* NB. *schließen* könne? Ja S. 357 zu Ende heist es: Wir wollen nicht behaupten, daß, wenn die Reflexion in dem Augenblicke, wo sich das Factum (nämlich die ursprüngliche Wahrnehmung einer fremden Existenz) zum erstenmale darstellt, schon entwickelt und thätig wäre, man nicht vielleicht in diesem wichtigen Factum *willkürs*



feine Operationen entdecken könne, welche uns nun durch die Wirkung einer langen Gewohnheit entgehen. Und so ist es wirklich. Alles, was S. 346 ff. gesagt wird, giebt der Idealist zu. Denn das Phänomen, das wir unseren Körper und dessen Glieder nennen, ist ihm doch nur eine Idee. Es ist aber die Frage: ob dieselbe von Etwas aufser mir im transcendentalen Sinn herrühre. Die Gedanken des Hn. De-  
*Just- Tracy*, in seiner Ideologie, (wir kennen denselben auch aus einer Abhandlung: *Sur l'Acte du Moi*) welche der Vf. tadelt, scheinen uns doch näher zum Ziel zu führen, und wir getrauen uns, die dagegen gemachten Einwendungen zu beantworten. Nur fehlt ein Mittelglied, nämlich: wie wir uns versichern, daß selbst das Phänomen, das wir unseren Körper nennen, von etwas aufser uns im transcendentalen Sinn herrühre.

Daß wir, ohne die Existenz äußerer Objecte (im transcendentalen Sinn) zu erkennen, nicht inehr die Existenz unserer eigenen Intelligenz erkennen könnten, indem alle unsere Erkenntnisse sich auf eine Unterscheidung, und alle Unterscheidung auf einen Contrast gründe — ist keine richtige Folge. Wenn auch alle sogenannten äußeren Empfindungen Producte der eigenen, nicht aber freyen, Thätigkeit der Intelligenz sind: so giebt es doch genug zu unterscheiden, z. B. das allgemeine Bewußtseyn, in welchem alles Mannichfaltige der Empfindungen enthalten ist, von diesem Mannichfaltigen selbst. Daß, nach S. 339, bey Kindern die Idee von *realen äußeren Objecten* die älteste von allen sey, und der Erkenntniß ihrer eigenen Intelligenz vorausgehe, welches aus ihrem Handeln, z. B. dem Greifen nach Etwas, folge, ist eine Verwechselung des aufser uns im empirischen und im transcendentalen Sinn. Noch bemerken wir, daß D. bezweifelt, ob irgend einer der Sophisten auch den entgegengesetzten Empfindungen eines und eben desselben Objects eine reale und objective Wahrheit beygelegt habe. Von Protagoras ist es doch gewiß.

So viel Gutes über den Skepticismus, über die Widersprüche, worin er sich verwickelt, und über die Unmöglichkeit, auf diesem Wege das praktische Ziel zu erreichen (denn dieses erfordert nach unserer Überzeugung, schlechterdings Glauben an Wahrheit) gesagt ist: so wird doch die Widerlegung desselben schon dadurch unzulänglich, daß der Vf. dem Skeptiker zumuthet, einzugestehen, daß gewisse Empfindungen uns ganz unmittelbar und geradezu von der Existenz äußerer Objecte belehren, weil sie uns in Berührung mit denselben setzen. Es giebt ja andere ursprüngliche Wahrheiten des inneren Gefühls sowohl, als des Verstandes, wodurch der fürchterliche *εμβαλλων εις το ακειρον* des Skeptikers zurückgewiesen wird.

Wir nehmen das 12 und 14 Cap. über den Empirismus und die *Erfahrungsphilosophie* zusammen, und wollen erst sehen, wie der Vf. beide unterscheidet. Schon S. 16 des zweyten Theils (vgl. mit S. 466) heisst es: der Empirismus und die Erfahrung haben, wenn man will, dieselben Materialien, näm-

lich die Thatfachen. Diese bleiben aber für den einen isolirt, zerstreut, unbelebt. *Keine allgemeine Wahrheit* tritt zwischen sie in die Mitte, bildet sie um und dehnt ihre Resultate aus. In der Erfahrung hingegen erlangen sie eine Fruchtbarkeit durch *allgemeine Gesetze*, (woher diese?) welche sie verknüpfen. Der Empirismus sieht nur das Außere von dem Tüppel der Natur; die Erfahrung dringt in ihr Heilthum ein. Der Empirismus ist ein Instinct, die Erfahrung eine Kunst. Der Empirismus sieht nur Phänomene, die Erfahrung erhebt sich *von Wirkungen zu Ursachen*. Der Empirismus bleibt bey dem Gegenwärtigen stehen; die Erfahrung liest das Künftige in dem Vergangenen. Der Empirismus soll als ein Blinder, die Erfahrung fragt methodisch. Alles ist unsäth und flüchtig für den Empirismus. Die Erfahrung entdeckt hinter den Erscheinungen regelmäßige und fortdauernde Verbindungen. Doch unterscheidet er *einen groben Empirismus*, der von aller Philosophie vorhergeht, und das Unvermögen das in den Fesseln der Unwissenheit befangenen, um in der Kunst der Vergleichen fremden Verstandes ist; und einen *subtilen und systematischen*, welcher sehr feine Analysen voraussetzt. Dieser ist der Zweifel eines durchdringenden Verstandes, der sich die große Frage über die *Beziehung der Wirkungen und Ursachen*, über die Verknüpfung der Thatfache vorlegt, aber kein Princip für ihre Entscheidung entdeckt. Erwägt man nun, daß jene ursprünglichen, abstracten, speculativen Wahrheiten, oder *Wahrheiten der Umbildung*, wie sie der Vf. nennt welche zwischen die Wahrnehmungen in die Mitte treten, sie fruchtbar machen, zu allgemeinen und notwendigen Gesetzen verhelfen sollen; nach unzähligen Aufserungen des Vfs. und auch nach S. 43 doch nichts weiter; als der Ausdruck eines bemerkten Verhältnisses totaler oder partialer Identität unter gewissen Begriffen sind: so ist man begierig zu erfahren, wie solche speculative und bloß hypothetische Wahrheiten jene Umbildung hervorbringen. Denn nach S. 444 ist die Fruchtbarkeit, welche jen speculativen Wahrheiten in die factischen Wahrheiten bringen, die Folge der Vereinigung der *raisonnirten Verknüpfung*, welche die Speculationen unter den Erfahrungen stiftet. Auf einmal heisst es nun: diese Verknüpfung gründe sich auf das Verhältniß der Wirkungen zu den Ursachen, und dieses sey von der Voraussetzung einer gewissen Gleichförmigkeit in der Wiederholung derselben Phänomene abgeleitet. Diese Gleichförmigkeit könne *aus den bloßen gegenwärtigen und vergangenen Erfahrungen* bloß vermittelt des *Raisonnements* der Umbildung, oder der *Identität*, abgeleitet werden. Alles was der Vf. nun ausführlicher darüber sagt, dient zu weiter nichts, und soll auch wohl zu weiter nichts dienen, als die *Vermuthung* zu rechtfertigen, daß wenn wir bisher beständig und ohne unleugbare Ausnahme, eine gleichförmige Succession gewisser Begebenheiten bemerkt haben, eine reale oder Causalk-Verknüpfung unter ihnen Statt finden möge.

(Der *Beschluß* folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 8 J A N U A R 1808.

## P H I L O S O P H I E.

Beschluss der Recension

von

Degerando Geschichte der Philosophie.

**A**n apodiktische und demonstrative Gewissheit ist hier nicht zu denken. Denn, um die Sache recht augenscheinlich zu machen, das ganze Raisonnement des Vfs. gründet sich auf einen hypothetischen Schluss, wo *a veritate consequentis ad veritatem antecedentis geschlossen wird*. Man weiß aber, daß dies nie einen apodiktischen, sondern unter gewissen Umständen nur einen wahrscheinlichen Schluss giebt. Z. B. wenn die kopernikanische Hypothese richtig ist, so müssen die Berechnungen, die man nach derselben anstellt, richtig seyn. Nun treffen diese mit der Erfahrung genau zusammen; also verdient jene Hypothese alle Aufmerksamkeit. So ist nun der Schluss des Vfs., in der Form ausgedrückt, dieser: *wenn zwischen A und B eine reale und Causal-Verknüpfung ist, so muß sich allemal die eine im Gefolge der anderen wiederholen. Atqui verum consequens, ergo et antecedens*. Der Vf. betrachtet das als eine metaphysische (den mathematischen ähnliche) Gleichung. Da nämlich das eine Glied, das *consequens*, mit der Erfahrung identisch ist (zusammentrifft): so erhält das andere, *antecedens*, von dieser letzten auch seine Realität S. 448. Dawider nun, als einen bloßen Schluss großer Wahrscheinlichkeit, und eine höchst vernünftige Vermuthung, haben wir nichts einzuwenden. Allein 1) woher haben wir den Begriff eines Gesetzes im strengen Sinn, und einer Causalverknüpfung? Denn der Schluss von Gleichförmigkeit der Folge auf Causalität setzt ja diesen Begriff schon voraus. Dasjenige, was ich vermuthe, ist ja von dem, woraus ich vermuthe, nothwendig verschieden, und nicht mit demselben identisch. Also aus der Erfahrung gewiß nicht. Denn in der bloßen Wahrnehmung einer gleichförmigen Folge liegt ja eingestandenermaßen der Gedanke einer nothwendigen und Causal-Verbindung, einer Abhängigkeit des einen von dem anderen gewiß nicht. 2) Sieht ja der Vf. offenbar, daß von ihm selbst bey dieser Vermuthung schon gewisse Begriffe und Grundsätze *a priori* vorausgesetzt werden; 3) (und das ist die Hauptsache) hätte der Vf., um seine Erfahrungsphilosophie zu retten, den Satz aus der Erfahrung beweisen sollen: *daß alles, was geschieht, anhebt zu seyn, eine Ursache haben müsse*; oder er hätte darthun

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

müssen, daß diese Wahrheit, von welcher wir überzeugt sind, ehe wir noch eine gleichförmige Folge bemerkt haben, sich auf das Verhältniß der Identität gründe — die einzige Gattung von allgemeinen Sätzen *a priori*, welche der Vf. zugiebt. Diese einzige Probe (denn der Vf. läßt ja selbst bey der Erfahrung alles auf das Gesetz der Causalität ankommen) sey genug, die nicht zu bedeckenden und zu ergänzenden Mängel der Erfahrungsphilosophie, im Sinne des Vfs., einzusehen, und sich zu überzeugen, daß sie dem Criticismus gegen über sich schlechterdings nicht halten könne. Darin nähert sich der einsichtsvolle Vf. Leibnitz und Kant, daß er einfache, die bloße noch so oftmalige gleichförmige Wahrnehmung, die bloße Induction, giebt nie den Gedanken von einer nothwendigen und objectiven Verknüpfung gewisser Erscheinungen; sondern dazu gehören gewisse andere Begriffe und vermittelnde Sätze *a priori*. Da aber diese, nach seiner Meinung, nichts als das bloße wahrgenommene Verhältniß der Identität gewisser Begriffe ausdrücken; da er selbst diese Sätze S. 432 insofern von der Wahrnehmung, oder Erfahrung abhängig macht, als ich wenigstens Bewußtseyn von dem Factum haben muß, daß solche Begriffe mir gegenwärtig sind; da er die Natur synthetischer Sätze *a priori* ganz verkennt, und sie S. 480 als etwas einer gesunden Logik widersprechendes ansieht, (bloß aus dem Grunde, weil er die unvollständige Alternative annimmt: Ein jeder Satz, der sich nicht auf das Verhältniß der Identität gründe, müsse von der wirklichen Erfahrung abhängen); da er also die Sätze übersieht, welche die Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung im Kantischen Sinn enthalten; da er selbst diesen Begriff einer sicheren und brauchbaren Erfahrung verkennt (sonst würde er S. 506 Kant nicht einer Übertreibung beschuldigt haben, daß er die Untersuchung für nöthig hielt, wie Erfahrung, nicht bloße Wahrnehmung, möglich sey): so war es unmöglich, das Ziel zu erreichen; und so schön der Vf. die Übertreibungen und Extreme widerlegt hat, so wenig ist es ihm gelungen, den rechten Mittelweg zu treffen. Daher die so ungegründeten Vorwürfe und Beschuldigungen; welche er dem Criticismus im 13 Cap. macht, die wir aber nicht rügen wollen, da sie der Übersetzer in seinen Anmerkungen schon gründlich genug beantwortet hat.

Diese Anmerk. sind, um zum Beschlusse auch darauf zu kommen, zwar nur sparsam u. kurz, aber meist treffend. Sie berichtigen historische und geographische,

G

oft ganz komische Unrichtigkeiten, z. B. die unbegreifliche Verwechslung des Druckorts: Northumberland-Town mit dem Titel einer Schrift (Vorr. des Übers. S. XX), hauptsächlich aber die falschen Ansichten des Vfs. besonders in Ansehung des Criticismus. Die Übersetzung ist treu und fließend. Nur in einigen wenigen Stellen ist der Sinn nicht getroffen. Ein einziges Beyspiel: S. 327 u. 328 die Anmerk. *Degerando sagt von Berkeley: Il ne s'est soustrait lui-même au Scepticisme absolu, qu'en recourant au grand principe metaphysique de la liaison des effets aux causes et en ramenant par son secours dans l'Univers anté-anti l'image auguste de l'Être des Êtres.* Der Sinn ist ganz klar: Berkeley selbst entging dem absoluten Skepticismus nur dadurch, daß er zu dem Grundsatz der Verbindung der Wirkungen mit den Ursachen seine Zuflucht nahm, und durch dessen Hülfe das erhabene Bild des Wesens der Wesen in die (durch seinen Idealismus) vernichtete Welt zurückbrachte — (nämlich: Gott ist nach Berkeley die wirkende äussere Ursache aller unserer Vorstellungen von einer Körperwelt). Ganz gegen diese richtige Ansicht des Vfs. glaubte Hr. T. übersetzen zu müssen: Berkeley warf sich selbst dem absoluten Skepticismus nur in so weit in die Hände, als er auf das grose metaphysische Princip u. l. w. Nein, dadurch warf er sich ihm nicht in die Hände, sondern eben dadurch entging er ihm. EL2.

LEIPZIG, b. Martini: *Ideen zur Metaphysik des Schönen.* In vier Abhandlungen von Fr. Bouterwek. Eine Zugabe zur Ästhetik. 1807. VIII und 190 S. 8. (18 Gr.)

In der Ästhetik hatte Hr. B. geäußert, daß zu einer Metaphysik des Schönen immer noch Zeit sey. Diese Äußerung hatte Rec. besonders wohl gefallen; daher überraschte es ihn in der That etwas, daß Hr. B. diese Ideen zur Metaphysik des Schönen seiner Ästhetik so bald nachfolgen ließ. Aber er kann den Lesern, die etwa fürchten, eine Metaphysik des Schönen außer der Ästhetik müsse wohl sehr genau mit der eigentlichen Philosophie zusammen hängen, und sie also durch diese Ideen in die Labyrinth eines philosophischen Systems geführt werden, die Versicherung geben, daß es damit nichts zu sagen hat. Hr. B. „wollte (nur) einmal versuchen, wie weit es wohl möglich sey, durch Verknüpfung des Begriffes des Schönen mit den Urbegriffen oder Ideen (im neuesten Sinne des Worts Idee) neue Einsicht zu gewinnen. Das System einer Metaphysik des Schönen, das er auf diesem Wege suchte, mußte nun freylich — (freylich!) — in das grose Fach der unmöglichen Wissenschaften (!) zurückgelegt werden. An seine Stelle traten ihm philosophische Anmerkungen zur un- ausführbaren Idee eines solchen Systems. (Also nicht nur Noten ohne Text, sondern Noten, die gar keinen Text haben können.) Diese Anmerkungen nennen sich (mit vieler Bescheidenheit) selbst Ideen, um an ihre Entstehung zu erinnern. Sie wollen keineswegs im Geiste der neuesten deutschen Modemetaphy-

sik das Geheimniss der Ewigkeit durchdrin (und Rec. kann bezeugen, daß sie diesem löblichen Voratz durchaus getreu geblieben sind). Aber beweisen, daß es sich um der Resultate, beson- so weit die Ästhetik mit der Psychologie zusam- trifft, um der psychologischen Resultate willen, Mühe lohnt, der Verknüpfung des Schönen mit Urbegriffen des Vollkommenen, des Wahren, Guten und des Göttlichen noch weiter (als hier- schehen) nachzusehen.“ So sagt die Vorrede; Einleitung dagegen giebt eine Metaphysik des Schönen zu „genau in dem Sinne, wie es überhaupt ne Metaphysik oder Wissenschaft der Urbeg- giebt.“ Urbegriffe aber oder Ideen „sind diejeni- Begriffe, durch die sich der menschliche Geist a- darum, weil er mehr als ein thierischer Geist ist, unmittelbarer Beziehung (das soll wohl heißen: dem er sie bezieht; aber es wäre doch eigen, daß die Begriffe, durch welche er hinaufkommt, nun zieht, und also über ihnen steht) auf den absolu Urgrund aller Dinge über die ganze Natur erhel- kann.“ Da es nun, nach der Vorrede, keine M- physik des Schönen geben kann: so scheint es, n- Hr. B., überhaupt keine Metaphysik geben zu k- nen. Das mag seyn; dennoch gestattet er eine Th- rie der Urbegriffe, wie es uns scheint, aus d- Grunde, weil „doch die Ideen, die unmittelbar der Beziehung des Unendlichen auf das Endlich- Veränderliche und Zufällige im Innersten d- menschlichen Bewußtseyns erwachsen, dem V- stande insofern unterworfen sind, als sich jene l- zziehung einigermaßen in Begriffen auffassen und th- retisch verfolgen läßt.“ Ideen nun sind Hr. B. d- Begriffe des Wahren, Guten und Göttlichen; d- Schöne hält er nur für eine besondere Ansicht d- ser Begriffe (welches in den folgenden Abhandl- gen darzuthun beabsichtigt ist): daraus ist nun, u- ihm zu reden, einigermaßen begreiflich, was er d- der Metaphysik des Schönen meint. Wundern m- man sich aber, daß er nach solchen Erklärungen a- die Franzosen schimpft, denen Metaphysik des Sch- nen ein leerer Gedankenraum seyn soll. Und n- mehr muß man sich über die abenteuerliche V- stellung wundern, die in Hr. B's. Kopfe noch i- merfort über die neueste Philosophie spukt.

Was die Abhandlungen selbst betrifft, so halt- sie sich in einer angenehmen Mitte zwischen „d- französischen Vernunft, welcher die fünf Sinne fü- Orakel sind,“ und „der Dignität der absoluten A- schauungs- und Schöpfungs-Lehre,“ die man ne- lich in Deutschland versucht hat, und werden dah- hoffentlich auf den Beyfall Aller rechnen könne- Wenigstens werden diejenigen, welchen gedient i- mit: denn nun doch wohl, vielleicht, wohl gar, ein- germaßen, allenfalls, im Grunde, am Ende, und w- die herrlichen Wendungen, mit welchen Hr. B. e- nen leichten Tirailleerkrieg zu führen pflegt, we- ter heißen mögen, hier ihre volle Rechnung f- den; Keiner aber, von welcher Schule er auch sey- mag, wird einigen Bemerkungen seinen Beyfall ve-

sagen. Rcc. begnügt sich, die einzelnen Abhandlungen anzuzeigen. Die erste Abhandlung (S. 11—66) führt die Überschrift: *von Urbegriffe des Schönen*. Das Schöne hebt sich selbst auf, sobald es metaphysisch als *Etwas an sich* bestehendes gedacht wird; die Betrachtung des Vollkommenen hat auch nur einen indirecten Antheil an der Schätzung des Schönen. (Dabey eine Analyse der Vollkommenheit: *Kanten* wird seine Meinung vom Schönen, als sey es Zweckmäßigkeit ohne Zweck, recht spöttisch vorgehalten, wiewohl sie, *recht verstanden*, leicht so wahr seyn dürfte, als irgend eine *bouterwehische*.) Die ursprünglich verschiedenen Ansichten, die der menschliche Geist vom Vollkommenen überhaupt haben kann, bestimmen das Verhältniß der Vollkommenheit zur Schönheit: — das sind die Hauptsätze, die hier weitläufig erörtert werden. Das Resultat ist, daß man das Schöne nur der metaphysischen Betrachtung unterwerfen könne vermittelt des Begriffs der Vollkommenheit; nur durch Verwechslung der Begriffe des Schönen und des Vollkommenen könne jenem An-sich-heit zukommen. Angehängt einige Gedanken über Platons Schönheitsidee. — Die zweyte Abhandlung ist überschrieben: *Von der ästhetischen Wahrheit und Wissenschaft*. Hauptsätze: Alles Schönheit liegt eine dunkle Beziehung auf metaphysische Wahrheit zum Grunde; mit der ästhetischen Abndung metaphysischer Wahrheit überträgt die Phantasie den Begriff des Lebens in alle Formen der Natur; zugleich erwacht das Bedürfnis des Wunderglaubens; diese Abndung aber folgt dem Dualismus der Natur und der reinen Vernunft; sie begünstigt den Glauben an eine Geisterwelt, deren Gesetze dem Typus der menschlichen Sinnlichkeit entsprechen. — Wir erlauben uns keine Anmerkungen, weil wir zu weitläufig werden müßten; aber das, was Hr. B. über den letzten Glauben sagt, kann nicht ganz übergangen werden. „Aller Zauber des Schönen, heist es u. a., löset sich in ein gemeines Spiel der Lebenskräfte auf, wenn wir uns den Gedanken erlauben, einem höheren Geiste könne nach seiner Natur vielleicht ekeln vor den Göttergestalten, die uns nach den Gesetzen unserer Natur entzücken. Alle Objectivität des Schönen sinkt dann zur bloßen Vorstellungsart herab. Alle Würde, die das Schöne vor dem denkenden Geist behauptet, wird dann zu Nichts. Es giebt mit Einem Worte keinen Gedanken, der mehr als jener alte ästhetische Begeisterung zu Boden schläge.“ Gott möge

daher jeden ehrlichen Mann vor dergleichen iblem Gedanken in Gnaden bewahren; besonders deswegen, da sogar „unser Glaube an Wahrheit bey dieser sonderbarscheinenden — (ja wohl!) — Betrachtung auf dem Spiele steht.“ Es wird dabey bemerkt, daß man die Idee eines allgemeinen Typus der Sinnlichkeit ganz falsch verstehen würde, wenn man die menschlichen fünf Sinne zum Kanon machen wollte. Edlere Naturen könnten unsere Sinne leicht weit übertreffen. „Warum sollte es durchaus nichts weiter als *Schwärmerey* seyn, was Pythagoras von einer Musik der Sphären träumte, die das Ohr der Geister vernehme? (Auch in der *Ästhetik* kommt eine Stelle vor, aus welcher zu erhellen scheint, daß Hr. B. glaubt, Pythagoras habe unter der Musik der Sphären ein wirklich klingendes Concert gedacht.) Warum sollten nicht andere Augen ein Sonnensystem überschauen können, wie wir eine schöne Landschaft?“ — Dritte Abhandlung (S. 117—162): *Von der ästhetischen Sittlichkeit*. Hätte das Gute außer dem gebietenden nicht noch einen anderen Charakter, so würde es nie mit dem Schönen zusammen treffen; es wird aber zum Schönen, wo es in seiner Liebenswürdigkeit und Gröfse ohne Imperative erscheint; in der ästhetischen Erscheinung des Guten vertreten auch das Schickliche und die sittliche Grazie die Stelle aller Imperative (dazu eine gute pädagogische Anmerkung: nicht befehlen soll man das Gute, sondern dazu ermuntern, indem man es in seiner Gröfse und Liebenswürdigkeit zeigt); sie selbst befördert den Glauben an eine bessere Welt. — Vierte Abhandlung (S. 163—190): *Von der ästhetischen Religion*. Wahre Religion, d. i. wahres Gefühl des Göttlichen in seiner reinsten Erhabenheit, schlägt jedes Interesse, außer dem religiösen, folglich auch das ästhetische, nieder; dieses letzte erhebt sich zum religiösen Gefühl verschieden in der klaren Anschauung, verschieden im Mysticismus; wenn die Vernunft den wahren Unterschied des Natürlichen und des Göttlichen verfehlt, so geht das religiös-ästhetische Gefühl in Naturmysticismus über; durch ästhetische Anschauung moralischer Vortrefflichkeit erhebt sich das moralische Gefühl mit dem Ästhetischen zum Religiösen; nur polytheistische Religionen können ganz ästhetisch werden. — Wir überlassen den Lesern sich über diese Sätze, wenn sie ihrer bedürfen, Aufklärung aus dem Buche selbst zu holen.

Bx.

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Oldenburg, b. Stalling: Probe einer neuen Übersetzung der Gedichte Ossians aus dem Gälischen Original von Chn. Wilm. Ahlwardt, des oldenb. Gymn. ersten Prof. u. Rector. 1807. 44 S. kl. 4. (10 Gr.). Die seit einer Reihe von Jahren durch die patriotischen Bemühungen der schottischen High-land Society vorbereitete Ausgabe der Gedichte Ossians im gälischen Original ist endlich im Laufe des jüngst entwichenen Jahres in drey Octav.-Bänden, mit einer wörtlichen lateinischen Übers. von Robert Macfarlan und wichtigen kritischen Abhandlungen, zu London aus Licht getreten. Wir zählen dies Werk mit Hn. Ahlwardt unter die merkwürdigsten Erscheinungen in der poetischen Literatur un-

serer Zeit. Denn abgesehen von den wichtigen Substanzien, die dem Studium der gälischen Sprache durch dasselbe erwachsen sind: giebt es zugleich die unerwarteten Aufschlüsse über das bestrittene und beynah verworfene Alter und die Aechtheit der von Mac-a-Pheorin, (Macpherson) übersetzten Ossianischen Gefänge. Die Kritiken, Laing's und Shaw's unter den Engländern, Wilhelm Schlegels und Adelungs unter den Deutschen, hatten aus der Übers. zu beweisen gesucht, alle jene Gedichte seyen neuen Ursprungs, wahrscheinlich ein Machwerk Mac-a-Pheorin's, eine von ihm angelagte Betrügerey: und diese Meinung war so ziemlich die herrschende geworden. Eine dem ersten Band der neuen Ausg. des Ossian

vorankommende, meist historische Abhandlung *on the authenticity of the poems* von Sir John Sinclair giebt mit einemmal die entgegengesetzten Resultate, und beweist durch die wichtigsten Gründe, was Blair, Clark und Smith doch nur geahndet hatten.

Die Hauptmomente dieser Untersuchung sind: 1) *Mac-a-Pheoroin* war nichts mehr, als Übersetzer, und obendrein ein sehr mittelmässiger. Es wird durch Vergleichung mehrerer Stellen mit dem Original genügend dargethan, daß *Mac-a-Pheoroin*, obgleich aus einer Gegend gebürtig, wo das Gälische noch gesprochen wird, dennoch dieses Idioms im höchsten Grade unkundig gewesen sey, indem er ganze Stellen und noch öfter einzelne Ausdrücke gänzlich verfehlt, und dafür reichlichen Schwulst und Bombast aus eigenen Mitteln zugebüst habe. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, bey allem Studium seiner oft schleppenden und gedankenleeren Prosa in einer ihm so wenig befreundeten Mundart den Grad von Wohlklang, Energie und poetischer Vollendung zu geben, der im gälischen Original herrscht. Auch sind seine englischen eigenen Gedichte, *The highlander*, *Hunter* u. a. Producte eines Geistes, aus dem kein Carthonn oder Fionghall hervorgehen konnte.

2) Die Gedichte *Ossians* sind ichte alte Pöffe. Innere Gründe müssen zwar hier das meiste beweisen; doch sind auch einige historische, wenn gleich nur negative vorhanden. *Mac-a-Pheoroin* gab 1760 seine ersten *Fragments of Gaelic Poetry* heraus. Von Freunden unterstützt, machte er nun eine Reise durch die Hochlande und die Inseln, wo Gälisch die Landessprache ist, um gälische Gedichte zu sammeln. Im Winter 1760 kehrte er zurück, und gab darauf zu Anfang des Jahrs 1762 den *Fionghall* und sechzehn kleinere Gedichte, 1763 nebst fünf kleineren Gedichten die *Tighmora* (Temora) heraus, von der er zugleich den siebenten Gesang in der Ursprache abdrucken ließ. Die Abgeschmacktheit der Annahme, ein Mensch, von dem Sinclair sagt, er habe nicht einen einzigen leidlichen Vers aus Licht fördern können, habe binnen zweyen Jahren über zwanzig epische Gedichte, von diesem Werth, und von ungefähr 15000 Versen geschrieben, sie ins Englische übersetzt und mit vielen Anmerkungen und zwey großen Abhandlungen versehen, springt in die Augen. — Die einzige noch mögliche Einwendung wäre demnach, daß *Mac-a-Pheoroin* selbst betrogen sey. Indess zweifeln wir nicht, daß die verdienten Herausgeber ihr zu begegnen wissen würden: auch fällt sie durch den dritten Moment der Abhandlung so ziemlich weg.

3) Diese Gedichte können eine Vergleichung mit den besten Werken älterer und neuerer Dichtkunst aushalten. Diese Behauptung zu belegen, liefert Hr. A. hier den siebenten Gesang der *Tighmora* in einer deutschen poetischen Übersetzung in freyen, bald daktylischen, bald anapästischen Rhythmen, als Probe einer Verdeutschung des ganzen *Ossians*.

Eines eigentlichen Urtheils über diese Übertragung müssen wir uns zwar, als des Gälischen unkundig, enthalten; indess sind wir sehr erfreut, daß Hr. A. gerade sich dieser Arbeit unterzogen hat, da er sich durch seine früheren Übersetzungen aus anderen Sprachen mit allen Erfodernissen zu solchen Unternehmungen, tiefen philologischen Einsichten, reinem Sinn für jedes Schöne, Gewandtheit im Versbau und in der deutschen Sprache überhaupt, und den richtigsten Ansichten von den Zwecken eines Übersetzers trefflich ausgestattet bekrundet hat. Auch die vor uns liegende Probe haben wir mit dem höchsten Interesse gelesen, und sind durch sie ganz einstimmig mit Sinclairs Urtheilen geworden, weil wir hier freylich einen ganz andern Dichter als in *Mac-a-Pheoroin's* Paraphrase gefunden haben. Um so mehr müssen wir die baldige Vollendung von Hn. A. schönem Unternehmen wünschen.

Leider aber fehlen in der Originalausgabe folgende elf Gedichte, von denen die Manuscripte nicht mehr unter *Mac-a-Pheoroin's* Papieren gefunden, und wahrscheinlich während seines Aufenthalts in Westflorida verloren gegangen sind. *Die Schlacht von Lora*. *Der Krieg von Inisthona*. *Der Krieg mit Caros*. *Oithona*. *Die Lieder von Selma*. *Darthula*. *Berrathon*. *Cuchullins Tod*. *Lathmon*. *Cathlin von Clutha* und *Sulmalla von Lamon*. Die Hoffnungen der Highland-Society, die Originale hiezu noch aufzufinden, scheinen sehr gering, da im letzten halben Jahrhundert diese Volksgefänge unter den Hochländern fast ganz verschwunden sind.

P.

**Hamburg**, b. Schmidt: *Hewietta, Leben einer deutschen Buhlerin*. Aus der letzten Zeit des achtzehnten Jahrhunderts 1808. 287 8. 8. (1 Thlr.) Dieser Roman läßt seine Geschichte in Gesprächen vortpielen, und zieht dabey aus einer grofsen Stadt Deutschlands in die andere. Der Aufzug seines Gewebes ist Gemeinheit, und der Einschlag Geschmacklosigke Die verfassenden Finger haben ihn „gewidmet denen, die rasch über Leidenschaft den Stab brechen, die die Seele nie vom Körper trennen, und vergessen, daß Natur Befriedigung bedarf.“ Gleich darauf haben sie folgende Worte aus der F der Hielsen lassen:

Ich kannte selbst ein Weib von hohem Geiste,  
Das in der Leidenschaft Gefühl, der Erde  
Weit näher war, als des Olympus Schwung.  
Sie hatte Hochbegriff von Seelenliebe,  
Sie fühlte schon der Frömmigkeit Gefänge,  
Sie liebte Unterhaltung des Verstandes,  
Sie war Verehrerin des feinen Witzes  
Und in der Fülle körperlicher Triebe  
Zerflofs der Seele Stärke, und sie fiel.

Ist das poetischer Unsinn in Prosa, oder prosaischer Unsinn in Versen? S. 145 heist es: „du gabst mir einen Kelch von Wonne, aber du gossst ein Meer von Bitterkeit hinein. (Wie mag man das angefangen haben?) Wir möchten zu Vf. sagen: du gabst uns ein Meer voll Albernheiten, und gossst auch nicht einen Tropfen Verstand hinein. M.

**Berlin**, b. Schüppel: *Herr von Schulterbein und sein Peter*. Eine joviale Erzählung in vier Büchern. Edirt von H Stein, Vf. der Amöna, Ludmilla u. f. w. 1807. 286 8. 8. (1 Thlr.) Diefes Romanbüchlein gewährt eine ganz angenehme Unterhaltung. So unbedeutend die Rolle ist, welche der dummgeschlaue Peter spielt, so anziehend sind die Situationen, in denen sich Hr. v. Schulterbein gegen über seiner Geliebten befindet. Der Fraulein Emma von Sendenhorst fehlt es nicht an Anbetern und dem Kammermädchen derselben nicht an Verschmitztheit und toller Laune, sie durch einander zu verwirren. Besonders spafshaft ist das von ihr angestellte Rendezvous, der drey Liebhaber. Hr. v. Schulterbein, sonst ein liebenswürdiges und geschickter Mann, kann zu keiner rechten Aufklärung über seine Liebe kommen. Sie findet sich zuletzt, aber das Licht tritt vielleicht etwas zu rasch hervor. Bey dem jovialen Gange der Begebenheiten mus man das aber nicht zu genau nehmen. Die Sprache ist lebhaft, der Witz mitunter fein, die Anspielungen treffend. Daß ein paar Leute bey grofser Ehrlichkeit sich einen grofsen Reichtum erworben haben, ist fast zu viel für Einen Roman; es wäre genug, wenn sich so etwas Einmal in zwey Romanen zutrage. H.

**Ansbach**, b. Brügel: *Heinrich von Wild, oder die böse Tante und der gute Onkel*, von P. C. W. Morus, dem Vf. der Miscellaneen für Menschenkenntnis und Moralität. 1804. XV u. 168 8. 8. (22 Gr.) Der Vf. macht keine Ansprüche auf den Beyfall derjenigen Leser, „die nur in einer künstlichen und nicht selten fabelhaften Erzählung, in der Erhitzung ihrer Einbildungskraft, in der stürmischen Aufregung aller Leidenschaften und wohl gar in verführerischen Szeuen ihr Vergnügen suchen;“ er schreibt vielmehr für solche Leser, die an einer minder kunstreichen Erzählung, an einer ruhigen Darstellung, an sanften Rührungen und an einem fortwährenden Hinfstreben nach Moralität ein Behagen finden. Das gute Gemüth des Vfs. ist dabey nicht zu verkennen; auch ist er nicht ohne Talent; aber es fehlt ihm am richtigen Tacte, am schönen Ebenmafsse. Seine Überschriften gleichen den langen Gebeten der Kanzelredner; sie sollen aufwecken, und schlafern ein. So ist das zweyte Cap. überschrieben: „Jünglinge und Mädchen, die Ihr diese Blätter in die Hand nehmt, Euch widme ich diesen zweyten Abschnitt meiner Geschichte! Vernehmt ihn und schaudert! — Danket dem Allbeglückter, daß er Euch unter günstigen Verhältnissen ins Daseyn rief; danket ihm, wenn er Euch Eltern und Lehrer gab, die schon frühzeitig den Saamen des Guten in Eure Herzen streuten“ etc. Der Ton der Erzählung ist nicht so schwülstig und hochherfahrend; das Buch läßt sich gut lesen.

B. B.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JANUAR, 1808.

## P Ä D A G O G I K.

HALLE, b. d. Vf. u. in Commission der Waisenhaus-Buchh.: *Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, für Eltern, Hauslehrer und Schulmänner* von D. August Herrm. Niemeyer. Thl. I und II, fünfte Auflage. 1805. und Thl. III, enthaltend Nachträge und Zusätze. 1806. 497 S. 8. (4 Thlr.).

Dafs der verdienstvolle Vf. sich mit den Fortschritten der Erziehungs- und Unterrichts-Kunst vertraut gemacht hat, beweiset auch die diesmalige neue Auflage seines bekannten Werkes, vorzüglich der neu hinzugekommene dritte Theil. Es findet sich hier abermals ein Schatz sorgfältig zusammengetragener Erfahrungen und Beobachtungen, die ihren Werth auch für die bekanten, die minder geneigt seyn möchten, dem Raisonnement des Vfs. beizustimmen. Es sind einzelne treffliche Winke vorhanden, welche praktischen Pädagogen in ähnlichen Fällen sehr zu Statten kommen werden; und es ist besonders verdienstlich, dafs auch die Art und Weise des richtigen Beobachtens selbst angedeutet ist. Aber eben deswegen, weil das Werk durch seine Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit sich auszuzeichnen strebt, ist es nicht möglich, in alle Details einzugehen. Wir müssen daher den Geist desselben mehr aussprechen im Ganzen, um dadurch ungerechten Urtheilen eben so sehr, als einseitigen Lobpreisungen, auszuweichen.

Der Vf. betrachtet den Menschen als ein in der Erfahrung Gegebenes. Einen Gegenstand der Erfahrung kann man nur durch einzelne Aufserungen erkennen lernen; und folglich auch den Menschen. Die Natur ist alleinige Geberin, die Erziehung leistet ihr nur Hand. Der Mensch ist (S. 17. Thl. 3) ein Zögling des Nothwendigen in der Natur, des Zufälligen im Leben, der Vernunft durch die Erziehung nach Zwecken. (Das Nothwendige erzieht, nach Rec. Ansicht, nicht; sondern es zwingt. Das Zufällige im Leben erzieht eben so wenig, denn es kann nur negativ wirken. Der Mensch ist frey geboren. Wie er ist, so wirkt die Aussenwelt auf ihn ein. Derselbe Zufall und dieselbe Nothwendigkeit, die Einen bildet, kann den Anderen eben so leicht verbilden; kann sogar in verschiedenen inneren Zuständen, bey einem und demselben Individuum entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen.)

Die Erziehung nach Zwecken kann S. 21 nur  
J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

beleben, unterstützen und richten. Man hat also den Menschen zu nehmen, wie er ist, man hat sich seinen Eigenthümlichkeiten anzuschliessen, man hat seinen Neigungen zu folgen u. s. f. Obschon der Zweck der Erziehung nur ein einiger ist, so giebt es dennoch verschiedene Wege ihn zu erreichen. Jeder Mensch will und kann sogar nur auf seine eigene Weise zum Ziele gebracht werden. Diese Weise liegt in seiner Individualität, welche abermals den Naturgaben gehört. Diejenige Art und Weise, welche nur der Individualität, so wie den Eigenheiten eines jeden Alters, am meisten angemessen scheint, ist naturgemäfs, und die ihr entgegenlaufende naturwidrig.

So wie zur Erziehung die nächsten Umgebungen benutzt werden müssen, um den moralischen Charakter zu bilden: so fodert auch ein naturgemäfsere Unterricht eine Benutzung der nächsten Umgebungen und ein Ergreifen heller Momente, in welchen allezeit der Unterricht mehr Gegenstand der Unterhaltung, als ernste und anstrengende Beschäftigung seyn darf. Der strengere systematische Unterricht ist demnach dem frühesten Alter nicht zuträglich. Allmählich nur und mit den Jahren darf ein mehr positiver und endlich streng systematischer Unterricht anfangen.

Die Wahl der Gegenstände bestimmt sich theils durch ihre allgemeine Brauchbarkeit, theils durch die Verschiedenheit des einstigen Berufs eines jeden Individuums. Der Zweck ist Beförderung der Geistescultur durch mehrseitiges Wissen, und Erwerbung derjenigen Kenntnisse, die da frommen im Leben.

Es geht aus diesem allem hervor, dafs der Erzieher nur dem Zöglinge nachzulaufen habe, und aufzuhelfen, wo er strauchelt; der Natur gewähren zu lassen, und nicht ihn da herausreißen zu wollen.

Die Grundsätze sind demnach S. 28: a) Wecke und bilde jede, dem Zögling als Mensch und als Individuum gegebene Anlage (S. 31): b) Bringe Einheit und Harmonie in die Ausbildung jener Anlagen und Fähigkeiten durch deutliche Vorstellungen von ihrer naturgemäfsen Bestimmung und ihrem gegenseitigen Verhältnifs (S. 32): c) Richte die erweckte Kraft auf alles, was der Vernunft als des Menschen würdig scheint, durch jedes Mittel, das mit den Rechten des Zöglings, als Vernunftwesens verträglich ist, d) Lasse die Harmonie der Freyheit mit der Vernunft dein höchstes Ziel seyn, weil auf ihr der sittliche, folglich der unbedingt höchste Werth ruht (S. 35).

H



(Es leuchtet allerdings aus diesen Grundsätzen die Vielseitigkeit der Behandlung ein. Aber es fehlt, wie es scheint, das Zurückführen des Mannichfaltigen zur Einheit. Die Sätze stehen zu einzeln: so wie überhaupt alle Regeln. Es wird einem großen Theil der Leser angenehm seyn, für einzelne Fälle sich Rath zu holen; aber es wird kaum einer zur Totalansicht und zur umfassenden Übersicht des ganzen Geschäfts der Erziehung geführt werden.) — Nach dieser allgemeinen Ansicht wenden wir uns zu den einzelnen Theilen. Denn es ziemt sich, dem Vf. eines jeden Werkes zu folgen, und nicht nach Prämissen, die ihm fremd sind, ihn zu beurtheilen.

Thl. III. S. 74—89 werden einige Erinnerungen gegen das Bestreben neuer Pädagogen gemacht, die als Parteygänger einer philosophischen Schule, der Pädagogik selbst das voraus-einstudierte System aufdringen wollen. Es liegt in diesen Ausführungen viel Wahres, und es kann nicht gelehrt werden, daß Abstractionen und allgemeine Begriffe gerade im Gebiete einer so durchaus praktischen Wissenschaft, die es ohnehin immer mit Concreten zu thun hat, am wenigsten frommen. Es ist nur Schade, daß der Vf. bey dem Allgemeinen stehen geblieben ist; es wäre gerade hier der Ort gewesen, einmal zu zeigen, wie weit man der Philosophie überhaupt Eingriffe in die Pädagogik gestatten darf, und in welchem Verhältnisse sie zu ihr steht. Mit allgemeinen Principien der theoretischen Philosophie unmittelbar kann in der Pädagogik deswegen nichts gewonnen werden, weil die letztere überall erst da beginnt, wo jene schon aufgehört hat. Wie sich die Natur organisirt und individualisirt, ist ihr eben so fremd, als dem Mathematiker die Theorie des Raums. Nur daß mit philosophischem Geiste gehandelt werde, ist bey der Erziehungswissenschaft zu wünschen. Es ist ihr Einheit und Zusammenhang zu geben, und Consequenz in der Ausübung zu empfehlen. Die Hauptaufgabe einer Erziehungslehre würde sich wesentlich um eine reinpsychologische Geschichte der Entwicklung menschlicher oder, wenn man lieber will, geistiger Kraft, kreifen.

In dem Capitel über die Prüfung ursprünglicher Anlagen (I Th. S. 171, und III Th. S. 100 ff.) wird die Unzuverlässigkeit der Physiognomik, so wie der Krainoskopie, deutlich und faßlich aus einander gesetzt, und ihr geringer Gebrauch für die Pädagogik gezeigt. Mehr ist der Vf. geneigt, der Temperamentenlehre Gehör zu geben; deshalb werden auch einzelne Erziehungsmittel gegen die verschiedenen Temperamente angeführt. Aber in wiefern man überhaupt das Temperament beherrschen müsse, und wie weit es dem Erzieher gelingen kann, durch eine allgemeine Norm der Behandlung sich alleenthalben Eingang zu verschaffen, und ob nicht einem jeden Temperamente eine Kraft entgegengesetzt ist, deren Aufregung es nur bedarf, um zum mindesten den Einfluß des Temperaments völlig unschädlich zu machen, (wenn man ja geneigt seyn sollte, zu glauben, daß es überhaupt der Freyheit entgegen-

stehe,) dieß hat der Vf. nicht gezeigt. Überhaupt ist der Begriff ursprünglicher Anlagen dunkel, die präsumirte Äußerung derselben völlig unbegreiflich die Idee, sie lebhaftig schauen zu wollen, vollends abenteuerlich.

Th. I. S. 42 ff. und III Th. S. 145 wird die Art und Weise aus einander gesetzt, wie man für die intellectuelle Bildung der Kinder im frühesten Alter zu sorgen habe. Es wird namentlich angeführt, daß eine jede Unterhaltung, wie sie der Zufall herbeiführt, ein jedes lehrreiche Gespräch, der best und zweckmäßigste Unterricht sey. Bilderbücher werden als Mittel dazu unter gewissen Bestimmungen empfohlen. (So angemessen auch immer eine Unterhaltung mit den Kindern seyn mag: so trefflich auch einzelne Winke sind, so wenig möchten sie das eigentliche Wesen des Unterrichts, wie er nach der Rec. Ansicht fürs frühere Alter geformt seyn muß, erreichen. Unterricht ist nicht bloße Belehrung, sondern positive Bildung; er sucht nicht den Erfahrungskreis zu erweitern, sondern zu verdeutlichen, nicht den Verstand zu bereichern, sondern aufzuklären. Das Lernen ist die Hauptsache hier, das Lehren nur Mittel des Lernens; und das Lernen hinwiederum nur Mittel des Denkens, des geistigen Handelns überhaupt. Dazu führt aber keinesweges ein äußerer Reiz. Der innere Drang ist zu stählen. Dieser aber ist mit dem Pflichtgefühl eins und dasselbe. Also Gewöhnung zu pflichtmäßiger Beschäftigung verbunden mit angemessener Anstrengung des Geistes und Körpers ist die Haupttendenz des eigentlich bildenden Unterrichts. Es fehlt hier ein durchgreifender und planmäßiger Gang. Zu bloßer Befriedigung der Neugierde sollte sich der Unterricht eigentlich nie herablassen; noch vielweniger sollte man wägen, der Bildung aufzuhelfen, wenn man Belehrungen austreut. Spiel und Unterricht stehen einander schlechthin entgegen. Es giebt kein anderes Erziehungsmittel, als Unterricht, im strengsten Sinne genommen, es giebt keine gesonderte intellectuelle Bildung, eben so wenig als ein gesondertes Intellectum.)

Thl. 3, p. 289 werden einige Bemerkungen über den Unterricht im Lesen, Schreiben und Zeichnen gemacht. In Ansehung der ersteren wird erinnert, daß keinesweges der Erfolg dieses Zweiges des Unterrichts der Methode allein beyzumessen sey, und daß man mit Unrecht gegen eine vorgeblich nur qualende Art und Weise des Leseunterrichts zu Felde ziehe, da es an wesentlichen, wenn auch mit weniger Geräusch aufgenommenen Verbesserungen nicht fehle. Demungeachtet würdigt der Vf. sehr Oliviers Verdienste, so wie er nicht minder auf die gelungenen Bemühungen des Hn. Krug aufmerksam macht. Indess scheint uns die Frage noch nicht genug berücksichtigt: darf man sich je von dem rein Praktischen im Elementarunterricht entfernen? Es mag nicht gelehrt werden, daß die Oliviersche Methode eine Vollständigkeit der Sprachelemente darstellt, wie sie sonst nicht vorhanden war; es mag



pädagogisch ganz richtig seyn; dieselben auch zum Bewußtseyn des Leseschülers zu bringen: aber es ist gewiss unpsychologisch, die Theorie in den ersten Unterricht mit einzuführen, und chimärisch, die klarste Auffassung dieses Gegenstandes auch von den Elementarlehrern niederer Schulen zu erwarten. Das Zusammensuchen der Buchstaben auf der Olivierschen Tabelle, das Eingehen in die feineren Nüancen der Töne und ihrer Bezeichnung, das Durchwandern einer grossen Reihe von Kupfern, wobey die Aufmerksamkeit immer mehr auf das Bild als das Object des Lernens geheftet wird, und am meisten die wissenschaftlichen Terminologien der Buchstaben, sind zum mindesten grosse Verlängerungen des Weges zum Ziele des Lesenlernens. Soll nun dieses zum Hauptzwecke gemacht werden, so ist es unpsychologisch, Nebenzwecken so viel Zeit zu widmen. Die Pädagogen sollten also darüber einig zu werden suchen, ob das System des äusseren organischen Sprachmechanismus auch sogar theoretisch dem zartesten Alter vorzuführen sey. Wäre das letztere das Ziel, dann wären jene Übungen an ihrem Orte, und das Lesenlernen würde zu einem Nebenzweck. Wie dem auch sey, so werden sich viele der neuen Methodiker wohl kaum gegen den Vorwurf schützen können, etwas ins Breite gegangen zu seyn, und sich gefällig in Regionen gekreiset zu haben, durch welche die kostbare Zeit der Jugendbildung, und manche dabey noch zu berücksichtigende Nebenumstände kaum einen geraden Durchmarsch gestatten würden.

Sehr loben muß es Rec., daß Hr. N., gegen den beynahe herrschend gewordenen Ton, das Studium der Grammatik, so wie überhaupt der Sprachlehre anempfiehlt. (Thl. I, §. 201 f.) Es wäre nur zu wünschen, daß eine Methodik des grammatikalischen Unterrichts angedeutet worden wäre. Im Allgemeinen leuchtet wohl ein, daß ein gründlicher grammatikalischer Unterricht in der Muttersprache der Erlernung einer jeden fremden Sprache vorangehen müsse. Aber freylich reicht man hier nicht damit aus, bloße grammatikalische Terminologien verstehen zu lehren; sondern vielmehr ein langsames und bedächtiges Üben in dem Auffassen des gesammten logischen Zusammenhanges einzeln bezeichneter Vorstellungen kann eine allgemeine Vorbereitung abgeben. Es gehört wesentlich dazu, daß man nach dem ersten Elementarunterrichte sogleich angemessene Schriften in dieser Beziehung lesen lasse, und zerstreute Vorstellungen nach ihrem logischen Zusammenhange verknüpfen lehre. Dadurch wird man zu gleicher Zeit der Vielleesers entgegen arbeiten, und die Aufmerksamkeit des Schülers an die Sprachformen, so wie überhaupt an den Ausdruck, heften. Von dem mechanischen Erlernen einer fremden Sprache kann Rec. durchaus nichts halten. Es scheint überhaupt unnatürlich, gleiche Vorstellungen durch zwey Thüren eingehen lassen zu wollen, und es kann ohne Nachtheil nicht geschehen, daß zu gleicher Zeit zweyerley Formen

des Denkens, die sich kreuzen und verwirren, exercirt werden. Wenn die Erfahrung lehrt, daß eine fremde, z. B. die französische Sprache, sich durch täglichen Umgang in den frühesten Jahren bald erlernen läßt: so sieht man nicht, wie viel dadurch der Muttersprache entzogen, nicht, wie viel Verwirrenheit in den Gedankenzusammenhang gebracht wird. Zwey Sprachen können nicht Muttersprachen seyn, d. h. sie können nicht beide gleich unmittelbare Gedankenträger seyn. Alle Erfahrungen des Rec. stimmen darin überein: a) daß Kinder, die eine fremde Sprache nur mechanisch erlernten, ihrer Muttersprache nur mit der größten Mühe und durch langen Fleiß mächtig werden konnten; b) daß die logische Vergleichung beider Sprachen ihnen viel mehr Schwierigkeiten verursachte, als anderen, die eine Sprache theoretisch erlernten; c) daß denselben eine eigene Ausarbeitung ungleich größere Schwierigkeiten verursachte, als anderen, denen sie sonst überlegen waren; d) daß durch diese und noch viele andere Umstände dennoch ein grammatischer Sprachunterricht unerlässlich wurde. Man rechne eins ins andere, so ergibt sich sehr leicht, daß diese so natürlich und leicht geachtete Methode des Sprachunterrichts manches Opfer kostet, und eine sehr langsame Reparatur erfordert.

So wie Hr. N. die Olivierschen Verdienste vielleicht ein wenig zu hoch angeschlagen haben möchte, so setzt er die Pestalozzischen zu sehr herab. Wenn auch zugegeben werden muß, daß die bisher erschienenen Pestalozzischen Lehrmittel zum mindesten sehr mangelhaft sind, und gewiss den Erwartungen nicht entsprechen konnten: so ergriff doch Pestalozzi die Menschennatur ungleich tiefer, warf einen umfassenderen Blick auf das sogenannte Feld der Menschenbildung, und arbeitete mit größerem Ernste und größerer Energie an der Durchführung seines Plans. Ein sehr großer Theil der Einwendungen des Vfs. gegen Pestalozzi scheint wenig haltbar; nur die Wesentlichen mögen hier berührt werden. S. 332. Th. 3 wird behauptet: der Unterschied zwischen Pestalozzi und seinen Vorgängern liege *bloß* in der Wahl des Objects, *nicht* in der *Vergeistigung* desselben. Das ist offenbar irrig. Die Quadrate sind keineswegs sinnliche Objecte, sondern nur sinnlich dargestellte Schemata geistiger Operationen; gerade die Behandlung, nicht das Object des Lernens, unterscheidet Pestalozzi's Verfahren; das lehrt ja der erste Anblick seiner Lehrbücher. Pestalozzi sucht Zusammenhang in den Vorstellungskreis des jungen Menschen zu bringen, die Verhältnisse zu combiniren, so wie überhaupt alles zufällig gegebene logisch nothwendigen Gesetzen zu unterwerfen. Rec. kennt keine andere Vergeistigung der Objecte. S. 333 f. wird getadelt, daß Pestalozzi's Methode so früh die kunstmäßige Bildung beginne; indem es unvermeidlich sey, daß das Kind täglich von vielen hundert Gegenständen berührt werde; es könne dadurch das kräftige Wachsthum im Boden der Natur aufgehalten werden. Dem V. scheint die Ver-

wirrung, welche die blinde Natur durch ihre planlose Einwirkung in dem kindlichen Geist anrichten soll, nichts weniger als gefährlich; er erblickt in ihr die weiseste Erziehungsanstalt der Vorsehung, die wahre Urform der Freyheit u. s. f. Die Natur weifs von keiner Freyheit; der Mensch im Stande der Natur eben so wenig. Freyheit kann nur seyn, wo es Gehorsam giebt. Ihre Kraft äufsert sich dadurch, daß sie sich unter das Gesetz thut. Wer von seinem Willen abhängt, ist kein eigner Herr. Der wild aufgewachsene Mensch hängt von den passiven Eindrücken ab. Eben hierin liegt das Fehlerhafte des philanthropinischen Verfahrens. Man hielt das Werk momentaner Neigungen für Sache eines freyen Willens, und vergaß, daß die Freyheit sich an Schranken hält, daß diese Schranken die Vernunft setzt, und der Erziehung eben aufgegeben ist, die Vernunft zu der ihr gebührenden Herrschaft zu helfen. Wäre der Pestalozzischen Methode die Tendenz anzumerken, die wissenschaftliche Bildung früh anzubringen, und folglich den Ideenkreis auszubreiten, zu belehren: so träfe sie jener Vorwurf mit Recht, und in diesem Sinne wäre die kunstmäßige Bildung zu verwerfen. Allein dies tadelt ja gerade Pestalozzi, und thut auf eine schneidende Weise das Gegentheil. Die Bemerkungen gegen die Pestalozzischen Elementarpunkte berühren nicht das Wesen der Methode, weil Form und Zahlbegriffe hier zu gegebenen Objecten gezählt werden. Das ist aber nicht zulässig; denn es giebt in der Natur weder

eine reine Form, noch viel weniger eine Zahl. Es ist das Gesetz der Combination und Production, welches sich nur durch diese beiden Mittel verfinnlichen läßt. Es wäre überhaupt keine Verdeutlichung der Verhältnisse möglich. Nur durch Zahl und Form gehen die Begriffe der übrigen Kräfte der Natur in uns ein. Selbst nicht einmal von der Schwerkraft, von Gewichten, so wie von keinem physikalischen Gegenstande, wäre uns eine zuverlässliche Kunde zugänglich, ohne arithmetische und geometrische Anschauungen.

Übrigens sollte man billig Pestalozzis Individualität und das rein praktische Streben seiner praktischen Gehülfsen, von den Speculationen seiner philosophischen Commentatoren völlig sondern. Vor-eilige Lobredner, die durch einige Allgemeinbegriffe und einen absprechenden Ton ihre Unkunde zu decken wännen, trifft gerechter Tadel.

Eine gedrängte Übersicht der Geschichte der Pädagogik in den letzteren Zeiten beschließt das ganze Werk, welches überall nur zum praktischen Gebrauch bestimmt ist, und deswegen nicht minder dem eigentlichen Zwecke pädagogischer Bemühungen dienen wird, als manche mehr wissenschaftliche Arbeit, die aber nicht in das Detail geht. Indes ist es der Pädagogik zu wünschen, daß man endlich bemüht sey, lange gesammelte Erfahrungen zu verarbeiten, in ihrem Zusammenhange darzustellen, und dem Ganzen das Willkührliche zu nehmen.

Q.

## L L E I N E S C H R I F T E N.

**PÄDAGOGIK.** Duisburg u. Essen, b. Bädeker u. C.: *Die Volksschulen, keine kirchliche, sondern allgemeine Staats-Institute.* Mit besonderer Hinsicht auf die preussischen Provinzen in Westphalen. Ansichten, Wünsche und Hoffnungen eines katholischen Religionslehrers. 1805. 64 S. 8. (5 Gr.) Als Vf. dieser Schrift nennt sich am Ende der durch seinen hellen und liberalen Geist, wie durch seine vom Obscurantismus erlittenen Verfolgungen, gleich bekannte J. Hoogen, welcher Ehrwürdige seitdem in das Land des religiösen Friedens hinübergegangen ist. Als Menschenfreund wird jeder Leser dem Vf. in seinen Ansichten und Wünschen von Herzen beystimmen; die Sache von Seiten des Rechts betrachtet, und Kirche und Staat als zwey einander gegenüberstehende Parteyen angesehen, wird man ein tieferes Eindringen vermissen, auch überhaupt den Beweis nicht finden, den man, nach dem Titel der Schrift, zu suchen veranlaßt wird. Aber wozu soll auch die Trennung dienen, da es einmal über allen Zweifel erhaben ist, daß nur durch die Vereinigung der Kirche und des Staats der höchste Zweck der Menschheit realisirt werden kann! Hievon abgesehen, muß man mit dem edeln Vf. wünschen und hoffen, daß die Scheidewand, welche unsere Volksschulen in *katholische, lutherische* und *reformirte* sondert, endlich niedrigergerissen und für die Jugend der drey Confessionen an jedem Orte eine *gemeinschaftliche* Schule errichtet werden möge. Dies ist eigentlich die ganze Tendenz der Schrift. Übrigens hegte der Vf. damals in Hinsicht dieser Reform viel Vertrauen zu dem preussischen Staate; wir wollen dieses Vertrauen, und zwar in Ansehung des gesammten Schulwesens, nicht tadeln, müssen aber doch gestehen, daß bis jetzt auch hier zwar viel geschrieben, aber noch nichts Bedeutendes geschehen ist. Offendliche Bläuer haben z. B. viel

Aufhebens von den großen Summen gemacht, welche die Clev-märkische Kriegs- und Domainenkammer zu Hamm zur Verbesserung des Schulwesens befehlen haben soll; allein Recensent hat noch gelesen, daß zur Verbesserung des märkischen Schulwesens, welches, nach der Beschreibung des Predigers Busch, ganz erbärmlich ist, etwas von jenen großen Summen aufgewandt werden wäre. Und leider! was zu fürchten, daß mit der Zeit die Quelle jener Summen vergeten, und das Geld zu anderen Staatsbedürfnissen verwandt werden möchte. Indessen loben wir das Vertrauen des Vfs. und bemerken schliesslich, daß die Protestanten nicht weniger als die Katholiken sich durchweg in diesem Büchlein spiegeln können. Mächten doch nur erst die *protestantischen* Prediger dem *katholischen* Hoogen gleichen!

ft.

**Mannheim u. Heidelberg, b. Schwan und Götz:** *Kurz Anweisung, auf welche Art die Jugend in den niederen Schulen zu unterrichten ist,* von Joh. Ludwig Ewald, großherzogl. badenisch. Kirchenrath in Heidelberg. 1807. 68 S. 8. (6 Gr.) Diese kurze Anweisung ist eigentlich für die reformirte Schullehrer in der Pfalz am Rhein bestimmt; Rec. kann aber dem Wunsche des Vfs., daß auch viele andere Schullehrer in Deutschland sich daraus unterrichten, und von dieser Unterrichte in ihrem Amte einen guten Gebrauch machen möchten, beystimmen, da alles, was darin gesagt und angerathen wird, in jeder niederen Schule zweckmäßig und anwendbar ist. Möchte nur der Vf. seine Eigenheiten in der Orthographie, z. B. *Gebüt, schweheren, arzülen*, mit den gewöhnlichen Schreibart vertauscht haben!

O. m. r.

## D r u c k f e h l e r.

Im vorigen Jahrgange No. 211. S. 476. Z. 3 v. ob. statt *Serven* lies *Slaven*. — No. 263. S. 285. Z. 16 v. ob. statt *unrichtig* lies *unwichtig*. — No. 273. S. 364. Z. 23 v. ob. statt *Lehrer* lies *Leser*. — No. 298. S. 484. S. 29 v. ob. statt *Untersuchung* lies *Unterscheidung*; S. 487. Z. 4 v. ob. statt *episch-komischen* lies *episch-ionischen*.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 11 J A N U A R, 1808.

## M A T H E M A T I K.

PARIS, b. Curcier: *Tables Astronomiques, publiées par le bureau des longitudes de France. Première partie, Tables du Soleil par M. Delambre; Tables de la Lune par M. Bürg.* 1806. 20 Bogen Einleitung und 26 Bogen Tafeln. In 4to.

Das Gesetz, durch welches das Längenbureau von Frankreich errichtet wurde, machte die Vervollkommnung der astronomischen Tafeln zum Hauptgegenstande seiner Arbeiten. Der vor uns liegende Band ist die erste Frucht, die diese vortreffliche Anstalt in dieser Hinsicht liefert; er für sich allein wäre hinreichend zum Beweise des großen Nutzens, den eine solche Stiftung für Astronomie und Navigation haben mußte; jedoch wirkte das Bureau noch auf mancherley Weise zur Erfüllung seines Zwecks. In der Vorrede dieses Werkes finden wir eine Übersicht dieser Arbeiten. Es bereicherte die kaiserl. Sternwarte in Paris mit neuen und genauen Instrumenten; es traf Veranstaltungen zum jährlichen Druck, der damit anzustellenden Beobachtungen; seine Mitglieder unterwarfen alle Theile des Weltsystems einer neuen Untersuchung, alle Perturbationen der Planeten wurden neu berechnet, die Tafeln der Jupiterstrahlen wurden nach tausenden von Beobachtungen verbessert, die des Jupiters selbst, und des Saturns, erhielten eine neue Vollendung, und nach und nach werden alle Planeten auf diese Weise bearbeitet seyn. Mit noch vielen, diesem folgenden, Bänden, wird uns das Bureau beschenken, und so wird es uns eine Sammlung von Tafeln liefern, die die Bedürfnisse der Astronomen befriedigen, und in allen Rechnungen eine Sicherheit einführen wird, die sie bisher in so hohem Grade nicht besaßen. Den unmittelbaren Einfluß auf Schiffahrt haben die Mondtafeln, und das Bureau liefs diese deshalb eine seiner vorzüglichsten Sorgen seyn. Es setzte einen Preis auf ihre Vervollkommnung; Prof. Bürg trug ihn bekanntlich verdoppelt davon, und die schönen Früchte seiner Arbeit sind es, die der erste Band, den wir hier anzeigen, nächst den neuen Sonnentafeln von Delambre enthält.

Rec. geht nun zu einer speciellern Anzeige, der Tafeln sowohl, als der von Hn. Delambre gegebenen Erklärung derselben über. Zuerst die Sonnentafeln. Tab. I Längen und Breiten der Orte, wo astronomische Beobachtungen angestellt zu werden pflegen; größtentheils ein Auszug aus dem in den letzten Bänden der *Connaissance des Temps* befindlichen Verzeich-

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

nisse. Tab. II dient zur Verwandlung des französischen Kalenders in den Gregorianischen, und ist jetzt, da man jenen Kalender wieder abgeschafft hat, von wenigerem Gebrauche; ihre Anwendung ist leicht, und die desselbigen Vorschriften sind klar. Tab. III. Epochen der mittleren Sonnenlänge, des Perigäums und der Argumente, die die Ungleichheiten reguliren. Die Form dieser Tafel, die sich von 1750 bis 1900 erstreckt, weicht von der bisher angenommenen darin ab, daß die Epochen nicht für den Mittag, sondern für die Mitternacht gegeben sind. Das Bureau führte diese Neuerung ein, um die astronomische Zeitrechnung mit der im bürgerlichen Leben gewöhnlichen zu vereinigen; es fängt also die Tage 12 Stunden früher zu zählen an, als die Astronomen zu thun pflegen. Die Gründe, die zu dieser Änderung bewogen, finden wir in der Erklärung aus einander, und denen, die gegen sie sprachen, entgegen gesetzt; sie scheinen indeß dem Rec. nicht überwiegend zu seyn. Die gesuchte Gleichförmigkeit wird nicht einmal erhalten, indem das Publicum sich schwerlich überreden lassen möchte, von seiner einmal angenommenen Gewohnheit abzugehen, und die Stunden, so wie die Astronomen es thun, von 0 bis 24 zu zählen, ohne am Mittage abzubrechen; auch glaubt Rec. nicht, daß man dem vom Bureau gegebenen Beyspiele nachfolgen, und diese neue Art allgemein einführen wird. In der That sind solche Änderungen eigentlich Nebensachen, und man sollte, einer Nebensache zu gefallen, wenn sie auch mehr für sich hätte, eine alte Gewohnheit nicht umstoßen. Eine zweyte Änderung besteht darin, daß statt des Apogäums, das Perigäum der Sonne in der Epochentafel enthalten ist. Obgleich auch diese nur eine Nebensache betrifft, so wird sie doch wahrscheinlich mehr Beyfall erhalten, als die vorige; sie kann keine Verwirrung veranlassen, und ist schon vor langer Zeit von den Astronomen vorgeschlagen worden. *La Caille*, *Euler* u. a. haben in ihren Schriften stets die Anomalie von der Sonnennähe an gezählt, bey den Kometen geschieht es immer. Unter dem Zeichen M enthält die Tafel die mittlere Anomalie des Mondes in Tausendtheilen des ganzen Umkreises ausgedrückt; A ist die mittlere Länge des Mondes, weniger der mittleren Sonnenlänge; B, C, D, E, F sind die mittleren Längen der Erde, der Venus, des Mars, des Jupiters, des Saturns, N das Supplement des aufsteigenden Mondknotens. Die Einrichtung dieser Tafel erleichtert die Berechnung der Sonnenörter für vergangene und zukünftige Jahrhunderte, mehr als gewöhnlich. Denn vermöge der Tab. IV kann man sie durch die Addition einer einzigen Zah-

Jenreihe auf fast 5000 Jahre ausdehnen. Tab. V enthält die Correctionen, die von der Säcularveränderung der Präcession, der Bewegung des Perigäums, der Mittelpunctsgleichung, und der Schiefe der Ekliptik herrühren; sie ist nach den Formeln berechnet, die Hr. de la Place in seiner *Mécanique céleste*, T. III, S. 157 gegeben hat, und denen die Massen des Mars und der Venus zum Grunde liegen, die Hr. D. aus *Greenwicher* Sonnenbeobachtungen folgerte. Mit der Zeit wird man diese Säcularveränderungen aus Beobachtungen bestimmen, und daraus die Massen der Planeten ohne Monde, mit vieler Sicherheit herleiten. Die Schiefe der Ekliptik für 1800, die Del. annimmt, ist  $= 23^{\circ} 27' 57''$ , 0, so wie er sie durch eigene Beobachtungen mit dem Borda'schen Kreise fand; *Piazzi* bestimmte sie für diese Epoche  $= 23^{\circ} 27' 56''$ , 3; *Maskelyne*  $= 23^{\circ} 27' 56''$ , 6. Tab. VI. Bewegung der Sonne und der die Ungleichheiten regulirenden Argumente, für alle Tage des Jahres. Durch die oben erwähnte Veränderung von 12 Stunden, in dem Anfange der Tage, hat auch diese Tafel eine Änderung erlitten, und für die Schaltjahre wird (nicht so wie sonst in den beiden ersten) in den letzten 10 Monaten des Jahres ein Tag mehr genommen. Tab. VII enthält eine Correction, die man bey dem Argumente A anbringen muß, und die von den grösseren Ungleichheiten des Sonnen- und Mond-Laufs herrührt. A ist, wie wir oben bemerkten, der Unterschied der mittleren Längen des Mondes und der Sonne, und man weiß, daß nicht dieses Argument die vom Monde herrührende Störung der Erde regulirt; bekanntlich hängt sie von dem wahren Längenunterschiede ab, und die Correction, die sich hierauf bezieht, kann sich bis auf  $1^{\circ}, 2$  belaufen. Tab. VIII. Zeitgleichung; und Tab. IX ihre Perturbationen bis auf Zehnthelle von Secunden. Auch bey dieser 8ten Tafel hat Hr. Del. eine Änderung angebracht, die ihren Gebrauch erleichtert. Gewöhnlich zerfällt man die Zeitgleichung in zwey Theile, deren einer die Mittelpunctsgleichung der Sonne enthielt, während der andere die Reduction ihrer wahren Länge auf den Äquator angab: hier sind beide Theile vereinigt, und man nimmt aus dieser Tafel, deren Argument die mittlere Sonnenlänge ist, das Gesuchte auf einmal. Freylich erfordert diese Einrichtung die Anbringung einer ziemlich starken Säcularänderung, aber dennoch ist sie sehr bequem. Tab. X. Bewegung der Sonne, für Stunden, Minuten und Sekunden. Tab. XI enthält mittlere Bewegung der Sonne, für die zwischen der mittleren Mitternacht und dem wahren Mittage verfließende Zeit, und hätte erspart werden können, wenn man die Epochen für den Mittag angesetzt hätte. Tab. XII. Mittelpunctsgleichung für 1810, mit der Säcularveränderung derselben. Diese Tafel war schon in den älteren *Dalambreschen* Sonnen Tafeln enthalten, und eigentl. für das Jahr 1800 berechnet; spätere Untersuchungen zeigen, daß sie besser für das Jahr 1801, 72 passe; und die neuesten Rechnungen bewogen den

Vf., sie für 1808 oder 1809 gältig anzunehmen, für hier in runder Zahl 1810 gesetzt ist. Sie ist 10 zu 10 Minuten berechnet und sehr bequem; in ihr enthaltenen Zahlen sind dadurch additiv macht, daß man für die negativen ihr Supple zu 12 Zeichen setzte. Tab. XIII. Mutation in ge, gerader Aufsteigung, Schiefe der Ekliptik Zeitgleichung, und in einem Supplemente di larnutation. Tab. XIV. Mittlere Bewegung der ne, während einer gegebenen Sternzeit. Ta nebst zwey Supplementen, Störungen der durch den Mond. Die Haupttafel XV hat zu Argument, den oben erwähnten verbesserten V von A; die beiden Supplemente haben dop Eingänge. Rec. gesteht, daß er nicht einfiel, halb Hr. Del. diesen Tafeln eine solche Form die sämtlichen folgenden Störungstafeln si doppelten Eingängen. Durch diese Einrichtun te auch die Berechnung der Mondperturbatio erleichtert werden können. So wie sie hier ist, man erst A verbessern, und dann drey versel ne, also in allem vier, Operationen machen, für man mit einer einzigen hätte ausreichen kö Die Tafeln XVI bis XX sind sämtlich mit de ten Eingängen, und enthalten die Störungen, d den Planeten herrühren; alle sind additiv geu und dafür ist von den Zahlen der Taf. XII alle ben  $45''$  abgezogen. Die Störungen sind bis auf theile von Secunden angegeben, in dem sind dies immer verläßlich, und man findet zuweilen S ge, die man bey der Genauigkeit, die man diese Tafeln mit Recht zu erhalten hoffen darl weg wünschen möchte. Der Vf. erklärt diese gelmäßigkeiten selbst, und sagt, daß die Tafe doppelten Eingängen aus anderen gezogen w die sämtlich nur bis auf  $0^{\circ}, 1$  genau waren: de können sich die Fehler wohl bis zu einer halb cunde angehäuft haben. Es wäre ein leicht wesen, die Arbeit von diesem Vorwurfe zu rei Denn die speciellen Tafeln, aus denen die hi findlichen genommen wurden, hätte man n eine Decimalkstelle mehr berechnen dürfen. I zen genommen kommt bey den Tafeln mit d ten Eingängen selten viel heraus: denn gewö sind die Proportionalthelle so mühsam zu, ne daß sie den Vortheil, den man sonst haben v wieder vernichten. Hier tritt indess dieser Fal ein; und dem Rec. hat der Gebrauch der Del schen Tafeln weit weniger mühsam geschien man ihn durch Tafeln mit einem Argumente er könnte. Demohngeachtet glaubt Rec., daß eine bequemere Einrichtung möglich gewesen wäre, man die Argumente so gewählt hätte, daß die rung in den Vertikalreihen kleiner, und dageg in den Horizontalreihen größer ausgefallen wä diesen Störungstafeln zum Grunde liegende meßn sind aus der *Mécanique céleste* von Lapl nommen. Die Massen des Mars, der Venus u Mondes, oder vielmehr die Maxima ihrer Störi bestimmte Hr. Del. aus einer Menge Beobacht

**Maskeynischer Sonnenbeobachtungen**, die über diese Elemente nur sehr wenig Unsicherheit übrig lassen. Tab. XXI. Der veränderliche Theil der Aberration der Sonne, der bis auf  $0^{\circ},3359$  gehen kann. Auch bey dieser Gelegenheit äußert sich Hr. Del. über die Constante der Aberration, die er nach den directen Bradley'schen Messungen sowohl, als nach den Beobachtungen des ersten Jupiters - Trabanten auf  $20^{\circ},2518$  zu setzen geneigt ist. Tab. XXII. *Radius vectores* der Erde; wegen der Constanten, die durch die additive Form aller Störungen nothwendig gemacht wurden, ist jede Zahl um 0,0001 verkleinert. Bey der folgenden Tab. XXIII, die die Logarithmen des *Radius Vectors* enthält, hat man aus demselben Grunde allenthalben 0,0001 subtrahirt. Tab. XXIV bis XXVII. Störungstafeln für den *Radius Vector*, auch mit doppelten Eingängen. Was wir oben gegen die Richtigkeit der Zehnthelle der Secunden erinnerten, paßt auch auf die 7te Decimale der in diesen Tafeln enthaltenen Zahlen. Tab. XXVIII. Eine Hülfstafel, um die Störungen des *Radius Vector* unmittelbar an seinen Logarithmen anbringen zu können. Tab. XXIX. Halbmesser, stündliche Bewegung und Horizontalparallaxe der Sonne. Die Halbmesser sind  $0^{\circ},9$  größer angenommen, als nach *Maskeyme*,  $1^{\circ},5$  größer als nach *Short*, und  $0^{\circ},5$  größer als nach *Lalande*. Tab. XXX. Zeit die der Sonnenhalbmesser gebraucht, durch den Meridian zu gehen, auch die Solarnutation. Tab. XXXI. Bewegung der Sonne in der Breite, nach den Formeln des Hn. *de la Place*, und Tab. XXXII die wegen der Breite der  $\odot$  nothwendigen Correctionen ihrer Rectascension, Länge und Declination. Rec. würde noch die Verbesserung hinzugefügt haben, die die beobachtete Declination der Sonne erhält, wenn man aus ihr die Rectascension herleiten will. Diese Zahlen, welche ihre oftmalige Anwendung haben, wenn man eine beobachtete Nachtgleiche berechnen will, werden durch die Formel

$$- I \frac{\cos \delta \cdot \sin \delta \cdot \cos \epsilon}{\cos \delta \cdot \sin \delta \cdot \cos \epsilon}$$

gegeben, wobei I die Breite der Sonne ist. Tab. XXXIII. Wahre stündliche Bewegung der Sonne, in gerader Aufsteigung und Abweichung. Tab. XXXIV. Verbesserung der aus correspondirenden Höhen hergeleiteten Zeit, für die pariser Polhöhe. Tab. XXXV enthält diese Correction allgemeiner, für alle Polhöhen. Diese beiden Tafeln weichen von den bisherigen darin ab, daß sie sowohl für den Mittag als für die Mitternacht passen. Zubeauern ist, daß das Format dieses Bandes Hr. Del. nicht erlaubte, die Tafeln so ausgedehnt zu geben, als er sie berechnet hatte. Eine neue Methode, die Mittelpunctsgleichung zu berechnen, endigt die Erklärung der Sonnentafeln. Sie gründet sich auf die Interpolationstheorie, und giebt das Gesuchte nicht unmittelbar, allein seinen Unterschied von einer gegebenen Zahl der Tafel; man kann so durch fortgesetzte Berechnung dieser Unterschiede, die Tafel construiren und am Ende eine Verification der Operation finden. Eine vollständige, mit Beyspielen erläuterte Anweisung zum Gebrauch der Tafeln

übergehen wir mit Stillschweigen, da sie für die, welche die Tafeln nicht besitzen, kein Interesse hat.

In einer Nachschrift giebt Hr. *Delambre* Nachricht von den neuesten Sonnentafeln des Hn. *von Zach*. Diese wurden auf eigene Beobachtungen gegründet, die von *Delambre* auf *Greenwich* und auf viele Äquinotia, deren Momente Hr. *Delambre* mit dem *Bordischen* Kreise selbst bestimmte; dennoch ist die Uebereinstimmung bewundernswürdig, und die Differenzen, die noch existiren, sind kaum der Rede werth. Die Epoche für 1800 ist nach v. *Zach* nur  $0^{\circ},9$  größer, die Länge des Apogäums  $1^{\circ},4$ , die größte Mittelpunctsgleichung  $0^{\circ},17$  kleiner, die hundertjährige Bewegung  $3^{\circ},0$  größer. Die Störung des Mondes kann nach Hn. v. *Zach* um  $1^{\circ},5$  fehlerhaft berechnet werden; bey den anderen Störungen nahm Hr. *Del.* einige sehr kleine Glieder mit, die nicht über einige Zehnthelle einer Secunde steigen, und die deshalb von Hn. v. *Zach* vernachlässigt wurden. Diese kleinen Differenzen scheinen zwar zum Vortheil der *Delambreschen* Tafeln auszusprechen; allein die oben erwähnte Unsicherheit in den Zehnthellen der Secunden kann einen eben so starken Einfluss haben, und es möchte sich nicht so leicht entscheiden lassen, welche Tafeln diese Kleinigkeiten mit größerer Sicherheit angeben. In der That sind die Unterschiede leider so klein, daß selbst die genaueste Beobachtung nicht darüber entscheiden kann, und der einzige Schluß, der sich aus dieser Zusammenstellung ziehen läßt, möchte der seyn, daß man den Ort der Sonne jetzt eben so genau berechnen als beobachten kann.

Zu den, auf die *Delambreschen* Sonnentafeln folgenden Mondtafeln vom Prof. *Bürg*, hat Hr. *Del.* eine, größtentheils aus einem deutschen *Mémoire* des Vfs. gezogene, Einleitung geliefert. Die Methode, die Hr. *Bürg* bey der Construction dieser Tafeln angewandt, stimmt im Wesentlichen mit der von seinen Vorgängern *Mayer* und *Mason* gebrauchten, überein. Für jede Beobachtung (die Zahl der zum Grunde gelegten, betrug über 3200,) wurde nämlich eine Bedingungs-gleichung formirt, und aus dieser suchte man alle Verbesserungen, die eine unabhängig von der anderen, herzuweisen. Man machte dabey die sehr erlaubte Voraussetzung, daß jede Ungleichheit in dieser langen Reihe von Beobachtungen, durch alle Werthe, die sie haben kann, gegangen sey, und daß die Summe aller dieser Werthe verschwinde. So leitete der Vf. die Epoche der mittleren Mondlänge für 1779 her, und eine, nachher mit den schon verbesserten Coefficienten der Ungleichheiten vorgenommene, erneuerte Bestimmung derselben war nur  $1^{\circ},4$  davon verschieden; wodurch die Rechtmäßigkeit des Verfahrens bestätigt wurde. Diese Epoche  $= 2^{\circ}12'40''4$  sieht der Vf. als eins der am sichersten bestimmten Elemente der Astronomie an, und er glaubt, daß nicht die geringste Spur eines Beobachtungsfehlers dabey übrig geblieben ist. Mit fast eben so großer Sicherheit wurde die mittlere Anomalie für 1779 festgesetzt, denn sie gründete sich auf den Complexum von 300 Beobachtungen. Sämmtliche Ungleichheiten des Mondes wurden so untersucht, und die Werthe, die sie in den Tafeln erhiel-

ten, liegen 9 bis 1200 Beobachtungen zum Grunde; einer einzigen nur 668. Die *Mayer'sche* Mondtheorie gab noch Gleichungen an, die man bisher nicht in die Tafeln aufgenommen hatte; Hr. *Bürg* untersuchte auch diese, allein alle waren wenig beträchtlich, und die Coefficienten von nur 6 überstiegen eine Secunde; diese wurden den Tafeln beygefügt, während die übrigen, ihrer Kleinheit wegen, vernachlässigt wurden. Hr. *Bürg* sucht die Zweifel zu heben, die man gegen die Rechtmäßigkeit dieser kleinen Gleichungen anführen könnte; er setzt es aus einander, daß Beobachtungen sie wohl verrathen können, und belegt sein Urtheil mit einem Beyspiele, welches dem Rec. sehr überzeugend zu seyn scheint. Die Mittelpunctsgleichung des Mondes läßt sich nämlich durch eine, nach den Cosinussen der Vielfachen der mittleren Anomalie fortgehende Reihe ausdrücken; ihr erstes Glied ist von der Ordnung der Excentricität, das zweyte von der Ordnung der Quadrate u. s. w.; *Bürg* bestimmte diese Glieder separat, und zu seinem nicht geringen Erstaunen fand er das zweyte  $3''$  von dem Werthe verschieden, den es in der reinen elliptischen Hypothese hätte haben müssen. Lange war er zweifelhaft, ob er den gefundenen, oder den elliptischen Werth gebrauchen sollte; allein endlich entschied die Überzeugung, daß ein solcher Fehler in der Bestimmung des Coefficienten unmöglich sey, für jenen; späterhin erfuhr der Verfasser aus der *Laplace'schen* Theorie, daß das zweyte Glied wirklich nicht elliptisch seyn könne. Die Beobachtungen hatten also hier alle das Gewicht, das ihnen *Bürg* beylegte; sollten sie bey den übrigen Gleichungen einen weniger richtigen Anspruch thun? — Für die Breite des Mondes hat *Bürg* die *Mayer'schen* Gleichungen nicht geändert, und nur die Neigung hat eine Verbesserung erhalten; auch wurde dabey die neue, dem Sinus der wahren Mondslänge proportionale, *Laplace'sche* Gleichung, deren Coefficienten *Bürg*  $3''$  fand, angebracht. Nach diesen Verbesserungen, stimmten die berechneten Breiten mit den beobachteten immer bis auf  $10''$ , wovon man einen großen Theil auf Rechnung der Unsicherheit der Beobachtungen u. ihrer Reductionen setzen kann. Der Knoten der Mondbahn wurde nur einige Secunden von dem von *Mason* angegebenen Orte verschieden gefunden. Die Constante der Parallaxe verkleinerte der Vf.; er setzte sie  $= 57''$ , u. ihre Ungleichheiten nach *Mayer*, die von der Ellipticität der Bahn herrührende ausgenommen, die mit der neu bestimmten Excentricität etwas verschieden ausfiel. Den Halbmesser des Mondes nahm *Bürg* nach eigenen Beobachtungen mit einem *Dollond'schen* Helometer und nach mehreren Sternbedeckungen, die er desshalb berechnet hatte. Alle diese Verbesserungen brachten in die Fehler der Tafeln eine Gleichförmigkeit, die in den älteren Tafeln nicht Statt fand, die die Sicherheit der neu bestimmten periodischen Gleichungen bewies, die aber zugleich anzeigte, daß in der Mondtheorie noch etwas fehle. Nach der Festsetzung der Epoche 1779 wollte der Vf. nämlich die mittlere Bewegung des Mondes bestimmen. *Mason* hatte sie unverändert aus den *Mayer'schen* Tafeln bey behalten, die sie augenscheinlich zu groß angeben. 200 Beobachtungen von *Flamsteed*, mit der Fundamentalepoche von 1779 verglichen, gaben die Verminderung der 100jährigen Bewegung  $= 27''$ , 6, die *Mayer'sche* von *Mason* verbesserte Epoche von 1756 gab  $54''$ , 3, endlich gaben die *Greenwicher* Beobachtungen von 1765—1766, mit denen von 1792 und 1793 verglichen,  $66''$ , 0. Anfangs nahm der Vf. die Verminderung von  $27''$ , 6 in seinen Bedingungengleichungen auf; allein die *Greenwicher* Beobachtungen erheischten eine viel größere, denn die Längen der Tafeln waren von 1779 immer zu klein, nachher zu groß, und dieser Fehler wuchs immer mehr und mehr an. Der Vf. entschloß sich, die aus den *Bradley'schen* und den neueren Beobachtungen folgende Säcularbewegung dieser vorzuziehen; und das desto lieber, je gegründeter seine Zweifel gegen die *Flamsteed'schen* Observationen waren. In dieser neuen Voraussetzung berechnete er seine Tafel, und er hoffte, sie durch neuere Beobachtungen prüfen zu können; glücklicherweise boten ihm die vortrefflichen Instru-

mente der seeberger Sternwarte die Mittel dazu dar, und er benutzte seinen dortigen Aufenthalt, um selbst eine schöne Reihe von Beobachtungen anzustellen. Während mehrerer Lunationen faßte er die Länge der Tafeln immer zu groß; die Säcularbewegung hätte also noch mehr vermindert werden müssen, wenn man die Observationen hätte Genüge leisten wollen; allein das erlaubte Epoche von 1779 nicht; man würde auf der einen Seite weggehen haben, was man auf der anderen gewonnen hätte. Weßhalb wäre es gewesen, eine Correction einzuführen, deren Rechtmäßigkeit man so sehr bezweifeln konnte. Denn es ist unleugbar, daß die Bewegung des Mondes in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich immer verminderte; aber wie sollte man das erklären, wo sollte man das Gesetz und die Ursache der Verminderung auffinden? Endlich entdeckte Hr. *Laplace* eine Gleichung von der Form  $y \sin. (Apog. C + 2 Long. \Omega C - Apog. G)$ , die die Schwierigkeit mit einem Male hob, und die daher so widerspenstigen mittleren Bewegungen vereinigte. Die Anwendung, die *Bürg* von dieser Gleichung machte, hatte in der That den Erfolg, daß er sowohl alte als neue Beobachtungen mit einer Genauigkeit darstellte, die der der Beobachtungen selbst gleich und die diesen Tafeln den wesentlichsten ihrer Vorzüge vor älteren, den der fort dauernden Harmonie mit dem Himmel verspricht.

Sobald das *Bureau des Longitudes* diese Tafeln erhalten hatte, war es seine erste Sorge, sie mit dem Himmel zu vergleichen, und dazu wurden 143 der neuesten, in Greenwich, Paris und berg angestellten Beobachtungen genommen. Man entschloß sich hiernach eine kleine Veränderung der Epoche von 1801 vorzunehmen, und auch den von *Bürg* bestimmten Coefficienten *Laplace'schen* Gleichung um  $1''$ , 4 zu verkleinern. In ihrer Erläuterung indeß die Tafeln mehrere Veränderungen, die zur Quämlichkeit der Rechnung beynutzen, und von denen Hr. *Del.* der Einleitung Rechenschaft ertheilt. *Mayer* hatte in seinen sein nur 14 Gleichungen, und diese so geordnet, daß die Argumente so aufeinander folgten, wie man sie am leichtesten eins aus anderen formiren konnte; *Mason* setzte noch 8 Gleichungen zu, und ließ sie sammtlich auf die *Mayer'schen* 14 folgen, weil auch *Bürg* mit seinen 6 neu hinzugefügten that; dadurch war die Bequemlichkeit der *Mayer'schen* Anordnung vernichtet, das *Bureau* sah sich veranlaßt, eine neue Reihenfolge anzunehmen. Auch hier werden, so wie bey den *Delambret'schen* Sonnentafeln die Epochen für die Mitternacht gegeben, die Anomalien Perigäum angezählt, und alle Gleichungen durch Addition Constante positiv gemacht. Statt der Breiten des Mondes halten die Tafeln seine Abstände vom Nordpole der Ekliptik eine Einrichtung, die allerdings ihren Nutzen hat. Es ist noch einige Hülftafeln, die zur Reduction einer Mondslängung dienen, auch eine Tafel, die die *Laplace'schen* berechneten, nach S. 27 des 4ten Theils der *Mécanique* berechnet, enthält. Die Constanten, die hier zum Grunde liegen, bestimmte Hr. *Del.* aus den *Piazzi'schen* Observationen und aus einigen hundert Sonnenhöhen, die er mit dem *B.* sehen Kreise selbst gemessen hatte. Die Einrichtung dieser Tafel ist von der gewöhnlichen darin verschieden, daß sie der Refractionen ihre Logarithmen enthält, wodurch man Vortheil hat, durch Addition zweyer Zahlen, die man in gehängten Tafeln findet, unmittelbar den Logarithmus für den Stand des Barometers und Thermometers corrigirte Refraction zu erhalten; vorzüglich für kleine Höhen, und halb größere Refractionen, ist diese Einrichtung bequemer als die gewöhnliche. Interessant ist eine Vergleichung dieser Tafel mit den bisher gewöhnlich gebrauchten; *Mayer* kömmt am nächsten, und nur am Horizonte weicht seine Tafel trüchlich ab. Die größten Unterschiede liegen in den Veränderungen wegen der Temperatur, welche *Laplace* so annahm, wie aus den Versuchen von *Gai-Lussac* folgen. Der Sicilhalber wäre es wünschenswerth, wenn ein anderer Physiker Versuche mit gleicher Genauigkeit und Vorsicht wiederholte, diesen Punkt unveränderlich festsetzte. In einem Anhang Hr. *Del.* eine Anweisung, wie man durch die Zahlen B, N, der Sonnentafeln, die Mondphasen und die Tafeln Finsternisse finden kann.

Wir schließen hienit die Anzeige des ersten Bandes dieses Werkes, dem wir noch viele folgende wünschen, dessen Werth ihm einen hohen Rang in der astronomischen Literatur sichert, und für dessen Erscheinung das *Bureau des Longitudes* unseren aufrichtigen Dank verdient.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 12 J A N U A R 1808.

## P H T S I K.

Paris; b. Duprat-Duverger: *Tableaux des vents, des marées et des courans, qui ont été observés sur toutes les mers du globe; avec des réflexions sur ces phénomènes*, par Ch. Romme, associé de l'institut. nat. et membre de la légion d'Honneur. Enrichis d'une Carte. 1806. Tom. I. VIII u. 422 S. Tom. II. 488 S. 8. (5 Thlr.)

Die Kenntniss der in verschiedenen Weltgegenden herrschenden Winde, der Meeresströme und der Fluthzeiten ist für den Reisenden, welcher entfernte Gegenden besucht, so wichtig, daß eine Zusammenstellung alles dessen, was man hierüber weiß, ihm gewiß ein sehr angenehmes Geschenk seyn muß. Auch den Naturforschern glaubte Hr. R. einen Dienst zu erweisen, indem er diese möglichst vollständige Sammlung von Erfahrungen mittheilte, woran sie die vorhandenen und etwanigen künftigen Theorien prüfen könnten.

Das Werk enthält 3 Haupttheile; nämlich das *tableau* der Winde, welches mit dem der Meeresströme den 1. Band ausmacht; und dann im 2ten Bande das *tableau des marées*. Der Unterabtheilungen sind überall 4, welche von den auf dem atlantischen, auf dem stillen, auf dem indischen Ocean und auf den kleineren Meeren angestellten Beobachtungen handeln, wozu denn noch einige Bemerkungen als Anhang kommen.

Das *tableau des vents* enthält zahlreiche Beobachtungen der auf allen Meeren, an allen Küsten und Häfen beobachteten Winde. Allerdings eine recht schätzbare Sammlung, die aber doch noch immer manches zu wünschen übrig läßt. Von so manchen Gegenden, wo Wind und Witterung fast nichts constantes haben, hält es schwer, in einiger Kürze etwas Befriedigendes zu sagen, und selbst das im allgemeinen Wahre, ist doch so vielen Ausnahmen unterworfen, daß man nicht mit Sicherheit darauf bauen kann. Die Darstellung würde, wie es Rec. scheint, gewonnen haben, wenn die Beobachtungen nicht so sehr vereinzelt, sondern größere Gegenden, zumal wo wir genaue Nachrichten haben, zusammengefaßt wären. Manches z. B., was der Vf. von den brittischen Inseln sagt, gilt auch von den deutschen und ohne Zweifel von den holländischen Küsten, und es scheint uns daher, daß mehrere dieser nördlichen Gegenden in eins zusammen genommen, und allenfalls dann besondere Umstände von jeder nachgetragen werden könnten.

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

Dadurch wäre Raum für umständlichere Erzählungen gewonnen, und die Übersicht erleichtert, statt daß wir uns jetzt manchmal mit etwas dürftigen Nachrichten begnügen müssen. Um die Art der Behandlung zu zeigen, mag hier der Artikel, welcher die holländischen Küsten betrifft, S. 66, vollständig stehen. „Nach Musschenbroek hat man auf diesen Küsten im September zweyerley starke Nordwinde; die am häufigsten kommenden Winde sind die westlichen, und diese bringen Nebel und Regen; die Südost-, Süd- und Nordwest-Winde sind selten. Öfterer ist der Wind Nord, und Ostwind hat man mehr oder minder in allen Monaten des Jahres. So lange dieser herrscht, ist die Witterung trocken. Im Winter weht der Ostwind vier Monate (*pendant quatre mois*), und die Häfen sind durch Eis geschlossen.“ Diese Nachrichten sind doch viel zu unbestimmt und nur halb wahr, und man sollte denken, daß sich über Holland leicht etwas Umständlicheres und genauer Bestimmtes hätte sagen lassen. Bey den Beobachtungen aus entfernteren Weltgegenden führt Hr. R. häufig die Namen der Beobachter an, und wir glauben allerdings, daß seine Nachrichten, der Unvollkommenheit ungeachtet, die er auch selbst beklagt, den Reisenden von Nutzen seyn können.

Auch von den Seeströmen sind zahlreiche Beobachtungen aus allen Weltgegenden gesammelt, und da diese Ströme wohl meistens beständiger sind, als die Winde, so kann man wahrscheinlich auf diese Nachrichten sicherer bauen; und dann kann es nicht fehlen, daß diese Sammlung von Nachrichten für Schiffer außerst nützlich seyn muß. Bey dem Einzelnen hier länger zu verweilen, scheint uns unzweckmäßig; wir gehen daher zu dem Anhang zum ersten Bande fort, welcher *allgemeine Bemerkungen über die heftigen Bewegungen der Atmosphäre* enthält, deren Inhalt wir näher mittheilen wollen. Art. 1. Da das feste Land hauptsächlich die Irregularitäten in Wind und Witterung zu veranlassen scheint, so hat man Grund zu glauben, daß im stillen Meere, seiner ungeheueren Größe wegen, die Winde am regulärsten und so seyn müssen, wie sie auf einer ganz mit Wasser bedeckten Erde seyn würden. Hier herrschen auch die Passatwinde, nämlich der Südost südwärts und der Nordost nordwärts vom Äquator mit großer Beständigkeit; der erste erstreckt sich bis 20 Grad südlicher Breite, der andere bis zu etwas größeren nördlichen Breiten; der Raum zwischen beiden, nahe um die Linie, hat häufig Stille, veränderliche Winde, und Orkane. In den gemäßigten



Zonen dieses Meeres sind die Winde zwar veränderlich, aber die westlichen herrschend und zwar ist in der nördlichen Westsüdwest, in der südlichen Westnordwest die herrschende Richtung. Der Vf. verweilt dann bey dem Einfluß, welchen die Nähe des festen Landes auf diese Winde zeigt, z. B. dafs in der Nähe der westlichen Küsten von Süd-Amerika die Passatwinde erst in einer Entfernung von 150 bis 200 Lieues vom Ufer bemerkt werden. Auch auf dem südlichen grofsen Ocean zwischen Amerika und Afrika herrscht im südlichen Theile der heifsen Zone der Südostwind mit grosser Beständigkeit, und man bemerkt, dafs er sich etwas östlich hält, wenn die Abweichung der Sonne südlich ist, südlicher aber in den übrigen Monaten. Ein wenig südlicher folgt eine schmale Zone, wo Stillen und schwache Winde statt finden, weiter südlicher aber ist wieder Nordwest der herrschende Wind. — Dieser ganze Abschnitt enthält eine Reihe interessanter Beobachtungen und Bemerkungen, die wir dem, welchen die Meteorologie am Herzen liegt, sehr zu lesen empfehlen. Hieran schliessen sich, im zweyten Artikel, theoretische Untersuchungen über die Ursache der Winde. Der Vf. verweilt lange bey der Wirkung eines entfernten, anziehenden Körpers auf unsere Atmosphäre, und findet, dafs diese einen östlichen, etwas gegen den Äquator gerichteten Wind, (wenn nämlich jener Körper im Äquator des Himmels steht,) erregen müsse. Die Formeln, woraus er dieses herleitet, sind ganz richtig; aber da jene östlichen Winde sich eben sowohl auch aus der Erwärmung der Luft erklären lassen: so bleibt es wenigstens zweifelhaft, welche Ursache hier die hauptsächlichste ist. Rec. erinnert sich nicht, je gelesen zu haben, dafs die Passatwinde vom Monde abhängig sind, und es scheint doch, dafs sie das in einigem Grade seyn müßten, wenn die Attraction der Himmelskörper ihre Hauptursache wäre. So gut nämlich, als bey nördlicher Abweichung der Sonne der Passatwind in der südlichen heifsen Zone sich etwas südlicher hält, wie Hr. R. im vorigen erwähnt, eben so gut müßte er dies auch bey nördlicher Abweichung des Mondes thun, und wenn dieses nicht der Fall ist, so scheinen sich darauf Zweifel gegen die Wirkung der Attraction gründen zu lassen. Wenn wir aber auch dieses unentschieden lassen, so bleibt dennoch der Einfluß der Wärme, wenigstens in der Nähe der Küsten, unverkennbar, und Hr. R. erklärt mit Recht daraus den Umstand, dafs man an den westlichen Küsten von Afrika und Amerika den Passatwind erst in grosser Entfernung vom Ufer bemerkt, an den östlichen Küsten aber bis ins Land hinein. Denn dort kommt der aus Erhitzung des Landes entspringende Seewind dem Passatwinde entgegen, statt dafs er sich hier damit vereinigt.

Mit dem, was Hr. R. über die verschiedenen Grade der Erwärmung und der daher entspringenden Verdünnung der Luft sagt, ist Rec. nicht ganz einverstanden. Die Erwärmung verhält sich nämlich nach Hn. R. wie die dritte Potenz des Sinus der

Sonnenhöhe, weil erstlich die auf eine gegebene Fläche treffende Menge directer Sonnenstrahlen sich wie dieser Sinus verhält, zweytens die Schwächung der Sonnenstrahlen, indem sie durch die Atmosphäre gehen, eben diesem Sinus umgekehrt proportional ist, und drittens auch die in die Luft zurückreflectirten Strahlen in eben dem Verhältnisse weniger zur Erwärmung beytragen. [Rec. übersieht nicht, wie man den letzteren Umstand so in Rechnung bringen kann, dafs dadurch das Verhältniß der Erwärmung der dritten Potenz des Sinus proportional wird.] Aber die Verdünnung der Luft soll nach Hn. R. sogar der sechsten Potenz dieses Sinus proportional seyn; denn sie sey, meint er, proportional der erlangten Wärme und der Quantität des aufgelösten [als Dampf in ihr schwebenden] Wassers, letzteres aber verhalte sich selbst wie die Wärme, also wie die dritte Potenz des Sinus. Rec. muß gestehen, dafs ihm dies nicht einleuchtet.

Auch die Gründe, aus welchen Hr. R. die in den temperirten Zonen der grofsen Meere herrschenden westlichen Winde erklärt, sind weniger überzeugend. Er glaubt nämlich zu finden, dafs der Druck der Luft in 26 Grad Breite am stärksten sey, und also dort Winde nach entgegengesetzten Richtungen veranlasse. Glücklicher scheint uns die Erklärung der Mouffons oder periodischen Winde, die in manchen Gegenden der ostindischen Meere herrschen. Im chinesischen Meere nämlich, welches von den chinesischen Küsten, der ostindischen Halbinsel, den Sunda-Inseln, Borneo, Japan u. s. w. beynahe gänzlich eingeschlossen ist, wehen sechsmonatliche periodische Winde, die auf folgende Weise erklärt werden. Japan, der nördliche Theil von China, und die benachbarten Gegenden sind gebirgig und folglich kalt, es muß daher während des Winters die untere Luft von hier dem wärmeren Meere zufließen, und dem Passatwinde, der sonst herrschen würde, eine sehr nördliche Richtung geben, und so entsteht in dieser Jahreszeit der nördliche Mouffon, welcher zuerst an den Küsten und später erst auf offenem Meere merklich wird. Die grosse Hitze, welche um eben die Zeit bey den Molucken und Sunda-Inseln Statt findet, trägt dazu bey, diesen Wind zu befördern, und ihn durch einen so grofsen Raum bemerkbar zu machen. Dieser Wind erstreckt sich bis über den Äquator hinaus, und da er hier in kleinere Parallelen kömmt: so muß er hier etwas westlich erscheinen, wie er denn auch wirklich als Nordwest beobachtet wird. Bey dem Eintritt des Sommers in der nördlichen Halbkugel, entsteht im Gegentheil ein Südwind, weil die nördlichen Küsten und Theile dieses Meeres mehr erwärmt werden [das Übergewicht dieser Erwärmung erhellet hier nicht so gut, wie im vorigen Falle]. Dieser Südwind ist zuerst nur an den Küsten, später erst im offenen Meere merklich. In der Gegend von Timor und den Marianen-Inseln herrscht er nur 4 Monate vom Junij bis October, und in den übrigen Monaten tritt der allgemeine nordöstliche Passatwind ein. Was Hr. R. von den veränderlichen Winden

sagt, ist, wie eigentlich alles, was man bis jetzt darüber weiß, ziemlich unbefriedigend. Wahr mag das wohl seyn, daß eine warme, feuchte Luft, wenn sie in kältere Gegenden kömmt, oder an kalte Gegenstände trifft, Wasser niederschlägt, aber daraus lassen sich gewiß weder unsere Platzregen noch die Sturmwinde erklären. Auch ist ganz bestimmt durch Beobachtungen erwiesen, daß bey weitem nicht alle Winde daher rühren, daß sich die Luft in ein Vacuum stürzt, welches bey der Verwandlung der Dämpfe in tropfbares Wasser entstehen soll; denn gewiß manche, ja Rec. glaubt die meisten, Winde werden nicht an den Stellen, wo ihre Richtung hingeht, sondern da, wo sie anscheinend herkommen, am frühesten bemerkt. Um über die Ursachen dieser oft so überaus veränderlichen, plötzlich eintretenden Winde näher belehrt zu werden, hat Rec. längst Beobachtungen bey Gewittern gewünscht. Verbänden sich mehrere sachkundige Männer, um an zwanzig, in einem Umkreise von wenigen Meilen gelegenen Orten bey Gewittern Beobachtungen des Windes von Viertelstunde zu Viertelstunde anzustellen, und dabey die Stellung der Wolken und alle Umstände, die irgend Einfluß haben können, zu bemerken: so müßte man doch sehr bald mit entschiedener Gewißheit erfahren, wo die stürmischen Winde, die man so oft bey Gewittern bemerkt, entstehen, wie sie sich fortpflanzen, ob ihre Richtung überall parallel, oder convergirend, oder divergirend, oder irgend einem beständigen Gesetze unterworfen sey u. s. w. Diese Kenntniß würde uns dann vielleicht weiter führen, und uns einen Fingerzeig geben, was wohl da oben vorgehen mag, und neue Ausichten in einem noch so sehr dunkeln Felde eröffnen. Auch über den allgemeinen Gang der Witterung würde sich vermuthlich mehr Bestimmtes sagen lassen, wenn man correspondirende Beobachtungen aus sehr entfernten Weltgegenden hätte; wenn man wüßte, ob unsere heißen Sommer es auch im mittleren Asien und im nördlichen Amerika sind, und welche Erscheinungen die gleichzeitigen Winter in der südlichen Halbkugel begleiten u. s. w.

Dieser Band enthält endlich noch am Schlusse Bemerkungen über die Fluthen, aus denen wir nichts Merkwürdiges auszuzeichnen finden, als eine Tabelle über die tägliche Verzögerung der Fluthen für einen ganzen Mondanlauf. Diese Tabelle ist theils aus älteren, auf Veranlassung der pariser Akademie angestellten, theils aus eigenen Beobachtungen des Vf. hergeleitet.

Zweiter Band. — Zuerst noch einige Bemerkungen über Beobachtungen der Fluth. Man sollte nicht bloß die Zeit der höchsten Fluth und die Höhe, um welche sie steigt, angeben; sondern auch das Verhalten des Fluth- und Ebbestroms, der mit dem Steigen und Fallen nicht immer zu gleicher Zeit wechselt, und andere specielle Umstände. — Die folgende Tabelle, welche die Fluth für mehr als tausend verschiedene Orte angiebt, enthält auch, wo vollständigere Nachrichten zu erhalten waren, Angaben über die besonderen Umstände der Fluth; dagegen aber

findet man bey anderen Orten noch sehr viel Ungewißheit selbst über die Zeit der vollen Fluth bey den Syzygien. Man kann leicht erachten, daß solche Ungewissheiten gewiß noch lange nicht alle gehoben werden, und daß daher diese Unvollkommenheiten das Verdienst des Vfs. nicht herabsetzen, und ihm den Ruhm nicht rauben, wahrscheinlich die vollständigste Tabelle der Art geliefert zu haben. — Auf dieses Verzeichniß folgen Beobachtungen, welche Hr. R. selbst im Hafen von Rochefort, während zweyer Monate täglich über alle Umstände der aufwachsenden Fluth (*marée montante*) angestellt hat. Ganz besonders merkwürdig ist bey diesen Beobachtungen das zuweilen Statt findende außerst irreguläre Steigen, welches sogar zuweilen mit Abnahme der Höhe abwechselt. Unter den von dem Vf. beobachteten Tagen, war dies am 15 Prair. gleich nach dem letzten Viertel der Fah. In der 4, 5 und 6 Stunde nämlich beobachtete die Fluth folgenden sonderbaren Gang: 10 Min. Ruhe;  $\frac{1}{2}$  Zoll Fallen in 5 Min.;  $2\frac{1}{2}$  Zoll Steigen in 30 Min.; 10 Min. Ruhe;  $2\frac{1}{2}$  Zoll Fallen in 35 Min.; 10 Min. Ruhe; endlich noch ein Steigen von  $26\frac{1}{2}$  Zoll in 2 Stunden 10 Minuten. Aus diesem Umstande erklären sich denn auch die an diesem Tage angeetzten doppelten Zeiten für den Anfang des Fluth- und Ebbestroms. Dieses auffallende Wechsell von Steigen und Fallen fand aber nicht etwa nur an diesem Tage Statt, sondern um die Quadraturen fast allemal, da hingegen um die Syzygien solche Oscillationen nicht zu bemerken waren. Um sich über diesen Umstand recht gewiß zu machen, stellte der Vf. noch mehrmals ähnliche Beobachtungen der Fluth um die Quadraturen an, und fand diese Oscillationen allemal; auch glaubt er, daß die schon von Lalande mitgetheilten Breiter Beobachtungen von 1711 und 1712 diese Eigenheiten der Viertelmondsfluth, worüber die Theorie uns noch ganz im Dunkeln läßt, andeuten. Diese Oscillationen, welche der Vf. bey mehr als 30 verschiedenen Quadraturen beobachtet hat, verdienen gewiß alle Aufmerksamkeit, insonderheit die Aufmerksamkeit der großen Mathematiker, von denen wir vielleicht theoretische Aufschlüsse hierüber erwarten können. Ehe man aber diese Aufschlüsse von der Theorie verlangt, müßte man sich freylich versichern, daß nicht locale Umstände Schuld seyn konnten, welches indess — wie auch der Vf. bemerkt — eben nicht wahrscheinlich ist. Man kann übrigens die Bestätigung dieser Bemerkung nur von Beobachtungen an sehr offenen Seeküsten erwarten, wo die Fluth nicht über sehr weitläufige flache Gründe ans Ufer tritt: denn sonst müßten, wegen des großen Widerstandes, welchen die Fluth findet, jene kleineren Irregularitäten unmerklich werden. B.

### Ö K O N O M I E.

MARBURG, in der Kriegerischen Buchh.: *Forstwissenschaftliche Abhandlungen*. (Auch unter dem Titel: *Abhandlungen über wichtige Gegenstände des Forstwesens*.) I. Heft. 1806. 128 S. 8. (12 Gr.)

Dieses erste Heft enthält zwey Abhandlungen und einige Notizen. I. *Neue Methode die Größe der ko-*

ren Zwischenräume in einer Klasten Scheitholz zu bestimmen. Die Untersuchungen nach stereometrischer sowohl, als nach hydrostatischer Methode, wie man sie bisher anstellte, geben keine sicheren Resultate. Nach Vierenklees Untersuchungen betragen die leeren Zwischenräume 0,097, nach Oetzelt 0,127, nach v. Wernke 0,134, nach v. Burgsdorf 0,474 des ganzen Klasterraums; nach dem letzten also mehr als viermal so viel, wie nach dem ersten. Auch Hartigs Vorsichtsmaßregeln entfernen die Fehler nicht, welche durch die Gebrechen der Methode selbst herbeigeführt werden. Durch Verbindung der statischen Methode mit der hydrostatischen wird nach dem Vorschlage des Vfs. den Unvollkommenheiten in den Methoden seiner Vorgänger abgeholfen. 1) Man suche das specifische Gewicht der zu untersuchenden Holzart, durch Abwägung eines willkürlich grossen Stücks derselben (das jedoch nicht kleiner als ein Kubikzoll seyn darf) zuerst an freyer Luft und dann im Wasser bey einer Temperatur von 68° Fahrenheit, und durch Division des Gewichts an freyer Luft mit dem Gewichtsverluste im Wasser. 2) Mit dem gefundenen specifischen Gewichte der Holzart multiplicire man das Gewicht eines Kubikfusses Wasser, so giebt das Product das Gewicht eines Kubikfusses von dieser Holzart. 3) Mit diesem Gewichte multiplicire man die Zahl der Kubikfüsse, welche die zu untersuchende Klasten enthält, so giebt das Product das Gewicht eines Parallelepipeds von dieser Holzart, welches den ganzen Klasterraum als ein stetiger Körper ausfüllen würde. 4) Um die Holzmasse in Kubikschuhen zu erhalten, setze man die Proportion an: wie sich verhält das Gewicht des soliden, den Klasterraum erfüllenden, Parallelepipeds (3) zu dem Gewichte der ganzen, die Zwischenräume ausfüllenden Holzmasse (4), so die Zahl der Kubikschuhe des ganzen Klasterraums zu der gesuchten. — Diese neue Methode, die Grösse der leeren Zwischenräume in einer Klasten Scheitholz zu bestimmen, ist sinnreich, und giebt gewiss richtigere Resultate, als die bisher bekannten. Bey ihrer wirklichen Anwendung ist aber ein hoher Grad von Vorsicht und Genauigkeit nicht genug zu empfehlen. Besonders bezieht sich das auf die Bestimmung des specifischen Gewichts der zu untersuchenden Holzart, und die Auswahl des Stücks, welches man dazu gebraucht. Das statische Abwägen des ganzen Scheitklasters ist wohl nicht ohne alle Schwierigkeit möglich; sollte man aber hierbey, um sehr genau zu Werke zu gehen, von diesem gefundenen Gewichte nicht noch das bekannte Gewicht von 216 Kubikfuss atmosphärischer Luft abziehen, um hiedurch das Gewicht der, die Zwischenräume erfüllenden Holzmasse desto richtiger zu bestimmen? Denn soviel verliert bekanntlich der, in freyer Luft abgewogene Klasterstoss von seinem Gewichte.

II) Von der Wichtigkeit des VerkohlungsOfens für die Forstwirthschaft. „So gross die Vortheile sind, welche der VerkohlungsOfen der FW. dadurch verschafft, daß er sie in den Stand setzt, den Werth der verschiedenen Holzarten als Brennmaterial nach dem Masse ihrer Nutzbarkeit richtig zu bestimmen: so kommen doch solche mit denen noch in keine Vergleichung,

welche er ihr dadurch zeigt, daß er ihr ein Mittel darbietet, das unvernünftige Kohlenbrennen, Theerschwälen und Pottaschenfieden in ihrer wahren Gestalt darzustellen, die gänzliche Abkellung der schrecklichen Holzverwüthungen, welche sie täglich anrichten, möglich zu machen, und so dem täglich drückender werdenden Brennholz-mangel aufs kräftigste Einhalt zu thun. Wenn es nämlich auf der einen Seite unterschieden ist, daß bey dem gewöhnlichen Kohlenbrennen und Theerschwälen weder die Hitze des verbrannten, noch die des verkohlten Holzes sonst auf irgend eine Weise benutzt wird; daß bey dem geschicktesten Kohlenmeister der Erfolg doch von Wind und Wetter so sehr abhängig ist, daß der Unterschied einer guten oder schlechten Verkohlungs schon deswegen bloß in der Quantität der Kohlen, ohne auf ihre verschiedene Güte zu sehen, leicht den vierten Theil des Ganzen beträgt; — wenn es dagegen auf der andern Seite eben so entschieden ist, daß 1) bey dem Verkohlen im Ofen alle aus dem verkohlten Holze ausgetriebene brennbare Theile aufgefangen, und wo nicht mit grösserem Vortheile zu anderen Zwecken doch wenigstens als Brennmaterial zu Ersparung einer beträchtlichen Quantität Holz benutzt werden; daß 2) bey dem Verkohlen im Ofen nicht nur die Hitze des verbrannten, sondern auch die des verkohlten Holzes, vollständig benutzt wird; daß 3) das Verkohlen im Ofen eben so wenig künstliche Behandlungsvorschriften voraussetzt, als es den Einflüssen äusserer Umstände und Zufälle ausgesetzt ist, sondern daß man dabey jedesmal in einer gewissen, leicht zu bemerkenden Zeit, durch die einfachste Behandlungsart eine gar gebrannte Kohle erhält; daß 4) die Wirksamkeit einer gebrannten Ofenkohle beträchtlich grösser ist, als die einer Meilerkohle: so wird wohl die Behauptung, daß die fernere Fortsetzung des bisherigen Kohlenbrennens und Theerschwälens offenbar Raserey seyn würde, keinen weiteren Einwendungen ausgesetzt seyn.“

Der Vf. spricht in der ganzen Abhandlung mit wahrem Enthusiasmus für die gute Sache, und schlägt zugleich einen verbesserten VerkohlungsOfen vor. Sobald die versprochene Abbildung davon erscheint, wird Rec. seine Meinung darüber sagen. Die Einführung solcher Ofen ist von entschiedenem Nutzen. Es wäre die Sache der obersten Staatsbehörde, auf die Einrichtung eines zweckmässigen Ofens dieser Art Preise, so wie auf dessen Einführung Belohnungen zu setzen. Der Vf. zeigt die Vortheile einer solchen Verkohlungs für die Eisenhütten des Fürstenthums Siegen, besonders mit Einführung des Baaderschen Cylindergebläses. Rec. kennt diese Cylindergebläse von mehreren Orten her, und vorzüglich von der schönen lausacher Eisenhütte des Hn. von Münch im Speßart, wo sie in des Erfinders Gegenwart aufgestellt worden, und die besten Wirkungen zeigten. Bey den Mitteln, welche der Vf. vorschlägt, die ausser Brod gesetzten Kohlenbrenner zu ernähren u. s. w. ist Rec. oft anderer Meinung, sie gehören aber auch gerade nicht unmittelbar hieher. So ist es hier auch nur Nebensache, daß der Vf. S. 38 den Kohlenstoff noch für ein Unding erklärt. Rec. muß den Vf. auffodern, seine nutzbaren Arbeiten fortzusetzen. Sbst.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 13 J A N U A R, 1808.

## J U R I S P R U D E N Z.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Über die Collation der Descendenten.* Ein civilistischer Versuch. Von Karl Pfitzer, Amtschreiber in Stuttgart. 1807. XVI u. 632 S. in gr. 8. (3 Rthlr.)

Ein Buch, welches seinen Gegenstand zwar in vielen Hinsichten durch tieferes exegetisches Studium des römischen Rechts und im Ganzen durch eine geistvollere Darstellung auf eine höhere Stufe der Cultur bringt; aber auch mehrere nicht ganz befriedigende Neuerungen enthält, und noch manches zu wünschen übrig läßt. Der Vf. definiert §. 49 die Collation durch „die auf eine Rechts-Vermuthung gegründete Handlung, vermöge welcher ein Descendent als Erbe seines Ascendenten, gewisse Objecte, welche er aus dem Vermögen seines Ascendenten, oder zwar von einem Anderen, aber in Rücksicht seines Ascendenten erhalten hat, in die gemeinschaftliche Erbschafts-Masse einwirft.“ Sowohl für den durch die Anfangsworte dieser Definition angedeuteten Charakter der Collation, als für einen großen Theil des Details der Lehre ist von durchgreifender Wichtigkeit die Frage: ob die Verordnung der Collation eine Rechtsvermuthung über des Erblassers Wille sey, welche durch einen Beweis des Gegentheils elidirt werden könne, oder ob sie nicht vielmehr eine positive Bestimmung sey, welche nicht durch jeden Beweis eines entgegengesetzten Willens, sondern nur allein durch eine absichtlich ihr entgegengesetzte Erklärung des Erblassers unwirksam gemacht werde? Ob, um diesen erheblichen Unterschied auf den Fall eines errichteten Testaments anzuwenden, die Verfügung der Collation bey Testamenten in die Reihe der Testaments-Auslegungen und also in Verein mit den Auslegungen z. B. der Vermächnisse des Hausraths, des Guthsinventars, oder nicht vielmehr in die Reihe der positiven Bestimmungen über den Inhalt des Testaments, und also in Gesellschaft z. B. der *legis Falcidia* zu setzen sey? Rec. erklärt sich für die letztere dieser Alternativen, und zwar aus dem Grunde, weil es ganz bestimmt so die Worte der Nov. 18, C. 6. verordnen: „dafs, wenn Ascendenten sterben, ohne einen letzten Willen oder mit einem solchen, die Einwürfen Statt finden, wenn der Erblasser nicht sich dagegen *παρως* (von *παω*, dico, loquor, certis verbis, expresse, redend von seiner Absicht, dafs die Collation nicht geschehen solle) geäußert hat.“ Vom Vf. ist diese in den wichtigen Unterschied zwischen

Vermuthungen und positive Bestimmungen einschlagende Untersuchung eigentlich nicht angestellt worden, und daher kommt es, dafs man einiges Detail mißbilligen muß, während man dem Verf. in anderen Stücken beypflichten kann. Unrichtig ist es, wenn der Vf. §. 49 sagt: die Rechts-Vermuthung, welche bey der Collation im engeren Sinne zu Grunde liegt, ist das charakteristische Merkmal; „wenigstens nur halb wahr ist es, wenn er §. 180 als Resultat der vorausgeschickten Untersuchung sagt: „es ist also aufser Zweifel, dafs der Wille der Ältern, ihre Kinder von der Collation zu befreien, nicht nurausdrücklich, sondern auch durch concludente Handlungen erklärt werden kann; und unrichtig ist es, wenn er zu diesen concludenten Handlungen §. 181 Verordnungen des Testirers zählt, „die offenbar zwecklos seyn“ würden, wenn man nicht eine Befreyung von der Collation annehme. Da aber bey dem Reden von der Absicht, dafs die Collation wegfalle, nicht nur die Worte: es soll keine Collation Statt finden, sondern auch Umschreibungen gebraucht werden können: so zählt der Vf. §. 182 sehr richtig in die Classe der eximirten Gegenstände, „Alles, was unter der Bedingung gegeben wird, dafs die Descendenten dies aufser dem, was sie seiner Zeit erben werden, erhalten sollen.“

Es ist zu billigen, dafs der Vf. §. 1—47 die Geschichte seines Instituts, seinen Hauptbeziehungen nach, etwas ausführlich vorausschickte. Den Keim legte nach ihr der Prätor, als er durch seine *bonorum possessio* die *non suos* in die Gesellschaft der *suorum* rief, und es ihm doch zu viel Gunst für erstere, und zu viel Nachtheil für letztere zu seyn schien, wenn nun auch die *non sui* alles privatim für sich bey Lebzeiten des Vaters Erworbene behalten sollten, während die *sui*, die *dotem* der *filiaefamilias* ausgenommen, nichts für sich, sondern alles dem Vater erwarben. Eine in diesem Geiste bezweckte Gleichstellung der Kinder in Ansehung der Wirkungen des Familienverhältnisses artete allmählich in eine Gleichstellung der Kinder als Kinder aus. Den Anfang machte die Collation des Heirathguths, welche den Emancipirten nicht abgenommen, sondern den *suis* gleichfalls aufgelegt wurde, und welche auch den *suis* im Verhältnisse unter einander oblag. Weitere Fortschritte hierein machten die Imperatoren, mit denen der Vf. eine zweyte Periode anhebt, und vorzüglich Leo in der *const. 17 C. de coll.*, namentlich durch das Ausdehnen der Collation der *dotis* und der *donationis propter nuptias* auf das Verhältniß der

**Emancipirten unter sich.** Dieses, und nach der dritten Periode Justinians bedeutende Reformen in Ansehung der Objecte der Collation, und seine Ausdehnung des Instituts auf die Testaments-Erbfolge, veränderten so viel, daß die prätorische Collation jetzt einem Stammglic, welcher gepflanzt zu seyn schien, um fremde Pfropfreiser zu tragen. Übrigens war jene Gleichstellung der Kinder nur unter der Voraussetzung beabsichtigt, daß der Erblasser nicht eine Ungleichheit gewollt habe; und weil nun ein solcher Wille des Erblassers höchstvermuthlich vorhanden sey, wenn er *testatus* stirbt, und von der Collation geschwiegen hat: so glaubt der Vf. §. 44. 45. 54. Justinians Übertragung der Collation auf die Testaments-Erbfolge sey dem Vorzug der stärkeren Vermuthung vor der schwächeren, mithin dem Geiste des Instituts nicht gemäß, und er scheint an ihrem legislativen Werthe zu zweifeln. Rec. redet der justinianischen Verfügung unbedenklich das Wort. Die Einführung der Verbindlichkeit zur Collation bey der Testaments-Erbfolge gehört zu den positiven Bestimmungen über den Inhalt einer letzten Willens-Verordnung, welche dem Testirer Mühe ersparen sollen, welche nicht seine Beystimmung, sondern nur die Abwesenheit einer ausdrücklichen Mißbilligung erfordern, zu den Testaments-Projecten, von welchen der Gesetzgeber annimmt, daß die Erblasser sie durch ihr Still-schweigen unterschrieben haben. Wie oft beschäftigt nun den Geist des Testirers, besonders auf dem Sterbebette, nicht, statt einer totalen Regulirung der Succession nur eine partielle Abänderung der gesetzlichen Norm, z. B. durch Vermehrung des Erbtheils eines der Descendenten, durch Herbeyrufen eines Fremden zur Erbschaft, und wie verträglich mit dem Willen des Testirers, und wie nützlich ist dann nicht das Institut der Testaments-Collation! *Entwicklung der rechtlichen Grundsätze von der Collation.* *Einleitung.* Vorzüglich über Begriff und Grund der Collation. *I Abschnitt: Von den wesentlichen Bedingungen der Collation.* Der Vf. entwickelt darin den obigen Begriff der Collation. Dafür, daß der, welcher nicht Erbe seyn will, auch nicht zu conferiren brauche, würde Rec., gegen die Meinung des Vfs. §. 62, unbedenklich die *const. 25 C. fam. ercisc.* anführen. Denn, wenn sie auch ursprünglich nur auf die Collation nach der älteren Eingeschränktheit sich bezog: so bringt doch die neuere Ausdehnung des Instituts nichts mit sich, was ihre Anwendbarkeit unter sagt, und nicht die ursprünglichen Verhältnisse einer Rechtsstelle, sondern die, in welche Justinian sie setzte, kommen bey Entscheidung der Proceße in Betracht. Daß nach §. 63 das von den Ascendenten Erhaltene unbedingt erlangt seyn müsse, muß nach des Vfs. dafür angeführten Gründen beschränkt werden. Interessant ist es, wenn der Vf. §. 66, weil die drey Hauptconferenda, die *dos*, *donatio propter nuptias*, und *militia*, die Absicht voraussetzen, dem unterstützten Descendenten dadurch zunächst einen pecuniären Vortheil zu verschaffen, den Grundsatz aufstellt: „nur diejenigen Unterstützungen, welche zu-

nächst (*principaliter*) einen pecuniären Vortheil der Descendenten beabsichtigen, sind der Collation unterworfen,“ und so die bisherige gemeine Meinung der Rechtslehrer verläßt, nach welcher alles nicht besonders ausgenommene, womit Ältern ihre Kinder durch eine Handlung unter den Lebendigen unterstützten, conferirt wird. Recensent zweifelt, daß jener Grundsatz sein Glück machen werde. Daß die Absicht der Rechtsverfasser dadurch getroffen sey, kann man um so weniger annehmen, als jenes Merkmal nicht so scharf die Nichtconferenda, namentlich Alimamente, Studiengelder, von den Conferendis absondert, als der Vf. zu meinen scheint. Auch jene haben offenbar zunächst einen pecuniären Zweck, und will man auf den entfernteren Zweck sehen, so ist er eben so häufig bey der *dote*, als bey Alimenten nichtpecuniär. *II Abschnitt. Von den Subjecten der Collation.* *III Abschnitt. Von den, der Collation unterworfenen Objecten.* *IV. Von den Fällen, in welchen die Collation nicht Statt findet.* *V. Von der Form der Collation.* *VI. Von dem Beweise der Collation.* *VII. Von den Mitteln, die Collation zu bewirken.* *VIII. Von den Wirkungen der Collation.* Hin und wieder sind Bearbeitungen des württembergischen Land-Rechts hinzugefügt. +

**Bayreuth, b. Lübecks Erben: Das Forstrecht nach allgemeinen Gründen der Forstwissenschaft und in Verbindung des allgemeinen preussischen Landrechts für die königlich-preussischen Staaten beurtheilt von Heinrich Christoph Moser, königlich preussischem Forstmeister. 1806. VIII u. 128 S. 8. (12 Gr.).**

Daß zu einem guten Forstmeister eine gründliche Kenntniß der deutschen Sprache gehöre, will Rec. nicht gerade schlechterdings behaupten. Daß aber billig Niemand als Schriftsteller auftreten sollte, der nicht wenigstens die Sprache versteht, in welcher er schreiben will, ist eine bekannte Regel. Schon der Titel des vorliegenden Buchs verräth indessen mehr noch, als bloß Mangel an Sprachkenntniß. Der Vf. erklärt in der Vorrede, daß er diese Schrift zum Compendium bey dem, ihm übertragenen *Forstlehrunterricht*, wie er sich ausdrückt, bestimmt habe. Der Titel läßt aber eine Kritik des Forstrechts nach allgemeinen Gründen der Forstwissenschaft erwarten; und da der Vf. das Forstrecht in Verbindung des preussischen Landrechts, wie er sich undeutlich genug ausdrückt, beurtheilt: so vermuthete Rec. hier eine Untersuchung zu finden, ob und wiefern die in das Forstrecht einschlagenden Vorschriften des preussischen allgemeinen Landrechts den Grundsätzen der Forstwissenschaft entsprechen oder nicht. Es ist aber hier in der That weiter nichts, als ein sehr mittelmäßiges Compendium, ohne richtige Disposition, ohne klare Begriffe, ohne Literatur zu finden. Der Vf. hat ganz recht, daß die Gesetzgebung in Forstfachen niemals taugen kann, wenn es dabey an richtiger und vollständiger Kenntniß der Forstwissenschaft fehlt, und daß wegen oberflächlicher Kenntniß des

Forstwesens nicht selten dasjenige geboten wird, was verboten werden sollte, und umgekehrt. Aber deswegen darf doch die Forstwirtschafts - Lehre keinesweges einen Theil des Forstrechts ausmachen, obgleich sie zur Vorbereitung und Erläuterung gewiss mit vielem Nutzen gebraucht werden kann. Hr. M. vermischt aber beides ganz mit einander; und hätte sein Buch in irgend einer Hinsicht mehr inneren Werth, so würde sich der gegenwärtige juristische Rec., wiewohl ihm auch die Forstwirtschaft nicht ganz fremd ist, verpflichtet gehalten haben, die Beurtheilung des ökonomischen Theils dieser Schrift einem kompetenteren Richter zu überlassen. So aber glaubt er mit gutem Gewissen versichern zu können, daß ihm auch in der Hinsicht nichts Neues oder Ausgezeichnetes, wohl aber manches, was Kenner schwerlich unbedingt zugeben würden, vorgekommen ist. Die Anlage des Ganzen ist nicht gut gerathen. Voraus geht die Einleitung vom Forstrecht überhaupt, wo der Vf. mehrere Beweise giebt, daß er sich auch des Gegenstandes, den er bearbeitet, keinesweges vollständig bemächtigt habe. So meint er z. B., der Inbegriff derjenigen Gerechtsame in Ansehung der Forsten, welche aus der Landeshoheit entspringt (soll heißen entspringen), werde forstliche Herrlichkeit, Forsthoheitsrecht, forstliche Obrigkeit, Forstbann genannt, und obgleich diese Ausdrücke nicht völlig synonym sind, so könnte den Vf. doch vielleicht hierin das Beyspiel angesehenen Rechtsgelehrten schützen. Aber wenn er nun diese Forsthoheit lediglich auf die Gesetzgebung beschränkt, indem er sagt, die Ausübung derselben geschehe durch Landesforst-Ordnungen und andere Gesetze in Forstfachen: — so sieht man wohl, daß er sich nicht einmal die Mühe gegeben hat, sich bey dem nächsten besten Lehrbuche des deutschen Privatrechts Rath zu erholen. Sonst würde z. B. Runder ihn belehrt haben, daß zur forstlichen Herrlichkeit alle Stücke der Landeshoheit, soweit Wälder ein Gegenstand ihrer Ausübung seyn können, gehört. — Ubrigens besteht diese Schrift aus neun Capiteln. Den Mangel aller logischen Ordnung zeigt die Angabe ihres Inhalts: 1) Von der Waldausreuthung. 2) Von der Walddevastation. 3) Von gerichtlicher Untersuchung einer Walddevastation. 4) Von der gesetzlichen Cultur und Schonung der Forsten. 5) Gesetzliche Bestimmung über die Benutzung der Wälder. 6) Von der Jagdgerechtigkeit. 7) Von der Forstpolicey. 8) Von der Jagdpolicey. 9) Von Forstverbrechen und deren Bestrafung. Rec. glaubt, daß zuvörderst Forst- und Jagd-Recht hätten ganz von einander abgesondert werden müssen. Im Forstrecht würde er sodann zuerst von der Forsthoheit sowohl im Allgemeinen, als nach ihren einzelnen Theilen, und dabey von der Forstpolicey, zu welcher der Vf. sonderbarer Weise jede forstwirtschaftliche Vorkehrung rechnet, gehandelt haben. Hierauf hätte er die Rechte des Waldeigenthums nach ihrem Umfange überhaupt, und nach ihrer gewöhnlichen Beschränkung durch die Forsthoheit, dargestellt; endlich aber die Anstalten und

Verordnungen zur Ausübung der Forsthoheit und zur Sicherung des Waldeigenthums, wie man sie meistens in Deutschland anzutreffen pflegt, geschildert. Auf ähnliche Weise würde er das Jagdrecht behandelt haben. Bey beiden hätte es gewiss nicht an Gelegenheit gefehlt, die Forst- und Jagd-Wirtschaft auf eine zweckmäßige Weise zu benutzen, und ohne ökonomische Maximen mit rechtlichen Bestimmungen zu vermischen und zu verwirren. v. B.

BREMEN, b. Heyse: *Beyträge zur Kenntniß des vaterländischen Rechts.* Herausgegeben und zum Theil verfaßt von *Johann Friederich Gildemeister.* I Band. 1806. XII u. 232 S. 8. (20 Gr.)

Bey Lesung des Titels fällt wohl Niemand auf den Gedanken, daß er in dieser Schrift zunächst bloß Aufschlüsse über das Bremische ältere oder neuere Stadtrecht zu suchen habe. Indessen sind doch diese Beyträge für jeden Freund ächt altdeutscher Rechte und Gewohnheiten nicht ohne Interesse, und Hr. G. verdient für deren Mittheilung allem Dank. Es sind überhaupt 5 Beyträge: No. I ist ein in einer Rechtsache vom Rathe der Stadt Bremen an das Reichskammergericht zu Wetzlar erstatteter Bericht auf die von dem einen Theile wider das vom Obergerichte zu Bremen gesprochene Urtheil eingewandte Appellation. Es sind in selbigem die Rechte der Kinder bey der ehelichen Gütergemeinschaft, welche auch in Bremen unter gewissen eigenthümlichen statutarisch bestimmten Einschränkungen Statt findet, auseinander gesetzt. Diese Lehre, welche schon früher durch Hn. G's. Disputation *de com. bonor. inter coniug. max. ex legib. Bremen: Götting. 1775*, gut bearbeitet war, hat durch die Bekanntmachung dieses gründlichen Berichts neuerdings gewonnen. Beylauffig wird §. 55 und 56 die Frage: ob der Vater das *praedium emancipationis*, die Hälfte des Niesbrauchs, von dem Vermögen seiner Tochter fordern könne, wenn diese sich mit seiner Genehmigung verheirathet, (man vgl. L. 6. *pr. et §. 3. C. de bon. quas liber. in potest. patr. VI. 61*) mit Recht verneint. Denn nach deutschen Sitten erlöset durch die Verheirathung der Töchter schon an sich die väterliche Gewalt, und es ist nicht nöthig, daß die Emancipation durch Überlassung jener Hälfte des Niesbrauchs gleichsam erkaufet werde. II) Erläuterung des 44 bremischen Statuts von der Befugniss, gegen eine gewisse Vergütung, von dem Miethcontracte über Erben (Erbgrundstücke) abzugehen. In dieser Abhandlung werden vorzüglich die Ausdrücke *Jahrschar*, zu *Jahrscharen miethen*, d. h. auf ein oder mehrere Jahre miethen, welche in allen Urkunden des 14 und 15 Jahrhunderts vorkommen, näher beleuchtet. Es giebt diese Abhandlung einen rühmlichen Beweis von der Bekanntschaft des Vfs. mit alten Stadt- und Landrechten. III) Erklärung des Wortes *praecipitum* in deutschen Strafgesetzen, und über die Strafe der Bigamie. Das Wort *praecipitum* steht hier mit der Bigamie um deßhalb in Verbin-



nung, weil es in einer alten Urkunde heisst, der Mann, welcher sich der Bigamie schuldig gemacht hat, *praecipitabitur*. Brokes hat diesen Ausdruck in seinen *select. observat. forens. obs.* 617 auf die Strafe des Schwerdts bezogen. Der Vf. sucht aus Parallelen darzuthun, dass diese Meinung unrichtig sey, und das Wort so viel bezeichne, als *ejicietur ex urbe*, was dadurch noch wahrscheinlicher wird, dass die Bigamie in den ältesten Zeiten in Deutschland nicht mit dem Tode bestraft wurde, sondern die Todesstrafe erst in späteren Jahrhunderten, wahrscheinlich unter dem Einflusse der Geistlichkeit, in Aufnahme kam. IV) Ungedruckte Urkunde des bremischen Erzbischofs Siegfried vom Jahre 1181, das der Stadt Bremen verkaufte Hollerland betreffend. Hr. G. hat sie mit einer schätzbaren Einleitung und mehreren erläuternden Bemerkungen versehen. V) Testament eines bremischen Bürgers vom J. 1278 mit Anmerkungen des Herausgebers. S. 221. Nach Recensentens Dafürhalten unerheblich. Selbst die Authenticität ist zweifelhaft, da Hr. G. das Original nie gesehen, sondern nur eine Abschrift von einer Abschrift genommen hat, auf welche letztere der nicht namhaft gemachte Eigenthümer die Bemerkung *ex orig. membr.* gebracht hatte.

Wir wünschen dass Hr. G. durch das Publicum hinreichend aufgemuntert werde, uns bald mit der Fortsetzung seines Werks zu beschenken. An Materialien dazu wird es ihm nicht gebrechen; möge er nur immerfort eine gute Auswahl treffen! K. W.

OLDENBURG, b. Schulze: *Jetztgeltendes oldenburgisches Particularrecht in systematischem Auszuge*. II Theil. 1805. VIII u. 92 S. III Theil. I Abtheilung. 1805. 192 S. und 2 Abth. 1806. 435 S. 8. (I Thlr. 22 Gr.)

Rec. hat Zweck und Einrichtung dieses schätzbaren Werks bey Beurtheilung des ersten Theils (J. A. L. Z. 1805. No. 289) angezeigt. Da die vorliegenden Theile nach eben dem Gesetz bearbeitet sind, so bezieht sich Rec. auf jene Anzeige sowohl in Rücksicht auf das Verdienst dieser Arbeit, als in Ansehung der dort gerügten Mängel, welchen hier leider noch nicht abgeholfen worden ist.

Der zweyte Theil enthält das *besondere bürgerliche Privatrecht*; aber nicht alle Theile desselben sind

hier entwickelt. Der Ökonomie des Werks gemäß ist alles dasjenige, was auf Gewohnheitsrecht sich gründet, davon ausgeschlossen, und die Arbeit bezieht sich bloß auf den systematisch geordneten Auszug der schriftlich abgefassten Landesgesetze: woraus sich erklärt, dass das so wichtige bürgerliche Recht auf 92 Seiten, das Kirchen- und Schulrecht hingegen auf 627 Seiten abgehandelt ist. Dieser zweyte Theil zerfällt in fünf Bücher, von welchen jedes eins der, im Herzogthum Oldenburg geltenden, besonderen bürgerlichen Rechte, so weit dessen Vorschriften noch gegenwärtig anwendbar sind, umfaßt: nämlich *Buch 1 das in der Stadt Oldenburg geltende besondere bürgerliche Privatrecht*, über welches, ursprünglich aus dem bremischen Stadtrecht entstandene, Recht, der Herausg., Reg. R. v. *Haltem*, nicht allein in seiner Geschichte Oldenburgs vortreffliche Bemerkungen gemacht hat, sondern auch hier in der Vorrede einige Nachträge liefert, und überdies manche Observanzrechte anführt. *Buch 2, das Landrecht der Stadt und Butjadinger Landes*, und zwar in drey Abtheilungen, nämlich die vormundtschaftlichen Rechte, die Rechte, welche einen Todesfall voraussetzen, und diejenigen, welche denselben nicht voraussetzen. *Buch 3, das Würdörderlandrecht*. *Buch 4, das Stedinger Landrecht* (S. 89—92) und *Buch 5, das Ammersche Landrecht*, aus welchem letzteren jedoch nur 2 §§ auf Einer Seite ausgehoben sind. Der Inhalt dieses Theils ist keines Auszugs fähig.

Der dritte Theil enthält in zwey Abtheilungen und fünf Büchern die *Verfügungen in Kirchen- und Schulsachen*. 1) *Von den Rechten der Kirchengewalt und dem Kirchenregiment überhaupt*; 2) *von den Kirchenämtern*; 3) *von den kirchlichen Gebräuchen oder dem äusserlichen Gottesdienste*; 4) *von Kirchensachen* und 5) *von den Schulen und Schulsachen*. Dieser dritte Theil geht in das genaueste Detail, besonders des Schulfachs und der Kirchenpersonen, und hat für das Ausland kein näheres Interesse, als die pragmatische Bekanntwerdung mit dem edlen, humanen und toleranten Geist besonders der gegenwärtigen oldenburgischen Staatsverwaltung, der hier allenthalben hervorleuchtet, und der Aufmerksamkeit und genauen Bestimmung, welche sie, so manchen anderen Ländern zum Beyspiele, allen Theilen dieses wichtigen Administrationszweiges widmet. M — St.. St.

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig b. Martini: *Georg Hermann. Eine wahre Geschichte von D. V. . . .* 1806. 402 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.). Wenn es wirklich wahr ist, was Hr. D. V. auf dem Titel angiebt, dass man hier eine wahre Geschichte lese: so wird man das doch nur von dem Gros der Begebenheiten zu verstehen haben; die Details sind wahrscheinlich ein Machwerk des Erzählers. Auf alle Fälle sind die Reden der handelnden Personen untergeschoben; denn es ist unmöglich, dass sich Menschen, und deutsche Menschen, immer so ausgedrückt und ausgesprochen haben sollten, als ihnen hier angemuthet wird. Das Gespräch zwischen v. Auenthal und Stelberg S. 207 ff. verdient in dieser Hinsicht mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Gegen das Ende hört man folgende Töne aus Stelbergs Munde: „Was? — Herrmann tod? sich selbst? —

Besten Herr von Auenthal, sagen Sie mir — wie? — o Gott, du weisst es, dass ich die schändliche Absicht nicht hatte! — aber doch — wo soll ich hinziehen? — Auf meinen Knieen bitte ich Sie, Auenthal, erbarmen Sie sich meiner, ja ich bin der Verläumder, aber — aber — o lassen sie mich u. s. f.“ In der darauf folgenden Schlussrede des besten Hn. v. Auenthal ist der Übergang vom Sie zum Da eben nicht zum Besten gerathen. „O Stelberg! hier finde ich keine Worte mehr für Ihre Abscheulichkeit, ich überlasse Sie den Qualen Ihres Gewissens und dem ewigen Weltrichter; aber nie treten Sie mir wieder vor die Augen; nie wage es, Ungeheuer, Dich Carolinen zu nahen u. s. f.“ Was so beydseitig von Bemerkungen vorkommt, ist nicht weit her.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 JANUAR 1808.

## H O M I L E T I K.

- 1) MÜNSTER, b. Waldeck: *Predigten* von *Jonathan Schuderoff*, Superintendenten in Ronneburg. 1807. XXII u. 383 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)
- 2) LEIPZIG u. ELBERFELD, b. Büschler: *Festpredigten* von *Friedrich Ehrenberg*, königl. preuss. Hof- und Domprediger zu Berlin. 1808. 488 S. in gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)
- 3) WÜRZBURG, b. Stahel: *Neue Fest- und Gelegenheits-Reden* von *Nic. Vincenz Glock*, ehemaligem Hofprediger zu Würzburg, nachmaligem Pfarrer zu Rothenburg an der Tauber, d. Zeit Pfarrer in Augsburg. 1807. 396 S. in gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Es ist sehr anziehend, an den Arbeiten mehrerer geistvoller Prediger das Jedem Eigenthümliche, ihn Auszeichnende zu bemerken, die Verschiedenheit in der Wahl und Behandlung des Stoffes, in der Beweisführung, in den Ansichten desselben Gegenstandes, in der Einkleidung, in dem Ton u. s. w. gewahr zu werden, und sich zu verdeutlichen, wie ihnen das verdiente Lob oft von ganz verschiedenen Seiten her beygelegt werden müsse. Diese Verschiedenartigkeit fließt theils aus der gesammten Individualität des Predigers, theils aus dem sorgfamen Hinblick auf seine Gemeinde. Der Gang seiner Bildung, die Stimmung seines Gemüths, die Ruhe oder das Feuer seines Geistes, der Gang seiner Erfahrungen, sein Hang zum tiefen Forchen, oder seine Empfänglichkeit für warme Gefühle, müssen den unverkennbarsten Einfluß auf seine Art, die sittlich-religiösen Wahrheiten zu behandeln, äußern. Diesem Einfluß wird er selbst dann nicht ganz widerstehen können, wenn die geistige und sittliche Verfassung seiner Gemeinde ihm gebietet, eine Art der Behandlung zu wählen, zu der ihn sein Genius nicht freywillig geleitet haben würde. Gedankenfülle und Wortreichthum, Ruhe und Wärme lassen sich nicht erzwingen. Ein trefflicher Prediger kann daher einer bestimmten Gemeinde weniger leisten, als er einer anderen, ihm verwandteren, geleistet haben würde. Die Frage über dieses Verhältniß des Predigers zu seiner Gemeinde, die Frage, ob seine in den Druck gegebenen Predigten auch den Bedürfnissen derselben entsprochen haben mögen, gehört indess schlechthin nicht vor das Forum eines Recensenten: er kann sie nicht beantworten, denn er kennt die Bedürfnis-

se jener Gemeinde nicht; er hat sie nicht zu beantworten, denn er tritt nicht als Beurtheiler der Amtsthätigkeit des Predigers, sondern als Referent an das Publicum über die demselben vorgelegten Arbeiten auf. Selbst wenn eine Predigt wegen ihrer ganz speciellen Tendenz für Ein Geschlecht zu einem öffentlichen Vortrag sich nicht eignen sollte, wie dießes gegen Hn. Super. *Schuderoff*, in Beziehung auf die 15te und 16te Predigt seiner Sammlung, öffentlich geäußert wurde, kann eine solche Arbeit im Drucke, weil sie da von denen, für welche sie geschrieben ist, ohne Vernachlässigung der Anderen beherzigt werden kann, gerade als Befriedigung eines gefühlten Bedürfnisses empfohlen werden. Es wäre daher zu wünschen, daß von trefflichen Predigern nicht bloß vor gemischten Gemeinden gehaltene Predigten dem Drucke übergeben, sondern daß eigene Predigten für den Druck geschrieben, und in ihnen vorzüglich solche Materien behandelt würden, die sich nicht wohl für öffentliche Vorträge wählen lassen. Die wichtigen Pflichten des gesammten Hausstandes z. B. sind noch zu wenig für die Erbauung bearbeitet; und so zweckwidrig wir es fänden, wenn eigene Predigtbücher für Ehegatten, Herrschaften, Dienstbothen, Jungfrauen u. s. w. verfaßt würden: so könnten doch in gedruckten Sammlungen die religiösen und sittlichen Bedürfnisse dieser Classen in einzelnen Vorträgen ins Auge gefaßt, und diese dann jenen zur besonderen stillen Überlegung empfohlen werden. Ueberaus verschiedenartig nach dem Stande intellectueller und sittlicher Bildung, nach dem Grade der freyeren Ansicht religiöser Wahrheiten in verschiedenen Provinzen, nach besonderen Gemüthsstimmungen, nach der Ruhe oder Wärme des Gefühls, nach Alter und Stand sind also die religiösen Bedürfnisse des großen Publicums, dem Predigten im Drucke vorgelegt werden; und die Hauptforderungen an diese sind nur, daß sie die unerläßlichen Bedingungen erfüllen, ohne welche kein religiöser Vortrag seinem Zwecke entsprechen kann, und daß sie dann in ihrer Art vorzüglich sind. Ihre Verschiedenheiten im Ubrigen, in der Wahl des Stoffes, in der Ausführung und Ausschmückung, im Ton u. s. w., ist ein wahrer Segen. Es giebt achtungswerthe Christen, für welche eines *Reinhard*, *Löffler*, *Ammon*, *Schleiermacher* und Anderer Predigten nicht geschrieben sind, und es werden viele sich finden, von welchen dem Einen *Schuderoffs*, dem Anderen *Ehrenbergs* Predigten nicht zu sagen. Das Urtheil, welches solche Arbeiten bald dieser bestimmten Classe von Lesern, bald jener zu-

M

weist, ist natürlich nach dem Inhalte und Geiste der gröfseren Anzahl der in solchen Sammlungen befindlichen Predigten abgefaßt.

Hn. Schud. Predigten sind für den gebildeten, ruhigen Denker, für den Mann, der mehr nach reicher, freyer Ansicht, als nach Erwärmung, mehr nach Belehrung, als nach Gefühlserregung sich sehnt, abgefaßt, für jene Edleren, die nur des Anschauens der Wahrheit bedürfen, um von ihr ergriffen und zum Entschluß bewegt zu werden, für die, welche einfache Darstellung, nicht Schmuck der Rede suchen, für jene leicht erregbaren Menschen, welche auch leise Winke verstehen. Die Wahl der Materien ist für den geistig und sittlich Gebildeten überaus anziehend. Wer aber nicht auf dieser Stufe der Bildung steht, der kann und wird, ungeachtet der einfachen, deutlichen Sprache des Vfs., nicht verstehen, was für ihn nicht geschrieben ist. Dafs manche dieser Vorträge, wie z. B. der 14te, 17te, 28te und andere, keine moralisch - religiösen Vorträge, und also, nach dem eigenen Urtheile des Vfs. in seiner *Kritik der Homiletik*, keine Predigten sind, das können wir ihm nach seinen dortigen Äußerungen, nicht zum Vorwurf machen: so sehr wir auch wünschen, dafs mehrere, unmittelbar religiöse Wahrheiten von ihm behandelt worden seyn möchten. Wir glauben, es fodere dies das Bedürfnis des Zeitalters. Die bekanntesten Religionswahrheiten sind oft in praktischer Hinsicht die verkanntesten; und wäre es auch nicht so: so würden sie doch durch geistvolle Behandlung aus neuen und höheren Gesichtspuncten auch neuen segnenden Einfluß auf die Gemüther gewinnen. Es verdient nähere homiletische Prüfung, ob wir uns nicht an unserer Wirksamkeit versündigen, dafs wir die praktische Bearbeitung mancher heiliger Wahrheiten und Forderungen der Religion und Sittenlehre vernachlässigen, um nicht von denen, die der theoretischen Bekanntschaft mit ihnen sich rühmen, den Vorwurf hören zu müssen, wir hätten das Alltägliche gewählt. Trifft man doch z. B. in mehreren Predigtsammlungen nicht Einen Vortrag an, der den Glauben an die göttliche Vorsehung behandelt, obgleich dieser durch die Trübsale der Zeit in vielen redlichen Gemüthern so erschüttert wurde, und überhaupt in entscheidenden Augenblicken des Lebens so oft praktisch verleugnet wird. Und sieht man auf die Moralität der Menschen, so sollte man sich versucht fühlen, auch vor den Gebildeten zunächst über die zehn Gebote zu predigen, da ja von tausenden derer, die von reiner Sittlichkeit sprechen, nicht einmal sie befolgt zu werden pflegen.

Auch die Ausführung der hier behandelten anziehenden Materien eignet sich für die oben bezeichnete Classe von gebildeten Lesern. Der Charakter ihrer Darstellung ist Nüchternheit und Wahrheit. Der Vf. hat sich in seiner *Kritik der Homiletik* hinlänglich gegen die Ueberredung zu religiösen Entschlüssen erklärt, und ist seiner Ansicht treu geblieben. Er verschmäht jedes zweydeutige Mittel zur Bewegung der Leser; er gleicht nicht man-

chen geistlichen Ärzten, die gleich den Leiblichen das sittliche Elend vergrößern; um zum Gebrauch der Heilmittel desto geneigter zu machen; er ruft nicht, wie der Vf. von No. 3, den heil. Geist an, um vorzutragen, was schon sorgfältig niedergeschrieben ist; man findet bey ihm kein Ausgehen von Gemeinfätzen, keine gedoppelte Ansicht der Lehren, so wie man sie gerade jetzt braucht, keine schielenden, halb-wahren Sätze, keine schwachen Beweise, keinen polemischen Eifer, kein hartes Verdammen. Nur was zur Beweisführung und Erläuterung unumgänglich nöthig erscheint, wird beygebracht. Ob er aber gerade hierin nicht öfter zu karg sey, ob nicht manchen seiner Vorträge mehr Anschaulichkeit und Lebendigkeit durch concrete Darstellung, durch Gleichnisse, Beyspiele und Gemälde aus dem menschlichen Leben, selbst für gebildete Leser, ob manchen nicht mehr Kraft und Wärme zu wünschen sey, ob er nach seiner eigenen Forderung (*Krit. d. Homil.*): „die Predigt solle nicht blofs ein belehrender Vortrag seyn; es sey ein Hauptmerkmal von ihr Beabsichtigung der Entschliessung des Zuhörers, und eine, zu dem Ende mit Lebhaftigkeit und Wärme gemachte Darstellung“ — in jedem seiner Vorträge „die Überzeugung zu beleben suche, dafs man, um des Namens eines vernünftigen Menschen würdig zu seyn, sich auch betragen müsse, wie reine Moral und Religion es fodern? — das stellen wir ihm, als denkendem Homileten, zu eigener Prüfung anheim. Wären doch alle diese Vorträge mit der sanft belebenden Wärme geschrieben, mit welcher andere, deren Inhalt nicht besondere Veranlassung dazu gab, abgefaßt sind, welchen höheren Eindruck würden sie bewirken! — Der Vf. wollte Anfangs die ohnehin schon kurzen Vorträge noch mehr abkürzen. Nur bey einigen ist es geschehen: wohl, dafs es nicht bey mehreren geschah! Sie sind zum Theil ohnehin zu kurz; es gleichen manche mehr wehläufigen Entwürfen.

Sollten wir an den auch sehr vorzüglichen Predigten von No 2 mehr zu erinnern finden, so möchte das zum Theil den gröfseren Schwierigkeiten zuzuschreiben seyn, die sich bey der Bearbeitung von *Festpredigten* finden, und der nothwendigen gröfseren Verschiedenheit der Ansichten, aus denen wir auf die historische Veranlassung mancher derselben blicken. Auch diese Predigten erfordern gebildete Leser, aber nicht in demselben Grade, wie die vorigen. Die meist sehr treffend gewählten und anziehenden Materien sind nicht so tief, wie bey Hn. Schud. aus dem Gebiete praktischer Religionsphilosophie und anthropologisch - psychologischer Beobachtung gewählt; sie liegen der Ansicht selbst der gewöhnlich gebildet sich nennenden näher; sie sind mit gröfserer Anschaulichkeit, mit mehreren Wendungen und reicherer Darstellung, mit gröfserer Wortfülle und ergreifenderer Wärme abgefaßt; sie sind für ein gröfseres Publicum, als jene. Ganz vortrefflich, belehrend und innig rührend, sind viele dieser Vorträge: sie werden vielleicht, wenn nicht ihre Länge beklagt werden sollte, alle unbedingten Beyfall bey

denen Enden, die den Gesamteindruck einer Predigt für ein unfehlbares Kriterium ihrer Trefflichkeit halten, und Erwärmung des Herzens für das Höchste achten, was durch religiöse Vorträge erzielt werden soll. Diese, welche mit Wohlgefallen nur auf das Ganze blicken, werden einzelne schwache Parthieen des schönen Gemäldes nicht bemerken. Aber der unbefangene Leser wird dagegen bisweilen fragen: Haben nicht diesen geistvollen Prediger manche Fehler gemeiner Homileten beschlichen? Erlaubt nicht auch er sich bisweilen überspannte Sätze und nutzlose Übertreibungen? Ist jede seiner Ausführungen wirklich beweisend? Was soll das heißen, was ich hier lese? Ist diese Stelle wahr? Wie folgt diese Behauptung aus dem aufgestellten Satze? Und wie vereinige ich sie mit jener an einem anderen Orte? — Schade, daß die Andacht sogleich bey der zweyten Predigt am Weihnachtsfeste zu solchen störenden Fragen veranlaßt wird! Diese Predigt ist voll dunkler, unerwiesener, sich widersprechender Sätze, und hat alle Inconsequenzen des kirchlich dogmatischen Systems. Der Vf. berührt im Eingange eine Reihe von Betrachtungen, die, wie er spricht, unsre Andacht an diesem Feste würdiger und fruchtbarer zu beschäftigen scheinen, als spitzfindige Untersuchungen über die Person Jesu und das Unergreifliche in seinem Daseyn und Wirken. Dennoch aber wählt er sogleich zum Gegenstand der Betrachtung den Inhalt der Wahrheit: *Jesus war der Sohn der Maria, und der Sohn Gottes*, und unternimmt die Lösung der spitzfindigen Frage: was Jesus als Sohn der Maria empfand, that und litte, und was er als Sohn Gottes sprach und vollbrachte. Die ganze Predigt ist also ein Sonderungsproceß der beiden Naturen in Christo. Doch gleich die zweyte Weihnachtspredigt über die herrlichen Wirkungen des Christenthums an Einem seiner ersten Zeugen, und eine folgende Reihe ihnen ähnlicher trefflicher Vorträge verwischen diese unangenehmen Eindrücke wieder. Hatten wir übrigens Ursache, den *Schudrovoffschen* Predigten mehr Umfang zu wünschen: so müßten wir die übermäßige Länge dieser Predigten beklagen. Die meisten füllen 25 eng gedruckte Seiten, in gr. 8. Aber manche seitenlange Eingänge sind auch gänzlich überflüssig, und manche Predigt hätte Stoff zu zweyen und dreyen dargeboten.

Der Vf. von No. 3 hatte bey der Abfassung seiner Predigten für die Feste seiner Kirche allerdings noch besondere Schwierigkeiten zu besiegen, und hat sie zum Theil glücklich besiegt. Das Andenken an die Heiligen der Kirche ist stets zur Bearbeitung praktischer Materien benutzt, und das Wenige, was aus der Geschichte oder Legende angeführt wird, ist mit Einsicht gewählt und mit Wärme sittlich gedeutet. Diese Festpredigten gehören, ihrer praktischen Tendenz, aber auch zum Theil der Ausführung nach, die so manche treffliche Stelle enthält, zu den vorzüglichern in der Kirche des Vfs., so viel auch die strenge homiletische Kritik gegen manches zu erinnern hat. Der Vf. ist ein strenger Dogmati-

ker und ein eifriger Vorfechter des Ansehens und der Rechte der Kirche; aber er hat einen besten praktischen Sinn und Blick, und nach diesem ist er ein edler Eiferer für die höchste Tendenz der Religion, für sittlich fromme Gesinnung; und so findet man denn in diesen Predigten theoretische Beschränktheit und praktische Freyheit des Blicks, Verwirrung der Begriffe im Dogmatischen, und helle Ansicht im Auffinden der praktischen Momente, aus welchen die verschiedenartigsten Aufösungen hervorgehen. Auch die Sprache des Vfs. ist rein und edel im Ganzen. Vortrefflich sind die Predigten: *Zeit und Ewigkeit*. Am Neujahrsfeste. *Von der eifrigen und treuen Erfüllung der erkannten Pflicht*. Am Feste Epiphanius. *Von der Rechtshaffenheit*. Am Feste des heiligen Josephus. *Die von Jesus selbst angegebenen Bedingungen zur Glückseligkeit*. Am zweyten Pfingstfeste. *Welche Sünden Hoffnung und Trost für sich schöpfen können?* Am Feste der Apostel Petrus und Paulus. *Vom Ärgerisse*. Am Feste des heil. Erzengels Michael, und einige andere. Weniger günstig wird die Kritik über andere urtheilen, die obigen am Gehalte und Tone unähnlich sind, und zu welchen vorzüglich diejenigen gehören, bey deren Ausarbeitung den Vf. der Eifer für das kirchliche System ergriff. Da findet man denn freylich schwache Beweise, bekannte Übertreibungen, eine schiefe Exegese, harte Urtheile, polemischen Eifer, Wendungen und Ausdrücke, bey denen man kaum das Lächeln zurückhält. *Das froheste und wohlthätigste Fest der Menschen*. Am zweyten Weihnachtsfeste. Eine acht alt dogmatische Predigt ihrem theoretischen Theile nach; sehr brav ist aber auch hier der praktische Theil bearbeitet. „Christus kommt, daß er die gegenwärtigen Folgen der Sünde von uns wegnehme.“ — soll im ersten Theile ausgeführt werden. Wohl, daß der Vf. es gar nicht versucht, diesen Satz zu beweisen! S. 53. „Nichts ist uns angenehmer und Trost und Freude bringender, als — Gott in der Gestalt eines kleinen Menschenkinde.“ S. 55. „Wir waren — so schildert der Vf. das allgemeine Menschenverderben. — Alle Gegenstände des göttlichen Mißfallens. Keiner war mehr rein vor dem Heiligsten, nicht einmal das Kind eines einzigen Tages!“ etc. „Doch erholen wir uns!“ Ja wohl. *Über die gewöhnliche Sprache*. *Ich lebe nach meiner Überzeugung*. Am Feste Epiphanius. Eine Predigt voll schiefer Begriffe und Beweise. „Eine Überzeugung, die entweder die Vernunft allein oder die Bibel allein zu ihrem Leitstern nimmt, und dabey die lehrende Kirche verachtet, ist dem Vf. eine willkührliche, eigenmächtige und bloß geträumte Überzeugung. Es ist, nach ihm, nichts schwankenderes und gefährlicheres, als sich damit beruhigen wollen: ich habe mir eigene Überzeugung verschafft. Aber auch diejenige Überzeugung, welche auf vereintem Gebrauch der Vernunft und Bibel beruht, will er nicht gelten lassen. Die Kirche soll uns die Bibel erst verstehen lehren: die Kirche ist wegen der Einigkeit die bestimmte Unterrichtsstelle;

an die wir gewiesen sind, und von der wir lernen sollen etc.“ Matth. 18, v. 17 übersetzt der Vf. S. 279: „Wer die Kirche nicht höret, dem wird das Loos der Heiden und Zöllner zu Theil.“ — Abgelebte Seelen, Loschälung des Herzens, Heikelkeit, Jahnagel, ausgeisternd, der Tauf, sind Ausdrücke, die der Vf. leicht hätte vermeiden können. V. Pf.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Predigten, meistens bey besonderen Veranlassungen gehalten von J. C. Gass, Assessor bey dem königl. pommerischen und camminischen Consistorio, Feldprediger des vacanten Infanterie-Regim. von Borke und Garnisonprediger in Stettin. 1806. 252 S. kl. 8. (20 Gr.).*

Der Vf. hat vollkommen Recht, wenn er in der Vorrede behauptet, ein Religionslehrer müsse auf das, was auf dem grossen Schauplatz des öffentlichen Lebens sich ereignet, aufmerksam seyn, und dies sorgfältig zu religiösen Betrachtungen auf der Kanzel benutzen. Die vorliegenden Predigten beweisen auch, daß er selbst diese Regel glücklich befolgt habe. Ihm gaben besonders die neueren Zeitumstände (die Tage der letzteren Hälfte des Jahres 1805) Anlaß zu heilsamen Lehren und Ermunterungen für seine Zuhörer. Es sind der Predigten zwölf, und Rec. gesteht, daß er sie größtentheils mit Vergnügen gelesen hat. Vorzüglich haben ihm gefallen No. 1, am Neujahrstage. *Die weise Rücksicht auf die Zeit.* Sie muß sich zeigen als

Hoffnung des Besseren, als Mitwirkung am Gegenwärtigen, als fromme Zuversicht auf den Herrn der Zeit. No. 3, am 7 Trinit. Sont. 1805, bey dem allgemeinen Brodmangel. *Richtung des Gemüths auf Gott, zur Zeit einer allgemeinen Noth.* No. 6, bey dem gefürchteten Ausbruche des Kriegs gehalten. *Die Forderungen des Vaterlandes an seine Bürger zur Zeit drohender Gefahren,* über Pf. 85, 9—12, eine vorzüglich schöne Predigt. Alle zeichnen sich durch einen zwar nicht hinreissenden, aber faßt erwardenden Vortrag aus. Zu tadeln ist, daß die Materien nicht immer gehörig erschöpft sind. Zuweilen fehlt es an richtiger Darstellung und Bestimmtheit der Begriffe, wie z. B. in der 11ten Predigt, welche bey der öffentlichen Confirmation der Kinder gehalten worden. Das Thema handelt von der *Treue gegen das Christenthum.* S. 213 heisst es: Mit der Treue und Feltigkeit bey einmal gefassten Entschliessungen und Bestrebungen bezeichnen wir jede bestimmte Richtung unseres Denkens und Wollens auf einen Gegenstand, und das ausdauernde Beharren bey demselben.“ Allein Richtung unseres Denkens und Wollens auf einen Gegenstand ist noch nicht Treue, sie wird vielmehr als ein Mittel zur Treue vorausgesetzt. In der ganzen Predigt wird daher bloß gezeigt, daß man wichtige Überzeugung von der Religion erlangen, sie wegen ihrer Vortrefflichkeit lieb gewinnen, und durch That und Leben jene Überzeugung an den Tag legen müsse. Ker.

## KURZE ANZEIGEN.

KATECHETIK. Freyburg, b. Craz u. Gerlach: *Anleitung zur katechetischen Erklärung der Sonn- und Festtags-Episteln von August Theodor Leuchte, Diakonus zu Haynichen. Erster Heft. 1806. 116 S. Zweyter Heft. 1807. 112 S. 8. (Beide Hefte 1 Thlr.).* Man hat hier keine vollständigen Katechisationen, sondern nur Materialien zu dergleichen über die epistolarischen Perikopen zu suchen. Die Absicht des Vfs. war ausdrücklich, mehr für die Erklärung, als für die Anwendung derselben zu sorgen, obgleich auch für letztere hin und wieder Fingerzeige gegeben sind. Rec. muß bekennen, daß ihn weder die ersteren noch letzteren befriediget haben. Er hat keinesweges zu hohe Begriffe von den Fähigkeiten und Kenntnissen unserer Schullehrer, wie sie gewöhnlich sind; aber er glaubt doch, daß die meisten im Stande seyn werden, solche mitunter sehr dürftige Fragen aufzuwerfen, und mit den Worten des Textes, nicht immer glücklich, zu beantworten. Die Einleitungen und Inhaltsangaben sind gar zu oberflächlich und die jedesmal am Ende beygefügte Übersetzung konnte ohne Bedenken ganz wegleiben. Der 2te Heft geht bis zum Sonntage Rogate. Nach der Vorrede soll das Ganze, das uns eine sehr überflüssige Arbeit zu seyn scheint, in 4 Heften beschloffen werden. — st —

KINDERSCHRIFTEN. Posen, in Commiff. b. Kühn: *Belehrungsbuch für die Jugend, bestimmt, den Kindern als Les- und Übung zu dienen, und ihre Aufmerksamkeit und ihr Nachdenken zugleich auf eine angemessene und nützliche Weise in Thätigkeit zu setzen. Vorzüglich für Süd- und Neu-Ostpreussens heranwachsende Jugend abgefaßt, und ihren Schullehrern und Altern gewidmet. 1804. 71 S. gr. 8. (3 Gr.).* Das Büchlein erfüllt seine Bestimmung: es ist mit Kenntniss des kindlichen Alters und des ihm Angemessenen zusammengetragen. Eine besondere Beziehung auf das einflüßige Süd- und Neu-Ostpreussens hat Rec. nicht gefunden. Die Vorrede charakterisirt einen Mann von gebildetem Verstande, und einer grossen Anhänglichkeit an sein Vaterland? Möchten doch seine guten Wünsche bey der neuen Verfassung des Landes realisiert werden, und nicht bloß der Erdboden cultivirt — Ruinen, Schutthaufen, Sümpfe und Moräste verschwinden — und das Erdreich mit jedem Jahre ergiebiger werden, sondern sich auch der große Haufe der Menschheit von der tiefen Stufe der Cultur zu einer höheren emporheben! — — —

## FORTSETZUNGEN.

Landshut, b. Attenkofer: *Kurze Volkspredigten zur Beförderung einer reinen Glaubens- und Sitten-Lehre.* Zum Druck befördert von D. Lorenz Kapler, und besonders den Freunden und Abnehmern des kleinen Magazins für katholische Religionslehrer gewidmet. 3tes Bdchen. 1807. 166 S. 8. (16 Gr.). S. Recenf. der vorhergeh. Bde. 1806. No. 282.

Leipzig, b. Hartknoch: *Ausführlichere Predigtentwürfe über gewöhnliche sonntägige und über freye Texte, von D. Joh. Georg Aug. Hacker, kurfächsl. Hofprediger. 3te Samml. 1805. VIII. u. 214 S. 4. Samml. 1807. 186 S. 8. Auch unter d. Titel: Neue Predigtentwürfe über gewöhnliche sonntägige und über freye Texte. 1ste Samml. (18 Gr.) S. Recenf. der 2t. Samml. 1806. No. 223.*

Hamburg, b. Bachmann und Gundermann: *Heinr. Jul. Willerding's, Pastors an der Hauptkirche St. Petri und Scholarchen in Hamburg, Entwürfe über die Sonn- und Festtags-Evangelien. 27ter Jahrg. 1804. VIII. u. 240 S. 18ter Jahrg. 1805. VIII. u. 236 S. 19ter Jahrg. 1806. VIII. u. 248 S. 8. (3 Thlr.) S. Recenf. des 16ten Jahrg. 1803. No. 84.*

Ebendaf.: *Auszüge aus den in der Jacobi Hauptkirche gehaltenen Vormittagspredigten von Bernhard Klesker, Pastor an gedachter Kirche und Scholarchen in Hamburg. 3te Samml. für das J. 1804. 273 S. 4te Samml. f. d. J. 1805. 268 S. 5te Samml. für das J. 1806. 276 S. 8. (3 Thlr.) S. Recenf. der beiden ersten Samml. 1806 No. 9.*

# J E N A I S O H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 15 J A N U A R, 1808.

## G E S C H I C H T E.

PARIS, b. Didot d. ä.: *Commentarii de bello Germanico*, auctore Jo. Car. Serra. Pars I. 1806. 72 S. Pars II. 1807. 86 S. 8.

Dieses Werk hat uns sehr angenehm überrascht, nicht sowohl durch den Inhalt, als durch die Darstellung. Von dem Inhalte, welcher die merkwürdigen Begebenheiten der neuesten Zeit, die der Titel ankündigt, in chronologischer Ordnung umfaßt, ist wenig zu sagen. Neue Belehrungen, neue Aufschlüsse werden nicht gewährt. Es scheint nicht, daß der Vf. neue Quellen brauchte: überhaupt gedenkt er nirgends seiner Quellen; auch die französischen Bülletins, aus denen offenbar das meiste geschöpft ist, werden nicht erwähnt. Dafür aber waisst er die Glaubwürdigkeit seiner Erzählung auf andere Art zu begründen. Mit dem ruhigen Selbstvertrauen eines urtheilsfähigen Zeitgenossen, ja zuweilen mit der erhebenden Zuversicht eines Augenzeugen, eines Theilnehmers, berichtet er in diesen Memoiren, wie einst Julius Cäsar, in seinen *Commentariis*, die großen Begebenheiten des Tages, beschreibt die Gegenden, wo sie vorkamen, und was seit Napoleons Thronbesteigung Ruhmwürdiges von der französischen Nation im Kriege geschah, in der raschen, zum Ziel hineilenden Erzählung gleichsam wetteifernd mit dem Fluge der Thaten, deren dauernde Folgen uns mit Staunen erfüllen, und nur da mit Gemüthlichkeit verweilend, wo die Charaktere der Helden, besonders des Einen, der vor allen hervorstrahlt, durch die Stellung und Schilderung der Thaten, nicht durch lobpreisendes Wortgepränge, das der ächte Historiker verschmäh't, mit Kraft und Klarheit dargestellt werden konnten.

Eben in dieser Kunst der Composition, welcher die gediegene Schreibart entspricht, liegt das Überraschende dieser literarischen Erscheinung, in den Tagen der modernen Barbarey, von einem Verfasser, welcher als ernannter kaiserl. Resident zu Warschau, und als *chargé d'affaires* zu Danzig, an die Vereinigung der Talente eines Staatsmanns und Historikers bey den Alten, oder an das seltene Beyspiel eines Hugo Grotius, eines Johannes Müller erinnert, endlich aus einem Lande, wo man lateinische Productionen von solcher Vollendung weder zu suchen, noch zu finden gewohnt ist. An die erwähnten *Commentarii* des Julius Cäsar denkt man zuerst bey diesem Werke, das Titel und Form von jenen entlehnt hat; aber die Form nur in Bezug auf die Erzählung überhaupt, nach der Zeitfolge. Sonst nimmt man bald wahr, daß der Vf. sein Talent mehr nach dem ehrwürdigen Sallustius ausbildete, zum Theil auch nach

S. A. L. Z. 1808. Erster Band.

dem, welcher mit eigener Kraft dem Sallustius folgte, dem gedankenreichen Tacitus. Erblickst du hier von jenem die Kunst, bekannte Begebenheiten auf eine neue, überraschende Art zu verbinden, anziehende Gemälde in grossen Umrissen für die Einbildungskraft aufzustellen, und die erzählten Thaten durch den genialen Ausdruck zu beleben: so wirst du an diesen oft durch das kunstvolle Zusammendrängen einzelner Begebenheiten unter ein Hauptfactum, durch die Energie der inhaltsschweren Sprache, durch die Würde der eingemischten Reden erinnert, und durch das eigene lebhaft gefühl des Vfs. und den Schwung seiner Phantasie erhoben werden. Denn, was die Hauptsache ausmacht, auch da, wo der Vf. nachahmt, bleibt er in gewissem Sinne original, indem er nichts weniger als seinen Charakter verleugnet. Wenn demnach neuerlich wieder die Frage aufgeworfen worden, wiefern es gelingen möchte, den Alten nicht bloß in der Art ihrer Productionen, sondern auch mit ihren Kunstwerkzeugen also nachzueifern, daß der Schriftsteller in einer fremden Sprache zugleich als selbstständiger Künstler erscheine: so zeigen Bücher dieser Art, die freylich heut zu Tage sehr selten ans Licht treten, in welchem Grade jenes Problem gelöst werden könne.

Eine genauere Inhaltsanzeige wird, was wir im Allgemeinen bemerkten, deutlicher machen. Das Werk ist in vier Bücher getheilt; jeder Band befaßt deren zwey. Nur Einleitungsweise werden im ersten Buche die unglücklichen Zeiten erwähnt, *quibus Gallia, exactis regibus, pro libertate popularis tumultus diversosque ad tempus specie aequalitatis magistratus habuit*. Hierauf die von den Engländern erregten Unruhen, und wie jetzt die hohe Wirksamkeit des Mannes, der zum Wohl des Staates aufgestanden war, sich weiter und weiter verbreitete: *Qui primus rempublicam, civilibus discordiis fessam, acceperat, et lego nova decennialis consul rexit, mox perpetuum fieri, eiusque successorem sibi testamento scribendi jus esse consuevit senatus*. Postremo ita publicae quietis, nuntium bello artibusque inimicorum obnoxiat, interasse visum est, ut, civitate in imperium cedente, Galliarum imperator primus consulareretur. Die Erhebung zum Königsthron Italiens und was sonst erfolgte, ist bekannt, und von dem Vf. in einfacher Kürze treffend beschrieben. Lebhafter wird das Kolorit, wo er den Sieg bey Ulm, und was ihm leider vorherging, schildert. Wer erkennt nicht die sallustische Kunst in folgender Schilderung der Oesterreicher: *Constita illis in exercitu incerta: imperii honores penes Ferdinandum, penes Macum auctoritas. Ille prompto ad bellum animo aetatem et conditionem exce-*

debat: hic bello Neapolitano inglorius, haud aequo post voluntariam deditionem aufugio infra occupatam (richtiger quaesitam) sibi prius apud Germanos militaris scientiae existimationem descenderat. — In dem zweyten Buche ragt besonders die Beschreibung der Thaten bey Austerlitz hervor. Aus den aufgestellten Prämissen das für die Deutschen niedererschlagende Resultat: *Profecto praeter admirationem minime fuit, septuaginta hominum millia, quae in superbissimum ad Gallias invadendum exercitum coaluerant, gens haud ignava (eine harte Wortfügung, nicht zu rechtfertigen durch eine ähnliche bey Tacitus Annal. II., 6), et veterani quidem milites, nulla rerum inopia, neque mole cladum obruta, duodeviginti dierum spatio, modica a levibus certaminibus caede, captivitate vel fuga absumpta fuisse.* Desto herrlicher glänzt der Ruhm des Siegers, dessen wunderbar schnelle, allumfassende Wirkksamkeit sehr schön in der Umfassung weniger sinnreich zusammengedrängter Perioden ausgedrückt wird: *Caesar, cum militem laudibus et praemiis, victos elementia, beneficiis socios prosecutus, tum fama nominis orbem amplexus, Vindobonam cum exercitu iter recipit. Hic auctoratis Vindeliciae et Bosporum regnis, Monachii post novi regis filiae cum privigno, qui in Italia prorex exemplo provinciam docuerat, reginam magnae Graeciae, novis rebus perjurii studentem, haud metui esse, celebratis nuptiis, Argentoratum vix tertio quo aberat mense reveritur. Deinde cum Augusta, praecellentis animis femina, quam in belli periculis aliquando, in exercitu virtutum nullo non temporis (tempore) virum comitari aspexi, et ipsam suavitate morum et beneficentiae caritate quascunque domi forisque vincentem, senatu triumphum decornente, frequentissimis populi votis urbem ingreditur.*

Noch mehr zogen, aus begreiflichen Ursachen, die letzten beiden Bücher unser Interesse an sich. Ihr Gegenstand ist *bellum Borussiae, claritate factis et magnitudine rerum prope nobilius.* Auch hier findet man dieselbe Gedrängtheit des Stils, welche, wie bey Tacitus, nicht von dem Erliparen unentbehrlicher Worte, sondern von der glücklichen Anordnung der Ideen herrührt. So gleich im Anfange, wo das unkluge Benehmen eines Fürsten geschildert wird, den die Preussen mit sich zu vereinigen wünschten: *Missi qui vatore conjunctum societate rursus sollicitarent, incepta male dilata sunt. Id Cattis pejus accedit. Dimisso qui fatum distulisset exercitu, inter concurrentes hinc inde acies incertum specie quiescunt: At stabili apud neutros gratia tanquam qui eventum expectare videbantur, ut fortunae consilium applicarent, praeda victoris paulo post fuerunt.* Denselben Ernst, dieselbe alterthümliche Würde der Erzählung finden wir in der Stelle, wo des Prinzen Ludwigs Heldentod (nicht nach der gewöhnlichen Sage) erwähnt wird: *Cum laeto Augeravius cornu Lanniusque ad Salam accedere jubentur. Qui Melocabo (Coburg) in itinere potiti, praecurrentem cum expeditis catervis patruclum regis offendunt. Suasorem belli juvenem, ut gloriæ cupidum, nulla artis praecipit, nec iussa forte ducis, qui provinciae custos annuibus circum praefuit copiis, ab improvido fluvii tractu deterruerunt. Audacia magis quam viribus suffulta res tristem exitum habuit. Acriter non diu pugna-*

*tum est. Superantur undique Borussiae. Quingentis interfectis, bis totidem cum bellicis tormentis capti. Caeteros vel palus gurgite absumpsit, vel profugos silva abdidit. Princeps ipse, postquam fortissimi quidem militis munus obisset, letali vulnere confossus, juvenilem errorem praecleara morte conclusit.* Wir würden diese Stelle meisterhaft nennen, wenn nicht das Forti in der Mitte, welches kein Alter für fortasse gebrauchte, und am Schluss das conclusit, wofür vielleicht expiavit das richtigere wäre, einen Anstoß erregten. Jedoch solche Mängel der Sprache werden reichlich vergütet durch den über das Ganze verbreiteten color Romanus, welchen kein Grammatiker ohne lebendigen Geist und Gefühl, sich verschaffen kann, wenn er auch die einzelnen Feinheiten der Sprache im Ohr und in der Feder hat. Wie möchte z. B. ein solcher eine so geistvolle Beschreibung des sen, was der Herzog von Braunschweig vor der Schlacht bey Jena that oder nicht that, und wie der Sieger den Fehler benutzte, mit gleicher Präcision entwerfen: *Brumsviacus raptim ac temere aciem in struxit, difficultatis loci haud satis diffusus. Non collatis ad Jenam signis, rhedariam viam cooptis obsepiuit, huic vero imminentem atque oppidum tumultum magnum ad rem bene gerendam impedimentum, neglexit. Neque maturam occupandis sedibus — operam dedit. Admirationi fuit, quod expertus belli imperator unicam ferme in multitudine famae militum victoriae spem reponere juberet. Jetzt kam Napoleon an. Confectum militi per confragosa loca et salebras semitas fodere imperatum est. Pedites assidue pertinaces ad laborem incumbunt, ut non tantum molliore ascensu ad summa eaderent, sed etiam in complanato iugo catervis applicandi se copiam fecerint (facerent): tormentum quidem in rupibus omnisque generis missilia quasi in manus disposita u. s. w. Zuletzt vom dem Ende des Herzogs mit ergreifender Kürze: *Quum itaque non tam pugnae ordine quam consilio peccatum fuit, imperatoris culpa deifica fama Borussiae et res evanuit. Culpam ipse, in aciem oculorum gladio ictus, dolore magis regiae suae (suaeque) ruentis fortunae, quam morte, paucis post diebus explevit.**

Wir sagten oben, daß der Vf. da, wo die Begreiflichkeiten zur Charakterchilderung einladen, sie mit gemüthlicher Ausführlichkeit verbreitet. Sei Vortrag wird dann beredter, feuriger; seine Gemäthe lebendiger und dichterischer, jedoch ohne die zarte Linie zu überspringen, welche die poetisch und historische Malerey scheidet. Drey trefflich Stellen werden unsere Bemerkung erläutern. Die erste vor der Schilderung des bey Jena erfochtene Sieges: *Major ferme ea die in retinendo milito, quam in hoste vincendo, Caesari labor fuit. Quum enim omnes partes vigil discurreret, nomenque legiones clamarent, nonnullae cum fremitu voces, procedendum postularunt. Licentiam severo vultu compescuit, declaravitque, tantum audaciae imberbes milites prodere, qui plus, quam imperatorem, de victoria atque exitu reru sentire existimarent, neque minus continentiam in milite, quam animi magnitudinem, laudari.* Noch gelungener ist das Charaktergemälde, wozu der Vf. den bekannten Vorfall mit einem Fürsten zu Berlin (eprimis civitatis hominem, opibus et consuetudinibus p-



tentem, nennt er ihm, mit edler Scheu den Namen verschweigend,) im 2ten Bande benutzt hat. Der Sieger ging bey der Verurtheilung von dem Grundsatz aus, *nil incautus impunitate, quae maxima ad infidiandum victori rebellandumque illecebra est*. Vor ihm erscheint endlich die unglückliche Gattin des Beschuldigten. *Ad haec quum lacrumans illa coelum obtestaretur, ab invidiam et falsis denuntiari hominem testibus: En, inquit Caesar, index noxae; factum sodes purgato. Tunc consciam culpaepistolam feminae tradit. Ut gravida sinu mulier viri notas et consilia simul agnoscat, intercluso ferme spiritu concidit. Cujus miseritus rursus Caesar: Bonum animum habe. Indicium, quod manu tenes, abolere igni fas est. Ubi nulla sceleris vestigia extare contigerit, nil tibi et reo metuendum erit. Paruit illa confestim dictis, redemitque conjugem conjunx, eminente inter pietatem clementia*. Aber die Krone von Schilderungen dieser Art ist die Erzählung von dem Eintritt des Siegers in Potsdam, und von seinem Verweilen an Friedrichs stillem Grabe. So glücklich, wie hier, hat der Vf. in dem Prägnanten und Sententiösen des Ausdrucks, wie in dem Sentimentalen der ganzen Beschreibung und der sinnreichen Verknüpfung der Begebenheiten, mit seinen römischen Vorbildern vielleicht nirgends gewetteifert: *Hic palatium principis, amplissimum juxta horti, atque haud procul omni vacuae cura verbo magis quam re tenus aedes* (Sanssouci). *Statuae hortos, aedes picturae magnifico sumptu ornabant. Effulgebat ubique Fridericus: M. Cubiculum, in quo ille vita excefferat, nulli post merito patiens heri, Caesar avide circumspexit, admiratus virum vir. Templum deinde inivit, ubi eadem ferme ante annum die Bastarnarum rex* (so nennt er überall den russischen Kaiser) *prima hujusce belli semina jecisse fertur. Major nunc hospes expert marmorei artificii sepulcrum Friderici inivit. Non adeuntem satellitium aut strepitus, non jacentem imagines et anaglypha indicant. Sociat praesentes inter silentia fama verum. Pendebant muro ensis, balteus, insignia. Quae Caesar apprehendens manu, supervacuus, quandoquidem manet impletque locum nomen, tumuli honores detrahit. Transvehit Lutetiam formidata quondam a Gallis arma jussit, et emeritos, qui aetate aut vulnere graves, illic aere publico aluntur, milites tanto praemio donavit. Hi donum principis in aedibus Victoriae sublimi fastigio suspensum aliquando locarunt. Popularem inter publicum illud solenne laetitiam calamitas domestica turbavit, dicentique facundo ore Caesaris ac Friderici laudes tercentumviris collecti principi iuxta compressit vocem querimonia. Ea quippe tempestate non tantum illae magni regis exuviae, sed etiam ipse regum domitor documentum humanorum casuum fuit. Virginis ceu forte succiditur vomere flos, sive quem auster brevem veris amorem adurit, mors regium puerum extinxit. Hic Bataurorum regis filius etc.*

Ungern verlagen wir uns das Vergnügen, den Lesern mehr mitzutheilen. Auszüge aus einem Werke, von welchem zur Zeit vielleicht kaum drey Exemplare in Deutschland sind, werden nicht zwecklos scheinen; das Ausgezogene selbst aber wird den Wunsch rechtfertigen, daß das Werk, auch in Deutschland fleißig gelesen, den Eifer einer glücklichen Nachahmung wecke.

Wofern nicht Eine Bedenklichkeit obwaltete, möchten wir wünschen, daß dieses Buch, von einem Sprachkundigen hie und da noch mehr geglättet, durch die Bemühung eines deutschen Buchhändlers in allgemeineren Umlauf gebracht, und in den Schulen der deutschen Bundesstaaten eingeführt würde. Gewiß würde der Inhalt desselben, da er aus der Gegenwart geschöpft und mit den Verhältnissen unseres Lebens so innig verwebt ist, das jugendliche Gemüth mächtiger ergreifen und stärker fesseln, als die in den Schulen gewöhnliche Lectüre des Julius Cäsar, der *Vitae excellentium imperatorum* und anderer Schriften, deren Gegenstände unseren Sitten und Empfindungen so fern liegen. Für eine durchgängige Correctheit des sonst trefflichen und sogar bis auf die Umprägung der Städte- und Personen-Namen alterthümlichen Ausdrucks, müßte freylich noch durch neue Feile der Arbeit gesorgt werden. Einiges, wobey wir anstießen, haben wir schon beyläufig bemerkt: von anderen Stellen, wo der verfehlt Ausdruck bald dem Leser Dunkelheit erzeugt, bald den Nachahmer zu Sprachfehlern verleiten könnte, wollen wir hier nur folgende noch berühren. Gleich in den ersten Zeilen der Vorrede würden wir *illius* mit *ipsius* vertauschen. Bald darauf wird ein richtiger Gedanke durch die Diction am Ende geschwächt: *Latinis literis, quibus tradita populis terrarum principis gloria aeternum durat, tanti memoriae viri pro viribus consuluisse juvit, quod operi convenientissime fieri aequi iudices haud recusabunt*. S. 5. Die Verbindung der Glieder Einer Periode durch *tum — tum — sive — sive*, ist nicht lateinisch; eben so wenige *contra* (II. S. 19), das öfter wiederkehrt; oder *familis indulgentia* (II. S. 67). Für *distancia locorum* (I. S. 30), sagte der Römer *intervallum*; für *pridie idus octobris* (I. 24, 34 u. öfter) *octobres*. In folgender Periode (I. S. 11): *Horum plerique per legatos novum regnum (Caesaris) agnoscunt; at quotusquisque bonum animum professus, per peram sincero gratulabatur*, bey welcher dem Vf. vielleicht Tacit. *Annal.* I. 3 vorschwebte, scheint uns die Sprachrichtigkeit *sincere*, und der Sinn die Weglassung des *perperam* zu fodern. — Solcher Verbesserungen ließen sich mehrere vorschlagen.

E.

### SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS, b. Giguet u. Michaud: *Les Tombeaux de l'Abbaye royale de St. — Denis. Par M. Trenewit. Seconde édition, revue, corrigée et augmentée. 1806. 56 S. gr. 8. (30 Sous).*

In der That mag es wenige Punkte in und um Paris geben, die so vielfache Erinnerungen und so mannichfaltige Empfindungen aufzuregen im Stande sind, als die Kirche des h. Dionysius. Der Heilige, dem sie geweiht ist, ausgesandt von Rom, in Gallien das Evangelium zu predigen, starb durch Henkers Hand am Ende des 3ten Jahrhunderts. Katulla, eine Heidin, gerührt durch die grausame Verfolgung und die Standhaftigkeit des Märtyrers, wußte sich den Leichnam des Apostels, der eben in die Seine geworfen werden sollte, zu verschaffen, begrub ihn in ihrem Garten, ward Christin, und erbaute auf seinem Grabe eine kleine Kapelle, die in der Folge erneuert, und von der h. Geneveva nach einem größeren Plane aufgeführt, im 6ten Jahrhun-



dertzu einer der blühendsten Abteyen erwuchs. Noch steht der große, Ehrfurcht gebietende Bau der ältesten christlichen Kirche Frankreichs in des Alterthums grauer Würde: rings war der Haupteingang, eine größere Thür mit zween Pforten an den Seiten, geziert mit den in Stein gebauenen Bildnissen der ältesten Heiligen und der fränkischen Könige; das Innere der Kirche war groß und reich durch Geschenke der Frömmigkeit und durch Werke der Kunst; und in den weiten Gewölben unter dem Chor der Kirche ruhten die Leichname von mehreren Königen des ersten und zweyten, und alle Regenten des dritten Geschlechts von Hugo Kapet bis auf Ludwig XV. Jetzt — allen Heiligen und Königen am Eingange sind mit kunstvoller und zum Theil lustiger Wuth die Köpfe abgehämmert und abgemeißelt; das Innere zeigt aller Orten Spuren von Zerstörung und die Gewölbe — sind öde und leer: alle Leichname wurden herausgerissen. Gerade in dem Augenblick, den 16 Octbr. 1793, während in Paris die Königin enthauptet ward, brachte man in St. Denis den Sarg Ludwigs XV aus dem Gewölbe herauf; und nach einer tobenden Berathschlagung ward beschlossen, alle Leichname der Könige in Eine Grube zu werfen, auch Heinrich IV und Ludwigs XIV, die sich noch sehr gut erhalten hatten und vollkommen kenntlich waren, und ihre bleyernen Särge sofort dort auf der Stelle zu schmelzen, wie denn auch, was sonst noch von Bley an der Kirche sich fand; das ganze Dach z. B., abgerissen und zu Kugeln eingeschmolzen ward. Doch seit Napoleons Decret vom 20 Febr. 1806 ist St. Denis wieder zum Begräbnisorte der französischen Regentensfamilie bestimmt; man fängt an, das Innere der Kirche zu ordnen, zu weissen, Fenster von buntem Glase einzusetzen, und besonders nach einer neuen Idee in der Tiefe des Chors den Hochaltar zu schmücken. Schon prangt an dem marmornen Altargestelle in Gold ein großes umstrahltes N; auf der Marmorfläche steht an der Ecke in natürlicher Gröfse ein Adler, der aufblickt zu einer Gruppe, die man vorläufig auf Holz gemalt hingestellt hat: die Göttin Frankreichs als Minerva mit Helm, Harnisch, Lanze und Schild, in kolossaler Gröfse, in den Arm fassend eine etwas alte Matrone, die ein Buch in der Hand hat, und auf ein Knie gesenkt zu der Beschützenden (stehend fast) aufblickt. — Die Gewölbe sind geräumt und neu geordnet; eine Doppelpforte, in schwarzen Marmorsäulen hängend, führt zu dem stillen dunklen Orte, wo im Hintergrunde zwey enge Nischen gewölbt sind, die Er, dem jetzt der Tajo und Ganges erzittern, sich und seiner Gemahlin zu Ruhestätten bestimmte.

Es ist nicht zu verwundern, dafs, wer fromm und irgend reizbarer Phantasie war, durch den blofsen Anblick, vielmehr noch durch Erinnerungen und Vergleichen, sich hier zu poetischer Stimmung erhoben fühlte. Chateaubriand widmete in seinem *Génie du Christianisme* ein eignes Capitel der unglücklichen Abtey; in zwey sehr gelefenen Gedichten, *le Printemps d'un proscrit* von Michaud (es existirt davon schon die 4te Auflage) und *l'Imagination* von Delille, klagen einige der schönsten Stellen

um das Schicksal des h. Denis; vorzüglich rühmt man das Gedicht einer Dame auf die königlichen Gräber, das Rec. nicht zu Gesicht gekommen, dem man aber höheren poetischen Werth zuschreibt, als dem vorliegenden schön gedruckten Gedichte des Hn Tr., das indeß in einem Jahre zwey Auflagen erlebte, und mit lebhaftem Interesse gelesen worden ist. — Der Dichter, um Paris zu vergessen in jenen blutigen Tagen

*Où furent affermis à d'homicides lois,  
Les larmes, le regard, le silence et la voix,*

wählt den einsamen Weg nach der altherühmten Abtey von St. Denis. Doch plötzlich ertönt auch hier wildes Geschrey, wie um Tadinors prachtvolle Trümmer der Schakale und Hyänen Gebrüll: man erbricht die Gewölbe; ihm, dem Alles erliegen zu müßte schien, dem Tode entreißt man seine Rechte und seine Beute, und der Tod selbst starret vor Schrecken. Keine Erinnerung rühret die Graufame: nicht der väterlichgute Heinrich, nicht der großherzige Ludwig: sie alle wild durcheinander geworfen, empfängt eine Gruft, Da erscheinen die Geister der Könige der Phantasie des Dichters. Heinrich IV spricht:

*Si jamais un héros, des factions vainqueur,  
Es ministre du ciel, devenu plus propice,  
Ramène dans l'état la paix et la justice;  
Si jamais il lui rend son trône renversé,  
D'un généreux oubli couvrant tout le passé,  
Puisse-t-il, comme nous, ami de la clémence,  
Pardonner en pleurant ces crimes à la France!*

Sich selbst trösten die aus ihren Ruhestätten Vertriebenen mit der Auferstehung. Doch die fortdauernde Zerstörung lenkt wieder des Dichters Aufmerksamkeit auf sich; er denkt zurück an das Entstehen an die ehemalige Gröfse der Abtey, an das Unglück derer, deren Unterthan er war:

*martyrs après leur mort,  
De l'apôtre gaulois ils réclament le sort:  
Qu'ils en jouissent donc: la pitié payenne  
Invite à ce devoir la charité chrétienne.*

Doch die Abgeschiedenen scheinen beruhiget. *Que ne pouvais-je, hélas! d'un Roi trop populaire,  
Trop faible, trop clément, consoler la poussière!*

*Qui s'est dit que, déchu d'un empire si beau,  
On dut à ta misère interdire un tombeau,  
Ton nom à notre voix; à nos yeux ton image;  
Et qu'en ces jours de sang, de deuil et d'esclavage  
La seule pitié, fidèle à tes malheurs,  
Viendrait furtivement te donner quelques pleurs?  
Reçois-en le tribut. etc.*

*Ainsi de la grandeur le fantôme s'efface.  
La France a vu briller sur le trône des lis,  
Le sang de Charlemagne et le sang de Clovis:  
La race de Capet . . . Une race nouvelle  
La remplace, fleurit, et doit passer comme elle etc.*

Unter den erläuternden Anmerkungen zeichnen wir nur eine aus: „Das Capitel des Hn. Kotzebue über St. Denis, in seinen Erinnerungen aus Paris 1804, ungenau in jeder Hinsicht, ist eine Art von Drama, worin spielen Hr. Kotzebue, eine reizende Sterbliche, und der Pförtner der Abtey, der ganz unter dem Bilde des Propheten Jeremias gemalt wird, wie er über die Trümmer des Tempels von Jerusalem weint. Die fromme Weichherzigkeit des Pförtners, die Möglichkeit, die Gebeine Heinrichs IV wieder zu finden, das mit Rasen bedeckte Grab der Könige, das alles ist von der Entdeckung des Reisenden, oder Wirkung seiner Leichtgläubigkeit“ u. s. w.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

— DEN 16 JANUAR 1808. —

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Dyk: *Bions und Moschos Idyllen*,  
übersetzt und erläutert von J. C. F. Mansg.  
1807. 236 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Der gelehrte Übers. hat Recht, wenn er die hier zu beurtheilende Arbeit selbst eine *neue Ausgabe*, statt einer *zweiten Auflage* nennt: denn von den Einzelheiten in seiner ersten Verdeutschung des *Bion* und *Moschos* (Gotha 1784) ist fast nichts unverändert geblieben, wie weiterhin gezeigt werden soll. Die Anordnung des Buches inzwischen ist in der Hauptsache die alte und ziemlich zweckmäßige geblieben. Auf eine Abhandlung: *über Bions und Moschos Leben und Gedichte*, die in der älteren Ausgabe sonderbar genug in zwei verschiedene Aufsätze zerfällt war, folgt S. 43—139 die Übersetzung der beiden Bukoliker und dreier Idyllen, die unter der theokratischen Sammlung stehen. Die beiden grösseren, *der Rinderhirt* und *das Liebesgespräch*, waren in der ersten Ausg. unter die des Moschos gestellt. Neu hinzugefügt ist die dritte, *der Honigdieb*. Den Schluss machen theils einleitende und erklärende, theils die aufgenommenen Lesarten vertheidigende Anmerkungen. Hinzugekommen ist in der neuen Ausg. eine Dedication in schlechten Distichen an Jakobs; eine Vorrede, und am Ende einige schätzbare Beiträge zur Kritik der beiden Dichter, von Hn. M. Schäfer in Leipzig, der die Druckcorrectur besorgt hat.

Die Vorrede, um von vorn anzufangen; soll die Gesichtspunkte angeben, aus welchen Hr. M. das Geschäft des poetischen Übers. überhaupt, und das des Übers. unserer zwey Bukoliker insbesondere betrachtet. Er klagt sich zuvörderst selbst an, in der ersten Ausg. durchaus den Hexameter des *Virgilischen Landbau's* nachgebildet, und auf diese Weise seinen *Alexandrinern* manchen ihnen fremden Rhythmus aufgebürdet zu haben. Wenn wir auch dem letzteren nicht widersprechen wollen: so können wir doch unmöglich dem ersteren beystimmen; denn wir gestehen, in jener Übers. keine Spur von dem kunstvollsten, gebildetsten und mannichfachsten aller heroischen Verse des Alterthums finden zu können. — Nunmehr hält sich Hr. M. überzeugt, daß der Übersetzer nicht sowohl einem selbstgebildeten, absoluten Verse nachstreben dürfe; daß er vielmehr die metrischen Individualitäten, durch welche sein Original von anderen hexametrischen Gedichten gesondert ist, J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

hervorsuchen und in der Nachbildung möglichst zu erhalten suchen müsse, womit wir natürlich übereinstimmen. Wir hätten demnach eine Entwicklung des Hexameters unserer Dichter gewünscht und erwartet: wären jedoch auch befriedigt gewesen, wenn die Übers. selbst von einiger Einsicht in den Vers der griech. Bukoliker gezeigt hätte. Ausser dem Charakter des alexandrinischen Hexameters überhaupt, der sich indess vom *homerschen* nur auf negative Art unterscheidet, wäre hier besonders auf die bekannte *ταρρακῶδια βοιωτικῇ* zu achten gewesen, unter der wir aber nur den Einschnitt nach einem *daktylischen Fusse* verstehen. Wenn diese Caesur auch nicht in jedem Verse Statt findet, so kann sie doch herrschend genannt werden. Valckenauer hat schon in der *Epistola ad Röperum* p. 15 vor dessen Ausg. von *Ursini* Virgilius bemerkt, daß Theokritos unter 927 Hexametern 711 bukolische habe. Unter den 240 Versen des Bion zählten wir 392 derselben, bey Hn. M. dagegen nur 87; und unter den 420 Hexametern des Moschos fanden wir jenen Absatz in 163 Versen nicht beobachtet, in der Übers. aber nur in 145 nachgebildet. Dafür bedient sich Hr. M. unzähligemale eines höchst übel klingenden und schleppenden Trochäus mit Caesur am Ende der Thesis, als

Wehel, wehel, wiewohl im Garten || sterben die Malven:  
Mosch. 3, 106; so auch Bion 1, 18. 35. 36. 42. 56. 58. 61. 71. 73. 76. 86. 88. 90. 94. 95; und in gleichem Verhältniß durch das ganze Buch. Sind wir auch überzeugt, daß der Trochäus keineswegs aus dem deutschen Hexameter zu verbannen sey: so sind wir doch auch gewiß, daß er im vierten Fasse nur dann geduldet werden darf, wenn er die Caesur nach der Arsis hat, als:

So viel peinlichen Schmerz erfuhr || ich mühsam gebährend.  
oder auch, wenn das Wort hinübergreift in den fünften Fuß, und so das Ohr über den Absatz wegleht, als:

Zeuge Persephone, mich und die schlinggeschleirrte Deo.  
Mosch. 4, 75. u. 187. Beym Apollonios von Rhodes und beym Bion fängt das Wort durchgängig, beym Moschos meistens theils schon in drittem Fasse an, z. B.:

Θαλαμῶντι στήθωντι ἀργυρίῳ τε καὶ δαύρ. Bion 6, 6.  
oder es schließt sich der Artikel, die Präposition oder sonst ein unmittelbar dazu gehörender Redetheil so fest an das im vierten Fasse anhebende Wort, daß sie zusammen Eines bilden, wie

Τὸς καλέμους ἅμα πάντας ἐπ' ἀλλήλοισι συνάπτων. Bion 2, 5.

wodurch der bezeichnete Zweck des Weghebens über die Cäsur am besten erreicht wird. Der reine Spondeus, auch ohne Einschnitt, ist dagegen im deutschen Hexameter an der vierten Stelle wohlklingend, und im allgemeinen nicht zu verwerfen, z. B. Mosch. I, 2:

Sah mir Einer vielleicht auf dem Dreyweg || irren den Eros?  
Dieses Recht aber kommt dem Übers. des Bion und Moschos nicht zu Gunsten. Zwar sind Hexameter, wie

ἀλλοῖ μιν Ἀργυροτόξ, δὲ Χρύση || ἀμφιβέβητας. Il. I, 371  
oder

ἀργυροτόξ δ' ἰνὸς παρὰ πύμῳ || ἀμφιβέβητας. Hesiod. op. et d. 756. Bt.  
bey den älteren griechischen Epikern sehr häufig; aber im alexandrinischen Zeitalter scheinen die Dichter diese Anordnung der Versglieder um so sorgfältiger vermieden zu haben, je mehr Mühe sie überhaupt auf die Form ihrer Gedichte wandten. S. Herm. ad Orph. p. 729. Beym Theokritos ist's auffallend, wie aus mehreren Idyllen (z. B. in der ersten bis zur siebenten) dieser spondeische Abschnitt gänzlich ausgeschlossen ist; und wie häufig er gleichwohl in anderen, gewiß nicht theokritischen (z. B. im Kyklopon und in den Adoniazusen) gefunden wird. Im ganzen Moschos kommt er nur dreymal vor 2, 41. 51. 5; 10. Bion aber, der überhaupt seinen Schüler in jeder Anmuth und Zierlichkeit übertrifft, scheint ihn ganz vermieden zu haben: denn gegen die zwey Verse, die man wider uns anführen könnte, lassen sich Zweifel erheben. Die eine Stelle I, 61 ist als verdorben anerkannt, und von Brunck Anal. T. 4. p. 88 durch die Conjectur ἐμύναο nicht unglücklich wieder hergestellt. In der anderen aber, 7, 19, dürfte nach einer öfter vorkommenden Verwechselung (vgl. die Ausl. zum Apollon. Rhod. 4, 172) παρυσί anstat παρυσίς zu lesen seyn. — Wie dem aber auch sey, so folgert hieraus genugsam, daß ein Übers. des Bion und Moschos sich dieser Freyheit gar nicht, oder doch höchst selten bedienen darf. Bey Hn. M. kommt sie so unzählige male vor, daß sie wirklich als das einzige Charakteristische seines Verses angeführt werden kann. — Noch weit weniger ist in dieser Übers. die trochäische Cäsur im vierten Fuße, κατὰ τέταρτον τροχαίον, zu dulden. Zwar hat Hr. Hermann Orph. p. 692 ff. mehrere Beyspiele von ihr gesammelt, denen noch Odyss. II, 298 und Theokr. 18, 15 beyzufügen sind. Aber in unseren Dichtern kommt sie gar nicht vor; so wenig als im Apollonios von Rhodos, mit dem sie im Versbau durchgängig zusammenstimmen. Hr. M. dagegen hat sie ungebührlicher Weise im Bion achtmal, und im Moschos zwanzigmal angewendet. — Wie wenig der Übers. in dieser Rücksicht sein Wort gehalten hat, ergibt sich hieraus zur Genüge. — In der anderen Hälfte ist von der metrischen und von der grammatischen Bildsamkeit unseres Idioms einiges sehr Unbedeutendes beygebracht. Hr. M. will keinen griech. oder römischen, sondern einen in sich vollendeten, harmonischen Hexameter geben, einen solchen, der nicht sowohl von gelehrten, als von un-

lehrten Lesern vorgetragen werden kann. Er findet darum die kraftvollsten Rhythmen, z. B. palimbacchische Wörter, unstatthaft, und bildet selbst Verse, die freylich nur sehr ungeübten Ohren gefallen mögen, und sich durch schleppenden Gang und Weichlichkeit auszeichnen. Besonders hat er gar nicht auf das Verhältniß der Sylben geachtet, aus welchem allein unsere Metra zu bestimmen sind. Den Vorwurf, daß er rein proceleusmatische Versanfänge, als:

Und in den Bergen umher weint jeglicher Quell um Adonis,  
oder Reithen, wie

Jener entzückende Mund Kallipens, und du besesszt u. s. v. (Bion I, 34, Mosch. 3, 75) jambisch zu betonen, welches auch von den häufig vorkommenden pyrrhischen Anfängen gilt, die dem Vers eine anapästische Basis zu geben scheinen, z. B. Bion I, 19. 3. — Auch glauben wir nicht, daß Hr. M. für die Bequemlichkeit seines ungelehrten Publicums gesorgt hat, wenn er die schönsten Palimbacchien, als Quellstote, Bion 3, 7, Jungfrauen, Mosch. 2, 89, 101. 3, 6, Stier Rücken, Mosch. 2, 121, mannhafte, Mosch. 4, 9, als Daktylen verarbeitet: wenn er aus Spondeer wie einmal Bion I, 45, Trochäen macht: wenn er wie Mosch. 3, 23, doppelte Scansionen möglich macht, oder Verse baut, so übellautend, wie so gendert:

Also wälzte sich auch in dem Feld Schildschwinger Iphikles.  
Mosch. 4, 118, wobey wir zugleich bemerken, daß die Betonung der zweyten Sylbe in Iphikles unserer Art, griechische Eigennamen auszusprechen, entgegenläuft, und ein Gallicismus ist. Auch bey den lat. Dichtern kommt Iphikles immer als Amphibrachys vor. Noch wollen wir bey dieser Gelegenheit den gelehrten Übers. fragen, nach welcher Analogie er aus Adonis das oft wiederkehrende und übelklingende Adon gemacht habe? — An eine geistvolle Behandlung der ganzen Hexameter ist nun gar nicht zu denken: wir wollen aber nur zweyerley bemerken, um zu dem vielen noch rückständigen Raum zu behalten. Das erste ist die ermüdende Gleichförmigkeit der Rhythmen in unzähligen Versen, wie

Tief in die Wellen | schreitet er ein und | unter dem Meere u. s. v.

Mosch. 7, 4. — Das andere betrifft die im eben angeführten Hexameter vorkommende trochäische Cäsur im zweyten Fuße nach vorhergehendem Daktylus, wodurch der Ausgang des vorausgegangenen Verses auf die unangenehmste Weise répétirt wird. Zwar hat Apollon. Rhod. 3, 34.

ὡς δὲ σοὶ αὐτῇ μῦθος ἐφαυδέναι ἦτ' ἂν ἔργον etc.

dieselbe Cäsur: wahrscheinlich ist aber nach einer gebräuchlichen Trennung dieser Pronominum (s. Matthiä's gr. Gramm. p. 177) εἰδ' αὐτῇ σοὶ zu lesen. — Nach demselben Grundsatz sind in Schlegels Rom V. 11 und 135 falsch gebaut. —

Von der auf die Vorr. folgenden Abhandlung können wir rühnen, daß sie sich merklich von der

französischen Geschwindigkeit entfernt, die in der früheren Ausg. herrscht, wenn auch ihrem Styl noch vieles von der historischen Würde abgeht. Auch sind die Notizen zweckmässig geordnet, und meist richtige Resultate gezogen. Dafs Bion Vaterstadt Smyrna gewesen sey, dürfte doch noch vielem Zweifel unterworfen bleiben. Wir erinnern Hn. M. nur an eine übersehene Nachricht der Eudocia, die sich als Anekdoton in *Jo. Chrm. Wolf catal. fem. olim illastr.* p. 337 befindet, wo er ein Syrakusaner heisst. Dafs Eudocia ihn einen Grammatiker nennt, darf uns nicht weiter irren, da Moschos eben als ein solcher beym Suidas vorkommt. — Die Meinung Mancher, Theokritos und Moschos seyen Eine Person gewesen, wäre nicht als ein leeres Hirngespinnst abzufertigen gewesen, da sie auf der Autorität zweyer Hdschr., der Eudocia und des Scholiasten zu Mosch. 3, 101 beruht. Diese und andere höhere Gründe sind neuerdings im *Athenäum* T. 3, p. 130 geltend gemacht, wo jedoch die vorgeschlagene Interpunction des 101 Verses der griechischen Sprache zuwider ist. —

Den beygefügtten griech. Text hat Hr. M. größtentheils nach der neuesten *Valkenürschen* Ausg. abdrucken lassen. Wir haben nur folgende Abweichungen von ihm gefunden: Bion 1, 21, *νήπλετος* mit *Brunck* und *Wakefield* statt *νήπλετος*, ohne Noth. 1, 36, *ἀνὰ πᾶν νάπος* nach *Wakef.* R. *καὶ ἀνὰ πτόλιν*. Für den Zweck einer ordinären Übers. ist die Conj. gut genug; strenger genommen aber entsteht durch die ausgelassene Copula ein schiefer Sinn. 1, 51, *οἷχαται* mit *Pierſon* Verſ. p. 54 und *Brunck* R. *ἐρχεται*, eine sehr unglückliche Verbesserung: *ἐρχεσθαι* wird eben wie *οἷχαται*, nur — was hier für die alte Lesart das Wort führt — feltner in der Bedeutung von *Sterben* gefunden. Z. B. Eurip. Aleſt. 161. *Λιπ.* 1, 60. 61. *κυναγέ-μενως*, nach *Valck.* Conj. statt: *κυνάγεις-ἐμνως*. 1, 75 *βάλλε δὲ νῦν* etc. nach *Wassenberg* R. *δ' ἐν.* 1, 77. *Συρίοισιν* mit *Ruhnken.* R. *μύρτοισιν*. Dasselbe hat *Wakef.* zu *Virg. Georg.* 2, 465 vorgeschlagen. 1, 83. 84 *λεβήτι χρυσεῖω* mit Recht R. *λέβησι χρυσεῖοις*, nach der Florent. Ausg. 1, 93. *αἱ αἱ* mit *Pierſ.* R. *αὐται*. 1, 94. 95. *Ἀδωνιν αἱ μὲν ὑπακούει* nach *Wyn-garden* R. *μὲν ὑπακούει*. 2, 4 *τῶνδεον* mit *Valck.* R. *δρεον*. 3, 1 *ἡβδοντι* mit *Herel* R. *ὑπνώοντι*, welches unendliche Vorzüge vor der Conj. hat. 7, 8. 9. *ἀγὰς ἐχοῖσα ἀκρόβην ἀγάπαξεν* mit *Ruhnken.* und *Jakobs.* 7, 14 *Φθισάνορ Ἄργα* mit *Ruhnken.* 7, 21 *Συμὸν ἀνέρος* mit *Lenner.* 7, 24. *Στάμονα καλὸν αἶρε, τὰ δαίδαλα δ' αἶρε* nach *Scaligers* und *Lenner's* vergeblichen Bemühungen. 7, 31 *ἀργαῖα* mit *Luzac.* 8, 7 *ὀδοιπορέοντα λοχῆσω* nach *Ruhnken.* *Fragm.* 2, 2 *Μηδ' ἐπὶ πάντ' ἄλλω* nach *Valck. - Moschos.* 1, 22 *πάντα μὲν ἄργα* ohne Grund mit *Pierſon* und *Luzac.* *Ἄλκον* im folgenden Verse für den Sonnengott zu nehmen, ist des Übers. eigene, unglückliche Idee, da die griechischen Dichter die Gewalt der Liebe gern an allgemeinen Begriffen zeigen, wie *Sophokles* in der *Antigone*; auch ginge auf diese Art ein schönes Spiel verloren, da man doch dem Son-

nengott nicht als selber brennend denken kann. 2, 31 wird *ἀναυρος* richtig für jeden Giesbach angenommen, und klein geschrieben, auch 36 die alte und bessere Lesart *ἡχῇ* zurückgeführt. 2, 41 *ἡγε οἱ δὲ ματος ἔσκειν*, richtig mit *Valck.* 2, 109 *ἀνεκλάτο* nach *Is. Vossius* R. *ἀνεκίνατο*. 2, 123. 124. *ὄφρα μὴ ὦν δεύη* nach *Anatolus* und *Valck.* 2, 157 *ἀπαντες* R. *ἀπανσιν*, so viel uns bekannt, Hn. M. eigene, unnütze Conj. Die alte Lesart hat *Wakef. ad h.* 1. gut erklärt. Mit Recht ist am Ende dieses Gedichts der Vers: *καὶ Κρονίῳ τέκνα τίττε καὶ αὐτίνα γίνετο μήτηρ* weggelassen. 3, 7 *λαμβανέ* die alte sinnlose und sprachwidrige Lesart, der *Valck.* schon durch die treffliche Conj. *βάμβακε* abgeholfen hat. 3, 16 ist der von *Heskin* und *Brunck* verworfene Vers: *οἶαν ὑμετέροισι ποτὲ χεῖλεσι γῆρον αἰδεῖν* wieder aufgenommen, und mit Recht. Ubrigens finden wir weder mit *Valck.* eine Lücke an dieser Stelle, noch in dem eben angeführten Verse eine Corruptel mit dem Übers., der darin mit aller Gewalt den *Orpheus* sieht, und frisch weg übersetzt: Wie um *Eurydices* einst an euren Gestaden der Sängers (sang.) *ὑμετέροισι* geht auf die Schwäne, und der Vers vergleicht mit ihrem Gesange den des Bion. Wir würden etwa übersetzen:

Wie er Gesang vormals mit euren Lippen gesungen  
3, 50 *ὑμῖς* statt *Valck.* *ἡμεῖς*. 3, 55 *τῆς ἐπιβάσκει* *ἀουδᾶς* mit *Higt* und *Jakobs* R. *τῆς ἐπιβάσκει* *αἰοδᾶς*. Im Text hat Hr. M. die alten fehlerhaften Accente statt der Circumflexe auf *τῆς* und *αἰοδᾶς* beybehalten. 3, 116 *εἶδες* mit *Is. Vossius* und *Valck.* unnöthiger Weise R. *εἶδες*. 3, 128. 129 *ἐν Αἰτναίοισιν ἄγασαι* nach *Brunck* statt *ἐν Αἰτναίοισιν ἄοσι*. 4, 67 *ὅς γ' ἐπιμετρήσκειν* nach *Jakobs* trefflicher Verbesserung für *ὅστις ἀριθμῆσκειν*. 4, 116 *ἀνείρουσε τῶν π.* mit *Brunck* statt *ἀνείρουσιν π.* 4, 117 *κρατερὴν* mit *Jakobs* statt *προτέρην*. 5, 7 *χά* nach: — *Teucher* statt des ganz unverdächtigen *τάχα*. — Es reicht eben hin, zu zeigen, wie gering Hn. M. Verdienste um den Text der beiden Dichter sind, indem er ganz ohne Consequenz aus den Lesarten gewählt und verworfen hat. Es ist kein Wunder, dafs gründlichere Philologen eine Art von Widerwillen gegen die Übersetzer fassen, weil die meisten so leicht über die ersten Mittel zu ihrem Zweck hinweggleiten, und besonders keine Abnung von wahrer Kritik an den Tag legen. Eine gute Übers. aber soll die endliche Blüthe des tiefsten philologischen und kritischen Studiums seyn, und es ist kein Paradoxon, sie den Gipfel allen Sprachkenntniſs zu nennen.

Die hier vorliegende übertrifft alle früheren dieselben Dichter bey weitem (dafs einzelne von *Voss* übersetzte Idyllen auszunehmen sind, versteht sich von selbst). Von der früheren desselben Gelehrten ist sie so verschieden, dafs nur folgende wenige Verse ganz unverändert geblieben sind: Im Bion: 6, (in der alten Ausg. 3) 1. 2 und 10, 2; im Moschos 2, (alte Ausg. 1) 54. 72. 84. 85. 113. 115. 3, (alte Ausg. 2) 2. 5, (alte Ausg. 7) 1. — Selbst wir nun aber auf den Charakter, welchen die zahlreichen, oft totalen Veränderungen in den übrigen Versen tragen, so ergibt

sich bald, daß Hr. M. den Bion und Moschos, noch zwanzigmal übersetzen, und dennoch immer ein ganz neues Buch liefern kann. Zwar macht Hr. M. in der Vorrede *Vossen* ein Compliment im Vorübergehen, und erkennt ihn als ersten Lehrer in der Übersetzungskunst an: aber im Text findet sich keine Spur von versuchter Annäherung an dieses Vorbild, und man wird überall an französische Maximen erinnert. Auf dem hier eingeschlagenen Wege, wo nur ausgedrückt werden soll, was ungefähr der Dichter gesagt hat, nicht, wie er es gethan hat (was doch am Ende nicht einmal geschieden werden kann, ohne beide Rücksichten zugleich zu verletzen) zeigt sich eine so unendliche Menge von Schleich- Seiten- und Neben- Wegen, daß die Möglichkeit, aus diesem Gesichtspunct ganz guter, Übersetzungen jedes Verses sich ins Unendliche auszudehnt. Wenn ein Mann mit redlichem Ernst und Eifer so etwas beginnt, muß er sich bald in einem Meer von Widersprüchen versenken finden. Der wackere Bürger, der, auch von einseitigen Theorien befangen, immer dem Wahren und Rechte zustrebt; der sich so wenig durch bequemen Leichtsinns, als durch kindische Vorliebe an irgend eine Meinung fesseln ließe, hat in seiner *Rechenenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeyer der Venus* das warnendste Beispiel solcher Verirrungen aufgestellt. Hr. M. aber scheint so etwas gar nicht zu ahnden; er gefällt sich in seinem unbefangenen Wesen; und versichert, sich oft an der Genauigkeit gewisser Übersetzer erlustigt zu haben. Wir gönnen ihm die Freude, wenn wir auch nicht teugnen können, durch seinen Mangel an Genauigkeit, seine Gewandtheit, den hinkenden Vers durch präcise Einschlebsel auszugleichen, und überhaupt durch sein Bemühen, alles besser auszudrücken, als seine alten Dichter gethan haben, oft beleidigt zu seyn. Wir wollen an einer kleinen Probe seine frivole Gedankenlosigkeit entwickeln, und dazu gleich den Anfang des *Grabhieds auf Adonis* wählen, von welchem wir gestehen, daß es in Vergleich mit den kleineren Gedichten für vortreflich übersetzt gelten kann. —

Um den Adonis klag' ich. Dahin ist der schöne Adonis!  
Hin ist, klagen mit mir die Eroten, der schöne Adonis!

Hr. M. legt, wie auch *Wakelfield sylv. crit. T. 5, p. 21* thut, die Worte *ὤλετο καλὸς Ἀδωνίς* den Eroten in den Mund, welches sprachwidrig, und dann abgeschmackt ist. Denn warum sollen die entsprechenden Worte *ἀπώλετο καλὸς Ἀδωνίς* dann nicht

auch dem Dichter im speciellern Sinne beygelegt werden? Daß Bion aber so wenig das Eine als das Andere gewollt habe, beweist der doppelte Refrain (6 u. 15. 67) wo offenbar das *αἰάζειν* auf das ganze Gedicht geht, und das *ἀπώλετο* κ. A. den Grund der Klage angiebt. — Ferner hat Hr. M. die Symmetrie des zweyten Verses durch Einschaltung seines Ausgang in die Mitte gänzlich vernichtet, was um so unantwortlicher ist, als beide Halbverse weiterhin voneinander getrennt wieder vorkommen, wo man nun freylich nicht nach des Dichters Absicht errathert wird, sie schon gelesen zu haben. Wie wenig unser Übers. überhaupt auf zarte Nüancen der Achtung gelernt hat, beweist unter anderen Bions drittes Gedicht. Es ist ein reizendes und bedeutungsvolles Spiel, daß sich von diesen 13 Hexametern 5 mit *διδασκῆναι* endigen, wovon Hr. M. nichts gemerkt hat. Auch *Voss* hat in seiner meisterhaften Übertragung (im *Taschenbuch f. Damen* 1807. 2204) diesen Wunsch gelassen. — V. 3.

Schlaf, unglückliche Cypris nicht mehr in Purpurgewänder  
Es ist eine singuläre Idee, der Kypris ein purpurne Negligée beyzulegen: wenn nur nicht der vierte Vers, den Hr. M. durch

Raffe dich auf und kleide dich schwarz, und schlag an den zarten Bufen, u. s. w.

wiedergiebt, im Original gegen alle Purpurkleide protestirte; denn *καυρόσολος* heißt einer, der schwarz gekleidet ist, nicht der sich schwarz kleiden soll. *Φάρα* von *φαραι*, *ὑφαίνειν*, *πλέκειν*, *Hesych.* abgeleitet, bezeichnet hier die Gewänder und Decken, die über die Ruhebetten gebreitet wurden (beym *Anakr.* 8, 2, *ἀλπορφύροι τάπητες*.) Diese Bedeutung ist wahrscheinlich älter, als die andere, weil die griech. Gewänder bekanntlich nur kunstvoll drappirte, vieleckige Stücke Zeug waren, die eigentlich durch die *Φάρτα* bezeichnet werden. — Über das zwecklose Hln- und Herwürfeln der Epitheten in diesen Versen, wollen wir nichts sagen. Eben weil sie im dritten eben so schicklich stehen, wie im vierten, hätte man sie an der Stelle lassen sollen, wohin sie der Dichter gebracht hatte. Der zarte Bufen ist eine von des Übers. angenehmen Verbesserungen, wie V. 1 der entzückende Kufs. — Und nun gar: schlag' an den zarten Bufen! Wie eine busfertige Pilgerin an einer spanischen Romanze; wie zahm, wie ganz der heiligen Wildheit des Liebes Schmerzes entkleidet! —

(Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

## NEUE AUFLAGEN.

*Prog. b. Widmann: Janna linguarum referata aurea, sive seminarium linguarum et scientiarum omnium h. e. Compendiosa, Latina et quamlibet aliam linguam una cum scientiarum, artiumque omnium fundamentis perdiscendi methodus sub titulis centum, periodicis mille comprehensa: a Joanne Amos Comenio latine compolita et ab eodem in Bohemicum, ab aliis vero in Germanicum, Italicum, Gallicum, Polonicum, Anglicum, et Graecum idioma translata.*

*Zlatá brána gazykúv otevřená, aneb plánníší wšech řečí a věd, to jest: Krátký způsob z Latinského (a kteréhokoli jiného) jazyka spolu s začátky wšech umění swobodných pochopení pod tím titulúw w tisíciých propowědích obsazený. Od Jana Amosa Komenského předné w Latinskú řečí složený,*

a od téhož na Oeskau, od gíných pak na Německau, Wlasku, Francúzskau, Polákau; Englickau a Řeckau řeč přeložený

*Neu eröffnete goldene Sprachenporthe, oder Pflanzschaller Sprachen und Wissenschaften, d. i.: Kurze und vortheilhafte Anleitung die lateinische und alle andere Sprachen zugleich mit den Grunden der Wissenschaften und Künste zu erlernen, in hundert Kapitel und tausend Sprüche gefasst von Joh. Amos Comenius zuerst lateinisch verfertigt, und dann von ebendemselben in die böhmische, von anderen ab in die deutsche, italienische, französische, polnische, englische und griechische Sprache übersetzt. Mit dem Bildnis der Lebensbeschreibung des Vfs. Herausgeg. von Karl Ign. Thom. 6te ganz neue verbess. Aufl. XXII u. 253 S. 8. (20 Gr*

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 18 J A N U A R, 1808.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Dyk: *Bions und Moschus Idyllen*  
übersetzt und erläutert von J. C. F. Manso.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der 7te Vers hebt an: *Fern liegt in dem Gebirg* u. f. w., wovon nichts im Text steht, auch nicht stehen kann, weil die Scene des ganzen Gedichts um den Leichnam des Adonis gelegt ist. In καίται befindet sich dagegen die Nebenidee des todt, unbeweglich Daliegens, und darum fängtes den Vers kraftvoll und bedeutend an. — Das reizende Wortspiel im folg. V ist übergangen, und das Wort ἀνδρῶν durch *ängstigen* so schief als hässlich übersetzt. V. 9 hat ἀποψύχειν nicht die Bedeutung *aufathmen*, sondern *ausathmen, verschneiden*, wo βίον ergänzt werden muß, wie Alkiphr. 3, 72, vollständig Soph. Ai. 1031 Br. — das: μέλαν εἴβεται αἷμα, *Ihm rinnt das Blut in dunklen Strömen*. Da es dem Übers. an Kraft fehlt, schauervolle Bilder zu gestalten, sollte er uns wenigstens mit abschreckenden verschonen. Χιονέας κατὰ σαρκός, *über den Leib aus Schnee!* Dem Schneemann wäre abzuhelpen gewesen, wenn χιονέας auch als Adjectivum übersetzt worden; ὅπ' ὑφ' ὀφρύσι δ' ὄμματα ναρκῇ, *die brechenden Augen verlöschen*, giebt kaum die Idee vom Original wieder: überdies wollten wir es, wenn uns das Papier nicht dauerte, bis ins Unendliche variiren, ohne uns weiter von der Urschrift zu entfernen. — Ἀμφὶ δὲ τήνῃ (χειλεῖ) θνάσκει καὶ τὸ φίλαμα etc. *rings um die Lippen stirbt der entzückende Kuss* u. f. w. *Rings um die Lippen!* das Bild ist zu ekelhaft, um lange dabey verweilen zu mögen. Aber wo ist das schöne καὶ geblieben, das einen so rührenden Gegensatz zwischen der irdischen Blüte der Lippen, und dem Kuss der himmlischen Göttin, den dennoch das Loos des Endlichen trifft, hervorbringt? Wie man nur seinen Sinn so gegen alle Lebensregung verschanzten kann, einen solchen Vers so wiederzugeben! Τὸ φίλαμα καὶ οὐ ζώνοντος, *sogar der Kuss des Erblassten*. Es ist nicht die Idee des Erblasstens, sondern des Entseelt- und Leblos-Seyns, was den Zusatz καὶ veranlaßt. *Aber Adon fühlt nicht, wer ihn im Tode noch küsst*. Ein ungemein schlechter Hexameter, weil man beym ersten Lesen den dritten Fuß mit ihm schliessen wird, was hier gegen alle Regel und Vernunft in die Arsis verlegt ist. — Auf diese Art liesse sich das ganze Buch durch von Vers zu Vers fortfahren, um ein und dasselbe Resultat zum Überdruß zu wiederholen, daß Hn. M. die Fähigkeit, ein Individuum rein aufzufassen, oder die Lust, sich ein wenig herauszuheben aus

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

sich selbst, gänzlich abgeht: daß seine Übers., ohne eigentlich unrichtig zu werden, dennoch in einer fortwährenden Lüge beharrt, und daß diese neue Auflage als Übersetzung nicht den geringsten Vorzug vor der älteren hat, noch haben kann; ja wir gestehn dieser zu, weit anspruchloser, und in ihrer Art vollendeter zu seyn. Um aber die Geistlosigkeit der vorgenommenen Änderungen anschaulicher zu machen, stehe hier Moschos sechstes Gedicht aus beiden Bearbeitungen:

### Alte Ausgabe.

Innig schmachtete Pan für die Nachbarin Echo: die Nympe War in den Tänzer Faun, der Faun in Lyden entzündet.

Was Gott Pan für die Nymph' empfand, empfand für den muntern

Faun die Nymph', und der Faun für Lyden. Es brannte die Liebe

Unter ihnen im Kreis: doch jedes ward von dem einen 5 Mit dem Haffe gequält, mit dem es das andere qualte.

Euch von der Liebe noch nicht Gefesselten sing' ich die Lehre:

Liebt, wenn Amor gebeut, nur gegenliebende Herzen.

### Neue Ausgabe.

Heftig verliebt war Pan in Echo die Nachbarin; Echo War in den tanzenden Satyr, der Satyr in Lyden entzündet.

Sowie Echo den Pan, so entflammte der Satyr die Echo,

Lyde den Satyr. In Gluth verzehrten wechselnd sich alle.

Denn mit dem Haffe, womit den Liebenden Jegliches hafste, 5 Ward der Liebende wieder gestraft, und die Qual ihm vergolten.

Allen, von Eros noch nicht Verwundeten, sing' ich die Lehre: Sucht ein liebendes Herz, daß Liebe den Liebenden lohne.

Zugleich ergiebt sich aus diesem Probestück, daß Hn. M. Sprache zwar durchgängig exquisit und correct, aber nicht eben schön und gefällig ist. Auffallend ist es uns unter anderen, daß er gern relative Sätze in *Adjectiva* verwandelt, welches allemal die strengste, didaskalische Prosa zuwegebringt. Z. B. Moschos 2, 160:

Αὔσε δὲ οἱ μίτρην, καὶ οἱ λάχος ἔντυνον ὦραι.

Löste den Gürtel auf dem von den Horen gebetteten Lager, welcher Vers durch die falsche dritte Arsis vollends unausstehlich wird. Was hinderte, so zu übersetzen:

Löste den Gürtel ihr auf, und es schmückten das Bett ihr die Horen.

Eben so Mosch. 4, 13:

Σχάτλιος, ὃς τόξοισιν, ἃ οἱ πόρεν αὐτὸς Ἀπόλλων, κτλ.

Manso: Schreckliches Loos, mit dem vom Apoll ihm verliehenen Bogen, u. f. w.

besser: Schrecklicker, der mit Pfeilen, die selbst ihm gegeben Apollon u. f. w.

So wie in diesen beiden Versen die Bedeutung der Arsis ganz aus der Acht gelassen ist, so kommt es noch oft genug mehr oder minder auffallend vor,



und überzeugt uns, daß Hr. M. so wenig das Verhältniß des Rhythmus zum Metrum, als das der deutschen zur griechischen Sprache versteht.

Indess liefs sich doch von einem so berühmten und gelehrten Philologen, als für welchen Hr. M. anerkannt ist, die vollkommenste Richtigkeit in Bezug auf den grammatischen Sinn und auf die Worterklärung erwarten. Dennoch sind auch hier unsere Hoffnungen oft genug getäuscht, und wir finden es nöthig, auf einige der auffallendsten Fehlgriffe hinzuweisen.

Bion I, 23: 'Οξὺ κωκύουσα, überf. Hr. Manso mit *wildem Geschrey*. Abgesehen von der Unschicklichkeit einer solchen Schikderung der schönen, um den Geliebten klagenden Göttin, liegt davon keine Abndung in den Worten. Wenn ὀξύς von Tönen oder Stimmen gebraucht wird: so bezeichnet es die höchsten und schneidendsten Accente des Sopran; und wird deshalb vorzüglich Singvögeln und weiblichen Stimmen beygelegt. Unserer Stelle ganz ähnlich ist Soph. Antig. 422. Erf. vgl. auch Apollon. Rhod. 2, 1253. 4, 70. 624. Will man es hier als *Adverbium* annehmen, so muß es durch *schnell* erklärt, und zu *φορεῖται* gezogen werden, vgl. Eurip. Orest. 1544. Porf. Am besten aber verbindet man es als *Accusativ* des Objects mit κωκύουσα, da alle einen Laut bezeichnenden Verba die nähere Bestimmung desselben im Accusativ bey sich haben können. Z. B. κλάζειν. Aeschyl. Agam. 48. Soph. Antig. 112. γεγωνεῖν. Soph. Philoct. 241. Pind. Olymp. 2, 10, ἤπυε. Orph. Argon. 6. — V. 36 wird *νάτος* durch *Haime* falsch gegeben, da es immer eine Vertiefung, hier also ein Thal bezeichnet. Abgeschmackt wäre es, mit Lenz in *Matthias misc. philol. T. I. Pars 2, p. 186*, an *paludes* zu denken, da hier ja von nichts weniger, als von dem Orte die Rede ist, an welchem Adonis fiel; auch *νάτος* ohne einen näher bestimmenden Zusatz dergleichen speciellere Erklärungen nicht gestattet. — V. 54. 55:

Ἐσσι γὰρ αὐτὰ πολλὸν ἑμὺ κρείσσων.  
Stärker, als ich bin, bist du, Göttin.

Auch Hr. Manso ist die wahre Bedeutung des Wortleins αὐτὰ entgangen. Der unglücklichste unserer Conjecturirer, Hr. Lenz, schlägt dafür in den *Misc. philol. T. 2. Pars 1, p. 63* *ἀνα* zu lesen vor; wodurch er aber nichts erreicht, als daß er sich der griechischen Sprache zweymal unkundig zeigt. Denn wenn auch bey Pindar *ἀναξ* für *ἀνασσα* gesetzt vorkommt: so hat doch Hermann (*ad Hymn. Hom. in Cer. 58*), bereits genügend dargethan, daß bey Dichtern aus der alexandrinischen Periode hievon nicht mehr die Rede seyn kann. Und dann wußte Hr. Lenz, wie es scheint, nicht, daß αὐτὸς gerade die Bedeutung schon hat, die er erst in den Vers hineinschnitzen wollte, indem sich alle Niedrigeren dieses Worts gegen Obere zu bedienen pflegten. Vgl. *Casaub. ad Theophr. Char. 2, 3, p. 34 Fischer*. Da inzwischen Hr. Lenz selbst der Meinung ist, der Poet habe nur durch ein Ohngefähr, einen Zufall, *ἀνα* ge-

schrieben (*Foro dedit poeta*): so gestehen wir, daß für ein solches durch keinen Verstand, sondern durch eine todte Nothwendigkeit geleitetes Ereigniß, jene Hariolation gut genug ausgefallen ist. — Hr. Manso hätte demnach *Herrinn* anstatt *Göttinn* sagen sollen, weil dieses ja ein gleiches Verhältniß, jenes aber das des Schwächeren zum Mächtigeren ausdrückt.

8, 8. Καλὸν δέ τ' ἐρασσομένῳ συνέρασθαι, Hr. M. überfetzt unrichtig: *Es ziemt, den Liebenden wieder zu lieben*, welches συνέρασθαι nie heißen kann: und Schäfer emendirt p. 233, ohne Grund, wenn auch scharfsinnig, συναρέσθαι. Συνέρασθαι heisst allerdings nur *mit Jemand lieben*, wie außer der von Schäfer citirten Stelle aus der Androm. auch Soph. Antig. 523 beweist, und diesen Sinn hat es auch hier, indem der Komastes den Hesperos um Beystand bittet, und ihn gleichsam zu guter Kameradschaft einladet. Am besten wird diese Stelle durch ein *Skolion*, bey Brunck das achtzehnte, *Anal. T. I, p. 158*, (das, beyläufig bemerkt, nicht aus vier polyschematistischen, sondern aus zwey Versen, wie dieser *alkäische*: μηδὲν ἄλλο Φυτευσῆς προτερὸν δένδρεον ἀμπελῶ, besteht) sowohl vertheidigt als erklärt.

Moschos 3, 109: Ἄμμος δ' οἱ μεγάλοι καὶ καρτεροὶ ἢ σοφοὶ ἀνδρες.

Manso: Aber nicht wir die starken, die weisen, die herrlichen Menschen.

Wirklich ein Muster schlechter Übersetzung. Erst das nichts sagende *herrlich*, und dann zu übersehen, daß οἱ μεγάλοι und οἱ καρτεροὶ durch καὶ, οἱ καρτεροὶ und οἱ σοφοὶ aber durch ἢ verbunden sind, wodurch nur zwey sehr bestimmte, nicht drey schwankende, Gegensätze entstehen. Der Dichter nämlich trennt das äußere Glück und Ansehn, οἱ μεγάλοι καὶ καρτεροὶ, sehr schön von dem inneren, οἱ σοφοὶ; und unterscheidet in jenem wieder das Vermögen, auf viele Untergeordnete einzuwirken, von persönlicher Körperstärke, welchen beiden die σοφοὶ ἀνδρες trefflich gegenübergestellt sind. Auf deutsch etwa:

Aber die mächtigen wir und die kräftigen, oder die weisen.  
5, 7-8: Lieblih dankt mir sogleich das Land und der schattige Lustwald,

Wo, wenn mächtig der Wind sich erhebt, die Pflanze säuselt.

Am ersten dieser zwey Verse haben wir nichts Besonderes auszusetzen, als daß Hr. M. sich in der Anm. zu ihm gar sehr über das matte *τάχα* ereifert; *Tauchers*, die Symmetrie des Verses verletzende, Conj. *χά* vorzieht, sie in den Text nimmt, und dann — nach der alten angefeindeten, verworfenen Lesart übersetzt! Daß er nach *τάχα* überfetzte, billigen wir zwar sehr, ihm aber können wir es nicht zum Verdienst anrechnen, da es ja ohne sein Wissen, und sogar gegen seinen Willen geschehen ist. Der zweyte Vers sagt reinen Unsinn. Wenn der Wind mächtig sich erhebt, pflegt die Fichte nicht zu säuseln. Im Text steht aber auch: καὶ ἢν κραίον πολὺς ὄνεμος:

Wo, wenn mächtiger Sturm auch weht, doch lispelt die Fichte.



Es soll ja eben die Stille des festen Landes dem Sturm des Meeres entgegen gestellt werden. *Ὀνέλλος* sind Meerwinde, die die sichere Ruhe des Hains nicht erreichen und stören können.

6, 7, 8: Allen von Eros noch nicht Verwundeten sing' ich die Lehre:

Sucht ein liebendes Herz, daß Liebe den Liebenden lohne.

*Ἀνέσδοτος* hat zwar auch die passive Bedeutung: hier aber heisst es, wie der ganze Zusammenhang ergibt, einer, der, geliebt, die Liebe nicht erwidert; in welchem Sinn es auch bey Plutarchos vorkommt. *Ἐρέγειν* heisst nicht Liebe suchen, sondern willfährig seyn in der Liebe. So schliesst das kleine Gedicht mit einer Warnung gegen das Sprödetum sehr schicklich. Wie Hr. M. bey seiner Übers. das Ende in Bezug auf den Anfang gefunden hat, ist nicht wohl einzusehen. Wir übersetzen

Allen, die spröde der Liebe sich weigerten, sag' ich die Warnung: Seyd den Liebenden hold, daß Lieb' euch Liebenden werde.

Wir begnügen uns mit diesen Einzelheiten, weil sie genugsam für unser Urtheil zeugen. Über die Anmerk. haben wir nichts zu sagen; denn ihre kritischen Verdienste sind bereits erwogen, und was als Einleitung zu den einzelnen Gedichten gesagt worden, ist zu schwankend und unbestimmt, zu subjectiv, um es der Kritik unterwerfen zu dürfen.

Das Buch ist übrigens gut und correct gedruckt. Nur Moschos 2, 160 muss *ἐντρον* in *ἐντρονον* verbessert werden.

PARIS, b. Gail im Collège de France: *Mémoire sur Thucydide*. Par G. B. Gail, Professeur de Littérature Grecque au Collège de France, de l'Académie royale des sciences de Goettingue, etc. 1807. 210 S. 4. Mit 2 Kpftn. (6 Fr. id. in 8. 4 Fr., pap. vél. in 4. 9 Fr., in 8. 6 Fr.)

Dieses Memoire kündigt uns eine neue Ausgabe des Thucydides an, mit verbesserter lateinischer Übersetzung, mit den Varianten aus 13 Handschriften der kaiserlichen Bibliothek zu Paris, mit einer in Kupfer gestochenen Schriftprobe dieser Manuscripte, mit kritischen und erklärenden Anmerkungen, mit Landkarten und Kupferstichen; und als dieses Memoire ausgegeben wurde, im vorigen Sommer, waren bereits vier Bücher des Thucydides mit Übersetzung und Varianten abgedruckt, und vor Ende des Jahres sollte das ganze Werk vollendet seyn. Die griechischen Scholien wird Hr. G. nicht mit drucken lassen, wiewohl er versichert in dem Mspt. auch mehrere unedirte gefunden zu haben. „*Qui, en France, à l'exception de dix à douze Hellenistes, liroit des scholies grecques? Si elles sont désirées par des savans étrangers, je me ferai un honneur et un devoir de répondre à leur vœu.*“ Sollte nun unsere Stimme bis zu Hn. G. dringen, und bey ihm etwas gelten (er citirt wenigstens einmal *Journal d'Jena* 1806): so erklären wir ihm hierdurch im Namen mehrerer deutschen Philologen den Wunsch, daß er doch auch die Mühe

übernehmen möchte, uns die aus den pariser Mss. verbesserten und vermehrten Scholien zu geben, versteht sich ohne Übersetzung, und am passendsten ohne, oder doch nur mit ganz kurzen, Anmerkungen, aber nicht ohne Accente und kritische Zeichen, die bey den Varianten weggelassen seyen, weil ihre Beachtung weit mehr Zeit erfordert haben würde, und weil zwey Freunde, die bey der Collation halfen, diese jüdische Genauigkeit wenig schätzen. (Einmal haben wir bey Vergleichung von Handschriften nie gefunden, daß die Rücksicht auf die Accente uns aufgehalten hätte; andererseits aber, da in der Regel in den Mss. nichts genauer gesetzt ist, als die Accente, erleichtern sie das Lesen und entscheiden oft einzig, wie der Abschreiber gelesen, z. B. *ὁ ἀνθρώπος* oder *ἀνθρώπων*; denn *ων* und *ων* klingt dem Neugriechen in der Aussprache gleich, und es ist daher in Handschriften sehr oft verwechselt.)

Das Memoire haben wir grossentheils mit einem ganz besonderen Interesse gelesen; und das Werk, welches dadurch angekündigt wird, wird ein sprechendes Denkmal von dem Enthusiasmus seines Vfs. für alte Literatur seyn. Wie ein Begeisterter führt er in den ersten Abschnitten S. 1—62 seinen Schriftsteller den Lesern vor; sie für ihn zu gewinnen; und wie dies einerseits vielleicht nöthig seyn mag, da griechische Literatur überhaupt in Frankreich nicht eben ausgebreiteter Achtung genießt und gegen Thucydides insbesondere mehrere angesehene französische Literatoren, Rapin, La Harpe, harten Tadel ausgesprochen haben (*il est sec, dur; son style est pénible; il donne quelquefois une grande pompe à ses mots, presque jamais de mouvement à ses pensées*): so scheint sich ander Seits des Vfs. Glut gerade an diesem Widerspruch lebhafter zu entflammen; es sind diese polemischen Parteen mit wahrer rhetorischer Kraft geschrieben, und wir können nicht umhin, dem muthigen Verfechter des Thucydides auch gegen seinen ungenannten Kritikus unseren Beyfall zuzurufen. — Doch hier bleibt sein Enthusiasmus nicht stehen. „*Il m'en a coûté plus de dix mille francs pour la gravure des specimen des mss. de Xénophon et de Thucydide, pour les honoraires de mes lecteurs, etc. Je ne parle ici que des frais relatifs aux manuscrits: je n'ose dire à quelle somme montent les frais d'impression.*“ Ein französischer Gelehrter läßt in Frankreich, wo nach seiner eigenen Angabe ein 10 bis 12 Hellenisten sind, ein Werk in hellenischer Sprache von wenigstens 12 Alphabeten mit Kupfern und Karten auf seine eigenen Kosten drucken und stechen! Und man muß gerührt werden, wenn man weiter liest, wie er die Sache trieb, und wie er von diesem Treiben spricht: *J'ai longtemps collationné seul les manuscrits. N'ayant ni secrétaire, ni lecteur, d'une main je tenois un texte imprimé; de l'autre un texte manuscrit. Quand j'avois lu un ou deux mots sur le texte imprimé, je passois au manuscrit; puis du manuscrit je revenois à l'imprimé. Ce passage successif et rapide de l'un à l'autre, ayant excessivement affoibli ma vue, je songai à me procurer des aides. Il fallloit en*

venir à un grand sacrifice: je m'y décidai. J'achetai une maison contiguë au Collège de France: pendant dix ans elle a été peuplée d'amis qui m'ont secondé. Deux divisions, composées chacune de trois personnes, se partageoient le travail; une d'elles lisoit un texte imprimé; les deux autres écoutoient et suivoient, chacune sur un manuscrit. Dès qu'une variante s'annonçoit, on la transcrivoit aussitôt u. s. w. Puisse cette tâche bien utile, mais bien fastidieuse, à laquelle j'ai sacrifié mes goûts littéraires, mon repos, ma santé, mes yeux, et la plus grande partie de ma fortune, être accueillie par les savans avec un peu de bienveillance! Wer sollte sich nach allem dem dieser *bienveillance* entziehen können? Um ihm unserer Seits einen Beweis davon zu geben, heben wir gern noch aus, daß der Vf. bey dieser Arbeit vorzüglich im Auge gehabt habe *les instituteurs, soit français, soit étrangers* (die Stelle kommt zweymal vor), und ganz besonders „le *voeu de l'Institut: cette compagnie célèbre invitoit tous les savans à fournir des notices, en m'efforçant de répondre à cette invitation, j'ai non-seulement examiné, mais encore collationné avec une scrupuleuse attention quinze à vingt manuscrits, dont plusieurs inédits.*“ Das ganze Werk (denn dies *Memoire* macht zugleich den ersten Band der wirklichen Ausgabe des Thuc.) ist dem Kaiser von Rußland dedicirt; und recht von Herzen

wünschen wir dem Werke eine Aufnahme, welche dem Vf. für sein aufgewandtes Vermögen und seinen redlich gemeinten Fleiß eine angemessene Entschädigung geben möge.

Was nun von dem Enthusiasmus des Vfs. für die Kritik und Erklärung des Thucydides zu hoffen sey? Lassen wir es uns dankbar aufnehmen, daß für einen classischen Autor die Varianten aus 13 Manuscripten giebt, unter denen nur ein einziges möglich war, (*cod. reg. bey Duker*, jetzt No. 1736) die lateinische Übersetzung wird nach den angeführten Proben manche kleine Verbesserungen erhalten von den Anmerkungen wünschten wir freylich, blieb ganz weg. Denn was uns Hr. G. auf zwey langen Seiten S. 87 und 88 über *Ἡραίων* als einen außerordentlichen Fund aus dem unedirten Scholiasten giebt, daß es bedeute, *ἐν ᾧ ἦρως ἐπαύρει* (der Scholiast hat wahrscheinlich I. c. 24 *Ἡρώων* gelesen); was er uns gleich darauf über *ὡς κατάζοτες* sagt, daß es bedeute, *comme pour les ramener* und daß also *ὡς* I. cap. 26 aus dem Text zu werfen sey (*ὡς* bedeutet bekanntlich bloß die Absicht, sie zurückzuführen), und die Weitläufigkeit über Kleinigkeiten, die, wer Thucydides liest, längst vergessen haben muß, lassen uns von diesem Theil der Arbeit nicht viel Ersparliches versprechen. E. v. (

## KURZE ANZEIGEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Penig, b. Dienemann: *Esprit de la langue Française*, oder kurze, faßliche und gründliche Anleitung zur baldigen und leichten Erlernung dieser Sprache von Jean François Augustin Belin, der Rechte Baccalaur. und Sprachlehrer bey der kurf. Landschule zu Meissen. 1803. 205 S. 8. (10 Gr.). Hr. B. thut sich zwar in der Dedication an die Herren Musenföhne auf das Verdienstliche seines Buchs sehr viel zu Gute; aber wir bedauern, ihm sagen zu müssen, daß er weder seine Mutter- noch die deutsche Sprache hinlänglich verstehe, um sich als Lehrer der ersteren dem ganzen deutschen Publicum anzukündigen. Aus folgenden Belegen mag man urtheilen, ob dieses Urtheil zu hart ist! Was erstlich die Aussprache betrifft, so fragen wir: ist es wahr, daß nach S. 2 *ai* überall, z. B. auch in *gai*, *delai*, wie *e* gelesen wird? daß man *e* ohne Tonzeichen *beynahe* verschweigt? daß nach S. 3 *oi* und *oie* jetzt nur in dem Munde eines einzigen Franzosen wie *ou* lautet? — Ist es ferner, wenn wir auch nicht urgiren wollen, daß von *l*, *p*, *r*, u. a. von denen man wenigstens wissen will, ob sie am Ende stumm sind, nichts gesagt ist, ist es wahr, daß alle einsylbigen Wörter auf *a* vor *voyelles* apostrophirt werden? Zu Nutz und Frommen seiner Herrn Musenföhne nimmt der Vf. zwar vier Artikel an, allein wenn er es mit Franzosen zu thun hätte, meint er, würde er gar keine Artikel Start finden lassen. *Le, la, l', les* sind ihm, wie er ausdrücklich S. 16 sagt, bloß Wörter, die Geschlecht und Zahl bezeichnen, und keine Artikel! — Unter die Wörter auf *ou*, die im Pluriel kein *x* annehmen, soll nach S. 18 auch *clou* gehören. — In der ganzen so dürren als unnützen Lehre von der Bildung des Feminin aus dem Masculin der Substantifs vernimmt man S. 31, daß *époux* sein Feminin auf eine unregelmäßige Weise formirt, so wie man auch S. 36 unter den Adjectifs, die ihr Feminin unregelmäßig bilden, auch noch *long*, *beau*, *nouveau*, *mon* und *vieux* findet. — Der Vf. schreibt *j'ai e, ils aient*. und spricht *j'étois* wie *j'éte*. und *sois* wie *se* aus. — Welchen Grund er wohl haben mag, die Sprachformen *en ayant*, *en aimant* u. s. w. unter die Gerondifs zu werfen? — Mit Verwunderung

sieht man *suillir* und *assaillir* unter den *Verbes Irrégulières* aufgeführt. — Die Dedication rühmt, daß durch dieses Werk alle Schwierigkeiten, die der Gebrauch des ersten und zweyten *Parfait* für Deutsche haben können, gehoben seyen. Ob sie hierzu ein Recht habe, mag man schon daraus beurtheilen, daß die zweyten oder historischen *Parfaits*, *j'en j'aimai* u. a. überall übersetzt sind, ich habe gehabt, ich habe geliebt. Unbehilflichkeit im deutschen Ausdruck zeigt sich durch das ganze Buch, und vornehmlich in den angehängten deutschen Aufgaben. Da liest man z. E. der Schwester ihre Ausführung S. 143, des heil. Lukas sein Vogel S. 145 *schmiff*. Ebd. ich *schiebe* dir es in's Gewissen. S. 158, die Kutsche, worin wir uns setzen werden u. dgl. *Un maur* ein Maurer S. 31 wäre man geneigt, für einen Druckfehler zu halten, deren sich mehrere im Buche befinden (z. B. S. 30 *importeur* st. *imposeur*, S. 114, wo Z. 29 *ait* fehlt), wenn das franz. Wort mit einem *M* gedruckt wäre. — Hierzu kommt, daß die grammatischen Terminologien außerst unbefriedigend erklärt sind, wovon wir nur das, was S. 61 von den *Modes* gesagt wird, zum Beweis anführen.

Für alle diese Mängel wird man durch die wenigen guten Bemerkungen, die man hin und wieder findet, nicht entschädigt. Unter diese letzteren rechnen wir unter anderer die über *très* und *fort* S. 40, über die Redensarten, die der Superlatif ausdrücken S. 43, die von *vingt et un* S. 47, über die *Verbes* auf *oyer* S. 92, über *i'l y a, c'est* u. a. S. 108 ff., die Syntax der Präpositionen und einige andere.

Der Plan des Buchs ist übrigens zu loben. Es werden in jeder Lehre die anentbehrlichsten Regeln gegeben, und dann folgen eine Menge gut gewählter französischer Beyspiele mit daneben stehender Übersetzung, in denen theils Ausnahmen, theils minder wichtige, obgleich immer wissenschaftliche, Fälle vorkommen, von denen ein besonnener Lehrer leicht neue Sprachbemerkungen abstrahiren wird. Schade, daß man mit der Ausführung dieses Plans so oft unzufrieden seyn muß!

N. m. h.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 19 J A N U A R, 1808.

## RÖMISCHE LITERATUR.

- 1) GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Cornelii Nepotis excellentium imperatorum vitas, ad optimorum exemplarium fidem recensitae atque prooemio, chronologia et indice rerum instructae a Carolo Henrico Tzschucke*. 1804. XXXVI u. 150 S. Dazu der *Commentarius perpetuus in Cornelii Nepotis vitas etc.* 1804. 228 S. 8.
- 2) LEIPZIG, b. Rein u. C.: *Cornelii vitas excellentium imperatorum*. Mit grammatischen und erklärenden Anmerkungen von *Christian Heinrich Paufser*, Rector an der höheren bürgerlichen Stadtschule zu Neustadt bey Dresden. 1804. XXIV u. 488 S. gr. 8. (2 Thlr.)

No. 1 macht den 4 Bd. der von Hn. *Ruperi* zu Stade befochtenen Autorensuite aus, deren 3 ersten Bände in dieser A. L. Z. 1807. No. 218, 246 u. 264 von anderen Recensenten beurtheilt worden sind. Im Ganzen gebührt dieser Behandlung des Corn. das Lob einer durchdachten, fleissigen und gelehrten Arbeit, welche sich unter den zahlreichen Bearbeitungen, die dieser Autor in den neuesten Zeiten erfahren hat, sehr zu ihrem Vortheil auszeichnet. Ihre Mängel theilt sie mit allen bisherigen Ausgaben: sie dürfen nicht verschwiegen werden, zumal, da man von ihnen nur bey solchen an sich vorzüglichen Ausgaben sprechen mag. In dem mit vielem Fleisse und vieler Gelehrsamkeit geschriebenen Prooemium ist die Rede §. 1 *de Nepotis actate*. Das Bekannte ist gesammelt, einiges durch Conjecturen weiter verfolgt; doch sind weder alle Data, welche in dem Buche liegen, zusammengestellt, noch die angeführten genau genug benutzt. Besonders hätte man wohl gern Vermuthungen über die Zeit seines Lebens, in welchem die Abfassung des Buches fallen dürfte, gelesen: dies verdient noch eine eigene Untersuchung. §. 2 *de vita et moribus Nepotis*. §. 3 *de doctrina et scriptis Nepotis*. Über das erstere weder bestimmt noch befriedigend; weitläufiger über das zweyte. §. 4 *de vero auctore libri de vitis exc. imp.* §. 5 *de fide et fontibus Corn.* Über die Glaubwürdigkeit des Cornelius konnte das *Räsonnement* des Vfs. nur sehr schwankend ausfallen, da er weder über den Zweck des Autors gesprochen hat, noch an die Forderungen erinnert, welche derselbe diesem Punkte bey seinem Zwecke an sich thun mußte, oder welche sein Zeitalter an ihn that oder nicht that. Dafs über jenen Zweck nichts festgestellt worden ist, hat auch sehr nachtheiligen Ein-

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

flufs auf das gehabt, was hier über die Quellen des C. und ihren Gebrauch gesagt worden. Überhaupt bedarf dieser Punct ganz anderer Arbeiten, als einzelner gelegentlicher Vergleichen. So können auch über die Frage, ob C. den Herodot gekannt und gebraucht habe, nach allem dem, was hier darüber gesagt ist, die Acten noch gar nicht für geschlossen angesehen werden. §. 6 *de oratione Corn. Nep.*; mit vielem Fleisse gearbeitet. §. 7 *de codd. et edit.* Hr. Tz. hat keine neuen Codd. brauchen können. §. 8 *de hujus editionis indole et confilio, quod sequuta sit*. Es sind die gewöhnlichen Zwecke der Editoren ohne neue Gesichtspuncte, welche doch wohl bey dem Cornelius zu fassen möglich wären.

Dem Texte jedes Feldherrn geht ein *Argumentum* voran. Den Zweck desselben giebt der Vf. an, *ut summa rerum narratarum contineri sine mora posset*. Aber wie trocken, wie unfruchtbar und unnütz sind sie alle! — Da ist kein Wort über den Gesichtspunct, aus welchem Cornelius seinen Feldherrn gefafst, über den Plan, nach dem er seine Materialien geordnet habe! Nirgends ein Wort, damit das Ganze als ein schöngeordnetes Ganzes erscheine! Da haben alle, auch *Epaminondas* und *Atticus*, nichts als ein ärmliches oft in affectirter Gedrungenheit vorgetragen Inhaltsverzeichnis der Capitel erhalten! —

Bey dem Texte, welchen uns Hr. Tz. giebt, liegt die Staverensche Ausgabe von 1773 zum Grunde, wie schon bey der ersten Ausgabe des Hn. Tz. von 1793; daher auch der Text im Ganzen mit jener ersten Ausgabe übereinstimmt, doch so, dafs man den neuen Fleifs des Herausgebers nicht verkennen kann. Neue Lesarten sind in den Text aufgenommen worden: *Milt. VIII. 4 communitas* (doch wohl zu rasch). *Thomist. I, 1 Neactis*, so wie *Epam. I, 1 Polymnis*. *Alcib. II, 1 Poriclis*; aber doch noch *de Reg. I, 3 Xerxi* als Dativus. (Hier ist es gewifs der Genitivus, und über jene Stellen läfst sich doch noch sprechen.) *Pelop. III, 1 proposita, 2 severus*. (dieses letztere wohl mit Recht) *IV, 2* ist das in vor *Leuctrica* mit Recht weggelassen. *Agef. I, 3 Horum*. Rec. ist entschieden für *harum*; indem die Worte *qui fuerunt* nur als Parenthese anzusehen sind; aber auch um der Sprache willen. *Timol. I, 1 nescio an nulli*. *De Regib. II, 3 majorque annis sexaginta natus*, so auch *Homib. III, 2*. Rec. glaubt, dafs man die gewöhnliche Lesart erklären müsse, ohne *major natus* zusammenzuziehen; und in der zweyten *annos* lesen ft. *annis*. *X, 1 exercuit* mit *Staveren*. *Attic. XI, 2 instituerit* (nach *qui* freylich

nothwendig). *Attic. XVIII, 6 quinisus* mit Recht. Besonders sind jetzt in mehreren Stellen Worte ohne Bedenken aufgenommen worden; die vorher als zweifelhaft eingeklammert waren: so *Epam. VI, 4 legati ante p. Leuctr. Legati* würde Rec. haben fehlen lassen. *X, 1 quod liberos non relinqueret. Agesil. IV, 2 ejus* (mit allem Recht). *Hannib. VII, 1 itemque Mago fr. ej.* auch *VII, 4* jetzt wie *Staveren. Att. I, 1 generatus; II, 4 eos; XIII, 6 scimus. XIX, Caesarem.* In der Interpunction ist mit Recht die fehlerhafte der ersten Ausgabe *Pelop. II, extr. nach tempus* weggelassen. *Eumen. XII, 1, 2* ist jetzt nach der schon ehemals vorgetragenen einzig richtigen Erklärung, besser abgetheilt worden. *Hannibal. VII, 4* ist jetzt wie bey *Staveren* interpungirt. — Aber nach aller dieser unverkennbaren Sorgfalt, ist doch noch manches für die Worte, mehr noch für die Interpunction des Textes, zu wünschen übrig geblieben. Hier nur einiges. Würde man wohl in irgend einem andern Autor die unverkennbare Verwechselung *Aristid. II, 1 fusus* und *interfectus* so lange geduldet haben? Noch immer lesen wir *Milt. V, 3 profligarent* und *perterruerunt. Agesil. VI, aucto numero. Attic. XI, 2 qui etiam*, wo gewiss *quin* zu lesen wäre und *instituit* — *iussit*. Denn die Stellen *Attic. VI, 4, XI, 4* beweisen keineswegs für das *qui* an jener Stelle. Aber mehr muß Rec. klagen über die aus der ersten Ausgabe beybehaltene gewiss verfehlte Interpunction mehrerer Stellen. *Miltiad. V, 3* statt *instructa nova arte, Them. I, 3 reperiēbat, neque — erat*: denn mit *quod* et fängt erst Corn. an, die Worte des Thucyd. anzuführen; das vorige gab er aus Thuc. nach seiner Manier. *Aristid. II, 2, 3* hält Rec. für entschieden besser: *Namque — Lacedaemonii; tum — tibi. Quos quo. — Alcib. V, 6* sollte wohl stehen. — *Byzantium: neque. Iphicr. I, 3* besser *mutavit. Quum uterentur; ille. Epam. II, 1* wohl *relictus; eruditus. Epam. III, 4 facultatibus, fide. Epam. VI, 3 procreasset: hic. Epam. II, 3*, besser: *Itaque — currendo; et (at?) lactando. Attic. XIII, 3 possit: pari modo. Attic. III, 1* möchte Rec. das *Communa* nach *infimis* weg wünschen; denn die Stelle muß durchaus so erklärt werden, als wenn es hiesse *at, cum communis esset infimis, tamen par principibus videretur. Attic. X, 4* wohl *hortantibus, tamen*. Über eine Stelle möge noch ein Vorschlag hier stehen. Sollte nicht *Attic. VIII, 1* jenes *illud* auf das vorhergehende *periculum* sich beziehen? und nach *Caesara* das Punctum gesetzt werden, müssen? Die folgende Periode lief dann fort bis zu *convictu*. Dafür scheint die Erzählung Cap. 8, 9 ganz entschieden zu sprechen.

Übrigens ist der Text, welchen Hr. T. uns giebt ziemlich fehlerfrey abgedruckt. Vielleicht sind folgendes die einzigen Druckfehler. *Alcib. III, 4 qui* st. *quae. Agesil. V, 1 debilitate* st. *tae. Pausan. V, Chalcioeces* st. *cois*. Der erste Fehler war auch in der kleineren Ausg. Auch sollte wohl *Cim. V*, wie der Commentar verlangt, *pedisequi* st. *pedissequi* stehn. Über die Orthographie hat sich Rec. sehr gewundert. Hier steht *subfragia, obcupare, obcidit, obcasus, obtensus,*

*obculi, dilabsum, conloquium*. Dafür wäre mehr Consequenz zu wünschen gewesen in den Derivate von *ire*. Aber hier lesen wir auf wenigen Seiten *exisse, transisse, redisset, prodisset, exisset, exisset.*

Die chronologische Tafel ist allerdings viel vollständiger, als die gewöhnliche von Bos, und sie leidet viel. Allein um vollständig zu seyn, fehlen ihr noch manche Angaben, und um überall richtig zu seyn, wären ganz neue Untersuchungen nöthig gewesen. So ist es jetzt auffallend, daß bey Olym. 53, 1, steht *Pisistratus Athenarum tyrannus Milt. VII, 1*, und nun, ohne das Jahr der zernichteten Herrschaft der Pisistratiden anzugeben, steht bey Ol. 7, 4. — *Miltiades — obit*: denn so ist die Stelle *— quae paucis annis ante fuerat* — doch nicht erläutert im Gegentheil wird mancher für den ersten Augenblick anstoßen. Die Chronologie des Miltiades ist unvollständig und unrichtig. Nach des Re. Untersuchung kommt Miltiades in den Chersones Ol. 66, 4, und fährt nach Athen zurück Ol. 70, 4. Herod. VI, 31, 32, 33. Der erste Umstand ist gar nicht bemerkt worden, und seine Rückkehr ist hier angegeben Ol. 68, 2, nach Bos. — Der Index ist in verständiger Auswahl gemacht.

Der Commentar enthält die kritische Behandlung, der in dieser Hinsicht wichtigen Stellen, bringt die nöthigen exegetischen Erläuterungen bey, und spricht über die historischen Angaben des Cornelius.

Die Gründe für die Lesarten, welche Hr. T. entweder verworfen oder in den Text aufgenommen hat, sind kurz und vollständig angegeben worden. Abichtlich hat er Lesarten, die ihm entschieden falsch schienen, ganz übergangen. (Unter den Conjecturen, welche Hr. T. hier und da vorträgt, muß sich Rec. entschieden gegen *judicant* *Milt. I, 1*, und gegen *filium Them. VIII, 4*, erklären. Das erste erlaubt der Sinn und Zweck des Satzes durchaus nicht, denn *cognitum* geht auf die Kenntniß, welche sie von ihm durch seine folgenden Thaten erhielten, und *judicant* auf das Urtheil, welches sie in der Folge bey und nach seinen Thaten von ihm fällten. Weder des Nepos Manier im Gebrauch seiner Quellen kennt wird schwerlich nach Thucyd. *filium* verändern. — Aber daß *Eumen. XI, extr.* nach §. 2, stehen sollte hat auch Rec. immer geglaubt. — Bey *Dion. I, 1, 36, 7* Erwähnung verdient. In dem kritischen Theile der Noten stören besonders folgende Druckfehler: S. 18 *flamma vindicari potest* — wohl statt *flamma*, da Herodots *ἐκφυγῆσαι* angeführt ist. — S. 19 *umquam*, in dem Text mit Recht *unquam*. Die Note zu *Agesil. VI, 2* — über *quoque* fand Rec. dunkel ausgedrückt.

Die exegetischen Erklärungen haben an mehreren Stellen den Rec. nicht befriedigt. Wie schwankend sagt der Vf. *Praef. I, commode est concinna, elegant, aptaque ad sonos musicos et leges artis*. — Wie einfach und bestimmt läßt es sich übersetzen! vergl. *Themist. X, 1*, und *Cicero: pro Rosc. Amer. 22*. — Bey *pleraque Praef. 6*, hätte es wohl nichts mehr be-

durft, als es durch *multa* zu erklären, wie *Præf. 1, Them. IX, 1, etc.* — Zu *magnitudo* (*Præf. 8*) macht er die Bemerkung *igitur in summam hae vitae contractae superant, aut plures intercedunt*. Ja wenn *volumen* ein Band wäre nach unserm Mafstabe, *conf. Caton. vit. extr. Milt. I, 1* soll *omnium* von *maxime* abhängen! Freylich hat es schon *Heusinger* gesagt, aber die Sprachgesetzte wollen es gewifs anders.

Ist wohl *modestia* (*Milt. I, 1*) erschöpft durch die Bemerkung *præcipua dos in re publica vel libera civitate?* — *Milt. III, 1* soll *ipsarum* mit *urbium* zusammengenommen werden! — Der ansehnende Widerspruch *Milt. VIII, 3*, mit *II, 3* liefs sich viel bestimmter heben durch die Bemerkung, dafs *rex, regius, regia potestas* dem Römer noch etwas ganz anderes war, als den Griechen *ῥαπῆντος* und *ῥαπῆντος*, und also auch etwas anderes bey dem *Cornelius tyrannus*. Zu *Datames IX* hätte doch *corpus* eine Erklärung bedurft. Bey *Hannib. X, 1* hätte zwischen den Constructionen *nihil egit quam* — und *nihil egit quam ut* — schärfer unterschieden werden sollen. Wo eine *res facti* als solche bezeichnet werden soll, steht nie *ut* — *Ages. II, 5* — wo es *Bestreben, Bemühung* u. s. w. ist, da ist *ut* nothwendig — *Attic. XI, 1*. — Zu *Attic. I, 3* ist *generosi* gewifs unrichtig *non ad natalium splendorem sed ad animi virtutes* bezogen worden. Ausserst mangelhaft ist auch jetzt, wie ehemals, die Stelle *Attic. XIV, extr.* blofs mit einer Hinweisung auf *XII, 2* erklärt. *Rec.* weifs wohl, wie sehr die meisten Erklärer bey dieser Stelle straucheln, so bestimmt und zuverlässig und der ganzen Ideenreihe angemessen sie sich auch erklären läfst. Aber darum hätte entweder mehr gesagt oder mehr gestanden werden sollen! — *Atticus liefs sich in der Anwendung seines Vermögens nicht von der Grösse desselben bestimmen, sondern von Grundsätzen.* Ein sehr richtiger Schluss aus dem §. 2, 3 Gefagten.

Bey der Stelle *Attic. XXI, 4* fehlt es auch gar nicht dem Autor an Bestimmtheit, aber der gewöhnlichen Erklärung an Richtigkeit. *Hoc* geht auf *per lumbos* — *erupit* — und bey *extremo tempore* ist nicht *morbi* sondern *vitalis* zu verstehen, wie *Epam. IX, 1, Datames. X, 1, Phoc. II, 1*. So viel von diesem Theile.

Am meisten aber hat *Rec.* in dem *historischen* Theile des Commentars zweckmässige und sorgfältige Behandlung dieses Gegenstandes vermisst. Wirklich hat es unvermeidlich mancherley Nachtheile, wenn, so wie hier, neben einzelnen Stellen des *Cornelius* einzelne Stellen einzelner griechischer Schriftsteller gesetzt werden. Denn abgesehen davon, dafs auf diese Weise kein Leser des *C.* deutlich und umfassend das erhält, was ihm gegenwärtig seyn mufs, wenn er überall seinen Autor vollständig verstehen, und mit umschauendem hellem Blicke seiner Erzählung folgen will: so gewinnt durch jene Manier der Leser auch für die Beurtheilung des *Cornelius* rein nichts; denn weder erfährt er mit Sicherheit, ob nun dieses oder jenes dem *C.* Quelle war oder nicht, noch werden ihm die Rückfichten angegeben, nach welchen *C.* seine Quellen benutzte. Für den Bearbei-

ter selbst hat diese Methode die beynabe unvermeidliche Folge, dafs er überall Mißgriffen ausgesetzt ist, weil ihm nie das Ganze seines Gegenstandes sichtbar wird. Hier nur einige Beyspiele von der zuletzt genannten Erscheinung! — *Milt. II, 4* haben wir auch in diesem Commentar zu *Cares* — *Cares Pelasgi* — *Herod. 6, extr.* (nicht 5). Aber was soll das? Sind das nun carische Pelasger? oder pelasgische Carier? Und wo find und waren die? — Die Sache liegt viel tiefer. Die Hauptstellen sind: *Herod. I, 171. Thucyd. I, 4. Diod. Sic. V, extr. Conon. narr. 47. Isocr. Panath. p. 478, ed. Wolf.* — Die Noten zu *Themist. IV, 1* sind ein wunderbares und unfruchtbares Gemisch von Wahrem und Falschem. Hier hätte Hr. Tz. sich blofs daran halten sollen, dafs *Cornelius asu* und *arx* wie *Herodot. αἶστυ* und *ἀκροπόλις* unterscheidet; (*VIII, 51*) allein davon nichts. — Dagegen *αστυ proprie est arx* — *Strabo IX, p. 396.* Aber erstlich wozu das? und zweytens sagt *Strabo* etwas ganz anderes; nach ihm ist *αστυ* — *πετρα ἐνπεδίῳ περικυκλουμένη κυκλῶ οἰκουμένη* — und ist entgegengesetzt dem *Piræus*. Dann heisst es *sacerdotes* — *Herodotus tantum ιεῖρας memorat*. Nein! *VIII, 51* nennt er *ταμίας τε τοῦ ἱεροῦ καὶ πνεύτας ἀνδρῶν ποῦς* — und diese zusammen hernach (*53*) *ιεῖρας*; so war jene, nicht diese Angabe, mit des *Cornelius sacerdotes* zusammenzustellen. Gleich darauf zu *non audent* — wird gesagt: *contra Isocrates in Panegy. c. 27, qui etiam socios — retinuisse addit, nimio ille laudandi studio abreptus*. Sehr richtig! Aber wozu nun diese Zusammenstellung mit dem *Lobredner*? *Morus* erinnert mit Recht bey *Isokrates* an die Geschichtschreiber *Herodotus* und *Cornelius*; aber hier kann eine solche Zurückweisung auf den Redner nur tören. Zu *regi*, in dem nächsten Satze, heisst es — *Herodotus VIII, 42 e. regio eum genere fuisse dicit*. — Wenn *Rec.* recht sieht, so sagt *Herodotus* an jener Stelle gerade das Gegentheil: *e regio genere non fuit*. Und die unerträgliche Ungleichheit in der Bearbeitung! Zu einer Stelle erfahren wir einige nähere historische Umstände, und bey zehndagegen entbehren wir sie! Bey einer Stelle werden die Worte des Griechen hingesezt, bey hundert fehlen sie! und dieses in einer solchen Ausgabe mit Recht. — Daher *Rec.* sich des Gedankens nicht erwehren kann, dafs die Herausgeber des *Cornelius* entweder das Historische ganz liegen lassen, oder sich so vollständig darauf rüsten, und es uns eben so in seiner Art vollständig wiedergeben sollten, als sie es bey dem exegetischen Theile zu thun suchen. Sonst bleibt immer das widrigste Mißverhältnifs und der unnützte Überflufs; durch das, was davon gesagt wird, bey dem drückendsten Mangel, durch das, was übergangen wird.

No. 2 zeugt auf alle Fälle sehr vortheilhaft für die Kenntnisse und den Fleifs ihres Verfassers; allein um sowohl die Zweckmässigkeit und Brauchbarkeit dieser Ausgabe für das Publicum, als ihren inneren Werth genau und vollständig anzugeben, mufs *Recens.* das Eigene derselben, welches sie durch den besondern Zweck des Herausg. erhalten hat, von dem

unterscheiden, was sie mit anderen Ausgaben gemein hat. Von jenem zuerst. Nach der eigenen Erklärung des Herausgebers hatte er die Absicht: „Lehrern, welche, um diesen Autor nach Amt und Pflicht zu erklären, selbst noch der dazu erforderlichen Sprach- und Sach-Kenntnisse ermangeln, diese aber sich einzeln und aus ihren Quellen zu verschaffen, weder Lust noch Kraft haben, und zugleich auch durch ihre ökonomischen Umstände zu sehr eingeschränkt sind, als daß sie sich die zu jenem Studium nöthigen Hülfsmittel anschaffen könnten, jene Kenntnisse zusammengedrängt, in diesem Buche an (oder vielmehr in) die Hand zu geben.“ Rec. findet es aus mehreren Gründen für nöthig, sich laut und entschieden gegen diesen Zweck zu erklären. Denn 1) glaubt er, daß man solchen elenden Menschen, wenn es ihrer noch hie und da giebt, gar nicht helfen sollte, und noch mehr ist er 2) davon überzeugt, daß man solchen gar nicht helfen kann. Wer ist im Stande zu wissen, was Alles und wie viel solchen Armen fehlt, wie ist es möglich, ihnen alles das zu geben, was sie nicht haben? — und wer sieht nicht, daß Menschen, mit so wenigen Kenntnissen versehen, und von so wenigem Eifer belebt, als man hier voraussetzt, gar nicht im Stande sind, selbst das, was man ihnen mit so milder Hand reicht, mit Geschick und Glück zu benutzen; und wenn sie es thun könnten, es ganz gewiss nicht würden thun mögen! Der Vf. sagt selbst, daß sein Zweck es nöthig gemacht habe, Bemerkung auf Bemerkung zu häufen, und Gegenstände der Alterthümer, der Geographie, der Geschichte zu behandeln, welche schon aus den Hülfskenntnissen hätten bekannt seyn sollen, und Wörter in ihren Bedeutungen nach der Reihe zu erörtern. Aber was würde aus einer solchen Behandlung der Autoren herauskommen? und ist sie nicht die kostspieligste unter allen? — Wie weitläufig auf der einen und wie unbefriedigend auf der anderen Seite solche Ausgaben werden müssen, zeigt eben diese Arbeit. In den Stellen, wo Cornelius Delphi, die Cycladen, die Jonier, Naxos, Corinth, Carthago nennt, erhalten wir sehr weitläufige geographische und historische Notizen von diesen Städten, Inseln, Landschaften. Über Orestes und Oedipus ist zu Epamin. VI über Cyrus zu Aloib. IX sehr viel gesagt; allein wie sehr sticht es dagegen ab, wenn bey Sylla einzig auf die Allgem. Weltgeschichte und Plutarchs Biographie, bey Lucullus auf Buhle's Geschichte der Philosophie, bey civile bellum auf Cäsars drey Bücher von diesem Kriege verwiesen wird! Bey Att. II finden wir eine Geschichte der römisch. Tribunen und einen Abriss ihrer Rechte; bey Att. I dieses von

den römischen Rittern; bey Att. III wird von der *jus civitatis* in seinen 4 Abtheilungen gehandelt. Aber kein Wörtchen über die *Seferzen*! Wir finden nicht nur von mehreren Wörtern die Bedeutungen der Reihe nach aufgezählt, sondern vernehme überdies noch, daß *manus* von *μαρ* abstamme, welches noch in *εὐμαρ* übrig sey, und wobey auch a *μαρμα* erinnert wird; und bey *barbarus*, daß der Ursprung dieses Wortes in dem Chaldäischen *ܒܪܒܪܐ* suchen sey, und *Sonliger* es aus dem Arabischen abgeleitet habe; aber dann sahe sich der Vf. doch wieder genöthigt, auf Schellers großes Wörterbuch zu verweisen. Das sollen also die armen Menschen doch auch haben! — Aber haben sie das, wie viel konnten sie entbehren, was sie hier finden! — Was dieser Ausgabe auch eigen, aber gewiss weit nützlicher als der bisher genannte Apparat ist, sind die sehr sorgfältig angeführten Parallelstellen in dem Autor selbst und die Verweisungen auf die Bröderische Grammatik, zuweilen auch auf Schellers *praecepta styli*, *Jen's ars poetica* und Tursellin's Buch *de particulis*. Aber auch das beweist, daß Hr. P. sich in seine Voraussetzungen bey jenen Lehrern nicht gleich bleibt. — Doch wir wollen sehen, wie bey dieser Ausgabe das besorgt ist, was wir von jeder Ausgabe dieser Art erwarten. Der Text ist von Druckfehler sehr rein. Rec. hat einen einzigen bemerkt, *Ages. VI, 2*. Weniger ist Rec. mit der Art von Text zufrieden, welchen Hr. P. uns giebt. So viel wir bemerkt haben, folgt er keiner der bisherigen Recensionen durchaus. Dieses hat seine großen Nachtheile bey dem Gebrauche, indem er doch auch wieder nicht eine eigene, nach festen Grundsätzen entworfene, Recension liefern wollte, wenigstens nicht geliefert hat. Ganz unkritisch ist der Text z. B. in folgenden Stellen: *Lys. 2, divertisset, Ages. I, dū gebatur. Attic. IV, Sestertiorum*, sonst *Sestertium*. — *Epam. IV, Tu, qui etc. Epam. II, quorum pervulgata sunt nomina; cantare tibi etc.* — *Milt. V, profugerent — perterruerunt. Milt. II, domi creati*. — Noc weniger aber konnte Rec. mit der Interpunction besonders folgender Stellen zufrieden seyn: *Epam. I contra ea una, urbe nostra*. — *Epam. X, 3, coepi*. — *Ages. II, facere scum*: auch gleich darauf *Ages. III, impetum facturos*; *Attic. VII, 2. Nullum enim etc. Epam. VI, 2, indicare. Argivos etc.* — *procedet. Hic etc.* — Auch zeigt sich in dieser letzten Stelle, so wie an mehreren, wie viel der Text an Deutlichkeit gewonnen hätte, wenn die in dem Text angeführten Worte der Redenden mit verschiedener Schrift wären gedruckt worden.

(Der Beschluß folgt.)

#### NEUE AUFLAGEN.

Braunschweig, in der Schulbuchhandl.: *Erster Leitfaden zum Schulunterrichte nach Funke's technologischer Naturgeschichte*. Zur allgemeinen Schulencyklopädie gehörig. 4te verbess. Aufl. mit einer Kupfertafel.

Auch unter dem Titel:

*Stoff zu Unterhaltungen mit Kindern über Gegenstände der Natur* von C. Ph. Funke. 1807. 46 S. 8. (3 Gr.).

Ulm, in d. Stettinschen Buchhandlung: *Die Kunst 12 St. ten Farbentusche mit ihren Schattirungen und Mischungen, die Malerey und Zeichnerey selbst zu verfertigen*, nebst einem gründlichen Unterrichte, wie solche noch zu manchen anderen Gebrauche auf Catun, Leinwand, Papier, Leder, Horn, Federn, Stroh, Bimsen und Rohmark nützlich angewendet seyen. Neue verbess. Aufl. 1807. VIII u. 206 S. 8. (16 Gr.).



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 JANUAR, 1808.

## RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Rein u. C.: *Cornelii vitae excellentium imperatorum*. Mit — Anmerk. v. Chr. H. Paufler etc. (Beschlufs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Neuer Gewinn ist dem Text des Cornelius nirgends geworden; auch war es wohl die Absicht des Herausgebers nicht. Am meisten hat man Ursache mit den exegetischen Anmerkungen zufrieden zu seyn. Hr. P. zeigt hier gründliche Kenntniß der Sprache und sehr genaue Bekanntschaft mit seinem Schriftsteller. Es sind ihm wenige Stellen entgangen, welche er ohne alle oder ohne hinlängliche Erklärung gelassen, und meistens wird man mit den gegebenen Erklärungen zufrieden seyn können. Doch wäre z. B. über *Paus. III, 1, non callida sed dem. rat.* über *Epam. IV, 2, namque orbis terrarum — caritate* etwas zu sagen gewesen. Was über *Herodotomen* gesagt worden, ist nicht befriedigend. Das *idem — Epam. X*, ist durch die Hinweisung auf *Brüder* noch gar nicht hinlänglich erläutert; so auch *Agel. V, 3*. Die Ausdrücke *pontem facere — pontem rescindere*, *Milt. III*, versteht man dort noch nicht, wenn man sie nur übersetzen kann, *Brücke schlagen — Brücke abtragen*. Es hätte etwas von der Art sollen gesagt werden, wie jene Brücke errichtet worden war, und wie sie zerstört werden konnte. Hätte der Vf. dabey *Herodots* Erzählung verglichen, so würden diese Ausdrücke und andere dieses Kapitels, z. B. *principes*, ja die ganze Stelle, mehr Licht erhalten haben. Die Vergleichung der griechischen Quelle hat der Rec. an mehreren Stellen ungern vermisst; auch bey *Pausan. V*, wo nach Vergleichung mit *Thucydides* und auch *Diodor.* das *quae* gewiß nicht mit *aedes* wäre verbunden worden. Auch *proditio* zu *Timoth. III*, hätte aus dem Griechischen erklärt werden sollen. *Epam. II, 5* ist *ad eum finem* sehr richtig erklärt worden; aber konnte sich Hr. P. nach dieser Erklärung mit dem *currendo et luctando* vertragen? — Nach *currendo* muß interponirt werden; auch wohl *at* gelesen werden statt *et*. Zu *Pelop. II, 5* sucht er *lucernum* zu erklären; allein Rec. findet es wahr, scheinlich, daß *deverterunt* zu lesen sey. Gleich darauf ist *tempus* gewiß nicht richtig durch *Gelegenheit* erklärt; es ist *Zeit*, *caelum vesperscens*. Bey *Epam. III, 4, fide ad alios sublevandos* — hätte Hr. P. nicht fragen sollen — *qua* — oder *amicorum*? — Wie zusammengehört *amicorum facultatibus*, so auch *amicorum fide*; — das *Zutrauen*, welches seine Freunde

an ihm hatten, und der Sinn der Stelle ist: „von dem Zutrauen seiner Freunde zu ihm machte er oft zu anderer Unterstützung einen solchen Gebrauch, daß man wohl sieht, es stand ihm das Vermögen seiner Freunde zu Gebote wie sein Eigenthum“; sogleich folgt auch ein Beleg dazu. Auch hat sich Rec. gewundert, *Cim. IV, extr.* die Worte *mors acerba* so schwankend erklärt zu sehen. Zu wortreich sind auch viele Erklärungen ausgefallen; so z. B. zu *Thrasyl. I, 1*, wo doch schon *Hausinger in spirit. ad Cor. und Thrasyl.* alles geleistet hatte, auf dessen Erklärung auch der Verfasser endlich zurück kommt. — Über den Zweck des Cornelius scheint Hr. P. selbst noch nicht gewiß zu seyn (s. Vorr. XVIII vergl. mit S. 365), und was er da und dort darüber sagt, davon trifft weder das eine noch das andere das Ziel. Von dem historischen Werthe des C. spricht er auch viel zu unbestimmt: es ist im Grunde nichts gesagt, daß der Vf. den C. überall, wo er von glaubwürdigen Schriftstellern alter und neuer Zeit abweicht, geradezu des Irrthums beschuldigt. Dieses Urtheil über den historischen Werth des Cornelius, so wie jenes über seinen Zweck, beweiset, daß hier Hr. P. bey sich selbst noch manches aufs Reine zu bringen habe.

M. W.

## AUSLANDISCHE SPRACHKUNDE.

- 1) ULM, in der Stettinschen Buchhandl.: *Kurze gemeinschaftliche französische Sprachlehre für den deutschen Bürgerstand zum Selbstunterrichte und zum Gebrauche in deutschen Bürgerschulen*. Von M. Johannes Lang, Pfarrer zu Schnaitheim im Württembergischen. 1807. XVI, 312 und CXLH S. 8. (18 Gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Dictionnaire universel des Synonymes de la Langue Française, à l'usage des Allemands, oder Allgemeine französische Synonymik für die Deutschen*, nach den besten Nationalchriftstellern in alphabetischer Ordnung praktisch bearbeitet von M. Joh. Lang, 1807. VI u. 759 S. gr. 8. (2 Rthlr. 20 Gr.)
- 3) LEMGO, b. Meyer: *Vollständige Syntax der französischen Sprache; oder Anweisung zu einem französischen Style etc.* von Joh. Christ. Quedenfeldt, Corrector der Schule zu Goslar. 1807. XIV u. 674 S. 8. (2 Rthlr. 4 Gr.)
- 4) LEIPZIG, b. Barth: *Neue Gespräche oder Übungen im Sprechen der französischen Sprache über alle Gegenstände und Verhältnisse im gesellschaft-*



*frischen Leben* von Greg. Ferd. le Mang, Lehrer der franzöf. Sprache in Köthen. 1807. XII u. 319 S. 8. (20 Gr.)

3) STUTTGART, b. Steinkopf: *Lectures élémentaires pour les premières années de la Jeunesse. Avec une préface de M. Strohlin, Professeur au Gymnase de Stuttgart. Seconde édition, revue et corrigée.* 1806. XVI u. 240 S. 8.

6) Ebendaf.: *Cours de Langue Française à l'usage des Collèges. Ouvrage commencé par feu L. Alex. Lamotte, Prof. au Gymn. de Stuttgart. Continué par un de ses amis. Tome III.* 1807. 424 S. 8. (1 Rthlr.)

7) FRANKFURT a. Main, b. Brönnner: *Nouvelles Aménités littéraires, à l'usage des jeunes personnes de l'un et de l'autre sexe. Première partie.* 1807. IV u. 200 S. 8. (16 Gr.)

8) DARMSTADT u. GIESSEN, b. Heyer: *Französisches Lesebuch für Anfänger und untere Schulclassen.* Bearbeitet von A. de Beauclair, großherzogk. hess. Hofrath und Lector der franzöf. Sprache am großherzogl. Gymnasium. 1807. 116 S. 8. (6 Gr.)

Es brennt ein gewaltiger Eifer um die Unterweisung in der französischen Sprache in Deutschland. Die Lehrer derselben wachsen an allen Enden hervor. Die öffentlichen Blätter werden nicht leer von Ankündigungen neuer Grammatiken, Regel-, Uebungs- und Lesebücher. Wenn jedes Exemplar nach dem Wunsche der Verfasser und Verleger angebracht und gehörig benutzt wird; wenn die wohl unterrichteten Schüler, vom Profelitengeist angefeuert, den Lehreifer noch zehn Jahre fortsetzen, und in ähnlichem Verhältnisse Schüler ziehen: so wird nach einigen Decennien die deutsche Sprache in den Schutt der Antiquitäten gefallen seyn, und nur noch in einigen zähen Köpfen, bey altmodisch gesinnten Leuten, und in dem Munde der Bauern fortleben. Dies zu verhüten, scheint Apollo kein anderes Mittel zu wissen, als daß er die Köpfe weins macht, und jede Grammatik, jedes Regelbuch, durch ein folgendes verschlingen läßt, dessen Stätte man wenige Jahre hernach nicht mehr findet. Jeder preiset seine Waare; das meiste ist Mittelgut. Eine gute neue Grammatik zu schreiben, dazu wird, ungeachtet der vielen vorhandenen, noch immer nicht wenig Fleiß und Genauigkeit erfordert. Aber die Menge der zusammengestoppelten Lesebücher erweckt Vordruß. Wenn in irgend einem Fache der Literatur bloß von Fabrikarbeit die Rede ist: so ist es in diesem. Wir thun indeß unsere Pflicht, fassen ein Gebund von neuen Schriften dieses Fachs zusammen, und sagen über jede unsere Meinung kurz; auch mit Beleg, wo wir es für nöthig halten.

Der kundige Vf. von No. 1 hat ein schweres Geschäft unternommen, indem er, in Ermangelung guter Lehrer in manchen Gegenden Süddeutschlands, ein Lehrbuch abfassen wollte, durch welches

die, im Ganzen noch immer schlecht unterrichtete gemeine Bürgerclassen in Stand gesetzt würde, sich ne für das gemeine Leben und den gewöhnlichen Umgang mit Franzosen hinreichende Kenntnisse, u. Uebung der französischen Sprache zu verschaffen, und zugleich fähigere deutsche Schullehrer, die Französische noch nicht verstehen, dahin gebrauchen würden, daß sie nach dieser Anleitung auch die neu anvertraute Schuljugend in den Anfangsgründen der französischen Sprache unterrichten könnten. Wir fürchten sehr, es werde unter allen Wirtheimern, Bayern und Tyrolern, in kleinen Städten u. auf dem Lande, keiner seyn, der diesen Selbstunterricht nur eine Stunde aushalten könne. Der Verf. versichert, sich bey der Bezeichnung der Aussprache nach dem Gehör der Süddeutschen gerichtet zu haben. Rec. aber, der jene Landschaften auch kennt, weiß zu mancher Bezeichnung keine Ursache zu finden. Man spreche doch folgende Töne aus, u. höre, ob man sich was dabey denken kann! „O schön étranché ki sjeschurnu gäktan a Paris, étal öhn schur o späktakl, émanda a sson Mahntor, psawoar ill sammüfsätt affé: Mon Guwärnöhr! äh bien dü pläsi?“

No. 2, von demselben Vf., ist ein in aller Hinsicht weit verdienstlicheres Werk. Zur Bearbeitung und Sicherstellung der französischen Synonymik seit dem Jahre 1718, da der Abbé Girard zuerst darauß trat, vieles geschehen. Ihm sind im Samane und Ordnen vornehmlich *Beauzée* und *Roubaud* gefolgt, durch deren und anderer französischer Schriftsteller Bemühungen im J. 1801 das zu Paris in Octavbänden erschienene *Dictionnaire universel des Synonymes de la Langue française, etc.* möglich war. Dieses ist bey dem vorliegenden Buche zum Grunde gelegt, und von Hn. Lang, besonders durch Befügung der Abstammung der Wörter aus dem Lateinischen, Griechischen und Französischen bereichert. Wir verkennen die Mühsamkeit und den abgezielten Nutzen dieser Arbeit nicht; dürfen aber die Bemerkung nicht zurückhalten, daß das Ganze mehr Spüren französischer Flüchtigkeit als deutscher Gründlichkeit trägt. Dem Franzosen ist eine witzige Erklärung des Begriffs genug, der Deutsche will scharfe Abgränzung. Der Artikel, bey denen sich die Mängel zeigen, sind zu viele; Rec. kann über die Auszeichnung keines mit sich einig werden. Auch ist die Sinnverwandtschaft bey manchen in einer zu weiten Sinne genommen worden. Z. B. S. 3: wo acht Wörter, *Alarme, Terreur, Effroi, Frayeur, Epouvante, Crainte, Peur* und *Appréhension* für synonym gehalten und erklärt werden. Daß, wenigstens in unseren Zeiten, *Cesar*, und nicht die Grammatiker, bestimmen, dazu findet sich ein Beleg S. 243, wo es heißt: „*Empire* bedeutet ein aus mehreren Staaten, Ländern, Nationen selbst von verschiedener Staatsverfassung bestehendes Reich; anstatt daß *Royaume* ein für sich bestehendes einzelnes Königreich bezeichnet, in welchem, wenn es auch aus mehreren Nationen besteht, dieselben (von) sei-

nem Oberhaupt nach eintley Gesetzen und mit gleichem Grade der Unterwürfigkeit regiert werden.“ — Die Anwendung kann Jeder selbst machen.

Eine unnöthige Mühe hat sich der bereits verstorbene Vf. von No. 3 gegeben, indem er die syntactischen Regeln der französischen Sprache nach einander aufgestellt, und eine jede, auch die dem ersten Anfänger verständlichste, mit üppigen Beyspielen aus den besten Schriftstellern, die er zu diesem Behuf eigens durchlesen und excerptiren mußte, geschmückt hat. Um zu beweisen, daß „das Subject mit seinem Anhang (?) an der Spitze des Satzes stehen müsse,“ werden de la Bruyere, Voltaire, Rousseau, Mercier, Florian und noch andere, aufgerufen. Durch dergl. Citationen meinte der sel. Vf. den Verstand aufzuklären und das Herz zu veredeln. Das ist nicht das Geschäft des Grammatikers; er wirke nur nicht entgegen. Indessen finden Lehrer der französischen Sprache in diesem mühsam zusammengelesenen Buche manches, das sie beym Unterrichte benutzen können. Es aber den Schülern in die Hände zu geben, ist weniger rathsam.

Immer sich selbst gleich bleibt der Vf. von No. 4. Dießmal beschenkt er uns mit 52 Lectionen, die aus übel zusammenhängenden Dialogen, auf deren jeden eine sogenannte Praktik und eine Reihe Anmerkungen folgen, bestehen. Er fängt wieder mit seinem gewöhnlichen *Bon jour, bonne nuit* u. s. w. an, und fährt mit allerley, nicht allen, Gegenständen fort. Wie sehr nöthig es sey, sich erst mit deutlichen Begriffen zu versehen, ehe man den Sprachlehrer spielen darf, zeigt Hr. le Mang. durch sein trauriges Heyspiel. S. 15 befindet sich folgende Anmerkung: „Borgen, leihen, *emprunter* q. ch. de q. q. oder *emprunter* q. ch. à q. q. *prêter* q. ch. à q. q. von diesen beiden Wörtern sind leihen nebst *prêter* edler, als borgen nebst *emprunter*. Das, was man leihet, *prête*, erhält man gewöhnlich zurück; was man aber verborgt, *emprunte*, ist oft verloren.“ — Ist es nicht unbegreiflich, daß der Mann den gemeinen Unterschied zwischen leihen und borgen nicht kennt? Den Beschluß machen einige Scenen aus *Don Juan* und *le Mariage forcé*. „Aus Moliere's schönen Werken, wie Hr. le M. in der Vorrede berichtet, die große Schönheiten der französischen Sprache enthalten, und sehr belehrend sind.“ Was Hr. le M. nicht weiß! Aber Moliere zur Bildung der Conversation im neunzehnten Jahrhundert? Man muß erstaunen. Ha le M. hat diese Dialogen auch verdeutschet. Zur Probe geben wir gleich den Anfang. Sganarell sagt zu seinem Herrn, Don Juan, S. 264: „*Ma foi, Monsieur, avouez que j'ai eu raison, et que nous voilà l'un et l'autre déguisés à merveille. Votre premier dessein n'étoit point du tout à propos, et ceci nous cache mieux que tout ce que vous vouliez faire.*“ Hier zu deutsch S. 265: „In der That, Herr, Sie werden gestehen, daß ich Recht gehabt habe, und daß wir jetzt beide herrlich getheilt sind. Ihr erstes Vorhaben war gar nicht rathsam, und dieser Anzug verbirgt uns besser als alles andere was Sie

unternehmen wollten.“ Wie gestümpert für einem Sprachlehrer!

No. 5 ist auch zu haben unter dem Titel: *Cours de Langue Française à l'usage des Collèges. Ouvrage commencé par feu L. M. Lamotte, Prof. au Gymnase de Stouctgart, continué par un de ses amis. Tome premier. Sec. édition etc.* In der Vorrede des Hn. St. wird den Lesern die Nothwendigkeit, französisch zu lernen, in zum Theil recht eleganten Ausdrücken, sehr dringend ans Herz gelegt. Der Vf. hält dafür, daß man nicht mit der Grammatik anfangen müsse. Kurze Sätze, kleine Erzählungen, Dialogen, Züge aus der Natur- und Menschengeschichte, meint er, müssen vor allen logikalischen Grundlehren hergehen. Allmählig könne man diese mit einmischen, und durch den Schüler selbst entwickeln lassen. Rec. findet hiegegen nichts einzuwenden; dem geschickten Lehrer bleibt dabey immer das meiste überlassen. Über Mangel an Mannichfaltigkeit darf man bey diesem Buche nicht klagen. Der kleineren und grösseren Aufsätze ist eine starke Menge. Viele der Anekdoten sind aus dem Alterthum geschöpft, und zum Theil aus sehr geschätzten Schriftstellern entlehnt. Hinten folgt ein Verzeichniß der in dem Buche vorkommenden Wörter und Redensarten, auf 78 Seiten. Es ist, selbst für seinen Zweck, nicht vollständig genug.

Hieran schließt sich No. 6, auch unter dem Titel: *Morceaux d'Eloquence, de Morale et de Philosophie, tirés des meilleurs Auteurs François.* Sie enthält grössere Abhandlungen, von ernsthafteren Inhalt und gemischtem Werth. Es fehlt auch nicht an langweiligen. — Diese Behauptung gilt fast noch mehr von No. 7, deren Herausg. Hr. Prof. Römer ist. Anfänger haben hier nichts zu suchen. Für sie ist in No. 8 besser geforgt. Rec. stellt dieses Lesebuch ohne Bedenken dem Gedächtnisse an die Seite, dessen Vorläufer es, der Bestimmung des Vfs. nach, seyn soll. Das angefügte Wortregister verdient noch einige Berichtigungen. Der Druck thut dem Augen wohl. Cch.

RAOUSA, b. Martechini: *De vetustate et praestantia linguae Illyricae ejusque necessitate ad populum origines investigandas.* Dissertatio, quam Franca Maria Appendini, e scholis piis, lexico Illyrico ((des Gioch. Stull) praemiserat. 1806. 99 S. in 8.

Der Eifer des Vfs. für Begründung einer slawischen Literatur ist bereits bekannt; bereits wissen wir, daß er Illyrien als die Gegend betrachtet, wo es am reinsten und wohlklingendsten gesprochen wird. Bey der bedauernswerthen Verschiedenheit der Alphabete, worin diese Sprache geschrieben wird, scheinen auch, nach seiner Behauptung, unverkennbare Vorzüge dem *glagolitischen* zu gehören. Wir können die Bemerkung nicht unterdrücken, wie weislich die Erfinder das Behalten desselben erreicht haben. Es ist ein Sprach: *Abi Buk Rid Glagolje Dobro Zest Divito Zelj (weiches) Zimljje* (zischem-

des 9) *o* *Nako Ljudi Misliti Nafu On Pokoj; Hic Slawo*  
Twardo: Ich Gott Vit rede; es ist gut, von Früchten  
der Erde leben, und gesunt seyn wie Männer: das ist  
Ruhe; das spricht aus stark. Diese so einfache als  
reiche Sprache, deren Spat Hr. Appendini in allen  
anderen ihm bekannten Mundarten gefunden, hält  
er für die allgemeine der Japetiden. Aus derselben  
erläutert er mit Gelehrsamkeit und Witz eine Men-  
ge geographischer und historischer Namen und viele  
bis auf uns erhaltene Worte der Thracier und ande-  
rer ungrischer Nationen. Hier kommt viel auf  
eine schwer beantwortliche Frage an: sind diese und  
jene Wörter urslawisch, oder auf den immerwäh-  
renden Wanderungen angenommen? Wie viel ist  
nun deutsch und jedem verständlich, das zu Otfried's  
Zeit wohl niemand ahnete? Bey dem gänzlichen  
Mangel schriftlicher Denkmale, bey der Dunkelheit,  
welche die Geographie der ersten Sitze und die mei-  
sten Wanderungen deckt, ist schwerer zu entschei-  
den, als man glaubt, was der Slawe gab und em-

pfang. Wir sind übrigens allerdings der Meinung,  
dass bey diesen ungebildeten, vielfältig unvernünftigen  
Stämmen eine sehr beträchtliche Menge Wörter  
sich aus dem ersten Sprachschatz erhalten mochte.  
Dadurch wird das slawische Sprachstudium sehr merk-  
würdig, dass manche Urbedeutung wohl noch da ver-  
graben liegt, und hieraus neues Licht über die all-  
gemeinen Vorstellungen der alten Welt verbreitet  
werden kann. Aus der Zusammensetzung der Re-  
sultate so patriotischer als wahrhaft gelehrter Forscher  
ist irgend ein großes Factum, Schlüssel zu Vielem  
in der Universalhistorie zu erwarten. Der eiserne  
Fleiß und die mannichfaltige Gelehrsamkeit des Vfs.  
verdient seiner Abhandlung sowohl als dem Stül-  
schen Wörterbuch die sorgfältige Prüfung sachkun-  
diger (nicht wegwerfender, nicht absprechender)  
Männer, und wir wünschen auch zu dem Ende recht  
sehr die Erscheinung seines *Varro Illyricus* (S. 46),  
eines gewiss vorzügliches Werkes.

Tha.

## K L E I N E S C H R I F T E N.

**PHILOSOPHIE.** Landshut b. Weher: L. B. Bardili *Bey-  
trag zur Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes der Ver-  
nunftlehre.* In einigen Bemerkungen über die Tieftrunk'sche  
und Schulz'sche Logik. 1803. 69 S. 8. (10 Gr.). In der Vor-  
rede bemerkt der Vf., dass man jetzt an der, von Kant für  
unverbesserlich erklärten Logik so viel Mängel gewahr wird,  
dass am Ende die vermeinte nur kritisch bemerkbare, aber  
nothwendige Vernunfttäuschung — auf jener Rechnung kom-  
men werde. In den abgeleiteten Sätzen der durch ihn versuch-  
ten Reform der Vernunftlehre habe man sich bereits geübert,  
vielleicht sey dies auch in Hinsicht des Princip's möglich. Ge-  
schähe dies letztere nicht, so sey an eine völlige Einkimmung  
über die logischen Fundamente nicht zu denken.

Hr. Tieftrunk legt das Bewusstseyn zum Fundament der  
Logik und leitet aus den ursprünglichen Akten desselben den  
Inhalt derselben. Hr. Bardili fragt (S. 6) „wird überhaupt die  
Beschaffenheit der Vernunft erst durch die Natur des Bewusst-  
seyns, oder die Natur des Bewusstseyns durch die Beschaf-  
fenheit der Vernunft, durch einen entweder stärkeren oder  
schwächeren Einfluss derselben auf das erstere bestimmt?“ Hr.  
B. zeigt, in welche verfängliche Widersprüche, die Annahme  
von beiden Hn. T. setzt. Ersterer thut das, dass (S. 9) die  
Anfänge (Principien) einer Erkenntnis, hinaus über das ge-  
meine Bewusstseyn, zwar in keinem gesetzlosen, selbstschaf-  
fenden Ich, aber desto unfehlbarer in der gesetzlichen Grund-  
Verfassung der Natur (Vernunft) überhaupt liegen, die Ich  
uns bloß durch das *Medium eines Bewusstseyns* mittheilt, und  
das also auch nicht als der Menschheit allein zugehörig, son-  
dern identisch mit denen durch das *Universum verbreiteten*  
*Gesetzen* angenommen, d. h. objectiv erklärt werden müß-  
te — Verstand und Wille sind nur verschiedene Acte ein und  
derselben Vernunft (13). Es wird S. 17 gezeigt, dass die  
Tieftrunk'sche Logik eine Coalition mehrerer Theorien ent-  
hält, welche sich contradictorisch entgegengesetzt sind, und  
also (S. 17) Widersprüche enthalte, also die Logik und lo-  
gisch sey. Rec. setzt hinzu: Es ist ein eigener Zirkel, wenn  
die kantische Schule die auf die *infallible Logik* gebaute Kri-  
tik annimmt, und mittelst der deducirten Transcendentalismen,  
die *infallible Logik* nicht nur begründen, sondern sogar mit  
Hn. T. verbessern will.

Von Schulz sagt Hr. B., es sey ihm unbegreiflich, wie  
er mit Kant, den er widerlegte, doch die Logik seit Aristo-  
teles Zeiten für *unverbesserlich* erklären, und nur von einem  
verbesserten Vortrage derselben sprechen könne, letzteres sey  
indess kein Ernst, denn er liefert eine *wesentliche verbesserte*  
*Logik*. Um die Abweichungen der schulzischen von den äl-  
testen vorhandenen zu zeigen, da bemerkt Hr. B., dass sein  
Grundriss der ersten Logik gar sehr benutzt und Folgerun-

gen aus seinem aufgestellten Begriff des Denkens gezogen  
worden wären, ohne dass es Hr. Schulz ausdrücklich sagen  
und zugestehen wolle. Um die Vernunft nicht zu einer Quel-  
le von Irrthümern zu machen, nimmt der Skeptiker Schulz  
an: dass es intelligible, nicht sinnliche Dinge gebe, die außer  
der intuitiven Erkenntnis zu widersprechen, diese ergänzen,  
und die man also für objectiv, d. h. für wahr halten müsse.  
— Ja, ihr Zeugnis sey etwas objectiv-reelles und einer An-  
schauung selbst gleichzusetzendes. Hr. B. zeigt, wie weit  
consequenter der von ihm widerlegte Kant verfuhr, und in  
welche Dunkelheit und Widersprüche er gerathe, daher ver-  
wandle sich (S. 32) unter seinen Händen das Objective wie-  
der mit einmal in etwas Subjectives. Daher muss man die  
Anschauung, die *nie*mal ist, doch prüfen, damit man keine  
Täuschung befürchten dürfe. Diese und dergleichen Wider-  
sprüche, welche durch Vermischen des Reinen und Empiri-  
schen in der Erkenntnis herbeigezogen werden, sind hier darge-  
stellt. Auch hier wird gerügt, dass man Grund und Bedingung  
verwechselte, das Bewusstseyn ist Bedingung unseres Denkens,  
aber nicht Grund, so wie das Auge das Medium des Sehens,  
aber nicht das Sehen selbst sey: die Eintheilung der Er-  
kenntnis in die mittelbare (abwesend vorgestellte) und un-  
mittelbare (gegenwärtig vorgestellte) sey ganz unlogisch  
und gehöre in die empirische Psychologie. Das Denken sey,  
der Gegenstand möge da oder abwesend seyn, dasselbe —  
denn die Vorstellung sey dieselbe. Hr. Bardili tadelt, dass  
er das Denken zwar in einem Vorstellen durch Begriffe be-  
stehen lasse — aber darüber weiter keine Auskunft gebe. —  
Ein *Widerspruch* könne zwar *vorgestellt*, aber nicht ge-  
dacht werden: denn derselbe beruhe auf einem Mangel des  
Denkens. Denken und Vorstellen sind zwey verschiedene  
Dinge. Die Vermischung von beiden, und die Nichtanerken-  
nung seines aufgestellten Identitätsgesetzes erzeuge alle Wider-  
sprüche in der schulzischen Logik. — Rec. setzt hinzu —  
der Logiker stelle sich in seinem Bewusstseyn die *Denkgesetze*  
und deren Anwendung vor; sie sind das Object seiner Vorstel-  
lungen, und nicht das Vorstellen selber. Freylich hat der Be-  
griff des Denkens durch Hn. B. und Reinhold noch nicht das  
gehörige Licht erhalten. Ersterer nimmt die Vernunft, als *das*  
*reale Wesen*, als Urgrund aller Gründe, als *Urmöglichkeit*  
aller Möglichkeiten an. Sie ist das Gesetz aller Gesetze —  
die Regel aller Regeln. Da diese Gesetze und Regeln mit  
den Gesetzen und Regeln der Natur identisch sind: so ist das  
wirklich gedachte, das im Bewusstseyn vorgestellt ist; auch  
objectiv gültig und wirklich zu allen Zeiten wahr. Die Ma-  
thematik und Astronomie bezeugen die Gewissheit dieses  
Satzes, den Rec. zur Aufhellung des Begriff's vom Denken  
hinsetzt.

G. B. G.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 JANUAR 1808.

## S T A T I S T I K.

Ohne Druckort: *Der Deutsche zu den Deutschen.*

Ein statistisches Handbuch der deutschen Bundesstaaten mit Bemerkungen über das was ist, was war und vielleicht seyn wird. 1808. 204 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

In einer Nachschrift auf der letzten Seite bittet der Vf., bey Beurtheilung dieser Schrift nicht aus den Augen zu lassen, dafs sie, ihrer ersten Anlage nach, blofs eine Reihe politischer *Raisonnements* habe vorbereitet, und ihn zur Einleitung dienen sollen. Diese seyen der Hauptzweck gewesen; die Ereignisse aber haben ihn genöthiget, dieselben zurück zu halten, und dafür die bereits gedruckten neun Bogen zu einer Statistik aller, selbst der neu hinzugekommenen, deutschen conföderirten Staaten zu ergänzen. Was es mit dieser Erinnerung eigentlich für eine Bewandniss habe, ist nicht wohl abzusehen; denn aus den Äußerungen S. 8 und auch sonsterhelle, dafs die ersten neun Bogen nach dem Friedensschlusse zu Tilfit zusammen geschrieben wurden. Welche Ereignisse hätten wohl seit dieser Zeit das Zurückhalten politischer *Raisonnements* mehr abnöthigen sollen, als bald nach Abschluß der rheinischen Conföderation? Indessen verliert dabey das Publicum nichts, denn nach den Proben zu urtheilen, welche der Vf. in der kurzen Einleitung von seinen politischen Einsichten giebt, ist er der Mann gar nicht, welcher über so wichtige Angelegenheiten, als die rheinische Conföderation, richtige politische Urtheile zu fällen vermag. Nach ihm mußte man wünschen, dafs mit Deutschlands Verfassung eine Veränderung vorgenommen würde; aber man konnte nicht erwarten, dafs zwischen den vormaligen Reichsständen ein Schisma entstehen, und ein Theil derselben sich von den Verpflichtungen, die ihm oblagen, ganz losagen würde. Nach ihm war es die Frucht langer *Unterhandlungen*, die seit dem Abschlusse des preßburger Friedens zu Paris gepflogen worden waren, dafs sich am ersten August 1806 eine Anzahl deutscher Reichsfürsten vom Reichsverbande ganz losagte. Wer nur so viel von diesem großen Factum zu sagen weiß, wer nicht weiß, was Jedermann hievon weiß, der bekennt laut seine Ungeschicklichkeit zu jedem politischen *Raisonnement*. Der Vf. bricht auch schnell hievon ab, und liefert die bekannte Note des französischen Ministers am Reichstage, die Erklärung einiger Reichsstände vom 1 August 1806, und eine Ue-

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

bersetzung des pariser Vertrags vom 12 Julius 1806. Diese ist weder treu noch vollständig. Gleich im ersten Artikel heist es: die Staaten der conföderirten Fürsten werden auf immer vom deutschen Staatskörper getrennt, und durch eine besondere Conföderation unter dem Namen der conföderirten *Stände* des Rheins unter sich vereinigt. Im Grundtext heist es aber *Separés — du territoire de l'Empire germanique*, und wer wird hier *Etats* durch *Stände* übersetzen? Der zweyte Artikel ist ganz unrichtig. Nicht nur die Reichsgesetze, welche die contrahirenden Fürsten betreffen, sondern auch diejenigen, welche ihre Unterthanen, ihre Staaten, oder auch nur Theile derselben angehen, sind aufgehoben. Nicht die Rechte an Gläubiger, welche durch den Deputations-Recess von 1803, und durch den § 39 desselben, festgesetzt worden, sind hievon ausgenommen, sondern die Rechte der Gläubiger und *Pensionisten* u. s. w. sollen fortdauernd gelten. Der § 24 wimmelt von Schreib- und Druck-Fehlern, von denen wir einige weiter unten rügen werden. Wer Urkunden so übersetzt, der hat keinen Beruf, so oft übersetzte und gedruckte Urkunden noch einmal vorzulegen. Wir könnten noch viele solche Unrichtigkeiten und Auslassungen anführen, wenn nicht schon diese Proben genügten, unser Urtheil zu bestätigen. Auch mit Thatfachen nimmt es der Vf. nicht so genau. S. 31 heist es: der Chef des Hauses Nassau werde in Zukunft den Titel eines Herzogs, und der Graf von der Layen jenen eines Fürsten führen. Beide werden ihn aber nicht nur künftig führen, sondern haben ihn gleich, nach der Losagung vom Reichsverbande, wirklich angenommen. Ebenda selbst heist es: die conföderirten Fürsten haben von den ihnen überlassenen Reichslanden sogleich Besitz genommen, in Ansehung der Territorien aber, über welche ihnen in der Acte die Souveränität eingeräumt worden, sey dieses noch nicht überall geschehen, und es scheinen Schwierigkeiten eingetreten zu seyn, die in den Verhältnissen der conföderirten Fürsten theils zu einander selbst, theils zu den mediatisirten Reichsgliedern, theils zu anderen mächtigen Staaten ihren Grund haben. Wie konnte so etwas noch nach dem tilfiter Frieden gedruckt werden, da bekanntlich alle Besitznahmen schon im September 1806 vollzogen waren!

Nachdem uns der Vf. das Factum der Trennung erzählt hat, wirft er die Fragen auf: 1) ob die conföderirten Staaten, welche nun von Deutschland getrennt sind, hoffen dürfen, in dieser Conföderation

S

ein kräftiges und wirksames Mittel zur Befestigung des Friedens zu besitzen, der bisher zu ihrem großen Unglücke so häufige Unterbrechungen erlitt? 2) Ist ihre politische Unabhängigkeit, die sie von häufigen großen Gefahren umgeben sah, von nun an auf eine so sichere und dauerhafte Grundlage gebracht, daß man sich schmeicheln darf, sie werde in den, durch den Drang der Zeiten herbeygeführten, Stürmen unangetastet bleiben? 3) Welche Folgen werden diese Veränderungen für Deutschland hervorbringen? Eine befriedigende Antwort, meint der Vf., lasse sich nur dann geben, wenn man von der politischen Stärke des neuen Bundes und von den mannichfaltigen politischen Beziehungen der Mitglieder richtige Begriffe habe. Der Vf. will daher die politischen Kräfte der rheinischen Souveräns berechnen, und dann untersuchen, in welchen Beziehungen diese Fürsten zu einander selbst, in welchen sie ferner zu den übrigen Staaten Deutschlands, desgleichen zu Österreich, Preussen und Frankreich stehen, um zuletzt die wichtige Frage: wie sie ihre Unabhängigkeit behaupten, und den Frieden im Innern befestigen werden — zu beantworten. Der Vf. liefert also nur einen sogenannten statistischen Commentar über den neuen Bund, geht zuvörderst die Staaten der Conföderirten vom 12 Julius 1806 durch, und läßt hierauf die neu hinzugekommenen folgen. Bey Bayern, Wirtemberg und Baden werden drey Epochen angenommen: der Stand vor dem preßburger Frieden, nach demselben und nach dem Abschlusse der Conföderations-Acte. In der Beschreibung der bayerischen Monarchie folgt der Vf. lediglich *Hassels* Angaben, nur mit dem Unterschiede, daß er die Veränderungen, welche durch den preßburger Frieden und den pariser Vertrag herbeygeführt worden, und die *Hassel* noch den vorigen Herrschaften zuschreiben mußte, gehörigen Orts einschaltet. Die Varianten vermißt man fast ganz, und da, wo er *Westwieder* und *Ockhard* anführt, sieht man leicht, daß er sie nur aus *Hassels* Werke kennt. Auffallend ist wohl, daß der Vf. bey Bestimmung der Volksmenge der bayerischen Lande im bayerischen Kreise von 1803, bey den einzelnen Landen *Hassels* Angaben hinsetzt, in der Hauptsumme aber doch dem bey *Hassel* als Variante angeführten *Ockhard* folgt. Als *Hassel* seinen statistischen Umriss schrieb, waren die neuen Eintheilungen des bayerischen Staats noch nicht bekannt, aber sie sind es nun, und wie kömmt es, daß der Vf. auch hier *Hassel* getreu abschreibt, ohne Volksangabe und Flächeninhalt nach den neuesten Organisationen zu classificiren, und ohne der inzwischen bekannt gewordenen Volkszählungen oder neuen Angaben zu gedenken? Daß er selbst diesen seinen einzigen Vorgänger oft nicht verstanden, oder irrig begriffen hat, davon wollen wir einige Belege geben. So setzt der Vf. für die Commenden Rohr und Waldstetten die von *Hassel* angenommene Zahl von 2768 Seelen, vergißt aber dabey, daß *Hassel* auch die Commende Freyburg mit hierunter begreift. So setzt er für Schwarzenberg 32000 See-

len auf 12½ Quadratmeilen, die freylich auch *Hassel* annimmt, aber nicht bloß für Schwarzenberg, sondern auch fürs Klettgau, welches bekanntlich unter badischer Souveränität steht. Dieser Fehler ist um so unverzeihlicher, als der Vf. selbst bemerkt, daß von den unter Baden gefallenen Landen besonders gehandelt werden soll, dieses auch S. 88 wirklich geschieht, und dort die *Hasselsche* Angabe fürs Klettgau hingefetzt wird. Für das Fürstenthum Schwarzenberg selbst nimmt *Hassel* mit dem in allen statistischen Angaben so höchst unzuverlässigen *Bundschuh* 7 Quadratmeilen und 21000 Seelen an. Man weiß aber nun aus dem bayerischen Regierungsblatte vom April 1807, daß im Fürstenthum nur 9374 Seelen leben. In eben diesem Blatte, aus welchem so viele statistische Angaben in mehreren periodischen Schriften und politischen Zeitungen aufgenommen worden sind, hätte der Vf. die vielen übrigen irrigen Angaben *Hassels* berichtigt finden können. Diefem waren solche zu verzeihen, aber gewiß nicht dem, der *jetzt* einen statistischen Commentar herausgibt. Von der beyspiellofen Nachlässigkeit oder Unwissenheit des Vfs. müssen wir noch ein Beyspiel anführen. Im pariser Verträge wird bekanntlich die Reichsherrschaft Wiesentheid der Grafen von Schönborn der Souveränität des Königs von Bayern unterworfen. Ein Ast dieser Familie nennt sich nach derselben, und besitzt nebst der Herrschaft noch 4 Ämter, die vorhin im reichsritterschaftlichen ~~ver-~~ standen, und mit der Herrschaft selbst nichts als den Besitzer gemein haben. Zwey von diesen Ämtern sind unter Bayern, zwey hingegen (Weiler und Crumbach) unter den Fürsten Primas gefallen. *Hassel* giebt diese 4 Ämter und die Herrschaft Wiesentheid, die er auch ein Amt nennt, unter der Rubrik: Reichslände, als Besitzungen des gräfl. schönbornischen Astes zu Wiesentheid, an, und setzt für die Herrschaft selbst ½ Quadratmeile und 1597 Seelen, für alle 5 Ämter aber 3½ Quadratmeilen und 9200 Seelen. Unbekümmert um diese Verhältnisse giebt unser Vf. der Herrschaft Wiesentheid, die nach dem bayerischen Regierungsblatte nur 1346 Seelen hat, die von *Hassel* für alle Besitzungen des Grafen Schönborn bemerkte Summe. Was soll man von einem solchen Abschreiber denken? Auf gleich Weise verfährt er auch mit anderen Landen, z. B. mit den hohenlohschen Ämtern Kirchberg und Schillingsfürst, wo er ebenfalls alle Besitzungen dieser beiden Linien unter bayerische Souveränität setzt. Wir könnten noch mehrere Beyspiele anführen, wenn nicht schon die obigen unser Urtheil rechtfertigten, daß dieser sogenannte statistische Commentar eine von Fehlern wimmelnde Compilation sey. Einer besondern Unterlassungs-Sünde hat sich der Vf. dadurch schuldig gemacht, daß er nirgends der reichsritterschaftlichen Besitzungen gedenkt, welche unter die Souveränität der verschiedenen Souveräns gekommen sind. Sie sind doch wirklich ansehnlich genug, um hier aufgenommen zu werden. Bey Bayern besonders ist dieses unverzeihlich, da außer den vielen einzelnen ritterschaft-

lichen Besitzungen in Schwaben und Franken die sehr ansehnliche Grafschaft Pappenheim (sie hat gegen 7000 Seelen, und ist also wichtiger, als so manche Reichsherrschaft) nur *sub hoc titulo* unter bayerische Souveränität gekommen ist. Die angehängten statistischen und politischen Reflexionen des Vfs. über die bayerische Monarchie sind aus *Hassels* und anderer Schriften abgeschrieben, und was demselben S. 55 u. f. eigen ist, beweist, daß er den Stand der Dinge in Europa zu würdigen nicht versteht.

Das Königreich Württemberg ist ebenfalls ganz nach *Hassel* beschrieben, und man findet hier die nämlichen Mängel, wie bey Bayern. Wir verweisen Kürze halber nur auf die Beschreibung der Lande von Hohenlohe, Taxis, Stadion u. s. w. Nach dem Vf. ist das vormals mainzische Amt Krautheim zwischen dem Fürsten Salm und den beiden Grafen von Leiningen getheilt worden, die Neidenau und Billigheim erhielten. Diese waren nie Theile von Krautheim, wie der Vf. unten bey Baden, S. 91, behauptet; wohl aber hat Hohenlohe 1802 kleine Parzellen erhalten, deren der Vf. nicht gedenkt. Nicht der größte Theil dieses Amtes ist unter württembergische Souveränität gekommen, sondern unter Baden. Von den Verträgen zwischen Württemberg und Baden, wegen Tuttlingen und anderen Stücken, weiß der Vf. nichts. Sie waren doch schon lange vor dem Tilfiter Frieden bekannt genug. Aus der fürstbergischen Herrschaft, oder dem Ober-Vogteiamt *Neufra*, macht der Vf., drollig genug, eine Herrschaft *Neuhaus*, die dem Grafen von Ostern gehören soll, unten bey Baden, S. 86, aber Fürstberg zugeschrieben wird. Rec. konnte lange nicht finden, woher ein so lächerlicher Irrthum kam, als er endlich bey *Hassel* las: Buxheim mit Westerhard und Neuhaus. Nur ein Blick in *Roeders* Lexikon hätte den Vf. belehren können, daß Westerhard, ein Dörfchen von 4 Höfen, unmittelbar zu Buxheim gehört, wo es liegt, Neuhaus aber, ein Dorf bey Leipheim im Burgau, wo die Karthaus Buxheim verschiedene Zins- und Pacht-Bauern, wie in vielen anderen Dörfern, besitzt, von jeher burgauische Hoheit erkannten. Beide stehen aber unter bayrischer Souveränität. Noch drolliger vielleicht ist die S. 73 und 74 angebrachte Bemerkung: „die Äste zu Kirchberg und Schillingsfürst (ist falsch; es heist: die *Ämter*) erkennen nach der Conföderations-Acte in Zukunft bayerische, die übrigen aber württembergische Landeshoheit; doch scheint man sich nicht eher in den wirklichen Besitz der Souveränitäts-Rechte setzen zu wollen, als bis alle Mißheiligkeiten zwischen Frankreich und Preussen, an welchem das hohenlohische Haus eine mächtige Stütze hat, ausgeglichen seyn werden.“ Was ganz Deutschland weiß, daß nämlich Preussen bey aller Verliebe doch viele hohenlohische Ortschaften von 1796 an landfässig machte, und daß von gesammten hohenlohischen Landen von Bayern und Württemberg schon im Sept. 1806 förmlicher Besitz genommen wurde, das blieb unsern Vf. unbekannt.

Die Beschreibung von Baden wimmelt ebenfalls

von Fehlern, von denen wir schon einige Probbchen gegeben haben. Hier verweisen wir noch besonders auf Breisgau. Daß der Vf. von den Verträgen mit Württemberg und Hessen nichts sagt, versteht sich wohl von selbst, weil man bey *Hassel* nichts davon findet. Allenthalben suchten wir die Commende Biegle, bis uns endlich durch die pariser Acte einfiel, daß wohl damit die Commende Beuggen gemeint seyn möge. Die Natur der geographischen Einsichten des Vfs. lernt man schon aus der Bemerkung kennen, daß Baden ein *vollkommen* gerundeter Staat sey. Daß der Vf. ein ganz blinder Abschreiber von *Hassel* sey, davon werden besonders unter Baden zwey merkwürdige Beyspiele geliefert. *Hassel* hatte statt Münzesheim — Münzeheim und statt Salein (Salmannsweiler) Grafschaft *Salm* gesetzt. Unser Vf. gab sich nicht einmal die Mühe, diese von *Hassel* am Schlusse seines Werks bemerkten Druckfehler zu verbessern, und so finden wir hier Münz-heim und mit grossen Buchstaben eine Grafschaft *Salm*. Daß sie so wie Petershausen Prinzen von Haufe gehört, scheint der Vf. nicht zu wissen. Die Lande des Fürsten Primas kennt unser Vf. ebenfalls genau. Da finden wir eine Spiegel-fabrik bey Lohr; da setzt Aschaffenburg seine Weine (und außer Nutz- und Brennholz) seine Holzwaren, seine Heidelbeeren nach Frankfurt ab; da hat Frankfurt Seiden- Sammt- Plüsch- Ziz- Kattun- Wachtuch- Saffian- und andere Fabriken; da erfreuen sich nur wenige deutsche Staaten einer so starken Bevölkerung. Der Vf. weiß also nicht, daß die lohrer Glasfabrik schon längst gänzlich eingegangen ist, und nur noch zu Weibersbrunn eine Glashütte besteht; daß Aschaffenburg bey weitem nicht so viel Wein baut, als es braucht, keinen verfährt, sondern seine Weine von Frankfurt, Mainz u. s. w. bezieht, daß zwar viel Brenn- und Nutzholz den Main hinab geführt wird, von Fabrication an Holzwaaren aber durchaus nichts bekannt ist. Der Vf. bedenkt nicht, daß von der etwanigen Volksmenge von 200000 Seelen ungefähr 80000 in 4 Städten leben. Die primatische Regierung mag sich übrigens S. 98 mit hoher Weisheit gesagt seyn lassen, was sie thun muß, um den Handel Frankfurts in seinen alten Kanälen zu erhalten, und die Bemühungen der Nebenbuhler zu vereiteln! Über den Handel von Berg deraisonnirt der Vf. ein langes und breites, um zu beweisen, daß er seinen Gang und Umfang nicht kennt, nichts von den Vergünstigungen weiß, die der bergische Handel zum Theil von Frankreich erhalten hat, nichts von dem grossen Absatz im südlichen Deutschland und nach Italien. Was der Vf. wohl mit nachstehendem Satze sagen will: „Ach! ja wohl ist der Krieg ein scheußliches Ungeheuer! Nichts als gekränkte Ehre kann ihn entschuldigen. Doch — entschuldigen? — *heiligen* müssen wir ihn sagen. Die gekränkte Kraft, der verhöhnte Edelfinn hat nur ihn zur Schutzwehr. Drum sey er, der Schreckliche, Verderbliche, *gesegnet*!“ S. 113 wird der schon am 15. Februar 1803 verstorbene Graf von Bassenheim



noch als) jetzt lebender Burggraf angeführt. In der Beschreibung der großherzogl. hessischen Lande findet man wieder eine Menge Unrichtigkeiten. Heubach gehört schon geraume Zeit unter die Souveränität von Baden; Breuberg hat nicht 5300, sondern etwa 9000 Einwohner; die Grafschaft Erbach hat nicht 32000, sondern höchstens 22000 Einwohner; die Herrschaft Ilbenstadt (nicht Illenstadt) gehört Leiningen-Westerburg; der Stollberg-gedersche Antheil an der Grafschaft Königstein gehört Wernigerode, der Ortenburgische — Stollberg-Rossla. Beider Besitzungen enthalten nicht 2000, sondern etwa 6300 Seelen; die Grafschaft Wittgenstein enthält im Ganzen nicht 24300, sondern höchstens 15000 Seelen. Für den ganzen großherzoglich hessischen Staat bringt der Vf., wir wissen nicht wie, 487000 Seelen heraus; man weiß aber ziemlich officiell, daß 525000 Seelen in demselben jetzt leben. Der großherzoglichen Regierung wird der Rath ertheilt, dem kostbaren Stolz zu entsagen, ein zahlreiches, schönes und geübtes Militär zu besitzen, denn stehende Heere seyen überall nur provisorische Stützen der Staaten. Ubrigens ist es ganz etwas neues, daß die hessen-darmstädtischen Lande an der Schwelle Frankreichs und im Herzen von Deutschland liegen. Von den nassauischen Besitzungen werden noch so ziemlich richtige Nachrichten gegeben, dagegen fehlen Hohenzollern-Hechingen und Salm-Salm, die der Vf. vermuthlich nicht als Souveräns anerkennt. Vom Fürsten von Isenburg weiß der Vf., daß er sich durch seine rasche Thätigkeit dem ganzen Deutschland bekannt gemacht habe, und die Annalen des Vaterlandes einst viel von ihm zu erzählen haben würden. Von S. 137 an liefert der Vf. Nachrichten über die zum rheinischen Bunde neu hinzugetretenen Fürsten. Da bey diesen bekanntlich (Sachsen ausgenommen) keine Gebietsveränderung von Belang bis jetzt Statt gefunden hat, so stößt man nicht

auf solche große Fehler, wie bey ersteren. Sachsen ist am besten aus *Hassel, Leonhardi* u. s. w. dargestellt, und man findet hie und da manche gute Reflexionen; zum Theil aber auch sonderbare Ideen, z. B. S. 240 u. f., wo den Protestanten ein geistliches Oberhaupt, ein Hirt empfohlen wird. Die Länder von Schwarzburg (dessen staatsrechtliche Verhältnisse zu Sachsen der Vf. nicht kennt) *Reuß, Lippe-Waldeck* sind kurz abgehandelt, wie man etwa bey *Hassel* Nachrichten findet. Neu belegte Angaben, dergleichen man hat, darf man hier nicht suchen. Zuletzt folgt eine Beschreibung des Königreichs Westphalen, dessen Bestandtheile nach dem kaiserl. Decret vom 18 August 1807 aufgeführt werden. Wer *Hassel* vor sich hat, findet hier nichts, als veränderte Worte. Nun sollte man also wohl nach des Vfs. Versprechen die Beantwortung der Anfangs aufgeworfenen Fragen erwarten; man findet aber auf 10 Seiten nichts, als einige wohlgemeinte Warnungen, Hoffnungen und Wünsche, daß die Deutschen Deutsche bleiben, daß die Deutschheit erhalten und veredelt, daß alles Eigenthümliche ausgebildet, alle Anbildung des Fremden entfernt werde. Hierauf bezieht sich nun wohl der Titel, von dem man sonst nicht wüßte, wie er diesem Werklein gegeben werden könnte. Und diese wenigen Seiten sind denn auch in einigen politischen Zeitungen unter dem Namen: *Worte eines Statistikers*, getreu abgedruckt worden, um eine hohe Meinung von einer Schrift zu erwecken, vor deren Ankauf wir jeden, der sich eine statistische Übersicht von der rheinischen Conföderation zu verschaffen wünscht, warnen zu müssen, aus vorgelegten Gründen uns berufen fühlen. Diese geistliche Lobpreisung in politischen Blättern muß uns zugleich entschuldigen, wenn wir bey diesem elenden Producte länger verweilen, als es an sich verdiente.

S. i.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**VERMISCHTE SCHRIFTEN.** München, b. Lentner: *Eine Wasserstrasse von München nach Tyrol und an den Bodensee könnte allein bey fallendem Preise dem bayerischen Getreide einen dauernden und vortheilhaften Absatz sichern, auch in Jahr und Tag vollendet seyn*, von G. Porcia. 1807. 62 S. 8. Dieses Machwerk verdiente kaum eine Anzeige in diesen Blättern, wenn Rec. es nicht für seine Pflicht hielt, das Publicum davor zu warnen. Der Vf. will nämlich von München aus eine Wasserstrasse nach dem Inn, von da über den Brenner nach dem Itzschluß führen, indem er zwischen dem Wildbacht Eysach mit dem Wildbache Sill, eine Verbindung zu bewirken im Sinne hat, ohne auf die Topographie der Gegend, noch auf das Steigen der Gebirge und den Fall der Gewässer die mindeste Rücksicht zu nehmen. Er scheint nicht bedacht zu haben, daß dieser Kanal, dem er eine Tiefe von 6' und eine Breite von 40' geben will, die Einkünfte des Königreichs Bayern auf ein Jahrzehend verschlingen, ja, daß derselbe über 500 Schleusen erfordern würde, und mehrere Meilen weit durch Felsen geprenzt werden müßte. Fast eben so abentheuerlich sind seine übrigen Projecte, nach welchen er über Thäler und Berge Kanäle zieht, ohne daran zu denken, daß man die Thäler mit Brückwasserleitungen zu übersteigen hätte, die bekanntlich in der Ausführung sehr kostbar sind, und eine zahllose Menge von Schleusen erfordern würden. Er macht

auch noch den naiven Vorschlag (S. 36), daß der Kronprinz von Bayern sich an die Spitze dieser Unternehmung stellen möchte, und das k. bayerische Ingenieur - Corps, dem die Ausführung seiner Vorschläge kein schweres Problem sey, indem es talentvolle Männer genug besitze, gleichwie in Frankreich, dazu verwendet werden könnte. Es ist ihm daher ganz fremd, daß in Frankreich das *Corps des ingénieurs des ponts et chaussées* für den Entwurf und die Anlegung der Kanäle bestimmt ist, das Militair - Ingenieur - Corps aber eine ganz andere Bestimmung hat. Endlich tadelt noch der Vf. in dieser planlosen Schrift das neue Mauthsystem in Bayern (S. 54), durch welches viele hundert gemeinnützige Handwerksfamilien in einen bedauernswürdigen Zustand gekommen wären, und nimmt die abgeschafften großen Viehweiden in Schutz. Auf die Fruchtausfuhr will er Premien gesetzt, und auf den Kaffee, Zucker und fremde Weine eine Auflage von 50 p. C. gelegt, mithin gerade das Gegentheil von dem ausgeführt wissen, was die neue Mauthordnung in Bayern, welche am mindesten drückende in Europa ist, vorschreibt. Er bedenkt also nicht, daß der Absatz des bayerischen Getreides im Auslande ohnehin erfolgt, sobald das Getreide in den angrenzenden Ländern so viel theurer als in Bayern ist, daß aus dessen Verführung ein hinreichender Gewinn erwächst.

W. J



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 22. J A N U A R 1808.

## NATURGESCHICHTE.

GENUA, auf Kosten des Autors gedruckt b. Gravier: *Insectorum Liguria species novae aut rariores*, quas in agro ligustico nuper detexit, descripsit, et iconibus illustravit Maximilianus Spinola, adjecto catalogo specierum (ab) auctoribus jam enumeratarum, quae in eadem regione passim occurrunt. Tom. I, Fasciculum I sistit. 1806. XVII u. 159 S. kl. Fol. nebst 2 Kpftaf.

Wir glauben, den Freunden der Entomologie in unserm Vaterlande einen nicht unwichtigen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen den Inhalt dieser Schrift, die, bey dem unvollkommenen Verkehr unseres Buchhandels mit den literarischen Producten des Südens, vielleicht Manchem weniger, als sie verdient, bekannt geworden seyn möchte, so viel es der Raum dieser Blätter gestattet, darzulegen versuchen. Wäre es auch nur darum zu thun, aus ihr das warme Streben eines Beobachters kennen zu lernen, der mit unbestochenem Sinn und offenem, geschärftem Blick, das reiche Leben der ihn unter einem schöneren Himmel umspielenden Insectenwelt durchschaut, und aus dieser gerade die geheimnißvollste und anziehendste Familie, die, wie die freyeste Blüthe des in sich zerfallenden Insectenstamms, als ächtes Sönnengeschlecht dieser Sphäre, in Kunsttrieben, Geschlechtsverhältnissen, Formenwechsel und unendlicher Mannichfaltigkeit der Gestalt und Farbe, ein, wir dürfen beynahe sagen, noch unbekanntes Feld der Forschung darbietet, vorzugsweise zu seinem Gegenstande gewählt, und mit sichtbarer Liebe bearbeitet hat; — es wäre schon darum dieses Werk einer Anzeige werth: aber es liefert auch eine reiche Ausbeute neuer Entdeckungen und Beobachtungen, und verspricht noch grösseren Gewinn in seiner Fortsetzung, die der Vf. angekündigt hat, und bald liefern möge. Rossis unübertreffliche Fauna steht noch immer fast allein für uns da, um die entomologische Sphäre Italiens zu beleuchten, und wo ihr Licht hinfällt, bleibt selten Klarheit und helle Erkenntniß aus. Wenn wir aber die weite Ausdehnung dieses Gebiets, den durch mannichfaltige Verhältnisse modificirten Einfluß seines Klimas zur Begünstigung des Insectenlebens, in Erwägung ziehen, und zugleich bedenken, daß unser Vaterland, bey der verhältnismässig sehr grossen Menge von Insectenfreunden, Sammlern, Beobachtern etc., die diesen Zweig seiner Fauna fast unaufhörlich bearbeiten, demunge-

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

achtet jährlich noch immer eine nicht unbeträchtliche Menge neuer Entdeckungen hervorgehen läßt, und auch schwerlich noch so bald erschöpft werden möchte: so sind wir gewiss um so mehr geneigt, des Vfs. Äusserungen über die Zweckmässigkeit seines Unternehmens in der Vorrede zu bestätigen, und von einer so thätigen Bemühung um diesen Gegenstand noch weit mehr Gewinn für die Wissenschaft zu erwarten, als der Vf., mit fast zu grosser Bescheidenheit, anzudeuten wagt. Fabricius *Systema piezatorum* bedarf einer immer weiter gehenden Sichtung, und zugleich einer endlichen Beziehung der darin aufgestellten Gattungsmerkmale auf die grosse Menge der, theils blos nach dem Habitus subsumirten, theils, und zwar in weit grösserer Menge, noch gar nicht von ihm eingeführten Arten, die von Andern früher oder später entdeckt oder beschrieben worden sind. Dazu eignet sich besonders eine neue, von anderen Standpunkten aus wiederholte, und mit den nöthigen Hilfsmitteln unterstützte, Durchforschung der Fauna einer Gegend, aus welcher Fabricius so viele Insecten aufgeführt, und Andere, nach ihm, verwandte, aber doch specifisch verschiedene Arten ihrer Gegend, aus Mangel der nöthigen Erläuterung, für identisch mit jenen gehalten, und unter solchen Namen in Sammlungen oder Schriften fixirt haben. Wenn aber an dem Bekannten die Fabriciusische *Methode der Gattungsbestimmung* auf diese Weise einen Prüfstein finden wird, so werden auf der anderen Seite an dem *Neuentdeckten* die *Grundsätze seiner Methode* sich läutern, und zugleich, bey fortgesetzter Beobachtung im Einzelnen, das eigentlich historische Element und die *Naturgeschichte* dieser anziehenden Geschöpfe in die beschreibenden Umriffe des Systems beseelend eingehen.

Der vor uns liegende erste Theil, der den ersten Fascikel enthält, zerfällt in 2 Abtheilungen. In der ersten werden von dem Vf., bis p. 48., 18 neue Arten aus der Classe der Piezaten beschrieben, und zugleich mancherley Bemerkungen, die alten oder neu errichteten Gattungen, wozu sie gezählt werden, betreffend, beygebracht. Die zweyte, grössere Hälfte des Werks enthält ein Verzeichniß der dem Vf. bis zum Jahr 1806 bekannt gewordenen Piezatenarten des ligurischen Gebiets, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Berichtigung der Synonymen, und mancherley interessanten Bemerkungen über die Gattungsmerkmale, Art- und Geschlechts-Verschiedenheit, und über die Lebensweise mehrerer der hier blos namentlich aufgezählten Arten. Wir wollen uns da-

mit begnügen, den Inhalt der ersten Hälfte dieses Werks näher anzugeben; aus dem 2 Abschnitte aber, oder dem *Catalogus Insectorum jam auctoribus enumeratorum, quae in agro ligustico occurrunt*, werden wir bloß einige Bemerkungen, die uns interessant scheinen, ausheben, und zugleich hin und wieder das Wichtigste von denjenigen Anmerkungen und Berichtigungen mit einfließen lassen, die von dem Vf. zu einem Anhang seines zweyten Theils bestimmt, und aus Gefälligkeit dem uns mitgetheilten Exemplar auszugsweise beygeschrieben worden sind. Diese letzteren werden wir, wo wir davon Gebrauch machen, zum Unterschied mit Mspt. bezeichnen, unsere eigenen Anmerkungen aber in Kläckerchen ( ) einschalten.

*Insectorum Liguria species novae, aut rariores.* — No. 1. *Hylotoma ventralis: nigra, antennis 7 nodiis, ventre pedibusque flavis.* 1½ Linie lang; mit *Tenthredo ventralis* Panz. verwandt, aber doch durch standhafte Charaktere von derselben verschieden. (Die *Tenthredo salicis cinereae* Degeer, Retz. p. 73. No. 315, die der Vf., als vielleicht hieher gehörig, anführt, gehört zu den *Doleris* Jurin, da die *Hyl. ventralis* im Gegentheil ein *Allantus* Jur. ist. Letztere kommt auch, wiewohl selten, in des Rec. Gegend vor.) In der handschriftlichen Anmerkung giebt uns der Vf. eine sehr scharfsinnige neue Anordnung der Blattwespen, auf die Verschiedenheit der Antennen und die Bildung der Mandibeln gegründet, die, da eine genauere Betrachtung der Fresswerkzeuge sowohl, als die Berücksichtigung des ganzen Habitus, der Lebensweise etc. hinlänglich beweist, daß die Fabricius'sche Gattungszersplitterung, als solche, hier nur eine uneigentliche Bedeutung hat, und da die Merkmale dieser Gattungen, wie sie von Fab. aufgestellt werden, von Panzern sehr gut wieder auf die Einheit eines Gattungsausdrucks zurückgeführt worden sind, als Subdivision der einen natürlichen Gattung, sehr zweckmäßig und richtig aufgegriffen scheint, und daher hier eine Stelle verdient. I. *Antennae capitatae, articulo ultimo fere sphaerico: Cimex* Oliv. Fab. — *Tenthredo* Jur. II. *Antennae triarticulatae: Hylotoma* Fabr. *Cryptus* Jur. a) *Ant. in maribus pectinatae; cellula radialis appendicea e. g. Hylot. enodis, ustulata etc.* — b) *Ant. in maribus vix pectinatae; cellula radialis simplex, nervo appendiceo obsoleto, Hyl. angelicae etc.* — c) *Ant. in maribus furcatae, cellula radialis ut in praecedente subdivisione: Hyl. furcata.* III. *Antennae, in maribus saepe ramosae: Lophyrus* Latr. *Pteronus* Jur. IV. *Antennae filiformes, 7—9 nodiae, mandibulae latere interno 3-dentato, infero unidentato: Tenthredo* F. *Allantus* Jur. a) *Cellulae cubitales 4. Allantus* Jur. b) *Cellulae cubitales 3. Spec. nonnullae e gen. Doleris* Jur. V. *Antennae filiformes, 7—9—11—nodiae, mandibulae latere interno unidentato aut inermi, infero semper inermi: Nematus* (eine neu geordnete Gattung des Vfs.) a) *Cellulae duae radiales, cubitales 4.* Die Arten von *Hylot. Fabr.* mit 7-gliedrigen Fühlhörnern, *Allanti* Jur. (hieher gehört auch die *Hylotoma ventralis* des Vfs.) b) *Cellulae radiales duae, cubitales 3:* die übrigen Jurin'schen *Doleri*. — c) *Cellula radialis una, cubitales 4:*

*Nematus* Jur. *Tenthredines* F. d) *Cellulae radiales una, cubitales 3.* Die 2te und 3te Familie der Gattung *Pteronus* Jur. — VI. *Antennae setaceae, multiarticulatae: Lyda* Fabr. — — No. 2. *Salix femoratus: niger, abdomine masculis 4 albis, femoribus 4, posticis rubris.* Kleiner als *6-punctatus* Fabr., mit dem er übrigens sehr nahe verwandt ist. Die Gattung *Salix* Fabr. ist eine gemischte Gattung, deren Merkmale nur auf *S. bicolor* und *unicolor* passen. Der *Sal. 6-punctatus* hingegen, von dem der Vf. hier mehrere Varietäten aufzählt, und dieser *femoratus*, müssen, wie Latr. muthmaßte, und Fabr. selbst, nach der beygeschriebenen Note, nunmehr zugeibt, zu *Pompilus* gebracht werden, und zwar hat Hr. Sp., seit der Erscheinung dieses ersten Theils, die Entdeckung gemacht, daß sein *S. femoratus* das Männchen von *Pompilus 10-guttatus* Jur., — der eigentliche *6-punctatus* Fabr., das Männchen eines neuen *Pompilus*, der im 2ten Bande dieses Werkes beschrieben werden soll, — und eine vermeinte Varietät desselben mit nur 4, zuweilen undeutlichen, Puncten des Hinterleibes, das Männchen des *Pompilus bipunctatus* sey. (Es bleibt indeß doch bemerkenswerth, daß dem Rec. unter mehreren Stücken des *Pomp. bipunctatus*, die er jährlich in seiner Gegend antrifft, noch nie ein solches Männchen vorgekommen ist.) — Endlich soll auch noch eine angeblich ganz schwarze Spielart des *6-punctatus*, als das männliche Geschlecht zum *Pomp. niger* Fabr. gebracht werden, (das Männchen des *Pomp. nigr.* charakterisirt sich doch sogleich als ein wahrer *Pompilus*, und dürfte schwerer, als die übrigen Abarten, auf den *Sal. 6-punctatus* zu beziehen seyn.) No. 3. *Chrysis refulgens: scutello producto, capite thoraceque viridibus, abdomine aureo, ano integro, 5 Linien lang.* (Von *Chrysis Panzeri* nicht nur durch die angegebenen habituellen Merkmale, sondern generisch verschieden. Sie ist eine wahre *Chrysis*, diese hingegen ein *Hedychrum*, wenn nicht, was eine weitere Untersuchung ausweisen muß, eine von beiden Gattungen abweichende Modification der natürlichen Gattungssphäre.) In dem Anhang zu dieser Beschreibung wird eine Eintheilung der Gattung *Chrysis* versucht, und *Chrysis calens* F. als eigene Gattung getrennt, (ob gleich in den aufgeführten analytischen Charakteren der Mundtheile noch kein hinlänglich scharfer Unterschied von *Hedychrum* zu liegen scheint. Das Labium ist nicht abgerundet, sondern tief 2-lappig, mit abgerundeten Lappen. Unterscheidender ist der Verlauf des Flügelgeäders, und, nach dem Vf., der nur 4-ringige Unterleib; doch dürfte die Zahl der Abdominalsegmente überhaupt nicht von solcher Wichtigkeit für Gattungsabtheilungen seyn, als der Vf. zu glauben scheint, und noch unsicherer bey der Gattung *Chrysis*, wo die letzten Abschnitte in eine häutige, mit dem Stachel zurückziehbare Röhre contrahirt sind, und daher leicht zu einer Täuschung Anlaß geben können. Die auffallende, im Habitus ausgedrückte, Differenz dieser Art muß also ihre constitutiven Gattungsmerkmale noch von wiederholten und neu angestellten Untersuchungen erwarten. Gegen den vom Vf. gewählten Gattungsnamen: *Stilbum*, haben

wir die Übereinstimmung mit einer von Perfoon errichteten Schwammgattung in Anregung zu bringen.) — No. 5. *Pompilus elegans: niger thorace postice, abdomineque antice rubris, punctis tribus abdominalibus albis.* (Eine sehr zierliche Art, 5 Linien lang; vom *Pompilus variegatus*, mit dem ihn Hr. Sp. vergleichen möchte, schon durch seine Kleinheit, und durch die ganz verschiedene Farbenvertheilung sehr abweichend.) No. 6. *Larra micans, tota atra, coeruleo micans*; 10 Linien lang. Wahrscheinlich das Weibchen eines *Pompilus*, und fast nur durch die sehr beträchtliche Grösse von *Pompilus niger* Panz. zu unterscheiden. No. 7. *Larra 6-maculata Nigra, abdomine maculis 6 cinereis* — nur 3 Lin. lang. Sehr selten; wird nunmehr von dem Vf. gleichfalls den *Pompilis* zugezählt. Wir können darüber, da uns die Abbildung keine hinlänglich klare Anschauung giebt, nichts entscheiden; die *Larra micans* aber nähert sich in ihrem Baue sehr auffallend den dreien dem Rec. bekannten Arten der Gattung *Tachytes* Panz. Nähere Untersuchungen müssen erst einem weiteren Urtheil vorarbeiten. — No. 8. *Astata nitida*, 4 Linien lang. (Kann nicht füglich zu *Astata* Lat. *Tiphia* (*Dimorpha*) *abdominalis* Panz. gebracht werden, sondern gehört vielmehr zu der Gattung *Tachytes*. Eine, dem Rec. bekannte, grössere, aber gleichfalls ganz schwarze Art mit silberschimmernden Mündchen auf den Ringen des Hinterleibs, verbindet sie, auch habituell, sehr schön mit dem *Tachytes tricolor*. Vielleicht ist aber auch diese ganze Gattung näher mit der Gattung *Pompilus* verwandt, als man auf den ersten Anblick glauben sollte. No. 9. *Polochrum*, eine neu errichtete Gattung, die zwischen *Sapyga* und *Scolia* in der Mitte steht, und sich auf die sehr gute Zerlegung der Mundtheile der einzigen, von dem Vf. im Jahr 1805 entdeckten, Art dieser Gattung fest gründet. Ein vorzüglich ausgezeichnetes Merkmal gewähren die am Grunde hornartigen und bauchigen, oberwärts in einen kurzen, häutigen, schmalen, an der Spitze gewimperten und fast pinselförmigen Fortsatz auslaufenden Maxillen; die Mandibeln sind stumpf 3zählig; die Maxillarpalpen 6-gliedrig, die Labialpalpen 4-gliedrig — beide mit kurzen, fast herzförmigen Gliedern. Die Lippe 3-theilig, ihre Seitenlappen kürzer als der mittlere, schmal, stumpf, der mittlere herzförmig, breit. Die hieher gehörige Art nennt Sp. *Polochrum repandum: nigrum, capite thoraceque flavo-maculatis, abdomine fasciis 6 repandis, flavis.* Länge des Männchens 9, des Weibchens 10 Lin. Die 2te Kupfertafel giebt sowohl von dem Aussehen des ganzen Insekts, als von den Gattungsmerkmalen, eine sehr deutliche Vorstellung, und geht hierin den übrigen, auf den beiden dem Werk beygefüigten Tafeln enthaltenen, Abbildungen, die fast alle hier als neu beschriebenen Arten darstellen, um vieles vor, obgleich es mehreren dieser letzteren gleichfalls nicht an dem erforderlichen charakteristischen Ausdruck fehlt. Doch sind sie nicht die vorzüglichste Seite des Werks. No. 10. *Scolia abdominalis: hispida, nigra, abdominis segmentis duobus ferrugineis.* (Vielleicht eher eine *Tiphia*, oder doch mit mehreren aus dieser Gattung,

z. B. der *Tiphia collaris* F., zu einer neuen Gattung zu vereinigen.) No. 11. *Cerceris tricineta: nigra, abdominis segmentis tribus flavo-marginatis.* (Es giebt kleine Stücke des *Philaanthus emarginatus* Fabr., auf welche die hier angegebenen Merkmale und die Abbildung nicht übel passen, und der Vf. selbst scheint, nach einer Note, nicht abgeneigt, seinetricincta hieher zu beziehen.) No. 12. *Bombus ligusticus* — ist *Bremus scutellatus* Jur. — No. 13. *Bombus thoracicus: hirsutus niger, thorace, abdominisque basi fulvis*  $7\frac{1}{2}$  Linie lang — wahrscheinlich neu. No. 14 (durch einen Druckfehler steht hier No. 12) *Megachile Latreillii: mandibulis tuberculatis, fronte cornigera, ventre lana nigra*, eine äusserst merkwürdige Art aus der Verwandtschaft der *Anthophora bicornis*, *fronticornis* etc., die sich durch den seltsamen Bau ihrer Kinnbacken sehr auszeichnet, und nach dem Vf. um Genua häufig vorkommen soll. Auch an dieser Art finden wir die Farbenverschiedenheit der Geschlechter, wie sie analogisch in der Familie *Apis* \* \* c. 2. d. der Illigerschen Übersicht (Magazin für Insectenkunde 5tr Band) durchgreift. Das Weibchen schwarz mit metallisch bläulichem Hinterleibe, blafs — oder gelblich behaart; das Männchen ganz metallisch, der Thorax stark rothgelb behaart, die schopfige Stirne unbewehrt, der Hinterleib fast nackt, sehr glänzend. Es unterscheidet sich von dem Männchen der *Anthophora bicornis* vorzüglich durch den sehr stark ausgeänderten After. — No. 15. *Apis mellifica ligustica* Unstreitig der interessanteste Aufsatz des ganzen Werks, der aber, leider, seiner Ausführlichkeit wegen hier nur leicht berührt werden kann. Der Vf. hat es fast ausser allen Zweifel gesetzt, das die südliche Honigbiene von der nördlichen specifisch verschieden, und nur durch ein Übersehen der Entomologen mit ihr blindlings verwirrt worden sey. Aristoteles erwähnt dieser Art als der einigsten und vorzüglichsten: (vielleicht kannte er unsere Honigbiene gar nicht, sondern nur Varietäten eben dieser) die Neueren schrieben meistens Linné's von der nördlichen Biene entlehnte Diagnose nach, oder wenn sie, wie z. B. Reaumur: Mem. Tom. 6. Tab. 25. Fig. 16 — oder Della Rocca (*Traité sur les abeilles*) bey Aufzählung der Varietäten auf diese ligustische anzuspielen scheinen: so fügt sich doch ihre Schilderung nicht so in die eigenthümlicheren Merkmale derselben, das man berechtigt wäre, diejenige Form, die sie vor sich hatten, für identisch mit ihr zu halten. Wir mögen übrigens, wie, nach des Vfs. Bemerkung (Misp.), Fabricius bereits gethan hat, die *Apis ligustica* für eine eigne Art oder nur für eine merkwürdige, dem südlichen Himmel in Regsamkeit und Sitten angebildete Spielart des Einen Stammes, mit Latreille anerkennen — in jeder Hinsicht verdient Hr. Spinola für diese, von ihm mit so vielem Fleisse und Scharffinn verfolgte Entdeckung den Dank der Naturforscher, und vielleicht selbst der Ökonomen. Die Unterscheidungsmerkmale der *Apis mellifica ligustica* (richtiger vielleicht, im Gegensatz mit der nördlichen, *australis* oder *meridionalis*, oder lieber mit Aristoteles *Apis varia*) stützen sich, nach des Vfs. Eintheilung, auf folgende Hauptrückfich-

en: — 1) Auf die Gröfse und Statu: sie ist kleiner als die nördliche (das Weibchen 9, die Geschlechtslose etwa 5 Lin. lang) etwas gedrungener; — 2) auf die Farbe: Kopf und Thorax schwarz, rothgelb behaart. Der Hinterleib des Weibchens nach vorne ganz rothgelb, das 2te, 3te und 4te Segment am Rande schwarz, das 5te und 6te ganz schwarz, die Schenkel schwarz, Schienen und Tarsen rothgelb. Bey der Arbeits-Biene sind die 3 ersten Segmente des Hinterleibes am Grunde breit, braungelb, in lebhafter Färbung. Auch die Haare des Körpers sind lebhafter gefärbt, als bey unserer Honigbiene. Bey Varietäten führt das Schildchen 2 braungelbliche Punkte; übrigens fand der Vf. alle Individuen eines ganzen Schwarms, die er genau untersuchte, völlig übereinstimmend, und bemerkte keine einzige im Übergang zu der unter uns einheimischen Art begriffene Bildung; — 3) Auch in Hinsicht der übrigen Eigenschaften weicht diese Art von der nördlichen ab. Sie ist sanfter, behender und schneller im Fluge, und weit eifriger im Honigsammeln, auch soll ihr Honig besser und wohlgeschmeckender seyn, was wohl nicht allein der Beschaffenheit der sie umgebenden Pflanzen zugeschrieben werden kann; — 4) Sie scheint endlich, blofs in dem Süden Europas verbreitet, diesem vorzüglich anzugehören, welches gleichfalls als ein Theilmoment ihres specifischen Charakters von dem Vf. mit in Anschlag gebracht wird. — No. 16. *Melecta nigra: hirta, tota nigra, alis hyalinis, apice fusciscentibus*; (die *Melecta punctata*, die der Vf. hieher ziehen möchte, kommt zwar zuweilen, durch Abreibung, ganz schwarz vor, unterscheidet sich aber doch auch in diesem Gewande von der hier beschriebenen Art durch das bewehrte Schildchen, das von dem Vf. zwar nicht näher berührt wird, in der Abbildung aber als unbewehrt erscheint. Rec. kennt nur Weibchen der *Melecta punctata*. Sollte das Männchen sich vielleicht durch fehlende Schilddornen, nach Analogie verwandter Familien, auszeichnen?) — No. 17. *Melecta fasciculata: nigra, fronte, thorace antice, abdomineque fasciculis 4 albidis*. (*Andrena funebris* Panz. LV. 5, ist eine wahre Andrene, und kann daher hier nicht angeführt werden. Synonym dieser *Melecta* ist *Apis albopunctata* Rossi.) — No. 18. *Nomada rufiventris: nigra, cinereo pubescens, abdomine rufo, subtus linea e punctis nigris*, glaubt Hr. Spinola als das Weibchen der *Nomada germanica* betrachten zu müssen; dem aber widerspricht die Panzersche Abbildung, die von dem Herausgeber der deutschen Fauna selbst mit der *germanica* vereinigt worden ist. Wir müssen noch bemerken, daß Illiger, nach Kirby, schon eine mit *Nomada flava* sehr nah verwandte Art mit demselben Namen aufgeführt hat, daher diese, wenn nicht vielleicht die Kirby'sche Art in die Reihe der Spielarten zurücktreten sollte, einen anderen Namen erhalten müßte.

Da wir in der Darstellung dieses ersten Abschnitts, ohne es zu wollen, schon weitläufiger geworden sind, als der Bestimmung dieser Anzeige gemäß seyn dürfte, wollen wir die andere Hälfte dieser Schrift nur schnell vorübergehend berühren, — p. 60 (Mscpt.). Die sichersten Basen einer Gattungseintheilung der Ichneumoniden geben die Grundsätze des Jurin-

schen Systems, in Verbindung mit der Berücksichtigung der Zahl der Palpenglieder, und der Ringe des Unterleibs. Diejenigen Gattungen, deren Maxillarpalpen 5-, die Labialpalpen 4-gliedrig sind, lassen sich am füglichsten nach den Flügelzellen untertheilen. *Microgaster* und *Bracon*, beide mit 5-gliedrigen Maxillar- und 3-gliedrigen Labialpalpen, unterscheiden sich durch die Mandibeln, die bey letzterer Gattung klaffend vorge Streckt, und gleichsam in einen Schnabel verlängert sind. (Der Verfasser besitzt 27 Arten der Gattung *Bracon*, die sämmtlich um Genua gefunden werden. Diejenigen Arten endlich, die durch 6-gliedrige Maxillar- und 4-gliedrige Labialpalpen sich auszeichnen, zerfallen, nach der Zahl der Leibringe, in 3 Gattungen: *Chelonus*, mit einem einzigen Segmente, *Stegalyphus*, mit 3—4, *Bassus* mit mehr als 4 Abdominalsegmenten. — Nach dieser Eintheilung wird der Vf. in 2 Theile, die Ichneumoniden des ligurischen Gebiets erläutern, und damit zugleich eine (sehr würdigenwerthe) Bearbeitung der Fabricius'schen Gattungen *Diplolepis*, *Cleptes*, *Eucharis* und der übrigen an diese Sphäre sich anschliessenden, kleinen Piezaten (die 5 und 6te Piezatenfamilie bey Latreille) verbinden. P. 68. *Pompilus gibbus* F. ist das Männchen des *Pomp. fuscus*, wie Rec. längst vermuthete. P. 73 z. *Bembex rostrata* fügt nun die beygeschriebene Note als seit dem Erscheinen dieses Theils gemachte Entdeckung, noch die Arten: *Glaucia* F. *olivacea* F. und *oculata* Panz. P. 76. *Scolia 4 punctata* F. ist *Scolia punctata* Rossi. Sie differirt auch in Deutschland in 6—4 und selbst, doch sehr selten, mit nur 2 deutlichen Punkten des Hinterleibs. Daß *Sc. signata* Panz. von *bifasciata* F. specifisch verschieden sey, scheint uns immer noch sehr zweifelhaft. P. 78. Von *Elis cincta* fand der Vf. nur Männchen, und konnte, alle angewandten Mühe ungeachtet, kein Weibchen entdecken. Er vermuthet daher, daß dieses flügellos seyn möge. P. 82. *Eumenes coangustata* (*vespa coangustata* Rossi.) scheint, da dieses Insect im Ausdruck der Farben wechselt, mit *Eumenes petiolata* Fab. in Verbindung gebracht werden zu können. P. 84. Die *Vespa oculata* Fab. bildet bey dem Vf. eine neue, sehr schön begründete Gattung: *Ryngchium* (*Ryngchium* von *ῥύγγος*). — Über die künstlichen und habituellen Gattungscharaktere der kirbyschen Melitten wird viel Treffendes gesagt, wobey nur zu bedauern ist, daß der Vf. von Kirby's Werk bey dieser Arbeit keinen Gebrauch machen konnte. P. 139. Die hier geäußerte Vermuthung des Vfs., daß *Anthophora tunensis* und *adunca* Fab. nur Geschlechtsverschiedenheiten seyn möchten, hat sich in der Folge vollkommen bestätigt. Er fand beide in einem Neste; die *Anthoph. adunca* ist das Männchen. — Wir können uns hier nicht bey den interessanten Folgerungen verweilen, die sich aus dieser Entdeckung herleiten ließen, und glaube überhaupt genug gethan zu haben, um diese Schrift nicht ohne die, mit Recht zu fördernden, Belege der Entomologen zu empfehlen. Druck und Papier sind sehr schön; nur Schade, daß die Nachlässigkeit oder Unwissenheit des Setzers den Text mit so vielen entstellenden Druckfehlern belastet hat.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 J A N U A R, 1808.

## G E S C H I C H T E.

TÜBINGEN, gedr. b. Reufs u. Schmidt, auf Kosten des Verf.: *Versuch einer kirchlich-politischen Landes- und Cultur-Geschichte von Württemberg bis zur Reformation*, in zweien Theilen, von M. D. F. Clefs, Diac. in Göppingen (jetzt in Schorndorf). I Theil. 1806. 651 S. (3 fl.) II Theil. I Abtheil. Gmünd, gedr. b. Ritter, in Commission der Mezlerischen Buchhandl. zu Stuttgart. 1807. VI u. 496 S. gr. 8. (2 fl. 15 kr.)

Über den Werth dieses Werkes darf, nach des Rec. Überzeugung, auch vor einem größeren Publicum, ausserhalb Württemberg, die Rede seyn. Der Gegenstand betrifft einen Theil Deutschlands und einen Theil der gemeinschaftlichen alten Verfassung und Lage, die, so viel sie auch in älteren und neueren Zeiten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, doch in mancher Rücksicht noch nicht gehörig ins Licht gestellt sind. Der Verf. hat zu seinem Unternehmen eine nicht gewöhnliche Bekanntschaft mit einem wenig besuchten Gebiete der älteren Literatur mitgebracht; er ist überdies durch höhere Vergünstigung in den Stand gesetzt worden, *Archival-Quellen* zu benutzen, und er giebt nun, in leichtfließender Darstellung, das Resultat langer und mühsamer, und nur durch besondere Vorliebe für seinen Gegenstand rege gehaltener, Forschungen.

Dadurch hat er gegründeten Anspruch auf die Achtung und den Dank aller Geschichtsfreunde, gesetzt auch, daß der Plan, den er für die Darstellung seiner Untersuchungen gewählt hat, nicht für alle befriedigend seyn sollte.

Rec. will sein Urtheil, noch weiter aus einander setzen, und zugleich, insbesondere für Leser, die das Buch noch nicht selbst kennen, auf das Wichtigste des Inhalts und die dadurch gewordene reine Ausbeute für ältere Literatur und Geschichte aufmerksam machen.

Den Titel des Werks erklärt der Vf. selbst in der Vorrede näher: „Es soll eine Geschichte Württembergs enthalten, die vorzüglich aus dem Gesichtspuncte der allmählichen Bildung und Entwicklung seiner kirchlichen Gestalt ausgeht, und unter diesem alles dasjenige zusammenfaßt, was sich von der Geschichte seiner Verfassung, seines Wachstums, seiner sittlichen und intellectuellen Cultur sagen läßt. Die Geschichte der Staaten, setzt er hinzu, bietet zu einer solchen Arbeit so häufige Belege und Aufforderungen dar, daß man sich nur darüber wundern muß, daß keiner der weltlichen deutschen Staaten eine  
J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

dergleichen aufweisen kann.“ Der I Theil enthält größtentheils nur *allgemeine* Einleitung. Diefes forderte theils der Gegenstand, insofern die *vor-württembergische Landes-Geschichte* mit der Geschichte des übrigen südwestlichen Deutschlands zusammenfällt; theils der Plan des Vfs., um Leser von verschiedenen Classen erst *vorzubereiten*. Das Letztere war bey einem Gegenstande, der bis jetzt aus Unkenntniß noch so manche Vorurtheile gegen sich hatte, nichts weniger als überflüssig. Das I Buch dieses Theiles geht bis zum carolingischen Zeitalter, zeigt die ältesten Zeiten der Alemannen, die Anfänge des Christenthums, und dann die Grundlage zur besonderen Landes- und Kloster-Geschichte dieses Zeitraums. In dem ersten Cap. ist nicht bloß ausgeschrieben, was wir in zehn anderen Einleitungen in die deutsche Geschichte aus Cäsar und Tacitus schon gelesen haben; es sind vielmehr sowohl diese Schriftsteller selbst, als die neuesten Untersuchungen darüber mit Sachkenntniß geprüft, und die Resultate für die Landesgeschichte sogleich in nähere Anwendung gebracht. Rec. zeichnet hier nur aus, was über Privatlandeigenthum, S. 5, nach *Tac. Germ. c. 26*, und *Cæs. de B. G. VI*, 22 gesagt ist. — Den Übergang zur Einführung des *Christenthums* macht die Untersuchung über die ersten *Bischöfe* der umliegenden Gegend; ein Gegenstand, der längst einer genaueren Beleuchtung bedurfte. Anziehender und neuer ist die Geschichte der *irländischen Missionairs*, die gleich mit Anfang des 7. Jahrh. in Ober-Deutschland zu thun fanden. Der Vf. erläutert bey diesem Anlaß die Grenzen des Bisthums Costanz aus der alten Urkunde K. Dagoberts I (S. 64). Dann die erste Stiftung von Hirsau und Reichenau (S. 73, 75). Bey den Verdiensten des Bonifacius, (der übrigens Alemannen nicht näher angeht,) sind (aus dem *Indic. pagan.* bey *Eckard. Rev. Franc. T. I.*) diejenigen *heidnischen Gebräuche* ausgehoben, von welchen sich aus den ältesten Zeiten noch Spuren erhalten haben, wiewohl dem Rec. scheint, daß verschiedenes davon noch einer natürlicheren Erklärung bedürfe, als bey *Eckard* geschehen ist.

Mit Recht geht der Vf. sodann auf die Verdienste der ersten Mönche um die *Agricultur* über, als dasjenige, worauf die Klöster *bey ihrem Anfang* vielleicht den meisten, wo nicht einzigen, öffentlichen Einfluß gehabt. Was *Hegewisch* zuletzt darüber gesagt hat, wird von dem Vf. in näherer Beziehung auf Schwaben untersucht. Die ältesten Spuren vom *Weinbau* werden aus *Neugart. Cod. dipl. Alem.* angeführt. Für die alte Topographie hat Hr. *Clefs* das besondere Verdienst sich erworben, daß er aus den

ältesten Schenkungen an die umliegenden Bisthümer und Klöster zusammengestellt hat, was aus dem jetzigen württemberg. Lande schon im 8 Jahrhundert genannt wird. (Man sieht daraus den frühen Anbau des Landes.) Beyläufig erklärt er verschiedene alte Benennungen: die *Baar*, Bertoldes *Bara*, ein ober-schwäbischer *Gap*, bedeutet ohne Zweifel nichts anderes, als einen Verwaltungsdistrict (*Baronie*), welche schon unter den ersten fränkischen Königen an mächtige Familien verliehen wurde; (dabey hat man nicht nöthig, mit *Hüllmann bar*, *baro* für das Wurzelwort von *Bauer* anzunehmen, oder mit *Tschudi* die *Bojer* für die Einwohner der *Baar* zu halten.)

Das II B. des ersten Theils, welches das caroling. Zeitalter in sich begreift, enthält 2 allgemeine Abhandlungen von beträchtlichem Umfang. 1) *Kirchlich politische Einrichtungen und Gesetze* in Beziehung auf Alemannien (S. 124 — 275). Mit vorzüglichem Fleiße sind in diesem und in dem folg. Cap. die sämmtlichen alten Gesetzsammlungen, politische, kirchliche (und mönchische) gebraucht worden. — Zur Bestimmung von dem Alter des *alemannischen* Gesetzes wird beyläufig bemerkt, daß auch die späteren Zusätze zu einer Zeit verfaßt worden seyn müssen, wo man von einer allgemeinen Zehendpflichtigkeit noch nichts wußte. (Sollte nicht auch das Alter des allgemein darin angesetzten Strafgeldes, der Schillinge, *solidi*, Aufschluß geben können?) — Die wichtigsten Gegenstände in der Geschichte der Klöster, die *Erwerbungen*, *Erwerbungskäufe*, die rechtlichen *Formen* und *Administration* des Erworbenen, sind gleich für diese erstere Periode von dem Vf. so viel möglich in ein System gebracht, worin aber jeder allgemeine Satz mit Beyspielen von schwäb. Klöstern erläutert werden konnte. Das nämliche findet auch Statt bey der Darstellung der äußeren Verhältnisse der Klöster. — 2) *Geschichte des Mönchswesens* (im caroling. Zeitalter), ist noch ausführlicher als das erste Cap. Die trockenen Auszüge aus Benedicts Regel u. a. hat der Vf. mit Anekdoten aus den schätzbaren alten SS. S. *Gall* gewürzt. Diese Abhandlung geht übrigens beynahe ausschließlich die Benedictiner-Klöster an, insofern eben dieser Orden auf die erste Cultivirung Alemanniens den meisten Einfluß gehabt hat. Wer schon aus *Schroech* und *Planck* das Allgemeine der Orden und den inneren Organismus der Klöster kennt, wird hier manche individuelle Züge mit Vergnügen bemerken. Für andere ist hier eine ziemlich genaue (um es so auszudrücken) Naturgeschichte der Mönche. Das 3te Cap. bereitet aus den bisherigen auf die nähere Geschichte der schwäbischen Hierarchien (Bisthümer) und Klöster, ebenfalls im caroling. Zeitalter, vor. Das Leben verschiedener merkwürdiger Bischöfe, von dem Vf. hin und wieder angebracht, enthält Züge, die das Zeitalter sehr gut erläutern. Kritische Untersuchungen über die Stiftung von *Khwangon* (S. 367) und dessen älteste Urkunden; über *Murrhard* (S. 386), *Laufen* (S. 393), *Oberstorf* (S. 395) beweisen, daß der Vf. hier nicht neu ist. Das letzte Cap. des II Buchs:

*literar. Zustand Schwabens und Verdienste der Mönche um denselben*, von der Mitte des 8 bis Mitte 11 Jahrhunderts, giebt auch nähere Beyträge zu *Etichorn's Gesch. der Künste und Wissenschaften* aus diesem Theile Deutschlands. Die wissenschaftlichen Fächer werden der Reihe nach durchgegangen. — Merkwürdig ist eine Nachricht von dem Glossarium des *Iso* von St. Gallen (S. 609). — Daß Hirsau an *Witichinds* Bildung Antheil habe, wird S. 618 gezeigt, und die Verdienste des *Herm. Contr.*, den wir in seiner neueren Gestalt dem P. *Uffermann* danken, werden mit Recht ausgehoben (S. 621). Möchten doch seine beiden, bis jetzt noch nicht aufgefundenen Lebensbeschreibungen von K. Conrad II und Heinrich III bey der gegenwärtigen Aufräumung der Klöster gefunden werden! — Daß und wie auch *Legenden* von dem Geschichtschreiber nicht zu verschmähen seyen, ist S. 626 recht gut gesagt. — Vom Mönch Herold wird erzählt, er habe als Seelforger bey seinen Gemeinden sich ein so großes Zutrauen erworben, daß auch Kranke sich schon halb geheilt glaubten, wenn er den schadhafte Theil nur berührte oder streichelte S. 632. — Das Verzeichniß von der reichenausfischen Bücherey (Bibliothek) läßt wünschen, daß die Väter der Constanz. Kirchenversammlung das Entlehnte auch wieder zurückgegeben hätten.

Wie die ersten christlichen Institute, hauptsächlich unter den Händen der Mönche, und durch sie auf Landes-Cultur, auf politische, moralische und intellectuelle Cultur dieses Zeitalters im Allgemeinen eingewirkt, ist die Aufgabe des I Theils. — Der II Theil verfolgt nun, nach der Vorrede des ersten, die *besonderen* Gegenstände, welche in einer *kirchlichen Staatsgeschichte* in Erwägung kommen, bloß an der Hand der *würtemb. Geschichte*, und zwar mit noch besonderer Beschränkung auf die in *Alt-Württemberg* gelegenen Klöster. Bey diesem Plane war es ein glücklicher Gedanke, *Hirschau* als Musterkloster voraus abzuhandeln (I B.). Es ragt unter den Klöstern dieses Zeitalters eben so hervor, als der Abt *Wilhelm* unter den Äbten. Was überdies alte Klöster mit einander gemein haben, war hinreichend an Einem zu zeigen. Ihre individuellen Schicksale und die Eigenthümlichkeiten ihrer inneren oder äußeren Lage hat der Vf. unter den besonderen Abschriften, wohin diese gehören, als Beyspiele anzubringen nicht vergessen. — Das II B. giebt eine *Darstellung* der (jetzigen) *württembergischen Lande* nach den *Besitzungen* der (abgegangenen) *schwäb. Dynasten*: 34 zum Theil berühmte Häuser, ohne den niederen Adel. Der Vf. scheint hier durch seine Materialien von dem bisherigen Plan abgeleitet worden zu seyn; man findet aber bald, daß auch hier das Verhältniß gegen die Klöster die Hauptidee ist. Die meisten dieser Häuser haben bey ihren Verdiensten um diese zugleich sich selbst geschwächt, nur Württemberg nicht. Vaterländische Geschichtsfreunde erhalten hier zu den älteren Werken von *Sattler* u. a. manche gute Zusätze; Notizen, welche zum Theil auch schon pragmatisch zusammengestellt sind, wie der Abriss der Gesch. der Grafen von *Hel-*



*fenstein* (deren Verfall als Gegenstück von der gleichzeitigen Aufnahme der würt. Grafen aufgestellt werden könnte). Über das Einzelne erlaubt sich Rec. hier noch einige Bemerkungen einzuschalten.

Dafs die Stammväter von *Züringen*, die *Bertolde*, Grafen des *Breisgau*s, mit den älteren gleichnamigen Grafen der *Baar* von einerley Stamm gewesen, S. 170, wird nur dadurch nicht wahrscheinlich, dafs das Haus *Züringen* bey seinem Aufblühen und bey feinen ausgedehnten Besitzungen gerade in der *Baar* keine solche hat. — Der Vf. ist nicht abgeneigt, S. 155 die Herren von *Zimmern*, oder wenigstens die in Schwaben vorkommenden Ortsnamen von dieser Endung, von den alten *Cimbriern* abzuleiten (die Unterschrift: *Comes de Cymberen* wäre auch nicht dagegen); allein es ist nur hier der Ort nicht, zu zeigen, a) dafs es sehr unwahrscheinlich ist, dafs die *cimbrischen* Horden vor oder nach ihrer Niederlage diese Gegend erreicht haben; b) dafs es eher die *Teutonen* waren, die aber durclaus von den *Cimbriern* unterschieden werden; c) dafs überhaupt jeder Unbefangene sieht, dafs die Ortsnamen und Endungen *Zimmern* ein späteres deutsches Wort sind, wie die Endung *heim* u. a. — Die Aufnahme des würt. Haufes, zu einer Zeit, da viele andere abgingen, wird (mit *Spötler*, würt. Gesch. S. 14) hauptsächlich darin gesucht S. 223 f., dafs die Grafen den religiösen Ehrenpunkt (das Stiften); der den anderen so verderblich war, glücklich zu umgehen wußten. Dagegen ist zu bemerken, dafs gerade in der Periode der eigentlichen Stiftungen keines jener berühmteren Häuser arm geworden ist, sondern erst in den späteren Perioden, da die Klöster schon reich genug waren, sich als *Leihhäuser* für die gekleidbedürftigen Dynasten aufzuwerfen; also nicht das *Stiften*, sondern das *Verpfänden* war das eigentliche Verderben der Familien. Wer einmal damit in die Hände der Mönche fiel, der war freylich verloren; das zeigt am auffallendsten die Geschichte der mächtigen Pfalzgrafen von *Tübingen*, die der Vf. auch sehr ausführlich und gründlich dargelegt hat. Die Grafen von *Helfenstein* machten die nämliche Erfahrung gegen die Stadt *Ulm*.

Was Hr. C. schon im I Th. S. 114, und II Th. S. 221 über die ältesten Nachrichten von dem Namen *Württemberg* sagt, läßt es doch nicht ganz unwahrscheinlich, dafs *Wirttemberg* (so wird es ursprünglich geschrieben,) vom *Wirten - Gau*, *Viorotengau*, seinen Namen habe. Ein zweyter, nicht weit davon entlegener Gau hieß *Wirin - Gau*. Die Einwendung des Vfs, dafs das *Schloß* *Wirttemberg* durch den *Neckar* vom *Wirtengau* getrennt gewesen sey, und eher zum *Romsgau* gehört habe, könnte dadurch widerlegt werden, dafs Abweichungen dieser Art nicht ungewöhnlich sind. Das *Chron. Gotwic.* zählt *Ingersheim* zum *Murr - Gau*, ungeachtet es eine Stunde unter dem Einfluß der *Murr* ebenfalls auf der entgegengesetzten Seite des *Neckars* liegt. — Statt *Gegen* — *Kayser Rudolph* S. 221 muß gesetzt werden: *K. Heinrich IV.*

Was der Vf. in dem letzten Cap. von den Verhältnissen des niederen Adels sagt, zeugt nicht allein von seiner Bekanntschaft mit einer Menge hieher gehöriger Urkunden, sondern auch von seiner Abstractions-Gabe, aus den einzelnen Fällen die allgemeinen Gesetze abzuleiten. Noch mehr zeugt für letzteres das III Buch: „*Allgemeine Betrachtungen über den Zustand Deutschlands und Schwabens, und die darin liegenden Veranlassungen, Klöster zu stiften, oder reichlich zu begaben, und die Ursachen ihres Wachstums.*“ S. 237 — fin. Rec. hat diesen Abschnitt mit dem meisten Vergnügen gelesen, hauptsächlich weil durchgehends die besonderen Fälle aus der Geschichte der würt. Klöster so treffend angebracht sind. Er enthält sich mit Mühe, die näheren Belege hier auszuziehen, um den Lesern zu zeigen, dafs sie hier nichts weniger, als allgemeine, trockene Reflexionen finden.

Die vielen hieher gehörigen Numern, zum Theil nach denselben Gesichtspuncten wie im II B. des ersten Theils, lassen sich unter 3 Hauptparthieen bringen: 1) *Veranlassungen* zu Stiftungen, auch der Einfluß der *Kreuzzüge* wird berührt, aber nur zwey wirkliche Beyspiele konnten angeführt werden S. 239 f., dann die *Formen* und *Formalitäten* der Stiftungen; hernach die besonderen *Erwerbsarten* bey kleineren Stiftungen. „Nichts zu verschmähen, wenn es auch noch so unbedeutend schien,“ blieb Hauptgrundsatz. Bey der ersten Dürftigkeit der Klöster wird ihr ferneres Verdienst um *Agricultur*, *Wein* und *Obstbau* gewürdigt, S. 260. — Es darf vielleicht auf mehrere Urkunden angewandt werden, was aus der Stiftungs-Urkunde von *Maulbronn* gezeigt wird, dafs der dazu gewidmete Platz nur damals nicht angebaut war, S. 246; wiewohl der eigentliche Beweisgrund, dafs der Ort schon zehndbar gewesen, dem Rec. noch nicht erschöpfend scheint. — 2) *Sicherstellung* des Erworbenen durch *Privilegien* von Päbsten, Bischöfen, Kaisern, Landesherren. Hier wird hauptsächlich die wichtige Materie von den *Schirmvogteien* (*Advocaten*, *Kastvogteien*,)) nach allen ihren Zweigen und Verhältnissen gründlich und befriedigend abgehandelt. Dann die Verhältnisse der Klöster zum *Reich*, zur *Landesherrschaft*, zufolge der durch die *Privilegien* erhaltenen Rechte und Gegenstände. Zuletzt die Verhältnisse der Klöster, besonders ökonomische, gegen die *Untergebenen*. In dem letzteren findet man eine wirklich recht anziehende Ausführung des bekannten: „Unter'm Krummstab ist gut wohnen;“ und schon in den allgemeinen Bemerkungen zeigt der Vf. (S. 420: f.), wie diese Verhältnisse nach den Begriffen ihrer Zeit, nicht nach unsern Ansichten geschätzt werden müssen: (Wie treffend hat *Montesquieu* gesagt: „*Transporter dans ces Siècles reculés toutes les idées du Siècle où on vit, c'est des sources de l'erreur, celle, qui est la plus féconde.*“) Es wird sogar dem Leser eine wohlthätige Empfindung machen, über dieser Schilderung sich einige Augenblicke zu vergessen: 3) *Verfall* der Klöster, und Mittel, ihnen wieder aufzuhel-

fen; (ist zwar nicht in der Überschrift dieses dritten Buchs ausgedrückt, wird aber auch noch hier abgehandelt.) Es betrifft sowohl den moralischen, als ökonomischen Verfall. Unter der Aufschrift: ausgetretene Mönche, wird das Schicksal *Holzingers* eingeschaltet, der sich in der würtemb. Geschichte berühmt gemacht hat.

Die II Abtheilung des 2 Theils, die nächsten erscheinen soll, verspricht noch a) eine gedrängte *statistische* Geschichte der *Klöster* und *Stifter* von *Altwürttemberg*; b) einen kurzen Umriss der Geschichte des *geistlichen Staatsrechts*, und besonders der Verhältnisse der ehemaligen *Prälaten* zum Lande und zum Reiche, und das Benehmen der *würtemb. Grafen* gegen sie; c) endlich eine Geschichte der *Weltgeistlichkeit*, der religiösen Anstalten, der Volksstimmung, der Sitten, Gebräuche etc. der Gelehrsamkeit.

Dies sey hinreichend, um unseren Lesern zu zeigen, daß es diesem Werke nicht an Reichhaltigkeit fehlt. — Der Vf. hat, ohne es ausdrücklich zu sagen, mit dieser kirchlich-politischen Landes- und Cultur-Geschichte nichts anderes als eine Geschichte der Klöster nach jenen Gesichtspunkten gegeben, und das ganz natürlich, weil diese lange Zeit, (bis zum Aufblühen der Universitäten) beynahe die einzigen und wichtigsten Institute zur Landes- und Volks-Cultur gewesen sind. — Nur ganz Unwissende könnten sagen, daß eine Geschichte jener Institute nun ganz überflüssig sey, da sie selbst nicht mehr sind. Unserer Zeit, die ihre letzten Überreste vertilgt hat, geiztes, diese, von uns nur in ihrem letzten und entarteten Zustande gekannten, Institute unparteyisch nach ihrem wahren, ursprünglichen Werthe zu würdigen, so wie es hier ein Protestant gethan hat. — Es wäre zu wünschen, daß

dasselbe auch nun mit der deutschen Reichsverfassung geschähe, nachdem sie, die so oft die Fehler der Zeit und der Menschen auf ihre Rechnung nehmen mußte, vor unseren Augen zu Grabe getragen worden. —

In Ansehung des *Planes*, den der Vf. seiner Arbeit untergelegt hat, wird allerdings eine bestimmtere Einheit und eine leichtere Übersicht des Ganzen vermisst. Jenes gesteht der Vf. selbst, bemerkt aber zugleich, „daß das weit strengere Gesetz, Wiederholungen möglichst zu vermeiden, die bey solchen in einander laufenden Gegenständen sich sonst so oft unvermerkt einschleichen, (allerdings, besonders wenn derselbe Gegenstand durch mehrere Perioden hindurchgeführt wird,) ihn bewogen habe, Materien an Orten einzuschalten, wo sie eigentlich nicht hingehörten.“ Für die Erleichterung der Übersicht ist übrigens im II Theil bereits durch ein ausführliches Inhaltsverzeichniß gesorgt, und am Ende sollen die nöthigen Register nachgetragen werden. Auch die eingeschlichenen, ziemlich häufigen Druckfehler sind zur Verbesserung angemerkt. — Die Hauptsache ist: wir erhalten hier eine beträchtliche Sammlung reichhaltiger Materialien, bereits geprüft, nach den Hauptmaterien geordnet, und im Zusammenhange verarbeitet, so daß sie dem, der sie zu nützen versteht, schätzbare Resultate an die Hand geben werden. Möchte nur der Vf. in den Zeitverhältnissen Aufmunterung genug finden, seine Geschichte nicht bloß auf die Reformation, wo er sich an die gelehrten Arbeiten seines ehemaligen Lehrers, Dr. *Schnurver's*, anschließen will, sondern noch bis auf den Zeitpunkt fortzuführen, wo die württembergischen Klöster aufgehört haben, eine wichtigere Rolle in der Geschichte zu spielen.

— C. —

## K U R Z E A N Z E I G E N.

**SCHÖNE KÜNSTE.** *Breslau*, b. Buchheister: *Des Räuberhaupt's Exners' Leben, Thaten, Gefangenschaft, Flucht (auf dem Transport nach Sibirien) und schreckliches Ende.* Ohne Jahrzahl. 35 S. 8. (6 Gr.). Man findet hier einige von seinen Spitzbubenreichen zusammengetragen, welche den Jahrmärktsbesuchern nicht unwillkommen seyn werden. Wie E. aber von seinem Transporte nach Sibirien entkommen, erfährt man nicht. Was S. 15 von seiner Gesichtsbildung gesagt wird, ist albern, übertrieben. „Seine Gesichtszüge, entfernt von *Zagheit* einer schwachen Seele sowohl, als von der Frechheit eines vollendeten Räubers, zeigten so viel Ruhe des Gewissens, Offenheit und Ergebung in das Schicksal, daß man sie vielleicht nur in dem Ideale eines Christuskopfes wiederfinden könnte.“ — Angehängt findet man den actenmäßigen Bericht des königl. Justizcommissarius Ludwig in Goldberg über das Leben-ende Exners, und ein Gespräch im Reiche der Todten zwischen E. und dem schwarzen Friedrich. Dies letztere ist unter aller Kritik. Nur eine Stelle daraus zur Probe. „Es war in der Nacht — als wir zur Expedition ausrückten, nachdem wir uns vorher mit Speise und Trank recht bene gethan, und: Ein freyes Leben führen wir u. f. w. gehörig abgorgelt, auch dem berühmten Verfasser Schiller, ohnerachtet derselbe schon das Zeitliche gesegnet, ein schallendes Vivat gebracht hatten, weil dieß Lied nicht nur zu Thaten anfeuert und begeistert, sondern auch die Furcht vor Galgen und Rad so ziemlich verkleinert — wahrlich! hier wurden ihm für diese Verse mehr herzlicher und inniger Dank gezollt, als alle Bühnen Deutschlands, *inclusive* Straßburgs,

durch die diesem Dichtergenie zu Ehren veranstaltete *Todtenfeier* — für seine sämmtlichen Werke.“ — Ach! laßt sie ruhn die Todten!

u. o.

**LEIPZIG und WIEN**, b. Doll: *Schwänke, Erzählungen und Mährchen.* Von *Georg Gottfried Bürger*. 1803. 228 S. 8. (20 Gr.) Der Witz des Verfassers ist nicht ohne Würze, und seine Laune angenehm. Es herrscht ein fröhlicher Geist in seinen Gebilden, dem nur bisweilen noch die Manier, sich auszudrücken, abgeht. Besonders wohl gelungen ist die erste Erzählung: die segnenden Derwische, oder die Kraft des Buchstabens. Der Vf. hat das Märchentümliche wohl aufzufinden gewußt. Die dritte Erzählung, die Todtenköpfe, ist versificirt. Wir nehmen daraus eine Stelle zur Probe:

Der ungelenke Wagen droht  
Vom ebenen Wege, Seine Gnaden  
In nachbarlichen Sumpf und Koth  
Des nahen Grabens auszuladen!  
Doch Hanns verdoppelt Hieb und Stoß;  
Was kümmert ihn die Geisterstunde?  
Jetzt, schon um Mittagszeit, läßt er vom Höllenschlunde  
Zehntausend frische Teufel los.  
Er flucht, treibt an, und heidi! hott!  
Wird's Fuhrwerk endlich wieder flott.

Der Ausgang des Rekruten ist matt, so wie überhaupt an der ganzen Erzählung nicht viel ist. Die *Münchhausaden*, die den Be-schluss machen, lassen sich gut lesen.

App.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 JANUAR, 1808.

## SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Epigrammatische Anthologie*. Herausgegeben von Joh. Christoph Friedrich Haug und Friedrich Christian Weisser, 1807. Erster Theil. V und 253 S. Zweyter Theil. 309 S. 8. (2 Thlr.)

Als in dem alexandrinischen Zeitalter der griechischen Poesie auch zur Nachahmung die Kraft oder die Luft erschöpft war, begnügte man sich, aus den vorhandenen alten Dichterblumen neue Kränze zu winden, und *Anthologien* schliessen den Cyklus der hellenischen Bildung. *Italiens Petrarchisten* erneuten diese traurige Erscheinung, weil auch sie nach nichts Höherem strebten, als die Blüten ihres grossen Sängers mit unermüdlichem Spiel wieder und immer wieder neu zu gestalten, zu verbinden oder zu umgeben. Und die in England herrschend gewordenen, sogenannten kritischen Bemühungen um *Shakespeare* bezeichnen ohngefähr die nämliche Stufe der brittischen Literatur, ihre erschöpfte Produktionskraft und verfliegte Energie. Auch in Deutschland hat man seit einiger Zeit, zum Theil mit Fleiss und Aufwand, *Blumenlesen* veranstaltet, die jedoch nicht zu vermengen sind mit dem schönen Bestreben Einiger, vergessenen oder dem gänzlichen Untergang nahen Denkmälern ältester Poesie neues Leben zu verleihen. Einer Seits zwar dürfen wir uns damit trösten, dass bey uns jeder Schriftsteller zu isolirt dasteht, um eine ganze literarische Generation auf seinem Abwege nach sich reissen zu können, so wie auch Niemand einen Theil seiner Höhe oder Verderbtheit dem *Jahrhundert* zuschreiben darf, dessen Glied sich kein Deutscher nennen kann. Anderer Seits aber ist diese Beschlossenheit des Individuums in sich selbst die handgreiflichste Bewährung von *Wilhelm Schlegels* Paradoxon, *Europa* 2ten Bnds. 1stes St. S. 4. dass wir eigentlich noch gar keine Literatur besitzen, nur ein Chaos von Strebungen, ohne inneren Zusammenhang, gemeinschaftliches Ziel und naturgemässes Entstehen aus etwas Früherem sowohl, als Zeugung etwas nothwendig daraus hervorgehenden Späteren. Der Kreislauf des Werdens, Blühens und Vergehens, dessen grösstes Bild uns die organische Geschichte der griechischen Kunst darbietet, kommt bey uns nur in jedem Einzelnen, oft in kaum bemerkbarer Kleinheit, zur Klarheit der Erscheinung, und beschreibt seine Bahn, statt in der Freyheit Eines grossen Völkerlebens, im verschlossenen Inneren vieler

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

unzusammenhängender Wesen. Wenn also der Hang zu Anthologien in einer *Literatur* dem Genius der *Nation* sein Ende verkündet, so kann er bey uns nur dem Anthologen selbst die Erschöpfung seiner Originalität, und was daran hängt, andeuten. *Ramlers* obnehin dürftiger Geist verknöcherte vollends über seinen kritischen Studien, und *Matthiassons* Wischen und Putzen an fremden Geisteswerken löschte von seinen eigenen späteren den zauberhaften Farbenduft, der seinen früheren manchen Freund gewonnen hatte. Von der neuesten Epigrammen-Sammler poetischem Leben hat inzwischen auch vorher nichts verlauten wollen.

Durch das bis hieher Gesagte soll darum dem Werth einer mit *historischem Sinn* unternommenen Anthologie nichts von ihrem Werth entzogen werden. Die Poesie selbst ist der Poesie treueste Geschichte. Wem müste also nicht, um sogleich die Anwendung auf unseren Gegenstand zu machen, eine nach der Zeitfolge geordnete Sammlung der deutschen Epigrammendichter, von den ersten Ursprüngen dieser Gattung anhebend, und mit hinlänglicher Literaturkenntnis sowohl, als poetischem Sinn fortgeführt, eine willkommene Erscheinung seyn? Dass die Herren *Haug* und *Weisser* wirklich einen solchen wissenschaftlichen Zweck haben, dass sie nicht frivoler Lesesucht huldigen und ihr Vorschub thun wollen, setzen wir billig voraus. Es ist also zu untersuchen, in wie weit jenes würdige Ziel von ihnen erreicht worden; und deswegen vor allem die Einrichtung des Unternehmens, und der Inhalt der vor uns liegenden zwey ersten Bände kurz anzugeben. — Sie enthalten in chronologischer Ordnung folgende *sechswind zwanzig* Epigrammatiker vom Jahre 1584 an, bis 1729 herunter.

*Weckherlin*, von dem 24 Sinngedichte aufgenommen worden, unter die sich jedoch aus Versehen zwey fremde geschlichen haben, indem No. 23 von *Flemming*, unter dessen Epigrammen es sogar noch einmal N. 9 vorkommt, und N. 24 von *Adam Olearius* herrührt. *Zeiler*, 12 Epigr. *Zinkgraf*, 14 Epigramme. *Opitz*, 104 Epigr., bis auf vier eigene, alle Übersetz. aus der griechischen Anthologie, dem Martial, und einigen neueren Lateinern. *Adam Olearius*, 42 Epigr., von denen zu bemerken gewesen wäre, dass sie alle aus der Übers. von *Schich Saadi's persischem Rosenthal* entlehnt seyen. *Von Logau*, 340 Epigr. *Scherff*, 17 Epigr. *Homburg*, 9 Epigr. *Rist*, 10 Epigr. *Flemming*, 9 Epigr. *Schneuber*, 5 Epigr. — Der zweyte Theil fängt mit 41 Epigr. von *Tscherning* an.

X

Ihm folgen *Greifinger*, 14 Epigr. *Andreas Gryphius*, 49 Epigr. *Von Hofmannswaldau*, 4 Epigr. *Löber*, 24 Epigr. *Johann Grob*, 108 Epigr. Wir wissen es den Herausgebern besonderen Dank, daß sie uns aus den in Deutschland so gut wie völlig unbekannten Gedichten dieses trefflichen *Tockenburgers* eine ausgezeichnete reiche Auswahl mitgetheilt haben, um so mehr, als sein eigener Landsmann, *Füßli*, nur zwey Epigramme von ihm in die *allgemeine Blumenlese der Deutschen* T. 6, p. 140 u. 257 aufgenommen. *Zesen*, 4 Epigr. *Prasch*, 15 Epigr. *Mühlpsfort*, 2 Epigr. *Morhof*, 33 Epigr. *Paullin*, 12 Epigr. *Christian Gryphius*, von dem anzumerken gewesen wäre, daß er des *Andreas* Sohn sey, 20 Epigr. *Von Canitz*, 4 Epigramm. *Von Besser*, 12 Epigr. *Wernicke* endlich macht mit 193 Epigr. für diesmal den Beschluß. — Von jedem dieser Dichter sind — so weit sie bekannt — die Geburts- und Sterbe-Jahre, das Vaterland und die interessantesten Ereignisse seines Lebens kurz angegeben; doch so, daß man noch mancherley hinzu wünschen möchte: bey *Olearius* z. B. ist die für seine literarischen Arbeiten entscheidende Reise nach Persien mit keinem Wort erwähnt. Mit dem Text sind die Herausgg. eben so verfahren, wie *Matthiessen* mit dem der *lyr. Anthologie*: die Epigramme sind nicht nur von den Archaismen der Schreibart und einzelner Ausdrücke gesäubert; sondern sie haben auch dem Schönheitsinn der Sammler an zahllosen Stellen wesentliche Änderungen zu danken.

Um eine zweckmäßige Epigrammenlese zu veranstalten, müssen, unseres Bedünkens, die Herausgg. vor allen Dingen über die Grenzen ihres Gebiets mit sich selber einig seyn. Unsere Anthologen aber protestiren gleich in der Vorrede förmlich gegen Zumuthungen der Art, und wir haben uns demnach weniger zu verwundern, wenn wir eine und die andere bedeutende Lücke unausgefüllt finden. Denn hieraus besonders leiten wir es her, wenn wir das *Sonett* und das *Madrigal* ganz ausgeschlossen sehen, obgleich schon der alte *Caspar Ziegler* in der Vorr. zu seinen noch zu erwähnenden *Madrigalen*, S. 5, 6, die letzte dieser Dichtarten, und der neuere *Vincenzo Comaschi* in seinem 1792 erschienenen *Saggio su l' Epigramma Italiano* p. 3, 33, beide mit Recht unter die Epigramme zählen. Eine umfassende Definition desselben ist ziemlich leicht, wenn man sie, wie *Lessing*, *sämmtl. Schr.* T. I, S. 103, der von der Etymologie des Worts und seiner ersten Anwendung auf die vom Theseus am Isthmos errichtete Inschrift ausgeht, zuerst, *a priori* construierend, dahin festsetzt, das *Sinngedicht* sey ein *Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufschrift, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit Etwas zu befriedigen*, und man sodann alles geradezu verwirft, was sich nicht in die willkürliche Regel fügen will. Es könnte doch *Lessing* nicht unbekannt seyn, wie später zu grofser Allgemeinheit gelangte Classen der griech. Poesie von einem speciellen Umstand eine höchst specielle Be-

nennung empfingen, die sich auch in den Zeiten der Entwicklung erhielt, z. B. die *Tragödie*; daß ferner von den kleineren Gedichten das innere Wesen durch wenig feste Grenzlinien bedingt, und namentlich die *Elegie*, das *Eidyllion* und das *Epigramm* nur durch seine äußere Form oder Bestimmung, oft auch nicht einmal dadurch, unterschieden war. *Herder's* Theorie des *Sinngedichts* (*zerstr. Blätter* T. 2, p. 105 ff.) hat zwar unverkennbare Vorzüge vor der *Lessing'schen*, weil sie von allumfassenderen Gesichtspunkten ausgeht; gleichwohl wird auch sie spitzfindig im Aufsuchen einer allgemeinen Charakterähnlichkeit, und durch die endlich S. 145 angenommene, daß das *Epigramm* ein gegenwärtiges Object zu einem einzelnen festbestimmten Punkt der Lehre oder der Empfindung poetisch darstelle, oder wende und deute, erscheint sie zu gleicher Zeit zu eng und zu weit: jenes, weil in unzähligen trefflichen Gedichten dieser Gattung, besonders in den erotischen, wie in vielen des *Melaager*, im vierten Buch des *Tibullus*, und, um auch einen lebenden zu nennen, unter *Goethe's* venezianischen, die geforderte Pointe vergebens gesucht werden dürfte; zu weit aber wird sie, weil diese Bezeichnungen eben auf jedes einfache und auf fast alle Volkslieder passen, z. B. auf das schottische *O Edward, Edward* und *Großmutter Schlangenköchin*, (*Wunderhorn* S. 19) auf das *Haidenröslein* u. a. m. — In einer anonymen Schrift: *Unvorgreifliche Gedanken von deutschen Epigrammatibus*, Leipzig, 1698 heißt es S. 73: *Ein Epigramm ist eine gebundene Rede, welche in einer deutlichen Kürze etwas scharfsinniges von einer Person, That oder Sache vorträgt*. Da der Vf. den Ausdruck *scharfsinnig*, aus seinen Beyspielen zu schließen, überhaupt für poetisch gebraucht, so können wir ihm unseren vollen Beyfall für das so schlicht und wahr ausgedrückte nicht versagen. Denn auch wir sind der festen Meinung, daß jedes Bild des Lebens, jeder einzelne Anklang der menschlichen Brust, das Kleinste wie das Erhabenste, nur in anschaulicher Kürze dargestellt, sonst ohne irgend eine Regel für die Behandlungsweise, alles überhaupt, was sich nur irgend in die materiellen Bedingungen des Raums fügen will, dem *Epigramm* angehört. Den Raum zu bedingen ist freylich im gewöhnlichen Sinngedicht eine unmögliche Forderung, woraus allerdings einzelne nie zu lösende Verwicklungen, z. B. zwischen *Elegie* und *Epigramm*, entstehn. So wird es bey einigen *Goeth'schen* Poësieen, als *Röm. Eleg.* 8, 10, 11, und *Venez. Epigr.* 3, 101, 102, unmöglich seyn, zu sagen, welcher von beiden Gattungen sie mit dem größten Recht angehören. Aber wie die Italiäner durch eine stillschweigende Ubereinkunft das *Madrigal* in den Grenzen von 5 bis 15 Versen (in der älteren Zeit zwischen 6 und 12 s. *Fermows Gramm.* S. 832) erhalten, ein einziges sechszehnzeiliges vom *Gio. Battista Leoni* ausgenommen: so kann man dem Gefühl des Dichters, dem soviel anderes anheingestellt wird, auch wohl die Regel des Mafses im Epigramm anheimstellen. Das *Sonett* hat durch die Vollendung und liebliche Bestimmtheit seiner Form

entschiedene Vorzüge vor dem gereimten sowohl, als vor dem elegischen Epigramm, dessen Stelle es übrigen nebst dem *Madrigal* in der alten schönen Zeit der südlichen Poësie vertrat, so daß man das Sonett und *Madrigal* das *romantische Epigramm* nennen könnte. Denn jene Benennungen sind auch nur aus äußerlichen Bedingungen entsprungen, und ihre Objecte, so wie die Behandlung derselben, der von uns aufgestellten Definition des Sinngedichts völlig entsprechend. Vgl. *Schlegels Kritiken* T. 2, p. 87. Wirklich hat auch *Marini* mehrere Epigramme der griech. Anthologie, unter andern das berühmte *Platonische*, auf *Praxiteles Kypris*, T. 1, p. 170, 9. *Anal. Brunk*, als Sonette und *Madrigale*, und umgekehrt *Herder* die Sonette der *Faustina Zappi*, auch *Bouterwek* einige spanische des *Lupercio Argensola* und *Gongora*, in Distichen glücklich wiedergegeben. Ward auch *Alamanni* nach *Crescimbeni storia della volg. poes.* T. 1, p. 205, und *Quadrio storia d'ogni poes.* T. 3, p. 361, *späterhin* der Erfinder eines eigenen italienischen Epigramms: so hat er doch nur in der *Form* eine Neuerung bewirkt, die nach *Comaschi* nicht einmal viel Nachfolger gefunden zu haben scheint, und auch durch ihre Willkürlichkeit im Streit mit den höchst nothwendigen Weisen der alten großen Dichter liegt, die das Bedürfnis ihrer weichen Sprache und der zerfließenden Rhythmen in ihr besser gefühlt hatten. Demnach wäre zu wünschen gewesen, daß die Herausgg. auch aus den zahlreichen und oft trefflichen Sonetten und *Madrigalen* unserer älteren Dichter, eines *Weckherlin*, *Opitz*, *Schoch*, *Flemming* u. a. die vorzüglichsten ausgehoben hätten: um so mehr, als diese Nachahmungen südlicher Formen zu einer solchen Allgemeinheit gelangt waren, daß sie zum Charakter ihres Zeitalters gehörten, und uns ganze *Madrigalensammlungen* von dorthier übrig sind. Wir nennen hier nur *Caspar Ziegler*, (geb. 1621, gest. 1690, nebst *Hafslor*, der erste deutsche *Madrigalendichter*) *von den Madrigalen, nebst etlichen (50) Beyspielen*; und *Heinrich Bredelou* aus Königsberg, um 1680, *neue Madrigalien*, 51 an der Zahl, unter denen noch manche jeder Anthologie würdige Blume verborgen ist. —

Was nun die an den einzelnen Epigrammen modernisirten Sprachformen betrifft, so bewundern wir die auf Nichts verwendete Mühe der Herausgg.; denn wir können ihnen hierfür um so geringeren Dank wissen, als diese *Archaismen* nirgends oder doch an höchst wenigen Stellen das Verstehn erschweren. Auch ganz davon abgesehen, daß diese Sammlung auf die erwähnte Art allen Werth für die *Geschichte* unserer Sprache verloren hat, so ist doch nicht weniger durch diese Säuberungen ihr *ästhetisches* Verdienst so gut als vernichtet. Denn wer möchte wohl behaupten, daß sich die alten Constructionen, die nicht überall geändert werden konnten, mit so modernen und geglätteten Wörtern und Ausdrücken behängt, anders als unbeholfen und pedantisch ausnehmen, da sie, umgeben von einer angemessenen Sprache, kaum auffallen würden? — Aber frey-

lich durch eine unbeholfene Zusammenstellung des Alten und Neuen muß jenes veraltet und lächerlich scheinen, weil das überall Achtung gebietende Gefühl der Ganzheit dadurch aufgehoben wird. Es erfordert einen höchst verwöhnten Geschmack und ein absolutes Abhandenseyn des Sinnes für Totalität und deutsche Kernhaftigkeit, an diesem Abmodelln alles Originalen zu einer beliebten Manier ein Wohlgefallen zu finden; zumal wenn man dabey so gedankenlos zu Werke geht, wie unsere Herausgg. — Es ist eine von *Lessing sammtl. Schr.* T. I, S. 104, ohne daß er es zur Absicht hatte, geistvoll entwickelte Eigenheit der alten Epigrammatiker, besonders des *Olearius*, das Sinngedicht gewissermaßen schon in der Überschrift anzufangen, indem sie allein in dieser das Object nennen. So in *Logau's* unaussprechlich süßem Epigramm: *Der May*:

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,  
Daß sie jetzo seine Braut, künftig seine Mutter werde.

Wem wird es nicht ungleich reizender in dieser seiner ursprünglichen Gestalt seyn, als nach der empfindsamen, soviel Charakteristisches verwischenden Änderung:

Holder May, du bist ein Kuß u. s. w. — ?

Was aber die wesentlichen *Correcturen* an Worten und Ausdrücken, an Sätzen und ganzen Versen anlangt, so glauben wir uns dagegen nicht stark genug erklären zu können. Haben denn diese und andere Verbesserer gar keine Achtung vor fremdem Eigenthum; keine Ahndung von einem anderen Genius als dem ihren, dem sie alle untergeordnet machen wollen? Glauben sie, einem Gedicht, das einmal keinen inneren Werth hat, durch kleinliche Schnitzereyen am Äußeren welchen geben zu können? und wo jener Statt findet, bedarf es da ihrer Nachhülfe? — Wollten sich die Herausgg. dieser mühseligen Arbeit, von der die wenigsten Epigramme verschont geblieben sind, durchaus nicht entziehen: so wäre doch wohl in der Vorr. von den dabey befolgten Grundsätzen Rechenschaft zu geben; wäre doch wohl vor allen Dingen ein Verzeichniß der ursprünglichen Lesarten beyzufügen gewesen. Dafür wissen wir jetzt niemals, *wen* wir lesen, und müssen uns überall auf den richtigen Sinn unserer Anthologen verlassen, von welchem man bey einiger Vergleichung unmöglich eine günstige Meinung fassen kann, da sie überall nur einzelne Worte im Auge haben, und darüber das Verhältniß der Theile oder die Idee des Ganzen häufig vernichten. So hat folgendes, wohlangelegtes Epigramm des *Andreas Gryphius*:

Du lebst nicht, wie du lehrst: das ärgert die Gemein,  
Daß Lehr' und Leben nicht bey dir stimmt überein.  
Sie irret, du bist recht: du zeigst uns mit beiden,  
Durch Lehren was zu thun; durch Laster, was zu meiden.

diese entstellenden Veränderungen erleiden müssen:

Du lebst nicht, wie du lehrst, und wer es übel nimmt  
Daß Lehr' und Leben nicht bey dir zusammenstimmt.

*Thut Unrecht: denn du zeigst mit beiden,  
Mit Lehren, was zu thun, mit Thaten, was zu meiden.*

wo höchstens die Verwandlung von *Laster* in *Tha-*  
*ten* entschuldigt werden kann. — Wenn *Opitzens*  
Übers. von *Martial*. 4. 59. *Die Natter im Bernstein*:

Indem die Natter kreucht, wo fette Bäume stehn,  
Fleust Bernsteinharz um sie, und läßt sie nicht entgehn.  
Als sie sich nun so sieht vom dicken Thau umgeben,  
Verstarrt sie, und das Harz befruchtet ihr Leib und Leben.  
Dein königliches Grab vergleicht sich nicht hierzu:  
Dieses Thier, Kleopatra, liegt edler noch als du.

durch unsere Anthologen so umgestaltet ist:

*Die Natter kreucht, wo fette Bäume stehn;  
Das Bernsteinharz läßt sie nicht weiter gehn.  
Zuletzt, vom süßen Thau umgeben,  
Erstarrt sie, und verliert das Leben,  
Kleopatra, dein Grab war königlich:  
Doch einer Natter Grab beschümet dich.*

so wollen wir nicht bey den vielen Verrenkun-  
gen und Verschlechterungen im Einzelnen verwei-  
len, sondern nur überhaupt bemerken, daß sich  
hier, wie an unzähligen anderen Stellen, die Indi-  
vidualität der Herausgeber besonders in der franzö-  
sischen Tendenz zur metrischen Formlosigkeit und  
zur Vernachlässigung des metrischen und mechani-  
schen Theils, der im Epigramm nicht eben der un-  
bedeutendste ist, sehr vernehmlich ausspricht. Ge-  
fiele es den Herren *Haug* und *Weisser* doch lieber,  
sich ein Beyspiel zu nehmen an dem Fleiß und der  
Strenge ihrer alten wackern Vorgänger, als sie  
zu ihrer eigenen unangenehmen Nachlässigkeit  
hinunterzuziehen!

Daß die Herausg. nicht bloß ursprünglich deut-  
schen, sondern auch verdeutschten, Sinngedichten  
einen Platz in ihrer Sammlung bestimmen, wird ih-  
nen jeder Dank wissen. Nur scheint auch dabey ihre  
Art zu verfahren nicht die richtige; indem sie uns  
aus dem Zeitalter, in welchem wir noch gar keine  
Übersetzungskunst besaßen, eine Menge Verdeut-  
schungen, besonders von *Opitz* und *Olearius*, mit-  
theilen, deren vierter Theil schon hinreichend ge-  
wesen wäre, jene Periode zu charakterisiren. Auch  
hätte man billig keine Stücke in alten Übers. aufneh-  
men sollen, von denen wir neuere und bessere ha-

ben, welches von den meisten *Opitzischen* nach *Mar-*  
*tialis* gilt. Endlich wäre es Pflicht der Herausgg. ge-  
wesen, bey den bloß übertragenen Sinngedichten,  
mindestens durch Nennung des eigentlichen Vfs.,  
darauf hinzuweisen, und da wir ihnen sonst nicht  
nachzugesagen können, daß sie irgend eine Mühe scheuen,  
so hätten wir wohl auf eine vollständige Nachwei-  
fung des jedesmaligen Originals hoffen dürfen, wo-  
bey ihnen unter anderen die *Breslauer* Ausg. des  
*Opitz* von 1690 sehr behülflich gewesen seyn würde.  
Wenn sie übrigens von den Männern, auf deren Über-  
setzungen sie besonders Rücksicht zu nehmen geden-  
ken, nur *Ramler*, *Lessing*, *Herder*, *Kuh* und *Kretschmann*  
nennen: so wollen wir nicht hoffen, daß die Weg-  
lassung der Namen *Voss* und *Jakobs* hier von böser  
Vorbedeutung sey, da wir doch dem ersten die gelun-  
gensten Übersetzungen, und dem letzteren die reich-  
ste Auswahl aus den Epigrammen der griech. Antholo-  
gie (*Tempe*, von F. J. Leipz. 1803. 2 Bde.) verdanken.

Befremdend aber ist es uns, daß wir mehrere  
Dichter übergangen finden, die mit Ehren neben  
manchem der aufgenommenen bestehen können,  
und auch durch ihr anderweitiges Einwirken auf den  
Geist der Zeit hier einen Platz erwarten durften. Zu  
diesen rechnen wir besonders *Georg Neumarch* geb.  
1621. gest. 1681; *Daniel Caspar von Lohenstein* geb.  
1635. gest. 1683; *Gottfried Finckelthausen*, dessen Pe-  
riode uns J. 1640 fällt; *Heinr. Anselm von Ziegler und*  
*Kliphausen* geb. 1663. gest. 1697, dessen *Schauplatz*  
*der Zeit* mehr denn tausend Epigramme enthält, und  
*Joh. Georg Schöck*, in der fruchtbringenden Gesell-  
schaft *der Grünende*, der um 1660 geblüht, und 400  
Epigramme hinterlassen hat. Ferner führt *Koch*, im  
Compend. d. deutsch. Literaturgesch. T. I. p. 210,  
einen *Georg Martini* an, der 1654 einen Band deut-  
scher Epigramme zu *Bremen* herausgegeben haben  
soll: und endlich hätten wir gern einige von *Alme-*  
*sus* 1667 erschienenen *Ringelgedichten* (*Musae cyclo-*  
*pædes*, nicht *cyclopes*, wie bey *Jücher* steht) auf-  
genommen gesehen, weil auch sie unter das Epigramm  
gehören, und — wenn auch kein sonderliches poë-  
tisches Genie — so doch eine bewundernswürdige  
Gewandtheit im Reimen verrathen.

(Der Beschlus folgt.)

## KURZE ANZEIGEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Leipzig, b. Fleischer  
d. J.: *Gründliche Unterweisung in der englischen Sprache*  
oder *Darstellung aller Regeln der englischen Sprache, erläu-*  
*tert durch deutliche vom Leichten zum Schweren aufsteigende*  
*Beispiele*. Verfaßt von F. W. Haussner. 1803. 400 S. 8.  
(1 Thlr. 8 Gr.). Wir können uns bey der Anzeige dieser  
Grammatik ganz kurz fassen. Ihr Inhalt hält in genügendem  
Grade, was der Titel verspricht. Die Lehre von der Aus-  
sprache ist richtig, faßlich und ausführlich vorgetragen. Um  
die Erörterung der syntaktischen Regeln hat sich der Vf. be-  
sondere Mühe gegeben. Für Anfänger dürfte indessen diese  
Sprachlehre zu weitläufig seyn. Sie ist wohl vornnehmlich  
den Lehrern des Englischen zu empfehlen, deren vielen es  
noch an einer richtigen Kenntniß der Theorie mangelt.  
Oh.

VERMICHTE SCHRIFTEN. *Über die Ursachen der gro-*  
*ßm. um 16 Aug. 1807 in München, den*  
*lichten entgegengesetzt vom k. bayerischen Obri-*

*ßen Adrian von Riedl*. Dieses Pamphlet, worin der Vf., son-  
derbar genug, die bayerische Regierung des Leichtsinns be-  
schuldigt, soll zeigen, daß dem Isarfluß eine Breite von 1000  
Schuh unterhalb München hätte gegeben werden müssen.  
Es beweist aber die völlige Unbekanntschaft des Vfs. mit  
den Elementen der Hydrometrie, und daß die Regierung sehr  
wohl daran gethan hat, ihn von aller Theilnahme an den  
Wasserbaugeschäften zu entfernen. Ubrigens darf man auch  
nur seinen fehlerhaften Stromadras von Bayern, von welchem  
in der Lentnerschen Buchhandlung zwey Lieferungen erschie-  
nen sind, durchgehen, um sich von der Ignoranz des Vfs. zu  
überzeugen, und zugleich einzusehen, daß der Isarfluß schon  
vor mehreren Jahren — vielleicht durch den Vf. selbst —  
bis auf 300 Schuhe eingeschränkt war. Außerdem beweisen  
die in der bayerischen Nationalzeitung No. 217 v. J. angege-  
benen Wasserhöhen, daß der Isarfluß eben zwischen den  
neuesten Bauwerken 5 bis 15 Schuhe niedriger, als oberhalb  
derselben stand; so daß es Unsinn wäre, diesen die Anschwel-  
lung vom 16 Aug. v. J. bezumessen. W.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 JANUAR. 1808.

## SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH, b. Orell, Füßli und Comp.: *Epigrammatische Anthologie*. Herausgegeben von J. C. Fr. Haug und Fr. Ch. Weisser u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Mit dem Schönheitsgefühl, welches die Herausg. bey der Auswahl der einzelnen Epigramme von jedem Dichter geleitet hat, können wir im Ganzen zufrieden seyn. In Erwägung der bey einigen Epigrammatikern, z. B. bey Logan und Wernike, ungeweinen materiellen Schwierigkeiten, und bedenkend, dass auch wir nichts als unser individuelles Gefühl dem der Herausg. substituiren würden, scheint es uns unbillig und unnütz, *seines poetischen Werthes wegen* etwas weg oder hinzu zu wünschen, und wir enthalten uns gänzlich davon. Dagegen finden wir auf eine allgemeine und höhere Forderung bey uns Auslesen gar keine Rücksicht genommen. Unserer Meinung nach nämlich sollten die von jedem einzelnen Dichter mitgetheilten Epigramme so ausgewählt und geordnet werden, dass sie gleichsam die farbigen, für sich unbedeutenden Steinchen sind, aus denen der fleissige Künstler das Musivgemälde componirt, das den Genius so wie das erreichte Ziel ihrer Verfasser hieroglyphisch zu einer leichten und bestimmten Anschauung bringt. Wie wenig aber daran gedacht ist, von den verschiedenen Gattungen des Epigramms, die jeder Einzelne cultivirt hat, instructive Proben zu geben; wie sogar bey einigen Dichtern die Art, in der sie das vorzüglichste geleistet, ganz übersehen ist, davon nur zwey, aber desto auffallendere, Beyspiele. Unter den abgedruckten Epigrammen des Opitz befinden sich, wie gesagt, nur vier eigene (No. 35, 38, 77 und 79), in denen er als ein Mann von tüchtigem Verstand und gesundem Witz, doch nicht eben ausgezeichnet, erscheint; da er hingegen an Anmuth und Zartheit im erotischen Sinngedicht seinen griechischen Mustern nahe kommt, und alle seine Zeitgenossen überglänzt. Wäre statt der unendlichen Überfl. aus dem *Martialis* dies Sinngedicht:

Ihr Lichter, die man sieht am hohen Himmel schweben,  
Ruft auf von ihrem Schlaf, erwecket mir mein Leben.  
Wollt ihr denn nicht? Gewiss, ihr merkt, wenn sie erwacht,  
Dass ihrer Augen Zier euch ganz zu Schanden macht.

oder das folgende:

Als neulich ich mein Lieb umsing mit vielen Küssen,  
Erleucht sie gar hoch, und machte sich berauscht.

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

Ihr höchster Schmerz war, wie die Vermuthung giebt,  
Dass diese Schmerzen sich zu eilends würden schliessen.

und noch einige diesen ähnliche nicht übergangen worden, so würde das aufgestellte Bild des Opitz nicht des schönsten und bedeutendsten Zuges ermangeln. — Des Andreas Gryphius strenger Geist erscheint im satyrischen Epigramm durchgängig derb und plump, niemals witzig, im objectiven oder rein poetischen und im zärtlichen steif und geschroben. So sehen wir ihn in unserer Anthologie, weil sie nicht Eines seiner geistlichen aufgenommen hat, in denen er sich bewundernswürdig sinnreich und anmuthig zeigt, z. B. in dem *über die Geburt unseres Herrn Jesu*:

Willkommen, süsse Nacht, die du des Tages Last  
Und des Gesetzes Joch ganz von uns weggenommen:  
Die du, indem das Licht ist von dem Himmel kommen,  
Anstatt des Monden: Gott; der Sterne: Engel hast.

oder in einem anderen: *über den Tod des Herrn*.

Mein Leben wirkt den Tod, und Christus Tod mein Leben;  
Was nicht mein Blühen will, kann sein Verdorren geben.

Aber es hat bereits ein Bibliothekar der schönen Redekünste von *Matthiassens lyr. Anthol.* bemerkt, sie könne witzig eine Satyre in 20 Bänden auf gewisse Neuerungen in unserer Poesie genannt werden: und wir glauben in diesem Überhüpfen der geistlichen Epigramme — so wie in einigen anderen, bereits erwähnten Lücken — eine ähnliche abwendende Offensive gegen das Bessere, ein schwaches Widerstreben gegen den mächtigen Strom von Poesie und Religion, der die Zeit zu verjüngen begonnen hat, wahrzunehmen. Oder haben die Herausg. den frivolsten Theil des Jahrhunderts zu beleidigen gefürchtet? Oder endlich, mangelte es ihnen an Umsichtigkeit, die charakteristische Tendenz des 17 Jahrh. zum Religiösen und Kirchlichen im äusseren Leben, wie in den Werken der besten damaligen Dichter, eines Opitz, Flemming, des von Lessing wieder aus dem Staube gezogenen Andr. Scultetus u. a. zu bemerken? Wir hätten sehr gewünscht, dass sie ihrem Versprechen, *keine Gattung des Epigramms auszuschiessen* (Vorr. p. II), treu geblieben seyn, und uns das Vorzüglichste aus Ernst Stackmanns (geb. 1634, gest. 1712) *hundert geistlichen Madrigalen* und aus Sal. Franckens *madrigalischer Seelenlust über das heilige Leiden unseres Erlösers*; Arnstadt 1697, nicht vorenthalten haben möchten.

Wenn wir aus eben dem Grunde, aus welchem wir das Übersehn von Opitz erotischen und von Andr. Gryphius geistlichen Sinngedichten rügten, nichts

einzuwenden haben gegen die große Anzahl der von einigen Epigrammatikern, als von *Opitz*, *Logau*, *Grob* und *Wernike*, mitgetheilten Stücke, weil uns nämlich dadurch etwas Charakteristisches von ihnen, ihre Fruchtbare, gleichsam vor-Augen gerückt ist: so müssen wir es natürlich desto stärker mißbilligen, von anderen, besonders von *Mühlpfort*, *Hofmannswaldau*, *Zesen*, *Canitz* und *Schneuber*, so wenige Proben vorgelegt zu sehen, daß es durchaus unmöglich ist, aus diesen einen allgemeinen Schluß auf den Geist ihrer Verfasser zu machen. —

Wenn wir nach allem diesen den aufgewandten Fleiß und die Mühe der Herren *Haug* und *Weißer* nach ihrem Wesen betrachten, so finden wir, daß diese, wie jener, nur mechanisch war. Am deutlichsten wird dies, wenn wir uns in ihre historische Ansicht vom deutschen Epigramm, dessen Entstehungszeit sie erst in *Weckherlins* Periode anzunehmen scheinen, zu versetzen suchen: eine um so wichtigere Untersuchung, als nur aus ihren Resultaten der Geist des ursprünglich deutschen Epigramms entwickelt werden kann.

Als classisch in dieser Rücksicht stehe hier eine merkwürdige Äußerung *Lessings* aus einem Brief an *Herder*, die zu sehr mit unseren Ansichten zusammentrifft, als daß wir diesen nicht durch jene Gewicht geben sollten: „*Priamel*n, wovon jetzt noch kaum der Name mehr bekannt ist, waren im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert eine Art von kurzen Gedichten, die ich gern das ursprünglich deutsche Epigramm nennen möchte: alle moralischen Inhalts, obgleich nicht alle vom züchtigsten Ausdruck. Die wolkenbüttler Bibliothek besitzt davon ansehnliche Sammlungen, von mehr als Einer Hand geschrieben.“ *Sämmtl. Schr.* T. 29. S. 492, vgl. auch *Herders literar. Briefwechsel* im *T. Mercur.* Aug. 1782. S. 169. ff. und *Gräters Bragur.* T. 2. S. 332. Die Benennung *Priamel* ist von *Präambel* herzuleiten, daher es auch in dem von *Oberlin* edirten *Scherzischen Glossar* als „*Vorlauf daz der Harfner die luit in uff ze merken beweg*“ erklärt wird: das Eigenthümliche dieser kleinen Gedichte aber, besteht darin, daß sich an eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Subjecte, oder an mehrere Vordersätze am Ende ein einziges Prädicat, oder ein lang aufgesparter, auf die ganze Reihe angewandter Nachsatz füget, in dem die Gleichheit oder Unverträglichkeit, der Werth oder Unwerth der vorausgeschickten Begriffe oder Dinge mit einemmal bestimmt wird. *Eschenburg* hat uns in den *Denkmälern altdeutscher Dichtkunst* S. 394—432 aus einer wolkenb. Handschr., aus derselben, welche die *Bonerschen Fabeln* enthält, f. *Lessings Beytr. zur Gesch. und Lit.* St. 5. S. 23, drey und siebenzig dieser *Priameln* mitgetheilt, die in der That den gnomischen Dittichen der Griechen vollkommen analog sind, und *Lessings* angeführtes Urtheil bewahren. Mit diesen nun sollte eine geistvolle Epigrammenlese anheben, und sich sodann durch *Albrecht Dürer*, dessen wenige, aber ächt deutsche Sittensprüche in *Murrs Journal zur Kunstgeschichte*

T. 7. S. 99 zu finden sind; durch *Matthias Holzward*, von dessen sehr seltenem Buch *Kinderling* im *Bragur.* T. 3. S. 329 Nachrichten und Proben giebt; durch *Travendal* u. a. an *Weckherlin* und seine Nachfolger anschließen: um so mehr, als man von diesen ethischen Gedichten, zu denen sich die älteste deutsche Poesie mit entschiedenem Glück neigte, wie von den Gemälden des *Aglaophon* und *Polygnotos* (Plin. h. n. 35, 36, 1. Quintil. init. rhet. 12, 10, 3) rühmend sagen kann, daß ihr einziger oder auch nur ihr höchster Werth auf ihrem Alterthum beruhe.

Das treueste Bild seines Zeitalters, beginnt das deutsche Epigramm mit einer beschränkten, fast klösterlichen Ansicht des Lebens, das noch keinen höheren Werth kennt, als den moralischen. Gedingenheit der Gedanken, und einfältige Kraft in Sprüchen, Lehren und Bemerkungen mehr als Phantasie, leidenschaftlicher Ausdruck oder Wohlklang; fleißige Ausführung mehr als zierliche; bezeichnen diese erste Periode. — So wie sich die menschliche Existenz erweiterte, ward auch der Charakter des Epigramms allgemeiner; der Werth des Daseyns war gestiegen; der Mensch in ein größeres Leben eingegangen; griechische und südliche Anklänge hallen im Siangedicht wieder, das sich mit den ersten frischesten Blüten von Phantasie und Liebe schmückt. Die fleißige Darstellung wird anmuthig und reizend, ohne jedoch die ursprüngliche Strenge und Sorgfalt der Form zu verlassen. — Bis hieher haben uns die Herausgg. geführt, bis ans Ende der deutschen Literatur. Regen sich auch schon in einigen der jüngsten Dichter unserer Anthologie fremdartige Laute, so beginnt doch eigentlich erst mit *Benjamin Neukirch* die Tyranney französischer Regel, einer Tochter der Beschränktheit und der Arroganz. Das Epigramm hört auf Organ des Lebens zu seyn, weiß man Kunst und Natur als unvereinbare Gegentheile betrachtet, und gemeine Wirklichkeit zur letztern zählt, weil man sie nicht unter die erste rangiren kann. Weil man verlernt hat in die Tiefe des Daseyns zu dringen, spielt man auf der Oberfläche, und um nicht langweilig zu werden, erschöpft man sich in Erfindung moralischer Caricaturen und physischer Frazzen. *Lessing* kannte das griechische Epigramm nicht genug, um dem Greuel, der sich auch immer mehr zu äußerer Formlosigkeit neigte, mit der gewohnten Kraft Einhalt thun zu können. *Herder* war zu wenig Sohn seiner Zeit, und ihr zu schnell vorangeeilt, um auf sie wirken zu können. *Goethes* Epigramme endlich ergriffen, wie früher der *Werther* und der *Götz*, ihr Jahrhundert. Einzelne Männer, die Sinn haben für die ewige Bedeutung des Lebens, legten seitdem seine zartesten und vergänglichsten Blüten in zarten, aber unvergänglichen Gedichten nieder, in denen sich die intellectuelle und wissenschaftliche Höhe des Jahrhunderts, die erreichte technische Fertigkeit und die Kunde aller gebildeten Idiome mit dem edleren Geist der Dichter vereinigt. Wir nennen nur *Fried. Schlegel*, besonders in seines Bruders und *Tricks* Alma-

nach, S. 133—157, *Wilhelm Schlegel*, in seinem Sonetten und in der *Ehrenpforte* S. 11—20, und *Gustav von Brinkmann*.

Zwar die Herren *Haug* und *Weisser* gehören noch der alten französischen Parthey an; indess läßt uns ihre Vorrede hoffen, daß sie mindestens *Goethe*, dessen Epigramme sie übrigens nicht so aus einander reißen mögen, wie *Matthißen* in der lyr. Anthol. gethan hat, in welche sie gar nicht einmal gehören, *Schiller* und *Brinkmann* nicht ausschließen; und daß theils metrische Schwierigkeiten, theils das Urtheil der Zeitgenossen, diese vor Verbesserungen gnädig behüten werden.

In den nächsten Bänden unserer epigrammatischen Anthologie, welche die französirende Periode befaßten müssen, werden die Herausgg. ohne Zweifel etwas Genügenderes leisten, da hier weniger zu berücksichtigen ist, und das Charakteristische des Einzelnen sich in das große Meer allgemeiner Platttheit auflöst. Auch ihre kritische Silberwäsche wollen wir ihnen da vorläufig verzeihen, weil eben nichts zu verderben vorkommen wird, und weil sie nur im eigenen, längst bekannten und behandelten Stoff zu arbeiten haben. —

Hiemit hätten wir unsere Idee einer Epigrammenlese angedeutet, und die neueste unter den wirklich erschienenen danach geprüft. Wir könnten also für diesmal abtreten, wenn wir es nicht nothwendig achteten, bey weitläufigeren und ihrer Bestimmung nach bedeutenderen Werken auch deren relativen Werth, ihren Standpunct und ihr wissenschaftliches Verhältniß zu den neuesten Behandlungen desselben Gegenstandes, kurz anzugeben.

Von den älteren Epigrammenlesen, durch *Ramler*, *Füssli* und *Jördens*, kann nicht mehr die Rede seyn, da sie vergessen sind, und sie es ihrer chaotischen Anordnung wegen nicht anders verdienen. Wir haben also allein auf die neuerdings erschienene und bereits von einem andern Rec. im Decemberstück vom Jahre 1806 No. 304 unserer A. L. Z. ausführlich angezeigte *Schützische* Rücksicht zu nehmen.

Da die Einrichtung ebenfalls nach *Matthißen*s Vorbild getroffen ist, so bemerken wir gleich, daß es unverkennbar ist, wieviel vorbereiteter als Herr *Schütz* unsere Anthologen an Werk gegangen sind, ohne daß sie darum von sich rühmen, „sich, weil sie „sich seit mehreren Jahren in einer Darstellung der „Geschichte unserer vaterländischen Poesie beschäftigt, in dem Besitz aller dazu erforderlichen Hilfsmittel zu befinden.“ — Wir sehr es daran Herrn *Schütz* gemangelt, oder wie nachlässig er sich ihrer bedient habe, ergiebt sich daraus, daß bey ihm nur zehn von den sechs und zwanzig Epigrammatikern der *Haug*- und *Weisser*schen Samml. vorkommen, während diesen Keiner aus der *Schützischen* abgeht. Wie viel reichhaltiger jene seyn muß, ergiebt sich auch noch daraus, daß der Periode, die Herr *Schütz* auf 172 S. abfertigt, dort 562 S. gewidmet sind, wonach sich der historische Werth, der als die erste Bedin-

gung zu betrachten ist, und durch keine Supplementenbände hergestellt werden kann, unverkennbar auf die Seite der beiden *Stuttgarter* Sammler neigt. Dagegen können wir nicht leugnen, daß wir mit Hn. *Schütz*'s Behandlung des Vorhandenen, (wenn wir einige grobe Verfehn auf seine übertriebene Eilfertigkeit schieben,) ungleich zufriedener sind. Denn erstens hat er sich ungleich geringere und seltene Freyheiten gegen den Text seiner Autoren erlaubt, in denen er auch darum weniger verdirbt, weil er sich fast ganz auf die Sprache eingeschränkt. Wo er der Pointe des Sinngedichts mehr Relief zu geben sucht, wird er meistens plump und grob, wovon *Wernikes Weiber von Weinsberg* (S. 150 bey *Schütz*, vgl. mit S. 32 der vollst. züricher, durch *Bodmer* besorgten, Ausg. von 1763,) ein auffallendes Beyspiel liefern. — Sodann hat er die Epigramme der einzelnen Dichter zweckmäßiger auszulesen und wieder zusammen zu stellen gewußt, wovon die *Flemmingschen* am sprechendsten zeugen, dessen zärtliche denen von *Opitz* beynah gleichkommen, worauf die *Stuttgarter* Anthologie wirklich nicht führt. — Endlich danken wir es Hn. *Schütz*, daß er die kurzen Nachrichten vom Leben seiner Dichter auch mit literarischen Notizen über die besten Ausgaben derselben begleitet hat.

Auf diese Weise halten Beide, auch dem äußerem Gewande nach gleich gefällige, Sammlungen, einander so ziemlich das Gleichgewicht, und machen es unmöglich, eine der anderen bestimmt vorzuziehen oder nachzusetzen.

Sollten wir das Verhältniß beider zu einander im Allgemeinen angeben, so würden wir sagen, in der *Schützischen* werde überwiegender Geschmack, richtigere Ansicht vom Zweck im Ganzen und von der Dichter Genialität durch Ubereilung, Sorglosigkeit im Einzelnen, und unangenehmes Selbstvertrauen aufgewogen: während in der *Haug*- und *Weisser*schen Bedachtsamkeit, mühsamer Fleiß an Nebendingen und Anspruchlosigkeit dem Zwang falscher Ansichten und absoluter Geschmacklosigkeit erliegen. —

Wir verbinden hiemit die Anzeige eines in mehrerer Hinsicht nah verwandten Büchleins:

ZÜRICH, b. Orell, Füssli und Comp.: *Epigrammatische Spiele* von Joh. Chph. Friedr. Haug. 1807. 122 S. 8. (12 Gr.)

Es ist eine alte Bemerkung, daß Leute, die Eine und dieselbe, wenn auch unrichtige, Aussage oft und unverändert zu wiederholen haben, endlich selbst an die Wahrheit derselben zu glauben anfangen. Die Überzeugung des Publicums pflegt bey so bewandten Umständen selten auszubleiben, und durch eine ganz natürlich hervorgehende Wechselwirkung: besangen Sprecher und Hörer einander mehr und mehr, bis es zuletzt unmöglich wird, auszumachen, auf wen von beiden eigentlich die Schuld des herrschend gewordenen Irrthums falle. In unseren Tagen haben einige Dichtungsarten — namentlich die:

**Fabel, die Satyre und das Epigramm** — das Schicksal erfahren, daß sich in jeder derselben ein Individuum, keineswegs durch Red' und Ausspruch, sondern energischer durch unermüdete Bebauung des usurpirten Gebiets seinen Beruf urkundlich machend, als Herr und Meister constatirte. Weil ihre Fabeln, Satyren und Sinngedichte aus so unverfälschtem Born quollen und noch zu quellen scheinen, war es denn kein Wunder, wenn es allmählich Ton ward, sie für das anzuerkennen, wofür sie sich vielleicht selbst nicht halten. Das *Epigramm* hat Hr. Haug sich kräftigst vindicirt, seitdem er uns vor mehreren Jahren schon mit einem Tausend dergleichen beschenkte, zu welchem die vor uns liegenden *Spiele* abermals ein Doppelhundert in vier Büchern liefern. Daß in eine so enorme Menge von *Einfällen* — denn zum *Gedanken*, wie Schiller und Brinkmann, oder gar zum *Bilde*, wie in den *venezianischen Epigrammen*, versteigt sich Hr. Haug nie — mancher *einfältige* eingeschlichen ist, würden wir, als etwas Unvermeidliches, gern mit Schonung übersehn, wenn wir nur einigermaßen durch sinnreich und bedeutend gewählte, durch gefällig und kunstvoll gebildete Formen an regen Sinn und liebevolles Streben des Epigrammatisten erinnert würden. Aber gegenwärtig sind wir im *modernen Epigramm*, dessen zeitiger Repräsentant Hr. Haug ist, nur poetische Unformen zu finden gewohnt, in denen keine höhere Nothwendigkeit obwaltet, als die Bequemlichkeit

des Autors, welcher die Rhythmen, die Verslängen und die Reinverschlingungen nicht nach Regeln des Wohlklangs wählt, sondern sie auf gut Glück hinstellt, wie es ihm eben am leichtesten ist. — Bey den Epigrammen, die in eine ganz bestimmte, meist satyrische Spitze auslaufen, und nur auf die Überraschung, das heißt, auf Einmaliges Lesen, berechnet sind, möchte das noch so hingehn. Diejenigen aber, die, dem Spott entsagend, in den weiteren Kreis der antiken, elegischen Distichen streben — und deren finden sich in der vorliegenden Schrift eine Menge — ertragen diese Vernachlässigung nicht ungestraft, und rächen sich überdies durch ihr Mislungen in anderer Hinsicht an Hn. Haug, der auch in diesen das ihm zur Gewohnheit gewordene Haschen nach einer Pointe niemals verleugnen kann. Selbst der alte Brookes hat verhältnißmäßig mehr geleistet, und Logau, dessen unerschöpflicher Witz und feiner, oft bewundernswerth zarter, Sinn den ersten Rang im modernen Epigramm verdient, kann unserem Autor noch immer als Vorbild empfohlen werden. — Daß übrigens unter den aufs Zwerchfell berechneten Sinngedichten nicht wenige bey der ersten Lectüre ihren Zweck erreichen werden, gestehn wir gerne zu.

Zur besondern Zierde gereichen dem Büchlein die zahlreichen Aushängeschilder der überall angebrachten lateinischen und italienischen Motto's.

P.

## KURZE ANZEIGEN.

**SCHÖKE KÜNSTE.** Basel, b. Flick: *Das Wiedersehn.* Von K. M. Erb. Zwey Theile. 1803. 200 S. 8. (16 Gr.) Eine überspannte Einbildungskraft und eine unreife Schreibart sind der Charakter dieses Buchs. Alles übertreibt sich, und benimmt sich, von der Natur abweichend, seine Wirklichkeit: es schwebt kein freyer Geist über der kleinen Welt dieses Buchs. Ein sehr gutmüthiger Geist wohl; aber ohne Kraft, mehr als das zu seyn. Es wird zu viel empfunden, als daß es zu einer Empfindung kommen könnte. Die Art, sich auszudrücken, werden ein paar Beyspiele am besten darstellen. Wir wählen sie von den ersten Seiten. „Indem er im Gemälde seines Lebens die Scenen des Unglücks nach und nach erlöschen sieht, erhalten seine Tugenden und Verdienste einen neuen, einen ewigen Glanz. (??) Aber, leider! schon im Lenze des Lebens webt sich so oft des Jünglings leichter betrügerlicher Sinn einen Vorhang um diese Gemälde, und zerreißt die Knoten, welche sich seinen Wünschen entgegen stemmen: statt sie sanft aufzulösen.“ — „Schon frühe schwebte der hungrige Tod um die Fersen ihrer zärtlichen Ältern, und entführte sie (die Fersen?) den spielenden Knaben auf immer. Fühlbar machte diesen Verlust ein harter, gefühlloser Vormund. Dieser Listige, der Sklave niedriger Leidenschaften, webte um den Blumenpfad der beiden Brüder, den sie aus Ähnlichkeit ihrer natürlichen Anlagen, Hand in Hand betraten, tausend mannichfaltige Netze her, und füllte den goldenen Becher, der die jugendliche Einbildungskraft mit immer blühenden Rosen umwindet, mit einem tödtlichen und hinterlistigen Gifte.“

**Magdewig, b. Creutz:** *Die Flucht nach Spitzbergen.* Ein geographischer Roman. 1804. 238 S. 8. (18 Gr.) Man hat moralische, philosophische, psychologische u. a. Romane; zu diesen gesellt sich hier ein geographischer. Es ist

nicht unangenehm, aus den südlichen Zauber- und Schlaraffenländern sich einmal in die nördlichen Trauer- und Hungerländer verferzt zu sehen, und die Menschenschicksale auch bis gegen den starren Nordpol hin zu verfolgen, wo alles in Eis und Kälte hinstirbt, nur nicht die menschlichen Gefühle. Die Sehnsucht des Vfs. nach diesem eisbefetzten Gürtel der Erde contrastirt gut mit der jetzt Mode gewordenen Sehnsucht nach Süden, und indem uns der Vf. für sich einnimmt, zugleich aber auch die Scene seiner Schicksale mit Wahrheit und Treue schildert, gewinnt das Buch ein gedoppeltes Interesse für die Leser, doch ist das geographische stärker. Die Darstellung ist lebendig und nicht ohne Kraft; nur wenn sie zum Empfindenden übergeht, verfehlt sie ihre Wirkung.

Mit.

**Eisenberg, b. Schöne:** *Abentheuer, bestanden von Ehrenhaus und Sohn, nicht in Compagnie sondern von jedem auf eigene Hand. Vom Verfasser von Naphahns sieben Verwandlungen u. s. w. Zweyte Auflage.* Ohne Jahrzahl. 316 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.) Wenn man einmal zum Zeitvertreib lesen muß, so mögen diese Abentheuer immerhin gelesen werden; um die Zeit zu vertreiben, sind sie gut genug. Sie machen bald begierig auf den Verlauf der Sache, und wissen das einmal daran genommene Interesse zu unterhalten. Die Aufschrift des ersten Capitels: „erzählt Alltagsvorfälle, die aber oft Grundlage interessanter Begebenheiten werden“ könnte in einigen der folgenden Capitel so umgekehrt werden: „erzählt interessante Begebenheiten, welche Grundlage von Alltagsvorfällen werden.“ Etwas weniger Weitläufigkeit wäre dem Buche zu wünschen, auch brauchte es nicht überall so deutlich zu seyn, als es an verschiedenen Orten ist. Die Sprache geht einen ganz gewöhnlichen Schlendergang.

Zr.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 27 J A N U A R 1808.

## R H E T O R I K.

LEIPZIG, b. Barth: *Kurzer Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit*, mit besonderer Anwendung auf die Kanzelberedsamkeit, zum Gebrauch für Vorlesungen von *Heinrich August Schott*, außerord. Prof. der Philos. und Batcal. der Theol. zu Leipzig. 1807. XVI u. 240 S. 8. (21 gr.)

Nachdem die neuesten philosophischen Untersuchungen über die Redekunst eine reiche Ausbeute origineller Ansichten geliefert haben, die man in den älteren Werken der Rhetorik vergebens sucht: so war zu wünschen, daß bey einer neuen Bearbeitung dieses Feldes von jenen Ansichten Gebrauch gemacht würde. Lange genug hat Einer dem Andern seine Arbeit nach- und abgeschrieben, und es ist nicht leicht in irgend einem Fache weniger selbstständig und geistreich gearbeitet worden, als gerade in Verfassung homiletischer und rhetorischer Lehrbücher. Es war uns daher eine willkommene Erscheinung, in dem Vf. vorliegenden Werkes einen Mann zu finden, der nicht nur die Werke, die neuerlich am tiefsten in das Wesen der Redekunst eingedrungen sind (von *Heydenreich*, *Eberhardt*, *Bouterwek*, *Mniok*, *Greiling*, *Sauer*), fleißig benutzt, sondern sich auch ihren Geist auf eine eigenthümliche Art zu assimiliren gewußt hat. Er liefert ein Lehrbuch der Rhetorik und Homiletik zugleich, und es ist gegen diese Vereinigung nichts Erhebliches einzuwenden. Eine Homiletik, die nicht bis auf die innersten Grundsätze der Rhetorik zurückgeht, ist immer ein unhaltbares Machwerk, ein Gebäude ohne Grundlage, da hingegen aus einer gründlichen Rhetorik eine vernünftige Homiletik von selbst sich ableitet. Und da umgekehrt die Beredsamkeit im alten Styl nur allein noch in der geistlichen Redekunst einigermaßen fortlebt: so können ihre Grundsätze für unsere Zeiten praktisch nicht besser belegt werden, als aus Beyspielen der Homiletik, die wieder für die Anwendbarkeit jener Grundsätze eine sichere Unterlage gewährt. Aber doch hätten wir gewünscht, daß der Vf. jede derselben besonders abgehandelt hätte, damit durch wahre Zusammenstellung der jeder Wissenschaft zukommenden Deductionen, der Schüler sich von dem Zweck und Wesen einer jeden eine leichtere Übersicht verschaffen könnte, und dem Vf. selbst keine nöthige Beziehung der einen auf die andere entgangen seyn möchte. So aber mußte sich von ihrer älteren Schwester die jüngere oft zurück-

setzen und verdrängen lassen. In unserer Anzeige werden wir um der Kürze willen bloß auf den rhetorischen Theil des Werks Bezug nehmen.

Der Vf. beginnt §. 1—19 mit einer *Philosophie der Redekunst*, worin er dasjenige getreulich wieder giebt, was die neuesten Philosophen darüber ans Licht gestellt haben. Den Zweck der *Beredsamkeit* faßt er ganz richtig auf, wenn er (§. 8) die Rede im engeren Sinn „eine Darstellung unserer Vorstellungen in Worten nennt, welche ganz dazu geeignet ist, durch gleichmäßige Beschäftigung des Erkenntnißvermögens auf der einen, und die Einbildungskraft, Gefühle und Neigungen auf der anderen Seite den menschlichen Willen zu bestimmen.“ Auf Festhaltung dieser Ansicht, die den meisten Rhetorikern und Homileten nur dunkel vorschwebt, und die sich nie trauen sie herzhaft auszusprechen, kam alles an; dem Vf. schwebt sie in allen Theilen seines Werkes vor. Auch da entgeht sie ihm nicht, wo sich (§. 21) diese praktische Richtung zwar nicht im Ausdruck des Hauptsatzes selbst, aber doch im Geist und Wesen des ganzen Vortrags unverkennbar zeigt, und er bemerkt sehr gut die drey vorzüglichsten Gesichtspunkte, auf die es bey einer Rede ankommt, daß sie bestimmen und darstellen soll a) das, was geschehen muß, b) die Art und Weise, wie es geschehen soll, c) die zum Handeln bestimmenden Bewegungsgründe. Selbst dann, wenn (§. 21. Anm. 2) der Hauptsatz nur *theoretisch* zu seyn scheint, kann (und soll, setzt Rec. hinzu) doch seine Ausführung in einer sehr genauen und von dem Redner beabsichtigten Verbindung mit dem *praktischen Leben* stehen. Damit Niemand diese durchaus praktische Tendenz der Rede aus den Augen verlieren möchte, dachte Rec. schon lange auf ein neues Wort zur Bezeichnung der Wissenschaft, die da lehrt, wie man den menschlichen Willen bestimmen könne, und er würde, wenn er künftig noch ein eigenes Lehrbuch darüber schreiben sollte, es *Thelematagogik* nennen, *vox barbara quidem sed significans*.

Fragen wir aber nach dem *Princip*, welches der Vf. seiner Wissenschaft zum Grunde legt, so scheint es eben mit diesem Zweck der Willensbestimmung in Eins zusammen fallen zu sollen. Allein der Zweck der Redekunst ist noch nicht das Princip ihrer Theorie und ihres Systems; es war Indessen, nachdem er jenen Zweck ganz richtig angegeben und dadurch die Sache so gut eingeleitet hatte, von ihm zu erwarten, daß er es finden würde. In ihrer höchsten Vollendung gedacht, strebt zwar (§. 12) die Bered-

samkeit dahin, den Menschen allmählich dem Ideale einer vollendeten Menschheit näher zu führen, und die von ihm angestrebte Einheit des Menschen mit sich selbst hervorzubringen. Daraus folgt für die einzelne Rede die einzelne stufenweise Bestimmung des menschlichen Willens, gemäß jener von ihm postulirten Einheit. Aber jene Idee als Princip gedacht, ist für sich selbst zu vag und allgemein, als daß sich aus ihm für die Redekunst besonders fruchtbare Folgerungen ableiten ließen. Aus der letzteren aber würde sich vieles haben folgern lassen, wenn der Vf. sich zur einzelnen Willensbestimmung ihr höchstes Ziel, nämlich das der Einheit, deutlicher gedacht hätte. Da aber der Zweck der Willensbestimmung im Einzelnen jedesmal dem höheren unterliegt, daß er bestimmt werde gemäß der von dem Menschen angestrebten Einheit des Menschen mit sich selbst: so verbürgt sich der Redner dafür, ihn dieser Einheit immer näher zu bringen; er ist in den Augen des Zuhörers diese personifizierte Einheit selbst und *Identification des Zuhörers mit dem Redner*, die sich, wenn man bedenkt, daß letzterer an die individuellen Neigungen und Bedürfnisse des ersteren sich anzuschließen habe, bald in Identification des Redners mit dem Zuhörer zerfällt, dasjenige Princip, in welchem sich der höchste mit dem einzelnen Zweck, das Ideale mit dem Individuellen auf das genaueste vereinigt, und das, allseitig aufgefaßt, zu den fruchtbarsten Folgerungen leitet, wodurch die ganze Theorie der Redekunst sehr vereinfacht, und erst zur Würde eines Systems erhoben wird.

Wir folgen nunmehr dem Ideengang des Vfs., der, da er die Willensbestimmung zur höchsten Aufgabe des Redners gemacht hatte, sich besonders die Frage beantworten mußte: auf welche Art kann und soll der Wille bestimmt werden? — Es ist interessant zu sehen, wie er dieser Frage Genüge zu thun sucht. Er stellt 4 Hauptgeschäfte (*officia*) des Redners auf: 1) Erfindung; 2) Anordnung oder Eintheilung (beiden darzustellenden Stoff enthaltend), 3) Wahl und Haltung der Schreibart, 4) mündlicher Vortrag (beide die Form der Darstellung enthaltend), und widmet jedem dieser Geschäfte einen eigenen Abschnitt. — Nach Abschn. I. §. 27, kann, ohne *Erklärungen und Beweise* oder *Gründe* der rednerische Vortrag weder Deutlichkeit und Lebendigkeit der Einsicht, noch Festigkeit der Überzeugung bewirken, noch den menschlichen Willen kräftig bestimmen. Doch streitet es (§. 30) mit dem Wesen der Beredsamkeit, durch geprüfte und ausführliche Definitionen und Eintheilungen die Erkenntniskräfte der Zuhörer in dem Grade anzustrengen, daß das Spiel der übrigen Geistesvermögen völlig dadurch beschränkt und gehemmt wird. Solche schulgerechte Form würde der ganzen Rede den Anschein geben, daß es dem Redner mehr um ein theoretisches, als praktisches Interesse zu thun sey. Es giebt in jeder Rede immer einen Begriff, der als ein *vorzüglich leichter Punkt* im Ganzen erscheinen muß, wenn die Rede

ihre Einheit behaupten und den bestimmten Zweck erreichen soll. — Jede Handlung oder Handlungsweise (§. 35), für welche der Wille bestimmt werden soll, muß in Verbindung mit einem gewissen Zwecke stehen, der sich als Zweck für den Menschen denken läßt. Unsere Bestrebungen vereinigen sich aber in einem Streben nach Einheit a) mit uns selbst: Trieb nach sinnlichem Wohlfeyn, Erkenntnistrieb, moralischer Selbstvervollkommnungstrieb, Liebe zu Gott, Sehnsucht nach einem höheren Daseyn; b) mit der Außenwelt: Freundschaft, häuslicher Sinn, Vaterlandsliebe, Hochachtung menschlicher Rechte und Kräfte, allgemeine Menschenliebe, Theilnahme an der Wohlfahrt und Veredlung des Ganzen. Diese Richtungen der menschlichen Thätigkeit können von einer doppelten Seite betrachtet werden, 1) insofern die Ansprüche der Vernunft (die Pflicht und das Recht), 2) die menschlichen Neigungen und Gefühle dafür stimmen. Wir unterscheiden daher *verpflichtende* und *bewegende Gründe* zum Handeln. Der Redner sucht nicht bloß durch jene, sondern auch durch diese den Willen zu bestimmen. Denn wo erstliche und dauernde Entschlüsse hervorgebracht werden sollen, muß das *ganze* menschliche Wesen gewonnen seyn. Der Redner, als solcher, berücksichtigt daher vorzüglich folgende Punkte: 1) damit höhere und niedere Geisteskräfte harmonisch beschäftigt werden, sucht er Gründe zu finden, deren Darstellung nicht die Erkenntniskräfte allein beschäftigt, sondern auch der Einbildungskraft und dem Gefühle einen gewissen Spielraum eröffnet; 2) den beweisenden Theilen seines Vortrags sucht er durch die Verbindung verschiedenartiger Gründe, so wie durch die Zusammenstellung des Contrastirenden, bald größere Klarheit, bald eine fester überzeugende Kraft und eindringendere Lebendigkeit zu geben; 3) vermeidet er Beweise, an denen man das Gekünstelte leicht bemerken kann. Glimpflich als andere beurtheilt der Vf. die Überredungskunst der Alten. Ob er gleich den Schaden nicht verkennt, den sie öfters anrichtete: so wußte sie doch die mächtige Wirkksamkeit der Einbildungskraft da sehr gut zu benutzen, wo sie durch Vergegenwärtigung der motivirten Handlung einen festen Glauben an ihre Ausführbarkeit, oder durch die lebhafteste Darstellung einer Thatsache die feste Überzeugung von ihrer Wirklichkeit hervorzubringen suchte; und da es allerdings eine *rednerische Accommodation* giebt, so liegt die Versuchung zur Überredung in Verbindung mit wirklich überzeugenden Gründen, auch den Rednern unserer Zeit, in der That sehr nahe. Hierin tritt Rec. ganz auf die Seite des Vfs.; auch findet er ihn darin mit sich übereinstimmig, daß eine Überredung, der schon wahre Überzeugung vorausgegangen ist (das *ἔσθ' ἔπος*), nicht nur möglich, sondern sogar heilsam und moralisch zweckdienlich sey. Die Neuere schmähen nur davon so gern über sie, weil sie zu faul und ungeschickt sind, sie anzuwenden, wie manches alte



und schmutzige Weib über die Galanterie der jungen und reinlichen Frau sich ereifert, weil es eben zu alt und schmutzig ist, um sich so gefällig herauszuputzen, wie sie.

II Abschn. § 48. Der Redner bleibt der Natur seiner Kunst dann am getreuesten, wenn er sich zuerst an das Erkenntnisvermögen (Rec. ist der Meinung, daß er oft auf noch tiefere Grade, selbst bis zum Apperceptions- und Empfindungs-Vermögen zurückgehen könne) wendet, die hilfreiche Thätigkeit der Einbildungskraft damit verbindet, und sich so den Weg zur Beschäftigung des Begehrungsvermögens und dem innigen Totaleindruck bahnt, welcher aus dem ganzen Vortrag als Endresultat hervorgehen muß. Auch die Beobachtung der Gradation des allmählichen Fortgangs vom Schwächeren zum Stärkeren, vom Minderwichtigen zum Wichtigeren (schon jene Beschäftigung der Geistesvermögen war Gradation, und konnte mit dieser leicht in Verbindung gesetzt werden) äußert einen wichtigen Einfluß auf die Erreichung seiner Absicht. Hier hält sich nun der Vf. an die alten Benennungen: Eingang, Übergang, Thema, Ausführung des Thema in seinen Theilen, Schluss, welche zwar die äußere Aneinanderfolge richtig bezeichnen, aber über den inneren psychologischen Gang der Rede nichts Bündiges ausagen. Wir hätten daher gewünscht, daß er über dieses Capitel die neuere Literatur besser benutzt, und sich z. B. an das gehalten hätte, was im *Schuderoffschen Journal* (3ten Jahrg. 2ten Bds. 2tes Stück), das ihm sonst nicht unbekannt ist, darüber gesagt wird: dann würden wahrscheinlich die über die §§ des ganzen Abschnitts gemachten Anmerkungen noch viel tiefer in das Wesen der Sache eingedrungen seyn.

III Abschnitt. Der *Styl* des rednerischen Vortrags hat Einfluß auf das Erkenntnisvermögen, auf die feinere Sinnlichkeit, die Einbildungskraft, das Gefühl- und Begehrungs-Vermögen. — Die allgemeinen nothwendigen Eigenschaften des Styls, sofern er sich 1) auf das Erkenntnisvermögen bezieht, sind: Reinheit und Correctheit, Deutlichkeit, Bestimmtheit und Präcision. 2) Sofern er sich auf die Einbildungskraft, das Gefühl u. s. w. bezieht, Würde und Lebhaftigkeit. Letztere beruht auf dem geschicklichen Gebrauch der *Figuren* und *Tropen*: Der figurliche Ausdruck im weiteren Sinn, unterscheidet sich von dem eigentlichen dadurch, daß Figuren und Tropen (§. 65) in Veränderungen des ursprünglichen Verhältnisses der dargestellten Vorstellungen bestehen, durch welche die Phantasie und Empfindung zu einer gewissen Thätigkeit veranlaßt wird. Die Figuren im engeren Sinn (unterschieden von den Tropen) sind ihm Formen der Darstellung, durch welche das ursprüngliche Verhältniß der Vorstellungen, welche die Hauptvorstellung umgeben

und begleiten, verändert und verinnlicht wird: Tropen hingegen diejenigen Formen, welche die Hauptvorstellung selbst so verändern, daß sie statt ihrer eigentlichen Bezeichnung eine uneigentliche, bildliche auftreten lassen. Wir finden diese Unterscheidung philosophisch genügender, als die bereits vor ihm versuchten, und besonders scharfsinnig die Art, wie er die einzelnen Figuren und Tropen in diese Hauptclassen mit eigenen Unterabtheilungen einzuführen weiß. Doch würde seine Definition noch an Deutlichkeit gewonnen haben, wenn er ohne Gefahr so gesagt hätte: Trope ist die Verwechslung des uneigentlichen sinnlichen Wortausdrucks mit dem eigentlichen, abstracten, zur *Erhellung* einer aus einer Gedankenreihe besonders hervorzuhiebenden Idee; Figur aber die *Beleuchtung* einer ganzen Ideenreihe in ihren Theilvorstellungen; jenes die Portrairirung einer einzelnen Sache, für welche der Redner eine gewisse Vorliebe hat, und auf welche er ein besonderes Gewicht legt; Figur das ganze historische Gemälde, wodurch eine Handlung lebhaft vor Augen gestellt wird. Wie aber das Portrait selbst oft mit Umgebungen begleitet ist, die es zum historischen Gemälde machen, so auch der Trope mit Figuren, wie z. B. in der Prosopopöie und Allegorie, daher man sie sowohl zu den Tropen als zu den Figuren zählen kann. Übrigens hätte der Vf. den durch *Adelung* und Andere gegebenen Wink, die Figuren auch nach ihrem Verhältniß zu den verschiedenen Gemüthskräften, welche durch ihren Gebrauch beschäftigt werden, zu würdigen, um so weniger geradezu von der Hand weisen sollen, da er die allgemeinen und nothwendigen Eigenschaften des Styls vorher selbst in dieser Art behandelt hatte, und sie die Einheit in der ganzen Ökonomie seines Werks, nach der er nicht bloß auf die *Eigenschaften*, sondern besonders auch auf die *Wirkungen* der stylistischen Darstellung sehen mußte, sehr befördert haben würde.

Aus dem bisher Gesagten wird der Leser finden, daß der Vf. in Lösung seines Problems auf dem rechten Wege ist, und bereits durch diesen Versuch die Wissenschaft ihrer Vollendung um ein Beträchtliches näher gebracht hat. Wir wünschen daher, daß dieses, auch durch seine scharfsinnigen Anmerkungen und zweckmäßig erläuterten Beyspiele schätzbare, Lehrbuch als Leitfaden zu akademischen Vorlesungen bald alle seine Vorgänger verdrängen möge. Sollte es dann eine neue Auflage erleben, so wird es unfehlbar durch fernere fleißige Benutzung der theils vorhandenen, theils zu erwartenden Literatur und anhaltendes weiteres Nachdenken des Vfs. an Vollkommenheit noch viel gewinnen, und dadurch um die Bildung junger Kanzelredner, deren unser Zeitalter immer mehr bedarf, sich sehr verdient machen.

A. + X.

#### KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste: Dresden: B. Arnold: *Musikalische Werke*. Liebungsstücke aus den neuesten Opern für Clavier.

und Gesang. IV. und V. Hefte. 1807. Quer-Foll. (1 Theil. 16 Gr.) Die Einrichtung dieses periodischen Werkes haben wir unser

ren Lesern schon 1805. No. 21 bekannt gemacht. Das hier angezeigte vierte Heft enthält: die Cavatine: *Perdei del cor la pace etc.* und das Duett: *Al mio dolce e vivo ardore etc.* aus der Oper: *Alfoncina* von Gnecco, nebst der *Ouverture* und einem Marsche aus der Oper: *L'uniforme* von Weigl. In dem fünften Hefte findet man die *Ouverture* aus *Parr Leonore*, für vier Hände arrangirt, und die Cavatine: *Noi siamo nei primi istanti etc.* von eben demselben Meister.

Mit der für diese beiden Hefte getroffenen Auswahl werden die Liebhaber dieses Werkes Ursache haben zufrieden zu seyn, insofern sie den Titel: Arabesken, nicht berücksichtigen; denn für dieses leichtfertig tadelnde Genre sind alle diese angezeigten Stücke zu ernsthaft, und zu weit ausgeführt.

— O. —

**Wien, b. Degen: Das Kleid macht nicht den Mann.** Eine Posse in einem Act. Nach dem Französischen des Gerfuy frey bearbeitet von J. B., Vf. der Verwandlungen. 1806. 72 S. 8. (4 Gr.) Dieses Intriguenstück (zu einer Posse hat es nicht Geist und Freyheit genug) holt anfangs eben so weit aus, als es nachher die Handlungen und Vorgänge ungebührlich enge an einander drängt; die Fabel ist nicht ohne sinnreiche Mannichfaltigkeit, kann aber keine komische Wirkung thun, weil das Interesse für die Personen (der Punet, worauf der Streich gerichtet ist) zu sehr wechselt, und zuletzt alle Aufmerksamkeit und alle Kraft des Lächerlichen auf einen Bedienten zieht, der doch im Verhältnisse zu der Geschichte nur eine Nebenperson ausmachen sollte. Die Charaktere geben nicht Gelegenheit genug, die Geschichte zu komischen Auftritten gedeihen zu lassen. Das Ganze ist mit wenig Geist und Geschmack behandelt.

T. Z.

**VERMISCHTE SCHRIFTEN. No. 1. Berlin, b. Dieterici u. Leipzig, b. Mittler: Senatsreiben an Herrn G. S. über die Verlegung der Universität Halle nach Berlin. 1807. 22 S. 8.**

**No. 2. Berlin, b. Amelang: Soll in Berlin eine Universität seyn? Ein Vorspiel zur künftigen Untersuchung dieser Frage. 1808. 115 S. 8.**

**No. 1.** Sehr unbedeutend und dabey höchst nachlässig, fast in einer gemeinen Schreibart geschrieben. Der Vf. wendet sich an die zweyte Hälfte des Vfs. der zwey Schreiben (S. 1807. No. 294) um noch einiges hinzuzufügen. Die in Berlin Studirenden, meint er, würden einen zu guten Ton bekommen, zu sehr verfeinert werden, und sich dann auf dem Lande und in Provinzialstädten nicht gefallen. Als wenn nicht die wissenschaftlich Gebildeten überall, wohin sie kommen, auch die Sitten und die Lebensweise verbessern sollten, und eben deshalb die besten haben müßten. Doch Jeder sieht, wie schief dies gedacht und gesagt ist. Dann meint er auch, die Armen würden von dieser Universität ausgeschlossen seyn, und das sey ein empörender, der Menschheit unwürdiger Gedanke. Als ob nicht in einem und demselben Lande sich immer eine theuere Universität bilde, und eine wohlfeilere, auf welche die Armen gehen müssen, wenn man ihnen nichts schenken will. Wahrlich, das heißt das Mitleid bis zum Lächerlichen treiben. Der dritte Gedanke auf diesen Blättern ist, daß die Universität alle Hülfsmittel hinwegnehmen werde, worauf andere öffentliche Anstalten Anspruch haben, und daß dagegen Frankfurt an der Oder, wegen Einschränkung der Messfreyheit ein *jus quæstum* (so!) auf die neue Universität habe, die also zu der alten gelegt werden solle! — Wenn doch, wer nichts verständigeres zu sagen weiß, lieber nicht spräche über dergleichen Dinge!

**No. 2** hat zwar in der That mehr untersucht, als beide Vorgänger, nennt sich aber doch mit Recht nur ein Vorspiel zur künftigen Untersuchung. Es ist allerley hier angeregt, aber auch nur angeregt; dabey fehlt es dem Vf. hie und da an Festigkeit und Consequenz in seinen Betrachtungen, und er spricht nicht ohne Parteylichkeit gegen den Anschlag der Errichtung einer Universität in Berlin. Wo er es z. B. braucht, sagt er,

es komme alles darauf an, daß nur die Studenten guter Art wären und Fleiß hätten; so würden sie den Mangel der in Berlin vorhandenen Hülfsmittel an einem anderen Orte leicht vermeiden; wo es dagegen darauf ankommt, die Nachteile des Projects zu zeigen, da geht er von der Voraussetzung aus, nur wenige Studenten würden sich in Berlin an ihre Bücher bannen lassen, und die großen und schönen Formen der Hauptstadt würden ihnen die kleineren ihrer Vaterstadt oder ihres künftigen Aufenthalts verleißen. Warum bringt er nicht die Wirkungen des Fleißes und der erhöhten Selbstständigkeit für beide Fälle auf gleiche Weise in Anschlag? Diese Ungleichheit findet sich in den wichtigsten Punkten, wie in Nebendingen, überall. Gewisse Dinge, hat er die Gabe, ganz schief darzustellen. So nennt er die Einheit des Geistes, das höhere Zusammenhalten, welches die Folge seyn würde, wenn Berlin die Hauptuniversität und die fast einzige wäre, diese nennt er die Einheit im Berlinismus. Den Vortheil z. B., welcher einer Univ. daraus erwachsen könnte, daß in Berlin schon eine große Menge wahrer Gelehrten aus den verschiedensten Fächern wirklich sind, verwirft er deshalb, weil für gute Docenten doch überall müßte gesorgt werden, und weil die Universität ihnen nicht nachziehen könne; und von der Bibliothek sagt er, die wäre freylich nothwendig, aber darum würde auch gewiß auf jedem Fall für eine gesorgt werden. Aber das ist es ja eben, daß es nicht möglich ist, irgendwo eine Bibliothek gleich auf der Stelle zu schaffen. Man erkundigte sich nur, wie weit die neuer ruffischen Universitäten, ohnerachtet der ungeheuern Summen, die sie aufwenden, schon damit gekommen sind! Ist dies nicht ein sehr bedeutender Grund, um eine neue Universität dahin zu legen, wo schon eine Bibliothek ist? Eben so, wenn ein Reichthum von sehr emergirenden Docenten in allen einzelnen Fächern etwas sehr Wünschenswerthes ist, und dabey von keinem Nachtheil die Rede, sondern die Univ. sich erst etabliren und einziehen soll: ist dies nicht ein wichtiger Grund, um sie da einzurichten, wo es eine Menge solcher Docenten giebt, die aber auch ihrerseits der Universität nicht anderswohin würden nachziehen können? So wichtige Punkte so schief und oberflächlich behandeln, heißt weniger ein Vorspiel einer Untersuchung geben, als die Untersuchung aus der Hand zu spielen suchen, und verräth einen Mann, der der Sache nicht so gewachsen ist, daß er ein wünschenswerther Rathgeber bey ihrer Entscheidung seyn könnte. Auch schreibt unser Vf. den Univ. in Mittelstädten Vorzüge zu, die sie nicht besitzen. Z. B. daß der Professor fast alle seine Zuhörer kenne, und ihre Aufführung beobachte. Dies ist auf einer etwas besuchteren Anstalt nicht möglich. Der Prof. lernt die ausgezeichnetsten Jünglinge kennen als Lehrer, und die ausgelassensten als Obrigkeit; von den übrigen weiß er um so weniger Rechenschaft zu geben, je weniger Klätscherey und müßiges Neuigkeitstragen auf seiner Universität eingerissen ist. Das Übel des Lectionenlebens der Studenten ist gewiß schon in Halle nicht geringer gewesen, als es in Berlin seyn würde, und ist nur an ganz kleinen Orten zu vermindern. — Es giebt noch andere Schiefheiten auch in der Schreibart; auch der letzte Gedanke ist eine, von einer Nachuniversität, die der Vf. lieber als eine eigentliche in Berlin etablirt wissen will, und die Vorwürfe, welche er dabey der dortigen Akademie der Wissenschaften macht; wie er sich überhaupt den Unterschied zwischen Universität und Akademie nicht recht deutlich gedacht zu haben scheint. Sonst sagt er auch recht gute beherzigungswerthe Sachen über den Werth des Studentenlebens, über die Duelle, über die akademische Freyheit. Manche Schwierigkeit einer Universität in Berlin setzt er recht gut aus einander. Aber will sich denn Niemand die Mühe geben, weder die Wege anzugeben, wie diese Schwierigkeiten am besten zu lösen sind, noch auch die Art, wie man alle Vortheile benutzen müßte, recht mit Liebe ins Licht zu setzen? Will man immer nur durch kleine Schriften der Regierung übles Spiel machen bey dem Publikum, ohne daß auch sie einmal etwas Reelles fände, wovon sie Gebrauch machen könnte?

Pr. H.

#### FORTSETZUNGEN.

Cöln, gedruckt b. Keil, auf Kosten d. Verf.: *Handbuch der gesamten Arithmetik, oder die ganze bürgerliche und kaufmännische Rechenkunst, mit allen dazu nöthigen Rechnungsarten, Regeln, Beyspielen, Auflösungen und Erklärungen.* Für

Lehrer und Schüler auf das zweckmäßigste bearbeitet von Sal. Markus Cohen, Lehrer der Rechenkunst in Crefeld. 4tes und letztes Heft. 1807. 302 S. 8. S. Recens. der 3 ersten Hefte. 1807. No. 276.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 JANUAR 1808.

## LITERATURGESCHICHTE.

- 1) ULM, in der Stettinischen Buchhandlung: *Neues historisch - biographisch - literarisches Handwörterbuch von der Schöpfung (?) der Welt bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts.* Enthaltend das Leben, den Charakter und die Verdienste der grössten und denk (merk) würdigsten Personen aller (?) Zeiten, Länder und Stände (?). Nach den zuverlässigsten Quellen (?) bearbeitet. Ein Handbuch für Kenner und Liebhaber der Geschichte, besonders für studirende Jünglinge. Von *Samuel Baur*, Prediger in Göttingen und Alpeck bey Ulm. Erster Band. 1807. XVI u. 990 S. (in gespaltenen Columnen) gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)
- 2) COBURG und LEIPZIG, b. Sinner: *Neues allgemeines literarisch - artistisches Lexikon* von D. *Heinrich Pertsch*. Erste Hälfte. 1807. XII und 468 S. — Zweyte Hälfte. 1807. XVI u. 373 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

So lange sich deutsche Gründlichkeit in der Literatur behauptet, und es wird jetzt mehr als je von den noch immer zahlreichen Machthabern in der deutschen Gelehrten-Republik dafür gesorgt werden, daß sie sich behaupten, werden Wörterbücher über die Geschichte und über Wissenschaften, in Deutschland nie das Ansehen erlangen, dessen sie sich bey manchen unserer Nachbarn erfreuen. Sollen sie auf einigermassen befriedigende Vollständigkeit Anspruch machen, so entstehen voluminöse Monstra, wie das *Zedler'sche* und *Krönitz'sche*; und sind sie von geringerem äußerem Umfange, so ermangeln sie der relativen Vollständigkeit, welche ihnen Brauchbarkeit für eine bestimmte Classe des Publicums zusichern könnte. Doch läßt sich bey historischen und literarisch-artistischen Handwörterbüchern, um uns auf diese hier zunächst zu beschränken, ein zwiefacher Gebrauch annehmen, und damit ein Mafsstab bestimmen, nach welchem sie beurtheilt werden können. Einmal will sich der gelehrte Geschäftsmann über einen historischen oder literarischen Namen schnell und auf den kürzesten Weg orientiren, und dann fodert er von solch einem Hülfsbuche, in dasselbe seinen gemäfsigten Erwartungen entsprechen soll, daß es ihm die Hauptmomente, und besonders auch literarische Nachweisungen, durch welche er sich weiter helfen kann, gebe. Zweytens bedarf der Studirende, und der nach Bildung strebende Dilettant einer

*J. A. L. Z.* 1808. *Erster Band.*

Unterstützung, die ihn bey seiner Lectüre und bey literarischen Beschäftigungen, in welchen ihm natürlich manches Neue, Fremde, Dunkle begegnen muß, nicht verläßt, und ohne weiteren Aufenthalt ihm die nöthige Auskunft verschafft. Beide Zwecke können schicklich vereinigt und in einem und demselben Buche berücksichtigt werden, wie es auch in den vorliegenden Handwörterbüchern wirklich geschehen ist. Hr. *Baur* ist mit der Manipulation bey solchen Arbeiten durch mehrere Arbeiten der Art, welche zum Theil mit Beyfall aufgenommen worden sind, schon länger bekannt, und erklärt sich in der Vorrede S. VI folg. über den Plan, welchen er sich vorgezeichnet hat, verständig und genügend; er hat sich bey seinem von dem *Ladvocat'schen* wesentlich verschiedenen, und durchaus unabhängigen Handwörterbuche der bündigsten Kürze und der strengsten Auswahl befließigt; er hat die anerkannt zuverlässigsten Gewährsmänner benutzt, und die besten Hülfsmittel, in welchen ausführlichere Nachrichten stehen, nachzuweisen gesucht; sein Unternehmen ist im Ganzen gelungen, und nach dem oben bestimmten Gesichtspuncte beyfallswerth zu nennen; und die Bescheidenheit, womit er S. XII u. XIII um nachsichtige Beurtheilung bittet, macht ihm Ehre. Hr. *Pertsch* tritt etwas anmaßend auf, und hat es lediglich sich selbst, den Ansprüchen, welche er macht, und den Verheißungen, welche die beiden Vorreden enthalten, zuzuschreiben, wenn sein Buch ein fast durchaus verunglücktes und unbrauchbares genannt wird. Es ist um so nothwendiger, eine ernste Kritik über dieses Machwerk ergehen zu lassen, weil der Vf. nicht ahndet, daß ihm die ersten Eigenschaften zu einem guten Schriftsteller fehlen, dabey eitel genug ist, um eigene unbedeutende, und von Niemand bemerkte oder gekannte Erstlinge (1, S. 151. 2, S. 190) zu citiren, und mit naiver Überschätzung von künftigen Werken (Vorr. 2. S. VII) spricht, welche er herausgeben will. In seinem Lexikon soll kein Gelehrter, der eine Scienz begründet oder erweitert hat, kein Hauptumstand in dessen Leben, keine Hauptschrift übergangen werden; auch Männer, welche nur subalterne Rollen spielten, sind aufgenommen worden; und das Artistische liefert es in allgemeinen Übersichten. — Die Ökonomie des Lexikons ist höchst fehlerhaft. Gesezt auch, man wollte die Zusammenstellungen darin, z. B. Architektur (Bildhauerkunst fehlt), Kupferstecherkunst, Malerkunst, Scholasticismus, Skepticismus u. s. w. dulden: so müßten doch die in diesen Artikeln vorkommen-

den Namen einzeln aufgeführt, und dabey auf den Collectiv-Artikel verwiesen werden; denn zum Lesen im Zusammenhange hat Hr. *Pertsch* doch wohl sein Lexikon nicht bestimmt, und wer den Architekten, Kupferstecher, Maler u. s. w., als solchen, nicht kennt, muß alle, oder die meisten Zusammenstellungen der Art durchblättern, um ihn zu entdecken; dann hört aber das Hülfsbuch auf, ein Hülfsbuch zu seyn. Die Fahrlässigkeit, womit Hr. P. zusammengetragen hat, ergiebt sich schon aus der von ihm selbst bemerkten Auslassung der Namen *Bürger*, *Euler*, *Fischart* in der ersten Hälfte; und bey der zweyten ist ihm gar ein Unglück zugestoßen (Vorr. S. IV), welches Lücken und Verwirrung zur unmittelbaren Folge gehabt hat; daher sind viele ältere Schriftsteller in die S. 265 folg. angehängte Liste der lebenden Gelehrten eingetragen worden; dort muß nun „*Acontius*, *Pet. v. Andlo*, *Beaufobre*, *Bodmer*, *Breitinger*, *Caesalpinus*, *Chiabrera*, *J. A. Cramer etc.*“ gesucht werden; in diesem Anhang hat sich sogar ein Artikel „symbolische Bücher“ verloren. S. 343. — Andere Namen stehen in Anmerkungen, wo auch geübter Scharf sinn sie schwerlich suchen dürfte, z. B. *Boscan* bey *Vega* 2, S. 216; *Th. Burnet* bey *Woodward* 2, S. 251; *Dalberg* bey *Akademie* 1, S. 22, *J. Gregory* bey *Thury* 2, S. 346. — *Ael. Antonius Nebrissenis* steht unter *Nebrissenis*, *Babrius* unter *Aesop*, *Bidpai* unter *Pilpai*; des großen, edlen *Camerarius* geschieht einzig in einer entbehrlichen Note 1, S. 432 mit einem Seitenhiebe auf seinen Namen Erwähnung; *Cassini* steht in den Nachträgen S. 345 unter *Thury*; *Denis* unter *Sined*. Der biographische Theil ist bald armselig dürftig, bald verwirrt, bald überladen, fast immer aber geschmacklos und nachlässig in der Form. Die kirchenhistorischen und patristischen Artikel haben eine unverhältnißmäßige Länge; und freylich war es leicht *Schröckh* zu excerpiren; überhaupt ist der Vf. unerträglich breit, wenn er ausführlichere Hülfsmittel, wie *Schröckh's Kirchengeschichte*, *Meiners Lebensbeschreibungen*, *Bouterwek's Geschichte der Poesie* u. s. w. benutzen konnte, und dagegen oft auffallend und anstößig kurz, z. B. in dem Art. *Lesing* S. 384 oder *Lipsius* S. 387. — Er behilft sich nicht selten mit Beywörtern, welche beynahe sinnleer werden, weil sie zu viel sagen oder die allgemeinste Allgemeinheit ausdrücken; *Agobardus* heist „der verständigste“, *Boethius* „der gelehrteste“, *Eusebius* „der gelehrteste Mann“ seiner Zeit; *R. Agriola* „gestiel unter den Deutschen den delicaten Italianern zuerst“; *Calpurnius* wird „ein armer Dichter“, *M. Chemnitz* „der gelehrteste Theolog der lutherischen Kirche“, *Marmontel* „einer der witzigsten Köpfe die Frankreich hervorbrachte“ genannt. Dafs *Tyck de Brahe* die halbe Nase im Duell verlohren hat, ist kein Hauptmoment in seiner Lebensgeschichte; wenn in den sieben Zeilen von *Canitz* derselbe „ein seiner Weltmann (er war preussischer geheimer Rath)“ heist, so liegt darin Stoff zu einem höchst lächerlichen Fehlschlusse; *Marmontel's Geschichte der Regenschat* erhält seltsame Lobsprüche; *Euripides Lebensgeschich-*

te füllt fast drey Seiten; aber von *Alfred's Verdiensten* um den Volksunterricht, von dem Inhalte und Charakter des *Hudibras*, von *Cellarius* großen Verdiensten um Schulunterricht, von *Conring's* Mitwirkung zur praktischen Bearbeitung der Diplomantik, von *C. Gesner's* classischen literarischen Arbeiten, von *Klopstock's* Gelehrten - Republik und neuerdings erst allgemeiner anerkannten Verdiensten um deutsche Grammatik und Prosodie, und von vielem anderen, was jeder erfahrene und gebildete deutsche Literatur bemerkenswerth gefunden haben würde, kein Wort. — In Urtheilen und Ansichten spricht sich eine fast bedauernswerthe Unkunde, Geschmacklosigkeit und, woran der mechanische Compiler gewöhnlich krank ist, Unsicherheit aus; einige Belege für diese Behauptung hebt Rec. aus: I. S. 166 von *Johann Chrysostomus* „bey aller seiner hochfahrenden Beredsamkeit (daher der Cicero der griechischen Kirche), bey allem Eifer für die Sittlichkeit, war er doch ein einfüßiger Mönch.“ S. 194. *Petrus Damiani* „war ein mürrischer, nach Art jener Zeit, gelehrter Andächtler.“ S. 262. *Salomo Gesner* „ist unerreicht in der idealisirenden (?) Einfalt und in der Zeichnung der ländlichen Natur. Er hat wahre bukolische Meisterstücke, ganz vollendete Muster der Idylle und der Schäfer - Epopöe geliefert.“ Der Vf. wird wohl thun, die Charakteristiken der Gebr. *Schlegel* zu lesen, ehe er sich weiter mit Bücher - Macherey und mit ästhetischen Urtheilen befaßt. S. 377. *Lavater's* „theologische Ideen waren doch noch die gemeinen (!), die ganz (?) gewöhnlichen.“ An den physiognomischen Fragmenten wird bloß die Diction gerühmt; und von des genialischen Mannes energischen, politischen Aufsätzen ist gar nicht die Rede. S. 391. *Lucanus* „prahlet mit Gelehrsamkeit.“ S. 411. *Maherbe* „war unter den Franzosen die nehmliche Erscheinung, wie unter den Deutschen *Ramler* war, die nämliche Beschränktheit des Gefühls und der Phantasie, den nämlichen feinen Tact in dem, was Poesie der Sprache genannt wird; doch steht M. noch unter R. in Rücksicht der dichterischen Phantasie.“ II. S. 67. *Ramler* „der Horatius der Deutschen; jugendliche Energie und patriotischer Enthusiasmus machten den R. zum vorzüglichen Dichter.“ — Wer, ungeachtet dieser Proben, nach mehreren Mißgriffen lüftern ist, lese I. S. 305 ff. den Artikel *Homer*, und er wird eine anschauliche Vorstellung von Halbwisserey, Akrisie und chaotischer Verwirrung erhalten. — Au größerem, zum Theil durch Übereilung erzeugten, zum Theil vermuthlich durch das, über Hn. P's sibyllinische Blätter verhängte Unglück veranlaßten Verstößen, ist kein Mangel. Nach S. 45 ist das satyrische Epigramm erst durch die in der Anthologie erhaltenen poetischen Spiele in Schatten gesetzt worden; S. 203 wird *Dio Chrysostomus Coccejanus* genannt, welches um so mehr auffällt, weil *Dio Cassius* fehlt; S. 355 heist der K. *Julianus der Überläufer* statt *Apostata*; nach S. 40 stellte *Amynant* unter den Protestanten das erste System der Moral auf; S. 449 steht: „Gewöhnlich schreibt man dem

lutherischen Theologen G. Calixtus die Trennung der christl. Tugendlehre von der Dogmatik zu u. f. w.; früher als C. gab der reform. Theolog Lamb. Daneau eine christliche Moral als eine besondere Disciplin heraus“, und S. 143 findet man: „Calixtus schied zuerst die Moral von der Dogmatik und befestigte (!) eine Kluft (!) zwischen beiden Doctrinen“; in der Vorrede S. VII wird bemerkt, daß Meusel in seinem Leitfaden den Fehler begangen habe, den großen Calixtus zum Ersten zu machen, der die Moral von der Dogmatik trennte!! — Die Verwechselung des Tib. und Franz Hemsterhuis S. 293 wird S. 288 als grobes Versehen berichtigt.

Von der Unvollständigkeit des Lexikons wird man sich überzeugen, wenn Rec. versichert, daß in den ersten vier Buchstaben des Alphabets folgenden Namen fehlen: *Abdollarif, Achenwall, Achery, Achilles Tatius, Acidalius, G. Adams, Mich. Adanson, G. B. Adriani, Gg. Agricola, Peter d' Ailly, R. Akiba, Albergati, J. Alberti, Erasm. Alberus, Albinus, Aldus, Alkman, Ameloveen, Prosp. Alpini, Amerbach, Scip. Ammirato, Anonymus Ravennas, Antiphonius, Anton Ulrich, Herz. v. Braunschweig, P. Apianus, Archytas, Pietro Aretino, d' Argens, die Gebrüder Argenfola, Aristarchus, Arrianus, P. Arredi, Th. A. d' Aubigné, Antonius Augustinus, J. Aventinus, die Familie Bach, Bacchylides, Bailly, Steph. Baluze, Th. Bang, Barday, Barnes, Is. Barrow, J. Beattie, Beaumarchais, H. Bebel, Mart. Behaim, Belidor, P. Bembo, At. Benedetti, Berengarius Tour., Tob. Bergmann, F. Berni, die Familie Bernoulli, Beraald, F. Berthoud, W. Beveridge, Gab. Biel, M. E. Bloch, J. Bodinus, Bohaaddin, Bojardo, R. Bombelli, Bower, J. Bongars, Bougainville, P. Bouguer, J. G. Brendel, Ph. Briet, Ch. de Broffes, Brunck, J. F. Buddens, H. Gr. v. Bünau, Burkard Waldis, J. Byrge, Ch. du Fresne du Cange, W. Canter, Carnot, Ann. Caro, die Familie Carpozov, Casa, de las Casas, J. Caselius, Casti, B. Castiglione, J. Cats, Cavallieri, Tib. Cavallo, Caylus, Cazotte, Comforinus, la Cepède, L. v. Ceulen, Chalkondylas, Chaptal, Chariton, Charondas, P. Charron, Chauvieu, B. Ph. v. Chemnitz, S. Clarke, Ph. Claver, Colbert, Christoph. Colon, Commelin, Condillac, Eur. Cordus, J. Cornarius, Coronelli, G. Cortè, Th. Creech, R. Crocus, Crouxaz, G. Cuper, S. Dach, J. A. Dathe, Davis, Delambre, Dicæarchus, Dio Cassius, Dionysius Periegeta, Dollond, Dolomieu, de Dominis, v. Dondis, Doneau, die Familie Dousta, Drakenborch, A. Dürer, Duker, Dusch, Duval. — In Bauer's Handwörterbuch, dessen vorliegender erster Band A — D enthält, fehlen von den hier verzeichneten Namen (mit Ausschluss der Lebenden, welche mit Recht überhaupt nicht aufgenommen sind,) nur folgende: M. Adanson, G. B. Adriani, Albergati, Sc. Ammirato, Anonymus Ravennas, Th. Bang, J. Beattie, F. Berthoud, Brunck, Casti, B. Castiglione, Cavallo, L. v. Ceulen, Davis, Dolomieu. — Vergeblich siehet man sich bey Hn. Persch (um auch aus anderen Buchstaben den unumtöselichen*

Beweis der gänzlichen Unvollständigkeit des Lexikons zu führen, und dem Vf. jede Ausflucht und Einrede zu benehmen,) um nach Filangieri, P. Frisi, Frugoni, Goguet, Grævius, Fel. Haemannlein, G. Chr. Hamberger, S. Havercamp, J. E. Hebenstreit, B. Hederich, J. D. Heilmann, D. und N. Heins, Henault, Henningses, Herbelot, Herodianus, Heumann, Hofacker, C. F. Hommel, de l'Hopital, Familie Hottinger, W. Hunter, Th. Hyde, vergeblich nach Sourin, Schaller, Scheuchzer, Schilter, I. E. Schlegel, Schmaus, Schöpplin, Ch. Schüttchen, Schottel, J. J. Schröder, Schubart, Edler von Kleefeld, Schurzfleisch, Scioppius, Sylax, Sparch, Seb., J. A. v. Segner, Seignè, Alg. Sidney, Silberschlag, Ez. Spanheim, Stevin, J. Sturm, Süßmilch, Sully, G. v. Swieten u. f. w. Bey dem Überblick dieser Namen wird Hr. Persch doch selbst gestehen müssen, daß er ohne alle Umsicht und Überlegung gearbeitet habe? — War es ihm so sehr um ein kleines Volumen und um Wohlfeilheit seines Buchs zu thun, wie die beiden Vorreden ausagen: so hätte er manche minder bedeutende Namen (z. B. Abaris, Abati, Abgarus, Abuçara, Alkabety, Amphiloehius, Bar Salibi, Charon, Marcellus Emp., Paëpp, Schenkel u. m. a.) weglassen, viele Artikel um ein Drittheil verkürzen, die Abhandlungen (*Aera* ein weitfichtiger Auszug aus *Gatterer's Abriss der Chronologie*, und worin doch die franz. republik. *Aera* fehlt; Einleitung in das N. T. bey Jesus S. 325 — 334; Inquisition 2. S. 219 bey *Lope de Vega*; Exegese bey *Woolston* S. 252 etc.) als hier nicht an ihrer rechten Stelle, unterdrücken, und aller unnützen, besonders der prunkenden orientalischen Gelehrsamkeit (*schiller*!) z. B. 1. S. 16, 39 u. 195, 107, 198, 299, 349, 361, 409, 459. 2. S. 181, 203, 334 etc. sich enthalten sollen. Dadurch allein würde der Raum für die unerlässlich nothwendigen Artikel, welche Jeder hier zu suchen berechtigt ist, gewonnen worden seyn. Doch nicht allein Unvollständigkeit in Ansehung der Artikel ist zu rügen, sondern auch in den wirklich gelieferten Artikeln ist sie sehr groß. Oft sind gar keine Ausgaben namhaft gemacht z. B. bey *Abraham a. S. Clara, Asop, Al Meidani, Brant's Narrenschiff, Butlers Hudibras, Condorcet, Muretus* etc.; bey *Abulfeda* fehlt die *Salm-Adlersche* Ausgabe und doch werden auf derselben Seite die *Ann. Moslem.* T. 3. p. 165 citirt; bey *Apolodorus* ist bloß die erste *Heynische* Ausg. angeführt; bey *Apulejus* fehlt die *Oudendorp-Ruhnkensche*, bey *Calpurnius* die *Becksche*, bey *Eusebius* die *Reading'sche*, bey *Hölty* die *Stolberg-Voss'sche*, bey *Logan* die dem Vf. (2. S. 67) bekannte *Lessing-Ramlersche*, bey *Pindar* die zweyte *Heynische*, bey *Propertius* die *Barth'sche* und *Santensche* Ausgabe. Noch weit dürftiger ist die Angabe der Übersetzungen. — Viel seltener giebt das Bauersche W. B. Veranlassung zu ähnlichen Beschwerden z. B. S. 192 wird der *Schäfersche* Abdruck des *Athenäus* in dreij. Bänden aufgeführt, ohne zu bemerken, daß der erste Band nur den Anfang des Textes, der zweyte den der *Füllbrun-*

schen Überf. und der dritte nur den Anfang des Casaub. Commentars enthält; S. 686 fehlen die Ausg. von Camoen; S. 757 Condorcet Oeuvres; S. 983 ist eine Verwirrung mit Durandas spec. jud.; aber im Ganzen sind Ausgaben und Übersetzungen ziemlich vollständig und mit besonderer Auswahl angeführt.

An literarischen Nachweisungen gebricht es dem P'schen Lexikon in der Regel gänzlich; nur die *hist. lit. de France*, *Schröckh's Kirchengesch.* u. f. w. werden öfterer angeführt, Monographien sehr selten, und es würde leicht seyn, einige Blätter Ergänzungen zu liefern, wenn Zeit und Raum nicht Achtung verdienten. — Hr. Bauer hat fleißig und zweckmäßig citirt; nur hat er sich künftig des Gallicismus (*Tacit. Sust. Strabo, Justin, Gibbon's Geschichte, Larrey hist. d' Anglet.*, ohne Anzeige des Bandes und der Seitenzahl, wie S. 49, 55, 182, 314, 330, 868, 901 u. f. w.) zu enthalten; auch können einige angeführte Schriftsteller nicht als die zuverlässigsten Gewährsmänner, oder gar als Quellen empfohlen werden z. B. S. 52 Ribbek Gesch. Deutschl., S. 147 Bouginé, S. 177, 249, 352 Schiller Gesch. des 30jährigen Kriegs, S. 208, 523 Pauli's Leben großer Helden, S. 634 Schmid Anweis. der vorn. Bücher in der Dichtkunst, S. 671, 754 Olla Potrida u. f. w. — Über *Cyrrillus* und *Methodius* hätte *Schlözer's Nestor* Th. 3. S. 149 u. f. w. die beste Auskunft gegeben.

Zuletzt hebt Rec., ohne weiter ein Wort der Ermahnung hinzu zu fügen, zwey kürzere Artikel, welche beide Bücher haben, aus, und stellt sie neben einander, um einem jeden Unbefangenen die Vergleichung zu erleichtern.

## Bauer.

*Ausonius (Decius Magnus)* ein Sprachlehrer, Rhetor und Dichter des 4. Jahrh., aus Burdegala (Bourdeaux) gebürtig. Der Kaiser Gratian, den er unterwies, machte ihn zum Consul von Rom. Man hat von ihm eine Sammlung vermischter Gedichte, meistens Epigramme und Idyllen, die sich für ihr Zeitalter sehr unterscheiden; auch hat er manche griech. Sinngedichte sehr glücklich ins Lat. übertragen. Ohne eigentliche Dichterader, ohne reinen Geschmack, war er doch im Besitz einer leichten Versification und der Gewandtheit und Fertigkeit im poet. Ausdrucke. *Opp. recens. etc. J. B. Souhay. Paris 1730. 4. S. C. G. Heyne Censura ingenii et morum Ausonii. Goett. 1802. Fol. (ein Progr.)*

*Calpurnius (Tit. Jul.)* ein röm. Dichter aus Sicilien, um's Jahr 250 n. Chr. G. ist als Vf. von 11 Idyllen bekannt, in denen sich eine mit vieler Originalität verbundene Nachahmung Virgil's zeigt; auch die Latinität verdient für dieses Zeitalter gelobt zu werden; *recens. adnot. et gloss. instr. C. D. Beck. Lips. 1803. 8. Deutsch mit Anm. von Fr. Adeltung. Petersb. 1804. 4. Überf. erläutert und beurtheilt von C. G. Wiß. Leipz. 1805. 8. S. Fabric. bibl. lat. T. I. 544.*

## Pertsch.

*Ausonius (Magnus)* geb. Bourdeaux 309; † c. 394) ein Grammatiker, Rhetor und Dichter, und Lehrer des Kaisers Gratianus. († 383) Wir haben von ihm ein Buch Epigrammen; 20 kleine poetische Gemälde, die den Namen Idyllen führen; *parentalia*, in welchen er das Andenken seiner verstorbenen Anverwandten feyert, u. a. m. Ausgabe v. *Fleury. 1730. 4; S. Hist. liter. de la France T. I. p. 2. p. 281.*

*Calpurnius (Fl. 284. a Chr.; aus Sicilien)* ein armer Dichter, von dem wir noch 7 Eklogen (*Mietan 1774. gr. 8*) übrig haben. *S. Volssus de poetis lat. C. 4.*

R.

## KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. Coburg, mit Ahl'schen Schriften: *Einladungsschrift zur Feyer des Stiftungstages des Casimirianum* am 3 Julius 1807, von Dr. Heinrich Pertsch. 20 S. 4. Hr. Pertsch hat in der Vorrede zur zweyten Hälfte seines lit. art. Lexikons (S. VII) eine allgemeine Geschichte der literarischen und ästhetischen Cultur angekündigt, in welcher auf die scharfsinnigen Ideen des Hn. Hofrath Ortloff Rücksicht genommen werden soll. In dieser Piece, sagt er bescheiden hinzu, wird der erste Versuch gemacht werden, die Literatur- und Kunst-Geschichte als *Sciencz zu constituiren*. Die vorliegende Einladungsschrift ist als Rechenschaft von den Grundätzen, welche in der versprochenen Geschichte befolgt werden sollen, zu betrachten, denn sie enthält eine Einleitung und Skiagraphie der Lit.- und Kunst-Geschichte bis 1434, welche als Einladungsschrift zur Feyer der Stiftung einer höheren gelehrten Schule bey dem gebildeten Theile des Coburger Publicums einen sonderbaren Eindruck gemacht haben mag. Es steht in diesen Blättern nichts als das allgemein Bekannte; die Methode, wodurch doch wohl die Gesch. der lit. ästhet. Cultur als *Sciencz* constituirt werden soll, hat durchaus nichts charakteristisch-eigenthümliches; und was gerade das Publicum, für welches dergleichen Programme zunächst bestimmt sind, mit trockener Nomenclatur anfangen soll, ist schwer zu begreifen. Hier und da läuft eine Crudität mit unter; z. B. S. 10: *Julianus*, der Überläufer, will den Christianismus vertilgen als Kaiser und Schriftsteller u. f. w. S. 14, 15 wird den Kreuzzügen, auf *Herder's* Autorität, viel Böses nachgesagt, als: an morali-

scher Cultur verlor Europa mehr, als es gewann; Europa sank auch tiefer in die Nacht des Aberglaubens; die Europäer brachten einen unaustilgbaren Haß gegen einander zurück; der päpstliche Despotismus stieg u. dgl. m., was als *Herder'sche* Paradoxie und als Gegenmittel der übertriebenen Lobeserhebungen von den wohlthätigen Folgen der Kreuzzüge für Lit. u. Cultur seine Wirkung thut und gethan hat, aber auf diese Weise, in dieser Verbindung wiederholt, bloß dem Nachbeter Schaden thut, nicht dem Urheber. — S. 15 ff. wird das Studium der Lit. Gesch. auf Schulen empfohlen; auch deswegen, weil es den jungen Studironden in den Stand setze, aus eigener Überzeugung sich für ein Brodstudium oder für eine Facultätswissenschaft zu entscheiden. — In Noten und Scholien gefällt sich Hr. P. sehr; Rec. will ihm diese Liebhaberey, welche für manche Schüler und Laien recht nützlich und wohlthätig seyn kann, keinesweges verleiden; aber er bittet ihn, sich selbst nicht so oft zu citiren, denn auf 17 Seiten hat er sich dreymal hier angeführt. — Sodann enthalte er sich gefälligst aller ängstlichen Ausfälle und Andeutungen, wie S. 19, wo auf eine „jetzt also desorirte 17 hohe Schule“ hingedeutet wird. — Und endlich sey der Vf. doch aufmerksamer auf die Sprache, um einen so gemeinen Ausdruck: „die Zöglinge können den ganzen historischen Cursus von der zweyten Ordnung an nicht mitmachen“ zu vermeiden. Überhaupt aber wäre zu wünschen, daß Hr. P. nicht auf Einmal durch Vielschreiben ein berühmter Schriftsteller zu werden suchte.

R.

## Druckfehler.

No. 5. Col. 2. Z. 6 lies: *vieux* statt: *vial*.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 JANUAR, 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Meine Eigenheiten*, eine Lectüre für Prediger und die es werden wollen, von Friedr. Erd. Aug. Heydenreich, Pastor, Senior und Conforsialaffessor zu Merseburg. 1807. 256 S. 8. (1 Rthlr.)

Wer sich herausnimmt, dem Publicum seine Eigenheiten im Drucke zu übergeben, legt ihnen nothwendig einen originellen Werth bey, und hat die Absicht, entweder damit zu belehren oder zu belustigen. Alle Handlungen und Producte des Genie's sind Eigenheiten, die größtentheils unglückliche Nachahmer ziehen. Sie sind aber merkwürdig, weil sie die Fußstritte des Genie's in seiner selbstständigen Laufbahn bezeichnen, unterhaltend und lehrreich, weil sie die Leser und Beobachter aus der Sphäre des Alltagsmenschen emporheben in die Region einer höheren Geisterordnung. Aber auch der Alltagsmensch hat seine Eigenheiten, in denen er sich oft mehr gefällt und beliebigt, als der genialische Kopf sich in den seinigen. Er spricht mit schwatzhafter Redseligkeit fleißig von ihnen, sie stehen ihm wie Lieblingskinder beständig vor Augen, und gerne möchte er sie, so sehr er sich und Anderen zu verbergen sucht, zum allgemeinen Gesetz machen für Jederman. Gewöhnlich findet auch er sein Heer von Nachahmern, weil sie leicht zu erreichen sind, und der Mensch, der wenigstens dieses Ideals sich bemächtigt, sich immer einigen idealischen Schwung ertheilt zu haben glaubt. Das Genie zeigt und beschreibt seine Eigenheiten nicht vorsätzlich, aber es hat sie, und sie werden ohne seinen Willen bald genug aufgeforscht und weiter getragen. Der gewöhnliche Mann, der sie hat, thut sich selbst Abbruch, wenn er sie zeigt und beschreibt.

Recens. kann es aus diesem Grunde nicht billigen, daß der Vf., der sich selbst bescheiden wird, nicht Original zu seyn, seiner zwar moralisch richtigen, aber darum nichts weniger als originellen Denk- und Handlungs-Art in der Darstellung ein originelles, d. h. eitles Ansehen gegeben hat. In der Vorrede wird zwar berichtet, daß dieses Buch, weit entfernt, ein Werk der Arroganz und Selbstgefälligkeit zu seyn, vielmehr das Product der unparteyischsten Selbstprüfung in einsamen Stunden sey; aber wer glaubt den Versicherungen der Vorrede, wenn sie durch den Ton und Inhalt des Werkes selbst widerlegt werden? Indessen wir glauben den Vf. von al-

ler prahlerischen Ausstellung seiner selbst, bloß um gesehen zu werden, frey. So sehr er sich daher auch in seiner Selbstschilderung zu gefallen, und nichts mehr an sich zu vermiffen scheint: so wollen wir doch die moralische Tendenz und Entstehungsart dieses, übrigens lefenswerthen Buchs, nicht anfechten, sondern denken, daß es dem Alter, welches eine beträchtliche Strecke des Lebens glücklich zurück gelegt hat, meistens eigen ist, die Sprache der Zufriedenheit nicht sowohl mit sich selbst, als mit der Vorsehung zu führen, die ihm in seinen individuellen Kräften und Schickungen Gelegenheit zu einem nützlichen Berufsfleiß darbot, den es mit Ehren überschauen und rühmen darf.

Die Eigenheiten des Vfs. können am füglichsten auf eine dreyfache Art eingetheilt werden. Manche sind solche, die als Talente der Natur und des Schicksals dem Leser ein malerisches Bild von ihm entwerfen sollen; andere machen Anspruch auf Nachahmung von Predigern, und die es werden wollen; mit noch anderen kanns der nachdenkende, selbstständige Leser halten wie er will. — In die erste Classe gehört, was der Vf. im ersten Abschnitt von „seinen mehr allgemeinen“ Eigenheiten in einem nur zu trivialen Ton, der wieder auf sein zunehmendes Alter schliessen läßt, sagt, daß er sich eines gefunden Körpers, einer guten Memorie, eines guten Judiciums, einer lebhaften Einbildungskraft, eines leichten, tiefen Gefühls u. s. w. zu erfreuen habe. Er spricht mit merklicher Vorliebe von seiner Thätigkeit, seinen Sitten und äußerem Benehmen, seiner Frömmigkeit und Religiosität, seinen Kenntnissen, seinen Ideen über das Amt des Religionslehrers, und prüft sich so glücklich über das alles, daß der Leser mit ihm selbst glücklich wird. Die Vorsehung hat an ihm einen dankbaren Zögling gebildet, und liebenswürdig ist das Pathos, mit dem der Vf. sich über das Predigtamt ausdrückt. — In die zweite Classe gehören seine *amtlichen* Eigenheiten. In diesem Abschnitt sagt er mit Herzlichkeit und Energie viel Zweckmäßiges. Er geht alle Verhältnisse seines Amtes als Prediger, Liturg, Katechet, Schulaufscher, religiöser Freund der Leidenden und Irrenden in seiner Gemeinde durch, und zeigt, wie er in diesen verschiedenen Lagen zu handeln stets bemüht war. Neues fand zwar Rec. darin nicht gesagt, aber das Gesagte ist schon interessant durch die vollständige Aufzählung der moralischen und Klugheits-Maximen, die sich jeder Prediger einschärfen sollte. Wohl dem Manne, der sich an Abend seiner

Bb

Tage vor den Augen der Welt ohne Erröthen das Zeugniß geben kann, so viel gethan und angestrebt zu haben. Hier wird es recht einleuchtend, was auch der Verf. S. 50 klar aus einander setzt, daß der Prediger, um nützlich zu werden, sich gar nicht in Dinge zu mischen braucht, die nicht seines Amtes sind. Möchte aus diesem Abschnitt jene Heerschaar von geistlichen Cameralisten, Polizeydienern, Ärzten, Juristen und Hebammen, die aus Unkunde dessen, was sie zu thun haben, in alles pfuschen, ihren Amtskalender schematisiren! — In die dritte Classe gehören die Eigenheiten bey seinem Privatstudiren, seine häuslichen und gesellschaftlichen Eigenheiten im 3ten, 4ten und 5ten Abschn. Sie erstrecken sich, wie er zum Theil selbst zugestehet, nicht über seine individuelle Sphäre. Ganz vernünftig und hinreichend ist zwar für seine Zwecke und Bedürfnisse sein Privatstudiren, und wenn er S. 201 erklärt, daß er sich mit „heterogenen, wissenschaftlichen Geschäften nicht befaßt“: so thut er seiner Seits zwar wohl, aber jeder hat seine eigene Art, sich und Andere scientiisch zu vervollkommen, die sich nach dem Umfang seiner Combinationsgabe richtet. Da diese aber nach Verschiedenheit der Subjecte bald einen engeren, bald einen weiteren Kreis umschließt, so ist der Begriff von „heterogen“ ganz relativ, und jeder wird bey seinem Privatstudiren zunächst nicht an die lockenden Beyspiele Anderer, sondern an sich selbst gewiesen, um sich abzuzeichnen, welcher Umfang und Reihenfolge von wissenschaftlichen Gegenständen und welche Gattung gelehrter Selbstthätigkeit seinen Neigungen und Fähigkeiten am meisten zusagt. Der Vf. wählt gerne zu Führern in den theologischen Wissenschaften die älteren Dogmatiker, Moralisten, Kirchenhistoriker und Liturgen; ein Anderer, der weniger Muse und wieder seine besondern Fächer hat, von denen der Vf. abstrahirt, schränkt sich auf die neueren ein, oder schöpft seine Theologie, sofern sie über das historische Stückwerk hinausreicht, aus den Abgründen der Naturwissenschaft, ohne darum ein weniger gründlicher Gelehrter und Theolog zu seyn als Hr. H. Der Vf. rückt seine Ausarbeitungen in homiletische Journale ein; Andere liefern solche *opera*, von denen nie in einem homiletischen Journale Erwähnung geschieht. Er wolle also mit seinen Eigenheiten nicht etwa eine bindende Vorschrift für seine Amtsbrüder anwinken und „beyfällig zu machen“ suchen. Das häusliche und gefellige Leben des Geistlichen ist einer viel strengeren Wohlstandslehre unterworfen, als des aller anderen Stände. Der Vf. hat davon weder so laxe, noch zu raube Begriffe. Aber wo er darüber das Allgemeingültige sagt, geht er moralisirend über seine Individualitäten hinaus, und wo er bloße Eigenheiten aufzählt, giebt er keine allgemeinen Gesetze, und es war nicht der Mühe werth, ihrer zu erwähnen. Die häuslichen Tugenden, auf welche er hält, sind Ordnung, Reinlichkeit, heitere stille, wahre Einigkeit, zweckmäßige Thätigkeit, häusliche Frömmigkeit: Tugen-

den, die auch jedes Laienhaus zieren dürften; aber jeder übe sie auf eine ihm eigene specifische Art, so wie er als Gatte und Vater, als Hausherr und Nachbar seine besondern, darum nicht verwerflichen, Eigenheiten besitzen mag. Der Vf. ist ein Freund des gefelligen Lebens, aber er liebt es nicht leidenschaftlich, er geht nicht gerne in gemischte Gesellschaften an öffentlichen Plätzen, sondern der gesellschaftliche Familienkreis hat für ihn ein besonderes Interesse; daran thut er wohl, aber noch bleibt uns und ihm ein Spielraum zu vielen häuslichen und gefelligen Naivitäten, die er hoffentlich Niemanden zur Sünde anrechnen wird. A \* S.

### JUGENDSCHRIFTEN.

- 1) BRAUNSCHWEIG, in d. Schulbuchh.: *Leitfaden bey dem christlichen Religions-Unterrichte für die sorgfältiger gebildete Jugend*. Zur allgemeinen Schul-Encyclopädie gehörig von Joach. Heinr. Campe. Sechste Auflage. 1804. 124 S. gr. 8. (4 Gr.)
- 2) Ebendaf.: *Leitfaden bey dem Unterrichte in der Religions- und Tugendlehre*, nebst der Erklärung der vornehmsten, in diesem Leitfaden enthaltenen Begriffe. Von Joh. Carl Friedr. Witting, Pastor an der Magnuskirche und Religionslehrer der herzogl. Pagen in Braunschweig. 1805. IX. 164 u. 17 S. 8. (12 Gr.)
- 3) GIESSEN, b. Heyer: *Unterricht im reinen Christenthum für die Jugend*, von Konrad Heinr. Rasemann, Pred. zu Aslar im Solms-Braunfelschen. Zweyte umgearb. und verb. Ausg. 1805. 120 S. 8. (4 Gr.)
- 4) BERLIN, b. Maurer: *Grundsätze und Bekenntnisse zum Gebrauch bey dem christlichen Religionsunterricht, für Konfirmanden*. Entworfen von C. F. W. Herrosee, kön. Hofpred. und Insp. zu Züllichau. 1805. 75 S. 8. (4 Gr.)
- 5) FRANKFURT a. d. O., b. Apitz: *Gedächtnisübungen, oder Auswahl einiger kurzer erklärten biblischen Sprüche und denselben beygefügte Liederverse über die wichtigsten Lehren und Vorschriften des Christenthums, wie auch einiger kurzen Denkprüche und Gebete zum Gebrauch in Schulen*. Herausgegeben von C. F. W. Herrosee. (ohne Jahrz.) VII u. 54 S. 8.

Die erste Auflage von No. 1 erschien im J. 1791 und war in einer Zeit von 6 Monaten vergriffen. Seitdem hat dieses immer noch empfehlungswerthe Lehrbuch sechs Auflagen erlebt. In der kurzen Vorrede zu der neuesten, vor uns liegenden, Ausgabe versichert der Vf., daß er bey jeder neuen Auflage auf den jedesmaligen Grad der öffentlichen Aufklärung des Zeitalters Rücksicht genommen habe, wie jeder finden würde, der sich die Mühe geben wolle, die verschiedenen Ausgaben zu vergleichen. Rec. hat in einigen Capiteln die dritte Ausgabe, welche 1793 erschien, mit der gegenwärtigen verglichen,

und allerdings kleine Verbesserungen entdeckt, die theils in veränderten Ausdrücken, theils in Weglassungen einzelner Stellen bestehen. Im Ganzen aber ist Materie und Form unverändert geblieben.

No. 2 beginnt, wie schon der Titel vermuthen läßt, mit der Religionslehre, an welche sich die Tugendlehre anschließt. Dieser Leitfaden zeichnet sich durch eine sehr ins Detail gehende Ausführlichkeit aus, welche überhaupt die Schriften dieses Vf. charakterisirt. Bey diesem Verfahren war denn allerdings eine angehängte besondere Erklärung der im Buche vorkommenden Begriffe nicht überflüssig. Der Vf. verweist bey diesen Begriffserklärungen, die zuweilen präciser abgefaßt seyn könnten, auf *Campo, Thieme, Weland, Pischon* u. a. Eine kurze Religions- und Tugendlehre in biblischen Sprüchen macht einen zweyten Anhang aus. Trotz jenen Erläuterungen aber kann Rec. immer noch nicht recht einsehen, was der Vf. damit sagen will, wenn er S. 29 behauptet, unsere Tugend müsse auch *leutselig* seyn. Der für die Unsterblichkeit der Seele mit aufgeführte Beweis, der von der Gestaltlosigkeit der Seele hergenommen ist, konnte, wie manches andere, füglich wegbleiben.

Der Vf. von No. 3 läßt die Tugendlehre den religiösen Belehrungen vorausgehen. Nach einer Einleitung über die Natur des Menschen, über Juden- und Christenthum, handelt er von den Pflichten in Ansehung unserer selbst, von den Pflichten in der häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen Gesellschaft, und dann erst von den Pflichten gegen alle andere Menschen. Auch den Pflichten in Ansehung der Thiere und der leblosen Schöpfung ist ein eigener Abschnitt gewidmet, welches wir nicht mißbilligen. Die Pflichten in Absicht auf Gott folgen sehr richtig erst, nachdem Gottes Daseyn, Vorsehung, Offenbarung und über Jesus die nöthigen Belehrungen vorausgeschickt worden sind. Im ganzen Buche herrschen geläuterte Grundsätze. Anstößig war es dem Rec. S. 27 zu lesen: Wir dürfen uns nicht um die nöthigen *Bedürfnisse* bringen. In der Sprache des gemeinen Lebens wird allerdings das Wort: *Bedürfnis* auch in der Bedeutung genommen, in welcher es in der angezogenen Stelle gebraucht wird; aber da eine andere Bedeutung dieses Worts aus mehreren Redensarten, z. B. ein Bedürfnis fühlen u. s. w. eben so bekannt ist, als jene: so hätte der Vf. sich weniger zweydeutig ausdrücken sollen.

No. 4 ist in Form eines Monologs nach den 3 Rubriken: die Religion macht mich weise; die Religion macht mich gut und befähigt mich zugleich auch im Guten; die Religion macht mich froh und zufrieden, getroßt und glücklich, in einer herzlichen Sprache und nach ziemlich geläuterten Grundsätzen abgefaßt. Besonders sind die, den angeführten Bibelstellen beygefügte, kurzen Erklärungen nicht übel gerathen.

In No. 5 kommen, wie in so vielen anderen Spruchsammlungen, einige biblische Sprüche vor, die sich nach unserem Dafürhalten zum Auswendig-

lernen für Kinder nicht wohl zu eignen scheinen. Z. B. Pf. 50, 15 wo Gott redend eingeführt wird: Rufe mich an in der Noth u. s. w. Die nicht biblischen Denksprüche, welche man in dieser Sammlung findet, sind die aus unzähligen Fabeln bekannten moralischen Reimchen und einige nicht weniger unbekannte Liederverse.

Z - d.

- 1) FRANKFURT a. M., b. Gailhauman: *Kleine Plaudereyen für Kinder, welche sich im Lesen üben wollen*. Von J. A. C. Löhr. Erstes Bändchen. Zweyte Auflage. 1804. VIII u. 270 S. 8. (18 Gr.)
- 2) WIEN, in der Camefinaischen Buchh.: *Theodors und Emilions unterhaltendes Lesebuch*. Ein Geschenk für gute Söhne und Töchter. Von Jakob Glatz. Mit Kupfern. 1805. 255 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)
- 3) BERLIN, b. Maurer: *Kinderfreuden*. Ein Seitenstück des Stoffes zur Bildung des Geistes und Herzens. Von Karl Hahn, Rector und Erzieher des Prinzen Wilhelm zu Solms-Braunfels Durchl. Erstes Bändchen. Mit 2 Kpfn. 1805. XIV u. 380 S. Zweytes B. 1806. VIII u. 458 S. 8. (2 Thlr. 20 Gr.)

Wir verbinden die Anzeige dieser drey Schriften, die in der Hauptsache einerley Zweck haben und aus der Feder drey beliebter Jugendschriftsteller geflossen sind, deren Erzählungsmanier schon aus früheren Anzeigen bekannt ist. Alle drey besitzen das nicht gemeine Talent, auf eine, die Kinder anziehende, Weise mit einer gewissen Leichtigkeit zu erzählen. Jeder hat indess sein Eigenthümliches in der Wahl und Behandlung des Stoffes, das sich aber, ohne den gegründeten Vorwurf der Einseitigkeit zu befürchten, schwerlich in allgemeinen Formeln bestimmt auffassen läßt. Hr. Löhr liefert in No. 1. 40 unterhaltende Erzählungen über lauter Gegenstände, die für Kinder Interesse haben können. Die Ausführlichkeit, mit der mancher Gegenstand behandelt wird, entschuldigt der Titel hinlänglich. Diese Erzählungen sollen sowohl zum Lesen als Vor erzählen benutzt werden. Die in kurzer Zeit nöthig gewordene zweyte Auflage spricht schon für die verdiente gute Aufnahme, welche dieses Büchelchen gefunden hat.

Hr. Glatz will ebenfalls in No. 2 in einer Reihe von Erzählungen, welche aber schon auf ein etwas höheres Alter berechnet sind, als die Löhrschen Plaudereyen, seinen Lesern und Leserinnen eine angenehme Erholung verschaffen, und dabey Verstand und Herz nicht ganz ohne Nahrung lassen. In ein gefälliges Gewand werden mancherley nützliche Belehrungen über Naturerscheinungen, moralische und andere wissenschaftliche Gegenstände des täglichen Lebens eingekleidet und zur Anregung und Belebung guter und frommer Gefühle benutzt. Die eingestreuten Gedichte machen zwar keinen Anspruch auf poetischen Werth, empfehlen sich aber durch Herzlichkeit.

Von No. 3 ist die erste Abtheilung des zweyten Bandes für ganz kleine Kinder bestimmt. Hr. H. giebt in dem ersten Aufsatze zu diesen Bändchen die Erfordernisse solcher Kindererzählungen sehr gut an, und hatte, als Vater einer dreyjährigen Tochter und als Erzieher eines vierjährigen Prinzen, Gelegenheit, den Inhalt und Ton dieser Erzählungen durch eine, vor dem Druck derselben vorausgegangene, mündliche Mittheilung an diese beiden Kleinen, bewährt zu finden. Die erste und zweyte Abtheilung des 1 B., so wie die 2 und 3te des 2 B. sind für Kinder bis zum 8, 10 und 12 Jahre berechnet. Beiden Bändchen sind in einer vierten Abtheilung noch Erklärungen sinnverwandter Wörter beygefügt, die im Ganzen nicht misslungen sind. Übrigens schließen sich das 1 B., und die letzten Abtheilungen des zweyten, an des Vfs. *Stoff zu Verstandesübungen* an. Die Darstellung in diesen Aufsätzen ist auch im Ganzen dieselbe, welche der Vf. in jener Schrift wählte. Der profaische Vortrag wechselt oft in einer Erzählung mit leichten Reimen ab, die grossentheils, einige wenige Härten im Metrum abgerechnet, fließend sind.

Z — d.

- 1) SCHNEPPENTHAL, in d. Buchh. der Erziehungsanstalt: *Conrad Kiefers ABC- und Lesebüchlein*, oder Anweisung auf die natürlichste Art das Lesen zu erlernen. Von C. G. Salzmann. 1798. X u. 122 S. 8.

Auch unter dem Titel: *Text zu Kiefers Bilderbuch*.

- 2) Ebendaf.: *Conrad Kiefers Bilderbüchlein*, herausgegeben von C. G. Salzmann. 1s Heft 1803. 18 Bl. 8. 2s Heft 1804. 18 Bl. (3 Thlr. 15 Gr.)

Man sollte allerdings voraussetzen können, daß die Leselehrmanier, welche der würdige Salzmann No. 1 befolgt, schon vielen Lesern dieser A. L. Z.

bekannt sey, da diese Salzmannsche Schrift bereits vor 10 Jahren erschien. Da aber die Erfahrung lehrt, daß in unseren Tagen sehr vieles nützliche Alte über dem Haschen nach dem Neuen und dem begierigen Ergreifen desselben leider! gänzlich vergessen wird: so dürfte es nicht überflüssig seyn, wenigstens eine Stelle aus der Vorrede auszuheben. S. VII: Man künstele nicht! man gebe schlechterdings gar keine Regeln, das Kind versteht sie nicht; man nenne jeden Buchstaben bey seinem wahren Namen, z. B. *ß* nicht *ste*, sondern *Este*; *sch* nicht *sche*, sondern *Escha* u. s. w.; man buchstabire ferner jedes Wort so wie es geschrieben wird; die Kinder werden sich in Alles bald finden.“ Rec. ist keinesweges undankbar gegen die Bemühungen neuerer Elementarlehrer; aber er findet in dieser Aufserung eines ehrwürdigen Veteranen der Pädagogik nur einen Beweis mehr für seine schon oft aufgestellte Behauptung, daß es eben so wenig eine einzige, allein gescheidmachende Methode, als eine einzig allein seligmachende Kirche gebe, und daß ein und derselbe Zweck des Unterrichts auf verschiedenen Wegen leicht und glücklich erreicht werden könne, wenn Lehrer und Kinder mit Lust an die Arbeit gehen. Was die hier gelieferten Kupfer betrifft: so zeichnen sie sich durch eine gut getroffene Auswahl der Gegenstände eben so sehr, als durch sauberen Stich, zu ihrem Vortheil aus. Auch die, unserem Exemplare beygelegten Probekupfer, gewähren einen ungemein schönen Anblick, und erheben sich sehr über der großen Haufen illuminirter Kupfertafeln. Der Text in No. 1, der ihnen zur Erläuterung dient, besteht theils aus kurzen Erzählungen in der bekannten Manier des väterlichen Salzmann vorgetragen, theils aus unterhaltenden Fabeln. Lernbegierige Kinder werden gewiß mit Vergnügen bey diesen Bildern verweilen, wenn zumal in Salzmann'scher Manier mit ihnen darüber gesprochen wird.

Z — d.

#### KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. Salzburg, in d. Mayerfchen Buchh.: *Schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen zur Sittenlehre für Kinder*. Von P. Agid. Jais. Achte, einzig rechtm. Ausg. *Erstes Bändchen*. 1804. 93 S. *Zweytes Bändchen*. 1802. 118 S. kl. 8. (3 Gr.) Rec. hat schon vor 10 Jahren in einer protestantischen Schule manche Erzählung aus dieser Jugendschrift eines würdigen Religionslehrers der röm. - katholischen Kirche mit seinen Schülern gelesen, und sich mit ihnen über den Inhalt derselben unterredet. In den früheren Auflagen waren nur die häufig vorkommenden Provincialismen ein Stein des Anstoßes für das, an ein richtiges Deutsch gewöhnte, Ohr. Dieser Übelstand scheint in dieser neuen Ausgabe vermindert zu seyn; ob man gleich auch hier noch ein *Knaab* zu lesen bekommt. Das Bestreben des würdigen Jais geht vorzüglich dahin, einen praktisch-frommen Sinn in Kindern zu wecken und zu beleben, und ihre jungen Gemüther für die Grundsätze einer reinen Sittlichkeit empfänglich zu machen. Die Geschichten sind kurz, und lassen sich daher leicht behalten, und von Kindern wieder erzählen. In Land- und kleinen Stadtschulen römisch-katholischer Gemeinen verdient das Büchlein eingeführt zu werden.

Z — d.

- 1) Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Kleines ABC Buch zum Behuf mancherley nützlicher Kenntnisse*. Zweyte verb. und verm. Auflage. Mit 24 illum. Kpfn. 1803. 88 S. 8. (12 Gr.)
- 2) Berlin, b. Schmidt: *Gustavens und Adolfs Wander-*

*schaft durch die Bilder-Fibel*. Allen guten und fleißigen Kindern gewidmet. Mit 48 ausgem. Kpfn. Dritte Auflage. (ohne Jahr.) 79 S. 8. (12 Gr.)

- 3) HADAMAR, i. d. n. Gelehrten-Buchh.: *A, B, C, Buchstabir- und Lesebuch*, zum Gebrauch der kleinen Schulkinder. 1804. 37 S. 8. (2 Gr.)

Nur No. 1 verdient unter diesen drey Elementarbüchern eine Auszeichnung. Sowohl die vorangeschickte kurze Anweisung zum Lesenlernen, welcher das, schon vor Olivier bekannte Verfahren bey dem Antönen der Buchstaben zum Grunde liegt, als auch der, aus verständlichen kurzen Sätzen und leichtfaßlichen Kindererzählungen bestehende, Inhalt des Buchs verrathen einen Vf., der über die Elementarunterrichtskunst gedacht hat.

Aus No. 2 lernen auch die Abschützen, daß St. Sanci und Off. Joh. Offenb. J. bedeute; daß im J. 1804 der röm. deutsche Kaiser den Titel eines Erbkaifers von Oesterreich angenommen, und daß Deutschland jetzt 10 Kurfürsten habe (S. 54). Schon diese Angaben werden hinreichen, zu beurtheilen, welchen Beruf der Vf. hatte, sich zum Führer der kleinen Pilger durch das Land des Abc aufzuwerfen.

No. 3 enthält eine in Fragen und Antworten gestellte Theorie der Buchstaben- und Silben-Aussprache. Zur Übung im Lesen lateinischer Schrift wird das Gellert'sche Gedicht: *Da klagt und fühlet die Beschworen* u. s. w. zum Besten gegeben. Daß es sieben Sacramente giebt, können aber die Abschützen hier mit deutschen Lettern lesen.

Z — d.

# Monatsregister

VOM

J a n u a r 1 8 0 8.

## Verzeichniß der im Monat Januar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

- A** B C - Buchstabil- und Lesebuch 25. 199.  
**A** B C Buch, kleines. 2te Aufl. 25. 199.  
**A** benteuer, bestanden von Ehrenhaus und Sohn. 2te Aufl. 22. 176.  
**A** bhandlungen, forstwissenschaftliche. 1 Heft. 10. 78.  
 — — — über wichtige Gegenstände des Forstwesens. 1 Heft 10. 78.  
**A** hlwardt Probe einer neuen Uebersetzung Ofsians aus dem gälischen Original 7. 53.  
**A** ménites, nouvelles, littéraires. P. L. 17. 151.  
**A** ppendini de vetustate et praesentia linguae Illyricae 17. 154.  
**A** rabesken, musikalische. 4. 5 Heft 23. 180.

B.

- B** ardili Beytrag zur Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes der Vernunftlehre 17. 155.  
**B** ear neues histor. biograph. literarisches Handwörterbuch. 1 B. 24. 185.  
**B** eaucloir franz. Lesebuch für Anfänger 17. 151.  
**B** elehrungsbuch für die Jugend 12. 96.  
**B** elin esprit de la langue française 15. 119.  
**B** ions und Mofchus Idyllen, übersetzt von Manfo 14. 105.  
**B** onterwehr Ideen zur Metaphysik des Schönen 7. 51.  
**B** ürger Schwänke, Erzählungen und Märchen 20. 160.

C.

- C** ampe Leitfaden beyrn christl. Religionsunterrichts. 6te Aufl. 25. 196.  
**C** lefs Versuch einer kirchl. polit. Landesculturgegeschichte von Württemberg. 1. 2 Th. 1 Abth. 20. 155.  
**C** ohen Handbuch der gesammten Arithmetik. 4tes Heft 23. 183.  
**C** omenii janua linguarum reuerata aurea; edit. 6. ed. Thom. 14. 111.  
**C** omenius neu eröffnete goldene Sprachpforte. 6te Aufl. Herausgegeben von Thom. 14. 111.  
**C** ornellii Nepotij excellentium imperatorum vitae; edit. Tzschucke 16. 121.  
**C** ornellii vitae excellent. impetr. Herausgegeben von Paufser 16. 121.

D.

- D** egerando histoire comparée des systemes de Philosophie. 1—3 Tom. 3. 33.  
 — — — vergleichende Geschichte der Systeme der Philosophie. Aus dem Französischen von Tennemann 5. 33.  
**D** eutsche, der, zu den Deutschen 18. 157.

E.

- E** hrenberg Festpredigten 12. 89.  
**E** rb des Wiedertsehen. 2 Thle. 22. 176.  
**E** wald kurze Anweisung, auf welche Art die Jugend in den niederen Schulen zu unterrichten ist 8. 64.  
**E** xners, des Räuberhaupt, Leben, Thaten und Ende 20. 169.

F.

- F** lucht, die, nach Spitzbergen. Ein geographischer Roman 22. 175.  
**F** unke erster Leitfaden zum Schulunterricht. 4te Aufl. 16. 127.  
 — — Stoff zu Unterhaltungen mit Kindern über Gegenstände der Natur 16. 117.

G.

- G** ail memoire sur Thucydide 15. 117.  
**G** asf Predigten 12. 95.  
**G** eorg Herrmann, eine wahre Geschichte 11. 87.  
**G** ildemeister Beyträge zur Kenntniß des vaterländischen Rechts. 1 B. 17. 86.  
**G** lätz Theodors und Emilie's unterhaltendes Lesebuch 25. 198.  
**G** lock neue Fest- und Gelegenheitsreden 12. 89.  
**G** rauer Lufus medici orationibus expressi 4. 51.  
**G** ustcheus und Adolphs Wanderschaft durch die Bilderbibel. 3te Aufl. 25. 199.

H.

- H** acker ausführlichere Predigtentwürfe über gewöhnliche sonntägige und über freye Texte. 3. 4 Samml. 12. 95.  
 — — neue Predigtentwürfe. 1 Samml. 12. 95.  
**H** ahn Kinderfreuden. 1. 2 B. 25. 198.  
**H** ang und Weisser epigrammatische Anthologie. 1. 3 Th. 21. 161.  
**H** ang epigrammatische Spiele 22. 174.  
**H** aunsner gründliche Unterweisung in der engl. Sprache 21. 167.  
**H** enriette. Leben einer deutschen Bühlerin 7. 55.  
**H** errofs Gedächtnisübungen 25. 196.  
 — — Grundsätze zum Gebrauch beyrn christl. Religionsunterricht 25. 196.  
**H** eydenreich meine Eigenheiten 28. 195.  
**H** oogen die Volksschulen, keine kirchliche, sondern allgemeine Staats-Institute 8. 68.  
**H** ofeland neue Grundlegung der Staatswirtschaftskunst. 1 Th. 3. 17.

I.

- I** eis schöne Geschichten zur Sittenlehre für Kinder. 1. 2 B. 8te Aufl. 25. 198.

K.

- K** amensy zlatá brána gasykúw otewrend, neb planista wšech rěc 24. 121.  
**K** apler kurze Volkspredigten 12. 95.  
**K** lefscher Auszüge aus Vormittagspredigten 12. 96.  
**K** leid, das, macht nicht den Mann 23. 183.  
**K** rummacher über den Geist und die Form der evangel. Geschichte in histor. und ästhetischer Hinsicht 2. 11.  
**K** unft, die, 12 Sorten Farbensuche zu verfertigen. Neue Aufl. 16. 128.

L.

- L** amotte Cours de langue française. 1—3 Tom. 17. 151.  
 — — Morceaux d'Eloquence, de Morale et de Philosophie, tirés des meilleurs Auteurs François 27. 152.

*Lang Dictionnaire universel des Synonymes de la langue française* 17, 130.  
 — — kurze französische Sprachlehre 17, 130.  
*Laubender Handbuch der Thierheilkunde* 3. 4 B. 4, 51.  
*Lectures élémentaires pour les premières années de la Jeunesse* 2 Edit. 17, 131.  
*Leuchte Anleitung zur katechetischen Erklärung der Sonn- und Festtagsepiſteln* 1. 2 Heft 12, 95.  
*Löhr kleine Plaudereyen für Kinder* 1 B. 2te Aufl. 25, 198.  
**M.**  
*Le Mang neue Gespräche oder Uebungen im Sprechen der französischen Sprache* 17, 130.  
*Marcus Entwurf einer speciellen Therapie* 1 Th. 4, 25.  
*Matthai über die sogenannten Recensionen, welche die Hun, Bengel, Semler und Griesbach in dem griechischen Texte des N. T. wollen entdeckt haben* 1, 7.  
*Meusel Lexikon der vom Jahr 1750—1800 verstorbenen Schriftsteller* 7 B. 4, 84.  
*Morus Heinrich v. Wild* 7, 56.  
*Moser das Forstrecht nach allgemeinen Gründen der Forstwissenschaft* 11, 84.

**N.**  
*Niemeyer Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts* 1. 2 Th. 5te Aufl. 3 Th. 8, 57.

**P.**  
*Particularrecht, oldenburgisches, im systematischen Auszuge* 2. 3 Th. 11, 87.  
*Pertsch Einladungsschrift zur Feyer des Stiftungstages des Casimirianum zu Coburg* 24, 191.  
 — — neues allgem. literar. artistisches Lexikon. 1. 2 Th. 24, 185.  
*Pfitzer über die Collation der Descendenten* 11, 81.  
*Porcia eine Wasserstrasse von München nach Tyrol und an den Bodensee könnte allein dem Getreide einen dauernden Absatz sichern* 18, 145.

**Q.**  
*Quedenfeld vollständige Syntax der französischen Sprache* 17, 130.

**R.**  
*Rafsmann Unterricht im reinen Christenthum für die Jugend* 2te Ausg. 25, 196.

*Riedl über die Ursachen der grossen Ueberschwemmung am 16 Aug. in München* 21, 167.  
*Romme Tableaux des vents des marées et des courans* 1. 2 Tom. 10, 75.

**S.**  
*Salzmann Conrad Kiefers A B C- und Lese-Büchlein* 25, 199.  
 — — Conrad Kiefers Bilderbüchlein 1. 2 Heft 25, 199.  
*Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch prakt. Aerzte* 24 B. 2 St. 4, 82.  
*Schott kurzer Entwurf einer Theorie der Beredamkeit* 23, 177.  
*Schuderoff Predigten* 12, 89.  
*Sendfchreiben an Hn. G. J. über die Verlegung der Universität Halle nach Berlin* 25, 183.  
*Serra commentarii de bello germanico* 1. 2 P. 15, 97.  
*Soll n Berlin eine Universität seyn?* 23, 183.  
*Spinola Insectorum Liguria species novae rariores* 1 Tom. 1 Fasc. 19, 145.  
*Stein Hr. v. Schulkerbein und sein Peter* 7, 66.

**T.**  
*Testamentum, novum, graece* Edid. Griesbach. 1. 2 Tom. 1, 6.  
*Testamentum, novum, graece* Edid. Griesbach. 2 Vol. 2 Edit. 1, 1.  
*Testamentum, novum, graece* Edid. Griesbach. 2—4 Tom. 1, 5.  
*Testamentum, novum, graece, recens. Koppe* 4 Vol. 2 Edit. cura Ammon 2, 9.  
*Testamentum, novum, graece* Edid. Matthaei. 2 Tom. 1, 6.  
*Tables astronomiques, publiées par le bureau des longitudes de France* P. I. Tables du Soleil p. Delambre. Tables de la Lune p. Burg 9, 66.  
*Trenenil les tombeaux de l'abbaye royale St. Denis* 2 Edit. 13, 102.  
*Tzschucke commentarius perpetuus in Corn. Nepotis vitas* 16, 121.

**W.**  
*Willerding's Entwürfe über die Sonn- und Festtags-Evangelien* 17—19 Jahrg. 12, 96.  
*Witting Leitfaden bey dem Unterrichte in der Religions- und Tugendlehre* 25, 196.

## II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Anonyme Verleger 18, 21.  
 Ahl in Coburg 24.  
 Akademische Buchhandlung in Jena 4.  
 — — — in Marburg 5.  
 Amelang in Berlin 25.  
 Apitz in Frankfurt an der Oder 25.  
 Arnold in Dresden 23.  
 Attenkofer in Landshut 12.  
 Bachmann und Gundermann in Hamburg 12 (2).  
 Badecker und Comp. in Duisburg 8.  
 Barth in Leipzig 2. 17. 23.  
 Bechner in Frankfurt am Mayn 17.  
 Brügel in Ansbach 7.  
 Buchhandlung der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal 25.  
 Buchhändler in Breslau 20.  
 Buchler in Elberfeld und Leipzig 12.  
 Camolina in Wien 25.  
 Campe in Nürnberg 4.  
 Czaz und Gerlach in Freyberg 12.

Creutz in Magdeburg 22.  
 Curcier in Paris 9.  
 Curtz Euben in Halle 2.  
 Degen in Wien 25.  
 Didot sen. in Paris 15.  
 Dienemann und Comp. in Penig 15.  
 Dieterich in Göttingen 2. 16.  
 Dieterici in Berlin 23.  
 Doll in Wien 20.  
 Duprat-Duverges in Paris 10.  
 Dyk in Leipzig 4. 14.  
 Fleischer jun. in Leipzig 4. 21. 25.  
 Flick in Basel 22.  
 Gail in Paris 15.  
 Gelehrten-Buchhandlung, neue, in Hadamar 25.  
 Griguet und Michaud in Paris 15.  
 Götschen in Leipzig 1 (2).  
 Gravier in Genua 19.  
 Grau in Hof 1.  
 Guilhauman in Frankfurt am Mayn 25.



Hartknoch in Leipzig 22.  
 Heyer in Gießen 17. 25.  
 Heyße in Bremen 21.  
 Hinrichs in Leipzig 5. 25.  
 Keil in Cölln 25.  
 Keyser in Erfurt 4.  
 Kriegerische Buchhandlung in Marburg 10.  
 Kuhn in Posen 12.  
 Lentner in München 18.  
 Lübecks Erben in Bayreuth 21.  
 Martechini in Ragusa 17.  
 Martini in Leipzig 7. 11.  
 Maurer in Berlin 25 (a).  
 Mayer in Salzburg 15.  
 Metzler in Stuttgardt 20.  
 Meyer in Lemgo 17.  
 Orell, Füssli und Comp. in Zürich 21. 22.  
 Payne und Mackinlay in London 1.  
 Real-schoolbuchhandlung in Berlin 12.

5. 18.  
 1. 4.  
 5. 55.  
 1. 5.  
 1. 5.  
 5. 19.  
 2. 10.  
 3. 19.  
 1. 5.  
 1. 3.  
 5. 19.  
 2. 10.  
 5. 55.  
 1. 5.  
 5. 55.  
 5. 19.  
 5. 18.  
 5. 19.  
 3. 19.  
 5. 35.  
 3. 18.  
 2. 10.  
 1. 4.

Schmid in Cottbus  
 v. Schönaich zu Arnitz  
 Schroer in Rietschütz  
 Stöller in Langensalza  
 Struve in Görlitz  
 Süptitz in Helmstädt  
 Szaller in Poth  
 Tetens in Kopenhagen  
 Thiebaut in Versailles  
 Turow in Demmin  
 Wichmann in Leipzig

### Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Bielle, Versammlung der Société d'émulation am  
 9 Aug.  
 Erfurt, Versammlung der Akademie nützlicher  
 Wissenschaften  
 Frilli, Arzt zu Roggitoß, Preisaussetzung von  
 100 Zechinen  
 Göttingen, Preisfragen der königl. Akademie der  
 Wissenschaften  
 Kopenhagen, Versammlung der königl. dänischen  
 Gesellschaft der Wissenschaften am 4 Dec.  
 Leipzig, Preisfragen der fürstl. Jablonowskischen  
 Gesellschaft der Wissenschaften  
 Lüttich, Preisfragen der freyen Gesellschaft der  
 Physik und Medicin  
 München, Versammlung der Akademie der Wis-  
 senschaften am 15 Sept. und 12 Oct.  
 Paris, Versammlung der Classe der Geschichte  
 und alten Literatur des Nationalinstituts am  
 11 Dec.  
 — — Versammlung der mathematischen und  
 physikalischen Classe des Nationalinstituts und  
 Preisausheilung derselben  
 Rouen, Preisfragen der Akademie der Wissen-  
 schaften.

1. 3.  
 1. 3.  
 2. 10.  
 3. 18.  
 3. 19.  
 1. 3.  
 3. 35.  
 1. 5.  
 1. 4.  
 3. 19.  
 1. 5.

### Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Berlin, Gedächtnisfeyer im berlinisch - östli-  
 schen Gymnasium  
 Duisburg, Promotionen  
 Erfurt, Promotionen  
 Heidelberg, Preise, Promotionen  
 Helmstädt, Promotionen  
 Jena, Promotionen  
 Marburg, Promotionen

5. 17.  
 1. 5.  
 1. 2.  
 5. 35.  
 1. 1.  
 1. 1.  
 5. 35.

### Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Berlin, Erklärung der königl. Akademie der Wis-  
 senschaften wegen einer Anfrage  
 — — Berichtigung der königl. Akademie der  
 Wissenschaften  
 Bücherauction in Berlin  
 — — in Frankfurt am Mayn  
 Bücherverkauf in Frankfurt am Mayn  
 — — in Leipzig  
 Debonale, dessen französische Grammatik ist in  
 Hamburg confisicir  
 Dresden, Verkauf eines Münzcabinefs  
 Harles und Ritter Journal ist im Preise herab-  
 gesetzt  
 Heramers und Schwesfchke haben Johnson's  
 Dictionary verkauft  
 v. Rade in Posen Erklärung  
 Schöman Antikritik nebst Antwort des Rec.  
 Sommerring in München Erklärung wegen kupfer-  
 haltiger Menschenknochen  
 Stahl in Jena Bücherverloofungsinstitut  
 Vilette, dafelbst hat man röm. Münzen gefunden  
 Voss in Heidelberg Epigramm auf einen Wortmacher  
 Wien, Einweihung der Statue Josephs II  
 Wolf in Berlin hat Friedrich II zu Pferde ge-  
 zeichnet

1. 8.  
 2. 16.  
 4. 32.  
 4. 52.  
 5. 59.  
 1. 8.  
 3. 10.  
 3. 24.  
 4. 51.  
 1. 8.  
 1. 8.  
 5. 39.  
 4. 28.  
 2. 15.  
 5. 20.  
 3. 24.  
 1. 4.  
 3. 20.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 1 F E B R U A R , 1 8 0 8 .

## T H E O L O G I E .

KIEL, in der neuen akadem. Buchh.: *Erklärung aller dunkeln Stellen des Neuen Testaments, theils in einem zusammenhängenden Commentar über einzelne Bücher, theils in einer treuen Übersetzung, mit eingeschalteten Erklärungen*; von Dr. J. C. R. Eckermann, ord. Prof. der Theol. zu Kiel. Erster Band: die Evangelien Matthäus, Marcus und Lucas. 1806. XVI u. 445 S. Zweyter Band: das Evangelium Johannes, die Apostelgeschichte und Paulus Brief an die Römer. 1807. XVI u. 384 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Diese Schrift, welche in drey Bänden das ganze neue Testament umfassen wird, hat eine dreyfache Bestimmung: für *Studierende*, welchen sie bey der Vorbereitung auf exegetische Vorlesungen über das N. T. das leisten soll, was in Absicht des A. T. die *Dathe'sche* Übersetzung leistet; für *Candidaten* und *Prediger*, welche sich über dunkle Stellen daraus belehren sollen, und für *Altern* und *Hauslehrer*, welche sie ihren Kindern und Zöglingen in die Hände geben können, um denselben es leicht zu machen, mit Verstand und deutlicher Einsicht die Bibel zu lesen. Schon allein dieser letzte Zweck mußte den Vf. veranlassen, alle philologischen und kritischen Bemerkungen wegzulassen, und bloß Erläuterungen des Sinnes und der Sachen zu geben; er glaubte es aber auch in Bezug auf die erste und zweyte Gattung seiner Leser thun zu dürfen, da er bey dieser die nöthigen philologischen und kritischen Kenntnisse voraussetzt, und was jene betrifft, seine Schrift keineswegs die Stelle gelehrter exegetischer Vorlesungen vertreten soll.

Nach der gedoppelten Methode, welche der Vf. bey der Entwurfung des Plans zu diesem Werke erkoren, und selbst schon auf dem Titel angegeben hat, hat er in dem *ersten* Bande das Evangelium *Matthäi*, nach größeren und kleineren, bisweilen etwas willkürlich gemachten, Abschnitten, in einer fortlaufenden und zusammenhängenden Erklärung, die Evangelien *Marc*i und *Luc*a aber, bey jenem nur C. 1, 12 — 3, 35, so wie C. 4, 33 — 41, und bey diesem bloß die Genealogie C. 3, 23 — 38 angenommen, größtentheils nach der gewöhnlichen Capitelabtheilung in einer Übersetzung mit vorausgeschickten, oft ganz kurzen, Inhaltsangaben und eingeschalteten Anmerkungen geliefert. Unseres Bedünkens würde er seiner Arbeit mehr Vollkommenheit verliehen haben, wenn er die drey genannten Evangelien nicht von einander abgefondert, sondern in gegenseitiger Verbindung und selbst mit Einschluss der parallelen Abschnitte in dem Evangelium Johannis bearbeitet hätte. Die Sache hat zwar ihre großen Schwierigkeiten, aber es ist auch nicht der Fall, daß von dem Vf. eine Harmonie der Evangelien oder eine streng chronologische Zusammenstellung und Einreihung verlangt würde. Bey einer synoptischen Zusammenfassung, von welcher bloß die Rede ist, hätte demungeachtet Eines der Evangelien als Leitfaden zum Grunde gelegt werden können, und schon seines Gegenstandes wegen hätte der Vf. diesen Weg einschlagen sollen. Denn unsere Evangelien haben für uns eine höhere, als eine bloß gemeine literarische Bestimmung; wenigstens studiren und lesen sie diejenigen Personen, welche der Vf. bey der Ausarbeitung seiner Schrift im Auge hatte, nicht, um zu vernehmen, was ein Matthäus, Marcus und Lucas Merkwürdiges aus dem Leben Jesu berichtet; sondern sie wünschen überhaupt von diesen ältesten beglaubigten Zeugen über Jesu Thaten, Schicksale und Lehren als ein *historisches Ganzes* belehrt zu werden, welches ihnen die bloß singuläre Methode des Vfs. sehr erschwert hat. Denn die natürliche Folge davon ist, daß die Differenzen, die sich hin und wieder in den Berichten der Evangelisten finden, entweder gar mit keinem Worte berührt (Matth. 20, 29 ff. Marc. 10, 46 ff. Luc. 18, 35 ff.) oder nur kurz erwähnt werden (Matth. 8, 5 — 13. Luc. 7, 1 — 10), und überall nichts geschieht, um dieselben zu heben, ja jeder Versuch zur Ausgleichung sogar ausdrücklich von der Hand gewiesen wird (S. 252). Auch wären, wenn der Vf. seine drey Schriftsteller nicht isolirt hätte, die vielen, dem Leser lästigen, Zurückweisungen und manche Wiederholungen unnöthig geworden, und der Vf. wäre selbst von Widersprüchen frey geblieben. So wird bey Matth. 16, 23. S. 97, in der Anrede Jesu an Petrus, das Wort *αγανα* durch *Gegner*, *Feind*, hingegen bey Marc. 8, 33. S. 235, durch *Verführer* erklärt. Nach S. 157 gehören die Worte Matth. 24, 15, *ὁ ἀντιπαραστήσας* Jesu an, und er spricht sie in dem Sinne: „das sollten sie sich bey Daniels Worten merken, so oft sie diese läsen; hingegen bey Marc. 13, 14. S. 260 wird bemerkt, daß der Evangelist diese Worte hinzusetze, und es scheint, daß der Vf. nicht auf Daniels Worte, sondern auf das zunächst vorhergehende *ἵνα οὐ δεῖ* bezogen haben will.

Aber ohnerachtet dieser Unvollkommenheiten

bleibt dem Buche sein Werth gesichert, und wenn es auch zu einem Lesebuche der Jugend durchaus nicht geeignet befunden wird, so entspricht es doch seiner übrigen Bestimmung grösstentheils, und Rec., der es nicht ohne Gewinn sorgfältig studirt hat, fühlt sich verbunden, dasselbe nicht nur allen Theologie Studirenden, Candidaten und Predigern, sondern auch überhaupt allen Freunden der historischen Interpretation des N. T. zu empfehlen. Hr. Eckerm. hat darin seine genaue Bekanntschaft mit dem Geiste des apostolischen Zeitalters, und seinen unbefangenen exegetischen Blick auf's Neue bewährt, und diese Schrift trifft selbst der Vorwurf der Weiterschweifigkeit weniger, als einige seiner früheren. Sein glücklicher Scharfsinn hat über manche dunkle Stellen neues Licht verbreitet, und sind sie, denen es zu Theil geworden ist, auch nicht von grosser Anzahl, so folgt man einer Exegese, die einen festen und männlichen Gang hält, doch auch mit Vergnügen auf längst betretenen Wegen. Vor allem gut ist dem Vf., wie Rec. glaubt, die Entwicklung des Sinnes der parabolischen Vorträge und sententiösen Aussprüche Jesu gelungen. Zwar wird er weder hierin, noch in seinen Auslegungen überhaupt immer auf die Zustimmung prüfender Leser rechnen dürfen, und selbst Recens. wird unter den Proben, die er von des Vfs. Interpretationen vorlegen wird, auch solche ausheben und ausstellen, welchen er seinen Beyfall versagen muss; aber die Verschiedenheit der Ansichten einzelner Stellen in alten Schriften ist in der Natur der Sache gegründet, und sie bleibt jederzeit so lange nur etwas Subjectives, bis die Unrichtigkeit des Gegentheils evident erwiesen ist.

Wenn Hr. Eckerm. S. 7 zu Matth. 2, 1—15 zur Begründung seines Urtheils, dass die Ankunft der Mager in Bethlehem noch vor die Darstellung Jesu im Tempel zu setzen sey, darauf provocirt, dass sie in einigen Wochen die Reife machen konnten: so müßte man nicht nur den Ort, von welchem sie herkamen, genau kennen, sondern es müßte auch angenommen werden, dass die Erscheinung des Sterns mit der Geburt Jesu in einer wirklichen Zeitverbindung gestanden habe, welches selbst demjenigen widerspricht, was der Vf. über die Beobachtung dieses Sterns von den Magern unmittelbar vorher sagt. — S. 12 werden die Worte Matth. 3, 7: *τις ὑπεδείξεν ὑμῖν. Φυγεῖν ἀπο τῆς μελλούσης οργῆς*, recht gut in dem Sinne gefasst: „wem ist es wohl bisher gelungen, euch zur Besserung zu erwecken? und wie dürfte ich denn hoffen, dass es mir gelingen werde?“ — S. 13 wird zu Matth. 3, 11 treffend bemerkt, dass Johannes, welcher als ein zweyter Elias (Mat. 3, 24, 25) angesehen seyn wollte, den dunkeln Ausdruck: *βαπτίζω ἐν πν. ἁγ. καὶ πνεύματι* vermöge einer leicht erklärbaren Ideenverbindung nach Mat. 3, 2 (*ἐν πνεύματι ἁγ. καὶ ὕδατι*) gebildet habe. Johannes konnte aber auch nach dem nämlichen Gange der Ideen die Geschichte 2 Kön. 1, 10 ff. im Sinne gehabt, und hieraus das Bild der Feuertaufe genommen haben. — S. 61 wird zu Matth. 11, 22 mit des Rec. Bestimmung bemerkt, dass Jesus wahr-

scheinlich solche Menschen im Sinne gehabt habe, welche ihn, wie Joh. 6, 15, nöthigen wollten, als König an ihre Spitze zu treten. — Die Erklärung des Wortes *τετραρχῆς* Matth. 14, 1: S. 77, durch „ein Fürst eines Theils von Galiläa“ ist nicht nur an sich unrichtig, sondern würde auch gar nicht einmal auf Herodes Antipas passen, zu dessen Tetrarchie bekanntlich auch Peräa gehörte, wenn sich nicht S. 240 zu offenbaren schiene, dass der Vf. unter Galiläa auch das erwähnte Peräa begreift, welches zwar vordem von Mehreren geschehen ist, aber wider die geographische Genauigkeit ist, und schon den Josephus (B. J. 3, 3, 3) gegen sich hat. — S. 89 wiederholt der Vf. die von ihm schon anderwärts gemachte Bemerkung, dass Jesus die Matth. 12, 40 stehende Deutung von dem *σημεῖον ἰωῆ* nicht gegeben haben könne, will sie aber S. 91 nicht als Suggestion von dem Evangelisten ableiten, sondern nimmt an, dass Matthäus in seinem hebräisch. Evangelium den 40 V. gar nicht geschrieben habe, sondern dass er erst in der griechischen Übersetzung von Jemanden an den Rand geschrieben, und dann, obgleich in sehr frühen Handschriften, in den Text eingerückt worden wäre (Vorr. S. XV). Der Vf. glaubt auch, dass der Zusammenhang von V. 38—42 gewinne, wenn V. 40 herausgehoben werde; es werde V. 41 der Niniviten erwähnt, die dem Jonas glaubten, und sich durch denselben zur Sinnesänderung bewegen liessen, ohne von ihm ein Beglaubigungszeichen zu verlangen; denn eben das könne es nur seyn, was Jesus unter dem *σημεῖον ἰωῆ* verstanden habe. Rec. ist zwar ebenfalls überzeugt, dass jene Deutung des Zeichens Jona's (V. 40) nicht im Sinne Jesu sey, und nicht von ihm selbst gegeben seyn könne. Aber er sieht keinen Grund, warum sie nicht als ein Eigenthum des Matthäus angesehen werden dürfte, da die Evangelisten auch sonst noch (vergl. Joh. 2, 21. 22. 4, 38. 39. 16, 9—11) nach der Vollendung des Lebens Jesu manche seiner Aussprüche in Bezug auf seine letzten Schicksale und einige Vorfälle nach seinem Tode in einem falschen Sinne gefasst, und ihre Interpretamente ihrem vollendeten Lehrer bisweilen sogar in den Mund gelegt haben. Der Contrast macht die Annahme eines späteren Ursprungs des 40ten Verses von einer fremden Hand keineswegs nothwendig; man muss nur den Gedankengang Jesu von jenem des Matthäus unterscheiden. Zwar glaubt Rec. auch, dass das *σημεῖον ἰωῆ* in nichts anderem als in dem *κρηγμα ἰωῆ*, oder in *ἰωῆς ὁ κρησσω* gesucht werden dürfe; aber er kann es nicht überhaupt darin finden — denn auf den derben Ausdruck *γενεὰ πονηρὰ καὶ μοχλοῦς* erwartet man etwas Stärkeres als den matten Gedanken: „ihr müsst mich, so wie ehemals die Niniviten den Propheten Jonas, ohne ein Beglaubigungszeichen zu verlangen, bloß meiner Lehrvorträge wegen, für einen göttlichen Gesandten anerkennen.“ Rec. schränkt daher das *σημεῖον ἰωῆ* bloß auf dieses Propheten Ankündigung des Untergangs Ninive's ein, als durch welche nur all in nach Jon. 3, 4, 5 das *μετανοεῖν* der Niniviten, wovon Je-

lus v. 41 spricht; bewirkt worden ist. Der 41ste V. enthält also nicht eine Erklärung des σημειον Ιωνα, sondern bloß eine vergleichende Folgerung aus der Sache, woraus sich abnehmen läßt, daß Jesus überhaupt in diesem Sinne gesprochen hat: „Die böse und ruchlose Brut fordert ein Zeichen! Ja es soll ihnen an mir werden, aber (s. Luc. 11, 30) so wie es einst den Niniviten an Jonas zum Theil geworden ist, der ihnen den Untergang ihrer Stadt ankündigte. Doch ließen sich diese dadurch zur Änderung ihrer Denk- und Lebens- Weise bewegen, aber gegen jene vermag auch die härteste Drohung, selbst aus dem Munde einer solchen Person nichts, die weit mehr Glaubwürdigung als Jonas hat.“ In diesem Sinne hat nun zwar Matthäus die Worte Jesu nicht aufgefaßt; aber nur in dem Fall, wenn man annehmen müßte, daß er den 41sten V. für eine Erklärung des σημειον Ιωνα angesehen hätte, könnte das unmittelbar vorher eingeschobene Interpretament nicht von ihm selbst herrühren. Aber er sahe gewiß V. 41 nur für eine Folgerung an, weil ja, nach den eigenen Worten seines Evangeliums, den Niniviten μετανοειν auf (εις und nicht δια wegen) το κηρυγμα Ιωνα erfolgt ist, woraus denn folgt, daß er sich das σημειον und κηρυγμα Ιωνα nicht als eines und dasselbe gedacht habe. Wenn nun jenes in unserem gegenwärtigen gr. Matthäus von dem dreytägigen Aufenthalt Jonas εν τη κοιλια του κητους erklärt, und in eine Beziehung auf das dreytägige Liegen Jesu in der Grabeshöhle gesetzt wird, warum sollte dieses Interpretament nicht von dem Apostel Matthäus selbst schon herrühren? — In der schweren Stelle Matth. 23, 39, nimmt Hr. E. nach S. 152 ιδειν in der Bedeutung *anerkennen* (Joh. 6, 40) und die folgenden Worte εως αν ειπητε κ. τ. λ. bezieht er nach V. 38 auf die Zeit der Zerstörung Jerusalems, weswegen ihm der Sinn folgender zu seyn scheint: „Denn jetzt oder von nun an sehe ich es voraus, daß ihr mich nicht als Messias anerkennen werdet, ehe es dahin kommt, daß eure Stadt und euer Tempel zerstört werden; da dann noch einige von euch mich anerkennen und sprechen werden: laßt uns ihn verehren, der, vom Herrn der Welt gesandt, der einzige wahre Messias ist.“ Allein απαρτι steht in einer nothwendigen Verbindung mit εως, und darf nicht von ιδετε getrennt werden. Auch wären, ιδειν in der Bedeutung *anerkennen* (nämlich als Messias) genommen, die beiden Sätze offenbar tautologisch: denn ο ερχομενος ist weiter nichts, als ein Name des Messias. Rec., der zwar auch der Meinung ist, daß Jesus bey den letzten Worten dieses Verses den Zeitpunkt des Untergangs des jüdischen Staates im Sinne hatte, und die Hoffnung, so wie auch and.wärts, zu erkennen gebe, daß er nach dieser Katastrophe von den Juden allgemeiner als der Messias anerkannt werden würde, behält daher die gemeine Bedeutung von ιδειν bey, und glaubt, daß Jesus in Beziehung auf die παραουσια Χριστου, zwar (wie immer) nicht in eigentlichem Sinne, gesprochen habe, aber doch von den Evangelisten also verstanden worden sey. — Matth. 18, 3, nimmt der Vf. S. 105 δεχσθαι in der

Bedeutung *als Lehrer aufnehmen* (Matth. 10, 40), und übersetzt S. 241 die Parallelstelle Marc. 9, 137 also: „Wer von einem solchen Kinde Belehrung annahm, weil ich dasselbe gelehrt hätte, der nähme von mir die Belehrung an; und wer von mir Belehrung annimmt, der nimmt sie an, nicht weil ich sie gebe, sondern weil Gott mich gesandt hat“ (vgl. auch S. 345). Rec. zweifelt sehr, ob sich diese Übersetzung mit dem Text vereinigen lasse, und der Sinn, der also angegeben wird: „seyd nicht stolz darauf, daß iär meine Lehre vortragen sollt! nicht weil ihr sie vortragt, sondern weil es meine Lehre, und weil es Gottes Lehre ist, wird man sie annehmen!“ läßt sich, mit Beybehaltung der gemeinen Bedeutung von δεχσθαι, weit leichter aus dem παντων διακονος V. 35 bestimmen. S. 243 verbindet der Vf. Marc. 9, 49 mit dem unmittelbar vorhergehenden: „im Feuer (της γεεννης V. 47) wird ein jeder gesehen werden, d. h. ein jeder wird durch die Vorwürfe seines Gewissens nach dem Tode zur Erkenntniß seiner Verkehrtheit erweckt werden.“ Rec. glaubt aber πυρι mit πας (παῖς ἢ πατήρ - זֶלֶל) verbinden zu müssen, bey ἀλισθῆσθαι subintelligirt er nach dem Parallelsatze ἀλι, und meint, daß Jesus bey πας die πιστευοντες V. 42 und überhaupt, wie die letzten Worte des folgenden Verses vermuthen lassen, den vorhergehenden Rangstreit seiner Jünger V. 34 im Sinne hatte. Er übersetzt deswegen, nachdem er zu πυρι noch πυρωσις προς παρασμον I Petr. 4, 12 vergleicht, also: „ein jeder, der in's Feuer (der Versuchung zum Abfall) kommt, muß mit Salz gefalzen werden, sowie (και = γ Sprüche Sal. 25, 20, 25) ein jedes Opfer mit Salz gefalzen werden muß.“ Nun läßt sich der Sinn der ganzen Stelle V. 49, so ganz leicht auf diese Weise angeben: „Ihr dürft so wenig durch Zwietracht und Uneinigkeit unter einander irgend einem Glaubigen Anlaß zum Abfall von meiner Lehre geben, daß im Gegentheil, da ihr, vermöge der euch mitgetheilten richtigen religiösen Einsicht, das Salz der Erde seyd (Matth. 5, 13, 14) und es auch bleiben müßt, ihr allein alles dasjenige, was in Fäulniß überzugehen in Gefahr ist, immer wieder durchwürzen, d. h. diejenigen, die meiner Lehre ungetreu zu werden versucht werden, im standhaften Bekenntnisse derselben bestärken müßt.“ — S. 304 bemerkt der Vf. zu den Worten αρχι κερου Luc. 4, 13: „Der Evangelist deutet auf die Zeit, während welcher Jesus ungehindert sein Lehramt führte; hernach, will er sagen, erregte der Teufel den Widerstand der Feinde Jesu im hohem Rathe gegen ihn, reizte und das, ihn zu verrathen, und versteckte seine verblendeten Gegner so, daß sie ihn an's Kreuz brachten.“ Diese Bemerkung wurde schon von Anderen gemacht, die sich auf Joh. 14, 30 und Luc. 22, 53 berufen haben. Rec. verweist hauptsächlich auf I Kor. 2, 8, wo unter den ἀγνοοντες τοῦ αἰωνος ταυτου, welche τοῦ κυριου της δοξης στανουσαν, kaum etwas anderes als der Satan und sein Geisterheer zu verstehen sind. — S. 380 Luc. 16, 8. „Nun erheile der Herr (der den Betrug nicht merkte) dein betrügerischen Verwalter (nach abgelegter scheinbar richtiger Berechnung)

das Lob, er habe verständig seinen Dienst verwaltet.“ Allein *φρονιμῶς ποιῶσεν* kann sich nicht auf das ganze Dienstverhalten des Verwalters beziehen, sondern muß nothwendiger Weise auf die Verhandlungen mit den Pächtern bezogen werden; und der *οικονομὸς φρονιμῶς* Luc. 12, 42 kann nicht zum Beweise werden, daß *φρονιμῶς ποιεῖν* ein Amt verständig verwalten heiße. Auch müßte noch überdies nach des Vfs. Ansicht der Parabel der Herr die Treue, und nicht die Einsicht des Verwalters loben. — S. 427 findet Hr. E. Luc. 22, 52 mit Recht in Widerspruch mit Matth. 26, 47, nach welcher Stelle nur *ὅλη ὁχλὸς πολὺς ἀπὸ τῶν ἀρχιερέων καὶ πρεσβυτέρων* und also keine Hohenpriester u. s. w. in eigener Person dabey waren. Dem Vf. scheint bey Lucas ein Mißverständnis, den die Landessprache veranlaßte, zum Grunde zu liegen, und Rec. möchte ihm beystimmen. Denn angenommen, daß in der aramäischen Quelle, aus welcher Lucas hier schöpfte, die Worte diese waren: *אמר להם כלם יצאו ויפוצו* — *אמר להם כלם יצאו ויפוצו*, so konnte dieß eben so wohl von einem von den Hohenpriestern, Obristen der Tempelwache und den Ältesten abgeschickten Commando, als von einer Anzahl von ihnen selbst verstanden werden.

Für die schwierigsten Parthieen werden in den Evangelien diejenigen Abschnitte angesehen, welche Wundergeschichten enthalten; aber der Vf. hatte sich (Vorr. S. XVI) die Pflicht auferlegt, in ihrer Behandlung nicht über den Kreis des Auslegers hinauszutreten. Sein Bemühen ist daher immer darauf gerichtet, zu erforschen, ob der Referent die Absicht zu erkennen gebe, etwas Wunderbares erzählen zu wollen. So lobenswerth dieß ist, und so trefflich der Vf. vor dem eitlen Bestreben bewahrt, den Buchstaben der historischen Bücher des N. T., wie stark auch der Geist des Wunderbaren aus demselben spricht, durchaus zu naturalisiren: so scheint er doch bisweilen zu weit zugehen. S. 125 behauptet er, daß die Erzählung von dem feyerlichen Einzuge Jesu in Jerusalem Matth. 21, 1 ff. das Gepräge des Wunderbaren in dem Umfande trage, daß Jesus zwey Schülern befiehlt, in den Flecken Bethphage zu gehen, wo sie eine Eselin angebunden finden würden. Aber das *εὐθὺς* v. 2, wofür Marcus das Bestimmtere *εὐθὺς εἰσπορευόμενοι εἰς αὐτήν* und Lucas *ἐν ἧ εἰσπορευόμενοι* setzt, zeigt zu deutlich an, daß der Evangelist eine vorhergegangene Verabredung Jesu mit dem Eigenthümer im Sinne hatte und sagen wollte, daß Jesus die zwey abgeschickten Jünger örtlich genau instruiert hätte. So kann Rec. auch nicht beystimmen, wenn S. 308 Luc. 4, 30 in den Worten *διὰ τῶν δια μέσου αὐτῶν ἐπορεύετο* eine Hindeutung auf ein wunderbares Entkommen gefunden wird, oder wenn es nach S. 348 wahrscheinlich seyn soll, daß Luc. 9, 33. 34 der Evangelist zu erkennen geben wolle, daß die Gegenwart Moses und Elias dem Petrus im Traume offenbart worden seyn, und daß beide in der Wolke wieder in den Himmel aufgefahren wären. Sonst fehlten die vermittelnden Ausleger gewöhnlich, in dieser Sache immer das Minimum anzunehmen;

aber Interpreten, die auf dem freyen historischen Standpuncte des Vfs. stehen, müssen sich doch auch hüten, nicht in den entgegengesetzten Fehler zu fallen, nach dem Maximum zu greifen. Indessen hat es Hr. E. nicht häufiger gethan, und mit seinen übrigen Ansichten der hieher gehörigen Relationen ist Rec. vollkommen zufrieden. Nur ist zu bedauern, daß derselbe zur Erklärung derselben gar nichts hat thun wollen, da er sie doch (S. XVI) bloß für subjective Ansichten hält, und von den, ihnen zum Grunde liegenden, eigentlichen Thatfachen unterscheidet.

In der Übersetzung war das Bestreben des Vfs., da er keine Nachbildung liefern wollte, auf Treue und Deutlichkeit gerichtet. Rec. hat es aber keineswegs in dem Grade gefunden, wie er es gehofft hatte, und er muß es dem Vf. zum Vorwurfe machen, daß er nur gar zu oft nicht mit der gehörigen Genauigkeit übersetzt, und auch nicht einmal immer auf die Wahl des Ausdrucks (*verthun* Luc. 15, 14, *das Gesicht zerbläuen* Luc. 18, 5, *steif und fest behaupten* Luc. 23, 5, *aushalten* Marc. 5, 26) die nöthige Sorgfalt verwendet hat. Zur Bewährung dieses Urtheils mag in Beziehung auf jene Sätze die Übersetzung von Marc. 9, 2—50 die Data liefern: v. 3 *οἱ ἄνθρωποι ἐπὶ τῆς γῆς οὐ δύναται λευκαναί, „so weiß kann auf der Erde kein Wäscher machen;“* zu allgemein; denn *οἱ* steht mit *τα ἱματία αὐτοῦ* in Verbindung. V. 5 *καλὸν ἐστὶν ἡμᾶς ὥδε εἶναι* „es ist gut, daß wir hier sind,“ den Sinn verfehlend. V. 11 *καὶ ἐπηρώτων αὐτὸν λέγοντες* „auch fragten sie und sagten,“ voller und richtiger; auch fragten sie ihn. V. 15 *προστρέχοντες ἠσπάζοντο αὐτόν* „sie eilten zu ihm; um ihn achtungsvoll zu empfangen,“ die Bedeutung des Wortes *ἠσπάζεσθαι* ist bestimmter. V. 17 *ἤνεγκα τὸν υἱόν μου πρὸς σε* „ich habe meinen Sohn zu dir gebracht,“ dem Context gemäßer: — zu dir bringen wollen. V. 25 *ἐξέλθε ἐξ αὐτοῦ* „verlaß ihn,“ nicht erschöpfend. V. 38 *ὅτι οὐκ ἀκούουσι ἡμῖν* „weil er uns nicht angehörte,“ nicht bestimmt genug, und besser: weil er sich nicht zu uns hält. V. 39 *μὴ κωλύετε αὐτόν* „wehret einem solchen das nicht,“ als wenn es *τοιοῦτον* statt *αὐτόν* hieße. V. 42 *καλὸν ἐστὶν αὐτῷ μαλλόν* „der hätte lieber wünschen mögen,“ sagt entweder zu viel oder zu wenig, je nachdem es genommen wird. V. 43 *κύλλον εἰς τὴν ζωὴν εἰσελεῖν ἢ τὰς δύο χεῖρας ἐχόντα ἀπελθεῖν εἰς τὴν ἑένναν* „hier verstimmt, dort selig zu werden, als beide Hände hier zu behalten und dort in die Hölle zu gehen,“ wozu diese Trennung und matten Einschaltungen? Eben so bey V. 45 und 47. Der Vf. hat durchgängig seiner Übersetzung des Marcus und Lucas, so wie auch seiner Erklärung des Matthäus, den vulgären Text zum Grunde gelegt, und nur äußerst selten (S. 197) nimmt er in den Anmerkungen von abweichenden Lesarten Notiz. Auch dieses kann Rec. nicht billigen, weil er sich nicht überzeugen kann, daß die Früchte der neutestamentlichen Kritik dazu verurtheilt seyn sollen, in unseren Dissertationen und gelehrten Commentaren zu verwerfen.

(Der Beschlufs folgt.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 2 F E B R U A R 1 8 0 8 .

## T H E O L O G I E .

KIEL, in der neuen akadem. Buchh.: *Erklärung aller dunkeln Stellen des Neuen Testaments* — von J. C. R. Eckermann etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgetrochnen Recension.)

Noch ist Recens. den Lesern dieser Blätter die Anzeige schuldig, dass der Vf. seine vordem bekannt gemachte Meinung über den Ursprung der drey ersten Evangelien und über das Verhältniß derselben zu einander (*Theol. Beyträge* B. 5. S. 209) mit einer anderen verwechselt hat. Er erkennt sie nun für authentische Werke des Matthäus, Marcus und Lucas, und nimmt nicht mehr ein, ihnen zu Grunde liegendes, Urevangelium (S. 232) an, sondern sie erscheinen ihm als Werke dreyer von einander ganz unabhängiger Verfasser, die dieselben Erzählungen, wie sie sie gehört hatten, ein jeder auf seine Weise, in Kleinigkeiten verschieden, wieder erzählen (S. XI. 237. 250. 338). Dieser letzte Punct macht es sehr zweifelhaft, ob Hr. E. durch diesen Tausch etwas gewonnen habe, und es bliebe gewissermaßen selbst räthselhaft, wie er nur diese Behauptung aufstellen konnte, wenn es sich in sehr vielen Stellen seiner Schrift nicht offenbarte, was ihn irre geführt hat. Sein Blick ist nämlich immer nur auf das Different gekehrt; das Uebereinstimmende konnte ihm zwar nicht gänzlich entgehen, aber es ist nach seiner Schätzung nicht so groß, dass daraus auf eine Abhängigkeit der drey Evangelisten von einander geschlossen werden dürfte, und er meint, auch bey der Annahme, dass alle drey Evangelisten, ganz von einander unabhängig, ihre Evangelien geschrieben hätten, sich alles sehr wohl erklären zu können. Das Evangelium Matthäi wurde nämlich der Prototypus aller mündlichen Nachrichten von Jesu Geschichte und Lehre, die in *Palästina* weiter verbreitet wurden; kann es daher befremden, dass Marcus und Lucas, die ihre Nachrichten in *Jerusalem* gesammelt hatten, solche erhielten, die in Materie und Form mit Matthäus Evangelium eine auffallende Ähnlichkeit haben? (S. XII.) Rec. ist fest überzeugt, dass der Vf., wenn er diesen Gegenstand auf's Neue und tiefer erwägen, und besonders die große Uebereinstimmung in allen möglichen Schattirungen der Gedanken, desgleichen in vielen Worten und Redensarten, sorgfältig beachten wird, selbst noch das Unzureichende dieser Erklärung einsehen, und die Lösung dieses Problems wieder auf dem Wege versuchen wird, welchen er verlassen hat. Denn darf keine spätere geistliche Conformation oder Assimilation dieser drey Schriften, wegen des Widerspruchs der Ge-  
J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

schichte und der vielen, in ihnen noch vorhandenen, Differenzen sowohl dieser nämlich als der grösseren Art, angenommen werden: so wird und bleibt die Abhängigkeit derselben von einander, oder von einer gemeinschaftlichen Quelle, eine nothwendige Voraussetzung.

Der zweyte Band dieses Werkes ist nach gleichem Plane, nach derselben Methode und den nämlichen Grundsätzen gearbeitet. — Da in den drey Schriften, über welche sich dieser Band verbreitet, so oft von dem *Geiste Gottes* oder heil. Geiste, welcher von Gott den Menschen durch Christus mitgetheilt werde, und welchen Christus selbst ohne Maass empfangen habe, die Rede ist: so schickt der Vf. sehr zweckmässig als *Vorrede* eine dogmatische, aber in gemeinfasslicher Sprache geschriebene, Abhandlung voraus, worin er diesen biblischen Begriff zu entwickeln sucht. Das Resultat seiner Untersuchung ist dieses: Nach biblischem Sprachgebrauch ist *Gottes Geist in dem Menschen*, wenn das ihm anerschaffene Vermögen, dasjenige, was an sich selbst das Beste ist, zu erkennen und zu wollen, zu Kraft und Energie gelangt. — In der Einleitung in das *Evangelium Johannes* wird die innere Ökonomie dieser Schrift, in Bezug auf die verschiedenen Zwecke, welche der Evangelist vor Augen hatte, sehr gut dargelegt. Von der Authentie dieses Evangeliums hält sich der Vf. durch die historischen Zeugnisse der Alten vollkommen überzeugt; auch nimmt er die Integrität derselben insofern an, als er es nicht für unwahrscheinlich hält, dass die später eingeschalteten und hinzugekommenen Abschnitte Cap. V. 3, 4. VII, 53 — VIII, 11, und das 21 Cap., aus dem *schriftlichen Nachlasse* des Johannes genommen seyn möchten. Gern räumt Rec. mit Hn. E. diesem evangelischen Berichte, wegen der in demselben enthaltenen äußerst wichtigen Reden Jesu, den Vorzug vor den übrigen ein; aber wenn derselbe zwischen den von Johannes aufbehaltenen, und den in den drey ersten Evangelien befindlichen Reden Jesu, ohne Ausnahme, eine charakteristische Ähnlichkeit in Ansehung der Manier und des Vortrags findet: so fürchtet Rec., dass diese viele Leser seiner Schrift, bey genauer Vergleichung, gewiss nur bey einem sehr geringen Theile der letzteren werden bemerken können. Der Vf. scheint diesen Gegenstand, der über die schriftliche Genesis der Reden Jesu im Johannes, so wie der in den drey ersten Evangelien derselben nach Form und Colorit ähnlichen, ein sehr helles Licht verbreitet, noch nicht in seiner ganzen Tiefe erwegen zu haben, weil er sonst die, ihm doch selbst nicht unwahrscheinliche, Hypothese, dass sich Johannes mehrere Reden Jesu, bald nachdem er sie gehört hatte, aufgeschrieben habe, nicht der gar zu unbequemen Vermuthung nachgesetzt haben würde, dass Johannes die von ihm gelieferten Reden

Jesu durch öftere Wiederholung seinem Gedächtnisse unvergeßlich eingeprägt hätte. Dieß hat den Rec. um so mehr befremdet, da der Vf. demohngeachtet hernach äußert, Johannes möchte manche Reden Jesu und manche Theile seines Berichtes noch vor der Herausgabe des ganzen Werkes aufgezeichnet haben. Wenn nun also doch in Ansehung einzelner Bestandtheile ein *Privat* angenommen werden soll: warum will man es nicht in einen so frühen Zeitpunkt hinaufrücken, von welchem aus sich Manches, ausserdem psychologisch Unklärliche, in den von Johannes gelieferten Reden und Aussprüchen Jesu nur einzig und allein erklären läßt? Der Vf. beruft sich zwar auf die, unter Ungelehrten in jenen Zeiten gewöhnliche, Unkunde in der Kunst zu schreiben, und den Mangel eines von Jesu seinen Jüngern ertheilten Befehls, seine Reden aufzuschreiben; als ob dieß letztere voraussetzen nothwendig wäre, und das erstere nicht seine Ausnahmen gehabt hätte, wie der Vf. in Ansehung des Johannes gewissermassen selbst einräumt, da die Annahme eines schriftlichen Nachlasses des Johannes auf eine schriftstellerische Betriebsamkeit führt, die nicht erst von einer, in späteren Jahren erlangten, Fertigkeit im Schreiben ausgehen konnte. — Den Beßluß der Einleitung macht die, auf den Anfang des Evangeliums vorbereitende, Bemerkung, daß in der Sprache der Juden der Inbegriff der göttl. Eigenschaften, die sich in der Welt offenbaren, oder die den Grund der Wirklichkeit alles dessen enthalten, was außer Gott wirklich ist, das *Wort Gottes*, oder das *Wort* schlechthin, genannt zu werden pflegte. Nur eine *Auslegung* kann man das nicht nennen; denn dem Johannes, in dessen Evangelium die alte ächte orientalische *γῶσις* zum ersten Male in einem christlichen Gewande erscheint, war gewiß der *λογος* mehr als eine bloße Idee. Aus dieser Ursache kann man auch zuversichtlich behaupten, daß der Vf. alle übrigen Stellen, welche sich auf das *θεῖον* in Jesu beziehen, nicht im Geiste des Evangelisten aufgefaßt hat, wie z. B. I, 18 — III, 31. 32, wo die individuelle Beziehung der Worte auf den Täufer und Jesus nicht hätte übersehen, und der Sinn der Gegensätze *ὁ ὢν ἐκ τῆς γῆς* und *ὁ ἐκ τοῦ οὐρανοῦ* *ἐρχομεῖος* aus der Vergleichung von I, 6, 33. III, 28 hätte eruiert werden sollen. Eben so sind auch die damit verwandten eigenen Aussprüche Jesu schwerlich nach der Weise interpretirt, wie sie der Evangelist verstanden haben wollte, z. B. III, 13 (hier soll *ἐν τῷ οὐρανῷ* nach einem Hebraismus so viel als *ἐν τῷ Θεῷ* seyn, und die moralische Ähnlichkeit mit Gott anzeigen) V, 19 ff. VI, 38. 62. VIII, 58. X, 30. XVI, 28. XVII, 5. Zwar will es Rec. unentschieden lassen, ob die Johanneischen Ansichten oder die *Eckermann'schen*, zum Theil schon früher (*theol. Btr.* B. 2, St. 2 vgl. B. 1, St. 2) vorgetragenen Erklärungen dem Sinne, in dem Jesus sprach, am nächsten kommen; allein bemerkt hätte es doch werden sollen, daß derjenige, welchem wir die Erhaltung dieser Aussprüche Jesu über sich selbst verdanken, darin noch etwas Höheres gefunden habe; und diese Forderung muß nothwendig an jeden Erklärer des Johannes gemacht werden, da es psychologisch gar nicht anders möglich war, als daß derselbe dieser Gattung von Aussprüchen Jesu bey der Relation,

auch in dem möglichsten Bestreben nach Treue, öfters ganz unvermerkt seine individuelle Ansicht aufgedruckt habe. Ein Umstand, der durchaus in Untersuchung gezogen werden muß, ehe man so weit kommen kann, den Sinn der Worte aus der Individualität Jesu selbst rein aufzufassen. — Den Zweck der *Apostelgeschichte* setzt der Vf. in die historische Begründung des Satzes, daß Gott in der innigsten Verbindung mit Christus *wunderbar* fortwirke, sein Reich auf der Erde zu stiften; sie sollte gleichsam ein factischer Commentar zu den Worten Jesu Matth. XXVIII, 20 seyn. Neu kann man diese Ansicht der Ap. G. nur insofern heißen, als der Vf. den Zweck derselben einzig und allein hierauf einschränkt; aber sie bestätigt sich nicht nur aus dem *ganzen* Inhalte des Buches, während andere Vorstellungen nur eine partielle Haltung darin finden, sondern nach ihr beantwortet sich auch am leichtesten die Frage: „warum Lucas so viele andere Begebenheiten, die er kennen mußte, nicht erwähnt habe. Er wollte diejenigen Begebenheiten sammeln, bey welchen ihm die *wunderbare* Mitwirkung Gottes unverkennbar am Tage zu liegen schien.“ Um so weniger erlaubt sich daher der Vf., nach seinen schon in den Evangelien bewährten Grundätzen, den Anstrich des Wunderbaren aus den meistens dahin strebenden Erzählungen dieser Schrift wegzuwischen. Indessen C. II, 6 ff. findet er das Sprachwunder doch nicht, sondern er glaubt, der Buchstabe spreche bloß dafür, daß die, aus lauter Galiläern bestehenden, Begeisterten die gemeinschaftliche hebräische Mundart der herbeygeströmten Juden v. 9 ff. *rein und deutlich* gesprochen hätten. Allein, wenn Rec. bedenkt, daß z. B. *Petrus* erst noch vor einigen Monaten so derb galiläisch sprach, daß ihn eine gemeine jüdische Magd darüber bereden konnte (Matth. XXVI, 69 ff.), und daß während dieser kurzen Zeit er und seine Freunde gar keine Veranlassung hatten, ihre Aussprache zu cultiviren: so sieht er hierin ein eben so großes Wunder, als sonst der Buchstabenglauben darin gefunden hat. Denn, ob er gleich weiß, daß hohe begeisterte Zustände die menschl. Organe oft ungewein beleben, so glaubt er doch, daß es immer nur auf eine der natürlichen, wenn auch nur durch Angewohnung dazu gewordenen, Beschaffenheit derselben gemäße Art geschehen kann; und es ist ihm unmöglich, sich zu überzeugen, daß durch sie augenblicklich bewirkt werden könne, was oft einer jahrelangen Mühe kaum zu bewirken gelingt, und nicht selten, wie vielleicht in dem hier vorliegenden Falle bey dem grossen Abstände der galiläischen und eigentlich hebr. Pronuntiation, ihr ganz und gar unmöglich wird. — Bey C. X, 22 hätte zum Beweise, daß Cornelius ein Heide war, nur auf C. XI, 1 ff. XV, 7 ff. verwiesen werden dürfen. C. XIX, 3 findet der Vf. den Beweis, daß damals bey der Taufe schon die Formel Matth. XXVIII, 18 gebraucht worden sey. — Da mit dem *Briefe an die Römer* die Reihe der paulinischen Briefe beginnt, so glaubte sich Rec. aus der Vorrede zu diesem Bande zu der Erwartung berechtigt, in einigen allgemeinen Vorbemerkungen eine kurze Erläuterung der wichtigsten, dem Paulus eigenen, oder doch von demselben besonders festgehaltenen dogmatischen Begriffe zu finden, wie z. B. von der *πίστις εἰς Χριστόν*, in der, wie Hr. E. selbst sagt, sich alles concentrirt, was Paulus in

feinen Briefen lehrt. Allein der Vf. scheint dieses nicht für nöthig erachtet zu haben, obgleich dieser Mangel seiner Leserclasse keinen Vortheil bringt. Denn die Briefe Paulus lassen sich, ohne wenigstens mit den Hauptpunkten der paulinischen Lehre, sowie mit den Eigenthümlichkeiten der paulinischen Lehrart bekannt zu seyn, nur mit großer Mühe verstehen. Am meisten gilt das von dem Briefe an die Römer, und in Bezug auf ihn hätte diesem Mangel wenigstens durch eine genauere, ausführlichere, in den Gang und die Verbindung der Ideen eindringende Inhaltsangabe abgeholfen werden sollen. Die Interpretation dieses Briefes bekrundet zwar die gute Bekanntschaft des Vfs. mit den paulinischen Schriften aufs Neue; aber in dem dogmatischen Theile desselben genügt sie dem Rec. nicht, weil sie denselben aus einem zu hohen Standpunkte betrachtet, und mehr Philosophie als jüdische Theologie darin findet. Zwar leugnet der Vf. die jüdische Gelehrsamkeit Paulus keineswegs ab, und macht hin und wieder auf die Spuren derselben aufmerksam; aber zum öfteren hat er sie übersehen, und wo er es auch nicht gethan hat, hat er es doch fast immer nur bey ganz allgemeinen, nicht erschöpfenden, Bemerkungen bewenden lassen, ohne zum vollkommenen Verständniß der Sache in das Besondere einzugehen, was ihn nach den trefflichen Vorarbeiten Ammons und Anderer so leicht gewesen wäre. —

Obgleich der Übersetzung, die in diesem Bande weniger auf wörtliche Treue Anspruch zu machen scheint, wieder der vulgäre Text zum Grunde liegt: so ist doch öfter auf abweichende Lesarten Bedacht genommen. Joh. XIX, 14 wird *τοῦτο* für *ἐκτὸν* in Schutz genommen, angeblich auf die Auctorität, „der wichtigsten kritischen Zeugnisse.“ Ap. Gesch. XX, 28 wird in der Übersetzung *κυρίου* ausgedrückt, ohne der gemeinen Lesart *Θεοῦ* zu gedenken. Aus beiden Beyspielen ersieht man, daß sich Hr. E. nur durch historische oder dogmatische Gründe bewegen läßt, von dem vulgären Texte abzugehen. Um so mehr dürfte man daher C. XXVII, 5 zu den Worten *εἰς Μυρα* eine Anmerkung erwarten. Denn entweder muß man, wenn man mit *Boken* annimmt, daß Lucas in dieser Parthie der Apostelgeschichte aus einem aramäisch geschriebenen Reisejournal referirt, einen Übersetzungsfehler vermuthen, oder zugeben, daß Lucas die beiden lycischen Städte Myra und Limyra mit einander verwechselte, in jedem Falle also *ex emendatione* *εἰς Λιμυρα* lesen.

Den dritten und letzten Band verspricht der Vf. auf die künftige Ostermesse, und Rec. freuet sich im voraus auf die Vollendung eines Werkes, welches die Verdienste seines Vfs. um die Beförderung eines vorurtheilsfreyen Bibelftudiums in ein neues Licht setzt.

1041

e. o.

KÜNIGSBERG, b. Nicolovius: *Heilkunde der religiösen Gefühle.* Ein Buch für aufgeklärte und gute Menschen, welche für Kopf und Herz zugleich lesen wollen. 1803. XVI und 328 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Zwey Freunde, beide als Vorsteher und Aufse-

her öffentlicher Religionslehrer in zwey verschiedenen Ländern, wählen sich die Frage: „*wie sind vernünftig-religiöse Gefühle dauerhaft zu erwecken?*“ zum Gegenstande ihres Briefwechsels; doch so, daß sie, um Einförmigkeit zu vermeiden, zum jedesmaligen Anfange eines Briefes zugleich auch von Amts- und Zeit-Vorfällen einander schreiben. Sehr wahr sagt der Vf. in der Vorrede: „Nichts ist für Sittlichkeit und Religion gefährlicher, als wenn man eine unbegrenzte Verstärkung der religiösen Gefühle zu befördern sucht: aber eben so bedauernswerth ist es auch auf der andern Seite, daß viele Menschen für diese Gefühle so gleichgültig, ja fast gänzlich erstorben sind.“ Um für beide Classen nützlich zu schreiben, geht er so zu Werke, daß er aus dem Begriffe eines moralischen Schöpfers, Regierers und Richters diejenigen religiösen Gefühle abzuleiten sucht, denen er ausschließlic und allein diesen Namen zugetheilt. Aus dem Begriffe eines moralischen Welt-schöpfers leitet er S. 108 die religiösen Gefühle der Ehrfurcht, des Gehorsams und der Demuth ab. Vertrauen, Hoffnung, Zufriedenheit, Liebe und Dankbarkeit sind nach S. 109 die religiösen Gefühle, welche ihren Grund in dem zweyten Verhältnisse haben. Das dritte Verhältniß Gottes zu uns und der Welt erzeugt nach unserm Vf. S. 111 und 112 das rel. Gefühl der Furcht und der Reue in uns.

Rec. verkennt nicht, daß der Vf. in näherer Beziehung auf seinen Zweck viel Wahres und Lehrreiches gesagt hat; das Ganze erhebt sich jedoch, wie man schon aus dem eben angeführten Inhalt des Buchs sieht, in Nichts über die gewöhnlichen Ansichten der kantischen Schule von der strengen Observanz. Gott ist ihm S. 29 ein auf der höchsten Stufenleiter der Wesen (?) über alles unendlich erhabenes Wesen, dessen eigener Wille das Sittengesetz, und dessen grenzenlose Macht der Verheißung dieses Gesetzes angemessen ist; die Religion dem gemäß (S. 241) die acht moralische Gesinnung, alle seine Pflichten mit Rücksicht auf Gott, als den Gesetzgeber und Richter, auszuüben. Ihm geht also der Begriff einer moralischen Weltordnung, als *ordo ordinans*, noch gänzlich ab, da er dazu eine persönliche Realität der Gottheit als nothwendig voraussetzt. Daher so viel Schwankendes in dem, was er besonders über Gott als *Weltschöpfer* beybringt! — Obgleich er das, was er Mysticismus nennt, von dem groben Mysticismus, der ehemals Mode gewesen, unterscheidet: so ist er doch noch weit von dem Geist und Wesen des wahren Mysticismus entfernt geblieben. Wenn er in der Vorrede von religiösen Gefühlen der Mystiker spricht, „die alle Ausdrücke von der begeisterten Kraft der Wunden, Nägelmale und des purpurfarbigen Blutes übertreiben, die ohne alle eigene Würdigkeit bloß durch das Verdienst einer fremden Person Sündenerlass erwarten u. s. f.“ so ist dies doch wohl Mysticismus im crassesten Sinne, gegen den die meisten seiner Bemerkungen denn auch wirklich anwendbar seyn mögen. — Wenn der Vf. hier etwas *Befriedigenderes* hätte leisten wollen: so hätte er den Ursprung und das wahre Wesen der religiösen Gefühle im Gemächte bis auf die geheimnißvolle, geistige Kraft

oder das Organ zurückführen müssen, vermittelt dessen wir das Universum anschauen, insofern es unsichtbar und übersinnlich ist, und dessen Wirkksamkeit sich in der religiösen Stimmung unseres Innern äußert, wenn wir in den Stunden der Andacht uns von dem innigsten Gefühle des Heiligen und Schönen durchdrungen fühlen, indess die Denkkraft, als solche, ruht. Diese höhere Ansicht seines Gegenstandes, diese, um mit Paulus 2 Kor. 12, 4 zu reden, *αἰνῶντα ὁμιῶντα* der wahren Mystik, konnte der Vf., von seinem Standpunkte aus, inzwischen unmöglich auch nur ahnden. Deshalb findet man auch nichts Haltbares bey ihm, weder über die Quelle der religiösen Gefühle, noch über ihre Verbindung mit der Vernunft, unter deren Leitung sie stehen sollen, noch über ihren wohlthätigen sowohl, als gefährlichen Einfluss auf die Sittlichkeit. Eine *schulgerechte* Deduction der (angeblichen) religiösen Gefühle aus dem oben angeführten dreyfachen Verhältnisse der Gottheit zur Welt, kann hier unmöglich dem unbefangenen, denkenden Religionsfreunde ein vollkommenes Genüge leisten. Gewiss, die religiösen Gefühle lassen sich so schulgerecht nicht classificiren, als von unserem Vf. geschieht. Eben darin, dass sie ihrer Natur nach geheimnissvoll, und zur *bestimmten* Bezeichnung mit Worten (wohl gar mit den frostigen Worten der Schule! —) nicht geeignet sind, eben darin besteht das eigentlich Mystische derselben. Sie gehören in dieser Rücksicht nicht in das Gebiet der erkennbaren Welt, so wie sie uns auch durch die Kräfte und Organe, durch welche wir zur Erkenntniss des Universums, als äußerer Erscheinung, gelangen, nicht zugeführt werden. — Hätte sich unser Vf. nur etwas über den bloßen Buchstaben der Schule zu erheben gewagt, in deren Sprache er schreibt: so würde er vielleicht etwas Besseres haben liefern können. Es ist in einem Zeitpunkte, wie der gegenwärtige, da der Gegenstand, welchen sich der Vf. zur Untersuchung gewählt hat, wieder mit vorzüglichem Interesse von so vielfachen Seiten beleuchtet wird, verdienstlich, seine Stimme darüber vernehmen zu lassen. Nur ist zu wünschen, dass dies immer mit der gehörigen Kenntniss des Zeitalters geschehen, und der freye Geist nicht durch allzuängstliche Anhänglichkeit an die Lehrsätze irgend einer Schule in seiner Thätigkeit beschränkt werden möchte! —

Wir wollen nun noch, in Beziehung auf diese *allgemeine* Erinnerung, zu einigen *einzelnen* Ausserungen des Vfs. einige Bemerkungen hinzufügen. S. 26 ist von der Quelle der religiösen Gefühle die Rede. „Sie sind,“ lässt der Vf. hier seinen Arist sagen, darin mit mir übereinstimmend, mein I. F., dass dieselben allein aus der Sittlichkeit fliessen. Denn, wie könnten wir eine Idee von der Religion haben, (?) geschweige ein Bedürfniss derselben fühlen, wenn uns nicht das Sittengesetz darauf brächte u. s. f. Wir *gründen* also die Religion auf die von der Religion völlig *unabhängige* Gesetzgebung der praktischen Vernunft. Sie ist nicht die Quelle, sondern die Folge der Sittlichkeit u. s. f. w. — S. 145 behauptet er gleichwohl wieder: die Vorstellung unserer Pflichten als *göttliche* (göttlicher) Verbindlichkeiten, könnten wir in *praktischer* Hin-

sicht nicht entbehren. *Warum denn aber nicht, wenn die Moral von der Religion durchaus unabhängig ist?* — Nach S. 27 meint er, unser erstes Geschäft bey der Entwicklung religiöser Gefühle müsse darin bestehen, dass wir das Sittengesetz der Vernunft zu entwickeln, und wirkliche Unterwerfung unter dasselbe zu bewirken suchen müssten. Sonach aber würde hier zunächst nur von *moralischen* Gefühlen die Rede seyn können. Der Vf. fühlt dies selbst. Die sittlichen Gefühle nämlich lassen sich nach ihm leicht in religiöse *verwandeln*, und zu diesen, wie er sich ausdrückt, *erhöhen* und *hinaufstimmen* (müsste er nicht vielmehr sagen, herabstimmen, wenn die Moral der Religion zu ihrer Unterstützung nicht bedarf, und erst aus ihr hergeleitet werden muss?) dadurch, dass wir das ewig gültige Sittengesetz der Vernunft zugleich als Gottes Gesetz betrachten lehren. Warum überall aber sollen wir dies thun, wenn die Idee der Gottheit, (vergl. S. 144 ff.) keine ursprüngliche, sondern eine von der Idee der sittlichen Güte erst abgeleitete Idee ist; wenn Tugend auf Religion gebaut, nach S. 44 nur Schein-Tugend und Legalität bewirkt, und wenn die moralische Gesinnung, welche aus dem Über sinnlichen in dem Menschen entsprungen ist, (hierunter versteht der Vf. die *sittlichen* Gefühle,) uns nur den Weg bahnt, der zu dem Über sinnlichen *aufser uns* führt? (worunter er sich die *religiösen* Ideen und Gefühle denkt.) Die *Widersprüche*, in welche sich der Vf. hier verwickelt, hat er inzwischen mit Allen gemein, die sich über den Buchstaben der kritischen Philosophie nicht erheben.

Mit vieler Wärme wird S. 164. 206 u. f. w. die Unterthlichkeit mit den gewöhnlichen Gründen der kantischen Schule verfochten. Rec. hat sich nie überzeugen können, dass es mit dergleichen Beweisen ernstlich gemeint sey. *Geht denn, bey Wesen unserer Art, nicht in jedem Augenblicke eines reinen, wahrhaft guten Willens das Sittengesetz vollkommen in Erfüllung*, und was kann uns überall berechtigen, Ideen, deren wir uns bloß als regulativer Ideen von der Weltordnung bedienen, (Gott, Intelligenz, Seele u. s. f. w.) nun sofort zu hypostasiren, und somit Ansprüche zu begründen, die sowohl über unsere *geistigen* Kräfte, als über unsere *wahren moralischen* Bedürfnisse weit hinaus gehen? —

Die *Briefform* hat bey ernstern Gegenständen den Beyfall des Rec. nicht. Wie so viele außerwesentliche Dinge da nicht alle gesagt werden müssen, oder doch wenigstens so leicht gesagt werden können! — Man vergleiche z. B. nur sogleich die drey ersten Briefe, die eine Menge allgemeiner Bemerkungen über Aufklärung, Licht und Finsterniss, Lammensprediger u. dgl. enthalten, deren man schon so viele gelesen hat, und nach gerade müde ist. Fast in allen Briefen verliert der Vf. seinen Gegenstand mehrere Seiten hindurch aus den Augen. Auch fehlt es dabey nicht an Wiederholungen. — Die Sprache ist etwas schleppend, sonst aber im Ganzen ziemlich rein.

H. H.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 3 F E B R U A R , 1 8 0 8 .

## H O M I L E T I K .

- 1) BERLIN, in d. Realschulbuchhandl.: *Predigten* von F. Schleiermacher. Erste Sammlung. Neue Aufl. 1804. 288 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 gr.)
- 2) Ebendaf.: *Predigt bey Eröffnung des akademischen Gottesdienstes der Friedrichs-Universität.* Von Schleiermacher. 1806. 24 S. gr. 8. (3 Gr.)
- 3) NEUSTADT a. d. Orla, auf Kosten des Verf. und in Commiss. b. Wagner: *Predigten an Fest- und Bußtagen, und bey besonderen Veranlassungen,* von M. Johann Gottfried am Ende, Pfarrern und Superintendenten zu Neustadt an d. Orla. 1804. 327 S. 8. (1 Rthlr.)
- 4) LANDSHUT, b. Krüll: *Neue Festpredigten,* von Karl Emmeran Thoni, Pfarrer zu Herbertsfelden in Niederbaiern. 1805. 432 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)
- 5) WIEN, b. Doll: *Neue kurze Festpredigten über die Sonn- und Festtags-Episteln des ganzen Jahres,* von Augustin Ferdinand Ortmann, Stadtpfarrer zu Egenburg in Unterösterreich. 1804. 1 Theil. 316 S. 2 Theil. 333 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Einem und denselben Zweck, religiöse Aufklärung und durch diese ächte Religiosität, suchen hier vier Prediger von verschiedenen Confessionen, auf verschiedenen Wegen, zu befördern: Hr. Schleiermacher, durch die philosophische Ansicht, die er jedem Gegenstande abzugewinnen weiß; Hr. am Ende durch ein warmes und erwärmendes Gefühl, welches von tiefem Eindringen in die Materie, und schaalere Oberflächlichkeit gleich weit entfernt bleibt; Hr. Thoni durch einen feinen Sinn für das Praktische, worauf er mit einer nicht gewöhnlichen Beredsamkeit hinarbeitet; Hr. Ortmann endlich durch glückliche Auffindung einer, in seiner Kirche, oder doch in seinem Lande, noch wenig benutzten Erkenntnisquelle.

Was No. 1 und 2 anbelangt, so muß Rec., bey der wahrhaftesten Hochachtung, welche er gegen den philosophischen Geist und die Genialität des trefflichen Vfs. hegt, frey und offenherzig das Bekenntnis ablegen: daß sein Urtheil über philosophische Predigten auch durch die Schleiermacherschen noch nicht hat können umgestimmt werden. So nöthig es auch findet, daß jeder Materie, die der Redner behandelt, tiefere Untersuchungen vorhergehen, wodurch er in ihr Inneres eindringt, und selbst zu den lichtvollen Begriffen von dem gelangt, was er Andern deutlich zu machen sucht: so fest ist er überzeugt, daß nur die Resultate solcher Untersuchungen auf die Kanzel gehören, die Darstellung der Art und

Weise aber, wie man dazu gelangt ist, für ein Compendium der Religionsphilosophie, oder für das Katheder aufgespart werden muß. Wir haben hiebey nicht bloß die größten Kanzelredner unserer Zeit, einen Reinhard, Zollikofer, Ammon u. a. vor uns, sondern können uns, bey einiger Menschenkenntnis, auch die Ursachen sehr leicht angeben, warum sich der Prediger nur auf diesem Wege Beyfall und heilsame Wirksamkeit versprechen darf. Nicht zu gedenken, daß der größte Theil, auch eines gebildeten Auditoriums, dem Redner, bey dem schnellen Dahineilen seiner Rede, in tiefen Untersuchungen nicht folgen kann, daß Vielen die Vorkenntnis, Vielen der Geschmack daran mangelt: so wünschet selbst der Denker nicht trockene Verstandesbeschäftigung, (der er ohnehin den größten Theil seiner Zeit widmen muß), sondern religiöse Erbauung, Anwendung der ihm eben so gut und gründlich, als dem Prediger, bekannten Wahrheiten auf Herz und Leben, erspinnerische Darstellung derselben von einer Seite, an die er selbst, während der Untersuchung, nicht gedachte; er beschränkt sich bey Beurtheilung des Predigers nicht bloß auf den individuellen Eindruck, sondern fragt auch, ob er auf Alle diesen Eindruck gemacht, und empfindet oft bey den tiefsten Untersuchungen und Erörterungen, in denen sich der Prediger mühsam herumdreht, das Mißbehagen des unbefriedigten sympathetischen Gefühls.

Hätte der, als Gelehrter und Kanzelredner gleich verehrungswürdige, Vf. bey Ausarbeitung gegenwärtiger Predigten diesen Gesichtspunct festgehalten: wie viel hätte Er, in dem sich so vorzügliche Eigenschaften vereinigen, liefern können! Die fünfte Predigt, (auf die wir in einer anderen Rücksicht nochmals zurück kommen werden,) wo die *Demüthigung vor Gott* von der fruchtbarsten Seite dargestellt wird, führt den Beweis, wie angenehm, eindringend und erbaulich der Vf. rede, wenn er nicht aus den höheren Sphären der Speculation herabspricht, sondern fester ins Leben eingreift; ja, seine Beredsamkeit empfiehlt sich nur mehr durch das ihr immer noch eigene, doch nicht zu stark aufgetragene, philosophische Colorit. Ein gleiches gilt von der dritten Predigt: *Einige Empfindungen des sterbenden Jesus*. Zwar sucht er sich in der Zueignung durch den Unterschied zu entschuldigen, den er zwischen gehaltenen und für den Druck gearbeiteten Predigten festsetzt: doch hat derselbe, wie bekannt, mehr wider als für sich; und selbst durch die ausführlicheren Erklärungen in der Vorrede wird er die Vertheidiger der entgegengesetzten Meinung noch nicht überzeugt haben. Die größten Redner ließen ihre Predigten so drucken,

E e

wie sie dieselben gehalten, und sie gefielen. Werden hingegen Predigten, wie hier, absichtlich für den Druck umgearbeitet: so arten sie sehr leicht in eine Mittelgattung von Rede und trockener Abhandlung aus, wovon ersterer die Wärme, letzterer die Gründlichkeit mangelt; der Styl wird dort zu pretiös, hier zu kathedertartig, und das Ganze ist in ein Helldunkel eingekleidet, wo wir oft Licht, oft Wärme vermissen.

Wenn der Vf. hingegen in eben der Vorrede sagt: Manchen werde es wunderbarlich vorkommen, daß er immer so rede, als gäbe es noch eine Gemeinde der Gläubigen und eine Kirche: so kam dies Rec. am wenigsten wunderlich vor, sondern hatte seinen ganzen Beyfall; indem er die unzeitige Nachgiebigkeit des Predigers gegen den herrschenden Geschmack eben so innig verabscheuet, als das fruchtlose Eifern gegen neuere Grundsätze. Den besten Theil erwähnt man, wenn man in der Voraussetzung, zu Christen zu predigen, auch Christenthum predigt; nicht aber einen neuen Lappen auf ein altes, noch festes und haltbares Kleid setzt; denn er reißt zuerst.

So wenig auch dem Vf. eine glückliche Wahl der Materien, ein tiefes Eindringen in seinen Gegenstand und eine originelle Behandlung desselben abgesprochen werden kann: so wird doch durch die vorher gerügten Fehler oft die interessanteste Materie trocken; z. B. gleich in der ersten Predigt: *Nichts neues unter der Sonne*. VI Pr. *Was wir denen schuldig sind, die unseren Wandel beobachten*. VIII Pr. *Das Leben und Ende des Trägen*. X Pr. *Die Grenzen der Nachsicht*; besonders No. 2 ganz. Oft läßt auch die Vertiefung in Speculationen den Vf. es nicht bemerken, daß er bey einem, auch in der Hof- und Universitätskirche immer noch gemischt bleibenden Auditorium anstößig werden kann; z. B. S. 40, 41: „Die, welche sich rühmen, daß sie anhalten im Gebet — von denen ist der Geist der wahren Gottesfurcht noch fern.“ „Wo wir Jesum betend finden, da ist dies nur ein vorübergehender Zustand (in dem er also wohl sich selbst vergaß?), und eben so auch nur ein seltener.“ Ohne sich hier in weitläufige Widerlegungen einzulassen, will Rec. nur erinnern, daß solche Äußerungen auch das Gefühl des denkenden Christen beleidigen, wenn er sich in die Lage des Schwachen versetzt; und daß der Vf. die in der zweyten Predigt festgesetzte richtige Ansicht des Gebets selbst vergißt, wenn er im Anfangsgebet der dritten: das von Gott bittet, „was wir uns selbst gewähren können und sollen. Auch der Styl hat durch die abstracte Behandlung der Materien zuweilen etwas Ungeschmeidiges angenommen. Z. B. No. 2. S. 17, S. 120, 122, 123 u. a.

Was die Anordnung der Predigten betrifft, so ist Rec. zwar weit davon entfernt, zu jeder Predigt einen stofflogischen Zuschnitt zu verlangen, und wünschet, daß sich unsere neueren Redner immer mehr an die natürliche und gefällige Ordnung der Alten gewöhnten; aber eben so wenig kann er ein regelloses Raisonnement, wie in der vierten Predigt, billigen. Wie viel nicht zur Sache gehöriges ist hier in den ersten Theil verwebt, und wie kurz wird sodann der Beweis für das abgefertigt, was eigentlich

bewiesen werden sollte! Wie konnte ein so scharfer Denker, als Hr. Schl., bey der fünften Predigt die Eintheilung treffen: Demüthigung vor Gottes Allmacht, Weisheit und Gerechtigkeit? Mußte nicht vielmehr bey der Eintheilung, statt das zu trennen, was in Gott ungetrennt gedacht und dargestellt werden muß, von den verschiedenen Verhältnissen des menschlichen Lebens, und den Ursachen in den Menschen selbst ausgegangen werden, warum er sich vor Gott demüthigen muß? War es nicht unumgänglich nöthig, daß die Art und Weise angezeigt wurde, wie dies geschehen müsse? (wozu schon Morus in seiner bekannten Dissert. *de homine submitte se Deo* so treffliche, und auf eine richtige Schriftklärung gebaute Anleitungen gegeben hat.) Konnten nicht die in Gott selbst liegenden bekannten Ursachen als bekannt vorausgesetzt, und an schicklichen Orte als Bewegungsgründe gebraucht werden? Überdies scheint auch da, wo der Vf. auf die Gerechtigkeit Gottes kommt, ein ganz neues Thema anzuheben.

Zum Schluß noch eine exegetische Bemerkung. Wenn Hr. Schl. S. 49 ff. in den Worten Jesu: „Mein Gott! mein Gott! warum hast du mich verlassen?“ den Ausdruck des Schmerzes über unvollendete Thaten finden will: so dürfte ihm ein Anderer die Worte: „es ist vollbracht“ nach einer nicht willkürlicheren Erklärung, als jene ist, entgegensetzen. Ja Jesus widerspräche sich selbst, wenn er kurz vorher mit freudigem Selbstbewußtseyn betete: *το σπον στελειωσα, ο δεδωκας μοι ινα ποιησω* Joh. 17, 41. Jesus drückte sich gern in Aussprüchen des A. T. aus, und dies besonders dann, wenn jene Aussprüche als Weissagungen von ihm angesehen werden konnten. Vielleicht wiederholte er auch am Kreuze einen Theil des so ganz auf seine Lage passenden 22 Psalms, wovon der Evangelist nur die Anfangsworte anführt; und das *verlassen* wäre demnach nicht zu urgiren, sondern, wie dort, als eine morgenländisch dichterische Umschreibung großer, ungewöhnlicher und namentlich von Anderen zugefügter Leiden zu nehmen.

Frey von den Fesseln eines philosophischen Vortrags spricht der würdige Vf. von No. 3, Hr. Sup. am Endt, seine Überzeugungen und Empfindungen aus, und weist sie mit Klarheit und Wärme seinen Zuhörern mitzuthellen. Die Materien sind zwar nicht neu, aber gehaltreich; der Gegenstand nie ganz erschöpft, aber jederzeit von einer lehrreichen und tröstlichen Seite dargestellt. Am meisten findet Rec. an Vorträge anzusetzen, der durch das Bestreben des Vfs., alles recht deutlich und eindringlich darzustellen, in eine gewisse Fülle übergeht, die oft tautologisch wird, die Kraft einer schon deutlich und rednerisch ausgedrückten Idee durch die Wiederholung derselben mit anderen Worten schwächt, den Bau der Perioden hindert, und ihnen eine zu große Einförmigkeit mittheilt. Nur einige Hauptsätze zur Probe, da uns der Raum weitläufigere Belege zu geben verbietet. I. 1) Edle Entschliessungen der Christen, die am Morgen eines neuen Jahres wichtigen und erwünschten Veränderungen hoffnungsvoll entgegenzusehn. 2) Die vortheilhafte Gemüthsstim-



nung einer christlichen Gemeinde bey der Feyer eines glücklichen Eintritts in einen neuen Zeitraum. 4) Der letzte Versuch erbitterter Feinde Jesu, den Triumph ihrer Rache und Bosheit über seine Unschuld und gute Sache vollständig zu machen. 9) Von der vorzüglichen Theilnahme, mit welcher wir die Geburt, oder den ersten Eintritt eines Menschen in die Welt, feyern. III. 1) Die bey der vollbrachten diesjährigen Erndte unverkennbaren Beweise der fortwährenden Wohlthätigkeit Gottes, als eine verstärkte Aufforderung zur wahren Gottes- und Menschenliebe. IV. 2) Von dem in unseren Tagen reger gewordenen Eifer, dem durch mancherley Veranlassungen so merklich gesunkenen Ansehen des Schulstandes wieder aufzuhelfen. V. 2) Wie wird ein angefangenes gutes Werk am ehesten und erwünschtesten zu seiner Ausführung und Vollendung befördert? VI. 6) Von der erwünschten Entwicklung wichtiger Umstände, welche ein Religionslehrer bey dem Antritt und der Führung seines Amtes vorzüglich von der Zeit zu erwarten hat. So wird auch der Hauptsatz oft bis zum Überdruß wiederholt, und dies ohne Variation, z. B. S. 296 Achtung, Zutrauen, Liebe. Ja die Fülle des Vfs. erstreckt sich selbst bis auf Zahlen, z. B. S. 72. Das Werk der Reformation, welches vor nun fast 300 Jahren, oder, wie ich es genauer angebe, vor 284 Jahren u. f. w..

Die Eintheilung ist meistens richtig und natürlich, nur auch zu weitläufig ausgedrückt. Indessen findet Rec. auch hier hin und wieder etwas zu erinnern. Im I Theil der I Neujahrspredigt führt der Vf. alle Veränderungen weitläufig auf, welche das angetretene Jahr, nach der Hoffnung der Christen, herbeyführen werde; aber bleibt den Beweis schuldig, daß diese Hoffnung nicht leere Hoffnung, sondern ächt und gegründet, und sonach ihre Erfüllung zu erwarten sey. In der 8 Pred., am Reformations-Feste, zeigt er im I Theil die Beschaffenheit der Würde protestantischer Christen, und sagt S. 76: sie beruhe a) auf einem ungezwungenen und freymüthigen Bekenntniß des Christenthums, wie es Jesus und seine Apostel gelehrt haben; b) auf einem unbefangenen Nachdenken und Forchen in Hinsicht auf die Wahrheiten und Vorschriften des Christenthums; c) auf einer durch gründliche Belehrung und rechte Erkenntniß bewirkten, und festen Überzeugung; d) auf einem beharrlichen Eifer, in der christlichen Erkenntniß, Weisheit und Tugend immer vollkommner zu werden. Wer siehet hier nicht, daß a) ohne c) nicht Statt finden könne, und b) und d) in einander fließen?

Wozu übrigens so viele Neujahrspredigten? Eher hätten wir noch einige Predigten an anderen Festen, z. B. Ostern, Himmelfahrt, dergleichen bey Investituren, Todesfällen der Geistlichen, Reden bey Kirchenvisitationen u. f. w. gewünscht, letztere besonders deswegen, weil die Gelegenheitsreden bey Vorstellungen, Einweihungen u. dgl. dem Vf. besonders gut gelingen, und er eben sowohl die Umstände zu benutzen, als den seinen jedesmaligen Auditoren angemessenen Ton zu treffen weis. — Noch erinnert Rec., daß S. 293 in der Predigt: der Einfluß des christlichen Lehramts auf die sittliche Vollkommenheit, der Ausdruck *Vollkommenheit* in *Vervollkommnung*

abgeändert werden muß; und S. 153 in der Stelle: „Liebet Wahrheit und Frieden (Zachar. 8, 19)“; das Wort Wahrheit nicht in dem ausgedehnten Sinne zu nehmen ist, den ihm der Vf. unterlegt, sondern mit Frieden (hier geselliger Eintracht, vgl. V. 16) verbunden, unter Wahrheit die Wahrheit im Reden und Verhalten gegen Andere gemeint sey, und der Falschheit, Unredlichkeit, Arglist, den vorzüglichsten Hindernissen des Friedens, und Nationalfehlern der Juden, entgegen gesetzt werde.

Eine höchst angenehme Überraschung gewährte uns. No. 4. Hier tritt ein katholischer Geistlicher aus Niederbayern, ausgerüstet mit nicht gewöhnlichen Rednertalenten, auf, um seine reine Ansicht des Christenthums, seine aufgeklärten Urtheile über den katholischen Cultus, seinen liebenswürdigen Duldungsgeist und einen Schatz von Lebensweisheit in seinem Wirkungskreise zu verbreiten, und, ohne die schon deswegen erfahrenen Verketzungen und Verfolgungen zu scheuen, der Finsterniß und dem Aberglauben entgegen zu arbeiten. Ächte Religiosität, ein feiner Sinn für alles Wahre und Gute, ein enthusiastischer Eifer für das Bessere, ein stetes Hinarbeiten auf das Gemeinnützte und Praktische, ein lebendiger, ja oft feuriger und hinreißender Vortrag, eine treffliche Darstellungs- und Vernünftlichkeits-Gabe zeichnen diese Predigten zu ihrem Vortheil aus, und erheben sie weit über das Mittelgut, der bey vielem Wortprunk gedankenleeren Predigten.

Die Anordnung dieser Predigten, deren Manier sich der *Tiefschen* nähert, ist nicht künstlich, aber eine natürliche Gedankenfolge erleichtert ihre Übersicht, und gewährt dem Vf. den Vortheil, die einzelnen Theile fester in einander zu schlingen, und zu einem Ganzen zu vereinigen. Nicht ganz billigen kann Rec., daß das Thema nicht förmlich angekündigt, sondern in den Vortrag selbst verschlungen ist: da hiebey für das Gedächtniß des Zuhörers zu wenig geforgt wird, der, wenn er dem Vf. in seiner freyen Manier folgen soll, doch einem Hauptpunct haben muß, woran er sich festhält.

Die Predigten sind für Fest- und Heiligen-Tage bearbeitet. Aber die Klippe, woran die mehrsten seiner Amtsbrüder scheitern, hat der Vf. glücklich vermieden. Die Geschichte der Heiligen wird hier nicht in einem widerlich panegyrischen Tone vorgelesen, sondern ist überall dazu benutzt, um höhere religiöse und moralische Wahrheiten daran zu knüpfen, und der gewöhnliche Nimbus der Heiligen wird zur himmlischen Glorie. Schon die Wahl der Texte an solchen Festen spricht von der praktischen Tendenz, z. B. am Feste des Matthias, Matth. II, 30: Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht. —

Von der Aufklärung und dem Duldungsgeiste des Hn. Thoms könnten wir mehrere Proben anführen, wenn der Zweck dieses Journals solche Auszüge aus Predigten gestattete. Übrigens wird der reine Genuß dieser trefflichen Reden durch wenig Fehler in etwas verleidet, die jedoch der Vf. bey seinem sichtbaren Streben, sich immer mehr zu vervollkommen, durch Aufmerksamkeit auf sich, und das Studium correcter Muster, leicht vermeiden kann und

wird. Der eine ist, daß er sich, durch das Feuer der Rede dahin gerissen; oft Ausdrücke und Redensarten erlaubt, die anstößig und unedel sind, und mit dem übrigen blühenden und edlen Vortrag unangenehm contrastiren. Z. B. S. 6: Man malte die Tugend mit den liebenswürdigsten Rosenfarben, und zeichnete das Laster mit der schwärzesten Dinte. S. 7 wo uns das Laster reizender vorkam, als die arme Tugend. S. 8. Mit welcher Schaamröthe müssen wir uns von dir trennen, verlornes Jahr — da wir dich so verschleudert haben.. S. 15. Da wurmte es in seinem Kopfe. Der andere ist Mangel an Correctheit des Styls. Fast auf jeder Seite findet man Provincialismen wie folgende: *gewunschen* st. *gewünscht*; *werthe* st. *würdigste*; *wenigst* st. *wenigstens*; zuweilen auch verkehrte Construktionen.

Mit gleich rühmlichem Eifer für Aufklärung, Menschenveredlung und thätiges Christenthum, schließt sich an Hn. Thoni der Vf. von No. 5, Hr. Ortmann, an. Was schon mehrere unserer protestantischen Theologen mit glücklichem Erfolg realisirt haben, die epistolischen Perikopen, welche bisher höchstens Stoff zu einer wenig besuchten Nachmittagspredigt gaben, auch bey sogenannten Haupt- oder Frühpredigten zum Grunde zu legen, dazu hat Hr. O. unter seinen Glaubensgenossen mit zuerst den Weg gebahnt. Bey ihm bedurfte das noch einer Rechtfertigung, wovon wir schon völlig überzeugt sind, und er hat dieselbe in der Vorrede genuthuend, obgleich nicht ohne einige Angftlichkeit, geführt. Letztere erzeugte wahrscheinlich den Vorschlag, (wovon wir aber in den Predigten selbst kein Beyspiel finden) die Evangelien erst zu verlesen, und nach einer kurzen Auslegung derselben sich den Übergang zu der jedesmaligen Epistel zu bahnen! Welchen Aufenthalt, welche Zerstreuung würde ein solches Verfahren verursachen, welchen Zwang dem Prediger aufliegen!

Daß der Vf. die getroffene Wahl durch den Erfolg gerechtfertigt, und in den Episteln eine der reichhaltigsten Quellen gefunden hat, die nicht so leicht zu erschöpfen ist, mögen einige Hauptsätze bestätigen, die Rec. unter vielen interessanten aushebt. Am 1 Advent. Die Grundsätze des Christenthums von der rechten Pflege des Körpers. F. d. Ersch. Wie

hat sich der Christ gegen die Sitten und Gebräuche seiner Mitbürger zu verhalten. Am 2 S. n. Epiphany. Das rechtmäßige Verhalten des Christen gegen Fremde. Am 4 S. n. Epiphany. Über das Schuldenmachen und Schulden bezahlen? Am 5 S. n. Oftern. Wie und warum das Christenthum der Wittwen und Waisen sich so thätig annimmt. Am 2 S. n. Pfingsten. Über Familienzwist und Familienuneinigkeit. Am fünften. Die Kunst, sich gute Tage zu machen. Am neunzehnten. Von der Ablegung böser Gewohnheiten. Am Pfingstmontage. Vom Nationalhaffe.

Das Charakteristische dieser Predigten ist ein populärer, lichtvoller, ruhiger Vortrag, zwar ohne rednerischen Schmuck, doch in einem gebildeten und (was bey katholischen Predigern selten ist) von Provincialismen fast ganz reinem Stile. Die Gabe hingegen ans Herz zu reden, zu rühren, zu erbauen, mangelt dem Vf. Er bleibt immer im Lehnstone, und der Schluss, wo der Stachel zurückbleiben sollte, ist dürftig, höchstens ein passender biblischer Spruch. Alle Ermunterungen zu Ende beschränken sich auf ein wiederholtes: Laßt uns.

Ein tieferes Eindringen, eine neue Wendung und Ansicht suchen wir hier selbst bey den interessantesten Materien vergeblich; doch finden wir eine lehrreiche Wiederholung und Darstellung des schon Bekannten. Eben so vermiffen wir hier jene Fülle von Beyspielen, jenes feste Eingreifen ins Leben, welches die Thomischen Predigten so vortheilhaft auszeichnet; indess weißt der Vf. seinen Text, oder andere biblische Beyspiele sehr gut als Belege zu benutzen. Die Disposition der Predigten ist einfach, natürlich und grösstentheils richtig. Die Stelle des Eingangs vertritt eine kurze und richtige Erklärung des Textes. Selten finden wir Begriffe der Kirche eingemischt, wie S. 109 das Gebet für die Todten. In der Predigt selbst aber, wo dieses Dogma sich einschlich, oder erwähnt werden mußte, wird die Pflicht für einander zu beten, von ihrer vernunft- und schriftmäßigen Seite dargestellt. Nur ist auch hier die höhere Ansicht dieser Art des Gebets, und der wichtigste Vortheil desselben übergangen, nämlich der dadurch verfeinerte Sinn der Humanität, und der belebte Eifer für Anderer Wohl.

— rf —

## KLEINE SCHRIFTEN.

HOMILETIK. Salzburg b. Mayer: Drey Fastenpredigten, gehalten in der hohen Domkirche zu Salzburg, von M. Humpfer, kurfürstl. geistl. Administrations- und erzbischöfl. Consistorial-Rathe daselbst. 1805. 62 S. 8. (5 Gr.) Dem Vf. dieser Predigten ist es zwar ernstlich darum zu thun, die Lehre vom Fasten von abergläubischen Nebengriffen zu reinigen, jedem Mißbrauch derselben entgegen zu arbeiten, und sie recht praktisch darzustellen; aber es fehlt ihm die Gabe, die trockne Fastenteils genießbar und annehmlich zu machen. Die vorzüglichsten Stellen der Schrift und der früheren Kirchenlehrer, welche vor dem Mißbrauch des Fastens warnen, sind zwar angeführt, aber nicht gehörig verarbeitet und zu einem Ganzen geordnet, sondern nur auf folgende Art: 1) Was sagte Christus, 2) die Apostel, 3) die Schrift, und 4) die Kirche vom Fasten? an einander gereiht, und mehrentheils nur durch die einförmige Formel: so sprach Christus, so Paulus u. s. w. mit einander verbunden. Aber der moralische Werth und Einfluß des Fastens auf die Sittlichkeit des Menschen ist nicht genügend dargethan, sondern nur gesagt: daß man andere gute Werke damit verbinden müsse. Hätte der Vf. die Idee, welche er S. 52, 53 und 57 hinwirft: „unsere eigene Vernunft

gebietet uns, je zuweilen eine Zelt von allem aufser uns, so viel es eines Jeden Beruf erlaubt, abzuräumen; uns in uns selbst und in unser Inneres zurückzuziehen; da mit uns selbst und unserem stüthchen Zustand etwas ernster zu Rathe zu gehen, und erst dann, wenn wir unsere Sittlichkeit wieder einmal vollständiger erforscht uns wieder dem Strome unserer übrigen Geschäfte zu überlassen“ weitaufziger ausgeführt, hätte er ihr statt einiger Zeilen eine eigene Predigt gewidmet, oder vielmehr das Ganze darauf angelegt, um dieß zu beweisen, dann wäre er seinem Endzwecke näher gekommen. Durch die mägere paränetische Wiederholung des Gesagten zum Beschluß hingegen ist wenig oder nichts ausgerichtet. Über die Eintheilung mag Rec. nicht mit dem Vf. rechnen. Denn die Urtheile Jesu und seiner Apostel über das Fasten sind ja auch in der Schrift enthalten, so wie die Urtheile der Kirche in den Kirchenvätern, und Hr. R. muß sich bey seiner unbequemen Disposition oft wiederholen. — Übrigens contrastirt mit der Simplicität dieser Predigten der complimentreiche Ton, worin der Vf. zu seinen Zuhörern spricht, die Anrede durch Sie, und Stellen wie S. 15, 33 u. s. w.: doch ich fürchte, ich habe Sie schon länger aufgehalten u. dgl.

— rf —

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 FEBRUAR, 1808.

## JURISPRUDENZ.

REGENSBURG, in der Montag- und Weissfischen Buchh.: *Versuch einer Theorie der Wahrscheinlichkeit zur Gründung des historischen und gerichtlichen Beweises*, von Hanns Ernst vom Globig, kurfürstl. geh. Rath und Comitial-Geandten. II Theile. 1806. XIV. 270 u. 337 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Unter den bisherigen Untersuchungen über diesen Gegenstand zeichnet sich die vorliegende als ein Werk tiefer Nachforschungen und lichtvoller Darstellung aus. Das Ganze theilt der Vf. in zwey Theile, deren erster die *Entwicklung der Wahrscheinlichkeitslehre*, der zweyte aber die *kritische Berichtigung der gerichtlichen Beweise* enthält.

Im ersten Abschnitte des ersten Theils beschäftigt sich der Vf. mit dem Begriffe und der Eintheilung der Wahrscheinlichkeit, und unterscheidet §. 1 die Wahrscheinlichkeit von der Demonstration. Der Begriff der letzteren wird darin gesetzt, daß von unleugbaren Begriffen mittelst einer richtigen Schlussfolge auf andere, vorher unbekannte, Wahrheiten geschlossen wird, und diese nun so einleuchtend werden, daß sich das Gegentheil nicht mehr denken läßt. Gegenüber stellt der Vf. den Beweis aus wahrscheinlichen Gründen und definirt denselben dahin, daß *dieser nur die Möglichkeit des Gegentheils entferne*. Wäre dies wirklich der Fall, so würde dieser Beweis ganz auf den Begriff der Demonstration hinauslaufen, und da der Vf. (S. 2. a. E.) anführt, daß die Wahrscheinlichkeit uns nur eine muthmaßende Erkenntniß gewähre, ferner (S. 5. §. 3) gesagt wird, daß ein Satz dann *wahrscheinlich* sey, wenn man ihn *eher, als das Gegentheil* für wahr zu halten geneigt ist: so enthält jene Definition einen Irrthum, der zwar, wie man sieht, nicht im Geiste des Vfs. liegt, der aber den Satz selbst entstellt. — Die Wahrscheinlichkeit selbst theilt sich (§. 2) in die physische, metaphysische, mathematische und moralische; die historische ist aus der physischen und moralischen zusammengesetzt, und mit der historischen ist die juristische ganz einerley, indem sie bloß in der Anwendung der historischen Wahrscheinlichkeit auf *Rechtsstreitigkeiten* (besser: auf rechtliche Gegenstände, da man in criminalrechtlichen Fällen nicht von Rechtsstreitigkeiten im gewöhnlichen Sinne des Worts zu sprechen pflegt) besteht. Der Ursprung der Wahrscheinlichkeit wird hierauf dahin angege-

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

ben, daß sie jedesmal aus der Unwahrscheinlichkeit entspringe; allein es läßt sich wohl nicht behaupten, daß das Positive aus dem Negativen seine Entstehung erhalte, vielmehr würde der Satz, daß durch Zusammenstellung mehrerer Gründe der Gegensatz sich als unwahrscheinlich ergebe vielleicht richtiger seyn. Denn wenn gleich durch mehrere zusammentreffende Gründe der Wahrscheinlichkeit ein Satz aus dem Gebiete desjenigen, was in der Regel nicht für wahr gehalten werden kann, herausgehoben, und als wahrscheinlich aufgestellt wird: so kann man doch jenen Zustand, worin sich ohne diese Gründe jeder Satz befindet, nicht als die *Quelle* seiner nachherigen Wahrscheinlichkeit annehmen; treffen vielmehr Gründe für einen Satz zusammen, so steht er gleich von selbst unter den mehr oder weniger wahrscheinlichen Sätzen, und wird also nicht sowohl aus den unwahrscheinlichen, als vielmehr aus den, sonst als unwahr anzunehmenden, Sätzen entwickelt. Damit können aber dennoch die beiden angeführten Regeln bestehen: 1) daß unter zwey sich widersprechenden Sätzen nothwendig einer wahr seyn müsse, und daß 2) nichts ohne zureichenden Grund für wahr gehalten werden könne. Das Verhältniß des Wahrscheinlichen zum Unwahrscheinlichen ist aber (S. 6) von dreysacher Art, nämlich 1) wir urtheilen nur, daß ein Satz leichter möglich und für wahr anzunehmen sey, als das Gegentheil: geringste Wahrscheinlichkeit, Muthmaßung; 2) wir glauben so überzeugt zu seyn, daß wir kein Bedenken tragen, im gemeinen Leben darnach zu handeln; 3) wir halten einen Satz für schlechterdings und unwidersprechlich gewiß, weil uns die Erfahrung noch kein Beyspiel des Gegentheils gezeigt hat: moralische Gewissheit, welche man der Demonstration ganz gleich achtet, und durch die man sich oft mehr überzeugt hält, als durch die Demonstration (denn daß sie wirklich eine größere Überzeugung bewirke, wie der Vf. sich ausdrückt, läßt sich nicht annehmen; doch liegt dies nur im Ausdrucke).

Eine fernere Eintheilung der Wahrscheinlichkeit ist nach dem Vf. (S. 8) daraus herzunehmen, daß das Urtheil, welches wir aus wahrscheinlichen Gründen fällen, entweder in der Natur der Dinge selbst, oder in unserer individuellen Vorstellungsart liegt; jenes wird die *objective*, dieses die *subjective* Wahrscheinlichkeit genannt. Die erstere kann nur eine einzige seyn, sie beruht auf einem Systeme der für die Erkenntniß der Wahrheit Statt findenden Gründe, macht eine Wissenschaft aus, und ist der Gegen-

Ff

stand des vorliegenden Werks, wogegen diese so verschieden ist, als Menschen sich überzeugt halten können, daher sie an allen den Mängeln leidet, die sich in dem Erkenntnißvermögen der Individuen finden können. Es ist etwas undeutlich, und scheidet die Begriffe nicht genau von einander, wenn der Vf. die objective Wahrscheinlichkeit diejenige nennt, welche in der Natur der Dinge und deren allgemeinen Verhältnissen liegt: denn auch die subjective Wahrscheinlichkeit geht mittelst eines Urtheils daraus hervor, nur wird sie auf verschiedene Art, als darin enthalten, erkannt. Jene objective Wahrscheinlichkeit muß den Richter bestimmen, in einer Sache den Anspruch zu thun, und die Natur eines vorliegenden Rechtsverhältnisses selbst macht, nach dem Verhältnisse seiner grösseren oder geringeren Wichtigkeit, bald das Vorhandenseyn einer grösseren Wahrscheinlichkeit nothwendig, bald reicht dabey schon eine geringere hin.

Wir theilen nun den Inhalt der folgenden Abschn. mit: II. Von den Arten, das Wahrscheinliche zu erkennen, deren (S. 14) vier aufgezählt werden, nämlich 1) die Betrachtung der Möglichkeiten, indem wir allein die Möglichkeit eines Satzes und die damit verbundenen Gegensätze betrachten; 2) die Analogie, wo von bekannten Erscheinungen auf einen ähnlichen Erfolg geschlossen wird; 3) Phänomene, wenn auf Umstände Rücksicht genommen wird, die mit der Erscheinung in einiger Verbindung stehen; 4) sinnliche Evidenz, lauter Erkenntnisarten, die auf dem Grundsatz beruhen, daß nichts ohne zureichenden Grund existire. Je mehr nun ein Satz von diesen Gründen unterstützt wird, desto wahrscheinlicher ist er, und entweder versteht Rec. den Vf. nicht, oder es ist ein Irrthum, wenn es im Anfange des §. 2 (S. 14) heisst: Wenn wir bey einem Satze *weniger* ohne Demonstration annehmen können, als bey dem Gegensatze, so halten wir ihn für wahrscheinlicher, da vielmehr statt *weniger* der Ausdruck *mehr* gebraucht seyn müßte.

III. Von der ersten Erkenntnisart der Wahrscheinlichkeit, das heisst, von der Betrachtung der Möglichkeiten, als der untersten Stufe der Wahrscheinlichkeit, indem ein Satz weder der Vernunft, noch den uns bekannten Naturgesetzen widerstreiten darf (logikalische, physische Möglichkeit). Auch gehört dahin die Präsumtion der Sittlichkeit (moralische Möglichkeit), auf welche letztere jedoch im Allgemeinen nicht viel zu bauen ist, sondern die nur dann einen Werth erhält, wenn der mit der moralischen Handlung verbundene Vortheil den auf der Gegenseite zu befürchtenden Nachtheil überwiegt.

IV. Von der Analogie, der reichhaltigsten Quelle des Wahrscheinlichen, die eine um so grössere Zuversicht bewirkt, je nachdem das bekannte Beyspiel mit demjenigen, auf welches geschlossen wird, eine grössere Ähnlichkeit hat. Sie stützt sich daher auf den Grad der Ähnlichkeit selbst, auf die Menge und die genaue Gleichförmigkeit der angestellten Erfahrungen, welche beide der alleinige Probirstein der-

selben sind. Vorzüglich trifft sie aber in der physischen Natur zu, und Schlüsse von freyen Handlungen der Menschen sind wegen der Verschiedenheit der Neigungen und der Denkungsart sehr trügerisch; deshalb finden auch nur in jener eine unendliche Analogie (S. 50) Statt, wenn sich seit undenklichen Zeiten kein ungünstiges Beyspiel gezeigt hat. Der Vf. beschliesst diesen Abschnitt mit der Bemerkung, daß die Induction nichts anderes sey, als ein analogisches Product.

V. Von den Phänomenen, d. h. den Umständen der Hauptbegebenheit, deren Übereinstimmung eine Quelle der Wahrscheinlichkeit ausmacht. Theils das Princip der Zeitfolge nach dem Gesetze der Causalität, theils das Princip des Gleichseyns liegt hier zum Grunde; und wenn ein möglicher Satz mit schon bekannten zusammentreffenden Umständen besser als sein Gegensatz übereinstimmt: so wird er wahrscheinlich, und die Wahrscheinlichkeit wird um so stärker, je genauer diese Verbindung ist, und je öfter sie bemerkt wurde. Sehr wichtig ist hiebey die Eintheilung der Phänomene in isolirte und harmonische, nachdem sie nur mit dem zu erweisenden Satze, oder auch mit sich selbst in Verbindung stehen, indem bey dieser Verbindung unter sich, nach dem Satze des zureichenden Grundes, weit weniger ein Obgefähr angenommen werden kann. Diese Harmonie selbst muß wieder wenigstens so viel gelten, als ein isolirtes Phänomen (S. 71), und folglich können drey einfache Phänomene nie ein doppeltes harmonisches Phänomen überwiegen. Hiebey untersucht der Vf. zugleich die Gradation der Phänomene, und die Wichtigkeit derselben, nachdem sie durch andere Umstände verstärkt oder geschwächt werden.

VI. Von der sinnlichen Evidenz, die hier deshalb nur zur Quelle der Wahrscheinlichkeit (der man sie sonst entgegengesetzt) gerechnet wird, weil sie immer auf der Voraussetzung beruhet, daß die Sinne in einem gegebenen Falle nicht trügen. Am stärksten wirkt die sinnliche Evidenz für den Empfindenden selbst, und man kann der blossen Mittheilung dieser Empfindungen nicht dasselbe Gewicht beylegen, indem nun noch zu untersuchen bleibt, ob derjenige, welcher die Empfindung gehabt zu haben behauptet, wirklich so empfunden habe, als er angiebt. Die sinnliche Evidenz selbst ist oft fehlerhaft, und wenn aus vielen Umständen zusammengenommen etwas wahrgenommen werden soll, und dazu lange Anstrengung erfordert wird: so geben die Sinne selten vollkommene Überzeugung, und daher fodert die Klugheit, zur Berichtigung der Empfindungen das Zeugniß Anderer zu nehmen. Der Vf. bemerkt (S. 91) hiebey: So verfährt der Arzt, der Chemiker, der Geschichtsforscher, und so muß auch der Richter verfahren. Es scheint aber keine ganz richtige Folgerung zu seyn, wenn der Vf. hinzusetzt: daher haben die Gesetze dem Richter auferlegt, die Evidenz nicht aus eigener Erfahrung, sondern aus der Versicherung Anderer zu schöpfen. Sollte dieser Satz aus dem vorigen folgen, so würde man an-

nehmen müssen, daß der Richter seine eigene Erfahrungen nur durch die der Zeugen unterstütze, um auf diese Art seine eigene Überzeugung zu berichtigen; aber das wollen die Gesetze nicht, sondern, so oft es auf Zeugenausagen ankommt, soll der Richter nichts aus eigener Erfahrung hineintragen. Auf der anderen Seite ist aber jener Satz auch nicht so allgemein, indem namentlich bey Einnahme eines Augenscheins der Richter oft ohne fremde Hülfe die Wahrheit ausmitteln darf (vergl. Th. II. S. 256).

VII. Von dem Glauben auf Zeugnisse. — Dieser Abschnitt knüpft sich an den vorigen unmittelbar an. Dieser Glaube beruht theils auf der Vermuthung einer richtigen sinnlichen Wahrnehmung des Zeugen, theils auf seinem Willen, sie richtig mitzutheilen. Den guten Willen schätzt man nach dem Interesse des Zeugen, was daher auch die römischen Gesetze als einen vorzüglich zu berücksichtigenden Punkt annehmen. Ueberhaupt zeigt die ganze hier folgende, aus der Natur der Sache genommene Entwicklung der Mängel, die sich bey den Zeugen vorfinden, was für richtige Grundsätze im römischen Rechte liegen, nur mit dem Unterschiede, daß sie darin in einer weniger syllogistischen Form, auch nicht in dem Zusammenhange vorkommen, worin sie unter sich stehen. Unter die Personen, deren Zeugniß nicht völlig glaubhaft ist, zählt der Vf. (S. 110) auch die Mitglieder solcher Volksschassen, die ein verächtliches Gewerbe treiben, und durch ihre gedrängte Lage genöthigt werden, sich Unwahrheiten und heimliche Bevortheilungen zu erlauben. Es springt hier in die Augen, welchen Einfluss harte Gesetze über Ein- und Ausfuhr auf den Charakter der Unterthanen haben, indem die Nothwendigkeit oder der lebhafteste Wunsch, gewissen Bedürfnissen leichter abzuhelfen, häufige Veranlassungen giebt, die Gesetze zu verletzen. Die wiederholten Versuchungen bringen die Personen, welche über jene Gesetze wachen sollen, zum Falle, und sie werden nun nicht nur die käuflichen Mittel, durch welche diese Gesetze ohne Mühe umgangen werden, sondern der Staat besitzt in ihnen eine verdorbene Classe von Menschen, deren Bestechlichkeit auf die übrigen Unterthanen zurückwirkt, und auch diese gegen Wahrheit und Redlichkeit abstumpft. Man kann daher für solche Staaten den Satz nicht leugnen, daß hier Gesetze und Staatseinrichtungen, anstatt die Veredlung der Unterthanen zu bewirken, das sittliche Verderben derselben selbst veranlassen!

Die (S. 116) folgende Auseinandersetzung der Fälle, wo die persönliche Verbindung den Zeugen unglaubwürdig macht, ist wiederum aus der Natur der Dinge sehr richtig entwickelt. Ältern und Kinder, Ehegatten verdienen, wenn sie für einander aussagen, sehr wenigen Glauben: indess möchte es doch zu weit gegangen seyn, wenn der Vf. ihnen, falls sie gegen einander aussagen, *allen* Glauben abspricht. Rec. glaubt, daß nach der Natur der Sache hier, wie im ersten Falle, nur ein sehr geringer

Grad, aber doch nicht die Abwesenheit aller Glaubwürdigkeit vorhanden sey. Denn in beiden Fällen muß doch die Präsumtion der Moralität wenigstens etwas wirken, und man braucht nicht gerade anzunehmen, daß nur der höchste Grad von Feindschaft so nahe verbundene Personen zu einer Aussage gegen einander veranlassen könne. Sieht man auch die Sache recht genau an, so möchte wohl der Verdacht in einem solchen Falle sehr häufig aus einem näheren oder entfernteren Interesse des Zeugen herühren, wohin z. B. der Nießbrauch des Brautschatzes, das künftige Erbrecht unter Ascendenten und Descendenten gehört. Hierauf dürfte sich daher noch eine besondere Unterscheidung gründen, daß nämlich ein eigenes Interesse völlig, dessen Abwesenheit aber nur größtentheils die Glaubwürdigkeit schwäche, und daß in manchen Fällen das Zeugniß des Ascendenten für den Descendenten mehr Glauben verdiene, als das Zeugniß des letzteren für jenen, z. B. das Zeugniß des Vaters für den einzigen Sohn, welcher Erben hinterläßt. — Unter anderen Verhältnissen kommt der Vf. (S. 139 §. 18) auch auf das Zeugniß des Klägers und des Beklagten für und wider sich, und führt als Grund der Unzulässigkeit desselben an, daß der Kläger, als sich freywillig anbietender, der Beklagte als ein gezwungener Zeuge zu betrachten seyn würde. Allein in der vorherigen Ausführung nimmt der Vf. selbst an, daß man bey dem Zeugen, der sich selbst anbietet, Stufenfolgen festsetzen müsse. Daher reicht jener Ausdruck nicht völlig hin, sondern die Unzulässigkeit des Klägers zum Zeugnisse ist lediglich daraus abzunehmen, daß er durch Anstellung der klage sein Interesse bey der Sache geradezu an den Tag legt. Im Übrigen muß man bey dem Ausdrucke, daß der Beklagte als gezwungener Zeuge für sich anzusehen sey, nicht den gewöhnlichen Begriff des Zwanges verstehen, sondern den, welchen der Vf. (S. 208) annimmt, wozu alle Bewegungsgründe gerechnet werden, die den Zeugen für oder gegen die Sache einnehmen können, insbesondere sein Interesse für dieselbe, wozu Rec. jedoch gesteht, daß ihm der Ausdruck nicht passend scheint. — Trefflich ist das, was (S. 167 ff.) über die Harmonie der Zeugen und die dadurch entstehende Glaubwürdigkeit derselben, über das Abwägen eines unter ihnen eintretenden Widerspruchs, und über die bekannte Regel: *Testis unus affirmans etc.* ausgeführt wird, was aber der Raum dieser Blätter genauer anzugeben nicht gestattet.

VIII. Von der Gradation der Wahrscheinlichkeit, welche eben so verschieden ist, als die Zahl der möglichen Fälle bis auf Einen. Hier werden die schon oben bemerkten Grade der Wahrscheinlichkeit näher auf die einzelnen Erkenntnißarten angewandt, auch die Modificationen angeführt, welche dabey eintreten können. Insbesondere giebt der Vf. (S. 264) die Regel, daß kein Beweis die nöthige Festigkeit erlangen könne, wenn nicht der Gegner mit seinen Gegengründen gehört, oder ihm Gelegenheit zur Verantwortung gelassen ist. Daher kann man auch mit dem

Vf. richtig schliessen, daß, wenn ein Angeklagter nicht im Stande ist, nur die wahrscheinliche Existenz eines Gegenbeweismittels zu zeigen, dieß den Verdacht gegen ihn vergrößere, auch der Beweis durch fruchtloses Bemühen, eine Entschuldigung zu finden, mehr verstärkt werde, als wenn bloß Starrsinn und Ungehorsam die Antwort verhiindern. Denn gerade die Bemühung wird darauf gerichtet seyn müssen, das Daseyn einer anderen Möglichkeit zu zeigen, und wenn dieß nicht gelingt, so fallen noch andere Möglichkeiten hinweg, unter denen ein Zweifel eintreten könnte.

**Zweiter Theil.** I. Von der kritischen Berichtigung der gerichtlichen Beweise. Die Erkenntniß der Wahrheit wird sehr oft durch Unvollkommenheit des Geistes und der Sinne, Unfähigkeit, Trägheit, oder Leidenschaft des Untersuchers verhindert, häufig durch die Beschaffenheit der Umstände, aus denen die historische Gewissheit hergeleitet wird, und welche größtentheils nicht ganz wesentliche Eigenschaften der Dinge sind, unrichtig geleitet; aber auch die Zeichen, worin die Merkmale der Gegenstände ausgedrückt werden, namentlich die Sprache, die nicht jeder Empfindung genau anzupassen ist, verwirrt die Begriffe; und da sich die Sprache verändert, so läßt eine anscheinende Übereinstimmung der Zeugen, die wir aus älteren Urkunden hernehmen zu können glauben, selten eine vollkommene Harmonie voraussetzen.

II. Von den Hülfsmitteln, um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen. Dahin gehört von Seiten des Richters dessen eidliche Verpflichtung, seine Verbindlichkeit, Alles genau niederzuschreiben, die Urkunden sorgfältig aufzubewahren, Formalitäten, u. s. w., insbesondere bey dem Zeugenbeweise das Verhindern einer Verabredung, das Geheimhalten des Gegenstandes der Beweisführung, Ausmittlung der Harmonie durch zweckmäßige Fragstücke, und der Eidsschwur. In Ansehung dieses letzteren scheint der Vf. (S. 21) die Ableistung des Eides vor Ablegung des Zeugnisses vorzuziehen, wie der gemeine Gerichtsgebrauch es mit sich bringt. Denn es wird hinzugesetzt, man fasse alsdann ein größeres Zutrauen zu seiner Wahrhaftigkeit, weil der Zeuge sich auf den Fall, daß sein Zeugniß unwahr befunden werde, ei-

ner größeren Gefahr aussetze. Allein es möchte wohl niemals vorkommen, daß im Augenblicke des abgelegten Zeugnisses schon die Unwahrheit der Aussage sich ergebe; vielmehr werden dazu erst neue Beweismittel erfordert, und deshalb scheint es dem Rec. viel zweckmäßiger, den Zeugen zuvor zu erinnern, daß er seine Aussage beschwören müsse, ihn sodann zu vernehmen, und am Ende, nach genauer Vorlesung jeder Antwort, ihm den Eid abzunehmen. Dadurch wird Eidsschwur und Aussage fast in einen einzigen Act zusammengedrängt; und es ist nicht zu leugnen, daß, je näher der Eid der Aussage steht, desto mehr zu erwarten ist, daß sie mit Aufrichtigkeit geschehen sey, da im Gegentheil, wenn der Eid vorher abgelegt wird, vielleicht Stunden darüber hingehen, bevor die Vernehmung geschieht (was bey der Abhörnung mehrerer Zeugen nicht zu vermeiden ist), und weil der Zeuge über die Beantwortung der Fragen seinen Eidsschwur zum Theil vergißt, die Glaubwürdigkeit nothwendig verlieren müsse. Rec. hält sich wenigstens überzeugt, daß auf diese Art die Wahrheit öfter an den Tag kommen werde, als bey dem Gerichtsgebrauche der Fall ist.

III. Vorläufige Übersicht, und Eintheilung der rechtlichen Beweismittel. Dabey verwirft der Vf. die Eintheilung der Beweisgründe, welche *Tevenar* annimmt, nämlich aus der Vernunft, und aus der Erfahrung, wovon die ersteren in der Sache selbst, und deren Verhältnissen, in ihren Eigenschaften, nothwendigen Folgen und Wirkungen enthalten seyn, diese aber aus einer bloß sinnlichen Anschauung entstehen sollen. Rec. stimmt hierin mit dem Vf. völlig überein, indem die Vernunftgründe auch bey dem Beweise aus der Erfahrung durchaus nicht fehlen können, folglich der Theilungsgrund nicht paßt. Es läßt sich eine eigentliche Absonderung der wesentlichen Quellen des Beweises, bey ihrer genaueren Verkettung mit einander, nicht annehmen; nur erhalten einige Beweismittel die unmittelbare Evidenz der Begebenheit selbst, worauf es ankommt, andere schränken sich auf analogische Schlüsse ein: doch dient auch diese Verschiedenheit nicht dazu, um eine völlige Trennung unter ihnen Statt finden zu lassen.

(Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

**KINDERSCHRIFTEN.** Ohne Verlagsanzeige: *Bessere Anordnung des deutschen Alphabets und Benennung neuer Tonzeichen nach richtiger Aussprache*, von M. Johann Christoph Vollbeding. 1 Bog. Tabel. (2 Gr.) Das deutsche Alphabet wird geordnet: 1) in Hülfslaute oder Grundlaute (Vokale) unter denen wieder Helblaute und Vollaute (Voll-Laute?) unterschieden werden; 2) in Hauptlaute oder Bestimmungs-laute (Consonanten) die nach ihrer Verwandtschaft und Zusammensetzung auf einander folgen. Zu was die Anmerkung zum Buchstaben g dastehe, ist nicht wohl zu errathen. — Die Lesezeichen, die als Erleichterung der deutlichen und richtigen Aussprache dienen sollen, sind (ˆ) um den hohen Ton, (˘) um den langen, und (˙) um den verkürzten Accent zu bezeichnen. Für den Ausländer, der unsere Sprache erlernen will, würden vielleicht diese Zeichen von Nutzen seyn; bey uns wird mit oder

ohne diese Zeichen jede Zunge ihren Ton und Accent behalten. F. 3.

Fürth und Leipzig, b. Korn: *Neuestes ABC-Buch-Tablir- und Lesebuch für gute Kinder. Mit 24 Kupfern.* 24 S. 8. (6 Gr.) Wir wissen nicht, aus welchem Grunde dieses ABC-Buch das *neueste* heißt; man würde es besser genannt haben: gewöhnliches ABC-Buch, wo nicht schlechtes. Man verlangt doch wenigstens von einem ABC-Buchs-Macher, daß er Orthographie verstehe. Hier aber liest man: Blumen zu Kränzen pflügen, Rothkeelgen, grassten f. graseten, wünscht st. wunscheft u. f. Mit den Sittenlehren und Denkprüchen hätte man besser haushalten können. Die Lehre der Fabel vom Caninchen S. 20 muß man S. 22 noch einmal lesen. Die Kupfer sind auch nicht viel werth.

R. D.



## I E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 FEBRUAR 1808.

## JURISPRUDENZ.

REGENSBURG, in der Montag- und Weissischen Buchh.: *Versuch einer Theorie der Wahrscheinlichkeit zur Gründung des historischen und gerichtlichen Beweises*, von Hanns Ernst von Globig u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

IV. Von den Vermuthungen. Der Vf. theilt sie in *physische* und *moralische*, nachdem sie aus dem Reiche der Natur, oder aus den freyen Handlungen der Menschen entstehen, ferner in *allgemeine*, welche aus der wiederholten Erscheinung ähnlicher Gegenstände abstrahirt werden, und in *besondere*, die aus den Umständen entstehen, welche mit dem in Frage liegenden Gegenstande genau verknüpft sind. Die ersten sind zum Theil schon in den Gesetzen enthalten (*praesumptiones legales*), die letzteren aber größtentheils dem richterlichen Ermessen überlassen (*praes. facti f. hominis*), wobey jedoch der Vf. bemerkt, daß diese nur deshalb nicht in den Gesetzen vorkommen, weil es unmöglich ist, alle speciellen Analogieen in allgemeine Regeln zu fassen, weshalb die gesetzlichen vor ihnen nichts voraus haben (S. 34). Beide Arten, gesetzliche und richterliche Präsumtionen können deshalb nur nach den Graden der durch sie entstehenden Wahrscheinlichkeit beurtheilt werden, die oben vorgekommen sind. Der höchste Grad ist der, welcher auf einer unendlichen Analogie beruht, und dieser begründet einen vollständigen Beweis. Nicht alle, von den Gesetzen als sogenannte *praesumptiones juris et de jure* aufgeführten Vermuthungen stehen auf jenem höchsten Grade, und bedurften daher der gesetzlichen Sanction, um dafür zu gelten. Der Vf. beschäftigt sich nun mit Aufstellung von Regeln für die Wirksamkeit der Vermuthung (S. 62), die aus der Natur derselben glücklich und scharfsinnig entwickelt sind, die aber so wenig, als die übrigen Wahrheiten, die derselbe von der Präsumtion umständlich und gründlich entwickelt, hier näher bezeichnet werden können.

V. Wird von der Verstärkung der Zeugnisse und Geständnisse durch Eidesleistung gehandelt, worüber das Allgemeine schon oben bemerkt wurde. Die Untersuchungen über die Rechlichkeit des Eides, und dessen einzelne Arten, enthalten schätzbare Bemerkungen über das Wesen dieses Instituts. Möchte doch jede Gesetzgebung den Wunsch des Vfs. berücksichtigen, und den Schwörenden durch seinen

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

Beichtvater ernähren lassen! Niemand kann in diesem Wunsch aufrichtiger einstimmen, als derjenige, der öfter in Gerichtsstuben gewesen ist, und bemerkt hat, wie der Richter, der hundertmal die gewöhnlich elende Warnungsformel hergelesen hat, sie monotonisch und mit dem sichtbaren Bestreben, sie recht bald zu beendigen, wiederholt, wie ferner die übrigen Gerichtspersonen während der Zeit in den Acten blättern, Geld zählen, sich halblaut unterhalten u. s. w., wodurch natürlich der Schwörende zerstreut werden, und seinen Glauben an die Heiligkeit des Eides verlieren muß.

VI. Von dem gerichtlichen Geständnisse. Dieser Abschnitt fängt mit dem Satze an, daß ein außergerichtliches Geständnis nur als erweisliches Phänomen gelte, woraus also folgt, daß nach den verschiedenen Umständen, die das Geständnis begleiten, es bald eine geringere, bald eine größere Glaubwürdigkeit erhalte. Hierauf werden die Erfordernisse des Geständnisses nach den Beweggründen und der Form genauer untersucht.

VII. Von der Schätzung der gerichtlichen Zeugnisse. Zuvörderst bestimmt der Verfasser, wie weit das Gesetz über den Werth des Zeugen verordnen dürfe; und dabey wird bemerkt, daß es die allgemeinen Regeln der Wahrscheinlichkeit nicht verrücken dürfe, weshalb der Regent das verschiedene Interesse des Zeugen nicht unberücksichtigt lassen, seine Freyheit und Unbefangenheit nicht stören darf u. s. w., wenn seine Gewalt nicht in Despotismus ausarten soll; wohl aber kann er den allgemeinen Regeln Bestimmungen beyfügen, die sich auf die individuelle Beschaffenheit der Nation und der Stände beziehen: so wie er auf der anderen Seite die Abstufungen des Werths der Zeugnisse näher bestimmen darf, die nach den allgemeinen Erkenntnisgründen so genau nicht bezeichnet sind. Umständlich spricht der Vf. hierauf von den Fähigkeiten der Zeugen. Rec. will aber nur die Classification der verdächtigen Zeugen in drey Abtheilungen anführen, nachdem man bey ihnen nur einen Charakterfehler auf unbestimmte Art präsumirt, z. B. fremde Zeugen oder insofern ein reeller und bestimmter Fehler vorhanden ist, z. B. Zeugen, die wegen desselben Verbrechens vorher bestraft sind, oder wo ein Zufallmentreffen solcher Mängel eintritt, in welchem letzteren Falle der Werth des Zeugen nach der Beschaffenheit der einzelnen Mängel selbst sehr verschieden seyn kann. — Unter der Aufschrift: Mittel, die Kraft der Harmonie zu sichern (S. 191), giebt der Vf.

Gg

an, wie der Zeuge vernommen werden soll, und verwirft dabey alle Suggestion, weil der Richter, um aus der Aussage des Zeugen seine Glaubwürdigkeit selbst prüfen zu können, ihm nicht die Antwort in den Mund legen muß. Aus diesem Grunde läßt sich die Abfassung der Beweisartikel im Civilproceß gar nicht billigen, die der unbefangenen Aussage des Zeugen sehr nachtheilig sind. — Nach diesem geht der Verf. auf den Werth contradictorischer Zeugnisse über, worüber mehrere Regeln angegeben werden, und beschließt diesen Abschnitt mit einer Bestimmung des Werths der Zeugen, welche gegen den Producenten aussagen.

VIII. Von dem Urtheil der Sachverständigen, wobey Rec. nichts Neues gefunden hat. Übrigens verläßt der Vf. mit Gönner (in dessen Handbuche) die Meinung älterer Rechtslehrer sehr richtig, welche behaupten, daß, bey einem Widerstreite der Kunstverständigen, der Richter nach dem Gutachten gehen solle, welches durch die besten Gründe unterstützt ist. Denn selbst, wenn der Richter die nöthigen Vorkenntnisse der erforderlichen Kunst besitzen sollte, würde er aus seiner Kenntniß nichts hineinbringen dürfen.

IX. Von der Beweiskraft der Urkunden. Der Vf. giebt den gerichtlichen Urkunden vor allen anderen den Vorzug, selbst wenn sie von anderen öffentlichen Beamten über Gegenstände, die in ihr Amt einschlagen, abgefaßt werden; und allerdings haben gerichtliche Urkunden durch die Zuziehung mehrerer Personen, durch sorgfältige Aufbewahrung im Archive, das Vorlesen u. s. w., eine stärkere Präsumtion für sich, ihre Ächtheit ist sofort klar, wenn sie bey demselben Gerichte vorgebracht werden, wo sie ausgefertigt sind, dahingegen die Urkunde eines anderen Beamten erst des Beweises bedarf, daß sie von demselben herrühre. In Ansehung der Abschriften behauptet der Vf. zwar ganz richtig (S. 230), daß, wenn sie nur von anderen authentischen Abschriften genommen worden, sie weniger Glauben verdienen, als wenn sie von dem Original selbst genommen sind. Daß man aber der vierten vidimirten Abschrift von der dritten gleichfalls vidimirten, keinen höheren Werth beylegen könne, als einer unmittelbar von dem Original genommenen einfachen Copie, läßt sich so unbedingt nicht behaupten, sondern, wenn die Vidimation der vorherigen Copieen ebenfalls mit bemerkt ist, und gegen die beglaubigende Person nicht besondere Verdachtsgründe eintreten; so muß die Copie doch immer glaubhafter bleiben, als die einfache Copie, deren Urheber sich so wenig ergiebt, als daraus zu ersehen ist, ob sie überhaupt von einer anderen Urkunde hergenommen, und nicht vielmehr das Product des Schreibenden selbst sey. — Eben so wenig kann Rec. mit dem Vf. darin übereinstimmen (S. 241), daß, wenn eine Urkunde von zwey Personen ausgefertigt, von der einen abgeleugnet, und von der anderen anerkannt ist, der Ableugnende für gänzlich überführt zu achten sey, wenn er nur den Inhalt, und nicht die Handlung ableugnet, auch nicht beweisen

kann, daß der zweyte Aussteller mit dem Gegentheile colludire. Hiebey giebt allerdings das Anerkennniß des einen Theils eine Vermuthung gegen den anderen ab, und diese verstärkt sich durch das Zugestehen der Handlung; allein es würde sehr hart seyn, daraus, in Verbindung mit der Unmöglichkeit eines Beweises einer Collusion, der wohl in den meisten Fällen nicht zu führen seyn möchte, so viel zu folgern, daß daraus eine Überführung abzunehmen sey, da die Schließung eines Geschäftes mit der Abfassung einer Urkunde über dasselbe gar nicht in einer nothwendigen Beziehung steht. Der Vf. beruft sich dabey auf das, was er im sechsten Abschn. §. 4 von dem doppelten Geständnisse anführt, wo aber der Satz ganz anders gefaßt, und nur davon die Rede ist, daß der Bekennner den Beschuldigten zwar nennt, aber doch die Schuld mehr auf sich zuwälzen, und sie durch Milderungsgründe von dem Theilnehmer abzuwälzen sucht. Häufig wird dabey auch der Fall eintreten, daß die völlige Entschuldigung des Einen eine desto größere Verbindlichkeit für den Anderen hervorbringt, wodurch seine Beschuldigung allen Werth verliert. — Bey den Mitteln, die Ablegnung der Urkunden durch Zeugenbeweis zu verhindern, führt der Vf. nur die beiden Fälle an, wenn die Zeugen bey der Ausstellung gegenwärtig gewesen sind, oder, daß dieß geschehen sey, von dem anderen Theile gehört zu haben behaupten, und führt die Art der Recognition durch Zeugen, die nur auf die Ähnlichkeit der Hand mit anderen, den Zeugen bekannten Schriften des angeblichen Ausstellers gerichtet ist, gar nicht an, womit auch andere Schriftsteller übereinstimmen, da dieß eine völlig unpassende Art ausmacht, die Wahrheit zu erkennen, oder auch nur einen geringen Grad der Wahrscheinlichkeit zu erlangen. — Der Beweis durch Handelsbücher setzt allerdings mehrere Erfordernisse voraus; allein anzunehmen (S. 249), daß der Schuldner wenigstens schon einmal in dem Falle gewesen seyn müsse, von dem Kaufmanne auf Credit zu nehmen, scheint dem Rec. eine unhaltbare Behauptung. Hieraus würde folgen, daß von mehreren ungleichzeitigen Posten immer der erste weniger glaubwürdig sey, weil sich wohl von dem ersten auf den folgenden, aber nicht umgekehrt, schließen läßt; und wenn ein Schuldner nur Einmal auf Credit genommen hätte, so würde das Privilegium des Handelsbuchs ganz wegfallen, dasselbe also einmal beweisen, das andere Mal aber nicht; offenbar ein nicht zu billiges Schwanken.

X. Von der eigenen sinnlichen Evidenz des Richters. XI. Von dem Widerstreite der gerichtlichen Beweise. Der XII Abschn. enthält den Versuch einer Bestimmung des vollkommenen und unvollkommenen gerichtlichen Beweises; in den beiden letzteren Abschnitten sind schätzbare Ideen und Bemerkungen enthalten, die aber keine nähere Ansicht in diesen Blättern erlauben. Der Vf. beschließt das Werk im dreizehnten Abschnitte mit der Frage: wer den Beweis führen müsse, welche jedoch nur ganz kurz behandelt ist.

Durch diese genauere Anzeige eines Werks, das gewiss bereits in den Händen der meisten Rechtsgelahrten seyn wird, glaubt Rec. am besten seine Achtung für das große Verdienst zu bezeugen, welches sich der Vf. dadurch um die Lehre von der Beweisführung erworben hat. Ausser dem angegebenen Inhalte verdient insbesondere noch die Deutlichkeit der Darstellung vieles Lob, da diese bey Auseinandersetzungen der Art so oft dunkel zu seyn pflegt, wodurch mancher, der sich sonst gern damit bekannt machte, abgeschreckt wird. — Für einen deutlichen Druck und für gutes Papier ist gleichfalls gesorgt worden. s. t. u.

### STAATSWISSENSCHAFTEN.

NÜRNBERG, b. Campe: *System der Politik und des Handels von Europa*. Ein Handbuch für Staatsmänner, Statistiker, Kameralisten und Kaufleute von Dr. J. J. Stutzmann. 1806. 714 S. gr. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Der erste Theil des Titels der vorliegenden Schrift ist vielversprechend, der zweyte verheißt gar eine politische Universalmedizin, und der wirkliche Inhalt zeigt eine Zusammenstopfeln von Excerpten aus historischen, politischen und statistischen Schriften, wie sie der Vf. gerade zur Hand hatte. Speculativ seyn sollende Formeln, erborgt aus der neuesten Philosophie, die der Vf. nicht versteht, sollen dem losen Federproduct Einheit und Zusammenhang geben, und es wohl gar zum System der Politik erheben, obgleich von einem wahren System auch nicht eine Spur zu finden ist. Fast jede Seite dieses Buchs bezeugt, daß sein Vf. nicht einmal die gemeinsten Elemente der wahren Politik und des Handels versteht, welcher Mangel durch vornehm tönende Formeln nicht verdeckt werden kann, so wenig als durch den Ton der Zuversicht, in welchem der Vf. zum Leser spricht. In einem System der Politik, das über 700 gedruckte Seiten enthält, erwartet man doch vor allen Dingen einen richtigen Begriff, oder wohl gar die wahre Idee der Politik aufgestellt und entwickelt zu finden, so daß man das Einzelne daran anreihen u. f. w. kann; von dem allen aber findet sich hier nichts.

Der erste Abschnitt: *Europäische Politik*, wird mit einem 15 Seiten langen philosophisch-politischen Raisonnement eröffnet, und dadurch als höchstes Gesetz der gesammten europäischen Politik constituiert: *Alles ist Eins*. In der Ausübung müsse es Grundsatz seyn: *Keinen (Staat) so hervortragen zu lassen, daß er den übrigen gefährlich werde*, daher, so viel möglich: *Trennung und Zerstückelung*. Es ist (nach dem Vf.) eine Meisteraufgabe der Politik, Kraft durch Gegenkraft zu heimen. „Der gemeinste Bauer ist jetzt mit Ideen (!) vertraut, die man sonst selbst in höheren Zirkeln zu äussern Anstand nahm“, worauf vom Vf. mit voller Begeisterung erwiesen wird, der Landmann sey ganz dazu geeignet, die einmal aufgesundene Wahrheit auf die Nachwelt zu übertragen, weil in seinem Gemüth alles viel besser hafte

als bey den Städtern, wo die Mode auch im Denken stets veränderlich sey. Hierauf folgen Schilderungen einzelner Nationen, besonders der russischen und türkischen, dann: Lobeserhebungen des politischen Gleichgewichts; Schilderungen des politischen Zustandes des alten Roms, und der Zeiten seit Karl V. Rhapsodien über die Politik der Mächte von 1, 2 und 3ten Rang; *über das Betragen, welches eine Macht zu beobachten hat, um ihre politischen Vöien zu erreichen*. Rhapsodien aus (einer seyn sollenden) Rechtsphilosophie. Hierauf kömmt die Rede wieder auf die Hauptursachen der Unruhen und Kriege in Europa seit Carl V; Mittel sie zu heben mit pragmatisch seynsollenden Bemerkungen über die Staaten und Nationalverhältnisse der neuesten Zeiten. Nach der Rhapsodie über die alten Germanen und über den Christianismus, wobey aufs neue Seitenblicke auf die altrömische Politik eingewebt werden, kömmt auch sogar ein besonderer Rath für Napoleon, der dahin geht: „So hätte die welterobernde Tendenz des republikanischen Frankreichs, mit der monarchischen Verfassung desselben aufhören sollen, um auf sich selbst zurückzukehren, und sich selbst gleichsam für das wahre und festorganisirte Leben zu erobern. Seine fortwährende welterobernde Tendenz aber muß ihn nothwendig endlich den Untergang bereiten.“ — Eben so einseitig und ohne alle Sachkunde ist der 2 Abschn.: *von dem europäischen Handel überhaupt*, abgefaßt. Da wo der Vf. von der gemeinen Meinung (an der folglich noch sehr viel zu verbessern gewesen wäre) abweicht, oder wo er sich auf einen sogenannten philosophischen Standpunkt gestellt zu haben glaubt, trägt er immer noch weit größere Irrthümer vor, als diejenigen sind, die in der gemeinen Ansicht enthalten waren. Es finden sich hier weder speculative Ansichten und Ideen, noch auch nur gesunde und klare Begriffe über das Wesen und die Natur des Handels. Von der unbedingten Freyheit des Handels wird hier so viel alltägliches gesprochen, daß man wohl sieht, der Vf. habe weder eine Idee noch einen Erfahrungsbegriff von wahrer Handelsfreyheit. S. 129 heisst es: „*Bey dem Menschen giebt es keine Bewegung ohne ein Bedürfnis*, (der Mensch ist also nicht frey? und doch wird so viel von der Freyheit des Handels gesprochen?) *noch ein Bedürfnis ohne einen Begriff, und Begriffe sind bey einzelnen und wilden Völkern höchst begrenzt. So ist die Bewegung der Welt nur durch Differenz der Dinge von einander gesetzt, und dieses Gesetz kehret in dem Menschenleben wieder*.“ Als Princip des Handelscalculs wird folgende Phrasen aufgestellt: „*Den Ueberfluß einheimischer Waaren zu den höchstmöglichen Preisen herabzusetzen, und die fehlenden Bedürfnisse von dem Auslande auf die wohlfeilste Weise zu beziehen*,“ und dafür soll das Verhältniß des Handels zwischen Spanien und England zum Beleg dienen (S. 134 fqq.). Hierauf folgt eine viele Seiten anfüllende Declamation in der fast das ganze bisher bekannte Wörterbuch der Staatsökonomie und Staatswirtschaft sich vorfindet, aber so gestellt, daß der Leser von allen diesen vielen Wörtern gar keine richtigen Begriffe

erhält. S. 163 — 283 wird eine historisch-politische Schilderung des Entstehens und des Fortganges des Handels und Verkehrs, besonders des See- und Kolonialhandels der einzelnen Nationen Europens gegeben. — III Abschnitt. Von den gegenseitigen Verhältnissen des Handels und der Politik in Europa (S. 239 — 309). „Der *Prohibitismus* (heißt es hier) im Allgemeinen und unbedingt, ist der Natur der *menschlichen* und *objectiven* (!) Entwicklung, so wie der Natur der Dinge überhaupt zuwider; er ist in physischer und moralischer Hinsicht ein Unding, und ein System, das die gesunde Vernunft und die ächte Staats-Politik und die Erfahrung aller Zeiten, verwerfen müssen. Es ist Thorheit u. s. w.“ Die politischen Feinde (S. 251) sollen von den Handels-

feinden genau unterschieden werden. IV Abschn.: Von dem Verhältniss des Handels zur Politik in den einzelnen Staaten Europens (S. 309 bis zu Ende). — Über das neueste Verhältniss zwischen Frankreich und England und beider zum übrigen Europa, so wie über die Einkünfte, die England aus Ostindien zieht, wird nichts gesagt, was nicht längst schon weit besser vorgetragen war. Eben so ganz unbedeutend ist das, was nun über Handel, Industrie, Schifffahrt, Nationalschulden u. s. w. von dieser und jener Nation im Einzelnen vorgetragen wird.

Doch dieß mag genug seyn, um gezeigt zu haben, daß diese Excerpten-Sammlung sowohl nach Form als nach Gehalt nothwendig ungedruckt hätte bleiben sollen. L — w.

### KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. 1) *Augsburg: Über Einquartierung in der Reichsstadt Augsburg. 1805. 31 S. 8.*

2) *Gießen u. Darmstadt, b. Heyer: Über Einquartierungen und deren gleichförmige Vertheilung mit Beziehung auf neue angelegte Militärstraßen, von J. P. Hofmann. 1807. 30 S. 8. (6 Gr.)*

Der Vf. von No. 1 (Hr. Stadtgerichtsrath Hoscher zu Augsburg) glaubte ein wohlthätiges Werk für die durch Kriegseinquartierung so bedrängte Stadt Augsburg zu unternehmen, indem er seine Ideen und Vorschläge zur gleichmäßigen Vertheilung derselben dem Magistrat vorlegte. Des Gegenstandes Wichtigkeit foderte sorgfältige Prüfung und schleunigen Beschlufs. Doch beides erfolgte nicht. Im Gefühle der Wahrheit und Reinheit seiner Absicht übergab jetzt Hr. Hoscher seine Vorschläge dem Druck, in der Hoffnung, ihnen auf diese Art Publicität und vielleicht dann Eingang zu verschaffen; sagte auch frey, daß er sie bereits auf legalem Wege dem Magistrat mitgetheilt habe, darüber aber noch keine Entschliessung erfolgt sey. Die weissen Herren des Rathes hielten sich durch diese Aufsehung beleidigt. Sie fanden darin einen Vorwurf der Saumseligkeit, schoben dem Vf. die Absicht unter, die Bürger gegen sie aufzuwiegen zu wollen, und — confiscirten dieses Schriftchen. Gewiss fühlt jeder Rechtliche mit uns die flache Erbärmlichkeit dieses Verfahrens, und spricht dem Vf. Genugthuung und Entschädigung zu. Wir hegen zu der gerechten bayerischen Regierung das zuversichtliche Vertrauen, daß sie ihm geworden seyen.

In der Vorrede bemerkt der Vf. ganz richtig, daß es bey dem Einquartierungswesen und dessen Ausgleichung zwischen dem Hauseigenthümer und Miether gar nicht auf den physischen Raum ankomme, sondern hier, wie bey den Kriegslasten im Allgemeinen, auf das ganze Vermögen des Bürgers gesehen werden müsse. Diese Inconsequenz *Bodmanns*, auch mehrerer Neueren, ist eine Reminiscenz der Theorie der Realisten und durch römische Gesetze erzeugt. Aber diese hier anwenden heißt gegen die ersten Grundsätze einer gefunden Theorie der Anwendung des römischen Rechts verstossen. Es gehört wahrlich nicht zu den geschichtlichen Feinheiten, daß der Römer Einquartierungswesen von dem des neunzehnten Jahrhunderts himmelweit verschieden war — ist dieß doch selbst in unserem *Corp. Jur. XII. 41 und 42 C.* so ganz deutlich niedergelegt!

Die Grundidee des Vfs. ist: in Ermangelung eines sicheren und billigen Steuerfusses — ein Fall, der leider! an so vielen Orten eintritt — das Vermögen oder die beyläufige Einnahme eines jeden Bürgers nach der Schätzung des Publicums (*opinion publique*) anzufolagen, und nach diesem Anschlag die Einquartierungslast für Jeden zu bestimmen. Freylich ist dieser Maßstab nicht sicher. Doch gewährt er starke Vermuthung, wo uns zur Zeit Gewissheit fehlt, und nur selten wird der arm seyn, den die öffentliche Meinung für reich hält. Diese öffentliche Meinung auszumitteln, schlägt der Vf. weiter vor, eine Commission aus den Mitgliedern des Steueramtes, sodann vier Bürgern von Ansehen und gutem Rufe, welche öffentliche Achtung und Zutrauen genießen, und einem Armenvorsteher aus jeder Abtheilung der Stadt niederzusetzen. Die, nach dem Vf. hiebey zu beobachtende Verfahrensart sichert stren-

ge Unparteylichkeit und mögliche Annäherung zur Wahrheit. Diese zu beweisen und die öffentliche Meinung zu berichtigen bleibt dem, der sich zu hoch angeschlagen glaubt, vorbehalten. Dem also aufgefundenen Maßstabe die Einquartierungslast eines Jeden genau anzupassen, ist das zweyte Geschäft der Commission. Wie überhaupt mußs besonders hier Billigkeit herrschen; und das vom Vf. angegebene Steigerungsverhältniss trägt dieses Gepräge. Hiernach sind wir ganz dessen Meinung (vergl. Jen. Allg. L. Zeit. 1807 No. 174): daß Tagelöhner, Handlanger und alle, die selbst nicht 30 Kr. täglich verdienen, von Einquartierung verschont, und, nur bey außerordentlich großer Anzahl solche, deren Jahresverdienst unter 500 Gulden ist, mit einem Manne belegt werden dürfen. Von mehreren, gegen diesen Grundsatz gemachten Einwendungen ist nur die von der zu großen Anzahl jener Classe entnommene wahr; doch auch diese entfernt der Vf. Freylich wird der Reiche entbehren, manchen Genuß sich versagen müssen; aber der arme Bürger würde selbst nicht zu leben haben. Des Soldaten Unterhalt kostet ihm seine Einnahme; was bleibt ihm, um sich, um Frau und Kinder zu nähren?

Noch giebt der Vf. einige Verhaltensregeln für das Quartieramt, welche Berücksichtigung verdienen.

Auch der Vf. von No. 2 liefert einen beherzigungswerthen Beytrag zur Lösung der wichtigen Aufgabe, die Leiden der durch Krieg gedrückten Menschheit zu lindern. Sein Augenmerk ist vorzüglich auf Militärstraßen gerichtet, obgleich seine Grundsätze auch im Allgemeinen Anwendung finden dürften. So ungewiselt der Grundsatz ist, daß Jeder für des Staates Schutz, nach einem richtigen staatswirthschaftlichen Anschlage, zu dessen Lasten beyzutragen verbunden ist: so laut spricht das Recht die Verbindlichkeit aus, die Bewohner der Militärstraßen durch die nicht Belasteten zu entschädigen. Die Frage, wie diese Entschädigung mit möglichst geringem Kostenaufwande erwirkt werden könne, beantwortet der Vf. An dem Orte der Etappe, wo der Commandant wohnt, wird ein Hauptbuch geführt, und darin die Einquartierung eines jeden Dorfes bemerkt. Jedes Dorf führt ein tabellarisches Buch, welches die Einquartierung eines jeden Bewohners ausweist, und vom Hauptbuche kontrollirt wird. Am Ende eines jeden Monats oder Vierteljahres erfolgt ein Rechnungsabschluß, welcher die Summe aller Einquartierungen angiebt. Hierauf wird — nach billiger Berechnung des Betrags derselben — dieser von dem Bezirke der Etappe, mit Einschluß der Belasteten, eingetrieben, und nach Maßgabe der tabellarischen Bücher an diese vertheilt. Dasselbe geschieht bey Fuhrn und anderen Lieferungen. Für gleiche Vertheilung in den Gemeinden und gegen Prägravationen Einzelner wirken die tabellarischen Bücher jedes Ortes, wozu der Vf. Tab. I einen vollständigen Plan giebt. Auch hier wird monatlich die Rechnung geschlossen, und das sich ergebende Mehr oder Weniger für die Folge angeschrieben.

Was der Vf. über die Vertheilung nach den bestehenden Steuerformen sagt, wäre da, wo diese Formen im Brauche sind, von Werth. Seine Berechnungsformeln sind richtig und leicht, und die für die Ökonomie dieses Geschäftes bestimmte Tab. II. ist gut entworfen.

T. d. C.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 FEBRUAR, 1808.

## M E D I C I N.

LEIPZIG, b. Weigel: *James Currie*, der Arzneigel. Dr., praktischer Arzt zu Liverpool u. s. w. *Über die Wirkung des kalten und warmen Wassers, als eines Heilmittels in Fiebern und in anderen Krankheiten, nach seiner inneren und äusseren Anwendung, nebst Bemerkungen über das kalte Getränk und Bad, und über das Fieber, durch praktische Fälle erläutert und näher ans Licht gesetzt.* Nach der zweyten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt, von Dr. Christian Michaelis, praktischem Arzt am Johannishospitale zu Leipzig. 1801. 358 S. gr. 8.

Derselben Werkes zweyter Theil, unter obigem und dem besonderen Titel:

*James Currie fernere Nachrichten von der glücklichen Anwendung des kalten Sturzbades in adynamischen Fiebern.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen, auch einer Vorrede versehen von Dr. Franz Hermann Hugewisch. Nebst einer Vorrede vom Herrn Archiater J. D. Brandis in Kiel. 1807. 271 S. gr. 8. (Jeder Theil 1 Rthlr.)

Bereits seit sieben Jahren ist dem deutschen Publicum Curries neue Methode gegen adynamische Fieber bekannt; in mehreren öffentlichen Blättern war dieselbe der Gegenstand mancher Discussionen; Manches wurde dafür und dagegen gesprochen; im Ganzen aber ist diese, uns von Hn. Michaelis zuerst in die Hände gegebene Schrift ungleich kälter und gleichgültiger aufgenommen, als so manche andere minder interessante Erscheinung im Gebiete unserer Wissenschaft. Der Grund, warum diese ganz neue Anwendungsart der kalten Bäder so wenig reelle Sensation bey uns hervorbrachte, liegt, unseres Erachtens, theils in dem, zur Zeit der Erscheinung jener Schrift, unter den Ärzten herrschenden Geist, theils in der Form selbst, in welcher uns diese Schrift übergeben wurde. Was den Antheil des Zeitgeistes betrifft, so erinnern wir daran, dass sich im J. 1801, wo das Werk zuerst in Deutschland bekannt wurde, das Brown'sche System in der vollen Blüthenperiode befand, und fast allmächtig in der deutschen Medicin herrschte. — Da diese Lehre den Satz fast allgemein geltend gemacht hatte, dass die nächste Wirkung der Kälte positiv schwächend, und nur in ihrer höchsten Potenz erschütternd, das Nervensystem

J. A. L. Z. 1808. *Erster Band.*

erregend sey: so stand schon der allgemeine Zweifel der Ärzte dieser zahlreichen Parthey gegen Curries Behauptung der grossen Heilkraft kalter Sturzbäder gegen typhöse Fieber. Eben so wenig Eingang konnten diese neuen Beobachtungen bey den antibrownischen Ärzten finden, welche, obgleich in ihren theoretischen Ansichten noch so verschieden, doch gleichmässig vor dem Gedanken zurückschauerten, ihren in der grössten Hitze liegenden Fieberkranken aus dem Bette zu nehmen, und mit kaltem Wasser zu begiessen, ein Wagstück, wogegen ihre Erfahrung und Theorie in gleichem Widerspruch stand, welches auch den Gedanken des kerksten Empirikers empörte! So sehr sich die medicinischen Theorien inzwischen verändert haben: so ist dieses im Ganzen noch immer die Stimmung in unseren Tagen; der grössere Theil des ärztlichen deutschen Publicums setzt keinen Glauben in die Realität der Sache, und diejenigen, welche sich auch über die ersten Zweifel erhoben haben, können es doch nicht über sich gewinnen, Versuche mit einer so ungewöhnlichen, allen bisherigen Ansichten so diametral widersprechenden, kühn scheinenden Methode anzustellen. Das Höchste, zu dem sich eine geringe Zahl von Ärzten erhoben hat, besteht in der Äusserung: dass die von Currie empfohlene Anwendungsart der kalten Sturzbäder doch wohl eine sehr wichtige Entdeckung sey, und wir in einigen gefährlichen Krankheitsformen — dem Scharlach- und typhösen Fieber vielleicht ein sehr grosses Mittel dadurch erhalten hätten. Von dem Gedanken bis zur That ist es aber, so viel uns bekannt, noch bey keinem gekommen. — Die wenig gefällige Form, in welcher diese Schrift dem ärztlichen Publicum zuerst übergeben wurde, war ein anderes begünstigendes Moment ihres minder erregten Aufsehens. Es gehört, dies erfuhr Rec. am besten, viel Überwindung und Geduld dazu, die 358 Seiten des ersten Bandes durchzulesen, sich durch den schwerfälligen Styl, die vielen uninteressanten Nebensachen, durch das oft seichte Raisonnement zum eigentlichen Kern der Schrift durchzuarbeiten. Entschuldigt nun das Angeführte die geringere, dieser Schrift gewidmete Aufmerksamkeit: so kann man gegenwärtig, nach der Erscheinung des so äusserst interessanten zweyten Bandes, mit Recht erwarten, dass das ärztliche Publicum dieser Sache das verdiente Interesse schenken werde; dieses allgemeine und lebhafter zu erwecken, ist der Wunsch des Rec., und der wesentlichste Zweck dieser Anzeige. Nicht länger mehr darf

Hh

von uns eine neue Methode gegen eine der furchtbarsten, so oft alle Systeme verspottende Krankheitsform, ungenutzt gekannt seyn; nicht länger mehr dürfen wir das Factum mit zaghaften, misstrauischen Augen bloß ansehen; — nein, wir müssen selbst Hand ans Werk legen, um durch rein angestellte Versuche den Werth dieser neuen Methode kennen zu lernen! Von den klinischen Ärzten Deutschlands, welche in den ihnen anvertrauten größeren Krankenanstalten frey handeln können, läßt sich mit Recht fordern, daß sie mit diesem neuen Mittel gegen typhöse Fieber lehrreiche Versuche anstellen. Nur auf diesem Wege läßt sich das sicherste, auf unumstößlichen Facten beruhende Urtheil über den Gehalt dieser neuen Methode erhalten. —

Gehen wir jetzt zur näheren Inhaltsanzeige der Schrift selbst über. Der erste Band enthält die Geschichte der ersten Anwendungsart kalter Bäder in mehreren Krankheitsformen, nebst einer Reihe von Beobachtungen über den wohlthätigen Erfolg des kalten Begießens. Dr. Wright machte bey einer Reise von Jamaica nach Liverpool 1777, wo er von einem, an Typhus verstorbenen Kranken, angeleitet wurde, zuerst an sich selbst den Versuch mit dem kalten Sturzbad. Durch den guten Erfolg dieses Versuchs angereizt, wendete er dies Mittel bey mehreren, von derselben Krankheit Ergriffenen, mit gleich glücklicher Wirkung an, und erzählte diese Beobachtungen im Londner medicinischen Journal vom Jahre 1786. Bey einem, im Krankenhause zu Liverpool im Jahr 1787 ausbrechenden ansteckenden Fieber machte Currie die ersten glücklichen Versuche mit diesem Mittel; auf eine viel allgemeinere, umfassendere Art bediente er sich aber desselben bey Gelegenheit eines, unter dem dreysigsten Regiment herrschenden typhösen Fiebers. Die vorzüglichsten Erscheinungen bey demselben waren: Husten mit Schleimauswurf, beträchtliche Schwäche, sehr schneller, bis auf 130 Schlägen in der Minute steigender Puls, eine Hitze von 101 bis 105 Grad nach Fahrenheit, heftige Kopfschmerzen, Betäubung, Phantasiren, Petechien am 8ten Tage der Krankheit. Diese Patienten wurden, *wenn sie nicht allzu sehr entkräftet waren, und ihre Hitze beständig den mittleren Grad der gesunden Temperatur übertraf*, mit kaltem Seewasser über den nackten Körper übergossen, und zwar mit dem günstigsten Erfolg. Allein Currie begnügte sich nicht damit, auf solche Weise die bereits febricitirenden zu behandeln, sondern unterwarf auch die ganz frisch Angesteckten derselben Methode, und versichert, bey 15 derselben den Ausbruch der Krankheit verhindert, das Fieber in der Geburt ersticken zu haben. — Das kalte Sturzbad findet beym Typhus: da seine Anwendung (nach S. 15), wo die äußerliche Hitze stets den natürlichen Grad übersteigt, wo keine Empfindung von Kälte, keine vermehrte Ausdünstung vorhanden ist. Die Folgen des kalten Sturzbades in der kalten Periode des Fiebers angewendet, sind: unterdrücktes Athmen, schwacher, außerst frequenter Puls, Kälte der Oberfläche des

Körpers und der Extremitäten. — Die Indicationen und Contraindicationen des Begießens mit kaltem Wasser im Typhus werden an mehreren Stellen dieses Bandes umständlich aus einander gesetzt. Den Kern dieser Lehre hat der geistreiche Übersetzer des zweyten Bandes, Dr. Hegewisch, in seiner Vorrede dargestellt, woraus wir folgendes mittheilen: 1) Das Begießen mit kaltem Wasser ist da anzuwenden, wo die Hitze wirklich die Normaltemperatur des Körpers übersteigt. 2) Es muß daher nur in der Akme der Fieberhitze, nie während der Fieberskälte angewendet werden. 3) Die Haut muß dabey trocken, nicht feucht, oder gar mit Schweiß bedeckt seyn. 4) Es darf kein Frösteln, keine sehr große Sensibilität der Sinne, des Gemeingefühls zugegen seyn. 5) Vorzüglich paßt es bey Fiebern, denen ein Contagium zum Grunde liegt. 6) Man muß es so früh wie möglich, am besten gleich in dem ersten Stadium der Hitze, welches der Ansteckung folgt, anordnen. 7) Hiedurch kann man während der drey ersten Tage die Krankheit gänzlich abschneiden. 8) Wo dies nicht mehr möglich ist, hilft es doch in den geeigneten Fällen sehr viel zur Erleichterung und Milderung der Symptome und zur Beschleunigung der Genesung. 9) Diese guten Folgen sind: Milderung der Hitze, Aufhören des heftigen Kopfschmerzes, des Deliriums, bedeutend geringere Frequenz des Pulses, Verwandlung der dünnen in eine feuchte Haut, erquickender Schlaf. 10) Das kalte Sturzbad ist contraindicirt bey einer hervorstechend inflammatorischen Localaffection, besonders bey Peripneumonie und Dysenterie. 11) Je größer die Hitze ist, desto kälter muß das Wasser seyn. 12) Das kalte Sturzbad paßt im Durchschnitt nur bey eigentlich typhösen Fiebern. 13) In den späteren Zeiträumen des Typhus, wo sich der sogenannte paralytische Charakter schon ausgebildet hat, ist es nicht nur unnütz, sondern auch oft höchst schädlich und lebensgefährlich.

Diese Fundamentalsätze werden durch eine große Menge von Beobachtungen in der Natur nachgewiesen. Bey dem eigentlich typhösen Fieber gab das Begießen mit kaltem Wasser immer das gleiche Resultat, daß in der ersten Zeit angewendet, die wesentlichsten Zufälle der Krankheit schnell nachließen, und eine glückliche Reconstruction des Fiebers erfolgte. — Anfangs bediente sich Currie des bloßen frischen Wassers, später mischte er Effige zu, zuletzt gab er einer starken Auflösung des Seesalzes den Vorzug. Zur Bestimmung der Temperatur des Patienten bediente er sich eines, mit einer kleinen Kugel und gekrümmten Röhre versehenen, Thermometers, welcher entweder unter der Achsel oder der Achselhöhle des Kranken gebracht wurde.

Das 7te Capitel giebt ein Beyspiel von der nachtheiligen Wirkung des kalten Begießens im Tertianfieber (es entstand unmittelbar darauf unterdrücktes Athemholen, Verschwinden des Pulses, kaltes Gesicht).

Im 8ten Capitel beschreibt der Vf. eine Fieber-epidemie, in welcher das Begießen mit kaltem Was-



fer, auch im Stadium der größten Hitze, nicht wohlthätig, vielmehr sehr nachtheilig wirkte. Dieser Typus war nicht ansteckend, ergriff besonders junge, starke, vollblütige Menschen, war mit katarrhalischer Affection und einer besonderen Reizbarkeit gegen die Einflüsse der Temperatur verbunden. Da dies Fieber einen mehr entzündlichen Charakter verrieth, so läßt sich hieraus der nachtheilige Erfolg der kalten Sturzbäder sehr wohl begreifen. —

Im 9ten Capitel finden sich mehrere Beobachtungen über die Wirkung des kalten Begießens bey den Blattern. In zwey Fällen wendete der Vf. dies Mittel bey dem Ausbruchsfieber der Blattern an, wo der Puls die Frequenz von 119 Schlägen erreichte, und die Wärme 107 Grad war. Nach dem Begießen fühlte sich der Kranke stärker, hörte auf zu phantastiren, der Puls wurde langsamer, die Hitze gemildert; der Ausschlag war von sehr guter Art, die Krankheit verlief glücklich. Bey zusammenfließenden Pocken, nach Endigung der Ausbruchsperiode, zeigte sich dies Mittel eher schädlich als nützlich. — Über die wohlthätige Wirkung des kalten Begießens bey dem Scharlachfieber liefert Currie die Beobachtungen Gerards. Ein Vater von fünf Kindern, die sämmtlich das Scharlachfieber im höchsten Grad hatten, wurde angesteckt; alle Anzeigen ließen schließen, daß die Krankheit sehr heftig werden würde. Gerard ließ 16 Stunden nach der Ansteckung das Begießen anwenden, und darauf eine halbe Pintegläubenden Wein trinken; nachdem der Patient ins Bett gebracht war, waren fast alle Fieber Symptome verschwunden; es erfolgte Schweiß und Schlaf. Den anderen Tag wurde das Experiment wiederholt, und die Krankheit kam nicht zum Ausbruch. Dieselbe Erfahrung machte man bey einer angesteckten Wärterin. Hieraus schließt Currie, daß bey dem exanthematischen Fiebern das Begründende nicht im Exanthem, sondern im Fieber liegt; eine Behauptung, wogegen sich viele gegründete Einwendungen machen lassen. Überhaupt sind die in diesem ersten Bande mitgetheilten Beobachtungen über den Erfolg des kalten Begießens bey dem Scharlachfieber viel zu wenig umfassend, um daraus große Resultate ziehen zu können. Bey weitem interessantere Wahrnehmungen finden sich über diesen Gegenstand im zweyten Bande. Bey einer 1801 herrschenden Scharlachfieber epidemie bediente sich Currie mit dem ausgezeichnetsten Erfolg des kalten Begießens. So ergriff unter Anderen diese Krankheit neun Kinder in einem Hause; da das Wetter warm genug war, ließ Currie die Kinder nackt auf den Hof bringen, und mit kaltem Wasser, vermittelt einer Pumpe, überschütten. In dem Maas als sich die Hitze des Körpers minderte, wurde das Wasser lauer angewendet. *Bey allen diesen Kranken ging das Scharlachfieber sehr gelind, und ohne Gebrauch irgend eines Arzneymittels, vorüber.* Currie spricht überhaupt von 150 Scharlachfieberpatienten, die er auf die beschriebene Art glücklich behandelt habe, und sucht dies Factum durch eine Geschichtserzählung des Dr. Gre-

gory, Professor in Edinburgh, noch mehr zu bestätigen. Dieser machte zuerst an seinem eigenen Kinde Versuche mit dem kalten Begießen bey dieser Krankheit. Sein 6jähriger Sohn wurde heftig vom Scharlachfieber ergriffen; der Hals war sehr entzündet, der Puls 140, die Haut heiß, glänzendroth und beträchtlich rauh. Der kleine Patient wurde entkleidet, in eine Wanne gesetzt, und ihm eine Gießkanne voll kaltes Wasser über den Kopf gegossen; die Zufälle verminderten sich in etwas. Abends war aber der Puls wieder 160, das Gesicht aufgeschwollen, die ganze Oberfläche sehr roth und heiß, die Hitze 104 Grad Fahrh. Das kalte Sturzbad wurde wiederholt; nach einer halben Stunde war der Puls 120, die Hitze sehr gemässigt. Späterhin tauchte man den Patienten über und über in kaltes Wasser; nach dem fünften Untertauchen war das Fieber ganz weg, ohne daß das Exanthem verschwunden war. Mit gleichem Erfolg bediente sich der Vf. dieser Methode bey seinen zwey anderen erkrankten Kindern. Da diese Versuche von einem Arzte an den eigenen Kindern angestellt, und dabey kein anderes Arzneymittel zugleich angewendet wurde: so verdienen diese Beobachtungen vor allen anderen die größte Aufmerksamkeit. —

Nicht uninteressant sind die im 10 Capitel mitgetheilten Erfahrungen über den Gebrauch des kalten Wassers als Getränk. Das Resultat dieser, wie der Vf. versichert, mit dem Thermometer in der Hand angestellten Wahrnehmungen ist kürzlich folgendes: 1) In der kalten Periode des Fieberparoxysmus darf man sich des kalten Wassers als Getränk, auch bey dem ärgsten Durste, nicht bedienen; es mehrt den Frostschauder, die Erstarrung der Oberfläche und äußerer Glieder, erregt im Magen ein Gefühl von Kälte, verstärkt das Herzdrücken, deprimirt und accelerirt den Puls. — 2) In der heißen Periode des Fiebers dagegen, bey trockner, brennender Oberfläche, kann kaltes Wasser mit großer Freyheit getrunken werden; es ist in dieser Periode sehr angenehm, mindert die Hitze der Oberfläche um einige Grade, und hemmt die Geschwindigkeit des Pulses. — 3) Wenn aber der Kranke über und über schwitzt, so ist der Gebrauch des kalten Getränkes streng zu untersagen. Hier erzeugt ein unvorsichtig genommener Trunk einen plötzlichen Frostschauder im Körper und Magen, verbunden mit besonderer Schwäche und unregelmäßigem Athemholen. Diese Beobachtungen stimmen mit unserer Ansicht der Wesenheit des Fiebers, und der Wirkungsart der Kälte und Wärme auf den menschlichen Organismus, vollkommen überein. Wir denken uns die Kälte als das die Contraction im Organismus hervorrufoende Princip, die Wärme als das die Expansion erzeugende. Im ersten Stadium des Fiebers — dem Froste, ist offenbar die Contraction herrschend im Organismus: Alles, was die Contraction zu verstärken vermag, kann also hier nur schädlich wirken; da nun die Kälte, unter allen Einflüssen, diese Wirkung am bestimtesten setzt, so ist es begreiflich,

dass ihre Einwirkung in diesem Stadium des Fiebers die allerunangemessenste, nachtheiligste seyn muß. Anders verhält es sich mit dem zweyten Stadium des Fiebers — der Hitze, wo die Expansion herrschend im Organismus ist; kalte Getränke vermögen diese zu beschränken, und das Gleichgewicht wieder herzustellen, indem sie mehr Contraction hervorrufen. Die wohlthätige Wirkung kalter Getränke in diesem Stadium des Fiebers ist daher eben so begreiflich, als ihre höchst nachtheilige in der Periode des Schweisses. Hier hat die Herrschaft der Expansion den höchsten Punct erreicht, und erlaubt nur eine allmähliche Herabstimmung; die plötzliche Einwirkung der Kälte muß daher eine sehr schneidende Störung des Gleichgewichts bedingen. —

Nach eben dieser Ansicht liefs sich überhaupt die Wirkungsart der kalten Sturzbäder begreifen. Nur in der zweyten Periode des Fiebers, der Hitze, wo die Expansion herrschend im Organismus zu werden beginnt, kann dies Mittel mit günstigem Erfolge angewendet werden. Nur in solchen Fieberformen, welche den Charakter erhöhter Expansion an sich tragen, wo die Venosität mehr als die Arteriellität ergriffen ist, nur im Sommer, wo die Krankheitsformen sich alle mehr nach dem Schema der Expansion ausbilden, hat dies Mittel seine grossen Wirkungen geäußert. Hier wirkte es wohlthätig durch unmittelbare Beschränkung der excessiven Expansion, Hervorrufung höherer Contraction. Da bey dem contagiösen Typhus dieser Zustand erhöhter Expansion am reinsten herrscht, da derselbe am häufigsten als das Product des Sommers hervorzutreten pflegt: so ist die außerordentliche Heilkraft der kalten Sturzbäder in dieser Krankheitsform auch am begreiflichsten.

Die im Tetanus angestellten Versuche mit dem kalten Sturzbade liefen, wie wir im 13. Cap. erfahren, meistens fruchtlos ab. Seine Anwendung in anderen convulsivischen Krankheiten gab das Resultat: dass dadurch die Paroxysmen unterdrückt oder wenigstens sehr abgekürzt wurden. Bey der Epilepsie war dies Mittel unwirksam, in mehreren Fällen von Wahnsinn aber sehr wohlthätig. Jedoch ist keiner der hier erzählten Versuche rein angestellt; man bediente sich immer noch mancher Arzneimitteln. Curries Ansicht vom Fieber ist ziemlich veraltet; Cullens und Darwins Theorie liegt ihr zum Grunde. — Über das Temperaturverhältniss der

Fieber, finden sich einige interessante Notizen. In der kalten Periode des Wechselfiebers beträgt die Wärme des Körpers 92 bis 94 Grad Fahr., im Stadium der Hitze steigt sie auf 102 bis 105 Grade. —

Curries Erklärung der Wirkungsart der kalten Sturzbäder geht dahinaus; dass ihr plötzlicher, allgemeiner und kräftiger Reiz den Krampf der Gefässe der Oberfläche, und der verschiedenen Cavitäten des Körpers löse, die plötzliche und allgemeine Abdampfung eine Menge von Wärme consumire, wodurch denn auch die innormale Thätigkeit des Herzens gehoben werde u. s. w. Hieraus zieht er die allgemeine Anzeige in Fiebern: Die Kälte in der Periode des Frostes zu vermindern, die Wärme in der heissen Periode zu schwächen. Es sey ferne von uns dieses Raisonement kritisch beleuchten zu wollen; der theoretische Theil dieser Schrift ist überhaupt ziemlich gehalten. — In einer Note zum 15. Cap. bemerkt Currie ausdrücklich, dass das kalte Begiessen in Fiebern, mit örtlicher Entzündung verbunden, im allgemeinen contraindicirt sey. Es ist daher eine Inconsequenz, wenn der Vf. die Benutzung dieses Mittels in verzweifelten Fällen von Magen- und Darm-Entzündung statuirt. —

Dem ersten Bande schliesst sich noch ein Anhang von drey Nummern an. In der ersten werden Nachrichten vom Tetanus und anderen convulsivischen Krankheiten gegeben; in einigen verzweifelten Fällen, wo Opium und Calomel bereits in den stärksten Gaben fruchtlos waren, wendete Currie die kalten Sturzbäder mit auffallendem Nutzen an. Im *Trismus vulnerarius* war dies Mittel aber unwirksam. Im *hysterischen Paroxysmus* dagegen erklärt Currie das kalte Begiessen für *unträglich*. Der Gegenstand der zweyten Nummer ist eine Folgenreihe von Experimenten, in der Absicht angestellt, um zu erfahren, in wie viel verschiedenen Graden von Temperatur des nämlichen Mediums der menschliche Organismus seine eigenthümliche Wärme zu behaupten vermag. Die dritte Nummer enthält Nachrichten von Dr. *Weights* neuen Versuchen mit dem kalten Begiessen gegen Typhus und gelbes Fieber. Diese Versuche sind sehr unbefriedigend, da immer noch viele andere Arzneimitteln, nebst dem kalten Begiessen, angewendet wurden.

(Der Beschluss folgt.)

## KURZE ANZEIGEN.

**NATURGESCHICHTE.** Leipzig, im Comptoir für Literatur: *Naturgeschichte der Canarienvögel, oder Anleitung zur Kenntniss und Wartung derselben, und was in der Hecke zu beobachten*, nebst einigen Anekdoten von diesen Vögeln. Von M. August Immanuel Kellner, Prediger in Suhl. 1805. 152 S. 8. (12 Gr.) Von den Canarienvögeln überhaupt, ihrer Grösse, Farbe, Gefang, guten und bösen Eigenschaften, Futter, Alter, Krankheiten, Laune, von Einrichtung und Unterhaltung der Hecke, wird in einem angenehmen Styl, der nur etwas zu ausgedehnt ist, alles erzählt, was der Liebhaber zu seiner Unterhaltung und der Pflege des Vogels zu wissen nöthig hat. In einem Gedichte folgt S. 113 das Lob des Canarienvogels. Den Beschluss machen Anekdoten, unter welchen einige minder interessante sich befinden. Rh.

**SCHÖNE KÜNSTE.** 1) *Salzburg, b. Duyle: Harmoniceen*

für zwey Flöten, zwey Hörner und ein Fagott, von Ad. Jos. Emmert. Erste Sammlung. 1804. 4. (16 Gr.)

2) *Ebenselbst: Harmoniceen für zwey Clarinetten, zwey Hörner, Principalhorn und zwey Fagotte*, von Ad. Jos. Emmert. Erste Sammlung. 1807. 4. (14 Gr.)

Ob sich gleich diese Tonstücke durch nichts besonderes auszeichnen, und ob sich in denselben gleich alles in den längst gebahnten Wegen fortbewegt: so gehören sie dennoch keinesweges zu den schlechten Producten dieser Art. Ordnung in der Ausführung und Zusammenhang der Melodie sind nicht zu verkennen. Auch die Begleitung ist der Melodie gut angepasst. Ubrigens sind sie sehr leicht auszuführen, und können demnach einer Gesellschaft Blasinstrumentisten, die sich an die Ausführung schwerer Stücke nicht wagen dürfen, zu einer angenehmen Unterhaltung dienen. — o —

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 8 F E B R U A R , 1 8 0 8 .

## M E D I C I N .

LEIPZIG, b. Weigel: *James Currie fernere Nachrichten von der glücklichen Anwendung des kalten Sturzbades in adynamischen Fiebern.* Aus dem Englischen — mit Anmerkungen — von Dr. Franz Herm. Hegewisch etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Theil dieser Schrift ist noch gehaltreicher als der erste, indem er eine grössere Menge reiner Versuche über die Anwendungsart dieses neuen Mittels enthält. Erfreulich war uns die geistreiche Vorrede des Vfs. der wohlgerathenen Übersetzung dieses zweyten Bandes. Hr. Hegewisch überzeugte sich in England selbst von der außerordentlichen Sensation, welche diese neue Methode gegen adynamische Fieber unter den Ärzten hervorgebracht hatte. Die Anwendung des kalten Sturzbades in Fiebern, sagt er S. XIII, wird in England durchgängig von allen Ärzten als Epoche machend angesehen, in Deutschland ist sie fast noch gar nicht bekannt. Auch Hr. Brandis lässt sich in seiner Vorrede sehr günstig über diese neue Entdeckung aus.

Im ersten Capitel dieses zweyten Bandes theilt Currie seine Erfahrungen über die neue Methode während eines fünfjährigen Zwischenraums mit. Er war mit dem kalten Begießen in typhösen Fiebern immer glücklich, wenn er nie von den beiden Hauptregeln abwich, dies Mittel nur da zu gebrauchen, wo die Hitze den Normalgrad wirklich übersteigt, und wo der Patient kein Gefühl vom Frösteln hat. —

Die Versuche bey dem Scharlachfieber haben wir bereits erwähnt. Currie warnt sehr dringend vor dem Missbrauche dieses Mittels in den unpassenden Perioden; in zwey Fällen habe man auf eine ganz unsinnige Weise Scharlachfieberpatienten von der malignsten Art aus dem Bette gerissen, und sie bey einer kühlen, feuchten Haut mit kaltem Wasser überschüttet; der Erfolg sey unmittelbar tödtlich gewesen! — Im 2 Cap. theilt unser Vf. die, im londoner Fieberhospitale von Dr. Dimsdale, angestellten Versuche mit dem kalten Begießen bey dem Typhus mit. Diese Beobachtungen gehören zu den interessantesten; es war ein *Typhus contagiosus*, der sich durch schnell einwirkendes, heftiges *Delirium* charakterisirte. Wir können nicht umhin, einige der wichtigeren Krankheitsgeschichten mitzutheilen: 1) Jacob Johnson war von seinen am Typhus verstorbenen Altern angesteckt worden. Den 12 Tag der Krank-

heit waren die Symptome folgende: äusserst frequenter Puls, trockne Haut, eine Hitze von 104 Grad F., heftiges anhaltendes Delirium. Nach fruchtloser Anwendung der gewöhnlichen Methode, wendete man das kalte Sturzbad an; der Patient schlief bald darauf ein, die Haut wurde weicher. Den folgenden Tag wiederholte man, bey noch sehr heftigen Erscheinungen, das kalte Begießen; der Patient kam mehr zu sich, schwitzte stark; den 4 Tag nach der ersten Anwendung des kalten Sturzbades war er fieberfrey. 2) Johann Harrogan kam den 5 Tag der Krankheit ins Hospital. Der Zustand am Morgen des sechsten Tages war: sehr heftiges Delirium, Puls 136 Schläge in der Minute, heisse, dürre Haut. Mit Gewalt stellte man den heftig rasenden Patienten unter das Sturzbad, und goß ihm zwey Eimer kaltes Wasser über den nackten Leib. Der Übergang der höchsten Raserey zur vollen Ruhe war überraschend; nachdem er ins Bett gebracht war, erfolgte reichlicher Schweiß. Nach drey Tagen war er fieberfrey. — Von gleich glücklichem Erfolg war diese Methode in noch 10 ähnlichen Fällen.

Bey einer zu Birmingham herrschenden Typhus-epidemie, die sich gleichfalls durch früh einfindende, heftige Delirien auszeichnete, war das kalte Sturzbad gleichfalls höchst wirksam und hülfreich. Bey den armen Familien, unter welchen diese Krankheit am häufigsten wüthete, wurde meistens nichts weiter als dies Mittel angewandt. — Ein gleiches Resultat gab die Benutzung dieser Methode bey einem ansteckenden Typhus, der unter einem Regimente zu Gosport herrschte. Der Wundarzt Marshall bediente sich des kalten Sturzbades in 64 Fällen, und versichert die Krankheit 60 mal gehemmt zu haben, vermittelt 2 bis 3 Bäder. Von der Zeit an, daß er sich dieses Mittels bediene, brauche er in solchen Typhusarten gar keinen, oder nur sehr wenig Wein, kein Opium, und überhaupt kein Arzneymittel mehr. Die Richtigkeit dieser Behauptung sucht er durch Anführung mehrerer Zeugen zu erhärten. — Das 3 Cap. handelt von der Anwendung des kalten Begießens auf Schiffen. Unter den hier mitgetheilten Nachrichten sind jene, von Hn. Magrath erzählten, besonders interessant. Ein Kriegsschiff wurde von einem contagiösen Typhus heimgesucht. Magrath versichert, ohne Beyhülfe irgend eines Arzneymittels, mehrere von diesem Fieber Erkrankte ganz allein durch das kalte Begießen hergestellt zu haben. Seitdem er diese Methode befolge, sey sein ärztliches Bemühen mit einem constan-

ten glücklichen Erfolg gekrönt worden. Diefes günstige Urtheil über die neue Methode beftätigt Hr. *Magrath* in einem Bericht vom J. 1803 noch fefter. Er behauptet: er habe jetzt diefes Mittel auf die Probe der forgfaltigften Beobachtungen in mehr als hundert Fällen von Typhus gefetzt, und zwar in den verschiedenartigften nach dem Einfluff des Klimas, der Jahreszeiten, und der Conftitution, — und altemal mit ganz unveränderlichem Erfolg.

Einen eben fo wichtigen Bericht ertheilt *Currie* auf feiner, in diefer Hinficht in dem medicinifch-phyfifchen Journal an alle Ärzte und Wundärzte Englands gemachten Anfrage, von Dr. *Nagele*, Schiffswundarzt. Es brach ein Typhus unter den See-Soldaten feines Schiffes aus, der fich durch heftiges Kopfweh, heißer, trockener Haut, rothes Angeficht, fchnellen Puls u. f. w. auszeichnete. *Das kalte Bad, bey diefem Zustande den erften oder zweyten Tag angewendet, wirkte*, wie fich Hr. *Nagele* ausdrückt, *wie ein Zauber*; die Hitze nahm fchnell ab, der Puls sank oft von 120 auf 90 Schläge, das Kopfweh verfwand, der Patient fiel in einen erquickenden Schlaf; durch Beyhülfe von Calomel erfolgte die Genefung fehr bald. *Von 120 Typhuspatienten farbten nur zwey*, die übrigen genafen fämmtlich durch die glückliche Mitwirkung der kalten Sturzbäder. — Eben fo befriedigende Nachrichten theilte unferem Vf. Dr. *Gornetz* in Liffabon über diefen Gegenftand mit.

Auch über den Erfolg diefer Methode bey gelben Fieber finden fich in diefer Schrift mehrere intereffante Nachrichten. Dr. *Davidson* beobachtete eine heftige Fieberepidemie zu St. Vincens in Weftindien. Es ergriff vor allem junge plethorifche Leute, und die inflammatorifchen Symptome traten fehr hervor. Anfangs fchienen Aderläffe, gelinde Abführungsmittel hülffreich zu feyn, bey der zunehmend heißen Witterung aber zeigte fich die inflammatorifche Diathesis weniger deutlich; der Puls sank, es erfchien Erbrechen, das fchnell in das fchwarze Erbrechen überging. Alle Methoden waren fruchtlos; während des inflammatorifchen Stadiums hatte man die Krankheit in feiner Macht, fpäterhin wurde aber die Sensibilität des Magens fo groß, daß weder Rinde, noch Wein, noch Opium vertragen wurden. *Davidson* machte zuerft in der fpäteren Periode des Fiebers Veruche mit dem kalten Begießen, diefe mifflangen. Er wendete daher das kalte Sturzbad gleich im erften Stadium des Fiebers an, und ließ nach dem Bade Tamarindenthee, Manna geben, und fobald fich Schweifs zeigte, fo viel China nehmen wie möglich. Diefe Methode hatte den außerordentlichften Erfolg. — Für die Wirkfamkeit des kalten Begießens im gelben Fieber können diefe Beobachtungen kein vollgültiges Zeugniß ablegen, da der Veruch nicht rein angeftellt wurde, das Verfahren fo fehr gemifcht war. — Merkwürdiger und entscheidender find dagegen die von Dr. *Selden* und *Whithead* in Norfolk gegebenen Nachrichten über den Erfolg des kalten Begießens in einer, zu Norfolk geherrfchten, Epidemie des gelben Fiebers. Die erften Veruche wurden an jungen,

ftarken brittifchen Seeleuten gemacht, und der Erfolg entsprach ihren verwegentften Wünfchen. Der Puls wurde durch die kalte Affusion um 30 Schläge in der Minute vermindert, die brennende Hitze nahm fehr ab, das Kopfweh ward gehoben. Dreymalige Wiederholung des kalten Sturzbades war meiftens hinreichend zur Befiegung der Krankheit. Zur Unterftützung diefer Methode bediente man fich bloß einer guten Dofe Calomel und Jalappe. *Wir hatten*, fagen die Berichtserftatter, *das Glück, von allen Fieberkranken, wo wir Gelegenheit fanden, das kalte Sturzbad am zweyten, oder noch vor dem zweyten Fiebertage zu gebrauchen, keinen einzigen zu verlieren*, fpäterhin aber angewendet, fchien es den tödtlichen Ausgang zu befchleunigen. —

Sollten fich diefe großen Wirkungen des kalten Begießens bey gelben Fieber wirklich beftätigen, fo hätte Hr. *Currie* Recht, diefe Methode allen Ärzten Amerikas zur Nachahmung zu empfehlen, da fich bisher faft alle Heilmethoden gegen diefe furchtbare Krankheitsform fo wenig zureichend bewiefen haben. Die außerordentliche Wichtigkeit des Gegenftandes läßt uns wünfchen, daß die amerikaniſchen Ärzte diefem Aufrufe ihre Aufmerkſamkeit nicht entziehen, und mit Unparteylichkeit die neue Methode, nach den beftimmten Vorfchlägen unferes Vfs., anwenden mögen. Leiften die kalten Sturzbäder in diefem Fieber das, wozu uns die obigen Nachrichten aus Norfolk allerdings berechtigten könnten, fo gehörte diefes neue Mittel unwidersprechlich zu den größten Wohlthaten des Menfchengefchlechts, den segensreichften Erfindungen des Jahrzehends.

Den Zweck diefer ausführlichen Anzeige, das ärztliche deutſche Publicum auf diefe neue Erfcheinung im Gebiete unferer Wiſſenſchaft im höheren Grade, als es bisher der Fall war, aufmerkſam zu machen, hoffen wir durch das Bisherige hinlänglich erfüllt zu haben.

S. S.

BERLIN, b. Littfas: *Der Hausarzt, oder gründliche Anweiſung, wie man ſich ein gefundes, frohes und langes Leben verſchaffen kann.* Zum Gebrauch für alle Stände. 1807. VIII u. 392 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Der Herausgeber dieſes Buchs (wie es Rec. ſcheint, ein Nichtarzt) las in der Abſicht, einen fogleich überſehbaren Plan zur Erziehung feiner Kinder zu einer dauerhaften Gefundheit und Verlängerung ihres Lebens zu entwerfen, was hierüber in unferen Tagen geſchrieben worden iſt. Da aber das eigentlich Praktiſche, und zum Volksunterrichte Gehörende theils zu zerſtreut vorkommt, theils zu fehr in ein wiſſenſchaftliches Gewand gekleidet worden: ſo entſchloß er ſich, alles hieher Gehörige zu ſammeln, zu vervollſtändigen (?), ſo viel wie möglich in ein ſammenhängendes Ganzes zu bringen, und durch öffentliche Bekanntmachung ſeines Verſuches ein kleines Scherflein zur Beförderung des allgemeinen Wohls des Staats beyzutragen. Gegen eine ſolche, im Ganzen vieles Zweckmäßige enthaltende, Compilation

an sich würde nun eben nichts einzuwenden seyn; auch verdient es wohl keine Rüge, daß die Quellen, aus denen sie genommen ist, nur an einigen Orten nachgewiesen worden: aber theils scheint der Herausgeber es sich etwas allzu bequem gemacht, und niedergeschrieben zu haben, was ihm vorkam, ohne zu bemerken, daß er Manches wiederhole, ohne Manches zu berichtigen, oder auf Widersprüche, die hin und wieder in die Augen fallen, aufmerksam zu seyn; theils ist so manches Überflüssige hier angebracht, daß man in Versuchung geräth, zu glauben, es sey bloß auf Füllung einiger Bogen mehr angelegt gewesen. So gehört der ganze Anhang, von S. 327 an eigentlich nicht hieher. Auch gegen logische Richtigkeit der Theilung, und gegen die ungleiche Schreibart läßt sich vieles mit Recht erinnern.

*Erster Abschnitt. Von den Mitteln die Gesundheit zu erhalten und das Leben zu verlängern. I. Allgemeine Bemerkungen über das menschliche Alter, die Gesundheit und die Verlängerung des menschlichen Lebens.* (S. 7 „Die Gestalt (?), welche die Gemüthsart des Jünglings zu dieser Zeit hat, wenn er aufhört zu wachsen, oder zu gesetzten Jahren kommt, bleibt ihm gemeinlich auf seine ganze Lebenszeit.“ — S. 9: „Ist — die Öffnung zu selten, so können viel schädliche Dünste (?) in das Blut eingeführt werden u. s. w.“ — S. 11: Wenn der — Chylus — ins Blut steigt (?), so ist wieder die Bewegung des Körpers höchst (?) nöthig, damit gesunde Säfte darin bereitet, oder die undienlichen durch die Ausdünstung abgefordert werden.“) *II. Von der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. Erste Abtheilung: Von den Verkürzungsursachen des menschlichen Lebens.* Unter den sehr umständlich und genugthuend aufgezählten „lebensverkürzenden“ Ursachen stehen auch S. 19 *gewaltfame* Todesarten, die gleich darauf als „Unterbrechungsmittel der Lebensoperation“ erklärt werden. (Ist letztere nur *unterbrochen*: so ist der Tod noch nicht vorhanden; durch diesen wird sie völlig *aufgehoben*, es geschehe auf welche Art es wolle.) Schnelle Todesgefahren, als „Lebensverkürzungsursachen“, bringen unseren Verf. S. 30—85 auf die Herzaählung der Rettungs- und Vorsichtsmittel dagegen (sehr weitläufig, sogar bis auf die Vorbeugungs- und Hülfsmittel bey Feuersbrünsten sich erstreckend). Unter den ansteckenden Giften wird das *venerische* als das gefährlichste aufgeführt; das gehört aber doch wohl schwerlich unter die *schnellen* Todesgefahren. Da einmal S. 62 von contagiösen Giften die Rede ist, so kann man sich wundern, warum der Pocken und Mafern nicht erwähnt wird. S. 63 hätte bey Verhütung des Wuthgifts die Vorsicht erwähnt werden sollen, den Hunden keine saule thierische Nahrung zu geben, und sie nicht unter dem heißen Ofen liegen zu lassen. S. 64 wird über das Operment zu unbestimmt gesprochen. Die botanischen Namen der Giftpflanzen S. 69 u. ff. sind zum Theil nicht orthographisch richtig. — S. 85: Fehlerhaftes Verhalten der Kranken und zweckwidrige Behandlung derselben, als lebensverkürzende Ursachen: die S. 88 ange-

gebenen Anzeigen zu ausleerenden Mitteln, sind bey weitem nicht bestimmt genug. Das Abdampfen des Essigs in einem Töpfchen auf Kohlen S. 92, würden wir nicht anrathen, so wenig als S. 209 das Spritzen davon auf dieselben. — *Zweyte Abtheilung: Von den Verlängerungsmitteln des m. L.* — S. 98: „Personen, die an venerischen Krankheiten zum wenigsten beträchtlich laborirt haben, sollten auf alles Heyrathen Verzicht thun, da sie, wegen des so lange in dem Körper verborgen bleibenden Giftes, ihre ganze Generation unglücklich machen können.“ — S. 99: Etwas über die Lebensordnung der Schwangeren, wovon weiter unten noch umständlicher. S. 100 wird das Stillen auf ein ganzes Jahr ausgedehnt. — S. 111 wird unter den Autoritäten über die zu bestimmende Leistung der ehelichen Pflicht auch *Tristram Shandy* angeführt! — Schön ist, was von Beförderung der Ruhe des Gemüths durch wahre Religiosität gesagt wird, wobey S. 123 auf *Niemeyers popul. u. prakt. Theol.* 2 Abschn. S. 65—152, und 3 Abschn. S. 152—186 verwiesen ist.

*Zweyter Abschnitt; Von den Gesundheitsregeln bey dem Essen und Trinken insbesondere. I. Gesundheitsregeln vor, bey und nach dem Essen und Trinken, und über das Tabakrauchen und Schnupfen.* Das Verzeichniß der Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, die bey uns nicht ganz ungewöhnlich sind; hätte durch die Moos-, Berberis-, Arls-Beeren, Cornelskirchen, Sinaäpfel, Grundbirnen (*Hel. tub.*), Kohlrüben unter der Erde, Rhepontik, Endivien, Hopfenkeime u. s. w. vermehrt werden können; daß Spargel und Sago fehlen, ist sehr befreuend, obgleich letzterer S. 307 unter der Diät der Säugenden vorkommt. S. 185: *Gehirn* als ein nicht zu empfehlendes Nahrungsmittel, worin Rec. bestimmt, der sich oft wunderte, wenn er las, daß in auswärtigen Krankenhäusern dasselbe als eine stärkende Kost angewendet werde. S. 189 wird dem Eyweiß der Vorzug vor dem Gelben gegeben, doch überhaupt der Genuß der Eyer nur auf weichgefotene eingeschränkt, und bey diesen, wie billig, vor dem Mißbrauche der Butter gewarnt. S. 191: Einschränkung des Vorurtheils gegen das Schweinefleisch. S. 194 wird der Hecht mit den Neunaugen und Stockfischen in eine Classe schwer zu verdauender Speisen gesetzt. S. 203 das Bier, als gewöhnliches Getränk, sehr getadelt; weiter unten den Wöchnerinnen nur der seltene Genuß eines starken und kräftigen gestattet. S. 210 u. f. wird stark gegen Kaffee, Thee und Chokolade gesprochen (Fließerblüthen haben doch im Theeaufgusse nicht eben die Eigenschaften, wie Pfeffermünze und Salbey). S. 213. Trinken während der Mahlzeit, unter gehörigen Einschränkungen, erlaubt (oben S. 120 ganz verworfen). Die Volkslieder, die man nach S. 215 nach Tische spielen und singen soll, hat Rec. bey seinem Exemplare nicht gefunden, hält sie auch für überflüssig. — Viel Nachtheiliges, aber doch nicht alles erschöpfend, über Rauch- und Schnupf-Tabak. *II. Vom Verhalten schwangerer Personen während und*

nach ihrer Schwangerschaft, um gesund zu bleiben und eine frohe Niederkunft zu erwarten. 1 Abtheilung. Vom Verhalten schwangerer Personen während der Schwangerschaft. S. 220: Eine Anmerkung über den oft aus Unwissenheit begangenen Kindermord, und wie wenig die Bekanntmachung der Gesetze dagegen auf den Kanzeln ihrer Absicht entspreche. Von dem Unvermögen zum Stillen geschieht S. 237 der Übergang auf die Ammen, das Aufziehen ohne Brust, Wärterinnen, Kinderstuben und Wiegen, welches alles wohl nicht eigentlich in diese Abtheilung gehörte. S. 239 wird Eywasser durch „ein Eydotter in einem Nösel Wein zerrührt und mit etwas Zucker vermischt“ erklärt; vermuthlich ein Druckfehler. Ein anderer merklicherer ist S. 241 der Rath für Schwangere, sich des Leonhardt'schen (Lenhardt'schen) Gesundheitstrankes nie anders, als ohne Vorwissen ihres Arztes zu bedienen. 2 Abtheilung. Von dem Verhalten der Gebärenden in Rücksicht der (auf die) Gesundheit. 3 Abtheilung. Von dem Verhalten der Wöchnerinnen, um sich und ihre Kinder gesund zu erhalten. 4 Abtheilung. Vom Verhalten der Mütter die ihre Kinder selbst stillen. Bey unterdrückter Wochenreini-

gung von Zorn werden S. 311 einige Theelöffel *Cremor tartari* in Wasser angerathen (?). III. Von den Sinnesreizungen, geistigen und körperlichen Bewegungen und gymnastischen Übungen, in Rücksicht der Gesundheit. S. 319 wird statt milde Wehen es wohl wilde W. heißen sollen.

Anhang. Sammlung verschiedener merkwürdiger Fälle des zu frühzeitigen Begrabens; nebst einigen lehrreichen Bemerkungen verdienstvoller Schriftsteller über diesen Gegenstand. In No. 2 wird die Junkersche Begebenheit, doch etwas anders, als Rec. sie sonst gelesen zu haben sich erinnert, erzählt. No. 3 kommt im Wesentlichen mit einer Geschichte überein, die schon *Brulier* in seinem bekannten Buche (S. 62 der von *Kerflens* gemachten, von *Fanke* herausgegebenen Übersetzung) aus *Pitaval* erzählt: aber freylich ist die hier gegebene im Romanentone auf zehn Seiten ausgedehnt! In No. 4 heisst der angeführte Professor *Camerarius*, nicht *Cammerarius*. Die 10 Erzählung, so weitläufig sie von S. 353 — 376 vgetragen ist, hat völlig das Gepräge eines französischen Romans, und verdiente hier wohl schwerlich einen Platz. Ks.

## KLEINE SCHRIFTE N.

MEDICIN. Straßburg, b. Heitz: *Respiratio pulmonum fetus et cutis*. Dissertationes tres, auctoribus primae H. C. Best, secundae J. P. Pauls, tertiae F. Schmitz. 1806. 78 S. 4. Da es eine Seltenheit ist, wenn Dissertationen ohne Präses einen großen Werth haben: so verdienen einzelne Erscheinungen dieser Art um so mehr der Anzeige, sowohl wegen des vortheilhaften Lichtes, welches sie auf die Studienjahre der Vff. werfen, als wegen der Beschämung, welche dem großen Haufen der Schreiber schlechter Dissertationen dadurch widerfährt und wegen der wieder hieraus hervorgehenden Nacheiferung. Obgenannte Diss. sind von der Art, daß sie in sich vortreflich, und es auch für die angegebenen Folgen sind. Sie sind ohne Unterschied mit einer Belesenheit und Kenntniß von Sprachen geschrieben, welche man nur durch eine Reihe von Jahren erlangen zu können scheint. Alle französischen, englischen und italienischen Versuche und Resultate (sonderbar, daß auch hierin die geduldrigen Deutschen beynah nichts gethan haben!) sind angeführt, zusammengestellt, verglichen, und mit den Folgerungen versehen. No. 1 und 3 beschäftigen sich mit der Frage, ob Sauerstoff wirklich durch die Lunge oder die Haut an das Blut trete, oder ob er auf eine andere Art verwendet werde, ob auch noch andere Luftarten hinzutreten, welche entwickelt werden, wie und woher, kurz mit allem, was bey der Respiration vorgehen, was verschwinden, erzeugt oder entwickelt werden kann. No. 2 nimmt diese Entscheidung als gleichgültig an, und untersucht nur, ob auch im Foetus ein dem Athmen gleichbedeutender Proceß, und in welchem Organ vorhanden sey. Schon allein dieses Auffassen der Respiration in drey, wie es scheint, ganz verschiedenen Proceß und Organen, läßt schliessen, daß das Problem durchdacht worden, da man noch jetzt an manchen Orten eine Respiration außerhalb der Lungen für einen physiologischen Unsinn hält. Weil übrigens dergleichen kleine Schriften in keinen großen Verkehr kommen: so wollen wir hier wenigstens einige Resultate daraus mittheilen. Nachdem in No. 1 alle Versuche, welche mit Menschen und Thieren angestellt wurden, verglichen sind, geht hervor, daß sich mit Bestimmtheit sagen lasse, das Blut erhalte durch das Athmen Sauerstoff, und verliere Kohlenstoff. Was aber die Verminderung der Luft, was den Stickstoff, was die Art der Entstehung der Luftarten etc. betrifft, ist auch jetzt, nach den vielen Versuchen, noch nicht auszumitteln, da die Versuche für

und wider gleich wichtig sind. No. 2 schließt nach einer scharfsinnigen Zusammenstellung der Placentalproceße aller Thierclassen, und den Bedingungen des Kreislaufs, welche mit demselben Scharfsinn in No. 3 angegeben sind, daß auch die Placenta in den Säugthieren wie in den Vögeln zur Oxydation des Blutes bestimmt sey. Der Gegenstand von No. 3 ist noch arm an Erfahrungen, und diese sind dennoch schon so gegen einander laufend, daß kaum mit einiger Sicherheit anzugeben ist, es werde von der Haut kohlenfaures Gas ausgestoßen, und Sauerstoff verzehrt, eher aber, ob durch diesen Proceß die Lunge unterstützt werde, oder nicht, für welches letzte wichtige Gründe angeführt werden. Man kann diese drey Dissertationen für das Resultat der Verhandlungen über die genannten Gegenstände, so weit sie bis jetzt gediehen sind, ansehen, und daraus erkennen, daß nichts entschieden ist, als daß der Sauerstoff in den besprochenen Proceßen eine Rolle wie bey dem Verbrennen spielt. O.

Nürnberg, b. Stein: *Beschreibung einer ganz bequemen Bettstätte für jeden Kranken, besonders Podagraisten*. Von H. F. A. Stoeckel, Hof-Schreiner in Schleiz. Durch eine Kupfertafel erläutert. 1803. 1 B. 8. (6 Gr.) Da die Foderungen, die man an ein gutes Krankenbette macht, bis jetzt nicht vollkommen befriedigt sind: so glaubte Rec. doch etwas neues brauchbares in dieser Schrift zu finden, ward aber in seiner Erwartung sehr getäuscht. Das Ganze enthält weiter nichts, als die Beschreibung und Abbildung eines schon längst bekannten Krankenbettes. Der Boden desselben besteht aus 3 einzelnen Rahmen. Durch 2 am Fuß- und Kopf-Ende des Bettes angebrachte Wellen, kann das Kopftück des Rahmens in die Höhe, und das Fußstück zur Erde gewunden werden, um dem Kranken eine sitzende Stellung zu geben. Am Fußende des Bettes ist ein Tisch angebracht, der sich zurückschlagen läßt. Rec. sah dieses Bett schon öfter abgebildet, erinnert sich aber nur einer zu *Borzen* 1774 erschienenen Schrift über eine sehr nützliche Bettmaschine etc. und *Martius* Unterricht in d. natürl. Magie; herausgegeben von *Rosenthal*. XII B. p. 305. Tab. XVI. Fig. 3. 4, wo das abgebildete Bett den Vorzug hat, daß am Fußende des Rahmens ein Fußbret angebracht ist, wogegen der Kranke, wenn er sitzt, sich mit den Füßen stemmen kann.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 FEBRUAR 1808.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

PERIO, b. Dienemann u. Comp.: *Pindaros Sieghymnen*, metrisch übersetzt von Gottfr. Fährse. I Band. 1804. VI u. 322 S. — 2 Band. 1806. IV u. 355 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Vorliegende Übersetzung kündigt sich als eine metrische an. Hr. Fährse wünschte Anfangs, das Originalmetrum des Pindaros beybehalten zu können, stieß aber auf unübersteigliche Hindernisse. Darauf wählte er freye Sylbenmaße. Endlich, „nach langem Abwägen der Gründe für und wider,“ zog er sapphische, alcäische, ionische und andere bekannte Versarten vor. Diese letzteren finden sich im zweyten Bande; den ersten füllen die sogenannten freyen Sylbenmaße. Ihnen ist gewöhnlich ein *Schema metri* vorangesetzt, aus welchem so viel erhellet, daß Hr. Fährse, ohne sich an die einzelnen pindarischen Versarten zu binden, doch das pindarische Gesetz hat beobachten wollen, daß alle Strophen und Anti-Strophen einer Hymne, so wie alle Epoden derselben, sich entsprechen sollen.

Aber das ist auch Alles. Fast keine Zeile hat mit dem Schema etwas anderes gemein, als die gehörige Anzahl von Sylben. Hr. F. braucht nach Belieben Längen als Kürzen, selbst die am stärksten betonten, und dann wieder Kürzen als Längen. Wir fanden auf jeder Seite Dactyle wie *Urstoffe*, *Speerhelden*, *ohnmächtig*, Anapäste wie *plötzlich flog*, Choriamben wie *Throngenossen*, *unglaublichs Loos* u. dgl. Von Cäsur und Gedankenpausen, Schlufsabschnitten, rhythmischen Übergängen, nicht einmal eine Ahndung. Nicht bloß die einzelnen Zeilen schliessen mit dem Worte, das der Zufall gab, sondern auch die Strophen, so daß die Anti-Strophe oder Epode oft mitten in den Athem der vorigen Periode hineinplatzt. Von den horazischen Sylbenmaßen ist wenig zu sagen. Wenn wir nach dem ionischen Schema

oo — — | oo — — | oo — —

folgendes zu lesen aufgefodert werden:

Ja ich tränk sie mit der heiligen Silberwelle  
Dirkes, die die tiefgegürteten Jungfrauen  
Der von Golde strahlenden Göttin Mnemosyne u. f. w.

so möchten wir die Aufgabe einmal von Hn. Fährse selbst gelöst hören. Die Hexameter sind sammt und sonders Unhexameter; und die sapphischen Strophen nicht besser, wie folgende im sapphischen Sylbenmaße abgesetzte Stelle aus *Schillers Geisterseher*:

S. A. L. Z. 1808. Erster Band.

Ich erzähle eine Begebenheit, die  
Vielen unglaublich scheinen wird, und von der  
Ich großen Theils selbst Augenzeuge war. Den  
Wenigen, welche u. f. w.

ja oft nicht einmal von dieser Güte. Hr. F. hat sich eine undankbare Mühe gegeben, Verse zu schreiben, da sich ihm unter der Hand alles in Prosa verwandelt. Wir wollen daher auch nicht mit ihm rechten, daß er für die pindarische Fülle das beschränkte Maß melischer Strophen wählte. Es sind keine melische Strophen; sobald sie der Drucker als Prosa druckt, wird es keinem einfallen, etwas anderes dahinter zu suchen.

Zu wünschen wäre aber doch gewesen, daß Hr. F., der, ohne es zu wissen, Prosa schrieb, auch Prosa hätte schreiben *wollen*. Denn da er nun einmal den bösen Zwang der Sylbenzahl sich auferlegt hatte, so mußte sich nicht nur *manches Wort* zu einer ganz ungebührlichen Contraction bequemen (*welchen's Glück* z. B.), sondern auch *mancher Gedanke* bald riesenhaft sich ausdehnen, bald zwergerartig zusammen schrumpfen, bald in gespenstermäßiger Unkenntlichkeit daherschweben, z. B. *ἀπιοστον μὲν ὕδωρ* lautet: *Silberhell strahlet der Urstoffe König, das Wasser vor allen*, bloß weil Hr. F. einen Hexameter schreiben wollte.

Aber noch an einer zweyten Untugend laborirt diese Übersetzung. Hr. Fährse begnügt sich nicht mit der besonnenen und ruhigen Kraft des Pindar; sondern möchte ihn gern noch etwas lebendiger und energischer machen, als er von Natur ist. Schon *Gedike*, den sich Hr. Fährse zum Muster nahm, ging darauf aus, etwas von dem Brausenden und Hochfliegenden zu erreichen, welches man mit dem Namen Pindar's gewöhnlich zusammendenkt; doch ist bey *Gedike* noch einige Enthaltsamkeit und ein gewisses gleichförmiges Maß. Hn. Fährse's Übersetzung ist ein seltsames Gemisch aus Prosa und Hyperpoesie. Manchmal geht es so den ebenen Schneckengang; mit einmal erhebt sich ein Stofswind der Begeisterung, dessen Saufen man vernimmt, ohne zu wissen von wannen er kommt. Dann sprudelt es von *Ha! Traun! Hui! ach!* und dem kräftigen *Warrlich!* dann vernehmen wir begeisterte Fragen: „*Rauscht der Adler nicht über das Meer?*“ Dann lesen wir, wie die Winde schnauben, wie der Sturm die Wellen peitscht, und mehr dergleichen, wobey dem Übersetzer alle Nerven genialisch - krampfhaft mögen gezuckt haben; ja einige Stellen poltern so ungestüm, als wenn eine ganze Legion von Teufeln darin wä-

Kk

re, z. B. Nem. VI, 6, wo Hr. Fähs laut der Anmerkung „die Grösse und Fülle der Göttermajestät im Gegensatz von der „Leere und Kürze des menschlichen Lebens“ im Versbaue nachbilden wollen. In diesem Iyrischen Auffliegen scheint sich Hr. Fähs gefallen zu haben; denn nicht leicht läßt er eine Gelegenheit zu einem kühnen Schwunge ungenutzt vorüber gehen. Wir begnügen uns mit wenigen Beyspielen, da wir unmöglich das ganze Buch aus schreiben können. Ol. 3, 17: τὰς ἀπο Γεῦμοροι νίσσοντ' ἐπ' ἀνθρώπους αἰοδαί. Gedike's: „Von da strömen durch der Götter Geschenk Siegsgefänge dem Mann;“ läßt man sich noch gefallen. Hr. F. überbietet: „Pisa, die gottbegeisterten Hymnennektar herab auf die Helden strömet. Wie unpindarisch und verworren! So Ol. 2, 52: „der Ino ergießt sich ein nimmerverfliegender Quell seligen Lebens im Meeresgrund! Ol. I, 82: ἔμοι δ' ἀπορα γαστρίμαργον μανικῶν τιν' εἰπεῖν ἀφισταμαι. Gedike: „doch der Seligen einen gefrässig zu nennen, ist wahnsinnig. Ich schaudere zurück.“ Hr. Fähs: Unsinntiger Frevel! die Götter mit der Fressgierde Vorwurf zu brandmarken! Schauder ergreift bey diesem entsetzlichen Worte mich!“

Ungeachtet dieser Gebrechen hat doch die Arbeit des Hn. F., von einer anderen Seite betrachtet, viel Gutes. Man nehme den verunglückten Stellen den wunderlichen Flitter ab, den ihnen Hr. F. umgehängt hat: so wird sich zeigen, daß das Original gewöhnlich richtig aufgefaßt ist; und wenn auch manchmal der Sinn verfehlt oder eine neue unhaltbare Erklärungsart vorgeschlagen ist: so kann man das bey einem so schweren Autor leicht verzeihen. Auch hat Hr. F. einen schätzbaren Anhang erklärender und kritischer Anmerkungen gegeben. Als Erläuterung des Originals, als Commentar, sehe man auch die Übersetzung an. Der vorsichtige Leser wird sich durch ihren Geist nicht irre machen lassen, und ihr Buchstabe kann ihm immer noch förderlich seyn, in den tieferen Sinn des Originals einzudringen. Wenn Rec. aus diesem Gesichtspuncte das ganze Werk betrachtet, so drängen sich ihm manche Bemerkungen auf, von denen er dem Hn. F., zu beliebiger Benutzung bey einer künftigen Ausgabe, gern einige mittheilen möchte. — Die Anmerkung zu Ol. 3, 25 ist sehr verwirrt. Die Hyperboreer sollen erst „im dunkeln Lande Utopia,“ dann „am nördlichen Gestade des Oceans am Tanais,“ wo „die halbjährigen Tage und Nächte des Pols herrschen, ein seliges Leben und das köstliche *far niente* mit Rousseaufcher Wonne genossen haben.“ — Unmöglich! — Ein Land Utopia war dem Griechen, der alles localisirte, ein Unding. Von den nordhyperborischen Nächten denkt Hr. F. auch nicht so vortheilhaft bey Nem. 6, 4, wo er die erquickende Kraft der εὐφροσύνη nur den südlichen Nächten zugehen will. Aber die Hyperboreer der früheren Fabel wohnten so wenig am Tanais, als in Schwabenlande bey Donaueschingen; sondern im äußersten Westen der Erde, und dahin wurden auch die Quellen

des Ifros hinausgerückt. — Nicht besser sind die übrigen geographischen Bemerkungen (Isthm. 2, 62, ausgenommen), z. B. Nem. I, 2. Pyth. 4, 25. 9, 15. — Ol. 10, 94. Hn. F's. Übersetzung und Erklärung dieser schwierigen Stelle befriediget so wenig, wie die übrigen uns bekannten Auslegungen. Rec. liest: ἀρχαῖς δὲ προτέραις ἐπόμενοι καὶ νῦν, ἐκωνυμίαν Χαρινίκα (Χαρινίης wie Ὀλυμπιονίκης) ἀγερώχου, κελαδησμέθα βροντῶν καὶ πυρπάλαιον βέλος ὀρσιπτοῦ Διὸς, ἐν ἅπαντι κράτει αἰθῶνα κεραυνῶν ἀραρότα. Χλιδῶσα κ. τ. λ. Den vorigen Anfängen (den Ursatzungen) folgend auch jetzt, wollen wir ihn, der gleichnamig ist dem stolzen Siegsverherrlichten, hoch preisen, denn onner und das glutrege Geschoss des herfotenden Zeus, den zu jeglichem Siege sich gesellenden feurigen Strahl, d. i. den Donner und Blitz des Olympischen Zeus in dem Hymnos, der den olympischen (also gleichnamigen) Siegern gewöhnlich gesungen ward. Aber zu diesem, bey jedem Siege gesungenen Preise des Donnerers füge ich dirckaischer Dichter jetzt auch meinen Gesang zur Ehre des Siegers. — Pyth. I, 3: σύνδικον Μοισᾶν κτίανον, „rechtliches Erbgut der Mufen.“ Was ist das? und V. 8: ὁ δὲ κνώσων ὑγρόν νῶτον αἰώρει, „schlummernd und sich wiegend hebt er den duftenden Rücken.“ Die Anmerkung, „das milde Feuer der Harmonieen wiegt den Adler in Schlummer, und erwärmt ihn, daß er von dem Wohlthun erwärmt sanft duftet,“ versteht Rec. auch nicht. Schwitzt der Adler etwa vor Wonne würzigen Nectarduft? — Pyth. 2, 2: Hr. F. folgt der Lesart ποῖνιμος. Wir möchten ποῖ τιμός! vorschlagen: „Es führt der Dank — o wohin doch! — der für edle Thaten Sorge trägt.“ Lyrisch statt: „Wohin doch führet der Dank etc. Er führet bis zum Äussersten, bis zur Vergötterung, wie hier des Kinyras. ποῖ τιμός, wie ποῖ γῆς, μέχρι τινός. — V. 131: γένοι' οἷος σοὶ μαθῶν. Καλὸς τοι πίσων παρὰ παιδὶν αἰεὶ καλός. ὁ δὲ Παδάμανδρος εὐπέπραγεν. Der Sinn, den Hr. F. nicht gefaßt hat, ist: „Du (an Thaten und Weisheit herrlicher) sey, fahre fort zu seyn, was zu seyn du gelernt hast. Wer (ohne wirklich zu seyn) nur nachahlet durch geheuchelten Schein, der wird als herrlicher nur immer von hindern, d. i. Schwachsinnigen geachtet. Ein wahrhaft herrlicher gedieh jener Rhad, etc. Noch reiner vielleicht kommt dieser Sinn heraus, wenn wir hinter αἰεὶ ein Punctum setzen, und das zweyte καλὸς zum folgenden ziehen. V. 139 sq. auch hier befriediget Hr. F. nicht. Rec. liest, zum Theil nach Heyne: ἀμαχὸν κακὸν ἀμφοτέροις, διαβολῆν ὑποφάτις, ὅραϊς τ' ἀτενὲς ἀλωπέων ἰκελοί, κέρδει τε | τί μάλα τοῦτο κερδαλέον κ. τ. λ. „Ein unanringbares Unheil durch beides (sc. ὅραϊς τε, κέρδει τε) find der Verläumdungen Aussprecher, sowohl an Trieben völlig den Füchsen gleich, als an Kenntniß des Vortheils. Aber welch ein Vorthail! Ich meines Theils enthalte mich des Mitfischens, wie der Kork, der über dem Zuggarne unabgetaucht bleibt.“ — V. 151 folgt Hr. F. der Heyneschen Lesart ἀταν. Sollte aber diese nicht

zu stark seyn; sollten wir nicht noch pindarischer ἀγραν πᾶν γινυ διαπλέκει lesen dürfen? und gleichwohl, schmeichelnd gegen alle, flieht er durchaus seinen Fang, d. i. stellt er sein Fangnetz. — Pyth. 4, 185: οὐτὲ ἐργον οὐτ' ἔπος εὐτράπελον κείνοισιν εἰπών: Weder That noch Wort ihnen äußernd mit geschmeidiger, vom geraden Wege schlau abweichender List; d. i. nichts anders, als grade weder handelnd noch redend. (So Pyth. I, 178 εὐτράπειλοις κέρδεσι, durch geschmeidige, anschlängelnde Gewinnsucht.) Ungern möchten wir diese Lesart mit Hn. F. ἐκτραπέλον vertauschen. — V. 439: μακρά μοι νεῖσθαι κατ' ἀμαξίτον ὥρα γὰρ συνάπτει καὶ τινα οἶμον ἱσσαι βραχύν — κτεῖνε μὲν γλαυκῶπα τέχναις ποικιλόντων ὄφιν — κλέψεν τε Μήδειαν σὺν αὐτᾷ, τὴν Πελοπονήσου: Zu lang ist mirs einherzuwandeln auf der Heerstrasse; denn die Stunde drängt; auch weis ich einen kürzeren Pfad. — Er tödtete durch Künste (der Medeia) den Drachen, und entführte heimlich (dem Vater) die M. d. durch sie selbst, d. i. mit ihrer eigenen Hülfe. — Dieß der Sinn, der in Hn. F's. Übersetzung ganz verloren gegangen ist; σὺν αὐτᾷ steht wie σὺν Ἀθήνῃ, und es bedarf hier keiner Emendation. — Nem. I, 98: Hr. F. liest sehr richtig τῷ ἐχθροτάτῳ Φᾶσέ νιν δῶσειν μόρῳ, wiewohl seine Erklärung von ἐχθρ. etwas gesucht ist. Eine ähnliche Verbindung hat Virgil Georg. IV, 90: dede neci. — Was aber soll Nem. 3, 5 der „Helios — Apollon?“ der gehört nicht in den Pindar. — V. 11 zieht Hr. F. das dichterische ἀεθλονικία vor; seine Übersetzung ist auch hier unverständlich. — Ob V. 21 χώρας ἀγαλμα die Hymne bedeute, und von χαριέντα κόνον Apposition sey, bezweifeln wir. Es ist die Stadt Aegina gemeint. Die folgenden Worte τὴν κατ' αἶσαν passen, auch nach Hn. F's. Erklärung, nicht recht. Besser die von Heyne aufgenommene Lesart ἐὰν κατ' αἶσαν. Schol. κατὰ τὴν ἑαυτοῦ μερίδα. — V. 97 ἀγλαόκαρπος Νηρέος θυγάτηρ. Die Anmerkung lehrt: „die schönfrucht'ge, von ihren vielen Kindern, Aesch. Prometh. 137 seq.“ — Hr. F. hat des Nereus Tochter Thetis mit des Okeanos Gattin Tethys verwechselt. Man könnte ἀγλαόκαρπος (αγλαότικνος) al-

lenfalls auf den Achilleus deuten; aber naschicklich war es doch immer, wenn Pindar die Thetis vor ihrer Vermählung schon eine ἀγλαόκαρπος genannt hätte. Besser also die alte Auslegung, nach der auch überfetzt ist; ἀγλαὰν τὰς χεῖρας. καρπὸς heisst manchmal die ganze flache Hand, z. B. Orph. Arg. 430. — Nem. 4, 65. Mit Recht findet Hr. F. die Meinung, daß unter εὐκυκλον ἔδραν der Himmel verstanden sey, lächerlich. Die richtige Erklärung vermiffen wir. Ein runder Sitz erfordert einen runden Tisch, mit welchem Anaximander bekanntlich die Erdscheibe verglich. Die pindarische Sage ist also aus einem nachhomerischen Dichter; denn bey Homer hat jeder seinen besondern länglichen Tisch. — Nem. 7, 7: ἀναπνέομεν δ' οὐχ ἅπαντες ἐπὶ ἴσᾳ· εἰργει δὲ πότμῳ ζυγόν' ἕτερον ἕτερα. Hn. F. Übers. ist dunkel, wie die Anmerkung. Der Sinn ist, ohne daß wir zu emendiren brauchen: „Nicht zu gleicher Vollkommenheit treten wir ins Leben; denn es hemmen die dem Schicksal unterjochten Menschen, den einen diese, den anderen jene Hindernisse.“ — V. 153: ταῦτα (nicht ταῦτα) δὲ τρεῖς τετράκις τ' ἀμπολεῖν, ἀπορία τελέθει, τέκνοισιν ἅτε μαψιλάκας, Διὸς Κόρινθος. Hr. F. übersetzt: „das ist Art des Amnenvolkes, denn es schwatzt stets: Zeus ist Zeuger Korinths, Zeus.“ Dieß paßt durchaus nicht; denn wohl nur Korinthern konnte es beyfallen (vgl. Pausan. Corinth. II. pr.) dieß immer und ewig von sich zu rühmen; μαψιλάκας muß in leidentlicher Bedeutung genommen und durch λόγος ergänzt werden: „dasselbige drey und viermal wiederholen ist Dürftigkeit (etwas so dürftiges), wie das den Kindern (des Korinths) endlos plappernde Διὸς Κόρ., wie das bis zum Überdruß wiederholte Prahlen der Korinther, daß ihr Stammvater ein Sohn des Zeus sey. — Nem. 9, 5: ἀναπεπταμέναί ξεινων νενικανται θύραι: die aufgebreiteten Pforten werden besiegt von einströmenden Fremdlingen, können ihre überschwengliche Menge nicht mehr fassen. So Virg. Georg. II, 518: proventaque oneret sulcos, atque horrea vincat. Hn. F. Übersetzung ist zu allgemein, und die Anmerkung nichtsagend.“

D. A. E.

## KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. Kiel, b. Mohr: *Animadversionum in Sophoclis Oedipum Regem specimen* I. Scripsit Jo. H. Cord. Eggers, A. M. phil. D. et schol. Kil. coll. 1805. 82 S. 8. (10 Gr.) Nach einem vierjährigen Studium des Königs Oedipus, und nach zweijährigen akademischen Vorträgen über denselben (Vorr. p. 6), wagt sich endlich Hr. Eggers mit dem vor uns liegenden Specimen einer Ausgabe hervor, die jedoch nichts voraussetzen will, als die Lectüre des Homeros und Hesiodos; eigentlich also sehr viel, aber sehr wenig, nachdem Hr. E. es ansieht. Wenn wir auch nicht geradezu behaupten wollen, daß solchen Anfängern der Zutritt zu den Attikern an noch ganz versagt werden sollte: so fordern wir doch von dem, der diese Schriftsteller den Bedürfnissen des Lehrlings accommodiren will, daß er selbst, wie der Geist Gottes, über dieser uns in ihrer Gröfse fast chaotisch erscheinenden Masse von tiefer Absichtlichkeit und rein entwickelter Sprach- und Geistes-Cultur schwebt. Hr. E. scheint diese Ansprüche nicht einzusehen, und, den geringeren Aufwand von Gelehrsam-

keit, den ein dem ersten Unterricht bestimmtes philologisches Werk erfordert, aus ganz unrichtigen Principien construirend, sich an die erste Erscheinung zu halten. Denn die geringe Ausdehnung, in die sich die Summe aller Sprachgelehrsamkeit zu leichter Überficht zusammendrängen läßt, gleicht im Aufsern den unreifen, unzusammenhängenden Versuchen angehenden Philologen, die noch nicht einsehen, wie sehr gerade der Lernende vor allem zur Ahndung eines consequenten Sprachsystems und zum Gefühl des symmetrischen Zusammenhanges der Theile anzuleiten ist. So wird man viel eher dahin gelangen, gediegenen Gelehrten brauchbare Bemerkungen aufzustellen, als einen Schriftsteller zweckmäßig für noch Ueingezeichnete zu bearbeiten; weil das letzte die vollkommenste Überficht der ganzen Sprache voraussetzt.

Völlig unbekannt mit den allgemeinen Ansichten und dem schönen Streben neuerer Philologen, alle Eigenheiten der griech. Bildungsperioden auf univervelle Grundsätze, gleichsam auf gewisse überall anwendbare Formeln, zurück zu führen, geht

Hr. E. mit nichts, als einer ziemlichen Belesenheit ans Werk; da aber seine Lecture noch etwas ungeordnet und lückenhaft ist, so veranlaßt sie ihn an manchen Stellen, z. B. zu V. 2, 11, 21, 40 zu zwecklosen Abschweifungen, und läßt ihn dafür an anderen ganz im Stiche oder führt ihn irre. — Gleich bey V. 2 widerfährt dies Hn. E., wenn er *ῥαῖς* sitzen, mit dem Scholiasten, von *ῥαῖς*, schnell, abzuleiten bemüht ist: da vielmehr zwey verschiedene Verba anzunehmen sind, von denen das erste, welches häufig bey Euripides vorkommt (man s. den *Heslerschen Index*) von *ῥαῖς*; das andere hier Statt habende aber, der dem Sophokles von den Alten zugeschriebenen *imitatio Homerica* zufolge, von *ῥαῖς*, *ῥαῖς*, *ῥαῖς*, *ῥαῖς* hergeleitet werden muß, und mit *ῥαῖς* synonym ist. Vgl. *Etym. M.* p. 441 l. 8. und p. 460 l. 10. *Sylb.* — Zu V. 10 wäre der ungewöhnliche Gebrauch des *τινι ῥαῖς* für *warum?* zu bemerken, und mit Eurip. *Hel.* 1244 Beck. und Aristoph. *Plut.* 575 Inv. zu belegen gewesen. Eben so wird *ῥαῖς* gebraucht von Eurip. *Suppl.* 149 (s. *Markl.* zu dieser Stelle 147) u. 187. — V. 27 nimmt Musgrave (dessen Arbeit Hr. E. so wenig als die verdienstvollen Erfurdt's. Ausg. benutzt hat) den *ῥαῖς* für den *Ares*, welches auch richtiger ist, als mit Hn. E. eine Prosopöie der Pest anzunehmen. Nur muß man dabey nicht an den Kriegsgott denken, da *ῥαῖς* nach der Etymologie von *ῥαῖς* jedes *Tod bringende Unglück* bezeichnet. Für *Verwundung* oder *Tod* kommt es vor *Hom. Il.* 13, 444. 569. 8. dafelbst *Heyne* T. 6. p. 453 und 471. *Soph. Aj.* 254 *ῥαῖς* *ῥαῖς* *ῥαῖς*; besonders vgl. man *Oed. Tyr.* 190 — V. 31 die gewöhnliche, auch von Hn. E. vertheidigte Lesart *ῥαῖς*, wozu *ῥαῖς* gedacht werden muß, ist ungrisch, und dafür *ῥαῖς* zu setzen, welches Brunn in 2 Hdschr. gefunden hat. Zwar läßt sich keine Stelle nachweisen, wo *ῥαῖς* die active Bedeutung hätte: a' er schon Eustath. zu *Hom.* p. 479 l. 26 und p. 479 l. 22 Rom. bemerkt, es sey eine Eigenthümlichkeit des sophokleischen Styls, active Verba passiv und umgekehrt zu gebrauchen. Vgl. Musgr. ad *Soph. Antig.* 111; wenn auch diese Stelle selbst nicht darnach zu erklären, und mit Brunn und Erfurdt die Conj. *ῥαῖς* für *ῥαῖς* aufzunehmen ist. — V. 40 werden die verschiedenen Endformen von *Ὀδυσσεύς* angeführt. Wir bemerken bey dieser Gelegenheit, daß von der Form *Ὀδυσσεύς* nur die *casus obliqui*, bey den Ioniern sowohl als bey den Ätikern, vorkommen. Die letzteren gebrauchen nur die altdorischen Formen, daher dies Wort bey ihnen nur in den melischen Stellen vorkommt, die den Dorismus zulassen. Beym Homer kommt nur der Genitiv vor, *Il.* 23, 671. *Od.* 11, 72. Die Stellen der Tragiker sind diese: *Soph. Oed. Tyr.* 495. 1195. *Oed. Col.* 222. *Antig.* 380 *Erf.* Eurip. *Phoen.* 364. 817, 1511, 1519, 1548. *Porf. Suppl.* 836, 1078. Pindar hat einmal den Genitiv *Pyth.* 4, 467. — V. 44 wird *ῥαῖς* richtig nach Br. ad *Soph. El.* 1230 (1227 *Erf.*) durch *eventus* erklärt. Die Beweisstellen, die Musgr. und Br. im Index anführen, gehören nicht dahin. An ihrer Statt sehe man *Oed. Tyr.* 454 und Simonid. bey Suid. v. *ῥαῖς*. Denn *ῥαῖς* hat dieselbe Bedeutung. *Oed. Tyr.* 99. *Antig.* 157. *Thucyd.* 1, 140. — V. 49 *ῥαῖς* wie bey *Hom. Il.* 3, 100. 23; 113. *Od.* 8, 81. Anfang. — V. 56 f. war der Wahlspruch des Themistokles. *Justin.* 2, 12-14. *Wessel.* ad *Thucyd.* 7, 77. *Fabric.* ad *Dion. Cass.* 2, p. 810. — V. 64 schreibt Hr. Eggers nach *Porf. Praef.* ad *Eur. Hec.* p. IV richtig *ῥαῖς* anstatt *ῥαῖς*, so wie V. 43 *ῥαῖς* für *ῥαῖς*, weil hier eine Thlipsis des *α*, und eine Kraßs des *α* und *ε* eintritt. Porfon hat jedoch, von Daves verleitet, diesen Canon zu allgemein ausgedrückt, indem er dahin zu beschränken ist, daß *ῥαῖς* vor dem Diphthongen *αι* keine Kraßs macht, sondern eine Elision des *αι* erleidet. *Valck.* ad *Eur. Phoen.* p. 217 sq. Eben so vor

10. Porfon ad *Eur. Phoen.* 1228; und vor 4. Hermann ad *Eur. Hec.* 82. — V. 80 sucht Hr. E. die alte Lesart *ῥαῖς* gegen *Marklands* Conj. *ῥαῖς* (*Eurip. Suppl.* 1145) zu behaupten. Aber wenn man es mit *ῥαῖς* verbinden wollte, so stände das Genus entgegen, und wollte man es zunächst auf *ῥαῖς* beziehen, so würde die Trennung des Artikels von dem unmittelbar darauf folgenden Substantiv durch den Versabatz eine solche Erklärung verbieten. S. Hermann bey Erfurdt ad *Soph. Antig.* 407. (wo jedoch die Citata *Antig.* 953 in 451: *Erf.* und *Oed. Col.* 290 in 265. Br. zu berichtigen sind): *ῥαῖς* ist ganz in der Sprache der Tragiker, und hier dem *ῥαῖς* vortrefflich entgegen gestellt. Überdies ist die Weglassung des *δ* vor einem folgenden unter den häufigsten Schreibfehler der griech. Hdschr. So hat Wolf in der neuesten Ausg. der *Ilias* überall *δ* *ῥαῖς* Ratt *δ*; *ῥαῖς*. — Wir hätten es gern gesehen, wenn Hr. E. sich in den von ihm commentirten 95 ersten Versen des *Oed. Tyr.* öfter der grammatischen Kritik beilegt hätte, wozu sich doch noch mancher Anlaß gefunden haben würde. Wir machen nur aufmerksam auf V. 18, wo die homerische, den Tragikern ganz unbekannte Verbindung durch *ῥαῖς* vorkommt, welches auch nur den Gegensatz von *δ* *ῥαῖς*, nie von *δ* *ῥαῖς* bildet, so daß wir *εἰ δ' ῥαῖς* zu lesen vorschlagen möchten, und auf V. 26, wo wir zweifeln, daß die Partikel *ῥαῖς* einen Vers schliessen könne. So verderblich und alle Gründlichkeit vernichtend auch die eigentliche Conjecturalkritik, die nur an, einzelne Stellen oder Wörter haftet, dem Lernenden seyn würde: so sehr ist diese consequente Behandlung der kleineren, noch so sehr vernachlässigten, Redetheile zu empfehlen, wo jede einzelne Verbesserung einen weiteren Blick öffnet, und früh an eine Behandlung der Sprachen gewöhnt, die nicht auf, wenn auch zuweilen scharfsinnigen, Einfällen, sondern auf einer Fülle von philosophischem Geist belebter Gelehrsamkeit ruht.

An diese ausführlich erwogenen Bemerkungen über den Sophokles reiht sich die kritische Behandlung einer Euripiderischen Stelle. *Phoen.* 1271. *Porf.*, wo Hr. E. *ῥαῖς* *ῥαῖς* *ῥαῖς* vorschlägt: eine Conjectur, die aber schon durch die unstathafte Elision des Jota fällt, da *ῥαῖς* nach der alten Schreibart der Accusativ ist. S. Hermann ad *Eur. Hec.* 892. *Porfons* praef. ad *Hec.* p. XXIII und dens. ad *Eur. Orest.* 584.

Das Büchlein schließt sonderbar mit einer hexametrischen Überetzung des ersten der Horazischen Briefe, als Probe einer vollständigen Verdeutschung derselben, von welcher inzwischen, nach der Erscheinung der *Vossischen*, nicht mehr die Rede seyn kann.

**JUENGSCHRIFTEN.** Stuttgart, b. Löflund: *Neue Vorschriften für die ersten Anfänger im Schreiben*, geschrieben und gestochen von J. Carl Ausfeld, Kupferstecher. 1805. 2 S. u. 7. Bl. 4. (8 Gr.) Hr. A. ist der Meinung, welcher vor ihm schon mehrere denkende Scheiblehrer waren, daß der Anfang in der Kalligraphie nicht mit deutscher, sondern mit englischer Currentschrift gemacht werden müsse, weil durch die einfachen großen Formen dieser Schrift die Hand des Anfängers im Schreiben frey, leicht und gewandt gewöhnt werde. Die vor uns liegenden 7 Blätter enthalten daher auch nur die Elemente — Grundstrich-Buchstaben und einzelne Wörter — der engl. Schrift. Nach unserm Dafürhalten liegt in dem Charakter der englischen Schrift eine gewisse erzwungene Natürlichkeit. Je weniger man daher in den einzelnen Zügen die Mühe bemerkt, die ihre naturgemäße scheinende Bildung kostete, desto gefälliger erscheint diese Schrift. Rec. muß gestehen, daß Hn. A. Vorschriften in dieser Rücksicht den guten beygezählt zu werden verdienen.

Z—d.

## NEUE AUFLAGEN.

Dresden, b. Arnold: *England, Wales, Irland und Schottland. Erinnerungen an Natur und Kunst aus einer Reise in den Jahren 1802 u. 1803 von Christ. Aug. Gottl. Goede.* 2te vermehrte u. verbess. Aufl. 1806. I Th. XVI u. 237 S. II Th. VIII u. 407 S. III Th. 288 S. IV Th. VIII u. 213 S. V Th. VIII u. 367 S. 8. (6 Thlr. 12 Gr.) S. Recens. der ersten Aufl. 1804. No. 270.

Berlin, in der Realschulbuchhandl.: *Neue Chrestomathie*

für Anfänger zur Übung im Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische in fortschreitenden Lectionen über alle Hauptstücke der französischen Sprachlehre von J. F. L. M. Herausgegeben von A. J. Hecker, kön. preuß. Ober-Consistorial- und Ober-Schul-Rath und Director der sämmtlichen Anstalten der königl. Realschule zu Berlin. 5te völlig umgearbeitete Aufl. der Materialien zur Übung im Übersetzen aus d. Deutschen ins Französische 1807. VI u. 206 S. 8. (10 Gr.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 10 F E B R U A R , 1 8 0 8 .

## LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Fritsch: *J. J. G. Schellers lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handlexikon* vornehmlich für Schulen von neuem durchgesehen, verbessert und vermehrt durch G. H. Lünemann, Dr. d. Philos. und Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache am Gymnasio zu Göttingen. 1807. *Erfter oder lateinisch-deutscher Theil* in zwey Bänden. XXX und 1728 S. *Zweyter oder deutsch-lateinischer Theil.* XII u. 940 S. 8. (4 Rthlr.)

Der Herausgeber dieses revidirten Handwörterbuches hat allerdings geleistet, worauf er Anspruch macht, das Buch seiner Vollkommenheit etwas näher gebracht zu haben; aber er muß auch selbst gestehen, daß dieses das geringste Verdienst desjenigen sey, welcher auf eines Anderen Schultern tritt. Wir bescheiden uns zwar gern, daß sich ein altes Gebäude nicht so verbessern läßt, daß es die Vollkommenheit eines neugebauten erreicht; gleichwohl bedauern wir es, nicht ganz von ihm behaupten zu können, was er von seinem Vorgänger rühmt, daß er gethan habe, so viel er nach Maßgabe seiner Kräfte, *Einrichtungen und Vorarbeiten* thun konnte. Um dieses Urtheil zu rechtfertigen und zu beweisen, daß wir dem Herausg. gleiche Gerechtigkeit und Nachsicht widerfahren lassen, womit er seinen Vorgänger beurtheilt, wollen wir nicht fragen, was ein *Ruhnkenius*, was *Schelle*, was andere Gelehrte, deren Forderungen der Herausg. selbst geprüft hat, von einem Lexikographen verlangen würden; sondern auf die Bedingungen und Umstände, unter welchen er die Arbeit übernahm, eben sowohl Rücksicht nehmen, als auf seine eigene Abhandlung, *Primae lineae theoriae lexicographiae latinae sistentes* betitelt, worauf er in der Vorrede verweist.

Der wackere Verleger hatte es ihm zur Pflicht gemacht, bey der Durchsicht des *Schell.* Werkes, seiner Bestimmung gemäß, hauptsächlich auf die Bedürfnisse der Schuljugend Rücksicht zu nehmen, und nach einer gesunden Beurtheilung dessen, was und wie es für die Schuljugend gehört, die letzte Ausgabe desselben zu verbessern; zugleich aber zur Erleichterung des Ankaufes die Bogenzahl so wenig als möglich zu vermehren. Wir wollen sehen, wie der Herausg. diesen Zweck zu erreichen suchte, und leider! nur halb erreichte. Die erste Forderung, welche er selbst an einen Lexikographen macht, ver-

langt eine vollständige Aufzählung aller Wörter, welche in den Plan des Wörterbuches gehören; in ein Schulwörterbuch gehört aber nach seiner richtigen Überzeugung kein anderes, als classisches Latein, oder die Wörter, Ausdrücke und Redensarten classischer Schriftsteller, welche gewöhnlich in den Schulen gelesen werden, oder gelesen zu werden verdienen. Daß auch in diesen classischen Schriftstellern noch manche Wörter vorkommen, welche nicht classisch sind, ist ihm nicht unbemerkt geblieben; dennoch schloß er mit Recht diese Wörter nicht vom Handlexikon aus, sondern beschloß, sie der bezweckten Vollständigkeit wegen, mit der Bezeichnung ihres seltenen und ungewöhnlichen Gebrauchs aufzunehmen. Es hätten dabey auch noch manche Wörter aufgenommen werden können, welche in der gemachten Auswahl classischer Schriftsteller nicht vorkommen, gleichwohl das Gepräge der Classicität an sich tragen; durch die Weglassung aller anderen unclassischen Wörter aber wäre Raum zu zweckmäßigen Zusätzen gewonnen worden. Allein — und dies ist es, was wir zuerst mit Tadel bemerken — da der Verleger dem Herausgeber vorstellte, daß doch mancher Schüler sich Zeitlebens mit dem einmal angeschafften Handwörterbuche behelfen müßte: so ließe er sich bewegen, diesen wohlauagefaßten Plan aufzugeben, und den extensiven Gehalt des Buches nur wenig zu verändern. Die einzige Änderung, welche er vornahm, bestand in der Aufnahme der untrennbaren Präpositionen und einiger anderen Wörter, welche der Vf. vergessen oder für ungebräuchlich und unwichtig gehalten hatte. Wenn der Herausg. noch bemerkt, daß er dagegen manche *Nomina propria* weggelassen habe, die der Knabe selten in seinem Wörterbuche nachzuschlagen pflege: so müssen wir erklären, daß wir viele, wie *Macrobius*, *Macrobi* u. a. ungern vermiffen, und auf der andern Seite nicht begreifen, wie die *Abortae* und ähnliche die Ehre der Aufnahme erhielten. Hätte der Herausg. bedacht, daß ein Schüler, welcher zur Lectüre wenig gelefener Schriftsteller übergeht, entweder im Stande sey, das grössere Wörterbuch sich anzuschaffen, oder doch die im Handwörterbuche nicht angegebenen Wörter sich ohne dessen Hülfe zu erklären: er würde seinen Plan sich nicht haben verrücken lassen, oder wenigstens ihn nur auf die Wörter ausgedehnt haben, deren Bedeutung nicht durch sich verständlich war. Wäre es nicht gerathener gewesen, statt der vielen unclassischen, man möchte sagen, unlateinischen Wörter aus den Kirchenvätern,

deren Sinn sich Jeder leicht selbst entwickeln kann, mehr eigenthümliche Ausdrücke aufzunehmen, wozu schon die römische Alterthumskunde von *Ruperti* oder *Adam* eine kleine Nachlese liefern könnte? Wir sind fest überzeugt, daß der Herausgeber, wenn er auch von den eigenthümlichen Namen nur die aufgenommen hätte, deren Erläuterung sich nicht aus dem Zusammenhange ergibt, in welchem sie bey den lateinischen Schriftstellern vorkommen, selbst noch für den Anfangs bezweckten, aber nachher auf Vorstellung des Verlegers weggelassenen, Anhang griechischer Wörter, die sich hin und wieder in den classischen Autoren finden, Raum gewonnen haben würde. Da er aber zu sehr den einseitigen Wünschen seines Verlegers folgte, so ist es dahingekommen, daß das Wörterbuch auf der einen Seite zu viel enthält, indem es den Umfang der Classicität überschreitet, und auf der anderen Seite zu wenig, indem auch eine flüchtige Vergleichung des Handwörterbuchs mit dem ausführlichen Lexikon zeigt, wie viel noch an der Vollständigkeit des dargelegten lateinischen Sprachschatzes fehle.

Des Herausg. zweyte Forderung, welche die beste Anordnung der aufgenommenen Wörter betrifft, verlangt von einem alphabetisch geordneten Wörterbuche, daß zugleich auf die *Etymologie* und *Synonymie* der Wörter Rücksicht genommen werde. Was der Herausg. von Seiten der Etymologie für nothwendig hält, bezeugt er in der Vorrede zum Wörterbuche Wort für Wort geleistet zu haben; aber für Synonymie ist wenig oder gar nichts geschehen, und die Vorarbeiten eines *Mangelsdorf*, *Ernst* u. s. w. sind noch unbenutzt geblieben. Von älterer Synonymie hatte *Scheller* noch keinen Begriff, und der Etymologie räumt er, so viel er auch davon zu verstehen glaubte, theils zu wenig, theils zu viel Recht ein, so daß man in der Verbesserung dieser Mängel den Hauptvorzug der *Lünemann'schen* Revision zu suchen hat. Zu viel Recht räumte S. der Etymologie ein, wenn er sie zum höchsten Gesetze der Rechtschreibung erhob, worin ihr L. mit Recht den niedrigsten Rang anweist, und ihr den Sprach- und Schreib-Gebrauch vorzieht, der aber wieder nach den Regeln des Wohlklangs und der Analogie beurtheilt werden muß. Analogie ist überhaupt die beste Richtschnur, eine gesunde Etymologie zu begründen; und wer zeigen kann, daß er analogisch verfährt, darf die kühnsten Etymologien wagen, ohne den Vorwurf der Lächerlichkeit fürchten zu dürfen; dagegen man durch dargelegte Analoga oft die scheinbarsten Ableitungen nicht nur verdächtig machen, sondern aufs klarste widerlegen kann. Hätte S. dies gewußt, er würde *Disortus* nicht von *dissero*, *templum* weder von *tuor* noch von *templor* abgeleitet, und was noch wichtiger war, *alludo*, *appendo*, *arodo*, *ascendo*, *affero*, *attero* etc. nicht unter *AD* geordnet, oder wenn er *accendo*, *affero*, *aggero* etc. schrieb, die Schreibart mit *ad* nicht für richtiger erklärt haben. Falsche Ableitungen nun konnte L. leicht verbessern, und wir sind mit seinen Grundsätzen

und mit seinem Verfahren, bis auf einzelne Fehler, vollkommen einverstanden, wiewohl wir mehr leichte Etymologien angeführt, und *Schneiders* griechisches Lexikon mehr benutzt wünschten, damit wir nicht zu oft die Hinweisung auf die griechische Sprache vermifsten, wie *κόμης* bey *cinis*, *δύλεω* bey *deleo*, *δίζω* bey *dico* und unzählige andere. Allein die Composita nach richtigeren Grundsätzen zu ordnen, war mit grösseren Schwierigkeiten verbunden; der Herausg. unterliefs es, weil eine Abänderung darin nicht so leicht war, als die Trennung des Consonanten *J* vom Vokal *I*, welche er in Consequenz der schon von seinem Vorgänger getrennten *U* und *V*, wiewohl nicht überall gleich richtig, vollführt hat. Doch hätten wir gewünscht, er hätte von S. die Methode angenommen, die für besser erkannte Schreibart mit dem Zusatze *richtiger* zu bezeichnen, wo er die Wörter falsch geordnet fand.

Zu wenig Rücksicht nahm *Scheller* auf die Etymologie nicht nur darin, daß er, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, bey keinem Worte seine Abstammung andeutete, deren Kenntniß doch allein auf Gründlichkeit führt; sondern vorzüglich in der *Entwicklung und Anordnung der Bedeutungen einzelner Wörter*, welches beides ein Hauptfehler des *Scheller'schen* Wörterbuches war. Daß *Scheller* die Abstammung jedes aufgeführten Wortes anzugeben vergaß, dazu möchte man sich noch Glück wünschen, weil bey seinen verkehrten Ansichten dadurch nur mehr verdorben als gut gemacht seyn würde, und unser Vf. wahrscheinlich noch eine Mühe mehr gehabt hätte. Leider! hatte aber seine Unkunde einer richtigen Etymologie auch die Folge, daß er die Bedeutungen der Wörter oft verkehrt entwickelte und ordnete, welches Verfahren desto verderblicher war, je logisch-richtiger es schien, und je mehr es eben darum unter den Lehrern der lateinischen Sprache Nachbeter und Nachahmer fand. Dank sey daher dem Herausg. gesagt, daß er diesen Fehler nicht nur öffentlich zur Sprache brachte, sondern ihn auch praktisch im Wörterbuche selbst zu verbessern beunth war. *Scheller* befolgte in der Anordnung der Bedeutungen meistens die logische Methode, wobey er nach Willkühr diejenige zum Grunde legte, woraus er alle anderen am leichtesten herleiten zu können glaubte. So kam die allgemeinste und abstracteste Bedeutung, welche in vielen Fällen niemals existirt hat, als Grund- und Haupt-Bedeutung obenan zu stehen, und die specielle, sinnliche Bedeutung, von welcher der Sprachgebrauch ausging, traf nicht selten zu allerletzt die Reihe, ausgeführt zu werden. Der Herausg. zog daher mit Recht die historische Methode der logischen vor, und stellte statt der vermeintlichen Grundbedeutung die Urbedeutung, worauf die Etymologie des Wortes führte, obenan. Doch bleibt ihm, wenn er wirklich geneigt ist, noch mehr für Lexikographie zu thun, wozu wir ihn ermuntern, die Hauptarbeit noch übrig, daß er die Bedeutungen jedes Wortes auch wirklich auf dem historischen Wege verfolge, und mit Bele-



gen aus den Schriftstellern verschiedener Zeitalter, so viel möglich, bestimmt andeute, wie und wann sich aus der Urbedeutung des Wortes nach und nach die übrigen entwickelt haben. Ein solches Verfahren wird gewiss die große Mühe belohnen, welche das Lesen oder wenigstens Nachsehen so vieler Schriftsteller erfordert; man wird nicht nur bestimmtere Resultate über die Aussprache, Bildung und Schreibart der Wörter in verschiedenen Zeitaltern erhalten, sondern auch mit größter Klarheit bemerken, wie der Sprachstamm immer neue Äste und Zweige trieb, und die Begriffe des Volkes nach und nach mit neuen Bildern und Vorstellungen bereichert wurden. Man wird finden, welche Wörter unter anderen Cicero in seinen späteren Jahren als Purist in die Stelle der bisher gebrauchten griechischen Wörter setzte, und wie z. B. *medietas* (die Mittelheit), welches Cicero noch nicht zu gebrauchen wagte, bey späteren Schriftstellern schon gäng und gebe geworden war. Dann erst, wenn dieses geschehen ist, wird es möglich seyn, den classischen Werth eines Wortes, worauf wir am Ende noch zurückkommen werden, in jeder einzelnen Bedeutung festzusetzen. Mit Bedauern finden wir die einzelnen Vorarbeiten, selbst die vortrefflichen Bemerkungen Spalding's zum Quintilian worauf der Herausg. in seiner Abhandlung verweist, in Ansehung des veränderten Gebrauchs einzelner Wörter und Redensarten noch fast gar nicht benutzt, wiewohl der Herausg. deshalb Entschuldigung verdient, weil er kein ausführliches Lexikon schrieb, und selbst die Einrichtung des Handwörterbuches nicht ganz von ihm abhing. Genug, daß er, worauf er allein Anspruch macht, das Buch seiner Vollkommenheit hierin näher brachte.

Was die grammatikalischen Bemerkungen betrifft, welche man auch in einem Wörterbuche erwartet: so fand der Herausg. außer der Orthographie und Quantitätsbezeichnung wohl wenig zu verbessern vor. Daß es nicht in des Herausg. Macht stand, die Wörter überall nach einer richtigen Orthographie zu ordnen, ist oben schon erinnert worden; in der Quantitätsbezeichnung hätte indeß noch mehr geschehen können, als schon geschehen ist. Der Herausg. kannte, wie man aus der Vorrede sieht, den Unterschied zwischen der positiven und natürlichen Sylbenlänge, ob wir gleich im Wörterbuche weder bey *corripere*, noch bey *producere*, die Bemerkung finden, daß die Production und Correption in der Aussprache nicht so wohl den Sylben als den Vocalen zukomme, wie schon der neueste Herausg. von *Sancti Minerva* aus *Gell.* II, 17, IV, 17 u. a. Stellen schloß. Sobald aber dem Herausg. diess bekannt war, was so wenige wissen, so hätte er, um, wenn nicht eine richtigere Aussprache der lateinischen Wörter, doch die Kenntnisse der römischen Pronuntiation zu befördern, wohl gethan, wenn er durch die Zeichen. — und o nicht sowohl das Sylbenmaß, welches die Prosodik lehrt, als die Dehnung und Schärfung der Vokale angegeben, und diese Bezeichnung also auf die Sylben noch ausgedehnt hätte, welche posi-

tione lang sind. Diess ist nun zwar auf eine andere Weise bey den wenigen Wörtern geschehen, welche der Herausg. in der Vorrede selbst namhaft macht, und welche nach der Dehnung oder Schärfung ihrer Vocale verschiedene Bedeutungen erhalten, d. h. bey *plecto*, *lustrum* und *illex*. Es hätte aber auch bey allen anderen Wörtern geschrieben seyn, über deren wirkliche Aussprache in Hinsicht der Vokale wir unterrichtet seyn können, um daraus begreifen zu lernen, warum die Griechen z. B. in *Consul*, *Constantinus* etc. die erste Sylbe mit einem o schreiben mußten, und warum wir die Wörter *sollennis*, *sollers*, *sollidus*, in denen das o geschärft oder kurz war, mit doppeltem l zu schreiben haben. Es sagt uns nämlich Cicero *Orat.* 48, und nach ihm *Gellius* II, 17, daß man in den Präpositionen *In* und *Con* die Vocale gedehnt habe, sobald ein f oder s darauf folgte; und ähnliche Bemerkungen findet man an verschiedenen Stellen bey *Gellius*, *Festus* u. a. Grammatikern. Die eigentliche Aussprache der durch Position langen Sylben, wozu wir keine bestimmten oder analogen Belege in den Grammatikern finden, erkennen wir theils aus ihrer Abstammung und Flexion, wie *octo* aus *ὀκτώ*, und *interrēx*, gen. *interrēgis*, theils aus der Schreibart im Griechischen bey *Plutarch*, *Dionys* u. a. z. B. *mentēm*, welches *Πέντε* schreibt, theils aus der Accentuation, wie *fellēs*, welches *Diomedes* nicht circumfleciert, sondern acuiert, und was der Merkmale mehr sind. Daß nach dieser Theorie fast alle willkürlichen Sylben das Zeichen der Kürze erhalten müssen, wie es Quintilian bey *völlucris*, *agrestis* ausdrücklich erinnert, und nur solche Wörter, in deren Aussprache man getheilt war, wie *quiesco*, *hic*, die Bezeichnung der Willkühr erhalten sollten, braucht wohl nicht erst erinnert zu werden.

So viel von der Andeutung der Aussprache durch die Quantitätszeichen! Die Betonung der Sylben braucht zwar nicht angegeben zu werden, da sie sich aus der Quantität der Sylben von selbst ergibt; aber in denjenigen Wörtern, wo die Betonung eine Ausnahme von der Regel macht, hätte sie doch angegeben werden können, um z. B. einzusehen, warum gute Metriken *dinde* meist nur zweysylbig gebrauchen. Außerdem hätte Hr. L. wohl nach Schneider's Methode, wiewohl weniger mangelhaft und unrichtig, zu Anfange eines jeden Buchstaben eine kurze Übersicht von seiner verschiedenen Aussprache und Geltung im Schreiben, wie von seiner Verwandtschaft und Verwechslung mit anderen Buchstaben, geben können, zumal da diese Bemerkungen ein helleres Licht über die Schreibart und Ableitung zahlloser Wörter würden verbreitet haben. Wie nützlich würden, um nur einige Beispiele anzuführen, die Bemerkungen gewesen seyn, daß C, wie seine Stelle im Alphabete und die Abkürzungen der Namen Gajus und Gnaeus beweisen, ursprünglich ein G war, und *Kasfo*, *Kalendar* daher mit einem K geschrieben werden mußten; daß sich aber

nach und nach die Aussprache des C in vielen Wörtern, wie in *sacer, sancio, Ceres*, zu K verhärtete; und daher Sp. *Carvilius Ruga* (*Plutarch. Qu. R. sect. 54 ad. H.*) die weichere Aussprache durch einen angehängten Strich unterschied, woraus das G. entstand; dafs man von der Zeit an das K nur vor a beybehält, bis es endlich fast ganz vom C verdrängt ward, und vor e und i das C, so wie vor o und u das Q oder äolische *Koppa* gebrauchte (*Quint. Inst. I, 4, 9*); dafs endlich das C fast überall geschrieben ward, wo die Griechen ein K gebrauchten, aber erst bey den Einfällen der germanischen Völker mit dem t in den bekannten Fällen die barbarische Aussprache eines ts oder deutschen z annahm; dafs also auch das lateinische Ch vom deutschen Ch verschieden, eigentlich, so wie das griechische χ, ein Kh sey, wie in *Chors, Chorus, Charus, pulcher*; dafs folglich noch weniger SCH Verwandtschaft mit dem englischen Sh habe, sondern wie im Griechischen von SKH nicht unterschieden sey, und daher sowohl *schidia* als *scidia* geschrieben werden könne; dafs auf ähnliche Weise F ursprünglich ein W war, Wau genannt, welches wegen seiner Gestalt bey dem Stammvolke der Römer auch den Namen *Digamma* (Doppel-G) führte; dafs sich allmählich die Aussprache desselben in vielen Wörtern, wie in *frango* aus dem äolischen *φρῆσω, φρῆγω, φράγγω*, zu einem deutschen f verhärtete, und zu einem eigenen Grundtone ward, welchen, nach Quintilians und Priscians Bemerkungen, die Griechen gar nicht kannten, und der von späteren Grammatikern den Namen Ef statt Fe erhielt, weil man diesen Blafelaut, so wie den Zischlaut S, wegen des scheinbaren Nachtonens zu den fließenden Lauten zählte; dafs man hierauf ans Ende des alten Alphabetes, welches mit T schloß, für die weichere Aussprache des F das uralte Zahlzeichen V setzte, welches man in seiner Einfachheit bald auch für das vom O nunmehr unterschiedene deutsche und französische V, wie in *optimus*, das man nach Quintilians Bemerkung *optimus* sprach, und seit Julius Cäsar auch *optimus* schrieb, zu gebrauchen anfang, und in seiner gegen einander gekehrten Verdoppelung X, wie Quintilian bemerkt, für ein KS einführte; dafs hingegen die abermalige Verhärtung des V in F erst nach der Völkerwanderung entstand, und daher das doppelte V oder W erst nach der römischen Zeit eingeführt werden konnte; dafs endlich der Blafelaut F von PH eben so verschieden war, wie unser Kehl laut Ch vom lateinischen, u. dgl. m. *Seyferts* Sprachlehre, mit Kritik studirt, würde nicht nur diese Notizen, sondern noch vieles andere dargeboten haben,

was wir zur Vollkommenheit des Lexikons vermissen. —

Was man bey einem Schulwörterbuche am ersten erwartet, ist unstreitig die *Bestimmung des classischen Werthes*, welchen jedes Wort in seinen einzelnen Bedeutungen hat: und dafs nach dieser Bestimmung die Auswahl der Beyspiele und Citate aus den Autoren zu treffen sey, bedarf wohl keines weiteren Beweises. Wir haben aber schon oben erinnert, dafs dieser wichtige Punct ein genaueres Studium der classischen Schriftsteller nach ihren verschiedenen Zeitaltern und Gattungen erfordere, und müssen daher bey einem Wörterbuche, dessen Revision im Verlaufe weniger Jahre geschah, auf eine Vervollkommenung desselben in dieser Hinsicht Verzicht leisten. Dafs der Herausg. wußte, wie der classische Werth der Wörter zu bestimmen sey, hat er in der akademischen Streitschrift gezeigt, welche wir oben angeführt haben; ausgeführt finden wir davon noch wenig oder gar nichts, und der classische Gebrauch der Wörter muß bis jetzt noch bloß aus dem Namen der angeführten Schriftsteller errathen werden. Selbst das ist selten bestimmt angegeben, dafs dieses oder jenes Wort nur von Philosophen, Rhetoren, Geographen u. dgl. gebraucht werde; dafs diese oder jene abgeleitete Bedeutung eines Wortes nur im Redner- oder Dichter-Styl erlaubt sey. Höchstens findet man hie und da ein fremdes oder veraltetes Wort, einen Volksausdruck oder Provincialismus, und zwar wo es geschieht, meistens schon von *Scheller*, markirt; aber wie unzählig viele griechische, und selbst barbarische Wörter sind ohne eine beygefügte Bemerkung als gutes Latein aufgeführt, welche kein Purist, wie Cicero, sich erlaubt haben würde. Dergleichen Wörter sind, um nur einige namhaft zu machen, *Ceva*, eigentl. Plur. *Cevae* Kühe (niederdeutsch *Keus*); *Gaulos*, ein phönizisches Fahrzeug; *Canthus*, ein eiserner Reif um ein Rad; *Ploxenus* oder *Plexenum*, ein Wagenkasten; *Mastruca* oder *Mastruga*, ein Pelz; *Ambactus*, Ambacht, Officiant. Wenn Wörter der Art, wie *petorritum, carrus, caballus, rhena* etc. nicht bloß scherzhaft oder idiotisch von guten römischen Schriftstellern gebraucht werden, haben sie darum gleich, wie der Herausg. zu glauben scheint, das römische Bürgerrecht erhalten? Fast alle Wörter barbarischen Ursprungs, wie *rheda, carruca, carrago, angaria* etc. sind als *termini technici* oder als Modenamen zu betrachten, welche aufhören im Curs zu seyn, sobald man die besonderen Gegenstände nicht mehr kennt, durch deren Gebrauch oder Bekanntwerdung sie nach Rom kamen.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

## NEUE AUFLAGEN.

Nordhausen, b. Nitzsche; *Versuch über Luthers Reformation, ihren Geist und ihren Einfluss*, oder Auszug aus der gekrönten Preisschrift des Herrn *Villers* über die von dem Nationalinstitut zu Paris aufgestellte Frage: Welchen Einfluss hat Luthers Reformation auf die politische Lage der verschiedenen Staaten Europas und auf die Aufklärung gehabt. A. d. Franz. überf. und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von

G. F. H. Plieth. 1805. 166 S. 8. (12 Gr.) 3. Recens. des Originals. 1804. No. 124.

Wien, b. Degen: *Beschreibung und Grundriß der Haupt- und Residenz-Stadt Wien*. Sammt ihrer kurzen Geschichte; von Joh. Pezzl. Neue verm. Aufl. 1807. II u. 438 S. Taschenform. (2 Thlr. 16 Gr.)

Druckfehler. No. 22. S. 172. Z. 10 lies: dafs nicht ihr einziger u. s. w.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 11 F E B R U A R, 1808.

## LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Fritsch: *J. J. G. Schellers lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handlexikon.*  
Von G. H. Lünemann etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Dießs mag genug seyn über das Allgemeine der Lexikographie, welches, wenn es gleich für die Arbeit weniger Jahre zu viel gefodert scheint, doch als Ideal jedem vorschweben muß, welcher Anspruch auf einen verdienstvollen Lexikographen macht. Sonst verdient der Herausg. noch das Lob, daß er bey der Angabe der Bedeutungen überall den vollkommen entsprechenden Ausdruck im Deutschen aufzufinden suchte, und die verschiedenen Anwendungen der Bedeutungen eines Wortes von der eigenthümlichen Bedeutung selbst unterschied. Aber wodurch sich seine Ausgabe von der früheren wesentlich unterscheidet, ist die bestimmtere Erklärung von Gegenständen aus der Thier- und Pflanzen-Welt, in welcher Hinsicht man die Aufklärungen eines *Beckmann*, *Schneider* u. s. w. vortrefflich benutzt findet. Man sehe z. B. nur die Wörter nach, welche mit *Chamae*, χαμαί, zusammengesetzt sind. Daß der Herausg. unzählige Druckfehler der früheren Ausgabe verbesserte, läßt sich von einem Manne, welcher auch auf die angeführten Citate eine besondere Aufmerksamkeit richtete, leicht erwarten. Daß aber dennoch manche solcher Fehler unbeachtet geblieben sind, mag das einzige Beyspiel *acer* zeigen, welches unter *acer* als *adverb.* abermals als *acer* abgedruckt, und unter *acer* völlig gestrichen ist. Auch vermissen wir die Consequenz des Herausg., wenn er gleich zu Anfange des Buches die Abkürzung *A* für *absolvo* bemerkt, unter *C* dagegen von *condemno* schweigt u. s. w. Überhaupt ist das Wörterbuch darin noch sehr unvollständig und unvollkommen, daß es zu Anfange eines Buchstaben zwar einige, aber nicht alle Abkürzungen aufzählt, welche in den Ausgaben der lateinischen Classiker oder auch in anderen lateinischen Schriften sehr gewöhnlich sind, und den unkundigen Leser in die größte Verlegenheit setzen. Als ein Beyspiel von Unvollständigkeit in den Belegen für eine Bedeutung wollen wir nur gleich bey *A* aus Cicero's *Timaeus* die Redensart *a latere*, *seitwärts*, anführen; und als Unvollständigkeit in der Aufnahme der Wörter möchte man es bemerken, daß man zwar *sesquialter*, *sesquitercius*, *sesquioctavus*, aber kein *sesquiquartus* findet, wenn nicht das ausführliche Lexikon zeigte, daß *Scheller*

*J. A. L. Z.* 1808. Erster Band.

darum bloß jene drey Wörter auführte, weil nur sie in Cicero's *Timaeus* vorkommen. Aber war darum kein *sesquiquartus* möglich? mußte nicht vielmehr in diesem, wie in jedem ähnlichen Falle, gleich unter *sesqui* das Wort *sesquialter* erklärt, und dabey bemerkt werden, daß, dem ähnlich, auch die Wörter *sesquitercius*, *sesquioctavus* gebildet seyen? Hätte *S.* so verfahren, so würde er bald bemerkt haben, wie falsch und inconsequent zugleich seine Erklärung dieser Wörter sey; und hätte er mit Cicero's Übersetzung das Original in Platos Werken verglichen, so würde er sie als gleichbedeutend mit den griechischen Ausdrücken *ἡμιόλιος*, *ἐπιτριτος*, *ἐπὶ ὀδοος* gefunden haben, deren Erklärung bey *Schneider* ganz anders lautet. Ungern sahen wir dergleichen Fehler auch in der neuen Ausgabe noch: so sind z. B. auch alle mit *semus* zusammengesetzte Wörter, wie *difemus*, *trifemus* etc. falsch erklärt, obgleich die griechischen Wörter daneben stehen.

Was den zweyten oder deutsch-lateinischen Theil betrifft, so sah der Herausg. die Mängel desselben in *Schellers* Wörterbuche vollkommen ein, konnte ihnen aber, da ihm der Verleger zu wenig Zeit zu einer sorgfältigeren Bearbeitung des Werkes ließ, nicht in dem Maße abhelfen, wie er selbst es wünschte. Je weniger der Herausg. nach diesem eigenen Geständnisse erwarten läßt, desto billiger muß unsere Beurtheilung seyn. Die Druckfehler sind verbessert; viele unnütze Wörter gestrichen, unpassende Ausdrücke mit schicklicheren vertauscht, und einige hundert deutsche Wörter mehr aufgenommen, welche zum Theil nicht nur in dem größern Wörterbuche des Vfs., sondern auch in dem *Bauerschen* fehlen. Folgende Beyspiele mögen von den Verbesserungen und Vermehrungen zeugen, welche wir durch die Vergleichung der älteren Ausgabe wahrgenommen haben. Im Artikel *Abatz*, welcher bey *Bauer* viel reichhaltiger ausgefallen ist, als bey *Scheller*, hatte *Bauer* die Absätze an Bergen durch *artium montium* übersetzt, *Lünemann* hat dafür *dejectus* aus *Caes. B. G. II*, 8 aufgenommen. *Bauer* schied das *U* nicht vom *V*, und stellte daher *Ue* und *Ve* zusammen; *Scheller* trennte das *U* vom *V*, behandelte aber den Umlaut *Ue* als bloßes *U*, und ordnete ihn, ob er gleich *Ui* schrieb, vor *Uh*; *Lünemann* hat richtiger *Ue* abdrucken lassen. Bey *Überzug* finden wir den Zusatz: *des Schildes*, *tegimentum*, aus *Caesar*; aus demselben Schriftsteller ist die Redensart: *in Unterwürfigkeit erhalten*, *in officio continere*, aufgenommen; ferner einen Pfeilschuß weit, *non longius, quam quo*

M m

*telum adjici potest*, woraus jedoch auch die Redensart: *einen Büchschuss weit* hätte abgeleitet werden können. *Bauer* hat keine jener Redensarten, und bey allen fehlt der Ausdruck *Schussweite*, *telus jactus*. Den unter Trüb geordneten *Trupp* hat L. auszureichen vergessen; aber die *Truppe* der Schauspieler durch *caterva* ausgedrückt, wofür *Sch. grex* gesetzt hatte. Bey *Kalldauen* findet man außer *intestina* noch *fendicae*, wozu B. noch das minder richtige *viscera* fügt. Bey *Kneipschenke* ist noch das Wort *gurgustium*, bey *Matador*, *antistes* hinzugefügt, welches auch dem sonst reichhaltigen *Bauer* entgangen ist. Das Wort *einseitig* ist von B. umständlicher, als von *Sch.* behandelt; *Lünem.* Zusatz: *einseitig* z. B. beobachten, *leviter*, scheint selbst zu *einseitig* zu seyn. Unter gleiche Kategorie gehört der Zusatz des tropischen Ausdruckes *einen Mißgriff thun*, *errare*, welchen B. besser durch *aberrare peccare*, *labi* übersetzt. Besser war der Zusatz: *sich an die Erfahrung halten*, *experientiam sequi*. Aus *Phaedrus* ward der Ausdruck *vestis adhaerens* für *Schleppkleid* entlehnt; aus *Plautus* *vestispicus* und *vestispica*, der *Kleiderbewahrer* und die *Kleiderbewahrerin*; *fulmenta*, die *Schuhsohle*; *farcinam adstringere*, sein Bündel schnüren; *cuppis*, das *Lechermaul*; *stultiloquentia*, *Narrentheidung*; *dormitator*, ein *Schläfer*, *Träumer*; *versatur mihi nomen in primoribus labris*, der *Namen* schwebt mir auf der Zunge. Sowie der lateinisch - deutsche Theil genauere Bestimmungen aus der Naturgeschichte erhalten hat, so der deutsch - lateinische aus der Mechanik und Physik, z. B. *krummlinige Bewegungen*, *motus per curvas*; *schiefe Ebene*, *planum inclinatum*; *Druckwerk* bey *Sprützen*, *antlia aquatica premens*; *Sprachrohr*, *tuba stentorea*, wo jedoch *tubus acusticus* stehen blieb, welches ein Hörrohr bezeichnet. *Sch.* Ausdruck für *unterschlüchtige Mühle*, *mola*, *quam aqua inferne impellit (agit)* ist hier besser *mola cum rotis inferne impulsis* wiedergegeben; und in die Stelle des *radius* für *Streichholz* ist *hossorium* aus *Priscian* getreten. Bey *Reif* endlich ist noch der *Reif* des *Rades*, *canthus*, hinzugefügt. Neu aufgenommene Wörter, welche auch in *Bauers* Wörterbuche fehlen, sind: *ermatten*, *Ernattung*, *hinströmen*, *Lebensaufseerung*, *Wechselverhältniß*, *schauderhaft*, *Gegenkraft*, *Verdaunkräfte*, *berücksichtigen*, *Gebilde*, *bildsam*, *Bildungstrieb*, *einströmen*, *Muskelkraft*, *Verästlung*, *unheimlich*, *unphysiologisch*, *Fruchtwasser*, *ausbeeren*, *einbeeren*, *Dohnenstiel*, *Eichenkamp*, *Stichhandel*, *vereinfachen*, *auffallen als transitiv*, *Stoffbild*, *Mnemonik*, *mnemonisch*, *Sachgedächtniß*, *Wortgedächtniß*, *Ortgedächtniß*, *Vergessungswissenschaft*, *Hornpulver*, *Schmiermittel*, *Längenuhr*, *Däumling*, *Rückwirkung* (*Wechselwirkung* fehlt noch), *einem etwas ablisten*, *einen anstieren*, *anglotzen* fehlt noch), *Erzeugniß*, *Erwerbnis*, *gesund*, *Gewitzel*, *Hochsinn*, *höfisch*, *Hüttner*, *eigends*, *Meuchler*, *passlich*, *Pfingling*, *Schützling*, *Söldling*, (*Pflanzling* fehlt noch) *reglich*, *reglos*, *regsam*, *Erregbarkeit*, *rofig*, *schreckbar*, *Trockniß*, *theillos*, *truglos*, *Unbesorgtheit*, *Fundort*, *leichtbewaffnet* (*schwerbewaffnet* fehlt noch), *Landweg*, *Seesprotz* oder *Verklärung*,

*prachtvoll*, *ungeschwächt*, *unzweckmäßig*, *Wagenregierer* (*Wagenlenker* und *Zügelführer* fehlen). Diese Zusätze sind uns außer einer beträchtlichen Anzahl von Wörtern aus dem Maschinenwesen, welche wir zur Ersparrung des Raumes übergehen, bey der Vergleichung einzelner Partien des Buches aufgestoßen. Manche andere neu aufgenommene Wörter finden sich schon bey *Bauer*, jedoch ohne aus diesem geschöpft zu seyn: durch dessen Benutzung wäre die Nachlese noch viel reicher ausgefallen. Von der Verimehrung des Buches mag indeß die Seitenzahl einen Beweis abgeben, da die alte Ausgabe nur 1832 Columnen oder 916 S., die neue hingegen 940 S. enthält. Da der Herausg. die untrennbaren Präpositionen in dem lateinisch-deutschen Theile noch besonders aufgeführt hat: so wundert es uns, daß er diese und ähnliche Wörter, welche der Deutsche in gleichartigen Zusammensetzungen gebraucht, der Lateiner aber durch Umschreibungen ausdrückt, nicht auch in dem deutsch-lateinischen Theile besonders aufnahm. Wenn er z. B. *verbaden*, *clavare*, *versalben*, *erungere*, so wie *verfressen*, *comedere*, *versausen*, *exputare*, aus *lautus* einschaltete: so hätte er auch unter *ver* die lateinischen Periphrasen solcher Zusammensetzungen durch *absumere*, *perdere*, *bemerk*, und bey jenen Wörtern darauf verweisen sollen. So vermissen wir, um nur noch ein Beyspiel der Art anzuführen, bey *nach* untern die Angabe der verschiedenen Wendungen, wodurch der Lateiner die mit *nach* zusammengesetzten Wörter wiederzugeben pflegt, als *imitor*, *exprimo*, bey Nachahmungen oder Nachbildungen; *sequor*, *persequor*, bey Nach-eilen oder Verfolgen; *continuo*, *repeto aliquid*, bey Fortsetzungen oder Wiederholungen; *post*, *denuo* cet.

F—G.

## NATURGESCHICHTE.

ERLANGEN, b. Walther: *Der europäischen Schmetterlinge* Vten Bandes 10tes Heft. Tab. 47 — 52 Bogen Ff—li. gr. 4. 1806. 6 illuminierte Kupfertafeln und 4 Bogen Text. (2 Thln.)

Hr. *Esper* fährt in diesem Hefte fort, uns die lange unterbrochene Naturgeschichte der *Spanner* zu liefern. Die Textbogen enthalten die Beschreibungen einiger, auf den letzten Tafeln des 9, und auf den ersten Tafeln des 10 Heftes abgebildeter Arten. Es gereicht Hn. E. oder dem Verleger seines Werkes, vielleicht auch allen beiden, zum Vorwurf, daß seit geraumer Zeit in den ausgegebenen Heften der Text gegen die Tafeln sehr zurückgeblieben ist, da dieser dem Beurtheiler die Arbeit, welche bey dem geringen Fleisse, der auf die Abbildungen verwandt worden, schon nicht gering ist — noch mehr erschwert, ihn auch wohl zu voreiligen, oder gar zu ungerechten Ausprüchen verleiten kann. Rec. wird mit möglichster Vorsicht zu Werke gehen, um weder Hn. E. zu nah zu treten, noch dem entomologischen Publicum die Wahrheit vorzuenthalten. Zu-vörderst wird er den Text mit Rücksicht auf die Tafeln, zu denen er gehört durchgehen, sodann aber auch kurz diejenigen Figuren, zu denen der Text noch fehlt,

berühren; mit dem Vorbehalt, darauf wieder zurückzukommen, sobald die Beschreibung dazu sich in seinen Händen befinden wird. Tab. XLIV Fig. 1. S. 244 — 246. G. *Bajularia* des W. V.; *ibid.* Fig. 6, 7, 8. Beide Geschlechter und eine männliche Spielart der G. *Chenopodiaria* (*Chenopodiata* Linn.) S. 246 — 250. Linnés *Chenopodiata* ist lange verkannt worden, dieß beweisen die verschiedenen Spannerarten, welche die Schriftsteller bisher dafür ausgegeben haben. Rec. pflichtet Hn. E. bey, und erkennt mit ihm (obgleich er früher anderer Meinung war) diesen Spanner für den Linnéschen, bedauert aber nur, daß in Ansehung des Umrisses die hier gelieferten Figuren so erbärmlich ausgefallen sind, daß ohne das Citat von *Hübners mensurata* und das von *Schaeffer Icon. Ratisb.* tab. 253. Fig. 3, 4 nicht zu entziffern seyn möchte, was damit gemeint worden. Zweifelhaft sind übrigens hier unter den beygebrachten Citaten die aus *Fabricius, de Villers, Müller, Fueslin*, und ganz falsch (wobey die citirten Compileren gar nicht in Rechnung kommen) alle übrigen, wogegen aber entschieden richtige, als *mensuraria* des W. V. und *limitata* Scopol. hier vermist werden. Tab. XLV Fig. 1. S. 250 — 251 G. *mundataria* Cram. (*nitidaria* Fabr.) Hr. E. ziehet hier billig den *Cramer*-schen Namen als den älteren vor, den der neuerungsfüchtige *Hübner* in *mundata* umformte. *Ibid.* Fig. 2, 3. S. 252 — 253 beide Geschlechter der G. *miata*, welche entschieden Linnés *miata* nicht ist, und auch die des *Borkhausen* nicht, wenn gleich Hr. E. versichert, daß *Borkhausen* und er die nämlichen Stücke aus Gernongs Sammlung hatten. In Ansehung der Allegate herrscht auch hier die grösste Verwirrung, indess gehören zum E. Spanner mit voller Gewissheit: die *miata* des W. V. und *Hübners*, die *viridaria* Fabr. und *Borkh.*, die *pectinaria* Ku. und die *ceotangulata* Huf. — welches letzte Citat Hr. E. gar nicht hat. *Ibid.* Fig. 4 S. 255 — 256 G. *adpersaria*, der *Fabricius*che und *Hübners*che Spanner dieses Namens. *Ibid.* Fig. 5. S. 256 — 258. G. *Bupleuraria*, hier ist alles in der gehörigen Ordnung. Tab. XLVI Fig. 1. S. 258 — 259. G. *nullaria*, eine schöne Art, durch *Hübner* zuerst bekannt gemacht. *Ibid.* Fig. 2, 3. S. 259 — 262. Die beiden Geschlechter der G. *moenaria*, wobey nichts zu erinnern ist. *Ibid.* Fig. 4. G. *nitidaria*, im Text S. 262 — 264 *Bombyx* (!) *nitescentula* — nichts mehr und nichts weniger als die *Pyr. Salicis* aller Entomologen, die Hr. E. im Texte eben so auffallend zum Spinner, als er sie auf der Tafel ganz unbegreiflich zum Spanner stempelt. Die vierzehnfüßige Raupe dieser Art machte Hn. E. viel Kopfbrechens; blieb ihm denn aber unbekannt, daß die Raupen sehr vieler Zünsler nur 14 Füße haben? und warum liefs er daher diese Art nicht an der Stelle, die von ihren Entdeckern, den *Theresianern*, ihr so richtig angewiesen worden war? *Ibid.* Fig. 5, 6. S. 264 — 267. Beide Geschlechter der G. *plumbaria* (*palumbaria*), einer bekannten Art, bey deren Synonymie aber eine größere Vorsicht und Genauigkeit, als sie Hr. E. angewandt, zu empfehlen ist. Tab. XLVII (die erste des roten Hefts) Fig. 1, 2. Der Mann und das Weib

(?) einer bey Erfurt entdeckten Art, S. 267 — 268 G. *contiguaria* genannt. Sehr unrecht und gegen alle Regeln ist es, daß Hr. E. hier einen Namen brauchte oder auch nur beybehält, der von *Borkhausen* und *Hübner* früher an zwey andere, sehr verschiedene Arten vergeben worden war. Übrigens ist das angebliche Weib des E. Spanners durch seine, nicht minder stark als bey dem Manne gekämmten, Fühler sehr problematisch, und Rec. vermuthet hier irgend eine unglückliche Verwechslung, die aber nur Hr. E. anzugeben vermögend seyn wird. Der Mann dieser Art hat eine entfernte Ähnlichkeit mit B. *plumigera*. *Ibid.* Fig. 3, 4. Beide Geschlechter der G. *albaria* S. 268; auch diese Art ist bey Erfurt entdeckt. Merkwürdig wäre es doch in der That, wenn die bey Erfurt einheimischen Spannerarten, aller Analogie zuwider, in beiden Geschlechtern gleich stark gekämmte Fühler haben sollten — wenigstens wäre dieß den Figuren nach auch hier der Fall. Eben so merkwürdig würde es seyn, wenn der Mann dieser Art starkwinklichte, das Weib aber nur stark gezähnte Hinterflügel, wie die Abbildungen hier zeigen, haben sollte. Rec. ist hier sehr schwergläubig, und hätte eine grössere Genauigkeit in den Angaben wohl gewünscht. Übrigens hat *Hübners G. tinctoria* im Baue der Hinterflügel und im einfärbigem Colorite die grösste Ähnlichkeit mit dem Manne des E. Spanners. *Ibid.* Fig. 5. S. 268 — 271. G. *Pantharia* (*pantaria* L.) eine richtige, aber eigentlich von *Hübner* herrührende Bestimmung, da dieser die ächte Linnésche Art zuerst in einer schönen Abbildung vorlegte. Tab. XLVIII Fig. 1, 2. S. 271 — 272. Mann und Weib von G. *bipunctaria*; Hr. E. findet ein besonderes Wohlgefallen daran, den weiblichen Spannern gekämmte Fühler anmalen zu lassen; es geschah auch hier, obgleich das Weib dieser Art die erwähnten Theile von der angegebenen Beschaffenheit in der Natur bestimmt nicht hat, wodurch denn dieser Charakter bey den Weibern von *contiguaria* und *albaria* nur noch verdächtiger wird. Weßhalb fehlt *Hübners* gute Abbildung der *bipunctaria* unter den Allegaten? *Ibid.* Fig. 3. S. 272 — 273. G. *virgaria*, auch aus Erfurt, vielleicht nur Spielart der weiblichen *palumbaria*, mit der auch E. sie vergleicht. *Ibid.* Fig. 4. S. 273 — 274. G. *cineraria*, vermuthlich neu — wenigstens auf keinen Fall die *cineraria* des Fabr., und demnach Hr. E.'s ganze Synonymie falsch; des Fabr. *cineraria* ist von *Hübner* kenntlich abgebildet, und zum mindesten zweymal kleiner als die des Hn. E. *Ibid.* Fig. 6. S. 275 — 276. G. *arenacearia*, bekannt durch *Hübners* schöne Abbildung derselben. Tab. XLIX Fig. 1. S. 276. G. *petraria* *Hübners*, so wie auch *chlorofata* Scopoli's, welches Citat Hr. E. mit Unrecht bey der *palumbaria* angezogen hat. *Ibid.* Fig. 2. G. *sciurear a* — hier fängt der Text zu mangeln an; — dem Rec. unbekannt. *Ibid.* Fig. 3. G. *dilucidaria*, *Borkhausens* und *Hübners* Spanner dieses Namens sind offenbar zwey verschiedene Arten, und mit keiner von beiden, am wenigsten mit der des erkeren Schriftstellers läßt Hn. E. Spanner sich vergleichen. Wir hätten denn doch hier unter gleicher Benennung drey verschiedene Arten —; wann wird endlich diese Sorglosigkeit in der Namensgebung auf-

hören! *Ibid.* Fig. 4. *G. obfusaria* (*obfuscaria*?) scheint nicht verschieden von *Hübners* gleichnamigem Spanner. *Ibid.* Fig. 5. *G. myosaria* — dem Rec. unbekannt. Tab. L. Fig. 1. *G. equestraria*, *Fabr.*; Fig. 2. *G. flavicaria* des *W. V.*; Fig. 3. 4. beide Geschlechter der *G. immoraria*, (*immorata*, *Linn.*) — sämmtlich bekannte Arten; Fig. 5. *G. decoloraria* — nicht *Hübners decolorata* und vermuthlich neu, wenn anders die Abbildung nicht, so wie manche andere, mißrieth. Tab. LI. Fig. 1. *G. immorata*; Fig. 2. 3. *G. ornataria*, mit einer Spielart; Fig. 4. *G. gilvaria*, — bis auf die *immorata*, bey der einige Zweifel obwalten — bekannte Arten; Fig. 5. *G. tenebraria* = *torvaria*, *Hüb.* Tab. LII. Fig. 1. *G. gliraria*; Fig. 2. *G. nitelaria* — beide möglich neu; Fig. 3. 4. beide Geschlechter von *G. limosaria*, *Hüb.*; Fig. 5. *G. gemmaria*.

- 1) BRAUNSCHWEIG, b. Reichard: *Coleoptera microptera Brunsvicensia, nec non Exoticorum, quotquot exstant in collectionibus Entomologorum Brunsvicensium, in genera, familias et species distribuit Dr. J. L. C. Gravenhorst, societatis physicae Götting. sodalis. 1802. LXVI u. 206 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)*
- 2) GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Monographia Coleopterorum micropterarum, auctore J. L. C. Gravenhorst, Dr. philos. in Acad. Göttingensi. 1806. XVI und 236 S. 8 (1 Thlr. 4 Gr.)*

Jede Monographie ist im Fache der Naturgeschichte eine angenehme Erscheinung; besonders aber sind Monographien für die Kenntniß der Insecten, deren Geschichte zum Theil noch sehr im Dunkeln liegt, von Wichtigkeit. Der Vf. vorliegender Werke hat daher eine verdienstliche Arbeit übernommen, die Mikropteren genauer zu untersuchen und zu beschreiben. Warum nicht ein edleres Geschlecht der Käfer zu Untersuchungen dieser Art gewählt wurde, darüber mag Rec. mit dem Vf. nicht rechten. Die Mikropteren sind nämlich die Staphylinen des *Linné* oder die Käfer mit halben Flügeldecken; *Fabricius* brachte die *Linné'schen* Staphylinen in die 3 Geschlechter: *Staphylinus*, *Oxyporus* und *Paederus* u. s. w. Der Vf. macht einen Versuch, das alte Geschlecht der Staphylinen etc. in einem natürlicheren und richtigeren Systeme zu vereinigen. — In No. 1 sind die vorläufigen Bemerkungen über die *Microptera*, die bis S. LXVI gehen, das Wichtigste und Anziehendste. Hier findet man eine Geschichte der bisherigen systematischen Eintheilung dieser Käfer, dann eine Charakteristik derselben, und endlich eine Skizze über die Lebensart u. s. w. dieser Thiere. Bey dem zweyten Punkte muß sich Rec. einige Bemerkungen erlauben. Die Größe des Kopfes deutet bey den verschiedenen Exemplaren wohl nicht auf den Sexualunterschied; mehrere Beobachtungen an vielen Käfern haben Rec. vom Gegentheil überzeugt; die Natur scheint in diesen Theilen der kleinen Thiere nicht mit jener Genauigkeit gearbeitet zu haben, wie der Systematiker es oft gern voraussetzt. Besonderen Fleiß hat der Vf. auf die Untersuchung der Mundtheile verwandt; und das mit Recht. Zu wünschen wäre es, daß der Vf. bey der, sonst so sorgfältigen, Untersuchung der Mundtheile einige allgemeine Regeln abgeleitet hätte, nach welchen die

Natur ohne Zweifel gearbeitet hat, und deren Kenntniß von Bedeutung seyn würde. So glaubt z. B. Rec., daß es möglich sey, aus der recht sorgfältigen Ansicht der Mundtheile zu bestimmen, für welche Art der Nahrung das Insect bestimmt sey; und es wäre in der That viel gewonnen, den oft verborgenen Lebensoperationen dieser kleinen heimlichen Wesen durch unermüdete Beobachtung so nahe auf die Spur zu kommen. Ferner wären bey Untersuchung der Mundtheile, der Flügel, der Flügeldecken etc. genauere Vergleichen mit anderen Käfergeschlechtern nothwendig gewesen. So sind z. B. die 3 Haupttribben bey den Flügeln dieser Käfer nicht eine ausschließende Eigenschaft derselben; sie finden sich bey anderen Käfergeschlechtern auch. Eben dies ist der Fall bey den kleinen Zacken oder Spitzen an dem Ende der Schienbeine; andere Käfer tragen sie auch; und sie dienen nicht sowohl den Gang zu unterstützen, wie der Vf. glaubt, sondern sind offenbar diesen kleinen wehrlosen Geschöpfen zur Vertheidigung gegeben; Rec. hat oft zugehoben, wie sie sich in dem Kampfe gegen Wespen, Ameisen und Spinnen mit diesen Waffen nicht ohne Erfolg vertheidigten. Am dürftigsten ist vielleicht der letztere Abschnitt: über die Wohnung und die Lebensweise dieser Thiere, ausgefallen; hier hätte noch manches erörtert und angedeutet werden sollen, weil dies gerade nach dem Urtheile des Rec. überall der wichtigste Theil in unserer Kenntniß der Thiere überhaupt und der Insecten insbesondere ist. Hier hätte sollen mehreres beygebracht werden über die grössere oder geringere Vermehrung dieser Thiere, über ihre wahrscheinliche Bestimmung als verzehrende oder ernährende Wesen, über ihre Lebensdauer, über ihren Winteraufenthalt u. s. w. Doch diese Bemerkungen sollen nur das Interesse andeuten, mit welchem Rec. dieses nützliche Werk durchgelesen hat.

No. 2 enthält die Resultate der neueren Untersuchungen und Entdeckungen. Die Geschlechter sind hier, wie es scheint, natürlicher geordnet, viele Arten richtiger und sorgfältiger beschrieben, und neue sind hinzugekommen. Die Geschlechter sind zum Theil in mehrere Familien zertheilt. So hatte *Lathrobium* z. B. in No. 1 nur eine Familie; in No. 2 sind daraus 4 Familien geworden. Auch neue Geschlechter sind hinzugekommen, als: *Lomechusa*, *Enaesthetus*, *Piestus*. *Lomechusa strumosa* scheint Rec. nicht am rechten Orte zu stehen; dieses merkwürdige Insect verdiente eine sorgfältigere Beschreibung; Rec. fand es auf vielen Punkten der äußersten Harzungebungen.

Viele Bereicherungen verdankt dieses Werk den unermüdeten Fortschritten des Hn. *Dahl* in Braunschweig, der noch immer die Insecten mit so glücklichem Erfolge aufsucht und beobachtet. Die lateinische Sprache hat hier alle die kleinen widrigen Auswüchse, die, wie es scheint, in systematischen, sehr ins Kleine gehenden, Beschreibungen, kaum vermieden werden mögen. Warum werden Werke dieser Art für deutsche Naturfreunde nicht in der Muttersprache geschrieben? Das lateinische Kleid sieht gelehrt aus; das Verdienst für die Verbreitung der Wissenschaft, besonders auch unter den Ungelehrten, ist sicher immer viel kleiner.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 FEBRUAR 1808.

## LITERATURGESCHICHTE.

BRÜSSEL, b. Tarte: *Dictionnaire bibliographique choisi du quinzième Siècle, ou Description par ordre alphabétique des éditions les plus rares et les plus recherchées du quinzième Siècle*. Précédé d'un Essai historique sur l'origine de l'imprimerie, ainsi que sur l'histoire de son établissement dans les villes, bourgs, monastères et autres endroits de l'Europe; avec la notice des imprimeurs qui y ont exercé cet art jusqu'à l'an 1500; par M. de la Serna Santander. Première Partie 1803 X u. 480 S. Seconde Partie. De l'imprimerie de G. Huyghe et se trouve à Paris chez Tilliard. 1806. IV u. 478 S. Troisième Partie. 1807 u. 534 S. gr. 8. (15 fl. Rhein. od. 8 Rthlr. 6 gr.)

Der Name *Santander* ist keinem Literator unbekannt; er ist Besitzer einer vortrefflichen Bibliothek, und hat einen schätzbaren Katalog derselben (Brüssel 1803. 5 Bde. gr. 8) herausgegeben, dessen 5ter Band unter anderen reichhaltige Bemerkungen über die Papierzeichen im 15ten Jahrhundert, und über die Einführung der Signaturen und Paginirung in den Buchdruckereyen enthält. Zum Behufe der Anordnung und Beschreibung dieses Bücherschatzes stellte Hr. S. viele bibliographische und literarische Untersuchungen an, und sammelte eine Menge von Bemerkungen, deren Resultate er, aufgefordert von seinen Freunden, hier dem Publicum vorlegt, für den Literator, Bibliothekar, Antiquar und Bücherfreund eine dankenswerthe Gabe.

Im ersten Bande des vorliegenden Werkes finden wir einen historischen Versuch über den Ursprung und die Verbreitung der Buchdruckerkunst, nebst einem Verzeichnisse der bis 1500 bekannten Buchdrucker; er soll eine Übersicht des Wissenswerthesten und Zuverlässigsten, was man darüber weiß, gewähren, und ist unverkennbar in den meisten Fällen nach eigener Anschauung und mit Hülfe der ersten Quellen gearbeitet; doch fehlt ihm noch viel, um strengeren literarischen Forderungen Genüge zu leisten. In keinem Theile der Literaturgeschichte herrscht durch Ueppigkeit der Materialien, durch Unordnung und oft seltsamen Widerspruch, und durch eine ihren Gebrauch so sehr erschwerende unerhörte Verstreue solche Verwirrung, als in der ältesten Geschichte der Buchdruckerkunst. Wer dasjenige, was wir davon wissen, d. h. historisch-kri-

S. A. L. Z. 1808. Erster Band.

tisch zu erweisen vermögen, in eine befriedigende Übersicht bringen will, darf bloß evidente Thatfachen in seine Darstellung aufnehmen, ohne Hypothesen, deren Zahl Legion ist, zu berücksichtigen; sodann muß er diejenigen Gegenstände, welche historisch oder technisch genauer ausgemittelt werden müssen, wenn wir in der Geschichte weiter kommen wollen, angeben, und die Ursachen der sie umgebenden Dunkelheit, oder der in bisherigen Darstellungen davon wahrgenommenen Unsicherheit, entwickeln; und zuletzt gebührt den Hypothesen, welche sich durch glückliche Schicklichkeit in Zeit- und Orts-Verhältnisse, so wie durch scharfsinnige Combinationen empfehlen, eine Stelle, damit sie von Forschern, welche reiche Bibliotheken benutzen können, streng und umfassend geprüft, und von allen Seiten genauer beleuchtet werden können. Möchte doch irgend ein achtungswerther Literator, deren Deutschland so viele aufzuweisen hat, diesen Wunsch realisiren! Es ist sehr viel vorgearbeitet; aber nur in Verbindung mit erfahrenen und fleißigen Literatoren in Paris (wo der kenntnißreiche und gefällige *van Praet* vor allen Anderen zu befragen ist), London, Rom, Venedig, Wien, München, Wolfenbüttel, Dresden, Göttingen, Gotha, Weimar, Leipzig, Jena, Helmstädt u. s. w. kann etwas geleistet werden, das uns wirklich weiter bringt, indem es einen *sichern* und *festen* Standort gewährt, und die Bemühungen ordnet und regelt, durch welche die historische Kenntniß von der folgenreichsten aller literarischen Erfindungen der neuen Zeit an Umfang gewinnen kann. — Aus dem Verfolge dieser Anzeige wird sich ergeben, daß Hn. S. Versuch, so viel Treffliches und Brauchbares derselbe auch enthält, eine solche Arbeit keinesweges entbehrlich macht.

Die Darstellung des Vfs. geht S. 13 von Harlem aus, und *Meermann's* romantisches Märchen von *Laurentius Coster* wird mit siegreichen kritischen Gründen widerlegt. *Meermann's* früherer Unglaube an die Erfindung der Buchdruckerkunst in Harlem, wie derselbe sich in seinem hier S. 14 fg. in französischer Übersetzung wieder abgedruckten Schreiben an *Wagenaar* vom 12 Oct. 1757 zeigt, verglichen mit der inponirenden Keckheit und consequenten Einseitigkeit, welche seine *Origines typogr.* 1763 aussprechen, stellt ein merkwürdiges, warnend-lehrreiches Beyspiel von dem wunderbaren Erfolge auf, welchen das Einstudiren in eine durch blendende Combinationen lieb gewonnene Hypothese bey einem rastlos forschenden, mit ausgebreiteter Erudition und

Nn

nicht gewöhnlichem Scharffsinne ausgestatteten Manne hervorzubringen im Stande ist. Die Zerstörung des nur zu künstlichen Hypothesen - Gewebes M's. mit Waffen, welche er selbst dazu leihen muss, ist durchaus gelungen, und gehört, vermöge der Vollständigkeit und Bündigkeit des Beweisverfahrens, zu den verdienstlichsten Parteen in dieser historischen Skizze. — An einige vorbereitende Notizen über Holzschneidekunst, S. 67, schließt sich die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch *Guttenberg* an S. 69 folg.; sie wird nach *Fischer* und *Oberlin* vollständig und genau erzählt, mit Beybringung der hieher gehörigen und urkundlichen Actenstücke. Rec. ist mit dem Vf. darin einverstanden, dass *Guttenberg* schon 1439 bewegliche Lettern gehabt hat; die gerichtliche Zeugen-Aussage giebt das Sattfam zu erkennen. Aber in zwey Puncten fehlt es uns noch an sichern, oder ganz wahrscheinlichen Nachrichten, und daher sind die Bibliographen darüber sehr getheilte Meinung: Erstens ist das Materiale der Lettern in frühesten Zeiten nicht ausgemittelt; der Vf. scheint S. 80 Not. 47, den Gebrauch hölzerner Lettern zur Ausführung eines typographischen Unternehmens gänzlich in Zweifel zu ziehen, und nimmt sehr frühzeitig metallene an; Rec. glaubt noch bis jetzt an hölzerne Lettern, deren sich G. wahrscheinlich bis gegen 1443 bedient hat, denn die Erfindung heisst ihre stufenweise Entwicklung und Vervollkommnung, Buxbaum ist stark und ausdauernd, und der spätere Gebrauch hölzerner Anfangsbuchstaben legt ein Zeugniß ab; doch ist er weit entfernt, den Pfalter von 1457 als mit hölzernen Lettern gedruckt, anzunehmen. Zweytens ist das Verhältniß in Ansehung des Gebrauchs der Holztafeln, und der fortschreitend sich vervollkommnenden beweglichen Lettern, noch lange nicht gehörig bestimmt; wir haben nur einige negative, äußerst wenige positive Kriterien, an welcher der Druck mit Holztafeln erkannt werden kann, und die Zahl der Denkmäler, auf welche sich dieselben anwenden lassen, ist gar klein. Indessen ist es ausgemacht gewiss, beide Druck-Methoden dauerten geraume Zeit neben einander fort, wie auch der von *J. Mentel* 1466 gebrauchte Steinpel beweiset, s. *Fischer Essai* S. 38. Es wäre vielleicht einer weiteren Untersuchung werth: ob bey den ältesten Drucken nicht ein dem stereotypischen ähnliches Verfahren angenommen werden müsse? — Die Gusslettern scheinen in Mainz nach 1443 erfunden worden zu seyn; zu welcher Zeit aber *Peter Schoiffer* auf die Kunst Einfluss erhalten hat, ist noch problematisch, vieles scheint dafür zu sprechen, dass er schon bey der bis zum 6 Novemb. 1455 bestehenden Compagnie an den Verbesserungen der Kunst Antheil hatte, und es liefs sich die Hypothese aufstellen, dass die vertraulichen Eröffnungen *Schoiffers* an seinen Brodherrn *Faust* über die folgenreiche Veränderung mit dem Gusse der Lettern, welche ihm später die Hand der Tochter *Faust's* verschaffte, eine nähere Veranlassung zu der eigenmächtig gefuchten Trennung der Compagnie gewesen

seyn mögen. Die durch S. bewirkte Vollendung der Kunst offenbaret sich in dem mit Rotatypen (wie *Fischer* sie nennt) gedruckten *Duranti rationale* 1459. — Das zweyte Capitel S. 108 ff. enthält die Geschichte der Ausbreitung der Buchdruckerkunst in chronologischer Ordnung, mit genauer Angabe der Künstler, welche in jedem Orte bis 1500 gedruckt haben. Die Einführung der Kunst in einen Ort ist nach dem ersten mit Datum versehenen Drucke bestimmt, und daher oft beträchtlich später als bey anderen, nach Vermuthungen raisonnirenden Bibliographen; angehängt ist ein Register über Städte und Drucker; und eine große Tabelle zu S. 108, welche durch eine weit vollständigere im 3ten Bde S. 520 entbehrlich gemacht wird, giebt eine Übersicht von der Verbreitung der Kunst in allen Gegenden Europa's, indem die erste Rubrik das Druckjahr, die zweyte den Ort, die dritte das Buch und die vierte den Künstler angiebt. Damit müssen die dem 3ten Bande S. 485 ff. beygefügten zahlreichen Berichtigungen und Zusätze, deren grösserer Theil Spanien betrifft, und für den forschenden Literator sehr ergiebig sind, verglichen werden.

Über die Verbreitung der Kunst von Mainz aus ist nichts beygebracht. Die unbestreitbare Existenz einer Buchdruckerey in Bamberg von 1461 und andere historische Erscheinungen zwingen uns, mit *J. G. Schelhorn* eine doppelte Auswanderung der Buchdrucker gesellen von Mainz anzunehmen; die erste 145½, als *Guttenberg* und *Faust* sich getrennt hatten, indem die Gesellen vielleicht blofs an G., der ihnen nun keine Beschäftigung und Nahrung geben konnte, eidlich gebunden waren, oder durch den schon mit grösseren Planen umgehenden *Faust* nicht gehalten wurden; die zweyte bekannte 1462. Noch bleibt aber eine schwere, vielleicht nie zu beendende Untersuchung übrig: ob nämlich die in Strassburg zurückgelassenen Elemente der ersten Erfindung von Mitwissenden weiter verfolgt, und auf eine oder die andere Weise, höchstwahrscheinlich ärmlich genug, in Ausübung gebracht worden sind? — Bey jedem Orte hätten billig die besseren Monographien über Einführung und früheste Ausübung der Buchdruckerkunst angeführt werden sollen; das S. 1 gegebene Bücherverzeichniß ist unsystematisch und sehr unvollständig. — Noch theilt Rec. einige Berichtigungen zu diesem Abschnitte mit. S. 136 wird auf das Zeugniß der Kölner Caronik, dass die Kunst zuerst von Mainz nach 1 ölln gebracht worden sey, ein zu großes Gewicht gelegt; dergleichen aus patriotischem Igoismus gestoffene Angaben gehören in dieselbe Kategorie, unter welche die mannichfachen dreisten Erzählungen von Gründung der ersten christlichen Kirche an vielen Orten durch einen der Apostel gebracht worden sind; doch hat *U. Zell* schon vor 1467 daselbst gedruckt, denn wir haben aus seiner Presse: *J. Chrysostomi super Ps. L.* 1466. 4. — S. 169. *Hans Schauerling* nicht erst 1493 an in Augsburg zu drucken; schon 1491 erschien daselbst aus seiner Presse: *Dietch von Bern*, kl. 8. und 1492 ein

Peichtbüchlein; vorher druckte er zu München, wo 1482 *Mirabilia urbis Romae* 4 erschienen, und das *Cracis* in dem ihm beygelegten Drucke von *J. de Turcremata Explan. in Ps. f. a.* ist schwerlich Cracau, sondern eher, nach Hn. *J. B. Bernhart's* Vermuthung, Grätz im Voigtlande, wonach die Angaben S. 444 berichtigt werden müssen. — S. 251. *Breitkopf's* Vermuthung, daß *Ptolemaei Cosmographia, Bologna* 1462 erst 1492 gedruckt sey, so blendend sie auch ist, weil der Setzer leicht statt des L am Schlusse ein I ergriffen haben könnte (MCCCCLXII statt MCCCCLXIL), wird durch H. *Schedel's* Inschrift in sein, jetzt zu München befindliches, Exemplar, nach welcher dasselbe 1482 von ihm angeschafft worden ist, vollständig widerlegt; des vorhingenannten Hn. *Bernhart's* Vermuthung, daß 1480 das wahre Druckjahr sey, hat sehr viel für sich. — S. 317 Note 179. *Val St. Marie* ist nicht Mariehausen, sondern Marienthal im Rheingau, und das das gedruckte *Breviarium* hat die Unterschrift: *Sabbato post Reminiscere* nicht *p. Misereere*, wie Hr. S. S. 318 angiebt. — Der S. 120 erwähnte *Conrad Heulit*, Compagnon von *Faust* und *Schoiffer*, verdient eine genauere Untersuchung. —

Der zweyte und dritte Band des Werkes liefert eine Beschreibung der seltensten und gefuchtesten typographischen Erscheinungen des 15ten Jahrhunderts in alphabetischer Ordnung nach den Namen der Verfasser, oder, wo diese fehlen, nach den Büchertiteln; angehängt sind wenig bedeutende biographische Notizen von den Verfassern der beschriebenen Schriften; sie scheinen bloß für Dilettanten berechnet zu seyn, und sollen daher hier weiter nicht berücksichtigt werden, so viel Veranlassung zu Erinnerungen sie auch darbieten. — Hr. *Santander* glaubt, daß im 15ten Jahrhundert ungefähr 15,000 Bücher gedruckt worden sind, und diese Angabe ist keinesweges übertrieben, sondern stimmt mit der vom Rec. gemachten Berechnung überein. Wenn der Vf. aber behauptet, nur etwa 1500 seyen von der Bedeutung, daß man sie kennen müsse, und daher sein ungefähr so viele Nummern enthaltendes *Dictionaire* für ausreichend vollständig angiebt; so kann Rec. nicht umhin, ihm bestimmt zu widersprechen. Der Werth der Druckdenkmäler aus dem 15ten Jahrhundert ist fast durchaus relativ. Wenn ein Abdruck eines Classikers kritisch-genau verglichen ist, so kann nur aus Luxus oder literarischer Eitelkeit eine große Summe dafür bezahlt werden, und diese höhere Bezahlung soll doch wohl nicht als Maßstab zur Bestimmung des absoluten Werthes angenommen werden? Wer Suiten sammelt, sie mögen nun in Ausgaben eines Schriftstellers, oder in Production eines Künstlers, oder in typographischen Erscheinungen an einem Orte bestehen; oder wer das Technische der Erfindung in ihrem ganzen Umfange erforschen will; oder wer die literarische Tendenz eines Zeitalters und einer Gegend factisch würdigen will, der muß von durchaus verschiedenen Grundsätzen ausgehen, er wird viel, sehr viel in Hn. S's Buche vermissen, was ihm ungleich wichtiger ist, als das,

worauf Hr. S. den größten Werth legt, und sich weidlich darob entsetzen, daß seine Lieblinge in der Vorrede zum 2ten Bande „*des veritables bouquins*“ genannt werden. Doch auch abgesehen von dieser wesentlichen Verschiedenheit des Urtheils über Werth und Seltenheit der Bücher, fehlt dem *Santander'schen* Wörterbuche sehr viel, um auf das Prädicat der Vollständigkeit Anspruch machen zu können. Von der alt-deutschen Literatur enthält es so viel wienichts; selbst von *Reinicke de Voss* kein Wort; eben so wird der französische und italiänische Literatur einige der interessantesten Erscheinungen seiner ältesten vaterländischen Literatur vermissen, z. B. *Bojardo Orlando innamorato*. 1495. 1500; *Ej. Amores*. Reggio 1499 4; *Ej. Timon*. f. a. u. f. w. — T. 2, S. 19 hätte neben der Han'schen Ausgabe von *Aeneae Sylvii Hist. Bohem. Rom* 1475, die alte seltene f. l. et a., welche *Panzer* T. 4. p. 194 beschreibt, erwähnt werden sollen. — S. 90 ist vergessen zu bemerken, daß die *Aldinische Ed.* des *Aristophanes* auch die sehr correct abgedruckten griechischen Scholien enthält. — S. 162. *Urb. Bolzani's* griechische Grammatik (welche zuerst unter *Bellanen'sis* und S. 233 unter *Bolzani's* noch einmal, aber kürzer aufgeführt ist) war allerdings nach *Erasmus* Versicherung schon 1499 selten, doch vermuthlich nur außerhalb Italiens; denn sie steht noch in *Alt's* Verlagskatalog von 1503 — 1505 und fehlt erst in dem von 1513. — S. 349 von *Nic. Cosmico Cacioni* wird in der *Pinellischen* Bibl. eine sehr alte Ausgabe f. l. et a. angeführt; außerdem erschienen sie zu Vicenza 1481 und zu Venedig. 1492; und alle Ausgaben sind selten. — *Maralli Hymni et Epigrammata*. Florenz 1497. 4. fehlen. *Polydorus Virgilius*, sowohl die *Proverbia* 1498, als das berühmte Buch *de rerum inventoribus* 1499, fehlt. Auch *Savonarola* Predigten vermisste Rec. ungern. Für diese und mehrere andere Schriften hätte durch strengere Auswahl Raum gewonnen werden können; besonders scheint uns Hr. S. mit ascetischen und scholastisch-juristischen Schriftstellern etwas zu freygebig gewesen zu seyn.

Verweilen wir bey dem, was der Vf. gegeben und geleistet hat, so sind wir zu dem dankbaren Geständnisse genöthigt, daß sein Buch ungemein reich an trefflichen und zum Theil neuen und wichtigen Notizen ist. Das meiste, was er beschreibt, hat er selbst gesehen und untersucht; oder er folgt bewährten Führern, und ist von gelehrten Freunden mit schätzbaren Nachrichten unterstützt worden, welchen Autopsie einen entscheidenden Werth giebt. Viele bibliographische Irrthümer, welche gestützt auf irgend eine Auctorität sich durch observanzmäßige Tradition erhalten haben, werden berichtigt, und auf eine beträchtliche Anzahl apokryphischer Drucke wird aufmerksam gemacht. Die Beschreibungen zeichnen sich durch Vollständigkeit, diplomatische Genauigkeit und oft sehr interessante Notizen aus. Gegen manche typographische Denkmäler werden Zweifel erhoben, welche eine gründlichere Untersuchung veranlassen können, z. B. B. 2. S. 4p. 56.

455. B. 3. S. 225. 231. 388. Die Existenz bezweifelter und für apokryphisch gehaltener Drucke wird gegen kritisch skeptische Angriffe sicher gestellt z. B. B. 2. S. 6. Auch bey Beschreibung xylographischer Monumente und ausgezeichneten Seltenheiten erlaubte sich der Vf. mit Recht größere Ausführlichkeit; so wird z. B. von dem *Missale mixtum secundum regulam b. Isidori dictum Mozarabes* B. 3. S. 178 eine interessante Notiz gegeben; und überhaupt enthält dieses Werk weit mehr Nachrichten von der ältesten spanischen Typographie, als man in anderen Werken findet. Um den Reichthum dieses Wörterbuchs bemerklich zu machen, führt Rec. an: 41 Numern betreffend *Cicero*, 34 die Bibel, 24 *Virgilius*, 21 *Petrarca*, 20 die einzelnen Bestandtheile des *corpus juris*, 14 *Ovidius*, 12 *Juvenalis*, 11 *Terentius*, 11 *Salustius*, 10 *Seneca*, 9 *Martialis*, 9 *Livius*, 9 *Valerius Max.*, 7 *Statius*, 7 *Iustinus*, 7 *Lactantius*, 6 *Plinii Hist. Nat.*, 6 *Dante etc.* — Bey der ältesten *Gutenberg-Faustischen* Bibel, vielleicht von 1455, giebt man doch wohl zuviel auf die Aussage des Kölner Chronisten, welcher mehrerer unächtlicher Unrichtigkeiten überwiesen werden kann; sie hat 42 Zeilen auf der Columnne und kleinere Schrift (welche daher schwerlich als Missalbuchstaben, mit welchen sie nach dem Kölner gedruckt seyn soll, gelten

kann, wenn anders der Chronist auch hierin gehört werden darf); das Ganze besteht aus 641, nicht aus 637 Blättern, wie Bd. 2. S. 178 angegeben ist; in Paris wird ein Exemplar auf Pergament und eins auf Papier aufbewahrt; in dem letzteren ist von alter Hand angemerkt, daß es im August 1456 durch *Heinrich Cremer* illuminirt und gebunden worden sey; die Beschreibung dieser Bibel in *Aretin's Beyträgen* 1804 Decembr. S. 70 folg. verdient nachgelesen zu werden. — Mit der S. 180 beschriebenen, sogenannten *Pfisterschen* Bibel, angeblich von 1462, welche 36 Zeilen auf einer Columnne und weit größere Schrift, als die eben erwähnte hat, sind wir schwerlich im Reinen; vielleicht ist sie doch die ältere und die Identität der Typen, welche *Camus* mit einem *Pfisterschen* Product vom 1462 nachgewiesen hat, macht weitere Untersuchungen keinesweges überflüssig, da wir über Wanderung, Verkauf, Tausch u. s. w. der Typen noch so wenig wissen. — Doch Rec. setzt sich Schranken, damit der Bericht von einem empfehlenswerthen Buche nicht selbst zum Buche werde, und behält sich vor, eine Reihe bibliographischer Bemerkungen, wozu dieses treffliche Werk Veranlassung gegeben hat, an einem mehr dazu geeigneten Orte niederzulegen.

R.

## K L E I N E S C H R I F T E N.

LITERATURGESCHICHTE. 1) *Bamberg u. Würzburg*, b. Göbhardt: *Über die Gelehrsamkeit und deren Geschichte*; nebst einem tabellarischen Abriss einer Gelehrsamkeitsgeschichte der Deutschen, vom Ende des achten bis auf die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts. Ein Programm, womit Prof. Goldmayer seine Vorlesungen für das Wintersemester ankündigt. 1804. 40 S. 8. (4 Gr.)

2) *Coburg*, b. Ahl: *Über die Geschichte der Wissenschaften und Künste*. Von Dr. Johann Andreas Orloff, Hofrath und Polizeydirector zu Coburg. 1807. XVI u. 94 S. kl. 8. nebst einer Tabelle in Folio. (12 Gr.)

Durch beide Schriften ist in wissenschaftlicher Rücksicht nichts gewonnen worden und nicht einmal auf das kleine Verdienst, in einem engeren Kreise minder bekannte Wahrheiten und Ansichten verdeutlicht und in Umlauf gebracht zu haben, können sie Anspruch machen. — No. 1 ist eine ganz gewöhnliche, mit einigen schön klingenden Tiraden und sogar mit sieben Noten auf zehn Seiten ausgestattete flache Empfehlung des Studiums der Gesch. der Lit., und der angehängte Abriss ist ein ärmlicher Auszug aus *Koch's* reichhaltigem Compendium, dessen Gebrauch doch hoffentlich den Studierenden zu Würzburg dadurch nicht entbehrlich gemacht werden sollte?

No. 2 schreitet mit vielversprechender dialektischer Grandezza einher, und holt gewaltig weit aus, um darzuthun, daß die Geschichte der Literatur und Kunst nur für Denker und wissenschaftlich-gebildete Köpfe Interesse haben kann, und kunstmäßig nicht anders, als nach einem wissenschaftlichen Ideal bearbeitet werden sollte. Der Begriff der Geschichte der Literatur und Kunst ist S. 3—23 mit vielem neologisch-philosophischen Wortgepränge deducirt, und die S. 22 aufgestellte, in Vergleich mit den vorhergegangenen Äußerungen ziemlich falsche, vornehme Definition wird S. 23 für den gemeinen Verstand ins Deutsche übersezt, und enthält nichts mehr und nichts weniger, als was alle bessere Schriftsteller gesagt haben. Darin hat der Vf. offenbar Recht, daß Kunst von Literatur nicht getrennt werden sollte; auch verdient Billigung, was S. 29 ff. über die Theile der Geschichte der L. u. K. S. 63 ff. über die Methode derselben bemerkt wird, ob es gleich nicht neu

ist, und weit nachdrücklicher motivirt werden könnte. Aber sehr befremdend muß einem jeden Unterrichteten seyn, was S. 40 von den Quellen gesagt ist. Unter diese werden zuerst gerechnet „die schon vorhandenen allgemeinen Geschichten der Wissenschaften und Künste,“ sodann „die speciellen Geschichten der W. u. K.“ Vor 40—50 Jahren würde kaum eine solche Verwechselung der Quellen mit den Hilfsmitteln verzeihlich gefunden worden seyn; und wie viel weniger ist sie es bey einem Schriftsteller, der sich *vel quasi* zum Reformator aufwirft, und mit einer Miene vor das Publicum tritt, es sey bisher Alles oder das Meiste auf eine verkehrte Weise angesehen und behandelt worden! Sehr dürftig ist ferner die Antwort S. 54 ff. auf die Frage: Warum studiren wir Gesch. der Wissenschaften und Künste? Das, was diesem Studium einen eigenthümlich hohen Werth giebt, das Zusammenfügen dessen, was die industriöse Bequemlichkeit der Menschen seit Jahrtausenden zu trennen und größtentheils zu isoliren für gut gefunden hat, das Umsaffen eines Ganzen, welches kaum anders als historisch-idealistisch umfaßt werden kann, das anschauliche Erinnern an das Genetische und Architektonische in dem, was wir im Gebiete der Wissenschaften und Künste haben und thun; dieses alles und vieles, worauf man rechnen konnte, wird ganz mit Stillschweigen übergangen. Auch von der in diesem Fache der Geschichte ungleich schwierigeren Composition und von den Gefahren und Beschwerden bey der Aneignung und Individualisirung des Facischen kein Wort; man müßte denn als Etwas gelten lassen, was S. 83 steht: „die genannten Stücke (!) müssen wissenschaftlich vereinigt (?) und mit Geschmack (!) zu einem schönen Ganzen (!) verbunden werden.“ — Überhaupt scheint dem Vf. die Gestalt der Gesch. der Lit. und Kunst im Heumannischen Zeitalter vorgespukt zu haben, sonst hätte er sich schwerlich S. 85 die Anmerkung erlaubt: „Die Eintheilung der Gelehrten, die besonders (!) in der Literaturgeschichte hergebracht (?) ist, nach ihrem Range, Alter, Namen, Geschlecht, Betragen, Schriften u. s. w., so auch die Bücherkunde und ihre Eintheilung nach Gehalt, Seitenheit, von verbotenen Büchern, castrirten Buchern u. dgl. machen bey uns keine eigenen Abschnitte aus u. s. w.“

R.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 13 F E B R U A R , 1808.

## G E S C H I C H T E

BERLIN, b. Frölich: *Deutsche Finanz-Geschichte des Mittelalters*. Von Karl Dietrich Hüllmann, Prof. der Gesch. zu Frankf. a. d. Oder. 1805. XII u. 250 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.).

Wir thun dem Vf. nicht unrecht, wenn wir die vorliegende Schrift, einem grossen Theile nach, eine weitere Ausführung seiner vortrefflichen Abhandlung über die *Natural-Dienste der Gutsunterthanen u. s. w.* nennen. Der Vf. hat sehr recht gethan, dass er die in jener Schrift für einen besondern Zweck — (Verwandlung der Naturaldienste in Gelddienste mit Rücksicht auf die preussischen Staaten) — gezeichneten Untersuchungen auf einen höheren und allgemeineren Gesichtspunct fortgeführt hat. Je mangelhafter bis daher unsere Kenntniss der Verfassung des Mittelalters von dieser Seite gewesen ist, — wie überhaupt das Finanzwesen zu allen Zeiten unter die dunkelsten Theile gehört, — und je mehr unmittelbares Interesse gerade dieser Gegenstand vor anderen hat: desto verdienstlicher muss jeder Versuch seyn, wodurch wir neue und gründliche Aufschlüsse erhalten.

Wir haben hier zu zeigen, wie weit sowohl die Ansichten des Vfs., als der Gegenstand selbst, Vollständigkeit möglich gemacht haben. Unter *Finanzwesen* versteht der Vf. (Vorrede S. VI) überhaupt nur die öffentlichen wirthschaftlichen Verhältnisse zwischen der Staatsregierung und der Nation, die öffentlichen Auflagen oder die landesherrlichen Leistungen, nicht die Leistungen der Landesbewohner an Privatpersonen, (Guts- oder Grund-Herren) welche in das Gebiet des Privatrechts gehören. Wir werden aber sehen, dass dieser Begriff in der angegebenen Periode, nach den Untersuchungen des Vfs. selbst, verschiedene Einschränkungen leidet. Er nennt drey Hauptgegenstände der Finanzen: I. Einkünfte der Könige aus ihrem eigenthümlichen Vermögen. II. Einkünfte aus gewissen Regalien. III. Öffentliche Leistungen der Unterthanen. — Aus der historischen Untersuchung über den *Ursprung der Domainen* geht die richtige Bemerkung hervor, dass der römische Begriff von *Staatsgütern* auf die eigentlichen deutschen Reichslande gar nicht anwendbar ist. *Reichs-Domainen* sind ein Inbegriff theils angestammter, theils erobelter Familien-Güter des königlichen Hauses; *Landes-Domainen*, eine Mischung von fürstlichen Stammgütern, von abgeriss-

nen Reichs-Domainen, Pfandschaften u. s. w. (S. II.) Der Begriff wird deutlich, sobald man sich erinnert, dass die deutsche Verfassung nicht wie die römische, auf die Gesetze der *Social-Verfassung* gegründet, sondern *ein ins Grosse erweitertes System der Grundherrlichkeit* ist S. 13 (eine Hauptidee, welche durch das Ganze durchgeführt ist). Auch die erboberten Fürsten-Güter gehörten nicht dem *Staate*, sondern waren eine *Privat-Erwerbung*, welche der König mit seinen *Leuten*, dem *von ihm abhängigen Kriegsgefolge*, zu theilen hatte. Der Vf. führt mehrere Beyspiele aus Urkunden an, nach welchen besonders die älteren Könige die Güter der unterdrückten Fürsten ganz wie unbedingtes *Privateigenthum*, (*proprii juris sui*.) behandelt haben. — Dass ein grosser Theil der carolingischen Domainen aus Stammgütern unterdrückter Fürsten entstanden sey, war ebenfalls schon früher Ansicht des Rec.; er kann daher auch das Verzeichniss des Vfs. von carolingischen Reichs-Domainen noch um ein paar Namen vermehren. Der Kürze halber verweist er auf *Neugart. Cod. Alem. Diplom. Num. 439. 487. 613. 581. 637*. Ferner, *Schoepperlin klein. histor. Schriften. I. 145—178*. — Der Ort oder die Gegend *Saalfeld, Saalefeld*, wo nach *Marian. Scot.* die Söhne Ludwigs des Deutschen theilten, ist ebenfalls hieher zu zählen, *Unter wem* solche Güter eingezogen worden seyen, sagt Carl d. Gr. selbst in einer Urkunde bey *Heumann, de re diplom. P. I. p. 35. „Qualiter tempore genitoris nostri bonae memoriae Pippini, — et avunculi nostri Karlomanni res aliquae in ducatu Alemanniae fisci ditionibus redactae fuerint etc.* Eben jene beiden Brüder waren es, welche die grossen Nationalherzoge in Alemannien unterdrückt haben. — Man kann zu Obigem hinzusetzen, wenn auch Güter *gesetzlich* eingezogen wurden, als Strafe verfallen waren: so gehörten sie wiederum nicht dem *Staate*, sondern dem *Lehnsherrn*, der, nach unserem Verf., bloß im Privatverhältnisse zu den Vasallen stand. Er bemerkt auch (S. 18), dass unter *Fiscus* nicht ausschliesslich das Staatsvermögen, sondern jedes öffentliche Vermögen zu verstehen sey, identisch mit *Kammer* oder *Kasten*.

Wenn nun nach dem Bisherigen die deutsche Constitution keine eigentlichen Staatsgüter kennt, oder doch deren so wenige, dass sie hier nicht in Betracht kommen, (wiewohl die Überreste römischer Staatsgüter in Gallien, und die etwanige Einziehung von Gemeindegütern in Deutschland doch noch eine nähere Untersuchung verdienen,) wenn es

blos Domainen des Königs sind: kann man diese wohl mit Recht Reichs-Domänen nennen? Sollte man nicht den Ausdruck: *königliche Hausgüter*, vorziehen, so lange wenigstens Deutschland unter einer Erbmonarchie stand? Je öfter freylich die Krone von einem Haus zu dem anderen überging, (vom X Jahrhundert an): desto mehr wurden auch ursprüngliche Hausgüter zum Reichsgut, zu Reichs-Domänen erhoben. Der Vf. hat hauptsächlich die merowing- und carolingischen Könige vor Augen; es hätte aber über die (S. 35) nur kurz berührten *Schicksale der Reichsdomänen* unter den deutschen Königen noch manches näher gesagt werden können.

Was Hr. H. sodann von der *Benutzungsart aller Domänen bis in die neueren Zeiten* sagt (S. 36 — 43), das hat er nun, zufolge des letzteren Meßcatalogs, in einer eigenen Schrift ausgeführt. Rec. hat diese noch nicht einsehen können; über das Vorliegende will er indessen nur folgendes bemerken. Niemand wird leugnen, daß im ganzen Mittelalter (wie noch lange nachher) keine eigentliche Staats- oder Land-Wirtschaftskunde war; aber alle ländliche Industrie diesem Zeitalter abzusprechen (S. 37), wäre eben so, wie wenn man sagen wollte, ein blos durch seine Erfahrungen gebildeter Landmann müsse die Benutzung seines Feldes erst von unseren Theoretikern lernen. — Daß die fränkischen Könige an keinem Ort einen festen Sitz hatten, war nicht eine *Gewohnheit*, die sich noch von der wilden Sitte der ältesten deutschen Häuptlinge herschrieb (S. 41), sondern es war *Nothwendigkeit*, so lange die Könige, der *ursprünglichen Verfassung gemäß*, auf ihrem Eigenthum, auf ihren Höfen lebten, eben weil die Staats-Einkünfte noch zu keinem anderen Hoflager hinreichend gewesen wären.

Zu dem eigenthümlichen Vermögen der Könige zählt der Vf. ferner die *Forste und Jagden*; jene, ganz richtig, *eingeforstete* Bezirke mit dem Wildbann, zum Unterschied von den freyen Pürsen (S. 44). — Von den Cameral-Forsten läßt sich mit Wahrscheinlichkeit zeigen, daß nicht blos die Jagd, sondern auch alle übrigen Nutzungen ursprünglich kein Privateigenthum, sondern *Gemeinde- und National-Gut* gewesen sind, welches die Landesherren für sich genommen haben, woher sonst die vielen *Reichs-Wälder* in Deutschland? — Königliche Forsten und Almanden werden daher in Urkunden einander entgegengestellt: „*Forestum rastrum — et jus illud, quod dicitur: „die allgemeine“*“, sagt der Hohenstauf. Heinrich 1234 bey Lünig; Reichsarchiv, P. Spec. Cont. IV. p. 643.

Als Einkünfte aus gewissen *Regalien*. (II Theil) nennt der Vf. die *Münze-, Salz- und Berg-Werke*; letztere aber erst von K. Heinrich IV an, da sie in den früheren Urkunden als Privatnutzungen der Grundeigenthümer genannt werden. Die Ausführung dieser Ansicht, daß Salz- und Berg-Werke, auch Fischerey auf öffentlichen Gewässern, durch die Anmassungen der Staatsbeamten von Heinrich IV an zu den Regalien gezogen werden, ist dem Vf. eigen,

und hat nach den gegebenen Beweisen nichts gegen sich. Rec. kann noch ein paar Stellen beifügen. Nach *Herrgot cod. dipl. ad an. 1028, 1037, 1131* schenkte K. Conrad II die Silberbergwerke im Breisgau dem Hochstift Basel. Dieses scheint zwar gegen Hn. H. zu seyn, indem man einen Beweis daraus nehmen könnte, daß die Könige lange vor Heinrich IV das Recht über die Bergwerke hatten; allein die genannten waren vermuthlich Privateigenthum durch Conrads Gemahlin Gisela, denn die Schenkung geschieht *ejus interventu*. Um so mehr bestätigt folgende Stelle die Behauptung des Vf. Der röm. Kön. Heinrich, ein Sohn Friedrichs II, spricht dem Grafen Egeno von Urach und Fürstenberg alles Silber zu, das in dem Gebirg und in allen Flüssen des Schwarzwaldes von der Donau bis Emmendingen gefunden würde. *Schoepflin Hist. Zar. Bad. T. I. p. 229*. Ein Nachtrag zu dem Vf. steht in *Cless kirchlich-politischer Landes- und Cultur-Gesch. von Württemberg, II. 397*. —

Der dritte Theil, von den *öffentlichen Leistungen der Unterthanen*, enthält erst das, was nach dem aufgestellten Begriff im engeren Sinn zu den Finanzen gehört. Dadurch, daß es der König ist, der an die Stelle der Guts- oder Grund-Herrn tritt, erhält der vorliegende Abschnitt verschiedene neue Bestimmungen, die in der früheren Schrift über die Naturaldienste u. s. w. noch nicht vorgekommen sind. — *Hofleistungen* sind nichts anderes, als die den Hinterlassen obliegende Verpflegung des Grund- oder Gerichts-Herrn während des Herumreisens auf den Höfen, in's Grobe ausgedehnt. Bey den Klöstern haben sich Spuren davon bis in die späteren Zeiten erhalten. Die vier nachfolgenden Nummern: *Einquartierung, Militärverpflegung, Vorspanne, Landfrohnen*, könnten, da auch die beiden letzteren hauptsächlich auf Kriegsbedürfnisse sich beziehen, in eine Classe von Leistungen gebracht werden, welche noch neben dem *persönlichen Kriegsdienst* (fünfte Nummer) geschehen mußten. In Rücksicht auf den Kriegsdienst hat der Vf. noch Ergänzungen zu der Abhandlung über die Naturaldienste gegeben. Das Lehenwesen (sagt er S. 100) bestand schon viel länger, als es durch die darauf haftenden Kriegsdienste in der Geschichte Aufsehen zu erregen anfang. Es war schon zu der Zeit, als die Kriege noch durch Bundesheere geführt wurden (S. 98); es bestand in der Gewohnheit, von Alodialgütern Parcellen abzuschlagen. Der *Kriegsdienst* war eine öffentliche Last (ursprünglich ein *Recht*) das auf den Grundstücken wesentlich haftete. Diese Verbindlichkeit wurde nun auch auf die Lehengüter übertragen, und in diesem Zusammenhang wurde das Lehenwesen erst bekannt, als die Militärverfassung der Landmiliz in die der Lehenmiliz übergegangen war. — Der Grund, warum die persönlichen Kriegsdienste zu diesem Abschnitt in einer Finanzgeschichte des Mittelalters gezogen worden, ist so natürlich, daß ihn der Vf. ausdrücklich zu bemerken für überflüssig gefunden hat. Ein fränkisch-deutsches Heer bezahlte



sich selbst, wenigstens in den dreÿ ersten Monaten, wie noch jetzt, um Großes mit Kleinem zu vergleichen, die Bauern zum Jagen auf mehrere Tage sich mit Brod versehen müssen. Der persönliche Kriegsdienst gehörte also in dieser Periode zu den negativen Einkünften, wodurch die grossen Summen der heutigen Staatsausgaben erpart wurden (vgl. S. 245); er muß als die wichtigste Nutzung der fiscalischen Ländereyen, welche den Lehenleuten hauptsächlich unter der Bedingung des Kriegsdienstes überlassen waren, gerechnet werden. Im zweyten Abschnitt stellt der Vf. seine früheren Untersuchungen über die Naturaldienste u. s. w. unter bestimmtere Gesichtspunkte zusammen, und giebt eine Untersuchung über die häufigsten *Benennungen der Gelddienste* im Mittelalter. *Bitton*, (von Bede - Gütern, Precareyen) *Korben* (*incisio, acciso*), *Hälßen*, *Zins*, *Tribut*, haben ihre verschiedenen Namen nicht von der Sache, sondern von der Art oder Zeit der Erhebung, Entrichtung oder Aufrechnung, geben also keinen Anschluß über das Wesen der eigentlichen Abgaben. Verschiedene Classen aber sind: *Grundabgaben*, *Kopfgeld*, *Gerichtsfälle*, *Kriegsgelder*, *Zoll und Geleit*. Unter Kriegsgeldern versteht der Vf. eigentlich *Kriegsstrafgelder*, für den versäumten Heerzug (S. 176), die Heerbannsstrafe, welche verhältnißmäßig sehr hoch war. In so fern gehört diese Nummer mit der vorhergehenden unter *Strafgelder* überhaupt. Zugleich wird aber noch bemerkt, daß von den Hinterlassen mancher Klöster für die Befreyung vom allgemeinen Landkurm, (Heerbann) eine *Geldhülfe*, *Steuer*, und von den Städten ebenfalls eine *Geldleistung* entrichtet wurde. Diese werden nun gleichfalls hieher gezogen, als *Ersatz* für den persönlichen Kriegsdienst. Ob die *Grundabgaben* ebenfalls wie die übrigen Classen gleich vom Anfang in *Geld* entrichtet wurden, daß sie *ohne Ausnahme* zu den *Gelddiensten* gezahlt werden konnten, wird nicht gezeigt; es heißt im Gegentheil vorher S. 80, wie die Gutsunterthanen für die Nutzung der überlassenen Ländereyen eine Quote *großentheils in Naturalien*, an Orten, wo baares Geld im Umlauf war, *auch in Geld* zu entrichten hatten, so die Landesunterthanen dem Könige, als anmaßlichem Staatsgrundherrn. — Das *Kopfgeld* wurde im Gegensatz von Grundabgaben von solchen Personen gefodert, die kein Gut hatten; man kann aber nicht genau erfahren, wie weit es sich erstreckte. Auf Veranlassung der Einkünfte vom Zoll und Geleit giebt der V. eine Übersicht des *älteren deutschen Handels* in Beziehung auf das Zollwesen. Ein neuer, sehr reichhaltiger Abschnitt, durchaus, wie der Vf. gewohnt ist, mit Urkunden belegt. Seit *Fischers* Gesch. des Handels ist dem Rec. nichts Befriedigenderes vorgekommen. In der Classification der Zollabgaben wird *Trafsura*, *Transura* nicht von *Strassensteuer*, (der Vf. rügt hiebey die Fehlgriße, welche C. H. Lang in der hist. Entwicklung der deutschen Steuerverfassung gethan,) sondern von *Transitura* abgeleitet, und *Muta*, *Muth*, nach Urkun-

den, als eine Abgabe für die Einfuhr von Lebensmitteln. (S. 226.) — Wenn aber das Recht, Zölle zu heben, von den frühesten Zeiten her ein *Alleinrecht des Königs* war (S. 230) und zwar nicht nach römischen Begriffen, sondern nach dem System der Grundherrlichkeit; wenn ferner die Könige auch in dieser Eigenschaft den Lehenbesitzern, zu Verhütung größerer Unfugs, Privilegien darüber gaben: so könnte man fragen, warum die Einkünfte vom dem Zollwesen nicht oben unter den besonderen Regalien angeführt worden seyen?

In den Schlußbemerkungen sagt der Vf., mehrere Gegenstände des heutigen Finanzwesens kommen entweder noch gar nicht im Mittelalter vor, oder seyen wenigstens nicht aufgezeichnet worden. Es lasse sich daher weder über die *Summe* noch über die *Verwendung* der öffentlichen Einkünfte etwas befriedigendes ausmitteln. Überhaupt gesteht er, daß die Verwaltung des Hofwesens und, in der ganzen Lehenperiode, auch das Militärwesen bloße Privatsache des Königs war, (?) da die Könige die meisten öffentlichen Abgaben nicht in der Eigenschaft als Regenten, sondern als anmaßliche Grundherrn, also in der Eigenschaft einer Privatperson, erhoben; daß auch ihre Finanzbeamten zugleich Ministerialen und Hofbeamte waren, also auch wieder im bloßen Privatverhältnisse standen: so sey im Mittelalter eigentlich keine *Staatswirthschaft* im strengeren Sinne zu suchen. (Und das Resultat einer Finanzgeschichte des Mittelalters wäre demnach, daß es eigentlich keine solche giebt?) —

Wir sehen übrigens, daß die Voraussetzung des Vfs, von den *Gefolgschaften*, als *bloßen Privatinstitutionen*, zur Erörterung des vorliegenden Gegenstandes für sich allein nicht zureicht, so consequent sie auch der Vf. durchgeführt hat; daß er im Gegentheil sich selbst erschwert hat, in der Anwendung auf den König, als *Staatsoberhaupt*, die Grenzlinie zwischen *öffentlichen* und *Privatverhältnissen* bestimmter zu ziehen. Wenn der Vf. ferner auf die verschiedenen Perioden des Mittelalters hätte Rücksicht nehmen wollen, (was er hier absichtlich ausgeschlossen hat): so würde es sich von selbst dargeboten haben, daß der königliche Lehendienst, — sey er unfertig, wegen anfänglich bloßes Privatverhältniß gewesen, — frühzeitig angefangen hat, eine öffentliche Gestalt anzunehmen, und daß er durch die große Veränderung des Heerbanns unter Carl d. G. diese völlig angenommen hat. Dasselbe gilt nun auch vom dem *Resultat* der Lehendienste, wovon hier eigentlich die Rede ist, von den Nutzungen und Einkünften des Staats. Wie die caroling. Könige selbst die Sache angesehen haben, kann unter andern folgende Stelle erläutern. König Ludwig schenkt (831) dem Kl. Kempten: „*pro emolumento animae nostrae decimam partem de omni tributo et de his omnibus, quae a populo in duobus comitatibus — ad partem publicam exiguntur.*“ *Neugart. Cod. dipl. mmi. 804.* Es ergiebt sich ferner, daß, wie das deutsche Reich ein *Wahlreich* geworden, die *Reichs- und Haus-Güter*,

und beiderley Einkünfte immer bestimmter unterschieden wurden, so gerne auch die Kaiser beides vermenget hätten. — Über die außerordentlichen Auflagen hätten wir den Vf. gerne noch weiter gehört. Auch würde es der Titel nicht ausgeschlossen haben, die Einkünfte der Kirche zu berühren. Wenn wir nach Finanzwissenschaft oder Finanzkunft fragen, wo finden wir diese früher und besser, als bey der Kirche und dem römischen Stuhl vorzüglich in Beziehung auf Deutschland? — C. —

LEIPZIG, b. Fleischer: *Sammlung merkwürdiger Nachrichten und Urkunden für die Geschichte Deutschlands*, herausgegeben von Nikolaus Kindlinger, Pfarrer zu Neudorf im Rheingau. 1806. VII u. 192 S. 8. (16 Gr.)

Je mehr Rec. sich freute, daß der um die deutsche Geschichte sehr verdiente Vf. abermals ein Geschenk anbot: desto unangenehmer mußte ihn das Gefühl ergreifen, hier leider! wieder einen Beweis zu finden, wie wenig reelle Verdienste dieser Art jetzt geschätzt werden, und wie gering die Aufmunterung zu solchen Arbeiten ist! Bey den „*Münsterschen Beyträgen*“ wurden dem Vf. kaum die Druckkosten ersetzt, bey der „*Völmsteinschen Geschichte*“ wurde seiner Erwartung noch weit weniger entsprochen. So sind wir an äußerst schätzbaren Nachrichten und fruchtbaren Ansichten ärmer geblieben. Dennoch ist der brave Vf. noch immerfort thätig, und auch bey diesem Werke ist die Bedingung der Fortdauer ungennützig bloß an den Ersatz der Druckkosten geknüpft. Dürfen wir wohl zweifeln, daß so beschädigte Hoffnungen diesmal werden erfüllt werden?

Den Inhalt dieses Heftes wollen wir nur im Allgemeinen anzeigen, wegen der vielen schätzbaren Notizen auf das Werk selbst verweisend. I. *Urkunden und Nachrichten von den Kaiserwahlen im XIII und XIV Jahrhundert*. Die Urkunden 1, 2, 3, 4 (König Richards Wahl betreffend); 11, 12, 13 (König Heinrich VII); 14-21 (K. Friedrich III); 24, 25 (K. Karl IV); 26 (Wenzels) hat zu derselben Zeit auch Hr. Bodmann zu Mainz in dem „*Codex epistolarius Rudolphi I. Rom. Reg.*“ bekannt gemacht. Beide Abdrücke sind in mehreren Stücken verschieden, vorzüglich in Hinsicht auf die Orthographie und Interpunction; in einigen Stücken scheint uns der eine, in anderen der andere vorzüglicher zu seyn. Bey Bodmann scheint alles zu neu gemacht (lauter *ae*, die Eigennamen mit durchschossener Schrift, *i* statt *y*, Accente; die ganze Urkunde N. 24, S. 339 hat eine viel zu neue Sprache gegen den Kindlingerschen Abdruck S. 67); Hr. K. hat dagegen zu wenig *f. g.* lange *f*, wenig *ii*, *ft. y*, *ss* und Abschnitte, wo im Original wahrscheinlich keine sind; überhaupt scheint er nicht die gehörige Mühe zum Abschreiben gehabt zu haben, vielleicht war auch das Local dabey ungünstig. So fehlen bey ihm bisweilen Worte (S. 4, II, 31); einige Abbrüviaturen hat er in der Eil falsch gelesen, (S. II. *finaliter* *ft. firmiter*.) Doch das Alles setzt den Werth dieses Abdrucks nicht herab, auch bey Bodmann finden sich solche Versehen. Dagegen hat K. die Siegel umständlicher und genauer beschrieben. (Aufgefallen ist es uns, daß K. bey der Urk. S. 57 das eine Siegel ganz, das

andere als halb abgefallen angiebt, da doch B. (S. 325), der seine Abschrift viel später (1805?) nahm, bemerkt: „*sigilla prorsus illaesa*“; giebt es etwa zwey Exemplare dieser Urkunde?) Das K. unleserliche Wort S. 4 lautet, mit einem bey ihm fehlenden Zusatz, in dem B. Abdruck: *arcocifitere domini*, und ist wahrscheinlich die verstümmelte Benennung eines Festes. Wir können uns nicht enthalten, den Inhalt selbst noch kurz zu berühren. Richard versprach dem Erzbischof von Köln 8000 Mark Sterling für seine Kurstimme, Adolf versetzte demselben das jedoch erst von anderen einzulösende Kaiserswerth, und gab die Erlaubniß zur Anlegung eines Zolles zu Bonn für die bey seiner Wahl und Krönung gehabt Unkosten von 37500 Mark auf 15 Jahr, in welcher die Schuld selbst absorbiert werden solle; Albert gab dies und Sinzenich auf seine Lebenszeit, und versicherte die demnächstige Einlösung mit baarem Gelde; Friedrich III versprach 40000 Mark, (auch 1000 für dessen Räte; das gleiche Erbieten Ludwigs von Bayern an die Mainzischen ist also nicht so auffallend als z. B. Häberlin es findet); Karl IV gar 100000 Mark und stattbaaren Geldes Reichsgüter; Wenzel 30000 Gulden und 6000 Schock große prager Pfennige. II) *Urkunden und Nachrichten von rechtlichen Entscheidungen, welche bey dem kaiserlichen Hofgerichte (?) über verschiedene Rechtsfragen im 13 und 14 Jahrhundert gewiesen wurden* (13 Stück). Wenn nur immer eine kleine Geschichtserzählung vorhanden wäre; sonst tappt man doch oft im Finstern! Obes auf den Streit über allgemeines deutsches Recht Einfluß hat, wenn Karl IV 1356 von Gesetzen spricht: *quo imperii sacri subditos ligari constat universaliter singulos et singulariter universos*? (S. 102.) Hier ist nicht bloß eine Hinweisung auf die goldene Bulle, wie K. glaubt, es ist das 14 und 17 Cap. derselben, welche sich der Erzbischof von Köln besonders ausfertigen liefs. III) *Urkunden und Nachrichten von deutschen Sitten, Rechten, Gewohnheiten und Verfassungen im Mittelalter* (8 Stück). Darunter sind die Rechte der Städte Lechnich (1279) und Deutz (13 oder 14 Jahrh.) und die Beylegung der Blutrache des G. Eberhard von der Mark gegen einen von Loen wichtig. IV) *Nachrichten und Urkunden mancherley Gegenstandes* (10 Stück). Die erste: Nachrichten von den früheren Eigenthümern der Stift Korbeyischen Grundstücke, aus einem Codex des 12 Jahrhunderts, ist sehr merkwürdig. Die Gegend um Korbey kaufte der Kaiser von einem Grafen Bernhard. Den Anhang dieses Chron. und das, was der Herausg. weggelassen hat, findet man schon bey Meibom *ver. germ.* I. 755. V) *Einige Nachrichten zur näheren Berichtigung verschiedener Angaben und Regeln, welche die äußere Form der Urkunden betrifft*. Sehr nützlich und schätzbar!

In der Vorrede bemerkt der Vf. noch, daß er, im Fall diese Hefte keinen hinlänglichen Absatz finden sollten, gefonnen sey, seinen Urkunden-Vorrath theilweise oder zusammen zu verkaufen, und giebt deshalb die Landstriche an, deren Geschichte sie enthalten. Rec. braucht, nach der Darlegung des Inhalts dieses Heftes, nicht zu bemerken, daß er wünscht, dieser Fall mögte nicht eintreten, und er bald die folgenden Hefte anzusehen können.

H. St. F.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 15 F E B R U A R 1808.

## ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Vofs: *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen*; aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. 27 Band. 1806. 359 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.) 28 Band. 1806. 521 S. 8. (2 Thlr. 8 Gr.)

Der 27 Band enthält mit einem besonderen Titelblatt: *Reise um die Welt in den Jahren 1800, 1801, 1802, 1803 und 1804, auf welcher der Vf. die vorzüglichsten Inseln in der Südsee und die englischen Kolonien Port-Jackson und Norfolk-Eiland besucht hat.* Von Joh. Turnbull. Aus dem Englischen übersetzt von Ph. Chr. Weyland, herzogl. sächsl. weimar. Legationsrath. Pomphaft ist der Anfang des Titels, und die Länge der Zeit, die Hr. T. auf der Reise zugebracht, läßt erwarten, daß er auf der Umschiffung des Erdballs die merkwürdigsten Inseln und Länder besucht hat. Allein der Zusatz auf dem Titel schränkt die Reise um die Welt auf den Besuch einiger Inseln und des englischen Etablissements in der Südsee ein. Die Inseln sind die Gesellschafts- und die Sandwich-Inseln, gewiß unter denen auf dem unermesslichen Südmeere zerstreuten die wichtigsten. Die Nachrichten, die der Vf. davon, von dem elenden Zustande der einst für das Paradies der Welt gehaltenen Feen-Insel Otaheiti, dem mißlungenen Versuche der englischen Missionarien, die Einwohner zu civilisiren, den Fortschritten der Sandwich-Inulaner in der Cultur, der zuweilen sehr mißlichen Lage der englischen Kolonie in Neu-Holland gegeben hat, sind um desto wichtiger, weil Reisen nach diesem entfernten Welttheile selten unternommen werden, und bey dem aufgehobenen Verkehr des festen Landes mit England die Wissbegierde der Geographen noch seltener befriedigt wird. Einer merkantilitischen Speculation, die auf die Nordwestküste von Amerika gerichtet war, verdankt die Reise ihr Daseyn, und das Publicum den belehrenden Bericht von jenen Inulanern. Dem Vf., der 1799 als zweyter Officier eine Reise nach China gemacht hatte, wurde die Ladung und das Handelsfach auf einem neu erbauten Schiffe anvertraut, das einen Handel mit den wilden Einwohnern in Nord-Amerika anknüpfen sollte. In Port Jackson trennte er sich von dem Capitain, der mit dem Schiffe weiter segelte und ihn zurückliefs, die mitgebrachte Ladung abzusetzen. Allein die Speculation, deren Aus-

führung dem Capitain anvertraut war, mißlang, und er entschloß sich in der Baffes-Straße eine Ladung von Häuten einzunehmen, mit welchen er nach China segeln wollte. Zehn des Handels kundige Menschen wurden zu diesem Zwecke auf der Königs-Insel in der gedachten Straße ans Land gesetzt, und weil keine Lebensmittel in Port Jackson zu haben waren, so wollte sie der Capitain auf den Gesellschafts-Inseln auffuchen, und holte den Vf. von der Norfolk-Insel ab, wohin er sich begeben hatte, um für seine Waaren Geld zu bekommen, woran es in der Kolonie des festen Landes gänzlich fehlte. Bekanntlich ist Sydney die Hauptstadt der Kolonie und der Sitz der Regierung, worin wenigstens 2600 Menschen wohnen. Die Zahl der zu Arbeiten verurtheilten Verbrecher beläuft sich auf 450, der Militär- und Civil-Beamten auf eben so viel, der Handwerker auf 250, der Krämer auf 40, der Fischer auf 20, der Seeleute auf 350, der Weiber auf 600, der Kinder auf 450 Köpfe. Es sind schon 1100 Kinder in Neu-Süd-Wallis geboren, die in der physischen Bildung von europäischen nicht verschieden sind. Fast die Hälfte der Kolonisten besteht aus Irländern. Von den Gerichten findet eine Appellation an den Gouverneur Statt und von diesem, wenn der Gegenstand des Streites über 300 Pf. St. ist, an den König. Da viele der Verbrecher wegen Aufruhrs hieher verbannt sind, so würde die Vermehrung des Militärs sehr anzurathen seyn. Während des Aufenthalts des Vfs. war ein grosser Mangel an Fleisch und anderen Lebensbedürfnissen, nach der Versicherung Vieler durch falsche Ökonomie der Regierung veranlaßt. Die Ur-Einwohner sind unbeschreiblich wild und barbarisch, und durch den Umgang mit den Europäern noch gar nicht civilisirt, ausgenommen daß sie Angel und andere zum Fischfang nöthige Geräthschaften zu gebrauchen angefangen haben. Der Boden von Norfolk Eyland ist äußerst fruchtbar, erfordert aber doch wegen des üppig aufschießenden Unkrauts ununterbrochene Arbeit. Der Gouverneur suchte auf alle Art den Anbau zu ermuntern, und urbar gemachte Thäler dienten den Schweinen zu einer fetten Weide. Die kleineren Inseln Philipp und Nepean in der Nähe von Norfolk sucht man auch zu nutzen, erstere zur Schweinezucht, letztere zur Bestrafung der verworfensten Missethäter, die zum Salzfieden angehalten werden. Das Land ist großen Schwierigkeiten unterworfen, und die vielen Unglücksfälle, die sich dabey ereignet haben, werden endlich die Folge nach sich zie-

P p

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

hen, daß sie von den Kolonisten gänzlich verlassen werden. Von Norfolk Insel segelte das Schiff nach Otaheiti. Diese herrliche Insel war aber durch den Krieg so sehr verwüßt worden, daß sehr wenige Schweine und andere Victualien zum Verkauf gebracht wurden. Von allem, was man zum Tausch anbot, hatte Schießgewehr den meisten Beyfall. In Huaheine wurden die Seefahrer gleichfalls mit vieler Höflichkeit aufgenommen, konnten aber auch hier ihren Zweck nicht erreichen, und segelten nach Ulitea. Hier so wie auf der vorigen Insel trafen sie einen Landsmann an, der eine sehr unvortheilhafte Schilderung von dem boshaften Charakter der Einwohner machte, die sich nachher durch die Erfahrung bestätigte. Es fehlte nicht viel, so hätten sie sich mit Hülfe der Hluten, die sie von den Europäern erhalten haben, und die sie zwar nicht mit Geschicklichkeit, aber doch zum Nachtheil der Seefahrer, zu gebrauchen wissen, und der Ausreißer von den sie besuchenden Schiffen, (solcher niederträchtigen Menschen gab es auch am Bord des Schiffes, worauf der Vf. war) des Schiffs bemächtigt. Nur mit genauer Noth entkam es den listigen und gewaltsamen Versuchen, und den wiederholten Angriffen mit Kugeln und Steinen, die die Insulaner wagten, und die dem Schiff und Allen am Bord einen schrecklichen Untergang bereitet haben würden, wenn nicht im Augenblick der gemeinsamen Gefahr eine Meuterey, die unter den Matrosen ausbrechen im Begriff war, durch den Anblick der Gefahr und den Charakter der englischen Matrosen, die, wenn sie zu ihrer Pflicht aufgefordert werden, alles Privat-Interesse an die Seite setzen, gedämpft worden wäre. Im Ganzen genommen sind die Sitten und Gebräuche der Einwohner auf Otaheiti und Ulitea dieselben; doch äußern diese weder unter sich noch gegen Fremde den Grad von Wohlwollen und Menschenliebe, wodurch sich jene auszeichnen. Der Vf. findet den Grund davon in den weit häufigern, sowohl bürgerlichen als auswärtigen, Kriegen der Ulitaner, und setzt hinzu: *freyllich ein schlechtes Mittel, um die Entwicklung menschenfreundlicher Gefinnungen zu befördern!* O möchte doch diese Wahrheit in der Welt beherzigt werden! Über die ausfäzigen, und gerade deswegen von den Einwohnern sehr verehrten Priester auf der Insel Marra, der westlichsten der Gesellschafts-Inseln, macht der Vf. die scharfsinnige Bemerkung, daß der Gott dieser Insulaner ein Gebilde der Furcht und des Schreckens ist, dem alle Unglücksfälle und Krankheiten zuzuschreiben sind, und daß daher die Priester, die mit Krankheiten, den unmittelbaren Wirkungen des mächtigen Wesens, behaftet sind, sehr geachtet werden, und die Vorstellungen von den Göttern entweder äußerst furchtbar oder ganz unformlich gestaltet sind. Die Idee verdient untersucht zu werden, ob nicht bey den rohen Völkern, je gräßlicher die Form ist, unter welcher die Gottheit verehrt wird, desto größer auch die Furcht sey, welche man vor ihr hat. Von den Gesellschafts-Inseln ging es nach den Sandwich-Inseln, die von den Amerikanern fleißig

befucht werden. Der ausgebreitete Handel der Amerikaner erscheint vielleicht dem Britten in einer größeren Gestalt als er wirklich ist; denn immer vermuthet man in einem Britten einen Menschen, der die mit der seinigen im Handel rivalisirenden Nationen beneidet. Unser gutnützige Britte setzt indeß hinzu: *dabey muß man den Amerikanern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie durch ihren Fleiß und ihre Industrie dieses Glück wirklich verdienen.* O möchte doch diese Gerechtigkeit allen sich durch Industrie auszeichnenden Menschen zu Theil werden, und weiter keine Versuche gemacht werden, ihnen das Glück zu rauben, was sie sich durch freyen Gebrauch ihrer Geisteskräfte errungen haben! Salz, das die Reisenden in Woahu oder Owaihi aufkaufen wollten, war selten und theuer. Hier entwischte von dem Schiffe der Zimmermann. So groß der Verlust einer so wichtigen Person für das Schiff auch war, so versuchte der Capitain doch nicht, vielleicht abgeschreckt durch das, was ihm in Ulitea begegnet war, ihn wieder zu bekommen. Das Oberhaupt dieser Inselgruppe Tamahama war auf Mauwi, wo der Capitain nicht anlegte, der zunächst nach Attownie segelte, wohin ein von jenem Alexander der Sandwich-Inseln, wie ihn der Vf. nennt, vertriebener König geflüchtet war. Der unglückliche König wurde von seinen Unterthanen bis zur Anbetung geliebt, und sein moralischer Charakter war dem seines Überwinders vorzuziehen. Das Schiff wurde mit einem ansehnlichen Vorrath von Salz beladen, der in Onewow, einer anderen dem vertriebenen Könige noch zuständigen Insel, um etwas vermehrt wurde. Vornehmlich erhielt man auf letzterer eine große Menge von Yamswurzeln. Daß der Usurpator Tamahama auch diese beiden Inseln zu erobern entschlossen sey, erzählte ein Britte Young, der schon 14 Jahre auf Onewow zugebracht hatte, und zuerst dem Tamahama den Gedanken eingeflößt haben mag, sich von dem Capitain Vancouver ein Schiff auszubitten, wodurch er den Grund zu seiner jetzigen Macht gelegt hat, und worauf er, unterstützt von Europäern, die Hoffnung zu einer noch größeren gründet. Die natürlichen Fähigkeiten und erworbenen Geschicklichkeiten der Insulaner, wovon vorzüglich die im Tauchen die Seefahrer in Erstaunen setzte, kommen ihm dabey sehr zu statten. Diese Insulaner handeln schon jetzt nach der Nordwestküste von Amerika, und werden vielleicht bald einen Handel nach China eröffnen. Verkehr mit Otaheiti würde den Einwohnern dieser Insel, die in Hinsicht der Cultur und Lernbegierde den Sandwich-Insulanern weit nachstehen, sehr nützlich seyn. Der Vf. rath daher der Missions-Gesellschaft hieher Missionarien zu senden, die auch an den dasigen Britten treffliche Mittelspersonen zwischen ihnen und anderen Einwohnern antreffen würden. Nachdem ein hinreichender Vorrath von Salz zum Einpöckeln des Schweinefleisches erhalten war, (denn dieses, nicht den großen Tamahama kennen zu lernen, war der Zweck der Reise,) ging das Schiff nach Otaheiti zurück, berührte noch vorher einige andere Inseln,

deren Lage nicht genau bestimmt ist. Ein englisches Schiff, das kurz vorher in Otaheiti gewesen war, hatte alle Schweine, die zu bekommen waren, mitgenommen. Der Capitain segelte nun mit dem Schiffe nach einer der windwärts, d. i. östlich, gelegenen Inseln, um Schweine einzukaufen, und der Vf. blieb mit 2 oder 3 Gehülfen in der nämlichen Absicht, und um das Einfalzen der geschlachteten Schweine zu besorgen, in Otaheiti. Ausser diesen wurden noch andere von den Schiffen entlaufene, und vorher in Botany-Bay gedungene Matrosen in Dienste genommen. Das Geschäft hatte wegen des schändlichen Charakters dieser Menschen und der Diebereyen und Zudringlichkeiten der Insulaner nicht gemeine Schwierigkeit. Der Vf. konnte aber wegen seines langen Aufenthaltes auf der Insel und vielen Verkehrs mit den Einwohnern manche Beobachtung machen, die dem gewöhnlichen Seefahrer wegen Kürze der Zeit entgehen muß. Die Tänze fand der Vf. nicht so unzuchtig, als sie gewöhnlich beschrieben werden, und er glaubt, daß diese Veränderung durch die Missionarien bewirkt sey. In dem Wunsche, daß sich der Einfluß der Missionarien durch Abschaffung des Kindermordes und der Menschenopfer thätig beweisen möge, wird ihm jeder Menschenfreund beystimmen. Nach der Zurückkunft einiger vornehmen Personen von den Mohtos, kleinen sandigen Inseln, etwa 25 englische Meilen von Otaheiti entfernt, wo sie von Krankheiten genesen waren, wurden acht Tage lang Kampfspiele und Luftbarkeiten zur Freude über die Genesung angestellt. Die Fremden von den benachbarten Inseln, die in politischer Absicht nach Otaheiti gekommen waren, und den Vf. und seine Magazine und Schmiede besuchten, waren in ihren Fragen und Begehren nicht weniger unbescheiden und ungestüm, als die Otaheitianer, und hätten gern für Flinten und Schießpulver einen sehr hohen Preis bezahlt, wenn sie einen solchen zu bezahlen im Stande gewesen wären. Nach langem Warten kam endlich nicht das Schiff, sondern eine aus den Trümmern des Schiffes, das an einem Felsenriff gescheitert war, erbaute Barke an. Auf dieser elenden Barke waren 18 Personen, einige wenige Flinten, ein kleiner Vorrath von Pulver, und 40 Mafs Wasser. Durch diesen mißlungenen Versuch nicht abgeschreckt, suchte man von der Insel Eineo Schweine zu bekommen. Für Flinten und Schießpulver hätten sie hier eingekauft werden können. Sonst ist die Insel sehr unfruchtbar, und die Einwohner sind weniger gastfreundlich als auf Otaheiti. Am meisten wurde die Lage des Capitains, und seiner Gefährten durch die immer mehr zunehmende Pflicht-Weigerung und Trägheit seiner Leute nach dem Schiffbruch verschlimmert. Endlich kam nach Verlauf von 4 Monaten ein Schiff an, das nach Port Jackson, nach welchem Ort auch jene trachteten, bestimmt war; auf diesem schifften sich die Wenigen ein, die heimkehren wolten. Als der König Aomarre von den Abreisenden Abschied nehmen wollte, starb er plötzlich in dem Canoe, das ihn nach dem Schiffe bringen sollte. Er war Oberpriester, und

unter dem Vorwande, Geschenke für seine Gottheiten zu erhalten, drückte er die Unterthanen, die sehr unwillig die von ihm verlangten Menschenopfer hergaben; und der Vf. hält es für wahrscheinlich, daß dieser schreckliche Gebrauch nunmehr ganz aufhören werde. Die Missionarien hatten an ihm eine Stütze, wobey aber eigennützige Absichten zum Grunde lagen. Aller Bemühungen ungeachtet, die sich jene Männer gaben, den Zweck ihrer Mission zu erreichen, wird doch der Erfolg ihrem Eifer wenig entsprechen. Das Volk ist zu träge, zu unwillig, und zu abergläubisch, als daß es an den Lehren der Missionarien Geschmack finden sollte. Diese halten zweymal des Tages Betstunden, reisen auf den Inseln herum, predigen, und haben in der Landessprache große Fortschritte gemacht. Ihre Geschenke geben den Predigten Nachdruck, und wenn jene abnehmen, so wird auch der Beyfall, womit diese angehört werden, nachlassen, und das Ansehen der Prediger sinken. Der schöne Garten, den sie angelegt haben, hat nicht die über alle Beschreibung unthätigen Einwohner reizen können, ähnliche Anlagen zu machen. Der Wunsch der Missionarien, daß ein Schiff für beständig in Otaheiti stationirt würde, vermittelt dessen eine Communication mit Port Jackson und den Sandwich-Inseln eröffnet werden könnte, wird hofentlich von ihren Oberen in Überlegung gezogen werden, wofern diese es nicht für rathlicher finden, welches auch nach einigen Nachrichten schon geschehen seyn soll, die Mission ganz aufzugeben. Durch Fieber, Ruhr, Gicht, venerische und andere Krankheiten und den Widerwillen gegen Arzneymittel, sind in kurzer Zeit so viele Menschen weggerafft, daß zu besorgen ist, die Insel werde bald ganz öde werden. Die Missionarien zählten auf den zwey Reisen, die sie während der Anwesenheit des Vfs. auf der Insel machten, das erste mal 7000, das zweytemal 5000 Einwohner. Der Vf. wirft ihnen oft Unwissenheit und Mangel an Neugierde vor. Wenn sie aber auf die Beschuldigung, daß sie Diebe sind, antworten, daß sie keine schlimmeren seyen, als viele der Britten, womit sie auf die Missethäter in Botany Bay hindeuten, S. 296. so muß sich doch ihre geographische Kenntniß bis Neu-Holland erstrecken, und mit der Zeit könnte sie wohl noch weiter gehen. Der Vf. wird aber hieran zweifeln. Denn nach seiner Schilderung ist die Nation gänzlich verderben, durch unnatürliche Laster, die am meisten unter den Oberhäuptern im Schwange gehen, entkräftet, mit Schauer erregenden Schandthaten, Kindermord, Menschenopfer, Verachtung des Greisenalters besetzt, im Verkehr, wenigstens mit Fremden, so treulos und betrügerisch, daß sie, um uns der Worte des Vfs. zu bedienen, *wahrscheinlich nicht lange mehr unter der Zahl der Nationen existiren wird.* Nicht günstiger konnte der Vf. von den freundlichen Inseln nach der Erfahrung urtheilen die er auf Eaubwe oder Middelburg, der östlichsten von dieser Gruppe, machte, wo auch einige Missionarien ihr Leben eingebüßt haben sollen, worauf die übrigen, nebst einem aus den Marquosus-Inseln Entronnenen,

am Bord eines spanischen Schiffes ihre Rettung fanden. In den Bemerkungen, die die Otahaitier am Bord des Schiffes, auf welchem der Vf. war, bey dem Anblick der neuen Gegenstände in Norfolk Eyland und Neu Süd-Wales machten, spricht sich der Naturmensch aus. In den Kolonien wurde eine steinerne Brücke über den Fluß gebaut, und große Körbe voll Erde mußten von den verurtheilten Weibspersonen herbeygetragen werden. Durch den Mehlthau war ein beträchtlicher Schaden angerichtet. Steinkohlen waren an dem Fluß Hunter gefunden, und einige Tonnen davon am Vorgebirge der guten Hoffnung mit Vortheil verkauft. Eisenerz kann wegen des hohen Arbeitslohns noch nicht mit Vortheil bearbeitet werden. In der Basse's - Strafe wird von den dahingeschickten Personen viel Öl von See-Elephanten und See-Kälbern gewonnen. Über das Eindringen der Amerikaner in diesen Handel wird Beschwerde geführt. Der Ackerbau kann nur an den Stellen, die ein gutes Erdreich haben, und den Anbauern gegen Erbenzins überlassen werden, getrieben werden, und es werden 12 bis 40 Scheffel Weizen von dem Acker geerntet. Verbannte können jahrweise gemie-

thet werden, und die Regierung hat über die Bedingungen und die zu leistenden Dienste ein Regulativ bekanntgemacht. Die Kosten des Waisenhauses werden durch eine Auflage auf Wein und Brantwein, und durch freywillige Beyträge von den angesehensten Einwohnern und den wohlhabendsten Kolonisten bestritten. Mädchen werden darin im Schreiben, Lesen und Nadelarbeiten unterrichtet. Zwey ähnliche Anstalten sind für Knaben bestimmt. Das Entfliehen auf die hier anlegenden Schiffe, und das Empören gegen die Regierung kann nur mit Mühe hintertrieben werden. Baares Geld ist fast gar nicht im Umlauf, und der Handel besteht im Austausch einer Waare gegen die andere. Die brittische Regierung nimmt sich der Kolonie mit väterlicher Sorgfalt an, und die meisten Bedürfnisse können aus ihren Magazinen um sehr billige Preise erhalten werden. Wäre Eintracht unter den Dienern der Regierung, so würde die Kolonie in einem blühenden Zustande seyn. — Die sehr wohlgeschriebene Reisebeschreibung verdiente in die Hände eines beider Sprachen so kundigen Übersetzers zu kommen, als Hr. W. sich schon durch andere Proben bewährt hat.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

## K L E I N E S C H R I F T E N.

**GESCHICHTE.** Tübingen, b. Schramm: *Dissertatio de historiae universalis argumento*, auctore Christiano Frid. Roesler, Prof. Hist. P. O. — MDCCCVI. 40 S. 4. Diese kleine Schrift verdient mit Recht, in einem weiteren Kreise bekannt zu werden. Vor 30 Jahren hatte Hr. R. seine Lehrstelle mit einer Diss.: *De historiae universalis idea et methodo*, Tüb. 1777, angetreten. Schon in dieser Rücksicht muß es merkwürdig seyn, über den bisherigen Fortgang der U.-Geschichte den selbstforschenden und denkenden Mann jetzt wieder zu vernehmen. Seine Gedanken sind kurz diese: Als Hauptsatz war von ihm aufgestellt worden: *Von dem Vortrag der U. Geschichte müsse alle Specialgeschichte ausgeschlossen seyn.* Dagegen, bemerkt er, haben nun unsere Lehrbücher sich nach und nach so weit von ihrer Aufgabe entfernt, daß sie zuletzt in lauter Specialgeschichten sich aufgelöst haben. Universalgeschichte wird nun in einem ganz neuen Sinne gebraucht, doch, daß man jetzt weniger als je darüber einig ist. — Eine Entscheidung darüber aus der Geschichte der Universalgeschichte selbst zu geben, ist der Gegenstand dieser Abhandlung. — Vier classische Geschichtschreiber, fährt er fort, die entweder einen Theil (Herodot, Polybios), oder das Ganze der Universalgeschichte (Diodorus Sic. und Trogus Pompejus) vor Augen hatten, haben bey aller Verschiedenheit in der Composition doch das mit einander gemein: „*historiae communis sive universalis vim nullo modo positam esse in accurata beneque ordinata omnium cujusque temporis populorum collectione aut enumeratione, sed vel in expositione ampla, eleganti et artificiosa singularum causarum, quae inter potiores populos cum magna omnium expectatione, aut ab uno ita pertractae sunt, ut ad totum orbem pertinere viderentur; vel in historia magis continuata eminentis suo tempore populi transuentisque ab uno ad alterum summae in orbe potestatis.*“ — Alle christlichen Geschichtschreiber, ob sie gleich, den Orkus etwa ausgenommen, nicht die classische, sondern die Geschichte des Volkes Gottes zum Grunde gelegt haben, und zwar die vorzüglichsten unter ihnen, welche durch das ganze Mittelalter Mußer für die übrigen gewesen sind, haben im Ganzen einerley Plan: nach der biblischen Geschichte folgt die Reihe der vornehmsten Reiche und Könige, als Hauptjuden, zu welchem Jeder, was ihm sonst merkwürdig schien, noch beysetzte oder antrieb: sie haben (wie Gotefr. Viterb.) ausdrücklich unterschieden zwischen Universal- und Specialgeschichte; haben sich nie einfallen lassen, aus einer Sammlung oder Anhäufung von Specialgeschichten eine allgemeine Geschichte bilden zu wollen. Denselben Plan, nach den Universal-Monarchien, wovon die Universal-Geschichte selbst

den Namen hat, haben auch die meisten Lehrbücher seit der Reformation, mehr oder weniger, ungeachtet mancher frühen Einwendungen dagegen, beybehalten.

Nun hat man, wird endlich hinzugesetzt, seit der Übersetzung der *Allg. Weltgeschichte* (Mitte des 18. Jahrhunderts) zwar angefangen, die Geschichte der Monarchien zu verachten: man hat sich große Mühe gegeben, die *ethnographische* und die *synchronistische* Methode so viel möglich zu vereinigen: aber was haben wir nun anderes, als ein bloßes *Aggregat* von lauter Special-Geschichten? soll damit die ganze Aufgabe gelöst seyn?? — Einige haben eben deswegen die U.-Geschichte nur auf die classische Periode einschränken wollen; — das zu geschweigen, daß die Freunde der Allg. Weltgeschichte selbst gestehen müssen, daß ihr Plan bey der neueren Geschichte die meisten Schwierigkeiten habe. So weit der Verfasser.

Diese bloß *historische* Deduction (*nos nunc, quid factum sit, unice quaerimus*) geht, wie man sieht, nur gegen die sogenannte Universal- oder allg. Welt-Geschichte in dem späteren Sinn, und scheint dem Vf. auch hierzu gut genug. Mit Recht. Das ist aber noch nicht das eigentliche Verdienst dieser Abhandlung. Die gelehrten und *sachreichen* Bemerkungen, welche Hr. R. bey diesem Anlaß über Plan, Methode, Gehalt der einzelnen Geschichtschreiber giebt; auch die vielen und genauen Nachweisungen in Bezug auf Literar-Geschichte überhaupt, und manche andere beyläufige Erörterungen, die man nicht überall liest; diese sind es eigentlich, warum Rec. diese Schrift selbst den Freunden der Geschichte empfiehlt; das meiste dieser Art würde ohnehin nicht wohl einen Auszug gestatten. — Beyläufig zu sagen, wenn man den Zustand einer Wissenschaft oder Disciplin nach ihren Lehrbüchern beurtheilen darf, so hat man hier hinreichenden Stoff zu Betrachtungen, warum der Geschichtsvortrag auf so manchen Lehrstühlen bis daher in beklagenswerthen Umständen gewesen ist. — Eine historische Darstellung von den wichtigsten Schicksalen und Veränderungen, welche die Geschichts-Kunde überhaupt vom Vater Herodot bis auf unsere Zeiten erfahren hat, auf gleiche Weise, wie hier zum Behuf des Begriffs der U.-Geschichte geschehen ist, ausgeführt zu sehen, ist schon lange in den Wünschen des Rec. Es mußte in vieler Rücksicht eine lehrreiche Arbeit seyn. — Am Schlusse äußert sich Hr. R., zwar nur kurz, aber mit so viel achtungsvoller Unterscheidung des Meisters von den Nachbetern, über *Kants* Princip der Geschichte, daß man wohl wünschen möchte, er hätte auch das noch berührt, was schon 1803 in *Schellings* Methodologie zur *philosophischen* Bestimmung der in Frage stehenden Begriffe geschehen ist. —

— C. —



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 FEBRUAR, 1808.

## ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Vofs: *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen*. 28 Band. Aus dem Engl. überf. von J. A. Bergh, u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der 28ste Band hat auch den besondern Titel: *Reise nach Paris*. Von Th. Holcroft. Aus dem Englischen übersetzt von J. A. Bergh, Dr. der Philos. in Leipzig. Vor vielen, die seit kurzem Paris, die Metropole auf dem festen Lande, besucht haben, kündigt sich der Vf. als einen humanen, ruhigen und scharfsinnigen, obgleich nicht von National-Vorurtheilen unbefangenen Beobachter an. Er kam nach Paris 1783 zum ersten Male, und 1801 im May zum zweyten Male, und hielt sich hier auf bis zum Sept. 1802. Er konnte also Paris vor der Revolution mit Paris nach der Revolution vergleichen, wovon man auch in dem Buche häufige Spuren antrifft. Da er eine Pariserin von einer guten Familie geheirathet hatte, so konnte er durch Umgang mit ihr und ihren Verwandten desto eher manchen Zug in dem Charakter der Pariser auffassen. Die Männer, welche er als seine Bekannten namhaft macht, gehören zu den vornehmsten Gelehrten und Künstlern. Er selbst scheint in einer glücklichen Muse zu leben, weder ein Amt zu bekleiden, noch ein Kaufmann, sondern ein unabhängiger Squire zu seyn. Er ist weit entfernt, die Nation, die er schildert, herabzuwürdigen. Er versichert dieses zu wiederholten Malen mit so vieler Aufrichtigkeit, dass wir ihm keine solche Absicht zutrauen können. Das viele Gute, das er an den Pariser und Franzosen überhaupt lobt, zeigt hinlänglich, dass er ohne Leidenschaft schreibt, und sich nicht zu der Classe der Pasquillanten erniedriget. Für die Thatfachen, die er erzählt, will er mit seiner Ehre und seinem Leben stehen. Er gesteht aber selbst, dass er sich in den Folgerungen, die er und andere daraus gezogen haben, irren könne. S. 124. Eine solche falsche Folgerung, die die französische Regierung in einem gehässigen Lichte darstellt, hat er, unserer Meinung nach, aus den Artilleriefalven, die bey einem Nationalfeste abgefeuert wurden, gezogen. S. 185. Er kann in einen ähnlichen Irrthum auch bey anderen Gelegenheiten gefallen seyn. Dem ungeachtet ist zu wünschen, dass kaltblütige und einlichtsvolle Franzosen das Buch mit Aufmerksamkeit und ohne Nationalhass lesen und prüfen mögen, und der edle Zweck, den J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

der Vf. sich vorgesetzt hat, dass die Rügung der Nationalfehler den Entschluss, sie abzulegen, herbeyführe, erreicht werde. Denn setzt er hinzu: „Wer die Folgen bedenkt, die Nationalhass nach sich zieht, der wird sich sehr in Acht nehmen, ein solch' verderbliches Laster zu unterhalten: Bey allen Nationen trifft man viel Tadelnswerthes, aber noch weit mehr Bewundernswürdiges an“ S. 183. „Habe er den Franzosen Unrecht gethan, so sey es nicht mit Absicht geschehen. Sein Zweck gehe bloß dahin, jedermann zur Untersuchung aufzufodern, besonders die Franzosen selbst, da die Sache sie am nächsten angehe, und da es unter ihnen Männer gebe, die die größten Talente besitzen, und an deren patriotischen Absichten sich gar nicht zweifeln lässt“ S. 336. Wir wissen nicht, was für Sensation das Buch in Paris gemacht hat, und wie es daselbst aufgenommen worden ist. Aber darin hat der Vf. vollkommen Recht, was er S. 130 sagt: „Der Weise hat oft mehr Vorthell von dem Tadel seiner Feinde, als von den Trostgründen seiner Freunde. Tadel reizt zum Nachdenken, Trostgründe aber wiegen den Geist in Schlummer ein.“

Als Feind erscheint freylich der Vf. an mehreren Stellen. Aber darf man das Urtheil der Feinde nicht lesen, nicht das, was daran wahr ist, billigen, und ihren Tadel zur Besserung benutzen? Der Vf. selbst spricht sich nicht von National-Vorurtheilen frey. Er hält die Quelle der National- und persönlichen Vorurtheile für unerforschlich S. 130, und er gesteht, dass er, wie alle Fremde, die Orte, Sitten und Gebräuche vorziehe, an die er am meisten gewöhnt ist, und dass er, trotz aller seiner Bemühung, eine strenge Unparteylichkeit zu beobachten, und die richtige Mittelstrasse zu gehen, doch vermüthe, dass dieses in keines Menschen Gewalt stehe, S. 73. Wir überlassen es denen, die Paris genauer kennen, als wir, dass sie die Stellen auffuchen und dem Publicum anzeigen, worin der Vf. von der Mittelstrasse, die er zu halten wünscht, abgewichen ist. Dass er, durch Vorurtheile oder heimlichen Widerwillen gegen die bestehende Obermacht verblendet, das Gute der jetzigen Generation verkenne, kann ihm nicht mit Grunde vorgeworfen werden. Denn an vielen Stellen gesteht er, dass es seit der Revolution besser geworden ist, und mancherley Fehler abgelegt sind, z. B. S. 4: „auf dem platten Lande ist jetzt weniger Elend verbreitet als sonst, man siehet nicht mehr so viele Lumpen, Armuth, matte Blicke, bleiche Gesichter, u. f. w., S. 159. 160. Der Schritt und Gang der Franzo-

fen hat sich in den letzten 20 Jahren sehr geändert. Bey dem Hereintreten ins Zimmer zeigen sie nicht mehr den hohen Grad von Selbstgenügsamkeit und lächerlichen Ansprüchen — S. 172. Sie sind jetzt weniger unthätig. Die Müßiggänger sind nicht mehr so zahlreich, und das bettelhafte Ansehen nimmt ab. — S. 323. In der Kleidung der Kinder und Erwachsenen hat wirklich eine allgemeine Reform Statt gefunden. Sie entspricht jetzt mehr den Forderungen des gesunden Menschenverstandes — S. 325. Auch in der moralischen Erziehung sind Fortschritte gemacht — S. 356. Die Sitten haben sich überhaupt so verbessert, daß Beyspiele der Ungezogenheit selten sind — S. 395. Ordnung und ein schneller Verkehr zwischen den entfernten Theilen der Stadt haben zugenommen.“ Diese und andere Beyspiele haben in dem Vf. die Meinung erzeugt, daß ein richtiger Verstand immer mehr herrschend wird, daß der gute Geschmack nach und nach das Übergewicht erhält, S. 291; daß man den wichtigen Einfluß der Erziehung alle Tage mehr einsehen lernt S. 303; daß so wie sich die Aufklärung verbreitet, und die Sitten verbessert werden, die Gewalt milder werden muß, S. 336; daß die Sitten der Franzosen, mögen sie sich zu der katholischen, oder irgend einer anderen Religion bekennen, sich verbessern, ihre Kenntniß zunehmen, und ihre Tugenden Festigkeit und Stärke erlangen, kurz daß sie als Menschen sich verbessern werden, S. 381. Im Vertrauen auf diese Eigenschaften, hat der Vf. den moralischen Charakter der Pariser nach seinen sorgfältig angestellten Beobachtungen geschildert. Er ging dem Volke nach in seine Wohnhäuser, Vergnügensplätze, Arbeitszimmer, u. d. m. beachtete daselbst sein Sprechen, Handeln und Treiben, und beschrieb es nach seiner Individualität. Daß er den Franzosen oft mit dem Engländer vergleicht, und daß die Vergleichung gemeinlich zum Vortheil des Britten ausfällt, ist natürlich. Nicht die Paris und London kurze Zeit gesehen, sondern sich in beiden Städten eine geraume Zeit aufgehalten, und den Charakter der Einwohner durch langen Umgang studirt haben, können über die Richtigkeit der Schilderung urtheilen. Da es gar nicht auf Persifliren einer hochachtungswürdigen Nation, sondern auf die Auffuchung der Triebfedern, die den Geist in Thätigkeit setzen, und auf die Zeichnung der Züge, die den sittlichen Charakter ausmachen, abgesehen ist, und ein Franzose, der sich seine Seele malen lassen wollte, lieber einem Holcroft, als so vielen Anderen, die seit 1789 in Paris gewesen sind, sitzen möchte: so kann das Buch auch solchen nützlich werden, die durch die Zeitumstände veranlaßt sind, viel mit Franzosen umzugehen. Je mehr man den besonderen Charakter einer Nation kennt, desto eher wird man in Geschäfte, die mit ihr abzumachen sind, Ordnung und Einheit bringen können. Will man gegen diese Anwendung des Buches erinnern, daß es den Pariser, den Einwohner der Hauptstadt schildere, dessen Charakter von dem der übrigen Franzosen sehr verschieden seyn könne: so antworte man mit dem Vf. S. 171:

„In Paris muß man den Franzosen studiren, weil er da mehr, als an jedem anderen Orte, Franzose ist.“ Das Buch ist in 27 Capitel abgetheilt, deren jedem im Original der Inhalt vorgesetzt seyn wird. Es würde zu weitläufig seyn, den Inhalt eines jeden Capitels genau anzuzeigen; indessen wollen wir doch den Leser mit der Ordnung der abgehandelten Materien noch näher bekannt machen.

Die fünf ersten Capitel können als eine Topographie von Paris angesehen werden. Die Hotels und Kaffeehäuser sind nicht so bequem als in London. Der Hang zur Unreinlichkeit ist unter den unteren Ständen durch die Revolution noch lange nicht ausgetilgt. Dem phlegmatischen Deutschen, der in jeder Lage die Tabackspfeife im Munde hat, kann dieses nicht verarget werden; daß aber eine Nation, die so lebhaft ist, sich ihrer Cultur rühmt, in ganz Europa den Ton angiebt, so schmutzig und unreinlich ist, befremdet den Engländer. Als Freund der Aufklärung findet der Vf. die Ursachen der Gräuel der Revolution in der außerordentlichen Unwissenheit des großen Haufens, von welcher er aus der Zeit seines ersten Aufenthalts Beyspiele anführt, S. 31. Die Boulevards sind der Ort, wo sich die Müßiggänger vergnügen. Die Franzosen sind zwar eine thätige und fleißige Nation, aber in Vergleichung mit den Engländern große Müßiggänger, S. 45. (Rec. ist sehr geneigt, diese Behauptung in das Register der Sätze zu schreiben, wo der Vf. sich von Nationalliebe, wenn nicht Stolge, hat beschleichen lassen.) Von den Boulevards wird der Leser nach dem Palais Royal geführt, dem Sammelplatz des Leichtsinnes und der größten Zügellosigkeit, aber auch dem Orte, wo der Weise Erholung und Belehrung findet. Die Bemerkung, daß der Gemeingeist, der Enthusiasmus für das allgemeine Beste in Frankreich unbekannt sey, die Policy und Regierung alles thun müsse S. 59, gilt auch von anderen Ländern. Gegen die Ausschweifungen, die daselbst geduldet werden, declamirt der Vf. sehr heftig S. 71. Die Nationalfeste, die 1801 und 1802 gefeyert wurden, werden beschrieben, und die Einrichtung derselben, vorzüglich der zuerst gegebenen, streng getadelt S. 78—123 oder im 6 und 7 Cap. Im 8 Cap. wird die Eitelkeit der Nation mit Exempeln aus der neuen und alten Geschichte belegt. Der gleichen Abschweifungen und lange Citate aus französischen Sittenrichtern zum Beweise seines Urtheils führt der Vf. auch sonst an. Sie dienen zur Rechtfertigung seines Tadels, und verstärken den Eindruck, den er zu machen wünscht. Daß die Pariser das Gepränge lieben, und sehr schaulustig sind, ist eine Bemerkung, die unzähligemal gemacht ist. Der Vf. geht noch etwas weiter, und macht Vergnügen zum Stapelhandel des großen Haufens, der in Ermangelung großer Manufacturen und eines ansehnlichen Handels mit Vergnügungen und der Befriedigung derselben in anderen sich beschäftigt. Aus einer Schilderung, die Daclós von seinen Landsleuten macht, will der Vf. schließen S. 180, daß es

den Franzosen an Energie des Charakters gebricht. Er setzt aber hinzu, daß sie jetzt anfangen, National-Energie zu bekommen, glaubt aber doch, daß die Fortschritte darin langsam seyn werden. Das 10 Cap. handelt von der Ehre, den Duellen, der Streit- und Harangirsucht, und anderen Materien, die unter diese Rubriken nicht zu bringen sind. Im 11 Cap. ist am meisten von der Galanterie oder der Kunst die Weiber zu verführen, wodurch die Männer sich zu Koketten erniedrigen, die Rede. Diese für das häusliche Glück so verderbliche Kunst wird jetzt nicht mit so viel Verwegenheit getrieben, noch hat sie so viele mächtige Beschützer, als in alten Zeiten. Hier wird viel aus der Geschichte der königlichen und anderen vornehmen Maitressen beygebracht, womit im 12 Cap. fortgefahren wird. Wie weit Franzosen und Engländer in den Begriffen von Anständigkeit und Unanständigkeit getrennt sind, zeigt das 13 Cap., wo der Vf. nach Gewohnheit eine Menge von Anekdoten und Bemerkungen aus seinem Aufenthalt in Paris anführt. Kleider und Moden, Lustdörfern, Erziehung, Ammen, durch deren Nachlässigkeit viele Menschen verkrüppelt werden, (in Hamburg sah der Vf. noch weit mehr Bucklige als in Paris, nach Verhältniß der Volksmenge in beiden Städten S. 310), Findelhäuser, Schulen sind die Gegenstände des 14—17 Cap. mit Unterminschung verschiedener anderer. Artigkeit, sie mag unter Menschen von Erziehung oder dem Pöbel gesucht werden, Frohsinn, Schwermuth, Mitleiden, in wie weit sie den Franzosen zugeschrieben werden können, zeigen das 18 und 19 Cap. Bettler sind in Frankreich noch viel mehr als in England, jedoch kann man jenen keine Zudringlichkeit vorwerfen. Die Kirchen werden nicht sehr besucht, mehr von betagten als jungen Personen. Von dem priesterlichen Haffe werden Beyspiele angeführt. Die religiöse Leichtgläubigkeit wird von den Priestern genährt. Mit vielem Wohlgefallen erzählt der Vf. eine Anekdote zum Beweise, wie leicht das Volk sich durch unwahre Geschichten hintergehen läßt, weil darin der Unerfrorenheit der Engländer gehuldet ward. Sie ist vom J. 1783. Seit der Zeit sind aber der herzhaften Thaten der Franzosen so viele geworden, daß jetzt schwerlich ein Bänkelsänger die Unerfrorenheit eines Engländers vor anderen erheben würde. Wer mehr hierüber lesen will, den verweisen wir auf das 20 und 21 Cap. Da, als der Vf. schrieb, der Krieg zwischen England und Frankreich aufs neue ausgebrochen war (dieser Umstand mag auch dazu beygetragen haben, daß der Vf. zuweilen seine Feder zu sehr in Galle getaucht hat): so sucht er im 22 Cap. seinen Landsleuten die Furcht vor einem glücklichen Erfolg einer französischen Landung in England zu nehmen. Die Liebhaber der Theater werden im 23. der Wissenschaften im 24., der Künste im 25 Cap. Notizen finden, die ihnen angenehm seyn werden. Im 26 Cap. wird eine Nachlese der vorübergehenden Nachrichten gegeben, jedoch wird ihre Unvollständigkeit damit entschul-

digt, daß die Merkwürdigkeiten einer solchen Stadt wie Paris, die der Abriss einer so großen Nation als die französische ist, unerschöpflich sind. Die beiden Kupfer sind Ansichten der Stadt von der Süd- und Nord-Seite. Nur finden wir die Zahlen auf dem letzten Kupfer in dem Buche selbst nicht erklärt. Von den Noten des Übersetzers ist nicht viel kühnliches zu sagen. Sie sind zum Theil Gemeinplätze, und die Facta, die angeführt werden, haben auch nicht immer historische Wahrheit zum Grunde. Was z. B. von dem Verhältniß der französischen Officiere zu den gemeinen Soldaten gesagt wird S. 191, daß dasselbe jetzt ganz so sey, wie bey anderen Armeen, wird der Übers. nunmehr selbst anders erfahren haben. Wenn S. 333 die Lyceen unseren Universitäten gleich geschätzt werden, so ist dieses eine sehr falsche Ansicht.

a. b. c.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Paris wie es war und wie es ist. Ein Versuch über den vormaligen und heutigen Zustand dieser Hauptstadt in Rücksicht der durch die Revolution darin bewirkten Veränderungen.* Nebst einer umständlichen Nachricht von den bedeutendsten National-Anstalten für Wissenschaften und Künste, wie auch von den öffentlichen Gebäuden. In einer Reihe von Briefen eines reisenden Engländers. Aus dem Englischen übersetzt und mit Erläuterungen und einer Einleitung versehen. In drey Theilen. I Theil. 1805. XXIV. u. 424 S. II Theil. 1805. 266 S. III Theil. 1806. 485 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Der ziemlich weitläufige Titel bezeichnet diese Briefe getreu genug. Sie wurden von einem unterrichteten, in hohem Grade unbefangenen, Engländer geschrieben vom October 1801 bis April 1802. Der Vf. hat mit Aufmerksamkeit beobachtet, und mit Sorgfalt aufgezeichnet. Er giebt uns eine vollständige, unterhaltende Schilderung der Merkwürdigkeiten dieser großen Stadt, die jetzt, in mehr als einer Rücksicht, die erste in Europa ist. Einige Gegenstände, besonders die wissenschaftlichen Anstalten und mehrere Sitten-Schilderungen, sind ausführlicher behandelt, als in ähnlichen Werken. Dabey stellt die Vergleichung mit dem ehemaligen Paris sehr oft anziehende Gesichtspunkte dar, schon durch die bloße Anführung der Thatfachen: denn eine tief eingreifende Entwicklung der Ursachen der Verschiedenheit darf man hier nicht erwarten, wenn sie auch nicht überhaupt noch zu voreilig seyn sollte. Indessen kommen doch einige Bemerkungen vor, die auch zu einer sittlichen Prüfung treffliche Winke enthalten. So urtheilt der Vf. sehr richtig über die Ehescheidungen, und zeigt aus der Erfahrung, daß die Gesetzgebung große Ursache habe, sie einzuschränken.

In der Einleitung zieht der Hofrath von Zimmermann eine scharfsinnige Parallele zwischen den Merkwürdigkeiten von Paris und der Hauptstadt der alten Welt. Die Standpunkte, aus welchen man Paris, und eben dadurch das Reich selbst jetzt studiren

mufs, sind allerdings vielfacher als dieß der Fall bey Rom feyn konnte. Hier können einige treffende Anwendungen auf die Revolution und deren Einflüsse vor, welche dem künftigen Beobachter wohl berechnete Gesichtskreise angeben. So verdient es besonders untersucht zu werden, ob und wie weit sich durch die Acquisition fremder Nationen, durch die engere Verbindung mit den Deutschen und Italiänern, der Geist der Franzosen, so wie ihre Philosophie, ihre Literatur selbst zu verändern anfängt. Auch bleibt es immer höchst merkwürdig, daß der Nationalcharakter am Ende der Revolution doch wieder die Herrschaft eines Einzigen erfordert zu haben scheint. Der Hr. v. Z. sagt also, mit Recht, das Voraussehen der Rückkehr zur Monarchie, welche er in dem Vergleich von Frankreich und Amerika schon vor 10 Jahren, also gerade zur Zeit des heftigsten Republikanismus ankündigte, sey wenigstens kein Fehlblick gewesen. Er hält es daher nicht für unwahrscheinlich, daß noch mehreres, was in jener Schrift nur als Vermuthung vorgetragen ist, sich zuletzt noch ereignen könnte. R.

### ALTERTHÜMER.

NÜRNBERG, in der Riegel - Wiefsnerschen Buch- und Kunsthandlung: P. Bernhard von Montfaucon griechische, römische und andere Alterthümer, in einen deutschen Auszug gebracht von M. Johann Schatz, und mit Anmerkungen versehen von Johann Salomon Semler. Herausgegeben von Johann Ferdinand Roth, Senior zu St. Sebald in Nürnberg. 1807. IV u. 358 S. Fol. (9 Thlr.)

Über den Gehalt dieses Buches, das zuerst im J. 1757 erschien, ist schon längst entschieden, so daß Rec. kein Wort darüber verlieren darf, und sich begnügen kann, nur anzuzeigen, wodurch sich diese Ausgabe von der früheren unterscheidet. Der Herausg. zeigt uns selbst in der Vorrede, was der Verleger von ihm gefodert und was er gethan habe. „Nach dem Auftrage der Verlagshandlung,“ sagt er, „sollte ich den alten Text ungeändert lassen, das Überflüssige abschneiden, und die Druckfehler verbessern. Um aber doch das Werk nicht ganz unausgestattet zu lassen, habe ich die Schreibart durchaus verbessert, und dem jetzigen Zeitgeschmack angemessener zu machen gesucht, und zur Bereicherung des Textes die Hülfsmittel, die mir zu Gebote standen, sorgfältig benutzt.“ Hr. Senior Roth gebrauchte die Schriften von Nitsch, Heyne und Böttiger, die auch in den Noten angeführt werden, ferner Winkelmanns *description des pierres gravées du Baron de Stofsch*, Langguths *Abhandlung de Mumiis avium in Labyrintho apud Sacaram*, Vogels Schrift:

„Über die Religion der Ägyptier und Römer“, Schlichtegroll's *Auswahl der von Stofschischen Gemmen mit Erläuterungen*, Hirt's *Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunst*, und Seybold's *griechische und römische Mythologie*, von Murr's *Abhandlung de Papyrus sive voluminibus Graecis Herculanensibus*, des Grafen Caylus Schriften haben ihm manche Berichtigung an die Hand gegeben, so wie bey der Mythologie und den Alterthümern der alten Deutschen die Werke von Hummel.

Die Verbesserungen des Textes bestehen meistens darin, daß die ehemals üblichen Flick- und Füllwörter, oder Bemerkungen wie folgende: „diesen Tag haben die Christen nachmals zum Andenken der Auferstehung Christi, welcher die wahrhaftige Sonne der Gerechtigkeit ist, den Tag des Herrn genannt“, ausgelassen sind. Wo auch, nach den oben angeführten Werken, Veränderungen und Verbesserungen vorgenommen sind, findet man doch, wie in der früheren Ausgabe, frühere und spätere Vorstellungen im bunten Gemisch durch einander, wodurch oft Widersprüche entstehen, die dann, wie natürlich, nur durch Zerhauung der Knoten gelöst werden können.

Bey einigen Gottheiten sind jetzt die griechischen Namen angegeben, die ehemals fehlten (so S. 37, 46, 74, 113 u. f. w.) Die Noten enthalten einzelne Berichtigungen, theils werden Schriften angeführt, die über diesen oder jenen Gegenstand weitläufiger handeln; doch geschieht beides nicht gar oft. Die wichtigsten Veränderungen findet man S. 37 bey *Diana*, S. 68, wo eine Anmerkung über's *St. Elmsfeuer* vorkommt; S. 155 ist manches über *Osiris* nachgetragen, so wie über *Serapis* S. 157. Andere Zusätze trifft man S. 158, Not. 2. S. 162; so wie S. 176 in der Anmerk. 1, die vorzüglichsten Werke über deutsche Alterthümer und Mythologie angeführt werden. Am fleißigsten ausgestattet finden wir das Capitel über die Götter der alten Deutschen, S. 182, und S. 259 nach Murr das Capitel: „Von dem Schreibezeug der Alten“; so wie S. 180 über die *Druiden* einiges eingeschaltet ist.

Aus diesen Bemerkungen wird man leicht einsehen, wie viel noch zu wünschen übrig ist, und welchen Mißgriff die Verlagshandlung gethan, den alten Text wieder abdrucken zu lassen, statt von einem sachkundigen Manne ein neues Werk ausarbeiten zu lassen.

Das Register ist vollständiger als bey der vorigen Ausgabe, es enthält beynahe zweyhundert Artikel mehr, die größtentheils früher aus Fahrlässigkeit nicht angemerkt waren, was dem Gebrauch des Buches noch erschwerte.

V. J. A.

### FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Neues Museum für die sächsische Geschichte, Literatur und Staatskunde*. Herausgegeben von Dr. Christ. Ernst Welfse, Ober-Hofgerichts-Act-

essor und ord. Prof. des Lehnrechts zu Leipzig. 4ten Bandes 1 Hft. 1805. 168 S. 8. (18 Gr.) S. Recension der 3 ersten Bände. 1806 N. 144.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 17 F E B R U A R , 1808.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN und LEIPZIG: *Untersuchungen über den Geburts-Adel und die Möglichkeit seiner Fortdauer im neunzehnten Jahrhundert.* Von dem Verfasser des neuen Leviathan. 1807. XIV u. 400 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Eins der wichtigsten Glieder in der Kette des heutigen bürgerlichen Lebens ist der Geburts-Adel, ein Stand, dessen Biographie reich ist an merkwürdigen Erscheinungen. Zur Feststellung des Gesichtspunctes bey Raiffonnements über das ursprüngliche Wesen des Standes, sein Verhältniß zum Fürsten, zu den übrigen Staatsbürgern, ist die Bemerkung notwendig, daß die eigentliche Basis, die zuletzt das Gebäude trägt, nicht in Lehnverhältnissen besteht, weshalb der gewöhnliche, auch von dem Vf. der vorliegenden Schrift immer gebrauchte, Ausdruck Feudal-Aristokratie, nicht durchaus passend ist; wie wohl das Institut, aus welchem der Geburts-Adel hervorgegangen ist, seit dem zwölften, besonders dreyzehnten Jahrhunderte vom Lehnwesen so durchdrungen, so stark verändert worden ist, daß letzteres als zweyter Ursprung gelten kann. Die fränkisch-deutsche Ministerialität ist der Keim eines Standes, dem die Vergangenheit mehr zusagte, als die Gegenwart; *Dienst-Adel* ist der Ausdruck, der den ursprünglichen Verhältnissen völlig entspricht; nach *Dienst- und Hof-Rechte* besaßen die früheren Mitglieder ihre Beneficial-Grundstücke, lange nicht nach Lehnrechte. Als aber, seit dem angegebenen Zeitpuncte, das Lehnwesen mit dem uralten Dienstwesen sich vermischte, ward jenes vorherrschend, wenigstens in Beziehung auf Güterbesitz: die Beneficien wurden nach Lehnrechte gereicht. Doch sind unläugbar die wichtigsten bisherigen Prärogativen des Adels in Deutschland nicht im Feudalsystem, sondern in den ältesten Dienstverhältnissen, gegründet: Theilnahme an der Landesgesetzgebung, privilegiertes Forum, Steuer-Exemptionen: Vorrechte, von denen das letzte am meisten anstößig ist, den meisten Unwillen erregt, weil es der Adel selbst vor den übrigen von Militärdienst und Localgerichtsbarkeit Eximirten voraus hat. Durch viele Gefahren ist der Dienst- und Lehn-Adel seit Jahrhunderten gegangen; mit Anstrengung zwar, aber mit Erfolge, hat er sich von den Grundfassen-Verhältnissen zum Dienst- und Lehn-Herrn losgearbeitet, gegen die Zumuthungen der Hierarchie, gegen die Waffen der Städtebündnisse, behauptet; in

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

den heftigen Reibungen mit dem dritten Stande find die, der gesellschaftlichen Ordnung widerstrebenden, scharfen Ecken abgestossen; Chevalerie, Canonicate, geistliche Ritterorden, poetische Übungen, Reisen, Studium des römischen Rechts, haben das Rauhe des vormaligen Jäger- und Reuter-Lebens verwischt. Es steht ein Geburts-Adel da, den adelichen Herren der Vorzeit so unähnlich, als der würdige, erleuchtete Kanzelredner den Priestern des Mittelalters, der unterrichtete, liberale Contorist den hanfischen Großhändlern. In Hinsicht auf sittliche Ausbildung ist der Adel nicht hinter dem Zeitalter zurückgeblieben; um so mehr erscheinen die Vorrechte als Uebelstand, die, in längst erloschenen bürgerlichen Verhältnissen gegründet, in den Zusammenhang der heutigen nicht passen. Daß die Vorzüge nicht bloß des Adels, sondern überhaupt der Eximirten, allmählich aufhören sollen, ist eine Forderung Aller, die der Zeitgeist seines Einflusses gewürdigt hat. Zum voraus wird der Leser annehmen, daß wir, im Allgemeinen, Abstracten, die Parthey des Adels nicht ergreifen werden. Einen Geburtsstand als solchen, und zwar hier, vertheidigen zu wollen, wäre Entehrung eines literarischen Instituts, das für Aufklärung, Menschenrechte, Cultur, so viel leistet.

In der Hauptsache also, wie könnten wir anders, als völlig einverstanden seyn mit dem wohlmeinenden Verfasser, der die Abschaffung der Vorrechte dieses Standes verlangt! Es ist aber, in Hinsicht auf Neben-Ideen, auf Stimmung des Publicums, nicht gleichgültig, auf welchem Wege ein Schriftsteller zu diesem Resultat gelangt. Wer vor den Mitbürgern mit wichtigen Propositionen auftritt, die Abschaffung drückender Verhältnisse verlangt, von einem großen, privilegierten Stande Rechte zurückfordert, in finstern, gesetzlosen Zeiten entstanden, der muß, um den Beruf als Reformator zu documentiren, auch, um den edlen Zweck nicht zu verfehlen, drey Erfordernisse erfüllen: 1) den gegenwärtigen Zustand des zu reformirenden Verhältnisses richtig auffassen, und mit Erhebung über jede individuelle Stimmung, mit Unterdrückung einzelner empörender Reminiscenzen, darstellen; 2) über den vormaligen Zustand genau unterrichtet seyn, sobald historische Data für das Raiffonnement nöthig sind; 3) Vielseitigkeit und Tiefe der politischen Kenntnisse besitzen. Überall, wo sich unser Vf. in den Grenzen allgemeiner Ansichten, theoretischer Untersuchungen, wissenschaftlicher Gegenstände hält, wo er Materien verarbeitet, gezeitigt von dem

Rr

milden Geiste der letzten Jahrzehnte, erscheint er als denkender, aufgeklärter, unterrichteter, wohlwollender Schriftsteller. Richtig gedacht, der Beherzigung werth, ist unter anderen, was er über Ritterakademien vorträgt (S. 152, 153), über die Maxime, bloß Adelige an die Spitze der Landescolliegen zu stellen (S. 157) u. s. w. Um aber den Adel zu gewinnen, freywillig auf veraltete Vorrechte zu verzichten; um bis zum Throne zu dringen, und wohlthätige Verfügungen einzuleiten, hätte der Vf. weniger trocken, mit größerer Gedankenfülle und Wärme, vortragen, eine weniger didaktische Form, weniger schulgerechte Sprache, wählen sollen. „Überall vermissen wir den Grad von Intelligenz, welchen der Weltgeist heischt, damit er gehörig verstanden werde (S. 335)“: solche Sätze sind nicht geeignet für jene Wirkung. *Hume*, *Sieyès*, mancher andere politische Schriftsteller, würden einer Ausführung über diesen Gegenstand mehr Gewandtheit, Leben und Fruchtbarkeit gegeben haben. Vergleichen wir den Vortrag unseres Vfs. mit obigen drey Forderungen, so können wir nicht bergen, sie scheinen uns nicht genügend erfüllt: der Standpunkt ist zu niedrig, das Historische bedarf mancher Berichtigung, die politischen Sätze sind nicht hervorgegangen aus einer Fülle praktischer Kenntnisse.

Dafs der Gesichtskreis fast durchaus auf das preussische Reich beschränkt ist, gereicht nicht zum Vorwurfe; bis zu dem Tage, der vieles verkannte Herrliche zerstörte, war der Umfang groß genug für ein vollständiges politisches System. Der Vf. gehört auch nicht zu den Charakterlosen, die das Vaterland verlächeln, seitdem es eine gewisse Ehre, die militärische, verloren hat. Schon vor dem Schlage des räthselhaften Geschehens versichert er, die Mängel der preussischen Civil-Verfassung gerügt zu haben. Wenn aber ein großer Theil des Raisonnements auf eine Stelle des Landrechts gegründet ist, wenn die meisten Ansichten, Urtheile, offenbar auf Wahrnehmungen innerhalb einer großen Residenz beschränkt sind, so muß die Wirkung verfehlt werden. Übertreibung, unstatthafte Verallgemeinerung, ist nicht das Mittel, den interessirten Theil zu gewinnen. Seltner hält die Gesetzgebung Schritt mit einer Nation, die in rascher Fortbildung begriffen ist, häufiger bleibt sie zurück; der Geist bewegt sich weiter, der Buchstab ist unbeweglich. Das viele Unheil, das hier theoretisch aus dem Titel des preussischen Landrechts deducirt wird, der von den Rechten des Adels handelt, findet sich in der Wirklichkeit nicht; der Total-Eindruck der gesellschaftlichen Verhältnisse im letzten Jahrzehend, und des Verfahrens der Regierung in Besetzung öffentlicher Stellen, ist der Schilderung des Vfs. entgegen, mit Ausnahme des Militärsachs und der Residenz. Die Bearbeitung des Landrechts fiel in die Periode der französischen Revolution, die Europa mit Abscheu erfüllte, wo die Wuth eines beyspiellos erhitzten Haufens am meisten gegen den Adel gerichtet war. Der Eindruck so vieler Grausamkeiten, Infamieen,

mag bey den Commissären, benommen von angeerbten Vorurtheilen, nicht ohne Einfluß auf die Fassung der anstößigen Paragraphen geblieben seyn. Doch waren dies, in Ansehung vieler Fälle, todtegeborene Kinder. Der Nationalgeist, in glücklichem Vorsprunge, mächtig eindringend bis in das Cabinet, hat die, aus Unmuth und Trotz gewaltsam eingeschobenen, Paragraphen, so wenig, als das berühmte Religions-Edict, überall zur Wirksamkeit kommen lassen. Nicht wenige Beyspiele sind bekannt, dafs bürgerliche Staatsbeamte, die über das alltägliche Treiben der Automaten sich erhoben, durch bekenntnisse, Talente, sich auszeichneten, zu höheren Staatsämtern gelangt sind. Seyen sie dann geadelt worden oder nicht, es sind Thatfachen, die beweisen, wie wenig der Paragraph berücksichtigt worden ist, der dem Adel die Ehrenstellen im Staate vorzugsweise zusagt. Weit entfernt also, den Geist der Staatsgesellschaft zu lähmen (S. 63, 64), ist das Privilegium vielmehr umgekehrt vom Nationalgeiste unterdrückt gehalten worden. Wer das Innere des preussischen Staatswesens, die Stimmung der Nation, den freyen Geist der Aufgeklärten in allen Provinzen, nicht genau kennt; wer dabey über die Wirkungen eines Gesetzes *a priori* philosophirt, in der Vorstellung, eine Staats - Norm, einmal aufgestellt, gebiete schlechterdings einem sich frey bewegenden Volke; dürfte der Folgerung beystimmen, die unser Vf. aus dem bewussten Paragraphen zieht. Die Vermuthung aber S. 61, 62, wird keiner unterschreiben, der den Gang der politischen Dinge neuester Zeit genau und parteylos erwägt. „Es wäre in der That möglich gewesen, durch eine weisere Abfassung des neunten Titels in zweyten Theile des Landrechts, den preussischen Staat vor allen den Unfällen zu bewahren; die er seit den drey letzten Monaten des Jahres 1806 erlebt hat.“ Wollte bloß der Adel den Krieg? War nicht der Bürgerstand in gleicher unseligen Unwissenheit über das Mißverhältniß zwischen Frankreichs Überlegenheit an Hülfquellen, Kriegskunst, Concentration und Consequenz der Militair - Operationen, und Preussens Muthe, Patriotismus, Vertrauen auf russische Hülf? Hätte der Umstand: Bürgerliche an der Spitze aller Civil- und Militair-Behörden, lauter bürgerliche um die Person des Regenten, — eine Verkettung von Dingen abgeändert, allzu verwickelt, umfassend, gewaltig, um Product eines veralteten, erschlafenen, ständischen Verhältnisses zu seyn? — „Die hohen Kornpreise hatten keine andere Bestimmung, als, den verschuldeten Adel aufrecht zu erhalten; — der Krieg zwischen Preußen und Frankreich würde nie entstanden seyn, hätte das Interesse des Adels nicht die Fortdauer der Contingenz mit England nothwendig gemacht“ (S. 140); — „Abscheu des Adels vor allem, was Industrie heißt; — Haß der Mitbürger gegen ihn“, (S. 142); — „es ist merkwürdig, dafs selbst die besten Minister, wenn sie Adelige waren, so ganz und gar nichts für die höhere Entwicklung der Staaten th



ten“ (S. 215); — „was hat der Feudal - Aristokrat, dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, daß er Alles auf die physische Stärke bezieht, und die Einsicht zwar auf die Macht, aber nie die Macht auf die Einsicht stützt, was, sag' ich, hat der Feudal - Aristokrat mit anhaltendem Studium zu schaffen, das er nur lächerlich und läppisch finden kann?“ S. 330, 331. (Auch *Humboldt*, Graf *Hofmannsegg*, einige andere Männer, die, dem Vf. so nahe, ihm wohl einfallen konnten? Mancher, uns bekannten, unterrichteten, fortstudirenden Gutsbesitzer in Schlessien, Pommern nicht zu gedenken.) In diesen und mehreren anderen Stellen vermisst man die Sprache der Nüchternheit, Umsicht; Mäßigung, der eindringenden Herzlichkeit, des menschenfreundlichen Wohlwollens, nothwendige Bedingung, auf das Gemüth des interessirten Standes einzuwirken, es zur Resignation zu erwärmen, die Männer zu gewinnen, die den Regenten umgeben. Auf revolutionairem Wege das Gute zu erzwingen, wird der patriotische Vf. nicht anrathen. Warum also Bitterkeiten, Ubertreibungen, die allen ruhigen Effect hindern? Was haben die *Gracchen*, was *Merkel*, *Held*, bey vielleicht edeln Absichten, für wohlthätige Reformen bewirkt? Als der Probst *Röttger* von Magdeburg den verdienstlichen Aufsatz über das Unrecht, die Hütungs - Termine nach dem julianischen Kalender zu bestimmen, geschrieben hatte, erschien bald darauf die Verordnung vom 31 August 1800, die wenigstens der Vergrößerung der Ungerechtigkeit vorbeugt. Der Schriftsteller, der mit Beredsamkeit, Würde, überzeugend, ohne Beleidigung, die Regierung, oder eine Classe von Staatsbürgern, zur Vertilgung eines Ubelstandes in den bürgerlichen Verhältnissen auffordert, kann im Preussischen darauf rechnen, nicht vergeblich geschrieben zu haben. Aber Faustschläge, statt der Fingerzeige, machen auffätzig. Am rauhesten schlägt unser Vf., am beschränktsten ist sein Gesichtskreis, in dem Capitel über das Verhältniß des Adels zu der Judenschaft. Merklicher, als irgendwo, ist hier, daß die Charakteristik des Adels größtentheils von Exemplaren desselben in einer großen Residenz abstrahirt ist, z. B. S. 170. Wohl ist hier ärgerlicher Lärm vieler Gefäße ohne Inhalt, äußerlich vergoldet. Dies muß aber den Gleichmuth des Betrachters nicht erschüttern. Es ist zum mindesten unbillig, die widerlichen Entartungen am Orte des Zusammenflusses der Macht und der Reichthümer auf die Provinzen überzutragen, auf so viele achtungswürdige Familien auf dem Lande. „Das Mittel des Adelichen, zum Ziele zu gelangen, ist die Leibeigenschaft, — das des Juden, ist das Geld, wodurch er sich alle Industrie unterordnet. Herrscht demnach der Adel über die Leiber, so herrscht die Judenschaft über die Geüther.“ S. 164. — „Der Geburtsadel steht mit der Judenschaft in einem so engen Verhältniß, daß er ohne dieselbe nicht fort-dauern kann.“ S. 167. — „So lange es noch einen Geburtsadel giebt,“ wird niemals eine strenge Ver-

antwortlichkeit für diejenigen *organisirt* werden, welche öffentliche Gelder unter Händen haben, und den Juden wird das Privilegium bleiben, in den Staatskassen zu wühlen, wofern sie nur so gefällig sind, die Veruntreuungen verschwenderischer Beamten für den Augenblick der Krisis zu decken.“ S. 171. — So weit wir die preussische Finanzverfassung kennen, halten wir die letztere Voraussetzung, am gelindesten ausgedrückt, für einen hypochondrischen Paroxysmus. Die Landrentmeister, Ober-Empfänger, Rendanten, Kassirer, Domainenbeamten als Forstamts - Kassirer, Kreis - Einnehmer, Bankbeamte, fast alle, die öffentliche Gelder unter Händen haben, sind bürgerlichen Standes; und die Oberrechnungskammer, ein Institut, das die französische Regierung der Nachahmung werth gefunden hat, weiß Betrügern auf die Spur zu kommen.

Mit den historischen Angaben, deren Richtigkeit die zweyte der oben aufgestellten Bedingungen verlangt, nimmt es der Vf. nicht immer streng genug. Wenn in der summarischen Geschichte der Entstehung des Adels S. 42 ff., die Könige der germanischen Völker als erste Repräsentanten der Nation vorgestellt werden: so ist dies ein, von neueren Verhältnissen entlehntes, willkürlich übertragener, Begriff, schlechterdings fremd dem System der Grundherrlichkeit und Patrimonialherrschaft jener Zeit. Was hier von Karl dem Großen erzählt wird, gilt von Ludwig, dem Sohne und Nachfolger. Von den Behauptungen, daß der fränkische Staat schon seit Karl Martel und Pipin in einzelne Staaten zerfallen sey, im Allgemeinen unter der Benennung der Generalstaaten vereinigt; daß schon damals im demselben alles unbewegliche Eigenthum Lehn geworden sey, findet gerade das Gegentheil Statt. Niemals ist größere Einheit und Concentration im Frankenstaate gewesen, als unter der kraftvollen Leitung Karls des Großen, dieses ausgezeichneten politischen Genies. Bis in das dreyzehnte Jahrhundert waren die deutschen Landgüter größtentheils Allodien. Die fränkisch - deutsche Ministerialität, früher entstanden, schnell verbreitet, ist mit der später aufgekommenen Gewohnheit der übertragenen Lehne verwechselt. Indem nicht jedes Dienstwesen, sondern Lehnbesitz von Grund und Boden, also Landwirthschaft, zur Grundlage des Adels, als persönlichen und Geburtsstandes, gemacht wird, entsteht eine nicht durchaus richtige Ansicht. — So gründlich und treffend die Ausführung über den Ursprung des Zustandes der Bauern ist, S. 121 ff., so wenig sind es die Angaben über die Entstehung des dritten Standes (S. 145 ff.). Die städtischen Communen, deren Ursprung in der Entwicklungsgeschichte der germanischen Völker die wichtigste Epoche macht, sollen dadurch entstanden seyn, daß, auf Veranlassung der Kreuzzüge, in mehreren Gegenden Europas, besonders in Frankreich, die Domainenländereyen des Königs durch *Abtretungen der großen Vasallen* erweitert worden seyen, und die Menge der *Leibeigenen* auf diesen Domainengütern

zu der Idee einer besondern Verfassung für dieselben geführt habe. Der Adel habe nicht vergessen können, daß die Mitglieder des dritten Standes ehemals seine Leibeigenen gewesen, daher die Beraubung reisender Kaufleute, und gegenüber die Entstehung der Gilden und Zünfte. Wir wollen nicht fürchten, daß diese Vorstellungen in die historischen Compendien übergehen. In Deutschland sind weder durch Eröffnung, noch weniger durch Abtretung, Reichslehne consolidirt und zu Domainen gemacht worden; die eröffneten wurden immer von neuem fortgegeben. Auch in Frankreich ist in den ersten hundert Jahren der Kreuzzüge keine Consolidation von Kronlehen vorgefallen; von denen, die seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts vorkommen, fallen nur einige in die Zeit eines Kreuzzugs, nämlich die von *Touraine, Maine, Anjou, Normandie*, und *Poitou*, in die des vierten, stehen aber mit demselben in keiner ursächlichen Verbindung. Auf Reichspatrimonialvillen in Deutschland, auf königlichen Pfälzen in Frankreich, hat allerdings der dritte Stand zuerst sich geregt; aber die ursprünglichen Mitglieder sind weder überhaupt Leibeigene gewesen, noch — was freylich mit jener irrigen Vorstel-

lung von Abtretungen zusammenhängt, — Leibeigene des Adels. Die Verwechslung der Leibeigenschaft mit der Hörigkeit, einem Zustande, in dem auch der Dienstadel sich befand, muß falsche Ansichten und Raïsonnements veranlassen. Selbsthörig waren bey weitem nicht alle Mitglieder des werdenden Bürgerstandes; nicht wenige behaupteten den Zustand der Ingenuität. Wie der Vf. die Sache vorstellt, sollte man glauben, die städtischen Constitutionen seyen von der Regierung für die Gemeinden entworfen, und im Zusammenhange eingeführt worden; da doch alle Theile sehr allmählich entstanden sind, das Ganze auf einzelnen Privilegien beruht, von den herzhafte, jugendlichen Körperschaften gefordert, als Pfandschaften erworben, als Eigenthum erkaufte. Daß die Handwerkszünfte nicht den Kaufmannsgilden nachgebildet, also nicht auf Veranlassung der Straßennäuberereyen des Adels entstanden sind, kann hier nicht ausgeführt werden; die Berichtigung einer so geschichtswidrigen als herrschenden Meinung erfordert größere Vorrichtungen, als sie hier zulässig sind.

(Der Beschluss folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

**STAATSWISSENSCHAFTEN.** Berlin, b. Maurer: *Über die Messe zu Frankfurt an der Oder, die Ursachen ihres Verfalls in verschiedenen Zeitpunkten, und über den Wachsthum der Messe zu Leipzig.* Nebst Widerlegung der Vorurtheile gegen eine uneingeschränkte Handelsfreyheit auf Messen. Von Christian Gottlob Gründler, Gilde-Secretär in Berlin. 1807. 71 S. 8. (6 Gr.) Eindrücklicher, als theoretische Argumentationen, sind historische Nachweisungen, wie verderblich es sey, wenn die Regierung zu den gewerbetreibenden Staatsbürgern sich in dem Verhältnisse des Schulrectors zu Disciplin bedürftigen Knaben glaubt, sich beykommen läßt, das Gewerbe einer Nation als ein Ganzes zu leiten, da dasselbe nur ein Rad ist, das in die große Maschine des Weltverkehrs eingreift. An den gewaltsamen Operationen zu Frankfurt a. d. O., und deren Folgen, ist in der angekündigten Schrift ein warnendes Beyspiel aufgestellt. Der Messverkehr dieses Platzes mit dem europäischen Osten war vormals sehr bedeutend. In gleichem Verhältnisse aber, als die Regierung eingriff, aus Finanz-Eigennutz, und Befangen von einem gewissen Fabriken-System, wurden die Verkäufer zu Trug und List gegen den Staat verführt, die wichtigsten Einkäufer vercheucht, die sich nach Leipzig zogen, die Solidität des Verkehrs untergraben, und der Handel auf Credit eingeführt: der Bestechlichkeit der Accise-Officianten ein weites Feld eröffnet, das kleine Gewerbe der Stadt und umliegenden Gegend zerrüttet, dem Abfatz selbst der inländischen Fabrikanten geschadet. Friedrichs Mißgriff bey der *Accise-Regie* durch Franzosen. Merkwürdiges Geständniß der Unwissenheit des geheimen Raths *Delanway*, S. 17. Neues Leben unter der Administration des Ministers *Werder*. Darstellung des Messhandels, des Vertriebes der in Fr. gemachten, nach dem Ofen bestimmten, Einkäufe, Zoll- und Mess-Abgaben. Alles mit der genauesten Sachkenntniß, und unter beständiger Vergleichung mit den Einrichtungen des concurrirenden Leipzig. Zuletzt die Einleitung der neuesten Periode: Abdruck eines Aufsatzes über die beschlossenen Reformen, aus der berliner Monatschrift, Junius 1794, nebst den damals erschienenen, Berichtigungen. Je bornirter des Reformators Ansichten der Nationalwirthschaft sind, desto vollkommener die theoretischen, wie die statistisch-merkantilen, Kenntniße des Berichtigers. Wir wissen nicht, ob der letztere

mit unserm Vf. Eine Person sey, und warum dieser bey der Beendigung der Einleitung abbreche, ohne die neueste Periode selbst, den Verfall der Messe, zu schildern, das Werk *Struensee's*, die traurige Folge der Verordnungen vom 3 Januar 1798, und vom 4 März 1800.

N. N.

Berlin, b. Maurer: *Patriotischer Vorschlag zu einem Credit-system für Hausbesitzer, besonders in Messstädten.* Nach dem Beyspiele des hamburgischen Credit-systems den jetzigen dringenden Bedürfnissen gemäß bearbeitet. Von dem Gilde-Secretär Gründler. 1807. 22 S. 8. (3 Gr.) Unter den Messstädten hat der Vf. vorzüglich Frankfurt an der Oder im Sinne, an welchen Platz ihn ein genaueres Interesse bindet. Sein Vorschlag eines Credit-systems für Haus-Eigenthümer nach dem Muster des hamburgischen dürfte in Frankfurt nicht ausführbar seyn. Die Ursache liegt in dem Unterschiede des Verkehrs beider Orte. In den Seestädten ist der Handel theils nicht periodisch, theils Propre- und Commissions-Handel der Einwohner selbst. In solchen Messstädten aber, wo Messhandel die Hauptsache ist, findet keine unmittelbare Theilnahme der Einwohner Statt; Beaucaire, Zurzach, Frankfurt a. d. O. dienen den Messhändlern bloß zum Tauschplatze. In den ersteren Plätzen kömmt nicht so viel auf die Lage des Hauses an. Es wird keinen wesentlichen Unterschied machen, ob in Hamburg ein Haus in der Gegend der Börse, des altonaer Thors, oder des Schützen-Walls, liegt, in Bremen an S. Ansgar, an S. Stephan, oder am Osterthore. Weder in Beziehung auf Selbstgebrauch, noch auf Vermietzung, wird auf die Entfernung der Häuser vom Mittelpunkte der Stadt sonderlich viel ankommen. Desto mehr kömmt in Frankfurt a. d. O. bey Häusern, in Hinsicht auf Vermietzung an Mess-Fremde, der Umstand in Betracht, ob sie nahe am Markte liegen, oder nicht. Nur bey den Häusern, die den Mittelpunkt des Messgewerbes umgeben, und bey den Wirthshäusern, kann auf sichere Nutzung gerechnet werden, bey den übrigen (bey weitem dem größten Theile) nicht mehr, als in allen anderen Städten. Die Zahl der Messhäuser aber ist zu gering, als daß unter den Eigenthümern eine Affecuranzgesellschaft, mit solidarischen Verpflichtungen, bestehen könnte.

N. N.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 18 F E B R U A R 1808.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN und LEIPZIG, *Untersuchungen über den Geburts-Adel und die Möglichkeit seiner Fortdauer im neunzehnten Jahrhundert.* Von dem Verfasser des neuen Leviathan u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Vielseitigkeit und Tiefe der politischen Kenntnisse, die dritte der obigen Forderungen, kann einem Schriftsteller dieses Fachs nie erlassen werden. Indem unser Vf. viel gründliche Kenntnisse verräth, reife Urtheile ausspricht, steigert er selbst die Ansprüche des Lesers, ohne sie immer zu befriedigen. Wir beschränken uns auf zwei Fälle, das Papiergeld, und einen Umstand in der englischen Staatsverfassung. Den Männern, die an der Spitze der preussischen Finanzverwaltung standen, als die Tresorscheine eingeführt wurden, wird S. 235 der Vorwurf gemacht, nicht gewusst zu haben, was Geld sey, und wie es erworben werde. Selbst einen berühmten, kenntnisvollen Staatsmann, dessen Name auf den Tresorscheinen steht, die Hoffnung der preussischen Vaterlandsfreunde, von dem Vorwurfe nicht auszunehmen, diese Stärke der Behauptung berechtigt zu der Erwartung, dass der Vf. mit seltener Gründlichkeit in das Wesen des Geldes eingedrungen sey. Zur Beurtheilung dieses Eindringens legen wir eine Stelle vor. „Die Gesellschaft giebt zur Unterhaltung der Regierung entweder Sachen, oder an der Stelle derselben Geld, nie aber Papier, weil Papier kein Geld ist, und nur auf eine künstliche Art dazu gemacht wird. Diesen Repräsentanten des Repräsentanten kann sie *nur aus den Händen der Regierung* empfangen.“ S. 236. — Offenbar ist der Begriff des Vfs. vom Gelde zu enge: Metallgeld ist ihm absolutes, einziges Geld, so dass er diese *Species* ausschliesslich und schlechthin Geld nennt. Wenn dasselbe allerdings Universalgeld ist, so besteht doch daneben Papier-Specialgeld, dem der Charakter des Geldes nicht abzuprechen ist. Im Centralbegriffe des Geldes wird auf den Geldstoff keine Rücksicht genommen. Geld ist jedes öffentlich eingeführte, von der Regierung anerkannte Zahlungsmittel, welches *au porteur* ist. Demnach braucht das Papiergeld nicht nothwendig von der Regierung auszugehen. Wenn eine Corporation, die Credit hat, mit Bewilligung der Regierung, Papier-Zahlungsmittel in Umlauf setzt, die nicht cedirt oder transportirt werden müssen: so gehören diesel-

ben, als Specialgeld, unwidersprechlich in die Kategorie des Geldes, mögen sie verzinlich seyn, oder nicht. Die Pfandbriefe in den preussischen Provinzen, die wiener Bancozettel, sind wirkliches Geld, und doch gehen sie nicht von der Regierung aus, die letzteren wenigstens nicht streng, wenn gleich der Staat sich der wiener Stadtbank als Werkzeugs bedient. — Die Männer, die vor zwey Jahren die preussische Staatswirthschaft leiteten, sollen auch nicht gewusst haben, wie Geld erworben werde. Sie sollen, um den Bedürfnissen der Regierung abzuhefen, das Mittel der Tresorscheine gewählt haben, „weil man den Vortheilen nicht entsagen wollte, die mit einer freyen Kornausfuhr seit mehreren Jahren verbunden waren, und weil man die Veräußerung der Domainen verabscheute. Ein bürgerlicher Finanzminister würde in Friedrich Wilhelm III nur den König zur Anschauung gebracht haben, dessen Macht er vermehren müsse. Der adelige Finanzminister brachte in Friedrich Wilhelm III nur den Edelmann zur Anschauung, und gab beides, Staat und Dynastie, dem Schicksal Preis.“ S. 238. 239. — Wie können die Tresorscheine, d. i. Papiergeld an der Stelle des im Schatze niederzulegenden Metallgeldes, von dem Wunsche nach Fortdauer der freyen Getreide-Ausfuhr eingegeben seyn? Aufgelöst, heisst der Satz nichts anders als: freyer Getreidehandel entspricht dem Vortheile der Gutsbesitzer, hindert aber den Staat, einen Schatz zu sammeln; damit also keine Fruchtsperre eintrete, der Staat aber doch seinen Zweck erreiche, — Vorschlag der Tresorscheine. Ist von diesem Raisonnement nicht vielmehr das Gegentheil einleuchtend? Die Tresorschein-Operation würde eher in den Context verlegener Merkantilisten passen, denen die Ausfuhr roher Producte ein Grewel ist. Bleibt in einem Staate, wie Preussen, die Summe der Ausfuhr von Kunstproducten, wegen Beschränktheit des Markts, wegen Mangels an Maschinen, unter der Summe der Einfuhr besonders von Colonialwaaren, wodurch kann diese nachtheilige Handelsbalance verbessert, wodurch anders das *Pari* bewirkt werden, als durch freyen Handel mit Producten des Landbanes, der, unter Voraussetzung der Qualification des Bodens, dadurch so aufblühen wird, dass im Inneren kein Mangel, und eben damit keine zu hohen Preise entstehen werden? Ist, aus dieser Ursache, die Handelsbalance zum wenigsten nicht nachtheilig, so wird der Vorrath an Metall groß genug seyn, dass die Regierung auf andere Weise, als durch Verfertigung

von Papiergeld, einen Schatz anlegen kann, etwa durch Anleihen gegen transportable Obligationen, besonders bey reichen Gutsbesitzern, da große Kaufleute und Fabricanten ihr Capital im eigenen Umtriebe höher nutzen. Die beträchtlichen Getreide-Ausfuhrzölle, im Grunde Geld des Auslandes, lassen wir unerwähnt. Nur auf Eine Art können Freyheit der Getreide-Ausfuhr, und Papiergeld, in Verbindung gedacht werden: wenn nicht bloß der Fabricant, sondern auch der Producent, fremdes Metall ins Land ziehen darf; und dadurch die Handelsbalance im Gleichgewicht gehalten wird, so wird Papiergeld nicht nachtheilig, vielmehr nützlich, als Mittel zur höheren Steigerung der Industrie. Das ist aber gewiß nicht, was unser Vf. sagen will. Der Adel wollte Korn-Ausfuhr und Tresorscheine, dies würde, in diesem Zusammenhange, heißen, er wollte etwas Gutes; und dem Stande irgend etwas Löbliches zuzuschreiben, ist der Vf. nicht geneigt. Allgemeiner Unmuth, übertragen auf alle Umgebungen, hat ihn zu jenem Satze verleitet, an ruhiger Auseinandersetzung der Gedanken gehindert. Aus der Vergleichung mehrerer Stellen geht hervor, daß er einem System ergeben ist, dem zufolge die Gesellschaft sich anmaßen darf, den Producenten zu despotisiren, auf Bann-Märkte zu beschränken, bey völlig freyer Wirksamkeit der übrigen Staatsbürger. Daher geschieht dem großen Sully einige Mal Unrecht. Um wenigstens consequent zu seyn, hätte der Vf. die Tresorscheine loben müssen, als Freund des Hobbes'schen Thieres, das die Einzelnen (die Producenten) verschlingt, das, unempfindlich gegen die Schätze der Aufklärung des Zeitalters, die Berufung auf Subordination des allgemeinen Willens unter den Codex der Menschenrechte verachtet. Noch von einem Umfange in der englischen Staatsverfassung. Im dritten Cap. des dritten Buchs wird von dem Organisations-Unterschiede der französischen und englischen Constitution gehandelt. Jene kennt der Vf. besser, als diese. Er steht in der Meinung, in England habe der König, aufser dem Veto, keinen constitutionellen Antheil an der Gesetzgebung, namentlich nicht das wichtige Recht der Vorschläge neuer Satzungen; der Nation allein gehöre, aufser dem Discussionsrechte, auch die Initiative der Gesetze. Um aber dennoch, auf Um- und Schleich-Wegen, Gesetze vorzuschlagen, wähle der König bloß Parlamentsglieder zu Ministern, die in der ersten Eigenschaft Wünsche des Hofes als die ihrigen vortragen sollen. Da diese Vorstellung unrichtig ist, so muß zum Theil eben so die Vergleichung ausfallen. Der König von England besitzt constitutionell die Initiative von Gesetzen, wie der französische Kaiser, nur nicht ausschließlich, wie dieser. König und Nation haben gegenseitig Initiative und Veto. Die erste Sitzung eines zusammenberufenen Parlaments wird mit der königlichen Hauptproposition, meistens vom Könige persönlich, eröffnet. „Le roi ouvre la session, en exposant au parlement l'état et les besoins de la nation, et en l'invitant

à s'en occuper. — C'est cette presence du roi qui donne la vie aux corps législatifs, et qui les met en mouvement“: Worte Lolme's, den unser Vf. als competent anerkennen wird. „Der Kanzler der Exchequer — trägt jährlich, im Namen der Regierung, die Summen, welche der Staat erfordert, dem Parlamente vor“: Wendeborn I, 18. — Die englische Verfassung trägt den allgemeinen Charakter der germanischen. So hatten die deutschen Fürsten, während der landständischen Constitution, das Recht der Initiative, und übten es bey Eröffnung eines Landtags durch Vortrag der fürstlichen Hauptproposition; so die Könige Deutschlands dasselbe Recht, seit der Permanenz des Reichstags durch Commissions- und Hof-Decrete ausgeübt.

Der Vf. hält die neueste französische Constitution für die absolut beste, erblickt (von der Hauptstadt aus) die preussische Nation im Zustande der moralischen Auflösung, schreibt diese der Fehlerhaftigkeit des politischen Systems zu, S. 378. Verfall des preussischen Staats dürfte weniger von der Staatsform selbst zu befürchten seyn, als von der nächsten Generation der öffentlichen Beamten, da — es ist ein schmerzliches Geständniß — Mangel an veredelnden Kenntnissen, Niedrigkeit der Gesinnungen, thierischer Hang zum Müßiggange und Wohlleben, immer weiter unter denen sich verbreitet, die einst die Redner- und Richter-Stühle einnehmen wollen. Das Herrlichste des Christenthums entweicht stupider Mechanismus geistloser Priester: das erlauchteste, liberalste Verwaltungssystem kann durch mehr und mehr einrückende absolut unwissende, in enger Rennbahn dressirte, Staats-Tagelöhner, zur unfruchtbaren Maschine herabgewürdigt werden. An diese hoch wichtige Sache schlage stark, wer Preussen gerettet wünscht, einen Staat, den man genau kennen muß, um ihn, einiges Widerliche ungeschachtet, zu verehren.

N. N.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Gräff: Korallen von W. A. Gerle. 1807. 240 S. 8. (1 Thlr.)

So sehr wir Lessingen beystimmen, daß der Titel eines Werks nicht das Detail eines Küchenszettels haben solle: so dünkt uns dennoch, es sey von demselben zu fodern, daß er uns klar andeute, was wir im Werke selbst zu suchen haben, nicht aber gleich einem Irrlicht uns necke, entweder zu große Erwartungen oder gar keine erzeuge, wie es bey diesem Werke der Fall ist, wo wir gar nichts, als eine Schnur gleichgeformter Körper zu sehen erwarten können, die der Vf. selbst als unter dem Wasser erzeugte angiebt.

Man kann diese Korallen glückliche Vorübungen eines poetischen Talents nennen, um den wichtigsten Gesichtspunct zu fassen, aus welchem man sie ansehen muß. Es sind fast durchaus Studien, theils sogar seiner grammatischen Stunden, und bilden.

nicht etwa einen Cyklus, sondern jeder Aufsatz steht als eine Einzelheit da, ohne Beziehung und Zusammenhang mit dem Ganzen; aber es leuchtet aus allen — selbst jenen Übersetzungen, die offenbar ein Erzeugniß philologischer Lehrstunden sind — ein bildender Geist und geläuterter Geschmack hervor. Indess hätte Hr. G. freylich besser gethan, wenn er, statt mit kleinen anmuthigen Sachen zu debütiren, den ersten Eindruck besser berechnet, jene in seinem Pulte verschlossen, und mit seinen herrlichen Anlagen sich mit Ernst an die Vollendung eines grösseren Werkes begeben hätte. So würde er vielleicht ein paar Jahre später öffentlich erschienen seyn, dafür aber gewiss die Aufmerksamkeit der Lesewelt gefesselt haben. — In allen seinen Dichtungen offenbart es sich, wie sein Vorbild Goethe ist. Sein Styl ist, bis auf einige kleine Nachlässigkeiten, rein, und stets blühend, besonders in der Prose, wo er, wenn er einige gezielte Worte, z. B. Inmitten u. a. m. sich abgewöhnen und weniger mit dem Gemüth klingeln wollte, bald an die vorzüglicheren Dichter gereiht werden könnte. — Der artige Aufsatz, mit dem das Werkchen beginnt: *Daphnis und die bukolischen Dichter*, hat zwar nicht objectiv Ausenbildung genug, um dem Namen einer *Antike* ganz zu entsprechen, doch ist eben dies Streben, sie durch einen Aufflug von Sentimentalität dem Geist der Zeit mehr anzupassen, vortheilhaft, und die Behandlung zart: aber unverzeihlich sind (da er das Leben des Dichters ganz mythisch aufgefasset, und in einer Art von Vorrede sich hierüber schon entschuldigt hat) die 12 Seiten langen historischen und geographischen Anmerkungen, die den Leser irre machen, ob er nicht zwey Göttern diene, und neben den poetischen auch noch einen wissenschaftlichen Zweck habe, der Recensent aber auf den natürlichen Verdacht gerathen muß, der Vf. habe sein artiges Gedicht in der Absicht veranstaltet, um mit einiger Belesenheit und seinem auch in wissenschaftlichen Fache sehr anmuthigen Vortrage zu glänzen. Werthloser als jenes ist: *des Nylus Braut, Legend.* Dies Gedicht hat uns am wenigsten befriedigt. Der Vf. erzählt in ziemlich wohlklingenden, doch etwas nüchternen Versen ein Wunder der heiligen Jungfrau, ganz ohne die begeisterte Salbung und festliche Weihe durch die ein solches Gedicht die Gemüther ergreift. An die zarte Bedeutsamkeit des Reimes in dieser Gattung scheint er nicht zu glauben, und ersetzt diese Sparsamkeit durch kurze daktylische Verse, die mitunter hart und nicht richtig scandirt sind; den handelnden Personen fehlt es an Anschaulichkeit und dem Ganzen an wahrer Innigkeit. Dieser letztere Mangel wird noch fühlbarer in den *Lieblingen der Eos* und der *Jungfrau von Phennos*. In beiden hat er sich durch die Form ungereimte Jamben. — keinen grossen Zwang aufgelegt; aber sie sind ganz plastisch, ganz ohne Gefühl nach Aussen gebildet, und, wenn eine grelle Contourzeichnung homerische Naivetät ist, ächt homerisch. Der erstere fehlt es überdies an Einheit und Haltung, und die Göttin ist ohne alle ideale An-

deutung in allen ihren Liebesaventuren dargestellt, wie sie uns jeder Mythologe als rohen Stoff bietet; Atalante hingegen entbehrt aller Zartheit und Weiblichkeit, und es ist nicht möglich, sich für sie zu interessieren. So wenig Rec. die Bearbeitung billigen kann, eben so wenig hält er diese beiden Stoffe für günstig, und zweifelt, daß sie auch bey zarterer Behandlung, eine Anziehungskraft gewonnen hätten. — Die *Funken* enthalten einige schöne Ansichten aus dem Gebieten der Kunst und des inneren Sinnes, und in ihnen erscheint die Klarheit und Tiefe seines Geistes mehr als in allen anderen. Er hat Platon nicht ohne Nutzen für seine Bildung gelesen; nur scheint er manche Aussprüche des göttlichen Weisen, der nur im Reich der Ideen lebt, für empirisch zu halten, und wenn er z. B. S. 41 sagt: „Die Kunst zu lieben, ist uns abhanden gekommen, eine finstere, kalte Selbstsucht trat an ihre Stelle. Kein Volk vor den Griechen hat diese Kunst befaßt, und keine der späteren Nationen je wieder den hohen Grad von Vollkommenheit, der Hellas Söhne schmückte. Die letzten Jahrhunderte zeigen die wenigsten Spuren, und wenn nicht ein Gewaltschritt gethan wird, unsere Gemüther zu erwärmen, so gebe ich die Hoffnung auf, diese lohnreiche Kunst wieder aufleben zu sehen.“ so dünkt es uns, Hr. G. habe sich ein viel umfassenderes Bild von der griechischen Liebe entworfen, als selbst Platon (historisch), wenn man ihn bedachtsam liest, von derselben entwarf. Seine Ansicht der Romantik ist lichtvoll und edel; wenn er selbst seine Forderungen ehrt, so könnten wir uns, wenn er je einen Roman schreibt, etwas vorzügliches versprechen. — Ein Aphorism. gegen Gall, worin er wohl nur mit seinem Hass gegen die Empirie prunken will, ist etwas flach, und es sollte ihm wohl ziemlich schwer werden, seine Meinung gegen etwanige Angriffe zu vertheidigen. *Das Thal der Scharha bey Prag*. Dieses lebenswarme Bild ist in einigen Distichen, die mit mehr Feile, als der Vf. gewöhnlich an seine Verse wendet, ausgearbeitet, und mit viel lyrischer Zartheit ausgeführt. Je mehr wir aber finden, daß er die gewöhnliche Klippe der beschreibenden Poesie (manirirte Einseitigkeit) glücklich umging, desto mehr muß es uns besorgen und verletzen, daß er abermals, um eines eiteln wissenschaftlichen Schimmers willen, den Antheil an seiner lieblichen Darstellung durch zahllose eingestreute botanische Bestimmungen zerstückelt, und ihre Wirkung schwächt. Ein neuer und glücklicher Gedanke und Beweis seines regen Kunstgefühls ist die Eintheilung der abwechselnden Thalpartien in drey verschiedene Regionen für die Genies dreyer malhender Künstler, Gesner — Schwanenfeld — und Salvator Rosa. —

Recht artige Früchte seiner Sprachstudien, aber auch Beweise, daß er nicht gerne auch die frühesten Erzeugnisse seiner Feder ungenützt lassen wollte, sind die *Insel Korfu* — *Sätze aus den Werken des heiligen Kirchenvaters Clemens von Alexandria* und *Blüthen der Liebe nach Aelian*. Von der ersten sind schon an-

derswo Übersetzungen erschienen, und wenn wir gleich dieser einen Vorzug in Ton und Sprache zugetheilen müssen; so war sie doch sehr entbehrlich. Die Übertragung der zweyten ist mehr elegant als treu, und wenn er gleich den Ton altväterlicher Einfalt ziemlich glücklich copirte, so hat er sich doch auch manche unerlaubte Freyheit genommen. Das dritte enthält einige sehr interessante Dinge aus dem allgemein verrufenen *Alian*, dem wohl auch etwas Unrecht geschieht, und hat in uns den Wunsch erregt, eine grössere, eben so geschmackvolle Auswahl aus seinen *variae Historiae* zu lesen: der Eingang ist vorzüglich poetisch und ungemein schön in's Deutsche übertragen. — *Frühlingsmorgen* und die *tyrische Grille* sind freundliche lyrische Anklänge, doch ohne große Bedeutung. — Die *Rouffes'schen Rhapsodien*, deren er uns mehrere vorlegt, würden, wenn sie weggeblieben wären, eben keine Lücke hinterlassen haben. Am reinsten und erfreulichsten spiegelt sich die Seele des guten Jean Jacques in der *Kunst zu reisen*, die eine sehr gesunde natürliche Philosophie athmet, allein wenn uns diese zu Rousseau's Betten gewann, so muß das Aggregat von zerstreuten Gedanken über die Christusreligion, das nur den Zwiespalt in seinem Kopf und Herzen darstellt, und wenn man es anders als literarisch betrachtet, nur dazu dienen kann, die Verwirrung der Form und des Wesens in der Religion noch zu vermehren, und den Sieg der leeren erste-

ren zu befördern, gerade das Gegentheil bewirken. Ohnmöglich kann man errathen, welchen Zweck der Übersetzer hatte, Dinge dem Publicum vorzulegen, die mit dem Zeitgeist und dem nun erkennnten Bedürfnis einer höheren und gereinigten Religion in so greller Disharmonie stehen. — Die *Briefe der Babet an Boursault* sind so brav übersetzt, als lieblich erfunden. Kleine Untreuen, die sich bey einer Vergleichung mit dem Original vorfinden, sind mehr lobens- als tadelns-werth, da sie beweisen, daß Hr. G. lieber das strenge Wort, als den Geist seiner Sprache, aufopfern wollte. Sehr tadelhaft ist es, daß diese Übersetzung, die im Jahrgang 1806 des Journals für Frauen zuerst erschien, schon in der Ostermesse 1807 in einer anderen Umgebung wieder ins Publicum tritt; und es scheint, Hr. G. wolle es schon gewissen Herren von einer gewissen Bedeutung nachmachen, die es kaum erwarten können, bis ihnen ihre Arbeiten zum zweyten Male honorirt werden; schwerlich werden seine Verleger damit sehr zufrieden seyn.

Wer dieß Büchlein kauft und liest, wird die Sachen aus fremden Sprachen rein und anmuthig übertragen finden, und wenn ihm die Gabe ward, die Regungen eines stets heiteren Geistes auch in früheren Bildungen zu ahnden, und von dem Kleinen aufs Größere zu schließen, so wird er sich im Voraus der künftigen Arbeiten dieses schönen Talentes erfreuen. HB.

#### KLEINE SCHRIFTEN.

**JURISPRUDENZ.** Erfurt, b. Hennings: *Von dem Nicht-Recht der Hi(p)otheken-Veräußerung des Schuldners ohne des Gläubigers Einwilligung*. Ein kurzer Gegenbeweis der bisher sogenannten Praxis. Von Heinrich Elias Gottlob Schwabe, Hofadvocat. 1805. 28 S. 4. (4 Gr.) Die Frage, ob der Schuldner ohne des Gläubigers Einwilligung ein für seine Schuld bestelltes Pfand, verleiht sich so, daß das Pfandrecht bleibe, zu veräußern befugt sey, ist bisher verschieden beantwortet, also eine Streitfrage. Dennoch ist, so viel Rec. bekannt, vorliegende Schrift die erste besondere Abhandlung über diesen Gegenstand, welcher auch in allgemeineren Werken nur ganz beyläufig, gewöhnlich bey der Lehre von Remission des Pfandrechts durch Einwilligung in die Veräußerung, berührt wird. *Gothofredus ad l. 10. C. de remission. pignoris* erklärt eine solche Veräußerung ohne alle nähere Bestimmung für unerlaubt und ungültig; *Leyser sp. 235. med. 7. Hellfeld jurispr. forens. §. 1104* und Andere unbedingt für erlaubt und gültig. *Frantzkins ad Pandect. l. 20. t. 5. §. 9.* und nach *Lauterbach colleg. theoret. pract. eod. tit. §. 2* sind der Meinung, daß bey speciell verpfändeten Sachen die Veräußerung unerlaubt, bey solchen, auf welchen ein generelles Pfandrecht hatte, erlaubt sey. *Westphal Pandect. §. 20.* *Hofacker princip. Tom. 2. §. 1188.* *Thibaut Pandectenrecht 1. Aufl. §. 884* am Ende, nehmen nur bewegliche speciell verpfändete Sachen von der Veräußerungsbefugnis aus. Der einschlagende Gesetze, welche Thibaut am vollständigsten anführt, giebt es nicht wenige, und zwar solche, die offenbar aus verschiedenen Principien geflossen sind. Dieses Alles erregte des Rec. Aufmerksamkeit auf gegenwärtige Abhandlung, von deren Lesung er aber durchaus unbefriedigt zurückkommt. Der Vf., ein alter Praktiker, welcher schon 1777 einen tractat. de foro hereditum competente, und 1803 eine lateinische Grammatik herausgegeben hat, eifert sehr wider die Praxis der dreygötischen Lehren in der Religion, der Bröderschen Grammatik in den Schulen, und der Hellfeldschen Lehre über gegenwärtige Streitfrage in den Gerichten. Über diese Streitfrage nun kennet er nicht einmal alle einschlagenden Gesetze (z. B. sogar die seiner Meinung gün-

stige l. 3. C. d. servo pignori dato, und das neueste Gesetz Nov. 112. Cap. 1 in fin. nennet er gar nicht); noch weniger sind ihm die wichtigsten bisher vorgebrachten Meinungen, überhaupt keine außer der Hellfeldschen und Lauterbachschen, welcher letzteren er beystimmt, bekannt. Eine ruhige Prüfung des Für und Wider, eine sorgfältige Berücksichtigung der einschlagenden allgemeinen Grundsätze sucht man vergebens. Weit entfernt anzunehmen, daß nach allgemeinen Grundsätzen der Pfandschuldner, welcher immer Eigenthümer bleibt, auch das im Eigenthumsrechte begriffene Veräußerungsrecht haben müsse, wenn nicht besondere Gesetze es ihm entziehen, mein Hr. S. nur nöthig zu haben, die besonderen Gründe für die der seinigen entgegengesetzte Meinung zu widerlegen. Diese Widerlegung, wie die Anlage der ganzen Schrift, sieht, die etwas gedrängtere Schreibart abgerechnet, einer schlechten sächsischen Proceßschrift so ähnlich, wie ein Ey dem andern. Alle Gesetze, aus denen man die Veräußerungsbefugnis sehr bestimmt folgern kann, wie l. 12. C. de distract. pignor., sollen deswegen nichts beweisen, weil in ihnen nicht unumwunden diese Befugnis ertheilt ist. Bey den überall nur beyläufig vorkommenden Gegengründen gegen die bestrittene Meinung macht sich der Vf. auch aus Verdrehungen kein Gewissen, z. B. §. 21, wo er das *factis inhumanum* der l. 6. D. de pignoratit. action. nicht darauf bezieht, wenn der Gläubiger zum Verkaufe gezwungen wird, sondern wenn der Schuldner das Pfand verkauft, ohne seine Schuld gleich abzutragen. Dabey acceptirt er mitunter die Einräumungen der Gegner, behauptet daß ein Grund keine Widerlegung merite, redet von *zusamm* getragenen, zur *Rechthaberey* von den Gegnern allegirten Gesetzen, einem *Wenn-Falle*, einer *Antistrepulse*, (*Succumbenzgelder*?) und in der für die Regenten gerade nicht sehr schmeichelhaften Vorrede von *Kraft des weldlichen Arms*, *Parfors*-Jagden u. s. w. Doch wir hören unsere Leser rufen *oh jam factis*, und schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß solche schlechte Proceßschriften dem Richter immer seltener unter Augen kommen, aber fürs Publicum nie gedruckt werden mögen. S.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 FEBRUAR 1808.

## G E S C H I C H T E.

FRANKFURT an der Oder, in der akad. Buchhandlung: *Geschichte der Domainenbenutzung in Deutschland von Karl Dietrich Hüllmann.* — Preisschrift, gekrönt von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen. 1807. 143 S. 8.

Eine mit Recht gekrönte Preisschrift des um die vaterländische Geschichte und Verfassung, und durch die gründliche Darstellung einzelner Zweige derselben so verdienten Vfs., der auch diesen Gegenstand mit der von ihm gewohnten Gründlichkeit und Darstellungskraft bearbeitet hat.

Der Eingang enthält eine Notiz über die Namen Domainen, villen, königliche Höfe, Kammergüter, fiskalische Güter, womit die landesherrlichen Güter in älteren und jüngeren Zeiten belegt sind. Das Wort *Domaine* leitet der Vf. von *Dominium* ab, welches in dem Lateine des Mittelalters in *Demanium*, *Domanium*, nachher in *Domania* ausartete. Diese Benennung führten anfänglich alle herrschaftlichen Ländereyen, mithin auch Privatgüter. In späteren Zeiten wurde sie bloß den landesherrlichen Gütern ausschließlich beygelegt.

Das Werk selbst stellt die Geschichte der verschiedenen Benutzungsmethoden und der Verwaltungsformen der Domainen in Deutschland dar, welche daselbst in den verschiedenen Zeitaltern gebräuchlich waren, und ist daher nach gewissen Zeitperioden abgetheilt. In dem ersten Theile wird die Verwaltung der Reichsdomainen in der Geschichtsepoche von Karl dem Gr. bis zum Ursprunge der Landeshoheit im 13. Jahrhunderte geschildert. In diesem ganzen Zeitraume ließen die Könige ihre Domainengüter auf eigene Rechnung selbst bewirthschaften. An Verpachtung und sonstige Speculationen zur Vermehrung des Ertrages derselben wurde nicht gedacht. Die Herren zogen mit einem zahlreichen Gefolge von einem Landgute zum andern, und zehrten bey dieser Gelegenheit alle auf denselben befindlichen Vorräthe von Vieh und Korn auf. Selbst alle Vorräthe und Producte der benachbarten Domainen mußten dann nach ihrem Aufenthaltsorte hingeliefert werden. Die Verwaltungsformen der Domainengüter litten jedoch in diesem Zeitraume von Periode zu Periode einige Abänderungen. In der ersten, welche das Zeitalter von Karl dem Gr. bis zu den letzten Karolingern umfaßt, war der Amtsverwalter, welcher auch un-

ter den Namen *Villicus*, *Actor*, *Domesticus*, *Gastaldio*, *Gastaldius*, *Haistaldus*, *Haishaldus* (Haushälter) in den älteren Geschichtswerken oft vorkömmt, die Unterbehörde der Verwaltung auf jedem Domainengute. Dieser hatte die Aufsicht über die ganze Wirthschaft eines solchen Gutes, über Gefinde, Ministerialen und Hinterlassen; er führte über selbiges die Rechnung, verwahrte die Vorräthe, besorgte bey der Anwesenheit des Hofes die Verpflegung desselben, hatte über die Forste und Jagden, so wie über den baulichen Zustand der Wohn- und Wirthschafts-Gebäude, die Aufsicht, und verwaltete auch die Polizeygerichtsbarkeit auf den Domainendörfern, so wie er selbst das Cantonwesen besorgte. Für diese Arbeit erhielt er die Nutzung einiger Ländereyen und den Genuß gewisser Leistungen der Hinterlassen. Der Amtsverwalter war dem Gaugrafen oder Kreisaußseher untergeordnet, welcher die Aufsicht über die Domainenwirthschaft eines Sprengels und die darin befindlichen mehreren Domainengüter führte. Über diesen stand als Oberbehörde der *Missus* (Sendgraf), der die Domainengüter von Zeit zu Zeit bereisete, und bey solcher Gelegenheit den Zustand derselben untersuchte, die Rechnung den Verwaltern abnahm, die Rechtspflege nachsah, und über wichtige Rechtsfälle der Domainen-Unterthanen in zweyter Instanz entschied; der *Missus* machte also den Obercontrolleur der Amtsverwalter und Gaugrafen in wirthschaftlicher sowohl, als in rechtlicher Hinsicht.

Unter den letzten Karolingern entstanden die Kammernuncien in Schwaben und Franken, welche anstatt der ab- und zu-reisenden Sendgrafen die Oberaufsicht über die in jenen Provinzen belegenen Domainen in der Eigenschaft als beständige Bevollmächtigte der Könige führten. Auch wurden in diesen Zeiten allmählich Herzoge und Markgrafen in mehreren Reichsprovinzen angesetzt. Nun hörte die Oberbehörde der Sendgrafen über die Domainenverwaltung allmählich auf, und die stets in ihren Provinzen anwesenden Herzoge und Markgrafen führten unmittelbar die Oberaufsicht über die Bewirthschaftung der königlichen Güter. Selbst die Mittelbehörde der Grafen verschwand. Die Könige aus dem sächsischen Hause nahmen den Herzogen die Domainengeschäfte wieder ab, und übergaben sie den Pfalzgrafen. Inzwischen blieb der Wirkungskreis der Amtsverwalter in diesem ganzen Zeitraume unverändert. Als Anhang zu dem er-

T t

ten Theile bleibt der Vf. eine Ansicht der Domainen-Verwaltungsform, welche unter Kaiser Friedrich dem Zweyten in Sicilien Statt fand, allwo einige Beamte, *Bajuli* genannt, die Unterbehörde, der königliche Procurator die Mittelbehörde, und das Kammercollegium in der Hauptstadt die Oberbehörde für die Domainenverwaltung ausmachten.

Der zweyte Theil zerfällt in zwey Perioden, deren erste die Geschichte der Domainenverwaltung von dem Ursprunge der Landeshoheit in Deutschland an bis zu der zweyten Hälfte des 17 Jahrhunderts enthält. Die Fürsten, welche nun Besitzer der Reichsdomainen geworden waren, fuhren fort, diese selbst bewirthschaften zu lassen. Sie lebten in den Städten, und richteten all ihr Streben auf die Emporhaltung derselben. Die Landwirthschaft wurde noch nicht gewürdigt. Weder Fürsten noch Private dachten darauf, durch diese zu gewinnen, oder den Ertrag ihrer Einnahmen zu vermehren. Beyspiele und Beweise von Fortdauer der Selbstadministration während dieses ganzen Zeitraumes hat der Vf. von Kurfachsen S. 39—42, von Sachsen-Gotha S. 43, von Kurbrandenburg S. 43—47, von Böhmen S. 47—49, von Osterreich, Bayern und Pfalz S. 49, 50, von Zweybrücken, Wirttemberg, Anspach, Hessen und Nassau S. 51—54, von Braunschweig-Lüneburg S. 54—57, von Mecklenburg S. 58 angeführt. In dieser Zeitepoche blieben die Geschäfte der Unterverwaltungsbehörde beynahe völlig die nämlichen, als in den früheren Zeiten. Die Wirthschafter auf den Domainengütern hießen bald Amtsverwalter, bald Amtschreiber, Amtmann, Amtsvoigt, Amtsrentmeister, Amtschaffner, Schösser, Kellner, Keller, Kastner, Meyer. Unter ihnen standen die Vorwerksverwalter, welche dieselbigen Geschäfte auf den Vorwerken verrichteten, die den Amtsverwaltern auf dem Hauptgute oblagen, ferner die Oberförster und Forstschreiber, wie auch der Hofmeister oder Voigt, der unter des Amtsverwalters Direction die unmittelbare Aufsicht über das Gefinde, die Frohnbauern und deren Arbeit führte, dabey auch die niedere Polizey auf dem Hofe und im Felde handhabte. Der Kornschreiber führte da, wo ein solcher angesetzt war, die Rechnung über den Naturalertrag, und war in dieser Hinsicht der Controlleur des Amtsverwalters.

Die Mittelbehörde für die Verwaltung der Domainengüter war in diesem Zeitraume der Oberamtman, Amtshauptmann, Droß, Burggraf, größtentheils eine adeliche Charge. Sein Geschäftskreis war demjenigen der Gaugrafen in der carolingischen Periode ähnlich, nur bey weitem zusammengesetzter und bedeutender. Der Oberamtman war der unmittelbare Vorgesetzte aller Amts- und Vorwerksverwalter, so wie aller Förster seines Departements, und nahm denselben die Rechnungen ab; er führte die Obergufsicht über den baulichen Zustand der Amts- und Vorwerks-Gebäude, hielt ein Verzeichniß der Amtsunterthanen, und nahm diesen die Rechnung über die Gemeinde-Güter ab. Er führte fer-

ner die Aufsicht über Erbregifter, Lager- und Grundbücher, sorgte für die Grenzen und Gerechtsame seines Sprengels, publicirte die landesherrlichen Verordnungen, berichtete in allen Sachen an die competenten Landesbehörden, und verwaltete die Civil- Criminal- und Polizey-Gerichtsbarkeit, so wie auch die Patronatsachen.

Die Oberbehörde für die Domainen-Verwaltung war in diesem Zeitraume anfänglich in jedem Staate der Fürst selbst, mit Hülfe eines Vizdoms und eines Kammer- oder Rent-Meisters. In der Folge entstanden die Kammercollegien für diesen Zweck, deren erste Spur im J. 1385 sich findet, wo Herzog Philip der Kühne von Burgund die Obergufsicht über die Finanz- und Staats-Rechnungen einigen zu Lille in Flandern niedergesetzten Rärthen übertrug. Das erste eigentliche Kammer-Kollegium aber stiftete Maximilian der Erste im J. 1501 zu Wien unter dem Namen Hofkammer (S. 69). Nachher entstanden ähnliche Institute in Kurfachsen, Bayern u. s. w. (S. 70).

Die zweyte Periode des anderen Theiles, welche die Geschichte der Domainenverwaltung von der zweyten Hälfte des 17 Jahrhunderts bis auf die gegenwärtigen Zeiten in sich begreift, ist wieder in zwey Hauptstücke abgetheilt, wovon das erste die Geschichte der allmählich eingeführten Benutzungsmethode der Domainen durch Zeitpacht, das andere die der in einigen Staaten neuerdings vorgenommenen Zergliederung derselben enthält.

Nach Beendigung des 30jährigen Krieges erwachte in mehreren deutschen Staaten Industrie und Unternehmungsgeist, den hauptsächlich der mehrere Umlauf des Geldes, der eben dadurch verminderte Werth desselben, und der dagegen erhöhte Werth der Dinge ansachte. Dieser neue Geist erstreckte sich auch auf die Landwirthschaft. Der Staat mußte auf Vermehrung der Staatseinkünfte denken; mehrere Fürsten machten den Versuch, den Ertrag der Domainen dadurch zu erhöhen, daß sie solche an Privatpersonen in Zeitpacht gaben, mit gutem Erfolge. Anfänglich fand dieses System dadurch hin und wieder Schwierigkeit, daß sich die Kameral-Beamten, ihres eigenen Interesses halber, demselben widersetzten. Auch entstanden bey der ersten Einführung desselben oft Druck und Mißbräuche, weil man von Seiten des Staates oft nicht gründlich genug bey den Verpachtungen zu Werke ging. Diesem allen ohnerachtet wurde jenes System allmählich in allen Reichsstaaten durchgesetzt, und von der Hälfte des 17ten Jahrhunderts an, bis zum Anfange des 18ten beynah allgemein eingeführt. S. 78—87 enthält die Geschichte der ersten Einführung und des Fortgangs von dem Verpachtungs-Principe der Domainen in Kurfachsen, Kurbrandenburg, Osterreich und Kurbraunschweig. Im 18ten Jahrhunderte kam in einigen Staaten noch eine neue Benutzungsmethode der Domainen auf durch Zergliederung derselben und durch Verwandlung der Domainenlände in Bauernhöfe, wobey auch die Urbarmachung

vieler noch wußt liegender Länderey dieser Art bezweckt wurde. Der Vf. glaubt mit Recht, den Ursprung dieser Idee nicht sowohl in dem Wunsche der Staatsoberhäupter, den Ertrag ihrer Domainen zu vermehren, als vielmehr darin zu finden, daß im achtzehnten Jahrhunderte das Völkerrecht, aus der römisch-kirchenrechtlichen und nachherigen römisch-privatrechtlichen Periode in die militairische übergegangen war, daß Vermehrung der stehenden Heere das erste Staatsbedürfnis wurde, daß, um jene zu erreichen, Mittel zur Vermehrung der inneren Bevölkerung derselben aufgesucht werden mußten. Man hoffte durch die vermehrte Bevölkerung, besonders auf dem Lande, eine größere Wohlhabenheit der Nation zu erwirken, die Masse des umlaufenden Geldes zu vermehren, den Steuercassen reichere Zuschüsse zu verschaffen, und so die nöthigen Summen zur Unterhaltung der stehenden Truppen zu gewinnen. Das leichteste Mittel zur Erreichung dieses Zwecks war die Ansetzung von aussen ins Land gezogener Kolonisten, und, da der Staat diesen kein Privateigenthum anweisen konnte, so fiel man auf die Domainenländereyen, und fing an, solche zu zergliedern, und mit sogenannten Abbauern zu besetzen.

Nachdem der Vf. in dem ersten Abschnitte des zweyten Hauptstückes der zweyten Geschichtsperiode des zweyten Theiles den Ursprung dieser neuen Benutzungsmethode der Domainen mit so vieler Sachkenntnis als Gründlichkeit entwickelt hat, widerlegt er in dem zweyten Abschnitte S. 93—100 die Meinung, als wenn in Sachsen die Idee der Abbauung der Domainengüter, welche Berndt von Arnim im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts für die brandenburgischen Staaten in Vorschlag gebracht hatte, kurz nachher schon realisirt sey, und beweiset, daß dort nur eine Ansetzung neuer Kolonisten auf wüsten, zum Amtsgebiete gehörenden Domainen, aber keine Zerlegung schon cultivirter landesherrlicher Ländereyen in jenen Zeiten Statt gefunden habe. Von S. 100 bis 132 wird die Einführung und der Fortgang der Domainenzergliederung in den Staaten der preussischen Monarchie erzählt: Am Ende sind die Mafsregeln aufgeführt, welche verschiedene andere Staaten in und außerhalb Deutschland in Hinsicht auf dieses System, vorzüglich in den neuesten Zeiten, ergriffen haben.

Der Vf. giebt denselben nicht unbedingten Beyfall, und Rec. pflichtet ihm hierin völlig bey. In manchen Staaten, wie z. B. in der preussischen Monarchie unter des großen Friedrichs Regierung, ist man mit großer Vorsicht dabey zu Werke gegangen. Desto auffallender sind jedoch die Grundsätze, von denen andere Staaten bey der Einführung des Domainenzergliederungssystems ausgegangen sind. So kamen in Dänemark durch die königlichen Verordnungen von 1763 und 1764 die herrschaftlichen Forsten, aus Vorliebe für das Domainenzergliederungsprincip, in Privathände, ohne die Bevölkerung des Staates dadurch zu vermehren. Ähnliche Operationen geschahen in Böhmen im Jahre 1776. Manchem

deutschen Staate ist das Domainenzergliederungssystem noch fremd; indeffen ist es Rec. wahrscheinlich, daß die Zergliederung und die Veräußerung der Staatsdomainen in dem Laufe des 19 Jahrhunderts weit häufiger werden wird, als deren Benutzung durch Zeitpacht. Der Gang der Zeitgeschichte läßt darüber manches vermuthen. Vielleicht werden am Ende dieses Jahrhunderts viele Domainengüter ganz reines Privateigenthum seyn; vielleicht manche andere die Eigenschaft von Erbzinsgütern erhalten. Nie war ein Zeitalter so sehr für das Wechseln alter Systeme, als das gegenwärtige; und wie könnten dann auch, bey dem Falle des ganzen alten Gebäudes der deutschen Verfassung, einzelne Theile derselben unerschüttert, und bey dem neuen Baue ohne Veränderung bleiben! BL

DANZIG, b. Goldstamm: *Skizzen aus den neueren Zeiten*, in historischer Hinsicht bearbeitet vom Verfasser der psychologischen Briefe des Grafen Erlsbach. 1804. 239 S. 8. (20 Gr.)

Der Vf., den wir übrigens, trotz jener Bezeichnung, nicht kennen, hat in der kurzen Vorrede, worin er sein Werk bloß der Gunst des Lesers empfiehlt, und, bey Beyfall, mehrere Bände verspricht, das *tentare licet* zum Wahlspruch genommen; wir glauben, er hätte besser gethan, sich erst mehrere Kenntnisse zu erwerben und mehr zu üben, ehe er im historischen Fach als Schriftsteller auftrat. Sein Styl ist geziert und oft genug geschraubt und holperich, ohne durch Annehmlichkeiten der historischen Diction an anderen Stellen zu entschädigen. Das gegenwärtige Bändchen enthält in Hinsicht der darin behandelten Gegenstände nichts Ausgezeichnetes, nichts, was uns nicht schon längst, und, was schlimm ist, besser dargestellt und richtiger und wahrer erzählt wäre. Daher bleibt dieses Bändchen (mit Ausnahme von No. 5, wovon Rec. nicht weiß), ob schon eine deutsche Übersetzung vorhanden ist, eine überflüssige Gabe. Dies ist das gelindeste Urtheil, welches sich über das Ganze fällen läßt. Die einzelnen Theile sind folgende. 1) *Wilhelm von Oranien und Feldmarschall Schomberg* (die Revolution von 1688), Bruchstück aus einem weitläufigeren Werk. Ist ganz verfehlt: Nicht nur, daß das Hauptsächlichste, was in eine solche Geschichte gehört, übergangen ist, daß wir nämlich nie die Beweggründe der Begebenheiten und der Handlungsarten der interessirten Personen erfahren; daß wir nie dahin geführt werden, zu sehen, wie dieses oder jenes auszuführen, so oder nicht anders zu handhaben, möglich war, wogegen wir magere Zeitungsnachrichten erhalten, und der Vf. beweiset, daß er mit dieser Geschichte, von so wichtigen Einflüssen auf Europas Schicksal, nichts weniger als vertraut sey; so ist uns kein Wort gesagt, wie es möglich war, die Rüstungen in den holländischen Häfen so lange zu verschleiern, welche besonderen Gründe die Großen Englands bey ihrer Theilnahme leiteten (davon *Dalrymple*), kurz alles, was man erwartete, übergangen. Aber nicht nur, daß diese Er-

zählung daher gar keinen Werth haben kann, sie ist auch falsch und unrichtig; der übrigen Mängel nicht zu gedenken, bey den grössten, die eine geschichtliche Darstellung treffen können. Die Richtigkeit dieses Urtheils ergibt sich aus folgenden Stellen. S. 11. „Der König von Frankreich liess Philippsburg damals belagern, und hoffte hierdurch den Prinzen von Oranien von seinem Plane — abzutreiben. Aber Oranien — — nach einer Reise in Deutschland, wo er sich mit dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm dem Grossen, und verschiedenen anderen Fürsten besprochen — — begab sich in die Versammlung der Generalstaaten (die Erwartung ist gespannt, welche wichtige Begebenheit nach den Thaten in diesen Vorderätzen erzählt, folgen wird), um Abschied zu nehmen.“ Die Belagerung von Philippsburg, die in den Anfang des Octobers fällt, ging also der Reise des Prinzen nach Deutschland vorher, und es lebte damals der Kurfürst, Friedrich Wilhelm noch, der den 29 April schon gestorben war? Das ist arg! denn die Reise des Prinzen, welche hier nur gemeint seyn kann, ging im August vor sich, am 29 August hatte er zu Minden (also den holländischen Grenzen etwas näher, als man nach des Vfs. unvollständigen Angaben zu glauben geneigt seyn könnte) mit Kurfürst Friedrich III eine Unterredung, die der Zweck und das Ziel der Reise war. Der Abschied von den Generalstaaten, der als das nächstfolgende Ereigniss auf diese Reise dargestellt wird, wurde erst am 26 October genommen. Wie Ludwig XIV übrigens dazu kam, Philippsburg belagern zu lassen, erfahren wir nicht; auch ist es hinlänglicher Beweis von des Vfs. historischen Kenntnissen oder der Gabe, solche mitzutheilen, dass diese Belagerung, wir wollen nicht sagen zur Abwendung der englischen Expedition unternommen seyn soll, der Zweck wäre doch wohl weit sicherer durch einen Krieg an der holländischen Grenze erreicht, sondern aus allen deutsch-französischen Begebenheiten jener Tage als die wichtigste hervorgehoben wird, da sie doch nur ein einzelner Punkt in den kriegerischen Manöuvres der Franzosen war, der nach der Eroberung des linken Rheinufers und eines grossen Theils des rechten, nach dem Fall von Mainz (17 October) näherer Gefahren wegen einen grossen Theil seiner Wichtigkeit für Wilhelm verloren haben musste. Von jenem Abschied sagt der Vf. noch S. 12: „der Prinz redete die Sprache seines Herzens; männliche Thränen, Thränen des Gefühls erstickten diese Worte;“ eine übel angebrachte Flöskel, da das Gegentheil bekannt ist.

Wilhelm blieb ruhig, aber freylich bey dem Abschied sind die Thränen eine so gewöhnliche Erscheinung, nur nicht bey einem Charakter wie Wilhelm, dass unser Geschichtschreiber sie ohne Bedenken anbringen zu können glaubte. Zu eben solcher Manier gehört die Tirade S. 13 über den Abschied des Prinzen von seiner Gemahlin. Am 30 October soll die Flotte die Anker gelichtet haben, und doch soll auch Jakob II schon am 30 October die Nachricht von dem Sturm gegeben seyn, der sie zerstreute. Die Abfahrt geschah am 29. Diesen gewaltigen dreytägigen Sturm schildert der Vf. folgendermassen, S. 14: „Der Wind — wurde so ungestüm, dass die Schiffe getrennt von einander hinsegeln mussten, von wo sie hergekommen waren!“ Rec. glaubt sich überhoben, noch etwas hinzusetzen; der Vf. lege ja sein Werk über die Regierung Wilhelms noch zurück, bis er mehr Geschichte gelernt, sie verdauet und besser darzustellen gelernt hat. 2) Idee über den politischen Zustand von Frankreich und England seit 1648 bis 1713. Nichts was den Titel rechtfertigte, Kriegsgeschichten und das Ganze völlig im Geiste des vorigen Aufsatzes; so S. 60. 97. 3) Die russisch-kaiserliche Armee bey ihrer zweyten Einrückung ins Königreich Preussen im Febr. 1758. Warum diese bekannten Sachen mit ermüdender Ausführlichkeit, wo sie Niemand verlangt, erzählt, nochmals gedruckt sind, weiss Rec. nicht. 4) Die Preussen vor Stralsund im Jahr 1715. „Als das leuchtende Meteor des nordischen Europa im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Staaten zu verbrennen schien, hatten der Zaar — die Könige von Preussen, Polen und Dänemark einen Angriffs- und Vertheidigungs-Vertrag geschlossen.“ Ist es möglich so zu schreiben? Ubrigens ein würdiges Stück zu 1 und 2, reichhaltig, wo Kürze Statt finden sollte (in der namentlichen Aufzählung getödteter oder verwundeter Officiere), unvollständig, wo man Nachrichten wünscht, (z. B. Croiffys Unterhandlungen.) 5) Belagerung des Forts St. Philipp auf Minorca, 1756. Das beste Stück der Sammlung, aber auch ohne Frage nur Übersetzung aus dem Französischen. 6) Die letzten Lebensjahre des Grafen Moritz von Sachsen. Unbedeutend. Der Vf., „der gern mit Etymologien spielen mag“, trägt uns hier die Vermuthung vor, Friedrich II habe sich deshalb *Féderic* geschrieben, „weil es ihm vorkam, er sey reicher an Fehden als an Frieden.“ Friederich soll wohl gar die Form *Féderic* erst gebildet haben? Jedes französische Lexikon zeigt ja, dass sie mit *Frédéric* gleichbedeutend ist. — Der typographischen Nettigkeit darf das gebührende Lob nicht entzogen werden. H. St. F.

## NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Stage: *Anfangsgründe zu der Kunst schön zu schreiben.* Neue Aufl. 1807. 25 Quartblätter (16 Gr.)

Bamberg, b. Dederich: *Kleines Lehrbuch der katholischen Religion, in Fragen und Antworten.* Ein gemeinfaßliches Auszug aus dem grössten Lehrbuche. Von Joh. Fried. Batz, b. schöffl. bamberg. eistl. Rathe und Pfarrer zu Baunach. 3te veränd. u. verm. Aufl. 1807. 96 S. 8. (3 Gr.)

Prag, b. Widmann: *Kürzere Kanzelvortrüge auf alle Sonntage eines ganzen Jahres* zum Gebrauch für die Seelsorger, besonders auf dem Lande. Von Mich. Rajetan Hermann, Pfarrer zu Dehlau, königl. Schulaufsicht im kaschner Vicariat und Consistorialrath. 2ter Jahrg. 2te u. veränderte Aufl. 1807. 1ster Th. 616 S. 2ter Th. 429 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.) 3. Beogn. der 1sten Aufl. 1805. No. 196.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 FEBRUAR, 1808.

## SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Der Graf und die Gräfin von Gleichen*. Eine Tragödie vom Verfasser des *Lacrimas*. 56 S. 8. (16 Gr.)

[Zwey Recensionen.]

Eine neue Erscheinung, wie die gegenwärtige, von einem Dichter, gewohnt innerhalb seiner eigenthümlichsten Sphäre vortrefflich zu seyn, aber auch nicht frey, wie früher sich gezeigt hat, von der in unseren Tagen nicht unerhörten Mißkennung des Ziels, wohin sein Talent wahrhaft gerichtet ist, bedarf eben deshalb vorzugsweise einer allseitig beherzigenden Betrachtung. Wenn in dem *Lacrimas*, diesem früheren Gedichte des Vfs., auf welches ein Rückblick schon durch den Titel geboten oder doch erlaubt wird, die dramatische Form, von jeher untergeordnet im romantischen Gedicht, nur noch etwas toter, als man bisher zu sehen gewohnt war, um das Ganze geschlungen wird, das seiner innersten Bedeutung nach, nur ein Ineinanderlingen von Romanzen heißen kann, die, wo sie wirklich erscheinen, die Centralpunkte des über dem Ganzen schwimmenden Lichtes sind: so kann dies dem liebevollen Sinn des Lesers um so weniger störend auffallen, je mehr ihm die wahre Gestalt des Drama's aus dessen Heimath, dem griechischen Alterthum, in seinem festgegründeten Bau vor Augen steht, gegen welchen gehalten die etwas geringere oder etwas größere Annäherung, zu der es die romantische Kunst zu bringen vermag, wenig verschlagen kann, und darf daher dieses Dramatisiren als eine unschuldige Freyheit Niemand zum Vorwurfe gemacht werden. Ganz andere Forderungen aber sind zu machen, wenn es die Übersetzung des alten Drama's in einen neuen Sprachkörper gilt, durch welchen ein ganz eigenthümliches, von jenem ganz verschiedenes Leben pulst, freylich ein von Liebe zu jenem durchdrungenes, und dadurch gereift zu innigem Verständniß, aber doch noch ungewandt in seinen Ausserungen, und ohne Gewisheit des Erfolgs. Zwar das Epos hat sich ein herrliches Gefild im deutschen Boden gewonnen, wo es in schönster Blüthe steht, obwohl die Gestalt, gleich der verpflanzter Gewächse, nicht völlig so groß, und die Blätter weniger üppig, als in der Heimath; allein schon bey dem lyrischen Gedicht treten die alte Zeit und die neue mehr aus einander, am entschiedensten aber bey dem Drama, an dessen Statt wir nur zu leicht einen verdichteten Roman geben mögen. Indessen ist kein Zweifel, daß es der deutschen Prosa dereinst gelingen müsse, durch herkulische Kraft zum Garten der Mufen, auch der dramatischen, die germanische Flur

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

zu verwandeln, und können wir fest solcher Weisung vertrauen. Wiefern nun in früheren Versuchen jene Übersetzung bisher mißlungen sey, und die Gründe, warum weder Alarcos von *Friedrich Schlegel*, noch Polyidos von *Apel*, noch Niobe von unserem Vf. darin ein Genüge leisten können, bleibe Anderen überlassen kritisch darzulegen; wir wollen uns begnügen, den Satz aufzustellen, der an unseren epischen Gedichten sich bereits bewährt hat, daß nur dann, wenn deutscher Stoff und deutsche Sitten unverletzt eingeht in die strengerhärteten Nachbildungen der griechischen Versarten, die erste Bedingung zur Lösung jener Aufgabe erfüllt ist. Denn nicht ein neues Leben, sondern nur ein täuschendes Abbild des Lebens, von Wachs, wie im Polyidos, oder von Stein, wie in der Niobe, kann uns durch ein Gedicht vor Augen gebracht werden, das, wie die einzelne Übersetzung eines einzelnen griechischen Stücks, mehr oder weniger ähnlich, aussieht, und nicht die ganze Gattung durch sein Eines Daseyn herüberraft. Das vorliegende Gedicht beginnt diese neue glänzende Laufbahn; ein deutscher und christlicher Sinn bricht wie aus tausend Blütenknospen duftend hervor, und überströmt das Gemüth mit Lieblichkeit und inniger Ruhe; die Herrlichkeit des Morgenlandes selbst, zu deutschem Grund entführt, spiegelt in dessen reinem Kry stall sein eigenstes Wesen; und wenn Sprache und Bilder mit kühner Gewalt die Tiefen des Gefühls aufreißen, schreiten diese mit ruhiger Größe einher, gezügelt in dem Mafß der Verse, deren Wahl größtentheils, weniger die Bearbeitung, dem gediegenen Styl griechischer Kunst gemäß geleitet worden. Wie viel aber auf der einen Seite gewonnen ist dadurch, daß deutsche Sitte hier zum erstenmal in ihrer Sprache sich gestellt hat auf die Forderung der antiken dramatischen Form, ein Gewinn, der ungleich schätzbarer hätte werden können, wenn die Technik der Verse mehr ein Werk der strengsten, besonnensten Kunst, als der mehr unbewussten, freylich oft überaus glücklichen Eingebung gewesen wäre: so ist doch auf der anderen Seite durch die Behandlung des Stoffes durchaus nichts für das Drama gethan, sondern das Werk als solches völlig verfehlt, und flieht von allen Punkten aus der vorgeschriebenen Form in das Gebiet der Romanze hinüber, die wir allerdings für den Kreis halten, welchem dieser Dichter eingebohren scheint, seine wahre Heimath, in die wir dieses Gedicht von ihm selber übergedichtet wünschen möchten, wenn es erlaubt wäre, die künstlicheren Formen in die einfacheren zurückzuführen. Das ganze Gedicht athmet einen edlen, stillen Geist, der mit unendlicher Lieblichkeit sich in die Verse verkörpert hat, und gern für die Verletzung der zarten, oft klagenden Form Ver-

zeihung erlangt, durch die fromme Freundlichkeit, mit der jedes Wort seine Stelle betritt, eine Freundlichkeit, die bisweilen den Vers bis zur höchsten Eintracht mit dem Gedanken scheint bezwungen zu haben. Wer sich hier an das Einzelne der Anschauungen und Bilder halten will, der wird eine innere Lebensfülle, eine Tiefe und Harmonie in ihnen antreffen, die gemacht haben, daß dieses Gedicht unter unsere liebsten Bücher gehört. Aber je größer in dieser Rücksicht der Dichter sich gezeigt hat, je strenger dürfen nun unsere Forderungen an ihn seyn; und wir glauben es ihm schuldig zu seyn, gleicherweise wie uns, diese Forderungen mit genauer Schärfe auszusprechen. Wir wollen versuchen, zur Begründung unseres Ausspruchs, den Gang des Gedichts unseren Lesern darzulegen.

Vorder Burg des Grafen Gleichen, an einem schönen Tage, da die Sonne schon gegen Abend niedersteigt, beklagt der Chor, bestehend aus gefangenen sarazenischen Weibern, sein Jammergeächel in dem fremden Lande, dem finstern Erdstrich Thüringen, wo dunkleres Waldgrün, nicht mehr der brennende Blumenschmuck des Morgenlandes sie umfängt. Die Gräfin tritt aus der Burg mit ihren Töchtern Agnes und Gertrud, sich mit ihnen vom dem Vater zu unterreden, der schon ins erste Jahr abwesend aus Palästina, wohin ergezogen, keine Nachricht von sich gegeben. Nicht mehr in verzehrendem Leid, wie in den ersten Jahren, harret sie des Theuren, sondern ruhig in Geduld, ahnend, zu welchem Heil ihr das Erlittene Prüfung ward. Den sinnigen Jungfrauen giebt sie liebevoll den Bericht, wie Graf Friedrich einst um sie gefreit, und mütterlich wünschet sie ihnen gleiches Loos zur Erbschaft. Tief waren ihr die Worte des Gemahls in die Seele gedrungen, daß sie Gott zumeist würde dienen, als Mutter eines edlen Sohns, und nicht konnte sie in den zwey Töchtern, die sie gebar, ihr volles Heil finden, bis vor kurzem ihr folgendes Gesicht ward, dessen Erzählung hier mit des Dichters eigenen Worten möge stehen:

An meines Lagers andrer Seite ruh'tet ihr  
In Eurem eins, die Augen schon geschlossen, sanft,  
Inwährend mir sie Thränen hielten offen noch;  
Bis ich, vom Schmerz ermüdet, fühlte, daß nun auch  
Der Schlaf mir würde kommen; und ich nochmals trat  
An's Fenster, zu begrüßen himmlisches Gestirn.  
In reinster Klarheit lag vor mir der blaue Grund,  
Von Sternen, die mein Auge suchte, leer, jedoch  
Hellschimmernd und zwey zarte Wolken blühend uns.  
In diese mußst' ich unverwandten Auges schau'n,  
Und als ich mich befragen wollte selbst, womit  
Sie mich so mächtig zögen, sah' ich, wie sie sich  
Entwölkten, und zwey süße Sterne glänzten auf.  
Gestillt die Sehnsucht fühl' ich nun und trat zurück  
In das Gemach, durchdämmert von der hellen Nacht.  
In der, zwey'n Wolken gleichend, Euer Bett ich sah.  
An dieses trat, so schien mir's, bey dem meinen stehend,  
Fromm Euer Vater, hob der Pfühle Wolken fort,  
Und Euch an seinen Busen, wo Ihr glänzend, wie  
Am Himmel jene beiden Sterne, strahlte nun;  
Dann legt' er Euch an meine Brust, und ging davon.  
Nun standet ihr am Himmel meines Lagers hell,  
Und ich entschlief mit süßem Herzen nun, wie je,  
Im Schlummer fühlend einen süßen Morgen schon.

Die beiden Jungfrauen, zart und innig, noch nicht abgelöst von der Mutter, als Blüthen ihres Gemüths, saugen liebevoll den süßen Geist in die frommen Herzen, während der Chor, staunend den Wundern christlicher Ehe und Treu, ausgesprochen von der Gräfin, des Orients Weise dagegen hält, und das Glück der christlichen

Frauen als fester erkennt. Nicht nun, spricht er, will mich ferner bestemden, was ich vom Hange vernahm der schönen Halef, Europa zu schauen. Befragt über diese, giebt der Chor die Kunde, daß Halef die Tochter sey des Scheik von Adrama, und einer ihm vermählten Christin, von der sie im Christenthum unterwiesen. und zur Wiederkehr ins Abendland zu streben sey ermahnt worden, wo die Seligkeit

Ihr aus den Dingen würde blühen unsichtbar  
Und wahres Leben ihrer Seele gehen auf.

Eine Dienerin führt einen Pilgrim herbey, der ihr erzählt hat, daß zu Rom der Graf von Gleichen in hohen Elsen stehe, der Gräfin selbst aber von ihm zu erzählen, hatte er sich Anfangs geweigert. Jetzt aber herbegezogen, und sie sehend, und ihre frommen Reden hörend, faßt er Muth, und giebt ihr Bericht, wie der Graf nach tapferen Kämpfen, und nach Erschauung des Grabes Christi, von einem Trupp Araber, mit welchem Volk, das flücht'chen Räubern gleicht, schwer dem Deutschen ward zu kriegen, gefangen, und dem Scheik von Adrama sey verkauft worden, wo er Gärtnerdienste gethan, die übrige Zeit im Ausruhn und Gebet wechselfend; und Halef, die schöne Heidin, hatte so sich versenkt in das Anschauen seines Thuns, daß sie nur ihn, den Wiederbringer des Christenthums, sah, nur in ihm zu leben vermochte.

Die Gräfin bebt freudig der süßen Genossin entgegen, die den Gemahl nach Europa zurückführen will. In des Pilgers Seele quillt religiöse Begeisterung von dem Anschauen des Grabes Christi, des Kraft seitdem ihn überströmt, gleich wie sein Bild der Gräfin aus allem strahlt, wie's in ihr blüht. Freudiger stets, doch unbestürmten Gemüths, erkennt sie in Halef die Gleichgesinnte, die gleich ihr, den Grafen in seinem innersten Wesen erschauende Schwester. Der Pilger erzählt weiter, daß Halef, durch des Grafen Bekanntheit, er sey vermählt, nicht geschreckt,

Dennoch wie die selte Liebe die gefasster stets,  
So rafft' auch sie im Herzen bald zusammen sich —  
Ihm dennoch zu folgen beschloßen, und vertrauend,  
Gott würde noch ein Zeichen geben, mit ihm entflohen, und nach Rom gekommen sey, wo der Pabst, der gleich Gott, jeden der Wege wählen darf, und der ganze Klerus einstimmig den Beschluß gefaßt, der Wille des Höchsten sey, sie dem Christen angetraut zu sehen. Die Gräfin, ihr kommen ahnend, bricht in diese Worte aus:

Jetzt in die hochgewölbten Kammern laß uns gehn  
Mit Tepp'chen sie zu schmücken und mit Eichenlaub,  
Das von den oft betretenen Schwell'n eng gen weite  
Ergrünen soll, ihm, den ich seh' im Geiste nah'n  
Umlied'et von des holden Mädchens inn'gem Blick,  
In den sein ruh'ges Auge liebend unerregt  
Ihr tausend Freuden schüttet, während solcher Ruh.  
Erfüllt es mir die alte Lieb' entgegen trägt,  
Auch zu mir spricht: Wiewohl du mich begleitet stehst  
Von dieser, blieb doch alles unter uns, wie's war;  
Und Dir nur dürft' ich führen her dieß reine Kind,  
Dem in die blühnde Seele Du wirst schau'n mit Lust.

Sie tritt ab mit dem Chor und dem Pilger. Die Töchter singen eine Hymne in den seligen Gefühlen der Liebe, so die Mutter zu dem Vater trägt; die dunkle Burg scheint golden im Strahl der Abendsonne, die Jungfrauen gehen ab. Jetzt erscheinen der Graf und Halef; wie Goldglanz leuchtet das Mauerwerk der Burg, die, als einst der Graf sie verließ, in des Morgennebels Hülle stand. Es entweicht die letzte Angst und Beklemmung, rein spiegelt der selte Geist im Geist.



fich, und der lieblichen Verklärung Wonne trinkend, haben schon entsagt dem Leibe und seiner schönsten Blüthe die Seligen. Der Graf schließt mit folgenden Worten:

Drum ein der grünen Burg ins Thor nun laß uns ziehn!  
Dort blühe meinen Theuren auf, im Abendsehn  
Zuerst, und dann anstrahle sie als Morgenstern,  
Als Bild des Lichtes, welches uns vornächtlich blüht,  
Sichtbar im Streit, erst mit der Nacht, durch die es dringt,  
Bald aber mög' auch scheimend wandeln über dies  
Mein theures Deutschland und das ganze Reich der Welt!

So schließt das ganze Gedicht also mit der Verklärung der höchsten leiblichen Schöne in reinem Geist, und diese Allegorie der Entkörperung ist allerdings mit weiser Kunst durch sanftes Ubergeln in beständigem Fortschreiten zu ihrem Gipfel gesteigert worden. Die Entgegensetzung des Morgenlandes und seiner Sinnlichkeit mit dem Abendland und dem Christenthum, ist trefflich ausgeführt, und gleichmäßig dem glücklich gewählten Chor und der Gräfin zugetheilt, deren Töchter, zwey ihr entblühte Engel, nachdem jene abgetreten sind, und der Gegensatz erloschen, den leisen Übergang bilden zu der heiligen Erscheinung des Grafen und der Hales, die aller leiblichen Gemeinschaft entrückt, und ohne Kinder je zu zeugen, in völliger Reinheit dasteht, das legende Christenthum, ein ihm heimgkehrter Kreuzzug. Wir können uns hier der Untersuchung begeben, ob eine solche begleitende Allegorie im Drama zulässig sey, nur so viel ist gewiß, daß sie jedesmal vollkommen parallel mit der Handlung in allen Zügen und Wendungen diese begleiten müsse, daß auf jeder Seite, von woher das Auge betrachten möge, es geschlossene Reihen vor sich finde, von deren überall gleicher Harmonie geleitet, es die sichere Bahn vollenden könne; so wie alsdann auch dem Auge, das nur die Eine Seite betrachten mag, entweder innen stehend, die geistige, oder außen stehend, die körperliche, dann gleichwohl ein genügendes Ganze erscheinen wird, von keiner Lücke unterbrochen. Was nun die geistige Seite betrifft, so ist von dieser so eben gesprochen, und ihr als einer eigenthümlichen Ansicht des Dichters nichts entgegen zu setzen. Das Drama hingegen, der Leib jenes Geistes, worin jene ideale Steigerung in Handlung dargehen werden soll, ist so durchaus zurück geblieben, daß nur hie und da schwache Spuren davon zu erkennen sind, an wenigen Orten, wo der freylich nicht nachgiebige Stoff einigermaßen bezwungen scheint. Die Gestalten treten auf, und scheinen sich einen Augenblick zu betrachten, aber jede abgefordert spricht für sich ihr Wesen aus, und zieht dann, gleich einem Schatten, vorüber; eine fliehend vor der anderen, und von ihr ausgelöscht, wie es das Aufsteigen zur Vergeistigung auch nothwendig erforderte. Aber kein ineinanderwirken kann auf diese Weise geschehen, und es geschieht keins; wer vollendete denn auch hier eine That? Hales stünde mit gleichem Recht auf dem Titel, als der Graf und die Gräfin, und die übrigen Personen auch, wenn man will, denn an Handlung sind sie ziemlich einander gleich; und selbst wie die Gräfin eilt, das Haus zu schmücken für die Ankommenden, in diesem großen Moment, der wahren Mitte des Gedichts, geschieht nichts, als die Erfüllung des vorher Ausgesagten, welches als Gesinnung das ganze Leben der That und ihre Vollendung enthält gleich wie der:

Kein schon die vollendete Frucht umschließt. Wenn nun vollends der Chor sich entfernt, eine Entfernung, für die, so wie für das Weggehen der beiden Töchter, sich kein anderer Grund finden läßt, als weil es eben vorbei seyn soll mit ihnen, indem sie den Folgenden im Wege stünden, so möchte man wirklich fragen, ob ein Dichter, der die große und herrliche Bedeutung des Chors so sehr miskenne, oder seine Erscheinung so sehr mißbrauchen konnte, jemals wird im Stande seyn, ein Drama zu liefern, das in seiner Art der sonstigen Trefflichkeit dieses Dichters entspräche, dem es um so mehr Pflicht wäre, auf die Verwaltung seines Erbtheils zu verwenden, was ihm an preiswürdigen Gaben ward, als dieser an Herrlichkeit und Größe nicht geringer heißen darf, denn jener, zu dem wieder entschieden der Beruf sich gezeigt hat.

Wir haben des Versbaues zu gedenken schon oben Veranlassung gefunden, aber nur im Allgemeinen ihn berühren gekonnt, daher wir noch einige Worte darüber beysügen. Das griechische Drama zeigt die metrischen Formen in ihrer höchsten Vollendung; die ganze Pracht der Lyrik erscheint in proteischen Gestalten, und der Trimeter, des Drama's eigentlicher Grundvers, behauptet in dem freyesten Wechsel die edelste Beständigkeit. Zu diesem reichen Leben fehlt uns freylich noch manches Gut, und manches, an dessen Erringung Viele wohl ganz verzweifeln wollen; aber es ist doch schon so Großes geleistet, so muthige Schritte sind gethan, und so glückliche Vorbilder aufgestellt, daß wir die beste Hoffnung fassen dürfen, durch rastlosen Kunstfleiß auch noch das Ubrige zu gewinnen, aber am wenigsten einem Dichter erlauben können, wenn er selber die Sache eben nicht fördern will, deshalb nun gar einen Schritt zurück zu seyn. Wenigstens sey er an der Grenze, und gebe nichts auf, was einmal gewonnen ist. Wenn wir das uns bekannte Beste in dieser Gattung, eine Uebersetzung aus dem Aeschylus von August Wilhelm Schlegel (Jen. A. L. Z. 1804. No. 48. 49) gegen unsere Tragödie halten: so sehn wir durch die That die Möglichkeit dessen dargethan, was wir hier vergebens erwarten, wofür wenigstens nicht darin die Entschuldigung seyn kann, daß ein Gedicht von größerem Umfange weniger Freyheit gestatte, als ein bloßes Fragment. Die Trimeter sind viel zu einformig behandelt, und die reiche Abwechselung anderer Füße, als des Iambus und Spondeus, ganz vernachlässigt, dagegen dem letzteren der Eingang überall verstattet, eine Lizenz, welche des Trimeters sinnvolle Bildung häßlich entstellt. Auch den Abschnitten ist nicht Aufmerksamkeit genug geschenkt, und besonders wird die zu oft wiederkehrende Zerfällung des Verses in drey gleiche Glieder sehr unangenehm. Tetrameter kommen gar nicht, Anapäst aber nur einzeln vor. Die chorischen Mäße scheinen aber fast zu regellos und willkürlich; auch möchten sie wohl wegen der häufig zweifelhaften Scansionen nicht immer leicht zu realisiren seyn, und in dieser Rücksicht den alten griechischen ähnlich genug. Falsche Scansionen, wie *Sturmwind* — — —, *da wurden wir* — — —, u. dgl. kommen oft vor. Vorzüglich dürfen Sylben, wie die dritte in *himmlisches Gesehn*, im Trimeter niemals lang werden: sie würden dem Vf. gleich verdächtig geworden seyn, wenn er Anapäst und Tribrachen seinen Trimetern nicht ganzlich verfaßt hätte. Solche Wörter, wie *Savali*

nia, Italia, Arabia lassen die Zusammenziehung der beiden letzten Sylben nur in romantischen Versarten zu, in classischen müssen sie immer als viersylbige gelten. Der Vers S. 34:

Und Sehnsucht hauchte sie nur aus nach ihm  
hat einen Fuß zu wenig. Indessen sind auch viele, nicht nur untadliche, sondern auch vortreffliche Verse vorhanden; und da es sichtbar ist, wie nicht aus Unfertigkeit, sondern nur aus Mangel an sorgfältigem Studium, dieser wesentliche Theil des Gedichtes unvollendet blieb: so haben wir vielleicht schon jetzt die Stimme des Vfs. auf unserer Seite, oder werden dieselbe gewiß bald haben.

Es ist noch übrig von der Sprache zu reden, die bey aller Neuheit und Eigenthümlichkeit, nach unserm Gefühl, nur selten Gewalt erleidet. Sie ist durchaus edel und im großen Styl kolossaler Perioden, die stark und mächtig andringen. Nur wenige Verschlingungen sind undeutlich, und diese meist in dem letzteren Theile, wo überhaupt die Klarheit etwas dünnert. Kleinigkeiten, wie S. 30 *Trusalem*, und einige andere harte Zusammenziehungen werden der bessernden Hand leicht weichen. S. 10 ist die Interpunction unrichtig, es muß heißen:

Bis mich der edle Ritter dürft' empfahn' als Weib,  
Im Lanzenkampfe, andern gleich, gewonnen nicht.  
Druck und Papier sind vortrefflich, der Titel in Kupfer gestochen, und enthält als Vignette einen Christuskopf nach Albrecht Dürer. Rnha.

Weil das Ausserordentliche und Merkwürdige in der Geschichte des Grafen von Gleichen nur durch den Drang conventioneller Verhältnisse hervortritt, und bey einer reinen und poetischen Ansicht der menschlichen Natur zunichte werden würde: so scheint uns die bekannte Erzählung ein nicht unschicklicher Vorwurf der Komödie. Indess begehren wir nicht zu leugnen, daß eine anspruchlose und einfältige Darstellung jenes mehr schönen als erhabenen, mehr idyllischen als heroischen Sinnes das Gemüth freundlich und erquickend ansprechen würde. Hr. v. Schütz, der als Vf. des vor uns liegenden dramatischen Gedichts genannt wird, stellt dagegen in griechischen Rhythmen modernen Religionsmysticismus, der unglücklich nachgebildet ist, aus mißverständener Ansicht spanischer Meisterwerke, auf alldemselben Boden zur Schau; welchem allem, um die heilige Quadratur der dichterischen Elemente voll zu machen, noch orientalischer Bilderschwarm beygemischt ist. Hindert die überall, gewiß nicht ohne Mühe, verrenkte, mehr undeutsche, als griechische Sprache schon das niedrigere Verstand: so setzen die drey übrigen bezeichneten Ingredienzien dem tieferen Eindringen beträchtlichere, und zum Theil vielleicht unüberwindbare, Schwierigkeiten entgegen: was um so beklagenswerther ist, als solche Aferpropheten, die ihr Heiliges, Unendliches und Ewiges an allen Gassenecken predigen, den erklärten Feinden alles Höhern gefährliche Waffen in die Hände geben, und aus falschem Eifer die gute Sache auf Jahre zurück drängen.

So wenig als mit dem Geiste, der dieß steinerne Gebilde scheinbar belebt, können wir mit der dramatischen Behandlung des Stoffs zufrieden seyn. Schon begreifen wir nicht, wie zwey Personen, die

nicht mit-, sondern auf einander wirken, als Helden Einer Tragödie genannt werden können. Hier muß es freylich überhaupt in Zweifel bleiben, wer auf diesen Rang Anspruch machen darf; da das Urtheil zwischen dem Grafen, der Gräfinn und Hales schwankend erhalten wird. Sodann aber nehmen die handelnden Personen alles, mitunter ziemlich sonderbare, so gleichmüthig und mit so viel Ergebung auf, daß alles, was vorgeht, nur auf den Leser als etwas ungewöhnliches wirken kann, im Kreise der Darstellung aber alltäglich und einheimisch erscheinen muß. Einestheils also fällt hier das Element des Dialogs und besonders der Tragödie, der Kampf, die Uneinigkeit, deren befriedigende Lösung Gegenstand des höheren Drama ist, von selbst weg. Und dann ist es ein wunderliches Beginnen, etwas poetisch zu bearbeiten, was in der Sphäre seines Entstehens und Wirkens, in welche sich doch auch der Leser hinaufbewegen muß, etwas Gewöhnliches und Bekanntes zu seyn scheint. Nur wenn die Gräfinn nach innerem Kampfe sich, durch Dankbarkeit und Ergebung überwunden, der zweyten Verbindung des Grafen so freundlich und geneigt zeigt; nur wenn dieser aus dem Gefühl, etwas ungeheures, tausend anderen unmögliches zu fordern, zu dem schönen Vertrauen auf den hohen und reinen Sinn seiner Gattin gelangt: ist sein Glaube und ihr Opfer erhaben und poetisch. Nach der hier gewählten Darstellung, in der, wie es scheint, ein Maximum christlicher Sinnesart ausgesprochen seyn soll, verliert beides seinen Werth, und erscheint bey dem Grafen als Leichtsinns und als Falschheit bey der Gräfinn.

Man scheint seit einiger Zeit der Meinung zu seyn, antiker Sinn lasse sich nur in antiker Form gestalten: aber der Polydos und seine Geschwister sollten uns doch längst überzeugt haben, daß das unendliche Wesen erhabner Geister nicht an den seelenlosen Buchstaben gebunden sey; und wie viel reine und ächte Griechheit oder Poesie überhaupt auch in moderner Form wehnen könne, lehrt der hohe *Alarcos*, der dem *Aeschylus* so rein entspricht, wie *Iphigenie auf Tauris* dem *Sophokles*. Wir vermessen uns nicht, eindringen zu wollen in die geistige Werkstatt unseres Dichters, den einzelne Stellen als einen Mann von tiefem Geiste charakterisiren: dennoch gestehen wir, innigst überzeugt zu seyn, daß kein absolutes Gefühl, sondern die Willkühr freyer Wahl ihn in diese griechischen Formen gezwängt hat; denn wären sie gefühlt, so wären sie ja auch verstanden worden, und das letztere gerade vermessen wir. Es ist bekannt, wie wenig es von dem mimetischen Verfahren der Griechen auf uns gekommen ist; wie wir namentlich über die Ökonomie des Chors und über die Bedeutung der Strophen u. Gegenstrophen durchaus im Dunkeln tappen. Und ein heutiger Dichter sollte aus reiner, objectiver Begeisterung dergleichen Systeme construiren, von denen uns nur der metrische Mechanismus bekannt ist? Daß aber auch das uns hiervon Bekannte dem Vf. fremd war; daß überhaupt seine Nachahmung des Alterthümlischen nur an der äußersten Oberfläche hingliet: davon giebt ein deutlicher Beweis, daß er S. 43, 44 die Wendung der *Gertrud* und die Gegenwendung der *Agnes* in den Mund legt. — Wie äußerst genau die Griechen in dieser Rücksicht waren, zeigt recht auffallend die dritte Strophe und Gegenstrophe des ersten Chors in *Sophokles Philoketes*. — Was soll man aber von dem Dichter denken, der poetische Formen, so geistlos und sogar widerständig gebrauchen konnte? Wollte man weiter eindringen in die Nachahmung der griech. Technik, so würde nichts übrig bleiben. Der Chor erfüllt seine Bestimmung nirgends, und die Verse können nur dem ersten Anblick antik erscheinen: mit einer solchen Nachlässigkeit oder Unkunde der Metrik sind sie behandelt; so rau und übelklingend müssen sie jedem geübten Ohr seyn. —

So streng wir auch über diese manierirte und verdrehte Production urtheilen mußten, so sind wir doch durch manche Stellen überzeugt, daß es dem Vf. nicht an poetischem Sinn fehlt, und daß er etwas Ungemeines liefern könnte, wenn es ihm noch möglich wäre, seinem eignen, besseren Genius zu folgen.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 FEBRUAR, 1808.

## S T A T I S T I K.

PARIS, b. Testu: *Almanach Imperial an bissextil MDCCCVIII présenté à Sa Maj. l'Empereur et Roi.* Par Testu. 880 S. in 8.

Unsere Leser kennen bereits die Einrichtung dieses so eben erschienenen Almanachs aus unserer Anzeige in No. 210 des vorigen Jahres. Wir wollen also bloß die diesjährigen Veränderungen bemerken. In Chap. I, Sect. I: *Naissances et alliances des princes et princesses de l'Europe* fehlt unter *Empire français: Etrurie*. Die am 14 März 1807 geborne Tochter des Vicekönigs von Italien führt den Titel: *Princesse de Bologne*. Der König von Westphalen steht nicht, wie Italien, Holland und Neapel, unter *Empire français*, sondern es wird bey seinem Namen, wie bey Berg, auf *Confédération du Rhin* hingewiesen, wo er zwischen Sachsen und Baden angeführt wird. Der Großherzog von Berg heist nicht, wie im vorigen Jahr, *Duc de Clèves et Berg*, sondern *Berg et Clèves*. Von den übrigen Gliedern der rheinischen Conföderation findet man nun hier auch Lichtenstein, und zwar den regierenden Fürsten, der, wie bekannt, seinen zweyten Prinzen zum Souverän von Lichtenstein designirt hat, zwischen AreMBERG und LEYEN. Sachsen-Coburg-Saalfeld steht hier zum ersten Male nach Hildburghausen. Die neu hinzugetretenen Fürsten werden in alphabetischer Ordnung angeführt, und man findet unter ihnen auch die Herzoge von Meklenburg-Schwerin und Strelitz. Die ganze *Confédération* besteht aus dem Fürsten Primas, 4 Königen, 4 Großherzogen und 29 Herzögen und Fürsten. Unter den übrigen Souveränen fehlt Portugal und steht unter: Brasilien. Ragusa ist nun ganz weggelassen.

Unter *maison de l'Empereur* findet man nun ein *Comité consultatif des batimens de la couronne* aus 3 Architekten, auf welche noch 8 *Architectes des Palais* folgen. Ärzte, Chirurgen und Apotheker werden unter dem Titel: *Service de Santé* angeführt, ferner findet man eine *Intendance des biens de la couronne au de la des Alpes*, und einen *Secrétaire de l'état de la famille impériale* in der Person des Staatsministers Regnaud (de St. Jean d'Angely). Unter *maison de l'imperatrice* sind die 4 *dames d'annonce* weggelassen, so auch mehrere Personen bey dem Hause der Kaiserin Mutter und Princessinnen. Die Zahl der *Aides-de-camp* des Kaisers ist von 9 auf 12 gestiegen. Unter den Garden findet man nach den Ma-

meluken auch *Chevaux légers polonois*. Der Senat hat sich von 113 auf 119 Senatoren vermehrt. Die Sect. IV. Tribunal ist, als nun aufgehoben, weggelassen. Statt Sect. VIII *Comptabilité de l'Empire* findet man jetzt unter Sect. VI. *Cour des comptes*. Sie besteht aus einem ersten und drey anderen Präsidenten, 18 *maîtres des comptes*, 1 *proc. general*, 1 *greffier en chef*, 12 *Referendaires* erster und 47 zweyter Classe. Das ganze ist in 3 *chambres de la cour* getheilt, von denen jede einen Präsidenten und 6 *maîtres des comptes* hat. Bey der Ehrenlegion heist es nicht mehr *grands Cordons*, sondern *Decorés du grand Aigle*. Unter den Auswärtigen stehen nun auch Rußland, Sachsen und Würzburg. Die *grands officiers* haben sich von 121 auf 129 vermehrt. Neu werden hier aufgeführt a) die *Commandans*, deren 358 sind, sodann b) *maisons imperiales établies pour l'éducation des filles des membres de la légion d'honneur*, und zwar *maison impériale Napoléon* auf dem Schlosse zu Ecouer für 300 Zöglinge. Die Anstalt hat eine *Dame directrice*, 1 *inspectrice des études*, 6 *dames surveillantes*, 8 *institutrices*, 2 *maîtresses de travaux à l'aiguille*, 2 *de dessin et de musique*, 2 *infirmières* und 2 *depositaires*, eine Kapelle von 6 Geistlichen, 2 Ärzte und 2 Chirurgen. Bey dem Hause zu Chambord wird angeführt, es solle bald organisiert werden. Unter den fremden Orden, mit denen Franzosen geziert sind, findet man nun auch die neuen Orden von Baden, Bayern, Würtemberg, ferner die Orden von Sachsen, Rußland, und Würzburg. Bey dem Departement *des relations extérieures* ist für Deutschland nicht nur die Veränderung des Ministers, sondern auch des Chef und Sous Chef bey der Division, welche die deutschen Geschäfte besorgt, wichtig. Der Staatsrath *Hauterive* hat diese Division verlassen, und steht nun dem Archive vor; an seine Stelle ist *M. la Besnardière* Chef und *Durant* der jüngere *Sous-chef*. Bey dem Departement des Inneren findet man neu: *Conseil des poids et mesures et bergeries des Merinos*. Bey der Finanz- Militär- Marine- und Kolonial-Organisation ist keine Veränderung vorgenommen worden; nur werden jetzt bey den östlichen Kolonien die beiden *cours d'appel* auf *Isle de France* und *Isle de la Réunion*, so wie die beiden Tribunale erster Instanz angeführt, welche im vorigen Jahre fehlten. Die Zahl der Divisionsgenerale ist 153, der Brigadegenerale 282, der *Adjutans Commandans* 135, mithin ansehnlich mehr als im vorigen Jahre; die Zahl der Regimenter ist die nämliche. Chap. X. *Organisation administrative* ist ganz so, wie im vorigen Jahre. Die Seelenzahl bey den

Yy

Departements wird, eilf Departements ausgenommen, eben so wie im vorigen Jahre, angegeben. Es verdient bemerkt zu werden, daß dieses Capitel Blatt auf Blatt nach dem vorjährigen abgedruckt ist. Das im vorigen Jahre neue Chap. XI. *Louveteris* macht nun die zweyte Section im Chap. XIV, welches die Überschrift *forets et louveterie* hat. Das Chap. *Ordre judiciaire* ist ganz, Namensveränderungen ausgenommen, so abgedruckt, wie im vorigen Jahre, und zwar Blatt auf Blatt. Das Chap. *Organisation financière* hat eine andere Einrichtung erhalten, die auch wirklich eine bessere Übersicht gewährt. Der Abschnitt von der Waldungen ist daraus verwiesen, und hat ein eigenes Capitel (XIV) erhalten. Das Chap. XV *Sciences etc.* hat durchaus keine Veränderung erlitten. Bey allen Lyceen, wo im vorigen Jahre keine Namen standen, findet man auch hier keine. Alles übrige nun folgende ist ganz wie im vorigen Jahre.

S. i.

## NATURGESCHICHTE.

BERN, b. Haller: *Handbuch des Mineralogen, oder methodische Übersicht der Fossile nach ihren unterscheidenden, auffallenden oder leicht zu bemerkenden Kennzeichen*, von H. Struve, Prof. der Mineralogie und Chemie u. s. w. Ausgezogen aus desselben französischer Handschrift und übersetzt durch D. B. Rätzer. 1806. XVI u. 256 S. kl. 4. Mit 1 Farbentaf. (2 Thlr. 6 Gr.)

Natursysteme sollten nicht allein eine dem Gedächtnis zu Hülfe kommende Übersicht der Naturkörper liefern, sondern zugleich zum Register derselben dienen. Diese beiden Zwecke können aber nur durch möglichst consequente Anwendung eines zweckmäßig gewählten und hinlänglich bestimmten Classificationsprincips, in Verbindung mit richtigen, d. h. auf genaue Vergleichen gegründeten Definitionen der *Arten (species)*, so wie derjenigen Haufen, in welche das System die Arten zur bequemeren Übersicht und Auffindung vertheilt, erreicht werden. So vortrefflich dieses, im mehr und weniger strengen Verfolgen des von dem unsterblichen Linné vorgezeichneten Weges, durch die Systeme der organischen Naturkörper geschieht: so höchst unvollkommen werden jene Zwecke durch die mehresten unserer mineralogischen Systeme erreicht. Manchen derselben fehlt es an einem deutlich bestimmten Classificationsgrunde; manchen Anderen an einer völlig consequenten Befolgung des angenommenen Princip; und bey den meisten sucht man vergebens nach Definitionen der Arten und Charakteristiken der Gattungen, Ordnungen, Classen; denn die sogenannten oryktognostischen *Charakteristiken* sind gemeinlich nichts weiter als *Beschreibungen*, in welchen die unwesentlichsten kennzeichen gleichen Rang neben den wesentlichen, unterscheidenden behaupten. Das Selbststudium der Mineralogie, die Auffindung eines zu bestimmenden Mineralkörpers im Systeme, ist daher mit den größten Schwierig-

keiten verknüpft, wodurch die Verbreitung einer der nützlichsten Wissenschaften ungemein erschwert werden muß. Erst dem großen Haüy gelang es, in gewisser Hinsicht das für die Oryktognosie zu thun, was Linné für die systematische Zoologie und Botanik leistete; und gewiß würde seine Methode allgemeineren Beyfall und Eingang gefunden haben, wenn er gleiche Sorgfalt auf die nichtkrystallisirten Mineralkörper, wie auf die krystallisirten gewandt hätte. Vor der Erscheinung des classischen *Traité de minéralogie* versuchten es mehrere Mineralogen, das Bestimmen der Mineralkörper durch eine analytische Methode zu erleichtern; ob sie sich gleich ein ungleich größeres Verdienst um das Studium der Oryktognosie erworben haben würden, wenn sie die Arten der Fossilien richtig zu unterscheiden, und aus dem Wüste der oryktognostischen Beschreibungen bestimmte Definitionen für jede derselben auszuheben sich bemühet hätten. Im Jahre 1797 erschien der erste, für den damaligen Zustand der Wissenschaft gerade nicht verunglückte, in Deutschland aber sehr wenig bekannt gewordene Versuch dieser Art: *Méthode analytique des fossiles. fondée sur leurs Caractères extérieurs* par H. Struve, à Paris. An VI. 174 S. 8. Zwey Jahre darauf gab der für die Wissenschaft zu früh verstorbene Prof. Batsch ein ähnliches, wiewohl ungleich vollständigeres und zweckmäßiger angelegtes Werk heraus: *Analytische Tabellen über die Arten der Mineralien*, welche ihren nächsten Zweck, Erleichterung des Selbststudiums der Oryktognosie, gewiß nicht verfehlt haben. Daß man aber noch in den neuesten Zeiten mit dergleichen Versuchen auftritt, da man doch besser thäte, die Winke Haüy's und seine große Vorarbeit in Betreff der krystallisirten Fossilien zur gleichmäßigen Bearbeitung der ganzen Oryktognosie zu benutzen, muß befremdend seyn. Zu den neuesten Versuchen, das Selbststudium der Mineralogie durch die analytische Methode zu erleichtern, gehört denn auch vorliegendes Werk, das aber seinen Zweck schwerlich erreichen wird, und füglich ungedruckt hätte bleiben können. Es ist nicht sowohl eine Bearbeitung des vorhin erwähnten Struve'schen Werks, als, dem Titel und der Vorrede nach zu urtheilen, die Übersetzung eines Auszuges aus dem Manuscripte des Hn. Struve, welches derselbe bey seinen mineralogischen Vorlesungen zum Grunde legt. Wenn es gleich weit vollständiger und ausführlicher ist, wie die *Méthode analytique* desselben Vfs., so theilt es doch mit dieser mehrere Hauptmängel und steht den ähnlichen Werken von Batsch, Lenz, Drapiez, an Übersichtlichkeit, Deutlichkeit, Bestimmtheit und zum Theil auch an Vollständigkeit weit nach. Ausserdem stößt man auch noch hin und wieder in dem Werke auf grobe Vergehungen gegen die deutsche Sprache, indem man z. B. *haltet* statt *hält*, *unterscheidet* st. *unterschieden* u. s. w. lieft. Schon der Titel: *Handbuch des Mineralogen*, klingt seltsam, und entspricht nicht der eigentlichen Bestimmung und dem Inhalte des Werkes, das für Anfänger, aber wohl nicht für Kenner der Fossilien. (statt

dessen der Übers. Rets Fossil braucht) geschrieben wurde. In der Vorrede wird erwähnt: es habe ganz aufser dem Plane des Werkes gelegen, die Krytallisationen in dasselbe aufzunehmen. Der krytallographische Theil sey von dem Vf. besonders und nach anderen Grundsätzen bearbeitet worden, und er werde, als Anhang zu diesem Werke, übersetzt nachfolgen. Den Grund dieser Trennung sieht Rec. nicht ein; da es doch wohl keine unterscheidenden und auffallenderen Merkmale der Fossilien — nach denen, dem Titel gemäß, die methodische Übersicht entworfen seyn soll — giebt, wie gerade die Krytallisationen. Auch ist der Vf. dieser Idee nicht einmal ganz treu geblieben, indem er auf einige Krytallisationen, derjenigen Fossilien namentlich, die nur krytallisirt vorkommen, dennoch Rücksicht genommen hat. Hr. Rätzer würde sich ein wesentliches Verdienst um die *Struvs'sche* Arbeit erworben haben, wenn er den krytallographischen Anhang, der, so viel Rec. weifs, noch nicht erschienen ist, mit dem Hauptwerke zu amalgamiren versucht hätte.

Die erste Abtheilung des Buches handelt, grösstentheils analytisch, die Lehre von den äusseren Kennzeichen der Fossilien ab; verräth aber eine sehr unvollkommene Auffassung der trefflichen und so klaren *Werner'schen* Lehre, geschweige der Fortschritte, die in den neuesten Zeiten die mineralogische Terminologie gemacht hat. Ein paar Beispiele mögen dies Urtheil rechtfertigen. S. 5 werden der Härte subordinirt: Verhalten des Strichs, Abfärben, Härte p. f. d., Festigkeit, Zusammenhalt und Biegsamkeit. S. 25 — 30 ist vom inneren Ansehen der Fossilien die Rede. 1) *Innerer Glanz*; 2) *Gefüge* oder *Textur*, welche durch die Art bestimmt werden soll, auf welche die Theilchen eines Fossils angehäuft sind. Als Arten werden darunter begriffen: das *Erdige*, *Körnigblättrige*, *Schuppige*, *Körnige*, *Faserige*, *Schieferige*, *Dichte*; 3) *Bruch*, oder die innere Oberfläche, worunter dann abermals das *Faserige* und *Schieferige* mit aufgeführt werden, ob sich gleich bey *faseriger* oder *schieferiger Bruchfläche* unmöglich etwas Vernünftiges denken läßt; 4) *Gestalt der Bruchstücke*; 5) *Gestalt der trennbaren* oder abgefonderten Stücke; gleich als ob die Blätter des *Glimmers* oder die Fasern des *Amianths* nicht trennbar wären. Unter dieser Rubrik kommt dann erst an der rechten Stelle das *Schaalige*, und mithin — da man es sonst mit dem *Schieferigen* für gleichbedeutend zu halten pflegt — zum dritten Male vor.

Die zweyte Abtheilung liefert eine tabellarische

Übersicht der einfachen Fossilien, bey welcher die synthetische Methode mit der analytischen vermengt ist, wodurch der Erreichung des einzigen Zweckes der sonst sehr unbequemen analytischen Methode gerade entgegen gewirkt wird. Die Fossilien sind unter die gewöhnlichen vier Classen, Erden und Steine, Salze, Inflammabilien und Metalle, vertheilt; die Classen sind in Ordnungen zerfällt; so z. B. gleich die erste sehr reich in Steine und Erden! Die Ordnungen zerfallen dann wiederum in Abtheilungen, die bloß auf Übereinstimmungen in äusseren Kennzeichen sich gründen, und in denen ganz unerwartet zuweilen auch noch Sippschaften auftreten. Erst von den Abtheilungen wird man auf dem analytischen Wege zu den Arten und Abarten geführt; zu einigen der letzteren gelangt man aber auch erst in Anmerkungen unter dem Texte. Zur leichteren Bestimmung, in welcher Abtheilung ein Fossil aufzusuchen sey, sind bald den Ordnungen, bald den Classen, und auch nicht einmal allen — denn Einheit vermißt man sogar bey der Form des Werkes — angehängt oder vorgesetzt worden. Damit man aber auch das oryktognostische System des Vfs. ganz kennen lerne, in welcher Leinen und Pflanzenerde eine Stelle gefunden haben, so sind hin und wieder systematische Übersichten der Arten eingeschoben worden. Wie wenig naturgemäfs manche der, von dem Vf. gewählten, Abtheilungen sind, beweist u. a., daß die 3te Abtheilung der 1sten Ordnung in der 1sten Classe, unter der Überschrift: *Opal* und *Stangenstein*, *Opal*, *Pechstein*, *Dipyrr*, *Naphelin* und den fälschlich noch sogenannten *krytallisirten Lepidolith* begreift! Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir die Mängel in den Entwicklungen der Arten und Abarten und die Fehler in der Nomenclatur, wovon sich so sehr viele schon bey einer flüchtigen Durchsicht des Buches auffinden lassen, einzeln rügen wollten,

Die letzte Hauptabtheilung enthält eine Übersicht der gemengten Fossilien, und angehängt ist eine Farbentafel, welche die Unvollkommenheiten anderer, ähnlicher Versuche in einem hohen Grade bemerken läßt, und nur unrichtige Vorstellungen von den verschiedenen Arten der, bey den Fossilien zu unterscheidenden Farben zu begründen im Stande ist.

Der Übersetzer hat das Werk hin und wieder mit Anmerkungen ausgestattet, die seine Bekanntheit mit den neueren Fortschritten der Mineralogie in ein nicht ungünstiges Licht stellen. E. a.

## KURZE ANZEIGEN.

**NATURGESCHICHTE.** Landshut, b. Weber: *Landshut'sche Nebentunden zur Erweiterung der Naturgeschichte angewandt von Franz von Paula Schrank, Director des Kameralinstituts an der Universität zu Landshut.* I u. II Heft. 1802. und 127 S. (mit 4 Kpft.) 4. Es wird hinreichend seyn, aus diesem naturhistorischen Allerley die wichtigsten Aufsätze anzuzeigen. 1) *Des Maltheiser Ritters Joseph Gioeni Beschreibung einer neuen Familie, und einer neuen Gattung von Schaalthieren*, nebst Anmerkungen über eine Auserkennung. Aus dem Italienischen übersetzt, und mit Anmerkungen vermehrt. Der Vf. dieser, von Graf Lodron hier übersetzten, Abhandlung, ist der nämliche, welcher im Jahr 1790 ein Verzeichniß der vulkanischen Beizengüsse des Festlands herausgegeben hat, das von

Fichtel, unter dem Titel: *Versuch einer Lithologie des Parais, Wien* im 9. übersetzt worden ist. Der Vf. hat diese Schaalthiere genau untersucht, aber nicht bestimmt, wohin solche nach dem System gehören. Der sachkundige Übersetzer hat dies uns erst: Das erste sey im nördlichen Europa bisher unbekannt gewesen, und könne unter dem Namen *Gioenella conchiphaga*, im System nach *Lepas* angereiht werden, und folgende Definition erhalten: *animalisipiniforme, aperturisdubius, altera trachea longa aequali. Testa triovula, valvulae duabus subparallelis distantibus, centro concavis; tertiae scutiformi antica, intermedia transversa.* Auf deutsch könne man es *Kesselmuschel* nennen. Das zweyte bestimme gleichfalls eine eigene Gattung, die vor *Dentalium* gehöre, und *Gorythium* ab-

zum (Helmschnecke) *septa alata* genannt werden könne. Unge-  
wiß sey es noch, ob das Thier eine *Cione* sey. Die Schnecke  
sey *septa globoso-mucronata, apice perforata, antice unilabi-  
ta; ore rima transversa, per septam utrinque decurrente*. Beide  
seyen im neapolitanischen Meere um Catania anzutreffen. Das  
dritte sey vielleicht eine *Anomia*. Hierzu gehört Tab. I, wor-  
auf diese Schalthiere mit ihren Gehäusen abgebildet sind. II) *Über Erscheinungen, welche Pflanzenblätter unter der Luft-  
pumpe geben*. Das Römische Archiv für die Botanik, worin  
aus den *Memoires de Turin Anné 1790* (welche der Vf. nicht  
nachschlagen konnte) die Senebiersche Bemerkung ausgehoben  
wird, daß die Luft, welche man aus unter der Luftpumpe in  
Wasser gesetzten Blättern erhalten, schlechter als die gewöhnli-  
che, und der Zusatz, daß die Erklärung nicht so gar leicht  
sey, gab Hn. Schr. Veranlassung, hierüber nach einer, wie  
er selbst sagt; nur hypothetischen Meinung dahin zu entschei-  
den, daß, weil viele Pflanzen vielen Kohlenstoff enthalten,  
sie neben der besseren Luft, welche viele im Sonnenstrahl von  
sich geben, auch schlechte Luft durch die Versuche mit der  
Luftpumpe ausdünsten. III) *Was für eine Krummlinie be-  
schreiben die aufstehenden Pflanzen? Welche das treibende  
Wurzelchen?* Der Vf. spricht hier von solchen Pflanzen, die  
in der Jugend zu schwach sind, ihre Stengel lothrecht zu hal-  
ten, sich also anfangs niederlegen, und wenn sie mehr erstarkt  
sind, erst dann aufstehend (aufsteigend) werden, in welcher  
Bildung sie dann eine Krummlinie formiren; er untersucht zu-  
gleich die physischen Gesetze, nach welchen dieses zugehe.  
Drey Kräfte scheinen hiezu beyzutragen: die Schwerkraft, wo-  
durch der Stengel niedergezogen wird, seine Erstarkung selbst  
und endlich jene Ursache, welche überhaupt bey den Pflanzen  
das Aufrechtwachsen bewirkt, und welche Hr. Schr. einstwei-  
len den Trieb zum lothrechten Stand nennen will. Er bringt  
nun diese Erscheinungen auf eine einzige Kraft zurück, und  
diese sey die stärkere Kraft des Lichtes. Auf eine gleichförmige  
Weise ließen sich auch die Erscheinungen an den treiben-  
den Wurzelchen erklären. V) *Eine botanische Merkwürdig-  
keit im Hochschotland und in der Schweiz*. Diese ist ein in  
der Nachbarschaft von Inverary befindlicher Baum (es wird  
nicht gesagt von welcher Art), an welchem zwey starke Äste  
durch einen Zwischenschaft so genau mit einander verbunden sind,  
daß man ohnmöglich unterscheiden kann, aus welchem Äste  
dieser Zwischenschaft wohl möge hervorgewachsen seyn. Auch  
Bridel fand nahe am Passe aus dem Ländchen Greyerz in das  
Sänenland zwey Buchen, welche ein einzelner Ast vereinigte,  
ohne daß man bestimmen konnte, welcher von beiden er zu-  
gehöre. Diese mehr sonderbaren als merkwürdigen Erschei-  
nungen zu erklären, giebt sich Hr. Schr. mehr Mühe, als die  
Sache vielleicht werth ist, und da er jedoch keine dieser mis-  
gestalteten Bäume gesehen hat — welches indessen doch nöthig  
gewesen, um die wahre Ursache dieser seltsamen Deformation  
aufzufinden — so hilft er sich mit der Vermuthung, daß das  
ganze von Menschenhänden, vielleicht zufällig, hervorgebracht  
sey. VI) *Sind wohl die Blutkugeln und ähnliche Körperchen  
in thierischen und vegetabilischen Körpern Thiere?* Hr. Schr.  
verneint diese an sich sehr seltsame Frage, wozu ihm Ebers  
in Göttingen vertheidigte *Observationes helminthologicas* ver-  
anlaßten, und zwar aus Gründen, die er von selbst angestell-  
ten Beobachtungen entlehnte.

Zweytes Heft. I) *Recension von Rafn's Entwurf einer Pflan-  
zenphysiologie*. Eigentlich nur Vehikel, das Hr. Schr. und  
zwar sehr glücklich benutzte, seine eigenen pflanzenphysiologi-  
schen Ideen anzubringen. II) *Abhandlung über das Mutter-  
korn*. Eine sehr geschickte Zusammenstellung der bisherigen  
Meinungen über das Mutterkorn, und der verschiedenen An-  
gaben der Ursachen desselben, verwebt mit eigenen Beobach-  
tungen des Vfs., aus welchen sodann Schlüsse gezogen wer-  
den, welche diese Erscheinung in ein helleres Licht setzen.  
III) *Über einige optische Schwierigkeiten*. Der Vf. commen-  
tirt hier über folgende drey Fragen: 1) Warum kreuzen sich  
die Lichtstrahlen in der Pupille? 2) Warum sieht man Gegen-  
stände, welche auf der Netzhaut verkehrt abgemalt werden?  
3) Warum sieht man mit zwey Augen denselben Gegenstand  
nur einfach? — V) *Betrachtungen (?) über einige landwirth-  
schaftliche Wahrnehmungen in (der) Niedernormandie*. Die  
Anwohner (wahrscheinlich Einwohner oder Nachbarn) von  
Coutance düngen ihre Felder mit einer leichten Erde, die sich  
an der Seeküste befindet. Diese Erde ist nichts anderes, als  
eine sehr feine, aus verwitterten Muschel - Schalen entstan-

dene Kalkerde. Mit dieser düngen sie so stark, daß man sie  
auf manchen Aekern beynahe drey Schuh hoch über den natür-  
lichen Grund aufgebracht findet; aber sie düngen, woran  
sie sehr klug handeln, zu gleicher Zeit auch mit animalischem  
Dünger, und bezwecken dadurch, besonders in *nassem Jahre*,  
*frühzeitige und ergiebige Ärnten*. Die Landleute, welche  
von der Küste entfernt wohnen, düngen auch mit dieser Er-  
de, aber je weiter sie entfernt liegen, mit desto weniger Er-  
folg. *Legentil*, der dieses erzählt (*Memoir. de l'Acad. des  
Scienc. de Paris. 1782. p. 356 — 367*), hält das letzte für Vor-  
urtheil und glaubt, daß die verschiedenen Erscheinungen, die  
diese Düngungsart um Coutance hervorbringt (doch wohl die  
Erfahrung, daß ihre nassem Jahre ergiebiger als ihre trockenem  
seyen?) theoretischen Landwirthen immer unerklärbar blei-  
ben würden. Hr. Schr. sucht diese Erscheinungen aus che-  
mischen Gründen zu erklären, und will zugleich die Theorie  
mit der Erfahrung ausgleichen. Unserem Bedünken nach wird  
sich jeder praktische Landwirth, ohne Aufwand von Gelehr-  
samkeit, diese Räthsel lösen können. Kalk ist eigentlich kein  
Dünger, sondern er löst nur die fruchtbar machenden Theile  
des animalischen und vegetabilischen Düngers, der sich im  
Boden befindet, schneller auf, wodurch die Vegetation leb-  
hafter wird. Da die Leute um Coutance so viel klaren Mu-  
schelsand aufführen, daß die Getreidewurzeln kaum den na-  
türlichen Boden des Ackers erreichen können; so wird die-  
ser Sand bey trockenem Wetter zu locker, fällt aus einander  
und erlaubt den Sonnenstrahlen beständig auf die Wurzeln zu  
wirken, wodurch sie nothwendig austrocknen und absterben  
müssen. Die Nässe bewirkt gerade das Gegentheil, macht ihn  
fester, und trägt viel dazu bey, daß die animalischen Düng-  
theile, mit dem diese Leute den Muschelsand vermischen,  
sich schnell auflösen und in die Pflanzen wirken können. Ver-  
schiedene Ursachen können übrigens auch hieby thätig seyn,  
warum die Düngung mit diesem Muschelsand in Gegenden,  
welche von der Küste entfernt liegen, nicht gleich glücklichen  
Erfolg gewährt. Ist die Unterlage des künstlichen Bodens  
Lehm oder Thon, so kann das Regenwasser nicht durchdrin-  
gen, es bleibt zwischen diesem Grund und dem Muschelsand  
stehen, wäscht die Wurzeln in dieser leichten Erde los, oder  
macht sie faulend. Vielleicht daß auch diese Leute ihr Ver-  
trauen allein auf diese Kalkerde setzen, und keine animalische  
Düngung beymischen. Wehe dem Landwirth, der dieses thut,  
um seinen übrigen Dünger zu ersparen! In kurzem wird sein  
Land ausgemergelt seyn, und es wird doppelter Mühe und  
Aufwandes bedürfen, es wieder tragbar und fruchtbar zu ma-  
chen.

+ +

Pirna, b. Frieße: *Schmetterlinge*. Ein Bilderbuch zur  
Belehrung und Unterhaltung für große und kleine Kinder.  
In 42 Abbildungen auf 7 ausgefalteten (ausgemalten) Kupfer-  
tafeln nebst der nöthigen Beschreibung. 1806. VII ausgefaltete  
Kupfertafeln, ein Bogen unpaginirten Textes. gr. 4. (2 Thlr.  
12 Gr.) Dieses Werkchen, dessen Bestimmung der Titel an-  
giebt, verdankt sein Daseyn dem nicht rühmlichen Benehmen  
eines Mannes, den Rec. theils aus Schonung, theils auch,  
weil er im Begriffe steht, sein Unrecht durch ein gelehrtes Un-  
ternehmen anderer Art gut zu machen, nicht nennen will. Die  
VII Tafeln dieses Büchelchens nämlich waren ursprünglich  
für das, von jenem Manne verfaßte „*Taschenbuch für junge  
Schmetterlingsfreunde, mit Kupfern nach der Natur (nach  
Hübner)*“ gezeichnet und ausge malt. 8. Pirna, b. Pritcher 1801“  
bestimmt, welches Buch aber nicht in den Buchhandel kom-  
men konnte, weil der Vf. die fernere Bearbeitung unterließ,  
und dem Verleger den Text schuldig blieb, wodurch dieser in  
Verlegenheit und Schaden gesetzt, auch genöthiget ward, das  
Vorhandene so gut als möglich unterzubringen. Nun trat Hr.  
Frieße in Pirna auf, kaufte die vorhandenen 50 Exemplare des  
angekündigten und unvollendeten Taschenbuches an sich, und  
hat einen rühmlichst bekannten Entomologen, zu den vorhan-  
denen Abbildungen einen nothdürftigen Text zu schreiben,  
wodurch denn dieses Werkchen in seiner gegenwärtigen Form  
an das Licht trat. Die Kupfer sind nicht ganz mißlungene  
Nachbildungen der Hübnerschen Vorbilder, und der Text ist  
was er seyn konnte und sollte, eine kurze und gute Erklärung  
dieser Figuren. Die Geschichte des Entstehens dieses Bilder-  
buchs, die Rec. durch einen seiner Freunde umständlich er-  
fuhr, ist interessanter, als die Bilder die es enthält, und daher  
ist es unnöthig, länger bey diesen zu verweilen.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 23 F E B R U A R, 1808.

## C H E M I E.

HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Grundriss der Chemie*, zum Gebrauch seiner Vorlesungen entworfen von Dr. K. W. G. Kastner, Prof. der Chemie auf der Universität zu Heidelberg etc. I Theil. 1807. 318 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In diesem ersten Theile trägt Hr. K. die Grundlehren der Chemie vor, und wird die Darstellung des Speciellen nach diesen Principien regeln. Rec. hält einen solchen ersten öffentlichen Versuch, die Chemie eigentlich wissenschaftlich abzuhandeln, großer Aufmerksamkeit werth, und achtet es für Pflicht, von einem Werke, das eine neue Epoche bezeichnet, einen genauen und möglichst vollständigen kritischen Bericht zu erstatten.

Der Vf. huldigt zwar im Ganzen der neuesten Philosophie, und nennt sie (S. 8) ausdrücklich eine Führerin der Chemie zu vollkommener wissenschaftlicher Ausbildung. Wenn aber derselbe bald hinterher die wissenschaftliche Chemie als eine „Verkettung der aus der ganzen Erfahrungssumme vergleichend gezogenen Resultate, zu einem, das Einzelne umfassenden, Ganzen“ aufführt: so bemerkt man hierin leicht eine große Abweichung von dem Standpunkte mancher neueren Systematiker, welche sich den Schein geben, ohne Reflexion zu denken. Diese werden auch Hn. Kastner, wenn er dabey beharren sollte, schwerlich eine solche Ketzerey auf die Länge zu Gute halten; wohl aber die Wissenschaft, die unfehlbar dabey gewinnen wird. Um nun den Leser schnell mit den in diesem Bande abgehandelten Materien bekannt zu machen, und bey der eigentlichen Kritik den Raum weitläufiger Nachweisungen zu ersparen: setzen wir zuvörderst das kurze und deutliche Inhaltsverzeichnis her, so wie es der Vf. selbst gegeben hat: §. 1. Begriff der Chemie. Ursprung. Geschichte. Anwendung der Mathematik auf Chemie. Verschiedene Doctrinen. Literatur. — §. 2—5. Materie, Masse, Raum und Zeit, Schwere und Licht. Allgemeinheit und Besonderheit. Organisches und Anorganisches. Körperlichkeit und Geistigkeit. Bestimmte Thätigkeitsrichtung, magnetisches Verhältniß. — §. 6. Elektrisches, galvanisches und chemisches Verhältniß. Bedingung aller chemischen Wirkung. — §. 7—14. Flüssiges und Starres. Cohäsion, Adhäsion, Cohärenz, Expansion, Elasticität. KrySTALLISATION. Chemische Analyse und Synthese. Mechanische Vorbereitungen und Vorrichtung. Arten der chemischen Prozesse. Bestandtheile, nähere und entfernte. Unterschied des Organischen und Anorganischen bey der chemischen Behandlung. Wirkung des Wassers. Grundstoffe. Chemische Zeichen, Reagentien. Nomenclatur. — §. 15. 16. Dichtigkeit, Gewicht. Werth der specifischen Gewichtsbestimmung für den Chemiker. — §. 17. Beurtheilung der sogenannten Grundkräfte der Materie. — §. 18—25. Ursprung der chemischen Verschiedenartigkeit, Verwandtschaft. Lösung, Auflösung. — §. 26—40. Natur der Sinne. Licht, Electricität, Magnetismus, Galvanismus, Wärme.

Indem nun Rec. die wichtigsten Lehrsätze des Vfs. darstellt, wird er die ihm aufstossenden Zweifel gegen Richtigkeit des Inhalts und des Ausdrucks nicht verhehlen: so entfernt er auch von der, jetzt leider nur zu gewöhnlichen, Annahme der Untrüglichkeit ist. — „Die Chemie beschäftigt sich (nach S. 1) mit dem inneren Massenverhältnisse der Dinge, und da diese in jener Beziehung sich stets gegenseitig als differente erscheinen: so ist sie die Lehre von der Einung (*Synthesis*) der sich entgegengesetzt verschiedenen (eine undeutliche Wortfügung!) Massen. Der Begriff der Trennung (*analysis*) ist dem der Einung untergeordnet.“ Dem Ausdrucke: inneres Massenverhältniß, fehlt es an Deutlichkeit, um so mehr, da Masse, dem Sprachgebrauche nach, auf die Quantität der Materie hindeutet. Warum also nicht: specifisches Verhältniß; oder: Qualität der Materien? Erst in der Mitte der Schrift wird auf die wechselseitige Beziehung der Chemie und Physik hingewiesen (S. 137); was aber gleich hier hätte geschehen müssen. Dadurch wäre, bey weiterer Ausführung, der Begriff der Chemie viel klarer geworden; und der, dafür geopfert, Raum konnte füglich der allzureichlichen Angabe der Literatur wieder genommen werden. — „Masse ist das Product der Bewegung der Materie zum Nebeneinanderseyn. Materie nennen wir das in und durch sich selbst bewegliche Wesen der Körper, dessen Bewegung zum Nebeneinanderseyn sich als Phänomen der Schwere darstellt, die zum Product gekommen, das Seyn der Masse begründet, und dadurch zugleich Raum erfüllend wird.“ (S. 54.) Hier wird die Schwere, und sogar das Phänomen derselben, als früher und ursprünglicher angenommen, wie die Existenz der Masse; eine Um-

kehrung, zu welcher Hr. K. durch frühere Beyspiele sich verleiten liefs. Ubrigens hat Rec. gegen jenen Satz wenig einzuwenden; sobald ihm zugestanden wird, für das „in und durch sich selbst bewegliche Wesen der Körper, also für die Materie im Sinne des Vfs., die Imponderabilien zu nehmen“: diese „Elemente alles Daseyns, deren wahren Werth bis jetzt fast mehr Dichter und Philosophen geahndet und anerkannt, als Chemiker und Physiker gehörig untersucht haben.“ — „Als dieser Bewegung der Materie (nämlich der zum Masseseyn) entgegengesetzt, erscheint die ihr ursprünglich eigenthümliche zum *Aufgeben der Masse*, welche sich unserer sinnlichen Wahrnehmung in den *Phänomenen der Wärme* und des *Lichtes* darstellt, deren letzteres als das Phänomen der ursprünglichen Gleichheit aller Dinge in und mit sich selbst, als Bezeichnung des erlangten Ziels erscheint, welches jedes verkörperte Materielle erreicht, wenn es die durch Masseseyn begründete Körperform abzulegen, und so in höchster Freyheit und Unbedingtheit hervorzutreten strebt“ (ebend.). In diesem Satze liegt eine tiefe Wahrheit, und nach Rec. Dafürhalten der Schlüssel zur ganzen Naturlehre. Es folgt nämlich unmittelbar daraus, daß das *Aufgeben der Masse* mit den *Phänomenen der Wärme* und des *Lichtes* verbunden ist; auch dies: daß auf den *Principien* der Wärme und des Lichts das *Masseseyn* beruht; daß, mit anderen Worten, die Masse das Resultat einer Verknüpfung (Bewegung zum Nebeneinanderseyn) der Elemente des Lichts und der Wärme ist. Es versteht sich, daß die gänzliche Trennung der Elemente — die Ablegung aller Körperlichkeit — nie erreicht werden kann; worauf auch der Vf. an mehreren Stellen hindeutet. Eben daraus aber ergibt sich, daß die Tendenz der Materie — mit anderen Worten: der Elemente — zum Aufgeben der Masse, nicht die ursprünglich eigenthümliche derselben seyn kann; sie ist vielmehr immer nur eine gleichsam erzwungene, und ursprünglich ist das Finigungsbestreben der Materie, oder vielmehr den Urstoffen der Masse eigen, sonst würde gar keine Masse existiren. Wenn man aber die entgegengesetzte Beschaffenheit der Phänomene der Wärme und des Lichts übersieht, oder wenn man, wie der Vf. mit vielen Anderen, bemüht ist, sie auf Gradunterschiede, statt auf entgegengesetzte Naturkräfte und Naturwesen, zu reduciren: so wird man freylich eins oder das andere jener Phänomene, wie z. B. der Vf. die Wärme, bald gar nicht mehr beachten; und nachdem man gewaltsam die beiden differentesten aller Phänomene einander gleich gemacht hat, das eine derselben für „das Phänomen der ursprünglichen Gleichheit aller Dinge ansehen (wovon es gar kein Phänomen geben kann), statt beide als die Phänomene einer tiefliegenden *Verschiedenartigkeit* der Dinge (der, von Schelling anfangs so laut vorgetragenen, nachher aber aus Mangel an empirischem Sinne verkanteten, ursprünglichen Duplicität der Natur) anzuerkennen.“ — „Insofern sich die *Masse* als verschieden gereagte, als individuelle erblickt, insofern erscheint sie

als solche gegenseitig different; und da diese Differenz ursprünglich durch die verschiedene Richtung der Bewegung der Materie erzeugt wurde, diese Richtung aber das Resultat des ursprünglichen Strebens entweder zum *Lichte* oder zur *Schwere* ist, und diese sich gegenseitig begrenzen: so geht hieraus hervor, daß, bey der *Berührung* zweyer differenten Massen; Streben nach Ausgleichung, nach gegenseitiger Begrenzung und Hemmung, als nothwendiges Product des Berührungsactes begründet wird“ (S. 55). Die Consequenz, welche in dieser Schlußfolgerung liegt, kann leicht übersehen werden, wenn man das *ursprüngliche Streben* nicht gehörig beachtet, und die Zwischenglieder nicht supplirt. Wenn nämlich das Streben nach einer jener beiden Richtungen ursprünglich ist, so ist es auch nothwendig, und wird mit dem überwiegenden Streben nach der entgegengesetzten Richtung, in einer anderen differenten Masse, ohne Weiteres in Conflict treten (folglich sich damit ausgleichen), sobald nur die äußere Bedingung gegeben ist. Diese aber, nämlich die *Berührung*, hat der Vf. bloß genannt, ohne sie im mindesten zu erklären. Es hätte erinnert werden müssen, daß durch denselben Act, wodurch die spezifische Masse entstand, ihr Constituirendes nothwendig auf einen bestimmten Raum beschränkt wurde, und daher nicht in einen fremden entfernten Raum, als *Masse Constituirendes*, hinwirken kann. Die chemische Wechselwirkung, das Ausgleichen des qualitätgebenden Quantitativen, kann daher erst wirken, wenn zwey spezifische Massen gleichsam ein Continuum ausmachen, d. h. wenn sie einander berühren. (Vielleicht möchte aber eine solche Erklärung Hn. K. zu realistisch scheinen.) — Das Hineingreifen in die eigentliche Philosophie (S. 56) konnte füglich unterbleiben; wozu solcher Schimmer? Ubrigens ist — wenn „im Anorganischen, und vorzüglich im Metallischen, die eine Richtung (nämlich die zur Schwere, oder die irdische) sich vorzüglich ausgesprochen hat“ — schwer einzusehen: warum das magnetische Verhältniß, bey welchem „beide Richtungen in einem Individuum gleichzeitig zur deutlichen Aussprache gekommen sind“, sich bey dem *Eisen*, wenn auch „alles Körperliche ihm mehr oder weniger unterworfen ist“, doch mit so ganz außerordentlich auffallender Deutlichkeit ausspricht. — Loben muß Rec., daß (§. 6) der elektrische Conflict als eine Einleitung des chemischen betrachtet wird; denn die von Anderen behauptete „absolut höhere Dignität“ des elektrischen Processes ist eine idealistische Verirrung. Auch hat es mehr für sich, das galvanische Verhältniß als Übergangspunct des elektrischen ins chemische anzusehen, als wenn Manche das galvanische als elektrisches in der höheren Potenz betrachten, das auf einer ganz anderen Stufe stände. — Es wäre zu weitläufig, die Sätze des Vfs. über das Wesen des Flüssigen und die Rolle der *Flüssigkeit* im chemischen Prozesse (S. 58) ganz anzuführen; hier nur so viel darüber. Die, von Schelling verbreitete, unerwiesene Annahme, das Lichtprin-

cip sey das, der Cohäsion und bestimmten Gestalt entgegenwirkende, liegt auch hier den Erklärungen zum Grunde, und jenes Princip, das doch jedem Unbefangenen sich als bildendes und bindendes aufdringt, wird gezwungen, als das, ihm entgegengesetzte, erwärmende und flüssigmachende zu erscheinen. Geht man indeß darüber hinaus, und wählt man statt „Licht und Schwere“ die Ausdrücke: expansives und contractives Princip: so haben die Gedanken des Vfs. über die Wirkungen der Fluidität viel Annehmbares, und zeigen sich als eben so viele Schritte zu einer, bisher mangelnden, Erklärung dieses Gegenstandes. Leider aber tritt (S. 60) der *Lösungsproceß* ganz unbegründet auf; da der Vf. unterlassen hat, die *Möglichkeit* der Lösung im Gegensatz der *Auflösung* zu zeigen. Und er mußte dies unterlassen, weil er übersah (und vielleicht, gleich vielen anderen, zu Gunsten überlieferter Hypothesen, übersehen wollte): daß Flüssigkeitszustand etwas, von der ursprünglichen Qualität der Materie, von ihrem eigentlichen Innersten, Unabhängiges ist, daß Wasser starr wird (sich als Eis darstellt), ohne eine durchaus andere Materie zu werden. Gerade die Lösung zeigt also, daß nicht „das Wesen des Flüssigen in einem (vollkommenen) Entfalten der Innerlichkeit gegebener Massen“ bestehe; sondern daß es hierzu erst der Übergang sey. Wie könnten zwey Fluida innig gemengt werden, ohne sogleich ein Fluidum auszumachen, wenn die Fluidität ein Zustand des entfalteten Inneren der Materie, d. h. der in ungebundene Activität getretenen eigenthümlichen Qualität, wäre? Wie Rec. glaubt, verhält es sich mit diesem Räthsel so: Eine Materie wird durch eine andere *gelöst*, wenn diese jener von ihrer freyeren, an ihrer Qualität und Existenz keinen wesentlichen und nothwendigen Antheil habenden, Wärme so viel mittheilt, als für jene nöthig ist, um gleichfalls und gleichmäßig flüssig zu seyn; eine Materie wird durch eine andere *aufgelöst*, wenn nicht nur dies geschieht, sondern zugleich zwischen den beyderseitigen Qualitäten das bestimmte Verhältnis Statt findet, das die „Einung“ möglich macht. Dies ist allerdings mit Principien zu vereinbaren, und wenn Rec. hier den Ort nicht findet, das zu beweisen, so hoffet er dennoch, es werde sich anderwärts schon zeigen, daß er sich davor nicht scheue. — Von der Gestaltung des Tropfbarflüssigen zu *Dampf* und *Gas* (S. 69) giebt der Vf., ungeachtet seiner Behauptung (S. 72 Anm.), daß „jede Art des Flüssigen: ihren eigenthümlichen Charakter habe,“ keine genetische Erklärung; und es war ihm auch unmöglich, *Dampf* von *Gas* wesentlich zu unterscheiden, da er keine Mittheilung, sondern bloß eine Erregung, der Wärme annimmt. Leichter hätte er, statt jenes Unterschieds (obgleich beide eigentlich nur einer sind), den des *Gas* von *Dampf* gefunden, wenn er seiner Bemerkung (S. 69), daß „ein bleibend. Expansiv-flüssiges entsteht, wenn ein Fluidum in seinem Inneren kraftvoll durch Berührung *chemisch-differenter* Substanzen bey angemessener Temperatur erregt wird, weiter nachgedacht hätte.“ Es fließt daraus, daß bey der Gasbildung das Princip der Ex-

pansion selbst aufgenommen werde in das eigentliche Innere der entstehenden Gasarten, und nachher einen integrierenden Theil ihrer Qualität ausmache; was bey der Dampfbildung nicht Statt findet. Die kleinen Modificationen der Qualität, oder vielleicht nur der Äußerungsart derselben, welche den übrigen Formen des Flüssigen parallel gehen, sind nicht gemacht, den bloßen Gradunterschied zwischen Dampf und Gas zu erweisen. Was sind sie, gegen die, mit der Gasbildung verknüpften, völligen Veränderungen der Qualität! Wir erinnern den Vf. an das, was er weiter oben (S. 57) über Inneres und Äußeres, Chemisches und Elektrisches, beybrachte, und was er hier nur deswegen nicht gehörig anwendet, um doch behaupten zu können: daß bey jeder Flüssigkeit, als solcher, das Innere gänzlich, zu völliger Ungebundenheit, entfaltet sey; wovon Rec. die Nothwendigkeit nicht einsieht. — S. 71. 72 kommen wieder Poesieen, über die vorhin genannten Gegenstände, vor, die hier sehr überflüssig sind, und die wahre Gestalt der Thatfachen entstellen. — Das absolut pulverig-Rigide (S. 74 Anm.) ist gegen *Kants*, allerdings zu oberflächliche Definition des Flüssigen, ein noch oberflächlicherer Einwurf. Ein solcher Seitensprung in die unlautere Atomistik liefs sich vom Vf. gerade am wenigsten erwarten. — Die „*freyliegende Kraft*“, welche (nach S. 75) die wärmeren Substanzen mit den kälteren ausgleicht, ist, bey der Ansicht, welcher Hr. K. huldigt, ein bloßes Wort, von dessen Sinne derselbe hätte Gebrauch machen sollen. Auf ähnliche Weise ging der Vf. (S. 72) über die, den Dampf als einen solchen erhaltenden *äußeren Bedingungen* sehr schnell hinweg. Über die verschiedenen Formen des *Starrs* überhaupt macht der Vf. manche interessante Bemerkung, und beschreibt gründlich das *KrySTALLINISCHE*, wobey er hauptsächlich *Hauy* zum Muster erwählt. — Die, der Beschreibung chemischer Verfahrungsarten vorangeschickten, Bemerkungen über chemische Analyse und Synthese können von den gutmüthigen Empirikern, welche ihr eigenes Machwerk für Werk der Natur nehmen, nicht genug beherzigt werden. — Auch die Ansicht des Vfs. von den sogenannten chemischen Elementen ist im Allgemeinen beyfallswerth und sehr zu empfehlen. Doch behalten wir uns die Erlaubniß vor, die „im *Wasser* liegende Möglichkeit, *aus sich selbst* different zu werden“ (S. 111) nicht allzustreng zu nehmen. — Mit des Vfs. Grenzbestimmung des Anorganischen und Organischen muß man in sofern zufrieden seyn, als von der Chemie die Physiologie nicht wohl ein Mehreres verlangen darf. Doch würde der Vf., wenn er sich in diese weiter hinein wagte, gar bald Schwierigkeit finden, mit seinen (adoptirten) Grundsätzen, z. B. mit der Annahme des Lichts, als eines expansiven und fluidisirenden Princip, merklich weiter zu kommen. — Dagegen hält Rec. die Bemerkungen des Vfs., wodurch er die Übergänge des Chemismus lebender Individuen in den Erdchemismus bezeichnet (§. 12), zusammengekommen mit seinen früheren Bemerkungen hierüber, für einen reinen Gewinn, der allein schon Hn. K. den Dank

des literarischen Publicums für seine Bemühungen hinlänglich sichern würde. — Sehr wahr ist der (S. 136. 137 vorkommende) Satz: daß die Wasserquantität, da sie von denselben ursprünglichen Richtungen der inneren Thätigkeit jedes Substantiellen abhängt, wie die specifische Beschaffenheit der Materie, mit dieser ursprünglich in genauer Beziehung stehe. Die Naturforscher sollten sich um diese Wahrheit, worin freylich für das Specielle eine unendliche Aufgabe liegt, nicht ferner hinwegschleichen! Der Vf. nimmt hieraus Anlaß (S. 137. Anm.), von der Unzertrennlichkeit der Chemie und Physik zu reden; was aber, wie Rec. schon bemerkt hat, eigentlich gleich anfangs geschehen mußte. — So sehr Rec. in die scharfe Rüge des Beruhigens bey dem todtten Formelwesen der Attractivkraft und Repulsivkraft einstimmt: so sonderbar scheint ihm das, was der Vf. gegen jene Kräfte selbst vorbringt. Namen sind immer von Ausserungen, nie vom Wesen hergenommen. Wie ist es denn mit der „Cohäsion“, diesem Lieblingsworte des Vfs. ? (was beyläufig gesagt, dem Vf. so viel bedeutet als: Cohäsionskraft, ungeachtet er den Ausdruck: Kraft, aus einer nicht sehr lobenswerthen Scheu sorgfältig meidet.) Die „drey Dimensionen der Materie“ hätte der Vf. lieber mit Stillchweigen übergehen sollen, da es ohnehin nicht fehlen konnte, daß manche Anhänger Schelling's ihm sein Nichtbeachten derselben, das Rec. sehr zu schätzen weiß, da es ein Ausdruck von Geistesfreyheit ist, zum Vorwurfe machen würden. Wo hat denn Hr. K. das dritte der, jenen Dimensionen entsprechenden, Thätigkeitsprincipe? Wir haben deren nur zwey gefunden: eine Cohä-

sionskraft  $\pm$  Schwereprincip (und was ist dies anders, als Kants Attractivkraft?); und eine Expansionskraft = Lichtprincip (Kants Repulsivkraft). Mit dem „Sinn der Substanz selbst“ nicht dem Dinge an sich wollte Kant überhaupt nichts zu thun haben; und der neueren Philosophie blieb es noch übrig, die ursprüngliche Synthesis jener beiden Kräfte anzuerkennen. Was ist aber jenes „Sein selbst“ dem Vf., wenn er es sich hinter der Thätigkeit als ein todttes „Substrat“ daliegend, und nicht in eben jenen Kräften, oder Thätigkeitsrichtungen, lebend und webend denkt? — Die Theorie der Imponderabilien, wobey außerdem noch eine indifferente Masse angenommen wird (und dies geschieht auch bey Winterl's Ansicht) verwirft der Vf. (S. 143. Anm.). Wie aber, wehn nun eine Theorie, die von Imponderabilien ausginge, ohne jedoch außerdem noch eine todtte Masse voraussetzen, die richtige wäre? — In der Lehre von den verschiedenen Ausserungen des chemischen Einigungsbestrebens (der sogenannten chemischen Verwandtschaft) folgt der Vf. Fourcroy und Vauquelin, hauptsächlich aber Berthollet, obgleich er selbst diesen letzteren hie und da, wie es scheint mit guten Gründen, bestritten. Rec. ist mit des Vfs. Darstellung der Verwandtschaftslehre, ungeachtet darin selbst diesem noch Manches dunkel bleiben mußte, sehr zufrieden. Was indess der Vf. aus seinen Principien, mit deren Ausdrücke wenigstens Rec. nicht übereinstimmt, zur tieferen Erklärung hinzuthut, zieht Rec. wieder davon ab, oder übersetzt es doch erst in seine eigene Sprache.

(Der Beschlufs folgt.)

## KURZE ANZEIGEN.

**ARCHITEKTONIK.** Leipzig, b. Stage: Lukas Vochs deutsche Anweisung zur Verfertigung der Bauweise. Vierte, mit 10 Kupfertafeln vermehrte und ganz umgearbeitete Ausgabe von Andreas Christian Mayer, Ingenieur und Weinvisierer. Ohne Jahrzahl. 337 S. in kl. 8. (1 Thlr.) Lukas Vochs Werk, wovon dies eine neue, ziemlich vermehrte Auflage ist, war zu seiner Zeit nützlich und brauchbar; besonders für Anfänger und Handwerksleute, welche, mit der Geometrie unbekannt, sich von der Aufreißung geometrischer Figuren und der Entwerfung der Bauweise unterrichten wollten. Hr. Mayer hat das Ganze in 4 Hauptabschnitte gebracht, und handelt 1) von der Aufreißung der in der Architektur vorkommenden geometrischen Figuren. 2) Von der Erklärung und Eintheilung der bürgerlichen Baukunst. 3) Von den Grundregeln der fünf Ordnungen; und 4) von einigen Mitteln, zur Abheftung der in den Gebäuden verschiedentlich vorkommenden Unbequemlichkeiten und Beschwerden. Die zwey letzten Abschnitte sind größtentheils eine Zugabe des neuen Herausg. Die Lehre von den Ordnungen im 3 Abschnitte enthält nichts Neues, und selbst das Alte nach der ganz gewöhnlichen Ansicht vorgetragen. An eine Verweisung an die classische Architektur ist nicht zu denken; vielmehr waren die Vorbilder des Vfs. nur die schlechteren älteren deutschen und französischen Werke, worin man diese Lehren abgehandelt findet. Man kann sich davon auch aus der IX Kupfertafel überzeugen. Überhaupt scheint es dem Vf. sehr an Geschmack zu fehlen, sonst würde er Zeichnungen, wie Taf. IV enthält, nicht aufgenommen haben. Der vierte Abschnitte enthält manche nützliche Bemerkung, z. B. über die Lehre von den Schornsteinen u. s. w., und ist unstreitig das Beste und Nützlichste im ganzen Werke.

**JUOENDSCHRIFTEN.** Bamberg u. Würzburg, b. Goebhardt: Allgemeines Lesebuch für katholische Bürger und Land-

leute, für Stadt und Landschulen eingerichtet von einem katholischen Geistlichen in Franken. Neue umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1804. XXIV u. 662 S. 8. (10 Gr.) Sieht man auf die Menge der Gegenstände, auf welche sich dieses Lesebuch bezieht, so ist es unstreitig eines der vollständigsten, die wir in dieser Art besitzen. Es verbreitet sich über die menschliche Seele, ihre Kräfte und den Gebrauch derselben, wobey die Pflichten — und bürgerliche Rechtslehre vorkommen; über die Naturkunde nach ihren einzelnen Zweigen (wobey auch die Ökonomie nicht vergessen ist); es giebt Rathschläge, sich Vortheile zu verschaffen, Schaden zu entfernen, sich in der Noth zu helfen; es liefert eine kurze Geschichte der Deutschen, eine Erdbeschreibung, eine Anleitung zum Briefschreiben und einen Unterricht über die gangbarsten Münzen. Die Ordnung, in der die Gegenstände aufeinander folgen, könnte zwar etwas natürlicher seyn; allein der Vortrag ist sprachreich und faßlich. Auch hat der Vf. neuere Entdeckungen, besonders in der Astronomie, nicht unbeachtet gelassen. Daß durch die neuesten Friedensschlüsse die hier gelieferte Geographie antiquirt sey, kann dem Vf. nicht zum Vorwurf gemacht werden. Bey einem Buche, das in so viele Fächer einschlägt, ist es nicht schwer, Ausstellungen zu machen. So ist es z. B. eine längst verworfene Hubnersche Ableitung, der zu Folge (S. 500) die Alemannen ihren Namen von Allerley Mannen haben sollen: bey den S. 646 angegebenen Titulaturen ist keine Rücksicht auf die, in unsern Tagen heber gestiegene, Titelfucht genommen; auch ist es S. 144 wenigstens unbestimmt ausgedrückt, wenn gesagt wird: Die ehelich Versprochenen sollen sich vor ihrer Trauung von allen fleischlichen Vergehungen enthalten. Fleischliche Vergehungen dürfen sie sich ja auch nach ihrer Trauung nicht erlauben. Das Ganze verräth übrigens einen aufgeklärten und kenntnißreichen Vf., und enthält einen Vorrath brauchbarer Unterrichtsmaterialien.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 24 F E B R U A R 1808.

## C H E M I E.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Grundriss der Chemie*; zum Gebrauch seiner Vorlesungen entworfen, von Dr. K. W. G. Kastner u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Theorie des Lichts u. f. w., welche fast die Hälfte des Bandes einnimmt, hätte, wie auch Hr. K. in der Vorrede selbst gesteht, als Einleitung vorangehen müssen; eine Umkehrung, deren nachtheilige Folgen sich in dem Übrigen sehr sichtbar gemacht haben. Wie können auch theoretische Untersuchungen durchaus gründlich werden; wenn man über das zuletzt nachdenkt, worin der Aufschluss über das Ganze liegt? — Sowohl beym Gebrauche des Gesichtes — als wie auch des Gefühlsinnes (sagt der Vf. §. 28, in welchem die eigentlichen Grundsätze enthalten sind) wird besonders die *innere Seite* der wahrgenommenen Individuen angesprochen. Wie reimt sich dieses Auffassen der „inneren Seite“ damit, dass Licht und Wärme, diese Hauptphänomene jener beiden Sinne, das seyen, was „an den Dingen reinster Ausdruck des uns Gegenübererscheinens ist.“ Zeigt sich nicht gerade hierin, dies seyen die Sinne, nicht für das Innere, sondern für das *Aussere* der Dinge? Geruch und Geschmack, so wie in einer anderen Beziehung das Gehör, sind es, die das *Innere* der Körper auffassen, wie der Vf., wenn er seine Ansicht des Flüssigen hier consequent angewandt hätte, leicht gefunden haben müsste. (Indem derselbe hinterher — S. 181 — darauf kommt, fällt es desto mehr auf, dass diese Betrachtung nicht an dem Orte steht, wo sie zur Vergleichung am nöthigsten gewesen wäre, und wo sie nun die Sache nur noch dunkler machen würde.) Rec. Ansicht, der hierin am meisten mit dem zu früh verstorbenen Kessler übereinstimmt, ist kurz ausgedrückt folgende: Das Auge fasst die Gestalt der Körper auf, und der Vermittler zwischen ihm und den Objecten ist das formende Princip der Natur; das Gefühl hingegen erkennt die Ausgedehntheit der Körper im unmittelbaren Berühren, hat aber zugleich, seiner Qualität zufolge, Receptivität für das ausnehmende, der bestimmten Gestalt feindselige, fluidisirende Princip. — „Licht und Wärme, sagt der Vf., sind für beide Sinne der Ausdruck jenes Werthes,“ nämlich „des mit uns selbst in Vergleich zu stellenden Werthes des freyeren thätigeren Zustandes der wahrgenommenen Individuen“ (Objecte). „Sie können

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

mithin, schließt er weiter, nicht gesonderte Wesen seyn.“ Nur Schade, dass dieser Satz mit jenem einerley ist, und folglich hier kein Syllogismus, sondern eine Tautologie steht. Zudem ruft der erste Satz darum auf sehr wankendem Grunde, weil des Vfs. Grundannahmen über das Gesicht und Gefühl irrig sind. — Überhaupt muss man ja nicht glauben, es bestehe eine große Weisheit schon allein darin, die Materialität des Lichts und der Wärme zu leugnen. Denn sobald man damit auch die eigenthümliche Existenz der, jene Phänomene bedingenden Principe oder Naturwesen weglegen will, geräth man, wie es auch dem Vf. an vielen bisher erwähnten Stellen gegangen ist, in undurchdringliche Dunkelheiten. — Ein wenig Materialismus ist ein gutes Mittel sich vor Überschwenglichkeiten zu hüten, wie die (S. 187), dass „zwey chemisch verschiedene Massen, wenn sie mit vorzüglicher Energie sich zu vereinen streben, deshalb genöthigt sind, kurz vor der Eiaung alle Substanzialität abzulegen.“ Wie sie dies können, und doch nachher im Stande sind, sich zu Einer Substanz „wirklich zu einen,“ ist Rec., wie wohl jedem, der in Worten auch einen Sinn sucht, unbegreiflich.

Was nun bis zu Ende des Buchs, und zwar in folgender Ordnung, über Licht, Elektricität, Magnetismus, Galvanismus und Wärme, gesagt wird, ist grosentheils eine sehr brauchbare und verdienstliche Zusammenstellung von Thatsachen. Eine specielle Beurtheilung des Speculativen darin wird theils durch das Obige überflüssig, theils dadurch, dass Hr. K. noch eine genauere Darstellung seiner Ansicht, nebst einer Kritik der bisherigen Erklärungen von Licht und Wärme, verspricht. Rec. ist darauf sehr begierig, wünscht aber, dass der Vf. nicht auch dort von hinten seine Untersuchung anfangen möge. Schon dies, dass der *niedere* Sinn die *Wärme*, der *höhere* das *Licht* percipirt, zeigt: eine Erklärung müsse mit jener, die hier ganz ans Ende gestellt ist, beginnen. Es kann also bey der, hier vom Vf. gewählten, Behandlungsweise nichts Tiefeingreifendes erzielt werden. Hr. K. lobt zwar die Lebendigkeit seiner Ansicht. Besteht sie aber etwa in den Ausdrücken: „sich gegenseitig erscheinen, sich erblicken, geistige Seite der Dinge?“ u. f. w. Rec. glaubt, die lebendigste Ansicht sey die, in welcher der gesunde Sinn erkennt, dass der gesunde Verstand ihm alte Bekannte klarer wieder vorstelle. — Ein zweyter Punct, welchen der Vf., und zwar im Texte, rühmend heraushebt, ist, dass durch seine Ansicht „selbst

Z z

die scheinbar verwickeltsten Fälle einfache Deutung erhalten" (S. 297). Möchte aber Hr. K. doch bedenken, daß der Ausdruck „erhöhte Thätigkeit“ eben so nichtsagend ist, wenn er ohne weitere Erläuterung auf Alles angewandt wird, als der Ausdruck: Stoff. Die Hauptsache ist die Anwendung; und in dieser hat Rec. beyrn Vf. keine Einfachheit sondern theils ein schnelles Überweghüpfen; theils ein sehr gezwungenes Drehen und Wenden gefunden, wie besonders bey der optischen, calorischen und elektrischen Erklärung des Farbenspectrums sichtbar ist. Hier verirrt sich z. B. der Vf. so sehr, daß er (S. 290. Anm.) unter dem Roth des Farbenbildes noch ein zweytes Violett, und unter dem Violett ein zweytes Roth vermuthet, welches fürs Auge, vermöge der oberen Schichtung, nicht sichtbar sey. Und doch hatte er (S. 278) gesagt, „daß der quantitative Unterschied des in den Körpern gesetzten Lichtwerthes, nur erst für und durch unser Auge ein qualitativer wird.“ *Naturam furca expellas etc.* — Über das chemisch-wichtigste, nämlich die Erklärung des Verhältnisses des Lichts und der Wärme zur qualitativen (und quantitativen) Verschiedenheit der Körper, sagt uns der Vf. so viel als nichts, und bey seiner Ansicht ist es auch unmöglich, darüber etwas herauszubringen.

Und nach dieser Ansicht (muß Rec. zum Schluß noch bekennen, denn von der akademischen Brauchbarkeit des Buchs ist schicklicher künftig die Rede), hat Hr. K. geleistet, was er konnte. Wie schade aber, wenn so viel Geist und Gefährsamkeit verschwendet werden sollten, ein geliches Phantom anzupreisen und auszuf schmücken! Möchte doch der ächte Werth einiger Ideen eines großen Denkers nicht so Viele über die Art verblenden, wie derselbe Meister jenen schönen Apparat fernerhin anwandte! Während Andere nun sich bemühen, Hn. K. völlig in das Heiligthum ihres Götzendienstes hineinzuzerren, freut sich Rec. über die Proben eigen thümlichen Forschungsgeistes, die ihm in vorliegenden Schrift nicht entgangen sind, und wünscht, daß der Vf. zwischen allen Dünensationen hindurch, auf die man ihn hinlocken möchte, nur Eine verfolgen möge, nämlich: die des eigenen Weges.

m. t. b.

WEIMAR, b. Hoffmann: *Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr 1807.* Mit den zwey Kalenderbogen. 224 S. 12. (18 Gr.)

Hr. Bucholz fängt an, es sich ziemlich leicht zu machen, um diese paar, ohnedieß kleinen Bogen zu füllen, was sich durch eine kurze Übersicht des Inhalts leicht darthun läßt. *Erste Abtheil. Pharmaceutisch-chemische Abhandlungen.* Ueber die Bildung des Essigäthers. Nichts weiter als die Wiederholung der aus dem N. allgem. Journ. der Chemie bekannten Schulzischen Versuche und Bestätigung derselben. Bey alledem bleibt es noch immer zweifelhaft, ob bey der Bereitung dieses Äthers die schweflichte Saure unumgänglich nothwendig sey, da Voigt und Lowiz durch die Destillation des bloßen Essigs solchen Äther erhalten haben. Über

die Eigenschaften und vortheilhafte Bereitungsart des weissen Quecksilberniederschlags. Nach Wiederholung dessen, was schon über dieses Product gesagt worden, läuft alles darauf hinaus, daß sich der Apotheker an die in der preussischen Pharmacopöe dazu gegebene Vorschrift halten solle, um nicht Gefahr zu laufen, ein falsches Präparat zu erhalten. *Vortheilhafte Herstellungsmethode des Silbers aus dem salzsauren Silber.* Meyer hat diese Verfahren zuerst angegeben; man soll das Pottaschenkali in einem Tiegel schmelzen, und dann das salzsaure Silber hinzuthun. *Neuer Beweis, daß nach der, durch Bucholz verbesserten Scheele'schen Methode, alldings mildes, salzsaures Quecksilber ohne Salpeterminerale zu erhalten sey.* — Über das Verhalten der fetten Öle zum absoluten Alkohol. Nicht bloß Ricinusöl wurde in diesem Alkohol aufgelöst, sondern auch das Mandelmohn- und Lein-Öl. *Beytrag zur nähern Kenntniß des sogenannten auflöslichen cremor tartari (cremor tartari solubilis).* Bekanntlich fließt dies Mittel in den Standgläsern der Apotheker leicht zu einem festen Klumpen zusammen, wodurch das Pulvern desselben erschwert wird, und die Standgläser beyrn Receptiren leicht zerbrechen. B. schlägt daher vor, an dessen Stelle eine Vermengung aus 1 Theil Borax und 3 Theilen gereinigten Weinstein in den Apotheken vorrätzig zu halten; dies lasse sich gleichförmig mit anderen Pulvern vermengen, und werde ohne Zweifel bey seiner Bearbeitung im Magen u. s. w. zu dem, was es ursprünglich seyn soll. — Sonderbar! den Magen zur pharmaceutischen Werkstatt zu machen! Hätten die Ärzte dieses Mittel nicht größtentheils aus eigener Überzeugung verlassen: so würde man sich wenig um die Standgläser der Apotheker bekümmern. *Versuche zur Prüfung und Berichtigung des von Hagen und Lichtenberg empfohlenen Verfahrens, das milde salzsaure Quecksilber durch den Sublimationsweg zu erhalten.* B. zieht das ältere Verfahren, den ätzenden Sublimat mit dem metallischen Quecksilber vor der Sublimation fein zusammen zu reiben, dem Hagenschen und Lichtenberg'schen, wo der ätzende Sublimat nur gröblich zerkleinert in das Sublimatgeräthgehan, und das metallische Quecksilber hinzugesetzt werden soll, vor. *Zweyte Abtheilung. Eigenthümliche chemische Abhandlungen.* Analyse des sogenannten semen lycopodii. Diese Analyse ist in jedem Fall, ob wir gleich übrigens nichts dagegen einzuwenden haben, für dieses Taschenbuch viel zu weitläufig, indem sie ganze 59 Seiten füllt. Aus dieser Analyse geht hervor, daß sich daraus roher Zucker, ein in Weingeist auflösliches Öl und schleimiger Extractivstoff ausziehen lasse, und aus der Asche, welche diese Substanz nach dem Verbrennen hinterließ, wurde unter anderen auch phosphorsaures Braunsteinoxyd und Braunsteinoxyd ausgeschieden. *Vegetation des salzsauren Zinns. Verfahren, chemisch reine Schwefelsäure auf die wohlfeilste Art zu gewinnen.* Man kann hierzu mehrere Pfunde nehmen, nur muß man dabey das Feuer etwas lebhaft unterhalten. Der dritte Abschnitt ist für die wichtigsten chemischen Entdeckungen und Erfahrungen aus den in den Jahren 1805 u. 1806 herausgekommenen Journalen bestimmt. Hier Auszüge aus



*Gehlen's neuem Journal der Chemie und Trommsdorff's Journal der Pharmacie.* Den letzten Bogen füllt die Nachricht von *Trommsdorff's chemischen Probircabinet*, und der Einrichtung seines pharmaceutisch-chemischen Instituts. Vergleicht man nun die ersten von *Bacholz* besorgten Taschenbücher, nämlich die von 1803 und 1804 mit diesem, so wird man eine auffallende Verschiedenheit finden. Dort ist die Übersicht der vorzüglichsten chemischen Entdeckungen mit kleinen Lettern gedruckt; hier erscheint aber alles, sogar die *Trommsdorff'schen* Anzeigen mit einerley Druck. Die bloße Aufzählung der Bestandtheile vom untersuchten Dingen, aus den Journalen gezogen, füllen oft eine ganze Seite.

### M A T H E M A T I K.

PARIS, b. Courcier: *Nouvelles méthodes pour la détermination des orbites des comètes*; avec un supplément, contenant divers perfectionnements de ces méthodes et leur application aux deux comètes de 1805. Par *A. M. Legendre*, membre de la légion d'honneur, de l'instit. imper. de France et de la soc. roy. de Londres. 1806. VIII. 80 und 55 S. 4 und 1 Kupfer (kostet in Hamburg 2 Thlr. 4 Gr.)

Obgleich es wohl keiner besondern Entschuldigung bedarf, wenn man, nach so mannichfaltigen, auch gelungenen Bemühungen, die Auflösung eines so wichtigen Problems, wie die Bestimmung einer Cometenbahn ist, auf einem andern Wege versucht: so macht Hr. L. doch in der Vorrede ausdrücklich die Gründe bemerklich, die ihn zu dieser Untersuchung veranlaßten. Die *Obers'sche* Methode, eine Cometenbahn zu berechnen, scheint der Vf. gar nicht zu kennen, denn er spricht allein von der Methode des *Laplace*, und gegen diese macht er einige Einwendungen. *Laplace* setzt voraus, daß man ein unendlich kleines Stück der scheinbaren Bahn genau kenne, und giebt Regeln, wie man dieses aus gegebenen Beobachtungen bestimmt, indem man die erste und zweite Differentiale der scheinbaren Länge und Breite durch Hülfe jener Beobachtungen ausdrückt. Hiebey tritt nun aber die Schwierigkeit ein, daß man die Werthe dieser Differentiale nie ganz genau erhalten kann, wenn die Beobachtungen nicht völlig fehlerlos sind, und, fügt *Legendre* hinzu, daß der Einfluß der Beobachtungsfehler auf die Werthe der Differentiale nicht absondern zunimmt, wenn man mehrere Beobachtungen zusammen nimmt. Aber dieser letztere Vorwurf möchte doch wohl so gar viel nicht bedeuten, obgleich der Beweis, den *Legendre* für seine Behauptung führt, richtig ist; denn eine größere Anzahl von Beobachtungen setzt uns ja in den Stand, die Richtigkeit jeder einzelnen genauer zu beurtheilen, und sogar, wenn die Anzahl der Beobachtungen groß genug ist, die scheinbare Bahn des Cometen so zu zeichnen, daß sie sich allen Beobachtungen möglichst anschliesst, und indem sie das Mittel zwischen allen Fehlern hält, selbst fast ganz frey von Fehlern wird. Auch ist die *Legendre'sche* Behauptung nur dann richtig, wenn man jene Differentiale einmal aus drey na-

he bey einander liegenden Beobachtungen berechnet, und dann dieselbe Berechnung mit Zuziehung zweyer, von der Epoche entfernterer Beobachtungen anstellt; sie ist aber nicht richtig, wenn die zuletzt zu Hülfe genommenen Beobachtungen zwischen jene fallen, und der Fehler (wie Hr. L. annimmt) bloß in einer der zuerst gebrauchten drey Beobachtungen liegt. Indess bewogen diese Unvollkommenheiten der *Laplace'schen* Methode Hr. L., eine Methode zu versuchen, wo man die beobachteten Längen und Breiten selbst gebrauchte. Wir wollen versuchen, einigermaßen den Geist dieser Methode anzuzeigen, so weit dies, ohne Mittheilung der sehr weitläufigen Rechnungen, möglich ist.

Um sogleich diejenigen Formeln erwähnen zu können, welche Hr. L. für die brauchbarsten hält, werden wir in dieser kurzen Darstellung hauptsächlich auf das der Hauptabhandlung beygefügte Supplement Rücksicht nehmen. In der ersten Abhandlung nämlich findet der Vf. Formeln, die bey der Anwendung auf zwey Beispiele, nämlich den zweyten Cometen von 1781 und den von 1769 sich (die Weitläufigkeit der Rechnung abgerechnet) sehr brauchbar zeigen, indem schon die erste Berechnung aus drey sehr nahen Orten des Cometen die Elemente der Bahn so genau angiebt, daß die verbesserten Elemente nur äußerst wenig davon abweichen. Aber bey der Anwendung auf den ersten Cometen, welcher im Jahr 1805 beobachtet wurde, zeigte sich, daß die vorher gebrauchten Formeln nicht in allen Fällen anwendbar waren. Bey diesem letzteren Cometen fand nämlich der besondere Umstand Statt, daß beynahe genau der scheinbare Ort des Cometen bey der ersten und dritten Beobachtung, deren Hr. L. sich bediente, mit dem Orte der Sonne für den Augenblick der zweyten Beobachtung in einerley größtem Kreise lag, und in diesem Falle wurden verschiedene Coefficienten der vorher gebrauchten Formeln sehr klein, und dadurch der Einfluß der Beobachtungen und Rechnungsfehler auf sie überwiegend. Dieses veranlaßte den Vf., die Grundformeln auf eine andere Weise zu combiniren, um diese Unannehmlichkeit zu vermeiden.

Der Vf. geht von den Differentialgleichungen  $\frac{d^2 x}{dt^2} = -\frac{x}{v^3}$ ;  $\frac{d^2 y}{dt^2} = -\frac{y}{v^3}$ ;  $\frac{d^2 z}{dt^2} = -\frac{z}{v^3}$  aus, wo  $x, y, z$  die drey Coordinate des Cometen für das Ende der Zeit  $t$ , und  $v$  den Radius Vector für eben die Zeit bedeuten. Er nimmt nun, indem er zugleich den gleichzeitigen Ort der Erde durch Coordinaten  $x, y$  ausdrückt, für jene Coordinaten unbestimmte Reihen an, nämlich

$$x - X = \mu + \mu' t + \mu'' t^2 + \mu''' t^3 + u. \text{ f. w. ;}$$

$$y - Y = v + v' t + v'' t^2 + v''' t^3 + u. \text{ f. w. ;}$$

$$z = p + p' t + p'' t^2 + p''' t^3 + u. \text{ f. w. ;}$$

Setzt man diese Werthe in die vorigen Differentialgleichungen, wobei man die ähnlichen Gleichungen für die Bewegung der Erde zu Hülfe nehmen, und den Radius Vector durch die Coordinaten ausdrücken muß, so werden einige dieser Coefficienten durch die übrigen bestimmt; und wenn man nun für drey ge-

gebene Zeiten die beobachteten scheinbaren Längen, Breiten  $= b$  des Cometen in den Gleichungen  
 $y - Y = (x - X) \tan \alpha$ , und  
 $z = \frac{(x - X) \tan \beta}{\cos \alpha}$ , mit den unbe-

stimmten Werthen der Coordinaten verbindet; so kommt man auf sechs Gleichungen, welche die sechs Gröfsen  $\mu, \mu', \nu, \nu', p, p'$  als unbekannte Gröfsen enthalten, und wenn man diese hiedurch bestimmen könnte, so würden sich auch  $\mu''$  und die übrigen Coefficienten ergeben. Ausser diesen Gleichungen hat man denn endlich noch eine, welche aus der Voraussetzung, dass die Bahn parabolisch sey, hergeleitet ist. Sind die Zwischenzeiten zwischen den Beobachtungen gleich, so werden die Ausdrücke am bequemsten, und man erhält zwischen  $\mu, \mu'$  und  $r$ , welches der Radius Vector des Cometen zur Zeit der mittleren Beobachtung, (wo  $t=0$  gesetzt wird,) ist, Gleichungen von der Form

$$\mu' = h\mu + l \left( \frac{1}{r^3} - \frac{1}{R^3} \right);$$

$$\mu'' = h'\mu + l' \left( \frac{1}{r^3} - \frac{1}{R^3} \right),$$

wo  $R$  den Abstand der Erde von der Sonne zur Zeit der mittleren Beobachtung und,  $h, h', l, l'$  gegeben, aus der Beobachtung bestimmte Coefficienten bedeuten. Diese beiden Gleichungen würden sich leicht auf eine, welche blofs  $\mu$  und  $\mu'$  enthielte, bringen lassen; aber bey dem Cometen von 1803 traf es sich, dass die Werthe von  $h$  und  $h'$  und die Werthe von  $l$  und  $l'$  einander beynahe gleich wurden, weshalb etwanige Fehler auf die geringen Unterschiede verhältnissmässig zu grossem Einfluss hatten. In einem solchen Falle soll man nach Hr. L.'s Anweisung den Werth von  $\mu'$  so bestimmen, dass die Summe des Quadrates der möglichen Fehler, die in beiden Gleichungen vorkommen, ein Kleinstes werde. Für die übrigen Fälle erhält man

$$\mu' = \mu \cdot \frac{(G'' (\sin A - F \cos A) + F' G \cos A)}{(G' (\sin A - F \cos A) + F G \cos A)}$$

wo  $A$  die heliocentrische Länge der Erde für den Augenblick der mittleren Beobachtung ist, die übrigen Gröfsen aus den nach der Reihe beobachteten drey Längen  $a^\circ, a, a'$  und Breiten  $b^\circ, b, b'$  des Cometen bestimmt werden, nämlich

$$F = \frac{1}{2} (\tan a' + \tan a^\circ); F' = \frac{\tan a' - \tan a^\circ}{2d}$$

$$F'' = \frac{\tan a - \frac{1}{2} \tan a' - \frac{1}{2} \tan a^\circ}{d^2}$$

und  $G, G', G''$  auf ganz ähnliche Weise durch  $\frac{\tan b}{\cos a}$  ausgedrückt werden wie jene durch  $\tan a$ .

Hr. L. giebt nun folgende Regeln für die Berechnung. Man nehme in der Gleichung

$$r^2 = R^2 + \mu \left[ \frac{2R \cos(A-a)}{\cos a} \right] + \frac{\mu^2}{\cos^2 a \cos^2 b}$$

einen willkürlichen Werth für  $\mu$  an, und bestimme daraus  $r$ , den Abstand des Cometen von der Sonne zur Zeit der zweyten Beobachtung; man berechne sodann  $\mu'$  und ferner  $m', n', p'$  aus den Formeln

$$m' = \mu' + \frac{E \sin \gamma - \sin A}{\sqrt{(1-E^2)}}$$

$$n' = \frac{\cos A - E \cos \gamma}{\sqrt{(1-E^2)}} + F \mu' + F' \mu;$$

$$p' = G \mu' + G' \mu$$

wobei  $\gamma$  die Länge des Apheliums der Erdbahn und  $E$  ihre Excentricität; endlich leite man aus der Gleichung  $\frac{1}{r} = \frac{1}{m'^2} + \frac{1}{n'^2} + \frac{1}{p'^2}$  die parabolische Bewegung  $\frac{1}{r} = m'^2 + n'^2 + p'^2$ , einen zweyten Werth für  $r$  her, der nun zwar gewöhnlich nicht mit dem zuerst gefundenen übereinstimmt, aber doch zu genäherter Bestimmung bey wiederholten Versuchen dienen wird. Diese Formeln gelten, wenn  $D$ , die Zwischenzeit der Beobachtungen gleich und so klein ist, dass man auf ihre höhere Potenzen keine Rücksicht zu nehmen braucht, und man muss die Zeit in Bogen und durch Theile des Halbmessers ausdrücken.

Hr. L. findet diese Formeln sehr brauchbar, und allerdings geben sie in den von ihm als Beyspiel berechneten Fällen Resultate, die sehr genau, ja genauer sind, als man bey einer ersten Annäherung, die doch noch immer der Verbesserung mit Hilfe entfernterer Beobachtungen bedarf, verlangt. So gar leicht ist indess nach diesen Formeln die Rechnung nicht, und wir halten dafür, dass in dieser Hinsicht der Obersehen Methode der Vorzug gebührt. Wie der Vf. aus den bestimmten wahren Orten des Cometen die Elemente der Bahn herleitet, und diese mit Hilfe von Beobachtungen, die weiter von einander entfernt sind, corrigiren lehrt, übergehen wir, um noch ein Wort von der *méthode des moindres quarrés* zu sagen, wovon der Anhang der ersten Abhandlung handelt. Wenn man aus Beobachtungen Resultate ableiten soll, so wünscht man diese so zu bestimmen, dass die etwanigen Beobachtungsfehler den möglichst kleinsten Einfluss haben. Man kommt in solchen Fällen, wenn  $x, y$  etc. die zu bestimmenden Gröfsen,  $E, E', E''$  die unbekannten Irrthümer sind, auf Gleichungen etwa von der Form  $E = a + bx + cy + \text{etc.}$  Hat man nun solcher Gleichungen mehrere, als es zu bestimmende Gröfsen giebt, so wird die Voraussetzung  $E=0$  nicht möglich seyn, und man thut daher wohl,  $x, y$  etc. so zu bestimmen, dass die Summe der Quadrate  $E^2 + E'^2 + E''^2 + \text{u. s. w.}$  möglichst klein werde. Die Summe dieser Quadrate  $= (a + bx + cy + \text{etc.})^2 + (a' + b'x + c'y + \text{etc.})^2 + \text{etc.}$  giebt in Hinsicht auf  $x$  differentiirt, wenn man das Differential  $= 0$  setzt:

$$0 = ab + a'b' + a''b'' + \text{etc.} + x(b^2 + b'^2 + b''^2 + \text{etc.}) + y(bc + b'c' + b''c'' + \text{etc.}) + \text{etc.}$$

und so erhält man ähnliche Gleichungen, wenn man  $y$  oder die etwa noch vorkommenden mehreren gesuchten Gröfsen veränderlich setzt. Dieser Gleichungen für das Minimum hat man so viele, als gesuchte Gröfsen  $x, y$  da sind, und kann nun sowohl diese, als auch die unbekannten  $E, E'$  bestimmen. — Wenn man sich eine Masse in unendlich kleine Theilchen getheilt denkt, so ist die Summe der Quadrate der Abstände eines jeden vom Schwerpunkte ein Kleinstes; so giebt also die Methode der kleinsten Summe der Quadrate gleichsam den Mittelpunkt an, um welchen die beobachteten Resultate möglichst nahe herum liegen.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 25 F E B R U A R 1808.

## P H I S I K.

DRESDEN, in der Arnoldschen Buchh.: *Einleitung in die physisch-mathematische Kosmologie*, zu Vorlesungen entworfen von M. Gottfr. Winkler, Archidiakon. zu Dresden. 2 Thle. 1806.

Auch unter folgenden besonderen Titeln: *Sätze zur allgemeinen Experimentalnaturlehre*. 88 S. 8. und: *Sätze zur mathematischen Erdkunde, physischen Geographie, Geogenie, Naturhistorie und Astronomie*, von M. G. Winkler. 136 S. 8. und 3 Tabellen. (18 Gr.)

Hr. W. bemerkt in der kurzen Vorrede, daß man dieses Buch bloß als Handbuch zu seinen Vorlesungen betrachten müsse, und es daher nach diesem speciellen Zwecke zu beurtheilen habe. Diesen Gesichtspunct muß man nothwendig festhalten, und nicht mehr fordern, als der Vf. zu leisten Willens war. Man muß nämlich dieses Buch nicht gebrauchen wollen, um sich aus dem Buche selbst, ohne Hülfe eines Lehrers, physikalische Kenntnisse zu erwerben, denn dann würde man sich sehr getäuscht finden; sondern man darf hier nichts anders erwarten, als gleichsam ein Inhaltsverzeichnis der Materien, die Hr. W. seinen Zuhörern vorzutragen pflegt. Folgende Probe wird am besten dienen, die Art des Vortrages zu charakterisiren: §. 307. Woher entsteht das Licht? es giebt darüber verschiedene Theorien; die Newtonische und die Eulerische sind die vornehmsten. 308. Die Newtonische läßt das Licht aus dem leuchtenden Körper ausfließen. 309. Die Eulerische nimmt eine besondere Materie des Lichts an, welche in der ganzen Welt zerstreut anzutreffen und ohne Zweifel der Äther sey. Beide Theorien haben ihre Schwierigkeiten. 310. Alles Licht unserer Atmosphäre geht von der Sonne aus u. s. w.

Aber obgleich es des Vfs. Absicht war, daß diese Sätze weiterer Ausführung bedürftig seyn sollten: so scheint es uns doch, daß es sich nicht entschuldigen läßt, wenn sie unnöthige Dunkelheiten enthalten und den Leser zu unrichtigen Vorstellungen verleiten können. Wollte Hr. W. auch hier nicht vollständig die Eulerische Theorie des Lichts aus einander setzen, so würde doch der eben angeführte §. 309 besser ausgedrückt seyn, wenn es hiesse: die Eulerische Theorie nimmt an, daß die Empfindung des Lichts bloß durch die Vibration einer besonderen Materie, welche in der ganzen Welt verbreitet sey, entstehe u. s. w. Diese Worte deuten wenigstens

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

hin auf den wahren Inhalt dieser Theorie, statt daß man bey Hr. W's. Ausdrücken vermuthen sollte, Newton nehme keine besondere Materie des Lichts an, da man doch dieses eher von Euler behaupten darf. Und ähnliche Dunkelheiten findet man noch manche. Es hat zwar nicht geringe Schwierigkeit, in so kurzen Sätzen diejenige Klarheit zu erreichen, welche man bey ausführlicher Darstellung erreichen könnte; aber dennoch kann man die Anforderung, bestimmt und deutlich zu reden, nicht aufgeben, gesetzt auch, es sollte dadurch ein etwas größerer Aufwand von Worten nöthig werden, was doch auch nicht einmal immer der Fall ist. Wenn es z. B. in eben dem Abschnitt vom Lichte §. 319 heisst: „die Praxis der Optik ist die Perspektivkunst:“ — was kann sich da der Lehrling denken, da ihm bey Praxis der Optik allerley anderes als gerade die Anwendung auf die bildliche Darstellung der Gegenstände in Zeichnungen einfallen kann?

Es thut dem Rec. leid, in diesen tadelnden Bemerkungen noch fortfahren zu müssen; aber er kann gleichwohl nicht unterlassen, den Vf. noch auf einige vorkommende Unrichtigkeiten aufmerksam zu machen. Die Grenzen einer Recension, zumal bey einem Buche, welches nicht für das große Publicum bestimmt ist, erlauben nicht, das ganze Buch durchzugehen, und alle Puncte anzuzeigen, wo Rec. nicht gleicher Meinung mit dem Vf. ist; wir heben daher nur einige Sätze von der Luft und von den Lusterscheinungen aus, die wir uns gerade beym Durchlesen angemerkt haben. §. 149. „Die Luft wird schwerer durch die Dünste und Kälte, wie auch durch den Druck des Mondes.“ Von einem solchen Drucke ist Rec. nichts bekannt. §. 157 ist es wohl mit zu entscheidender Gewissheit angegeben, daß die Luft sich in einen 1340 mal engeren Raum zusammenpressen lasse; auch sieht Rec. nicht ein, woher der Vf. die Angabe genommen, daß sie sich gerade „in einem 13769 mal größeren Raum ausdehnen könne.“ Auch die Behauptung §. 228 „die Luft löst Wasser auf“ — kann Rec. nicht gelten lassen. Nach dem, was Deluc, Lichtenberg, Volta, Dalton über diesen Gegenstand gesagt, und durch Versuche erwiesen haben, scheint es völlig außer Zweifel, daß man nicht so sagen darf. Bey Gelegenheit des Nebels sagt der Vf. §. 622: „die Sonnenstrahlen stoßen die Dünste fort“ — welches Rec. nicht begreift. §. 625 „daß die Dünste nicht in Tropfen zusammenfließen, ist Wirkung der Elektrizität.“ — Rec. ist nicht bekannt, daß dies so sicher entschieden sey.

A a a

§. 631 „eine Wolke, welche 445 Schuh hoch und 100 lang und breit ist, kühn 318 1/2 Pfund Wasser enthalten.“ Man kann sich unmöglich der Frage enthalten, woher diese bestimmte Angabe; da eine nach so genauem Masse bestimmte Beobachtung fast unmöglich ist. — Ob sie richtig seyn kann, verdiente vielleicht nähere Untersuchung. Nimmt man den Cubikfuss Wasser zu 70 Pfund an, so betr  ge die angegebene Wassermasse 4545 Cubikfuss Wasser, und es scheint daher, Hr. W. habe angenommen, aus 1000 Cubikfuss der Wolke entstehe 1 Cubikfuss Wasser.   ber die Theorie der Wolken und des Regens lassen sich noch mehrere Bemerkungen machen, die wir aber übergehen. §. 661. „In der Mittagsstunde kann kein Regenbogen erscheinen.“ — Dieses gilt doch nur, wenn die Mittagshöhe der Sonne über 40 Grad ist. §. 694, 697. Es ist gewiss irrig, die Sternschnuppen und Feuerkugeln mit den Irrlichtern in eine Classe zu setzen, und bekanntlich sind diese Erscheinungen nicht 1—2 Meilen hoch, wie Hr. W. hier sagt, sondern 20, 30 und mehr Meilen hoch, wie dieses aus den — noch immer nicht genug vielf  ltigten, gleichwohl aber völlig sicheren Beobachtungen von Benzenberg und Brandes ganz unstreitig erhellet.

Dieses mag von dem, was wir zum Nachtheil des Buchs zu sagen, nöthig gefunden, genug seyn; unsere Absicht bey diesen Bemerkungen war nicht, dem Buche seine Brauchbarkeit ganz abzusprechen, sondern wir glaubten nur den Vf. aufmerksam machen zu müssen, dafs es noch einer sorgfältigen Revision bedürfe. Bey dem, was uns an dem Buche gefallen hat, werden wir kürzer verweilen. Die Auswahl der Materien scheint uns recht zweckmässig für Leser und Zuhörer, die sich als Dilettanten mit diesen Wissenschaften beschäftigen; und für diese wird es besonders nützlich und lehrreich seyn, dafs der Vf. bey so manchem, was im Leben brauchbar ist, verweilt. Wir rechnen es daher keinesweges für einen Fehler, wenn der Vf. z. B. von den Verhaltungsregeln bey Gewittern und ähnlichen Materien umständlicher redet, als es sonst der Kürze, womit andere Materien abgehandelt sind, angemessen scheinen möchte, sondern haben vielmehr mit Vergnügen bemerkt, dafs Hr. W. den Zweck, die Naturwissenschaften gemeinnützig zu machen, fast überall vor Augen hat. In der Anordnung der Materien hat dem Rec. einiges nicht ganz gefallen; aber es würde zu weit führen, wenn er sein Urtheil hierüber umständlich aus einander setzen wollte. Wir schliessen daher mit dem Wunsche, dafs Hr. W. uns Gelegenheit geben möge, in einer genau revidirten zweyten Auflage den Tadel zu widerrufen, den wir jetzt, unserer Überzeugung gemäss, nicht unterdrücken dürfen.

B.

FREYBERG, b. Craz und Gerlach: *Systematischer Grundriss der Atmosph  rologie*, von Wilhelm August Lampadius, Prof. der Chemie und H  ut-

tenkunde an der freyberger Bergakademie u. s. w. 1806. 392 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Das Studium der Atmosphäre ist gewiss das vorzüglichste unter den Naturwissenschaften; und ob wir gleich wissen, was freylich wenig ist, dafs ihre Hauptbestandtheile die beiden Gase, nämlich das Sauer- und Stickstoff-Gas sind: so sind uns doch die mannichfaltigen übrigen darin vorgehenden Wirkungen noch ganz unbekannt, so lange wir nicht sicher darthun können, inwiefern Wasser, Elektricität, Magnetismus und Wärme dabey thätig sind. Unsere Kenntniss in dieser Hinsicht ist sogar so gering, dafs wir nicht einmal wissen, in welchem Zustande sich die beiden Gase, nebst dem kohlenstoffsauren Gase in der Atmosphäre befinden. Die Atmosphäre war von Jugend auf ein bemerkenswerther Gegenstand des Vfs.; aber Saussure's, de Luc's und Lichtenberg's darüber gemachten Erfahrungen leiteten ihn in der Folge vorzüglich, und die Grundsätze dieser Männer sprechen sich auch, wie er selbst erinnert, in seinem Buche noch aus. Durch die Reise, welche er mit dem, als Naturforscher hinlänglich bekannten, Grafen v. Sternberg zu machen Gelegenheit hatte, wurde seine Neigung, die Atmosphäre kennen zu lernen, noch mehr genährt, und nachher traf es sich gerade, dafs er mit dem Bergrath Werner in Freyberg in neue Verbindung kam, der längst schon in seinen Vorträgen die Atmosphäre als ein viertes Naturreich, besonders als Beyhülfe für das geognostische Studium zu betrachten pflegte. Überdies wurde der Vf. von einigen, in Freyberg Studirenden, aufgefordert, einen Lehrkurs über die Atmosphäre zu halten, und durch diese zusammentreffenden günstigen Ereignisse ist das vor uns liegende sehr gut gerathene Buch entstanden. Der Vf. hat es nicht allein zum Leitfaden für Vorlesungen, sondern auch als systematische Zusammenstellung alles dessen, was das Studium der Atmosphäre erleichtern könne, entworfen. Der bescheidene Vf. betrachtet sein Buch blofs als einen Versuch seines Systems, welches völlig auszubilden den kommenden Jahrhunderten überlassen bleibe. Er hat alles, was er über diesen Gegenstand habhaft werden konnte, mit grofser Sorgfalt gesammelt und genutzt; um aber ungestört in der Bearbeitung desselben fortschreiten zu können, hat er die Literatur, woraus er schöpfte, nicht jedem Paragraph beygefügt, sondern erst am Ende des Buches geliefert. Rec. hat diefs Buch mit grofsem Vergnügen gelesen, und Jeder, der über die Atmosphäre, die so grofsen Einflufs auf uns und alles, was uns umgiebt, hat, wissenschaftliche Auskunft wünscht, wird sich dadurch, so weit es für jetzt möglich ist, sehr befriedigend belehren.

M.

ERFURT, b. Beyer u. Maring: *Neue physikalische Abhandlungen der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt von dem Jahre 1805. 1806. 211 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)*

Dieser Band enthält fünf Abhandlungen: *Versuche über die elektrischen Fische von Alexander von Humboldt*. Hr. v. H. hielt die Untersuchung, unter welchen Bedingungen die Torpille (*Raja torpedo*) ihren Schlag gebe oder nicht gebe, für sehr wichtig, und daher stellte er darüber mit seinem Freunde Gay Lussac Versuche an. Diese Versuche nun scheinen zu beweisen, daß es eine polarische Wirkung sey, die sich bloß durch Kettenverbindung äußere, und man sey dadurch der Erklärung dieser vitalen Erscheinung nicht viel näher gekommen. *Es giebt ein salpetersaures Spießglanzoxyd, dargekhan und nebst dessen merkwürdigen Eigenschaften beschrieben von Bucholz*. Die Resultate dieser Untersuchung gehen da hinaus, daß das Spießglanzmetall und das unvollkommene Spießglanzoxyd durch bloßes Sieden mit Salpetersäure nicht weiter oxydirt werde, was aber durch höhere Temperatur geschehe; daß es allerdings ein salpetersaures Spießglanzoxyd gebe, und daß sich solches durch bloßes Schütteln mit Wasser zersetzen lasse. *Enthält die Essigsäure Stickstoff? oder Prüfung der von Proust bekannt gemachten Versuche mit der Essigsäure von Trommsdorff*. Proust behauptete bey Untersuchung der Essigsäure sowohl Ammonium als Blausäure entdeckt zu haben, und schloß dadurch auf die Gegenwart des Stickstoffs in dieser Säure. Tr. beweiset das Gegentheil, und vermurhet, daß Proust wahrscheinlich nicht mit rein essigsauren Salzen gearbeitet habe. *Über einige minderbekannte Ehrenpreissarten von Bernhardt*. Mit einer Kupfertafel. *Beobachtungen über das Entstehen der Sphaeria lagenaria Pers., so wie des Merulius destruens Pers., und über die verschiedenen Gestalten dieser beiden Schwammarten in den verschiedenen Perioden ihrer Entwicklung von Habenle*. M.

## HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

ALTONA, auf Kosten des Vfs.: *Tabellen zur Berechnung der Hamburger Wechsel-Course nach Proportional-Zahlen von C. H. Wild. 1807. 5 B. 4. (1 Thlr. 8 gr.)*

„Männer, für deren Kenntnisse und richtige Beurtheilung der ihnen vorgelegten Gegenstände ich alle Achtung habe, munterten mich auf, die nachfolgenden Tabellen durch den Druck zur Kenntniß des kaufmännischen Publicums gelangen zu lassen, und da ich fand, daß noch Niemand das von mir betretene Feld auf eine mit mir übereinstimmende Art bearbeitet hatte, entschloß ich mich, jener Aufforderung Gehör zu geben.“ So spricht der Vf. von sich und seiner Arbeit in der Vorrede; und obgleich man allgemein dergleichen Gerede schon zu würdigen weiß, und auf solche angebliche Aufforderungen von Freunden und Kennern nicht viel zu geben pflegt: so könnte Mancher doch durch die dreiste Äußerung des Vfs., daß noch Niemand vor ihm dies Feld bearbeitet habe, getäuscht werden, und allerley neue Aufschlüsse der bisher unbekannte Hülfsmittel von ihm erwarten. Wir sind also pflichtmäßig verbunden, wie geringe

das Verdienst des Vfs. bey dieser Arbeit sey, dem Liebhabern solcher Hülfsbücher auseinander zu setzen. Vor allen Dingen hätte der Vf. erst untersucht, ob er und seine kenntnißreichen Freunde auch Kenntniß von früheren Schriften dieser Art besitzen. Dies ist aber gewiß nicht geschehen, denn sonst wäre die ganze Arbeit wohl ungedruckt geblieben. Wir haben allerdings mehrere und bessere Schriften der Art, und erhielten noch im Jahre 1805 von dem bekannten jüdischen Rechenmeister M. L. Cohn eine solche, aber bey weitem vollständigere und brauchbarere Schrift, unter dem Titel: *Neues Handbuch für Banquiers und Kaufleute*. Diese ist in einem bequemen Octav-Format, erstreckt sich bey nahe über alle Geld- und Wechsel-Course der Welt, und stützt sich auf eine bequeme, der Schrift vorge setzte Tabelle der Procente in und auf Hundert. Das vorliegende Werk wird lästig durch seine Quart-Form, und enthält nur 12 folgende Tabellen, die wir kürzlich beleuchten und mit den Cohnschen vergleichen wollen.

*Tab. I. Amsterdamer Banco gegen Hamburger Banco*. Diese Tabelle befindet sich bey Cohn S. 42 mit dem wichtigen Unterschiede, daß der letzteren Tabelle auch die Summe der holl. Gulden angiebt. *Tab. II. Amsterdamer Courant*; findet sich nicht im Cohn, weil dessen Procent-Tabelle dazu gebraucht werden kann. *Tab. III. Augsburger Giro*. Diese fängt mit 145 p. Ct. an, und geht bis 154 p. Ct., und ist daher für augsbürger Courant wohl zu gebrauchen, aber nicht für Giro, welches nie so niedrig stand, da es bekanntlich 27 p. Ct. besser als Courant ist. Der Vf. scheint dies aber nicht zu wissen, denn sonst hätte er ja wohl die Proportionalzahlen wirklich für Giro berechnet. *Tab. IV. Breslau gegen Hamburger Banco*. *Tab. V. Hamburg auf Cadix*, findet sich bey Cohn S. 107. *Tab. VI. Copenhagen auf Hamburg*. *Tab. VII. Hamburg auf Italien*. Ist hier nach Stückchen von achten berechnet. Cohn rechnet, für Venedig, nach Ducaten à 6½ Liren, S. 108. Aus seinen Zahlen, mit 6½ oder 62 multiplicirt, läßt sich diese Tabelle formiren. *Tab. VIII. Hamburg auf London*. Ist bey Cohn S. 102 zu finden. *Tab. IX. Lissabon in Hamburg*. Ist ganz so wie Tab. V, nur auf niedrigere Zahlen berechnet. *Tab. X. Frankreich in Hamburg*. Wie bey Cohn S. 90. *Tab. XI. Wien in Hamburg*. Wie bey Cohn S. 109., dessen Zahlen mit 2 multiplicirt sind, weil der Vf. auf Gulden und Mark rechnet. *Tab. XII. Dänische Species gegen Banco*. Darauf legt der Vf. einen vorzüglichen Werth. Sie soll als eine gütige Zugabe angesehen werden, da der Vf. nur die Wechsel-Course aber keine Geld-Course versprochen hat; jedoch ist er erbötig, falls diese Beyfall findet, in der Folge auch Geld-Course zu berechnen.

Hätte der Vf. nur ein bißchen nachgedacht, so würde er gefunden haben, daß er mit einer einzigen Procent-Tabelle nicht allein die obige 12te, sondern auch die 2te, die 3te, die 6te und die 11te hätte ersparen können.

Was wir noch vorzüglich vermissen, ist, daß der Vf. nicht gesucht hat, mit wenigen Worten in der Einleitung eine Erklärung von dem Entstehen und dem Berechnen seiner Proportionalzahlen zu geben, damit man nicht nöthig habe, sich ihrer bloß mechanisch zu bedienen, und daß die Tabellen bloß numerirt sind, ohne Überschriften zu haben, wodurch das Nachsehen erschwert wird. Übrigens verdienen sie das Lob der Correctheit, und daß sie sehr

vollständig sind. — Rec. ist aber überhaupt kein Freund von dieser Art, die Wechsel-Course durch Proportionalzahlen zu rechnen, und zwar deswegen, weil schlechte Rechner durch dieses Hülfsmittel ihr bischen Rechenkunst ganz vergessen, und gute Rechner andere Mittel kennen (als Zerstreuen oder Auflösen), wodurch sie viel kürzer zum Ziele gelangen.

φ.

## KURZE ANZEIGEN.

**PHYSIK.** Halle, b. Schimmelpfennig und Compagnie: *Alexander Volta's Schriften über Electricität und Galvanismus.* Aus dem Italienischen und Französischen übersetzt von Dr. C. F. Nasse. 1803. Erster Band. 267 S. 8. mit einem Kupfer (18 Gr.). Zwey Abhandlungen von Volta, die erste über die Capacität der elektrischen Leiter, die zweyte über die großen Vorzüge einer sehr unvollkommenen Isolirung, machen den Inhalt dieses Bandes. Wenn sie auch nicht vollständig bisher in deutscher Sprache vorhanden waren, so sind sie doch den Physikern schon seit langer Zeit bekannt, und möchten schwerlich gegenwärtig häufig in einer Übersetzung nachgeschickt werden. Aus der sehr kurzen Vorrede erhellt die Absicht nicht hinlänglich, welche der Übersetzer bey der Herausgabe einzelner Abhandlungen hat, da er sich weder auf die bisher noch nicht im Deutschen erschienenen ausschließend zu beschränken, noch alle Arbeiten Volta's in diesem Fache aufzunehmen gesonnen scheint. Die Aufnahme dieses Bandes wird wohl erst bestimmen, ob mehrere folgen können. Die Übersetzung hat keine Zusätze erhalten. Daß sie indessen mit Kenntniß der Sache gemacht sey, läßt sich daraus abnehmen, daß man sie ohne Anstoß fortlesen kann. (H)

**HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.** Rndolstadt, b. Gebrüder Klüger: *Wechsel-Cours-Tabelle für Banquiers und Kaufleute.* Entworfen und herausgegeben von Joh. Phil. Schellenberg. Ohne Jahreszahl. 2 Bogen gr. Format (6 Gr.). Die Idee — die Course der wichtigsten Wechselplätze auf eine Tabelle, nach Art der bekannten Meilenzeiger, zusammen zu stellen, daß man nur nöthig habe, die Namen zweyer Städte aufzusuchen, und dann mit den Fingern in gerader Linie bis dahin fortzugehen, wo sie zusammen einen rechten Winkel (der Vf. sagt, einen geraden Winkel) bilden, um das Verhältniß der Course zwey solcher Städte gegen einander zu finden — ist gar nicht zu verwerfen, indem dadurch, auf dem beschränkten Raum, eine recht vielmaltigende Ansicht verschafft wird. — Ungern vermissen wir auf dieser Tabelle Wechselplätze, wie *Altona*, *Constantinopel* u. s. w., wogegen *Naumburg*, welches obnehin ganz unnütz figurirt, hätte wegbleiben können. Die Respect- und Zahl-Tage hätten auch wohl mit angeführt werden können, und bey den veränderlichen Coursen hätte durchaus: m. o. w. (mehr oder weniger) bemerkt werden müssen, damit Anfänger (für die allein, und nicht für wirkliche Kaufleute und Banquiers, obgleich der Titel solches besagt, diese Tafel bestimmt seyn kann) sie nicht mit den unveränderlichen verwechseln. φ.

**DIPLOMATIK.** Nördlingen, b. Beck: *Vocabularium Latinitatis antiquioris et melius aevi diplomaticum*, a Bernardo Stocker, Benedictino Danubio-Werdeckensi, biblioth. princip. Gettingo-Wallerstein. Mariae Magingae dilucidatum. 1803. 103 S. 8. (6 Gr.). Nach der nicht ohne einige Präntension geschriebenen Vorrede hat der Vf. sich dieses kleine Wörterbuch bey Gelegenheit des Lesens von Urkunden, auch Manuscripben und gedruckten lateinischen Werken, vorzüglich des Mittelalters zu seiner Belehrung gesammelt, und theilt es jetzt zum Gebrauche Anderer mit, welche dergleichen Schriften zu lesen Beruf oder Veranlassung haben. Es soll Wörter und Namen enthalten, welche in den gewöhnlichen Wörterbüchern sich entweder gar nicht, oder nicht in der hier angegebenen Bedeutung finden, und daher die Mühe des öfteren Nachsehens, und die Kosten des Ankaufes der größeren Glossarien ersparen. Dieser Zweck ist gut; nur scheint er nicht ohne des Vfs. Schuld so ziemlich unerreicht geblieben zu seyn. Der Vf. giebt uns eine Sammlung von lateinischen Wörtern, die er

sich deshalb aufzeichnete, weil sie ihm nicht geläufig, auch in den von ihm zu Rathe gezogenen gewöhnlicheren Wörterbüchern nicht enthalten seyn mochten. Zu dem lateinischen Worte setzt er die deutsche Übersetzung, oder, nachdem es ihre Bequemlichkeit, oder bessere Deutlichkeit räthlich zu machen schien, eine kurze lateinische Erklärung derjenigen Bedeutung, welche nach des Vfs. Meinung das Wort an dem Orte hatte, wo er sie las. Daß diese Bedeutung an jenem Orte die wahre und richtige sey, soll man ihm aufs Wort glauben; denn nie giebt er den Zusammenhang, in welchem er die Wörter fand, nicht einmal das Jahrhundert der Schrift, in welcher er sie las, und noch weniger zeigt er an, ob diese Schrift ein Kirchenvater, oder ein altes Manuscript anderes Inhaltes, oder eine Urkunde war. Man hat daher lediglich von den bekannteren Wörtern den Schluß auf diejenigen zu machen, welche nicht so geläufig sind, um zu beurtheilen, in wiefern man sich der angegebenen Bedeutung halber auf den Vf. dürfte verlassen können. Wenn man denn aber findet: *actum* — *ausgefertigt zu* — und *am* — und weiß, daß *actum* nicht die Zeit und den Ort der Ausfertigung der Urkunde (welche durch *datum* ausgedrückt wird), sondern wo und wann die Verhandlung geschah, über welche die Urkunde lautet, anzeigt; wenn man *advocatus civitatum* durch *Reichsvogt* übersetzt findet, und bedenkt, wie viele Stadtvögte nicht Reichsvögte waren, wenn man *agrarium* durch *eine Güte* ohne weitere Bestimmung erklärt sieht, da doch die Güten oder Renten, welche nicht auf Ackerstücke oder Landgüter verfiert waren, schwerlich unter jenem Worte irgendwo mit begriffen seyn dürften; wenn *aquilius* schlechthin durch ein *Krummschweif* übersetzt wird, da es doch wohl nie einen mit einer *conca*, sondern nur einen mit einer *convex* gekrümmten Nase bedeutet; wenn *clerici* durch *monachi*, *doctores*, *Bücherabschreiber* und *clericus* noch einmal besonders durch *doctus*, *actuarius*, *scriba*; *delator* durch *Lügner*, *Schreyer*, *Lümblißer*; *fascis* durch *Ehrenzeichen*, *festuca* durch *Zeichen einer Übergabe*, ohne weitere Bestimmung; *paraphernalia* durch *Nebengüter eines Eheweibs*; *procurator* durch *Verwalter eines Mundels*; *Vormünder*, ohne weitere Einschränkung, u. s. w. ausgelegt wird: so geräth man in Verführung, die bestimmte Richtigkeit der Übersetzungen oder Erklärungen des Vfs. in einigen Zweifel zu ziehen. Wenn nun außerdem *baccha* durch *eine der tanzenden Priesterinnen des heidnischen Saufgottes*; *funus* durch *Leichnam bey Menschen*, und *Luder* bey *Vieh*; *suaviare* durch *aus Geilheit küssen* u. s. w., erklärt wird: so dürfte zugleich einiges Bedenken gegen den Geschmack des Vfs. als Übersetzer entstehen; dabey die Aufnahme ganz leichter Wörter in einer nicht ungewöhnlichen Bedeutung, wie z. B. *aktivare* — *nutzen*; *contribuibilis ager* — *steuerbarer Acker*; *copiae* — *die Lebensmittel*; *locus* — *Gegend*, *Platz*; *Muocenas* — *Gönner*; *nugae* — *Lugengeschwätz*; *ostenta* — *Wunderdinge* u. s. w. einige Planlosigkeit verrathen; auch das Anführen mehrerer Zeitbestimmungen, da sie in den bekannten Hülfsbüchern der Chronologie sich leicht finden, und dieselben keineswegs emberrlich machen, überflüssig erachtet werden; endlich so unverständliche Übersetzungen, wie *charisticarius* durch *Beschnarcher der klösterlichen Zucht*; *einer der ein klösterliches Brod genießt*; *talitrum* durch *ein Hirnschnalzer* u. s. w. die Brauchbarkeit des Buches nicht erhöhen. — Durch dieß alles, verbunden mit Provincialismen und einigen sinnverstellenden Druckfehlern, hält sich der Rec. zu dem Urtheile berechtigt, daß weder Gelehrte noch Ungerlehrte sich dem Vf. für diesen Abdruck seiner Wortaufzeichnungen zu besonderem Danke verpflichtet halten werden.

v. P.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 26 F E B R U A R , 1 8 0 8 .

## LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

So wie die Gesetze und Staatseinrichtungen des französischen Reichs mehr und mehr anfangen auf Deutschland übertragen zu werden, entsteht auch in der juristischen Literatur eine Gemeinschaft beider Länder, wodurch die Geschäftsmänner und Rechtsgelehrten Deutschlands allmählich sogar in die Nothwendigkeit versetzt werden, sich mit der neuen juristischen Literatur Frankreichs hinlänglich bekannt zu machen. Es schien uns daher der Mühe werth zu seyn, eine eigene stehende Rubrik für die Legislation und Jurisprudenz Frankreichs in diesen Blättern zu stiften. Von dem *Code Napoléon*, als dem *Sanctuaire et temple de la loi* (wie ihn der Tribun *Duvivrier* in der gesetzgebenden Versammlung erst noch kürzlich nannte) haben wir unseren Lesern bereits (1807. No. 3-8) einen ausführlichen Bericht abgestattet; u. wir werden ehestens Gelegenheit nehmen, sowohl von der neuen Promulgation desselben, so wie von den übrigen Rechts- oder Gesetz-Büchern, welche durch civilistische Verwandtschaft dem *Code Napoléon* am nächsten stehen, als auch von den so vielfältigen literarischen Hilfsmitteln, welche über die neue Civillegislation in Frankreich erschienen sind, gleichfalls das Nöthige zu sagen. Allein es darf nicht bey dem Civilrechte stehen geblieben werden, sondern das Bedürfnis für Deutschland erstreckt sich auch auf die Literatur des öffentlichen und administrativen Rechts. Wir machen den Anfang mit Beurtheilung einiger Schriften der beiden letzteren Rechtszweige, und behalten uns vor, von Zeit zu Zeit Revisionen der Doctrinen, wozu die vorgekommenen, von verschiedenen Recensenten beurtheilten Bücher gehörten, zu liefern.

PARIS, b. Rondonneau: *Code Impérial ou Recueil chronologique des lois constitutionnelles de l'Empire François*. An XII. — 1804. 229 S. 8.

Zur Einleitung dient diesem Werk eine historische Rede, welche einen schnellen Blick auf die Verfassungen von 1791. 1793 und von den Jahren 8, 4 und 8 der Republik wirft, deren Mängel zeigt, und besonders den Satz ausführt, daß Staatsverfassungen den individuellen, besonderen Verhältnissen der Nationen, deren Sitten, Gebräuchen, Talenten, Gewerbsfleiß, Handel, geographische Lage und Volksmenge angepaßt seyn sollen, und daß die neueste Verfassung des französischen Reichs diese nothwendig.

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

dige Bedingung einer guten und dauerhaften Constitution erfülle.

Der *Code Impérial* enthält diejenigen Gesetze und Anordnungen, welche sich auf die Erhebung Frankreichs zu einem Kaiserthum beziehen, und zwar zuerst den Beschluß des Senats vom 28 Floreal im J. 12. Durch ihn wurde *Napoléon Bonaparte* zum Kaiser der Franzosen ernannt, und diese Würde in seiner und der Familie seiner Brüder, *Joseph* und *Ludwig*, nach dem Erstgeburts-Recht mit Ausschluss des weiblichen Stamms, erblich. *Napoléon* blieb noch das besondere Recht vorbehalten, Kinder oder Enkel seiner Brüder, wenn sie das 18te Jahr, das Alter der Volljährigkeit erreicht haben, in Ermangelung eigener Nachkommenschaft, an Kindesstatt anzunehmen. — Sind keine männliche Descendenten weder von *Napoléon*, noch von *Joseph*, noch von *Ludwig Bonaparte* da, so ernennt der Senat den Kaiser in einem Beschluß, den die Großbeamten des Reichs proponiren, und der dem Volk zur Genehmigung vorgelegt wird. Bis zum Augenblick der erfolgten Wahl eines neuen Kaisers regieren die Minister, und bilden einen Rath, in welchem die Mehrheit der Stimmen entscheidet.

Die französischen Prinzen sind bey ihrer Verheirathung an den Willen des Kaisers gebunden, ohne welchen sie ihr Erbrecht verlieren. Während der Minderjährigkeit der Kaiser wird als Regent ein französischer Prinz oder ein Großbeamter aufgestellt, den entweder bereits der verstorbene Kaiser oder der Senat hiezu ernannt hat. Ihm ist ein Rath beygegeben, welcher aus den Großbeamten des Reichs besteht, und der besonders das Recht hat, nach der Mehrheit der Stimmen zu beschließen, wenn vom Krieg, Frieden, Bündnissen und Handelsverträgen die Sprache ist.

Der Kaiser legt den Eid ab, für die Integrität des Gebiets, das Concordat, die Religionsfreyheit, die Gleichheit der Rechte, die politische und bürgerliche Freyheit zu wachen, den Verkauf der Nationalgüter nicht zu widerrufen, keine Taxen und Abgaben zu erheben, die nicht durch die Gesetze bewilligt sind, die Ehrenlegion bezubehalten, und mit alleiniger Hinsicht auf das Interesse, das Glück und den Ruhm des französischen Volks zu regieren. Der Regent hingegen schwört, die Staatsgeschäfte in Gemäßheit der Verfassungen des Reichs, der Beschlüsse des Senats und der Gesetze zu beforgen, das Gebiet der Republik, die Rechte der Nation und der

Bb

kaiserl. Würde in ihrer ganzen Integrität zu erhalten und dem Kaiser nach erreichter Volljährigkeit getreu die Regierung zu übergeben.

Großbeamte des Reichs sind: der Großwähler, Reichs-Erzkanzler, Staats-Erzkanzler, Erzschatzmeister, Connetable und Groß-Admiral; Groß-Officiere des Reichs: die Marschälle, General-Inspectoren, General-Obersten und die Civil-Großbeamte der Krone, die Hauptbehörden: der Senat, Staatsrath, gesetzgebende Körper, das Tribunat und der oberste kaiserliche Gerichtshof.

Hierauf folgen mehrere kaiserl. Decrete, über die Art, auf die das Volk seinen Willen in Betreff der Erblichkeit der Kaiserwürde erklären sollte, über die Ernennung der Groß-Officiere des Reichs, des General-Procurators bey dem obersten Gerichtshof und der 36 Städte, deren Maires der Ablegung des kaiserl. Eids und der Kaiserkrönung beywohnen sollen, über den von den Mitgliedern der Ehrenlegion zu tragenden Stern, dessen Mitte von einer Eichen- und Lorbeer-Krone umgeben, auf der einen Seite den Kopf des Kaisers vorstellt mit der Umschrift: Kaiser der Franzosen, und auf der anderen einen Adler, den Blitzstrahl haltend, mit der Umschrift: Ehre und Vaterland. Die bloßen Legionnaires tragen ihn von Silber, die Großofficiere, Commandanten und Officiere hingegen von Gold an einem gewässerten rothen Bande. Das weitere kaiserliche Decret vom 17 Messidor bezieht sich auf die Eides-Ablegung und Krönung des Kaisers. Die Deputationen der National-Land- und See-Truppen sollten bey dieser Gelegenheit von dem Kaiser Fahnen erhalten; die ihnen, wenn sie im Krieg verloren gehen, durch andere nur in dem Fall wieder werden ersetzt werden, wo es sich gezeigt haben würde, daß das Regiment an ihren Verlust keine Schuld trug.

Den Beschluß macht das kaiserliche Decret vom 24 Messidor im J. 12, die öffentlichen Ceremonien, Rangordnung, Civil- und Militär-Ehrenbezeugungen betreffend, wovon hier ein kurzer Auszug folgt. Diejenigen Personen, welche vermöge der Befehle des Kaisers den öffentlichen Ceremonien beywohnen, haben ihren Rang in nachstehender Ordnung: die französischen Prinzen, Großbeamte, Cardinäle, Minister, Groß-Officiere, Senatoren in ihrer Senatorie, Staats-Räthe bey Versendungen, Groß-Officiere der Ehrenlegion, die Divisions-Generale in dem Bezirk ihres Commandos, die ersten Präsidenten der Appellations-Gerichtshöfe, die Erzbischöfe, der Präsident des Wahlkollegiums eines Departements, die Präfecten, Präsidenten der peinlichen Gerichtshöfe, Brigade-Generale, Bischöfe, General-Commissarien der Polizey, der Präsident des Wahl-Collegiums eines Arrondissements, die Subpräfecte, Präsidenten der Gerichte erster Instanz, Präsidenten der Handels-Gerichte, Maires, Platz-Commandanten, Präsidenten der Consistorien. Der Senat, Staatsrath, gesetzgebende Körper, das Tribunat, Cassationsgericht und die Verwaltungs- oder

richterlichen Collegien haben bey öffentlichen Ceremonien, wobey der Kaiser ist, nur dann einen Rang, wenn sie hiezu von dem Kaiser eingeladen wurden. In keinem Fall können einzelne Mitglieder den Rang und die Ehrenbezeugungen sich anmaßten, welche dem ganzen Corps zustehen.

Die Befehle des Kaisers wegen der Feyerlichkeiten bey den öffentlichen Ceremonien sind an die Erz- und Bischöfe in Betreff der religiösen, und an die Präfecten wegen der bürgerlichen Feste gerichtet. Die Behörden, welche ihnen beywohnen, versammeln sich bey der Person, die dabey den ersten Rang hat. Sie gehen bey öffentlichen Zügen in folgender Ordnung. Die Mitglieder der Appellations-Gerichtshöfe, die Officiere des General-Stabs der Division, die Mitglieder der peinlichen Gerichte, die Präfecturräthe, die Mitglieder der Gerichte erster Instanz, die Municipalität, die Officiere des General-Stabs des Platzes, die Mitglieder des Handels-Gerichts, die Friedensrichter, Polizeycommissarien. In die Mitte des Platzes, welcher zu Feyerlichkeiten bestimmt ist, werden so viele Lehnstühle gestellt, als Prinzen, Großbeamte des Reichs oder Mitglieder von Nationalbehörden anwesend seyn werden. Ist hingegen keiner der gedachten Personen anwesend, so bleibt die Mitte frey, und niemand darf sich dahin stellen. Die Divisions-Generale, ersten Präsidenten der Appellationsgerichtshöfe und die Erzbischöfe nehmen ihren Platz zur Rechten, die Präfecte, Präsidenten der peinlichen Gerichte, die Brigade-Generale und die Bischöfe zur Linken. Das übrige Gefolge steht rückwärts. Es sind außerdem die Ehrenbezeugungen gegen das Hochwürdige, den Kaiser, den kaiserlichen Prinzen, Regenten, die französischen Prinzen, Großbeamte des Reichs, Minister, Großofficiere des Reichs, den Senat, Staatsrath, die Großofficiere der Ehrenlegion, den gesetzgebenden Körper, das Tribunat, Gesandte, Divisions-Brigade-Generale, General-Adjudanten, Präfecte, Platz-Commandanten, Erzbischöfe und Bischöfe, Gerichtshöfe, Officiere, Revuen-Inspectoren und Kriegscornmissarien beschrieben.

In einem Anhang sind die Ceremonien der Salbung und Krönung Ihrer kaiserlichen Majestäten, die Feste, die hierauf Statt gehabt haben, besonders das vom 25 Frimaire, welches die Stadt Paris dem Kaiser gab, angezeigt, und die Reden, Protocole und Beschlüsse in Hinsicht der Erblichkeit der Kaiserwürde beygefügt. 3,572,329 Franzosen stimmten hiefür. Merkwürdig ist, daß mehr Personen für die Erblichkeit des Kaisers, als für das Consulat und die lebenslängliche Beybehaltung dieser Würde stimmten. Der Senat beschloß demnach die Erblichkeit.

Das unerschöpfliche Genie Napoléons hat inzwischen mit mehreren Nationalbehörden Veränderungen vorgenommen, deren in der Anzeige der Fortsetzung des *Code Impérial* Erwähnung geschehen wird.

Hr.

**PARIS; b. Rondonneau: Etat de la Légion d'honneur ou Recueil contenant les noms, grades, nature des distinctions, dates des brevets, titres, qualités et fonctions publiques de tous les membres qui composent la légion, selon l'ordre de leur nomination depuis l'an X jusques et compris le 14 Brumaire au XIII; précédé de la collection des Lois, Décrets et Arrêtés relatifs à la création, à l'organisation et à la destination de la Légion. Tome premier, publié en l'an XIII sous le titre d'Annuaire de la Légion d'honneur. Nouvelle Edition, augmentée du Mémoire de M. Gaudin sur les récompenses nationales et les Ordres de chevalerie. 1805. 482 S. 8.**

Den grössten Theil dieses Werkes füllt die Benennung der Mitglieder der Ehrenlegion aus. Nur den bey weitem geringeren Raum nehmen die Gesetze über die Errichtung derselben ein. Der Zweck der Ehrenlegion ist Belohnung militärischer und bürgerlicher Dienste und Tugenden. Sie besteht aus einem grossen Verwaltungsrath und 16 Cohorten, und zwar ersterer aus 7 Oberofficieren. Hiezu wurden anfangs der erste Consul als Haupt der Legion und Präsident des Rathes, die zwey anderen Consulen, 1 Senator, 1 Gesetzgeber, 1 Tribun und 1 Staatsrath, in der Folge hingegen die Grossbeamten des Reichs bestimmt. Der Verwaltungsrath hat den Grosskanzler und den Grossschatzmeister der Legion zu ernennen. Jener wohnt den Sitzungen des Rathes bey, ist der eigentliche Geschäftsmann desselben, der die Gegenstände der Berathschlagungen vorbereitet, vorträgt, die Expeditionen besorgt, und dem daher ein Consultations-Ausschuss beygegeben ist, in welchen er den Vorsitz hat.

Eine jede Cohorte erhält einen besondern Verwaltungsrath, welchen der Kaiser als Haupt der Legion ernannt, soll aus 7 Ober-Officieren, 20 Commandanten, 30 Officieren und 350 Legionnaires zusammengesetzt seyn, und empfängt Nationalgüter zu Bestreitung der Auslagen, und Errichtung von Spitalen, und Wohnungen, um theils Mitglieder der Ehrenlegion, welche durch Aker, Kränklichkeit und Wunden dem Staat zu dienen verhindert sind, theils Militärpersonen aufzunehmen, die, nachdem sie in dem Krieg der Freyheit verwundet worden waren, sich in der Noth befinden. Alle diejenigen Militärpersonen, welche Ehren-Waffen erhalten hatten, wurden ohne besondere Ernennung, Mitglieder der Legion. Gewöhnlich aber ernannt hiezu der grosse Verwaltungsrath. Zur Zeit des Kriegs geben ausserordentliche Thaten ein Recht zu allen Graden, zur Zeit des Friedens hingegen werden 25jährige Militärdienste erfordert, um Mitglied der Legion werden zu können. Die Dienstjahre des Krieges werden in diesem Fall doppelt, und die Feldzüge im letzten Krieg vierfach gerechnet. Grosse Dienste, welche dem Staat in dem gesetzgebenden, diplomatischen, administrativen, richterlichen oder wissenschaftlichen Fach geleistet werden, berechtigen gleichfalls zur Aufnahme in die Legion.

Nach Vollendung der ersten Organisation kann man weder Mitglied der Legion werden, wenn man nicht 23 Jahre sein Amt mit der erforderlichen Auszeichnung begleitet hat, noch einen höheren Grad erlangen, ohne die niedrigeren gehabt zu haben.

Die Mitglieder der Legion müssen auf ihre Ehre schwören: sich dem Dienst des Reichs zu weihen, die Integrität des französischen Gebiets, den Kaiser, die Gesetze der Republik und das durch sie festgesetzte Eigenthum zu vertheidigen, alle Mittel, welche die Gerechtigkeit, Vernunft und Gesetze gut heissen, gegen die Wiederherstellung der Lebensverfassung und der Titel anzuwenden, kurz aus allen Kräften zu der Erhaltung der Freyheit und Gleichheit mitzuwirken.

Die Hauptvorzüge, welche sie geniessen, bestehen darin, daß ihre Namen in marmorne Tafeln gegraben werden, wovon eine in dem Hauptort der Cohorten und eine andere in der Invalidenkirche aufgestellt wird, daß sie Mitglieder der Wahlcollegien sind, und daß sie Gehalte beziehen. Ein Oberofficier erhält jährlich 5000, ein Commandant 2000, ein Officier 1000 und ein Legionnaire 250 Franken. Ausserdem haben sie die äusserliche Auszeichnung, daß sie einen weissemailirten Stern mit fünf doppelten Strahlen an einem rothgewässerten Band tragen, der bey den Oberofficieren, Commandanten und Officieren von Gold, bey den Legionnaires hingegen von Silber ist, und dessen Mitte, von einer Eichen- und Lorbeer-Krone umgeben, auf der einen Seite den Kopf des Kaisers mit der Umschrift: Napoléon, Kaiser der Franzosen, und auf der anderen den französischen Adler, dem Blitz haltend, vorstellt mit der Legende: Ehre und Vaterland. —

Der grosse Orden, welchen der Kaiser nicht mehr als 60 Oberofficieren der Legion giebt, besteht in einem rothen Band, welches von der rechten Schulter zur linken Seite geht, an welcher unten der Adler angeheftet ist, und in einem silbergestickten Stern mit 10 Strahlen und der Aufschrift: Ehre und Vaterland, auf der linken Seite der Kleider oder Mäntel. — Fremde, welche Mitglieder der Legion werden, haben nicht zu schwören, geniessen hingegen auch die politischen Vorzüge der Franzosen nicht.

Wegen derselben Ursachen, wegen welcher man aufhört, Bürger zu seyn, gehen auch die Rechte der Legionsmitglieder verloren. Ubrigens ist dem grossen Verwaltungs-Rath überlassen, in Hinsicht ihrer Suspendirung oder Aufhebung zu entscheiden. Ehe eine infamirende Strafe gegen Mitglieder der Legion vollzogen werden kann, wird derselbe mittelst folgender Formel, die der Präsident des Gerichts ausspricht, degradirt: „*Vous avez manqué à l'honneur; je declare au nom de la légion, que vous avez cessé d'en être membre.*“

Vorzüglich interessant ist in dem Werke die Tabelle über die Eintheilung, Dotirung etc. der Cohorten. Die Zahl derselben läuft von No. 1 bis und mit No. 16. Bey jeder Cohorte sind angegeben: ihr Chef, ihr Hauptort, die Departements, welche den Bezirk der Cohorte bilden; die Bevölkerung ihres Cohorten-

Bezirke, welche das Resultat der Population sämtlicher zur Cohorte gehörigen Departements ist; der Ertrag, den sie aus den ihr angewiesenen Nationalgütern hat. Als damalige Chefs der Cohorten lernt man hier kennen, und zwar in der Ordnung, worin die Cohorten selbst der Zahl nach auf einander folgen: die Marschälle Berthier, Mortier, Bessieres, Soult, Lefebre, Davout, Ney, Bernadotte, Lannes, der Viceadmiral Decres, die Marschälle Moncey und Murat, der Viceadmiral Bruix, die Marschälle Massena, Augereau und Jourdan. Unter den 16 Cohorte-Bezirken ist die geringste Population 1,493,063, die größte 2,649,458. Dem Ertrage nach ist die zehnte Cohorte die geringste, die achte die größte: jene erträgt 111,133, diese hingegen 642,500 Franken; die meisten Cohorten haben zwischen zwey und dreyhunderttausend Franken. Diese Tabelle macht die hohe Wichtigkeit des ganzen Instituts recht anschaulich. Man sieht hier, wie ein Institut der Ehre den Grund und Boden, und die Population von ganz Frankreich unter sich theilt; wie Frankreich für die Ehre seine eigene Geographie hat, in der Art, wie vormals die Staaten Europens für die Kirche ihre besondere Erdbeschreibung hatten, — eine Ehrengographie. Man sieht hier, wie es in ganz Frankreich keinen Fuß breit Land, und keine Person giebt, ohne sich mit in dem Systeme der Ehre zu befinden. Eine Anstalt, wodurch Subject und Object so vollständig umfassen wird, verdient wohl mit Recht für eine Hauptstütze des Reichs gehalten zu werden.

Mit Vergnügen liest man die angehängte Schrift über Nationalbelohnungen; nur wäre zu wünschen gewesen, daß der Vf. diese interessante Materie ausführlicher behandelt hätte. Zu schnell geht er von den Argyrasiden, der in China üblichen Auszeichnung der Mandarins durch besondere Kleidertrachten, dem öffentlichen Beyfall, den man in Griechen-

land dem Verdienst zollte, und von den römischen Kronen (der Ehren-Waffen der Römer, des Titels: *imperator*, den der siegende General während des Triumphs führen durfte, und der goldenen Ringe der römischen Ritter erwähnt er nicht einmal) zu der Ritterschaft, als der Grundlage der neuen Orden über. Von letzteren sagt er zu allgemein, daß bey Errichtung und Austheilung derselben weder Talente noch Dienste berücksichtigt worden, und daß gewöhnlich das Vergnügen, Feste und die Sucht, den Glanz des Hofes zu erhöhen, und die Größe durch neue Bande zu fesseln, die Veranlassungen ihrer Stiftungen gewesen seyen. Die Ehrenlegion sieht er als das vollendetste an, das je in Hinsicht auf Nationalbelohnungen existirt habe. Sie habe zum Zweck, alles zu vereinigen, was zu der Macht und dem Glanze des Staats beytragen, und allenthalben so wie in jedem Stand als Modell betrachtet werden kann; sie schaffe einen Vereinigungspunct für alle Tugenden, alle Dienste, alle glänzenden und nützlichen Eigenschaften. Allen Classen eröffne sich zu gleicher Zeit die Möglichkeit, mit denselben Diensten und Talenten dieselbe Nationalauszeichnung zu erhalten. Daher ein allgemeines Streben, sich hervorzuthun, das die ganze Nation ergreift.

Als die Errichtung der Ehrenlegion im gesetzgebenden Körper zur Sprache kam, schilderte man sie als eine neue Münze, welche einen ganz andern Gehalt habe als diejenige, die der öffentliche Schatz liefere, als eine Münze, deren Mine unerschöpflich sey, da sie sich auf die Ehre gründe, als eine Münze, die allein die Belohnungen für Handlungen abgeben könne, welche über alle Belohnungen erhaben sey, und (fügt Rec. bey) als eine Münze, welche das unverkennbare Gepräge des großen Kaisers trägt.

Htr.

[Eine Recension des Werkes *de la magistrature en France* folgt im Märzhefte.]

### K L E I N E S C H R I F T E N.

ERDBESCHREIBUNG. Bern, b. Rätzer: *Der S. Gotthardsberg mit den angrenzenden Gebirgen und Thälern*. Nach einem Relief von Exchaquet, von der Südseite gezeichnet. *Le Mont St. Gotthard et la Montagnes et Valles voisines pris au Sud, d'après un Relief de Exchaquet*. Dunker sc. Ein Blatt von der Größe einer Elle. Was hier als Titel steht, ist die Unterschrift dieses Kupferstiches, der Name aber des Kupferstechers ist in einer dunkeln Stelle im Bilde selbst angebracht. Unter der deutschen und französischen Unterschrift sind in elf Columnen die Namen der verschiedenen Gebirge des S. Gotthards nebst denen der angrenzenden Gebirge und Thäler, der Flüsse mit Bezeichnung der Stellen, wo sie entspringen, der Bäche und Flüsse, die auf diesem Gebirge befindlich, der Strassen, Wege, Pässe des S. Gotthards u. s. w. angegeben; und die letzteren Columnen enthalten eine Erklärung der einzeln gebrauchten Buchstaben und der Zeichen, welche Pfarrdörfer, Kapellaneyen, Höfe, Kapellen, Hospitaler und Alphen (Stafel) bedeuten. Bey mehreren Bergen und anderen Gegenständen ist die Höhe über die Meeressfläche nach französischem Fusse angegeben, und man möchte wohl wünschen, daß dies bey noch mehreren, z. B. bey Bielhorn, Spitzberg u. d. g. auch geschehen seyn möchte. Auch scheinen aus die kleinen lateinischen Buchstaben, als Zeichen gebraucht, zumal da ein wiederholter Gebrauch derselben mit einer kleinen Abänderung des Zuges Statt findet, nicht gut gewählt zu seyn, indem oft auf dem Bilde das schwer wie-

der zu finden ist, was man nach dem anzeigenden Buchstaben sucht. In dem vor uns liegenden Exemplare sind auch einige Fehler mit der Feder abgeändert worden; aber einer ist bey dieser Correctur gewiß übersehen worden. Kapellaneyen und Kapellen sollen doch verschiedene Zeichen unterscheiden, aber bey beiden steht einerley Zeichen, ob sich gleich öfterer auf dem Bilde eines findet, das keinen Interpres erhalten hat, und wahrscheinlich oben Kapellaneyen andeuten soll. Ohne uns übrigens in eine Beurtheilung dieses Kupferstiches, als Kunstwerk, das den Beyfall der Kenner erhält, einlassen zu wollen, ist das Blatt gewiß allen denen, die diese majestätische Gebirge bereisen wollen, angenehm, indem es sie in der bildlichen Darstellung auf das Merkwürdigste dieses berühmten Gebirges zuvor aufmerksam machen kann, so wie es auch so wohl denen einen erfreulichen Anblick gewahren wird, die sich eine deutlichere Vorstellung vom S. Gotthard zu machen wünschen; als denjenigen, welche die Eindrücke, die dieser große Gegenstand in der Natur auf sie machte, erneuern wollen. Auch für den Mineralogen muß es ein großes Interesse haben, indem er durch Hülfe desselben in Stand gesetzt wird, die Geburtsstätten so manches schönen Fossils, was sich aus diesem, an Fossilien so reichen Peru in seiner Sammlung findet, nach diesem Bilde aufsuchen. Dieses so verschiedene Interesse wegen, das dies Kunstwerk haben kann, haben wir eine etwas weitläufigere Anzeige davon zu machen uns erlaubt.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 27 F E B R U A R , 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Hempel: *Journal für Fabrik, Manufactur, Handlung und Mode*. XXVI Bandes 1s Stück bis XXX Bandes 2s Stück. LEIPZIG, b. Niemann XXX Band. 3s Stück bis zum XXXIII Bds. 6 Stück: oder von Januar 1804 bis inclusive December 1807. 8. (Jeder Jahrgang 5 Rthlr.)

Die Einrichtung dieses vortrefflichen Journals, welches sich nun schon beynahe zwey Jahrzehend mit Ehre erhalten hat, ist unseren Lesern gewiss zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, hier etwas darüber zu sagen. Wir beschränken uns daher bloß darauf, von einigen Hauptrubriken zu reden, so wohl um unsere Leserauf die vorzüglichsten und lehrreichsten Aufsätze aufmerksam zu machen, als dasjenige, was uns fehlerhaft scheint und der Vollkommenheit des Journales Abbruch thut, anzudeuten, um dadurch zur künftigen Verbesserung dieses schätzbaren Werkes beyzutragen. Wir können dies um so eher, da wir vier Jahrgänge vor uns haben, welche schon einen wichtigen Theil des Ganzen ausmachen.

Unter den *Staatswirthschaftlichen, statistischen, geographischen, mercantilen und handelsgeschichtlichen* Aufsätzen heben wir folgende aus: *Bemerkungen über die englische Handelsbalance* (Januar 1804), ein eben so durchdacht als lehrreicher Aufsatz; ferner *die statistischen Beschreibungen der französischen Departements*, die in dem ganzen Werke zerstreut sind. Sie sind aus den authentischen Berichten der Departements-Präfecten ausgezogen, und mit Kenntniß der Sachen und beider Sprachen übersetzt. Die *Bemerkungen über die Bukowina* (Junius 1804) scheinen aus eigener Ansicht geschrieben zu seyn, und sind um so schätzbarer, je weniger wir noch zuverlässige Nachrichten über dieses Land besitzen. Sehr schätzbare Aufsätze verdanken wir dem Hn. Prof. Petri in Erfurt. Wir rechnen dahin dessen: *Neueste Handels- und Fabrik-Nachrichten aus Russland* (Sept. 1804). Mit Erstaunen muß man in diesem interessanten Aufsatz die Zunahme der Handlung in St. Petersburg in den 60 Jahren von 1742 bis 1802 bemerken. Der Werth der ganzen Ausfuhr betrug nämlich im Jahre

1742	—	2,479,656	Rubel.
1752	—	4,353,694	—
1762	—	5,217,006	—
1772	—	6,451,494	—
1782	—	11,467,347	—

3. A. L. Z. 1808. Erster Band.

im Jahre . 1792 — 22,224,331 Rubel.  
— 1802 — 30,498,663 —

Welch eine merkwürdige Progression! Nach den neuesten Nachrichten, die wir über Petersburg haben, hat diese ungeheure Ausfuhr doch wieder etwas abgenommen. Im Verlaufe des Jahres 1806 war solche nur 28,997,388 Rubel. Davon bezogen die Engländer allein 18,860,208 die Russen 9,427,546, und alle übrigen europäischen Nationen die übrigen 700,000 Rubel, von denen Frankreich nur 100 Rubel bezog. Das *Gemälde des Breslauer Handels* (Octob. 1804) ist von einem Ungenannten entworfen. Nach vorangeschickter Skizze der Geschichte des Breslauer Handels folgt ein sehr belehrendes Gemälde von dem Zustande desselben im Jahre 1804. Diese Stadt besitzt 12 christliche und einige jüdische *Banquiers*; viele *Waarenhändler en gros*, deren Zahl nicht beschränkt ist, und daher auch nicht angegeben werden kann; hundert *Detaillisten*. Diese müssen ihre Vereinzelungs-Gerechtigkeit mit ungefähr 1200 Rthlr. erkaufen. Nach diesen kommen die sogenannten *Reich-Krämer*. Solcher Gerechtigkeiten giebt es 48½. Sie dürfen sich keine Waaren aus dem Auslande kommen lassen, sondern müssen solche von einheimischen Kaufleuten nehmen. Die halbe Gerechtigkeit gehört dem *Hospital zur heil. Dreysaltigkeit*, welches solche verpachtet. Diese 4 Classen zusammen bestehen aus ungefähr 400 Personen, und machen den ersten Rang der Kaufmannschaft aus. Zum zweiten Range gehören die *Leinwandreißer*, die mit Leinwand handeln, die *Parthrämer*, welche mit Zitz, Kattun, Möbeln u. s. w. handeln, die *Häringer*, die mit gesalzenen und gedörrten Fischen Handel treiben, die *Steinsälzer* oder Salzändler und die *Venditors* oder Trödler. Die ganze Volksmenge, welche sich vom Handel ernährt, beträgt 40 Tausend Seelen. Der Breslauer Handel macht den dritten Theil des ganzen schlesischen Handels aus.

*Überblick der ersten europäischen Mächte in Bezug ihres Kunstfleisses und Handels.* Von Hn. Hagenbruch, nach dem Französischen: *Sur les Finances, le Commerce etc. Paris 1802* (Novbr. und Decembr. 1804). England wird am ausführlichsten zwar, aber nichts weniger als unparteyisch, abgehandelt. Ein Banquerott der Bank, meint der Verfasser, sey zwar unvermeidlich, aber kein Unglück für England, und heilsam für die Menschheit überhaupt. Merkwürdig ist es, daß des *Sinking funds*, von dem die Engländer so viel für ihre Finanzen, und folglich auch für die Sicherheit der Bank erwarten, auch nicht

Ccc

entfernt erwähnt wird. Der Übersetzer, dem wir übrigens so manchen guten Aufsatz verdanken, hätte diese Arbeit ganz unterlassen, oder solche nur mit Anmerkungen und Berichtigungen, wozu das Talent ihm gewiss nicht fehlt, mittheilen sollen.

*Über den Handel, die Fabriken und Manufacturen der Stadt Moskau.* Von Prof. Petri (Nov. 1804). Der Handel dieser Stadt leidet sehr durch das Eingreifen politischer Verhältnisse und Rücksichten in seine Triebkräfte. Englische und deutsche Häuser treiben vorzüglich den Handel *en gros* daselbst. Mehrere haben so bedeutende Geschäfte, daß sie jährlich 50 bis 60 tausend Rubel Zollgebühren entrichten müssen. Die Eingebornen lernen die Handlung nicht regelmässig, können oft weder lesen noch schreiben, und müssen daher die Verbindungen mit dem Auslande grösstentheils den englischen und deutschen Häusern überlassen. Sie theilen sich in 3 Gilden, nach Massgabe ihres Vermögens. Kaufleute der *ersten Gilde* müssen wenigstens 16000 Rubel eigenes Vermögen nachweisen. Diese können allen Handel *en gros* treiben, Fabriken anlegen, Güter und Leib-eigene kaufen, und mit zwey Pferden in der Stadt fahren. Die Kaufleute der *zweiten Gilde* müssen wenigstens 8000 Rubel nachweisen, dürfen keinen Seehandel treiben und mit keiner Kutsche fahren, sondern sich bloß einer Chaise bedienen. Die Kaufleute der *dritten Gilde* endlich, brauchen nur 2000 Rubel eigenes Vermögen nachzuweisen, sind aber auch nur auf den Detail-Handel der Stadt und des dazu gehörigen Umkreises beschränkt, dürfen nur mit einem Cabriolet und Einem Pferde fahren, und sind nicht, wie die beiden ersten Gilden, frey von Leibesstrafen. (Bekanntlich sind seit Kurzem die Summen, welche jeder Kaufmann nachweisen muß, sehr bedeutend erhöht worden. Die erste Gilde muß nach der Ukase vom Januar und 1 Dec. v. J. wenigstens funfzig tausend, die zweyte zwanzig tausend, und die dritte acht tausend Rubel eigenes Vermögen nachweisen. Dagegen sind der Kaufmannschaft auch grössere Rechte eingeräumt worden. Die erste Gilde darf mit 4 Pferden in der Stadt fahren, bey Hofe erscheinen u. s. w.) — Einen merkwürdigen Waaren-Artikel liefert der *Häuser-Markt*. Man kauft daselbst ganze Häuser mit beliebiger Anzahl Stuben, Kammern u. s. w., wozu das Holz (woraus allein sie bestehen) fertig gezimmert hier anzutreffen ist. In Zeit von acht Tagen kann man ein ansehnliches Haus stückweise kaufen, nach dem Bau-Platze hinführen, aufrichten und bewohnen. Demselben Verfasser verdanken wir (im Decbr. - Stücke 1804) einen interessanten Aufsatz *über die neueste Statistick Russlands*. Die jährlichen Producte aus dem Mineral-Reiche dieses Landes sind: Metalle 8½ Million Rubel. Salz 4½ Mill. Rubel. Schwefel, Vitriol u. s. w. ½ Mill. Rub. Der jährliche Verbrauch des Branteweins beläuft sich auf sechs Millionen Eimer, wozu zwey Millionen Tschetwert Getreide verwendet werden. Der gesammte Seehandel beträgt 42 Millionen Rubel, nämlich 18 Mill. Einfuhr und 24 Mill. Ausfuhr. Der

gesammte Landhandel beträgt 12 Millionen. Das circulirende Geld ist ungefähr 82 Millionen in Gold und Silber, 60 Mill. in Kupfer und 105 Mill. in Papier-Geld, zusammen also 247 Millionen Rubel.

Im Januar-Stücke von 1805 lesen wir einen Aufsatz *über Siebenbürgens Bergbau*, den wir wahrscheinlich dem Vf. der Nachrichten über die Bukowina zu verdanken haben, und der äußerst interessant und lehrreich ist. Der Vf. meint und sucht durch einleuchtende Gründe darzuthun, daß der Bergbau dieses Landes, der unter den Römern so äußerst einträglich war, ohnerachtet seines jetzigen Verfalls, durch Anwendung der von ihm vorgeschlagenen Mittel wieder hergestellt werden könne. Gewiss ist es, daß die Römer, welche in der Metallurgie sehr weit hinter uns zurück waren, viele Gruben als erschöpft verlassen mußten, denen man jetzt durch gehörige Bearbeitung noch eine bedeutende Ausbeute abgewinnen könnte. Die jetzigen Verfahrens- und Berechnungs-Arten werden so anschaulich und belehrend vorgetragen, und die feinen und künstlichen Betrügereyen der Bergleute so klar entdeckt, daß es keinem Zweifel unterworfen seyn kann, der Vf. habe aus eigener Ansicht und Erfahrung geschrieben.

Der Titel: *Übersicht des neuesten englischen Handels*, ist wohl zu weit umfassend für den Aufsatz im Febr.-Stücke 1805, weil selbiger sich nur über einen kleinen Theil des englischen Handels ausläßt. Was dessen Vf. aber über den inländischen Cours und von den Docks und Kanälen mittheilt, ist lehrreich und unterhaltend.

Der Aufsatz: *Über den wirklichen Reichthum der Staaten, die Nutzenanwendung der Menschen und über die Ausbreitung des Handels und des Ackerbaues* (März 1805) ist wiederum aus dem franz. Werke *sur les finances et le commerce* gezogen, und verdient seiner Seichtigkeit und Oberflächlichkeit wegen hier keine Stelle. Überhaupt, glauben wir, sollten Übersetzungen nur aus ganz guten, neuen und kostbaren Werken mitgetheilt werden. So bemerken wir hier mit Vergnügen einen, mit Sachkenntniß und Kunst verfertigten Auszug aus der vortrefflichen Schrift von Say: *Traité d'économie politique*, unter dem Titel: *Bemerkungen über politische Haushaltung in besonderer Rücksicht auf Handel und Fabrikwesen* (Oct. 1805). Ein solcher gedrungener und belehrender Auszug qualificirt sich allerdings sehr gut als Beytrag zu diesem Journale.

Eben so verdient die Übersetzung der *Statistique du Departement du Bas-Rhin* (Juni, Juli u. Aug. 1805) unter dem Titel: *Statistische Notizen von den Manufacturen, Fabriken und dem Handel des nieder-rheinischen Departements* hier ihren Platz mit grossem Rechte.

Des Hn. Prof. Petri Nachrichten über den *neuesten Handel von Louisiana* im März-Stück 1805, sind als authentisch anzusehen, da sie aus Berichten an den Congress der vereinigten Staaten von Nord-Amerika gezogen sind. Nach diesen kann einst Louisiana



das für Europa werden, was jetzt Rußland für daselbe ist. Die damalige Ausfuhr der Baumwolle, Zucker, Indigo, Pelzwerk u. s. w. betrug 2,258,000 Dollars. Der Conterband-Handel ward beynahe öffentlich getrieben. Fabriken und Manufacturen fehlten meist gänzlich.

Die Nachrichten von dem Handel, den Fabriken u. s. w. in der Schweiz (May 1805) sind sehr interessant. Schade, daß der Vf. sich nicht in einer Fortsetzung über die noch fehlenden Städte der Schweiz eben so belehrend ausgelassen hat. Es würde ein vortreffliches Ganzes geworden seyn.

Die Frage: Sind die bisherigen Finanz-Verfügungen der französischen Regierung dem Handel und den Manufacturen der Nation nützlich oder schädlich geworden (Oct. u. Novbr. 1805), sucht der Vf., welcher sehr für die höchste Freyheit im Handel gestimmt ist, aus 25 Statistiken von französischen Präfecten, die sie auf Befehl der Regierung von ihren respectiven Departements ausgearbeitet haben (dieselben, von denen wir vorher sprachen, und die in ausführlichen Auszügen und Übersetzungen im ganzen Werke zerstreut angetroffen werden), zu beantworten. Ohne in sein Raisonement einzugehen, müssen wir diese kurzen und bündigen Auszüge als sehr lehrreich empfehlen.

Im Januar-Stücke 1806 sind schätzbare Nachrichten von Demerary in Guiana enthalten. Mit Uebergehung dessen, was keines Auszuges fähig ist, heben wir bloß folgendes aus. Sämmtliche holländische Kolonien enthalten fünftausend Plantagen von funfzigtausend bis zu einer Million Gulden an Werth. Der Werth aller Plantagen kann, ohne Uebertreibung, zu tausend Millionen Gulden angenommen werden. Auf den gesammten Kolonien sind fünfmal hundert tausend Neger und zwanzigtausend Weisse. Ein Neger kostet an tausend Gulden. In den Plantagen soll es keine wilden und giftigen Thiere geben, wie man bis jetzt irrig angegeben hat, desto mehr aber sollen die Einwohner in ihren Häusern von Ratten und Mäusen, und vorzüglich von 14 verschiedenen Arten von Insekten geplagt werden. Auch Scorpionen und Tausendbeine halten sich in den Häusern auf. Ihr Stich ist aber nicht tödlich. Die Theuerung ist so groß, daß die sparsamste Haushaltung eines Kaufmannes jährlich funfzehn tausend Gulden kostet, viele aber hundert tausend Gulden verzehren.

Von dem Hn. Prof. Petri findet man auch einen, in statistischer und mercantilischer Hinsicht lehrreichen Aufsatz über die russischen Statthalterschaften Olonez und Wologda, und von einem Ungenannten eben einen solchen über die bergischen Länder, in den Aug. und Sept. Stücken 1806, welche keine Auszüge gestatten. — Auffallend wird die Verschiedenheit der Volksmenge in diesen beiden Ländern, wenn man sieht, daß in den beiden genannten russischen Statthalterschaften kaum 66 bis 68, und in dem letzteren kleinen Ländchen einige tausend Menschen auf einer Quadrat-Meile wohnen.

Von den Aufsätzen, die sich vorzüglich mit der

Geschichte des Handels beschäftigen, heben wir folgende aus. *Europas Handel vor der französischen Revolution* (Apr. 1804), eine Übersetzung aus dem Französischen. *Versuch einer Geschichte aller Manufacturen und Fabriken* von Hn. Poppe (Aug. 1804), enthält eigentlich bloß die Geschichte der Leinen-Manufacturen, und ist von dem Vf. nicht weiter fortgesetzt worden. Wir nehmen aber das gelieferte mit Dank an, und erwarten, eine gelegentliche Ausfuhrung zu erhalten. *Kurze Übersicht der Seehandlung vom Jahre 1800* von Hn. Hagenbruch (Oct. 1804). Eine kurze und interessante Zusammenstellung, die aber freylich in dem, seit ihrer Erscheinung verfloßenen, kurzen Zeitraume von drey Jahren zur Antiquität geworden ist. Wir wünschten ein Gegenstück hiezu von dem gegenwärtigen Zustande der Seehandlung zu erhalten.

Die in dem ganzen Werke zerstreuten Aufsätze unter den Titeln: *Rückblicke auf den allgemeinen Handel; Blicke auf die neueste Lage des Handels, besonders des hamburgers, und Hamburgs Handel*, welche im September 1804 anfangen, und von Hn. Hagenbruch bis zum Julius 1806 fortgesetzt, dann aber von einem Ungenannten bearbeitet worden sind, sind von ungleichem Werthe. Diejenigen, welche sich bloß mit Hamburg beschäftigen, sind unstreitig die besten, und tragen das Gepräge der eigenen Ansicht und Authenticität an sich. Der moralisirende Ton des Ungenannten gefällt uns aber nicht, weil er am unrechten Orte angebracht ist. In einem solchen Aufsatze müßte kein politisches oder moralisches Raisonement einfließen. Bloß *Facta* erwartet man, um sich durch einen Augenzeugen von dem sich täglich verändernden Gange des Handels belehren zu lassen. Daß auch ein übriger guter Arbeiter sich nicht übereilen dürfe, bestärkt Hr. Hagenbruch durch sein Exempel. Im Dec. 1805. S. 422 sagt er: *Seit geraumer Zeit fielen die hamburgers Course ansehnlich, beständig und schnell. Amsterdam sank von 109 auf 108½; Wien von 206 auf 200; Paris von 24½ auf 24¼; Portugal von 41½ auf 40½ u. s. w.* Wenn Amsterdam von 9 auf 8½, Wien von 206 auf 200, Paris von 24½ auf 24¼ geht: so ist diese Veränderung erstlich im Verlaufe eines Monats für unbedeutend anzusehen, oft ändern sich die Course so von einem Posttage zum andern, ohne daß politische Ereignisse im mindesten darauf einwirken. Schon ein zufälliger Mangel oder Ueberfluß des Papiers kann dieß allein hinreichend hervorbringen. Aber das auffallendste ist, daß nach diesen Angaben Amsterdam und Wien gerade gestiegen und nicht gefallen sind. Wenn man vorher für 100 Thaler hamburger Banco 109 Thaler holländisch und 206 Thaler Wiener bekam und nachher mit 108½ Thaler holl. und 200 Thaler Wiener für 100 Thaler hamburger Banco vorlieb nehmen mußte: so folgt daraus, daß gerade umgekehrt diese Course sich gebessert haben. Das Wahre aber ist: am 3 Sept. stand Amsterdam 109 und Wien 204, und beide fielen nach und nach bis zum 29 Oct. auf 112½ und 230. Vom 4 bis zum 8

Oct. fiel Amsterdam von 111½ auf 114½ und Wien von 210 auf 217. Amsterdam besserte sich zwar wieder um etwas, Wien aber sank immer tiefer. Paris hingegen, welches am 3 Sept 24½ Rand, sank bis zum 1 Oct. auf 24½, fiel am 4 Oct. auf 22½, am 8 auf 22 und am 11 auf 20 Schilling. Von da an hob es sich allmählich wieder mit großen Schritten, und stand am 1 Nov. schon wieder auf 23 fs. Daran waren aber, die in Paris ergriffenen Mafsregeln, die Wechsel mit Bancobilletts zu bezahlen, allein Schuld, und der pariser Curs mußte sich wieder ins Gleichgewicht stellen, sobald die durch diese Mafsregeln erregte Furcht, als ungegründet erkannt ward.

Ein höchst schätzbarer und lehrreicher Aufsatz über die *hamburgischen Versicherungscompagnien* findet sich in dem September Stück 1807. Wir werden dadurch mit den Einrichtungen und Gesetzen dieser für die Handlung ganz unentbehrlichen wichtigen Anstalten aufs genaueste bekannt gemacht, und müssen mit Erstaunen daraus abnehmen, was die vereinte Kraft vieler zu leisten vermag; und wie wohlthätig der Kaufmann selbst für die Handlung zu sorgen und solche empor zu bringen verstehe, wenn er nur sich selbst überlassen ist und — so wie in Hamburg — von dem Staate in seinem Gange nicht gestört wird. Im J. 1765 entstand in Hamburg durch freywillige Vereinigung von Kaufleuten die, noch jetzt bestehende, *erste Assuranz-Compagnie* und gegenwärtig nach Verlauf von 42 Jahren sind daseibst *drey und dreyssig* solcher Compagnien vorhanden, die aus 7315 Actien bestehen, deren ursprünglicher Werth sich auf 22,830,000 Mark Banco (ungefähr 11½ Millionen Thaler) beläuft. Welcher ungemeine Nutzen wird dadurch der Handlung überhaupt gewährt, und welchen bedeutenden Vortheil hat Hamburg nicht davon gezogen? Höchst interessant ist es in diesem Aufsätze, eine so deutliche Übersicht von diesem wichtigen Geschäfte vor Augen zu bekommen, das mit so vieler Klugheit, Kenntniß und Einfachheit betrieben wird, daß man dadurch allein schon mit Hochachtung für den kleinen Staat und dessen thätige Bewohner erfüllt werden muß.

Auch fehlt es diesem Werke nicht an vermischten kleinen lehrreichen Aufsätzen und Abhandlungen, als z. B.: *der speculative Kaufmann*. (Junius 1804.) Ein Aufsatz, der in mancher Hinsicht die Beherzigung junger Kaufleute verdient, indem er viele, recht gute, mit Beyspielen unterstützte Lehren, für dieselben, enthält. Mit der vom Vf. so genannten *goldenen Regel*, bey welcher die Erfahrung das beste thun soll, möchte aber ein junger Kaufmann ohne Erfahrung wohl nicht viel anzufangen wissen, da diese Regeln doch gerade den Mangel an Erfahrung bey ihm ersetzen sollen. Es findet sich auch in dem *merkantilischen Bruchstücke* von Hn. Hagenbruch (Sept. 1804) manches Gute. Nur erhebt der Vf. mit Unrecht *Friedrichstadt* zu sehr auf Kosten *Tönnin-*

*genz*. Seine Vermuthung, daß diese beiden Städte, bey der Sperrung der Elbe zu einer besondern Höhe durch den englischen Handel sich erheben würden, war damals freylich sehr gegründet, wie wenig ist solche aber in Erfüllung gegangen. In dem Aufsätze: *über das Hausiren* (ebendaseibst) rügt es der Vf. mit großem Rechte, daß große Kaufleute durch reisende Diener den letzten Verbraucher aufsuchen, und nennet dieses Verfahren ein *vornehmes Hausiren*. In Beziehung auf die in Berlin vorgegangene *Verfälschung der Kassenbeutel* schlägt ein Ungenannter (Dec. 1804) vor, statt der empfohlenen gewebten Beutel ohne Nath, die kostbar, nicht allenthalben anzuschaffen und doch, durch Verschiebung der Fäden, der Verfälschung ausgesetzt sind, sich lieber der Blasen der Thiere, besonders der Rinder-Blasen, zu bedienen. Der Aufsatz *über die Verdienste des Prof. Büsch um die kaufmännische Literatur* (Julius 1804), worin dieser würdige Mann gegen einen wörtlich mitgetheilten hässlichen Ausfall in einer gewissen K. Pr. Allg. Handl. Zeit. 1803. S. 385 in Schutz genommen wird, mag wohl recht gut gemeint seyn; bey einem so allgemein anerkannten Verdienste ist er aber theils überflüssig, theils gegen einen so heftigen Ausfall viel zu schwach. *Alas poor Busch!* möchte man ausrufen, wenn sich von diesem Unsterblichen nichts Besseres sagen liesse, als hier geschehen ist.

Der Vf. des Aufsatzes: *Etwas über die in der Periode von 1763 — 1799 vorgefallene große Revolution in der Handlung*, (Febr. 1805) hätte solchen eigentlich benennen sollen: *Etwas über die großen Bankerotte in den Jahren 1763 und 1799*. Denn nur hiervon spricht er, und nichts von dem, was zwischen diesen beiden wichtigen Jahren vorgefallen ist. Aber auch dieses hättefüglich ungedruckt bleiben mögen, da es lange das nicht erreicht, was wir von Büsch und Poppe darüber aufzuweisen haben. Der Vf. scheint aber diese Schriften nicht zu kennen, indem er seinen Beruf zu dieser Arbeit gerade davon herleitet, daß *seines Wissens* (aber warum weiß er es denn nicht?) noch kein Journal diese Vorfälle auseinander gesetzt habe.

Einen kleinen gut geschriebenen Aufsatz über die interessante Frage: *Ob es wohl oder übel gethan sey, dem Publicum eine vollständige und unparteyische Darstellung der mancherley Verfahrensarten unserer Manufacturen bekannt zu machen?*, enthält das Januar-Stück von 1806. Der Verf. ist für die Bekanntmachung, und wir stimmen ihm aus voller Überzeugung bey. Je mehr die Fabrik-Geheimnisse bekannt werden, desto größer wird die Concurrenz, und desto mehr wird man auf neue Vortheile sinnen, geschwinde, besser und wohlfeiler als Andere zu arbeiten. Die Kunst und der Verbraucher gewinnen dabey offenbar.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

#### F O R T S E T Z U N G E N.

Duisburg und Essen, b. Bodeker und Comp.: *Quartalschrift für Religionslehrer*. Bearbeitet von einer Gesellschaft westphälischer Gelehrten und herausgegeben von B. C. L.

Natomp, Prediger zu Essen. Jahrgang 1806. 4tes. Quartal. In fortlaufenden Seitenzahlen. 756 S. 8. S. Recent. der vorhergeh. Stücke. 1807. No. 125.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 FEBRUAR 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Hempel: *Journal für Fabrik, Manufactur, Handlung und Mode etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der Vf. des Aufsatzes: *Etwas über den öffentlichen Credit*, erklärt sich zwar mit Recht gegen das Aufleihen großer Summen für den Staat, aber er sagt weder etwas Neues, noch kann er erwarten, Gehör zu finden, da zu unserer Zeit die meisten Staaten in einen solchen Strudel des Aufborgens hinein gerathen sind, dass sie durchaus weiter borgen müssen, um nur die Zinsen zu bezahlen, oder ihre Existenz zu erhalten: Das Beyspiel hingegen, welches er von einem großen Staate anführt, der vor Kurzem, um den Wohlstand seiner Unterthanen zu vermehren, ein schnell-cirkulirendes Papier-Geld verfertigte, und welches er zur Nachahmung empfiehlt, hat sich schon wenige Wochen nachher als sehr unzulässig gezeigt, indem diese Papiere, freylich durch politische Ereignisse, den dritten Theil, und noch mehr, ihres Werthes gegen baares Geld, verloren, und daher für deren Besitzer sehr nachtheilig wurden.

Ein sehr durchdachter und gehaltvoller Aufsatz über *Handel und Verkehr im Allgemeinen*, findet sich im Julius-Stücke von 1807. Möchte er doch — besonders in Ansehung dessen, was der Vf. so einleuchtend über die Freyheit des Handels sagt, — von denen beherzigt werden, die durch Künsteleyen und Beschränkungen den Handel für den Staat erst recht nützlich machen wollen, und ihren Zweck gerade dadurch verfehlen.

Ein Auszug aus dem *Monthly Magazine for October 1806* (im März-Stücke 1807) giebt, einzeln specificirt, den jährlichen Werth aller englischen Fabrikate auf die ungeheure Summe von 71 bis 72 Millionen, und die Anzahl der damit beschäftigten Arbeiter auf drey Millionen 7- bis 8mal hundert tausend Menschen an.

Auch die merkantilische Literär-Geschichte geht hier ganz leer aus. Wir finden in diesem Werke von verschiedenen Verfassern Notizen über das Leben und die Schriften *Adam Riesens* (April 1805), *Schedel's* (August 1806), *Kirchhof's* (Septbr. 1806), *Sigismunds Streit's* (Octbr. 1806) und *Sinapius* (Jul. 1807). Es wäre uns lieb gewesen, wenn wir mehr über die erste Erziehung und Bildung *Schedel's* und *Sinapius* erfahren hätten, indessen ist auch das Er-

haltene nicht zu verschmähen. Sehr erwünscht wäre es, wenn der Vf. von *Kirchhof's* Leben uns, seinem Versprechen gemäß, mehrere solcher Skizzen mittheilen wollte. — Von der kaufmännischen Literatur werden kurze, aber recht gute Übersichten (May und Juni 1804, und Januar und November 1806) gegeben, und ausserdem finden sich eine Menge ausführlicher Recensionen merkantilischer Schriften in dem ganze Werke zerstreut. Es ist unsere Sache nicht, Recensionen zu beurtheilen: nur glauben wir unser Eigenthum vindiciren zu dürfen, wo wir es finden, und erklären daher, dass ein bedeutender Theil von der Rec. der *Schellenberg'schen* Schrift (Sept. 1805) aus unserer eigenen Beurtheilung dieses Werkes in diesen Blättern (1804 No. 64) abgeschrieben sey. Solche Plagiate sind in unseren Augen noch unrechtmässiger, als viele andere, da sie das rechte Verhältniss des Rec. gegen den Schriftsteller ganz aufheben. Kein billigdenkender Recensent wird unter dem Schutze der Anonymität dasselbe Werk in mehreren verschiedenen kritischen Blättern beurtheilen, weil er als einzelnes Mitglied der gelehrten Republik sich nicht mehr als Eine Stimme über den Werth oder Unwerth einer Schrift anmassen darf. Was soll er aber machen, wenn nach seiner individuellen Ansicht über dieselbe Schrift, ohne auf seine frühere Recension zu verweisen, zum zweyten Male von einem Anderen, ohne eigene Prüfung, abgeurtheilt wird? Er ist freylich unschuldig an der dadurch begangenen Versündigung an dem Schriftsteller und an dem Publicum; der unberufene Aufschreiber aber ist doppelt strafbar.

Durch die *nautischen Miscellen*, welche von April 1805 an, bis zum Aug. 1807 fortgesetzt sind, ist auf eine sehr gute Weise für eine populäre und anschauliche Erklärung sehr vieler in die Schiffahrtskunde einschlagender Kunstworte gesorgt, und durch die Abhandlung des Herrn Doctor *Braubach* (Octbr. und Novbr. 1806) in Beziehung auf *nautische Astronomie*; wird auch der Mathematiker befriediget werden.

Von dem Hn. Mechanicus und Opticus *Hoffmann* in Leipzig sind sehr nützliche Aufsätze von neuen Erfindungen und bequemeren Einrichtungen der Lampen u. s. w. mitgetheilt, und der Hr. Doctor *A. Wagner* hat ebenfalls viele sehr schätzbare Beyträge zu diesem Journale geliefert. Beynahe jedes Monatsstück enthält einen Aufsatz für die kaufmännische und höhere Arithmetik von ihm, worin er entweder durch Special-Regeln oder durch bequem eingerichtete Tabellen dem Kaufmanne an die Hand geht, weitläufige Arbitrage- und andere Berechnungen abzu-

kürzen, oder durch die Beweise seiner Angaben, die aus der höheren Rechenkunst geschöpft sind, für die Befriedigung des Mathematikers sorgt. Nur, glauben wir, hätte er seine Aufsätze theilen, und besonders für den Kaufmann, besonders für den Gelehrten arbeiten sollen. Selten wird ein Kaufmann Mathematiker genug seyn, um ihm mit Nutzen und Vergnügen in die Analysis zu folgen, und derjenige, welcher es kann, bedarf wiederum seiner Special-Regeln und Tabellen nicht, die er sich, nach seinem Bedürfnisse, mit leichter Mühe selbst machen kann. Dem Mathematiker von Profession hingegen interessiret selten die Anwendung seiner Wissenschaft auf einzelne merkantilische Berechnungen; sie werden also wahrscheinlich beiderseitig nicht ganz befriedigt. Dazu kommt noch, daß der Kaufmann, welcher sich solcher Tabellen bedient, um dadurch auf der Stelle, und schneller als durch die gewöhnliche Methode, zu arbitriren, selbige unmöglich in einem voluminösen Werke, worin sie zerstreut angetroffen werden, auffuchen kann. Er muß sie in einem bequemen Formate in der Tasche tragen, oder auf seinem Pulte liegen haben können. Es wäre also viel besser, wenn Hr. *Wagner* solche sammeln, nach den Umständen abändern und vermehren — denn manche Tabelle ist durch stark veränderte Course schon jetzt unbrauchbar — und besonders herausgeben wollte. Dabey ist in diesem Journale ferner für *Technologie*, *Mechanik*, *Chemie*, mannichfaltig gesorgt, und es fehlt auch nicht an schätzbaren Aufsätzen für *Maschinen-Gewicht* - und *Geld-Kunde*, welche wir aber meistens übergehen müssen, um die uns vorgeschriebenen Grenzen nicht zu weit zu überschreiten. Bloß folgende wenige Aufsätze wollen wir uns noch anzuführen erlauben. Im November - Stück von 1805 ist ein Auszug aus der *Achard'schen* Schrift über die *Bereitung des Zuckers aus Runkelrüben* mitgetheilt, woraus wir nur bemerken, daß ganz Schlessien ungefähr zwey Millionen Pfund Zucker im Jahre consumirt, und daß zur Erzeugung dieser Quantität aus Runkelrüben nicht mehr als 5300 Morgen oder ein Fünftel einer Quadratmeile Landes erforderlich sey. Der Vorwurf also, daß der Anbau der Runkelrüben für die übrige Cultur schädlich werde, ist durchaus ohne Gehalt. Über die Cultur und Kenntniß der *Weine* und Fabrikation des *Tabaks* bemerken wir vorzüglich folgende Aufsätze: *Über die Frank-Weine* (May 1805). *Über die Wein-Cultur in Frankreich* (Novbr. 1805). *Über die Fabricatur des Tabaks* (Sept. 1804). Der Vf. ist mit Recht gegen die Saucen, worin die ganze Kunst des Fabricanten-Trofes zu bestehen pflegt, welche, besonders dem Schnupstabake, sehr oft ekelhafte und schädliche Ingredienzen beymischen. Mit großer Sachkenntniß und augenscheinlicher Absicht, nützliche und lehrreiche Nachrichten von diesem wichtigen Fabricate mitzutheilen, ist der Aufsatz (May und Junius 1806): *Fabrications-Berechnungen über verschiedene, in und um Nürnberg u. s. w. fabricirt werdende Sorten Rauchtaback* verfaßt. Dagegen hätte der Aufsatz im May-

Stück 1805 füglich wegbleiben sollen, da er weit hinter dem obigen früheren Aufsatz (Sept. 1804) zurück steht. Der Vf. spricht den *unschädlichen Beizem* das Wort, dahin rechnet er aber Saliniak, Pottasche, Sal tartari und ungelöschten Kalk! Ferner bemerken wir: *Englische Verfahrungsart feste Farben auf Baumwolle und Leinwand zu setzen*. *Inventarium eines Schnau-Schiffes* im März - Stücke 1804. *Gebrauch der Quercitron-Rinde bey der Färberey* (Apr. 1804). *Neue hydraulische Maschine* (Juni 1804). *Die physikalische Wage* (Oct. 1805). *Über die Verfertigung der malerischen Sammete* (May 1806). *Anweisung zur Verfertigung der chinirten oder gefammten Zeuge* (Apr. 1807) u. m. dgl.

Das Gesagte wird hoffentlich hinreichend seyn, um von Neuem auf die Reichhaltigkeit und den inneren Werth dieses schätzbaren Werkes aufmerksam zu machen. In einer früheren Anzeige waren wir mit dem Stiche der Mode-Kupfer nicht ganz zufrieden; auch diese sind seit dem viel besser, und geben keinen anderen in der Art etwas nach. Dagegen müssen wir jetzt rügen, daß in den Ziffern hin und wieder grobe Druckfehler eingeschlichen sind, wodurch viele Rechnungen falsch und unverständlich erscheinen, die an sich richtig sind. Wir hoffen, die Herausgg. werden in der Folge für eine bessere Correctur der Zahlen sorgen. φ.

LEIPZIG, b. Barth: *Originalien über Gegenstände der Staatsökonomie und veterinärischen Polizey*. Von M. Joh. Jos. Wilh. Lux, der Philos. Dr. akad. Privatdocenten der Veterinarwissenschaften und ausübendem Thierarzte zu Leipzig. 1807. VI u. 266 S. 8. (20 Gr.)

Obgleich Hr. Lux durch seine Ziererey im Schreiben (er schreibt „*Insektion*“), durch die Gewalt, welche er der Sprache vorsätzlich anthut (so sagt er z. B. statt *Rindvieh* „*die Rinde*“) und durch sein, oft ungemein geschmackloses Witzeln vom Lesen seiner Schriften sehr abschreckt: so hat Rec. diese sogenannten Originalien doch vom Anfange bis an das Ende gewissenhaft durchgelesen, und will nun getreulich referiren, wie er sie gefunden hat.

Es sind überhaupt 10 Abhandlungen über Gegenstände, die — wenn man will — der Staatswirthschaft, sonst aber auch der Thierarzneykunde, der Ökonomie und Polizey angehören. Die wichtigste darunter ist die erste, die *eine neue Ansicht der Rind-epidemie* enthalten soll. Neu sind jedoch nur etwa ein paar Ideen; das Ubrige ist auch vor Hn. L. von Anderen mehrmals gesagt. Er geht von dem Satze aus, daß disseits Ungarn und Podolien die Viehseuche nie anders als durch Ansteckung entstehe; folglich auch nur durch eine Quarantaine-Anstalt, (Hr. L. sagt lieber Quatorziäne, weil er sie auf 14 Tage einschränkt) abgehalten werden könne: die zu bewachende Linie müsse sich aber freylich von der Ostsee bis an das adriatische Meer erstrecken. [Wirklich eine etwas lange Linie, deren Bewachung wohl mehr als eine Türkensteuer erfordern dürfte!] Sey

die Seuche aber einmal eingebrochen, so lasse sich dagegen auf die Wirkung von Arzneien wenig rechnen. Anfangs, so lange nur erst wenig Vieh angesteckt sey, müsse man mit Todtschlagen verfahren, und sich der Inoculation nur bedienen, um die Ungewissheit, ob verdächtiges Vieh noch erkranken werde, schnell zur Gewissheit zu bringen, und damit die, dem Publico so äusserst nachtheilige Sperre abzukürzen. Ein angestecktes Thier erkrankte am achten Tage gewiss; und werde nun erst fähig, weiter anzustecken. Nach vierzehn Tagen könne man also immer wissen, ob man von der Seuche noch etwas zu fürchten habe; und darnach denn die Sperungsperioden reguliren. Die beiden Erfahrungssätze, die Hn. L. bey diesem ganzen Raisonnement leiten, sind aber leider noch nicht völlig constatirt. Wahrscheinlich ist es nach dem, was bis jetzt vorgekommen ist, allerdings, dass uns die Seuche immer nur aus und über Ungarn und Podolien zugebracht wird; aber wenn wir sie nun in diese Länder und jenseits derselben verfolgen: so finden wir sie in der Art nicht mehr, in welcher wir sie suchen müssen. Man könnte sich denken, dass sie dort weniger mörderisch wäre, als bey uns; aber einem solchen Gedanken widerspricht doch die Erfahrung, die sich bey uns standhaft ergibt, dass die Seuche hier allezeit von selbst und oft schon nach einer kurzen Zeit aufhört. Unsere Localität kann ihr also nicht günstig seyn. Doch wenn man auch allen Zweifel über den Entstehungsgrund der Seuche bey uns fallen lassen wollte, so ist für die Sache selbst noch nichts gewonnen. Denn so wie die Dinge in der Welt gehen, kann man leicht voraussehen, dass eine Quarantaine-Anstalt, wie der Vf. sie vorschlägt, nie zu Stande kommen wird; und dass sie — zumal bey Kriegen — nicht erhalten werden kann. Was die Periode der Seuche von der Ansteckung bis zum Erkranken, und dem damit erst entstehenden Ansteckungsvermögen betrifft: so scheint Rec., der leider! zu seinem grossen Schaden auch Erfahrungen über die Sache zu machen Gelegenheit gehabt hat, erstlich, dass die Zeit von der Ansteckung bis zum Erkranken so ganz fest bestimmt nicht ist, sondern nach den Umständen sich ausdehnt und zusammenzieht; und dann zweytens, dass das Ansteckungsvermögen des erkrankten Thieres, vom Erkranken an, eine noch ganz unbekannte lange Zeit fort dauert; die Sperrungszeit also nach dem von Hn. L. aufgestellten Satze nicht regulirt werden kann, sondern noch viel mehrere und bessere Erfahrungen darüber gesammelt und benutzt werden müssen.

Von den übrigen Abhandlungen nennen wir hier folgende nur flüchtig, weil wir ihnen gar kein Interesse haben abgewinnen können, nämlich: 2. *Grundzüge zum Schattenrisse der Göttin Zoia, zur Abbildung eines Thierarztes und der Veterinarwissenschaft*; 3. *Welche Zweige der Veterinarwissenschaft sollten in unseren Zeiten auf den Universitäten gelehrt werden?* 4. *Landesproducte und Kunstfabricate.* In der 5 Abh.

wären ökonomisch-veterinarische Institute für den gemeinen Landmann von einigem Nutzen? hoffen wir auf diese wichtige Frage eine befriedigende Antwort zu finden; aber der Vf. wiederholt nur das tausend und aber tausendmal Gesagte, über was alles man dem Landmanne Unterricht geben, und dass man ihm diesen populär und praktisch geben soll. Wahrlich sehr leicht gesagt; aber wie schwer gethan! In der 6 Abh. verneint der Vf. die Frage: *ob sich der Landman durch Schriften zum eigenen Vieharzt bilden könne.* Wenn von dem ganzen Umfange der Wissenschaft die Rede ist, stimmen wir ihm gern bey: aber einzelne Fälle giebt es doch genug, für die sich der Landmann mit dem besten Erfolge bilden kann, und bilden sollte. Alle Belehrung durch Bücher halten wir also für ihn bey weitem nicht für überflüssig. In der 7ten Abh. erklärt sich der Vf., wie es uns dünkt, gegen die *Einführung fremder Viehrassen*, weil wir die Localität ihres Vaterlands nicht mit einführen können. Kaum hätten wir für möglich gehalten, dass in unseren Zeiten ein gebildeter Mann so etwas noch hätte sagen mögen. Die Umstände müssen freylich beachtet werden; aber was hindert uns dieses zu thun? War es weniger gegen die Natur, die edle Pflanze aus dem hohen Süden in das nördliche Deutschland zu verpflanzen, als das spanische Schaaf, das arabische Pferd? Unter der Rubrik „*Prachtpferde*“, womit der Vf. Luxusperde zu meinen scheint, wird in der 8ten Abh. die Anlegung einer Abgabe auf dergleichen Pferde, zum Besten von Entbindungshäusern u. d. vorgeschlagen. 9te Abhandl.: *Pferde- und Hundefleisch.* Um auch uns so, wie die Tartaren und Kalnücken, zum Genuße dergleichen Fleisches zu bringen, rath Hr. L., dass man nur Jemanden die Erlaubniß geben möge, *ausgediente* und *überhaupt unbrauchbare* Pferde zum Verkaufe ihres Fleisches zu schlachten. Wohin führt doch die Neigung, etwas Neues und Frappantes zu sagen! *Ausgediente*, d. i. von Alter, Strapazen oder Krankheit *abgemagerte* Pferde — denn äusserst fetten wird doch nur der Fall eintreten, dass man ein wohlbeleibtes Pferd zu nichts besser, als zum Schlachten brauchen könnte — zur Nahrung für Menschen, ausser der Zeit der Noth, zu empfehlen, ist dieß die Glückseligkeit, zu der die Menschen durch alle unsere Verbesserungen geführt werden sollen? In der 10ten Abh. „*die Hundswuth*“ überschrieben, sucht Hr. L. wahrcheinlicher zu machen, als es bisher gewesen ist, dass die Hundswuth von der gehinderten Befriedigung des Geschlechtstriebes herrühre. Von den beiden Gründen, die er für diese Meinung als neu aufstellt, müssen wir aber den einen, dass frey herumlaufende Hunde nicht wüthend werden, nach unserer Erfahrung für nicht zutreffend erklären. Der Vorschlag, dass zur Verhütung der Hundswuth die Hunde in der Begattungszeit in Freyheit gelassen werden mögen, giebt also wenigstens keine neue Sicherheit.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**PÄDAGOGIE.** Heidelberg, b. Gutmann und Schulz: *Skizze, d. i. kurz entworfener Plan zu einer höheren Schulanstalt, z. B. Akademie, Athenäum u. dgl. in einem vermischten kleinen Staate Deutschlands, der auch für Provinzen, Departemente oder Gouvernements größerer Lande anwendbar seyn kann.* 1804. 20 S. 8. (2 Gr.) Ob es dem Vf., der auf der letzten Seite eine Menge verschiedenartiger Ämter angiebt, die er bekleidet haben will, mit diesem hier aufgestellten Plane zur Organisation einer akademischen Lehranstalt Ernst oder Scherz sey, scheint in der That zweifelhaft. Um alles für Ernst zu nehmen, dazu sind manche Vorschläge wirklich zu spaßhaft, z. B. daß der Prof. der Philosophie nur 3 Ohm Wein, der Mediciner 4, der Jurist 5, und der Staatsökonom (denn diesen läßt der Vf. an die Stelle des Theologen rücken) aber 6 als *pers. salarii* erhalten soll. Um alles für Scherz zu nehmen, dazu ist manches, wie die Anordnung der philosophischen Lehrfächer u. s. w., wieder zu ernsthaft. Kurz Rec., unbekannt mit dem Local, ist nicht im Stande, die eigentliche Tendenz dieser Schrift einzusehen. Er weiß bloß, daß in Heidelberg auch andere Pläne, zu einem Seminarium u. s. w. erschienen sind.

Z — d.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Revision der Katechisirkunst, zur Verbesserung ihrer Theorie und Ausübung.* Von Georg Wilh. Bloch. 1805. XXII u. 100 S. gr. 8. (8 Gr.) Eine Revision der Katechisirkunst? In der That ein etwas anmaßender und vielversprechender Titel, der jedoch eben so vielerley Interpretationen zuläßt, als die Revisionen selbst im praktischen Leben auf verschiedene Weise angestellt werden. Bescheidener wäre es gewesen, wenn Hr. B. sein Buch unter dem Titel eines: *Etwas, oder: seiner unmaßgeblichen Gedanken über das Katechisiren*, ins Publicum gesendet hätte. Man findet zwar in dieser Revision die drey Capiteliüberschriften: Begriff, Endzweck, Nothwendigkeit und Wichtigkeit, Gegenstand und Grenzen; — Beschaffenheit, Methode und Regeln, besondere Bestimmungen und Stufen auch Fehler; — und endlich Gründe und Quellen, Bedingungen, Erfordernisse und Hilfsmittel des catechetischen Unterrichts; aber was über alle diese Punkte gesagt wird, ist nichts weniger, als eine gründliche Revision. Der Vf., der in der Vorrede eine, dem Titel ganz entsprechende, vornehme Sprache führt und sich S. XXI ohne allen Zweck auf verständige Leute beruft, die wissen, daß er eben so gut in einer oder mehreren (?) Facultäten promoviren könnte, als andere dies thun, wiewohl er dagegen S. XVI bekennt, daß er von Amts- und Alterswegen eben so wenig als von Natur (?) ein guter Katechet sey, auch keine Gelegenheit gehabt habe, gute Katecheten zu hören und fremde Hülfe zu gebrauchen, schmeichelt sich doch, die Principien und Quellen der Katechisirkunst gefunden zu haben, so wie die Regeln und Hilfsmittel, welche sie zu ihrem Zweck befolgen und anwenden soll. Wenn Hr. B. das, was er S. 11 niederschrieb: „Je mehr ein Lehrer selbst denkt und eine geübte Vernunft besitzt, desto weniger hat er nöthig, sein Gedächtniß mit fremden Anweisungen (auch wohl Revisionen?) zu beschweren“ beherzigt hätte, dann würde er vielleicht weniger eingenommen von seiner sogenannten Revision seyn. Was er in derselben sagt, ist in der Hauptsache schon in Miller's, Gröffe's, Rasenmüller's, Dinter's u. a. Anweisungen zum Katechisiren bemerkt worden. Schon vor dieser von Hn. B. angestellten Revision wußten alle gute Katecheten, die sich über catechetische Pedanterey erhoben, daß (S. 33) eine natürliche Katechisation ein der Unterhaltung sich näherndes Gespräch sey, und deshalb das Fragen des Lehrers zuweilen mit kurzen Zwischenreden abwechseln müsse, bey Übergängen, Erläuterungen, Anwendungen, Ermahnungen u. s. w. Diese Maxime ist auch selbst in gedruckten Multern befolgt. Was unser Revisor als in den catechetischen Lehrbüchern übergangen und daher so vorstellt, als würde es von ihm hier zum ersten male gesagt, wie nämlich der Stoff zu Katechisationen zu finden sey, das mußte Jedem bekannt seyn, der Schmidt's Moralphilosophie oder Schwarzens moralische Wissenschaften gelesen hatte. Die möglichen Prädicationen, wie Hr. B. die mannichfaltigen Rücksichten nennt, die bey vollständiger Behandlung eines Pflichtgebots ins Auge gefaßt werden können, findet man in jenen Schriften wörtlich aufgestellt, und in der zuletzt erwähn-

ten Schrift ist selbst jede Pflicht nach diesen Gesichtspunkten durchgeführt. Wem indeß das Alles noch unbekannt war, der wird die Revision des Hn. B. nicht ohne allen Nutzen lesen.

Z — d.

1) Würzburg u. Bamberg, b. Göbhardt: *Unterricht, das Lesen in der kürzesten, leichtesten und gründlichsten Methode aus unserm Schulbuche zu lehren, für Schullehrer im Würzburgischen.* Von F. J. Fuchs, Caplan. 1804. IV u. 38 S. 8. (4 Gr.)

2) Passau, b. Ambros: *Über die zweckmäßigste Lesemethode und den Unterricht überhaupt.* Nebst einer Beylage über die Verwendung der Klostersgüter. Von Gottl. Wahrnush. Mit einem Kupferstich. 1804. 58 S. 8. (3 Gr.)

No. 1 ist ein mit einigen Zusätzen versehener Abdruck einer bereits in Andres Archiv für Kirchen- und Schulwesen (1 B. 3 Heft, 321. seqq.) befindlichen Abhandlung. Hr. F. unterscheidet vier Lesemethoden. Die erste lehrt das Lesen in einzelnen Tönen der Buchstaben; die zweyte — in halben Sylben; die dritte in ganzen Sylben und die vierte in ganzen Wörtern. Er erklärt sich nach Stephani für die erste, und vergleicht, um sich den Lehrern recht deutlich zu machen, die Sprache mit der Musik, deren Töne durch Noten, sowie die Töne der Sprache durch Buchstaben, bezeichnet werden. Man sieht schon aus dieser kurzen Inhaltsanzeige, daß das hier Gesagte ziemlich bekannt ist.

No. 2 ist ebenfalls Abdruck eines Aufsatzes, welcher schon in der Aurora gestanden hat, nebst den darüber gemachten Bemerkungen des Redacteurs dieser Zeitschrift und einer hinzugekommenen Rechtfertigung des Vfs. Die Namen Selbstlauter und Mitlauter führen den Vf. auf die Richtigkeit dieser Benennungen. Er fand, daß die Töne der ersten die Elemente für den neugeborenen Menschen bilden. Diese verleitet ihn, — das sind seine eigenen Worte — die Bezeichnung dieser Töne als die Grundlage des ersten Lesunterrichts zu betrachten. Der größte Theil der Schrift ist polemisch. Über eine unbedeutende Sache sind viel zum Theil unnütze Worte gemacht.

Z — d.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Von der Kraft des Beyspiels Jesu zur Bildung des Kinderherzens.* Herrliche Worte in der Musterschule bey der Vorstellung ihres Oberlehrers Anton Gruner gesprochen am 4 März 1805 von Dr. Wilh. Fr. Hufnagel. Beygefügt ist der Gruner'sche Aufsatz: Kurzes festes Resultat des Nachdenkens über die Einrichtung einer guten Bürgerschule. 52 S. 8. (4 Gr.) Hufnagels Rede ist, wie man von einem so warm fühlenden Manne erwarten kann, herrlich, überdies noch mit vielen Anmerkungen versehen, welche Stellen aus verschiedenen Schriftstellern als Belege zu den, in der Rede selbst aufgestellten, Behauptungen enthalten. Hn. Gruner's Schulplan verrath einen denkenden und ebenfalls sehr stark fühlenden Mann. Was Becker über Bürgerschulen geschrieben hat, ist aber dadurch keineswegs übertroffen. S. 41 ist durch einen Druckfehler Köhler in Köhlerin verwandelt worden.

Z — d.

Magdeburg, b. Keil: *Von der, bey den niederdeutschen freyen Bauern möglichen und nützlichen Bildung und von den Mitteln sie zu befördern*, gezeigt in einem Beyspiele des Dorfes Großen-Läfer im Fürstenthum Hildesheim von D. H. H. Cludius, Superint. zu Hildesheim. Aus dem Museum für Religionswissenschaft besonders abgedruckt. 1805. 94 S. gr. 8. (6 Gr.) Nach Befestigung einiger Einwurfe, welche gewöhnlich gegen die Aufklärung der Bauern gemacht werden, und nach kurzer Anwinkung der Vortheile, welche sowohl für die aufgeklärten Landleute selbst, als auch für andere daraus hervorgehen müssen, sucht der Vf. darzuthun, daß die Landleute einen gewissen Grad der Bildung des Geistes, Körpers, des Herzens und der Sitten, oder eine richtige Erkenntniß und deutliche Einsicht dessen, was ihnen als Menschen und Landleuten wichtig ist, nicht entbehren können. Als eines der wirksamsten Mittel zur Beförderung dieser Aufklärung empfiehlt er die Anlegung zweckmäßig organisirter Landschullehrerseminarien auf dem Lande und zeigt, wie viel der würdige Hundesiker, aus dessen Lebensgeschichte hier einige interessante Notizen mitgetheilt werden, für die Bildung der Landgemeine, in der er lebt, gethan habe.

Z — d.



# Monatsregister

v o m

F e b r u a r 1 8 0 8.

## Verzeichniß der im Monat Februar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher:

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

### A.

- A B C Buch**, neuestes, für gute Kinder 29, 232.  
**Abhandlungen**, neue physikalische, der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt vom J. 1805 47, 372.  
**Almanach Imperial** an bissextil 1808, p. Tets 44, 345.  
**Anfangsgründe zu der Kunst schön zu schreiben**. Neue Aufl. 42, 335.  
**Ausfeld neue Vorschriften** für die ersten Anfänger im Schreiben 53, 264.

### B.

- Batz kleines Lehrbuch** der katholischen Religion. 5te Aufl. 42, 335.  
**Bef respiratio pulmonum fetus et curis** 32, 255.  
**Block Revision** der Katechisir Kunst 50, 399.  
**Bucholz Taschenbuch** für Scheidekünstler und Apotheker auf 1807 46, 363.

### C.

- Chrestomathie**, neue, für Anfänger zur Uebung im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Herausgegeb. von Hecker. 5te Aufl. 53, 263.  
**Claudius von der bey den niederdeutschen freyen Bauern möglichen Bildung** 50, 400.  
**Cede Imperial ou Recueil chronologique des lois constitutionnelles de l'Empire François** 48, 378.  
**Currie über die Wirkung** des kalten und warmen Wassers, als eines Heilmittels in Fiebern. Aus dem Engl. von Michaelis 1 Th. 51, 241.  
 — — Fernere Nachrichten von der glücklichen Anwendung des kalten Sturzbades in adynamischen Fiebern. 2ter Th. Aus dem Engl. von Hegewisch 31, 141.

### E.

- Eckermanns Erklärung** aller dunklen Stellen des neuen Testaments. 1. 2 B. 26, 201.  
**Eggers animadversionum in Sophoclis Oedipum regem spectamen I** 33, 261.  
**Emmert Harmonien** für 2 Clarinetten, 2 Hörner etc. Erste Samml. 31, 247.  
 — — Harmonien für 2 Flöten, 2 Hörner und 1 Fagott. Erste Samml. 31, 247.  
**am Ende Predigten** an Fest- und Bußtagen 28, 217.  
**Esper europäische Schmetterlinge** 5 B. 10 H. 55, 276.  
**Estat de la Legion d'honneur**. 1 T. Nouv. Edit. 48, 382.

### F.

- Fähse Pindaros Siegeshymnen**. 1. 2 B. 55, 257.

**Fuchs Unterricht**, das Lesen in der kürzesten Methode, zu lehren 50, 400.

### G.

- Gerle Korallen** 41, 324.  
**Globig Versuch** einer Theorie der Wahrscheinlichkeit. 2 Thle. 29, 225.  
**Goede England, Wales, Irland und Schottland**. 2te Aufl. 1 — 5 B. 55, 263.  
**Goldmayer über die Gelehrsamkeit und deren Geschichte** 56, 287.  
**Gotthardsberg, der St., mit den angrenzenden Gebirgen und Thälern** 48, 383.  
**Graf, der, und die Gräfin von Gleichen. Eine Tragödie** 43, 337.  
**Gravenhorst Coleoptera microptera Brunsvicensia** 56, 279.  
 — — — monographia Coleopterorum micropteronum 55, 279.  
**Gründler patriotischer Vorschlag** zu einem Creditssystem für Hausbesitzer 40, 320.  
 — — über die Messe zu Frankfurt an der Oder 40, 319.

### H.

- Hauserzt, der, oder gründliche Anweisung**, wie man sich ein gesundes, frohes und langes Leben verschaffen kann 52, 252.  
**Heilkunde der religiösen Gefühle** 27, 213.  
**Hermann kürzere Kanzelvorträge** auf alle Sonntage des Jahrs. 2 Jahrg. 1. 2 Th. 2te Aufl. 42, 336.  
**Hofmann über Einquartierung und deren gleichförmige Vertheilung** 30, 239.  
**Holcroft Reise nach Paris**. Aus dem Engl. übersetzt von Bergh 59, 305.  
**Hofcher über Einquartierung in der Reichsstadt Augsburg** 29, 239.  
**Hufnagel von der Kraft des Beyspiels Jesu zur Bildung des Kinderherzens** 50, 400.  
**Hüllmanns deutsche Finanzgeschichte des Mittelalters** 37, 259.  
 — — Geschichte der Domänenbenutzung in Deutschland 42, 329.

### I.

- Journal für Fabrik, Manufactur, Handlung und Mode**. 26 — 35 B. oder Jahrg. 1804 — 1807 49, 385.

### K.

- Kastner Grundriß der Chemie**. 1 Th. 45, 355.  
**Kellner Naturgeschichte der Canarienvögel** 31, 247.  
**Kindlinger Sammlung merkwürdiger Nachrichten und Urkunden** für die Geschichte Deutschlands 57, 255.

<b>L.</b>		<b>Schmetterlinge. Ein Bilderbuch für Kinder</b>	44, 351.
<i>Lampadius</i> systematischer Grundriss der Atmosphäre	47, 371.	<i>Schmütz</i> respiratio pulmonum fetus et cutis	32, 255.
<i>Legendre</i> nouvelles méthodes pour la détermination des orbites des Comètes	46, 365.	<i>v. Schrank</i> landesherrliche Nebenstunden zur Erweiterung der Naturgeschichte. 1. 2 H.	44, 349.
Lesebuch, allgemeines, für katholische Bürger und Landleute. Neue Aufl.	45, 359.	<i>Schwabe</i> von dem Nichtrecht der Hypothekenveräußerung des Schuldners	41, 327.
<i>Lux</i> Originalien über Gegenstände der Staatsökonomie	60, 396.	Skizze, d. i. kurz entworfener Plan zu einer höheren Schulanstalt	50, 399.
<b>M.</b>		Skizzen aus den neueren Zeiten	42, 334.
<i>Magazin</i> von merkwürdigen Reisebeschreibungen. 27. 28 B.	58, 297.	<i>Stocker</i> Vocabularium Latinitatis antiquioris et medii aevi diplomaticum	47, 375.
<i>Mont. le, St.</i> Gotthard et les Montagnes et Vallées voisines pris au Sud	48, 335.	<i>Stoekel</i> Beschreibung einer ganz bequemen Bettstätte für Kranke	52, 296.
<i>p. Montfaucon</i> griechische und römische Alterthümer. Herausgegeben von Roth	39, 311.	<i>Struve</i> Handbuch des Mineralogen. Aus dem Französischen von <i>Hütner</i>	44, 347.
<b>N.</b>		<i>Stutzmann</i> System der Politik und des Handels von Europa	50, 257.
<i>Natorp</i> Quartalschrift für Religionslehrer. Jahrg. 1806. 4tes Quartal	49, 391.	<b>T.</b>	
<b>O.</b>		<i>Thoni</i> neue Festpredigten	23, 217.
<i>Ortloff</i> über die Geschichte der Wissenschaften und Künste	36, 287.	<i>Turnbull</i> Reise um die Welt in den Jahren 1800 bis 1804. Aus dem Engl. übersetzt von <i>Weyland</i>	59, 247.
<i>Ortmann</i> neue kurze Festpredigten. 1. 2 Th.	28, 217.	<b>U.</b>	
<b>P.</b>		Untersuchungen über den Geburtsadel (von <i>Bachholz</i> )	40, 315.
Paris wie es war und wie es ist. Aus dem Engl. übersetzt. 3 Thle.	39, 310.	<b>V.</b>	
<i>Pauls</i> respiratio pulmonum fetus et cutis	32, 255.	Versuch über Luthers Reformation; ihren Geist und ihren Einfluß. Aus dem Französischen von <i>Plieth</i>	34, 271.
<i>Pezzl, J.</i> Beschreibung und Grundriss der Haupt- und Residenz-Stadt Wien. Neue Aufl.	54, 272.	<i>Vochs</i> deutliche Anweisung zur Verfertigung der Baurisse. 4te Aufl. Herausgeg. von <i>Mayer</i>	45, 359.
<b>R.</b>		<i>Vollbeding</i> bessere Anordnung des deutschen Alphabets	29, 231.
<i>Roesler</i> de historiae universalis argumento	58, 303.	<i>Volta's</i> Schriften über Elektricität und Galvanismus. Uebersetzt von <i>Nasse</i> . 1 B.	47, 375.
<i>Rumpler</i> drey Fastenpredigten	28, 225.	<b>W.</b>	
<b>S.</b>		<i>Wahrnuth</i> über die zweckmässigste Lesemethode	50, 400.
<i>Santander</i> Dictionaire bibliographique choisi du quinzième Siècle. P. 1. 2. 3	56, 381.	<i>Weisse</i> neues Museum für die sächsische Geschichte. 4 B. 1 H.	59, 311.
<i>Schellenberg</i> Wechselcourstabelle	47, 375.	<i>Wild</i> Tabellen zur Berechnung der Hamburger Wechselcourse nach Proportionalzahlen	47, 373.
<i>Scheller's</i> lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handlexikon. Herausgegeben von <i>Lünnemann</i> . 1. 2. Th.	34, 266.	<i>Winkler</i> Einleitung in die physisch-mathematische Kosmologie. 2 Thle.	47, 369.
<i>Schleiermacher</i> Predigt bey Eröffnung des akademischen Gottesdienstes der Friedrichs-Universität	28, 217.	— — Sätze zur allgem. Experimentalnaturlehre	47, 369.
— — — Predigten. Erste Sammlung.	28, 217.	— — Sätze zur mathemat. Erdkunde etc.	47, 369.
Neue Aufl.	28, 217.		

## II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Ahl in Coburg 36.  
 Akademische Buchhandlung in Frankfurt an der Oder 42.  
 Akademische Buchhandlung in Kiel 26.  
 Ambros in Pessau 50.  
 Anonymer Verlag 29. 30. 40.  
 Arnold in Dresden 53. 47.  
 Bodecker und Comp. in Duisburg und Eilen 49.

Barth in Leipzig 50.  
 Beck's W. in Nördlingen 47.  
 Beyer und Maring in Erfurt 47.  
 Breitkopf und Härtel in Leipzig 59.  
 Campe in Nürnberg 50.  
 Comtoir für Literatur in Leipzig 52.  
 Courcier in Paris 46.

Craz und Geväch in Freyberg 47.  
 Dederich in Bamberg 42.  
 Dienemann und Comp. in Penig 55.  
 Dietrich in Göttingen 35.  
 Doll in Wien 28.  
 Duyle in Salzburg 51 (2).  
 Fleischer, Gerh., in Leipzig 57-59.  
 Frieße in Pirna 44.  
 Fritsch in Leipzig 34.  
 Frölich in Berlin 57.  
 Göbhardt in Würzburg 55. 45. 50.  
 Goldstamm in Danzig 42.  
 Gräff in Leipzig 41.  
 Gutmann und Schulz in Heidelberg 50.  
 Hahn, Gebrüder, in Hannover 50.  
 Haller in Bern 44.  
 Heitz in Straßburg 52.  
 Hempel in Leipzig 49.  
 Heneings in Erfurt 41.  
 Hoyer in Gießen 50.  
 Hoffmann in Weimar 46.  
 Keil in Magdeburg 50.  
 Klüger in Rudolstadt 47.  
 Korn in Fürth 29.  
 Krüll in Landshut 28.  
 Littfats in Berlin 52.

Löfflund in Stuttgart 53.  
 Maurer in Berlin 40 (2).  
 Mayer in Salzburg 28.  
 Mohr und Zimmer in Heidelberg 45.  
 Mohs in Kiel 33.  
 Montag und Weiss in Regensburg 29.  
 Nicolovius in Königsberg 27.  
 Niemann in Leipzig 49.  
 Nitzsche in Nordhausen 34.  
 Realbuchhandlung in Berlin 28 (2). 53. 45.  
 Reichard in Braunschweig 55.  
 Riegel und Wiefner in Nürnberg 59.  
 Schimmelpfennig und Comp. in Halle 47.  
 Schramm in Tübingen 38.  
 Stage in Leipzig 42. 45.  
 Stein in Nürnberg 32.  
 Teltu in Paris 44.  
 Tillard in Paris 36.  
 Vargentrapp und Wenner in Frankfurt am Mayn 50.  
 Vofs in Berlin 58.  
 Wagner in Neustadt 28.  
 Walther in Erlangen 55.  
 Weber in Landshut 44.  
 Weigel in Leipzig 51.  
 Widtmann in Prag 42.  
 Wild in Altona 47.

## III. I n t e l l i g e n z b l a t t d e s F e b r u a r.

### Literarische Nachrichten.

Notizen aus Prag im Jahr 1808.

### Ankündigungen.

Akademische Buchhandlung in Jena 7. 56.  
 d'Alambert an Friedrich II über die Theilung  
 Polens 10. 80.  
 Andreä in Frankfurt am Mayn Verl. 7. 52.  
 Annalen, neue theologische, für 1808 7. 51. 10. 78.  
 Campe in Hamburg Verl. 8. 61.  
 Carus hinterlassene Werke 7. 52.  
 Charakteristik Friedr. Wilhelms III 10. 80.  
 v. Cölln Gedanken über die Erbunterthänigkeit  
 in Schloßen 10. 80.  
 Feuerbrände, neue. 11 Heft 10. 78.  
 Flick in Basel Verl. 7. 55.  
 Göpferdt in Jena Verl. 7. 56.  
 Hanisch W. in Hildburghausen Verl. 10. 80.  
 Nicolovius in Königsberg Verl. 7. 53.  
 Recueil de traits caractéristiques pour servir à  
 l'histoire de Frédéric Guillaume III 7. 55.  
 Reichard in Braunschweig Verl. 8. 61.  
 Reichard Oden, Lieder und Romanzen 8. 62.  
 Röwer in Göttingen Verl. 8. 61.  
 Rommerskirchen in Köln Verl. 9. 67.  
 Tifons d'Hercule 10. 79.  
 v. Uttenstein Geschichte der Stadt Regensburg 8. 52.

### Beförderungen und Ehrenbezeichnungen.

9. 65. Aigel in Pesti 6. 47.  
 v. Andre in Wien 6. 43.  
 Augusti in Jena 10. 74.  
 Baß in Darmstadt 8. 58.  
 Böckh in Heidelberg 10. 76.  
 Bucholz in Erfurt 10. 74.  
 Callisen in Kopenhagen 10. 76.  
 Castellitz in Wien 6. 43.  
 Daunbrawa in Lemberg 6. 42.  
 Döttler in Wien 6. 45.  
 Eichstädt in Jena 10. 74.  
 Fleischer in Berlin 8. 59.  
 Gafz in Stettin 8. 59.  
 Gerstner in Wien 10. 76.  
 Henrici in Stendal 8. 59.  
 Heyse in Oldenburg 10. 76.  
 Himmerlich in Berlin 8. 58.  
 Hufeland in Berlin 8. 59.  
 John in Berlin 8. 59.  
 Kotzky in Teschen 6. 42.  
 Lemarquand aus Paris 10. 73.  
 v. Lorenz in Ungarn 6. 42.  
 Eytthoff in Krakau 6. 42.  
 v. Mandelslohe in Stuttgart 10. 76.  
 Mattuschka in Prag 10. 76.  
 Maufs in Salzburg 8. 45.  
 v. Monyorokerek in Ungarn 6. 42.

*Niemeyer* in Halle  
*Niz* in Wolgast  
*Olshausen* in Glückstadt  
*Petiscus* in Berlin  
*Prohaska* in Ungarn  
*Haab* in Raab  
*Hachovecz* in Großwardein  
*Raiman* in Krakau  
*Reichardt* in Cassel  
*Rötscher* in Berlin  
*Ruffing* in Stoots  
*Sartori* in Wien  
*Scherer* in Wien  
*Schrader* in Berlin  
*Schrader* in Rinteln  
*Seihm* in Prag  
*Sicard* in Rinteln  
*Valkovszky* in Großwardein  
*Fogler* in Darmstadt

#### Nekrolog.

*Maffon* in Paris  
*Ratzburg* in Berlin  
*Seydlitz* in Leipzig  
*Spengel* in Katelow  
*Warnekros* in Greifswald

#### Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Berlin, Versammlung der königl. Akademie der Wissenschaften am 28 Jan.  
 Brüssel, Preisfragen der Société de médecine  
 de l'Eure Preisfrage der Société d'agriculture  
 des sciences et arts  
 Jena, Versammlung der herzogl. mineralogischen  
 Societät am 30 Jan.  
 Nismes, Preisvertheilung der Akademie du Gard  
 Paris, Versamml. des Nationalinstituts am 4 Jan.  
 Wittenberg, Versammlung der ökonomischen  
 Provinzialsocietät

8. 58. Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.  
 8. 58.  
 10. 74. Dorpat, Feyer des Geburtstags des Kaisers von  
 8. 59. Seiten der Akademie 9. 67.  
 10. 76. Gotha, Amtsjubiläumsfeyer am Gymnasium 10. 75.  
 6. 42. Großwardein in Ungarn, Vacanz der Professur  
 der Philosophie 6. 41.  
 6. 41. Jena, Prorektoratswechsel, Promotionen 10. 73.  
 6. 42. Leipzig, Promotionen 10. 75.  
 8. 58. Profsburg, Errichtung einer Industrieschule für  
 8. 59. Mädchen 6. 41.  
 6. 42. Rinteln, akademische Feyer des Huldigungsfestes 10. 73.  
 6. 42. Teschen, Wiedereinführung des Unterrichts im  
 10. 76. Griechischen und Hebräischen 6. 41.  
 8. 59. Wittenberg, Promotionen 10. 74.  
 10. 74. Würzburg, Promotionen 8. 57.  
 6. 42.

#### Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

8. 58. Bücherauction in Eisenach 8. 64.  
 — — — in Leipzig 7. 56.  
 Bücherverkauf in Weimar 6. 43.  
 8. 59. Debonale's Berichtigung wegen dessen französi-  
 8. 60. scher Grammatik 7. 56.  
 8. 60. v. Dahn's Berichtigung 7. 56.  
 8. 60. Müllmann in Frankfurt an der Oder literarischer  
 8. 59. Dank 7. 51.  
 Mannert in Würzburg Anzeige 8. 64.  
 v. Müller in Pesth hat über das ungar. Museum  
 eine Schrift verfertigt 6. 43.  
 10. 76. Musée français, davon ist die 55te Lieferung er-  
 7. 50. schienen 8. 60.  
 7. 49. Oken in Jena Antikritik gegen die Hallische A. L. Z. 9. 69.  
 7. 50. Schadow in Berlin hat Luthers Büste verschenkt 8. 60.  
 7. 49. Seebach in Jena hat Davy's Versuche wiederholt 10. 77.  
 7. 49. Sömmerring über spangrüne Knochen 7. 52.  
 7. 49. Wien, daselbst werden Geographiae veteris scripto-  
 res graeci minores gedruckt 6. 44.  
 10. 77. Wittig Anerbieten an das geognostische Publi-  
 cum 8. 62.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 1 M Ä R Z, 1808.

## T H E O L O G I E.

STOTTGARDT, b. Löflund: *Salomonis, regis et sapientis, quae supersunt ejusque esse perhibentur omnia. Ex Ebraeo latine vertit notasque, ubi opus esse visum est, adjecit Josephus Fridericus Schelling, Potentiss. Régis Württemberg. a consiliis et Monast. Murbardiensis Abbas. 1806. XIV u. 240 S. 8.* (1 Kthlr. 8 gr.)

Das Publicum kennt Hn. Sch. aus einigen kleinen Schriften als einen einsichtsvollen und gründlichen Kenner der orientalischen Literatur. Die gegenwärtige Bearbeitung der Salomonischen Schriften ist ein erfreulicher Beweis, daß er unter wichtigen, und zum Theil heterogenen Amtsgeschäften die Studien nicht vernachlässigte, die gewöhnlich vor anderen das traurige Schicksal haben, von den Mühen und Sorgen eines geschäftvollen Lebens erstickt zu werden.

Der Vf. erzählt S. III — VII die nähere Veranlassung zu dieser Arbeit. Im Königreich Württemberg sind sonn- und festtägliche „*lectiones, quae dicuntur, vespertinae*“ gebräuchlich, wo ein Capitel der heil. Schrift nebst einer kurzen Erklärung vorgelesen wird. [In Sachsen sind ähnliche Vorlesungen beym Früh- und Nachmittags-Gottesdienst, nebst Summarien, in Gebrauch.] Zu diesem Behuf soll gegenwärtig eine neue, verbesserte Übersetzung und Erklärung veranstaltet werden. Die Arbeit ist unter mehrere gelehrte und einsichtsvolle Männer vertheilt und ihrer Vollendung nahe. Hn. Sch. ward die Bearbeitung der Salomon. Schriften (mit Ausschluss des Hohenliedes) zugetheilt, und sie sollte, nach seiner Versicherung, bald erscheinen. Warum er die gegenwärtige lateinische Übersetzung vorausschickte, mögen seine eigenen Worte sagen: „Cum in illa (expositione Germanica) ab solita maximeque communi interpretum sententia nonnunquam facerem meoque sim iudicio usus, idque rationibus philologico-criticis permotus, neque in libro populari usui unice destinato doctis observationibus locus sit, possentque tam ex iis, quorum esset, illam meam expositionem populo praelegere, quique ipsi docti sunt, esse saltem praesumuntur, non pauci esse, qui novas interpretationis causasque accuratius scire vellent: eorum potissimum in gratiam novam hanc versionem edendi consilium cepi, ut rationem ejus redderem ego, et ipsi non arbitariam aut precariam eam esse intellegent.“

der angegebenen Absicht entspreche, sondern daß sie auch allen Freunden des Bibelstudiums ein angenehmes Geschenk seyn werde. Die Übersetzung ist nach richtigen Grundsätzen, mit der größten Sorgfalt, und in einer so reinen Sprache abgefaßt, daß sie als Muster einer guten lateinischen Dollmetschung dienen kann. Vom Parallelismus und Numerus des Originals ist so wenig aufgeopfert worden, als es, bey dem verschiedenen Genius beider Sprachen, nur immer möglich ist. Es kommt hier nicht darauf an, eine oder die andere vorzüglich gelungene Stelle auszuheben oder nachzuweisen; man kann darauf provociren, daß man keine Stelle ohne Befriedigung lesen werde. Die Anmerkungen sind nicht zahlreich, aber sie bekräftigen überall den gelehrten und geschmackvollen Ausleger, der, verständig und sorgfältig auswählend, nur das Nothwendigste mittheilt, und weitläufige philologische Diatriben über zehnmal verhandelte Dinge denen überläßt, die keine nahrhaftere Speise zu geben vermögen. In den Sprüchen (*Sententiae*) sind manche gute Sprachbemerkungen beygebracht. Ausserdem sind noch VIII *Excursus* beygefügt, die zwar zuweilen kürzer sind, als man wünschen möchte, aber doch hinlänglich, um die sinnreichen Erklärungsversuche des Vfs. beurtheilen zu können. Wir wählen einige Proben aus den beiden letzten Capiteln. Cap. 30, 1 wird übersetzt:

Effata Aguris, filii Jakoh,  
Oracula, quae elocutus est conjux Ithielis,  
Ithielis, inquam, et Uchalis.

Dazu die Anmerkung: „*Quid sibi velit hic רבב prorsus obscurum, nisi conjugis sensu sumatur. Designat etiam vox propriè maritum, quod loca Deut. XXII, 5. Ps. CXXVIII, 4. Jer. XXXI, 22. XLIII, 6. Prov. VI, 34. inprimis vero usus ejus in dialectis chald. et syr. probat. Ithiel igitur et Uchal feminae fuerunt, et quidem uxorcs Aguris.*“ Der *Excurs* S. 151, 152 sucht zuerst zu zeigen, daß das *demonstrativum* in רבב weder unpassend noch ungewöhnlich sey (die angeführten Stellen beweisen aber doch nur für י. In demselben scheint es für diesen Gebrauch keines besondern Beweises zu bedürfen, da die gewöhnliche Regel gilt). Sodann wird wahrscheinlich gemacht, „*habuit fortasse Agur coetaneos sui cognominis, additurque ab hac rationem, ut distinguatur ab his, quod fuerit ille Ithiel et Uchali matrimonio junctus. Quia haec ejus uxores, prior praesertim, quae ab altera ali- quatenus distinguatur, etiam ipsae nomen non incole-*

Rec. ist überzeugt, daß diese Arbeit nicht nur  
J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

*suas inter habuisse videntur.*“ Endlich wird an dem Beyspiel von יְחִיאל I Kön. 16, 31 und יְחִיאל I Sam. 18, 20 gezeigt, daß die Wörter *Ithiel* und *Uchal* allerdings Weiber-Namen seyn können. Rec. möchte noch den Wahrscheinlichkeitsgrund hinzufügen, daß im folgenden Capitel das Lob der guten und verständigen Hausfrau gepriesen wird. Dieses Lob mochte bey Agurs Weibern vorzüglich passend seyn.

Eben so beyfallswürdig ist auch die Erklärung von C. 30, 16: „*Arabibus derivata radicis ערק, nimirum ערק hirudinum et ערק hirudinum immissionem in locum, unde sanguinem exsugant, ערק vero et ערק ejusdem cum Ebr. ערק formae, mortem et calamitatem notant. Est itaque ערק hieroglyphica quasi mortis denominatio, qua illa sub imagine sanguisugae animantis, aut voracis alicujus quasi sphingis repraesentatur. Quae ei filiae hic tribuuntur, eae Cap. 27, 20 propriis verbis ערק וברק nommantur, atque hoc ipso in loco est etiam aenigmatis solutio. Comparantur scilicet etiam hic insatiabiles hominum cupiditates cum morte, cujus filiae i. e. adjuncta, sunt sepulcrum et status mortuorum. Morti dein tria alia associantur, aequae insatiabilia, uterus sterilis, terra et ignis.*“ Ueber Cap. 31, 1 hat Hr. Sch. folgende Meinung: לְכָל וְלְכָל unum idemque nomen, illaque prior forma quasi diminutiva hujus posterioris, Bathseba vero illa in appellando temella adhuc filiolo usa esse videtur. Servatae sunt certe literae mediae ל et ו in hac ipsa forma immutata. Solent hodiernum matres infantum nomina amoris leporisque gratia varia ratione inflectere. Matrum vero ingenium semper est idem, et quis eundem morem non jam olim etiam Hebraeorum matribus familiarem esse potuisse facile probaverit?“

Auch in der Bearbeitung *Kohelth's* bietet Hr. Sch. manche interessante Bemerkung dar. Zu Cap. 1, 13 wird bemerkt: ענין vox philosophica in libro *Kohelth* tantum obvia, idem fere, quod nostris philosophis objectum, significans. Ex ea etiam verbum ענין suum hic significatum petere videtur.“ Die beiden Excursus S. 205 ff. erläutern zwey schwere Stellen des XII Capitels, V. 4 u. 5. Beide werden übersetzt: V. 4. „*Valvae item forium (os et labia) extorsum clauduntur, cum sonitus molitionis languescet, et, si elevare se conabitur, aviculae vox erit, omnesque soni musici deprimuntur.*“ V. 5. *Altiora porro quaevis timebuntur et, quidquid obrium erit, terribabit, sive amygdalus floreat, sive locusta pinguisfuit, sive capparitis glans corticem rumpat, quandoquidem in eo est, ut homo ferius diuturniusque suum domicilium demigret, plangentesque jam fere ante fores circumceant.*“ Bey den Worten: חֲזָרָה לְפָנֵינוּ wird die Übersetzung, von Michaelis, Döderlein u. a. et *surgetur ad vocem* verworfen, und dagegen die ganze Redensart „*de vocis et sonorum imminutione*“ erklärt. Rec. hat die Stelle immer so verstanden: *Somex surgit (somno excitatur) ad fufurum volucris, nec tamen delectatur contra fuscinarum.* Bey V. 5 müssen wir die scharfsinnigen und gelehrten Erörterungen über die einzelnen schweren Ausdrücke übergehen, und

können bloß das S. 206 gegebene Resultat ausheben: „*Verisimillimum autem est, esse illa trium anni temporum, veris, aestatis et autumnii, περιφρασεις, nec designari per illa alias aliasque cum senectute conjunctas molestias, sed amplificari. quae ante de metu senum in cundo gradiendoque dicta sunt, hac ulteriori significatione, quod ille metus vel iis anni temporibus, quae alias ad excedendum in amoena campi vireta inprimis opportuna sint, locum habeant.*“ Die ganze Erklärung dieser Stelle, die immer eine *crux interpretum* bleiben wird, ist gewiß sehr sinnreich. Doch gesteht Rec., daß es es noch nicht über sich erhalten konnte, sie der Erklärung vorzuziehen, die sich ihm von jeher als die wahrscheinlichste aufdrang. Rec. findet in ענין die doppelte Bedeutung von ענין blühen, und ענין verachten, und er hält ענין allerdings für die *τεττις*, cicada orna, da es ihm unerwiesen scheint, daß bloß die *efshare Locusta* darunter zu verstehen, und erstere im Orient gar nicht einheimisch sey. Er übersetzt die ganze Stelle: *Selbst der blühende Mandelbaum hat keinen Reiz für ihn (wird verachtet). beschwerlich fällt ihm (wörtlich oneratus est) die Grille, und verloren geht für ihn (הפך) der klagende Ton der Turteltaube (אביונה).* Den Namen ענין will Hr. Sch. lieber unerklärt lassen: „*Frustra laborant interpretes in explicando hoc nomine, cum quas ejus sibi imponendi rationes habere potuerit rex sapiens, neque ex argumento libri, neque ex historia auctoris augurari quis facile possit.*“ (S. 157).

Auch über das Hohelied fanden wir einige schätzbare Bemerkungen, die wir aber nun so mehr unberücksichtigt lassen müssen, da wir es unseren Lesern schuldig sind, sie auf einige in der Vorrede enthaltene merkwürdige Äußerungen über die Aechtheit der Salomonischen Schriften aufmerksam zu machen. S. IX: „*Quod in titulo versionis hujus meae, an, quae Salomonis esse perhibentur, vere ejus sint omnia, dubitanter loquutus esse videor, in eo dedi aliquid, quod ingenue fateor, magnorum quorundam Virorum, quae de Ecclesiastis certe et Cantici Canticorum auctoris dubitant, judicio et auctoritati. Ma quod attinet, Salomonem omnium auctorem esse, non valde sum dubius, non quidem, quod ejus nomen prae se ferunt, quod in Ecclesiaste fictionis, in Cant. Cant. serioris manus esse posset, sed quod in Proverbiis certe et Ecclesiaste eandem sublimem sapientiam, quae Salomonis fuit, spirant omnia, et Canticum Cant. musa certe et ingenio ejus minime est indignum. Quae etiam contra dicuntur, meo judicio, non tanti sunt, ut constans perpetuumque antiquitatis cum Judaicae, tum Christianae testimonium elevare possint.*“

Der Vf. macht darauf aufmerksam, daß im *Kohelth* der Gebrauch des *v* praefix. und der ungewöhnlichen Wörter und Constructionen, die man gewöhnlich *Arabismen* nennt, die Aechtheit nicht verdächtig machen könne. Auf die philosophische Schreibart des Buchs müsse gerechnet werden (da sich der philosophischen Schriftsteller aller Zeiten neuer Ausdrücke und einer singulären Sprache



bedient hätten); auf den Umstand, daß Salomo die Schrift als Greis geschrieben; und auf die auswärtigen Verhältnisse, in die er getreten sey. 1 Kön. 9, 26 ff. Prov. 31, 14, 23. Kohel. 11, 1, 2, u. a. Dadurch werde die Aufnahme ausländischer Wörter, wie מררים Kohel. 2, 3. Hohesl. 4, 13, מררים Kohel. 2, 8, מררים Kohel. 8, 11 und מררים Hohesl. 3, 9 begreiflich. Im Hohenliede beweiße die Erwähnung der Stadt Thirza C. 6, 4 weiter nichts, als daß diese Stadt schon zu Salomos Zeiten ihrer reizenden Lage wegen berühmt, nicht aber, daß sie, neben Jerusalem, Residenzstadt war. Das dem Salomo beygelegte Lob sey auch kein Grund, das Product für nicht-salomonisch zu halten. Salomo besinge darin nicht seine eigene Liebe, sondern es sey die Hirtenwelt, wohin er die ganze Scene des Buchs versetze. Mit dem letzteren hängt auch die S. 238—239 vorgetragene Meinung, daß das Hohenlied keine Sammlung erotischer Gedichte, sondern ein Ganzes sey, zusammen.

Rec. hat diese Gedanken, von deren Richtigkeit er sich nicht überzeugen konnte, als einen Beweis ausgehoben, daß Hr. Sch. neueren Lieblings-Hypothesen nicht unbedingt huldige, und die ältere Meinung mit Gründen zu vertheidigen wisse. Das Außere des Buchs hat eine bey Schriften dieser Art ungewöhnliche Eleganz, und den Druck haben wir größtentheils correct gefunden. S. 230. Z. 11 muß es נריב statt נריב heißen, und in dem Bogen L. ist die Seitenzahl verdruckt.

N,

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Nutzbarkeit des Predigtamts vornehmlich unter dem Landvolke*, aus eigenen Erfahrungen von Karl Heinr. Schmidt, Pred. zu Dambeck und Malsdorf in der Altmark. 1805. XVI u. 443 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Der Vf. erinnert nicht bloß durch den gleichlautenden Titel, sondern noch besonders durch eine Stelle aus Spaldings noch jetzt unübertroffener Schrift über die Nutzbarkeit des Predigtamts an dieselbe; und es ist auffallend, daß er gerade durch diese treffliche Schrift sich veranlassen ließ, über denselben Gegenstand ein neues Buch zu schreiben, das jenem nicht an die Seite gesetzt werden kann, und dasselbe doch ja nicht verdrängen soll. Spalding äußerte wünschend S. 247 seiner Schrift: „daß besonders Landprediger die Besserung des gemeinen Mannes eigentlich studiren; und auch allenfalls, wenn sie sich dazu geschickt finden, ihre durch die Erfahrung erlangten Erkenntnisse und bewährt gefundenen Lehrsätze zum Vortheil ihrer Brüder bekannt machen möchten.“ Diese Äußerung veranlaßte den Vf., sich ein Tagebuch über seine Amtsführung zu halten, und die Resultate desselben dem Publicum mitzutheilen. Wäre er nun dabey stehen geblieben, und hätte bloß den 3. Abschnitt seiner Schrift von S. 219 an, welcher seine seit 13 Jahren gemachten Amtserfahrungen beschreibt, als leitende Winke im gedruckten Vortrage mitgetheilt: so würde das kleine

Büchlein, als Beytrag zur Pastoral-Weisheit, und als Sammlung schätzbarer Belege zur Spaldingschen Schrift, sehr empfehlenswerth gewesen seyn. Nun aber ließ sich der Vf., erfreut über seine Erfahrungen von der Nutzbarkeit des Predigtamts, verleiten, über diese selbst ein Buch zu schreiben, das von sehr gemeinen Sätzen ausgeht, keinem wohl durchdachten Plane folgt, vieles Fremdartige aufnimmt, und mit einer Redseligkeit abgefaßt ist, die wohl nicht der Unterhaltung, aber dem Zwecke des Buchs hinderlich ist. Wäre der Ton der Schrift nicht überaus gutmüthig, so würde man es anmaßend finden, daß der Vf. in den beiden ersten theoretischen Abschnitten so viel von sich spricht, und Ansichten und Methoden mittheilt, die freylich dem Prediger durch Studium und Erfahrung längst bekannt seyn sollen. Doch, auch Candidaten des Predigtamts ist diese Schrift gewidmet, und diesen sey sie denn auch, um so mancher brauchbaren Bemerkungen willen, empfohlen, nur mögen sie darüber andere vollständigere Pastoralanweisungen nicht vergessen! — Die Schrift selbst besteht, nach einer kurzen Einleitung, die größtentheils Stellen aus fremden Schriften enthält, aus 3 Abschnitten. Die Darlegung ihres Inhalts begründe unser Urtheil. Abschn. I. 1 Cap. Vorbereitung. 2 Cap. Die auf der Erde lebenden Menschen sind im Allgemeinen nicht schon jetzt das, was sie seyn könnten und sollten. 3 Cap. Sie sind insbesondere in Absicht auf Verstand und Herz noch nicht, was sie ihrer Bestimmung nach seyn könnten und sollten. Letzteren Satz führt der Vf. besonders in Hinsicht auf den Landmann aus. Aber wer, der seit gestern sich und die Welt beobachtete, wird einem Beweis dieser beiden Sätze verlangen? Und wozu die französische Stelle über die nützlichen Beschäftigungen des Landmanns aus Merciers *bonnet de nuit* 2 4 Cap. Der altmärkische Landmann ist in Absicht auf seine täglichen Geschäfte das noch lange nicht, was er billig seines und des Staats Besten halber seyn sollte. a) Von der Wirthschaft, b) dem Ackerbau, c) dem Gartenbau, d) der Wiesenbehandlung des altmärkischen Landmanns, auf 39 Seiten. Es wird hier auseinander gesetzt, welche Fehler der dortige Landmann in Hinsicht auf Haltung und Fütterung des Viehes, auf Dünger, Obstveredlung, etc. begeht, und was er zur Verbesserung seiner Wirthschaft thun sollte. Der Vf. geht so ins Detail, daß er mittheilt, wie viel er von drey Kühen wöchentlich Butter erhielt, durch welche Mittel er seine Schweine von der Bräune heilte, wie viele Stücke seine abergläubische Gemeinde verlor, welchen Geldverlust sie dadurch erlitt, welche Unterredungen mit einem Manne hielt, der ein Reis auf einen sauren Kirschstamm gepfropft hatte etc. Er nennt dabey alle Orte und Bauern, von welchen etwas erzählt wird, mit Namen, und berechnet alle Vortheile und Nachtheile nach genauem Geldwerthe. Aber das ganze Cap. könnte nur insofern in Beziehung auf die Nutzbarkeit des Predigtamts gebracht werden, als gezeigt würde, daß durch das Predigtamt Gemeinen, die außerdem vielleicht im

gar keine Berührung mit Gebildeten kommen würden, nun ein gebildeter Mann, der ihnen auch für ländliche Beschäftigungen oder ihre Gesundheitspflege vielleicht guten Rath ertheilen kann, gegeben ist. 5tes Cap. Vom Verhalten des *altmärkischen* Landmannes in Krankheiten. Wie der Vf. seine Altmärker fand, wird jeder Prediger mit gesunder Beobachtung seine ländlichen Gemeinglieder finden: Vorurtheile und Aberglauben sind nur im Gewande verschieden. In Ansehung des letzten Capitels wünscht Rec. zu wissen, ob der Vf. von den beiden erzählten Morden durch Puscherey keine Anzeige bey den Polizeygerichten machte?

Der zweyte, mit besonderer Redseligkeit verfasste, Abschnitt wiederholt längst ausgemachte, oft besser vorgetragene Dinge. Wir können dabey nicht verweilen. Anziehender ist der *dritte Abschnitt*, welcher des Vfs. eigene, bey acht verschiedenen Gemeinen gemachte Erfahrungen mittheilt. Der damalige Zustand der Schulen in der Altmark stellt sich in den mitgetheilten Schilderungen als höchst erbärmlich dar. Der Vf. betrat den ganz richtigen, aber unter den gegebenen Umständen überaus mühsamen Weg, die Verbesserung des Schulunterrichts mit der möglichen Bildung der Schullehrer, besonders der Schulhalter in den Nebenschulen, zu beginnen, welche meist beurlaubte Soldaten oder Handwerksbursche sind, die von den Gemeinen für das Winterhalbejahr gewöhnlich für den Lohn von 3 Rthlr. und elender Kost gemiethet werden. Allzu redselig nur macht uns der Vf. bekannt, wie er diese Menschen unterrichtete; aber man liest seine muntere Erzählung dennoch gern, und erfreut sich der edeln Thätigkeit des Vfs. und ihres Gelingens. Auch seine übrigen liturgischen und sonstigen Verbesserungen bezeugen, daß er rühmlichen Eifer mit weiser

Bedachtsamkeit verband. Der Vf. wünscht, über eine liturgische Veränderung, die ihn den Tadel von Männern zuzog, deren Billigung er erwartet hatte, mehrere öffentliche Urtheile zu vernehmen. Er wagte es nämlich, bey der Abendmahlsfeyer von den gewöhnlichen Worten bey der Anstheilung abzuweichen, und nach den besonderen Geistesbedürfnissen der Genießenden den Worten: *Nimm hin und iss*, einige ermunternde, oder tröstende Worte besonders aus biblischen Stellen beyzufügen. Wirtreten den Gründen, welche der Vf. für diese Abänderung anführt, vollkommen bey; wir sehen in ihr keine Abweichung von der Stiftungsurkunde, da ja Christus, indem er das Abendmahl verordnete, nicht zugleich den Gebrauch der Worte, mit denen er es that, verordnete; wir wünschten schon lange, daß das ermüdende Einerley der Wiederholung dunkler Worte aufgehoben, und die empfängliche Stimmung der Christen in jenen feyerlichen Augenblicken benutzt würde, ihnen irgend eine erhebende Wahrheit oder Tröstung unvergesslich zu machen. Nur müßte bey diesen Areden der Zweck der Abendmahlsfeyer fest im Auge behalten, und ermüdende Länge ja sorgfältig vermieden werden. Durfte also der Vf., in Hinsicht auf liturgische Befugniss und die Beystimmung seiner Gemeinde, jene Abänderung sich erlauben, so sehen wir nicht ein, wie er Tadel darüber erfahren konnte. — Auf dem letzten Blatte steht: Ende des ersten Theils. Was der zweyte enthalten soll, sagt die Vorrede nicht. Möge der Vf. uns immerhin seine weiteren Amtserfahrungen mittheilen, nur solche Eröffnungen, wie z. B. die Namen der Obstarten, welche er in seinen Baumgarten setzte, oder die Art, wie er sie setzte, uns vorenthalten!

V. Pf.

### K L E I N E S C H R I F T E N.

**THEOLOGIE.** Bremen, b. Seyffert: *Religion, wahre Religion, Christenthum, Confession, katholische Confession, Protestantismus, lutherische, reformirte Confession.* Skizzen mit Anwendungen zur Beförderung richtiger Erkenntnis und christlicher Bruderliebe. 1804. 135 S. 8. (10 Gr.) Durch das Nöthigste aus der Geschichte und durch solche Vorstellungen über die auf dem Titel aufgeführten Gegenstände, die der Vf. für die wichtigsten hält, sucht er zwischen Katholiken und Protestanten christliche Bruderliebe, und zwischen Lutheranern und Reformirten, wo möglich, Vereinigung oder doch größere Annäherung zu befördern. Der Zweck kann nicht ganz verfehlt werden; aber Manches, insonderheit das, was von dem Wesentlichen des Christenthums gesagt wird, ist so ohne allen Beweis hingestellt, daß es für viele, die darin anderer Meinung sind, ganz umsonst da steht. Bey Würdigung des Unterschiedes zwischen den beiden protestantischen Parteyen, bemerkt der Vf. nicht, warum man wohl die Trennung damals, als man sie vornahm, für so nothwendig hielt. Man glaubte nämlich lutherischer Seits, wenn man so sehr über den Sinn der Bibel und der Einsetzungsworte des Abendmahls philosophirte, als es Calvin that und Zwingli gethan hatte, so würde der Glaube an das Christenthum dabey Gefahr laufen, und die Abendmahlsfeyer bey dem Volke in Verfall kommen. Die Reformirten hingegen standen wieder in dem Gedanken, man könne diese Philosophiren über den Sinn der Bibel und diese Bemühen, die Einsetzungsworte vernünftig zu erklären, nicht aufgeben oder einschränken, weil sonst der Glaube an das Christenthum und der Ge-

brauch des Abendmahls zu viel von ihrem Nutzen verlieren würden. Diese Verschiedenheit brachte auch in beide Parteyen einen verschiedenen Geist; der lange merklich genug gewesen ist. Wäre dieser Geist wirklich so verschieden geblieben, so müßten auch beide Parteyen wohl immer getrennt bleiben. Aber das war unmöglich, und ist daher auch nicht geschehen. Jetzt philosophirt man in der lutherischen Kirche über den Sinn und die Dogmen der Bibel vielleicht mehr oder doch eben so viel, als in der reformirten, kann es wenigstens in beiden, so viel man will, laßt auch jedem große Freyheit der Meinungen. Jetzt sollten daher die Parteyen einig seyn. Sie sind auch wohl nicht anders mehr, als durch Ceremonien, Kirchenverfassung, Kirchenrechte und Kirchengüter getrennt. Dies alles aber ward bekanntlich von den Stiftern der Parteyen für Nebensache gehalten, in welcher unbeschadet der Glaubenseinigkeit und Kirchengemeinschaft Verschiedenheit bleiben könnte; und daß man das jetzt für gegründete Ursachen der Fortsetzung der Spaltung hält, was man anfangs nicht dafür erkannte, oder daß man die Einsicht hat, man sey eigentlich eins, und doch getrennt bleibt, das ist ein Schade, auf den besonders aufmerksam gemacht werden muß, wenn's der Vf. gleich nicht thut. Denn dieses Werthschätzen einer Verschiedenheit über ihren wahren Werth hinaus, dieser Parteygeist, der gar keinen Grund mehr hat, ist der Religiosität selbst sehr nachtheilig. Die kirchlichen Obern sollten wirklich weniger gleichgültig dagegen seyn, als sie es sind.

Df.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 2 M Ä R Z, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ  
IN FRANKREICH.PARIS, b. Collin: *De la magistrature en France, considérée dans ce qu'elle fut, et dans ce qu'elle doit être.* 1807. 198 S. 8.

Unter allen Theilen des Staats-Organismus schien die *Gerichtsverfassung* (welche allein unter dem Ausdruck Magistratur hier verstanden werden muß,) noch am meisten einer Reform zu bedürfen; und je weniger dasjenige, was von Zeit zu Zeit dafür geschah, seinen Zweck erreichte, desto mehr gewann, selbst unter den Staatsmännern Frankreichs, die Meinung Gewicht, daß gerade hier das Heil einzig und allein in einem Rückkehren zur ehemaligen Verfassung zu suchen sey. Diese Meinung fand um so schnelleren Eingang, je unverkennbarer in einem großen Theile der französischen Nation das Bemühen sich äußert, alte Standes-Unterschiede wiederhergestellt zu sehen, ein Bemühen, welches durch das Mißlingen aller bisherigen Versuche so wenig unterdrückt wurde, daß es vielmehr unter mancherley Gestalt immer erneuert wird.

Vor der Revolution konnte schwerlich eine verwickeltere und verwirrtere Gerichtsorganisation gefunden werden, als die französische. Nur die Namen der verschiedenen richterlichen Behörden machen eine ziemlich lange Litaney. Aber noch mehr wurde die Rechtspflege durch die zahllosen *Exemtionen* und Privilegien gestört. Daher war auch die Aufhebung aller Patrimonial-Gerichtsbarkeit einer der ersten von den berühmten Beschlüssen der Nationalversammlung vom 4 Oct. 1789, und ein Jahr später folgte schon ein Decret über die neue Organisation der Gerichte, in 12 Titeln, welches noch immer als die Grundlage der gegenwärtigen Verfassung zu betrachten ist. Die Stufen der Gerichtsbarkeit sind schon nach diesem Decrete: die Friedensgerichte, die Gerichte der ersten Instanz, und die Appellations-Instanz, nur mit dem Unterschiede, daß keine eigenen Appellationsgerichte aufgestellt wurden, sondern die Districtsgerichte selbst die zweyte Instanz nach der Wahl der Parteyen gegen einander ausmachten. Am 29 Nov. 1790 erfolgte das Decret der Nationalversammlung über die Errichtung eines Cassationstribunals, welches das ehemalige *Conseil privé* oder *Conseil des parties* ersetzte, und dessen Ressort schon damals, so wie es jetzt noch ist, be-

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

stimmt wurde. Das Cassationstribunal erkennt nie über streitige Rechtshändel, sondern darf nur die Erkenntnisse in letzter Instanz, welche dem Text des Gesetzes zuwider laufen, so wie die Verhandlungen, welche eine Verletzung der Form enthalten, als ungültig aufheben. Auch gehören Jurisdictionsstreitigkeiten, Perhorrescenzgesuche und Syndicatsklagen gegen ein ganzes Gericht, zu seinem Ressort.

Im Laufe der Revolution ist zwar manches geändert worden, aber die Grundzüge dieser Verfassung sind geblieben. Die revolutionären Gerichte, denen die Schreckens-Epoche das Daseyn gab, fielen mit der Herrschaft der Jacobiner. Auch die gegenwärtige Regierung liefs die Verbesserung der gerichtlichen Organisation eine ihrer ersten Sorgen seyn. Durch das Decret vom 27 Ventose wurden die Departementsgerichte abgeschafft, und an ihrer Stelle in jedem Arrondissement ein Gericht der ersten Instanz und 29 Appellationsgerichte errichtet, welchen letzteren die Aufsicht über die in ihrem Sprengel befindlichen Gerichtshöfe aufgetragen wurde. Durch die späteren Erweiterungen des französischen Gebietes ist ihre Zahl noch um 3 vermehrt worden. Diese Appellationsgerichte wurden gewissermaßen als eine Fortsetzung oder Erneuerung der alten Parlementer angesehen, und auf sie und den Cassationshof bezogen sich ausschließlich die Projecte einer noch entschiedenern Rückkehr zur alten Verfassung. Es war die Rede davon, ihre Zahl noch mehr zu vermindern, um durch einen größeren Sprengel ihr Ansehen zu vermehren, ihnen den Adel zu ertheilen, und sie in der Zukunft aus einem neuen Erbadel zu besetzen, den Cassationshof aber, wie es in der alten Verfassung war, mit dem Staatsrathe zu vereinigen.

Mit diesen Projecten beschäftigt sich nun die vorliegende Schrift, wie es scheint, nicht ohne höhere Veranlassung. Sie ist demnach zwar Gelegenheitschrift, aber eine sehr wichtige, sowohl in Beziehung auf ihren, für alle mit dem französischen Reiche verbundenen Staaten folgereichen Gegenstand, als auf die Verhältnisse, unter welchen sie erschienen ist. Sie zerfällt in drey Abtheilungen. In der ersten beschäftigt sich der Vf. mit dem, was der Richterstand ehemals war. Mably, Montesquieu und Voltaire sind hier seine vorzüglichsten Gewährsmänner. Schon die beiden ersten Dynastien, sagt der Vf., danken ihren Untergang der Erblichkeit des Adels und der Gerichtsbarkeit. Die Gerichtsverfassung der Franken

Fff

war einfach und natürlich. Die Kriegs-Anführer, Herzöge und Grafen waren auch die Vorsitzenden der Gerichte, in denen wohlhabende freye Männer als Schöppen Recht sprachen. Der König war der oberste Gerichtsherr. Durch die Einführung der erblichen Beneficien, und die Usurpationen der Großen, ging diese Ordnung, und mit ihr das königliche Ansehen zu Grunde. Der Erbadel betrachtete die Rechtspflege auf seinen Beneficien nur als ein Recht, als ein Mittel der Unterdrückung, nicht als Amt und Pflicht. — Cap. 2. Einen ähnlichen Gang nahmen die Sachen unter den Karolingern. Karl der Große hatte auch die oberste richterliche Gewalt kräftig gehandhabt, aber seine nächsten Nachfolger verloren schon wieder Ansehen und Güter an die von ihnen selbst geschaffenen Großen. So wie die großen Lehnbesitzer in ihren Herrschaften alle Rechte der höchsten Staatsgewalt an sich rissen: so wurden auch ihre Gerichtshöfe unabhängig, und die richterliche Gewalt in ihren Händen zum zweytenmal das Werkzeug der Willkür und Habsucht. Das Elend des Volkes stieg auf einen solchen Grad, daß die noch vorhandenen freyen Leute sich der Lehn- und Dienstbarkeit hingaben, um wenigstens in dem Eigennutz ihres Herrn Schutz gegen andere zu finden. Cap. 3. Aus dieser unglücklichen Verwirrung und Gesetzlosigkeit entwickelte sich unter der dritten Dynastie die Feudal-Verfassung. Als Hugo Capet den Thron bestieg, gab es keine freyen Leute mehr, sondern nur Lehnsherrn, Lehnleute, Afters-Lehnleute, Unterthanen und Leibeigene. Die Ober-Lehnsherren übten alle Rechte der höchsten Gewalt, keinen Herrn erkennend, als Gott und ihr Schwert. Die Vasallen waren verpflichtet, nicht nur zum Kriegsdienst, sondern auch zum Richteramt in dem Hofe ihres Lehnsherrn. Jeder mußte die Gerichtsbarkeit seines unmittelbaren Lehnsobern anerkennen, aber die Unterthanen und Leibeigenen wurden von dem Amtmann oder Voigt gerichtet. Der von den Burgundern entlehnte gerichtliche Zweykampf entschied alles. Der Hierarchie, den geistlichen Gerichten, welche unter allerley Vorwänden eine Menge Sachen für sich zogen, dankte man die erste Entschütterung jener Mißbräuche. Unter Philipp August kam die Appellation an den höheren Landesherrn wegen verweigerter Justiz in Gebrauch. Der heilige Ludwig schaffte den gerichtlichen Zweykampf ab, und sein Beyspiel, seine Achtung bey der Nation, bahnte den Weg zur Appellation von den Gerichten der Vasallen an die Oberlehnsherrlichen, und von diesen an den Hof des Königs. Die königlichen Freybriefe von dem Gerichtszwange der Lehnsherren, die Eröffnung der königlichen Fälle, die allmähliche Ausdehnung der Gerichtsbarkeit der königlichen Amteleute, unterstützt von dem Ansehen, welches das römische Recht und die in demselben enthaltenen Grundsätze von rechtlicher Ordnung gewannen, vollendete die Revolution in der Gerichtsverfassung, und führte allgemach zu dem Satze des französischen Staatsrechts, daß der König die Quel-

le aller Gerichtsbarkeit sey. Der aus Prälaten, königlichen Lehnleuten und Oberbeamten der Krone bestehende Hof des Königs, Parlement genannt, verstärkte sich mit rechtsverständigen *vortragenden Räten* (*conseillers-rapporteurs*), und bald überließ diesen der Adel, dessen Unkunde ihm das richterliche Amt lästig machte, die Geschäfte, durch welche er ursprünglich seine Macht und Größe erworben hatte. Nach dem Muster des königlichen Parlements bildeten sich auch die höchsten Gerichtshöfe der Fürsten des Reiches. Bald traten die Parlementer über die Schranken des Richteramtes hinaus, um eine politische Mittelbehörde zwischen Regent und Volk zu werden. Seit, unter Karl VII., der Hof der Pairs mit dem pariser Parlement vereinigt wurde, wuchs ihr Ansehen fast täglich, sie maßten sich an, die Reichsstände zu ersetzen, und die Vormünder der Könige zu seyn. Im Jahr 1644 erhielten sie den Adel für sich und ihre Nachkommen.

Nach dieser historischen Entwicklung geht der Vf. im 4. Capitel zu der Untersuchung über: *Welche Wirkungen diese Vereinigung eines großen politischen Einflusses mit der richterlichen Gewalt bey den ehemaligen Parlementern in Frankreich hervorgebracht habe?* Es war natürlich, sagter, daß das Streben, ihr politisches Ansehen zu vergrößern, bald ihr Hauptgeschäft, und das Richteramt nur ein Werkzeug ihres Ehrgeizes wurde. Nachdem sie eifrig gearbeitet hatten, die königliche Gewalt über alle Schranken zu erheben, suchten sie selbst an derselben Theil zu nehmen. Kräftig widersetzten sie sich der Regierung, wenn die Maaßregeln derselben für sie selbst nachtheilig schienen; desto nachgiebiger waren sie aber, wenn dies nicht der Fall war. Immer nahmen sie Parthey, bald für den Hof, bald für die Stände, zuweilen sogar für das Ausland. Selbst die despotischen Regierungen eines Richelieu und Ludwig XIV. gewannen nur ein augenblickliches Nachgeben über sie, und je schwächer der Regent, je mächtiger zeigten sich die Parlementer. Zugleich zeichneten sie sich durch Grausamkeit und Verfolgungsgeist aus. Zu den Religionsunruhen gab das pariser Parlement im J. 1535 das Signal, indem es sechs Bürger auf das grausamste langsam verbrennen ließ. Das Parlement von Provence ließ, unter eigener Anführung seines ersten Präsidenten, 22 Flecken verbrennen, und alle Einwohner, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, ermorden. In den Zeiten Heinrichs II. und Karls IX. gab das pariser Parlement Befehl, auf die Reformirten „Jagd zu machen“ (*courre sus*) und sie zu vertilgen, und war schändlich genug, den Jahrestag der Bartholomäusnacht durch eine feyerliche Procession zu begehen. In den bürgerlichen Unruhen waren sie jederzeit thätig, sie anzufachen oder zu unterhalten, und noch ganz zuletzt foderten sie nur da den allgemeinen Reichstag, als sie ihre Vorrechte nicht mehr vertheidigen zu können glaubten. Während sie auf solche Art Zeit und Kraft den politischen Angelegenheiten widmeten, wurden die eigentlichen Rechtsachen vernachlässigt. Durch ih-

re Annahmung, über die Gesetze erhaben zu seyn, entstand eine traurige Ungewissheit des Rechts, und ein Billigkeitssystem, welches sich in jedem Falle nach Umständen und Personen drehen liefs. Ihre fehlerhafte Organisation erscheint bey einigem Nachdenken als die Ursache aller Verfolgungen gegen die Andersdenkenden in der Religion und gegen eine Menge eben so unschuldiger Personen von der Marschallin d' Ancre an bis auf Calas. Sie war die Ursache der Begünstigung aller Standesprivilegien und der übertriebenen Ausdehnung aller Feudalrechte, die weder auf Gesetzen noch Verträgen, sondern allein auf dem willkürlich angenommenen System der Parlementer (der sogenannten *jurisprudence des cours souverains*) gegründet war. In diesen Fällen waren sie Richter und Partey zugleich, weil fast alle Parlementsräthe zugleich lehnherrliche Rechte besaßen. Immer standen sie endlich der Aufklärung entgegen. Das Parlament liefs denen, welche die ersten gedruckten Bücher zum Verkauf nach Paris brachten, wegen Zauberey den Proceß machen, und fast jede neue Wahrheit oder Erfindung hatte mit seinen Beschlüssen zu kämpfen, die Kalenderverbesserung wie der Brechweinstein, die Inoculation der Kinderpocken wie die Encyclopädie, weil das Parlament überall seinen Einfluß zeigen und sichern wollte. Das Resultat, welches der Vf. im 5 Cap. hieraus zieht, und worin man ihm gern beystimmen wird, ist demnach: dafs, wenn auch die Parlementer zu Zeiten wichtige Dienste geleistet, sie auch grofse Unruhen angestiftet haben. Nicht geliebt noch geachtet vom Volke, den Grofsen immer verdächtig, den Gang der Regierung unaufhörlich hindernd, kann ihre Abschaffung nicht bedauert werden, und es ist unmöglich, die neuen Gerichtshöfe nach dem Muster der alten Verfassung zu organisiren.

In der zweyten Abtheilung werden folgende Fragen aufgestellt:

1) Ist es rathsam, den erblichen Adel in Frankreich wieder herzustellen? Die Erblichkeit der kaiserlichen Krone beweist nichts für eine bejahende Antwort. Eben so wenig darf die Errichtung erblicher Titel mit der Wiederherstellung des alten Erbadel verwechselt werden. Denn diese neuen Titel geben ihrem Besitzer kein Vorrecht vor den anderen Bürgern, da hingegen die Privilegien des ehemaligen Adels eines Theils in lehnsherrlichen, die Bürger erniedrigenden und das Eigenthum belastenden Rechten, anderen Theils aus dem, alle Gleichheit aufhebenden, ausschließenden Rechte auf die ersten Stellen in der Staatsverwaltung, dem Militair und selbst in der Geistlichkeit, bestanden. Der Erneuerung dieses Adels ist selbst die Ehrenlegion durchaus entgegen, und noch bey Eröffnung der letzten Sitzung des gesetzgebenden Körpers hat der Kaiser erklärt: dafs die Rückkehr irgend eines Feudal-Rechts mit der Staats-Grundverfassung unverträglich sey. Man hat gesagt, fährt der Vf. fort, dafs den Adel die Stütze der Krone sey. Aber war es nicht gerade der Adel, welcher sich unter der ersten und zweyten Dynastie der

Domänen und der meisten Rechte der höchsten Gewalt bemächtigte, welcher die Nachkommen Klotwigs und Karls des Grofsen vom Throne stürzte, und an die Stelle der Monarchie die Feudal-Regierung, das ist, die widersinnigste und gesetzloseste aller Verfassungen setzte? Man hat gesagt, dafs der Adel dem Streben nach willkürlicher Gewalt am besten widerstehe; aber hat er nicht immer, so oft die Regierung eine Neigung zum Despotismus zeigte, diese Absichten feigherzig unterstützt, und zur Unterdrückung des Volkes geholfen? Hat er nicht, weit entfernt zwischen Regenten und Volk das Gleichgewicht zu halten, sich allemal auf die Seite des Stärkeren geworfen, um den Schwächeren zu erdrücken oder zu plündern? Montesquieu, der den Satz aufstellte, dafs ohne Adel die Monarchie nicht bestehen könne, war selbst ein Adlicher, und vielleicht nicht einmal frey genug, seine wahre Meinung ganz zu sagen. Aber auf keinen Fall kann jenes berühmte Wort von Staaten gelten, von deren Grundverfassung der Erbadel keinen Bestandtheil ausmacht. Mag er in anderen immerhin als ein nothwendiges Ubel zur Verhütung eines noch gröfseren betrachtet werden, in Frankreich würde seine Wiederherstellung nichts seyn, als die Begünstigung eines verzehrenden Schmarotzer-Zweiges auf Unkosten der Früchte tragenden.

2) Darf die Ausübung des Richteramts einer privilegierten Kaste ausschließlich anvertraut werden? Wenn eine Nation in verschiedene Kasten getheilt ist, so kann das Gleichgewicht nur dadurch erhalten werden, dafs die richterliche Gewalt nicht ausschließlich in den Händen einer privilegierten Kaste ist. Es ist psychologisch unmöglich, dafs ein Tribunal von lauter Adlichen in Angelegenheiten, die das Interesse des ganzen Standes betreffen, selbst bey dem besten Willen ganz unparteyisch sey. (Und wenn sie es sind, werden sie von den übrigen nicht dafür erkannt, und dadurch der letzte Zweck aller Rechtspflege eben so gut verfehlt werden.) Mit Unrecht beruft man sich auf die Beyspiele von Rom und Frankreich vor der Revolution. Denn in Rom wurde durch mancherley demokratische Einrichtungen der Nachtheil wieder aufgehoben, in Frankreich aber wurden die Obergerichte keineswegs aus dem Erbadel besetzt, sondern erst spät erhielten die Mitglieder derselben den Adel für sich und ihre Nachkommen. Und wie misbrauchten die Grofsen die an sich geriffenen Gerichtsbarkeiten in den früheren Zeiten? Hiezu kommt die Abneigung des Erbadel gegen ein so anhaltendes Studium als das Richteramt fodert. Noch immer, obgleich der Adel viel aufgeklärt ist, als zu den Zeiten der Kreuzzüge, noch immer betrachtet er das Studium der nützlichsten Kenntnisse als das unedle Erbtheil rangloser Plebejer. Wird der Erbadel, welcher sich durch seine Geburt zu den ersten Stellen berechtigt glaubt, sich wohl den Entfagungen und Anstrengungen unterziehen, durch welche der Richterstand doch nichts erlangt, als „etwas Achtung am Ende seiner Laufbahn, das Zeugniß eines reinen Gewissens, und das

Bewußtseyn, einiges Gute gewirkt zu haben?“ Wer aber glaubt, daß hier die Anstrengungen und Vorbereitungen zum Richteramte übertrieben würden, der sehe sich nur in den Gerichtshöfen um. Er wird sich von der unangenehmen Wahrheit überzeugen, „daß, trotz der Sorgfalt, mit welcher die Richter gewählt werden, die ächte richterliche Weisheit sich meistens in der entschiedensten Minorität findet, daß oft von 6 bis 8 Richtern kaum zwey oder drey im Stände sind, die Fragen worauf es ankommt, zu beurtheilen.“ Kurz, wenn die richterliche Gewalt einer privilegierten Kaste übergeben würde, so ist eins von beiden unvermeidlich: entweder wird sie willkürlich von den Richtern, die keine Richtschnur anerkennen, als ihr Gutdünken und persönliches Interesse, gehandhabt; oder alle Arbeit, die Instruction der Proceße, die Entwerfung der Relationen und Verfügungen, wird den Subalternen überlassen, und damit den fürchterlichsten Mißbräuchen die Thür geöffnet. Es ist noch unvergessen, welchen öffentlichen scandaleusen Handel die Secretärs, denen die ganze Arbeit im Cabinet der Richter überlassen war, mit ihrem Einfluß auf die Entscheidungen getrieben haben.

3) Sollen die Richter ausschließlich aus der Classe der Reichen gewählt, und die Käuflichkeit der Ämter wieder eingeführt werden? Für die Bejahung dieser Frage pflegt man anzuführen: der Reiche, welcher nicht um Erwerb arbeiten müsse, könne sich mehr dem Studiren widmen; die Tribunäle, mit lauter reichen Leuten besetzt, würden mehr äußeren Glanz haben; endlich, anstatt den Mitgliedern der Gerichtshöfe Besoldungen zu bezahlen, könnte man sie sogar, wie vormals, zu Niederlegung einer Geldsumme (*finance*) anhalten, wofür der Staat geringe Zinsen bezahlte. Es konnte aber dem Vf. nicht schwer werden, diese arnseligen Scheingründe zu widerlegen. Die erste Schwierigkeit findet sich schon in der Bestimmung: wer *reich* sey? Wie will man das in Mobilien und Papiergeld bestehende Vermögen schätzen? Soll bloß auf Grundeigenthum gesehen werden, so können die Schulden den Werth desselben übersteigen. Überdies kommt es ja auf die Bedürfnisse und Lebensart eines jeden an. Wer 2000 Fr. Einkünfte hat, und nur 1500 braucht, ist doch gewiß reicher als einer der 20000 Fr. einnimmt, aber 30000 ausgiebt. Um also die wahren Reichen auszufinden, müßte man den Charakter eines jeden prüfen, und die Arbeit, wegen der unaufhörlichen Veränderungen, immer von vorn anfangen. — Doch, gesetzt diese Schwierigkeit wäre besiegt, so würden nun die Reichen, der Sache nach, eine mit der fürchterlichsten Gewalt versehene privilegierte Kaste ausmachen, eine Oligarchie, viel schlimmer noch als die des Erbadeis. Niedrige Gewinnsucht würde das einzige Verdienst seyn, Tugend und Wissenschaft nur zur Mittelmaßigkeit, zu Verachtung und Spott führen. Was aber die Wissenschaft anbetrifft, so kann man

den Reichen vernünftiger Weise davon keinen größeren Antheil zuschreiben. Die Erziehung unserer jungen, im Überflusse gebornen Leute, ist eben so nachlässig und fehlerhaft, als die des ehemaligen jungen Adels, und ihre ganze Weisheit besteht in einem leichten Anstrich von Literatur und in dem, was man Weltton nennt; aber sehr selten sieht man sie in den Lehrsälen der Rechtswissenschaft, noch seltener in den Arbeitszimmern der Notarien, Advocaten und Rechtsconsulenten, Theorie und Übung suchen. Wahr ist es, daß reiche Leute einen gewissen Glanz um sich verbreiten, aber die Gerichtshöfe sind keine Schauplätze der Pracht, und die Rechtspflege verlangt keinen Glanz, sondern Ernst und Würde. Der einfachste Richter wird immer der geehrteste seyn. Der von der Sparsamkeit für den öffentlichen Schatz hergenommene Grund ist durchaus schimärisch. Wenn jetzt, wo die Richterämter besoldet sind, die Reichen sich nicht darum bewerben, werden sie sich wohl darnach drängen, wenn sie, anstatt Gehalt zu bekommen, noch eine Geldsumme dafür erlegen sollen? Wenigstens würde man ihnen dann nicht verargen können, wenn sie von der gekauften Stelle den größtmöglichen Nutzen zu ziehen suchten, und wohin dieses führt, das zeigt der Marquis d'Argenson, der als Staatsminister wohl die Sache übersah, indem er sagt: die durch die Usurpation der Lehen hervorgebrachten Uebel wären nichts gegen die nachtheiligen Folgen der Käuflichkeit der Stellen. Das Beyspiel der Parlementer, worin sich die Reichen auch einkauften, beweist nichts. Denn damals wurden sie durch zwey mächtige Motive gereizt, erstlich durch die mit jenen Stellen verbundene Erwerbung des Adels und eine Menge anderer Privilegien, und zweytens durch den politischen Einfluß der Parlementer. Das erste Motiv gab auch den Stellen der Huissiers, Secretärs u. s. w. einen so hohen Preis, für welchen die Käufer durch die damit verknüpften Privilegien und Befreyungen von Auflagen reichlich entschädigt wurden. Aber vorzüglich lockend war für die Reichen der politische Einfluß, und in den Unruhen, in welchen jener Einfluß jederzeit bedeutender wurde, stieg daher der Preis der höheren Stellen bis auf das zehnfache des in ruhigen Zeiten gewöhnlichen. Für Fouquets Stelle als General-Procureur ließ ihm Colbert vergeblich 1800,000 Fr., die nach jetzigem Gelde über 3½ Million machen, anbieten, einen Werth, auf welchen die Unruhen der Fronde vornehmlich jene Stellen getrieben hatten. Da nun die, beym Antritt eines Amtes zu erlegende, Summe (*finance*) offenbar als Kaufpreis des damit verknüpften Adels, der Privilegien und des politischen Einflusses zu betrachten ist: so müßte man entweder dem höheren Richterstande jene Vortheile zurückgeben, oder man muß dem Verkaufe der Stellen entsagen.

(Der Beschluß folgt.)

#### F O R T S E T Z U N G E N .

Leipzig, b. Barth: *Erzählungen des Interessantesten und Nützlichsten aus der Geschichte der Deutschen*. Für die Ju-

gend. 2tes Bächchen. 1807. XII u. 258 S. 8. (16 Gr.) S. Recens. des 1sten Bächchens. 1806. No. 246.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 3 M Ä R Z 1808.

## LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

PARIS, b. Collin: *De la magistrature en France, considérée dans ce qu'elle fut, et dans ce qu'elle doit être etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nachdem der Vf. so, mit einer Ausführlichkeit, die man ihm anderswo vielleicht erlassen hätte, erwiesen hat, dass das Verkaufen der gerichtlichen Stellen weder gut noch ausführbar sey, so geht er im 5 Cap. zu den Vorschlägen über, wie die Stellen in den höheren Gerichtshöfen zu besetzen sind. (In den früheren Epochen der Revolution wurden die Richter von dem Volke gewählt, gegenwärtig aber bekanntlich von der Regierung ernannt. Die Bedingung der Fähigkeit war zuerst bloß ein Alter von 30 Jahren, dann die auf den Rechtsschulen erlangte Licentiaturs, neuerdings aber werden sämtliche Richter zuerst provisorisch angestellt, und bekommen erst nach einer Amtsführung von 5 Jahren Decrete auf lebenslang.) Der Vf. schlägt vor, zu diesen Bedingungen hinzuzufügen, dass jeder Bewerber um ein Richteramt eine bestimmte Zeit als gerichtlicher Vertheidiger gedient haben müsse, dass man bey der Wahl zu den Richterstellen vorzüglich auf die ältesten und geschicktesten Advocaten sehen, und den höheren Gerichtshöfen das Recht der Präsentation wieder einräumen solle, welches sie bis zu Ende des 16 Jahrhunderts ausübten. Gerade im Advocatenstande steht das Verdienst am gewissesten hervor, und jeder Bote warnt die Parteyen vor dem unwissenden und unthätigen, sein Name oder sein Vermögen sey noch so bedeutend. Der Regent wird also selten in Gefahr seyn, eine unwürdige Wahl zu treffen.

Cap. 6. *Von der Befoldung der Gerichtspersonen* (Nach dem Gesetz vom 27 Ventose 8 beziehen die Richter erster Instanz in den kleineren Städten einen Gehalt von 1000 Fr., in den größeren 1200, 1500, 1800 Fr., in Marseille, Bourdeaux, Lyon 2400 Fr., in Paris 3000 Fr. Der Gehalt der Mitglieder der Appellationsgerichte steigt von 2000 Fr. bis auf 4200 Fr., in Paris haben sie 5000 Fr.) Der Vf. findet den von einigen aufgestellten Satz, dass die Richter gar keine Befoldung erhalten sollten, weil dieß der Würde ihres Amtes Eintrag thue, sehr lächerlich, und zeigt, dass in Frankreich die richterlichen Ämter niemals ohne Einkünfte waren, wie man zu Unterstützung jenes abgeschmackten Satzes habe behaupten wollen.

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

Die Parlementsräthe hatten allerdings einen Gehalt, welcher freylich in den späteren Zeiten mit der Wichtigkeit ihrer Ämter in keinem Verhältniß stand. Dafür hatten sie aber unter dem Namen *Epices* eine Art Sporteln eingeführt, und nach und nach dergestalt in die Höhe getrieben, dass mancher Rath in der *Grand' Chambre* zu Paris davon 25 bis 30000 Fr. jährlich einzunehmen hatte. Überdem genossen sie einer Menge nicht bloß Ehre, sondern auch Gewinn bringender Privilegien, worunter die Erwerbung des Adels z. B. mit der Befreyung von der Kopfsteuer, allen Frohnen, Zwangsgerechtigkeiten, Militärconscription, Soldateneinquartierung u. s. w. für sie und ihre Nachkommen verbunden war. Das ausschließliche Recht zur Jagd, zur Fischerey, und andere bloße Ehrenrechte ungerechnet, erhielten ihre Nachkommen Ansprüche auf die höchsten Stellen in der Geistlichkeit, der Armee und dem Richterstande, daher auch die Parlementer immer eifrig bemüht waren, die Vorrechte des Adels und der Lehnsherren zu erhalten und zu erweitern. Bey Bestimmung der Befoldungen muß darauf gesehen werden, dass der Richter einer langen, kostspieligen Vorbereitung zu seinem Amte bedarf, und jedem anderen Erwerb neben demselben entzogen muß, er muß zwar ohne Luxus, aber doch anständig leben und seine Familie erziehen können, und sein Gehalt muß mit dem, was ein geschickter Rechtsconsulent ohne übertriebene Gewinnsucht in seinem Cabinet verdienen kann, in Verhältniß stehen. Nach diesem Maßstabe würden die Richter erster Instanz zu Paris ungefähr statt 3000 Fr., 9 bis 10000 Fr., die Richter in den obersten Gerichtshöfen 12 bis 15000 Fr. statt der bisherigen 5000 Fr., und die Richter in den Departementen in gleichem Verhältniß eine Befoldungserhöhung erhalten müssen. Diese Ausgaben können dem öffentlichen Schatze um so mehr zugemuthet werden, da die Rechtspflege zu dreyerley Staatseinnahmen von großer Bedeutung, nämlich Stempelpapier, Einschreibegebühren, und Expeditionsgebühren Gelegenheit giebt, die alle drey zehn und hundertmal größer sind, als vor der Revolution. (Diese Abgaben werden noch nach dem Gesetz vom 21 Ventose 7 erhoben, und manches Endurtheil kostet an Stempel- und Einschreib-Gebühren allein 3 — 400 Fr., ohne noch die Ausfertigungsgebühren, die Gebühren der Gerichtsschreiber, Huissiers und Procuratoren, und ohne die Abgabe von  $\frac{1}{2}$  Procent der dem Kläger zugesprochenen Summe zu rechnen, welche letztere

G g g

oft viele Taufende beträgt.) Noch Gebühren für die Richter einzuführen, würde die Rechtspflege (die angeblich ohne Kosten seyn soll) so kostspielig machen, daßs sie ihren ganzen Zweck verfehlen würde. Wenn aber die Befoldungen anständig erhöht würden, so wäre durch einen kleinen Abzug auch noch leicht eine Pensions-Kasse für alte Justizbeamte zu gründen, deren Mangel auch sehr tief gefühlt wird. Jetzt kann sich der durch Alter und Arbeit abgestumpfte Richter nicht zurückziehen, ohne sich dem Mangel Preis zu geben, und muß also ein Amt, wozu er nicht mehr die Kraft hat, zu seiner und des Gerichts Schande dennoch fortsetzen. Im 6 Cap. *Über die Ehrenrechte und Prärogativen des Richterstandes* erklärt der Vf. die bereits in der französischen Verfassung liegenden Bestimmungen, zu Sicherstellung der richterlichen Unabhängigkeit, im Ganzen für ausreichend. Sie bestehen darin: daß kein Richter seines Amtes entsetzt werden kann, als wegen begangener Amtsverbrechen; daß sowohl diese Anklage als die Syndicatsklage gegen ein ganzes Gericht nur bey dem hohen kaiserlichen Gerichtshofe (*haute cour impériale*) angebracht werden können; daß auch die Syndicatsklagen gegen einzelne Richter sehr erschwert sind; daß auf der anderen Seite der Minister Ober-Richter die Aufsicht über sämtliche Gerichte und Justizbedienten hat, und ihnen Verweise geben kann; daß der Cassationshof, unter dem Vorsitz des Oberrichters, das Recht der Censur und Disciplin über die Appellationshöfe und Criminalgerichtshöfe hat, so wie die Appellationshöfe die Aufsicht über die Gerichte erster Instanz, so wie diese über die Friedensgerichte haben. Doch, meint der Vf., genießen die Gerichte noch nicht die erforderliche Achtung, und er schlägt außer der Gehaltserhöhung und strengeren Auswahl noch vor: 1) den Mitgliedern der Appellations- und Criminal-Gerichtshöfe, gleich den Officieren der Ehrenlegion, Sitz in den Wahlcollegien ihres Departements, so wie den Mitgliedern der Gerichte erster Instanz in den Arrondissements-Collegien zu gehen; 2) auch den ausgezeichneten Gerichtspersonen zuweilen Auszeichnungen und Ehrentitel zu ertheilen; endlich 3), alljährlich eine große feyerliche kaiserliche Sitzung des Cassationshofes, und des Appellations- und Criminal-Hofes (ähnlich den alten *lits de justice*) zu halten. Zuletzt dringt der Vf. noch darauf, daß die Criminalrichter den Rang vor den Civilrichtern haben müßten.

In der dritten Abtheilung berührt der Vf. noch einige Gebrechen der gegenwärtigen gerichtlichen Organisation. Nach den Reichsgesetzen bestehen: 1) *Friedensrichter*, deren vornehmstes Geschäft die gütliche Vereinigung seyn soll. (Sie erkennen bis auf 50 Fr. in letzter Instanz, und ohne Appellation, in persönlichen und einigen anderen durch das Gesetz bestimmten Streitsachen, und bis auf 100 Fr. *à charge d'appel*. Außerdem haben sie die Versiegelungen, Inventarien und Vormundschaften, auch einigen Antheil an der Polizey- und Criminal-Justiz. Die Con-

stitution vom J. 8 weist ihnen besonders den Versuch der Güte zwischen den Parteyen zu, und nach dem *Code de procédure civile art. 48*, darf bey den Gerichten keine Klage angenommen werden, wenn nicht zuvor der Beklagte zur Pflege der Güte von dem Friedensrichter vorgeladen worden, oder freywillig erschienen ist.) 2) In bürgerlichen Streitigkeiten die Tribunale erster Instanz und die Appellationshöfe; 3) für die Verbrechen, welche entehrende oder Leibesstrafen nach sich ziehen, das doppelte Gericht der Geschwornen, und die Criminalhöfe (*cours de justice*); 4) für die geringeren Vergehungen die Correctionsgerichte, von denen die Appellationen an die Criminalhöfe gehen, und die Polizeygerichte; 5) der Cassationshof; 6) der hohe kaiserliche Gerichtshof; endlich 7) einige besondere Gerichte, als Militär-Marine- Handels-Tribunale u. s. w.

Mit der Grundlage dieses Gebäudes ist der Vf. zufrieden, aber im Einzelnen hält er folgende Verbesserungen für nothwendig. Cap. 2. *Von den Friedensrichtern*. Diese entsprechen nicht überall ihrem Zwecke, wovon die Ursache vornehmlich in der wenig strengen Wahl der Richter und in dem großen Umfange ihrer Geschäfte liegt. Der Vf. schlägt vor, sie unter den Grundbesitzern von wenigstens 1500 Fr. jährlichem Einkommen zu wählen, weil bey ihnen das Gesetz zur Zeit weder Rechtskenntnisse, noch Prüfungen voraussetzt, auch der Natur der Sache nach, nicht fodern kann, die Grundeigenthümer aber am meisten bey Aufrechthaltung der Ordnung interessiert werden. Dann aber müssen ihre Geschäfte erleichtert werden, die jetzt, da die mittlere Bevölkerung eines Friedensgerichts 10000 Seelen beträgt, in der That zu lästig sind. Zu dem Ende müßte man ihnen erlauben, die Versiegelungen, Inventuren u. dgl. ihren Suppleanten aufzutragen, und die abgeschafften Assessoren wieder herstellen, jedoch mit dem Unterschiede, daß nicht, wie ehemals, zwey aus jeder Gemeinde, sondern nur vier für das ganze Friedensgericht aufgestellt würden, und zwar bloß zur Entscheidung der vor die Friedensrichter gehörigen Rechtsstreitigkeiten. Dann würde der Friedensrichter wöchentlich zwey Gerichtstage halten, einen allein zu den Vergleichsverhandlungen, den anderen mit zwey Beysitzern zu Fassung der Urtheile in streitigen Sachen, und die Beysitzer konnten vorzüglich aus den im Bezirk wohnenden Rechtsgelehrten und anderen unterrichteten Leuten, gewählt werden. Cap. 3. *Von den Geschwornen in Criminal-Sachen*. Die Geschwornen halt der Vf. für eine uralte Einrichtung aller Völker, welche in Frankreich nur durch das Feudalsystem unterdrückt worden war, und er gehört zu den eifrigen Vertheidigern dieser Anstalt, ob sie gleich noch lange nicht zu der Vollkommenheit und dem sicheren Gange gediehen ist, welchen eine gute Rechtspflege erfordert. Kenntniß der gerichtlichen Formen, und Übung in den Geschäften, gehören durchaus nicht zu den nothwendigen Eigenschaften eines Geschwornen, sondern nur das gesunde Urtheil des gemeinen Menschenverstandes. Der sogenannte gesetzliche Beweis ist bloße

Schmäre, weil er zu nichts weiterem, als zu einer höheren oder geringeren Wahrscheinlichkeit führt. Aber wahr ist es, daß die Geschwornen sehr häufig nicht einmal die Fähigkeit gezeigt haben, die ihnen vorgelegten factischen Punkte zu beurtheilen, und daher schlägt der Vf. vor, auch sie aus den wohlhabendsten Grundbesitzern zu wählen, weil das, worauf es hier allein ankommt, Erfahrung in den Geschäften des Lebens, Welt- und Menschen-Kenntniß doch unter den Wohlhabenden am meisten angetroffen wird. Diejenigen, welche durch besondere Umstände unfähig wären, das Amt des Geschwornen zu versehen, könnten durch die bereits gebräuchlichen Mittel der Verwerfung von beiden Seiten leicht ausgeschlossen werden.

Cap. 4. *Von den Gerichten.* Seit langer Zeit bestanden in Frankreich nur zwey Instanzen, aber die Zahl der Gerichte hat seit der Revolution wiederholte Veränderungen erlitten. Zuerst hatte jeder District ein Gericht, welches im Ganzen eine Zahl von 541 ausmachte; die Nationalconvention reducirte sie auf eins für jedes Departement, aber unter der jetzigen Regierung wurden sie wieder auf 441 für 110 Departements vermehrt. Jetzt ist wieder von ihrer Verminderung die Rede, und der Vf. hält dafür, daß diese in der Art rathsam sey, daß kein Departement mehr als 4, und keines weniger als 2 erhalte. Dadurch würde man im Ganzen eine Zahl von etwas über 300 erhalten. Dann müßte aber auch die Zahl der Richter und Suppleanten so vermehrt werden, daß, da diese Gerichte bis zu 1000 Fr. ohne Appellation erkennen, jedes Urtheil letzter Instanz wenigstens von 5 Richtern gefällt seyn müßte. Die Zahl der Appellationshöfe, deren jetzt 32 sind, will der Vf. auf 24 herabgesetzt wissen (nach einigen Nachrichten sollten sie bis auf 18 herabgesetzt werden), weil die Abschaffung des Feudalsystems, der Zehnten, der geistlichen Beneficien, der Provincialrechte (*coutumes*), der Substitutionen, und die Publication des *Code Napoléon* die Quelle einer großen Menge von Processen verstopft haben. Viele werden durch die Friedensgerichte verglichen, und von den Tribunalen erster Instanz vier Fünftheile derjenigen, welche bey ihnen anhängig werden, in letzter Instanz abgeurtheilt. Es gelangen also gegenwärtig nur wenige Sachen in die Appellationsinstanz, und eine Verminderung der Appellationshöfe ist demnach unbedenklich. Dagegen erklärt sich der Vf. sehr bestimmt gegen die gänzliche Vereinigung der Criminalgerichte mit den Appellationshöfen. Mit dem Institut der Geschwornen ist eine solche Vereinigung ganz unverträglich, und wenn man auch dieses Institut aufheben wollte, so würde doch das nothwendige mündliche Verhandeln derselben entgegen stehen. Ein Protocoll über das Zeugenverhör kann nie den Werth haben, welches das eigene Anhören der Zeugenaussage für den erkennenden Richter hat. In dem Entwurfe des neuen Criminalgesetzbuches, dessen Vf. *Treillard, Vieilliard, Target, Oudard und Blondel* sind, wird die Errichtung eines Collegiums unter dem Namen der *Prätoren* vorgeschlagen, welches zu Paris residiren, und mit der Direction

der Criminalrechtspflege im ganzen Reiche beauftragt seyn soll. Jeder Prätor erhielte alljährlich von dem Kaiser die specielle Commission, die Criminalhöfe eines gewissen Districts zu präsidiren, und wie die ehemaligen *Miss dominici*, oder wie die zwölf Oberrichter in England würden sie dann umherreisen, um nach Beendigung ihrer Geschäfte in Paris wieder zusammen zu treffen. Der Vf. findet diese immerwährenden Reisen, dieses umherirrende Leben unzweckmäßig und unverträglich mit der richterlichen Würde, und da es sich nicht leugnen läßt, daß jetzt der Criminalhöfe weit mehr sind, als ihre Geschäfte fodern, so daß im Durchschnitt sehr viele ihre Arbeiten des ganzen Jahres in einem Monat, andere in 14 Tagen, manche längstens in 8 Tagen abthun, so geht sein Vorschlag dahin, bey jedem Appellationshofe eine Criminalkammer zu errichten, welche sich in zwey Sectionen theilte. Abwechselnd von 6 Monaten zu 6 Monaten würde eine davon die Criminal- und Strafpolizey-Sachen des Centraldepartements, in welchem der Appellationshof seinen Sitz hat, aburtheilen, so wie auch diejenigen Sachen, deren Instruction leicht dahin verlegt werden kann, in welchen z. B. wenig Zeugen zu vernehmen, dagegen Acten einzusehen oder Gutachten von Kunstverständigen beyzubringen sind, als Verfälschungen von Urkunden, betrügliche Bankerotte, Stempelbetrügereyen u. s. w. Ferner würde sie die Fälle vor sich ziehen, die wegen einer übeln Stimmung des Publicums, wegen Einfluß des Angeklagten oder seiner Gegner nicht wohl an Ort und Stelle verhandelt werden könnten. Die zweyte Section hingegen würde sich in die Städte, wo ein Tribunal erster Instanz ist, verfügen, und dort mit den Geschwornen alle nicht evocirten Criminalfälle aburtheilen. Nach Vollendung ihrer Tour käme sie zum Appellationshofe zurück, um in den folgenden 6 Monaten den Dienst daselbst zu thun, während nun die erste Section die Reise in dem Gerichtssprengel des Hofes vornähme. Die Criminalkammer müßte die erste des Appellationshofes seyn, vom ersten Präsidenten präsidirt werden, der Generalprocurator müßte das Amt des fiscalischen Beamten bey derselben verrichten, ihre Mitglieder einen höheren Gehalt beziehen. Auf diese Art würden die Criminalhöfe von 110 auf 25 bis 30 vermindert, und dennoch die Rechtspflege weniger kostbar, die Geschwornen und Zeugen seltener zu Reisen genöthigt, die nöthige und jetzt so sehr vermifste Einheit in den Maximen aber leicht durch die Aufsicht des Cassationshofes aufrecht erhalten werden. Zugleich wünscht der Vf. auch den Gebrauch der *Mercuriales*, d. i. der jährlichen feyerlichen Sitzungen, in welchen abwechselnd der erste Präsident und der General-Anwalt die Mißbräuche, die sich in dem Gerichtshofe zeigten, in einer kräftigen Rede rügen mußten, wieder hergestellt zu sehen.

Cap. 5. *Vom Cassationshofe.* Als die erste Nationalversammlung alle Privilegien und Provinzialrechte abgeschafft hatte, mußte sie zugleich auf eine Einrichtung Bedacht nehmen, welche diesem einfachen Systeme auch Ein-

heit gab, und diesen Zweck erreichte sie durch den Cassationshof, dessen Einrichtung dem Vf. nichts zu wünschen übrig läßt. Desto mehr sind alle Veränderungen, vornehmlich die *Vereinigung mit dem Staatsrathe* zu vermeiden, durch welche nothwendig die schönsten Vorzüge jenes höchsten Gerichts verloren gingen. Die Richter würden nicht allein vermindert, sondern auch durch die ihnen anzuvertrauenden Staatsgeschäfte von den richterlichen Arbeiten abgezogen. Die Prüfung der Formen, die Entwerfung der Berichte würde wieder den Secretärs überlassen werden, und die hohe Achtung, welche jetzt der Cassationshof genießt, dahin seyn. Man erinnere sich, wie wenig die Bescheide des Conseil ehemals das Vertrauen der Nation hatten. Immer wurden sie als Machtsprüche betrachtet, durch Gunst oder Feindschaft bewirkt. Die Gründe, welche man für die Einschmelzung des Cassationshofes in den Staatsrath anführt, sind durchaus nichtig. Man sagt, daß die Appellationshöfe durch die Unterordnung unter den Cassationshof an Ansehn verlören. Aber gerade das Ansehen des Richteramtes im Ganzen wird nur dadurch vollkommen gesichert, daß der Richterstand (die Magistratur) selbst über die Formen wacht,

und keine fremde Behörde, dergleichen der Staatsrath seyn würde, sich einmischen darf. Man sagt ferner, daß der Staatsrath, als ein Theil der gesetzgebenden Behörden, am besten über den Zweck der Gesetze urtheilen würde. Aber, ohne auf die strenge Sonderung der Gewalten zu dringen, sind gerade die Gesetzgeber am wenigsten zur Erklärung und Anwendung der Gesetze geeignet, weil sie immer, anstatt den *Sinn des Gesetzes* zu entwickeln, nur die *Absicht des Gesetzgebers* zum Grunde legen, welche letztere oft mit dem ersten in geradem Widerspruche steht. Kurz, es ist zu hoffen, daß man eine der schönsten und vollkommensten Schöpfungen der ersten Nationalversammlung nicht leichtfönniger Weise zerstören werde. —

So weit also unser Vf. Eine Kritik seiner Behauptungen und Vorschläge wird man hier nicht erwarten. Es ist genug zu wissen, welche Ansichten eines so wichtigen Gegenstandes jenseit des Rheins aufgestellt werden, was und wie darüber verhandelt wird. Manche Betrachtung, Besorgniß und Hoffnung, welche diese Verhandlungen erwecken, müssen wir dem eigenen Scharffinn unserer Leser anheim geben. S — d.

### K U R Z E A N Z E I G E N.

JUGENDSCHRIFTEN. Frankfurt a. M., b. Wilmanns: *Iduna, ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend*, von Jakob Glatz. Zweyte verb. Auflage. 1807. Erster Bd. 379 S. Zweyter Bd. 395 S. 8. (2 Thlr.)

Ebendaf.: *Sittenlehre für jüngere (?) Mädchen in Beyspielen und Erzählungen*, von Jakob Glatz. 1807. Erster Bd. 344 S. Zweyter Bd. 373 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Hr. G. hat sein Wohlgefallen an der ersten dieser Schriften, an mehreren Stellen seiner anderen Schriften, nicht undeutlich zu erkennen gegeben. Wenn er Eltern ihren Kindern Bücher kaufen läßt, so ist die *Iduna* gewöhnlich dabey. In der That ist auch diese *Iduna* noch die beste unter Hn. G.'s Bildungsschriften für das weibliche Geschlecht, obschon der Vf. auch hier nicht gänzlich unverfolgt von seinen alten Feindinnen, der Planlosigkeit und der Eile ohne Weile, geblieben ist. Schon bald zu Anfang erinnert uns „das weinerliche Mädchen“ daran. Übrigens hat auch hier Hr. G. Krankheiten und Fehler nicht immer mit der gehörigen Sorgfalt unterschieden, und wo es geschehen, die Ursachen der Krankheit, und besonders die vermeidlichen, nicht genug herausgehoben. So ist die Erzählung „Molly und Fanny, oder Empfindsamkeit und Empfindelz“, Th. 2. S. 73 ff. wenigstens ohne alle bildende Tendenz. Dafs Fanny den Anblick gewisser Thiere nicht ertragen konnte, dafs sie einmal in Ohnmacht fiel, als eine Maus ihr über die Füße lief, ein andermal aber bey dem Anblick einer Spinne vor Entsetzen aufser sich war, dafs sie Frösche nicht ansehen und das *Gehül* der Katzen nicht vertragen konnte — das hatte wohl seinen Grund nicht im Leben empfindsamer Bücher, nicht in dem über sich selbst Brüthen, oder in der Vorliebe zu rührenden Trauerspielen. Und woher, fragt man weiter, kam ihr denn ursprünglich die Neigung zu alle dem? — Das eine der in dieser neuen Auflage neu hinzugekommenen Gedichte: *der Frühling* Th. I. S. 250, ist eben keine Zierde für das Buch geworden. Es ist gereimtes Wischiwaschi; und wer Hn. G. Versereyen damit entschuldigt, dafs sie doch wenigstens gut gemeint wären, der muß etwa glauben, dafs man es in Prosa nicht auch gut meinen könne. Und wer wird nicht lieber jede Prosa, als solche Verse lesen:

Wir gleichen dem heiteren Lenze;  
Uns werden die Tage nicht schwer;  
Wir freuen uns ohne Grenze (?);  
Wir grünen (so singen Mädchen) und blühen wie er.

Die *Sittenlehre* f. j. M. hat den Zweck, „die jungen Leserinnen mit den verschiedenen Pflichten eines Mädchens bekannt-

zu machen, und sie, wenn möglich, zu willigerer Erfüllung der selben aufzumuntern. Man findet hier die einzelnen Fehler und Tugenden alphabetisch aufgeführt, (wodurch das Auffuchen einzelner Erzählungen sehr erleichtert werden soll), weil, nach des Vfs. Ansicht, das Alter, für die sie geschrieben ist, es zu verbieten schien, die auseinanderzusetzenden Pflichten in systematischer Ordnung aufzustellen, und eine aus der anderen zu entwickeln. — Wir wissen nicht, was das gesagt ist. Aus den zwey Blättern Inhalt hätten, zur Erleichterung des Nachschlagens, zwey Blätter Register werden können; und wenn man sich auch scheute, ein von Einem Grundsatz ausgehendes System aufzustellen: so hatte man doch wenigstens, um des elenden Anfangsbuchstabens willen, nicht Dinge von einander reißen sollen, die einander so nahe verwandt sind, ja ihrer Natur nach zusammen gehören, wie z. B. alle den Tugenden entgegengesetzte Fehler. Vgl. die neunte Erzählung „Beharrlichkeit.“ Die Tugenden und Fehler, die laut der Inhaltsanzeige hier behandelt werden, sind folgende: Artigkeit und Unartigkeit, Aufrichtigkeit, Aufmerksamkeit, Angewohnheiten (böse), Anmaßlichkeit, Argwohn, Beharrlichkeit, Bescheidenheit, Hang zu betrügen, Befonnenheit, Dankbarkeit, Dienstfertigkeit, Ehrlichkeit, Eitelkeit, Eigensinn, Eigenliebe, Enthaltbarkeit, Empfindlichkeit, Faulheit, Fleiß, Folgsamkeit, Geduld, Gefälligkeit, Geiz, Gelassenheit, Gewissenhaftigkeit, Großmuthigkeit, Gerechtigkeit, Haß, Heuchelei, Hochmuth, Jähzorn, Jugend, Keckheit, launisches Wesen, Laster, Lebensart, Lüsterneheit, Leckerhaftigkeit, Naschhaftigkeit, kindliche Liebe, Lüge, Mäßigkeit, Menschlichkeit gegen Menschen und Thiere, Mitleid, mürrisches Wesen, Müßiggang, Neid und Mißgunst, Neugierde, Ordnungsliebe, Rachsucht, Sanftheit, Schadenfreude, Schmeicheley, Sparsamkeit, Spottsucht, Uneigennützigkeit, Unreinlichkeit, Unschuld, Verleumdung, Verschwendung, Verschwiegenheit, Wohlthätigkeit. — Wie viel und wie wenig! So fehlen Ehrliche, Hang zu Zerstreuung, Zanksucht, Vertraglichkeit, Spielsucht u. a.; hingegen findet man von einer Kategorie manchmal wieder zu viel. Und zu welchen Tugenden oder Fehlern gehört die Jugend? In der Behandlung des Einzelnen ist der Vf. zwar nicht so unglücklich; er hat das Kontrastirende mitunter recht gut dargestellt, die Folgen der Fehler mit Leichtigkeit entwickelt, auch die Begriffe zum Theil scharf gehalten; aber dabey ist eine gewisse Eintönigkeit und Magerkeit nicht zu verkennen. Eine der mißlungensten Erzählungen ist ohne Zweifel die vierte im zweyten Theile, *Haß*, überschrieben. Sie bekämpft des Vfs. eigene Kinder, seine Erzählungen. Man könnte leicht auf die Vermuthung gebracht werden, dafs er mit seinem ganzen Buche der Einsiedler jener Erzählung sey. — a —

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 4 M Ä R Z 1808.

## M E D I C I N.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Kritische Annalen der Staatsarzneykunde für das neunzehnte Jahrhundert.* Herausgegeben von Chr. Knappe, der Arzn. und der Chirurgie Dr. kön. preuss. Ober-Medicinal- und Sanitäts-Rath u. s. w. *Ersten Bandes* 1—3 Th. 1804. 1805. Mit fortlauf. Seitenzahl. 580 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Die polizeyliche Medicin sowohl als die gerichtliche, welche der Vf. nach Daniel zugleich unter dem Namen der *Staatsarzneykunde* begreift, verdienen in unseren Tagen mehr als jemals eine besondere Aufmerksamkeit. Seitdem die Regierungen mit Ernst die öffentliche Gesundheit beherzigen, und das Departement der Ärzte in die Reihe der Staatsverwaltungen aufnehmen, kann kein Arzt mehr auf eine öffentliche Anstellung Anspruch machen, wenn er nicht die Medicinalpolizey im Ganzen übersieht, und alle zur gerichtlichen Medicin erforderlichen Eigenschaften sich erworben hat. In dieser Hinsicht ist der Zweck des Vfs., — alles Neuere dieses Faches kurz, doch möglichst vollständig, und mit einer unparteyischen Beurtheilung begleitet, darzustellen — dankbar anzunehmen; auch versprechen wir uns von den bekannten Einsichten, und der Wahrheitsliebe desselben, daß er die wichtigen Pflichten eines Schriftstellers, der in einer so delikaten Sache auf den Geist seines Zeitalters wirken will, künftig immer mehr in Erfüllung bringen werde. Der Vf. schränkt sich bey diesen Annalen auf keine Zeit der Herausgabe ein, welche bloß von der mehr oder weniger günstigen Aufnahme derselben abhängen soll. Drey Theile, jeder von 12 Bogen, sollen immer Einen Band ausmachen.

Die erste Rubrik jedes Theiles ist der *Medicinalpolizey* gewidmet, und hat folgende Unterabtheilungen: A) *kritische Auszüge aus gedruckten Schriften.* Es streitet mit den Grundsätzen unseres Instituts, über Recensionen neue Recensionen zu schreiben: indess dürfen wir nicht bergen, daß die hier gelieferten Auszüge uns viel zu weitläufig scheinen. So stößt gleich im ersten Theile der Auszug aus Schriften über Kuhpocken, welcher 100 Seiten über die Hälfte des Buches anfüllt, und im zweyten Theile auf 78 Seiten fortläuft, gar sehr gegen eine Grundregel des Vfs., gegen Kürze und Gedrängtheit in einer Sache an, die nun durch die ganze Welt schon bekannt genug ist. B) *Ungedruckte Aufsätze.* Es sind folgende (2 Theile): 1) *Schreiben des spani-*  
S. A. L. Z. 1808. *Erster Band.*

*schen Ober-Medicinal- und Sanitäts-Collegii zu Madrid an das königl. franz. Ober-Colleg. med. et Sanitatis wegen des gelben Fiebers.* 2) *Schreiben des kön. preuss. Generalconsuls Rooße über das gelbe Fieber zu Mallaga.* Beide enthalten wenig Interesse über diesen Gegenstand. 3) *Gedanken über die Unvereinbarkeit der Thierheilkunde mit der Menschenheilkunde von Dr. Wildberg.* Hr. W. giebt hier Gründe an, nach welchen die Heilkunst der Thiere gar nicht für das medicinische Forum gehören soll, bis die Krankheiten der Thiere auf die Gesundheit der Menschen Einfluss haben. Die Erlernung sowohl, als die Ausübung der Heilkunst der Thiere sey für die Ärzte, vorzüglich für Physiker, zu beschwerlich und unschicklich, daher man dieselbe der landwirthschaftlichen Gesetzgebung überlassen solle. Rec. ist über diese Sache ganz anderer Meinung; er glaubt, daß die technischen Ärzte, zumal auf dem Lande, sich mit der Heilkunst in ihrem ganzen Umfange, in Städten aber nur mit jenen Zweigen ihrer Kunst vorzüglich befassen sollen, in denen sie sich am meisten Fertigkeit und Ruf erworben haben. Die Physici aber, und die übrigen Staatsdiener dieses Faches, sollen gar keine Praxis ausüben; so wie die Chirurgie, Geburtshülfe, Pharmazie und Thierheilkunde mit zu dem Ressort des Physikus gehören, ohne daß er dieselben ausüben darf. Für den Staatsdiener ist jede Praxis unzulässig, während der technische Arzt zum größten Vortheil des Staats und der Kunst gar leicht die Thierheilkunde mit der menschlichen ausübt. Rec. kennt selbst einen Professor, der die Pathologie für die Ärzte, dann ein Veterinär-Collegium lieft, nachher ein krankes Pferd besucht, und unmittelbar darauf einer gnädigen Frau den Puls fühlt. 4) *Untersuchung der Frage: Wie wird die Kuhpockenimpfung am leichtesten verbreitet, und am sichersten unterhalten?* Von Ebendenselben. Der Verf. glaubt mit Recht, daß die öffentlichen Pocken-Institute, mit denen der Staat alles glaubt gethan zu haben, lange nicht dem Zweck entsprechen. Nach den hier bemerkten, überall bekannten Hindernissen, die der Allgemeinheit der Schutzpocken noch im Wege sind, schlägt der Vf. vor: 1) daß man die Impfung von 4 zu 4 Wochen auf den Landesphysikaten circuliren lassen solle; 2) daß der Staat nicht nur die Impfung nachdrücklich befördere und befehle, sondern auch die Ärzte dafür bezahle; 3) daß man durch öffentliche Blätter bekannt mache, welcher Districtarzt jede 4 Wochen durch die Impfung besorge. Die Kinder sollen sämmtlich vorläufig bey demselben angemeldet und bemerkt werden. Die Ärzte

H h h

sollen Journale halten, und in Rückficht der Orte, wo die Impfung unternommen wird, soll eine gewisse Ordnung festgesetzt werden. Die kränklichen Kinder werden auf andere Zeiten verschoben. Bey jeder Impfung soll der Arzt, so viel möglich, Stoff abnehmen, um denselben genugsam auf Verlangen ersetzen zu können; auch bey gegenwärtigen natürlichen Pocken sollen die Schutzpocken noch versucht werden u. s. w. Rec. würde diese Geschäft nicht den Ärzten, sondern allen dazu als tauglich erkannten Chirurgen überlassen, die ihre Listen richtig halten, und wo immer Einer dem Anderen mit Impfstoff aushelfen könne. In der Gegend des Rec. ist die Sache schon so weit gediehen, daß Chirurgen viele Stunden Wegs alle Kinder auffuchen und für einige Kreuzer impfen. Sollten bey diesem etwas tumultuarischen Verfahren hin und wieder auch falsche Kuhpocken entstehen so wird doch die Masse größtentheils geimpft, und auf diese Weise werden, nach des Rec. Meinung, die natürlichen Pocken am sichersten, wenigstens weit eher verdrängt, als wenn die Regierungen durch gehässige Befehle den Bauer auffällig machen.

II) *Gerichtliche Arzneywissenschaft.* A) wieder *kritische Anzeigen gedruckter Schriften*, die wir, unserm Plane gemäß, übergehen. B) *bisher ungedruckte Aufsätze.* Im ersten Theile: 1) *merkwürdige Aufseere Vergiftung*, als Arsenik statt Puder auf den Kopf gebracht wurde. Die Braut und ihre Gespielin, bey welchen diese Unglück sich ereignete, wurden, trotz der heftigen Zufälle, gerettet. Der zweyte Fall ereignete sich bey 3 Bauernföhnen, wovon einer starb, die anderen zwey durch baldiges Waschen und Abkämmen ebenfalls gerettet wurden. Das gut verfaßte *visum et repertum* beweist die furchtbare Verheerung dieser heftigen Localeinwirkung. 2) *Gutachten des kön. preuss. Ober-Collegii medici und Sanitatis über die Frage: Ob nach der Trennung des Kopfes vom Rumpf Empfindung und Bewußtseyn des Hingerichteten noch einige Zeit fortdauere?* Bekanntlich durch die *Wend'schen* Versuche an Troers Kopf veranlaßt, und verneinend beantwortet. Hierauf wurden dergleichen galvanische Versuche ohne alle Einschränkung verboten. Im 3 Theile: 1) *Gutachten des königl. ostpreuss. Collegii med. et Sanitatis über eine verheimlichte Schwangerschaft und Geburt.* Die Person brachte so viele Lügen vor, die der Obduction widersprachen, daß es wohl keines Mannes, wie *Mezger* war, bedürfte, um die Leichtgläubigkeit der untersuchenden Criminalisten zurügen. 2) *Vergiftung eines 7 monatlichen Kindes durch eine Mohnkopfabkochung untermischt und bewahrt von Gabel.* kön. preuss. Medicinalrath. Die Obduction ist sehr gut und genau, so wie das Gutachten bestimmt und richtig abgefaßt. Es verdient bey den medicinischen Behörden bekannter zu werden, daß die Abkochung der Mohnköpfe den Kindern sobald schädlich sey. Noch merkwürdiger aber ist des Vfs. Bemerkung, daß man von Seiten der Justizbehörden bey schnellen Todesfällen nicht so gleichgültig seyn, und zur

oberflächlichen Besichtigung derselben nur etwa einen Chirurgen, oder gar eine andere gerichtliche Person hinschicken soll. Allerdings sind die Justizbeamten noch in manchen Orten hierin zu gleichgültig, und es giebt der Fälle nur noch zu viele, wo es nur auf die Klugheit und Behutsamkeit der Mörder ankommt, um für ihre Verbrechen ungestraft zu bleiben.

III) *Staatsarzneykunde.* A) *Kritische Auszüge aus gedruckten Schriften.* B) *Landesherrliche Gesetze und obrigkeitliche Verordnungen.* Im 2 u. 3 Theile: 1) *Schutzblatternimpfung.* Diese Circularien und Befehle, die der Vf. in Extenso abdrucken läßt, werden die Käufer wahrscheinlich eben so ungern, als das im 2 Theil folgende, auf 103 Seiten abgedruckte Viehseuchenpatent, bezahlen. 2) Das *Publicandum wegen des gelben Fiebers* im 3 Theil hätte ebenfalls wegleiben können, da der veranlassende Vorfall zu Halle durch Loder schon überall bekannt gemacht ward. Von den übrigen Verordnungen führen wir noch Folgendes an. In Hinsicht der *Duelle* wurde zuerst befohlen, daß die berufenen Ärzte und Chirurgen dieselben sogleich anzeigen sollten. Die Duellanten verheimlichten nun ihre Wunden, deswegen entliefs man die Ärzte und Chirurgen so lange dieser Pflicht, bis sie von der Obrigkeit deswegen vorgefordert werden. Ein *Rescript über die Gebühren der, auf Veranlassung der Gerichte, zugezogenen Ärzte und Chirurgen.* Sie sind nach der Medicinaltaxe zu liquidiren, und vom *Collegio medico* festzusetzen; im Fall es aber aufgestellte ärztliche Individuen sind, und die Bezahlung aus einem öffentlichen Fonds geht, so bestimmt der Gerichtshof nach der Sporteltaxe. *Die Literaturen der Recepte in den Apotheken* sollen von den Ärzten mit beygefügtem Datum verzeichnet seyn. — Rec. würde dem Vf. in Zukunft rathen, den Geist dieser Gesetze im Wesentlichen anzugeben, die Gesetze aber bloß zu citiren, anstatt dieselben wiederholt abdrucken zu lassen.

IV) *Neue Bemerkungen.* Im 1 Theil befindlich. Der Vf. bringt hier 1) die *Scheel'sche* Beobachtung, daß der Arsenik sich im Wasserstoffgas auflöse, in Erinnerung, und fragt, ob dies die Ursache sey, daß im Magen und den Gedärmen der mit Arsenik vergifteten Leichen keine Spur mehr von diesem Gift entdeckt werde. Rec. empfiehlt diese Aufgabe den Chemikern und gerichtlichen Ärzten vorzüglich, indem dadurch die gerichtliche Arzneykunde über einen wesentlichen Gegenstand aufgeklärt wird. Wenigstens weifs Rec. aus dem Munde eines sehr biedereren praktischen Arztes, daß er den Arsenik in dem Magen eines schon 3 Wochen begrabenen Kindes gefunden und deutlich erwiesen hätte! 2) Sagt der Vf. hier, daß Er der erste gewesen zu seyn glaube, der bey dem Streite über die Fortdauer der Empfindung und des Bewußtseyns in dem Kopfe eines Enthaupteten auf das Eindringen der äußeren Luft in das Innere des Gehirns aufmerksam gemacht habe. Rec. glaubt, daß dies Eindringen der Luft in die dritte und vierte Hirnhöhle, wenn die Analogie des



Einblascns für dasselbe auch beweisend wäre, bey so vielen anderen wichtigeren Zerstörungsurachen, doch nicht unter die vorzüglicheren zu rechnen sey. Ubrigens dürfte diese Idee für diejenigen, die das Organ der Seele in ein elastisches, gasförmiges Wesen der Gehirnhölen setzen, viel Anziehendes haben. — *Preisaufgaben, Ehrenbezeugungen und Todesfälle* machen inuner die letzten Rubriken jedes Theiles aus.

Sollen wir, nach diesem Detail, über das gesammte Werk unser Urtheil hinzufügen: so scheint uns dasselbe, wiewohl es manche interessante Gegenstände für Kunstverwandte enthält, dennoch nicht immer den Namen *kritischer Annalen* zu verdienen, weil man diese Kritik weder in der Auswahl der Gegenstände, noch in der Darstellung der Ansichten, noch in der Motivirung der Zwecke bemerkt, und weil endlich einige Auszüge aus gedruckten Schriften, und bloße bey dem kön. preuss. Ober-Collegio medico et sanitatis zu- und abgehende Aktenstücke dieses Aushängeschildes nicht werth sind.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Die Diätetik der weiblichen Schönheit. Eine Toiletten-Lectüre*, herausgegeben von Dr. C. F. Kilian, Medicinalrath und Professor. Mit einem Kupfer. 1806. 298 S. 8. (1 Thlr.)

Rec. wünscht, daß Leserinnen aus dieser Schrift den Nutzen schöpfen mögen, welchen ihr innerer Gehalt ihnen unstreitig gewähren wird, wenn sie sich an des Vfs. Schreibart gewöhnen, der es freylich an Eigenheiten, ungewöhnlichen Stellungen der Wörter, geßtlicher (wie es scheint) Auslassung der Hilfsörter u. s. w. nicht fehlt (*Hedären, Eau de Colonne*, welches viermal vorkommt, und *Bürse* statt *Bürsche*, mögen wohl Druckfehler seyn). Nachdem der Vf. das Ideal weiblicher Schönheit nach Anakreon gezeichnet, und „einige der vorzüglicheren Punkte, die dem Gedeihen der vorhabenden Cultur weiblicher Schönheit mächtig im Wege stehen, und nach Verdienst nicht gewürdigt, der bildenden Kunst unserer holden Damen an sich Nichts als Karikaturen zu erzeugen verkatten“, angeführt hat, giebt er S. 11 den Zweck seines Buches an: „Ich werde sonach mich bestreben, zu lehren, wie Damen von Grazie zunächst es haben zu halten, das Ideal der weiblichen Schönheit durch gehörige Ordnung des Lebens am besten und treu zu copiren. Ich achte hier allein nur die Schönheit des Weibes, und lasse die Schönheit der *Münnin* (Amazonen genannt), so wie deren Cultur und die Vorschrift dazu recht gern einem andern über. Desgleichen halte ich's auch nicht mit jenen besondern Dingen, die gewöhnlich die *Euklonia* nützt, an im Manne Bewegung der Lüste und Leidenschaft für sich zunächst zu erregen, und auf Kosten der Wahrheit nur Lug und Trug zu verbreiten“ u. s. w. S. 13. *Entwurf der weiblichen Schönheit. Unterschied der Schönheit des Körpers an sich (der matorischen oder plastischen)*, und der Hand-

lung (der *pastischen*). Hier hat es der Vf. bloß mit der ersten zu thun; wegen der zweyten verweist er auf seine Zeitschrift *Georgia*. S. 34. *Allgemeine Regeln zur Erhaltung und Vervollkommenng der weiblichen Schönheit. Warnung vor „beengter Besorgsamkeit“ um die Gesundheit und daraus folgender „Verzärtelung“ des Körpers. Wechsel im Lebensgenusse, mit gehöriger Auswahl im Gebrauche der uns täglich umgebenden Dinge. Befolgung der Leitung des eigenen Instinkts: „nur Schade, daß dieser bey Damen, besonders von Stande, gewöhnlich getrübt und verstellt ist.“ Nützliche Lehren, sich die Macht der Gewohnheit und die Bedürfnisse nicht sklavisch beherrschen zu lassen, doch auch letztere nicht durch plötzliche Veränderungen sich zu entziehen; so z. B. bey Veränderungen des Klima's durch Reisen, der Witterung u. s. w., der Ernährung des Körpers nach Verschiedenheit der Temperamente; dem Wechsel des Alters. Sparsamkeit in Aufwande körperlicher und geistiger Kräfte S. 62. *Besondere Regeln im Betreff der verschiedenen Wirkungen der gewöhnlichen Einflüsse auf die Erhaltung und Vervollkommenng der weibl. Schönheit.* 1) *Luft*. Nachdrückliche Empfehlung des Genusses der freyen Luft und der Reinigung derselben in Wohn- und Schlafzimmern; Schädlichkeit der Fensterladen in letzteren. Nachtheilige Wirkung des Durchräucherns der Zimmer auf die Haut, so wie des Tabacks- und Öl-, und wegen der übrigens dadurch verderbten Luft, des Kohlen-Dampfes; zu feuchter etc. Luft. Über die, den verschiedenen Temperamenten angemessene Temperatur der Luft. Vorsicht bey dem Genusse der Speisen und Getränke (wo vieles anticipt wird, das in den folgenden Abschnitten gehört), und bey dem Wechsel der Kleidung bey abwechselnder Witterung; Schädlichkeit der Kälte in verschlossenen Zimmern, so wie zu großer Erhitzung derselben; Vorzüge der Ofen vor den Kaminen, und zwar der thönernen vor den eisernen. 2) *Kleidung*. Woll als beste Materie zu kleiden für Damen in unsern Gegenden, besonders ein wollener Unterrock, und Hemden aus *Hammens*. Schädlicher Wechsel der wärmeren und leichteren Bekleidung des Körpers und der Füße, und des Tragens durchnäster Kleidungsstücke. Auch die Kragen an den Kleidern und die Binden um den Hals sind nicht ohne bedenklichen Einfluss auf die Gesundheit. Nachtheile der zu kurzen Taillen, besonders auch auf den Unterleib; Empfehlung elastischer Leiberchen, seidener oder flanelleener um den Unterleib locker angelegter Gurte, und noch vorzüglicher an ein Leibchen gehefteter Beinkleider. Nachtheil zu langer Taillen. Gehöriges Maas in Bekleidung der Arme; Empfehlung handlederner Handschuhe. Über die Fußbekleidung: Schnürstiefeln sind allerdings sehr zweckmäßig, verderben aber die Schönheit des weiblichen Fußes nicht wenig. *Trakene* Socken von Rindsläsen über den Strümpfen bey nasser Witterung. Von der Bedeckung des weiblichen Kopfes, Perücken und Titusköpfen, Nutzen der Befuchung des*

Kopfes vor Schlafengehen. Der übrige Kopfputz wird auf die *Georgia* verwiesen. 3) *Speise und Trank*. Sehr gute und nützliche Lehren. S. 132 eine, nach Rec. Urtheil nicht misrathene, Beschreibung der empfindelnden Damen in physiologischer Hinsicht. Ob aber die Äußerung S. 136: „Wer sehr oft und sehr viel ißt, dessen Blick ißt gewöhnlich brutal, und verworren und geistlos, und damit verschwunden der sonstige Zauber der weiblichen Schönheit,“ Beyfall finden werde, läßt derselbe unentschieden. — Den Absud von Schnecken, noch mit etwas Milch vermischt, empfiehlt der Vf. mageren schwächlichen Damen, aus eigener Erfahrung. — Häufig genossenes Backwerk, zumal von der schlechteren Gattung, als Mittel, weibliche Schönheit, von jeglicher Seite betrachtet, in hohem Grade zu verderben, nicht selten ganz unwiederbringlich zu verwüsten. Die *gelben Rüben* (Möhren, *drucus carota*?) werden doch wohl mit Unrecht von den besseren Arten essbarer Wurzeln getrennt, und mit den rothen, den Steck- und märkischen Rüben, Kohlrabi und Kohlrüben in eine Classe gesetzt. Unter den Kartoffeln werden besonders die *Nierenkartoffeln* empfohlen. Unter den ausländischen Gewürzen ißt die Muskatenblüthe noch immer das beste, und mäßig genossen den Damen sehr heilsam, besonders den schwachen, und schlaffen und blaffen. — Über den Nachtheil des häufigen Theetrinkens in Rücksicht auf w. Sch. Verbesserung des Kaffees durch geröstete Möhren (1 Kasseelöffel zu 1 Loth auf 2 Tassen.) — *Punsch* rühmt der Vf. unter gehörigen Einschränkungen aus eigener Erfahrung als ein treffliches Mittel bey dem Anfange der Schwindsucht, häufigem Schweisse, Abmagerung, trockener Haut, unreinem Teint, öfters vor Schla-

fengehen zu zwey Gläsern, aber mehr als sauer, und nicht stark mit Arrak versetzt. — Über das Nachtheilige der Verbindung der Milch mit Erdbeeren, möchten wohl nicht alle mit dem Vf. (S. 203) übereinstimmen. So hält er auch den Kaffee unmittelbar nach dem Essen für schädlich. Zuletzt noch die Warnung, nicht eher als 2 Stunden nach Tische zu Bette zu gehen, und vorher noch ein Glas Wasser zu trinken. 4) *Bewegung und Ruhe*. Das Reiten kann der Vf. den Damen „nicht sehr wohl“ empfehlen; mehr das Schaukeln im Freyen, an einem Orte, wo kein Luftzug ißt, und nie dem Winde entgegen. 5) *Schlaf*. 6) *Seele*. — Warnung an „gelehrt seyn wollende“ Damen. — 7) *Geschlechtsverrichtung*. Schädlichkeit des festen Zuschnürens der Kniebänder in der Schwangerschaft. — S. 255. *Besondere Regeln zur Erhaltung und Vervollkommenheit der Schönheit verschiedener Theile des weiblichen Körpers*. a) *Die Haut*. — Warnung vor kaltem Abwaschen des Körpers, besonders am Morgen; genaue Vorschriften wegen des nützlichen Gebrauchs lauer Bäder. Empfehlung des Luftbades, nach vorhergegangenem Waschen und Trocknen des „gänzlichen“ Körpers, im Freyen, in einem ganz weiten und luftigen, über dem Busen schließenden, mouffelin Gewande. — 3) *Das Gesicht*. Hier einige Recepte von kosmetischen Mitteln (so wie in der Folge Recepte für die Zähne und zur Beförderung des Haarwuchses); auch einige gegen Hautauschläge u. s. w., welche Rec. den Damen doch nicht ohne Einschränkung allein überlassen möchte, als weiße Nieswurzeln mit Kornbrandewein digerirt, und Sublimatauflösung.

Ka.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

MEDICIN. Frankfurt a. M., b. Simon: *Abhandlung von der Hasenscharte nebst einem Vorschlage, solche nach einer neuen Methode zu heilen*, von Franz Joseph Rieg, ausübendem Wundarzte in Mainz. Mit einer Kupferafel. 1803. 144 S. 8. (12 Gr.) Auf mehr als 200 Seiten handelt der Vf. von dem Wundmachen der Lippenränder, Festhalten derselben, von den verschiedenen Nadeln, Vereinigungsbinden u. dgl. m., was man in jedem guten chirurgischen Handbuche findet, und was jedem denkenden Wundarzt (für welchen doch eigentlich vorliegendes Werk, da es einen Vorschlag zur Prüfung enthält, geschrieben ißt) schon bekannt seyn muß. Vorzüglich benützt hat der Vf. *Sabatiers, Richter, Bell*, und außer diesen noch *Marsiana, Heister, Louis* und *Platner*. Neue und eigene Bemerkungen darf der Leser nicht suchen. S. 53, 56 beschreibt er die *Eckholdt'schen* Nadeln, und tadelt das beschwerliche Abschrauben der Knöpfchen u. s. w. Bey den neuesten Nadeln zur Hasenscharte von Dr. *Eckholdt* fällt diese scheinbare Unbequemlichkeit ganz weg; denn das aus feinem Golde bestehende Mittelstück steckt locker in der troicarförmigen Spitze und dem breiten Kopf, und beide sind leicht abzunehmen; Rec. findet sie daher äußerst bequem. Was der Vf. über das Ausreißen der Nadeln überhaupt, und über den heftigen, nachtheiligen Reiz, welchen dieselben in der Wunde selbst verursachen sollen, so wie über die üble Bildung der Narbe durch die Nadeln, sagt, findet Rec. in der Regel nicht durch die Erfahrung bestätigt; denn alles kommt hier (Nebenstände ausgenommen, deren nachtheilige Folgen auch Hn. *Rieg's* Methode nicht verhindert) auf das richtige Verfahren des Operateurs an. S. 98 steht die Geschichte einer Hasenscharte, welche in 11 Jahren 5 Mal ohne Erfolg operirt wurde, ob von guten Operateurs oder Stüm-

pern, wird nicht angegeben, und beweist also nichts gegen die Nützlichkeit der Nadeln. Diese letztere Geschichte war es, welche Hn. A. zur Erfindung seiner vorgeschlagenen Methode, die er nur bisher an Cadavern versuchte, Anlaß gab, und die er von S. 116 an beschreibt. Rec. gesteht, daß dieselbe dem Anschein nach viel empfehlendes hat, und er hebt daher das Charakteristische derselben aus. Der Apparat besteht aus einem Silberblättchen, unter die operirte Lippe zu legen, nach der Biegung des Zahntücherbogens geformt, und von einem Mundwinkel zum anderen reichend. Zu beiden Seiten der Mitte dieses Blättchens befinden sich zwey Löcher, durch welche, so wie durch die darüber ausgespannten Lippenportionen, mit einer vom Vf. vorgeschlagenen Nadel die Fäden gestochen werden, welche über die Wunde zusammen gebunden, die vereinigten Wundränder zusammen halten. Die Vorrichtung an erwähnten Blättchen die Fäden in gehöriger Entfernung, so wie das Blättchen selbst in seiner Lage zu erhalten, ißt zwar etwas subtil, doch zweckmäßig, und ißt ganz genau auf der beygefügten Kupferafel abgebildet. Rec. übergeht daher die weitere genaue Beschreibung, so wie mehrere Vortheile und Eigenheiten dieser Methode, die der Vf. S. 137 ff. davon angiebt. — Die Schreibart des Vfs. ißt mit unter etwas incorrect und unbestimmt, z. B. das *Einstecken* und *Durchziehen eines Fadens in beide Winkel (oder Spalte)* — sollte richtiger heißen: in beide Ecken der gespaltenen Oberlippe u. s. w. — das *Kind durch klingende Veränderungen (?) vom Schlafe abhalten* — *Eben der Erfolg war von der Operation im 11ten Jahr statt von eben dem Erfolge war die Operation u. s. w.* — So schreibt auch der Vf. *Rabarbarasyrup, Cicuta, acanitum, Gehilfe, Valente* st. *Valentin, Zittin* st. *Zittier* u. m. a. was Rec. übergeht.

— d —

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 MÄRZ, 1808.

## P A D A G O G I K.

BERLIN, b. Sander: *Elementarformen des Sprach- und wissenschaftlichen Unterrichts*. Erster Theil. Von *Joh. Ernst Plamann*, Dr. der Philos. und Vorsteher einer Pestalozzischen Schulanstalt in Berlin. Ins Französische übersetzt [d. h. nebst einer französischen Übersetzung des Werks] von *Wilhelm Mila* 1806. 8. (ordinär Druckpap. 4 Rthlr.; engl. Druckpap. 5 Rthlr.; Schweizerpapier. 6 Rthlr.)

Mit diesem allgemeinen Titel ist eine allgemeine Vorrede über Abicht und Plan des ganzen Elementarwerks (XL S.) verbunden. Der itzt gelieferte erste Theil befaßt die Anfänge der drey Bestandtheile in drey Bänden unter folgenden Titeln:

*Elementarformen* u. s. w. Des 1sten Theils 1ster Band. *Sprache*. Von *Plamann*. Mit franzöf. Text von *Mila*. 1stes Heft, *Kunstbeschreibung*. (IV u. 205 S.)

*Elementarformen* u. s. w. Des 1sten Theils 2ter Bd. *Erdbeschreibung* von *Joh. Friedr. Schmidt*, Lehrer an der Pest. Knabenschule in B. Mit einem Planiglobus, gez. v. *D. F. Sotzmann* und mit franzöf. Texte u. s. w. Erster *Curfus*. *Topographie*. 1stes Heft (XLV S. Anleitung u. 255 S.)

*Elementarformen* u. s. w. Des 1sten Theils 3ter Bd. *Naturbeschreibung* von *Plamann*. M. franzöf. Texte. 1stes Heft (LXXXVII S. Anl. u. 101 S.)

Da diese Titel von dem eigentlichen Inhalt dieses ersten Theils des ganzen Elementarwerks noch keine genaue Idee geben: so fügen wir hinzu, daß der angeführte 1ste Bd., als der *erste Curfus* der Kunstbeschr., nur allein das *Hausgeräth*, der 2te Bd., als der *1ste Abschnitt* der allgemeinen *Topographie*, nur *Wasser und Land*, und der 3te Bd., als des 1sten Abschnitts — der *Naturbeschreibung* (äusserer Bau der Säugthiere) *1ster Curfus*, nur den *äusseren Bau des Menschen* begreift; und damit von den drey Gegenständen fürs erste so viel zusammen genommen worden, als zur Beschäftigung der Kinder von 5 bis 8 Jahren ohngefähr zweckmäfsig ist. Genauere Zeitbestimmungen des Gebrauchs werden nicht gegeben; nur daß Hr. Pl., wie noch näher berührt werden soll, den Anfang der Kunstbeschreibung dem der Naturbeschreibung vorangehen lassen will, weil, nach seiner Meinung, mit den drey Gegenständen nicht zugleich angefangen werden soll. Obgleich man es dankbar hätte aufnehmen müssen, wenn der Vf., ausser den zu jedem einzelnen Gegenstande gegebenen Anleitungen in der nur zu kurzen allgemeinen

Vorrede sich über die Art, wie und mit welchem Erfolge im Allgemeinen der Gebrauch dieser Materialien sich in seiner eigenen Anstalt bis dahin *gegenseitig* geordnet hat, auch in einer Übersicht des Ganzen einigermaßen mitgetheilt hätte: so besteht der Werth des Werkes doch um so mehr, auch ohne eine solche allgemeine Notiz und Anweisung, da Jeder, der in dem Falle ist von demselben praktischen Gebrauch zu machen, den näheren Gang dieses Gebrauchs durch eigene Beurtheilung besonderer Verhältnisse, nach Zahl und Art der ursprünglichen angezogenen oder nur vorgefundenen und gesammelten Lehrlinge und anderen Umständen und durch die Erfahrung selbst, wird ausfinden und bestimmen müssen, und da die durchdachteste Sammlung dieser Art immer nur Hilfsmittel zur eigenen Anwendung darbieten kann.

Ehe wir unseren Lesern einen näheren Begriff von dem Inhalte dieses Werkes zu geben suchen, bemerken wir noch, daß man sich nicht verwundern darf, in demselben auf jeder Seite die Formen von *Pestalozzi's Buche der Mütter*, wenn auch unter unausgesetzter Anwendung eigenes Nachdenkens, mit größter Sorgfalt fortgebildet, wieder zu finden. So gewiss *Pestalozzi* selbst mit diesem Buche an die ersten Anfänge geistiger Entwicklung anknüpfen wollte: so gewiss muß auch in der Idee desselben die Grundwahrheit seiner ganzen Ansicht von den Einwirkungsmitteln in Beziehung auf jene Entwicklung zu finden seyn; man mag nun über die bisherige Ausführung urtheilen wie man will. Und so gewiss es mit jener Idee keinesweges nur auf eine einstweilige Beschäftigung der Kindheit, oder auf eine nur auf die Kindheit allein beschränkte Einwirkungsart, sondern auf eine Grundform, oder doch Grundweise für das Gewinnen, Bezeichnen und Anordnen aller menschlichen Erkenntniss hinausgeht: so gewiss muß auch später in demjenigen, was an dieselbe sich anknüpft, oder dieselbe in sich aufnimmt, nach einer natürlichen Folge, der gesammte wissenschaftliche Unterricht, wie wohl nach der Verschiedenheit der Gegenstände mehr oder weniger nach Form oder nur nach Weise, mehr oder weniger gleichartig oder analogisch, begriffen werden können. Ja, wenn man auch nach einer bedingteren Ansicht der P'schen Ideen ihre Gültigkeit nur als disciplinarisch oder geistig-diätetisch anerkennen wollte, so daß ihre Anwendung die bisherigen Methoden des absichtlichen Unterrichts eben sowohl in gewisser Weise neben sich bestehen liesse, als sie doch einmal unmöglich jede freye und gele-

gentliche Gewinnung von Erkenntniß, wenigstens extensive oder explicite, sich unterordnen kann: so würde es doch auch dann, und wenn man dem P'sch. Jünglinge nur diese immer noch sehr bedeutende Realität einräumte, nichts weniger als gleichgültig seyn, inwiefern außer der P'schen Behandlungsart der Zahlen- und Maas-Verhältnisse (die man ganz eigentlich, als mehr disciplinairisch ansehen kann) auch die Idee des B's. d. M., wenn nicht in der Absicht successiver Allumfassung menschlicher Erkenntniß, doch wenigstens in Beyspielen weiter ausgebildet, und dem Zwecke einer sicheren Unterrichtsmethode angepasst würde.

Unsere Ansicht von diesem Werke wird übrigens mehr von der Art seyn, daß der Leser in die Anfangspunkte gestellt wird, von welchen aus er die weiteren Entwicklungen oder Abweichungen selbst, so weit ihn Eifer und Neigung treiben, zu verfolgen im Stande ist. Wir halten es für eben so unrecht als unrichtig, wenn, nach vorhandenen Beyspielen, die von der Methode geleisteten, allerdings auffallenden Erfolge im geordneten Zusammenhalten der Erkenntnißgegenstände in den, durch das ganze Verfahren für den Zögling der Methode eben so leicht als sicher, aber in lückenlosen Fortschreitungen, nach ihrer ganzen Vollhaltigkeit herbeygeführten letzten Complicationen so isolirt aufgestellt worden, daß dem Erwachsenen, der diesen Gang noch nie genommen hat, und bey welchem es daher auch oft an der Vollhaltigkeit im Geordneten, oder an Ordnung im Vollhaltigen fehlt, allerdings dabey schwindeln möchte. Da in aller menschlichen Erkenntniß die meisten Vorstellungen und Begriffe nicht einfach, sondern complicirt, in Vielfachen geordnet sind, und man, insofern man nicht aller reeller und geordneter Erkenntniß entbehrt, doch einmal zu dem Vielfachen, und sodann, auch zur Ordnung im Vielfachen auf irgend eine Art gekommen seyn muß: so verräth es gewiß sehr wenig gründliche Einsicht, wenn Manche diejenige Art, allmählich mit Bewußtseyn, und darum auch sicher zu jener geordneten Realität und Vollhaltigkeit der Erkenntniß zu gelangen, welche gerade die Pestalozzische ist, der allgemeinen Verwerfung, gleichsam spottend, bloßstellen zu können vermeinen, wobey man in der That nur fragen kann, ob es die Vollhaltigkeit, oder die Ordnung, oder die Bezeichnung an sich, oder das Bewußtseyn und die extensive Darlegung der geistigen Operationen und Mittel in klaren Resultaten, oder alles dieses zusammen ist, was sie tadeln zu können glauben. Denn außer diesem kommt in der Sache nichts vor, wovon die Rede seyn könnte. Wir unseres Orts können vielmehr, nach mehrjähriger Beobachtung und Erwägung, nur der Meinung seyn, daß, wenn selbst Männer von anerkannter Einsicht in solche Irrthümer verfallen, vielleicht die Art der Anwendung (ihre Bedingung und ihr Umfangskreis) mit der Sache selbst verwechselt wird, und in jener vielleicht noch Etwas liegt, was sich der genaueren Erörterung bis dahin entzogen hat.

Was nun die Art, wie die P'schen Elementarformen in diesem Werke benutzt oder ausgebildet worden, betrifft: so erklärt der Vf. über den bereits bemerkten Anordnungspunct: daß in dem ersten Bande, mit der Zergliederung des Hausgeräths, der Anfang der Kunstbeschreibung der von Hr. Pestal. selbst zum ersten oder wenigstens gleichzeitigen Gegenstände ordnungsmäßiger Auffassung und Sprachübung gewählten Elementarzergliederung des menschlichen Körpers vorangeschickt wird; — in der, dem dritten Bande, als dem Anfange der Naturbeschreibung vorgefetzten Anleitung sich dahin: daß ihm Kunstproducte jener Art, als mit den nächsten Bedürfnissen der Kinder in Verbindung stehend, einfacher zusammengefaßt und durch thunliches Auseinandernehmen und Wiederzusammensetzen ihrer natürlichen Beschäftigungsart gemäß, zur ersten Einschlagung des Elementarweges angemessener als Naturproducte scheinen, wogegen er sodann den Stoff des B's. d. M. in der Naturbeschreibung nicht nur zu weiterer Ausbildung der Sprachkraft, sondern auch zur zweckmäßigen Einleitung der Wissenschaft selbst benutze. Ohne diese Gründe des Vfs. unerheblich zu finden, behalten wir uns vor, denjenigen Grund für eine solche Anordnung, den wir für überwiegend ansehen, an seinem Orte bemerklich zu machen. In der Zergliederung des Hausgeräths kommen nun übrigens, als die gebräuchlichsten Arten und nach den gebräuchlichsten Einrichtungen derselben, folgende vor: Tisch (die fünf gebräuchlicheren, der gewöhnliche Tisch, der Klappisch u. s. w.), Kommode, Eckschrank, Schreibschrank, Tafelstuhl, Divanstuhl, Sopha, Spiegel, Kleiderschrank, Bettgestell, Nachtrisch. Der Vf. bedient sich in seiner Lehranstalt nicht der Gegenstände selbst im Großen, sondern ihrer Modelle nach solchem Maße, daß die Kinder selbst, sie in den Händen haltend, das Geräth mit Leichtigkeit demonstrieren, und ähnliches derselben Art überschauend vergleichen können. Von der Behandlungsart wird derjenige, der mit dem B. d. M. nicht ganz unbekannt ist, sich leicht einen Begriff machen, und voraussehen, daß in der ersten Übung (Folge der Theile) z. B. der gewöhnliche Tisch, zergliedert wird nach Tischblatt, Tischfuß, Zerge; an dieser aber wieder unterschieden, aufgefaßt und bemerkt wird: das rechte Zergestück, die rechte Laufleiste, das l. Zst., die l. Lauf., die obere Querleiste, die Schublade, nach Vorderstück (Knopf oder Ring), Hinterst., Seitenst., Boden, untere Querleiste, hinteres Zergest. Daß in dieser Auffassung auch die letzten und kleinsten Theile der Zusammensetzung, z. B. die Stifte in den Gewinden der Bänder des Klappisches, nicht unbemerkt gelassen werden, versteht sich. So wie übrigens bey den folgenden Arten der Tische diejenigen Theile, welche sie mit den ersten gemein haben, zur Raumerparung im Buche (in denen sie in der Auffassung selbst den Zöglingen freylich nicht erspart werden können), weggelassen sind: so können wir überhaupt dem Vf. das Zeug-

nist geben; daß er durch solche Verweisungen, durch verkürzte Bearbeitung in der hinreichend belehrenden Anleitungen, oder sonst auf ähnliche Art alle zweckdienliche Ökonomie für den Druck in so weit benutzt hat, daß seine Absicht, nicht bloß im Allgemeinen eine Anweisung zur Ausarbeitung solcher Formen, sondern das Material derselben selbst ausgearbeitet zu liefern, nicht auf der andern Seite verfehlt wurde. Daß übrigens dieser ersten Übung, worin es zuvörderst ganz ausschließlich auf die bewußte Auffassung aller Einzelheiten an sichtbaren Theilen nach ihrer realen Folge ankommt, nicht die logische, (welche zusammenfassend die Theile einander subordinirt, und auf Constitution der Gesamtganzen in seinen Theilen, mittelst Componirung des Theilganzen, hinwirkt, daher aber dem Auffassen der Einzelheiten nicht beförderlich seyn kann,) vor der Zeit untergeschoben worden, — diese Hinsicht ist es, welche wir für die vorgedachte Voranschickung des Hausgeräths um deswillen entscheidend halten, weil dem Zöglinge, so früh man auch diese Elementarformen immer bey ihm anwende, sein eigener Körper doch schon in der Subordinirung und Zusammenfassung der Theile, logisch geordnet, vorsteht, und man der wirklichen, mit gehöriger Aufmerksamkeit verbundenen Auffassung der in solcher vorläufigen Componirung freylich keinesweges vollständig enthaltenen und begriffenen Einzelheiten an dem fogeläufig gewordenen Gegenstände sich schwerlich mehr vergewissern kann, und es wenigstens vorzuziehen ist, daß der Zögling zuerst an Gegenständen, welche ohnerachtet ihrer Nähe in dem Umgebungskreis doch in Theilen, und in Theile geordnet, denselben gewöhnlich nicht im Voraus und beyläufig bekannt geworden sind, in das genaue Geleise der Methode eingeleitet werde, worauf ihn sodann der erwachte eigene Trieb zu vollständiger realer Erkenntniß auch zur genaueren Auffassung solcher Gegenstände, mit welchen er schon länger im Ganzen vertraut gewesen, zurückführen wird. — Wir können übrigens nicht anders als sehr billigen, und durch eigene Erfahrung bekätigen, daß der Vf. das Geschäft der Subordinirung der Theile, als seine zweyte Übung, dem der Lageauffassung, die bey P. der Gegenstand der zweyten Übung ist, bey jeder Art des Stoffes, auf welchen diese Formen angewendet werden, vorangehen läßt, indem zwischen der bloß realen Aufeinanderfolge der Theile und der Lagebeschreibung in so fern in der That eine Lücke ist, daß die Theilganzen, deren Lage (und nicht bloß die Lage der Einzelheiten in dem Theilganzen) doch zugleich und vorzüglich beschrieben werden soll, noch nicht componirt worden, welche Lücke bey dem menschlichen Körper sich nun gerade durch den vorbemerkten Umstand, daß die Theilganzen in Rücksicht desselben sich schon im Voraus unbewußt zusammengesetzt haben, der Bemerkung entzieht; in welcher Art jedoch ganz gegen Geist und Absicht der Methode ein mangelhaftes Thun, in demjenigen, was man gerade treibt und unter der

Hand hat, auch in diese zweyte Übung hinein fortgesetzt wird. Was hingegen den Stoff der zweyten Übung bey unserm Vf. betrifft: so ist sie bey ihm: „Unterordnung der Theile“ überschrieben, besser vielleicht, wenn einmal das fremde Wort Subordinirung vermieden werden soll: Unter-Einordnung, um auch in der Überschrift, mit Verbannung der Idee einer todten Tabelle, das rechte Handeln und Schaffen, auf welches es hier, wie überall, im Gebrauch der Methode ankommt, wenn nicht nach dem Gebrauche, doch nach dem Geiste der Sprache schärfer auszudrücken. Diese Unterordnung gewinnt bey dem Vf. nun auf den ersten Anblick sogleich eine bestimmte, mehr ausgebildete Gestalt, als bey P. Nach diesem würde es hier etwa heißen: das Blatt ist ein Theil des Tisches; die Schublade ist ein Theil des Fusses; das Vorderstück, die Seitenstücke u. s. w. sind Theile der Schublade; der Knopf ist ein Theil des Vorderstücks. Bey dieser gemeinschaftlichen Beziehungsart der verschiedenen Stufen der Unterordnung würde sich mit der überall fehlenden Beziehung auf das Gesamtganze auch die mehrs oder mindere Vermittlung dieser Beziehung durch zwischenliegende Theilganze, und damit auch die Übersicht des Gesamtganzen an jeder Stelle der Operation verdunkeln oder verlieren, wenn sie nicht bey jedem neuen Theile des Theils durch die extensive Wiederholung aller vorigen Zusammenhängebeziehungen vom Gesamtganzen hernuter in der Art, wie solches die dritte Übung im B. d. M. zeigt, einigermaßen; jedoch sehr unvollkommen und zu gedehnt für die Zusammenhaltung und Überschauung, erhalten würde. Dagegen sucht nun unser Vf. denselben Zweck sicherer, vollständiger und auf kürzere Weise dadurch zu erreichen, daß er für die mehr oder weniger vermittelten Theilbeziehungen solche verschiedene Benennungen wählt, die jenes verschiedene Verhältniß der Unterordnung oder der Beziehung auf das Gesamtganze ausdrücken. Es heißt daher bey ihm: Das Blatt ist ein *Haupttheil* des Tisches; der Fuß ist ein *Haupttheil* des Tisches; die Schublade ist ein *Nebentheil* des Haupttheils; das Vorderstück, die Seitenstücke der Schublade etc., sind *Grundtheile* des Nebentheils; der Knopf ist ein *Nebentheil* des Vorderstücks. Über diese Art, die einander unterzuordnenden verschiedenen Verhältnisse des Zusammenhanges mit dem Gesamtganzen zu bezeichnen, erklärt sich Hr. Pl. in der allgemeinen Vorrede dieses ersten Theils, S. XXX. Die von ihm bemerkte Unbestimmtheit der Sprache hat Statt, und weist, wie überall, auf Mangel in der Sache, demnach hier auf den allerdings sehr gewöhnlichen Mangel vollständiger, nach Theilganzen gehörig geordneter Vorstellung zusammengesetzter Dinge in möglicher Schärfe und Klarheit, zurück. Der Vf. hat nun sein *Urganzes* (dem wir wegen seiner Beziehung auf das Zeitliche, (nicht Räumliche) lieber das *Gesamtganze* unterschreiben) aus *Haupt- Grund- Unter- End- und Nebentheilen* zu organisiren oder zu articuliren gesucht, auch eine erste Sonderung des Gesamtgan-

zen nach *Massen* dann noch eingeschoben, wenn (wie es in der Erdbeschreibung oft der Fall ist) die mit demselben unmittelbar zusammenhängenden Theilganzen zu vielhaltig waren, als das sie „für Haupttheile gelten konnten“ oder wie es bestimmter lauten sollte: als das sie nicht lieber einstweilen, gleichsam mit entfernter Beziehung auf das letzte große Gesamtganze, weniger als Theile, denn als *Ganze* selbst, in dem Subordinirungsgeschäft hätten angenommen werden sollen, für welches dann auch durch diese Art von einstweiliger Unterdrückung einer Stufe der vollständigen Subordinirung die *Benennung* derselben für die folgende aufgespart werden konnte, so das die gewählten Ausdrücke nun eher ausreichten und die Überschauung und Zusammenhaltung des Ganzen in seinen Theilen hiemit als durch ein Nebenmittel, nach den Umständen, erleichtert werden konnte. Wo hingegen die mit dem Gesamtganzen unmittelbar zusammenhängenden Theilganzen nicht völlig so vielhaltig waren, (in der Natur- und Kunstbeschreibung) wurden dieselben sogleich als die Haupttheile angenommen, und die wiederum mit ihnen unmittelbar zusammenhängenden Theilganze, Grundtheile genannt; sodann alle die mit diesen Grundtheilen unmittelbar zusammenhängenden Theilganze zwar, wenn sie nunmehr einfach waren, als Untertheile, im entgegengesetzten Falle aber, wo demnach noch eine neue Subordinirung nöthig war, wegen der in Rücksicht neuer zu findender Bezeichnungen durch die Sprache gesetzten Schranken, abermals als Haupttheile ihres nächsten Ganzen constituirt, welches nächste Ganze dann in ähnlicher Art, wie bey den Massen, mit einer Art einstweiliger Wegrückung des wahren Gesamtganzen, als solches angesehen wurde. Wir glauben bey diesem Punkte, den wir für die weitere Ausbildung der P'schen Elementarformen und ihre ganze Tendenz bedeutend finden, noch einen Augenblick verweilen zu dürfen, und bemerken daher, was zuvörderst die gewählten Ausdrücke betrifft, das wir statt des Wortes Grundtheil, welches, mit Haupttheil verglichen, nichts Untergeordnetes ausdrückt, und sich eher mit diesem in gleiche Linie stellen könnte, lieber einen anderen gewählt haben würden, und der für die folgende Stufe gebrauchte Ausdruck, Untertheil, sich wenigstens eher hier sogleich anschließen dürfte. Indessen werden die Zöglinge, (wenn auch die Wahl der Namen nichts weniger als gleichgültig ist, und gerade Kinder, bey der genauen Realität ihrer Sprachbildung, in jeder wesentlich ungemässen Bezeichnung die Willkührlichkeit entweder durch Verwirrung empfinden oder auch klar bemerken,) diese Benennungen doch bald in der Art, als sie hier gelten sollen,

gebrauchen lernen. So wie wir daher dieses und anderes Detail einer weiteren Ausbildung des Gegenstandes anheimstellen, und das auch hierunter von dem Vf. zuerst Verfügte dankbar erkennen, wollen wir auch (um dieses beyläufig hier abzuthun,) mit demselben bey der überall hervorgehenden Gründlichkeit seiner praktischen Regeln, und bey der in diesem Werke gegebenen Vollständigkeit der Mittel und Materialien selbst, über Mängel und Unbestimmtheiten in den hinzugefügten Erörterungen, da sie überdem nur im Ausdruck liegen, um so weniger rechten, da auch diese dem Werke zugegebenen Vorreden und Anleitungen Jedem, der selbst bey geringer früherer Sachkenntniß nur einige Lernlust zu der Beschäftigung bringt, einen bedeutenden Vorrath nützlicher Bemerkungen und Vorschriften verständlich genug darbieten. Was die in Frage stehende Subordinirung betrifft, so würde mehr die Sache selbst als die Benennungen die Erwägung angehen: ob mit jener Einschlebung der Massen und dem Gebrauche der Theile von Grundtheilen als neuer Haupttheile, oder als Haupttheile zweyter Ordnung, so wie auch gewissermassen mit den ausserdem vorkommenden Nebentheilen, nicht die äußerste Strenge des Subordinirungsgeschäfts unterbrochen, und zum Nachtheil des Hauptzwecks darin zu viel nachgegeben werde. Wir wollen aber diese und andere Auskunftsmittel, durch welche vielleicht nur temporär die erste Einleitung der Methode in diesem Punkte erleichtert wird, eben so wenig tadeln, als wir überhaupt von der Unerfüllbarkeit der *Plamann'schen* Hauptideen und Haupttendenzen, ihrem Geiste und Wesen nach, vollkommen überzeugt, die Modificationen ihrer Anwendung oder Ausbildung noch nirgends für fertig und abgeschlossen halten, und gerade darüber Männer von solcher Erfahrung und Urtheil, wie Hr. *Pl.* im ausgezeichneten Grade ist, willig zu hören fortfahren. Wir eilen daher von dieser, alle drey Gegenstände dieses Elementarwerks angehenden, allgemeinen Erörterung zu dem ersten der Kunstbeschreibung zurückzukommen, und wollen unser oben angefangenes Beyspiel der gewählten Art und Bezeichnung der Subordinirung an den Theilen des gewöhnlichen Tisches folgendermassen ergänzen:

Die Zergestücke sind Grundtheile des Haupttheils.  
Das rechte Zstück ist e. Grundtheil des Haupttheils.  
Die rechte Lauffeiste ist ein Nebentheil des Grundtheils.  
Das linke Zst. ist e. Grundth. des Haupttheils.  
D. l. Lauff. ist ein Nebenth. des Grundtheils.  
Das hintere Zergst. ist ein Grundtheil des Haupttheils.  
Die Beine sind Grundtheile des Haupttheils.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

#### KURZE ANZEIGEN.

**JUORDNSCHAFTEN.** *Wien*, in d. Cameßnaisch. Buchh.: *Erklärung verschiedener merkwürdiger Gegenstände aus der Landwirthschaft und Naturgeschichte.* Ein Lesebuch für die Jugend. Mit einem Kupfer. 1804. (VIII) u. 154 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.) Obgleich *Blumenbach*, *Camper* und andere berühmte Naturforscher, ja selbst englische und französische Schriften einigemal citirt werden: so kommen doch in dieser höchst mittelmässigen Schrift, die eigentlich ein Commentar zu dem, 1802 in

demselben Verlage erschienenen, *neuesten Bilderbuche* seyn soll, Behauptungen vor, von deren Unrichtigkeit man sich durch einen Blick in jede gute Naturgeschichte überzeugen kann. So wird S. 138 eine Mantelkrähe aufgeführt, die darum so heissen soll, weil sie *gleichsam* einen grauen Mantel um sich hat. Nicht doch! Sie heisst die Mandelkrähe, weil man sie häufig auf den Getreidemandeln sitzen sieht.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 7 M Ä R Z, 1808.

## P A D A G O G I K.

BERLIN, b. Sander: *Elementarformen des Sprach- und wissenschaftlichen Unterrichts*. Von Joh. Ernst Plamann u. s. w.

(Bechluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der Gegenstand der dritten Übung wird nun bey Hn. Plamann die Lage der Theile, wobey in der vorliegenden Kunstbeschreibung zugleich das Wesentliche über ihre Verbindung technologisch bemerkt wird, z. B. bey dem gewöhnlichen Tisch: das Tischblatt liegt auf der Zerge und den Beinen, und ist entweder darauf angeleimt, oder vermittelt hölzerner Nägel an den Seitenzergen befestigt.

Die 4te Übung, die, wie bey Pef. s. selbst, das Vielfache [besser: das Ein- oder Mehrmalige] aufsucht und zusammenfasst, erhält bey Hn. Plamann durch die genauere Subordinirung in der zweyten Uebung gleichfalls mehr Bestimmtheit, auch darin eine andere Anordnung, dass es nicht, wie nach der Analogie des B's. d. M., heisst: Der gewöhnliche Tisch hat Ein Blatt und Einen Fuß; der Fuß hat Ein Zergen-Vorderstück und Ein Zergen-Hinterstück u. s. w., so dass erst alles Einmalige, dann alles Zweymalige u. s. w. aufgezählt wird; sondern: „der gew. T. hat 2 Haupttheile; der Fuß hat 7 Grundtheile und 1 Nebentheil; die Schublade hat 4 Grundtheile und einen Nebentheil; die beiden Seitenstücke der Zerge haben 2 Nebentheile; die beiden Vorderbeine haben 2 Nebentheile. Auch diese Veränderung halten wir dem Geiste des Ganzen in der Rücksicht gemäß, dass dadurch die Hauptsache, das Zusammenfassen der Theile zu Constituirung des Gegenstandes, auch wieder die Hauptsache oder das Principale wird, wogegen im B'e. d. M. das, was eigentlich, und demnach auch bey Hn. Pl. nur ein Accessorium ist: die Verschiedenheit des Ein- oder Mehrmaligen, als derganze Stoff der Übung erscheint, so dass dieselbe nur eine Übung im Zählen wird, die, in dieser Gestalt, eigentlich hieher nicht gehört, und den Gegenstand zerlegt, ohne ihn wieder zusammenzusetzen.

5te Übung. Materielle Beschaffenheit und Gestalt der Theile. Z. B. bey des Vfs. gew. Tische: „Sämmtliche Theile, der Knopf der Schublade ausgenommen, sind von Holz. Das Blatt ist viereckig; die Seiten sind zweykantig; vorn und hinten länger als die Nebenseiten; die Oberfläche ist braun gebeizt.“ In dieser Art wird nun zuerst die Auffassung

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

der Theile und ihrer Beschaffenheiten für die Reihe von Tischen §. 1 gegeben. Da aber bey dieser Gattung des Hausgeräthes die in Verbindung gebrachte Reihe auch zu einer Vergleichung der Arten nach Verschiedenheit der Theile und ihrer Beschaffenheit Gelegenheit gab: so ist diese in §. 2 hinzugefügt. Dabey wird nun zuerst der Inhalt der 1sten, 2ten und 4ten Übung verbunden, indem mit dem gew. Tisch verglichen wird der Klapptisch in folgender Fragweise: Zum ersten Haupttheile kommen hinzu, wie viel und welche Haupttheile? Antw. Zwey Klappen. Dann ferner mit demselben gew. Tische verglichen der Zugtisch, Nähtisch, Säulentisch u. s. w., so dass zuletzt sowohl die allgemeine Frage geschehen kann: durch wie viel und welche Theile sich z. B. der Zugtisch vom Klapptisch unterscheidet? als überhaupt die, durch einen solchen Verein der Übungen erhaltene Vergleichung zu eigener Abstraction des Wesentlichen an dieser Art des Hausgeräths, also des Begriffes: Tisch führt, indem bey der Vergleichung des Säulentisches mit dem gewöhnlichen Tische die Bemerkung, dass derselbe nur die zwey Haupttheile mit ihm gemein hat, — durch die fernere Frage: „Wozu dient der Fuß? das Blatt?“ die Antwort der letzten Frage: „Der Tisch ist also was für ein Stubengeräth?“ unmittelbar dahin zielt: „Der T. ist ein Stubengeräth, das einen Fuß hat, der ein Blatt trägt, worauf man etwas hinglegen, stellen, oder woran man arbeiten kann.“ — In ähnlicher Art geschieht auch noch die Vergleichung am Stoffe der 5ten Übung in Fragen dieser Art: Hat der erste Haupttheil von sämmtlichen Tischen die gleiche Form? Worin weicht sie ab? u. s. w.

Man sieht leicht, wie mit dieser Auffassung und Vergleichung der bestimmteste und klare Inhalt für die Beschreibung (§. 3) gegeben ist, die nun durch Zusammenfassung der in den verschiedenen Übungen getrennten Merkmale im Gefolge der Haupt- und Grund-Theile in der Art erhalten wird, dass der Lehrer durch zweckmäßige Fragen zuerst die Verbindung des Inhalts der 4ten, 2ten und 1sten Übung herbeyführt, und sodann die in der 3ten und 5ten Übung vorgekommenen Merkmale anknüpfen lässt, wobey dann auch auf Abrundung und Correctheit der Periode durch Einführung der relativen Verbindung statt der demonstrativen u. s. w. gesehen wird.

Wer mit dem eigentlichen Object und Zweck dieser Übungen noch nicht ganz vertraut ist, wird vielleicht nach dem Verhältnisse derselben zum Technologischen fragen. Obgleich nun freylich derjeni-

Kk.k

ge Lehrer, welchem selbst es darin an Kenntniss mangelte, Blößen zu gehen Gefahr laufen würde: so erfordert doch der vorliegende Zweck eine gedachte und scharfe Sonderung, wenn der hieher gehörige ächte Stoff nicht unter einem Maltwerk fremder Art sich verlieren soll, so daß, mit doppeltem Nachtheil, die vorliegende Sache verwirrt würde, und auch das Untergeschobene unvollkommen geschähe, indem das eigentlich Technologische, die Bereitung und Bearbeitung der Materialien und die Mechanik der Zusammenfassung, natürlich eine ganz andere Basis erfordert, die hier, wo schlechterdings nur das Bemerken und Bezeichnen der äußerlich sichtbaren Theile der Gegenstände der Gegenstand ist, nicht gegeben werden kann. Wenn daher auch in der Lagebeschreibung das von der Verbindungsart der Theile kürzlich Bemerkte nicht umgangen werden darf, so würde es doch vielleicht schon zu Überschreitung der hier sein zu nehmenden Linie führen, wenn Hr. Pl. es in einer beyläufigen Aufzählung dem Lehrer ganz allgemein überläßt: „Das Nöthige von der technischen Bearbeitung der Materialien beyläufig mitzunehmen;“ — ohne jene wesentliche Cautele hinzuzufügen. Ubrigens brauchen wir wohl nicht hinzuzufügen, daß wir der, durch die Beschäftigung mit Gegenständen dieser Art natürlich erregten Wissbegier, auch nach jener Seite hin, ihre Befriedigung zu rechter Zeit und vielleicht auch zu gleicher Zeit, nur in anderen Lectionen, keinesweges entziehen wollen.

Was die beiden übrigen Bestandtheile des Werkes, die im 3ten und 2ten Theile enthaltenen Anfangs der Erd- und Natur-Beschreibung betrifft: so wollen wir, wegen des näheren Zusammenhanges, in der Art und Behandlung der Gegenstände, den letzteren vorangehen lassen. Daß der N.B. der äußere Bau des menschlichen Körpers an die Spitze gestellt worden, ist schon oben bemerkt. Daß auf solche Weise aber dieser Anfang bey dem Vf. als Grundlage zur Wissenschaft überhaupt und zunächst zur Naturbeschreibung der Säugethiere benutzt werden sollte (in welcher Beziehung die Zergliederung des menschlichen Leibes von Pl. noch nicht so bestimmt gefaßt worden), machte in dem vorliegenden Werke, außer den schon bemerkten, für diese Elementarformen überhaupt geltenden allgemeinen und methodischen Modificirungen noch andere nöthig, mit welchen der Vf. den Gegenstand bereichert hat. Auf die Zergliederung, wie sie hier gegeben ist, will der Vf. übrigens eine tägliche Stunde eines halben Jahres zu dem Zwecke verwandt wissen, daß damit erst mit Zuverlässigkeit ein allgemeiner Typus beygebracht wird, und bey dem Übergange zu anderen Thierkörpern nur noch Stoff geliefert zu werden braucht. Die Strenge, womit er in der 1sten Übung bloß die Aufeinanderfolge der Theile aufgefasset haben will, so wie die mehrere Bestimmtheit, die er in den Gegenstand seiner 2ten Übung, die Subordinirung, zu bringen sucht, ist bereits erwähnt. Was die letztere betrifft: so werden hier nur

Haupttheile, als Theilganze im unmittelbaren Verhältniß zum Gesamtganzen: Kopf, Hals u. f. w.; Grundtheile, als Theilganze zu Haupttheilen: Scheitel, Angesicht u. f. w.; Haupttheile des Grundtheils, als vielhaltige Theilganze zu Grundtheilen: die Augen; Grundtheile des Haupttheils vom Grundtheile: Augenlieder, Augäpfel; (Wegen Wiedergebrauchs derselben Benennungen wird bey der Uebung selbst auf dasjenige Ganze, auf welches sie sich zunächst beziehen, gezeigt.) Vordertheile von Grundth. der Hauptth. des Grundtheils: Augensterne. Außerdem treten immer noch, wo es nöthig, die Bestimmungen: Nebentheile, Endtheile bey jeder Gattung von Theilganzen, erstere für [in Rücksicht der Constatirung des äußeren Baues] nicht wesentlich-nothwendige Theile, z. B. für die Augenwimpern; letztere z. B. für die Knöchel, Kniee u. f. w. ein. — Auch in der dritten Übung der Lagebeschreibung kommen neue und bestimmtere Bezeichnungen vor, über welche der Vf. sich in der Anleitung zum Gebrauch dieses Theiles (S. XLIV—L) erklärt hat, z. B. vorn-rechts-seitwärts-obenhalb liegen die rechte Hälfte der Stirn, das rechte Auge; vorn in der Mittellinie zwischen rechts-seitwärts und links-seitwärts: Nase, Mund, Kinn. Ferner: Bestimmungen nach innerhalb, außerhalb u. f. w. — Auch die 2te Übung, das Vielfache (Ein- oder Mehrmalige) der Theile wird nun nach der bereits bemerkten modificirten Weise behandelt. — Sodann die 5te Uebung, in zwey Abschnitten: 1) Form der Theile, nach einer Reihe wohlgeählter Bestimmungen (S. LXII ff.) z. B. liegend gewölbt: die Schenkel; stehend gewölbt: Hinterhaupt, Stirn, Brust; flachgewölbt: Herzgrube, Handfläche. — 2) Farbe, Bedeckung, fühlbare und willkührliche Bewegung nothwendige Eigenschaften, z. B. beweglich — biegsam, ausdehnbar, elastisch, — behaart, haarig — weich, knorplich — dünn-platt u. f. w. — Endlich wird von den aus diesen fünf Übungen zusammenzusetzenden Beschreibungen des menschlichen Körpers (S. LXVI ff.) unter der allgemeinen Anweisung, daß man dabey von dem Vielfachen, der Unterordnung und Aufeinanderfolge der Theile, d. i. vom Inhalte der 4ten, 2ten und 1ten Ub. zur Lage und Form, nach der 3ten und 5ten Übung, übergehen solle; — das Beyspiel einer völlig ausgeführten Beschreibung, mit Überlassung anderer Versuche nach Ordnung und Ausdruck oder Abkürzung, gegeben.

Der im 2ten Bande enthaltene Anfang der Erdbeschreibung ist von demselben Hr. J. F. Schmidt verfaßt, dessen Schrift: *Pestalozzi's Größenlehre als Fundament der Arithmetik und Geometrie betrachtet*, Halle 1805 bereits No. 265 Jahrg. 1806 mit verdientem Beyfalle angezeigt ist, und der nun hierals 1sten Abschnitt des 1sten Penfums (Allgemeine Topographie) Wasser und Land nach den Platten-Formen bearbeitet hat. Für die voranzuschickenden Begriffe von Endbeschreibung, Gestalt der Erde u. f. w., so wie von Horizont, Himmelsgegenden u. f. w. wird auf Gaspar's ersten Cursus verwiesen. Die Definitionen

von Insel, Halbinsel, desgleichen von Meerbusen, Bay u. s. w. werden aus der auf den Planigloben genommenen Anschauung, nach Fragen, selbstthätig gebildet, und für die Anwendung der vorerwähnten Begriffe, insbesondere aber für die Geläufigmachung der Himmelsgegenstände, wird in angemessenen Vorübungen gesorgt. In der Aufeinanderfolge der Theile (N. 1) wird Wasser und Land nach den gewöhnlichen geographischen Unterscheidungen und Benennungen aufgefaßt, mit welchen auf den Planigloben die nach der Subordinirung verschiedentlich gewählten Zahlen oder Buchstaben in Verbindung stehen. — Die Unterordnung (N. 2) unterscheidet dieselben Theile nach: Hauptmassen, z. B. westliches Weltmeer; Haupttheil (des westl. Weltmeers) Nord-Ocean; Grundtheil (des Nord-Oceans) Nordmeer; Untertheil (des Nordmeers) Nordsee; Nebentheil (der Nordsee) Kattegat; Endtheil (des Kattegats) Sund. Am Ende dieser Übung ist der Zögling nun freylich im Stande, die Frage: „der Sund ist was für ein Theil des gesamten Wassers?“ folgendermaßen rückgehend zu beantworten: der Sund ist ein Endtheil eines Nebentheils von einem Untertheile eines Grundtheils in einem Haupttheile einer Hauptmasse des gesamten Wassers. Das ist aber nicht etwa ein mühsam errungenes Gedächtniswerk; sondern auf die weiter erfolgende Frage: „Woher weist du das?“ erfolgt auch mit größter Leichtigkeit, im Bewusstseyn der Anschauung die Antwort: der Sund ist ein Endtheil des Kattegats. Der Kattegat ist ein Nebentheil der Nordsee u. s. w.; folglich ist der Sund ein Endtheil“ u. s. w. Und wir anseher Orts erklären uns aus vorbemerkten Gründen nicht gleich Anderen befremdet, sondern erfreut, daß Kinder von 7—8 Jahren, durch einen natürlichen, ihnen selbst sehr angenehmen Entwicklungsgang dahin gebracht werden können, dergleichen vielfach zusammengesetzte Bestimmungen durch hinreichende Fixirung ihrer Gedanken ohne Verwirrung und Schranken anzuordnen, und zu einem Ganzen zu vollenden. In der 3 N. — Lage der Theile — hat nun zwar der Vf. in vier verschiedenen Penfen die sich zunächst ergebenden verschiedenen Beziehungen auf das nächste Ganze, auf ganze Umgebung etc. selbst ausgeführt, zugleich aber in der Anweisung (S. XXXVI ff.) noch Proben der vielen anderen gedenkbaren Verbindungen gegeben. Bey solchen Gelegenheiten kann man diejenigen, welche durch unreise Ansichten und nicht gegründete Behauptungen den Gegnern der Methode zu scheinbaren Angriffen Anlaß geben, darauf aufmerksam machen, wie die Freunde und Bearbeiter derselben gar wohl wissen und finden, daß, wenn man auch Vieles (und zwar nach einem gleichen sicheren und unverworrenen Gange) an dergleichen zusammengesetzten Gegenständen *explicito* aufzufassen sucht, doch an denselben *alles* Explicirbare wirklich *in extenso* zu expliciren, oft ganz unmöglich ist, auch in Etwas dieser Art und überhaupt in Allem, was man äußerlich vor sich legen und äußerlich haben kann,

der wahre letzte Zweck und Werth der Methode gar nicht bestehen, sondern nur in der Art und Kraft das nach Umständen und Nothdurft zu Explicirende zu expliciren, wenn und wie man es braucht. — In der 4 N. geschieht nun auch hier die Auffassung nach dem Ein- oder Mehrmaligen im Geiste der Methode. An der Stelle der 5 N. werden S. XI der Anweisung von den aus den Wahrnehmungen der sämtlichen vorangehenden Übungen zusammenzusetzenden Beschreibungen reichlich belehrende, völlig ausgeführte Beyspiele an der Insel der alten Welt, Halbinsel Europa, und dem brittischen Reiche, auch außerdem noch eine Idee zu methodischer Entwerfung von Reisen gegeben; und in solchen endlich erhaltenen, gewiß sehr anziehenden Resultaten dürfte zuletzt noch wohl Mancher befriedigt werden, der bey einzelnen Stellen des methodischen Ganges den Kopf schüttelte. Ja, wenn man im Allgemeinen vorläufig damit einverstanden ist, daß Verhältnißbestimmungen dieser Art, die zu den mathematischen Abstractionen gehören, das Wesen des ersten geographischen Unterrichts sind, und dabey weder von mehr philosophischen Arten der Abstrahirung, als den Gesichtskreis vor der Zeit zu sehr erweiternd, ausgegangen (wir glauben doch an frühe Forderungen dieser Art im kindlichen Geiste) noch, so lange es an der Einfassung d. i. an der Grundlage der Formbestimmungen fehlt, ein Material von Gestaltbildung der Theile durch Gebirge, Flüsse u. s. w. eingetragen werden könne (woran wir allerdings gleichfalls zweifeln): so wird man etwas Consequenteres und dem Geiste der Methode Gemäßeres, als hier geleistet worden, nicht ausmitteln können. Da es übrigens hiebey nur auf ein (an sich freylich nicht unbedeutendes) Vor oder Nach ankommt, und eine solche genaue Ausbildung der Lage- und Verhältniß-Bestimmungen, als hier geliefert wird, für eine vollständige Ansicht der Erdoberfläche und ihrer Theile bis in ein gewisses Detail, niemals entbehrt werden kann, auch schon mit dem bisherigen geographischen Unterrichte gerade vorzüglich gesucht worden ist: so dürfte dieser geographische Theil des Werkes auch für solche sein unleugbares Verdienst behalten, die sich mit der Methode überhaupt und mit anderen Bestandtheilen und Gegenständen derselben noch nicht ganz befreunden können.

Was uns betrifft, so wird es kaum nöthig seyn, daß wir, nach allen bisher schon gemachten Andeutungen, noch ein letztes Wort über dieses und Anderes, und die P'sche Sache überhaupt hinzufügen. *Idee und Geist des Ganzen* haben für uns unerschütterlichen Bestand; und wir sehen die Erziehung und den Unterricht, nach ihrem bisherigen Zustande, so an, daß derselbe nicht abräth, sondern dringt, die Versuche in der Realisirung jener Idee und jenes Geistes beharrlich fortzusetzen. Hn. P's. Arbeiten halten wir für sehr schätzbare Beiträge zu diesen Versuchen. Was von ihm oder anderen äußerlich *in extenso* vorliegt, nehmen wir einstweilen als Beyspiele oder Materialien dankbar an; und stellen

das darin enthaltene Nothwendige, und Unabänderliche oder nicht zu Umgehende noch zu weiterer Untersuchung und Erprobung als eine Frage auf, die für den Fortgang des Unterrichtswesens von grösster Wichtigkeit ist. Einer allein oder Wenige werden es nicht vollenden. Wir wünschen Hn. P.

mehrere, ihm ähnliche Nachfolger, die zugleich zur praktischen und theoretischen Mitarbeit sich geschickt zeigen. — Die hinzugefügte französische Übersetzung scheint uns Schwung des Sprachgeistes mit Sachkenntnis zu verbinden. Der Preis des Werks hätte billiger gestellt werden sollen. Ml.

## K L E I N E S C H R I F T E N.

**HOMILTIK.** Heilbrunn, b. Raufche: *Drey Reden über wichtige Gegenstände unserer Tage* von Robert Herberth, der Philos. Dr., talsburgisch- (sic) geistlicher (m) Rath, d. Z. Primissär zu Oedheim. 22. 28 u. 31 S. 8. (brofch. 6 Gr.) Eigentlich sind diese drey einzeln gedruckte Predigten, deren jede auch ihr eigenes Titelblatt hat, welche, wie es scheint, der Vf. oder Verleger durch den vorgeklebten allgemeinen Titel in ein grösseres Publicum bringen wollte. Unseres Bedünkens hätte das Publicum ausserhalb Oedheim nichts verloren, wenn diese auch nicht gelesen wäre. Denn es fehlt dem Vf., um gelinde zu reden, noch vieles, um ein guter Kanzelredner, wenigstens ein solcher zu seyn, der ausserhalb seines Wohnorts mit Interesse gelesen zu werden hoffen darf. Er denkt in einigen Stücken zwar heller, wie viele andere geistliche Redner unter seinen Glaubensgenossen: allein man merkt ihm doch bekäuflich sein einfaches Leben in dem ehemaligen Reichsstifte Schöthal an, und man vermisst in seinen Vorträgen sehr oft Bestimmtheit, Richtigkeit der Begriffe, Ordnung und Nachdruck, und besonders die Kunst, bekannten Dingen durch die Einkleidung einen Reiz der Neuheit zu geben. Auch ist die Sprache keinesweges so rein, wie man es von einem guten Redner, der nicht bloß gehört, sondern auch gelesen werden will, fordern muß. Hier die Beweise:

Die erste Predigt, oder populäre Rede, wie es auf dem Titel derselben heisst, ist am Geburtsfest Sr. Kön. Maj. von Württemberg, den 6 Nov. 1806 über den vorgeschriebenen Text Pf. 27, 8. 9 gehalten. Es fehlt ihr durchaus an Einheit und Ordnung, und sie hat unter den drey Predigten den geringsten Gehalt. *Vertraue auf Gott, liebe den König*, sind die beiden Hauptsätze, die der Vf. ausführen will. Abgerechnet aber, daß der letzte Satz gar nicht im Texte liegt, und der Vf. S. 15 nur durch einen gewaltigen Sprung dahin kommt, so ist das über beide Gesagte nur sehr dürftig. Der Text hätte ganz anders behandelt werden können, ohns daß die Popularität darunter gelitten hätte.

Die zweyte Predigt (*Abhandlung* heisst sie auf dem Titel,) ist eine den 19 März 1797 zur (zu einer) Zeit, wo der Revolutionsgeist fast allgemein herrschte, zu Mannheim über den christlichen Patriotismus mit Beyfall angehörte, aufgenommene und zum Druck beförderte Rede, erscheint hier aber, für die jetzigen Zeiten passend, mit nöthigen Veränderungen; doch wurde das Wesentliche beybehalten. Der Vf. setzt den christlichen Patriotismus 1) in weisen Religionseifer, und 2) in thätige Vaterlandsliebe. (Logisch richtig wird der Vf. diese Eintheilung doch nicht nennen wollen?) Seinen Religionseifer zeigt der Christ durch solche Handlungen 1) die religiöse Gefinnungen ausdrücken, und 2) die das Gemüth erbauen, oder an Gott und Religion (ist das dem Vf. zweyerley?) erinnern. Zu den ersten rechnet er Religionsbekenntnis, und drückt sich darüber S. 11 so aus: „So wie es eine bejahende Pflicht ist, seine Religion in jedem Falle, wo es die Ehre Gottes und die Pflicht der Wahrheit (Wahrhaftigkeit) fodert, mit Standhaftigkeit, ohne Rücksicht auf Belohnung oder Nachtheil zu bekennen; so ist es auch eine verneinende Pflicht, (??) Gott und seine Religion nie zu verleugnen. Diese Verleugnung ist jederzeit fehlerhaft, öfters unverzeihlich, sie mag nun etc.“ (Was also jederzeit fehlerhaft ist, kann doch zuweilen verzeihlich seyn? Wie versteht der Vf. das? Ist das reine Moral? Oder dachte er sich unter unverzeihlich das, was man in seiner Kirche Todsünden nennt, und wollte sagen: Religionsverleugnung ist jederzeit sündlich; aber nicht immer eine Todsünde? Gehört denn aber diese Eintheilung der Sünden in Todsünden und solche, die es nicht sind, auch zu demjenigen, was, wie es in der Vorrede etwas sonderbar heisst, „im hellen Lichte der Wahrheit keine Runzeln bekommt?“) Man drückt auch seine religiösen Gefinnungen aus durch eine bescheidene Bemühung, anderen Religion mitzutheilen, indem man ihnen (unter anderen)

„auch durch sein untadelhaftes Beyspiel zeigt, welchen starken Einfluß die Christuslehre auf die Denkkungs- und Handlungs-Art habe, welche mächtige Triebfedern zur Tugend, welche kräftige Mittel zur Besserung, welche Gründe zur Herzensberuhigung man (hört! hört!) in dem friedlichen Schoosse unserer wohlthätigen Mutter der — Religion (Kirche?) finde.“ — Die verschiedenen Glieder des Staats, die ein jeder in seiner Sphäre thätig seyn, und für das Beste des Vaterlandes arbeiten sollen, sind S. 23 ff. so classificirt: der Fürst, der Lehrer, der Schriftsteller, der Arzt, der Kaufmann, der Handwerksmann, der Ackersmann, der Hausvater, der Soldat. Der Arzt ist, nach S. 24, befohrt, „die ihm anvertrauten Glieder des Staats bey einer dauerhaften Gesundheit zu erhalten, oder die verlorenen (also Glieder des Staats) so viel ihm möglich ist, wieder herzustellen.“ Wahrlich, ein schweres Geschäft! Aber vermuthlich schrieb der Vf. die *verlorne* (nämlich Gesundheit) und der spatzhafte Setzer fügte nur das *am Ende* hinzu, und liess so den Vf. eine Lächerlichkeit sagen. — Daß der Vf. in dem ersten Theile dieser Abhandlung oder Predigt, auch nicht Ein Wort darüber gesagt hat, in welchem genauem Verhältniß Religion, mithin auch der weise Religionseifer mit dem allgemeinen Wohl steht, ist ein wesentlicher Mangel derselben, und zeigt, daß er sich seines Gegenstandes nicht gehörig bemächtigt hatte.

Die dritte Predigt am Dionysiusfeste (so schreibt der Vf.) über 1 Kor. 14, 20 hat die Frage zum Gegenstande: *Warum und wodurch soll sich der Christ immer mehr aufklären?* Die kurze Vorrede derselben schmeckt etwas sehr nach Eitelkeit und Prahlerey, soll uns aber nicht abhalten, auch über diese Rede unser freymüthiges Urtheil zu sagen. Der Anfang derselben: „Die heutige Feyer erinnert uns an das abgöttische Gallien, welches der heil. Dionysius (Dionysius) mit seinen getreuen Gefellen! von der dicken Finsterniß des Unglaubens, von den eisernen Fesseln des Aberglaubens befreyt, und es mit glücklichem Erfolge zur heilsamen Lehre Jesu geführt hat. Diese Feyer erinnert uns auch zugleich, Dionysius (Dionysius) als unseren Kirchenpatron auf eine würdige Art zu verehren.“ — versprach uns nicht viel; wir fanden aber, besonders über die erste Frage: *Warum soll sich der Christ immer mehr aufklären?* mehr Gutes gesagt, als wir erwarteten. Überhaupt hat uns diese Rede am besten gefallen, und sie würde, selbst gelesen, einigen Effect thun, wenn der Vf. die Sprache mehr in seiner Gewalt hätte, und sich das, was er sagen will, immer klar genug dächte. Es würde dann auch mehr Ordnung in seiner Gedankenreihe seyn. Wenn der Vf. zu den zweckmässigsten Mitteln zur Beförderung der Aufklärung, *emfise Beywohnung des öffentlichen Unterrichts* zählt: so scheint er uns von dem öffentlichen Unterricht in katholischen Ländern einen vortheilhafteren Begriff zu haben, als man gemeiniglich davon hat. Ja, wenn es allgemein richtig wäre, was S. 25 von dem öffentlichen Volksunterrichte gesagt wird, daß darin alle Religionswahrheiten und Standespflichten nach dem Geiste der Lehre Jesu erklärt werden: dann möchte er auch in katholischen Ländern zu den zweckmässigsten Aufklärungsmitteln gehören. Aber —! Es zeigt wiederum sehr eingeschränkte Begriffe an, wenn der Vf. außer dem Volksunterricht nur noch bloß das *Bücherlesen* als Aufklärungsmittel kennt, und wir zweifeln um so mehr, daß seine Zuhörer durch dieses Mittel es weit in der Aufklärung bringen werden, da der Hr. geistliche Rath ihnen die Religionschriften, die unter dem Titel: reines, vernünftiges, thätiges Christenthum, herauskommen, verdächtig macht, und selbst nur das *Noth- und Hülfsbüchlein* gelesen haben will, das ein weiser Bischof approbirt hat.

Ausdrücke und Redensarten wie: *Zotten, bißfig, erreichen f. ereignen, vertrauensvoll, weis du f. weisest du, gegen Mißbräuche schänden f. Mißbräuche tadeln* u. dgl. mehr, muß sich der Vf. auch abgewöhnen, wenn er für einen guten Schriftsteller gelten will.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 8 M Ä R Z , 1 8 0 8 .

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Martini: *Neue Vesta*. Kleine Schriften zur Philosophie des Lebens und zur Beförderung der häuslichen Humanität. Herausgegeben von Fr. Bousterwek. I Band, 1803. 316 S. — II B. 1803. 356 S. — III B. 1804. 255 S. — IV B. 1804. 265 S. — V B. 1805. 260 S. — VI B. 1805. 257 S. — VII B. 1806. 274 S. — VIII B. 1806. 256 S. 8. (Alle 8 Bände 8 Thlr. 8 Gr.)

Der Herausg. strebt seinem Zweck, freundlicher Belehrung und Unterhaltung am häuslichen Heerde, wacker nach, und meistens wird dieser Zweck erreicht. Man muß sich den, um den Heerd versammelten Kreis natürlich gemischt denken, aus Männern und Jünglingen, Frauen und Jungfrauen; nach den ernstesten Geschäften, die ihren ganzen Geist, ihre ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen, sind sie hier traulich versammelt, und suchen Erholung. Es würde Unrecht seyn, tiefsinnige Forschungen zu erwarten, oder Ausstellungen vollendeter Kunstwerke. Etwas Leichtes, Angenehmes, flüchtig Reizendes, um die Stunden auf eine nützliche und erfreuende Weise hinzubringen: das ist es, was man hier suchen muß, und wie wir hinzufügen können — auch meistens findet. Der Mann von Geist und Bildung wird Einiges überschlagen; die Frauen werden seltener Langeweile haben; etwas völlig Geistloses aber findet man nicht leicht, wenn man etwa ein paar kleine sogenannte Gedichte ausnimmt. Hr. B. hat einige, für eine Schrift dieser Art, recht gute und treffliche Mitarbeiter; er selbst ist bekanntlich ein Mann von Geschmack. Da er hier nicht als eigentlicher Philosoph erscheinen will: so hat er auch weniger Veranlassung, auf das Gespenst der neuesten Philosophie hinzuweisen, um den Leuten zu zeigen, wie der Schneemann vor den Strahlen seiner Vernunft zerrinnen muß. Dennoch beweiset er auch hier am häuslichen Heerde, daß er seinen Beruf, nach Kräften zur Aufrechthaltung des gesunden Verstandes, des nüchternen Philosophirens, des guten Geschmacks mitzuwirken, tief fühle; Er läßt keine Gelegenheit vorbegehen, den allerneuesten philosophisch - ästhetischen Schwärmern, die Alles zu verderben und zu verwirren suchen, wenigstens im Vorbeigehen oder verstoßen ein paar Papierschnitzel an den Kopf zu werfen; ja, es ist zuweilen spafshaft, wie er die Gelegenheit sucht. Wenn die Herren so viel Notiz von Hn. B. nähmen, als Hr. B. von ihnen: so müßte der Kampf gefährlich werden; aber es scheint, als ob sie von allen den Streichen,

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

die Hr. B. ihnen versetzt, höchstens einen leichten Kitzel fühlen.

Wir wollen von den einzelnen Gaben, welche dieser neuen *Vesta* gebracht werden, oder die sie uns bringt, die vorzüglichsten nennen. Den ersten Band eröffnet der Herausg. mit einer Erklärung des *Mythus von der Vesta*, die am Eingange der neuen Sammlung kleiner Schriften unter dem Namen der *Vesta* gewiß nicht unschicklich steht, aber den Leser doch eben nicht sehr gewinnt. Hr. B. nennt *Mythen — Religionsfagen*, und sieht in „diesen merkwürdigen Resten aus der Jugendzeit der menschlichen Vernunft *Symbole des gesunden Verstandes (!) der Griechen*.“ Er meint, „wenn man auch nur die *Philosophie des Lebens* — die der griechische *Volksverstand* (nachher scheint der *Glaube* etwas Ähnliches zu thun,) in ihnen niedergelegt habe, richtig schätzen wolle“: so müsse man eine entscheidende Epoche in der Geschichte der Mythen nicht übersehen. Anfangs nämlich sey die Religion *kosmogonisch* gewesen, und nachher *ästhetisch-praktisch* geworden; und mit diesem letzten fange erst eigentlich die griechische Religion an. Nach dieser könne die *Vesta* nicht wohl etwas anderes seyn, als die *Göttin des häuslichen Glücks*. Manches Bekannte über die Verehrung der *Vesta* in Griechenland und Rom wird beygebracht, und einige Bemerkungen darüber gemacht. Darauf theilt er uns eine Übersetzung mit von *Cervantes El Juz de los divorcios* (das Ehescheidungstribunal, ist der deutsche Titel). Es ist ein komisches Zwischenpiel, und wird deutschen Lesern, die mit der spanischen Sitte, zwischen den Acten großer Dramen solche Spiele aufzuführen, unbekannt sind, nicht unwillkommen seyn. Das Stück ist außerst einfach und ärmlich; aber es enthält eine gute Moral. Hr. B. hat eine Nachschrift angehängt *über Zwischenspiele und Ehescheidung*, die man gern liest. — Den *weiblichen Portraits*, die uns drittens gezeichnet werden, gehen einige gute Bemerkungen voraus über den Charakter des Weibes; aber die Portraits selbst, „die ohne Phantasie und Übereilung nach der Natur gewissenhaft gezeichnet sind, wie es der Begriff eines Portraits im prosaischen Styl mit sich bringt,“ wissen die Aufmerksamkeit nicht zu fesseln. — Die *vermischten Gedichte* kommen in diesem Bande, wie selten in den übrigen, nicht über das Mittelmässige hinaus: Einige hätten recht gut ungedruckt bleiben können. Die Hexameter und die Distichen sind völlig unerträglich; ihre Verfasser wissen vom Versbau nichts. Einer der rüstigsten Dichter in dieser Sammlung ist Hr. G. F. Nöldeke, dessen Mufen mit denen in der Mark einige Verwandtschaft haben,

L 11

der aber in diesem Theil die heil. Sänger des Morgenlandes in einer Ode besingt. Bey den vier Sonnetten von dem verstorbenen *Aug. Winkelmann* hat Rec. sich über die Liberalität des Herausgebers gefreuet, der einem — *neuesten Philosophen* mit Sonnetten den Zugang verstatet. — Ein Herr *F. M.* bringt über den *Genuss und die Verwendung der Zeit im Frühling des Lebens* bekannte Wahrheiten in Erinnerung. — Die *Ideen, Notizen und Documente zu einer Geschichte der romantischen Liebe* vom Herausgeber sind, wiewohl nur äphoristisch, nicht uninteressant. Sie werden im vierten Bande fortgesetzt. — *Aug. Mahlmanns* Erzählung: *Unschuld und Verdorbenheit*, die im zweyten Bande beendigt wird, ist ganz gewöhnlich, langweilig, nur für rüstige Romanenleser vielleicht einigermaßen schmackhaft. Rec. rechnet es ihr zum Hauptverdienst an, daß sie gerade abbricht und kurz und gut aufhört, wo man fürchtet, sie werde erst recht die Breite zu gewinnen suchen. — Es versteht sich von selbst, daß man in der Darstellung von *R. Hommel: Schicksalswechsel oder die Größe und der Fall des burgundischen Hauses*, hier, (um wieder mit Hn. B. zu reden), am häuslichen Heerde keine unbekannten Dinge erwarten, so wie man an die Darstellung selbst nicht den höchsten Maßstab historischer Kunstwerke legen darf; in dem gemischten Kreise wird sie nicht ohne Vergnügen vernommen werden. —

Im zweyten Bande giebt Hr. B. zuerst eine Erklärung des *Mythus von der Liebe, Eros, und Aphrodite*. Sie hat mit der Erklärung des *Mythus von der Vesta* alle Eigenschaften gemein. Da viel darüber gesagt werden müßte, oder nichts: so sehen wir uns hier gezwungen, das Letzte zu wählen. — Den *Liedern nach dem Cimbrischen* von einem Ungenannten, ist eine Einleitung vom Herausgeber vorausgeschickt, in welcher dieser, nachdem er die *schreyenden* neuen Ästhetiker wacker entfernt hat, zweyerley Art von Poesie annimmt; eine *durchaus natürliche* und eine *bürgerliche*. Die hier mitgetheilte *Naturpoesie* sollen Lieder von alten welschen Barden seyn, die aus den bekannten Büchern von *Evan Evans*, und *Jones* genommen sind. „Der Geist *Ossian's*“, sagt Hr. B., schwebt doch nur über einem Theile der cimbrischen Lieder, vielleicht eben deswegen, weil sie *ächter* sind als die von *Macpherson*, bekannt gemachten Gedichte *Ossian's*. Die Leser der Vesta werden die Gabe gern empfangen, wiewohl Rec. nicht begreift, „wie die Originale nach englischen Übersetzungen errathen werden“ konnten. Es werden auch einige neuere Liedchen jenes *Walis* (*Penilions*) mitgetheilt. Wir geben eins:

Schmerzen muß der Mensch ertragen,  
Wähl er drum der Liebe Schmerzen.  
Eines Todes muß er sterben,  
Wähl' er sich den schönsten Tod.

*Lebensphilosophie in Sermonen*, nebst einer Erinnerung an die Lebensphilosophie und die Sermonen eines großen Dichters und Weltmanns (*Hörzens* nämlich) vom Herausgeber. *Hörzische* Sermonen erhalten wir freylich nicht, aber doch solche, die man mit

Luft liest; sie sind nicht einmal in solchen Hexametern, wie jene, sondern in gar keinen; und geben mit angenehmer Leichtigkeit bedeutende Wahrheiten. — In den *Spiegel der Eitelkeit*, den ein Ungenannter uns vorhält, hat Rec. freylich geguckt, kann ihn aber nicht sehr empfehlen. — Die beiden Erzählungen von *Friedrich Rochlitz: Das Jawort*, vereinigen Popularität und höheren Geist auf eine feine, treffliche Weise.

Der dritte Band zeigt zuerst wieder Hn. B. mit dem *Mythus von den Grazien*. Darauf folgen *Elegien des Camoens*, vor welchem eine biographische Vor Erinnerung an den Dichter der *Lusiade* hergeht, die Rec. mit Vergnügen gelesen hat, und die gewiß vielen Lesern willkommen seyn wird. Ein so anhaltend widerwärtiges Geschick, wie den trefflichen *Camoens* verfolgte, hat wohl nicht leicht ein anderer Dichter erfahren. Die Ungerechtigkeit seiner Zeitgenossen scheinen ihre Nachkommen dadurch wieder gut machen zu wollen, daß sie ihn den *Großen* nennen, und ihm, der im Hospital gestorben seyn soll, ein Monument errichtet haben. — Drey *Elegien* sind übersetzt; aber die romantischen Terzinen haben den Distichen (die wir antik nennen würden, wenn sie besser wären,) weichen müssen. Am häuslichen Heerde, meint Hr. B., sey so etwas leicht zu entschuldigen; Rec. will nicht entscheiden; aber gewiß ist, daß *Camoens* in diesen *Elegien* nicht geblieben ist, der er ist, wiewohl auch sie noch den großen Dichter offenbaren. Der Herausgeber hat eine Nachschrift angehängt *über Poesie und Schwärmerey*. — Die *Familiengruppen* sind von dem Vf. der weiblichen Porträts, und wie sehr er auch die Wahrheit der Zeichnung verbürgen mag, gerade wie diese. — Die *neue Turandot*, aus *Langemanns* Pulte von *Friedrich Laun*, unterhält die Gesellschaft wohl einmal ein halbes Stündchen, wenn sie nichts besseres zu thun hat. — Nach einigen Gedichten folgen drey *Paramythien* von *Glandorf*, und *Sinnsprüche* nach alten Autoren, die gut sind, und in einer besseren Form noch besser seyn würden. — Seltsam sind die *sybillinischen Blätter*, auch noch in anderer Rücksicht, als des Titels. Sie sollen, einem zweyten Titel zufolge, „*Fragmente zur Charakteristik* (weisen?) — *der Menschheit* (!)“ seyn. Ein Prophet des 19 Jahrhunderts nämlich; muß, wie der Vf. meint, aus *Gründen*, die künftigen Schicksale der Menschheit prophezeihen, und diese Gründe können nicht wohl (!) etwas anderes seyn, als solche Fragmente. Diesmal hat die alte Sibylle nur 4 Blätter aus ihrer Höhle gelangt. Auf dem ersten, überschrieben: *der Mensch und die Menschheit*, erfahren wir, daß die Menschheit noch gar keinen Charakter habe, aber auf dem Wege sey, einen zu bekommen. Jene große Wahrheit wird auf diese Weise entdeckt: „die menschliche Gattung besteht aus Gesellschaften. Je nachdem nun die Gesellschaften anders aufeinander wirken, nimmt auch das Ganze einen anderen Charakter an. Daraus folgt *unwidersprechlich*, daß der gemeinfame Charakter der Menschheit



noch gar nicht entdeckt werden kann, weil er noch gar nicht existirt. Erst müssen alle Nationen der Erde mit *allen* in Verkehr treten — dann erst existirt eine Menschheit als eine moralische Einheit. „Welch' einen Begriff die Sibyllen doch von der Menschheit haben! Die Bemerkungen der drey folgenden Blätter sind von des Art, daß die gute Alte sich ihretwegen nicht aus ihres Höhle hätte bemühen dürfen. — In den *Pfändern der Liebe* hat uns Rochlitz mit einer trefflichen *Novelle* beschenkt, für welche ihm alle Leser von Gefühl danken werden.

Den vierten Band fängt Hr. B. mit einer Abhandlung über den Freund und die Freunde an, nach Plato und Aristoteles, einem Räsonnement über die Ansichten der Freundschaft von diesen beiden Philosophen. — Dann folgen *Spanische Blüthen*; Spanische Sonnette werden uns hier (wie es scheint, auch ziemlich frey in Rücksicht des Sinnes) in Distichen gegeben: jedes Sonnet trägt fünf Distichen aus. Wir haben schon einmal angeführt, mit welchen Gründen der Herausg. die Nachbildung in einer anderen Versart zu entschuldigen sucht. Wenn es überhaupt möglich ist, die Übertragung eines Gedichts in moderner Form in ein antikes Versmaß zu entschuldigen (welches Rec. bezweifelt): so dürfte das Distichon noch am schicklichsten seyn für die Sonnetform. — Der dritte Aufsatz lehrt die Kunst, zu Hause zu bleiben, wie ein anderer Schriftsteller bekanntlich die Kunst, spazieren zu gehen gelehrt hat. — Das komische Mährchen vom Tode; von dem Vf. der weiblichen Porträts, ist, wenn auch nicht sehr komisch, doch unterhaltend genug. Es hat eine satyrische Tendenz, und geht also von dem Grundsatz aus, daß man lachend die Wahrheit sagen solle. — Hr. August Mahlmann, der von Hebels *Allemannischen Gedichten* unächsig ergriffen wurde, und überzeugt ist, daß der fast erstorbene Sinn für das Einfache und Heilige der Dichtkunst, wenn in unserer Zeit noch wieder erweckt werden könne, nur durch solche Gedichte erweckt werden möge, lieferthier eine Übersetzung von einigen dieser Gedichte. Sollte der Sinn so erstorben seyn für die Dichtkunst? Wodurch mag sich das beweisen? etwa durch die Thätigkeit, mit welcher wir die Poesieen aller Zeiten und Länder in unsere Sprache zu übertragen suchen? oder wodurch? Arm ist unsere Zeit an poetischen Producten, sehr arm: aber nicht an Sinn; die Schöpferkraft scheint zu altern; nicht die Empfänglichkeit; und von einer solchen Zeit, wie die unfrige, dürfen wir keine großen Dichter erwarten. Aber wir haben zu große Dichter gehabt; und sind mit den größten Dichtern des Alterthums und fremder Länder zu bekannt, als daß das Mittelmäßige mit Enthusiasmus aufgenommen werden könnte, von anderen nämlich als der ungebildeten Menge. Hebels Gedichte sind unstreitig zum Theil vortrefflich; aber darum soll man sie in der Sprache lesen, die ihnen eigenthümlich ist. Es liegt zu viel in ihr, als daß sie übertragen werden könnten. Und welche kleine Mühe, sie zu verstehen! und wie belohnend! Unsere Übersetzungslust hat keine Grenzen; wer mag doch der Trägheit immer zur Seite stehen, um mit einem

weichen Polster aufzuwarten, damit sie nur fortzuschlummere! Rec. kann nicht loben, und kann es nicht für „sehr verdienstlich“ halten, was Hr. Mahlmann hier gethan hat. Auch findet er die allemannischen Gedichte in dieser Verhochdeutung nicht wieder. — Wenn die Abhandlung des Hn. D. Christian Ernst Weisse über die Einführung der Galanterie in dem Mittelalter, die schon, der Hauptsache nach, früher gedruckt gewesen ist, auch den Ursprung der Galanterie nicht gerade erklärt, so enthält sie doch manche weniger bekannte Nachricht und gute Gedanken, und ist gewiß den Lesern der *Vesta* willkommen.

Im fünften Bande beschenkt uns Hr. Rochlitz mit Blättern aus dem Tagebuche eines Hypochondristen, die freylich an Thümmels Aufenthalt in Nismes erinnern, die aber dadurch nicht aufhören, zu unterhalten. — Unter den Gedichten zeichnet sich der Fluch des Vaters von Comz aus. Hr. Nöldeke giebt „den Göttertrank“ des Kaffee im Grünen, und theilt mittheilend aus. Die Sinnsprüche sind wieder nach alten Autoren. — Dann folgen Briefe über die Schwärmerey, in welchen gegen diese „enthusiastische Selbsttäuschung“ getritten wird aus Enthusiasmus für Vernunft und Wahrheit. — Vielleicht sind sie vom Herausg. selbst. — Der Troubadour, oder die feyerliche Sitzung des Gerichtshofes der Liebe. Eine Dichtung, zum Theil nach dem Provenzalischen (nach Fabre d'Olivet's Troubadour). Eine artige Dichtung. Ein alter Troubadour, durch Geisterbanners Macht wieder ins Leben zurück gezwungen, läßt einen frohen Maytag seiner Zeit vor sich übergehen, um sich zu trösten „in dieser rauhen barbarischen Wirklichkeit.“

Der sechste Band bringt zuerst (zum Theil recht treffende) Gedanken eines Einsiedlers über die Freuden der Geselligkeit. — Dann kommt die Sibylle, welche im dritten Bande da war, und bringt noch drey Blätter, mit der Ankündigung, es seyen die letzten. Die ganze Menschheit wird also, gewiß sehr fragmentarisch, auf 7 Blättern charakterisirt. Das fünfte hat zur Überschrift: die Sitten. Ihr letzter Gedanke ist, „daß es wohl seyn könne, daß die Menschheit wieder kindisch würde, gerade jetzt, da sie das männliche Alter erreicht zu haben sich einbildet.“ Rec. fürchtet, daß die gute Alte schon ist, was die Menschheit, nach ihrer Vermuthung, werden wird. — Das sechste Blatt macht über die Stände einige artige Bemerkungen; aber die Kunst fährt übel auf dem siebenten. — Unter den Gedichten find diesmal ein paar recht niedliche. — Die Züge aus dem Leben des Johann von Castro sind aus der portugiesischen Lebensbeschreibung desselben von Jacinto Freira de Andrada. Dieser Johann von Castro, ein großer Charakter, eine ungewöhnliche Erscheinung, wird immer in der Darstellung das größte Interesse erregen; den meisten Lesern der *Vesta* dürfte er um so angenehmer gewesen seyn, da sie vielleicht von diesem merkwürdigen Manne hier zuerst gehört haben. Der Herausg., von welchem dieser Auszug wahrscheinlich ist, verdient dafür Dank. — Angenehm unterhaltend ist die Erzählung: Miffver-

*Kündnisse von Rochlitz.* Sie ist im Geiste der dramatischen Intriguenstücke. — *Die Liebe auf dem Lande.* Eine komische Erzählung von A. Mahlmann. Die Erzählung ist mehr platt als komisch; der Verfasser mag herzlich gelacht haben; Recens. hat nicht ein einziges Mal lachen können, und auch keinen feinen Witz gefunden; er ist aber an einen alten Bekannten, der ihm seit einer Reihe von Jahren aus den Augen gekommen war, erinnert, an Mollern in Itzehoe, an dessen Weise diese Erzählung wenigstens anstreift, nicht nur im Herrn Magister Quoniam, sondern auch sonst. Die Erzählung wird abgebrochen, wo sie recht interessant zu werden verspricht. Im siebenten Bande wird, durch eine eigene Nachricht, die Fortsetzung im achten verheissen; aber der achte Band hat sie nicht.

Der siebente Band beginnt mit einer Art philosophischen Gesprächs, überschrieben: *der neue Salomo, oder ist auch der Mähe werth?* Der Satz: es sey Alles eitel, den ein seltsamer Mann, über welchen geredet wird, geltend macht, wird untersucht. — Dann folgen drey Episteln, nach dem Spanischen des Diego de Mendoza. In der Vorerinnerung fertigt Hr. B. die Kunstmenschen unserer Zeit mit gebührender Schnöde ab, und bringt alsdann einige Gedanken über die Epistel vor. Diese Nachbildungen sind in fünffüßigen ungereimten Versen. Wenn auch Mendoza kein Horaz gewesen, so sind seine Episteln doch gewiss interessant. — In dem Briefe über die guten Eigenschaften werden der Freundin recht

gute Gedanken gegen das Vorurtheil gesagt, nach welchem man gewöhnlich das Wesen des Menschen, den Grund und Boden seines Charakters zu übersehen pflegt, wegen einzelner guter Eigenschaften. — Wer Marmontels Memoiren gelesen hat, der wird vermuthen, daß des Herausgebers Aufsatz: *die französischen Frauen*, in welchem er sein Urtheil durch die weiblichen Charaktere bey Marmontel zu rechtfertigen sucht, nicht ohne Interesse seyn kann; und er hat Recht. Der Aufsatz wird im folgenden Bande fortgesetzt. — Die Erzählung: *Mathilde*, von K. L. M. Müller, zeichnet sich eben nicht aus vor den gewöhnlichen Romanen.

*Der schöne Gärtner*, ein Märchen, unterhält im achten Bande, wie ein Märchen in 1001 Nacht; es ist von Rochlitz. — Des *Geburstages*, von Seume, erwähnen wir deswegen, weil es ein Bruchstück aus einem größeren Gedichte, *Asträa*, ist, das drey Theile haben soll. Der erste ist fertig, aber „weiss der Himmel, wenn Verhältnisse und Stimmung Hn. Seume erlauben werden, fortzufahren.“ Welche Hexameter er macht, beweise folgender; — Kinder strömen herzu, dem Alten zu gratuliren —

Eine hoffnungsvolle liebenswürdige Menge.

*Die Erbschaft* wird vom Vf. selbst eine *Alltagsgeschichte* genannt. *Natur und Intrigue*, von Theodora, ist eine recht rührende Erzählung. Dann folgen zwey Briefe an eine junge Freundin, *das Gefühl und die Grundsätze* überschrieben; und eine Erzählung, *Lazetta*, von K. L. M. Müller, macht den Beschluß. H. J.

## KURZE ANZEIGEN.

ΠΑΔΑΓΟΓΙΚ. Erfurt, b. Beyer u. Maring: *Über die öffentliche Erziehung der Kinder aus den vornehmeren und gebildeteren Ständen und ihrer möglichen Vereinigung mit der gemeinbürgerlichen.* Von Kaspar Friedrich Löffler, Diac. an der Predigerkirche zu Erfurt. 1806. 32 S. 8. (4 Gr.) Diese paar Bogen sind eine Vorlesung, die der Vf. im Nov. 1805 in der Akademie nützlicher Wissenschaften in Erfurt gehalten hat, und verdient, obgleich ihres mehr localen Interesses, doch eine allgemeinere Bekanntmachung. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über das besonders in Deutschland überall anerkannte Bedürfnis einer besseren Bildung der Jugend, über die Pflicht des Staats für öffentliche Anstalten dazu möglichst zu sorgen, und nach einer kurzen Übersicht der Verdienste, welche sich in dieser Rücksicht der Rath zu Erfurt vor und nach der Reformation um diese Stadt erworben, kommt der Vf. auf die Mängel der dortigen Trivialschulen in ihrer gegenwärtigen Verfassung, und auf den Wunsch des Publicums, eine öffentliche Lehranstalt für Kinder aus den vornehmeren und gebildeteren Ständen zu erhalten. Er äußert die Bedenklichkeit, daß durch die Errichtung einer solchen Anstalt, wenn man nicht zugleich die Bürgerschulen verbessern, diese ganz in Verfall gerathen würden, indem alsdann die Honoratioren ihre Kinder aus diesen herausnehmen und in jene schicken würden, schildert die Nachteile, die daraus für die Jugend beider Stände hervorgehen würden, und thut Vorschläge zu einer Vereinigung der Bürgerschule mit der höheren zu errichtenden Bildungsanstalt, wobey er sich jedoch insbes. auf Mädchenschulen beschränkt. Diese sollen nach den Bedürfnissen unserer Zeit eingerichtet werden, so daß die Töchter aller Classen der Bürger darin die nöthigen Elementarkenntnisse erlangen können. Die Töchter derjenigen Honoratioren, die den Unterricht derselben nicht selbst oder durch eigene Hauslehrer besorgen, sollen darin bis zu ihrem zoten Jahre unterrichtet, und dann, jedoch erst nach vorgängiger Prüfung, in die höhere Bildungsanstalt aufgenom-

men werden. Die Vorschläge selbst, die der Vf. thut, sind zweckmässig und Rec. wünscht, daß ihre Ausführung in der Vaterstadt desselben nicht verhindert werde. L — r.

Rothenburg ob der Tauber, auf Kosten des Vfs. und in Comm. b. Clafs: *Entwurf einer Dorfschule.* Von einem katholischen Schulmanne in Schwaben. 1804. 64 S. 8. (6 Gr.) Oberflächliche, schon unzählige Male gemachte allgemeine Bemerkungen über Lehrgegenstände, Schulzeit, Schulaufsicht, Methodik und Disciplin. Nur das ist originell, daß nach S. 51 am Ende jeder Schulzeit ein Kind im Namen Aller dem Schulmeister für den empfangenen Unterricht dankt. Z — d.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Offenbach, b. Brede: *Sonntags-Zeitung.* Ein nützliches und lehrreiches Unterhaltungsblatt für Jedermann. 1807. 8. (4 Thlr.) Niemand wird aus diesem unbestimmten Titel errathen können, was für Nachrichten und Belehrungen in dieser Zeitung zu suchen sind. Der Umfang des Nützlichen und Lehrreichen ist so unermesslich groß, daß, wenn dasselbe der Gegenstand der Unterhaltung werden soll, man eigentlich nicht weiß, wovon die Rede seyn wird. Auch durch den Zusatz: für „Jedermann“, scheint der Herausg. nichts weiter berücksichtigt zu haben, als eine Aufforderung, daß Jedermann diese Zeitung kaufe. Denn die Aufsätze selbst werden schwerlich für Jedermann unterhaltend seyn. Sie liefern theils politische Neuigkeiten über Krieg und Frieden, theils betreffen sie andere Gegenstände, die nicht Jedermanns Sache sind. Der kleine Aufsatz: *Patriotische Ideen für Deutschland*, ist zweymal vorhanden, S. 7 und 8. 62. Er verdient nicht Einmal eine Stelle. Rec. steht auch nicht ein, wie dieses Adlerley zu der Benennung *Sonntags-Zeitung* kommt. Soll Einmal ein Tag in der Woche dieser Zeitung den Namen geben, so könnte sie eben so gut Montags- oder Sonnabends-Zeitung heißen.

O. m. r.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 M Ä R Z 1808.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

- 1) Ohne Druckort: *Blicke auf zukünftige Begebenheiten, aber keine Prophezeiungen*, geschrieben im April 1801, zum Theil erfüllt im Juni 1806. Von dem Verfasser des Geistes des neueren Kriegssystems. 1806. 164 S. 8. (16 Gr.)
- 2) Auf Kosten des Vfs.: *Der Feldzug von 1805 militärisch-politisch betrachtet*, von dem Verf. d. Geistes d. neuern Kriegssystems und des Feldzugs von 1800. I Th. LXXVI u. 280 S. II Th. XL u. 160 S. 1806. 8. broschirt. (2 Thlr. 12 gr.)

In dem langen Zwischenraume zwischen dem siebenjährigen und dem französischen Revolutionskriege, hatten fast alle europäischen Heere die Taktik Friedrichs II nachgeahmt, und es war beynahe zum militärischen Glaubensartikel geworden, daß die Kunst der Evolutionen hauptsächlich jene denkwürdigen Feldzüge entschieden habe. Die Werke über den Krieg gingen von dieser Idee aus. Ohne die Grundlage des Systems selbst einer strengen Prüfung zu unterwerfen, strebten sie nur ihm die höchste Vollkommenheit zu geben; ohne die Begriffe scharf genug zu trennen, lehrten sie mehr Castrametation als eigentliche Strategie, und bemühten sich, auch die Taktik auf wissenschaftliche Grundsätze zurückzuführen. Sie betrachteten den Einzelnen bloß als Theil der Maschine, und in der Fertigkeit, diese auf einem gegebenen Raume, in möglichst großer Masse und stets gehaltener Ordnung, schnell nach allen Seiten bewegen zu können, glaubten sie die Lösung der schwersten Probleme der Kriegskunst zu finden. Der erste, der in Deutschland diesem, seit einem halben Jahrhundert mühsam aufgeführten, Gebäude den Untergang vorher sagte, war der Verfasser der *Betrachtungen über die Kriegskunst*. Er deckte die Mängel der Taktik der Linien und Evolutionen auf, und zeigte, daß die *Kunst der Schlachten* nicht als Wissenschaft gelehrt werden könne; *Bülow* aber bewies durch Vernunftgründe, was *Carnot* durch die Ausübung bewährt hatte, daß die *Kunst der Feldzüge* alle mathematischen Berechnungen der gelehrtesten Taktiker unfehlbar vereiteln müsse.

Unter seinen zahlreichen Werken zeichnet sich das Erste der hier anzuzeigenden nicht nur durch die Bündigkeit der Untersuchungen, durch die Klarheit, welche es über die Gegenstände im Großen wie im

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

Einzelnen verbreitet, durch die Richtigkeit der Combinationen und der darauf gestützten, jetzt zum Theil bereits eingetroffenen Voraussagungen, sondern auch durch eine dem Vf. sonst nicht gewöhnliche Mäßigung im Vortrage aus. Der Inhalt von beiden ist theils rein militärisch, theils militärisch-politisch, und die Resultate, welche darin begründet werden, lassen sich auf folgende Hauptpunkte zurückbringen: daß die Organisation der deutschen Heere eben so fehlerhaft, als ihre Taktik unzweckmäßig sey; daß, mit diesen so eingerichteten und geübten Heeren, und bey den unrichtigen strategischen Ansichten ihrer Anführer und der Cabinette, die deutschen Mächte den Kampf gegen Frankreich nicht bestehen könnten; daß die Verbindung mit England nur die Privatabsichten dieses Seestaats befördern, dabey aber die Unterjochung Deutschlands durch die Franzosen herbeyführen werde; und daß endlich Rußlands Beystand dieses Schicksal abzuwenden, nicht vermöge.

No. 1. Der Vf. stellt diese Sätze nicht auf; er überläßt es den Lesern, sie aus seinem Raisonnement abzuziehen, und bey diesem geht er seinen eigenen Gang. Er setzt nämlich den, damals (im J. 1801) noch nicht wahrscheinlich nahen, Fall eines Bruches zwischen Preussen und Frankreich voraus, und untersucht nun die Schwierigkeiten, welche beide Mächte zu bekämpfen, die Grundsätze und die Operationspläne, welche sie anzunehmen haben würden, und den Erfolg, welcher sich für beide danach voraussehen ließe, um auf diese Art „die Regeln des Krieges zu versinnlichen.“ Als mögliche Bedingungen eines solchen Falles denkt er sich, daß entweder Preussen mit den norddeutschen Fürsten vereint, Frankreich hingegen zwar im Besitz der Kräfte des südlichen Deutschlands, jedoch fortwährend mit Oesterreich im Kriege begriffen sey; oder daß es bereits sich Böhmen und Oesterreich unterworfen habe, und nimmt dabey überall, wie er sich ausdrückt, einen militärischen *Optimismus* an, d. h. er setzt voraus, daß auf beiden Seiten sowohl die Cabinette als die Feldherren die möglichst besten Maßregeln ergreifen würden, weil Fehler, bey der Anlage sowohl als bey der Ausführung, in das Reich der Zufälle, nicht aber in das Gebiet menschlicher Combinationen gehören. Nach einer Abschweifung, ob es nicht besser sey, wenn Preussen sich zum Souverain von Norddeutschland machte, und aus welchen Gründen Friedrich II dieses unterlassen habe, zeigt er, daß in beiden Fällen England Preussens rechte Flanke decken müsse, wie dieses im sieben-

M m m

jährigen Kriege durch die Armee des Herzogs Ferdinand von Braunschweig geschehen sey, ohne welche Friedrich, ungeachtet seiner Talente, zertrümmert worden wäre. Unter diesen Voraussetzungen, bey welchen der Vf. freylich die später als 1801 in Hannover und Westphalen eingetretenen Verhältnisse nicht vorhersehen konnte, meint er, würden die Streitkräfte im Anfang des Kriegs auf beiden Seiten ziemlich gleich, vielleicht gar auf der preussischen überwiegend seyn. Er geht dann zu der Entwicklung der Vortheile über, welche der Besitz von Holland den Franzosen gewährt. Sie gewinnen dadurch eine Basis, welche vom Fichtelgebirge über Ehrenbreitstein und von da bis an das Meer ganz Norddeutschland beynahe rechtwinklicht umfaßt, und es ihnen möglich macht, auf jeden Punkt des in dem Winkel begriffenen Landes mit gleichem Nachdruck zu wirken. Würzburg, Frankfurt, Maynz, Ehrenbreitstein, Düsseldorf, selbst Nimwegen und Arnheim und die Vestungen im östlichen Holland, geben dieser Basis eine schwer zu durchbrechende Festigkeit, und Preussen hat dagegen nur Münster, Wesel (1801) und Cassel, die aber keine bequeme Basis bilden, weil die ersten beiden beynahe hinter einander liegen, und der weite Raum bis an die Nordsee unbedeckt bleibt, so lange Emden nicht gehörig befestigt ist. Eine nicht weniger entblößte Seite bietet der Strich zwischen der Saale und Cassel dar, und diese Stadt würde in Verbindung mit Hameln, Nienburg und Bremen doch nur die Weser vertheidigen.

So wie das südliche Deutschland durch die Schweiz flankirt ist, so würde es auch das nördliche bis an die Saale seyn, wenn die Franzosen Tyrol erobern könnten; doch ist es hauptsächlich der militärische Besitz von Holland und der Schweiz, der ihnen das entschiedene Übergewicht in Deutschland sichert. Nach einem lichtvollen Raisonnement zur Begründung dieses Satzes entwirft der Vf. nun den, Schritt vor Schritt motivirten, Operationsplan der französischen Heere, wovon hier nur die Hauptzüge angegeben werden können. Er läßt nämlich eine Colonne von Frankfurt auf Cassel, eine zweyte von Düsseldorf aus an der Lippe, und eine dritte, welche er für die wichtigste hält, aus Holland in Westphalen vorgehen, um Münster zu nehmen und sich der Weser zu nähern. Eine lehrreiche Abhandlung über die Feldzüge des Herzogs Ferdinand im siebenjährigen Kriege beweiset die Nothwendigkeit dieser dritten Armee; der Vf. will jedoch noch ein viertes Corps haben, das, bey Würzburg versammelt, langsam an der Saale hinab ziehen, sich bey Saalfeld theilen, und an beiden Ufern des Stroms in der Richtung von Halle und Leipzig vordringen soll. Die Begebenheiten des Jahres 1806 werfen auf diesen Theil des Operationsplanes ein besonderes Interesse. Alle Arten der Möglichkeit, daß dieses Corps rasch vordringen und Eroberungen machen könne, werden genau beleuchtet, und der Schluss beweiset, daß es zwar zur Deckung der rechten

Flanke der drey anderen Armeen nothwendig sey, daß es einen Theil der feindlichen Macht beschäftigen und zu dem Ende, sobald es gedrängt würde, sich nach Franken zurückziehen und abermals vorkommen müsse, daß es jedoch nur sehr vorsichtig und durchaus nicht unabhängig von den Haupttheeren sich vorwärts bewegen dürfe, weil es unmöglich sey, Sachsen von der Saale her zu erobern, wenn dieses Land nicht zugleich von der böhmischen oder brandenburgischen Seite angegriffen würde. Hier hat der Erfolg der Divination des Vfs. nicht entsprochen, aber seine Grundsätze sind dadurch nicht widerlegt. Er hatte angenommen, daß Preussens Hauptoperationen nach Westphalen gerichtet, Sachsen aber, so wie Thüringen, durch beträchtliche Corps gedeckt seyn würde, welche jene Armee an der Saale durch Bewegungen in ihre Flanken zum Rückzuge nöthigen könnten; er setzte dabey den oben angeführten Optimismus auch bey den deutschen Heeren voraus, „denn (S. 37) wenn man einen Operationsplan entwirft, muß man untersuchen, was der Feind dagegen unternehmen kann. Sonst kann man freylich leicht fertig werden. Wenn daher die Deutschen alles verkehrt machen, so kann diese Colonne (an der Saale) leicht erobern, sonst nicht.“

Der Vf. geht nun zu den Operationen in Westphalen über, und zeigt, daß hier allein der Feldzug entschieden werden müsse, daß (S. 45), wenn die Deutschen südlich von Cassel ihre Macht anwenden wollten, „unangenehme Nachrichten aus Westphalen sie bald zurückrufen würden“, und daß, wenn auch Zahl, Tapferkeit, Disciplin und Taktik auf beiden Seiten gleich wären, dennoch die Gestalt und Vestungsstärke der Basis den Franzosen eine Überlegenheit gebe, die ihnen endlich den Sieg bringen müsse. — Als man diesen Düsseldorf liefs, und Ehrenbreitstein einräumte, und beides wäre in dem Zeitpunkt der Directorialregierung zu vermeiden gewesen, gab man ihnen das nördliche Deutschland preis.“ — Nach der Eroberung Westphalens würde das Vorrücken der Franzosen bis an die Elbe nicht zu hindern seyn; könnten sie aber auch auf dem rechten Ufer derselben Fortschritte machen? — Bey der Beantwortung dieser Frage, welche der Vf. selbst aufwirft, setzt er voraus, daß Preussen bey Magdeburg eine ansehnliche Macht im Rückhalt haben, und Sachsen noch gedeckt seyn würde, er bestimmt daher den Punkt des Übergangs unterhalb dem Ausflusse der Havel, bey Dömitz. Dann würde man sich in der Gegend von Berlin noch einmal schlagen, und der Rückzug der preussischen Armee, wenn sie unterläge, nach der Oder gerichtet werden. Zwar wäre es rathsamer, sich nach Sachsen zu wenden, aber man würde dennoch jenen Weg vorziehen (S. 58). Dann aber sey es schwer zu bestimmen, wie weit die Franzosen noch jenseits der Oder vordringen könnten. „Sie könnten nie bis an diesen Fluß vordringen, wenn die preussische Armee nicht außerordentlich geschwächt wäre; ist aber dieses der Fall, so hat man auch keinen zureichenden Grund,

die Eroberungen östlich der Oder für unmöglich zu halten“ (S. 60).

Der Vf. macht hier einen Stillstand in seinen strategischen Untersuchungen, um sich über einige, mit denselben in Verbindung stehenden Gegenstände zu verbreiten. Er handelt zuerst von dem militärischen Wirkungskreise, dem *Kriegsvortex* einer jeden Macht, den sie in der Regel nicht ohne Nachtheil überschreiten könne, und den er (1801) für die Franzosen bis an die Niederelbe und südlich bis an die böhmischen und österreichischen Gebirge, für die mit Preussen vereinigten Russen aber bis an die Elbe ausdehnt. Er verwahrt sich jedoch, dass hier der Grundsatz des Kriegsvortex nur rein militärisch angenommen sey und ohne Rücksicht auf die Einwirkungen politischer Gründe oder der Individualität der Hauptpersonen. Habe er im Vorhergehenden die Franzosen ihren Vortex überschreiten lassen, so sey dabey auf die Schwäche eines, durch einen unglücklichen Feldzug niedergeschlagenen, Heeres gerechnet worden. Denn gegen einen solchen Feind sey es Regel, die Regeln bey Seite zu setzen. Würden aber die militärischen Wirkungsgrenzen der Hauptmächte Europens an der Elbe zusammentreffen, dann müssten, im Fall eines Krieges zwischen beiden, die westlich von diesem Flusse gelegenen Provinzen Preussens verloren, die am östlichen Ufer aber zu Grunde gehen. Es bliebe daher dieser Macht nichts übrig, als entweder ein kühnes Eroberungssystem oder völlig passive Neutralität. Alle halben, alle nicht durch einen dieser Grundsätze streng motivirten Mafsregeln würden sie daher unfehlbar ihrem Untergange entgegen führen. — Bey Gelegenheit der aus diesen Gründen getadelten Besetzung von Cuxhaven untersucht der Vf. die Frage, ob es möglich sey, durch Sperrung der Häfen des Continents England zum Frieden zu zwingen. Obgleich durch den Beytritt Russlands sich die ganze Ansicht verändert hat, so behält das Raisonnement auch gegenwärtig noch ein nahes Interesse. Die Frage wird übrigens verneinend entschieden, weil England Entschädigung genug finden, der Ruin des Handels und Gewerbfleisses im nördlichen Deutschland aber die Folge dieser Mafsregel seyn würde.

Die Möglichkeit, dass Preussen in enger Verbindung mit Frankreich sich vergrößern und einen neuen Staat, wozu denn auch Holland gehören müsste, stiften könne, ist durch die späteren Begebenheiten so weit hinaus gerückt worden, dass Rec. von diesen Entwürfen, welche im Buche selbst (S. 90) „chimärisch“ genannt werden, sich gleich zu dem entgegengesetzten System, der „absoluten Neutralität“ wendet. Diese kann nach des Vfs. Meinung nur durch Aufrechterhaltung der alten Einrichtungen und Formen behauptet werden, und jede Verletzung der deutschen Reichsconstitution; folglich auch jede Entschädigung durch Sacularisationen für den Verlust des linken Rheinufer, ist ein politischer Mißgriff.

Nachdem bisher der Beweis geführt worden ist, dass Preussen sich in keinen Krieg gegen Frankreich einlas-

sen dürfe, folgt nun eine Untersuchung der Mittel, welche es im Fall eines solchen Krieges anzuwenden habe, um seine gänzliche Niederlage wenigstens zu verzögern. Die Wichtigkeit des Besitzes von Holland für die Franzosen bestimmt den Angriffspunct ihrer Gegner. (S. 95 ff.) Hier müsste rasch und mit höchster Kraftanstrengung vorgedrungen werden, indem zu gleicher Zeit ein starkes Corps an der oberen Saale, und ein schwächeres im Centrum, bey Cassel, sich bildete. Dieser Ort wäre stark zu befestigen; und die dem Plan noch immer anklebenden strategischen Mängel müssten durch glückliche taktische Operationen verbessert werden. Die holländische Armee dürfte um die Vorgänge in Deutschland sich gar nicht bekümmern; gelänge ihr die Eroberung jenes Landes, so wäre sie in sich hinlänglich basirt, und könnte nun den Engländern, die zu gleicher Zeit eine Landung ausführen müssten, die Hand bieten, wodurch dann die Fortschritte der französischen Armeen in Norddeutschland auf einmal gehemmt seyn würden. Diesen Erfolg hält jedoch der Vf. aus zwey Gründen für höchst unwahrscheinlich, aus dem militärischen, dass Frankreich seine Nordarmee hinlänglich verstärken würde, um die Eroberung unmöglich zu machen, und aus dem politischen, dass die Engländer nie der preussischen Monarchie den Besitz von Holland zugestehen würden. „Richtete aber,“ setzt er (S. 103) hinzu, „Preussen sein Hauptaugenmerk nach Süden, und führte in Westphalen blofs einen Vertheidigungskrieg, so würde es seinen unvermeidlichen Untergang befördern.“ — Der Erfolg hat die Richtigkeit dieser Ansicht nur zu überzeugend bewiesen. Weniger glücklich aber ist Hr. v. B. in seinen Combinationen gewesen, wenn er (S. 109) zweifelt, „ob eine imperatorische Regierung in Frankreich den Krieg mit derselben Kraft führen werde, als eine militärisch-republikanische;“ und (S. 104) „ob nach Carnots Entfernung der Optimismus noch ferner bey den französischen Heerführern anzunehmen seyn dürfte?“ Vorliebe des Jüngers für den Meister scheint hier auf sein Urtheil gewirkt zu haben; diese Stelle, so wie mehrere ihrer Art, beweiset aber, dass die *Blicke auf zukünftige Begebenheiten* nicht rückwärts, sondern in der That vorwärts gethan worden sind.

Der Vf. geht nun zu der Voraussetzung eines Krieges zwischen Preussen und Frankreich über, nachdem dieses schon Böhmen und Oesterreich erobert hätte, und untersucht zuerst, ob diese Länder auch erobert werden können. *Lloyds* bekannte Urtheile über diesen Gegenstand werden größtentheils bestätigt, nur mit der Abweichung, dass der Hauptangriff nicht gegen Eger, sondern gegen Tyrol gerichtet werden solle. Natürlich wird aber auch hier der stärkste Widerstand vorausgesetzt, und zuletzt erwiesen, dass nach der Eroberung dieses Bollwerks von Deutschland und Italien die Gefahr sehr groß und den Feinden der Weg bis in das Herz der österreichischen Staaten geöffnet seyn würde, dass aber, um sie zu vollbringen, die größten Fehler auf der

einen, und gar keine auf der anderen Seite gemacht werden müßten.

In Rückficht auf Preussen würde jedoch der Besitz von Böhmen und Österreich Frankreichs Lage nicht sehr verändern. Indem es seinen Gegner zwar mehr umfaßte, müßte es auch seine Macht sehr zerstückeln, und der Hauptangriff würde immer von Westphalen her erfolgen, da über dieses die rechte Flanke der Franzosen sich nur durch einen Haken gegen Ungarn decken könnte. — Man sieht, daß der Vf. noch immer eine enge Verbindung Preussens mit Österreich annimmt, er glaubt daher auch, eine Insurrection in Südpfeussen könne nur erst nach der Eroberung von Ungarn gelingen.

Die letzte, in diesem Buche ausgeführte, Voraussetzung läßt die Preussen sich mit den Franzosen gegen Österreich vereinigen. Hr. v. B. meint, daß für die Ersten dabey wenig zu gewinnen seyn würde. „Aufrichtige Freundschaft mit Österreich, sagt er (S. 128 ff.), ist Preussens einzige Rettung in diesen gefährvollen Zeiten. Soll Deutschland nicht das Schicksal Polens erleben, so müssen durchaus die deutschen Mächte zusammenhalten.“ — „Eine Verbindung mit Rußland würde Preussen in den Zustand Schwedens versetzen, eine Verbindung mit Frankreich es im Inneren zu Grunde richten, weil die Vernichtung seines Handels eine Folge der Rache Englands seyn würde, u. s. w.“

Rec. übergeht eine Reihe allgemeiner Bemerkungen, wo der Vf., durch subjective Begriffe verführt, Frankreichs Zustand unter der Consularregierung irrig beurtheilt, um noch einige militärische Aphorismen zu berühren, durch welche die einseitigen Ansichten der neueren taktischen Verbesserer berichtigt werden. „Die Artillerie, heist es (S. 136 im Buche falsch 165 paginirt), ist die Zerstörerin der Taktik, und wird die europäischen Kriege immer auf strategische Bewegungen, welche alles entscheiden, reduciren.“ — „Keine Stellung menschlicher Leiber, in einen militärischen Körper vereinigt, wenn sie auch bepanzert sind, sichert gegen den Kartätschenhagel; Cavallerie hat wegen der Schnelligkeit ihrer Bewegungen am wenigsten davon zu fürchten; Piketen und jede Bewaffnungsart helfen dagegen nichts, und eine Stellung in mehreren Gliedern macht ihre Wirkung nur noch mörderischer.“ — „Nur von Leuten, die einzeln stehen, kann das kleine Schießgewehr mit Erfolg gebraucht werden, und sie leiden auch weniger von den Kugeln der Feinde.“ — „Alle Versuche, der Infanterie eine zweckmäßigere Bewaffnung und mehr Stärke zu geben, welche gegen die Reuterey anwendbar seyn könnten, werden durch das Geschütz unnütz, ja sogar schädlich gemacht“ u. s. w.

Das (S. 139) hingeworfene Problem, ob Europa noch einmal eine Eroberung durch tatarische Völkerchaften zu erwarten habe? erörtert der Vf. mit der ihm oft anwandelnden Paradoxie, ohne es

befriedigend zu lösen, und kommt dadurch auf eine Menge rhapsodischer Abschweifungen von verschiedenem, doch größtentheils politischem Inhalt. Folgendes sind ungefähr die Resultate: Die Macht eines Staates ist keine physische, sondern eine moralische Größe; sie wird nicht durch die Volksmenge, sondern durch die höhere Stufe der Volksintelligenz bestimmt. — Im 18 Jahrhundert waren Frankreich und England die einzigen Mächte Europas. So oft England vom Kampfplatz abtrat, war Friede auf dem Continent. — Englands Ackerbau und innere Hülfquellen werden es nie ganz sinken lassen. — Die Frage ist nicht: ob es sein Papiergeld realisiren kann? sondern: ob das Volk es fortdauernd als Geldeswerth wird annehmen wollen? — England wird nicht fallen, wenn Frankreich auch das ganze feste Land eroberte; seine Kolonien bleiben, auch nach der politischen Freylassung, dem Mutterstaate noch mercantilisch unterthan. — Frankreichs Finanzsystem muß nachtheilig auf den deutschen Gewerbfleiß wirken. — Wissenschaftliche Cultur, die wir Deutschen vielleicht mehr als andere Völker besitzen, ist nicht Volksintelligenz. Mangel an dieser liefs Polen aus der Reihe der Staaten verschwinden, und durch die zu ängstliche Vormundschaft der Regierungen wird sie auch in Deutschland nicht befördert werden, „diejenigen Staaten aber, denen Intelligenz und geschickte Männer fehlen, müssen sich der Apathie weihen, und von der Leitung des Schicksals erwarten, was sie durch Klugheit nicht erlangen können.“

No. 2. Obgleich früher als No. 1 erschienen, muß doch dieses Werk erst nach jenem gelesen werden, weil es einen Theil der Gegenstände, auf welche dort die Blicke, als auf zukünftige Begebenheiten, gerichtet wurden, nun nach dem Erfolg betrachtet, und daher entweder die Bestätigung oder die Gründe der Nichtbestätigung der Voraussetzungen des Vfs. enthält. Es ist mit gleichem Geiste geschrieben, aber nicht mit gleicher Ruhe. Eben so reich an eindringenden Untersuchungen, bündigen Schlussfolgen, goldenen, nicht genug beachteten Regeln, und vorzüglich an jenen raschen, den Gegenstand von allen Seiten erhellenden Lichtblicken, trägt es nicht minder den Stempel des Genies, aber zugleich auch den einer heftigen persönlichen Erbitterung, welche sich bald in einer beynahe zur Plumpheit herabsinkenden Sprache, bald in zurückstossender Anmaßung, und bald durch ein bis ins Lächerliche gehendes Vorherrschten des Ich darlegt. Zwar läßt der Vf. sich hie und da herab, seinen Unwillen zu vertheidigen, und mehr noch als durch diese kurzen Apologien wird er durch den in den letztverfloßenen Jahren so charakteristisch gewordenen hartnäckigen Glauben an Dinge, die der Erfolg längst klar genug widerlegt hatte, erklärt; aber dennoch kann die Art der Äußerung desselben nie gerechtfertigt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 10 M Ä R Z, 1808.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

Auf Kosten des Vfs.: *Der Feldzug von 1805 militärisch-politisch betrachtet*, von dem Verfasser des neueren Kriegssystems und des Feldzugs von 1800 etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

U n a u s s t e h l i c h i s t d e r T o n , i n w e l c h e m d e r V f . v o n s i c h s e l b s t s p r i c h t , w e n n e r z . B . ( T h . 1 . S . I I I ) s i c h v e r w a h r t , d a s s N e i d g e g e n d i e A n g e s t e l l t e n a u f s e i n e K r i t i k k e i n e n E i n f l u s s g e h a b t h a b e , u n d d a b e y s i c h s e l b s t „ d u r c h s e i n e S c h r i f t e n z u m R a n g e e r s t e r F e l d h e r r e n e r h o b e n “ n e n n t , o d e r w e n n e r ( S . X I ) s a g t : „ i c h h a b e n u n e i n m a l n i c h t s a n d e r e s g e l e r n t a l s S t a a t e n z u r e g i e r e n u n d A r m e e n z u c o m m a n d i r e n ; “ u n d a u f ä h n l i c h e S t e l l e n s t ö s s t m a n n u r g a r z u o f t . W e r a b e r d e n W i d e r w i l l e n , d e n s i e n o t h w e n d i g e r r e g e n m ü s s e n , ü b e r w i n d e t , w i r d s i c h d u r c h d a s G e w i c h t d e s I n h a l t s f ü r d i e a b s c h r e c k e n d e F o r m r e i c h l i c h e n t s c h ä d i g t f i n d e n . R e c . g l a u b t d a h e r a u c h , n a c h d e m e r E i n f ü r a l l e m a l s e i n e M i s s b i l l i g u n g d e r L e t a t e n a n d e n T a g g e l e g t h a t , n u n g a n z d a v o n a b s e h e n , u n d s i c h b l o s s m i t d e m E r s t e n b e s c h ä f t i g e n z u d ü r f e n .

D i e *V o r w e d e n* z u b e i d e n T h e i l e n g l e i c h e n d e n E i n g ä n g e n e p i s c h e r G e d i c h t e . G l e i c h s a m a l s e i n e p o e t i s c h e V i s i o n l ä s s t d e r V f . d a r i n d i e G e g e n s t ä n d e , w e l c h e d a s B u c h b e h a n d e l t , v o r d e n A u g e n d e s L e s e r s i n h u n t e m G e m i s c h v o r ü b e r g e h e n . M a n c h e n u r s t ü c k t i g b e r ü h r e n d , b e y a n d e r e n l a n g e v e r w e i l e n d , g i e b t e r b a l d b l o s s e A n d e u t u n g e n v o n d e m , w a s e r s a g e n w i l l , b a l d C o m m e n t a r e o d e r Z u s ä t z e z u d e m , w a s e r g e s a g t h a t , u n d n u r n a c h d e m m a n b i s z u E n d e g e l e s e n h a t , i s t e s m ö g l i c h , d e n F a d e n d e r s e l t s a m d e f u l t o r i s c h e n I d e e n r e i h e z u f i n d e n . D a s B u c h s e l b s t e n t h ä l t e i n e E i n l e i t u n g u n d s e c h s A b s c h n i t t e , w e l c h e 1) *Seekrieg*, 2) *Feldzug bey Ulm*, 3) *Feldzug bis zur Einnahme von Wien*, 4) *Schlacht bey Austerlitz*, 5) *Feldzug in Italien*, u n d 6) *allgemeine Betrachtungen*, ü b e r s c h r i e b e n s i n d .

N a c h d e m d e r V f . T h . 1 ( V o r r . S . I I I ) d i e G r e n z e n d e r K r i t i k , w e l c h e e r f ü r e r l a u b t h ä l t , d a h i n b e s t i m m t h a t , d a s s e r b l o s s d i e P e r s o n e n d e r r e g i e r e n d e n H ä u s e r d a v o n a u s n e h m e , a l l e s ü b r i g e a b e r i h r u n b e d i n g t u n t e r w e r f e , s a g t e r i n d e r E i n l e i t u n g , d a s s e r s i c h v o r g e s e t z t h a b e , „ s o w i e i h n d i e s e s b e y d e m F e l d z u g e v o n 1800 g e g l ü c k t s e y , “ a u c h h i e r d i e K r i t i k d e s F e l d z u g e s m i t d e r h i s t o r i s c h e n D a r s t e l l u n g z u v e r e i n i g e n , w e i l d i e s e A r t z u s c h r e i b e n ,  
J . A . L . Z . 1808. E r s t e r B a n d .

i n d e m s i e d e m R a i s o n n e m e n t d u r c h d i e S c h i l d e r u n g d e r B e g e b e n h e i t e n L e b e n e r t h e i l e , d e n Z e i t g e n o s s e n d i e r i c h t i g e B e u r t h e i l u n g d e s V o r g e f a l l e n e n e r l e i c h t e r e , u n d z u g l e i c h d e n N a c h k o m m e n M a t e r i a l i e n z u e i n e r j u d i c i ö s e n G e s c h i c h t e ü b e r l i e f e r e . “ U m a b e r a u f d i e s e W e i s e d i e G e g e n s t ä n d e e r s c h ö p f e n d z u b e h a n d e l n , s e y e s n i c h t h i n r e i c h e n d , s i e b l o s s m i l i t ä r i s c h z u b e t r a c h t e n ; s i e m ü s s e n a u c h p o l i t i s c h u n t e r s u c h t w e r d e n : „ d e n n d i e K e n n t n i s s d e s K r i e g s s e t z t d i e K e n n t n i s s d e r P o l i t i k v o r a u s , w e l c h e s c h o n d a r a u s e r h e l l e t , d a s s d i e g r ö s t e n S o l d a t e n v o n j e h e r d i e b e s t e n D i p l o m a t i k e r w a r e n . “ ( S . 5 ) U m d i e s e n S a t z z u b e g r ü n d e n , d r i n g t d e r V f . i n d a s W e s e n b e i d e r W i s s e n s c h a f t e n e i n .

E s h e i s s t v i e l e s K r i e g s w i s s e n s c h a f t , s a g t e r , d a s n u r V o r b e r e i t u n g z u d e r s e l b e n i s t . M a n h a t i n d e n n e u e r e n Z e i t e n e i n e n v i e l z u h o h e n W e r t h a u f d i e s e b l o s s s c i e n t i f i s c h e n K e n n t n i s s e g e l e g t , d i e d e r F e l d h e r r z u s e i n e n Z w e c k e n z u g e b r a u c h e n v e r s t e h e n m u s s , d i e a b e r n i c h t h i n r e i c h e n i h n z u b i l d e n . I s t d a h e r d e r R e g e n t g e n ö t h i g t , i m K r i e g e d i e L e i t u n g d e r K r ä f t e d e s S t a a t s f o l c h e n , b l o s s d e r V o r b e r e i t u n g s k e n n t n i s s e k u n d i g e n M ä n n e r n z u ü b e r l a s s e n : s o k a n n n u r e i n t h e i l w e i s e s W i r k e n e n t s t e h e n , d e s s e n e r s t e s R e s u l t a t , *S c h w ä c h e*, u n d d a s l e t z t e , *A u f l ö s u n g* s e y n w i r d . A u s d e m G r u n d e , d a s s w i r D e u t s c h e n , d i e w i r m e h r w i s s e n a l s a n d e r e N a t i o n e n , d a s p a r t i e l l e W i s s e n z u h o c h s c h ä t z e n , u n d d a h e r u n s s e l b s t z u A l l g e m e i n h e i t e r h e b e n , i s t a u c h d a s V o r u r t h e i l e n t s p r u n g e n , d a s s d e r K r i e g s v e r s t ä n d i g e d i e P o l i t i k , u n d d e r D i p l o m a t i k e r d i e W i s s e n s c h a f t d e s K r i e g s e n t b e h r e n k ö n n e . L e h r t a b e r d i e s e d i e K u n s t , d i e K r ä f t e d e s S t a a t s z u r S t ä r k e u n d V e r t h e i d i g u n g d e r G e s e l l s c h a f t z u g e b r a u c h e n , s o i s t s i e j a m i t d e r P o l i t i k i n n i g v e r s c h w i s t e r t ; u n d w e n n d e m D i p l o m a t i k e r d i e S c h ä t z u n g d e r g e g e n s e i t i g e n S t ä r k e d e r S t a a t e n n o t h w e n d i g i s t , d a r f i h n d a n n d i e W i s s e n s c h a f t d e r A n w e n d u n g d e r s e l b e n f r e m d s e y n ? D e n n n i c h t n u r d i e V o l k s m e n g e u n d d e r R e i c h t h u m e i n e s S t a a t s b e g r ü n d e n s e i n e M a c h t , s o n d e r n a u c h d i e ö r t l i c h e L a g e , w e l c h e d i e E n t w i c k e l u n g d e r s e l b e n b e g ü n s t i g t o d e r b e s c h r ä n k t ; u n d d i e B e u r t h e i l u n g d e s M o m e n t s , w o e s m ö g l i c h i s t , d i e n a t ü r l i c h e n V o r t h e i l e e i n e s L a n d e s z u b e n u t z e n , d i e N a c h t h e i l e z u v e r b e s s e r n , d e s P u n c t s , w o d e r A n g r i f f g e l i n g e n k a n n o d e r w o d i e V e r t h e i d i g u n g a u f h ö r t , i s t i m C a b i n e t e b e n s o u n e n t b e h r l i c h a l s i m F e l d l a g e r . N u r v e r e i n t m i t d e r W i s s e n s c h a f t , d i e S t a a t s k r ä f t e z u l e n k e n , k a n n d a h e r d i e K e n n t n i s s d e s S t a a t s i n t e r e s s e z u m Z w e c k e f ü h r e n . M a n b r a u c h t ü b r i g e n s n i c h t  
N n n

gerade zur militärischen Zunft zu gehören, um diese Gegenstände zu übersehen; aber die Kenntnisse eines Geheimschreibers reichen eben so wenig hin, einen Staatsmann zu bilden, und spät oder früh schlägt das Schwert des Kriegers dem bloßen Diplomaten die Feder aus der Hand. (S. 6—20) — Die bereits in früheren Werken aufgestellte Definition, daß *Strategie den Feind zum Endzweck, Taktik ihn zum Gegenstand habe*; daß jene, Krieg gegen Sachen, diese, Krieg gegen Personen sey, wird hier wiederholt und dahin näher bestimmt, daß beide einander gegenseitig bezwecken, weil Strategie die Sachen zum Gegenstand und die Personen zum Endzweck, Taktik aber die Personen zum Gegenstand und die Sachen zum Endzweck nimmt, d. h. man operirt strategisch, um den Feind, wenn er nicht anders bezwungen werden kann, in eine Lage zu bringen, wo er taktisch aufgerieben werden muß, und man schlägt sich taktisch, um die Hindernisse, welche er den strategischen Planen entgegenstellt, aus dem Wege zu räumen.

Der Vf. wirft nun noch einen Blick auf die politischen Begebenheiten, welche dem Kriege vorhergingen, geräth aber gleich wieder auf eine von jenen Abschweifungen, die ihm so manche Verfolgung zugezogen haben. Er scheint es jedoch mit dem Satz: „nur derjenige ist der wahre Ufurpator, der schlecht regiert,“ so gefährlich nicht zu meinen, und wenn man seine Raifonnements genauer prüft, dann wird es klar, daß mehrder Kitzel, nach Paradoxien zu jagen oder theoretische Speculationen mit vielem Aufwand von Scharfsinn einseitig zu vertheidigen, als innere Überzeugung ihn hingezogen habe. Denn was er so mit partiellen Gründen künstlich aufgebauet hat, reißt er oft in einer einzigen allgemeinen Ansicht wieder ein. Überhaupt muß das, was er von seiner *Atlantis* sagt, sorgfältig von dem, was auf das Praktische der Weltgeschichte Bezug hat, getrennt werden. So wenig Gefahr aber ähnliche Ausserungen auch haben mögen, so bleiben sie doch immer tadelnswerth. Es sind unreife Auswüchse, von denen man sich unwillig abwendet, um der Spur des Besseren zu folgen. Zu diesem gehört die Analyse des von dem Kaiser Napoleon gleich nach seiner Thronbesteigung an den König von Großbritannien geschriebenen Briefes und der englischen Antwort, welche (S. 39) „der Deduction eines falchen Advocaten gleich.“ Den Grund, daß jene Friedensanerbietungen nicht aufrecht gewesen wären, entkräftet der Vf. sehr leicht. Man durfte ja nur darauf eingehen, und der Tadel der Duplicität würde auf den Urheber gefallen seyn, da sie hingegen, so abgewiesen, die Meinung des Volks zu dem Grade des Enthusiasmus und der Energie stimmten, mit welchem es den Krieg für seinen Kaiser geführt hat.

Einen Feldzug der Franzosen nach Ostindien hält der Vf. nicht für unausführbar, meint aber, Napoleon behalte sich vielleicht den Orient vor, wenn er erst würde den Occident geordnet haben. Die

Krönung desselben zum König von Italien wird nur mit wenigen Worten berührt.

**Absehn. I. Seekrieg.** Nach einem ziemlich platt witzelnden Eingang werden hier die Gründe der in Deutschland herrschenden Anglomanie untersucht. Sie liegen, heisst es, theils in der Eifersucht gegen Napoleons Feldherrntalente, theils in der Übereinstimmung zweyer sonst einander entgegengesetzter Parteyen, von denen die Eine die Geburtsrechte eben so hoch hält als die Andere sie hafst, und die nun beide dem im Privatstande Gebornen und dem republikanischen General nicht verzeihen können, daß er sich die Kaiserkrone aufsetzte. Überhaupt sey es der Mittelmässigkeit eigen, daß sie lieber zufälligen Vortheilen, als dem Genie und Verdienst huldige; nicht nur der Handelsstand, sondern auch alle, die etwas zu verkaufen hätten, hingen den Engländern an; den Ausschlag aber gebe der Umstand, daß „Frankreich nur Eisen, Großbritannien aber Gold habe.“ (S. 60). —

So gewiss diese Gründe auf die Cabinette und auf die allgemeine Stimmung der Deutschen in den letzten Jahren einen großen Einfluß gehabt haben mögen: so reichen sie doch noch nicht hin, um daraus die so tief gewurzelte Vorliebe für alles, was Englisch ist, und die entschiedene Abneigung gegen die Franzosen zu erklären. Die erste scheint aus der letzten entsprungen zu seyn, und wir müssen die gemeinschaftlichen Quellen von beiden in weit früheren Zeiten, und mit allgemeiner wirkenden Ursachen auffuchen. Diese dürften wohl am sichersten in der Eifersucht über die in Deutschland Glück machenden Franzosen, in dem Verdruss über die durch die französische Sprache immer fester begründete Trennung der Stände, und in dem Modeton vieler Gelehrten, wenn auch nicht eben der vorzüglichsten, Schriftsteller in den siebziger und achtziger Decennien zu finden seyn. — Der Franzose sowohl als der Engländer, der sein Vaterland verläßt, um sich in Deutschland aufzuhalten, wird durch seinen Vortheil bestimmt; aber die Vortheile, die er sucht, sind bey dem ersten drückend, bey dem letzten wohlthätig für das Land seines Aufenthalts. Selten wird ein Unbemittelter Großbritannien mit dem Continent vertauschen; die Auswandernden sind Reiche, die in einer wohlfeileren Gegend die Lücken ihres Vermögens wieder ergänzen wollen. Sie suchen daher nichts, sie wollen nichts gewinnen, sondern nur sparen, indem sie weniger Geld verzehren als zu Hause, aber doch immer noch mehr, als der Deutsche zu verthun gewohnt ist. Gerade umgekehrt verhielt es sich mit den Franzosen vor der Revolution. Es wanderten meistens nur Glücksritter aus, die durch ihre Gewandtheit, durch Geschicklichkeiten, die unseren Landsleuten abgingen, sich bey den Großen einzuschmeicheln, und nicht selten bey diesen das solidere Verdienst zu verdrängen wußten. Die stolze Unhöflichkeit der Engländer verachtete und tadelte alles, was sie in Deutschland fanden, aber man verzieh es ihnen, weil sie gut bezahlten; nicht so deh an wohlfeilere Lebensbedürfnisse gewöhnten Franzosen, die bey dem geringsten Ein-

kauf feilſchten. Die Anmaßungen der Engländer konnten wir ertragen, weil ſie uns bloß durch ihren Reichthum, nicht durch die äußeren Vorzüge und kleinen Künſte der Gefelligkeit verdunkelten, durch welche die Franzoſen der deutſchen Ungelenkigkeit ſo manche Schamröthe abnöthigten. Wir rächten uns dafür an dieſen durch Spott über ihre Frivolität und ihre oft armselge Sparſamkeit; und von der Dorſſchenke bis zum Hoftheater wurde der galliſche Glücksjäger der Gegenſtand des deutſchen Witzes. Freylich war der größte Theil der *Maitres*, der *Kammerdiener*, der *Köche*, u. ſ. w., die ſcharenweiſe über den Rhein kamen, nicht gemacht, uns Achtung einzufloßen; aber ungerecht handelten wir doch, indem wir ſolche Auswürfe der Nation als Repräſentanten derſelben gelten ließen.

Wirkte dieſer Grund mehr oder weniger auf alle Claſſen des Volks, ſo äußerte der, daß die franzöſiſche Sprache bis dieſe Stunde ſich als Sprache der Höfe, der Diplomatiſtik und der vornehmen Geſellſchaftskreife behauptet hat, einen noch mächtigeren Einfluß auf die in Deutschland in Hinſicht auf wiſſenſchaftliche und jede geiſtige Cultur am weitesten fortgeſchrittenen Stände. Der bey weitem größere Theil unſerer Geſchäftsmänner und Gelehrten verſtand zwar franzöſiſch, aber ſelten wird ein Deutſcher dahin kommen, dieſe Sprache geläufig zu reden, wenn er ſie nicht von Kindheit an zugleich mit der ſeinigen erlernt hat. Der Stolz vornehmer Unwiſſenheit verſäumte keine Gelegenheit, dieſen einzigen Vorzug der Überlegenheit höherer Kenntniſſe entgegenzuſetzen, und theils durch ihn, theils aber auch durch die entſchiedene, nur ihr eigene Ausbildung zum Geſchäftſtyl zu einer liberalen geſelligen Unterhaltung und zu leichter Plauderey, erhielt ſich die franzöſiſche Sprache, trotz den Bemühungen unſerer beſten Köpfe, in ihrem Beſitz, auch nachdem die deutſche Literatur ſeit einem halben Jahrhundert ſo groſſe Fortſchritte gemacht hatte.

Die Sprache ſelbſt, da man ſie als charakteriſtiſches Kennzeichen einer feineren Erziehung betrachtete, mußte natürlich allen, die ſie nicht in früher Jugend geübt hatten, beſchwerlich und verhaßt werden, und indem ſie verzweifelten, die erforderliche geläufige Fertigkeit zu erlangen, ſetzten ſie das Franzöſiſche ganz zurück, und trugen ſelbſt ihren Widerwillen auf die Nation über. Die engliſche Sprache wurde der franzöſiſchen entgegen geſtellt, weil man ſich nicht zu ſchämen brauchte, dieſe nur unvollkommen, vielleicht gar nicht zu verſtehen, und die überſetzten Meiſterwerke der engliſchen Literatur dienten dieſer Vorliebe zur Rechtfertigung. Das Publicum wurde aber zugleich mit einer Menge von Romanen und Schaufpielen beſehenkt, in welchen Franzoſen die verhaßte, *großmüthige Britten* die glänzende Rolle ſpielten. — Die Nachahmungsfucht der Schriftſteller machte jene beiden Charaktere bald zu unveränderlichen Masken im Roman und auf dem Theater. Erſchien ein Engländer, ſo wußte man vorher, daß er am Ende des Stücks Tauſende wegwerfen würde, bloß um intereſſante Deutſche glücklich zu ma-

chen; kam ein Franzoſe vor, ſo war es vorauszuſehen, daß ſeine Ränke zuletzt entlarvt werden würden, und die leichte Därfſtellung des ſein Vorbild allemal verfehlenden, und daher an ſich ſelbſt ſchon lächerlichen Deutſch-Franzoſen, wurde überall mit Beyfall aufgenommen. Mächtiger aber und allgemeiner iſt die Wirkung dieſer Schriften auf die Nation geweſen, als man es bey dem erſten Anblick denken ſollte; ſie hat beſonders zu dem ſo ſehr getäuſchten Glauben an unſere Überlegenheit über die Franzoſen und an die politiſche Uneigennützigkeit der Engländer beygetragen.

Nur bey jener, ſchon ſeit drey Jahrzehenden begründeten öffentlichen Stimmung für England und gegen Frankreich, konnten die von Hn. v. B. angeführten Urfachen auf die Meinung des Volks und auf die Politik der Höfe ſo entſcheidend wirken. Der durch den Nationalkrieg während der Revolution gendährte Haß, und der Schmerz über ſo manchen Länderverluſt kam hinzu, und England gewann einen überwiegenden Einfluß auf alle Cabinette Deutschlands. Ob, wie der Vf. verſichert, das Erſte den Krieg auf dem Continent dadurch unvermeidlich machte, daß es die größeren Mächte zu dem Entſchluß bewog, einen Bourbon auf den Thron von Neapel zu erheben, das wird vielleicht die Zukunft enthüllen; gewiß iſt es, daß Napoleon durch ſeine Krönung zu Mailand allen ähnlichen Entwürfen zuvorkam, und durch ſeine Reiſe nach Boulogne den ſo lange bezweifelten Plan einer Landung an den brittiſchen Küſten wahrſcheinlich machte.

Über die Möglichkeit dieſes Unternehmens bezieht der Vf. ſich auf ſeine früheren Schriften. [In der Vorrede, Th. II. S. XVII, glaubt er die Ausführung im Auguſt 1808 erwarten zu müſſen.] Hier unterſucht er nur die Frage: „ob England, wenn jede künftige Coalition gegen Frankreich unmöglich geworden, und eine Coalition mit Frankreich an deren Stelle getreten wäre, dann noch hartnäckig den Frieden verweigern würde; oder mit anderen Worten: ob England zu ſeiner Exiſtenz nothwendig des Krieges bedürfe?“ (S. 74 ff.) — Er beantwortet ſie mit: ja, aus den Gründen, daß Großbritannien durch ſeine Nationalſchuld ſich in die Nothwendigkeit verſetzt habe, alle übrigen Völker der Erde zur Abtragung des größten Theils der Intereſſen zwingen zu müſſen, daß dieſes nur durch ein allgemeines Handelsmonopol möglich ſey, und daß allein die uneingeſchränkte Herrſchaft der Meere, die ihm den excluſivenden Beſitz aller Kolonialproducte ſichere, ihm dieſes Monopol verſchaffen könne.

Indem er hier die von einem ſcharffinnigen Schriftſteller entworfenen Anſicht deſſelben Gegenſtandes ſeiner Prüfung unterwirft, geräth er auf eine lange Abſchweifung über die beſte Regierungsmethode eines groſſen Staates. Folgende einzelne Züge aus dieſer *Republik des Vfs* werden hinreichen, von dem Geiſt und Ton des Ganzen eine Idee zu geben: „Ob es ein Begnadigungsrecht geben könne, oder ob ein ſolches Recht rechtlich ſey, mag derjenige entſcheiden, der nie einer Begnadigung bedurfte.“ — „Der

Staatschef kann eben so gut durch Bureaukratie als durch Insurrection entsetzt werden, im ersten Fall ist ers dem Wesen, im zweyten auch der Form nach.“ — Der Staatschef bedarf mehr einer Controlle gegen die Regierenden, als gegen die Regierten, denn jene sind es, welche verhindern, daß der Wille des Souveräns zum allgemeinen Besten nicht in Erfüllung übergehe. — „Sollte die Bureaukratie in Europa allgemein werden, dann ist eine Eroberung durch die Tataren das einzige Rettungsmittel des menschlichen Geschlechts“ u. s. w.

Er kehrt endlich nach England zurück, und zeigt den große Nutzen der Privatbanken. Der Nachtheil des Papiergeldes, welches er *Landgeld* im Gegensatz des Metall- oder *Welt-Goldes* nennt, entsteht nur daher, daß die Regierungen sich das ausschließende Recht, es zu emittiren, angemast haben. Die Engländer sind die Einzigen, bey denen sich so viel Intelligenz entwickelt hat, daß sie im Inneren Gold und Silber nur zum Luxus gebrauchen, und alle ihre Geschäfte bloß mit Papier abmachen können. Daher ihre Macht und die Vervollkommenung aller ihrer Gewerbe, indem sie die Metalle zur Herbey-schaffung aller Luxuswaaren für das übrige Europa anlegen. Je mehr Geld folglich England ausschickt, desto mehr strömt ihm wieder zurück, jedoch nur so lange, als keine Concurrenz Statt findet. Mit dem Monopol, welches durch die Universalmonarchie der Meere ihnen zugesichert wird, würde auch ihr idealer Reichthum aufhören, denn Papier ist nur Papier, sobald es keine Zinsen in Metall trägt. In dieser Rücksicht also ist die Expedition gegen London ein kleineres Übel als die Fortdauer jenes, Europa aus-saugenden Systems. — Was aber werden die Folgen einer Eroberung Englands durch die Franzosen seyn? — Der Vf. gesteht, daß er über diesen Punkt noch zu keinem ganz reinen Resultat gekommen sey. Doch meint er, wenn der Sieger an den Gesetzen der Nation nichts änderte, eine Parlements-Reform nach den Wünschen des Volks begünstigte, die Ir-länder mit den Engländern gleich setzte, dem Druck der herrschenden Kirche auf die Katholiken und Dis-senters ein Ende machte, die Nationalschuld für ver-fallen erklärte, und einen Prinzen von der älteren braunschweigischen Linie (?) auf den Thron erhö-be: dann würde das brittische Reich sich in ein ost-indisches und ein europäisches mit seinen Colonien theilen; und das letzte dadurch nicht zu Grunde ge-fichtet werden. Die Freyheit der Meere wäre eine nothwendige Folge dieser Begebenheit, weil keine Nationalschuld mehr die Engländer zur Beeinträch-tigung derselben zwingen würde, Frankreich aber weder ein ähnliches Interesse, noch der Alleinherr-schaft zur See zu streben, noch das Maß von mer-kantilischer Intelligenz habe, sie sich zu erringen; da das regenerirte England doch noch wie vor die Concurrenz behalten würde. „Dies“, sagt der Vf. (S. 126), „sind nur Ideen, die ich hinwerfe, keines-weges aber Prophezeihungen.“

Auf den Einwurf, ob auch die Expedition ge-lingen könne? antwortet er, das Gelingen sey ihm

nicht so unwahrscheinlich als das Unternehmen selbst. Zwar werde am Ende dem französischen Kaiser nichts übrig bleiben, als sich entweder den Bedin-gungen der Engländer zu unterwerfen, oder sie in ihrem Lande anzugreifen; aber im Jahre 1805 kö-nne er es nicht ernstlich gewollt, oder man müsse nach einem sehr fehlerhaften Plan gehandelt haben. Dieser wird nun untersucht. Admiral Missiessy lief von Rochefort aus, ging nach Westindien und kam zurück; eine andere Escadre verließ den Hafen von Toulon, und Nelson, der ihr nachjagte, wurde irre geführt. Die Franzosen nahmen ihren Weg, nicht, wie man vermuthet hatte, nach Ostindien, sondern nach Martinique, täuschten nach einer unbedeuten-den Unternehmung abermals Nelsons Wachsamkeit, und segelten nach Europa zurück, um sich in den Hafen von Ferrol zu werfen. Verstärkt mit den spa-nischen Linien Schiffen verließen sie diesen, gingen nach Cadix, dann wieder in See, und das Ende al-ler ihrer Fahrten war die Niederlage von Trafalgar, welche die Seekräfte beider Nationen völlig zerstör-te. Nach des Vfs. Idee hätte Missiessy in Westindien bleiben und die touloner Flotte erwarten sollen. Man konnte dann im May dort schon 36 Schiffe beysam-men haben; diese mußten sich trennen, 16 wurden dem Zerstörer Nelson entgegen geworfen, aber sie ließen sich nicht ohne hartnäckige Gegenwehr neh-men, damit er Zeit verlieren mußte, und während er sich ausbesserte, lief man mit den übrigen 20 um Schottland herum, um 10 holländische im Texel zu debloquiren. Die Flotte vor Brest wurde durch die in diesem Hafen liegende Escadre festgehalten; dann hatte Frankreich 30 Schiffe in der Nordsee und Eng-land nur 12, und unter dem Schutz dieser überlege-nen Seemacht wurde die Landung ausgeführt. War dieser Plan anwendbar, so müssen andere Gründe den Kaiser von der Unternehmung zurückgehalten haben. Vielleicht die Idee, durch die Sperrung aller Häfen des Continents ein mercantilisches Volk in Verzweiflung zu setzen, oder die Vortheile eines Krieges mit Oesterreich, dessen Erfolg voraus zu se-hen war, vielleicht auch mit Preussen, das man, wenn es sich nicht mit Frankreich vereinigte, de-müthigen wollte. —

Man sieht, daß in diesem Abschnitt von dem, was die Übersicht verspricht, von dem Seekriege, am wenigsten gehandelt wird. Dem Vf. ist es nur darum zu thun, seine Ideen vorzutragen; die Ru-brik, unter welcher dieses geschieht, macht ihn nicht verlegen; aber was er sagt, trägt das Gepräge eines denkenden Kopfes, und so muß man ihn die lyri-sche Unordnung des Vortrages zu gute halten. — In einer Schlussanmerkung beweiset er, daß Eng-land ohne seinen Ruin die Nationalschuld noch im-mer vermehren könne, und daß dieses Volk, das sein Papier für bares Geld nimmt, dadurch allmäch-tig wird, weil seine isolirte Lage es bis jetzt gegen eine Invasion geschützt hat, und weil der Krieg, der jeden anderen Staat erschöpft, durch die Sicherung gegen Concurrenz seine Einkünfte steigern und den Nationalcredit vermehren muß.

(Der Abschluß folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 11 M Ä R Z , 1 8 0 8 .

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

Auf Kosten des Vfs.: *Der Feldzug von 1805 militärisch-politisch betrachtet*, von dem Verfasser des neueren Kriegssystems und des Feldzugs von 1800 u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

**F**eldzug bis zur Übergabe der österreichischen Armee in der Gegend von Ulm. 54 Tage. 27 August bis 20 October. Dies macht den II Abschn. aus. Der Marsch der Armee von Boulogne nach Ulm, der mit den Umwegen 140 deutsche Meilen (in gerader Linie 120) betragen konnte, und in 43 Tagen zurückgelegt wurde, giebt dem Vf. Gelegenheit, sich über die *politische Strategie* zu verbreiten, die sich zu der *militärischen Strategie* verhält, wie diese zur Taktik. Man muss mit der ganzen Macht die Avantgarde des Feindes angreifen und aufreiben, wenn das Hauptcorps noch zurück ist, dies ist eine taktische Regel; man muss gegen eine vorgeschobene Armee operiren und diese zu schlagen suchen, ehe noch die Reserven herankommen, dies lehrt die militärische Strategie; die politische fodert, dass man sich schnell auf die vorliegenden feindlichen Staaten werfe, ehe die Verbündeten ihnen zu Hülfe eilen können. Aus diesen längst bekannten Grundsätzen erhellet, dass Rußlands Beystand gegen Frankreich den deutschen Mächten immer zu spät kommen muss. Die Vergleichung der Operationslinie von Petersburg bis zum Rhein mit der von Paris bis Wien beweiset dies, und das Missverhältniss steigt durch das Abnehmen der militärischen Kraft nach der Progression der Entfernung, und durch die Vertheilung der Elemente des Kriegs im Inneren des weiten russischen Reiches. Oesterreicher und Russen können nicht zugleich, sondern nur nach einander, gegen die Franzosen kämpfen, und wenn Oesterreich nicht ohne Rußlands Beystand sich stark genug fühlte, den Kampf zu bestehen, so musste es vernichtet seyn, ehe die Kräfte seines Bundesgenossen sich mit ihm vereinigen konnten. Sind aber die Russen in so grosser Entfernung nicht im Stande, mit ihrer ganzen Macht zu wirken, worauf stützt sich denn der so lange und so hartnäckig gehegte Glaube an ihre Überlegenheit? Mit Frankreichs geübten Feldherren können die ihrigen sich nicht messen, und in der gegenwärtigen Art zu fechten, wo nicht Muskularkraft, sondern Gewandheit entscheidet, muss die passive Unerfrorenheit am Ende dem raschen, und doch dabey beharrlichen Muth

eines stets mit Intelligenz angreifenden Heeres unterliegen. Die Coalition war daher übel berechnet; ohne Preussens thätige Mitwirkung konnte sie höchstens vorübergehende Erfolge, aber kein dauerndes Glück erwarten: „Der Krieg war schon an sich selbst ein *politischer Fehler*, den die *militärischen* bey der Ausführung schnell zur Entwicklung brachten.“

Der Vf. wendet sich nun zu einem Entwurf des Feldzuges aus der Feder eines Politikers, dessen Talente er anerkennt. Der Aufsatz ist ganz abgedruckt, und mit Anmerkungen begleitet, welche die mit vieler Beredsamkeit verdeckten Blößen desselben ans Licht bringen. Hr. v. B. findet darin einen Theil seiner, im *Feldzug von 1800* gegebenen, Regeln angewendet, und es ist auch gewiss, dass man sein System bey dem ganzen Operationsplan vor Augen hatte. [Rec. weifs aus dem Munde eines bedeutenden französischen Militärs, dass der Gen. Mack in jener berühmten Unterredung mit Napoleon, von welcher so manches Unwahre erzählt worden ist, seinen Plan durch Bülow'sche Grundsätze zu rechtfertigen gesucht hat.] Aber mit Recht beschwert sich der Vf. über die *halbe* Anwendung der von ihm aufgestellten Regel, dass man durch die Schweiz und Franche Comté auf Lyon operiren müsse. Wie von Allem, was nur halb geschieht, konnte man sich auch hier von der schwachen Ausführung eines richtigen Satzes keinen glücklichen Erfolg versprechen. Er tadelt: 1) „dass man zwar die Schweiz nehmen, aber doch nicht wagen wollte, sie von Schwaben und Tyrol aus zugleich anzugreifen.“ — Bloße *Schwierigkeiten* können in einem Kriege, bey dem die politische Existenz auf dem Spiel steht, nicht in Betrachtung gezogen werden. Sind sie, welches doch (S. 176) bezweifelt wird, in der That unüberwindlich: so muss man lieber jedes Opfer bringen, als ihn anfangen. — 2) „Die Gründe, womit man diese übergrosse Vorsichtigkeit entschuldigte, indem man a) für nöthig hielt, erst in Italien Vortheile zu erringen, ehe man die Schweiz angriffe.“ — Gerade durch die Eroberung der Schweiz musste man sich den Weg nach Italien bahnen; Massena wurde in den Rücken genommen, und konnte nichts detachiren, wenn ihn die Armee des Erzherzogs Karl in der Fronte beschäftigte. — b) „Indem man befürchtete, ein Rückzug dieser letzten würde das Corps in Tyrol hindern, etwas gegen die Schweiz zu unternehmen.“ — In diesem Fall würde der verfolgende Massena gegen Tyrol seinen Rücken und seine Flanke preis gegeben haben. Der Vf. beruft sich hier auf den sehr

000

richtigen Grundsatz, daß man die Fortschritte des Feindes sicherer hemmt, wenn man sich *neben ihn*, als wenn man sich *ihm gegenüber* stellt. „Geben Sie mir das Geld wieder, welches ihnen meine Bücher ~~kosten~~,“ ruft er bey dieser Gelegenheit aus, „denn Sie haben sie ohne Nutzen gelesen.“ — c) „Indem man glaubte, durch jenen Rückzug des Erzherzogs genöthigt werden zu können, durch Truppenabsendungen nach dem inneren Oesterreich die Hauptarmee zu schwächen, und die Offensive aufzugeben.“ — Das hiesse ja thun, was der Feind wünscht. Diversionen sind die beste Defension, und auf dem Wege nach Lyon würde man Wien gedeckt haben. — Der Vf. rügt ferner: 3) „daß man mit *lebhaften offensiven Operationen in Italien anfangen* wollte, und doch die *Hauptarmee in Deutschland* gegen Ulm vorschickte. 4) „Daß man immer nur auf defensive Stellungen dachte, in welchen man passiv den Feind erwarten wollte, ohne zu bedenken, daß dieser in Oesterreich nicht vordringen kann, so lange er nicht von Tyrol Meister ist.“ 5) „Daß man bloß Bayern besetzen und am Lech die Bewegungen der andern Armee, und die Ankunft der Russen abwarten wollte.“ — Wer im Gange ist, muß gehen, besonders der Schwächere, sonst verliert er auch noch den Vortheil der Impulsion. Aber es scheint nach diesem ganzen Operationsplan, daß man gar nicht Lust hatte, etwas ohne die Russen zu unternehmen, und dabey den Franzosen zutraute, daß sie einstweilen auch in Defensivstellungen sich ruhig verhalten würden. — 6) Endlich, „daß man, bald in der Schweiz, bald in Italien, einen *Theil* der in Tyrol *unthätig* stehenden Armee gebrauchen wollte, bis das Ganze der Pläne und der Coalition in Thätigkeit wäre.“ — Der nicht in Bewegung gesetzte *Theil* der Armee sollte also zusehen, wie die Anderen von Frankreichs *ganzer* Macht einzeln aufgerieben würden, bis auch an ihn die Reihe käme, und die so lange *abgewarteten* Russen dasselbe Schicksal erführen! —

Nun folgen die russischen Bemerkungen zu diesem Plan. Sie bezweifeln zuerst, daß der französische Kaiser über 650,000 Mann disponiren könne. Der Vf. ist derselben Meinung, glaubt aber, daß es ihm dazu weniger an Menschen als an Gelde fehle, und daß daher, sobald die Armeen im feindlichen Lande auf fremde Kosten zehren könnten, der complete Bestand sich bald finden werde. Dann führt man als Gründe zum Kriege an: die französische Regierung erhalte immer mehr Festigkeit und Macht durch den Frieden, — am sichersten, hat man diese wohl durch die zwey letzten Coalitionskriege begründet; — Frankreich habe immer mehr durch Negotiationen als durch die Waffen erlangt, — ein seltsamer Vorwand, sagt der Vf.; wenn er Grund habe, so müsse doch die Schuld wohl an den Ministern der unterhandelnden Mächte liegen u. s. w. Zuletzt wird ein Hülfsheer von 115,000 Mann versprochen, von denen 25,000 in Neapel landen, und 90,000 nach Oesterreich marschiren sollen, die aber nach den ein-

stimmigen Berichten aller russischen Generale bey Austerlitz bis auf 50,000 geschmolzen waren.

Über das bloß Historische des kurzen Feldzugs wird Rec. schnell weggehen und nur einige Bemerkungen des Vfs. auszeichnen. Anstatt, nach dem Genzischen Plan, wenigstens rasch in Italien zu operiren, während Napoleon noch an den Küsten der Nordsee war, wendete man die größten Kräfte nach Deutschland, zögerte damit bis zum 9 September, ließ dann die bayerischen Truppen nach Franken entweichen, und verrieth, indem man nicht wagte, in Bayern zu requiriren, und doch nur mit ungültigem Papier bezahlte, „ein furchtbares Verlangen, gern ungerecht zu seyn, wenn man es nur ungestraft thun dürfte.“ Der Marsch an die Iller war so übel nicht, wenn man gegen die Schweiz operiren wollte; aber Mack machte Halt, und gief sich in einer *schönen Position*, dieser Lieblingschwachheit unserer gelehrten Taktiker. Der Vf. erlaubt sich darüber einige Sarkasmen, bemerkt aber scharfsichtig, daß, wenn einmal abgewartet werden sollte, Nördlingen der Punkt war, wohin die Oesterreicher sich stellen mußten. Napoleon vermuthete sie dort, und hatte seinen Colonnen diesen Ort zum Vereinigungsplatz gegeben. Er befand sich hier im Rücken des Feindes, der ihn noch immer vom Schwarzwalde her erwartete; wer aber seinen Feind ganz umgeht, ist dadurch seinerseits ebenfalls umgangen, wenn der Andere sich zu wenden versteht. Mack konnte durch seinen eigenen Fehler gewinnen, wenn er seine Armee auf das linke Donauufer versetzte, und den Kaiser von Würzburg abschnitt. Statt dessen nahm er nach seinem Übergang wieder eine Position zwischen Ulm und der Blau, und ließ sich hier nun von allen Seiten umzingeln. Doch auch jetzt noch waren beide Armeen gleich stark, und ein Versuch, das Netz zu sprengen, wie Napoleon bey Marengo that, hätte gelingen können. Daß der Kaiser eine Schlacht erwartete, beweiset seine Proclamation an die Armee vom 13 October. — Die weiteren Vorgänge sind bekannt. Nur Gefechte waren vorgefallen, der Feldzug aber, ohne Schlacht, bloß durch Strategie entschieden. „Einen Krieg, mit den Beinen geführt“, nennt ihn der Vf.

Als Anhang giebt er noch eine Schlachtordnung von Brigaden zu 8 Bataillonen, eben so vielen Tirailleurs, Pelotons, 10 Escadrons Cavallerie und 16 Canonen, welche durch einen Plan deutlich gemacht wird. Diese Brigaden bildet er zum Angriff, indem jedes 4 Compagnien starke Bataillon sich mit der Fronte einer Compagnie, also 12 Mann hoch, in eine geschlossene Colonne stellt; vier solche Bataillons-Colonnen in einer Linie, die vier anderen im Haken hinter beiden Flügeln; 12 Canonen, zu vier in jeder Bataillons-Intervalle der Fronte, und vier auf beiden Flügeln zu Einem in jeder Intervalle des Hakens. Die Tirailleurs sind vor der Fronte, wo sie von der Reuterey, die auf beiden Flügeln etwas zurückbleibend folgt, entweder unterstützt werden,



oder sich in die Zwischenräume der Escadrons zurückwerfen können. Schon in der Vorrede zeigt der Vf. die Vortheile solcher Angriffscolonnen, und er meint auch, daß Gen. Mack sich in dieser Stellung hätte durchschlagen sollen. Wenn er aber (S. LXII) glaubt, es sey überflüssig, der Cavallerie mehr als Ein Glied zu geben, weil das zweyte nie zum Angriff gelange: so vergißt er, wie schwer es ist, mit gehaltener Reihe an den Feind zu kommen, und daß das nachrentende zweyte Glied dem ersten, wenn auch nicht Nachdruck, doch Consistenz giebt, indem es die Reihe erhält und das Zurückbleiben der Einzelnen, und dadurch den Nachtheil hindert, daß man nicht mit größerer Tiefe als Fronte anrennt. Die Stellung in drey Gliedern ist aber allerdings bauer Unfinn, sie findet im Ernst niemals Statt, und ist bloß durch den Spieltrieb solcher Befehlshaber, die gern auf dem Exercierplatz für das Auge, nicht aber praktisch manœuvriren, noch hier und da beygehalten worden.

*Th. II. Abschn. III. Marsch auf Wien. Vom 20 October bis 13 November. 24 Tage.* Der Vf. bemerkt, daß Napoleon bey diesem Marsch gar keine Kunst angewendete, sondern ganz geradezu ging, weil alles jetzt nur auf Kraft und schnellen Nachdruck ankam; und daß dagegen die vorgegangene russische Armee gerade dadurch, daß sie manœuvriren und das Land Schritt vor Schritt vertheidigen wollte, den größten Fehler beging: Es ist etwas sehr mißliches mit solchen Rückzügen, bey welchen man unaufhörlich sich bloß vertheidigend gegen einen siegreich nachdrängenden Feind schlagen muß. Nur die schnelle Entdeckung des Ortes, wo man Halt machen und den Kampf von neuem beginnen kann, bezeichnet das militärische Genie. Dieser Ort war Wien, dahin sollte Kutusow eilen; kam er dort zeitig genug den Franzosen zuvor, so konnte er die Hauptstadt vertheidigen: indem er sich aufhielt, wo er rasch hätte zurückgehen sollen; wurde er gezwungen, nicht nur Wien, sondern auch Brunn zu verlassen.

*Abschn. IV. Die Schlacht bey Austerlitz.* Hier wird zuerst die Unzulänglichkeit der vorhandenen Quellen dargethan. Das treffliche Werk des österreichischen Generals Stutterheim über diese Schlacht (*La Bataille d'Austerlitz: Par un militaire témoin de la journée du 2 Decembre*) war noch nicht erschienen, und aus den Bemerkungen des Moniteurs zu den russischen Relationen mußte der Vf. durch eigene Combination sich eine Ansicht des wahren Vorganges abziehen, die denn auch ziemlich die richtige gewesen zu seyn scheint: Das Publicum ist jetzt hinlänglich über diese Begebenheiten unterrichtet, um des Raïsonnements entbehren zu können, womit Hr. v. B. die noch lange nach der Schlacht festgehaltenen Zweifel über die Vollständigkeit des Sieges widerlegt. Bey der umständlichen Prüfung eines Aufsatzes über das, was die Russen hätten thun sollen, werden besonders die, den Schriften dieser Art eigenen, häufigen: *Wenn, lächerlich gemacht, Es von*

diente allerdings einer Rüge, daß die politischen Schriftsteller, welche vor der letzten Entscheidung der Dinge auf das Publicum, und selbst auf die Cabinette wirkten, immer so vieles voraussetzten, was doch nie in Wirklichkeit übergehen konnte. Sie vergaßen stets, die Gegenwirkung in Anschlag zu bringen, und ließen die französischen Feldherren schlummern, während die Gegner ihre Entwürfe mit aller Gemächlichkeit ausführten.

*Abschn. V. Feldzug in Italien.* Von diesem sagt der Vf. nur wenig, aber doch genug, um die bey dem so schwierigen Rückzuge entwickelten Talente des Erzherzogs ins Licht zu setzen.

Die *allgemeinen Betrachtungen des Abschn. VI* schliessen sich an die Reihe der in den Vorreden behandelten Gegenstände an. Der Vf. hat früher (Vorr. Th. I und am Ende des Abschn. IV) schon den Plan beleuchtet, nach welchem Preussen nach der Schlacht von Ansterlitz die französische Operationslinie angreifen sollte, und kommt hier darauf zurück. Um auf die Communication von Straßburg und Hünningen mit Wien, gegen die obere Donau zu operiren, würde man Rücken und Flanke gegen die von Mainz und Holland ausgehenden Linien bloß gegeben haben, und durch die Eroberung von Tyrol war die durch den Erzherzog anfangs abgeschnittene Verbindung auf allen Seiten festbegründet, und die Basis bis Mantua ausgedehnt. Lächerlich aber ist das ewige Hoffen auf Insurrectionen einzelner Provinzen, die doch nie eher, als bis man als Sieger in der Mitte der Unzufriedenen erscheint, von Bedeutung seyn können. — Ein anderer Aufsatz, — es ist Manier des Vfs., Materien, die er abhandeln will, gewissermaßen in Gesprächsform durchzugehen, indem er Aufsätze, welche die entgegengesetzte Meinung behaupten, einrückt und dann Punkt für Punkt widerlegt, — ein solcher Aufsatz giebt ihm Veranlassung zu einer Untersuchung der Grundsätze des von Napoleon angenommenen Föderativ-Systems. Er nennt diese Einrichtung das „tief durchdachteste, das die Annalen der Politik aufzuweisen haben,“ und begründet seinen Ausspruch durch ein Raïonnement, woraus ungefähr folgende Resultate hervorgehen: Der russische Coloss ist zu entfernt, um sich in die Angelegenheiten des Abendlandes mit entscheidendem Nachdruck einmischen zu können, jeder Versuch es zu thun, wird mit schneller Lähmung seiner Kräfte endigen; keiner der einzelnen Bundesstaaten aber ist stark genug etwas gegen die Hauptmacht zu unternehmen, und eine Verbindung mehrerer würde nur die Unfälle der Coalitionen erneuern. Durch Heirathen und Verschwägerungen werden nach und nach alle regierenden Dynastien zu einer großen Familie, deren Hauptzweig die Kaiserkrone trägt. Dieser beherrscht die Familie, und durch die Familie das föderative Reich; und indem die einzelnen Häupter nur durch Aufrechterhaltung des Ganzen bestehen können, bürgt das eigene Interesse eines jeden für die Dauer der Einrichtung.

Durch eine schwache Leitung der höchsten Gewalt würden jedoch die Grundfesten des grossen Gebäudes nach und nach zusammensinken, und es mußte ein Mittel ausgefunden werden, die Erbfolge mit der nothwendigen Bedingung einer Reihe fähiger Regenten zu verbinden. (Vorr. Th. I. S. LIV. ff.) Dieses Problem lösete Napoleon durch sein Familien-Decret, nach welchem der Familienrath das Correctiv der Thronfolge und der Monarchie wird, mit dessen Zuziehung (nach dem Geiste der Institution) der Kaiser den natürlichen Erben ausschliesst, und durch Adoption der Dynastie wieder aufhelfen kann. (Th II. S. 117) Gleichförmige Erziehung und strenge Wachsamkeit über die Ehen der Prinzen sichern dabey die Festigkeit der Regierungsgrundsätze. — Einer ähnlichen, obgleich nicht zur Theorie erhobenen und nicht der Garantie eines eigenen Tribunals unterworfenen, Ausübung dankte die römische Welt ihren glücklichsten Zeitraum von Nerva bis auf Marc-Aurel, aber dennoch folgte ein Commodus auf den weiseften der Antonine. — Die Ehrenlegion nennt der Vf. einen Verdienstadel, der an die Stelle des Lehnadels getreten ist; in seiner Republik aber (Vorr. Th. II. S. XXI ff.) will er eine andere Modification dieses Instituts eingeführt haben. Es soll aus drey Classen bestehen, einer Purpurlegion, einer Weissen und einer Grünen, um Genie, Intelligenz und Wissenschaft auszuzeichnen.

Er kömmt von jenen allgemeinen Ansichten wieder auf Preussen zurück, dessen politische Maximen einer scharfen Prüfung unterworfen werden. Schon seit dem siebenjährigen Kriege, sagt er, hat es durch seine, Deutschland trennende, Existenz den Franzosen den Weg zur Herrschaft über uns gebahnt (S. 142). Durch eine Reihe politischer Fehler beschleunigte es seitdem die endliche Auflösung des germanischen Staatskörpers. Dahin gehören in den neuesten Zeiten der Revolutionskrieg, die Aufhebung der nördlichen Demarcation, dieses letzten Palladiums der deutschen Unabhängigkeit, die Gleichgültigkeit bey der ersten Befetzung Hannovers durch die Franzosen, die Besitznehmung friedlicher Staaten, deren Existenz zu schützen sein Interesse war u. s. w. So aber, wie jetzt (1806) die Sachen stehen, muß Preussen alles thun, um den Frieden zu erhalten, das Resultat einer vierten Coalition würde zunächst sein Untergang, und dann Vordringen der französischen Armeen bis an die Ufer der Wolga und des Euphrats seyn. Selbst glückliche Erfolge der Verbündeten würden den Feind nur zu grösseren Anstrengungen reizen und die Drangsale des Krieges

verlängern, denn „das neuere Frankreich schliesst keinen schimpflichen Frieden mehr.“ —

Rec. glaubt die am Schluss des Buches wiederholten Resultate der über die Begebenheiten des Jahres 1805 angestellten Betrachtungen übergehen zu dürfen, weil er sie jedesmal gleich bey den sie begründenden Raisonsnements angeführt hat, und diese Recension bereits sehr lang geworden ist. Er hofft aber für die Ausführlichkeit, welche er sich erlaubt hat, um so mehr Nachsicht erwarten zu dürfen, da die zahlreichen *Bälowschen* Bücher, seines Wissens, noch in *keinem* kritischen Institute beurtheilt worden sind. Nur durch häufige Anführung der eigenen Worte des Vfs. war es möglich, den Lesern dieser Blätter eine anschauliche Idee von dem Geist und Charakter eines Schriftstellers zu geben, dessen Werke bey dem militärischen und politischen Publicum eine so allgemeine Sensation erregt, und so widersprechende Urtheile über ihren Urheber in Umlauf gebracht haben. Von sklavischen Bewunderern eben so unbedingt erhoben, als von aufgebrachten Gegnern herabgesetzt, scheint er nur von Wenigen verstanden worden zu seyn. Er kämpfte mit verjährten Vorurtheilen. Kein Wunder, daß er sich Feinde machte, da er, jede Art der Ueberredung verschmähend, nur auf Überzeugung durch unumstößliche Gründe ausging. Der Verdruss über das ihm versagte Gehör gab seinen Äußerungen eine Bitterkeit, die am Ende den Wahrheiten, welche er vortrug, überall den Eingang versperrte, und nun sing er an, den Kranken nicht mehr mit der Schonung eines Wundarztes, sondern mit der Kaltblütigkeit eines Zergliederers zu behandeln. Aber weniger redlich, oder doch gewiss weit schädlicher, war der Mißgriff seiner Gegner, welche die Sache mit der Person verwechselten, und *Bälows* Grundsätze widerlegt zu haben glaubten, indem sie ihn für einen Wahnwitzigen ausgaben. Auf die Bündigkeit seiner Schlussfolgen, auf die Klarheit seiner Untersuchungen hatte die gereizte Empfindlichkeit des Vfs. keinen Einfluß; weit entfernt, ihn zu blenden, trug sie vielmehr nur bey sein Urtheil zu schärfen, und der Umschwung der Weltbegebenheiten hat die Richtigkeit seiner Resultate bestätigt, während er das Schicksal der Cassandra erfuhr. Der Zorn der Beleidigten söhnt sich jetzt mit den Manen des zu früh Verstorbenen aus; schon läßt man seinen Ansichten allgemeine Gerechtigkeit widerfahren, und vielleicht ist der Zeitpunkt nicht mehr fern, wo man es vergessen haben wird, daß man noch vor Kurzem anders denken konnte. Kf.

#### F O R T S E T Z U N G E N.

Celle, b. Schulze: *Über die Gemeinheitstheilung, und zwar von den Grundsätzen, wonach zu theilen, und von der Verfahrensart des Vfs., bey den von ihm besorgten Theilungen, zu deren Entwicklung mehrere Entwürfe aus verhandelten Acten mitgetheilt werden, von dem Ober-Commissär Joh. Fried. Meyer, Mitglieder der königl. kurfürstl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle, 3ter Th. 1805. XXVI u. 344 S. 4 (3 Rthlr. 4 Gr.)*

Wien, b. Degen: *Die Umgebungen Wiens.* Von Joh. Pezel. (Als zweyter Theil der Beschreibung von Wien.) Mit 1 Karte. 1807. XII und 226 S. Taschenformat. (1 Thlr. 26 Gr.)

Glogau, b. Günther: *Vollständige chemisch-praktische Bleichkunst* von Karl Ludwig Engelmann. 2te Auflage 1807. 128 S. 8. (8 Gr.) S. Recension der 1ten Auflage, 1806. No. 252.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 MÄRZ, 1808.

## G E S C H I C H T E.

SCHNEEBERG, in der Verlagsbuchhandlung: *Leben der beiden unglücklichen Marggyrafen, Albrechts des Stolzen und Dietrichs des Bedrängten*, herausgegeben (?) von Merkel (wo? sein Charakter!) 1806. 382 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Geschichte der Regenten nimmt unter den Weltbegebenheiten immer die wichtigste Stelle ein. Sie sind die Werkzeuge, deren sich die Vorsehung bedient, die Schicksale der Völker zu regieren, und nachdem sie gut und weise sind, herrscht auch immer unter ihren Unterthanen Ruhe, Wohlstand und Glückseligkeit.“ So beginnt der Vf., ohne weitere Einleitung, ohne nähere Nachricht von seinem Plan und seinen Zwecken: nicht einmal erfahren wir, wie sich seine frühere Arbeit: *Aufklärung und Berichtigung einiger Umstände in dem Leben Dietrichs des Bedrängten. Deutsche Monatsfahr. März. 1798*, zu der gegenwärtigen Bearbeitung verhält. Uns scheint dies Werk kein Gewinn für die Geschichte des Königreichs Sachsen zu seyn. Neues lernt man hier nicht; was wir von den beiden genannten Markgrafen wissen, ist vollständig zusammengereicht — das ist aber immer nicht viel geleistet. Das Talent, welches zur Bearbeitung eines geschichtlichen Stoffs erfordert wird, können wir dem Vf. nicht zugestehn; seine Manier ist eine veraltete, für unsere Zeiten nicht mehr passend. Der Plan ist nach dieser alten Art und Weise aus verschiedenem Fachwerk, als Geburt, Erziehung u. s. w. zusammengesetzt, das muß nun ausgefüllt werden, sollte sich auch gar kein Material dazu finden; die Sucht, von allen Begebenheiten die Ursache anführen und ergründen zu wollen, (was man einmal wohl *pragmatisch* schreiben nannte,) wo oft alle Möglichkeiten erschöpft werden, die man für Geschichte verkauft, zeigt sich auch hier. (S. 26. S. 61.) Dazu eine breite Diction, die sich nicht weniger mit den Formen eines vergessenen Geschmacks herumschleppt (der Provincialismen nicht zu gedenken; „die Belagerung aufschlagen“ mehrmals, statt einen belagerten Ort entsetzen): Der „Herr“ Vater, „Herr“ Bruder, „Frau“ Mutter des Markgrafen, um ja recht respectvoll von den hohen Ahnen des Regenten-Hauses zu sprechen, dar Stoffsseufzer S. 134. und das Ende des Werkes, das also lautet: „Wir wollen also durch übereilte Urtheile uns an dem Andenken dieses gütigen, aber auch höchst unglücklichen Fürsten (Dietrichs des Bedrängten) nicht vergündigen, viel-“

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

mehr wollen wir die göttliche Vorsehung bewundern, welche nach allen Unfällen dieser und der folgenden Zeit die hohen Nachkommen stufenweise (,) obgleich nicht immer auf mit Rosen bestreuten Wegen, zu einer Höhe empor geführt hat, auf welcher wir sie jetzt erblicken, und bey welcher jeder getreue Unterthan mit mir wünschen wird, daß sie Gott beständig auf derselben erhalten, und ihren Wohlstand vermehren möge,“ zeugen von jenem Geschmack.

Die Beweise stellen sich übrigens in den Noten abgedruckt, einmal auch eine aus Schmidt, der doch in Jedermanns Händen ist (S. 191). Der Markgraf Albrecht wird gegen die Beschuldigungen, welche ihm die Geschichtschreiber machen, in Schutz genommen; der Vf. nennt ihn: „einen edeldenkenden Prinzen“ (S. 54); aber, indem er von diesem die Schuld abwälzt, legt er sie um so stärker mit seinem „wahrscheinlich und vielleicht“ der „unversöhnlichen Mutter“ auf, deren Anreizungen bleiben die letzten Ursachen der Ereignisse, wenn der Vf. keine andere heranzudenken vermag. Auf die leichtere Erklärung, durch den einmal zwischen beiden Brüdern aufgeregten und eingewurzelten Haß (und ein solcher pflegt ja zu den widernatürlichsten Thaten zu verleiten) fiel er nicht. Im Staats- und Privat-Rechte des Mittelalters wird der Vf. noch fleißig nachstudiren müssen, mit diesen Fächern ist er ziemlich unbekannt, das, was er S. 214 über den Kauf der Lausitz sagt, oder S. 365 über die Eventual-Succession des Landgrafen Ludwig von Thüringen in Meissen, bezeugt dies. Nach S. 55 folgten die ältesten Söhne, wenn ein Herr Lehen hatte, in diesem nach, die übrigen wurden mit anderen abgefunden; es soll heißen: folgten in dem Hauptlehen nach, denn auch die nachgeborenen Söhne erhielten Lehen. Der Beweise bedarf es nicht. Daß Markgraf Otto, wie S. 56 gesagt wird, seinem jüngeren Sohne das Hauptlehen hätte zuwenden können, wenn er es nur gleich Anfangs gethan hätte, darüber muß man lächeln; Albrecht würde sich auch dann mit eben dem Recht widersetzt haben. Spricht doch auch der Vf. häufig von den Testamenten des Markgrafen Otto; aber der Ausdruck *testamentum* im *Chron. Mont. Saxon.* bedeutet nicht Testament in unserem Sinne. Eben so unrichtig ist das §. 64 über den von dem Chronisten gebrauchten Ausdruck *deposition*, von der durch Markgraf Otto im Kloster Altenzelle hinterlegten Summe, Gesagte. Allerdings war dieses Geld, nur nicht in Hinsicht auf den Geben, sondern in Hinsicht auf das Kloster, ein wirk-

liches *depositum*, da dasselbe den *ecclesiis dei* ausgetheilt, und kein ausschließliches Eigenthum des gedachten Klosters werden sollte. Damit fallen denn auch die noch weiter folgenden Schlüsse und Vermuthungen von selbst dahin. S. 90. Das *Ostderland* ist nicht einerley mit der *Ostmark* (*Marchia orientalis*) der Lausitz; und hätten sich auch einmal späte Übersetzungen dieses Fehlers schuldig gemacht, ist es denn dem Geschichtsforscher erlaubt, so ohne Kritik zu Werke zu gehen? (Vergl. was über *Spangenberg* als Historiker S. 205 geurtheilt wird.) Sollten nicht auch die eigentliche Quelle des Streits zwischen Markgraf Dietrich und seinem Adel (S. 277) unbeachtet geblieben seyn? Sie findet sich ohne Zweifel in der Anlegung der Steuern (*Bete*), die bey den unaufhörlichen Fehden, die das Land verwüsteten, das also die alten Abgaben nicht liefern konnte, während die großen Stiftungen das Staatsvermögen (oder das des Regenten) verminderten, unvermeidlich war, aber den Adel gegen den Fürsten aufbrachte. Der Vf. hält sich aber wieder bey einem einzelnen Ausdruck der Erzählung auf; und indem er den Fürsten „den gütigen Herrn“ entschuldigt, daß er auf das Betragen seiner Beamten nicht so genau Acht haben können, wundert er sich, wie der Adel die Schuld dem Herrn selbst habe aufbürden können. Natürlich, die Beamten, welche die Steuern eintraben, verrichteten nur den Willen ihres Herrn; aber darüber wird der Hauptpunct selbst umgangen; und Träume treten an die Stelle der Geschichte.

Was S. 15 Not. m. über den, in *Chron. mont. Sax.* gebräuchlichen Jahresanfang gesagt ist (25 März), ist richtig; *Tenzel* hat aber wohl noch andere Quellen gehabt, als die S. 16 vermuthete, um einen Jahresanfang auf den Ostertag zu setzen. Dieser Gebrauch unter den vielen anderen, ist gar nicht unbekannt; in der kölnner, Ritticher Diöces, in einem Theil der Niederlande, Frankreich, Helvetien rechnete man so. Man muß aber ja nicht zu weit gehen, und eine Urkunde vor dem 15 Jahrh. für unrichtig halten, weil darin *annus incarnationis domini* mit *annus domini* schlechthin als gleichbedeutend gebraucht ist. (S. 208 ff.) S. 71 verspricht der Vf. eine Untersuchung über die verschiedenen Ausgaben der altzellechen Jahrbücher. D. W.

MÜNSTER, b. Aschendorf: *Beiträge zur Geschichte Westphalens, zugleich Versuch einer Provinzialgeschichte der merkwürdigen Grafschaft Bentheim*. Von F. F. von Rant, von Bögelkamp. 1805. 1 Theil. XXI u. 286 S. Th. 2. VIII u. 255 S. (ohne Titel, Dedicat. u. Stammtafeln.) 8. (2 Thlr. 4 Gr.)

Die frühere Erzählung scheint ein vermehrter und berichteter Auszug aus *Jungs* bekannter bentheimischen Geschichte zu seyn. Der letzte Abschnitt, die Geschichte des Hauses Güterswyk, welches noch jetzt herrscht, ist die alleinige Arbeit des Vfs., eine Arbeit, welche nicht nur an sich, da uns eine kurze und vollständige bentheimische Geschichte, die Nach-

richten von einem nicht unbedeutenden Theile des Reichsbodens, noch fehlen, sehr verdienstlich ist, sondern deren Gewinn die Behandlung des Vfs. noch vermehrt hat. Rec. gesteht gern, daß ihm die Lesung dieses nicht ohne Geist und eigenthümlichen Charakter geschriebenen Werkes vielfaches Vergnügen verschafft hat, und daß er hofft, wenn der Vf. seine Muße ferner auf die Geschichtschreibung und zwar zuvörderst auf das Studium unserer guten Geschichtschreiber wendet, der Literatur zu einem guten Historiker mehr Glück wünschen zu können. Da er jetzt leider! nur eine Regentengeschichte gegeben hat, so ist die Erzählung freylich hin und wieder trocken und zu umfassend; aber die Manier, die eingestreuten Notizen von dem Zustande des Landes, von vielen gelegentlich vorkommenden Familien, und die in der Geschichte der Grafen selbst liegenden Eigenthümlichkeiten, ersetzen dieses bey dem Plan des Vfs: unvermeidliche Ungemach. Die Ehegeschichte des Grafen Ernst Wilhelm, der Tausch, den seine Söhne erster Ehe eingehen mußten, ist ein auch für das deutsche Staatsrecht interessanter Hergang, wozu er auch schon von *Pütter* (über Mischeirathen deutscher Fürsten und Grafen S. 151), freylich in einer ganz anderen Ansicht, benutzt worden ist. Der oft körnige und gedrungene Ausdruck könnte an vielen Stellen deutscher und wohlkautender seyn.

Wir haben schon gesagt, daß hier nur eine Regentengeschichte gegeben wird, und in so fern müssen wir den Titel, der eine Geschichte der Grafschaft Bentheim verspricht, tadeln. Von jedem Regenten ist das, was die Geschichte von ihm noch aufbehalten hat, oft wohl zu ausführlich, (wer möchte sich bey der Erwähnung eines Grafen als Zeuge gern verweilen!) angegeben, zum Theil selbst in einem wörtlichen Auszuge der Urkunden, denn „man kleidet sich zuweilen schöner ins Costüm der guten Altväter“ (S. 8); aber man kann dies übertreiben, und darf nicht vergessen, daß man vornehmlich für die Zeitgenossen sorgen muß. Oft ist auch der Inhalt von Urkunden bloß deshalb ausgezogen, weil ein bentheimischer Graf darin als Zeuge erscheint, und das Wichtigere von dem Unbedeutenden noch nicht genug gefondert. So werden im ersten Theil die Grafen von Bentheim aus den Pfalzgrafen von Rheineck (nicht aus dem Hause Pfalz!) und den Grafen von Holland, und im zweyten die aus dem noch herrschenden Hause der Dynasten, von Güterswyk im Kleve'schen dargestellt. Die aus dem Hause Holland herrschten von 1148 — 1421, worauf der Enkel der Schwester des letzten Grafen, Eberwin, nachfolgte; der auch Steinfurt an sich brachte. Sonst folgt der Vf. in den früheren Zeiten der Möser'schen Darstellung, von welcher er Ausdrücke und Manier geborgt hat; aber er hat sich dadurch oft verführen lassen, und ist auf böse Abwege gerathen. So S. 173, als an gewisse *Häute* Herrn Gerechtsame verkauft werden, erklärt der Vf. diesen Namen also: „die in Markenschen mit zu halten oder zu sprechen —

hatten,“ da doch von Kalandsherrn, diesen so bekannten Verbindungen, die Rede ist. Kurz darauf (S. 175) sagt er, um die Münzsorte *Mark* zu erklären: „die Marken oder gemeine Gründe, Versammelplätze der Bauerschaften, wurden Marken der Städte, und darauf mit Marken gehandelt.“ Dies sind — Spielereyen, die wir erkannt waren, hier zu finden. Doch von solchen Etymologien (S. 28. Steinfurt S. 11.) und auch wohl alten Fabeln (Drusus S. 9, Turniers S. 23, die alten Grafennamen S. 21 ff.) hat sich der Vf. noch nicht ganz losgewunden, während er die alte Angehörigkeit Bentheims an Utrecht und so, die älteste Kunde dieses Ländchens erst S. 45 sehr versteckt erwähnt. (Heda, S. 27.) Was der Vf. von den alten Grenzen Deutschlands sagt, steht mit *Müller* in Widerspruch. — Ein anderer Vorwurf möchte aus seiner Parteylichkeit für die Gerechtigkeit der Grafschaft, oder des nunmehrigen Regentenhauses genommen werden können, für welche er sich oft zum Advokaten aufgeworfen, und durch solche staatsrechtliche Bemerkungen zwar seinem Werk noch einige Vorzüge mehr gegeben, aber die Grenze des Geschichtschreibers überschritten haben dürfte. Wir würden bey der Verschmelzung, worin Geschichte und Staatsrecht unserer kleinen Territorien sich befindet, dies nicht bemerkt haben, wenn wir nicht gefunden hätten, daß der Vf. oft mit Leidenschaft und nur nach den Ansichten seiner Partey erzählt. So findet er Beweise der Landeshoheit von Steinfurt in der Haltung von Ministerialen (S. 66), in der Eingehung von Schutzbündnissen mit Benachbarten! (S. 68.) Das Successionsrecht der bentheimischen Grafen in die Lande des ausgestorbenen holländischen Zweiges darf nicht nach unseren Rechten beurtheilt werden, und nach denen, welche bey dem Erlöschen galten, konnte ein abgetheilter, nicht in Familienverbindung gebliebener Zweig nicht auf die Lande seiner Vettern Anspruch machen; das war die damals gewöhnliche Successions-Methode! Th. 2. Eben diese Nichtbeachtung der ehemals geltenden Rechtsgrundsätze findet sich bey der Erzählung der Erwerbung der Grafschaft Tecklenburg, wo doch der Vf. die Urtheile der höchsten Reichsgerichte, welche gegen Bentheim erkannt haben, hätten aufmerksam machen sollen. Eben so wenig dürfte der Vf. Jemand von der Gründlichkeit der Visionen (II, 13), oder davon überzeugen, daß die durch den Vergleich vom 7 Dec. 1716 der münsterschen Landeshoheit unterworfenen Steinfurtischen Districte durch die Auflösung des Fürstenthums *jure postliminii* ihre vorige Unmittelbarkeit zurückrerlangt hätten, wie S. 176 u. f. behauptet wird. Selbst in dem Falle würde aus den Worten und nach dem Geiste des Deput. Hauptschl. wohl kaum ein Zweifel entstehen können, wenn auch diese Ortschaften nicht unter das Amt Horstmar gelegt worden wären, wie der Vf. zwar S. 255, aber ohne Beweis behauptet, während unsere Geographen das Gegentheil anführen, in welchem Fall dann noch weniger Streit seyn würde.

Von dieser politisch-rechtlichen Art ist auch der jedem Theil beygefügte Anhang. Der des ersten Bandes entwickelt die Unterwürfigkeit der Herrlichkeit Lage unter die Grafschaft Bentheim — ein Bezirk, den Büsching nicht kennt, und der ehemals zu Oberyssel gehörte; — der des zweyten enthält die Geschichte der bekannten Verpfändung der Grafschaft an Kurbraunschweig, welche in unseren Tagen ein neues Interesse gewonnen hat. Es wird deshalb erlaubt seyn, einige Notizen auszuleihen, wobey wir nur bedauern, daß der Vf. die wichtigsten Urkunden nicht mit vorgelegt hat, welche uns in den Stand gesetzt haben würden, selbst ein Urtheil zu fällen. Bey des Vfs. Erzählung darf das *audiat et altera pars* um so weniger aus den Augen gesetzt werden, da er sich durchaus als Gegner des kurbraunschweigischen Verfahrens und heftiger, als es sich für einen unbefangenen Geschichtschreiber ziemt, darstellt. Am 12 Mai 1752 wurde die Grafschaft auf 30 Jahr, vom 1 Jan. 1753 anzurechnen, antichretisch mit aller Landeshoheit (nur den wohl nicht unwichtigen Steinhandel und die Bewohnung des Schlosses ausgenommen) verpfändet. Die auf den Domainen liegenden Schulden wurden zu 189119 Thaler holländisch berechnet, die Pfandsomme der verpfändeten Domainen betrug 57000 Thaler, und dazu kamen noch 35000 Thaler Abfindung der Gräfin von Virmont (S. 191). Diese Summen sowohl, als die auf dem Lande liegenden, übernahm der König von England, gegen Anrechnung von 2 pC. Zinsen für die erstere, und von 3 pC. für die letztere. Dagegen berechnete derselbe auch nur von den Domainen 20820 Reichsthaler und ein Subsidium der Landstände von jährlich 14128 Thalern, (bis 1792 wo dasselbe verringert wurde), und zahlte außerdem dem Grafen eine jährliche Pension von 20000 Thaler. Die Agnaten, die jetzt zur Succession gekommene steinfurtische Linie, gaben zwar ihren Consens; aber ihnen wurden die Separatartikel des Vertrages, nach deren einem Kurhannover bey einer anderweiten Verpfändung oder Verkaufung ein Nöherrrecht erhielt, nicht mitgetheilt, welche sie also auch nicht binden können. In den ersten Jahren wurden auch wirklich von dem Überschuss Reste abbezahlt, und am Ende des Jahres 1756 war ein Vorrath von fast 2000 Thaler vorhanden, der vertragsmäßig vom Kapital abgehen mußte. Die Stelle, welche der Graf im siebenjährigen Kriege in der französischen Armee bekleidete, veranlaßte eine Suspension der Pension, von Seiten des Grafen dann die Inmision durch die französischen Truppen, wodurch die hannoversche Regierung bewogen wurde, bloß nach dem Recht des Krieges die bald wiedererworbene Grafschaft zu behandeln, und alle Rechnungsablegung während der Kriegesjahre zu verweigern. Nach dem Kriege mußte nun der Graf abermals, um die aus diesem Verlust entsprungenen Schulden zu tilgen, in Hannover borgen. So fand am Ende der 30 Jahre nicht nur keine Verminderung der Schuldenmasse, sondern vielmehr eine Vergrößerung der ursprünglichen

(Statt. Nun sind aber auch die Preise der Dinge und also auch die Einnahmen gestiegen, mehrere Einnahmen gar nicht berechnet, die versetzten Domainen theils gar nicht eingelöst, theils noch nach dem alten Fuß verzinst worden, kurz Hannover hat mehr als gesetzliche Zinsen genommen. Es ist nicht wirthschaftlich Haus gehalten, Forste sind ruinirt, die Gebäude dem Verfall preis gegeben, das Schloß Bentheim, „das ehemalige Wunder Westphalens,“ durch die Einrichtung eines Lazareths verwüftet (1795) und seiner Meublen beraubt, dann besetzt und dem Bombardement der Franzosen ausgesetzt, wodurch dasselbe ein Steinhaufen geworden ist, so daß der Regent nicht einmal mehr eine Wohnung behalten hat. Landeshoheitliche Rechte sind aufgegeben, die Regierung wurde auf einen einzigen Rath reducirt. Hiezu ist in den neuesten Zeiten, außer anderen Kriegsübeln, noch der enorme Beytrag zu den Kosten der Demarkationslinie gekommen, „wovon das Land nicht den geringsten Nutzen hatte, — — und auch nicht dazu gehörte (welche Partheylichkeit und gänzliche Mißkennung aller Verhältnisse!) und um so unerhörter, da auf dem Congress zu Hildesheim, worauf die *freywilligen* Beyträge der theilnehmenden Stände festgesetzt worden waren — — der Reichsgrafschaft Bentheim nicht erwähnt worden war, noch erwähnt werden konnte. (Allerdings, da Hannover die Militärgewalt mit verpfändet war, hing von dem Besitzer diese Verfügung ab. Auch ist das Anführen falsch, wie sich aus *Küsters* Beyträgen zur preussischen Staats-

kunde ergibt, wo der Vf. finden kann, daß der Beytrag der Grafschaft, wie überall, nach der Reichsmatrikel bestimmt ist, und wie viel das Land gegeben hat.) Beym Ablauf der ersten 30 Jahre wurde das Land nicht abgelöst, wovon der Vf. die Schuld wieder auf das hannöverische Ministerium wälzt, und der Vertrag dauerte also stillschweigend bis zur Abzahlung fort, wie auch die ausdrücklichen Bestimmungen sagen. Falsch aber ist die Deutung, welche von hannöverischer Seite den Worten gegeben wird, als ob derselbe auf anderweite dreyßig Jahr durch diese Nichtablösung erstreckt worden sey, eine Deutung, welche sich durch nichts rechtfertigen läßt. Die seitdem erfolgte Einlösung wird uns am Ende zwar bekannt gemacht, aber ohne auch nur einmal zu sagen, von wem sie erfolgt sey. Dies ist die Darstellung des Vfs. Möchte doch auch dieses Beyspiel unseren kleinen Regenten die traurigen Folgen des unverzeihlichen Schuldenmachens, welches sie endlich in die Classe der gewöhnlichen Gutsbesitzer herabwerfen wird, zeigen, möchten sie Sparsamkeit und die Lehre lernen, sich in solchen Verlegenheiten nicht an Mächtige zu wenden, gegen welche sie nicht immer Hilfe finden! Selbst, wenn durch die Macht alle freyeren Stände des deutschen Reichs der Herrschaft weniger unterworfen werden, wird man jene doch gewiß vorerst noch nicht so erniedrigen, daß man ihnen nicht ein besonderes Gebiet und große Vorrechte ließe, und dann wird diese Lehre immer noch praktisch bleiben!

H. St. F.

## KURZE ANZEIGEN.

**GESCHICHTE.** Leipzig, b. Schiegg: *Die Freunde Heinrichs des Vierten.* Aus dem Französischen des Hn. *Sewrin*. In drey Bändchen. 1806. 222, 291 u. 243 S. 8. (Alle drey Bändchen 3 Thlr.) Ein Buch, durch dessen Übersetzung nicht viel gewonnen ist. Es gehört zu den unglücklichen Mitteldingen, die zugleich historisch seyn, und wie ein Roman unterhalten und reizen wollen. Die pikanten Züge aus *Aubigné's*, *Sully's*, *Biron's* und *Mornay's* Leben sind ausgewählt, leicht und flüchtig hingeworfen, und damit sie desto weniger ihre Wirkung verfehlen sollten, hin und wieder beliebig verziert, mit allerley Schnitzzeleyen. Die bekannten Memoires sind von dem Vf. gelesen; die nöthigen Stellen zuweilen wörtlich herausgeschrieben, und dann durch unbedeutende Reflexionen, oder sentimentale Ausrufungen, oder auch gar nicht in Verbindung gebracht. Dem Kenner der Geschichte wird das Wahre in der Erzählung durch die leichtfertige Behandlung unentzerrlich; der, welcher von der Geschichte nichts weiß, wird das Buch nicht verstehen: Für wen kann es denn nun seyn? Für den großen Haufen etwa, der einmal von *Heinrich IV* und den Hugenotten, und der Bluthochzeit gehört, sich aber nicht weiter darum bekümmert hat, und jetzt nur Unterhaltung, das soll heißen, eine Lectüre sucht, bey welcher die Zeit hingeht. Der Übersetzer, welcher das Seinige bey dem Buche redlich gethan zu haben scheint, fühlt recht gut, wo es seinem Autor fehlt, und es ist ihm nicht zu verargen, daß er ein Buch, dem er selbst seine Zeit und Mühe gewidmet hat, zu empfehlen sucht. Um dies möglich zu machen, nimmt er eine dreyfache Art an, die Geschichte zu behandeln: die *historische* (das gäbe also eine *historische Historie*), die *philosophische* und die *pragmatische*. Die erste will nichts, als eine treue Darstellung des Geschehenen liefern; die andere will entweder alles aus einem bestimmten Princip ableiten, oder in Beziehung auf einen bestimmten Zweck erklären. Die dritte aber, die *pragmatische* Behandlungsart, stellt das Geschehene bloß aus eines *subjectiven* Zwecks willen dar. Dieser Zweck ist nun entweder ästhetisch, oder ästhetisch;

oder politisch, oder intellectuell, oder gemischt. Nachdem der Übersetzer dieses als zugegeben vorausgesetzt hat, wird es ihm gar nicht schwer, das Werk des Hn. *Sewrin*, in welchem die Geschichte pragmatisch-historisch behandelt sey, wacker zu preisen. Und wirklich: wer wird nicht eingestehen, daß der gewählte *Gegenstand* höchst anziehend sey! — In der That: es kommt alles darauf an, wie man die Sachen ansieht.

Angehängt ist das *Tagebuch eines Mönchs von St. Denis*, enthaltend den Bericht von der, im Jahr 1793 verübten Entweihung der königlichen Gräber, mit *historischen* und *anderen Anmerkungen*. Irrt Rec. nicht, so hat er dieses Tagebuch schon irgendwo anders übersetzt gelesen. Es ist im Ganzen sehr arm, trocken, eintönig und einfältig. So fängt es an: „Sonabends, den 12 Oct. 1793. Man hat die Gruft der Bourbons auf der Seite, wo die unterirdischen Kapellen sind, geöffnet, und zuerst den Sarg Heinrichs IV — gestorben im Jahr 1610, in einem Alter von sechs und funfzig Jahren und einigen Monaten — herausgezogen. *Anmerkungen.* Sein Körper fand sich noch gut erhalten, und seine Gesichtszüge vollkommen kenntlich. Man ließ ihn in dem Gange der unteren Kapellen, in sein Schweistuch gehüllt, welches ebenfalls gut erhalten war, stehen“ u. s. w. Der ehrliche Mönch zählt dann eine Menge Begebenheiten aus Heinrichs IV Leben auf, die alle am 14ten Tage des Monats geschahen. Aber nicht allen widmet er so viele Aufmerksamkeit, als diesem großen Könige. Er nennt gewöhnlich nur die Namen derer, die in den Särgen lagen, und sagt, wenn sie gestorben. Merkwürdig bleibt das Tagebuch immer. — Noch ist angehängt ein Gespräch über die Freundschaft im Privat- und Fürsten-Stande. — Das Buch ist gut gedruckt; der Titel jedes Bändchens in Kupfer gestochen, und verziert mit den Köpfen der Männer, die in ihnen dargestellt werden. Ein gemeinschaftliches Titelblatt für alle Bände zeigt uns Heinrich IV.

Q: Q.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 14 M Ä R Z, 1808.

## T E C H N O L O G I E.

WIEN, b. Degen: *Ausführliche Anweisung zur Entwerfung, Erbauung und Erhaltung dauerhafter und bequemer Strassen*, verfaßt von Joseph Schemerl, k. k. niederösterreich. Regierungsrath und Beysitzer der in niederösterreich. Strassen-Angelegenheit aufgestellten Hofcommission. I Th. 461 S. mit 11 Kupf. II Th. 472 S. mit 9 Kupf. III Th. 425 S. mit 8 Kupf. 1807. gr. 8. (9 Thlr. 8 Gr.)

Ganz richtig sagt der Graf von Soden: „Strassen sind das Weltband: sie bewirken Veredlung, vereinigen die Menschheit, dienen wie die Schifffahrt — aber groß und kühn war der erste Gedanke, — eine gepflasterte oder auch nur mit Steinen beschüttete Strafe, mit Menschenhänden, durch einige Provinzen anzulegen.“ Der Strassenbau stehet mit der Cultur einer Nation gewöhnlich im Verhältniß. Aus diesem Grunde schon wäre eine ausführliche Straßengeschichte der älteren und neueren Zeit ein sehr interessantes und wünschenswerthes Werk, noch wichtiger aber ist sie für den Architekten. In der Hoffnung, daß dieser Wunsch durch eine würdige Hand erfüllt werden wird, wenden wir uns zu der Beurtheilung des vorliegenden Werks. Es besteht aus drey Abschnitten, nämlich 1) aus dem theoretischen Theil, welcher eine Strafe gut anlegen lehrt, 2) dem praktischen Theil, um eine Strafe gut und mit der möglichsten Menge zu erbauen, und 3) die gebaute Strafe zu erhalten. Der I Th. ist nicht wie die zwey folgenden in Abschnitte getheilt, welches doch der systematischen Ordnung halber, und um Wiederholungen und unnöthige Weitfchweifigkeit zu vermeiden, hätte geschehen sollen. Er besteht bloß aus Capiteln, denen eine Einleitung vorangehet, worin eine geschichtliche Skizze von dem österreichischen Strassenbau enthalten ist. Hier das Einzelne.

Cap. I. *Von dem Strassenbau der älteren und jenen der neueren Zeit.* Der Vf. giebt einen dürftigen Umriss von den Überbleibseln einiger alter Strassen, welche man aber vollständiger aus Krüniz ökonomischer Encyclopädie 62 und 63 Th. kennen lernen kann, — zeigt dann, auf welche Art die Römer ihre Strassen zu bauen pflegten, und stellt diesem die neuere Verfassung des Strassenbaues entgegen, aus deren Vergleichung hervorgehet, „daß der Mensch, wenn er will, alles was der Natur nach möglich ist, ma-

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

chen kann, und daß die neuere Zeit die ältere in manchen Stücken überschreitet.“ Rec. läßt allen alten Denkmälern das gebührende Lob, und bewundert die Thätigkeit der Vorzeit. Wenn man aber der neueren Zeit alle Solidität und Energie absprechen will, so scheint man ihm zu weit zu gehen. Deshwegen stimmt er dem Vf. §. 7 und 12 bey, daß auch wir dergleichen römische Arbeiten darstellen können, und berufen uns auf die Strassen über den Coibel etc., über den Simplon, Mont-Cenis und über den Genève etc. So kurz und unvollständig übrigens die Geschichte des alten Strassenbaues, in topographischer und technischer Hinsicht, von dem Vf. abgehandelt worden: so kurz und noch unvollständiger ist die Geschichte der neueren Strassen ausgefallen. Der Vf. liefert in diesem Capitel ein Quodlibet: er redet bald geschichtlich, bald technisch von alten und neuen Strassen, bald im Allgemeinen, bald insbesondere von den österreichischen Strassen, verwebt damit Raisonnements über Herbey-schaffung der Hände und Führen u. dgl. Cap. II. *Von dem Strassenbau-Materialien.* Schon früher hat Rec. öffentlich die Bemerkung gemacht, daß kein Schriftsteller des Strassenbaues die Materialien mineralogisch richtig benannt habe. Einen Versuch liefert die *Mineralogie der Baukunst* von K. H. G. Sturm. Chemnitz 1800. Auch unser Vf. sagt weiter nichts, als daß man zum Strassenbau — Steine, Schotter (Grand, Kies), Bauholz, Kalk, Ziegelsteine, Erde und Baufand bedürfe. §. 4 tritt der Vf. der Meinung des Hn. Wiecking in dessen *praktischer Anleitung zur Aufführung etc. der Landstrassen*. Wien 1804 bey, daß die Leisten- oder Schnar-Steine, die Dienste der Gewölbe-Widerlager thun sollen; welches aber durchaus falsch ist, was unser Vf. auch später zu fühlen scheint, indem er Cap. III. §. 13 selbst eine andere Constructionsart angiebt. — Lobenswerth sind des Vfs. Vorschläge zum Probiren und zum Ankauf der Materialien. Obgleich nicht neu, zeugen sie doch von einer vielfältigen, praktischen Erfahrung im Detail. Wie aber der Vf. §. 30 auf den Gedanken kommen konnte, die Nachahmung des römischen Strassenbaues, in Rücksicht der Verbindung der Materialien mit Kalk u. s. w. anzurathen, begreifen wir nicht. Wenn wir auch jetzt einen eben so guten Mörtel und Cäment machen können, wie zu Vitruv's Zeiten, welches wir nicht bezweifeln: so ist doch der Handelsverkehr und das Fuhrwerk gar sehr verschieden. Das beste Cäment erreicht doch die Festigkeit des Porphyrs oder Basalts nicht. Die

von solchen Steinarten gebaueten Strafsen, bedürfen schon einer steten Reparatur, wie viel öfter würde man eine nach der angegebenen römischen Manier gebauete Strafe repariren müssen! und wie schlecht würde die Reparatur der ausgefahrenen Geleise ausfallen! Eine mit Mörtel gebauete Strafe kann nur für Fußgänger, höchstens für ganz leichtes Fuhrwerk nutzbar seyn. Cap. III. *Von den Constructionsarten der Strafsen nach Verschiedenheit des Terrains und Grundes.* Eine kluge Auswahl des Terrains bey Anlage einer Strafe bezeichnet den geschickten Ingenieur. Die Constructionsart §. 9 und so kann ohne Bedenken ausgeführt werden, obgleich Rec. seine Grundlage auf der Oberfläche glatt machen läßt, weil, wenn ja bey starker Passage, schlechtem Wetter und schlechter Unterhaltung, tiefe Geleise entstehen, dennoch das Fuhrwerk bequem fährt. Wahr ist, was der Vf. §. 18 von den Schotter (Grand, Kies) - Strafsen sagt, daß sie ihre guten Dienste leisten; nur bedürfen auch sie guter Wartung und Pflege. Dem, was er §. 22—63 von Seiten-Gräben, Stollen, Kanälen, dem Bau der Futtermauern, Brücken, Eingrabung der Strafe in den Felsen, Erddämmen sagt, muß Rec. aus voller Überzeugung beypflichten. Cap. IV. *Von den verschiedenen Arten Ströme und Flüsse zu übersetzen, von Fahren und fliegenden, von Steinernen und hölzernen Brücken, von Durchlässen und Abzugs-Canälen.* Die Brücken sind bey einer guten und bequemen Strafe unerläßliche Baue; der Vf. giebt die verschiedenen Arten von §. 2—9 an, unter denen freylich die gemauerten und eisernen den ersten Rang behaupten. Obgleich die Beschreibung des Brückenbaues ein eigenes Werk erforderte: so hat doch der Vf. das Wissenwerthe hier zusammengestellt. Auch giebt er §. 23 vier Zeichnungen von 3 ausgeführten, und einer projectirten eisernen Brücke. Ihre Nutzbarkeit befördert ihre Aufnahme. Von §. 24—39 hohlt der Vf. noch einiges über den Brückenbau nach, das, wenn er systematisch zu Werke gegangen wäre, früher hätte beygebracht werden müssen. Endlich äußert er den Wunsch: „die Chemiker möchten ein Mittel entdecken, welches das Holz für Verwesung schütze, und es Jahrtausende sichere! Er hofft (wie wir glauben, vergeblich) auf die Erfüllung dieses Wunsches. Cap. V. *Von den gepflasterten Strafsen auf dem Lande und dem Pflaster in den Städten.* Obgleich dieses Capitel zu Cap. III gehört hätte, indem es nur eine andere Art der Construction des Strafsenbaues ist: so hat es der Vf. doch getrennt, vielleicht deswegen, weil das Pflaster in einem policirten Staat ein wichtiges Bau-Object ist. Die Hauptsache bey jedem Pflaster, in oder außer der Stadt, ist ein fester Grund. Hat man diesen, so ist eine Strafe zu pflastern wohlfeiler, als Chaussée mit Cailloutage zu bauen. Von §. 15—24 handelt der Vf. von dem Pflaster in den Städten, aber für diesen Gegenstand viel zu kurz, und von der praktischen Anlage, die in Städten, wegen der Wasserleitungen, oft so großen Schwierigkeiten unterworfen ist, gar nichts.

Cap. VI. *Von der Verfassung neuer Strafsen-Entwürfe, und den Grundsätzen bey der Untersuchung, Ausreckung und Anlage bequemer und solider Strafsen in ebenen, so wie in gebirgigen und unwegsamen Gegenden.* Der Entwurf eines beträchtlichen Strafsenzuges, sagt der Vf. §. 1, ist der wesentlichste, wichtigste und vorzüglichste Gegenstand des Strafsenbaues. Die dazu gehörigen Grundsätze hat der Vf. §. 2 zusammengestellt, welche Rec., jedoch kurz gefaßt, hier aushebt. 1) Auf jeder Strafe soll man den kürzesten Weg machen. Sie muß daher in der möglichst geradesten Richtung angelegt werden. 2) Jede Strafe soll so wenig wie möglich steigen, damit die Last von der Ebene mit derselben Besspannung über Berge geführt werden kann, d. i. [die Elevation darf nicht über 3 Grad steigen, weil sie da ohne Vorspann gefahren werden kann, s. Krönke's, Versuch einer Theorie des Fuhrwerks, Chemnitz bey Tasche 1801]. Demohngeachtet müssen die höchsten Gebirge überfahren werden: 3) Die einmal erstiegene Höhe soll niemals wieder verloren gegeben werden (nämlich, wenn man noch höher steigen muß). 4) Auf einem sanften Umweg kommt man eher zum Ziel, als auf einem steilen u. kürzern Wege. 5) Strafsenzüge müssen nicht Markten, Dörfern und Wirthshäusern, sondern diese müssen den Strafsenzügen nachgehen. 6) Auf die Bequemlichkeit, Sicherheit und die Vortheile der Passage muß größere Rücksicht genommen werden, als auf die Ersparung der Baukosten. Aus den vorangegangenen Grundsätzen erhellet, daß das Messen, Nivelliren und Zeichnen vorzüglich zu Etablierung einer Strafe erforderlich ist. Die Tab. VIII als Erläuterung beygefügte Situationskarte und Profil thut aber den Forderungen, die der Vf. III Th. 3 Abh. Cap. III selbst aufgestellt hat, kein Genüge. Sie ist daher den Anfängern des Strafsenbaues nicht zu empfehlen, und hätte, da es Einfluß auf den Preis des Werkes hat, zweckmäßiger und correcter ausgearbeitet werden sollen. Cap. VII. *Von der Verfassung ausführlicher Bauanschläge, richtiger Vorausmassen, und verläßlicher Kostenüberschläge über neu zu erbauende Strafsenzüge.* Um richtige Vorausmassen und zuverlässige Voranschläge machen zu können, müssen die Strafsenzüge im Detail abgesteckt seyn. So viel Schwierigkeiten sich dabey einfinden, so nöthig ist dies. Jedem angehenden Strafsenbau-Architekten; der sich über den gemeinen Wege-meister erheben will, ist das Studium dieses Capitels, sammt den dahin gehörigen Beylagen, zu empfehlen. Cap. VIII. *Von der Ausfindung der nöthigen Fonds, und den zur Ausführung neuer Strafsenzüge erforderlichen Geldmitteln.* Der Vf. glaubt, nach Rec. Meinung mit Recht, daß die Staatscassen den Aufwand zu einer öffentlichen allgemein interessanten Anstalt nicht allein herzuschiesßen hätten, sondern daß selbige bloß das Capital garantiren — und daß man den Fonds durch rückzahlbare Actien aufbringen müsse. Nach diesem System seyen im Herzogthum Krain seit 1796 beträchtliche Baudausgeführt worden. Cap. IX. *Erklärung eines voll-*

*ständig bearbeiteten Straßenbauprojects, mit den dazu gehörigen Bauanschlägen, Vorausmassen, Geld-, Material- und Arbeits-Überschlägen.* Dieses und das Cap. VI gehören, streng genommen, zusammen, jenes ist der raisonnirende, dieses der belehrende Theil, der noch deutlicher durch die Beylagen wird, welche um so schätzbarer sind, weil sie keine Ideale enthalten. Sie bestehen A) aus dem Protocoll über das Terrain mit Bezug auf die Situationskarte, B) dem Bauanschlag (Baubeschreibung), C) Bauanschlag einer steinernen Brücke, D) enthält die Vorausmasse, die nach Cap. VII ausfindig gemacht, E) Vorausmasse über den Brückenbau, F) Vorausmassen, über die Brücken und Durchlässe auf der Straße, G) Vorausmasse über die Stollen und Canäle. H, J, K, L, enthalten die Kostenüberschläge.

II Theil. I. *Von den nöthigen Dispositionen vor dem Bau (zu demselben).* Cap. I. *Von der Anwendung der Bauüberschläge zur Berechnung der erforderlichen Anzahl Arbeiter und Fuhrn u. f. w.* Hier findet man alle Vorarbeiten, bey einem großen und wichtigen Straßenbau in Rücksicht der Zeit, wenn er fertig werden soll, berührt; nur bemerkt Rec., daß man zur Ausmittlung der Erdarbeiter, noch das oben angezogene Wiebekingsche Werk nachlesen muß. Cap. II. *Von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit zweckmäßiger Überschläge u. f. w.* Rec. ist mit dem Vf. einverstanden, daß nur aus gründlichen Überschlägen zweckmäßige Baudispositionen abgeleitet werden können. Accorarbeiten fördern einen Bau außerordentlich. Die Gründe gegen selbige findet man auch in Wiebekings Werk aus einander gesetzt. Die Anschaffung der Materialien aber darf nie in Entreprise gegeben werden. Cap. III. *Von den erforderlichen Schanz-, Werk- und Spreng-Zeug, dann anderen Baugeräthschäften u. f. w.* — Tab. I. II. III stellt alles zum Straßenbau erforderliche Schanzzeug, und Tab. IV und V einige der gewöhnlichen Maschinen, welche bey Wasserbauen gebraucht werden, [ohne Noth] dar. Mit Recht wird vom Vf. der gemeinen Rammmaschine der Vorzug zuerkannt. Cap. IV. *Von der Aufstellung des nöthigen Directions-, Aufsichts- und Rechnungs- Personals u. f. w.* Das Personale besteht aus dem dirigirenden Ingenieur, dem noch einige Commissäre, Wegmeister und Pollrer zugegeben werden, sodann aus der Canzley u. f. w. Cap. V. *Von Aufbringung der nöthigen Anzahl der Arbeiter u. f. w.* Da ein großer und wichtiger Bau, der in bestimmter Zeit beendigt werden soll, durch Tagelöhner ungewiß zu betreiben ist, so räth der Vf. die Anstellung des Militärs, und beweist bey den Regeln von dessen Anwendung viel praktische Erfahrung und Menschenkenntniß. In einem größeren Staat würde Rec. die Errichtung eines eigenen Straßenbaucorps empfehlen. Cap. VI. *Von der zweckmäßigsten Geld- und Material- Verrechnungsart.* Der manipulirende Baubeamte soll (wie es schon in den inehrsten Staaten geschieht) nichts mit der Auszahlung zu thun haben. Die Beylagen A bis O geben den ganzen Geschäftsgang des sämmtlichen Rechnungswesens im Detail zu erkennen.

H. *Von den nöthigen Anstalten und Anordnungen während des Baues.* Cap. I. *Von der Aussteckung der Straße und der an selbiger zu erbauenden Objecte, als Wohngebäude u. f. w.* Jeder Straßeningenieur muß, wenn er etwas leisten will, eine gute Kenntniß davon besitzen. — Hier aber wird sehr unvollständig die generelle und specielle Anlegung der Straße sammt den dazu gehörigen Pertinenztücken auf 10 Seiten abgehandelt, wovon man doch ein eigenes Werk schreiben könnte. Der Vf. erwähnt nicht einmal der Manipulation die Parallellinien zu machen, — Züge auf 60 u. m. Ruthen abzuvisiren [das freylich nach seiner angegebenen Baumethode nicht geschehen kann], — die Züge zusammen zu arbeiten — das Abwiegen beider Reihen (Leisten) oder Schnursteine — die Anlegung der Banquete und Gräben, und die Wölbung zu bestimmen. Alles dies hätte in einem Werk, welches den Straßenbau im Detail umfassen soll, zum Besten des Anfängers, vorge tragen werden sollen. Cap. II. *Von den Manipulationspflichten des ausgestellten Aufsichtspersonals u. f. w.* Ist wieder durch die praktischen Erfahrungen des Vfs. für diejenigen, welche noch nichts im Straßenbau gethan haben, lehrreich; vorzüglich ist die Methode des Vfs., bey einem stark betriebenen Bau die Fuhrn zu markiren, zu empfehlen. Cap. III. *Von der erforderlichen Aufsicht bey den Arbeiten, in Absicht auf die Zweckmäßigkeit u. f. w.* a) Erdarbeit, b) Stein sprengen, c) Maurerarbeit, d) Zimmermannsarbeit, e) Steinmetzarbeit; — Die 4 ersten Punkte sind wegen der praktischen Data und der gegebenen Theorie über den Bau schiefer Brücken lesenswerth. Cap. IV. *Von Ziegel- und Kalk-Erzeugung und Zubereitung des Mörtels.* Cap. V. *Von dem Ausmessen der verschiedenen Arbeiten.* Cap. VI. *Von den Auszahlungen.* Enthalten nichts Neues.

III. *Von den nöthigen Verfügungen nach einem geendeten und hergestellten Bau.* Cap. I. *Von der Einleitung des Fuhrwerks über die neu hergestellte Straße u. f. w.* Cap. II. *Von der Verfassung der Inventarien u. f. w.* Cap. III. *Von der Rechnungsablegung u. f. w.* sind denen, in solchen Geschäften nur einigermaßen bewanderten, überflüssig. Cap. IV. *Von der Untersuchungs-Commission über den vollendeten Bau u. f. w.* Hier ergiebt sich sodann bey der Untersuchung, ob der dirigirende Ingenieur Lob oder Tadel verdient.

Der III Theil enthält eine Einleitung, in welcher der Vf. wiederum einige geschichtliche Notizen über die Erhaltung der Straßen älterer und neuerer Zeit, vorzüglich in Rücksicht der österr. Monarchie, giebt; sodann ist das Werk wieder in drey Absätze abgetheilt. I. *Von den verschiedenen Arten der Beschädigungen, welche an den Straßen und Brücken, durch ihre Befahrung, durch Elementereignisse und durch Übertretungen der Straßengesetze, erfolgen; und die Mittel, derley Beschädigungen vorzukommen und die erfolgten wieder schnellig herzustellen.* Meist bekannte Sachen. Rec. stimmt mit dem Vf. Cap. I. §. 39 über Anlegung der Sommerwege überein. — Jede Behörde sollte weder die geringen Kosten noch das

wenige Land zu deren Herstellung scheuen — die Folge ergibt immer einen dreifachen Vortheil für die Kasse, für die Chaussée, für das Fuhrwerk. II. *Vom der nöthigen Aufsicht über die Strassen, von den Eigenschaften, Vorkenntnissen und der nöthigen Bildung des Aufsichtspersonals, von dem zweckmässigsten Manipulationsystem bey der Unterhaltung der Strassen, von der Bestellung der Strassendirectionen und den Pflichten einzelner Beamten und Aufsichtsindividuen.* Was die Eintheilung des Personals (Cap. I) betrifft, so ist sie ungefähr dieselbe, welche Wiebeking §. 50 aufstellt, nur mehr detaillirt. Ein Strasseninventarium Cap. II ist vorzüglich für Baudirectionen wichtig — indem sie dann bey einer guten Karte alles richtig beurtheilen können. Die Einrichtung der Präliminär-systeme (Baukostenanschläge) ist schon aus Wiebeking bekannt. Die Wegedirection hat sich sowohl um das Wissenschaftliche als auch um das Ökonomische zu kümmern: daraus ergeben sich die Forderungen an selbige, die man im III Cap. selbst nachlesen muß.

III. *Von den nöthigen Hilfsmitteln zur Erhaltung des guten Strassenstandes, von Seitenwegen und den Mitteln solche zu erbauen und gut zu unterhalten, von den Vortheilen und der Nothwendigkeit genauer und zweckmässig bearbeiteter Strassenkarten.* 1) Von den Hilfsmitteln, die in Wegeldeeinnahmen und der Landesconcurrentz bestehen; 2) von dem Bau der Seitenstrassen. Auch diese sollen, wie billig, unter der Wegedirection stehen; Rec. würde einmal jährlich eine Revision der Seitenwege anrathen; 3) von den Strassenkarten. Rec. hat oben schon bemerkt, daß der Vf. die Forderungen an solche kennt, und zu dem Be-

auf Tab. VI für viele Gegenstände die bereits angenommenen Zeichen aufstellt.

Der Anhang enthält verschiedene Bemerkungen über die Eintheilung der Strassen nach Meilen, über die Meilenweiser und den Gebrauch der sogenannten Wegmesser; über Alleen und die Bepflanzung der Strassen mit Obst- und anderen Bäumen, nebst einer kurzen Beschreibung der englischen Gelaisswege. Ohne eine Meile in Ruthen anzugeben, rath der Vf. die Eintheilung der Strassen in Meilen als nützlich an, und giebt Tab. VII einige Zeichnungen zu Meilenssäulen, mit daran angebrachten Sonnenuhren — desgleichen eine Zeichnung und Beschreibung des Catalischen Wegmessers. Die Beylage A enthält einen Entwurf zu einem allgemeinen Strassenpatent, aus den verschiedenen, schon erschienenen Verordnungen in der österr. Monarchie zusammengetragen, der sehr gut und empfehlenswerth ist.

Die Sprache des Verfassers ist mit sehr vielen Provinzialismen gemischt, daher er oft unverständlich wird. Seine Schreibart ist weit-schweifig und schleppend, vorzüglich im ersten Theil; besser sind der IIte und IIIte geschrieben. Ein zweckmässiger Auszug, worin die vom Rec. aufgestellten Bemerkungen benutzt würden, wäre für das strassenbaulustige Publicum gewiss angenehm. Obgleich hinter jedem Band eine Seite Druckfehler angezeigt stehen: so finden sich derselben doch fast noch auf jedem Blatt. Druck und Papier sind gut, die Kupfer richtig gezeichnet und schön gestochen. Hoffentlich aber braucht kein Schriftsteller des Strassenbaues noch Profile mit zu liefern: auf Tab. IX sind hier deren 85 befindlich. S. s.

## KURZE ANZEIGEN.

**TECHNOLOGIE.** Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Gründliche und praktische Anweisung, seine wollene Tücher zu fabriciren.* Ein belehrendes Handbuch für Tuchfabrikanten, Tuchkaufleute, und für die, die sich insgesamt, oder mit einzelnen Zweigen der Tuchmanufaktur beschäftigen. Auch für diejenigen, die sich von dieser wichtigen Fabrikation einige nähere Ansichten und Kenntnisse erwerben wollen. Aus einigen anderen Bearbeitungen über diesen Gegenstand ausgezogen; und mit erläuternden Zusätzen herausgegeben, von Johann Georg Scheibler. 1806. 335 S. 8. (1 Thlr.) Dem Herausg. dieser Schrift kamen ein paar aus dem Französischen überetzte Schriften über die Tuchmanufaktur, die aber, was doch eigentlich hätte geschehen sollen, nicht genannt sind, in die Hände. Er fand sie beide sehr brauchbar; nur schien ihm die eine nicht ausführlich genug über die abgehandelten Materien zu sprechen, und die andere, die an sich wahren Grundsätze nicht deutlich genug vorzutragen. Diefes war die Veranlassung, das Brauchbare beider Schriften mit einander zu verschmelzen und als ein fassliches Handbuch über die Verfertigung feiner, wollener Tücher, zunächst für Faktoren oder Aufseher der Tuchmanufakturen, und dann auch für solche Personen, die sich eine nähere Kenntniss im ganzen Zusammenhange dieser weitläufigen Manufaktur erwerben wollen, zu entwerfen. Das Ganze ist in 37 Capitel abgetheilt, und begreift die sämtlichen Verrichtungen der Tuchmanufaktur, von der rohen Wolle an, bis zu den aus der Presse kommenden fertigen Tüchern. Obgleich hier nur von der Verarbeitung der spanischen Wolle die Rede sey, so könne doch alles das hier Gesagte auch auf andere feine Wollenarten angewendet werden. Der Rec. findet alles sehr bündig und fasslich vorgetragen, und glaubt daher, dieses kleine

Handbuch, dem, der über die so wichtige Tuchmanufaktur eine allgemeine Übersicht zu haben wünscht, mit vollem Recht empfehlen zu können. x†y.

**Gießen, b. Krieger: Franz Ludwig von Cancrin, Sr. kais. Majestät wirklichen Staatsraths u. s. w. vollständige Abhandlung von dem Theerbrennen in einem neuen, mehr vollkommenen Theerofen, worin man mit Scheidholz, Reisbunden Torf und Steinkohlen feuern kann.** Mit 5 Kpfn. 1805. 150 S. 8. (16 Gr.) Die Absicht, welche der Vf. durch seinen neuen Theerofen zu erreichen sucht, bestehet in Verringerung des Arbeitslohns und Ersparung des Feuermaterials. Ersteres wird durch die Größe des Ofens erreicht, und das andere durch die Einrichtung des Ofens selbst, die so seyn müsse, daß er bey der geringsten Menge Feuermaterial den zum Theerbrennen nöthigen Feuersgrad gebe. Außerdem zeichnet sich dieser Ofen noch dadurch aus, daß nicht bloß Scheidholz, um es nicht anderen Gewerben zu entreißen, sondern auch jedes andere Feuermaterial gebraucht werden kann. Rec. hält die Einrichtung dieser Ofen für zweckmässig, und die Kupfer machen solche sehr deutlich. x†y.

**Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: Hamburgisches Färbbuch, oder gründlicher Unterricht, wie man Seidens und wollene Zeuge, Cattun und Leinwand im Großen und Kleinen färben und die Farben zubereiten muß.** Nebst einer Anweisung: allerley Roste, Lacke und Firnisse, Beizen und Fleckkugeln zuzubereiten und mit Nutzen zu gebrauchen. Zweyte verb. Auflage. 1806. 64 S. 8. (4 Gr.) Schriften dieser Art sind keines Auszugs fähig, da zumal der Titel hinlänglich anzeigt, was der Käufer für sein Geld zu erwarten hat. x†y.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 1 5 M Ä R Z 1 8 0 8.

## M A T H E M A T I K.

HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Handbuch der gemeinen und höheren Mechanik fester und flüssiger Körper*. Mit besonderer Rücksicht auf Hydrotechnik, von Carl Christian Langsdorf, großherzogl. badensch. geheim. Hofrath und Prof. der Mathem. zu Heidelberg. 1807. XVI und 536 S. 8. und 7 Kupfer. (2 Rthlr. 16 gr.)

Hr. L. klagt in der Vorrede, — allerdings nicht mit Unrecht —, daß das Studium der mathematischen Wissenschaften bey uns auf Universitäten so dürftig getrieben werde, daß man nicht wagen dürfe, irgend etwas, was Kenntniß der höheren Mathematik voraussetze, mit einzumischen; dieses habe ihn genöthigt, in diesem Buche die an sich unnatürliche Abtheilung in Elementar-Mechanik und höhere Mechanik zu machen, und Lehren zu trennen, die ihrer Natur nach zusammen gehören. Diese Anordnung wird, in Rücksicht auf den Zweck, auch Ungeübteren nützlich zu seyn, gewiß Niemand tadeln; dagegen aber will es Rec. nicht gefallen, daß dieses Buch mit den vom Vf. herausgegebenen *Grundlehren der mechanischen Wissenschaften*, im eigentlichen Sinne zu reden, halb und halb nur ein Werk ausmacht. Halb und halb; — denn beide Bücher enthalten ohngefähr zur Hälfte einerley, aber um der anderen Hälfte willen muß doch der Leser des einen sich auch das andere anschaffen, und dafür die eine Hälfte doppelt bezahlen. Für denjenigen Leser, welcher die Mechanik erst lernen will, ist es durchaus nothwendig, außer diesem Handbuche auch jene *Grundlehren* zu besitzen. Indes scheint des Vfs. Absicht eben nicht gewesen zu seyn, das Handbuch zum Selbstunterrichte zu bestimmen, denn man sieht, daß überall den Vorlesungen nähere Erläuterungen vorbehalten sind: daher wir auch, zumal da des Vfs. Vortrag ohnehin etwas schwerfällig ist, das Buch denen, die ohne weitere Anleitung Mechanik lernen wollen, nicht empfehlen können. — Wir gehen jetzt zur näheren Anzeige des Inhalts über.

*Elementar-Mechanik fester Körper*. 1 Cap. *Allgemeine Erklärungen*. Rec. fürchtet, daß Anfänger diese Erklärungen etwas langweilig finden werden, da sie gewiß kaum halb verstehen können, was Moment der Trägheit u. s. w. sey. Selbst die Erklärung des Begriffs vom Schwerpunkte findet Rec. so isolirt, wie sie hier steht, nicht recht klar: sie lautet folgendermaßen: „derjenige Punkt eines Körpers, in welchem das durch die ganze Masse vertheilte Gewicht

desselben beysammen seyn müßte, damit der Körper in Bezug auf Wirkung der Schwere sich völlig so verhielte, wie er sich bey Vertheilung desselben durch die ganze Masse verhält, heist des Körpers Schwerpunkt.“ Diese Definition wird dem Anfänger gewiß nicht eher recht klar werden, bis er mit der Lehre vom Hebel und anderen verwandten Sätzen bekannt ist, und Rec. würde es passender finden, erst dort den Begriff zu erläutern, wo der Schüler gleichsam von selbst darauf geleitet ist. 2 Cap. *Postulate und Axiome mit ihren unmittelbaren Folgerungen*. Was hier S. 16 von Kraft der Trägheit gesagt wird, würde Rec. anders dargestellt haben. Hr. L. sagt nämlich: wenn man unter Kraft der Trägheit die Summe vereinter Kräfte verstehe, wodurch ein Körper zu dem Zustande bestimmt wird, worin er sich wirklich befindet, so sey dagegen nichts einzuwenden. Aber bey dem Begriffe der Trägheit kann Rec. unmöglich an eine Summe vereinter Kräfte denken, sondern gerade an Abwesenheit aller Kräfte. Jede Kraft strebt den Bewegungszustand des Körpers zu ändern, die Summe vereinter Kräfte, welche die Bewegung desselben nicht zu ändern streben, ist also  $= 0$  oder gar keine Kraft. 3 Cap. *Vom Stosse fester Körper*. 4 — 6 Cap. *Vom Gleichgewichte mehrerer Kräfte, deren Richtungen in einer Ebene liegen; vom Schwerpunkte; vom Hebel*. Fast alle Lehrsätze sind ohne Beweis hergesetzt, und in Rücksicht der Beweise wird auf die *Grundlehren der mechanischen Wissenschaften* und auf die Vorlesungen verwiesen. 7 Cap. *Gesetze des freyen Falles*. Dieser Abschnitt fängt mit folgenden Sätzen an: „Ein Zeitpunkt, Zeitatom, ist mir derjenige Theil der Zeit, worin ein materieller Punkt, ein Körperatom durch einen einfachen Raumpunkt fortrückt. — Der Zeitpunkt ist eine völlig bestimmte, unveränderliche GröÙe. — Die größtmögliche Geschwindigkeit ist also diejenige, mit welcher ein Atom in jedem folgenden Zeitpunkte um einen Raumpunkt fortrückt; nur sie giebt eine stete Bewegung, der nur eine einzige, immer dieselbe Geschwindigkeit zukömmt. — Für unsere Sinne ist jede Bewegung eine stete; von einer wirklichen steten Bewegung haben wir kein Beyspiel, weil wir keine Geschwindigkeit kennen, welche die größtmögliche wäre.“ — Diese Lehren waren dem Rec. eben so neu als unverständlich. Hr. L. nimmt, (so viel wir einsehen, ohne allen Grund) an, daß der Fall der Körper ruckweise geschehe, und sagt dann: „Bewegung besteht also eigentlich aus Abwechslung von Ruhe und Fortrücken. Die Kraft bestimmt das Maß dieser Abwechslung. Das Gesetz der Beharrlichkeit be-

R r r

zieht sich bey der Bewegung auf die Fortdauer dieser Kraft, also auf die Fortdauer der Abwechslung, nicht aber auf die Stete Fortdauer des Fortrückens.“ 8 Cap. *Allgemeine Maschinenlehre*. Man sieht, daß der Vf. hier ein Feld betritt, wo er mehr einheimisch ist: dieser Abschnitt ist bey weitem lehrreicher, die Darstellung deutlicher und besser als im vorigen.

*Hydrostatik*. Die bekannten hydrostatischen Lehrsätze werden kurz, aber doch recht faßlich vorgetragen, nur fehlen auch hier bey den meisten Sätzen die Beweise.

*Ärometrie oder Pneumatik*. 1 bis 3 Cap. *Von der Elasticität der Luft*. Auch diese Lehren sind, wenn man sich die Beweise supplirt, recht gut vorgetragen. Die folgenden Abschnitte vom Thermometer, vom Einfluß der Wärme auf die Expansivkraft der Luft und der Dämpfe, von Erhaltung und Fortpflanzung der Wärme, von Ofen u. s. w. gehören gänzlich in die Physik, enthalten aber manches Lehrreiche, was man hier gerade nicht sucht, z. B. die Resultate der Versuche vom Prof. Schmidt über die Expansivkraft der Dämpfe.

*Hydraulik*. 1 Cap. *Vom Ausfluß des Wassers aus Gefäßen bey unveränderlicher Wasserhöhe*. 2 Cap. *Vom Niveliren*. Die Irrthümer, welche aus der Refraction entstehen, hätten wohl umständlicher erwähnt werden sollen, da man doch aus Woltmans und anderer Beobachtungen weiß, daß die Lambertische Correction nicht zu gebrauchen ist. 3 Cap. *Von der Bewegung des Wassers in Flußbetten u. s. w.* Beobachtungen von Wiebeking über die Neigung der Oberfläche des Rheins und die im Stromtrich an der Oberfläche Statt findende Geschwindigkeit im Beharrungsstande, wobey aber die Größe der Profile in den verschiedenen Stationen nicht bemerkt ist, obgleich hierauf viel ankömmt. Beobachtungen der Geschwindigkeit der Ströme in verschiedenen Tiefen unter der Oberfläche, und Beobachtungen über den Wasserstand des Rheins, der Waal, des Lech und der Isel zu verschiedenen Zeiten im Beharrungsstande. Schade, daß sich aus allen diesen Beobachtungen noch wenig allgemeine Folgerungen herleiten lassen, daher sie in einem Lehrbuche wohl kaum an ihrer rechten Stelle stehen und zu viele Bogen füllen. 4 Cap. *Allgemeine Bemerkungen zur Hydrotechnik*. Über Stromcharten, Wassermerkpfeile und ihren Normalpunct; von Tiefmessungen, (welche Hr. L. selbst bey 50 Fuß Tiefe lieber mit Peilstangen, als mit dem Senkbley zu nehmen, anrath). Untersuchung der Beschaffenheit des Bodens und der Ufer. — Alles für den Anfänger recht lehrreich. 5 und 6 Cap. *Bewegung des Wassers in regulären Canälen und Röhrenleitungen*. 7 Cap. *Von Springwerken*. Diese Abschnitte geben empirische Formeln für die hieher gehörigen Aufgaben; die meisten dieser Formeln sind einfacher als im Lehrbuch der Hydraulik. 8 Cap. *Vom Stosse des Wassers*.

*Specielle Maschinenlehre*. Bey den Formeln, welche der Vf. angiebt, ist auch auf die vorzüglichsten Hindernisse der Bewegung Rücksicht genommen,

daher man alle diese Lehren hier ganz anders behandelt findet, als in den meisten Lehrbüchern der Statik. Die Formeln sind meistens ohne Beweis mitgetheilt, den der Vf., wohl der Kürze halber, den Vorlesungen vorbehielt. Diese Formeln einzeln näher zu beleuchten, kann nicht der Zweck dieser Anzeige seyn; wir bemerken daher nur beyläufig, daß die Formel §. 13 schwerlich richtig seyn kann, denn sonst hülfe es ja, wenn  $p$  unbedeutend ist, nichts, daß  $D + d > D$ . In der Formel §. 12 muß auch wohl stehen:

$$S = \sin. B. (Q + p) + 2\mu'. \cos. B. (Q + \frac{1}{2}p)$$

*Höhere Mechanik fester Körper*. 1 Cap. *Ergänzung der Lehre von Zusammenfassung der Kräfte u. s. w.* Die Anordnung der Sätze, welche als Vorbereitung zur Theorie der Kettenlinie dienen, scheint dem Rec. sehr gut. Gegen des Vfs. Art, die Differentialrechnung anzuwenden, ließe sich manches erinnern. Es scheint uns, daß seine Methode, die Differentiale darzustellen, weniger deutlich als die gewöhnliche ist, und ihr Nutzen leuchtet hier um so weniger ein, da man am Ende doch alles in der alten Form darstellen muß, ehe man zur Integration kommen kann. 2 Cap. *Vom Schwerpunete*. 3 Cap. *Allgemeine Theorie der ungleichförmigen Bewegung*. 4 Cap. *Vom Moment der Trägheit*. — Der Satz §. 27 scheint uns nicht mit der Klarheit dargestellt und erwiesen zu seyn, wie seine große Wichtigkeit es wohl verdient hätte. 5 Cap. *Wirkung der Schwingungskräfte aus der Bewegung in Kreisbögen erzeugt*. 6 Cap. *Veränderlichkeit (sollte heißen: Ungleichheit) der Schwere auf unserer Erde*. Die 2te Anmerkung S. 325 scheint auf unerwiesenen Prämissen zu beruhen; denn woher weiß man, daß eine gegebene Menge Dünste mit einer gegebenen Menge Luft zusammen genommen, einen desto kleineren Raum einnehmen, je inniger sie mit derselben vermischt sind? Man sollte eher das Gegentheil glauben, da die im Niederschlagen begriffenen Dünste fein zertheiltes Wasser enthalten, welches gewiß specifisch schwerer ist, also weniger Raum einnimmt, als es vorher der Fall war, da es in Luft- oder Dampf-Form sich in der Atmosphäre befand. Die 3te Anmerk. genügt gewiß nicht, um die wahre Höhe der Fluthen zu erklären. Was ebendasselbst in der 4ten und 5ten Anm. steht, hätte füglich wegleiben können; denn über das innere Wesen der Dinge, und folglich auch der anziehenden Kräfte, wird wohl keine Mechanik und Metaphysik uns belehren. 7 Cap. *Von der Bewegung in krummen Linien*. Der Vf. geht auch hier, wie an mehreren Stellen dieses Buches, von den allgemeineren Lehrsätzen zu leichteren Fällen, als zu einer Anwendung der vorigen Sätze über. Eine Methode, die allerdings ihre Vorzüge hat, obgleich mancher Lehrling sich bey der umgekehrten Methode, wo man von leichteren Fällen zu schwereren fortgeht, besser belehrt findet. 8 Cap. *Theorie des Krummzapfens*. Da diese Theorie hier ganz neu zum erstenmale erscheint (denn an seinen vorigen Arbeiten über diesen Gegenstand entdeckte der Vf. selbst Man-



gel): so wollen wir versuchen, eine kurze Darstellung des einfachsten Falles hier mitzutheilen. Der Widerstand, welchen der Krummzapfen überwinden soll, bleibt zwar eigentlich nicht während der ganzen Umdrehung desselben sich gleich, auch ist die Richtung dieses Widerstandes (welche mit der Richtung der Pläuelstange einerley ist) etwas veränderlich; indess ist dieses gegen die Hauptsache, worauf es hier ankömmt, unbedeutend. Man betrachtet daher die, durch den Krummzapfen bewegte, Last als unveränderlich  $= Q$ , aber das statische Moment derselben ändert sich mit dem Winkel, welchen die Pläuelstange mit dem Radius macht, welcher an den Punkt, wo sie angreift, gezogen ist. Dieser Winkel sey  $= \alpha$ , des Krummzapfens Halbmesser  $= r$ , so ist  $Qr \sin. \alpha$  der allgemeine Ausdruck für das statische Moment der Last  $Q$ . Für das Moment desjenigen Widerstandes, welcher bey der Umdrehung der Kurbel ungeändert bleibt, setze man  $= r. q$ , und für die unveränderliche Kraft  $= P$ . Da die Bewegung des Krummzapfens ungleichförmig ist, doch aber jede Umdrehung gleiche Zeit dauern soll: so muß offenbar für irgend einen Winkel  $\alpha$  der Widerstand der Kraft gleich, also  $P = q + Q \sin. \alpha$  seyn, allgemein aber ist die wirkende Kraft  $= P - q - Q \sin. \alpha$ , wozu indess, wie Hr. L. behauptet, noch ein, gleich zu erwähnendes Glied hinzukömmt. Für die in Bewegung zu setzende Masse setzt Hr. L. erstlich die Summe des Moments der Trägheit des Wasserrades oder überhaupt aller derjenigen Theile, deren Trägheitsmoment während der Umdrehung unveränderlich bleibt  $= \Pi r^2$ , zweytens aber das Trägheitsmoment der Massen, welche mit der Warze verbunden sind, für jede unbestimmte Lage der Warze  $= Q r^2 \sin.^2 \alpha$ , und danach die gesammte, auf die jedesmalige Stelle der Warze reducirte Masse  $= \Pi + Q \sin.^2 \alpha$ . Es muß aber, sagt Hr. L., zu der oben erwähnten Kraft wegen der Centrifugalkraft der Warze noch  $-\frac{2v}{r} Q \sin. \alpha \cos. \alpha$  hinzukommen, wo  $v$  die der Geschwindigkeit der Warze zugehörige Höhe ist. Hieraus findet man, nach bekannten Principien

$$dv = v d\alpha \cdot \left\{ \frac{P - q - Q \sin. \alpha - \frac{2v}{r} Q \sin. \alpha \cos. \alpha}{\Pi + Q \sin.^2 \alpha} \right\}$$

wo man im zweyten Gliede ohne Bedenken  $v = h$  der mittleren Geschwindigkeitshöhe gleich setzen kann. Die Integration und fodann die Voraussetzung, daß sowohl für  $\alpha = 0$ , als  $\alpha = 90^\circ$ ,  $v = h$  seyn soll, giebt die Hauptformel

$$\frac{Q}{P - q} = \frac{(P - q) \pi r \sqrt{\frac{Q}{\Pi}} - 2 Q h \sqrt{\frac{\Pi + Q}{Q}} \log. \text{nat.} \left( 1 + \frac{Q}{\Pi} \right)}{(P - q) \cdot r \cdot \log. \text{nat.} \left( 1 + \sqrt{\frac{Q}{\Pi + Q}} \right) \left( 1 - \sqrt{\frac{Q}{\Pi + Q}} \right)}$$

Bringt man die Centrifugalkraft nicht mit in die Rechnung, so ergeben sich, wie der Vf. bemerkt, Folgerungen, die nicht bestehen können. Die ferneren Untersuchungen und die Anwendung auf den doppelten Krummzapfen müssen wir übergehen.

*Höhere Mechanik flüssiger Körper.* 1 Cap. *Vom Druck der flüssigen Massen auf die Wände*; wie auch vom Drucke der *halbflüssigen Massen*. Unter letztern versteht der Vf. solche Massen, wie Sand, Körner u. dgl., und sucht den lothrechten Druck zu bestimmen, welchen ein Balken leidet, der in einer solchen Körnermasse liegt, wenn unter ihm, durch Zusammen sinken des Kornes, ein leerer Raum entstanden ist. Ausser der Masse, welche senkrecht über dem Balken liegt, übt auch eine seitwärts liegende prismatische Masse, welche ein Bestreben gegen den Balken hin abzusinken hat, einen solchen Druck aus. Nimmt man die noch unbekannte horizontale Breite dieser Masse unbestimmt an, und setzt den Reibungs-Coefficienten als bekannt voraus, so erhält man einen Ausdruck für jenen Druck. Um aber jene unbestimmte Breite so festzusetzen, wie sie wirklich angenommen werden muß, sucht man denjenigen Werth derselben, wobey der Druck am größten wird. — Eine ähnliche Methode hat für den horizontalen Druck auf Futtermauern ein Hr. Brünings angegeben, wie man aus dem 4 Bde von *Woltmans Beyträgen zur hydraulischen Architektur* weiß; Hr. L. erwähnt dieses Brünings nicht, scheint aber anzudeuten, daß er ganz von selbst auf diese Methode gekommen sey. 2 Cap. *Nachträge zur Lehre von den Wasserrädern.* 3 Cap. *Vom Ausflusse des Wassers aus beständig voll erhaltenen Gefäßen, und vom Ausflusse durch Röhrenleitungen und offene Kanäle.* Formeln für den Ausfluß aus größeren Öffnungen von bestimmter Figur, bey denen wohl hätte mögen angemerkt werden, daß sie sämmtlich nicht ganz streng theoretisch begründet sind. Übrigens fragen wir hier wieder, ob es wohl rathsam sey, auf empirische Formeln so viele weit fortgeführte Schlüsse zu bauen. — Wenigstens möchte es gut seyn, den Schüler vor dem Reize des angenehmen Fortbauens auf einem Grunde, der für ein solches Gebäude nicht sicher genug ist, zu warnen. — Die Klage über Hn. Prony's Unkunde der deutschen Literatur, steht in einem Handbuche eben nicht am rechten Orte. — Die beiden letzten Abschnitte handeln von den *Saug- und Druckwerken*.

Diese Inhaltsanzeige wird hinreichen, um zu zeigen, daß Hr. L. seinem Buche dadurch einen Vorzug zu geben gesucht hat, daß er Materien mit aufnahm, die man sonst in Lehrbüchern nicht findet; dagegen möchte in Rücksicht der Anordnung und des Vortrags Manches einer Verbesserung fähig seyn. Manche breit und schwerfällig ausgedrückte Aufgaben ließe sich leicht mit halb so vielen Worten deutlicher ausdrücken. Zu Sprachfehlern gehören die Worte: *durchlösen*, *vorkinig* (S. 449) und andere.

LEIPZIG, b. Kummer: *Grundriss der gesamten reinen höheren Mathematik u. s. w. zum Selbstunterrichte* abgefaßt von D. Joh. Carl Fischer, Prof. der Phil. zu Jena (nunmehr zu Dortmund.) I Band. Mit 6 Kupfert. VIII u. 671 S. II Band. Mit 6 Kpf. VII u. 678 S. 1807. gr. 8. (6 Thlr.)

Der Vf., welcher durch mehrere Werke über die Physik, ihre Geschichte und Hilfswissenschaften rühmlichst bekannt ist, liefert uns hier den Anfang eines neuen literarischen Unternehmens, das einen günstigen Erfolg zu leisten, und nach der in der Vorrede mit wenigen Worten angezeigten Schilderung, ein wichtiges Ganzes zu werden verspricht. Zwar haben wir seit der Mitte des 16. Jahrh. Anleitungen aller Art genug, um diesen oder jenen Theil der reinen Mathematik, zum öffentlichen sowohl als zum Selbstunterrichte, daraus zu erlernen; aber alle bisherigen Hand- und Lehrbücher erstrecken sich meist auf die Elementarkenntnisse der gemischten Mathematik; und diejenigen, welche bloß der höheren gewidmet sind, enthalten den Unterricht, den sie vortragen, entweder zu unvollständig, oder, wenn sie über die gewöhnlichen Erfordernisse eines Lehrbuchs hinausgehen, in keiner analogen Ordnung, wodurch nicht selten der wahre systematische Gesichtspunkt verrückt wird, den zumal der Lehrer der höheren Mathematik nie aus dem Auge verlieren sollte. In diesen Fehler verfiel sogar der unsterbliche Newton, so sehr auch übrigens seine ruhmvollen Schriften das Gepräge eines der scharfsinnigsten Denker seiner Zeit führen, welches besonders aus dessen *Philosoph. natural. princ. mathematica* (editio ult. Amst. 1714. gr. 4) und seiner *Arithmetica universalis etc.* (L. B. 1732. gr. 4) hervorgeht. Selbst Euler, Lambert, Kästner, la Grange, le Gendre u. m. a. treffliche Männer, welche in der letzten Hälfte des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts mit ihren verdienstvollen Schriften über die höhere Mathematik und ihre einzelnen Theile der Welt vorgeleuchtet haben, sind nicht immer der systematischen Form treu geblieben. Hr. F. hat daher ganz recht, daß, nach dem jetzigen Zustande unserer Kenntnisse, es gewiß keine ungerechte Forderung sey, daß derjenige, welcher auf Gelehrsamkeit Anspruch machen will, in den höheren Theilen der Mathematik eine gewisse Fertigkeit erlangt haben müsse. Um diese zu befördern, da es ohnehin an einem vollständigen System dieser Art fehle, ist das vorliegende Werk bestimmt. Dieser Zweck ist, nach den vorliegenden Bänden zu urtheilen, wirklich erfüllt. Überall trifft man Deutlichkeit im Vortrage an, der in der Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände mit einer vollständigen mathematischen Schärfe verbunden wird. Was von der gemeinen Rechenkunst, der Algebra, Differential-Integral- u. Variations-Rechnung, nebst ihren Anwendungen auf continuirliche Größen, im I Bd. abgehandelt wird, ist in 31 C. enthalten, wovon auch nicht ein einziges sich mit der gemeinen Arithmetik (*Arithmetica numerosa*) beschäftigt. Alles wird nach den reinen

Grundsätzen der höheren Mathematik, nach einem rein mathematischen Lehrbegriffe vorgetragen und erläutert, ohne der Verständlichkeit für diejenigen zu schaden, die an eine Lehrmethode der Art gewöhnt sind. Für solche, aber auch bloß für diese, ist dies vortreffliche Werk geeignet, und zum zweckmäßigen Gebrauche bey dem Selbstunterrichte nach der Absicht des Vfs. bestimmt. Alle Anderen, die sich bloß der mechanischen Rechenkunst widmen, ohne höhere mathematische Kenntniß der Arithmetik dabey erlangen zu wollen, finden in mehreren hundert Rechenbüchern, die von jeher und seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften in Europa, in allen Trivialschulen gebraucht wurden, und ferner noch in Anwendung gebracht werden, ihre hinlängliche Befriedigung, weil sie durchgängig — jedoch mit gewissen Ausnahmen einzelner scharfsinniger Köpfe, die weiter zu gehen wünschen, und denen daher dieser *Grundriss* etc. des Hn. F. ein willkommenes Geschenk seyn wird — nicht weiter gehen wollen, als ihr mechanisch rechnender Lehrmeister sie in ihrer Jugend gebracht hat.

Im zweyten Bande ist Hr. F., bey Festsetzung der ersten Gründe der Differentialrechnung, dem sel. Kästner gefolgt, und hat sich bemüht, sie noch anschaulicher zu machen. Euler's Vorstellungen, die Differentiale als wichtige Nullen zu betrachten, kann, seiner Meinung nach, eben so wenig zugelassen werden, als Hn. Langsdorf's neuliche Begründung der Differentialrechnung auf den Satz, daß die Theilbarkeit der Größen nur bis auf gewisse Grenzen gehe, und daher nicht unendlich sey.

Das Einzige, was uns zur Vervollständigung dieses Werks noch zu wünschen übrig bleibt, besteht darin: daß es dem Vf. gefallen hätte, bey dieser oder jener Erfindung der besseren Behandlungsart eines Gegenstandes, oder in Erweiterung einer mathematischen Methode, den Ort, wo zuerst dieser Erfindung erwähnt wird, literarisch genau anzuzeigen, und entweder in kurzen Absätzen im Texte, oder in gedrängten Noten unter demselben von ihrem Erfinder und der Veranlassung zu der Entdeckung, eine historische Notiz, mit Rücksicht auf die Schriften, die davon handeln, zu geben. Darin müssen wir Deutschen deutsche Gründlichkeit in Erweiterung der systematischen Ordnung für die Verbreitung der Wissenschaften überhaupt beybehalten, und durchaus nicht die Flüchtigkeit der Ausländer nachahmen. Der Ausdruck S. 241: „Schon vor einigen hundert Jahren hat der berühmte Cardan oder vielmehr Scipio Ferrei, eine solche allgemeine Formel (die cubische Gleichung  $x^3 + px = q$  aufzulösen) entdeckt, — scheint diese Nachahmung bestätigen zu wollen, anderer Fälle nicht zu gedenken. Wir bitten daher Hn. Prof. F., die Manier Kästner's und aller deutschen Mathematiker vom ersten Range, welche er selbst in seinem *physikalischen Wörterbuche* beobachtet hat, auch bey einer neuen Ausgabe dieses Werks zu befolgen.

M — son.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 16 M Ä R Z, 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Angabe des Druckorts: *Mondstein - Würfe*, von *Zebedäus Kukuk* dem jüngern, erschlagenen Feld-Hauptmann der geschlagenen Reichsstadt Eulenhäusen. Im ersten Jahre des ewigen Friedens. 190 S. 8. (21 Gr.)

Kaum hatte man sich von dem ersten Entsetzen über das Mißgeschick der preussischen Adler an jenem ewig denkwürdigen 14 October erholt, so erscholl auch aus allen Gegenden der zertrümmerten Monarchie die einstimmige Frage: wie konnte dieß unbegreifliche Ereigniß möglich werden? und tausend Federn setzten sich in Bewegung sie zu beantworten. Nicht zufrieden, den wahrscheinlichen Veranlassungen der beyspiellofen Niederlagen eines bis dahin so furchtbar geglaubten Heeres nachzuforschen, wußten sie bald aus dem Verfall der Religion, aus dem Greisenalter der Heerführer, vorzüglich aber aus der Unwissenheit und Entartung der adelichen Officiere die Nothwendigkeit dieses Erfolgs auf das bündigste *a priori* zu erweisen. Die Augen der militärisch-politischen Dilettanten schienen plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, so hell geworden zu seyn, daß man, bey ihren Demonstrationen, über die Begebenheiten selbst sich gar nicht mehr wundern konnte, wohl aber darüber, daß diese rüstigen Erklärer ihr Licht so lange unter dem Scheffel verborgen gehalten hatten.

In diesem Zeitpunkt glaubte auch der Neffe des, durch die *Bagatellen aus dem zweyten Feldzuge am Mittelrhein* dem Publicum wohlbekannten, älteren Hn. *Zebedäus Kukuk* sein Scherflein zu Berichtigung der öffentlichen Meinung beytragen zu müssen. Obgleich bey Jena auf dem Bette der Ehren gefallen, nimmt er doch als Mondsbewohner noch warmen Antheil an den Angelegenheiten der Erde; er schrieb seine Gedanken auf Asbest-Rollen nieder, und gab sie einem Mondsteine mit, der gerade von seinem Planeten auf den unsrigen herabgeschleudert wurde. Durch einen glücklichen Zufall mußte Hn. *Kukuk*s ehemaliger Reitknecht sie finden, der sie dann mit einer Zueignung an den „laut verklagten Wehr- und hart geplagten Nähr-Stand“ der Welt bekannt zu machen eilte. Unter diesem Vehikel trägt der Vf. seine Ansichten der Dinge in einem launigen Tone vor, der, wo es der Ernst des Stoffes erfordert, zu einer sehr edlen Sprache sich erhebend, dann wieder mit seinem Gegenstande spielend und den Leser stets an J. A. L. Z. 1808. *Erster Band.*

genehm unterhaltend, nie die Grenzen des guten Scherzes überschreitet.

Werke dieser Art leiden keine scharfe Absonderung der Materien, die Gegenstände müssen sich von selbst darzubieten scheinen, so wie der Vortrag von dem Einen zu dem Anderen hinübergleitet. Ohne weitläufige Erzählung schon zu oft erzählter Begebenheiten begnügt sich Hr. *Kukuk* mit der Aufstellung eines mit wenigen Strichen gezeichneten, anschaulichen Gemäldes der Zerrüttung einer durch verkehrte Anstalten und eine unglückliche Schlacht aufgelöseten Masse, wodurch es begreiflich wird, wie eine Armee, ohne feig zu seyn, nach einer einzigen Niederlage so völlig vernichtet werden konnte. Er sucht dabey die Ehre des so hart beschuldigten preussischen Officier-Corps zu retten, und giebt zuletzt einige, aus den gemachten Erfahrungen abgezogene, Regeln für die künftige Organisation der norddeutschen Heere.

Unterfuchungen über die Fehler der Staatsmänner und Feldherren gehören nicht vor das Forum eines launigen Schriftstellers; nur kleine Streifereyen in das Gebiet der Politik und der Kriegskunst erlaubt sich der Vf. da, wo sie ihm nöthig waren, um die von fern und unmittelbar wirkenden Ursachen des Unglücks der preussischen Heere anzudeuten. Er schildert weniger die Begebenheiten, als die Zustände, aus welchen die Erfolge von selbst sich erklären; und wo die Verblendung der Lenker, an denen jede Warnung und das Beyspiel des Nachbarstaates verloren ging, ganz unbegreiflich scheint, da nimmt er seine Zuflucht zu einem höheren Verhängnisse, das „die vereinte Intelligenz der Lichter des Staates und der Armee verwirrte, und, trotz alles Sinnens, Ringens und Abouchirens, die wirklichen Kriegsräthe zu Titularen oder Ahitopheln machte.“

„Ein Blick auf die Karte,“ sagt er, „auf diese aus lauter Grenzen bestehenden Ländergruppen, und ein zweyter auf die *Gemüthsstimmung* dieser sarnatischen Süd- und Ost- und dieser germanischen Neu-Preussen unseres Heeres, entzaubert zum Theil schon das Wunder des Erfolgs.“ Das Verfahren bey der Besitznehmung der neueren Provinzen war nicht geeignet uns die Herzen zu gewinnen, „ein unsanftes militärisch-despotisches Joch sollte verwöhnten Priesterheerden und den Bürgern freyer Reichsstädte, von drückender Einquartierung unterstützt, annehmlich gemacht werden, und um das reizbare, verachtete, hochempörte Volk der Polen zu verschauen, erkiesete man ihr Vaterland zur Cayenne des Mut-

terstaates. Als endlich beym herannahenden Ausbruch des Krieges „das große, gewagte Spiel sich immer mehr verwickelte, begann man erst noch zu zaudern und sich zu bedenken. Man wollte die Taube der bürgerlichen Rechtlichkeit mit der Schlange der höfischen (?) Politik verbinden, und in der Rolle des Schöpfers die Rücksichten des Geschöpfes nicht aufgeben. Da wurden die Freunde kalt, die Feinde kühn, die Bundsgenossen scheu und zweydeutig. — Dem Heere fehlte der Eine, an dem der Glaube der Soldaten haften konnte, der Kriegsgott dem Volke, das nur Laren und Penaten hatte.“ — Das warnende nahe Beyspiel erregte vielleicht in manchem Zweifler Gedanken, die er in der allgemeinen Stimmung nicht laut werden ließ, aber tiefer als Österreich sinken zu können, das hielt man doch für unmöglich, dazu hatten Alle noch eine zu gute Meinung von Feldherren, die zum Theil Friedrichs Kriegsgefährten gewesen waren, und indem jeder Preusse die Sache seines Staates für die Gute zu halten geneigt war, mußte die poetische Gerechtigkeit die Stelle jener schönen Zuversicht vertreten, welche allein zum Siege führt.“

Bey dem jüngeren Theil der Officiere äußerte sich die Freude über den Krieg laut und allgemein. Man hat ihnen dieses nach dem unglücklichen Ausgang zum Verbrechen gemacht; aber wenn auch Aussicht auf Beförderung, Eitelkeit auf das Interessante der Lage der den Gefahren und dem Tode entgegenziehenden Vaterlandsvertheidiger, vielleicht auch die gehoffte Ruhe vor drückenden Schuldern dabey mitwirkten: sollten sie denn über die Gelegenheit, endlich einmal ihre Bestimmung zu erfüllen, nicht froh seyn? „Die schlagfertige Jugend des Heeres hatte ja lange genug auf den zukünftigen Lorbeern geruhet, um den Zahlungstag für anticipirte Auszeichnung und Ehre herbeywünschen zu dürfen.“

Ein kurzer Herbsttag zertrümmerte alle kühnen Hoffnungen, alle gemäßigteren Erwartungen; und kaum dem Augenschein trauend, sahen die entfernten Provinzen, welche jene Hoffnungen getheilt und zu voreiliger Siegesnachrichten sich erfreuet hatten, die vereinzelter, flüchtigen Reste des Heeres vorüber eilen. Auf das Erstaunen folgte der Unwillen, und dieser traf um desto schonungsloser den Officierstand, da jetzt in der aufgelöseten bürgerlichen Ordnung des unglücklichen Staates alle Leidenschaften den Zügel abwarfen, und der langverhaltene Groll der Einen Classe nun mit reichem Masse der Anderen die Zurücksetzung vergehen konnte, unter welcher sie seit einem halben Jahrhundert sich gedrückt gefühlt hatte. Zwar ist es nicht zu leugnen, daß die jüngeren Krieger zum großen Theil durch manche Thorheit, durch Prahlerey und ein verachtendes Betragen gegen andere Stände, diesen gegründete Ursachen zur Unzufriedenheit gegeben haben konnten; aber mußten sie deshalb ohne weiteren Beweis der Feigheit, der Nichterfüllung ihrer Pflichten beschuldigt werden? Mußten selbst vorzügliche Schriftsteller sich mit dem Trost vereinigen, um verlaufe-

nen Soldaten die nachher von ihnen selbst widerrufene Sage nachzuerzählen, daß ganze Regimenter von ihren Officieren verlassen worden wären? Hat man nur ein einziges Beyspiel zur Unterstützung dieser so keck hingeschriebenen Behauptungen anführen können? Man macht den Subalternen die Gefangenschaft, das gegebene Ehrenwort zum Vorwurf, man verlangt, daß sie sich hätten den, von ihren Befehlshabern, oft ohne ihr Wissen, geschlossenen Capitulationen widersetzen sollen; kannte man aber auch die Beschränkung ihres Wirkungskreises, als man ihnen die Schuld alles Unglücks aufzubürden, wetteiferte? Es ist sehr wahr, daß in der Entscheidung großer Momente der kräftige Wille des Einzelnen oft das Unglaubliche vermag; aber waren denn nicht alle unsere Einrichtungen darauf berechnet, daß das Einzelne in dem Ganzen untergehen mußte? Der Strahl des Enthusiasmus für das Vaterland muß auf brennbaren Stoff treffen, wenn er zünden soll, „was aber bleibt dem an seinen Zug gebundenen Führer, der, willig oder nicht, höheren Anordnungen folgen muß, wohl übrig, wenn die Rote der fremden oder gezwungenen Söldlinge die Flucht zur Flucht giebt, wenn weder das beschwörende, noch das befehlende, noch das flehende Wort ein Ohr, die Drohung wilden Widerstand, das bessere Beyspiel keine Folger findet, und der böse Geist der Auflösung die wenigen, vereinzelter Strebepfeiler der Ordnung und der Ehre im tauben Wahnsinn mit hinwegreißt? Verzweiflungsvoll im Strome fortzuschwimmen, oder, was selbst hier und da geschah, sich wehr- und zwecklos der Willkühr des Feindes preis zu geben! Ach, nur wenigen gelang es, mit der Ehre ihres Paniers zu fallen, die Fluth ergriff auch die Widerstrebenden, und der Dämon der eifernen Nothwendigkeit drückte ihnen, statt des entwundenen Schwerdtes, eine Feder in die Hand, um die feyerliche Lossagung von dem Geschehne dieses Krieges zu unterzeichnen.“

Die geheimen Berichte dreier sächsischer Generale nach der Schlacht von Kesselsdorf unterbrechen diese Apologie, indem sie ihr, durch die naive Originalität des in ihnen enthaltenen treuen Gemäldes von dem Zustande eines geschlagenen Heeres, zur Unterstützung dienen. Nur durch eigene traurige Erfahrung, meint der Vf., sey es möglich, von der Lage der Dinge in solchen Momenten eine richtige Idee zu fassen, da lerne man anders urtheilen, als jene strengen Richter, die fern vom Schauplatz der Begebenheiten „zu allem Muth fühlen und für alles Rath wissen, so lange weder Muth noch Rath von Nöthen ist, und der Riese des Drangfals nur noch unter dem Horizont ihres Gesichtskreises umgeht.“ —

Rec. übergeht die nachfolgenden Vorschläge zur Verbesserung unserer militärischen Einrichtungen mit der Bemerkung, daß, wenn darinauch bey weitem nicht alles gesagt, das Gesagte doch durchaus praktisch und zweckmäßig ist. Er wünscht von Herzen, daß man bey der Wiederherstellung der bey-

Jena und Auerstädt zu Grunde gerichteten Armeen endlich einmal mit Ernst auf diese schon oft gesagten Wahrheiten Rücksicht nehmen, und nicht wieder den guten Stoff durch die Thorheit und Pedanterey beschränkter Machthaber möge verderben lassen. Aus diesem Grunde glaubt das Büchlein eben so sehr den militärischen Lesern, als wegen seines Hauptinhalts dem Publicum im Allgemeinen empfehlen zu können. Die angeführten Stellen mögen als Proben von dem Geist und Ton des Ganzen dienen, das nicht in die Classe der historischen oder militärischen Schriften gehört, sondern als für sich bestehendes Kunstwerk in einer selten mit so vielem Glück bearbeiteten Gattung betrachtet werden muß. Einen fließenden, belebten Vortrag ist man von dem bekannten Vf. gewohnt, und es gereicht diesem Werke zum Vorzug, daß er sich dabey nicht der Üppigkeit einer oft zu blühenden Phantasie überlassen, dagegen aber desto größeren Fleiß auf die Reinigkeit der Sprache und die Bestimmtheit des Ausdrucks gewendet hat. Nur ein paar kleine Nachlässigkeiten sind der Sorgfalt seiner Feile entgangen: z. B. die (S. 17) der bürgerlichen Rechtlichkeit entgegenge-setzte *höfische* Politik. Der Contrast wäre ganz richtig, wenn der Vf. von der Politik *an* Höfen spräche; er meint aber die Politik *der* Höfe, die Staatskunst im eigentlichen Sinn, die wenigstens durch die Wichtigkeit ihrer Zwecke geadelt wird, nicht die nach kleinlichen Zielen strebende, den Hoffeuten gewöhnlich zugeschriebene, gewandte oder schlaue Handlungsweise, und nur auf diese paßt das Beywort: *höfisch*. — Der *Gediente* (S. 136) wird zwar durch den vorhergehenden *Gedienten* entschuldigt, aber auch bey diesem hätte die Klippe des activ gebrauchten, ursprünglich passiven, Particips der Vergangenheit bey einem Zeitwort der Mittelgattung lieber durch eine Umschreibung vermieden werden sollen, damit nicht der *gediente Soldat* einst in die Verlegenheit komme, den *gerittenen*, oder gar den *gerittenen Stallmeister* in Schutz nehmen zu müssen. — Der *Helene* für: der *Helene* in der Stelle (S. 32): „das *Fatum* nennt es der Helene“ ist wohl nur ein Druckfehler; aber er entstellt den Sinn, weil man dadurch bewogen wird zu glauben, das *Fatum* stehe im Nominativ, und die *Helene* im Genitiv. Kf.

1) *Germanien: Galerie de Caractères Prussiens*. 1808. XII u. 402 S. 8. (2 Thlr.)

2) *Germanien: Galerie preussischer Charaktere*. 1808. V u. 498 S. 8. (2 Thlr.)

Dem vorgeblichen Original (No. 1) ist das Bruchstück eines Briefes vorgesetzt, welches erklären soll, wie das Werk zum Drucke gekommen:

*Je tiens ce manuscrit de la troisième ou de la quatrième main; chargé de le faire imprimer, on ne me donna que très peu de temps pour me décider. Ne trouvant rien dans l'ouvrage de contraire à l'état, à la religion ou aux bonnes mœurs, je consentis à ce qu'on me le demandât, et je le fis d'autant plus volontiers qu'on me permit sur mes représentations par écrit, de supprimer quelques articles et de retrancher quelques passages dans d'autres etc.*

Daß dies nichts als Erdichtung sey, wissen wir bereits aus öffentlichen Blättern. Wir wissen aus denselben

Mehreres, was hier nicht wiederholt werden soll. Überhaupt führen wir das Werk in den Annalen der Literatur nur als traurigen Beweis auf, bis zu welchem Grade die Entehrung der Schriftstellerey von guten Köpfen getrieben werden kann. Die Stimme des Publicums hat über das Beginnen schon gerichtet; der Verleger ist verantwortlich gemacht, das Buch confiscirt worden. Ein Mann von Ehre und Rechtlichkeit, Hr. Prof. *Ancillon*, hat eine merkwürdige, mit dessen eigenen Worten hier S. 78—82 ausgestattete Erzählung, welche, wenn sie wahr wäre, ihm zur Ehre, dem verst. Prinz Louis und ein paar anderen würdigen Männern zum Schimpf gereichen würde, laut und öffentlich für — Unwahrheit erklärt. Was bedarf es weiteres Zeugnisses gegen das, worüber noch kein öffentliches Veto ausgesprochen worden? Wie will der Vf. diese unwürdige Schreiberey entschuldigen? War sein Patriotismus so lebendig, daß er schreiben mußte: warum log er? Trauerte er über wahrgenommene Entartung eines Staates, seufzte er über sein eigenes Schicksal, und wollte für jenen oder für sich besseres wirken: konnte er diesen Zweck durch eine Schrift erreichen, welche, wenn man ihr auch alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, doch für nichts weiter, als eine gut stylisirte Schmähschrift genommen werden kann?

*Fur es, ait Pedio. Pedius quid? crimina raris  
Libris in antithetis. Doctas possuisse figuras  
Laudatur. Bellum hoc. Hoc bellum? an Romule ceves?  
Men moveat? quippe et, cantet si naufragus, assem  
Protulerim? cantas, quum fracta te in trabe pictum  
Ex humero portes. Verum, nunc nocte paratum,  
Plorabit, qui me volet incurvasse querela.* PERSIUS.

1) *DUISBURG u. ESSEN, b. Bädcker u. Comp. 1. Parabeln* von Friedrich Adolph Krummacker, D. u. Prof. der Theologie auf der Universität zu Duisburg. 2tes Bdchen. 1807. 228 S. 1stes Bdchn. 2te. verbeß. u. verm. Aufl. 1808. XXI u. 236 S. 8. (2 Thlr.)

2) *Ebendaf.: Festbüchlein*. Eine Schrift für das Volk von F. A. Krummacker. 1stes Bdchen. Der Sonntag. 1808. VII u. 136 S. 8. (9 Gr.)

Den Zweck und die Vorzüge von No. 1 haben wir bey der Anzeige des ersten Bandes der ersten Auflage (1804 No. 299) dargelegt. Unsere Hoffnung hat uns nicht getäuscht. Das Büchlein ist fleißig gelesen; es ist bald eine neue Ausgabe nöthig worden. Wir dürfen jetzt nur hinzufügen, daß der zweyte Band eine würdige Zugabe des ersten ist, und wollen dießmal, zur Probe, eine der kleinsten Parabeln mittheilen:

#### *Die Moosrose.*

Der Engel, der die Blumen verpflügt und in stiller Nacht den Thau darauf träufelt, schlummerte an einem Frühlingstage im Schatten eines Rosenstrauchs.

Und als er erwachte, da sprach er mit freundlichen Antlitz: Lieblichstes meiner Kinder, ich danke dir für deinen erquickenden Wohlgeruch und für deinen kühlenden Schatten. Könntest du dir noch eine Gabe erbitten, wie gern würd' ich dir sie gewähren!

So schmücke mich mit einem neuen Reize. — Siehete darauf der Geist des Rosenstrauchs. — Und der Blumenengel schmückte die schönste der Blumen mit einfachem Moos.

Auhh No. 2 athmet einen kindlichen frommen Sinn, und wird gleichgestimmte Herzen belehren und rühren. Der Zweck dieses *Festbüchleins* ist, dem christlichen Volke Achtung und Liebe gegen seine Feste einzuflößen, und ihn zugleich den Sinn und die Bedeutung derselben zu entwickeln. Die geschichtlichen Ereignisse, auf welche die eigentlich christlichen Feste sich beziehen, erzählt es mit

Einfalt, besinget es auch wohl, jedoch mit weniger Glück. Dem *Sonntags*, welcher dieses erste Bändchen begreift, sollen die anderen Feste, das Christfest, Neujahrsfest u. f. m. folgen. Wir wünschen, daß Schullehrer dieses Büchlein in ihren Schulen gebrauchen, und durch beygefügte Erläuterungen die Lectüre desselben fruchtbarer machen.

M. G.

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) *Amsterdam*, im Kunst- und Industrie - Comptoir: *Lettre à Madame la Comtesse F. de B.* contenant un récit des événements qui se sont passés à Lubek dans la journée du jeudi 6 Novembre 1806, et les suivantes. 1807. 78 S. 8. (brofschirt.)

2) Ebendasselbst: *Villers Brief an die Gräfin F. d. B.* enthaltend eine Nachricht von den Begebenheiten, die zu Lübeck an dem Tage, Donnerstag den 6ten November 1806 und folgenden vorgefallen sind. Aus dem Französischen übersetzt. 1807. 96 S. 8. (brofschirt 12 Gr.)

3) *Dresden*, b. Arnold: *Bericht über das Gefecht bey Saalfeld am 10 October 1806.* Mit einer vollständigen Situationskarte. 1807. 1½ Bogen. 4. (10 Gr.)

4) *Jena*, ohne Anzeige des Verlegers: *Die wahrscheinlichen Hauptursachen der Unglücksfälle bey (?) den deutschen Waffen im Jahr 1806.* Aus den Bemerkungen eines Augenzeugen. 1807. 46 S. 8. brofschirt. (8 Gr.)

5) *Berlin*, ohne Anzeige des Verlegers: *Grundlinien zur Reorganisation der Armeen eines sich wieder consolidirenden Staates.* Den preussischen Patrioten zur Beherzigung vorgelegt von einem preussischen Ex - Officier. 1807. 61 S. 8. gebestet 8 Gr.

No. 1. Ein düsteres und doch nur zu treues Gemälde einer der schauderhaftesten Scenen des nun beendigten Krieges, das aber keinen Auszug leidet. Der Vf., Hr. von Villers, erzählt einfach, ohne Übertreibung und ohne die Sittlichkeit durch zu deutliches Ausmalen einzelner Gruppen zu beleidigen; aber seine Rede fließt aus einem, durch den Anblick der Barbarey und des Jammers, deren Zeuge er war, tief verwundeten Herzen. Er spricht mit großer Bescheidenheit von dem, was er in diesen Tagen des Schreckens selbst zur Erleichterung des allgemeinen und partiellen Elends that, und läßt sich, so wenig er auch der häufigen Veranlassung, Betrachtungen anzustellen, ausweicht, doch selten zu Declamationen hinreissen.

Die deutsche Übersetzung (No. 2) ist treu, aber fleißig und unbeholfen wie der Titel.

Die Verlagshandlung von No. 3 hatte wahrscheinlich einen alten Plan der Gegend von Saalfeld, den sie noch benutzen wollte; sie ließ die verschiedenen Positionen der Truppen hineintragen, und verschaffte sich eine Relation von dem Gefechte. Einen verständigen Zeichner kann sie bey dieser Operation nicht zu Rathe gezogen haben, denn die successiven Stellungen erscheinen aus Mangel an unterscheidenden Merkzeichen so confus durch einander geworfen, daß kein Mensch sich von der Art, wie die Truppen jedesmal standen, einen deutlichen Begriff machen kann. Von dem Plane läßt sich weiter nichts sagen, als daß er sauber gestochen ist; zu der auf dem Titel versprochenen Vollständigkeit fehlt ihm eine richtige Darstellung der Abdachungen der Berge und der Ufer. Zu mehrerer Deutlichkeit hat man 29 nicht erklärte Ziffern stehen lassen, und 9 andere gleichgestakete, von 1 bis 9, hinzugesetzt, wo die alten nicht passen wollten, so, daß nun die Erklärung der Zeichen ganz verwirrt wird, und man jederzeit erst rathen muß, welche 1 oder welche 4 wohl gemeint seyn könnte. Die Orte *Garsdorf*, *Blankenberg*, *Preglitz*, *Wiebach*, der Karte, heißen im Bericht: *Garsdorf*, *Blankenburg*, *Priediep*, *Wiebach*; Frösten für Crösten kann ein Druckfehler seyn, weil es nur einmal vorkommt. Mit

gleicher Nachlässigkeit sind auf dem Plan vier anrückende französische Colonnen gezeichnet, da doch die Nachweisung und der Bericht nur von dreien wissen. Dieser Bericht scheint nun, bis auf die unrichtig erzählten Umstände von dem Tode des Prinzen, so ziemlich buchstäblich wahr zu seyn; aber er ist bey aller Weitschweifigkeit doch sehr dürftig und gewährt durchaus keine Übersicht. Ermüdend ist die wiederholte, breite Aufzählung der Corps und der Namen; und das an einzelne Personen freygebig ausgespendete Lob hätte ganz wegleiben sollen. Mit ängstlicher Genauigkeit wird jeder unbedeutende Auftrag angegeben, der etwa einen Subaltern - Officier abhielt, an dem Gefechte Antheil zu nehmen, und mit beynahe komischer Naivetät erwähnt der Vf. die Unfälle nicht nur *braver*, sondern auch *würdiger Männer*.

4) Um die voreiligen Urtheile über die militärischen Begebenheiten der letzten Jahre zu berichtigen, sollen hier, nach einem auf Laune Anspruch machenden Eingange, die wahren Gründe der Niederlagen der deutschen Heere aufgesucht werden. Der Vf. handelt sie unter 8 Titeln ab, verliert aber dabey die Deutschen bald aus den Augen, um sich bloß mit der preussischen Armee, und bey dieser auch nur mit dem hohnloshischen Corps zu beschäftigen. Nach einer möglichen Verdon des Zusatzes auf dem Titel geht das ganz natürlich zu; denn diese Blätter enthalten weiter nichts, als eine aus dem *Bericht eines Augenzeugen u. f. w.* (Tübingen bey Cotta) abgezogene systematische Nutzenanwendung.

5) „Es soll keine stehende Armee seyn, sondern eine General-Conscription, wo die Officiere bis auf den Hauptmann herab bezahlt werden, die übrigen aber nebst den Gemeinen sich selbst equipiren und unterhalten. Kein Privatunterricht wird im Staate geduldet, jeder Bürger muß seine Kinder in die Elementar - Schulen schicken. Nach beendigem Curfus werden hier zuerst die Subaltern - Officiere und Hauptleute ausgehoben, dann die Artilleristen, der Rest aber in Cavallerie und Infanterie getheilt. Aus diesen Schulen geht jeder an sein Gewerbe, ist aber vom 16 bis zum 25 Jahre zum Dienst verpflichtet. Die Conscriptionsbureaus führen die Aufsicht. Alle Sonn- und Fest - Tage sind den Übungen gewidmet. Die Exerciermeister werden in Kriegsseminarien erzogen, welche die untere Classe der Militärschulen ausmachen, die höhere ist eine Bildungsanstalt der Officiere vom Hauptmann aufwärts bis zum Reichsmarschall, der, auch bis zum 51sten Jahre dient. Die Artillerie theilt sich in Artilleristen, zwey auf jedes Canon, welche eine stehende Truppe bilden, und Handlanger; das Fußvolk wird bloß zum Tirailiren angeführt, und die Cavallerie hat eine bestimmte Anzahl Pferde, auf welchen die Mannschaften der Reihe nach reiten; wem diese nicht gerade trifft, der begnügt sich mit einem hölzernen. Das Aufgebot geschieht durch Telegraphie.“ — Der Vf. ist überzeugt, daß ein auf diese Art eingerichteter Staat nicht nur im Kriege, den er bloß in den eroberten Ländern führen will, unüberwindlich, sondern auch im Frieden wohl organisiert seyn müsse. Zum Überschuß fügt er noch eine Kostenberechnung hinzu. Man sieht wohl, daß dies eine militärische Atlantis ist; die nicht viel Neues enthält. Die erforderlichen heftigen Ausfälle gegen die privilegierten Stände sind nicht vergessen. Um seine eigenen früheren Verdienste in Erinnerung zu bringen, theilt uns der Vf. auf den ersten 21 S. Auszüge aus einem Aufsatze mit, in welchem er kurz nach dem preussburger Frieden dem Könige von Preussen einen Plan, zu Errichtung von Gewerbschulen für die reitende Artillerie, vorgelegt hat.

Kf.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 17 M Ä R Z . 1 8 0 8 .

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Formulare und Materialien zu kleinen Amtsreden an Personen aus den gebildeten Ständen*, herausgegeben von D. Joh. Georg Aug. Hacker, kön. sächs. Hofpred. 1806. I Bändchen. IV u. 232 S. II Bändchen. 219 S. III Bdchen. 1807. 221 S. kl. 8. (2 Thlr.)

Die Namen eines Reinhard, des Herausgebers und des Mittagspredigers Frisch in Freyberg, verbürgen es, daß man hier willkommene Beyträge zu den trefflichsten neuen liturgischen Formularen finden werde. Die nähere Ansicht dieser Arbeiten zeigt inzwischen noch, daß diese Sammlung einem gefühlten Bedürfnisse abhilft, und eine Lücke in dem vorhandenen Vorrathe neuer liturgischer Arbeiten ausfüllt. Gerade für die achtungswerthe Classe von Christen, deren geläuterten religiösen Ansichten und Gefühlen sich die meisten dieser Formulare aneignen, ist von den neuen Verbesserern unserer Liturgie am wenigsten gesorgt. Es sind diejenigen, die auf die positiven Lehren des Christenthums einen Werth legen, den Andere verkennen; welche diese positiven Lehren bey den christlichen Religionshandlungen herausgehoben sehen wollen, in die Formulare biblische Stellen eingewebt wünschen, und in den Ideengang bloß religiös-philosophischer Formulare sich nicht zu finden, und die neue Sprache nicht recht zu fassen, wenigstens nicht zu lieben wissen. Für diese nicht unbedeutende Zahl von Christen, so wie für diejenigen Prediger, welche entweder selbst diese Ansichten haben, oder doch bey Amtshandlungen nach Formularen für Sogefinnthe sich umsehen, waren wieder die Formulare der alten Liturgie nicht. Sie entsprachen wegen mancher crasser Ideen und wegen ihrer veralteten Sprache den helleren Ansichten und dem gereinigten Geschmacke dieser gebildeten Anhänger der positiven Christenthumslehren nicht. So mochte der Prediger, welcher bey der Privatfeyer religiöser Handlungen, z. B. der Taufe, freye Wahl der Formulare hat, und pflichtgemäß die Geistesbildung und Ansichten des Zirkels, in dem er sprach, bey seiner Auswahl beachten wollte, öfters in Verlegenheit seyn, für Christen, welche aus dem Standpunkte eines Reinhard die Christenthumslehren betrachten, Formulare im Geiste desselben aufzufinden. Schon längst wünschten wir daher, daß der ehrwürdige Mann das Publicum auch mit einer Sammlung musterhafter Amtsreden beschen-

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

ken möchte. Zum Theil ist dieser Wunsch durch obige Sammlung erfüllt. Sie enthält von ihm ein Formular für die Taufhandlung, eines für die Confirmationshandlung, und zwar bey der Confirmation des Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar, zwey für die eheliche Einsegnung, und fünf für die Abendmahlsfeyer. Für den, der Reinhard's Geist und Sprache kennt, hätte es bey seinen Formularen keiner Namensunterschrift bedurft; so unverkennbar sprechen sich sein frommer Sinn und sein lebendiger Eifer für das Heilige in ihnen aus. Aber auch die Formulare vom Herausg. stehen, im Ganzen genommen, jenen würdig zur Seite. Die übrigen Beyträge hingegen haben nicht gleichen Werth. Wir wollen hier nur einige aus dem dritten Bändchen erwähnen. I. *Formulare und Materialien zu Reden bey der ehelichen Einsegnung*: eines vom Hn. M. Frisch, eines vom Hn. Pastor Seltenreich, und zwey vom Herausgeber. Jenes erste über den Einfluß des ehelichen Lebens auf unsere Veredlung und Beglückung ist zu sehr im trocknen Lehrton abgefaßt, und ohne alle religiöse Berührung; das zweyte aber enthält im gemeinen liturgischen Style, der in Parenthesen auf alle möglichen Fälle Hinficht nimmt, jene ganz gemeinen Ansichten, die man in jedem liturgischen Formulare findet. Die Formulare des Herausg. zeichnen sich auch unter dieser und den übrigen Rubriken vortheilhaft aus. II. *Formulare zu Taufreden*. Zwey von Hn. Seltenreich und zwey vom Herausg. Das erste unter der Aufschrift: Taufformular, dem eine kurze Anrede, welche irgend einen besonderen Umstand berücksichtigt, vorangeschickt wird, enthält bloß ein Gebet, die Eröffnung, daß es Befehl Jesu sey, das Kind zu taufen, das Glaubensbekenntniß und einige Segenswünsche. Hier ist also das Gemeine, das man überall findet, gegeben, und das Wichtige, das dem immer gleichbleibenden Taufformulare voranzuschicken ist, und die Handlung erst erhebend darstellt, vorenthalten. Anziehender durch Benutzung gegebener Umstände ist das zweyte Formular von demselben. V. *Materialien zu Abendmahlsreden*. a) Die Mittheilung eines getrosten Muthes und erquickender Hoffnung bey den Mühseligkeiten und Leiden des Lebens, eine der wohlthätigsten Absichten der Abendmahlsfeyer. b) Das Abendmahl, ein wirksames Mittel der Selbsterkenntniß. Beide vortrefflich! c) *Das Abendmahl ein Beförderungsmittel des Eifers und der Treue in unserm Berufe*, von Hn. M. Frisch. Nur eine specielle Veranlassung konnte die Wahl die-

Ttt

ses Gegenstandes rechtfertigen. Die drey folgenden Aufsätze, vom Herausg., betrachten das Abendmahl als Mittel: d) unser kindliches Vertrauen auf Gott zu stärken, e) unserer geistigen Natur die nöthige Nahrung zu gewähren, und die Macht des inneren Lebens über das äussere zu erhöhen, f) uns zu einem unablässigen Eifer in der Besserung zu ermuntern und zu stärken. Mögen die hier gelieferten Proben den Bewohnern des Königreichs Sachsen das Bedürfnis einer gereinigten Liturgie tief fühlen lassen, und einer Reform der bestehenden Landesliturgie, unter Reinhard's Auspicien, glücklich die Bahn eröffnen! V. Pf.

LEIPZIG, b. Barth: *Moralisches Exempelbuch des Neuen Testaments, oder die christliche Tugendlehre in Gleichnissen, Beyspielen und Erzählungen Jesu und seiner Apostel*, von M. Phil. Wilh. Meusser, Pastor zu Großjehser in der Niederlausitz. 1804. XVI u. 506 S. in 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Der Vf. betrachtet sein Buch als eine Fortsetzung der bey Vieweg d. ält. 1797 erschienenen *Eck'schen* Schrift: *Religion für Menschen, oder der Werth der Lehre Jesu aus seinem bildlichen Vortrage*, welche er als ein sehr brauchbares Buch empfiehlt, indem er es als solches durch seine eigene Erfahrung kennen gelernt habe. Hr. Eck, Pred. zu Lübben in der Niederlausitz, dem bekanntlich einmal seine natürliche Erklärung der Wunder Unannehmlichkeiten zuzogen, hat in der oben angeführten Schrift die Gleichnisreden Jesu für die Glaubenslehre benutzt. Daß gab unserm Vf. Veranlassung, diese vortreffliche Lehrart Jesu für den praktischen Theil der Religion zu bearbeiten, und so entstand dieses Buch, das seiner Absicht rühmlich entspricht. Alle in den Schriften der Evangelisten, und selbst in den apostolischen Briefen enthaltenen Parabeln, sind mit der Sittenlehre auf eine sehr zweckmäßige Art in Verbindung gesetzt, obgleich, nach des Rec. Ansicht, manche Ideen hineingetragen worden sind, an die wohl schwerlich in der Parabel gedacht wird, wovon er weiter unten einige Belege geben wird. Wenn sich der Vf. auf den sichtbaren Nutzen bey seiner Gemeinde beruft, den die catechetische Bearbeitung der Gleichnisreden in der öffentlichen Gottesverehrung gehabt habe: so wird ihm das wohl Jeder gern zugestehen, der sie zu gleicher Absicht benutzt hat, und wir glauben es ihm daher auch recht gern, daß er sein Buch *con amore* ausgearbeitet habe, weil ihn der sichtbare, bey seiner Gemeinde gestiftete Nutzen dabey begleitete, ob er sich gleich in einer Lage befand, die, wie er am Ende der Vorrede versichert, für ihn sehr drückend war, wesswegen er auch um Schonung bittet, wenn das gelehrte Publicum mit seiner Arbeit nicht so zufrieden wäre, als er wünscht. Auf das letztere kann nun freylich die Kritik keine Rücksicht nehmen, wenn es dem Buche selbst an innerem Gehalte fehlt, welches aber hier der Fall nicht ist, da es vielmehr alle Empfehlung verdient. Nach der Vorrede hat er es zunächst für unstudirte Schulleh-

rer und für die erwachsene Jugend bestimmt. Wir befürchten aber, daß er seine Absicht nicht ganz erreichen werde, da viele Vorkenntnisse dazu gehören, wenn von beiden alles gehörig verstanden werden soll, welches man wohl nicht erwarten darf. In dem Schullehrerstande giebt es noch gar zu Viele, die mit der Büchersprache unbekannt sind. Diese verstehen gewis nicht, was *sittlich freye Natur* ist. Wenn es nun aber gleichwohl in ihm einige giebt, die sich gern durch ein solches Buch belehren, wäre es nicht besser gewesen, der Vf. hätte in kurzen Noten diese Ausdrücke erklärt? Dafür hätte manche zu weitläufig gerathene Erklärung abgekürzt werden können. Desto nutzbarer aber wird sein Buch für alle diejenigen seyn, die ihm zu folgen im Stande sind; ja selbst Prediger werden es bey ihren Arbeiten vortrefflich benutzen können.

Das Buch selbst zerfällt außer der Einleitung, wo in 4 Kap. von der Würde und dem Vorzuge des Menschen, vom Gewissen, von der Bestimmung des Menschen, und vom Reiche Gottes oder dem höchsten Gute gehandelt wird, in 3 Abschnitte. Der 1te enthält die allgem. christliche Tugendlehre in 7 Kap., wo das 1te von der Beschaffenheit der christl. Tugendlehre handelt, das 2te von den Moralgesetzen und Triebfedern der christl. Moral, das 3te von den Pflichten und Tugenden, das 4te von den Eigenschaften der Tugend und des Tugendhaften, das 5te von Sünde und Laster, das 6te von der Lasterhaftigkeit, den unmoralischen Zuständen, das 7te von der Besserung des Menschen. Die besondere Tugendlehre des 2ten Abschn. zerfällt in die Pflichten gegen sich selbst, gegen den Nächsten und gegen Gott. In der letzten Abtheilung werden noch die Pflichten in besonderen Umständen, Verhältnissen und gemeinschaftlichen Verbindungen abgehandelt. Der letzte Abschnitt begreift die Lehre von den Mitteln zur Beförderung der Tugend. Man sieht daraus, daß das Buch selbst ein vollständiges System der reinen Moral, im Gegensatz der eudämonistischen, enthält, welche der Vf. geschickt mit den Aussprüchen Jesu und der Apostel zu vereinigen gewußt hat.

Dem Vf. einen Beweis der Aufmerksamkeit und Achtung zu geben, will Rec. noch einige Erinnerungen hinzufügen. Mancher biblischen Stelle hat er eine Erklärung nach seiner Ansicht und seinem Zwecke gegeben, die sie wohl nicht hat. So soll Jesus in dem Gleichnisse von den Arbeitern im Weinberge eine *uneigennützig*e Tugend empfohlen haben, da er doch nur das Vorurtheil der Jünger bestreitet, als hätten sie auf eine vorzügliche Belohnung Anspruch zu machen, weil sie die ersten gewesen wären, die ihm nachgefolgt wären. Belohnung sichert ihnen auch Jesus zu: Ihr werdet sitzen, spricht er, auf den zwölf Stühlen Israels u. s. w. Eben so wenig ist der Sinn der Parabel Matth. 9. 14 — 17, wo von der Unschicklichkeit, einen neuen Lappen auf ein altes unbrauchbares Kleid zu setzen, die Rede ist, getroffen. Nach dem Vf. soll Jesus lehren: wer sich recht bessern will, darf nicht bloß einige auffallende Fehler able-

gen und andere Lieblingsünden beybehalten, er muß von Grund aus sich bessern, alles Böse verabscheuen, jeder Art der Sünde entlagen und ein neuer Mensch werden. Ist diese moralische Deutung nicht sehr gezwungen? Auch der Ungelehrte, wenn sein Verstand gebildet ist, muß das Unnatürliche derselben fühlen. So liegt auch die Möglichkeit einer späten Bekehrung nicht in dem Gleichnisse vom verlorenen Sohne, mehr die Bemerkung, daß eine große Kraft dazu gehöre, sich aus seinem lasterhaften Zustande herauszureißen, wesswegen auch Jesus in dem vorhergehenden Gleichnisse sagt: *es wird Freude seyn im Himmel u. s. w.* Wenn er nun gar den Apostel Paulus als ein Beyspiel der späten Bekehrung anführt: so möchte er sich hier ganz irren, da dieser Mann vor seinem Uebertritte zum Christenthume kein *Lasterhafter*, sondern nur ein *Verblendeter* war, der zwar in der Folge seinen blinden Eifer um das väterliche Gesetz bedauerte, aber seine Verfolgung der Gemeinde Gottes auch damit entschuldigte, daß er es aus Unwissenheit gethan habe. Auch möchte der Vf. wohl schwerlich seine Behauptung rechtfertigen können, daß die Apostel, wie Jesus, den Geist der Uneigennützigkeit befaßten hätten, weil sie von ihm *wie ein Wüster um ihrentwillen* verlangt hätten. Die Geschichte zeigt vielmehr, daß sie anfänglich der Geist des Eigennutzes zu Jesu führte. Freylich waren sie in der Folge andere Männer; aber bey den Lebenszeiten Jesu konnten sie sich noch nicht von allem groben Eigennutze losreißen. Eben so unstatthaft ist die Behauptung bey der Erzählung von den Müttern, die ihre Kinder zu Jesu brachten, damit er sie segne, daß sie die Jünger darum abgehalten hätten, weil sie dabey Aberglauben vermuthet hätten! Sie waren ja damals selbst noch nicht von allem jüdischen Aberglauben frey. S. 102 sagt der Vf.: „ist die Unwissenheit, aus der Jemand sündigt, unvermeidlich, d. h. konnte er in seiner Lage, ohne seine Schuld, keine hellere Erkenntniß erlangen, so bleibt das Unrecht, das er aus Unwissenheit thut, zwar immer Unrecht, Sünde und Gott mißfällig; aber es kann ihm doch nicht zur Strafe gerechnet werden.“ Unmöglich! selbst den Worten des Vfs. nach; denn was Niemanden zur Strafe angerechnet werden kann, ist auch keine Sünde. Warum schreibt der Vf. *immoralisch*? Ist das Wort einmal in die deutsche Sprache aufgenommen, so muß es sich auch nach ihren Gesetzen richten. Man sagt nicht inpolitisch, sondern unpolitisch, folglich auch *unmoralisch*. Bedenklich und für ängstliche Gewissen gefährlich ist die Äußerung des Vfs. von der *Sünde wider den heil. Geist*, die er besonders von den Pharisäern begehen läßt, weil sie aus der bösen Absicht die *wohlthätigen Handlungen Jesu für Wirkungen eines bösen Geistes*, mit dem er in Bund stehe, für *Teufelskünste* erklärten. Man könne, meint er S. 106, sagen, daß jetzt diese Sünde darin bestehe, daß man wider besser Wissen und Überzeugtseyn handle. Da nun von Jesu ausdrücklich behauptet wird, sie werde weder in dieser noch in jener Welt vergehen, so muß

die gewiß falsche Erklärung des Vfs. denjenigen Gewissenhaften soltern, der sich bewußt ist, wider seine bessere Überzeugung gehandelt zu haben, wenn es auch nur einmal geschehen ist. Ueberdem heißt ja wider sein besser Wissen handeln überhaupt sündigen, so wie das auch Paulus behauptet, wenn er sagt: *was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde*. Das Cap. von der *Feigheit*, die der Vf. mit Recht zu den unmoralischen Zuständen des Gemüths zählt, ist vortreflich ausgeführt, aber manche Definition ist auch wohl nicht ganz richtig. So ist nach ihm jede *unrechtmäßige Entwendung des fremden Eigenthums* Diebstahl. Ist das Beywort unrechtmäßig nicht überflüssig, da *Entwenden* den Begriff der Unrechtmäßigkeit schon involvirt? Die *Mißgunst* ist nach ihm ein höherer Grad des Neides; aber das ist unrichtig; denn man kannte Jemanden seine Vorzüge mißgönnen, ohne neidisch zu seyn. Mißgunst entsteht unstreitig aus der Meinung, daß der Beglückte es nicht werth sey, gewisse Glücksgüter zu besitzen. Auch liegt in dem Worte Jesu: *Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, fürchtet euch vielmehr u. s. w.* nicht der Sinn, daß der Mensch durchaus von Ehrfurcht gegen Gott belebt seyn soll. Ueberhaupt hätte das Gefühl der Ehrfurcht mehr entwickelt werden sollen. Eine genaue Revision wird den Vf. auf manches Mangelhafte seines Buches aufmerksam machen. Ubrigens verdient es allen denen, welchen es um Belehrung zu thun ist, sehr empfohlen zu werden, besonders Lehrern an Kirchen und Schulen, die reichen Stoff zum Unterricht darin finden werden.

Z. L. E.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Das Buch für's Herz aufs ganze Jahr*. Von Christian Friedrich Sintenis, Consistorialrath und Pastor zu Zerbst. I—IV Theil. 1806. 1807. 8. (5 Thlr.)

Rec. gesteht, daß er sich mit den wenigsten der Betrachtungen auf alle Tage des Jahres, so viel er deren kennt, befreunden konnte. Die einsönige ascetische Sprache, die in den mehesten herrscht, die gewöhnliche Einkleidung der Betrachtungen in die Gebetsform und der Mangel an Mannichfaltigkeit der betrachteten Gegenstände, verleidenen ihm den Gebrauch der meisten derselben. Nur Männer mit praktischen Kenntnissen ausgerüstet, und mit dem Talente, die erworbenen Schätze zur Aufhellung des Verstandes und Erwärmung des Herzens zu verwandeln, und mit Kürze und Lebhaftigkeit in einer kräftigen, edeln und reizvollen Sprache darzulegen, Männer also von Geist, die für das, was sie schreiben, selbst ein tiefes Gefühl haben, sollten sich an Arbeiten dieser Art wagen, besonders wenn sie zu ihrem Publicum sich Menschen der gebildeteren Classe wünschen. Als ein solcher Mann ist Hr. S. längst bekannt. In ihm ist eine Fülle der mannichfaltigsten für's Leben brauchbaren Kenntnisse, durch den vertrauten Umgang mit Büchern und Menschen hat er sich einen schönen Schatz gesammelt, von dem er hier für jeden Tag etwas zur Belehrung und Erbau-

ung seinen Lesern mittheilt. Man sieht und hört den Mann, dem, was er spricht, vom Herzen geht, und da er mit dieser Herzlichkeit zugleich Einsicht und Geschmack verbindet, so kann es nicht fehlen, daß es nicht auch bey dem gebildeten Leser wieder zu Herzen gehen sollte. So rechtfertigt sich der glücklich gewählte Titel seines Buches. Wer S's. Schriften kennt, findet ihn auch hier wieder, mit seinen Vorzügen wie mit seinen Fehlern. Aus dem Gebiete der populären Theologie, oder richtiger: der Religionslehre für's Herz, — der Moral, der Naturlehre und der Philosophie des Lebens hat er die Gegenstände genommen, die er hier in kurzen Betrachtungen bald zergliedert, bald näher bestimmt, bald nur anwendet. Sein Buch ist ein vortreffliches Erbauungsbuch für Menschen aller Confessionen. Zuweilen stößt man auf Äußerungen, die auf den ersten Anblick etwas zurückstreckendes haben: wie z. B. in der Betrachtung am 11 März: — *Gott will mein Unglück*. Aber lieft man weiter, so verfährt man sich wieder mit dem Vf., und schreibt die Härte jener Äußerung nur seinem Hange zu, zu frappiren und die Aufmerksamkeit zu spannen. Wenn dieser Hang ihn auch in diesem Buche zuweilen zu Fehlern verleitet: so ist doch das Gute desselben so überwiegend, daß wir dieser Erbauungsschrift recht viele Leser wünschen.

J. J.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Sittlich-religiöse Betrachtungen am Morgen und Abend auf alle Tage im Jahre für die gebildeten Stände* von Karl Heinr. Ludw. Pöltz, Prof. zu Wittenberg. 1 Th. Jan. — April, 1807. 366 S. 2 Th. May — August. 255 S. gr. 8, (2 Thlr. 4 Gr.)

Andachten auf alle Tage des Jahres haben wir genug, auch fehlt es nicht an solchen, welche nur Alltagsgedanken enthalten, und daher diesem Titel im eigentlichen Sinn entsprechen. Die gegenwärtige Schrift zeichnet sich indess auf eine vortheilhafte Weise aus. Der Vf. schrieb für ein bestimmtes Publicum, nämlich für die gebildeten und höheren Stände, und dem Ganzen liegen reine Principien der Moral zum Grunde, ein Vorzug, dessen sich keines der bisherigen Andachtsbücher dieser Art, so viel Rec. weiß, rühmen darf. Der ganze Umfang der moralisch-christlichen Wahrheiten wird in kurzen Morgen- und Abend-Betrachtungen auf alle Tage

des Jahres dargestellt. Die Betrachtungen sind kurz (Rec. möchte sagen, zu kurz), und da die detaillirte Ausführung des Gegenstandes in einer Betrachtung nicht verstatet war, mußte das, was zusammen gehörte, in mehrere Abschnitte zerstückelt werden. Eine gewisse Einförmigkeit war also nicht ganz zu vermeiden, und es fehlt zu sehr an Abwechslung. Doch hat der Vf. durch seine lichtvolle Darstellung (nur ist die Sprache zuweilen zu pretiös und pomphaft) diese Mängel einigermaßen ersetzt. Er versteht die Kunst, auch philosophische Untersuchungen auf eine der Fassungskraft gebildeter Leser angemessene Art vorzutragen. Die Lehren von Gottes Dafeyn und Vollkommenheiten, so wie von Unsterblichkeit und dem Leben nach dem Tode, sind am ausführlichsten abgehandelt, und überhaupt ist in Ansehung der Materien eine gute Auswahl getroffen worden. Selbst die 12 Betrachtungen vom 25—31 Jan., über die Hoffnung des Wiedersehens der Freunde in jenem Leben, haben auf eine angenehme Weise den Rec. unterhalten; ob er gleich nicht bergen kann, daß er den Satz: wir werden uns wiedersehn, weil er zu problematisch ist, lieber mit einem anderen, für welchen sich einleuchtendere Gründe auffinden lassen, vertauscht haben würde. Der Vf. hat zwar nicht verfehlt, die wahrcheinlichen Gründe für jenen Satz bezubringen; allein es dürften manche Gebildete dagegen einwenden, daß, wenn dort unser geistiges Glück erhöht werden soll, das Glück, das man unter guten Menschen auf Erden genoss, viel zu gering sey, als daß es noch in einem vollkommeneren Zustande Bedürfnis für uns seyn könne; — daß man von der künftigen Welt nicht nach den Empfindungen die man auf Erden hat, urtheilen dürfe; — daß man, wenn es zu unserer künftigen Seligkeit nothwendig sey, unsere Freunde wieder zu sehen, eben so viel Grund habe zu glauben, daß man dort wieder in den Verhältnissen mit ihnen, wie hier auf Erden, stehen werde; — daß unsere Fortdauer und Seligkeit nach dem Tode nicht von diesem Wiedersehen abhängig sey, und, wer aus reinen Principien der Moral handle, der Hoffnung des Wiedersehens nicht bedürfe, um sich zum Streben nach Vollkommenheit zu ermuntern u. s. w. Doch, kaum braucht Rec. zu bemerken, daß diese Erinnerungen der Schrift selbst ihren Werth nicht benehmen sollen.

Ker.

## KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Landshut, b. Attenkofer: *Lieder für die Festtage des ganzen Jahrs*. Zum Gebrauche der Landschullehrer in Musik gesetzt von Ch. P. M. D. und Pf. zu Ovr. 1803. 35 kl. Qfolbog. Diese ganze Sammlung ist in dem gewöhnlichen Geiste des sogenannten Ariengefangs in den Dorfschulen geschrieben. Größtentheils entfernt von der edelren vierstimmigen Arie, eben so auch von der Würde des heiligen Chorals, halten sich diese Melodien in dem leeren Felde leichter Terzengänge auf, die von einem verbrauchten, und nicht selten prommelnden Basse getragen werden, und arten sogar, auch ohne Veranlassung des Textes, zuweilen selbst gegen den Text, in das Leyermaßige des veralteten Tanzes aus, den man hier und da auch auf dem Lande hört. Ohne Auswahl führt Rec. zum Belege dessen, gleich No. 15—24 an; als originelles Muster religiöser Melodien aber No. 69: „Trost gekränkter Tu-

gend,“ das die Überschrift „munter“ führt. Der Liedertext ist, wie sich erwarten ließ, ein geschmackloses Aggregat aufgekloppter und alkatholischer Lieder, welche unendlich contrastiren. So findet man z. B. viele Lieder protestantischer Kirchendichter, wie Gellerts u. a., die, wie nach den allbekannten Choralmelodien, sich in diesem Kleide sehr ungeschickt ausnehmen; dann neben sehr poetischen Zügen, auch nicht selten höchst abgeschmackte, (z. B. „auch du erfreue dich von Herzen, der du noch nicht geboren bist“) oft sprachwidrigen Ausdruck; wovon sich ein jeder selbst überzeugen kann, der den mit dem Liede: „heiliger Sebastian, du bewährter Tugendmann,“ anhebenden Abschnitt durchzugehen Lust hat. Daß vieles durch Declamation und jenen ländlichen Rhythmus noch abgeschmackter werden mußte, läßt sich denken. Der Druck ist correct.

M . . . s.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 18 M Ä R Z , 1808.

## JURISPRUDENZ.

- 1) MEISSEN, b. Erbstein: *Versuch einer allgemeinen Hermeneutik des Rechts*. Von Dr. Karl Salomo Zachariä, öff. ord. Rechtslehrer in Wittenberg [nunmehr in Heidelberg]. 1805. VIII und 167 S. 8. (16 Gr.)
- 2) ALTONA, b. Hammerich: *Theorie der logischen Auslegung des römischen Rechts*. Von A. Fr. Jul. Thibaut, Hofrath u. Prof. der Rechte in Heidelberg. Zweyte Ausgabe. 1806. 190 S. 8. (16 Gr.)

[Von zwey Recensenten.]

Die sogenannte logische Interpretation wird, nach der gewöhnlichen Darstellung der juridischen Auslegungskunst, unmittelbar in ausdehnende und einschränkende, auch wohl bestätigende (*declarativa*) abgesondert. Man kann nicht leugnen, daß sie in diesen Arten am öftersten sich zeige; allein erschöpft wird sie dadurch nicht, denn es liegt dabey der Gesichtspunct auf die Quantität der mit einander zu vergleichenden Gedanken-Massen zum Grunde, und ihre ganze Thätigkeit in qualitativer Hinsicht bleibt unrepräsentirt. Wenn, um ein beliebtes Erläuterungs-Beyspiel weiter fortzuführen, in einem Reiche, wo Korn die häufigere und Weizen die seltenere Getreideart ist, die Kornausfuhr verboten wird, in einer Provinz von ihm aber der umgekehrte Fall sich findet, daß nämlich der Weizen die häufigere, das Korn hingegen die seltenere Getreideart ist, und nun die Gesetzausleger für diese Provinz mittelst der logischen Auslegung das Verbot der Kornausfuhr in ein Verbot der Weizenausfuhr verwandeln: so kann man dies weder ausdehnend noch einschränkend, noch in quantitativer Hinsicht bestätigend nennen. Es ist daher ein Gewinn für die Wissenschaft, daß der scharfsinnige Vf. von Num. 1 nächst der quantitativen, auch (§. 50 — 57, §. 76, 106 — 110) von einer *qualitativen logischen Auslegung* handelt. Es zeugt schon dies von der Circumspection, mit welcher er seine Talente dazu verwendet, *a priori*, auf dem Weg der demonstrativen Methode, sowohl eine allgemeine Hermeneutik, als eine Hermeneutik des Rechts und zwar nicht allein der Gesetze, sondern auch der, so oft von den Hermeneuten stiefväterlich betrachteten, Privatdispositionen, in ihren ersten Linien, vorzuzeichnen. Nach einer Einleitung wird §. 12 — 20 der Begriff einer allgemeinen philosophischen Auslegungskunst, nebst ihrer Eintheilung, gegeben, ihre Begründung durch ein formales und ein materiales Princip versucht, und ihres Postulats so wie ihrer Bedingungen erwähnt. Und dies sind auch die drey Tendenzen, mit welchen der Vf. alle seine Abschnitte, Capitel und Abtheilungen durchläuft. Rec. giebt davon um so lieber eine Übersicht, als diese im Buche selbst fehlt. — *Allgemeine philosophische Auslegungskunst*. 1 Abschnitt. *Theoretischer Theil*. 1 Capitel. *Grammatische Auslegung*. 2 Cap. *Logische Auslegung*, sowohl 1) überhaupt, als 2) mit besonderer Hinsicht auf 1) *qualitative*, und 2) *quantitative* logische Auslegung. 2 Abschnitt. *Praktischer Theil* (oder: von der Ordnung der Anwendung der Regeln auf den einzelnen Fall). *Allgemeine Auslegungskunst des Rechts*. *Einleitung*. 1 Abchn. *Theoretischer Theil*. 1 Cap. *Grammatische Auslegung des Rechts*. 2 Cap. *Logische Auslegung des Rechts*, 1) überhaupt, 2) mit Rücksicht auf 1) *qualitative*, und 2) *quantitative* logische Auslegung d. Rechts. 2 Abchn. *Praktischer Theil*. Dazu kommt noch für die grammatische Auslegung ein Apparat von Regeln, die Undeutlichkeit und Vieldeutigkeit zu heben, für den juridischen Theil des Buchs eine Sammlung von Erläuterungs-Stellen des römischen Rechts, und zum Beschluß des Buchs ein Anhang über das Recht, juridische Willenserklärungen auszulegen.

Man muß diese Arbeit des berühmten Vfs. gewiß verdienstlich nennen, wenn man auch in bedeutenden Stücken von ihm abzuweichen sich genöthigt sieht. Den Zweck der Hermeneutik setzt er (§. 2, 3) ganz richtig in das Verständlichmachen des Sinnes, der Rede oder des Gedankens, der durch eine Rede mitgetheilt werden soll. Wenn er nun aber (§. 5), um das Wesen ihrer beiden Hauptarten, der *grammatischen* u. *logischen Auslegung*, anzugeben, jene diejenige seyn läßt, „welche den Sinn der Rede aus den gebrauchten Zeichen (Worten) bestimmt,“ und letztere die, welche ihn „aus der Absicht, die der Redende mit dieser Rede hatte,“ (oder, nach S. 44, aus dem, „was der Redende durch die Rede wirklich ausdrücken wollte“), bestimmt: so scheint dies unverständlich, und überhaupt unsystematisch zu seyn. Ersteres: denn Rec. wenigstens sieht nicht ein, wie nach den Definitionen des Vfs. Sinn und Absicht, folglich Zweck und Mittel der logischen Auslegung sich unterscheiden; Letzteres: denn ziemt es sich wohl für eine Wissenschaft der Hermeneutik, daß auf den nächsten Stufen zum Hauptzweck ein oder zwey zur Ergründung der Wahrscheinlichkeit dienende Facta stehen, und noch dazu solche, welche den hermeneutischen Apparat nichts weniger als erschöpfen, z. B. Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller ausschließen? Dem Charakter einer teleologischen Disciplin würde der Vf. entgegengekommen seyn, wenn er auf die zum Hauptzweck nöthigen Unterzwecke gesehen hätte; und selbst alsdann würde er sich richtiger, obgleich noch nicht ganz deutlich, ausgedrückt haben, wenn er die Gedanken, welchen die Worte *an*, nächst, und die, welchen sie entfernt unterlagen, unterschieden, und jene der grammatischen, so wie letz-

tere der logischen, untergeordnet hätte. — Uuu

aere der logischen Auslegung beygelegt hätte. Es finden sich zwar Spuren im Buch (§. 21, 33. Num. 2 lit. a), daß dem Verf. eine solche richtigere Ansicht vorgeschwebt habe: allein sie ist nicht bestimmt dargestellt. Nicht befriedigen kann auch (§. 14, 15) des Vfs. *Princip der Hermeneutik*. Es verweist auf die Absicht des Redenden, lautet formal: „eine jede Rede ist nach der Absicht des Redenden auszulegen,“ hingegen material: „eine jede Rede ist nach den Gesetzen auszulegen, unter welchen die Absicht des Redenden steht,“ und versteht in letzterer Gestalt die grammatische Auslegung (§. 27) mit dem materialen Princip: „die Worte einer Rede sind auszulegen nach den Gesetzen, unter welchen diese Worte sowohl überhaupt, als in wie fern sie Theile einer Rede sind, stehen“, so wie die logische Auslegung (§. 46) mit dem Grundsatz: „Eine jede, im Verhältniß zu der Absicht des Redenden, unverständliche Rede ist auszulegen nach den Gesetzen, unter welchen die Absicht des Redenden für sich betrachtet steht.“ Was soll man nun sagen, wenn der Vf. (§. 16 in der Note, womit auch §. 34 zu verbinden ist) selbst über sein oberstes materiales Princip, das doch die Stütze des ganzen Gebäudes ist, die sehr richtige Bemerkung macht: „Dieser Grundsatz ist nicht unbedingt auf den einzelnen Fall anwendbar, denn der Redende kann auch etwas Gesetzwidriges gesagt haben?“ Bedarf es nicht eines *tertii comparationis*, eines höheren Principis, welches die Anwendbarkeit leitet? Rec. ist der Meinung, die juridische, so wie alle Exegese werde durch ein, von der Theorie der Wahrscheinlichkeit entlehntes Princip regiert, nach welcher vom Bekannten auf das Unbekannte geschlossen wird, und man annimmt, daß ein Factum, das sich bekanntermaßen gewöhnlich unter gewissen Umständen, welche sich zu ihm als Ursache oder Wirkung verhielten, ereignet hat, noch einmal sich ereignet habe oder sich ereignen werde, wenn dieselben Umstände abermals da gewesen sind: Dieser Grundsatz, dann der Erfahrungsapparat über das Gewöhnliche und eine deutliche Einsicht in das Factum, worüber der Exeget Wahrscheinlichkeit gehen will, sind die drey von einander verschiedenen Bestandtheile der juridischen Hermeneutik, und Rec. lenkt die Aufmerksamkeit derer, welche sich um diese Wissenschaft verdient machen wollen, auf den zweyten jener Punkte. Hier ist noch viel zu thun übrig. So wie Eckhard seine schätzbare Hermeneutik dem Studium vieler exegetischer Schriften verdankte: so betrete man einen gleichen Weg. Besonders studire man die Rechtsfälle, Observationen, u. s. w., welche die Denk- und Handlungsweise der Privatpersonen in ihren Rechtsgeschäften, nach ihren interessantesten Nuancen an den Tag bringen, und sie auslegen; man mache dann mit Hülfe der Induction Regeln, und verführe mit einem Vorrath von ihnen den praktischen Rechtsgelehrten. Die Fundgrube wird um so uner schöpflicher seyn, als man in die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Classen von Personen, und der einzelnen deutschen Lande eindringen kann. Wenn der Vf. (§. 9 und §. 84) auch eine positive Hermeneutik annimmt: so ist dies unvereinbar mit einer, in die schöne Frage eingeklei-

deten, Äußerung (Vorrede S. VII): „Können wohl die hermeneutischen Regeln, die das römische Recht aufstellt, als verbindliche Gesetze betrachtet werden, sobald sie mit den Grundsätzen der allgemeinen Hermeneutik in Widerspruch ständen? Ist wohl das römische Gesetzbuch auch in so fern verpflichtend, als es bloß wissenschaftliche Grundsätze aufstellt?“ Rec. verneint sie mit voller Überzeugung; er kennt zwar positive Bestimmungen über den Umfang des Inhalts eines Vertrags, Testaments, Privilegii, Gesetzes u. s. w.; aber eine positive Auslegungs-Regel war ihm von jeher eine *contradictio in adjecto*. Daß nach S. 52, wo von Entfernung der *declarativen logischen Auslegung* die Rede ist, „im Falle, wo die Quantität des Wortverstandes und der Absicht des Redenden mit einander übereinstimmen, die Rede, in Beziehung auf die Quantität der Absicht betrachtet, schon für sich und ohne Auslegung verständlich“ sey, würde Rec. nicht so schnell behaupten, da Jemanden die Gewissheit, welche ihm seine Eigenschaft als grammatischer Interpret gewährte, seine Eigenschaft als logischer Ausleger durch sehr scheinbare *rationes dubitandi* entreißen kann, so daß für ihn die Verständlichkeit fehlt. Die sogenannte *kritische Interpretation* schließt der Vf. von der Hermeneutik aus, und er macht dadurch gegen den bisherigen Gebrauch der Juristen mit ihren Nachbarn gemeinschaftliche Sache. Rec. will mit ihm nicht darüber recitiren; es dünkt ihn aber, daß in eine Leinwandfabrik nicht nur Spinner und Weber gehören, sondern auch die Hand, welche den Flachs hechelt. =.

Einumständliches Detail des Inhalts von No. 2 kann Rec. ersparen, da solcher aus der in den meisten gelehrten Zeitschriften enthaltenen günstigen Beurtheilung hinlänglich bekannt, und über den Werth dieser klassischen Schrift bereits einstimmig entschieden ist. Nicht einmal die in dieser neuen Ausgabe vorkommenden *Abänderungen und Zusätze* kann Rec. vollständig ausheben, da des Vfs. verbessernde Hand fast durchgehends sichtbar ist. Nur einige Bemerkungen erlaubt er sich mitzutheilen.

Eine Auslegung nach dem Grunde des Gesetzes, „ohne auf die wirkliche Absicht des Gesetzgebers Rücksicht zu nehmen“, wie Hr. Th. S. 51 der 1sten Ausg. solche bestimmte, kann Rec. sich nicht denken, und glaubt daher, wenn der Vf. auch in der vorliegenden Ausg. die Auslegung nach den Worten, nach dem Grunde und nach der Absicht, als eigene und von einander verschiedene Gattungen, wiewohl mit Hinweglassung des bezeichneten Zusatzes aufstellt, die Erläuterung beyfügen zu müssen, daß man diese drey Gattungen der Interpretation nur nicht als einander *coordinirt*, und in der Anwendung von einander *unabhängig*, sondern als einander untergeordnet, und *successiv* anwendbar betrachten müsse; so nämlich, daß vorerst nach der *Absicht* des Gesetzgebers (wie diese auch erkannt wird), die Auslegung geschieht, hiernächst, und wenn sich die Absicht des Gesetzgebers nicht ausmitteln läßt, man nach den *Gründen* des Gesetzes fragt; endlich aber, wenn man weder die Absicht des Gesetzgebers, noch einen Grund des Gesetzes, aufzufinden vermag, bloß nach den *Wörtern* des Gesetzes, und deren richtiger



Deutung des wahren Sinn desselben zu bestimmen sucht. — Eben so wenig kann Rec. der sogenannten *politischen* Interpretation in einer Theorie der logischen Auslegung auch nur beyläufig ein Plätzchen vergönnen. Hr. Th. will sie zwar auch nicht als *eigene Gattung* der Auslegung anerkennen, sondern sie mit zu der logischen rechnen, weil ja diese (nach S. 26) *ausser der Kenntniss des Sinns des Gesetzes*, auch noch dies als *conditio sine qua non* erfordere, dass man die Eigenschaften des Gegenstandes in Betracht ziehe. Allein nach Rec. Urtheil kann ein blosses Bestimmungsmittel der *Anwendbarkeit* eines Gesetzes überhaupt nicht hieher gezogen werden. Selbst der von Hn. Th. angegebene Begriff der Auslegung, als Entwicklung des *Sinnes* eines Gesetzes, steht damit in Widerspruch. Der Sinn eines Gesetzes kann vollkommen aufgeklärt seyn, es können die Worte desselben ganz unzweydeutig, der Grund des Gesetzes ausdrücklich angegeben und consequent durchgeführt, die Absicht des Gesetzgebers ganz offen vorliegend, mithin die Auslegungskunst aller ihrer Functionen gänzlich überhoben seyn, und dennoch kann die Frage entstehen, ob dies völlig klare Gesetz *noch heutzutage in Anwendung komme?* — eine Frage, mit deren Entscheidung der Interpret gar nichts zu schaffen hat. — Hiernächst war es Rec. auffallend, dass Hr. Th., der doch an verschiedenen anderen Stellen (S. 93. 157. 182.) mit lobenswerther Freymüthigkeit seine geänderte Überzeugung darlegt, der gründlichen Gegenbemerkungen eines Recensenten der ersten Ausg. ungeschadet, auch in dieser die Behauptung wiederholt, dass die *Geschichte*, als Hilfsmittel der logischen Interpretation, fast gänzlich zu verwerfen sey, weil nämlich die Gesetze nicht bloss für den Gelehrten, sondern für alle Unterthanen gegeben würden, weil der Unterthan nur dasjenige als positives Gesetz zu befolgen habe, was ihm *publicirt* worden sey, und weil durch die Erlaubniss, aus historischen Daten den Umfang der Gesetze zu bestimmen, die Gewissheit des Rechts untergraben und dessen allgemeine Verbreitung unmöglich gemacht werde. Denn so richtig auch diese Gründe an und für sich seyn mögen, so ist es doch, wenn man sie auf das als Rechtsnorm für Deutschland recipirte römische Recht anwenden wollte, vollkommen klar, dass bey der Aufnahme eines in fremder Sprache abgefassten, seiner ganzen Structur nach so wenig populären Gesetzbuchs, als unser *Corpus juris* ist, die Absicht nicht seyn konnte, dass die Unterthanen daraus unmittelbar Regeln ihres Verhaltens schöpfen, vielmehr dass sie darüber von den Rechtsgelährten, als Mittelspersonen, Belehrung erwarten sollten. — Wollte man aber auch annehmen, dass Hr. Th. bey der Mittheilung jener besondern Meinung nicht sowohl an den Gebrauch des römischen Rechts in Deutschland, als an dessen ursprüngliche Bestimmung gedacht habe, und also die Voraussetzung, auf welche sich die Verwerfung der Geschichte als Hilfsmittel der Interpretation gründet, dahin zu deuten sey, dass der *römische* Gesetzgeber seinen Unterthanen gewiss keine Vorschriften habe geben wollen, die ihnen nur durch Benutzung historischer Daten verständlich gewesen wären: so steht auch dieser Ansicht der unläugbare Umstand entgegen,

dass bey der Publication der römischen Gesetzsammlung eine Menge historischer Daten als *notorisch* vorausgesetzt werden durften, und *darum* in den Gesetzen nicht besonders erwähnt zu werden brauchten, obgleich sie auf die Abfassung und Disposition derselben den entschiedensten Einfluss hatten. Solche ganz notorische Daten waren *damals* als mit den Gesetzen stillschweigend publicirt anzusehen; wir hingegen müssen *heutzutage* uns erst aus der Geschichte jener Zeiten damit bekannt zu machen suchen; wenn wir die darauf sich beziehenden Stellen verstehen oder wenigstens nicht missdeuten wollen. — Von welchem Nutzen insonderheit die noch übrigen Fragmente der alten Juristen, die doch zu einem grossen Theile der Pandectengesetze selbst den Stoff gaben, für eine richtige Interpretation der letzteren seyn können, hat wohl noch niemand verkannt; und doch scheint auch deren Benutzung durch Hn. Th.'s. Missbilligung aller geschichtlichen Aufschlüsse, die nicht *aus den Gesetzen selbst* geschöpft sind (S. 31), und ausschliessende Gestattung der inneren Rechtsgeschichte, *wie sie auch nur allein aus dem Corpus juris geschöpft werden kann* (S. 33), für unstatthaft erklärt zu seyn. — Endlich könnte man Hn. Th. auch die Frage vorlegen, ob es dann wohl für den nichtgelehrten Unterthan leichter sey, durch Anwendung der von ihm selbst angegebenen, oft so äusserst subtilen, Hilfsmittel der Interpretation, den Sinn eines Gesetzes auszuforschen, als durch Erkundigung nach ihm unbekannten geschichtlichen Daten? und ob nicht die Mehrzahl der Unterthanen in grösserer Verlegenheit seyn würde, ein Urtheil zu fällen, zu welchem nur eine ganz besondere Cultur der Logik den Weg bahnt, als eine Erklärung zu geben, zu der schon die blossе Geschichtskunde die Prämissen an die Hand giebt? — Die Antwort hierauf giebt schon der übrigens sehr sinnreich gedachte und trefflich ausgeführte Unterschied der *ratio legis* und *ratio decidendi* (S. 58 fgg.), in Rücksicht dessen der Vf. S. 140 selbst sagt, dass der grosse Haufe den Mechanismus der Gesetze so leicht übersehe. S. 41 hat Hr. Th. in einem neu eingeschalteten §. die Regel, dass jede den Worten widerstrebende logische Auslegung eine unvollkommene Gesetzgebung voraussetze, welche unfähig (?) sey, entweder ihre Grundsätze consequent anzuwenden, oder ihre Ideen sprachrichtig auszudrücken, auf Gesetze *göttlichen* Ursprungs, namentlich die mosaischen Eheverbote, angewendet, und behauptet, dass man nur mit Abscheu an jede Unbildung des Gesagten durch logische Auslegung denken könne! — Nimmt man gleich bey solchen Gesetzen, denen ein göttlicher Ursprung zugeschrieben wird, eine unmittelbare Offenbarung an, so geschah diese doch zunächst an Moses, und *dieser* war eigentlich der, welcher dieselben in eine dem menschlichen Erkenntnisvermögen angemessene Form einkleidete; er *verfasste* die Gesetze, indem er den göttlichen Willen den Menschen vortrug, *ihm* also fällt schon ursprünglich jeder Mangel im Ausdrucke allein zur Last. Überdies aber dauerte es gewiss lange, ehe die, anfangs bloss durch mündliche Tradition oder in unsicheren Charakteren aufbewahrten Gesetze schriftlich verfasst wurden; wie manches Versehen konnte sich aber auch dabey wieder, wie manches bey dem vielfältigen nachherigem

Abschreiben bis zur Erfindung der Druckerey, einschleichen! Und paßt nicht, von dem allen abgesehen, auch hieher der vorhin in Ansehung der römischen Gesetze bemerklich gemachte Umstand, daß bey der Abfassung jener etwas völlig klar seyn konnte, was wir jetzt nur mit Hülfe der Geschichte und Interpretation ausmitteln können, und wodurch wir dann allererst den *ursprünglich wahren Sinn wieder herstellen*? — Auffallend, und ein Beweis, wie leicht es dem scharfsinnigen Juristen wird, zwey einander geradezu widersprechende gesetzliche Dispositionen, jede einzeln aus ganz annehmbaren Gründen, zu rechtfertigen, ist sodann das S. 67 der älteren und S. 78 dieser Ausgabe ganz verschiedenartig mitgetheilte Beyspiel. Dort wurde dem daselbst erwähnten und nach Hr. Th.'s. damaliger Voraussetzung von dem *commodans* redenden Gesetze (ohne Zweifel L. 3. C. de locato) die Ausdehnung auf den Vermiether abgesprochen, weil das Recht des *Miethmannes* wegen des bezahlten Miethgeldes *stärker*, als das des *Commodatars* sey; nachher hat Hr. Th. wahrgenommen, daß das Gesetz *nicht vom commodans*, sondern vom *Vermiether* rede, und versagt demselben nunmehr die Anwendung auf den *commodans*, weil dieser nicht, wie jener, durch die Befreyung vom Miethgelde einige Entschädigung erhalte. In beiden Stellen ist zugleich eine Beziehung auf augenscheinliche Billigkeit, wegen deren also dort der Vermiether in höherem Grade, als der *commodans*, hier der *commodans* in höherem Grade, als der Vermiether, Anspruch auf Schonung haben soll. — Eine andere bedeutende Abweichung der 2ten von der 1ten Ausgabe tritt bey der Lehre von der Ausdehnbarkeit *correctorischer* Gesetze (womit neue Strafgesetze völlig gleich beurtheilt werden) ein. In jener hatte der Vf. die Meinung derer angenommen, welche auch bey dergleichen Gesetzen eine ausdehnende Interpretation unbedingt zulassen; in dieser hingegen unterscheidet er S. 90 ff., ob das correctorische Gesetz etwas am älteren Rechte ändert, dabey aber *andere Bestimmungen* desselben, auf welche doch der Grund der correctorischen Verfügung ebenfalls paßt, ungeändert läßt, oder ob der Grund einer correctorischen Verordnung auf Fälle paßt, welche in dem älteren ungeändert gelassenen Rechte *nicht entschieden* sind. Im letzteren Falle soll die ausdehnende Interpretation Statt finden, *im erstern hingegen nicht*. Eines der größten Verdienste dieser Schrift ist sodann die durchgängige Beyfügung sehr passender Gesetzstellen, als Belege der vorgetragenen Sätze, welche nur durch eine vertraute Bekanntschaft mit dem römischen Gesetzbuche möglich wurde. Diese Belegstellen sind jetzo hin und wieder *vermehrt* worden (z. B. S. 15, 68, 89, 130, 153 und 153), auch sind S. 160 einige Gesetze zum Beweise, daß es deren giebt, welche unter die Rubrik desjenigen Pandectentitels, unter dem wir sie finden, nicht gehören, neu hinzugekommen. Es sind dies die bekannten l. 86 und l. 91 D. ad leg. Falc., welche von einem *Universalfideicommiss* verstanden werden sollen, obgleich die Rubrik des Titels auf solche *Fideicommiss* nicht hindeutet. — Da Hr. Th. sich auf eine Erläuterung der zum Beleg angeführten Gesetzstellen an so vielen anderen Stellen sehr speciell eingelassen hat; so

wäre zu wünschen gewesen, daß er auch hier sich nicht auf bloßes Allegiren beschränkt, sondern wenigstens angedeutet hätte, *auf welche Weise*, vornehmlich der so äußerst schwierigen l. 91, durch jenes Hülfsmittel eine passende Deutung gegeben werden könne, da man zumal auch in der neuesten Ausg. seines *Systems* des P. R. einen näheren Aufschluß hierüber vergebens sucht. Auf der anderen Seite sind aber auch mehrere gesetzliche Beyspiele *weggefallen*, welche die erste Ausg. enthielt, namentlich das S. 138 dieser Ausg. vorgekommene, auf die l. 24 D. de reb. aut. jud. poss. sich beziehende Beyspiel, weil nämlich Hr. Th. die ehemals angenommene *Dabelow'sche* Meinung über dieses Gesetz nachher (P. R. §. 1238 der 2ten Ausg.) gemißbilliget hat; desgleichen S. 160 die l. 153 de R. J., welche von *Savigny* durch die in seinem Recht des Besitzes (S. 326 der 2ten Ausg.) gegebene Erklärung unanwendbar auf den mit ihr zu belegenden Satz gemacht hat, so wie S. 176 die l. 16 §. ult. de pignor. und l. ult. C. de pign. act., in Ansehung deren Hr. Th. ebenfalls nachher (P. R. §. 649) seine Meinung geändert hat; desgleichen die l. 13 und l. 21. C. de mand., wobey er vielleicht selbst nachher die gebrauchten Ausdrücke für einen so bestrittenen Fall, wie dieser (P. R. §. 867 Not. d) ist, zu hart fand. Übrigens hätte, was die letzteren betrifft, in der Sache selbst wohl auf die in *Schöman's Handb. des Civilrechts* B. I. S. 12 gegen die unbedingte Zurücksetzung der Pandecten im Collisionsfalle mit dem Codex vorgebrachten Einwürfe einige Rücksicht genommen werden sollen. — Wie sodann die S. 164 angeführten Beyspiele mit dem Hauptsatze harmoniren, sieht Rec. nicht ein. Denn wenn gewisse Rescripte des Codex bloß einzelne Ausnahmen zum Vortheile gewisser Individuen enthielten, „von welchen bey anderen Gelegenheiten abzugehen, kein Jurist sich scheute:“ wie kann man es widerfinnig nennen, dergleichen Bestimmungen des Codex durch das Pandectenrecht weginterpretiren zu wollen? — Endlich möchte doch wohl S. 174 als ein Fall, wo der Gebrauch der Inscription eben so zulässig, als zweckmäßig wäre, auch dieses noch anzuführen seyn: wenn 4) zwey Gesetze einander *widersprechen*, vermittelt deren Inscription aber entweder objectiv, durch Einrangiren in einen anderen Titel, oder subjectiv, durch Vergleichung der Perioden, wo die Verfasser lebten und schrieben, theils der anscheinende Widerspruch des einen derselben gehoben, theils dasselbe als antiquarische Verfügung dargestellt werden könnte.

Den Schluß dieser Ausgabe macht, von S. 180 an, eine an die Stelle der S. 195 fgg. der 1. Ausg. befindlichen Widerlegung einer Abhandlung des Hn. *Wittich* über die bisherige Eintheilung der logischen Interpretation, getretene Beurtheilung verschiedener gegen des Vfs. Meinung über die Zulässigkeit der *Kritik* des römischen Rechts von *Fenerbach* aufgestellten Behauptungen. Seine gegenwärtige Ansicht der Sache legt Hr. Th. S. 184 u. 85 in folgenden Sätzen dar: „Sie (die höhere Conjecturalkritik) ist erlaubt, wenn aus dem Zusammenhange gezeigt werden kann, daß der Gesetzgeber nicht dieß, sondern jenes, sagen wollte; unerlaubt hingegen, wenn eins von beiden, oder beides nicht erwiesen werden kann, also wenn man überhaupt ungewiß darüber ist, ob nicht der Gesetzgeber vielleicht wirklich die Absicht hatte, sagen zu wollen, was er sagte, oder wenn man zwar sieht, daß er dieß nicht sagen wollte, dabey aber unmöglich ist, auszumitteln, was eigentlich positiv seine Absicht war.“ — Diese Grundsätze werden gegen die Abweichungen der *Fenerbach'schen* Theorie befriedigend vertheidigt.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 MÄRZ, 1808.

## SCHÖNE KÜNSTE.

MÜNCHEN: *Albrecht Dürers christlich-mythologische Handzeichnungen*: nebst Titel, Vorrede und Albrecht Dürers Bildniss, zusammen 23 Blätter, in lithographischer Manier gearbeitet von N. Strimmer. 1808.

Zwar sind wir gefaszt, von dem anzuzeigenden Werke viel Gutes und Lößliches zu berichten, denn die oft wiederholte Durchsicht desselben ist uns in dieser unfruchtbaren Zeit eine trostreiche Gemüths-erquickung gewesen; aber seine Verdienste sind auch von solcher seltenen Art, daß wir befürchten, unser bestes Lob möchte kaum das gebührende seyn.

Der Fall ist folgender: Wenig bekannt, bewahrt seit langem die Münchner Bibliothek ein auf Pergament schön gedrucktes Buch, welches wahrscheinlich einst zum gottesdienstlichen Gebrauch eines bayerischen Fürsten gedient; auf dem Rande der Blätter ist es mit Federzeichnungen von Albrecht Dürer, und zuletzt mit noch acht dergleichen Zeichnungen von Lukas Cranach geschmückt. Dürers Zeichnungen, welche vor den Cranach'schen große Vorzüge haben sollen, werden hier auf zwanzig Tafeln (Steindruck) dem kunstliebenden Publicum vorgelegt. Hätte uns Jemand diese Darstellungen ausführlich beschrieben, die Motive angemerkt, deren sich der Meister bedient, die Gewandtheit, womit er sich in den beschwerlichen Raum der Blatt-Ränder zu fügen gewußt, die geschmackvollen Compositionen, die Zweckmäßigkeit der einzelnen Theile zum Ganzen; hätte, sagen wir, Jemand, auf dessen Einsichten allenfalls zu trauen war, uns alle diese Eigenschaften nach der Wahrheit beschrieben: dennoch würden wir gezweifelt haben, ob wirklich von Werken Albrecht Dürers die Rede sey, und nur der Augenschein, des Meisters unverkennbare Eigenthümlichkeit im Geschmack der Formen und Falten, seine Art die Feder zu führen; Name und Jahrzahl [1515], welche jedem Blatt beygesetzt sind, konnten uns überführen. Sonst hielten wir Dürern für einen ernsten Künstler, der mit pünktlicher Treue und offenem Sinne für Leben, Farben und Formen die Natur nachahmte, dem diese Nachahmung auch zuweilen ohne die gewöhnliche unangenehme Härte gelungen, und von dem alsdann verschiedenes Einzelne zu Stande gebracht worden, z. B. Porträtköpfe, welches dem Herrlichsten in der neueren Kunst nahe kommt: wir erkannten ebenfalls, daß er Fruch-

barkeit in Erfindungen besessen; allein wir glaubten ihn ohne Anmuth und wenig fähig, in eine heitere, poetische Stimmung überzugehen. Die vorliegenden Nachbildungen Dürerischer Handriffe erweitern und berichtigen indeß unsere Ansicht seines Kunsttalents. Er erscheint hier freyer als wir gedacht, anmuthiger, heiter, humoristisch und über alle Erwartung gewandt in der durch äußere Bedingungen nothwendig gewordenen Wahl seiner Motive, der Symbolik seiner Darstellungen. Die Aufgabe erforderte, daß das Ganze innerhalb des Charakters einer bloßen Verzierung bleiben sollte, und ohne diese vorgezeichneten scheinbar engen Schranken zu übertreten, hat der große Meister nichts destoweniger einen überschwenglichen Reichthum bedeutender Gegenstände auszubringen gewußt; ja man kann wohl sagen, er läßt die ganze Welt der Kunst vor uns vorübergehen, von Figuren der Gottheit bis zu den Kunstzügen des Schreibemeisters.

Da unsere Leser bereits erfahren haben, zu welchem Zweck diese Zeichnungen Dürers ursprünglich verfertigt worden, und da wir voraussetzen dürfen, daß jeder Kunstfreund bemüht seyn werde, sich so bald als möglich das Vergnügen eigener Anschauung zu verschaffen: so wäre es überflüssig, hier ein Verzeichniß von dem Inhalt derselben zu geben. Anstatt dessen aber wollen wir sie nach ihren vorzüglichsten Eigenschaften betrachten, um dadurch die Bewunderung zu rechtfertigen, die wir für sie empfinden.

*Hohes und Würdiges.* Das Erhabene ist in der neueren Kunst eine gar zu seltene Erscheinung, als daß man dasselbe auch von Albrecht Dürer billiger Weise sollte fordern dürfen. Indessen zeigen doch einige von den hier dargestellten Figuren des ewigen Vaters wirklich hohen Sinn, und eben dieses muß man auch der Darstellung auf der 9ten Platte, in ihrem ganzen Zusammenhange betrachtet, einräumen. Unten jammern nämlich in den Flammen des Fegefeuers gequälte Seelen; eine derselben wird von einem Engel einpor getragen, wo über den Wolken im stillen Lichtraume die Gottheit segnend thronet. Abgesehen von der Würdigkeit, die im Ganzen liegt, der herrlichen Beziehung eines Theils auf den anderen, paßt auch die Composition unverbesserlich für den Raum, oder scheint vielmehr mit demselben so eins, so unmittelbar aus ihm hervorgegangen, wie jene bewunderten Parzen des Rafael auf einem Pilafter der vaticanischen Logen. Die Platte 21 enthält eine ungemein würdige Christus-Figur. Pl. 18 einen Hei-

X x x

Vorrede des Übersetzers von einem sechszehnjährigen Mädchen herrühren, die Gesner selbst; wegen der Geistesähnlichkeit, seine Enkelin nannte. Mit jugendlicher Heiterkeit und leicht empfänglichem Zartgefühl giebt sie aus ihrem Gemüth den Eindruck und den Genuß ländlicher Scenen und wechselnder Jahres- und Tages-Zeiten frisch und treu wieder, und stellt das Geschehene mit einfacher Klarheit vor unsere Sinne, so daß wir des schönen Landlebens kindlich-froh mit ihr genießen. Dies gilt vorzüglich von den ersten Stücken dieser Sammlung. In der kleinen schildernden Erzählung: *die Gefahren der Liebe*, ist auf eine herzliche, kunstlose Weise zart berührende Einfachheit mit unterhaltender, ja selbst überraschender Männlichkeit verbunden, und dichterisch-liebtlich sehen wir den Gang der Geschichte von dem Fluge zweyer Tauben begleitet, die die sanfte Theilnahme an dem Schicksale der Liebenden noch erhöhen. Das *Heliotrop*, welches das Lob dieser Blume enthält, zieht ebenfalls durch Wärme des Ausdrucks und durch die darin herrschende kindliche Gutmüthigkeit das Herz des Lesers an, und die am Schlusse damit verbundenen Klagen über den entfernten Geliebten treffen willkommen. — Schade, daß nicht alle Scenen und Schilderungen in dieser Unschuld und Reinheit sich treu erhalten! Hier sehen wir, bald mehr, bald weniger, die Kunst und den Geschmak einer städtischen Bildung einwirken. Manches, das unmittelbar aus dem Herzen die Annahm der kindlichen Empfindung mitbrachte, leidet durch angelernte Bezeichnungen des Verstandes, und erscheint nun verziert und entadelt. Statt einfacher Bezeichnungen durch einzelne, klar aufgefaßte Züge treten farbenreiche Ausschmückungen und umständliche Schilderungen ein, die dem kindlichen Ton wenig zieren; die vorige Bescheidenheit einer in sich genügsamen Natur entstellt sich durch die Annahme einer größeren Welterfahrung; und die Unschuld erlbt ihren

Frieden durch Darstellungen grausamer Lasterthaten, so daß die idyllischen Erzählungen zuletzt in das gewagte Farbenspiel einer Romanenwelt übergehen. Schade um die ursprüngliche Feinheit und Herzlichkeit, der ohne jenen Aufwand die Mittheilung so mancher schönen Empfindung so gut gelingt! Zu pomphaft heist es unter anderen: *kaum hatte sich der Himmel mit dem Strahlenmantel Aurors geschmückt*; zu umständlich: *kaum begonnen die Bewohner der Fluth durch ihre fröhlichen Sprünge die tiefe Tiefe des Gewässers zu stören*. Zu grell ist S. 142 die Schilderung von einem Meuchelmörder, und ganz ungemäß ihrem Charakter und ihrer Bildung sagt S. 59 ein Mädchen, das mit einem Lamm spielt, zu sich selbst: *Nein, es giebt kein reineres Glück, als das, welches ich in diesem Augenblicke empfinde*; und nachher: *Ach! wäre wohl ein Wesen, auf welchem das Leid so schwer lastete, um es (!) gefühllos für dieses schöne Schauspiel zu machen? Statt: wo wäre ein Betrüder, den dieser Anblick nicht erheitern müßte!* Diese Betrachtung kommt aber überhaupt nicht dem Mädchen, sondern einem Dritten zu, der ihr harmloses Spiel aus der Ferne beobachtet. An süßlichen und empfindsamen Stellen fehlt es in diesen Erzählungen auch nicht, so daß die Unterhaltung, die so kindlich-schön anhebt, je weiter hin, je mehr gestört und verleidet wird. Zuweilen hat auch wohl der Übersetzer gefehlt, so fließend und schön im Ganzen seine Sprache ist. Z. B. der Himmel, mit hüpfenden Sternen besäet, malte sich in der Fluth — müßte so gestellt seyn: *Es malte sich in der Fluth der Himmel, mit hüpfenden Sternen besäet*.

Da indeß die meisten Unvollkommenheiten dieser Erzählungen gerade die Schwächen der Leser in Anspruch nehmen, und bald auf die sinnliche Reizbarkeit ihres Gefühles, bald auf eine materielle Anregung der Phantasie gehen, so dürfen diese zwey kleinen Bücher der Aufmerksamkeit und des Beyfalls wohl um so gewisser seyn. T. Z.

### K U R Z E A N Z E I G E N.

**MATHEMATIK.** Berlin, b. Frölich: *Sammlung geometrischer Aufgaben*, von Meier Hrf. k. Privatlehrer der Mathematik. I Theil. 1805. IX u. 272 S. Nebst 10 Kpf. II Theil. 1807. VI u. 372 S. 8. Mit 10 Kpf. (3 Thlr. 8 Gr.) Der Vf. dieses Werks hat sich schon im J. 1804 durch seine *Sammlung von Beyspielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra*, als einen mathematischen Denker gezeigt, welcher mit der nöthigen Schärfe des Vorrats zugleich eine empfehlende Darstellung verbindet. Dieses Urtheil finden wir durch gegenwärtige Sammlung bewährt. Der Vf. ging von dem richtigen Satze aus, daß nur das Suchen derselben von dem richtigen Fortschreiten in den Lehren der Mathematik dem Geiste dieser Wissenschaft angemessen sey. Wolten daher Anfänger die Schranken der gewöhnlichen Algebra überschreiten, und durch das Studium größerer Werke ihre Kenntnisse bereichern: so bedürfen sie eines zweckmäßigen Leitfadens, welcher zwischen den gewöhnlichen Anfangsgründen und den höheren Lehren ein glückliches Mittel hält. Als eine solche Vorbereitung zum höheren Studium können wir dieses Werk bestens empfehlen. Der erste Theil enthält planimetrische Aufgaben, welche theils zur reinen, theils zur angewandten Geometrie gehören. Sehr nützlich sind die nicht sparsam beygefügten Beyspiele, wodurch die Rechnungen erläutert und deren praktische Anwendungen gezeigt werden. Die mei-

sten sind dem Vf. eigenhümlich. Der zweyte Theil ist den Aufgaben aus der sphärischen Trigonometrie und der Stereometrie gewidmet. Auch werden hier noch einige damit in Verbindung stehende Aufgaben aufgelöst. Auch hiervon haben wir vieles dem Vf. Eigenhümliche sowohl in der Sache selbst, als in ihrerinkleidung gefunden. Auch sind sämmtliche Aufgaben ohne Kenntniß der höheren Geometrie und des Differentialcalculus verständlich; ein Umstand, welcher sie für Anfänger um so nützlicher macht.

Wir wünschen, daß der Vf. die versprochene Fortsetzung, welche der höheren Geometrie und der Goniometrie gewidmet seyn wird, baldigst mittheile. A.

**VERMISCHTE SCHRIFTEN.** Coburg, b. Ahl: *Archiv lehrreicher und nützlicher Unterhaltungen* aus den Schriften berühmter Gelehrten. Ein Buch für Jedermann (!) *Erster Theil*. Herausgegeben von P. Christianus Stör, Benedictiner im Banz. 1804. 188 S. 8. (3 Gr.) Wer aus den hier abgedruckten Stellen den Geist der Männer kennen lernen wollte, aus deren Schriften sie genommen sind, würde sich gewaltig irren. Es ist nichts weiter, als ein Collectaneenbuch, das sich Hr. St. bey seiner Lectüre machte, und das er ohne allen Plan und ohne Auswahl hierabdruckt ließ. Z-d.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 M Ä R Z 1808.

## B O T A N I K.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Collectio plantarum, tam exoticarum, quam indigenarum, cum delineatione, descriptione culturaque earum. Sammlung ausländischer und einheimischer Pflanzen, mit ihrer Abbildung, Beschreibung und Cultur, von Joh. Christoph Wendland, königl. Garten-Meister zu Herrenhausen etc.* 1 B. 1 Hft. 1805. 27 S. 2 Hft. 1805. 16 S. 3 Hft. 1806. 15 S. 4 Hft. 1806. 12 S. Med. 4. (Jedes Hft mit 6 Kupfertafeln 2 Thlr.)

Der Garten zu Herrenhausen bey Hannover bietet dem Vf. vielfältige Gelegenheit dar, ausländische Pflanzen zu beobachten und ihre Cultur kennen zu lernen. Seit mehreren Jahren hat er seine Aufmerksamkeit den Arten der Gattung *Diosma* gewidmet; und da er bey manchen Arten verschiedene Abweichungen in ihren Blüthentheilen bemerkte, so fühlte er sich berufen, nebst *Diosma* noch einige neue Gattungen aufzustellen, welche er in diesem Werke den Blumenfreunden vorlegt, und die Beschreibung durch wohlgerathene Abbildungen anschaulicher macht. Diese letzteren zeigen beymerkten Blick einen bedeutenden Unterschied; betrachten wir aber die Theile der Blumen genau, so finden wir, daß Kelch, Safrthülle, Kapsel und Saamen, welche Linné und andere gute Botaniker bey der Bildung neuer Pflanzengattungen am meisten berücksichtigen, im Wesentlichen nicht verschieden sind. Den von Hr. W. angegebenen Gattungskennzeichen zufolge, wäre seine Gattung *Bucco*, da die Fächer und Klappen der Saamenkapsel an der Zahl variiren, nur durch die zahnblättrige Blumenkrone, und die Gattung *glandulifolia* durch die Staubfäden und durch zwey Saamen in einem Fache zu unterscheiden; doch bemerkt Hr. W. S. 38, daß auch einzelne Saamen in jedem Fache sich finden. — Wenn Hr. W. alle ausländischen Pflanzen, die in dem ihm anvertrauten Garten vegetiren, auf dieselbe Art untersucht und von einander unterscheidet: so erhält die Wissenschaft bald ein anderes Ansehen; er wird z. B. aus *Pelargonium dipetalum* wegen der zweyblättrigen Blumenkrone, und aus *P. tetragonum* wegen der vier Kronblätter und der unfruchtbaren Staubfäden neue Gattungen bilden!!! Dann wäre aber eine bessere Auswahl der Namen zu wünschen. *Bucco* und *Glandulifolia* sind keine gut gewählten Gattungsnamen. S. 38 heist es: „Zu dieser Art (*glandulifolia*)“

*umbellata*) zähle ich die *Diosma uniflora* Linn., die völlig mit diesem Charakter übereinkommt.“ Da nun schon längst Bergius in der *Flora Capensis* p. 71 Linné's *Diosma uniflora* unter dem Namen *Hartogia* aufgeführt hat: so ist nicht einzusehen, warum dieser Gattungsname nicht beybehalten wurde. Die Synonymieen hätten bey einem Werke der Art durchaus berichtigt und gehörigen Orts angegeben werden sollen. Von den, bey der Angabe der Gattungen sehr wichtigen und wesentlichen, Saftwerkzeugen hat Hr. W. noch keinen klaren Begriff. Der Nektarkranz, welchen er S. 1 und 13 ausdrücklich *Nectarium* nennt, ist bloß eine Safrthülle (*Nectarilyma*) und der Fadenkranz bey *Passiflora*, welchen er S. 36 mit dem Namen schützende *Nectarium*-Strahlen bezeichnet, nichts anders als das Saftmal (*Nectaristigma*); das eigentliche *Nectarium*, welches auf dem Boden um die Basis des Säulchens sitzt und S. 56 richtig angegeben wird, hätte auch Tab. 17 durch einen Verticalschnitt der Blume dargestellt werden sollen, wovon sich Hr. W. in *Christ. Konrad Sprengels entdecktem Geheimniß der Natur etc.* hinreichend belehren konnte.

In den 4 Heften des 1 Bandes sind folgende Gewächse beschrieben und abgebildet: 1 Hft. No. 1) *Diosma succulenta*, ist schon von Bergius *Fl. Cap.* 64 sehr gut beschrieben und in *Commel. rar.* t. 1 vortreflich abgebildet. 2) *Bucco villosa*, ist *Diosma villosa* Thunb. 3) *Bucco erecta* (*Diosma virgata* Thunb.). 4) *Chironia frutescens latifolia*. 5) *Cactus melocactus*, sehr schön und der Natur treu abgebildet. 6) *Mimosa ulicifolia*, *M. inermis*, *foliis sparsis linearibus mucronatis*, *floribus capitatis*. Aus Neu-holland. 2 Hft. 7) *Phyllica cylindrica*. Die Abbildung ist weniger belehrend als bey den vorhergehenden Gewächsen, und die Beschreibung undeutlich. S. 29 heist es: *Receptaculum commune album persistens*, gleichwohl sagt der Vf. S. 30: „Die Blumen in einer walzenförmigen Ähre, einzeln zwischen den Blättern sitzend.“ Demnach ist kein gemeinschaftlicher Fruchtboden vorhanden. Auch ist diese Art von *Phyllica pubescens* Ait. und *P. plumosa* Gaertn. *semin. pl.* t. 24 f. 9 nicht genau unterschieden. 8) *Diosma subulata*. 9) *Bucco imbricata*, ist *Diosma imbricata* Linn. Bey dieser und mehreren Arten der Gattung *Bucco*, bemerkt Hr. W., daß der Griffel mit einer stumpfen Narbe versehen sey; gleichwohl heist es S. 13, wo der *Character naturalis* angegeben ist: „*Stigma acuminatum*.“ Hieraus sieht man, wie schwankend und unbestimmt seine neuen Gattungskennzeichen sind. 10) *Glandulifolium*

Y y

*umbellatum*, ist *Diosma umbellata* der Gärten. 11) *Brunia lanuginosa*. 12) *Euphorbia meloformis*. 3 Hest. 13) *Bucco obtusa*. 14) *Bucco obtusa oblonga*. Beide vortreflich gezeichnet. 15) *Parapetalifera*. Eine neue Gattung, deren Char. essent. so angegeben ist: „*Calyx pentaphyllus persistens. Corolla 10 petala inaequalis, receptaculo inserta. Stamina quinque corolla breviora patentia, receptaculo inserta. Nectarium receptaculo insertum. Pistillum monogynium. Capsula tuberculata 5 locularis, 5 valvis semina singula, arillo elastico cincta*. Wegen des Umstandes, daß die Kronblätter, Staubfäden und Saathülle auf dem Fruchtboden stehen, ist es zu billigen, daß dieses Gewächs von *Diosma* getrennt, und als eine selbstständige Gattung aufgeführt werde, wiewohl Saamenkapfel und Saamen von *Diosma* nicht verschieden sind. *Parapetalifera odorata*, ist *Diosma latifolia* der englischen Gärten. Hr. W. beschreibt sie so: „*P. foliis oppositis ovatis crenatis glabris glandulosis odoratis, floribus ramulorum axillaribus vel terminalibus uni- vel bifloris*. Nach der beygefügtten Abbildung zu urtheilen, sollte es aber heißen: *Pedunculis axillaribus solitariis unifloris, terminalibus 1—2floris*. 16) *Metrosidero pinefolia*. *M. foliis alternis linearibus longis acroscis acuminatis gibbosis, floribus lateralibus consertis sessilibus glabris viridibus*, aus Neuholland. 17) *Passiflora glabra*. 18) *Melaleuca hypericifolia*, ist schon in Andrews botan. Repert. sehr gut abgebildet. 4 Hest. 19) *Diosma longifolia*. 20) *Bucco ovata*, ist *Diosma pulchella* Houttuyn Linn. Pflanz. Syst. 3 Th. 21 f. 2. 21) *Brunia paleacea*, Linn. 22) *Staavia glutinosa*, Willden. ist *Brunia glutinosa* Linn. 23) *Elichrysium proliferum* Willd. ist *Xeranthemum proliferum* Linn., und schon in Seb. Mus. 2 T. 89. Breym. ic. t. 17 abgebildet. 24) *Myrica banksiaefolia*, *foliis alternis lanceolatis dentatis passim duplicato-dentatis pilosis, caule fruticoso; floribus axillaribus in amento infra masculis, supra foemineis*.

Die Cultur der hier abgehandelten Gewächse hat Hr. W. meist sehr gut angegeben. Zuerst redet er von der Mischung der nutzbaren Erdarten, und wie man sich bey dem Versetzen und Begießen der Buccosträucher zu verhalten habe. Sodann lehrt er, wie dieselben durch Saamen, Ableger und Stecklinge zu vermehren sind, und wie die jungen, aus Saamen und Stecklingen erzogenen Pflanzen in den verschiedenen Perioden ihres Wuchses behandelt werden müssen. Über die Vermehrung und Fortpflanzung durch Stecklinge heisst es S. 8: „Ist alles vorbereitet, so wähle man (zu Stecklingen von Buccosträuchern) kleine gesunde Zweige 2—3 Zoll lang, vom vorjährigen Triebe. Diese trenne man von den Ästen, ohne sie abzuschneiden (?) und dann reisse man sie mit einem Druck schnell gegen sich, wodurch der Wulst, welcher tief in den Asten sitzt, mit herauskommt (!) Durch dieses Abreißen erfolgt gemeinlich etwas Holz und Rinde von den Ästen mit u. f. w.“ Diese Behandlung kann Rec. auf keine Weise empfehlen, besonders deswegen nicht, weil die Mutterpflanze durch das Ausreißen der Zweige gefährliche Wunden bekommt, zumal wenn sie in einem Jahre viele solche Operationen aushalten

muss. Dann ist auch nicht einzusehen, was dieser aus der Tiefe des Astes herausgerissene Wulst nützen soll; da die jungen Wurzeln nicht an dem entblößten Holze hervorkommen, sondern aus dem Rindenwulste entspringen. Bey Holzarten, mit gegenüberstehenden Blättern, hat sich schon von Natur ein Wulst gebildet; in solchen Fällen schneidet man die zu Stecklingen bestimmten Zweige dicht unter einem Blätterpaar quer durch, und steckt sie in die Erde. Auf diese Art behandelt Rec. *Melaleuca hypericifolia* und mehrere ausländische Sträucher. S. 24 giebt Hr. W. eine sehr gute Regel, die Melonendistel (*Cactus Melocactus*) zu erziehen. Manche Blumenfreunde glauben ihre Lieblinge durch öfteres und vieles Begießen zu erquicken; allein durch diese Behandlungen werden viele, vornehmlich succulente Pflanzen, in einen leidenden Zustand versetzt, und nicht selten gänzlich verdorben. Daher bemerkt Hr. W. sehr richtig, daß die Melonendistel im Winter gar nicht begossen werden darf. Das Erdreich, in welches er dieselbe pflanzen läßt, besteht aus Sand, gestoßenen Mauersteinen (Dachziegelsteinen) und etwas Dammerde. Ausser den gründlichen Culturmethoden empfiehlt sich dieses Werk auch durch die vortreflichen Abbildungen, welche den Blumenfreunden belehrende Unterhaltungen darbieten. Rec. zweifelt daher keineswegs, daß Hr. W. das Ziel, welches er sich bey dem Entwurfe seines Planes vorgesteckt hat, erreichen werde, besonders dann, wenn er kleine Abweichungen, die bey cultivirten Pflanzen leicht entstehen, weniger berücksichtigt, und sich von der Sucht, neue Gattungen und Arten aufzustellen, frey erhält. Auch wird er sich um die Pflanzencultur sehr verdient machen, wenn er, statt der einheimischen, lauter ausländische Zierpflanzen liefert, die sich durch liebliche Blumen oder durch andere artige Eigenschaften auszeichnen, und den Erziehern Freude gewähren; die einheimischen Pflanzen erhalten wir besser und mit mehr Bestimmtheit von Jacob Sturm, Hayne, Drewe u. a. m. DD — h.

ALTENBURG, b. Rink: Beschreibung der Gattung und Arten der Heiden nebst einer Anweisung zur zweckmässigen Cultur derselben. Ein Handbuch für Botaniker, Gärtner und Gartenfreunde von Carl Friedrich Waitz. 1805. 1 Alphabet. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Die Heidenarten gehörten in England schon längst zu den Modeblumen. Der Vf. versichert in der Vorrede, daß dort jeder, dem es seine Verhältnisse gestatten, einige Topfgewächse zu cultiviren, wenigstens einige Heidenarten besitzt, so wie man in Deutschland Levkojen und Lakstöcke überall vor den Fenstern antrifft. Aber auch in Deutschland verbreitet sich die Liebhaberey an denselben immer weiter, da diese Gattung so reich an Arten ist, und diese durch die Verschiedenheit der Gestalt und durch die prächtigen Farben sehr schön ins Auge fallen. Der Vf. hat also denjenigen, für die er dem Titel nach sein Buch bestimmte, ein angenehmes Geschenk mit demselben gemacht. Er hatte freylich an Thunberg, Wendland, Dietrich, Andrews gute Vorgänger, die er fleissig benutzt hat; doch kommen auch vie-



le von ihm selbst gemachte Beobachtungen, Untersuchungen und Bemerkungen vor. Sein Verzeichniß der Heidenarten enthält 42 Arten mehr, als in der 1799 erschienenen Ausgabe der *Species plantarum* von *Willdenow* vorkommen. Dieser zählt nur 137 Arten, der Vf. 179. Er bringt sein Buch unter 2 Abtheilungen. Die erste Abtheilung betrifft die Beschreibung der Gattung und der Arten der Heiden. Er verbindet mit der Gattung *Erica* die Gattungen *Andromeda* und *Blaeria*, weil diese beiden Gattungen dem Habitus nach mit dem der *Erica* übereinstimmen, und also nach Linné'schen Grundsätzen selbst mit einander verbunden werden können. Rec. unterschreibt den Linné'schen Grundsatz: *melius esse pauciora genera fixa, quam plura vaga condere*; indess glaubt er, daß es zur bequemerer Übersicht und zum Unterrichte rathfamer sey, eine allzuangehäufte Gattung, wie es *Erica* ist, in mehrere zu vertheilen, so wie es die neueren Botaniker bey den Geranien mit gutem Erfolge gethan haben. Die Eintheilung der Naturkörper in Classen, Ordnungen und Gattungen gehören überhaupt nur zum künstlichen System, d. i. zur leichteren Übersicht der vielen in der Natur vorhandenen Arten und zum bequemerer Unterrichte. Der Vf. tadelt *Neckern*, daß er die Gattung *Erica* in drey besondere Gattungen, *Erica* mit begraneten Staubbeutel, *Lopharia* mit kammförmigen Staubbeutel, und *Apogonidium* mit unbewehrten Staubbeutel, abtheilt; doch behält er diesen Unterschied bey der Unterabtheilung seiner Heidenarten, und zwar mit gutem Grunde bey. Vor jeder der drey angegebenen Unterabtheilungen der Heiden steht eine tabellarische Übersicht der darunter gehörigen Arten, und zwar erst in lateinischer, dann auch in deutscher Sprache. Bey einer so großen Menge von Arten, wovon allein 152 von dem Vorgebirge der guten Hoffnung und nur 3 in Deutschland einheimisch sind, werden diese synoptischen Tabellen dem Untersucher willkommen seyn, da sie geschickt sind, die oft sehr geringen Unterscheidungsmerkmale der einen Art vor der anderen bequem aufzufuchen. Bey der besonderen Aufführung der verschiedenen Arten giebt der Vf., so wie er es bey dem Gattungsnamen gethan hatte, die verschiedenen Bestimmungen der Art von verschiedenen Botanikern meistens in lat. Sprache, dann die etwanigen Varietäten, auch Wohnort und Blüthezeit an, worauf in deutscher Sprache eine Beschreibung und zuletzt oft eine oder mehrere kritische Bemerkungen folgen. Rec. will hier nur über die Erläuterung der ersten Art einige Erinnerungen beysügen: 1) Warum behält der Vf. bey der deutschen Übersetzung der lat. Benennung *E. glutinosa* nicht den gleichgeltenden Namen, *klebrige Heide* bey und setzt dafür: *sonnenthauartige*, besonders da *Spec.* 50 eine beynahe ganz einerley bedeutende deutsche Benennung, *sonnenthauähnliche Heide*, vorkommt? Wenn deutsche Benennungen, Bestimmungen und Beschreibungen in der Botanik zu eben der Würde kommen sollen, die die lateinischen Namen und Worte erlangt haben: so müssen erstere den letzteren so genau als möglich entsprechen. Diese Anmerkung trifft mehrere Arten des Vfs, z. B. *Sp.* 11. Warum nennt der Vf. diese Art mit Linné *E. nigrita* und nicht lieber nach *Bergius* *E. laricina*, dessen Synonyma er an-

führt, da er sie doch in der deutschen Übersetzung *schneebblätterige Heide*, so wie der Engländer *Lanthe tree-leaved Heath* nennt? — *Sp.* 15 *E. urceolaris* wird durch becherförmige — warum nicht krugförmige? — Heide übersetzt. *Sp.* 16 *E. marifolia* heisst bey dem Vf. *gamanderblätterige* — warum nicht *marumblätterige*? Unter Gamander im Deutschen wird das lateinische *Chamaedrys* verstanden. *Sp.* 24 *E. articularis*, *großkelchige Heide* — warum nicht *geglederte*? — 2) Der Vf. sagt in seiner 2ten Bemerkung zu *Sp.* 1, daß nach *Thunberg's* Versicherung die Blüthen der *E. glutinosa* ausreichend wären, und in seiner Beschreibung giebt er sie als hängend an. Wonach soll man sich also bey der Untersuchung richten? Rec. ist der Meinung, daß, wenn bey Untersuchung der Heidenarten mehrere Autoritäten sich widersprechen, *Thunberg* jedesmal den Vorzug haben müsse, weil dieser, als er in Afrika war, die wildwachsenden Heidenarten an Ort und Stelle selbst untersucht haben konnte. Andere Botaniker sahen nur cultivirte Pflanzen. Diese Anmerkung findet bey mehreren Arten Statt. — 3) Aus dieser eben so, wie aus der Bemerkung 1, sieht man, daß die Botaniker mit dieser, so wie mit vielen andern folgenden Arten noch nicht ins Reine gekommen sind. Vermuthlich wird man die Untersuchungen noch so lange nicht als geschlossen ansehen können, als man gewohnt oder genöthigt ist, die Bestimmungen nicht an wildwachsenden Arten in ihrem eigentlichem Geburtsorte, sondern an cultivirten Pflanzen im Treibhause vorzunehmen. Der Vf. macht bey *Sp.* 81 die richtige Bemerkung, daß cultivirte Pflanzen oft auffallende Veränderungen in ihrer Gestalt und Bau, besonders unter fremden Klimaten zeigen. Daher specifische Bestimmungen nach Gartenpflanzen stets zweifelhaft bleiben, und weniger gelten können, als Beschreibungen, die von wildwachsenden Pflanzen gegeben worden sind. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, hätte *Thunberg* wohl überall, wenn er über die Heidenarten mit andern Botanikern im Widerspruch steht, den Vorzug verdient. Z. B. nach *Thunberg* soll *E. planifolia* *Sp.* 17 eingeschlossene Staubbeutel haben, und der Vf. folgt doch den Autoritäten *Willdenows*, *Bergius*, *Wendlands*, die sie als hervorragend angeben. Bey *E. muscosa* *Sp.* 70 folgt der Vf. der Angabe *Wendlands*, daß solche 4 oder 5fach gleich breite und stumpfe Blätter habe, da *Thunberg* solche dreysach, eysrund, stumpf und am Rande gezahnt angiebt. — 4) Da die Cultur die Pflanzen oft ganz anders darstellt, als sie auf ihrem natürlichen Boden in ihrem wildwachsenden Zustande waren, welches bey den Heidenarten, deren natürlicher Boden meistens sehr weit von uns entfernt ist, gewiß häufig genug Statt findet: so würde es Rec. für rathfamer halten, statt eine Ehre in der Vermehrung der aufgestellten Arten zu suchen, sie auf weniger natürliche Arten einzuschränken, und dann die Verschiedenheiten der darunter gehörigen Varietäten in der verschiedenen Cultur derselben aufzufuchen. Bey *E. vulgaris* *Sp.* 51 z. B. wird die weißblühende Varietät der gemeinen Heide angegeben, und dabey bemerkt, daß *Pallas* die Ursache daffür veränderten Blüthenfarbe in dem unter der Dämmerde liegenden weissen Thon zu finden glaube. Rec. hat die

weißblühende gemeine Heide in manchen Jahren überaus häufig, in vielen anderen Jahren aber gar nicht an eben den Stellen gefunden. Jedesmal sahe er sie in sehr trockenen Spätsommern, besonders, wenn der Frühsommer sehr naß gewesen war, auf thonigem Boden. Die Landleute seines Wohnorts versicherten ihn, daß das sicherste Mittel gegen den Brand im Weizen darin bestehe, daß man frischblühende weiße gemeine Heide in das Sätuch lege, aus dem man den Weizen austreue. Bey genauerer Untersuchung fand Rec. den anfangs so lächerlich scheinenden richtigen Zusammenhang zwischen weißblühender gemeiner Heide und dem Mangel des Brandes im Weizen auf das zukünftige Jahr. Der Brand im Weizen entsteht nämlich immer aus dem feuchten Boden des Ackers zur Saatzeit, wo jedes Weizenkorn, auch das von schwacher Vegetationskraft, aufkeimt, und im folgenden Jahre Brand erzeugt, welches im trocknen Boden oder nach einer vorhergegangenen Beize erstickt oder getödtet wird. Weiße gemeine Heide blüht nur in einem sehr trocknen Nachsommer auf fast ganz ausgetrocknetem Boden, besonders wenn der vorhergewesene breyartige thonige Grund bey nahe in Steinhärte verwandelt wurde, bey welcher Gelegenheit auch der Weizenacker gehörig austrocknete. Der Fall kommt übrigens häufig genug vor, wo der Mangel an Säften die natürliche blaue, rothe oder gelbe Farbe der Blumen in die weiße umändert, die Blätter schmaler und kürzer macht, auch wohl die natürliche Zahl der Geschlechtstheile vermindert. — Sollte *E. Stelleriana Willdenow* sp. 94 wirklich auf keine Art zu den *Ericis* gerechnet werden können, sondern ihrer Beschreibung nach in die erste Ordnung der 10 Classe *Decandria Monogynia*, gehören: so billigt Rec. den Vorschlag des Vfs., dieses neue Genus, gemäß dem Verdienste des fleißigen Pflanzenforschers und vorzüglichen Pflegers und Beobachters der Heidenarten, *Wendlands*, *Wendlandia* zu nennen.

Außer den 179 als besondere Arten angegebenen Heiden kommen auch noch 60 Varietäten derselben in dieser ersten Abth. vor. Da manche angegebene Varietät ihren Unterschied von der rechten Art selbst in den Theilen der Blüthe hat: so können künftige Beschreiber der Heidenarten dabey noch Gelegenheit finden, die Zahl der Arten zu vergrößern, z. B. bey *E. triflora* sp. 55, die unter den kammförmigen Arten stehet, kommt eine Varietät mit begränzten Staubbeuteln vor. Bey der *E. perfoliata* sp. 26, die einen eingeschlossnen Griffel hat, wird eine Varietät mit bisweilen vorragendem Griffel N. 3 angeführt. Selbst bey der oben wörtlich abgeschriebenen sp. 1 kommt eine Varietät vor, die sich von der eigentlichen *E. glutinosa* durch fünfspaltige Kronenblätter und durch 10 Staubfäden unterscheidet. Wollte man diese und mehrere andere Varietäten als eigene und besondere Arten aufnehmen, so würde man, nach dem Vorgange *Salisbury* in England die Zahl der Heidenarten noch um viele vermehren können. Letzterer zählt in seinem in den 6 Band der *Transactions of Linnean society* in London 1802 eingerückten Aufsatz über die Gattung *Erica* 246 besondere Arten derselben. Er verwirft bey seiner Anordnung dieser Arten die Zahl der Blätter und die Form

der Staubbeutel als ihm unzulängliche Merkmale, und stellt sie bloß nach der Ähnlichkeit zusammen, die sie unter einander haben, wobey es ihm freylich leicht werden konnte, obige Zahl der Arten herauszubringen. — In der 2 Abtheilung kommen die Anweisungen zur Cultur der zu der Gattung *Erica* gehörigen Pflanzen unter folgenden Aufschriften vor: 1) Woher bekommt man die Pflanzen und den Saamen der Heidenarten am besten und wohlfeilsten? *Wendland* von Herrenhausen bey Hannover erhält hierin das verdiente Lob. 2) Behandlung der von fremden Orten erhaltenen Heidepflanzen. Außer den Regeln, wie zarte Gewächse überhaupt behandelt werden müssen, setzt man sie am sichersten in Asche, deren Boden ungefähr 1 Zoll hoch mit mittelmäßigen großen Quarzkieseln belegt ist, auf welche man etwas gute schwarze wohlgemengte Dammerde schüttet, in die der Ballen eingesetzt werden soll. Dieses ist der natürliche Boden, den diese Gewächse auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, besonders auf dem Tafelberge haben. 3) Standort der Heiden. Sie lieben zwar die freye Luft, können aber die Sonne in den Mittagsstunden nicht wohl vertragen. 4) Zweckmäßige Erde für die Heiden. Nach *Wendland* eine Mischung aus 3 Theilen Laub- oder Holzerde, einem Theil Erde von verfaultem Pferdemist und anderthalb Theilen Sand. 5) Beschaffenheit der Asche, Begießen, Versetzen, Einsammlung des Saamens. Das Gewöhnliche. 6) Vermehrung der Heiden; durch Saamen. Man sät den Saamen vom April bis Junius. Auf Vermehrung durch Wurzelsprossen ist am wenigsten zu rechnen; durch Stecklinge ist es sicherer. Man wählt dazu die vorjährigen Zweige von ganz gesunden Pflanzen; durch Absenken der Zweige. Im freyen Lande ist dieses die sicherste Methode; in Äschen muß man Vorsicht anwenden, daß mit dem Ablegen nicht zugleich der Mutterstock verderbe. 7) Behandlung der kranken Pflanzen. Gegen die Würmer in Äschen wird ein Absud von Glanzruß und Wermuthblättern zum Begießen in den Morgenstunden empfohlen. Sollten die salzigen Theile des Rufses nicht auch einen nachtheiligen Einfluß auf die Pflanze selbst haben? 8) Regeln, wie man ausländische Heidenarten nach und nach an unser Klima gewöhnen kann. Bey den aus Saamen gezogenen Pflanzen geschieht dieses am sichersten. 9) Regeln bey dem Versenden der Heidenarten. Das Gewöhnliche. Diese zweyte Abtheilung wird den Gärtnern und Gartenfreunden nicht bloß bey der Cultu. der Heidenarten, sondern auch bey der Cultur anderer ausländischer Gewächse willkommen seyn. Zuletzt sind, außer einigen Verzeichnissen der Preise für Heidepflanzen bey *Wendland* in Herrnhausen, bey *Reichardt* in Weimar, bey *Lee* und *Kenerdy* in England, und einem alphabetischen Register, noch eine den Liebhabern besonders willkommene Classification der Heidenarten nach den verschiedenen Farben der Blume angehängt, die dem Nichtbotaniker gewiß zuerst in das Auge fallen.

In der Vorrede macht der Vf. Hoffnung, die Gattungen der Rosenarten und der Pelargonica eben so behandelt, in Druck herauszugeben, wodurch er sich den Dank der Blumisten erwerben wird.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 22 M Ä R Z , 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GIESSEN, b. Heyer: *Germanien*, eine Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik von Deutschland, herausgegeben von D. Aug. Fr. Wilh. Crome, großherz. heff. geh. Reg. Rath u. Prof. der Staats- und Cameral-Wissenschaften in Gießen, und von Karl Jaup, ord. Prof. des Staatsrechts daselbst. I Bandes I Hest. 1808. 196 S. gr. 8.

Mit diesem Hest beginnt eine Zeitschrift, auf einen trefflichen Plan gegründet, für dessen Befolgung die Achtung, welche die verdienstvollen Herausgeber genießen, und die Gelehrsamkeit, Kenntnisse und Verbindungen derselben bürgen. Diese Zeitschrift ist gewidmet der Kunde und Darstellung der Geographie und Statistik, der Länder- und Staatsveränderung, der Staatsverfassung und des Staatsrechts, der Civil- Criminal- und Polizeygesetze, der Militäreinrichtung, der Religionsverfassung, der Industrie und Gewerbe, und der Hof- und Regierungsveränderungen Deutschlands; ihr Zweck ist, die — leider sich immer mehr verlierende — Einheit Deutschlands möglichst zu erhalten, und dadurch das wahre Glück des Vaterlands zu befördern. In der ersten Abhandlung: *neueste Ansicht von Deutschland im Ausgange des Jahres 1807*, stellt Hr. Crome die Vorzüge dar, welche Deutschland, besonders in seiner gegenwärtigen Bundesverfassung, aus jener Einheit erhält. Diese Vorzüge sind besonders in staatswissenschaftlicher Hinsicht berechnet, und zeigen den Mann von festem, das Ganze umfassendem Blick, welcher jene Vorzüge treffend entwickelt. Der Schluss dieser Abhandlung legt die Fürsorge für die Erhöhung der Geistescultur, der Culturanstalten lebhaft ans Herz, und empfiehlt dazu die Verwendung eines Theils der Güter der aufgehobenen Stiftungen, ein Vorschlag, der theilweise bereits im Bayerischen ausgeführt ist. No. II. *Abdruck der großherzoglich-hessisch-darmstädtischen Declaration über die staatsrechtlichen Verhältnisse der unter der großherzoglich. Souveränität stehenden, vormals reichsfürstlichen Lande und deren Besitzer, der nunmehrigen Standesherrn d. 1. Aug. 1807*. Eine sehr umfassende, inhaltreiche Constitution. No. III. *Karl Dalberg, Beispiel deutscher Fürsten-Gerechtigkeit*. Mit unwiderlegbarer Klarheit wird hier gezeigt, daß der Ausschluß der Advocaten in Weizlar den Plan des Fürsten Primas verstümmelt hat, als er behauptete, es sey die Absicht die.

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

ses edlen Fürsten, den Mitgliedern des Reichskammergerichts  $\frac{1}{3}$  ihrer Befoldungen,  $\frac{1}{3}$  ihrer Gehalte zum Vortheil der Advocatur abzuziehen. Karl Dalberg konnte dieß nie wollen, und hat dieß nicht gewollt; dieß ist das Thema dieser Ausführung. Sein Vorschlag war, die Kammerzieler um ein Drittheil zu erhöhen, und dieses erhöhte Drittheil den Advocaten zu geben; kein Mensch, der nur eine Idee von Logik hat, wird aber dieses Drittheil für gleich halten mit dem dritten Theil der unerhöheten, d. h. jetzigen Kammerzieler. IV. *Gedanken eines Patrioten über die etwanige Einführung des Code Napoléon in unserm deutschen Vaterlande*. Eine, sowohl wegen mancher guter Bemerkungen, als wegen der literarischen Notizen schätzbare Abhandlung von Hn. S. Sie erörtert und beantwortet die Fragen: Sollen, wenn der Code Napoléon jetzt in Deutschland recipirt wird, auch die ihm in Frankreich noch folgenden Nachträge, Zusätze und Veränderungen in Deutschland gesetzliche Kraft erhalten? Soll der Code uns nicht in deutscher Sprache promulgirt werden? Sollen nicht seine Abweichungen von unsern bisherigen Rechten zur besonderen Kenntniß des Publicums gebracht werden, ehe seine Befolgung verlangt werden kann? Wie soll, wie kann dieß auf die leichteste Art am besten geschehen? In welchem Verhältnisse soll er zu unsern schriftlichen und gewohnheitlichen Provincialrechten stehen? Welche Wirkungen kann und darf er auf Verhältnisse haben, welche vor dem Zeitpunkte seiner Einführung schon bestanden? Von welchem Zeitpunkte an endlich müssen Richter, Parteyen und Sachwalter nach ihm sich richten? Alle diese Fragen werden hier befriedigend beantwortet. In der Nachschrift äußert Hr. S. seine Ansicht über diesen Gegenstand; er ist im Allgemeinen für die Aufnahme des Code Napoléon, und schlägt eine Commission vor, welche in der Ordnung desselben das gemeine deutsche Recht redigirt und dem Bundestage zur Prüfung und Bestätigung vorlegt, den Code Napoléon für die Gegenstände, worüber das gemeine deutsche Recht nichts enthält, officiell in die deutsche Sprache übersetzt, oder wenigstens eine Übersetzung revidirt, ihn unserm Vaterlande anpaßt, und die nothwendigen Modificationen desselben dem Bundestage zur Bestätigung vorlegt. V. *Nachricht über die großherzoglich-hessischen Kammerzieler*. Der Großherzog zahlt die Kammerzieler fort; jedes Ziel beträgt 1185 Thlr. 26 $\frac{1}{2}$  Kr. VI. *Constitution des Königreichs Westphalen*; aus dem Bulletin des Loix du Royaume de West-

Zzz

phalie in französischer und deutscher Sprache abgefaßt, mit den Abweichungen des Projects und einer erläuternden Nachschrift der Herausgeber; die, in letzterer enthaltenen, Anmerkungen werden gewiß jeden Leser befriedigen; sie sind so gründlich als vollständig. VII. *Über die Pensionirung der Reichskammergerichts-Advocaten.* Dieser Aufsatz enthält eine Vorstellung, welche letztere unter dem 12 Oct. 1807 hierüber an den Fürsten Primas erlassen haben, und Anmerkungen zu derselben. Rec. vermag nicht einzusehen, mit welchem Fug Rechtens die Procuratoren darauf anzutragen vermögen, daß sie an den Matricularbeyträgen Theil nehmen, indem dieselben, wie bekannt, nur den Mitgliedern des Kammergerichts gebühren; eben so wenig vermag er es zu begreifen, wie die Advocaten behaupten können, daß diese ihre Theilnahme an den Matricularbeyträgen mit allen Interessen so leicht zu vereinbaren sey, indem es doch bekannt ist, daß selbige nicht einmal zur Unterhaltung der Kammergerichts-Mitglieder hinreichen. In den Anmerkungen wird aus Theorie und Praxis ausgeführt, daß Advocaten und Procuratoren keine Staatsdiener sind, sondern sich nur in der Kategorie sogenannter Concessionisten befinden, daß der Staat nur schuldig ist, ihnen die Praxis-Concession, keinesweges aber deren wirkliche Ausübung, oder deren Einträglichkeit zu gewähren, daß mithin der Staat bey Aufhebung des Gerichts, bey welchem sie immatriculirt sind, nicht gehalten sey, ihnen für ihre bisherige Praxis eine Pension zu geben, sondern nur ihnen die Erlaubniß zuzugestehen, ihre Praxis an anderen Staats-Gerichtshöfen auszuüben. Bekannt ist es, daß nach diesem Grundsatz stets in Deutschland verfahren worden. Am Schluß ist aus dem französischen kaiserlichen *Moniteur* angeführt: *Que l'Empereur Napoléon déclare hautement que l'entretien du Grand-Juge, des Présidens et des Juges, de la chambre de Wetzlar étoit une dette sacrée pour les souverains d'Allemagne, mais qu'on répond aux avocats et procureurs attachés au Tribunal de Wetzlar, qu'ils n'étoient pas des fonctionnaires publics, et qu'on ne peut pas les classer dans la même catégorie avec les juges.* No. VII. *Eintheilung des Königreichs Westphalen in 8 Departements.* — Wir wünschen die Fortsetzung dieser gemeinnützlichen und viel versprechenden Zeitschrift.

M. St. St.

HERZIG, [ohne Namen des Verlegers]: *Frater Hermann, von den Schicksalen der Mark Brandenburg und ihrer Regenten.* Eine Prophezeiung des (aus dem) dreizehnten Jahrhundert. Aus der brandenburgischen Geschichte genau(?) erläutert. 1807. 104 S. 8. (10 Gr.)

Diese Schrift wird einem cistercienser Mönch zugeschrieben, der in der letzten Hälfte des 13 Jahrhunderts zu Lehnin, einem ehemaligen Mönchs-Kloster dieses Ordens, bey Brandenburg gelebt haben soll, und besteht aus hundert lateinischen Kni-

telversen, welche der ungenannte Herausgeber, neben der Grundsprache, auch in das Deutsche übersetzt, und, wie er vorgiebt, aus der brandenburgischen Geschichte erläutert hat. Schon der Titel dieser Schrift zeigt an, daß die darin enthaltene Weissagung, das Entstehen, Wachsen, die Größe, Dauer, und die endliche Auflösung des brandenburgischen Hauses zum Gegenstande hat. Die Weissagung zerfällt daher in drey Abtheilungen. In der ersten kommen die brandenburgischen Fürsten aus dem Hause Anhalt, in der zweyten die, aus dem Hause Bayern und Luxemburg, und in der dritten die, aus dem Hause Hohenzollern vor.

Der angebliche Frater Hermann fänkt, wie alle inspirirt seyn wollenden Propheten aller Zeitalter, damit an: daß er, von göttlichen Offenbarungen gelehrt, nunmehr das Schicksal seines Klosters, deren Stifter (*Albrecht I.*, der Bär genannt, im J. 1160, und *Otto I.*, Sohn des ersten, Älteste Lehnin, das Kloster, im J. 1180) und nachherigen Äugammen und Pfleger, wie die Schicksale des Klosters, seine endliche Auflösung, wie die seiner Regenten und der Fürsten prophezeit, die vom Jahre 1272 an (in welchem Frater Hermann diese Knittelverse geschrieben haben soll), bis auf den elften Stamm der Hohenzollern (*Friedrich Wilhelm III.*, König von Preussen und Kurfürst von Brandenburg,) gelebt haben. Dieser soll der letzte des Stammes seyn. Die Mark Brandenburg soll demnach alle ihre Drangsale vergessen; der Hirt (das Oberhaupt der römischen Kirche) soll alsdann die Herde (die gesammte christliche Kirche); und Deutschland einen König wieder bekommen; kein Fremder alsdann unter den Deutschen sich eines Vorzugs zu erfreuen haben; die Klöster *Lehnin* und *Chorin* (?), wie die gesammte (katholische) Klerisey aus ihrem Nichts wieder emporsteigen, nach alter Sitte (zur Zeit der Unwissenheit des Mittelalters) hoch glänzen, und wie *ein:eiler Schaffall*; dem alsdann keine Wölfe mehr nachstellen, mehr wie zuvor geehret werden. — Der Herausgeber scheint S. 14, dieses untergeschobene mystische Gewäfche nicht nur für Wahrheit, sondern für göttliche Eingebungen zu erklären. In der Vorrede, wo er über das mehrmalig gedruckte Erscheinen dieser Weissagung Auskunft giebt, sagt er: S. 10: „Anfangs erregte diese Prophezeiung kein besonderes Aufsehen; als aber im Jahre 1740, *Friedrich II.*, König von Preussen, da er kaum 28 Jahr alt, folglich noch ein Jüngling war, — *Marien Theresen*, der Tochter Kaiser *Karl VI.*, eben zu der Zeit, als diese Hoffnung hatte, Mutter des nachherigen Kaisers *Joseph II.* zu werden, den Krieg ankündigte und in Schlessen einfiel, mithin der 81 Vers: (*Mox juvenis venit, dum magna puerpera gemis*) vollkommen in Erfüllung ging (vgl. S. 81 fg.), erschienen nicht lange darnach, fast in den mehreren Hauptstädten Deutschlands, neue Auflagen von dieser Weissagung u. s. w. — Indem er fast aller früheren Ausgaben, der Frater Hermann sehen Verse erwähnt (wovon die erste der Prof. *Likenthal* in Königsberg, im J. 1725; herausgegeben hat), auch die

Ausgabd: Berlin, b. Ambros. Haude, 1746. 8., gekannt zu haben scheint, erwähnt er doch mit keinem Worte des Ursprungs und des Werthes dieser Verse, was doch in letzterer Ausgabe aus authentischen Quellen anschaulich gemacht worden ist. — Rec., der die Verse vom Bruder Hermann weder im *Morery*, noch *Morhof*, noch *Fabricius*, noch *Bailly*, noch *Niceron*, noch *Jöcher*, *Baugarten*, *Wolff*, *Bauer*, und anderen literarischen Hülfsmitteln der Art, erwähnt findet, will darüber dasjenige anführen, was *Adelung*. (*Fortsetz. und Ergänz. zu Ch. G. Jöcher's allgem. gel. Lexikon u. s. w.* 2 Bd. S. 1945), von diesem Propheten und seinen Versen weifs: „Hermann von Lehnin, ein vorgegebener cistercienser Mönch des ehemaligen Klosters Lehnin in der Mittelmark, welcher gegen das Jahr 1300 gelebt haben soll. Man legt ihm in lateinischen Knittelversen geschrieben haben sollende *Vaticinia* bey, die in den neueren Zeiten oft gedruckt worden, und sich unter anderen auch in dem europäischen *Staats-Wahrsager* befinden. Allein in eines Ungenannten: *Vaticinio metrico*, oder *Bruder Hermann's vorgegebene Weissagungen*, u. s. w. Berlin 1746. 8., wird evident erwiesen: dafs der Bruder Hermann eine erdichtete Person sey, und wie seine so genannte *Weissagungen* absichtlich untergeschoben worden, indem selbige erst in den letzten Jahren *Friedrich Wilhelm* des Grossen (bekanntlich starb derselbe den 29 April 1688) geschmiedet sind, und dafs der ehemalige Bürgermeister zu Berlin, Namens von *Seidel*, diese Mißgeburt in seiner Jugend, aus gewissen Absichten, fertiget habe.“ —

Womit will nun der Commentator dieser Schrift die Behauptung S. 14 beweisen, dafs das ehemalige Kloster Lehnin, *dermalen ein königliches Jagdschlofs* etc. sey? — Davon weifs Büsching nichts, der doch, wie bekannt, viele Jahre in der Nachbarschaft von Lehnin lebte. (S. *Neue Erdbeschreib. 3 Th. 4 Bd. S. 1046* fg. 6 Aufl.) *Leonhardt* und neuere topographische Beschreibungen von der Mark Brandenburg nicht zu gedenken: —

Endlich verkündet der Herausgeber S. 100 fg. aus den 9 letzten Versen der vorliegenden Schrift: dafs die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religions-Parteyen unter ihrem Oberhaupte dem Pabste; — die Wiederaufbauung der Klöster Lehnin; — die Wiedereinstellung der katholischen Geistlichkeit in ihren vorigen Stand der Ehre; u. a. Dinge mehr, bis zum Jahre 1812 erfolgen würden. Diefs schliesst er aus dem 99. Vers, der im Urtexte heist:

*Et Vates! More: CLer Vs, spLen Das Clt honore.*

Er geht noch weiter, und versichert S. 93 fg. im vollen Ernste: das Gebäude des Protestantismus sey gleichsam eingestürzt, und die reformirte Religion werde ihre Mutter (die *Reformation Lätleri*) nicht lange mehr überleben. — Dieser Geist der Weissagung wird die Triebfeder, die überall den Commentator belebt, ist in alle Noten dieses *Vaticinii* sichtbar; und das Motto hinter dem Titelblatte ist aus 1. Thessalon. V. 20. und 21. nach der Vulgata

ins Deutsche übersetzt. Aber weifs denn der Herausg., nicht, dafs *weissagen*, *dichten* und *singen* Ausdrücke sind, die im Alterthume Einer Person beygelegt wurden? (S. II B. d. Kön. III. 15. — IB. d. Chron. XXV. 1 u. 3. — Tit. I. 12. Vergl. *Lowth de Sacra poësi* Hebr. p. 122.) Selbst bey den Lateinern wurden die Dichter bisweilen Propheten genannt. (*Quintilian L. I. c. 20.*) Die Morgenländer, Griechen und Römer dachten sich unter diesem Namen keinen politischen Wahrsager, den der Herausg. sich aus der Vulgata erträumt. — Endlich werden S. 102 fg. der neulich im *Journal de Paris* wieder aufgeführten ewigen Weissagungen des *Joseph Justo aus Neapel v. Jahre 1521 bis zum Ende der Welt* gedacht. Hieran hätten doch die 10 *Centuriae Propheticae* gereiht werden dürfen, die *Michael Nostradamus* in den Jahren 1553 und 1558 zu Lyon in 8. stabebenfalls in Versen bekannt machte. Vielleicht sind dem Herausg. diese eben so wenig, als die von *Christoph Kotter*, *Johann Kregel*, *Hermann von der Hude*, *Christina Pomiatowska* und anderen Propheten der Art bekannt worden, die man zusammen gedruckt, unter dem Titel anrufft: *Lux tenebris, novis radiis aucta etc. etc.* 1665. 4. — Diefß Buch, da der Inhalt, wie in ähnlichen Schriften der Art, nichts Gemeinnütziges, vielmehr schwärmerische Grillen enthält, ist selten geworden, und in wenigen Bibliotheken anzutreffen. Nichts desto weniger wird darin dem österreichischen Hause alles Unglück; dem Könige von Frankreich, Ludwig XIV., das Kaiserthum, nebst der Herrschaft über alle Reiche von Europa; geweissagt. Indessen steht Österreich noch, und die Bourbonen haben zu regieren aufgehört; was aus dem eilften Stamme der Hohenzollern werden soll, darüber entscheidet: — wenigstens nicht Bruder Hermann.

B — s.

MÜNSTER, b. Waldeck: *Versuch: psychologische Charakteristiken des Menschen* in seinen verschiedenen Lebensperioden, verschiedenen Nationen und Ständen von J. A. Eifermann, Erzieher des jungen Grafen von Bochoholz. Erstes Bändchen. 1807. XVI u. 198 S. 8. (16 Gr.)

Nachdem die Vortheile, die man aus Charakteristiken ziehen könne, aufgezählt, und die Quellen für dieselben (Geographie, Historie, Psychologie) genannt sind, und nachdem erklärt worden, dafs Bemerkungen von Männern, welchen Wahrheit bekannt, lieb und werth ist, dem Vf. willkommen seyn, und von ihm in den folgenden Bänden benutzt werden sollen: wird uns in neun Abschnitten eine Charakteristik des Menschen 1) im Kindesalter, 2) im Knabenalter, 3) im Jünglingsalter, 4) im Mannsalter, 5) im Greisenalter, 6) der Geschlechter, 7) der deutschen, 8) der englischen, 9) der französischen Nation, gegeben. — Unter der Vorrede steht: im Januar, 1806. Der erste Titel der Schrift führt auch die Jahreszahl 1806, aber er ist durchhin durch einen neuer, übrigens ganz unveränderter, ist vom 1807. Vielleicht hat der Verleger dem Buch dadurch

einen neuen Anstoß geben wollen, weil es das erstemal nicht gut ging. Hätte er nur zugleich neue Ideen hinein zu bringen vermocht! Das ganze Buch enthält lauter gewöhnliche Dinge, die noch dazu sehr gewöhnlich gesagt sind. Es ist vielleicht keine einzige Idee in demselben, die dem Vf. eigenthümlich wäre, es möchte denn etwa die Bemerkung seyn, daß man *launigt, launisch und läunisch* unterscheidet, daß der erste sich willkürlich in eine gute Laune versetze, der zweyte verdrüssige Launen habe, und der dritte unwillkürlich, bald in diese, bald in jene Laune übergehe; oder die, daß Deutsch von den Teutonen herkomme; oder die Bemerkung, daß das Weib schon durch seine Weiblichkeit vorzüglich *praktisch*, nicht *speculativ* sey, S. 72 (wiewohl, setzen wir hinzu, es oft ein Gegenstand der Speculation ist). Wenn das Nachschlagen der Mühe werth wäre, so ließen sich vielleicht die Quellen entdecken, aus welchen Hr. E. geschöpft, wenn er auch keine angegeben hat. So ist z. B. das, was über den Geschlechtstrieb des Weibes und die Dinge gesagt ist; die dazu gehören, aus *Fichte's* Naturrecht genommen. Die Meinung, daß der Mann ursprünglich keine Liebe fühle, sondern nur den Geschlechtstrieb, und dann Großmuth, daß das Weib nicht freyen dürfe, weil ihm eine abschlägige Antwort unerträglich seyn müßte u. s. w., sind *bona fide* abgeschrieben, recht wörtlich bis auf solche Bemerkungen herab, daß die Prostituirte lieber gestehe, sie treibe ihr schändliches Gewerbe aus Gewinnfucht, als aus Wollust.

Die Drohung, daß noch mehrere Bände erscheinen sollen, wird hoffentlich Drohung bleiben; sonst wäre dem Vf. zu empfehlen, daß er die Sachen gründlicher und interessanter machte: der Verleger würde alsdann von selbst besseres Papier nehmen. Bx.

Ohne Angabe des Druckorts: *Johannis-Geschenk für Brüder Freymaurer vom Br. Wackerhagen, zweytem Steward der Loge Friedrich zum weißen Pferde zu Hannover. 1805. 188 S. 8. (20 Gr.)*

Diese Sammlung maureischer Reden und Gedichte darf weder in Hinsicht der behandelten Gegenstände, noch der Form des Vortrages auf ein ausgezeichnetes Interesse Anspruch machen, wogegen ihr aber eine für den Moment berechnete Zweckmäßigkeit nicht ganz abzuprechen seyn dürfte. Diese wird nur von einer, vielleicht durch Beschränkung der Zeit entstandenen, Oberflächlichkeit verringert, und der frühere Zuhörer fand sich gewiß eben so getäuscht, wie der spätere Leser, wenn er z. B. das Thema der dritten Rede: Wie läßt sich die Forschung in der Geschichte der Freymaurerey als sittlicher Zweck benutzen? mit der Rede selbst in eine ernsthafte Parallel stellte. Obgleich Hr. *Wackerhagen*, vermöge seines Logenamtes, zu der Ausarbeitung dieser Aufsätze aufgefordert wurde, so scheint er selbst doch noch nie die Frage untersucht zu haben: ob Reden und Gedichte moralischen Inhalts, wenn sie, mit Andeutungen der freymaurerischen Symbolik durchwebt, durch einzelne Aufseherungen an die Ordensallegorien erinnern, deshalb schon den wirklichen Ordensschriften in irgend einer Hinsicht beyzuzählen, und als solche einer allgemeinen Mittheilung werth sind? — Um so weniger kann man hier erwarten, daß der Vf. die bis jetzt noch so wenig verstandene Ordensmystik als Dichter und Redner zu höheren Künstlerzwecken benutzt habe. — Der abgedruckten Gedichte sind sechs und der Reden fünf, welche letztere Hr. *W.* mit einzelnen Versen durchwebt hat.

CRR.

### KURZE ANZEIGEN.

**TECHNOLOGIE.** Leipzig, b. Hinrichs: *Die sichersten und besten Mittel, den Zug des Rauchs durch die Schornsteine und Kamine zu befördern, und dadurch das Rauchen in den Häusern, Küchen und Laboratorien zu verhüten, auch gute Rauchkammern in den Gebäuden anzulegen.* Von C. G. Fix. Mit einem Kupfer. 1806. 24 S. in 4. (10 Gr.) Unter den vielen Schriften, welche über diesen Gegenstand seit geraumer Zeit erschienen sind, gehört die vorliegende ohne Zweifel zu den nützlichern und bessern. Nachdem der Vf. die Bedingungen festgesetzt hat, welche zu einem gut ziehenden Schornstein erfordert werden, worunter er aber mit Unrecht eine schiefe Lage rechnet: so gehet er die verschiedenen Mittel durch, welche das Rauchen verhindern sollen, und erläutert die Beschreibung durch deutliche und sauber gestochene Figuren. Das erste Mittel sind, nach dem Vf., die in England allgemein üblichen Cylinder von Thon oder Blech, welche oben auf den Schornstein gesetzt werden, und den Zug allerdings sehr befördern. Des Vfs. Vorschlag, diese Cylinder von Blech zu fertigen, und auf eine bewegliche Platte zu befestigen, um dadurch, bey Entzündung, in den Schornstein hinein zu können, ist recht vernünftig. Das zweyte Mittel, welches in einem blechernen Aufsatz besteht, aus dem der Rauch, so nachdem der Wind verschieden, aus verschiedenen Öffnungen ausgehet, rührt vom Hn. Prof. *Lenormand* her, und ist, nach des Rec. Erfahrung, nicht immer von Nutzen.

Das dritte Mittel endlich bestehet ebenfalls aus einem pyramidalen blechernen Aufsatz, bey dem das Abziehen des Rauchs, durch die oben verengte Öffnung, befördert wird. Was der Vf. über die Rauchkammern sagt, ist sehr kurz. Übrigens ist sein Vortrag deutlich und bestimmt. K.

**VERMISCHTE SCHRIFTEN.** Leipzig, b. Stage: *Trümelei Leidenden.* Vom Vf. des Philoth's, Parallet's, derguten Christine und Karls und Leonoren. (Ohne Jahreszahl) 280 S. 8. (1 Thlr. 2 Gr.) Man findet hier neun Erzählungen in Trüme eingekleidet. Wenn man gleich nicht den Mann nach dem Kleide, was er trägt, beurtheilen soll, so ist doch das äußere Gewand nicht gleichgültig. Und bey diesen Erzählungen hat die Form der Träume etwas Unschickliches. Nicht zu gedenken, daß das Interesse der Wahrheit dadurch ganz verloren geht, so sind auch diese Erzählungen, als Träume betrachtet, ganz unnatürlich. Denn wer träumt z. B. einen so langen und gut geordneten Dialog, wie in der zweyten Erzählung, welche die Überschrift hat: „Der Mann, der einem Unglücklichen etwas ins Ohr sagte, oder die Seltenheit eines ganz unschuldigen Leidenden.“ Noch weit besser würden sich daher diese Erzählungen, als *Fragmente aus der Geschichte eines Leidenden*, lesen lassen. Und man muß ihnen recht viele Leser wünschen: denn der Vf. hat Belehrung und Unterhaltung sehr gut zusammen verbunden. O. m. r.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 MÄRZ, 1808.

## GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Weidmanns: *Henr. Hoogeveen doctrina particularum linguae Graecae*. In epitomen redegit Chr. God. Schütz. Editio secunda, auctior et emendatio. 1806. XVIII u. 636 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Die Hoogeveensche Partikellehre ist nichts weniger als ein Kunstwerk, das der Nachwelt in ursprünglicher Gestalt bewahrt zu werden verdiente. Aus Mühe und Noth hervorgegangen, um Mühe und Noth zu erleichtern, kann und will sie schlechthin nützlich seyn, und jede Veränderung, wodurch sie das in vollerm Masse wird; ist, wenn einmal Jemand dieses fremde Eigenthum als ihm gehöriges behandeln will, nicht nur gestattet, sondern auch, so lange dazu nicht ungemeiner Umfang von Gelehrsamkeit und Scharf sinn erfordert wird, unerlässlich: alles Ungeänderte geht auf Rechnung dessen, der durch Eine Änderung sich zu allen verbindlich gemacht hat. Wieviel nun aber, und wie habe geändert werden müssen, darüber lässt sich im Allgemeinen nicht gut mehr sagen, als so viel, dass vornehmlich drei Dinge wünschenswerth waren, die auch auf dem Titel der ersten Auflage von des Hn. Hofrath Schütz Bearbeitung angekündigt wurden: kritische Prüfung des meist unkritisch Gesammelten und Gefolgerten (*recensuit*), Tilgung des Unnötigen und Unrichtigen (*brevitavit*), Nachtragung des zum Theil schon vor, besonders aber nach Erscheinung des Grundwerkes bekannt gewordenen Fehlenden (*auxit*). Die Ankündigung ist jetzt herunter gestimmt: ob aus Selbstverleugnung oder aus Selbsterkenntnis, entscheide der Leser, dem wir die Entscheidungsgründe durch Vergleichung der jetzigen Ausgabe mit der ersten, und beider mit der holländischen an die Hand zu geben suchen wollen. Natürlich kann diese Vergleichung nur theilweise geschehen.

Die Partikel *ei* nebst den damit zusammengesetzten nimmt in der holländischen und in der ersten Schützischen Ausgabe das 16 Capitel ein: In der zweyten hat Hr. Schütz die Eintheilung in Capitel und Sectionen aufgegeben: wodurch die Übersicht nicht gewonnen hat, wenn auch einiger Raum erspart ist, und der Verwirrung, die in der ersten Ausgabe, z. B. wo Hoogeveens vierzehn Sectionen in zwey zusammengefasst waren, nichts desto weniger auf Sect. 4, 8 etc. verwies (S. 254, 266), einiger Massen gesteuert ist. Freylich nur einiger Massen. Noch immer wird auf J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

Sect. 1, 2, verwiesen (S. 180, 190, 197, 199, 213), ungeachtet es überall keine Sectionen mehr giebt: desgleichen (S. 221) in einem Abschnitte, der bey Hn. Schütz überhaupt nur vierzehn Paragraphen hat, wird in dem vierzehnten und letzten § ein obiger § 15 citirt, der nicht etwa verzählt ist, sondern wohlbedächtig weggelassen. — Weggelassen ist auch § 1, wie alle, in denen Hoogeveen von der Etymologie der Partikeln redet. Das ging in dieser Ausgabe eher an, als in der ersten, der nicht, wie dieser, ein Auszug aus Hoogeveens Vorrede vorgesetzt war, worin, unter anderem, von dem Ursprung der Partikeln aus den primitiven Redetheilen im Allgemeinen gehandelt wird. Aber doch mag der Anfänger befremdet werden, wenn Hoogeveen § 13 und sonst, eben in Beziehung auf § 1, von einer Verbalnatur des *ei* spricht: ein *veruntamen* statt des Hoogeveenschen *si tamem initio hujus capituli aliquid dixi* verhehlt höchstens die Lücke, die es ausfüllen soll. — Übrigens sind § 1 noch einige Druckfehler corrigirt, sowohl der holländischen Ausgabe, als auch der daran reichen ersten Schützischen. So auch S. 196, 199, 201, 202, 216, 223 u. f.

§ 4 (*ponitur ei pro εἰ, plerumque cum optativo constructum, quoties in conclusione particula εἰ invenitur*) beruht, wie die zunächst folgenden, auf unrichtiger Vorstellung von dem Unterschiede zwischen *ei* und *εἰ*, und hätte nicht wiederholt werden sollen, nachdem jener Unterschied einleuchtend gezeigt ist in einem Buche, das Hr. Schütz, seinem Anhang nach zu urtheilen, kennt. Eben so wenig mußte jetzt noch § 7 *ei doli* —, *οὐκ ἂν δυνάμην* durch *si daret, non possem*, und § 8 *ei αἰσθησοίμι* —, *γέλοιον ἂν εἴην* durch *si tibi persuaderem, ridiculum esset* übersetzt werden. Der ganze § 8 ist überdies entbehrlich, da, was er enthält, sich von selbst versteht, dass nämlich im Gespräch bisweilen ein Interlocutor nur den Vorderatz spricht, und der andere mit dem Nachsatz einfällt. Dadurch wird der Dialog lebendiger, nicht aber die Bedeutung der Partikel geändert. Gleiche Bewandnis hat es mit § 11: *conditionis maturam non prorsus deponit, quando obtestationibus inservit*. Nicht *non prorsus* sondern *prorsus non*: dann aber durfte aus dem längst abgehandelten kein eigener § gemacht werden. Dank verdient daher Hr. Schütz, dass er wenigstens von der Menge der Hoogeveenschen Beispiele nur einige gegeben hat. Über die Verbindung des *ei* mit Temporibus und Modis erhalten wir §§. 9, 10, 14 u. f. Die Verwarrenheit des Holländers unentwirrt: gar man-

Aaaa

cherley schwankende und unsichere Wahrnehmungen ohne alle Einsicht in die Gründe. Das unverständene wird gewöhnlich vermittelst eines unterdrückten erkläret: z. B. ἡρώτησεν εἰ τοὺς νόμους ἐκαινοῖεν ἢ ἐκαινοῖεν αὐ, und zu dem platonisch. ἐπειδὴ δ' ἀνοχ' ὦρειν τὸ δεσμωτήριον, ἡμεῖν παρὰ τὸν Σωκράτην wird erinnert: ἐπειδὴ aliquam futuri admixtam habet notionem, intellecto αὐ, quo intellecto positum pro ἐπειδὴ (S. 222 §. 3). Schon Hoogveen hätte das zum Theil besser wissen können, nachdem vier und zwanzig Jahre vor Erscheinung seines Buches Dawes geschrieben hatte, den er freylich, selbst genög, nirgends anführt: jetzt aber, nach vielfältiger Bestreitung, Bestätigung und Bestimmung der Dawes'schen Lehre, dürfte die meisten Leser der losen Speise eckeln, auch wo sie nicht mit so offenbarem Widerspruch gewürzt ist, wie z. B. S. 178 §. 2. Da wird gelehrt, daß das wünschende εἰ immer den Optativus verlange, außer bey dem Verbum ὤφελον. Nun aber ist zweyerley schwer zu begreifen: erstlich wie ein einzelnes Verbum sich so habe emancipiren können (der Grund: hoc non tam vetum complexivum, quam voti signum est, ist, leicht begreiflicher Weise, ein Ungrund, da ein Verbum ohne Verbalbedeutung, das bloßer Vorläufer eines anderen wäre, undenkbar ist,) und zweytens, in welcher Besonnenheit Hr. Schütz dem Hoogveen nachgesprochen habe, nachdem er selbst so eben εἰ γὰρ μὲν ὑπὸ γῆν — ἦ κε ἐν citirt hatte, welches ἦ κεν doch wohl weder Optativus, noch durch ein ὤφελον eingeleitet ist.

Nach §. 12 soll εἰ auch mitunter quoniam, quam quodidem bedeuten. Belegt wird diese Bedeutung mit mehreren Stellen des N. T. und mit mit Einer homerischen. Jene, wenn sie auch wirklich verstanden werden müßten, wie Hoogveen will, was doch der Fall nicht ist, können, wo nach hellenischer Sprache und nicht nach hellenistischem Jargon gefragt wird, überall nichts beweisen, und hätten, da sie schon Hoogveen selbst (in seiner Vorrede) mit nichts anderem als Condescendenz gegen die Theologen zu entschuldigen weiß, durch das ganze Buch gestrichen werden sollen, womit die Hälfte beynahe des Raumes gewonnen wäre: die homerische

οὐκ ἔστι γὰρ τοῖς ἀμύμονι Σειά αὐτοῖς  
εἰ τοῖς Τρώεσσι δὴκε Κρόνου παῖς, πάντας ἀλάστας  
II. O. 216.

beweiset ebenfalls nichts, weil sie, im Zusammenhang gelesen mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden, offenbar so interpungirt werden muß, wie sie auch längst interpungirt ist:

οὐκ ἔστι γὰρ τοῖς ἀμύμονι Σειά αὐτοῖς  
εἰ τοῖς Τρώεσσι δὴκε Κρόνου παῖς, πάντας ἀλάστας  
εἰ μὲν γὰρ ἰλάσας παῖδον κατὰ μέγιστα βόε.

Dieses hier nicht erwiesene ätiologische Bedeutung wird S. 92 §. 3 durch demselben beglaubet, consequent, aber wiederum so sehr ohne Grund, daß Hoogveen selbst zugiebt, man könne in diesen Stellen, die er für ätiologische anführt, gleich bequeme die conditionale annehmen.

Mit ähnlichem Erfolg wird §. 13 gezeigt, daß εἰ in dicken Fragen gebraucht werde. Beweisstellen sind fünf gegeben, drey biblische, die wir bereits perhorrescirt haben, eine aus dem Platon und eine aus dem Homer. Die platonische Reht de rep. 5, p. 478 D. εἰ δ' ἀμφοῖν μεταξύ κείται. Auch hier ist weder von Hoogveen, noch von Hn. Schütz erwogen, was doch zuerst erwogen werden muß, wo die Geltung einer Partikel zu bestimmen ist, der Zusammenhang. Die umgebenden Worte sind: Ἀρα, ἦν δ' ἐγώ, γνώσεως μὲν σοὶ φαίνεται δόξα σκοτωδέστερον, ἀγνοίας δ' ἔφα- νερώτερον; καὶ πολὺ γ', ἔφη. Εἰ δ' ἀμφοῖν μεταξύ κείται; Ναι: aus denen, wenn man auch die richtige Lesart (ἐν μέσῳ δ' ἀμφοῖν κείται, wie an einem andern Orte aus Gründen und Handschriften gezeigt werden wird) nicht herzustellen wußte, wenigstens die jetzige leicht für falsch erkannt werden konnte, und also für unbrauchbar. Aus dem Homer wird beygebracht:

ἔστιν φίλ', εἰ καὶ μοι νομοθήσει, δ', ττε κεν εἴπω  
Odys. α, 158:

aber dort ist statt εἰ zu lesen ἦ, und εἰ selbst, wenn es kritische Sicherheit hätte, würde man eher in seiner gewöhnlichen Bedeutung nehmen müssen, ungefähr wie II. κ, 65, mit Apostrophe eines leicht zu ergänzenden Nachsatzes, als daß man eine einzige Stelle mißbrauchte zu Begründung einer Bedeutung, die in der guten Zeit der Sprache unerhört ist. Aber Zeiten werden freylich in dem ganzen Werke überall nicht weder von Hoogveen noch von Hn. Schütz unterschieden.

Hoogveens §. 17 und 18 sind in §. 16 zusammengezogen, aber dennoch mitgezählt; daher auf §. 16 unmittelbar §. 19 folgt, wie S. 182 auf §. 2. 6; und S. 202 auf §. 5. 7. 20 sind, wie auch schon §. 11 und sonst, aber nicht gleichmäßig, die lateinischen Beispiele Hoogveens, weggelassen. Dasselbe Schicksal hätte ein griechisches verdient (Aristophan. Acharn. 558 (564 Invern.)), worin εἰ quasi bedeuten, und diese Verschiedenheit des Begriffs in nichts anderem bestehen soll, als in Weglassung des Wörtleins εὖς (καὶ, συνοφάντης εἰ τις ἦν, ὠνεύδισας, et criminatus es, quasi sem sycophanta.) Nimmt man den vorhergehenden Vers hinzu:

ταυτὶ δὲ τολμᾷς, πτωχὸς εἶν, ἡμᾶς ἀγαν,  
καὶ συνοφάντης εἰ τις ἦν, ἀνιδίως;

so kann man nicht zweifeln, daß εἰ hier die Bedeutung habe, die Hoogveen §. 17 und 18 erläutert, und daß ἦν nicht erste, sondern dritte Person sey, gehörig zu dem Subjecte τις, das in Hoogveens Übersetzung ganz übersehen ist.

§. 21 zweifelt Hoogveen, ob εἰ in einer und derselben Construction zweymal vorkommen könne. Statt diesen Zweifel zu beseitigen, wie durch Bestimmung der Fälle unschwer hätte geschehen können, bemerkt Hr. Schütz, daß εἰ auch die optative Kraft habe, die Hoogveen nur dem εἰ γὰρ zuschreibt. Die Bemerkung leidet keinen Zweifel; aber wir hätten diesen Gebrauch des εἰ nicht gewünscht, wie derselbe mit Hilfe der Muttersprache, in die ja Hr. Schütz gern übersetzt, in aller Kürze zu er-

klären war. Hieher übrigen mußten die Beyspiele von dem ähnlichen Gebrauch des *εἰ* gerückt werden, die im folgenden Abschnitt an der unrichtigen Stelle stehen.

Auch in Hoogeveens zweyter Section ist §. 1 dem Hr. Schütz eigen: er zeigt darin richtig, daß *εἰ γὰρ* keine *vox formalis* sey, sondern beide Partikeln ihre ursprüngliche Bedeutung beybehalten. Nur, daß er *εἰ γὰρ* mit *utinam* *enim* übersetzen will, können wir so wenig billigen, als daß Hoogeveen daraus, daß *εἰ γὰρ* und nicht *εἰ* mit *utinam* übersetzt zu werden pflegt, folgert, nur *εἰ γὰρ* und nicht *εἰ* habe die Kraft des *utinam*: beide vergessen, daß *utinam* aus *ut* und *nam* zusammengesetzt ist. — Dem euripideischen Vers:

ὦ φίλον, εἰ γὰρ τοῦτο κατάνοιμι ἰδών

übersetzt Hr. S.: *Vortrefflicher Freund! das ist ein glücklicher Einfall; denn das mücht' ich gern vor meinem Ende noch erleben.* Genauer, wenn auch weniger zierlich, dürfte seyn: *Ja wenn, o Freund, vor meinem Tod' ich dieses säh!* — §. 2, worin Hoogeveen die optative Bedeutung des *εἰ γὰρ* mit einer gedoppelten Ellipse zwingt, und §. 4, der, nur eine Widerlegung des H. Grotius enthaltend; noch in die erste Ausgabe aufgenommen war, sind mit keinem Fuge gestrichen. — Die Partikeln *εἰ γὰρ*, *εἰ γὰρ δέ*, *εἰ μὲν*, *εἰ δέ* und viele andere, die jetzt in eigenen Abschnitten folgen, verdienen, nachdem sowohl *εἰ* als *γὰρ* u. s. w. besonders abgehandelt waren, und nachdem erinnert war, daß Partikeln, dadurch daß sie verbunden werden, keine Bedeutung annehmen, die sie vor der Verbindung nicht gehabt, keine neue Abhandlung, wöfern jene irgend befriedigend ausgefallen war. Von *πῇ*, *ποῦ*, *ποτέ*, *πῶς* gesteht Hoogeveen selbst, *vir ac ne vir quidem τὸ εἰ officium, et per se flare et considerari possunt*: aber dessen ungeachtet widmet sowohl er als Hr. S. dem *εἰ* *πῇ*, *εἰ ποῦ*, *εἰ ποτέ*, *εἰ πῶς* drey §§.

In dem Abschnitt über *εἰ μὲν* und *εἰ δέ* ist §. 1 eine Stelle des Eustathius, die Hoogeveen ausführlich mittheilt, nur citirt. §. 2 rath Hoogeveen zu dem Verse:

εἰ δ' ἔγωγε μὴ ταῖσθε, ἵνα γινώσκῃ καὶ αἰδῷ

zu suppliren *εἰ δέ βούλει περιῆσαι*, offenbar *περιῆσασθαι* meinend. Hr. S. hat nicht nachgeholfen, so wenig als er §. 11 *προηγόρευε τοῖσι λαμψαυνοῖσι μετὰ τὰς Μιδιάδας*: *εἰ δέ μὴ, σφέας* — *ἀπέλειπε ἀποτρίψαι*. Hoogeveens ungrammatische Ergänzung *εἰ δέ μὴ ἀβούλωντο* vortauscht hat mit der richtigen *εἰ δέ μὴ βούλοντο*. Versteht scheint eine solche Berichtigung, aber misslungen, S. 204. Zu *εἰ δέ* ergänzte da Hoogeveen und in der ersten Ausgabe Hr. Schütz *ὕπνο* *ἡσυχία*. Das war freylich falsch. Jetzt lesen wir *εἰ δέ ὕπνο* *ἡσυχία*; das ist erstlich falsch und zweytens gar nichts. — §§. 4 und 5, die den Beweis enthalten, daß *εἰ* in *εἰ δ' ἄγε* nicht für *εἰ* stehe, sind weggefallen: ein Stück, in dem des Beweises ist im §. 6 übrig geblieben, das gleich gern entbehrt werden würde. Denn

εἰ δ' ἰδὼς καλὸν δόκησεν, εἴτ' οὐ αἰδῷ  
δοκῶν φερέτω εἰμὶ

beweiset zwar, daß hinter *εἰ* bisweilen der Nachsatz wegfalle, aber keinesweges, was zu beweisen war, daß *εἰ* allein ohne Zutritt eines Verbums einen Vordersatz bilde. Eher war der elliptische Gebrauch des *εἰ* *μὴ* und *εἰ* *πῶς* zu vergleichen. — §. 10 ist aus der hypokrateischen Stelle *ὁπόσοι — ἐμπροσθεν γίνονται, ἢ ἀνακαθίσθαι, — παύονται ἢ δέ μὴ, εἰς φθίσιν μεσιόσονται* durch einen Druckfehler, in dieser wie in der vorigen Ausgabe *παύονται* ausgefallen, was dem Anfang hier, wo von Ellipsen die Rede ist, leicht entgehen oder irren könnte. Ein anderer Druckfehler ist §. 12 aus der holländischen Ausgabe herübergenommen; *quam minima mutatione st. qua* oder *quam* (*τίνος αμικροτάτου μεταβαλόντος*).

In dem Abschnitt von *εἰ καὶ* ist §. 2 die Abkürzung der neuteamentlichen Beyspiele zu billigen. §. 3 ist ohne Zurechtweisung abgedruckt, für *εἰ καὶ* werde, nur freylich höchst selten, in demselben Sinne *καὶ* *εἰ* gesagt: wider die Wahrscheinlichkeit, da in der Sprache die Ordaung der Faktoren für das Product selten gleichgültig ist, und wider die Wahrheit, da sowohl Hermann ad Viger. S. 792, als Schäfer ad Long. S. 355 den wohl fixirbaren Unterschied gezeigt haben.

S. 188 sind wieder einige Beyspiele weggelassen; S. 189 zwey §§. Hoogeveens weggelassen, drey andere in Einen zusammengezogen, welcher Eine sich ohne Nachtheil noch mehr zusammenziehen ließe. §. 5 klagt Hoogeveen, daß er eine von Devarius und H. Stephanus citirte Stelle im Aschines nicht habe finden können: Hr. Schütz druckt die Klage, jetzt zum zweyten Male, ab, ohne sich die, bey einem Schriftsteller von so geringem Umfang nicht sonderliche, Mühe zu geben, die Stelle zu suchen. (Sie steht *adv. Ctesiphont.* 74. 28 *Steph.* 537, 7 *Reisk.*) Darüber richte sich selbst und ihn Hoogeveen mit den Worten der Vorrede: *deprehendebam Devarium auctores, quos Budaeus ad partes vocat, non consuluisse, fortasse deterritum labore*: — *haec neglexisse NEFAS, neglexisse autem manifesto liquet.*

S. 194 §. 9 hätte uns wohl die moralische Erklärung des Homerus und S. 196. §. 16 die fast unverfändige Umstellung einer demosthenischen Stelle erlassen werden sollen. Demosthenes wußte vermuthlich, warum er schrieb *περιαισθεῖς οὗτος τὰ ὄντα ἴσως αὐκ ἂν ὑβρίζοι*: *εἰ δ' ἄρα, ἐλάττωνος ἄξιος ἔσται τοῦ μικροτάτου κατ' ὑμῖν*. Hoogeveen meint zwar (und Hr. Schütz meint nichts dagegen), er habe auch schreiben können, *ἔσται δ' ἐλάττωνος ἄξιος τοῦ μικροτάτου κατ' ὑμῖν*, *εἰπὼς ἄρα*: allein dann hätte er der Periode die Symmetrie, dem letzten Theile den Sinn genommen; denn zu diesem *εἰπὼς ἄρα* würden die Zuhörer *ἄξιος ἔσται* ergänzt haben, weiß, wie nicht nur an allen anderen Beyspielen ersichtlich, sondern auch überall, wenn die Ellipse nicht Dunkelheit hervorbringen soll, nothwendig ist, immer nur das nächste Verbum verstanden werden kann. — Bey *εἰ* *πῇ* u. s. w. heißt es §. 1, *πῇ* *εἰ* *τοῦ νοτιῶν γαρτῶν*

vel locum, einige Zeilen weiter τοῦ locum notat infinitum. Ist das erste Mal ein bestimmter gemeint? wenn nicht, wozu die irre machende Wiederholung? — Bey εἰτε citirt Hoogeveen §. 1 aus Demosthenes Olynth. I εἰτε — "Ὀλυνθον παραστήσεται, ῥαδίως ἀμυνεῖται" εἰτε — προσεδρεύσει τοῖς πράγμασι, καὶ περιέσται — τῶν πολιτοικουμένων, und übersetzt five — Olynthios ad deditionem compellet, — sua defendet facile: five — obsidionem urget, et mora obsessos superabit, ohne zu merken, und ohne von Hn. Schütz erinnert zu werden, daß dieses καὶ und et (ein längst aus den Editionen verschwundener Schreibfehler) dem zweyten εἰτε seinen Nachsatz nimmt. §. 9 war das zweyte Beyspiel Hoogeveens bezubehalten. — εἰν wird §. 1 für durchaus dasselbe mit αἱ κε gegeben: daraus fließt §. 3 die unauf löbliche Verwunderung, wie Homer Odyss. η, 315, (als ob diefs die einzige Stelle wäre!) habe sagen können δοῖην, αἱ κε μένοισ (darem, si manere velis). Aber jene Selbstigkeit ist mehr als zweifelhaft nach dem, was Hermann ad Hymn. in Mercur. 288 bemerkt hat. Daß §. 2 in dem Homerischen

αἶμα αὐτὴ πρὸς Ὀλυμπον ἀγάννησον, αἱ κε πείθεται αἱ κε πείθεται so viel sey als εἰ ἄρα δυνήσεται πείθεσθαι, ist zwar der gewöhnlichen Erklärungsweise Hoogeveens gemäß, aber schwer zu glauben. Aus derselben Erklärungsweise ist vermuthlich §. 4 zu verstehen, wo aus dem Platon εἰν βούλωμαι, und aus dem Homerus αἱ κε ἐξέλωσι angeführt wird zum Beweise, daß, wie εἰν, so auch εἰν mit einem verbo voluntatem notante construirt werde: wozu sonst niemand einen Beweis verlangen würde. Noch ist aus eben diesem §. zu lernen, daß θερμαίνειν calefcere und ψύχειν frigescere bedeute! Höchst wunderbares enthält §. 5: in εἰν τὸ ἄλλας μωρανθῇ nehme das εἰν in dem εἰν so viel weg von dem Actus des Verbums μωραίνεσθαι, als Zeit verlaufe zwischen dem dummen Salze und dem nicht dummen: ferner εἰν ὑψωθῶ sey οὕτω ὑψωθῇν ἀλλ' ὑψωθῶ. Für dergleichen Erklärungen war ohne Zweifel das beste, in die Vergeffenheit geworfen zu werden, ehe sie den Starken eine Thorheit, den Schwachen ein Argerniß wurden. — Von εἰς εἰν, οὐ εἰν, ὅπου εἰν u. f. w. für εἰς εἰν, οὐ εἰν, ὅπου εἰν, mit welcherley Corruptelen der lange §. 7 angefüllt ist, kann nicht mehr die Rede seyn.

Nach εἰν καὶ sind vier §§. der ersten Ausgabe, über εἰν μὴ — ἀλλὰ, εἰν περ, εἰ κε und εἰν που, zusamt der Hn. Schütz eigenthümlichen Bemerkung, daß εἰν ἄρα μὴ si nimirum non bedeute, weggefallen, wie billig. Auch zu αἱ κε u. f. f. entbehren wir jetzt eine entbehrliche Schützische Note. Über die Construction mit den Modis und die Übersetzung in das

Lateinische wird so unbefriedigend hin und her geredet, wie wir oben gerügt haben.

In dem Abschnitte, wo von εἰτα gehandelt wird, hätte §. 5, als einleuchtend falsch, gestrichen werden müssen. εἰτα soll denique, ceterum bedeuten, wann Späteres nicht an Früherem hange, sondern davon ganz verschieden sey, und nichts anderes folge, so daß es selbst zu hinterst stehe. Dazu wird als Beyspiel angeführt

— κλητὴρ αἶμα νησιωτικὸς  
— εἰτα δέομαι πτέρα λαβὼν  
κύνων περισσεύειν τὰς πόλεις καλούμενος,

worin alles gerade die umgekehrte Bewandniß hat, wie allein die Wiederaufnahme des Substantivs vermittlest des gleichstammigen Participiums hätte zeigen sollen. S. 208 sind einige Beyspiele weniger als bey Hoogeveen: willig hätten wir die leere Distinction der §§. 8 und 9 mit aufgegeben. Sonst ist noch Hoogeveens §. 12 und wie die gegen die Meinung von Expletivität gerichteten fast alle, §. 17 gestrichen.

Bey ἐπεὶ endlich loben wir die Zusammenstrückung des Ausdrucks §§. 1, 3 und 4; bey ἐπειδὴ S. 226 tadeln wir die rasche Folgerung: weil in Einer Stelle (die, sobald ω gesetzt wird für ο, sich der Regel bequemt) ἐπειδὴ mit dem Coniunctiv vorkomme, so sey solche Construction nicht unrecht. —

Vermuthlich würden andere Capitel noch mehr Stoff zu Bemerkungen angeboten haben, als dieses aufs Gerathewohl herausgegriffene: das Verfahren des Herausg. zu bezeichnen, dürfte genug gesagt seyn. Weder zahlreich noch bedeutend scheinen die Zusätze und Berichtigungen, wozu ihn, der Vorrede nach, die Streifchrift des Hoogeveens veranlaßt hat. Der Auszug aus Hoogeveens Vorrede (S. V — XVIII) ist bereits erwähnt; angehängt ist ein Aufsatz über die Reihe und Verwandtschaft der griechischen Partikeln überhaupt (S. 625 — 629) und ein Nachtrag von Bemerkungen über einige einzelne Partikeln, (S. 629 — 636) entlehnt aus Hermanns — mitunter, wie S. 632 in Betreff der Construction von ἐπὶν, mißverstandenen — Anmerkungen zum Vigerus; nur die Ausführung der Vossischen Erklärung des εἰποτ' ἐν γε gehört Hn. Schütz. Was er sonst noch in der Vorrede der Anführung werth findet, daß er den Citaten aus dem Platon die zweybrücker Seitenzahl beygesetzt habe, ist theils nicht überall geschehen (vgl. S. 220 und 224), theils ist es verlorene Mühe, da die Stephanische Seitenzahl am Rand der zweybrücker Ausgabe angegeben ist. Nöthiger wäre die Zurückführung auf neuere Ausgaben manchem anderen Autor gewesen: wer mag noch den Demosthenes vor 1607, den Xenophon von Leunclavius nachschlagen?

Δμ.

## K L E I N E S C H R I F T E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Gräff: Das Ganze der Taschenspielerkunst, ohne großen Apparat und Kosten, die seltensten und auffallendsten Zauberstücke zu machen. Zum gefelligen Vergnüen. Nach Eckardtshausen, Guyot und Pinetti. Herausgegeben von Agrippa von Nettesheim. Mit zwey

erläuternden Kupfern. 1805. 239 S. 8. (20 Gr.) Becher- und Karten-Künste aus Eckardtshausen, Guyots, Wieglebs und Rosmanns Schriften findet man hier gesammelt. Was man von dergleichen Schriften zu halten hat, braucht hier nicht weiter erörtert zu werden.

α + γ.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 24 M Ä R Z, 1808.

## LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

- 1) LEIPZIG, b. Crusius: *Praktische Grammatik der lateinischen Sprache* von Christian Gottlob Brüder, Pastor zu Beuchte und Weddingen im Fürstenthum Hildesheim. *Sechste Auflage*. 1806. XXVI u. 500 S. gr. 8.
- 2) Ebendaf.: *Lectiones latinae, delectandis excolendisque puerorum ingeniis accommodatae*. Collegit adjectisque notis philologicis ed. C. G. Brüderus. Ed. VI. 1806. 100 S. gr. 8. (Beide Bücher zusammen 16 Gr.)
- 3) Ebendaf.: *Kleine lateinische Grammatik mit leichten Lectionen für Anfänger* von C. G. Brüder, Pastor zu Beuchte u. s. w. *Fünfte Auflage*. 1805. X u. 260 S. gr. 8. (8 Gr.)
- 4) FRANKFURT u. LEIPZIG: *Kleine lateinische Grammatik* u. s. w. *Neuße Auflage*. 1805. XII u. 260 S. gr. 8. (8 Gr.)

Der innere Werth von Num. 1—3 ist schon in ihren früheren Auflagen zu sehr anerkannt, als daß es noch einer Anpreisung derselben bedürfte. No. 1 und 2 unterscheiden sich von den früheren Auflagen nur durch die Verbesserung einiger Druckfehler, und hin und wieder durch kleine Zusätze und Veränderungen. No. 3 aber hält sich Rec. für verpflichtet nach ihrem eigenthümlichen Werthe genauer zu würdigen, da sich diese Auflage von der nächst früheren in einigen Stücken merklich auszeichnet, und um so mehr vor dem schamlosen Nachdrucke No. 4 gewarnt werden muß.

Seit der ersten zweyten Auflage der kleinen Grammatik (denn Rec. hat noch zwey spätere zweyte Auflagen kennen gelernt) wurden die neuen Auflagen nicht nur immer schlechter in Druck und Papier, sondern auch zahlreicher in Druckfehlern, ohne daß sie eine wesentliche Änderung erfuhren. In der fünften ächten Auflage sind endlich die nach und nach eingeflichlenen Druckfehler verbessert, und die bisher nur nach ihren Abweichungen oder nach ihren ersten Personen angeführten *Verba anomala* und *defectiva* mit nebenstehender Verdeutschung vollständig durchgeführt, ohne die Bogenzahl des Buches zu vergrößern, indem man durch den engeren und kleineren Druck für die beträchtlichen Zusätze Raum gewann. Mehr Änderungen glaubte der Vf. wohl nicht machen zu dürfen, wenn das Wörterbuch der vierten verbesserten Auflage von 1802 seine Brauch-

barkeit behalten, und die kleine Grammatik der praktischen nicht widersprechen sollte. Da jedoch diese Grammatiken, wie schon aus den wiederholten Auflagen erhellet, in sehr vielen Schulen gebraucht werden, so wird es nicht überflüssig seyn, den Vf. für künftige Auflagen auf einige Mängel aufmerksam zu machen, welche sich noch fast in allen Grammatiken der lateinischen Sprache finden, aber in einem so häufig gebrauchten Schulbuche am ersten abgeändert zu werden verdienen. Rec. will nicht wegen mehrerer Kleinigkeiten mit dem Vf. rechten, wenn er z. B. S. 31 außer den Hülfswörtern *seyn*, *haben* und *werden* nur noch *mögen*, *sollen* und *dürfen* im Conjugiren anführt, da doch in den Conjugationstabellen selbst noch *wollen* und *müssen* für die *Fut. Conjunct.* vorkommen. Er will nur das Wichtigere ausheben, was sich entweder über einen beträchtlichen Theil des Buches verbreitet, oder, wenn es einmal unrichtig gelernt ist, sich schwer wieder aus des Knabens Gedächtniß herausbringen läßt. Dahin gehört

1) Die *verkehrte Folge der Tempora* in den Conjugationen, da das *Futurum* zwischen *Plusq.* und *Fut. exact.* gestellt zu werden pflegt, statt daß es im Lateinischen, wie im Griechischen, sowohl nach seiner Abstammung, als nach seinem wahren Begriffe, unmittelbar auf das *Imperfectum* folgen sollte. Bey den grammatischen Zeitformen muß man nämlich die absoluten Zeiten der Handlung von den relativen unterscheiden, weil eine jede Handlung, sie werde in der gegenwärtigen, vergangenen oder zukünftigen Zeit gedacht, in Rücksicht auf eine andere wieder gleichzeitig, vorhergehend oder folgend seyn kann. Hieraus ergeben sich folgende *neue* relative Zeitformen, wovon aber in der lateinischen Sprache, wenn man auf das *Activum* und *Passivum* zugleich Rücksicht nimmt, nur die Hälfte durch eigene Flexionen, die übrigen hingegen durch Umschreibungen mit *Particip* und Hülfs Worte bezeichnet zu werden pflegen. 1) Wenn eine Handlung in der *gegenwärtigen* Zeit als *gleichzeitig* mit einer anderen gedacht wird, so gebraucht man das *Praesens in praesente*, schlechthin *Praesens* genannt. 2) Wenn eine Handlung in der *vergangenen* Zeit als *gleichzeitig* mit einer anderen gedacht wird: so gebraucht man das *Praesens in praeterito*, gewöhnlich *Praeteritum imperfectum* genannt. 3) Wenn eine Handlung in der *zukünftigen* Zeit als *gleichzeitig* mit einer anderen gedacht wird, so gebraucht man das *Praesens in futuro*, oder das sogenannte *Futurum simplex*. Bbb

Wenn eine Handlung in der gegenwärtigen Zeit als vergangen gedacht wird, so gebraucht man das *Præteritum in praesente*, gewöhnlich *Præteritum perfectum* genannt. 5) Wenn eine Handlung in der Vergangenheit schon als vergangen gedacht wird, so gebraucht man das *Præteritum in præterito*, oder das sogenannte *Præteritum plusquamperfectum*. 6) Wenn eine Handlung in der Zukunft als vergangen gedacht wird, so gebraucht man das *Præteritum in futuro* oder das sogenannte *Futurum exactum*. 7) Wenn eine Handlung in der Gegenwart noch als künftig gedacht wird, so gebraucht man das *Futurum in praesente* oder das erste *Futurum periphrasticum*, z. B. *amaturus sum*. 8) Wenn etwas in der Vergangenheit als künftig gedacht wird, so gebraucht man das *Futurum in præterito*, oder das zweyte *Futurum periphrasticum*, z. B. *amaturus eram*. 9) Wenn endlich etwas in der Zukunft noch als künftig gedacht wird, so gebraucht man das *Futurum in futuro*, oder das dritte *Futurum periphrasticum* z. B. *amaturus ero*.

Die generelle Verwandtschaft und der specielle Unterschied dieser neun Zeitformen, welche man noch vermehren könnte, wenn man auf verschiedene Nebennuancen Rücksicht nehmen wollte, zeigt sich am deutlichsten in folgender Tabelle, welche wir um einiger folgenden Bemerkungen willen hersetzen.

	Praesens.	Præteritum.	Futurum.	
in Praesente	amo — amem. amor — amer.	amavi — erim. amatus sum — sim.	amaturus sum — sim. amandus sum — sim.	tempo- ra graphi- ca.
in Præte- rito.	amabam — rem. amabar — rer.	amaveram — issem. amatus eram — essiem.	amaturus eram — essiem. amandus eram — essiem.	histori- ca.
in Futuro.	amabo — amem. amabor — amer.	amavero — erim. amatus ero — sim.	amaturus ero — sim. amandus ero — sim.	prophe- tica.
tempora conditio- nalia	amarem. amarer.	amavissem. amatus essiem.	amaturus essiem. amandus essiem.	

Aus dieser Tabelle, deren Richtigkeit zu erweisen der Raum hier zu eng ist, ergibt sich nun zuerst die wahre Folge der *Tempora*, da, die bedinglichen Zeitformen abgerechnet, welche der Deutsche durch das Hülfswort *würden* bezeichnet, immer drey zu einerley Stamme und Begriffe der Gleichzeitigkeit, Vergangenheit oder Zukunft gehören. Es ergibt sich aber daraus auch.

II) Die verkehrte Ansicht mancher einzelnen Theile des *Verbums*, wovon jetzt nur wieder das Wichtig-

ste gesagt werden soll. 1) Ist es unrichtig, wenn man z. B. *futurus sim* als den Coniunctiv von *ero* betrachtet, da doch sein wahrer Indicativ *futurus sum* von *ero* eben so verschieden ist, als *sui* von *eram*. Die Bildung des Coniunctivs im Lateinischen ist nach der Ansicht des Redenden verschieden, der im beschreibenden Style alles auf die Gegenwart, im erzählenden alles auf die Vergangenheit, und im prophetischen alles auf die Zukunft bezieht. Für die letzte Gattung des Styles giebt es im Coniunctiv keine besondern Zeitformen, sondern die prophetischen Zeitformen sind mit den beschreibenden gleichlautend, so wie wiederum die erzählenden Zeitformen mit den bedinglichen gleich lauten. Der Coniunctiv von *amare* und *amabor* ist also nicht *amaturus* und *amandus sim*, welches schon durch ihre Verdeutschung widerlegt wird, sondern *amem* und *amer*, wie man aus folgenden Beyspielen sieht: *veroor ut amer*, *videbo an ames*, *efficiam ut amet etc.* Hieraus ergibt sich zugleich, daß der Coniunctiv des *Futurum exactum* mit dem *Perfectum* gleichlautend seyn müsse. 2) Ist es unrichtig, wenn man z. B. *amatum iri* für das eigentliche *Futurum Inf. pass.* hält, da es doch vom wahren *Futurum amandus esse* eben so verschieden ist, als sein *Activum amatum ire* von *amaturus esse*. Die lateinischen Infinitive entstehen aus den bedinglichen Zeitformen durch Weglassung der Personalendungen, und schliessen, wie die Participle, immer drey relative Zeitformen einerley Stammes in sich. *Amari* ist also *Praesens*, *Imperfectum* und *Futurum simplex* zugleich oder der Infinitiv der Gleichzeitigkeit, *amatus esse* das *Perfectum*, *Plusquamperfectum* und *Futurum exactum* oder der Infinitiv der Vergangenheit, *amandus esse* endlich der Infinitiv für die drey *Futura periphrastica*; *amatum iri* hingegen ist eigentlich ein Infinitiv der Gleichzeitigkeit mit dem Nebenbegriffe des Zwecks. Weil aber auch die *Participia Futuri amaturus* und *amandus* im Lateinischen den Nebenbegriff des *Wollens* und *Sollens* (nicht *Müssens*, wie der Vf. unrichtig schreibt,) erhalten, so muß man, sobald von bloßer Zukunft ohne jene Nebenbegriffe die Rede ist, für *amaturus esse* sowohl als für *amandus esse* die Construction mit *fore* oder *futurum esse ut* gebrauchen. Man sollte daher als *Futura Infinitivi amaturus esse* mit der Verdeutschung *lieben wollen*, und *amandus esse* mit der Verdeutschung *geliebt werden sollen* anführen (*lieben werden möchte* wohl eben so wenig deutsch seyn, als *werden geliebt werden*, ob es gleich in Adelnung steht). Aber man sollte zugleich bey beiden hinzusetzen, daß man da, wo von einer bloß künftigen Sache ohne allen Nebenbegriff der Thätigkeit oder des Leidens die Rede sey, wo folglich der Begriff der Zukunft nicht sowohl im Participle, als in der Copula liege, die Construction mit *futurum esse* oder *fore ut* gebrauchen müsse, so wie in ähnlichen Fällen auch wohl *fieri* und *factum esse* gebraucht werden. Wer auch *amatum iri* mit aufführen wollte, müßte im Activ *amatum ire* als Infinitiv von *amatum eo* gleichfalls erläutern. In der Syntaxe



der praktischen Grammatik, wo den Vf. die classischen Beyspiele leiteten, hat er diese verschiedenen Infinitivformen richtiger behandelt. Rec. verläßt diese Materie, indem er sich nur noch gegen einen Einwurf vertheidigt, welchen man ihm machen könnte, wenn er in der obigen Tafel der Zeitformen das *Perfectum* unter die beschreibenden *Tempora* gezählt hat, da es doch die Lateiner meistens für ein erzählendes gebrauchen. Dafs das *Perfectum* nach seiner ursprünglichen Bestimmung, welche der Sprachphilosoph zuerst vor Augen haben mufs, ein beschreibendes *Tempus* sey, lehrt die Vergleichung anderer Sprachen, z. B. der griechischen und deutschen; dafs aber die Lateiner das *Perfectum* (wiewohl nur im Indicativ und nur in Hauptsätzen) als ein erzählendes *Tempus* behandeln, gehört zu den Anomalieen des besonderen Sprachgebrauches, und hat seinen Grund blofs darin, dafs die Lateiner auch den griechischen Aorist auf das *Perfectum* übertragen. Die Töchter der lateinischen Sprache, z. B. die französische und italiänische, haben daher diese Anomalie wieder aufgehoben, indem sie das lateinische *Perfectum* zu einem Aorist umschufen, und das eigentliche *Perfectum* der deutschen Sprache analog durch ein Hülfswort bildeten. Es mag hier ferner noch die Bemerkung stehen, dafs der Imperativ seinem Begriffe nach nur die prophetischen *Tempora* haben könne, und also z. B. *ama* oder *amato*, welche nur als *Passivus* und *Imperativus*, aber nicht als *Tempora* von einander unterschieden sind, das *Futurum simplex* oder ein *Präsens* im *futuro* sey, daher man auch *amabis* oder im Coniunctiv *ames* nach verschiedenen Graden der Höflichkeit dafür setzen kann. Welchen Einflufs übrigens die obige Tafel der Zeitformen auch auf die Syntaxe habe, lehrt.

III) das Capitel von der richtigen Folge der *Tempora* in Hinsicht auf Syntaxe. Auf jedes *Tempus* von einerley Stamme können nämlich nach Verschiedenheit der Umstände dreierley *Tempora* desselben Stammes folgen, so dafs in Hinsicht auf den Begriff der Zeitformen 27 Fälle von Verhältnissen zweyer Sätze zu einander denkbar sind, die sich zwar im Lateinischen auf 18 reduciren lassen, da die prophetischen *Tempora* im Coniunctiv mit den beschreibenden gleich lauten, aber wieder durch die Anomalie anwachsen, nach welcher die Lateiner das *Perfectum* in der Stelle des Aorists, oder des auf einen einzelnen Fall bezogenen Imperfects gebrauchen. Durch die Abkürzung dieser ansehnlichen Zahl von möglichen Folgen der *Tempora*, wenn man sagt, auf das *Präsens* und *Futurum* folge das *Präsens*, und auf das *Imperfectum*, *Perfectum* und *Plusquamperfectum* (oder kürzer auf die *Präterita*) folge das *Imperfectum*, ist in einer grösseren Grammatik nichts gewonnen, weil man alsdann über die anderen Fälle sich in Anmerkungen verbreiten mufs, wodurch leicht die irrige Meinung entsteht, als ob dieses nur Anomalie sey. Rec. könnte diese Sprachbemerkungen noch mit sehr vielen anderen über die richtige

Ansicht der *Modi* und *Species Verbi* oder über andere Theile der Grammatik vermehren, die um so lehrreicher seyn würden, da sie zugleich den Grammatikern anderer Sprachen manche Winke geben könnten, und da auch die besten neueren Lateiner aus Unkunde derselben zuweilen gegen das classische Latein verstoßen. Aber um gegenwärtige Anzeige nicht unverhältnismäfsig auszudehnen, mögen hier nur noch

IV) über die richtige Stellung der *Gerundia* und *Supina* einige Worte stehen. Weder *Gerundia* noch *Supina* sind Theile der *Verba*, mit welchen sie nur, wie einige andere *Substantiva verbalia* z. B. *reditio domum*, die Rection eines gewissen Casus gemein haben. Sie gehören also weder ins *Activum* noch *Passivum*, sondern sind als bloßer Anhang der *Verba* zu betrachten, daher sie auch bey den Deponentien Statt finden. Am Ende des Passivs stehen sie am besten, weil alsdann der Übergang vom *Participio Fut. Passivi* zu den *Gerundiis* leichter ins Auge fällt, und das zweyte *Supinum* bey einem Adjectiv z. B. *nec visu facilis, nec dictu affabilis ulli* offenbar einen passivischen Sinn hat. Auch läßt es sich dann leicht begreifen, warum die Deponentien der passivischen Gerundien halber in den *Participiis Futuri* die active und passive Form zugleich erhalten. Den Beschluss von allen diesen und ähnlichen Bemerkungen mag

V) die Warnung vor irreleitenden Verdeutschungen der zum Grunde gelegten Paradigmen machen. Mit nichts hat Rec. als Schumann von jeher mehr zu kämpfen gehabt, als mit der Zurechtweifung der Schüler in den gleich anfangs unrichtig eingefögenen Begriffen von solchen Wörtern der lateinischen Sprache, welche ihnen entweder das Wörterbuch oder die Grammatik oder auch der Gebrauch des früheren Lehrers in einer irreführenden Verdeutschung eingeprägt hatte. Dahin gehört das Wort *turpis*, welches man eher schändlich als schimpflich oder hässlich übersetzen lernt, und die Wörter *scelus, nefas, facinus* u. a., welche man gewöhnlich durch Schandthat verdeutschet, u. dgl. m. Wenn also Schellus mit Recht von einem Lexicographen es fodert, dafs er die Wörter in seiner eigenthümlichen Bedeutung zu verdeutschern suche: so mufs sich dieses der Sprachlehrer noch mehr zum Gefetze machen, da keine Bedeutung der Seele des Knaben sich unauslöschlich einprägt, als die im Paradigma gelernte. Man sollte also in den Sprachlehren, welche zu einem Schulbuche bestimmt sind, immer solche Wörter zu Paradigmen wählen, welche nur eine bestimmte, leichtfälschliche Bedeutung zulassen. Hr. Bröder hat nun zwar die Verstoffe gegen diese Regel äufserst vermieden; dennoch ist *experior* stehen geblieben, welches er freylich in der kleinen Grammatik richtiger durch *versuchen*, als in der praktischen durch *erfahren* übersetzt, aber immer zweydeutig bleibt, und zu irrigen Begriffen führt, man mag es übersetzen wie man will. Doch schlimmer noch ist der andere Fall, wenn er *kantor* durch *ermahnen* ver-

deutſcht, da es, wie das griechiſche *ὀρῶν*, viel-  
mehr *aufmuntern* bedeutet.

No. 41ſt, wie ſchon geſagt, nur der ſchamloſe  
Nachdruck eines Verlegers in Frankfurt am Main,  
der auf dem Titelblatte ſelbſt ſeinen Wohnort nicht  
verleugnet, aber ſich auch als Frankfurter in der  
Orthographie verräth, da er *fünftehntes* Capitel für  
funfzehntes, und *ſechzehntes* für ſechzehntes, ſowie  
umgekehrt aus Verſehen *ſechtes* für ſechſtes, hat dru-  
cken laſſen. Da dieſer Nachdruck früher erſchienen  
zu ſeyn ſcheint, als die neueſte Auflage von Hn.  
Bröder, ſo iſt es noch ein Glück, daß der Nach-  
drucker die correctere zweyte Ausgabe von 1797  
zum Grunde legte, weil ſonſt der Druckfehler, die

dieſes Buch entſtellen, noch mehr geweſen ſeyn  
würden. Der Druck iſt etwas gröſſer als in der  
ächten Auflage, aber ſchlechter, beſonders in der  
ſchwabacher Schrift, und in den lateiniſchen Lectio-  
nen, worin ſich auch die meiſten und entſtellend-  
ſten Druckfehler finden. Einiges hat der Nachdr-  
cker durch ſeine eigenthümliche Orthographie zwar  
verbessert, wenn er z. B. *ungachtet* für *ohngeacht*,  
*gereizt* für *gereizt*, *wäſſerig* für *wäſſrig*, *der Syn-*  
*tax* für die *Syntax* (beſſer noch die *Syntaxe*)  
ſchreibt; aber andere Veränderungen in der Schreib-  
art z. B. *zum voraus* für *im voraus*, *zweyter* für  
zweiter, *beyderley* für *beiderley* u. dgl. mehr, möch-  
ten wohl unnöthig geweſen ſeyn. F—G.

## KURZE ANZEIGEN.

**LATEINISCHE SPRACHUNDE.** Berlin, b. Vofs: *La-*  
*teinisch-deutsches Wörterbuch über die Lectiones latinae, wel-*  
*che Brödr seiner grösseren lateinischen Grammatik angehängt*  
*hat.* Zum Schulgebrauch abgefaßt von D. L. Siedmogrodski.  
1806. VIII u. 187 S. gr. 8. (12 Gr.) Ein ſehr vortreflich ein-  
gerichtetes Buch, den Schülern die Vorbereitung auf die *Brödr-*  
*ſchen Lectiones lat.* zu erleichtern! Es iſt bloſſes Raumer-  
ſparniß, wenn wir die trefflichen Grundſätze, nach welchen  
dieſes Wörterbuch ausgearbeitet iſt, nicht beſonders her-  
ſetzen. F—G.

**LITERATURGESCHICHTE.** Schwerin, b. Schöber u. Scherz  
(in Commiſſ. b. Bädcker u. Comp. in Duisburg): *Lebensbe-*  
*ſchreibung Doctor Martin Luthers.* Von Peter Heinrich Holt-  
hans, Conrector in Schwelm. 1806. 8. VIII u. 80 S. (7 Gr.)  
Die bekannte Ankündigung der literariſchen Geſellſchaft in  
der Graſſchaft Mansfeld hat dieſe, ſo wie mehrere ähnliche  
Schriften, veranlaßt. Nach einer Einleitung, die ſich über  
den Zuſtand des Chriſtenthums vor Luthers Zeiten und über  
die nächſten Veranlaſſungen zur Reformation verbreitet, trägt  
der Vf. die merkwürdigſten Lebensumſtände Luthers, nach  
Anleitung der in der Vorrede angegebenen Quellen und Hülf-  
mittel, in gedrängter Kürze vor, giebt allenthalben die Jahre  
und Tage genau an, und gewährt dem Leſer, der nur die  
Hauptdata der Geſchichte Luthers und der durch ihn bewirk-  
ten Reformation zu wiſſen wünſcht, eine ſehr anſchauende  
Überſicht. Auffallende Fehler ſind Rec. nicht vorgekommen;  
doch bemerkt er einiges, was entweder berichtigt, oder nä-  
her beſtimmt zu werden verdient. Nach S. 32 ſoll Luther auf  
der Reiſe von Worms, *ohne ſein Vorwiſſen*, überfallen und  
auf die Wartburg abgeführt worden ſeyn. Dieſe von mehre-  
ren Geſchichtſchreibern verbreitete Sage widerlegt Luther  
ſelbſt, wenn er in einem Briefe an Nic. Gerbelius in Straß-  
burg, vom 1. Nov. 1521 ſchreibt: Er habe ſich auf Anrathen  
guter Freunde verſtecken laſſen. Nach Spalatins genauerer  
Nachricht hatte der Kurfürſt Luthern, am Abend vor der Ab-  
reiſe, in Phil. von Feilſch, Frid. von Thun und Spalatins  
Gegenwart angezeigt, *daß man ihn bey Seite bringen wollte*  
(Cyprian. Reform. Urkund. I, 314). Ganz richtig ſchreibt  
daher Fiſcher in der angef. Schrift S. 68 nach der vierten  
Aufl. v. 1802: Die ganze Sache war das Werk des Kurfür-  
ſten von Sachſen, der auf dieſe Art *den darauf ſchon vorbe-*  
*reiteten Luther* in Sicherheit ſetzen und ſeinen feurigen Geiſt  
von mehreren kühnen Schritten abhalten wollte. — Barthol.  
Bernhardi war nicht der erſte, der es, nach S. 34, wagte,  
ſich von dem päbſtlichen Cölibatgeſetze frey zu machen. Schon  
1519 und alſo zwey Jahre früher, verehrte ſich Nicol. Brun-  
ner, Pred. zu Neſſelbach im Baireuth. Was S. 36 von *Karl-*  
*ſtadt* erzählt wird: Er ſey mit einem Haufen Studenten in die  
Schloßkirche eingefallen, habe die Bilder und Altäre zerſtö-  
ret und die Geiſtlichen verjagt, iſt nur zum Theil gegründet.  
Nicht in der Schloßkirche, wo der Kurfürſt durchaus nichts  
ändern ließ, ſondern in der Stadtkirche, begann Karlſtadt  
ſeine Reform. Die Bilder wurden zwar mehr durch Mitwir-  
kung der ſchwärmeriſchen Auguſtiner, beſonders eines ihrer

Ordensbrüder, des *Gabr. Didymus*, als der Studenten, her-  
ausgeworfen, aber kein Geiſtlicher ward verjagt. Spala-  
tin ſchreibt in ſeinen Annalen (ap. *Menk. S. R. G. II, 611*)  
dieſe tumultuariſchen Bewegungen den Auguſtinern beynahe  
ganz allein zu. Auch kann man nicht mit dem Vf. S. 37 ſa-  
gen, daß Karlſtadt den Ruf als Pfarrer nach Orlamünde er-  
halten habe. Dieſes Amt war mit dem Archidiaconat der  
Stiftskirche zu Wittenberg, das Karlſtadt verwaltete, als eine  
ſogenannte Prabende verbunden. Bisher war es einem Vic-  
arius anvertrauet; jetzt übernahm es Karlſtadt ſelbſt. — Unter  
den S. 42 angezeigten, als Förderer der Reformation hinge-  
richteten Lehrern, iſt ein nicht unwichtiger Mann, *Leonhard*  
*Kaiſer*, der zu Scherdingen in Baiern 1527 verbrannt ward,  
übergangen worden. Luther ſchrieb nach ſeiner Hinrichtung:  
*Von Er Leonhard kaiſer von Bayern umb des Evangelii wil-*  
*len verbrant. Eine ſelige geſchicht.* Wittenb. 1528. 4.  
Das Glaubensbekenntniß der Evangelikern ward zu Augs-  
burg, nicht, wie es S. 35 heißt, in beiden Sprachen, ſon-  
dern nur *deutſch* vorgeleſen. (Seckendorff II, 170). Die letzte  
akadem. Vorleſung hielt Luther (nach Keil IV, 235) den 17  
Nov. 1545, alſo nicht d. 17 Sept. 1544. Außer *Lucas Forten-*  
*nagel* (S. 71) hat auch *Lucas Kramach* Luthern im Sarge lie-  
gend abgebildet. Beide Gemälde ſind noch vorhanden, jenes  
auf der Univerſ. Bibl. zu Leipzig, dieſes in der Kunſtkammer  
zu Dresden. Erſteres ſieht man in Kupfer geſtochen von *Hof-*  
*manns Memoria ſecular. funeris et ſepulcri Lutheri Vit. 1746.*  
4. In dieſer Schrift ſowohl, als in Keils Lebensumſtänden  
Luthers, ſind die dem Reformator errichteten Denkmale, von  
welchen hier S. 74 nur eine ganz kurze Nachricht gegeben  
wird, ausführlicher beſchrieben. — Noch bemerkt Rec., daß  
vorliegende kleine Schrift, außer einigen unbedeutenden Fe-  
hern, z. B. S. 18 *Texel*, S. 32 Lüneburg, S. 66 Ratzeburg, S.  
75 Hauchwitz, wo *Tezel*, Lüneburg, Ratzenperger, Haug-  
witz, geſehen werden muß, durchaus fehlerfrey gedruckt iſt.  
F. K.

**JUGENDSCHRIFTEN.** Leipzig, b. Hinrichs: 1) *Rosa-*  
*mond.* A tale for instruction and Amusement of Youth. By  
*Mr. R. L. Edgeworth.* Translated by *Mr. Fr. Herrmann.*  
III Parts. *Rosamunde.* Eine belehrende und unterhaltende  
Geſchichte für Kinder von *Mr. Edgeworth.* Herausgegeben  
von *M. Fr. Herrmann.* Drey Theile. Mit Kupf. 1806. 303  
S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

2) Daſſelbe Buch, *franzöſiſch und deutſch.* 303 S. 8.  
(1 Thlr. 8 Gr.)

Rosamunde, ein veränderliches Mädchen, das durch  
Schaden klug wird, iſt die Heldin dieſer, wie es ſcheint, ur-  
ſprünglich englisch geſchriebenen Geſchichte. In den erſten  
zwey Theilen iſt die Bildungsgeſchichte dieſes Mädchens in  
einzelne kleine ganz unterhaltende Erzählungen, im dritten  
Band aber in eine fortlaufende Erzählung eingekleidet. Die  
deutſche Überſetzung, die ſich, einige Kleinigkeiten abgerech-  
net, wie S. 75 *ſirtrefflich* (ſt. vortreflich) gut liest, ſtehet in  
No. 1 dem englischen und in No. 2 dem franzöſiſchen Text  
gegenüber. Z—d

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 25 M Ä R Z, 1808.

## NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Dyk: *System der empirischen Anthropologie oder der ganzen Erfahrungsmenschenlehre* in zwey Haupttheile abgetheilt von D. Johann Karl Wexel. Erster Haupttheil.

Auch unter dem Titel:

*System der anthropologisch-physiologischen Somatologie oder der Naturlehre des thierisch-menschlichen Körpers und Lebens, nebst einer allgemeinen Einleitung in die Anthropologie überhaupt und in die empirische insbesondere*, von D. J. K. Wexel. Erster analytischer Theil der Somatologie. 1803. LVIII u. 608 S. Zweyter und letzter oder synthetischer Theil. 1804. XX u. 787 S. 8. (4 Thlr. 12 Gr.)

Dieses Werk enthält die Naturlehre des thierisch-menschlichen Körpers und Lebens. Nach vorausgeschickter allgemeiner Einleitung zur Anthropologie überhaupt, und einer besonderen Einleitung zur anthropologischen Somatologie, handelt der Vf. in dem ersten analytischen Theil die *allgemeine Physiologie und Anatomie* ab. *Erstes Hauptstück.* Das erste Buch enthält die allgemeine Lehre von der organischen Natur, den Kräften und dem Leben organischer und thierischer Wesen und eine Beschreibung der organisch-thierischen Substanz. *Das zweyte Buch* handelt von den Veränderungen oder der Wirkfamkeit organischer Wesen überhaupt, und organisch-thierischer Wesen insbesondere. *Zweytes Hauptstück.* Grundriss des Wissenswürdigsten aus der Zergliederungswissenschaft des menschlichen Körpers. *Anhang.* Kurzer Grundriss der Geschichte aller Physiologie, kurze Übersicht der Literatur dieser Wissenschaft, Schlussanmerkungen über die allgemeine Methode der Anthropologie überhaupt und der Physiologie insbesondere. Zuletzt folgen noch einige nöthige Zusätze und Berichtigungen. *Der zweyte synthetische Theil* enthält die *besondere Physiologie* des menschlichen Körpers, und zerfällt in vier Hauptstücke. I) Von den allgemeinen und besonderen Kräften und deren Gesetzen; II) von den Einrichtungen oder Functionen der Körperkräfte des Menschen, als den Hauptäußerungen der allgemeinen, bildenden, organischen oder Vegetationskraft; III) von den Vermögen des menschlichen Körpers, nämlich von dem Zeugungs-, Empfindungs- und Sprachvermögen; IV) von der ganzen Menschennatur überhaupt, nämlich über den wechselseitigen Einfluß zwischen Leib und Seele, über die Perioden des menschlichen Lebens, über die eigenthümlichen Vorzüge des menschlichen Organismus, und über das Alter der Menschheit.

Der Vf. hat aus dem ganzen Vorrathe physiologischer und anthropologischer Schriften aller Art die brauchbarsten Materialien in ein Ganzes geordnet und nach systematischer Art zusammengestellt. Dem Inhalte nach ist daher dieses Werk so reichhaltig, als es billiger Weise gewünscht werden kann, und man muß es dem Vf. als Verdienst anrechnen, daß er, von jeder Hypothesen-Secten- oder Systems-Sucht frey, nur die Wahrheit sucht, und mit einem unbefangenen Urtheil zwischen so vielen einseitigen Ansichten einen glücklichen Mittelweg zu finden gewußt hat. Was die systematische Form und den Styl des Werkes betrifft, so erlauben wir uns folgende Bemerkungen. Je wichtiger es ist, die *Wissenschaft der Lehre von dem Menschen* allgemeiner zu verbreiten: desto mehr muß man sich bemühen, dem Unterricht derselben eine Form zu geben, welche den gebildeten aber ungelehrten Theil der Leser nicht abschrecke, oder seine Mühe zu sehr erschwere. In dieser Rücksicht befürchtet Rec., daß die Form, welche der Vf. gewählt hat, durch das schwerfällige Gerüste der Einleitungen, Hauptstücke, Abtheilungen, Bücher, Capitel, Abschnitte, Buchstaben und Zahlen nicht geeignet sey, unter dem nicht gelehrten Theil des Publicums viele Schüler anzulocken. Sonst ist die Schreibart des Vfs. rein und deutlich und jedem Leser verständlich. Hin und wieder nur stößt man auf einzelne Sätze, welche wegen ihrer zu großen Länge das Verstehen erschweren, z. B. im I Th. S. 22 eine Periode von 19 Zeilen, S. 55—56 eine von 24 Zeilen, S. 68 eine von 21 Zeilen. Im Ganzen genommen möchte also eine größere Bündigkeit und Runde zu wünschen seyn.

Wir wollen zuletzt noch einige Stellen dem Vf. bemerkbar machen, welche uns im Laufe des Lesens aufgefallen sind. Im I Th. S. 162 heist es: *aus fehlerhaften gemischten Nahrungsflüßigkeiten entspringen verschiedene Eingeweidewürmer*. Den Beweis davon zu führen, würde sehr schwer werden; es widerspricht dem allgemeinen Gesetze, welches in dem ganzen organisirten Reiche aller Wesen in Betreff ihrer Zeugung obwaltet. S. 497—500, wo die *Rede von dem Organ der Seele* ist, vermißt Rec. die Erwähnung der scharfsinnigen Idee *Sümmerrings*, wel-

C c c c

che dieser große Anatom in seinem Werke über das Organ der Seele bekannt gemacht hat. In dem ersten Hauptstücke des 2ten Theiles, wo einige Abschnitte über die Reizbarkeit der flüssigen und festen Theile ganz besonders gut bearbeitet sind, vermiffen wir die Benutzung der wichtigen Thatfachen über die Reizbarkeit des Gehirns und der Nerven vermittelst der galvanischen Versuche, *Reizbarkeit*, welche bey getödteten Thieren sehr lange fort dauert, durchs Gehirn in allen Kopf- und Gesichts-Muskeln, durch das Rückenmark und die Nerven in allen Muskeln des Rumpfes und der Extremitäten so merkwürdige Erscheinungen veranlaßt, und zu der wichtigen Untersuchung geführt hat, ob in dem Gehirn vom Rumpf getrennter Köpfe lebender Thiere noch einige Zeit Empfindung und Bewußtseyn fort-dauere. Keine von allen über diese Gegenstände erschienenen Schriften finden wir angezeigt. — S. 371-373 am Ende des §. 191, in welchem von der Grundursache der Ähnlichkeit und Unähnlichkeit zwischen Altern und Kindern gehandelt wird, heisst es: „Da selbst Familienzüge Statt finden, nicht bloß Geschwister, sondern auch nahe Verwandte einander ähnlich sehen, und kein vernünftiger Mann vollkommen durchgängige Ähnlichkeit, sondern einen noch bemerkbaren Grad von Ähnlichkeit, vorzüglich zwischen sich und seinen Söhnen, zwischen seiner Frau und den Töchtern mit Recht erwarten und verlangen kann: so ist er befugt, dasjenige Kind, welches ihm und (bey Mädchen) seiner Frau, zumal schon nach der Geburt, weniger ähnlich sieht und ist, als dem Bedienten, Kutscher, Jäger u. d. gl., für einen *Bastard* zu halten. Einen mir stets ganz unähnlich bleibenden Sohn würde ich nie für den meinen zu erkennen im Stande seyn.“ Dieser Satz verdient die allerschärfste Rüge, nicht sowohl der falschen Thatfachen wegen, woraus die Folgerungen gezogen sind, als wegen des Lebensunglücks, welches aus diesen Behauptungen auf die ungerechteste Weise den reinsten und tugendhaftesten Frauen erwachsen könnte. *Es ist falsch*, daß die männlichen Kinder den Vätern, die weiblichen Kinder den Müttern vorzüglich ähnlich sind. Gerade umgekehrt, die Söhne haben im Allgemeinen weit mehr Ähnlichkeit mit ihren Müttern. Ferner ist es eine eben so ausgemachte als merkwürdige Thatfache, daß die Kinder vieler Mütter nicht die mindeste Ähnlichkeit ihrer wahren Väter an sich tragen, sondern das Ebenbild eines Gliedes der Altern, oder Groß- oder Ur-Altern der Mutter sind. Ein ganz weifs-blonder Mann z. B. zeugte mit seiner Frau (Enkelin eines portugiesischen Juden) Söhne, welche die Bildung und Farbe der Vorfahren der Mutter im allerhöchsten Grade, aber keine Spur von Ähnlichkeit mit ihrem Erzeuger hatten. Ein anderer brauner, wohlgebildeter Mann zeugte mit seiner eben so wohl gebildeten Frau Kinder, unter denen einige waren, deren Bildung auffallend dem afrikanischen Geschlecht sich näherte; dasselbe beobachtete Rec. unter den Kindern, welche die wohlgebildeten Brüder jenes Man-

nes gezeugt hatten. Diese Brüder waren aus der Vermischung eines Europäers mit einer Mulattin entsprossen, welche ihr Urgroßvater in den westindischen Inseln geheirathet hatte. Wie empörend wäre nun die Anwendung des oben angeführten Satzes des Vfs. auf diese hier berührten Fälle, und Rec. hat gerade aus der Reihe seiner Beobachtungen nur solche gewählt, welche durch ihre auffallende Grellheit leichter, als so viele andere Fälle, die lieblosesten Muthmassungen erregen können, und bey denen es um so schwerer ist, sich einen genauen Unterricht zu verschaffen, weil der Ursprung aus jüdischem oder afrikanischem Stamm auf alle mögliche Art verborgen wird! Ferner darf im Allgemeinen gar nicht von der Auffuchung der Ähnlichkeit der Kinder mit ihren Ältern gleich nach der Geburt die Rede seyn; denn auch hieraus würden die ungerechtesten Schlussfolgen gezogen werden. Wer nur einigermaßen hierin Erfahrung besitzt, muß wissen, daß die Gesichtstheile und Züge der neugeborenen Kinder sehr oft jedem Anderen, nur nicht ihren Ältern gleichen, und dessen ungeachtet bey nachmaligem Wachsthum des Körpers mit jedem Monat oder Jahre immer mehr und mehr Ähnlichkeit mit dem Vater oder der Mutter, oder mit beiden entwickeln. S. 535 heisst es in der dritten Anmerkung: *Folglich kann es auch keine specifische Heilmethode geben, obgleich für jeden Zweck in der thierischen Natur der Art nach unzählich verschiedene Mittel Statt finden u. s. w.* Wir antworten dem Vf. darauf, daß wir zu Heilung der syphilitischen Krankheiten kein anderes Mittel besitzen als Quecksilber in seinen verschiedenen Zubereitungen, und daß es demnach allerdings specifische Heilmethoden giebt. In dem *Schlusscapitel über das Alter des menschlichen Geschlechts*, spricht der Vf. von der ehemaligen Beschaffenheit des Erdbodens, und den steten Veränderungen auf demselben, und den daraus künftig hervorgehenden Ereignissen. Wir haben hier mehrere Irrthümer und großen Mangel in der Kenntniß aller dahin einschlagenden geognostischen Thatfachen bemerkt, welche wir hier nicht besonders herausheben mögen, indem dieser Gegenstand eigentlich nicht zu dem Hauptzweck dieses Werkes gehört. □

- 1) FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Georg Agrikola's Bermannus*, eine Einleitung in die metallurgischen Schriften desselben, übersetzt und mit Excursionen herausgegeben von F. A. Schmid. 1806. 260 S. 8. (18 Gr.)
- 2) Ebenda selbst: *Georg Agrikola's aus Glauchau Mineralogische Schriften*, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen und Excursionen begleitet von Ernst Lehmann. Erster Theil. Von den Entstehungsursachen der unterirdischen Körper und Erscheinungen. Mit illuminirter Kupfern und Tabellen. 1806. XXXII u. 424 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Ein in so mancher Hinsicht interessantes Bud wie *Bermannus*, welchen *Agrikola* selbst als Einlei-

zung zu seinen mineralsogischen und bergmännischen Schriften bestimmte, verdiente allerdings, bey der leider immer mehr vernachlässigten Sprache der Römer, eine Übersetzung in unsere Muttersprache, und Rec. freuet sich, daß dieselbe in gute Hände gerathen ist. Wir wüßten kaum den Übersetzer von No. 1 einer Unrichtigkeit zu zeihen. Denn das dort anstatt *damals*, S. 70. Z. 15, ist wohl nur übersehen. Das Deutsch ließt sich sehr fließend und gut, man merkt, daß der Übersetzer beider Sprachen vollkommen mächtig ist. Nur für die ganz Unkundigen bemerken wir, daß *Bermannus* der Name eines Freundes des *Agricola* ist, und daß das Ganze aus Gesprächen zwischen *Bermann* und zwey anderen Freunden über die Elementarkenntnisse der Mineralogie und Bergwerkskunde besteht. Diese Gespräche haben durchaus nicht das Ermüdende, welches man an vielen Ausgeburten unserer Schreibseligen Zeit bemerkt, wo wissenschaftliche Gegenstände in dieser Form abgehandelt sind. Man bewundert darin den Gelehrten, den Sachkenner (versteht sich für die damalige Zeit) und den humanen Mann. Möchte doch diese Übersetzung Veranlassung werden, manchen heutigen Literator an die ächte Urbanität und die ehrende Bescheidenheit zu mahnen, welche von *Agricola* so schön bezeugt ist! Rec. wünschte sehr, daß dieß Buch in der Ursprache als Lesebuch in allen Schulen gebraucht werden möchte, wo man die Jugend zu irgend einem Zweige der theoretischen oder angewandten Naturkunde vorbereitet. Ausser dem Verdienste der Übersetzung hat Hr. Schmid auch noch das einer vollständigeren biographischen Nachricht, als vor ihm über den Vf. geliefert worden ist, wobey ihm einige noch unbekannte handschriftliche Quellen der ehemaligen Klosterbibliothek zu St. Annaberg zu Statten kamen. Die Excursionen zeugen von der Belesenheit des Übersetzers, obgleich dadurch die Kritik der alten mineralsogischen und metallurgischen Benennungen noch bey weitem nicht erschöpft ist.

No. 2 schließt sich, obgleich von einem andern Übersetzer bearbeitet, würdig an die deutsche Bearbeitung des *Bermannus* an. Beide Übersetzer haben nach Einem Plane gearbeitet, und auch Hn. *Lehmann* ist seine Arbeit im Ganzen gut gelungen. Er suchte mit möglichster Treue den Sinn des Originals wiederzugeben, ohne sich allenthalben streng an die Worte zu binden. Rec. kann versichern, daß der Sinn nirgends entstellt ist; falsche einzelne Wörter, wie *Borax* statt *Salpeter* (wozu der Übersetzer durch die den Schriften angehängte Clavis verleitet wurde) und einige andere, berichtigt er in der Vorrede selbst. Der Text ist nach heutigem Gebrauche in Capitel abgetheilt, welches sich im Original nicht so findet. Jedem Buche sind die numerirten Erläuterungen und dann die Excursionen angehängt. Von den ersteren hätten freylich manche, als zu unbedeutend, wegleiben mögen. Was die letzteren betrifft, so enthalten sie zwar wenig oder nichts Eigenes, aber doch eine gute Zusammenstellung der je-

tzigen berichtigten Meinungen über die von *Agricola* behandelten Gegenstände, welche aber auch noch mancher Berichtigung bedürfen werden. Es sollen diesem ersten nun noch drey andere Bände folgen. Rec. möchte fast zweifeln, ob das Unternehmen vollendet werden wird. Denn den ungebildeteren theoretischen und praktischen Mineralsogen interessirt es nicht genug, verwirrt ihn auch vielleicht wegen der vielen aufgestellten schwankenden Meinungen in seinem Urtheile über manchen Gegenstand, und der gebildete Mineralog wird das Werk lieber in der Ursprache lesen. Indes ist nicht zu leugnen, daß auch diesem das Verstehen des Werks durch vorliegende Bearbeitung sehr erleichtert wird, und auch in so fern ist die Vollendung des Ganzen zu wünschen.

S. F.

WEIMAR, b. Gädicke: D. *Hier. Ludw. With. Völkers Handbuch der ökonomisch-technischen Mineralogie*; für Staatswirthe, Kameralisten, Fabrikanten, Künstler, Metallurgen, Architekten, Land- und Forstwirthe, und Jeden, der sich über die ökonomische Benutzung der Mineralien zu unterrichten wünscht. I Band. 1804. 426 S. II Band. 1805. 610 S. 8. (3 Thlr. 18 Gr.)

Es ist ein sehr lobenswerthes Unternehmen, nun auch die Anwendung der Mineralien den Technologen und Ökonomen bekannt zu machen, und der Vf. hat es nicht an Anstrengung fehlen lassen, seinen Endzweck zu erreichen. In der ersten oder präparativen Abtheilung handelt er von der allgemeinen Oryktognosie, der allgemeinen Geognosie, der Lehre von Gewinnung der Mineralien überhaupt, und der allgemeinen ökonomischen Mineralogie, welches für Mineralogen, bey denen man schon mehr Kenntniß von dem allen voraussetzen darf, ein wenig zu weit ausgeholt scheinen, den Technologen und Ökonomen hingegen, für die doch das Werk eigentlich bestimmt ist, nicht unwillkommen seyn dürfte. Besonders wird das ihre Aufmerksamkeit verdienen, was der Vf. über Systemkunde sagt. Am wenigsten scheint der Vf. mit der Gewinnungsart der Fossilien bekannt gewesen zu seyn, indem er nicht nur oft gegen die bergmännische Kunstsprache anstößt, sondern dieselbe nicht selten auch unrichtig anwendet; überhaupt aber mit den dahin einschlagenden Gegenständen nicht genug bekannt ist. Dieß wird durch eine große Menge theils angezeigter, theils übersehener, den Sinn ganz entstellender Druckfehler, noch auffallender.

Mehr Interesse hat die zweyte Abtheilung; wo die Fossilien in oryktognostischer Ordnung aufgeführt werden, und wo man, nebst ihren Kennzeichen und Eigenschaften, von jedem den technologischen und ökonomischen Gebrauch angezeigt findet. Aus eigenen, doch nicht angezeigten ründert gehtt der Vf. in dieser Ordnung von der Wernerischen, jetzt fast allgemein angenommenen, Ordnung ab; indem er in die erste Classe die basenbaren, in die zweyte

aber die alkalischen Fossilien gebracht hat, als so weit er auch in diesem Bande mit seiner Arbeit gekommen ist. Das übrige wird erst in der Folge, und wahrscheinlich noch in drey Bänden, abgehandelt werden. Der Classe der brennbaren Fossilien ordnet er folgende Ordnungen unter, als: Schwefel, Demant, kohlige Fossilien und Erdharze. Als Gattungen der letzteren führt er auf: Bergöl, Bergtheer, Bergpech, Kohlenschiefer oder Brandschiefer, Steinkohle, Braunkohle und Bernstein. Zu den Steinkohlen rechnet er: Schieferkohle, Blätterkohle, Lettenkohle, Ruskohle, Glanzkohle, Stangenkohle und Pechkohle; — zu den Braunkohlen hingegen nur bituminöses Holz, Erdkohle und gemeine Braunkohle. Da man sich bis jetzt über eine richtige und allgemein anzunehmende Eintheilung der Stein- und Braunkohlen noch nicht ganz vereinigt hat: so läßt sich auch gegenwärtig zu der von dem Vf. gewählten wenig sagen. Unter den kohligen Fossilien gedenkt er der Kohlenblende gar nicht. Den Gebrauch, der von den Inflammabilien sowohl, als von den alkalischen Fossilien zu machen ist, findet Rec. so vollständig, als möglich, angezeigt, daher Mancher Veranlassung finden wird, dieselben in Zukunft besser, als bisher, zu benutzen.

Der zweyte Band enthält Anweisungen zum ökonomisch-technischen Gebrauch der erdigen Fossilien, wovon jedoch jetzt nur die Zirkon-Ordnung, Kiesel-Ordnung und Thon-Ordnung bearbeitet worden sind. Die Talk-Kalk-Baryt-Stronthian- und Hallit-Ordnung, so wie die Classe der metallischen Fossilien, werden die Gegenstände für einen dritten und vierten Band bleiben. In den angezeigten drey Ordnungen aus der Classe der erdigen Fossilien vermifst Rec. viele Gattungen und Arten, als: bey der Zirkon-Ordnung den Kannelstein, bey der Kieselordnung den Chrysoberyll, Chrysolith, Olivin, Au-

git, Kokkolith, Leucit, Melanit, Staurolith, Schmirgel, Axinit, Zoisit, Pistacit, Hyalith, Perlstein, Prähnit, Zeolit und viele andere, besonders auch alle neu entdeckten nordischen Fossilien. In der Thonordnung hingegen finden sich einige Fossilien der Kieselordnung, die man hier nicht gesucht hätte, als Schörl, Korund, Feldspath u. s. w. Da der Vf. im ersten Bande erklärt hat, daß er aus eigenen Gründen von den bisherigen Eintheilungen abging: so muß man diese Abweichungen dahin rechnen; und die Mittheilung seiner Gründe abwarten. Doch wäre es schicklicher gewesen, solche gleich jetzt anzuzeigen. Das ist gewiß, daß von den meisten der ausgelassenen Fossilien noch kein Gebrauch für Technologen und Ökonomen bekannt seyn mag, ja, von manchen sich kaum denken läßt. Was hingegen die Fossilien betrifft, deren Benutzung wirklich angezeigt worden ist: so ist nicht zu leugnen, daß dies mit vielem Fleiße und guter Auswahl geleistet worden ist, wie denn dem Quarze, mit Einschluß des Sandes, allein über fünfzig Seiten gewidmet worden sind. S. 20 findet sich das Storrische Mährchen von den Krystallgewölben in der Schweiz wieder aufgetischt, das eigentlich der Vergessenheit übergeben bleiben sollte. St. wollte nämlich darin noch unreife, sogar biegsame Bergkrystalle, und an den oberen Theilen Zapfen einer gallertartigen Flüssigkeit angetroffen haben, welche letztere er für die Mutter der Krystalle hielt, auch eine Flasche voll davon mitnahm, dieselbe aber unglücklicherweise zerbrach. Doch hat eine Weichheit oder Biegsamkeit bey Bergkrystallen sich nie bestätigt, und schleimige, bisweilen zapfenförmige Anfängerungen findet man nicht selten in Felsen- und anderen Kellern, ohne daß sie eine Spur von mineralischen Bestandtheilen enthielten, am wenigsten aber die des Bergkrystalls. B — t.

### KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. 1) Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Katechismus für Krankenwärterinnen*. Von Erhardus Mangold, Kaplan der Pfarrey Haug zu Würzburg. 1806. 96 S. 8. (8 Gr.)

2) Gießen b. Heyer: *Anleitung, zweckmäßige Krankheitsberichte zu verfassen*, für denkende Nichtärzte von D. G. M. W. L. Rau, Physikus zu Schlitz. 1807. 110 S. 8. (8 Gr.)

No. 1. Nicht oft genug kann in Ländern, wo mehrere Protestanten sich aufhalten, der nachahmungswürdige Eifer gerühmt werden, womit Katholiken in anderen Gegenden für Krankenwartung zu sorgen pflegen. In dieser Rücksicht zeichnet sich auch der würdige Vf. dieser nützlichen Schrift vorthellhaft aus. Mit Deutlichkeit werden in derselben die Pflichten der Krankenwärterinnen aus einander gesetzt, mehrere, leider! unter ihnen noch herrschende, Vorurtheile gerügt, das Vornehmste, was sie in Krankheiten zu wissen, zu beobachten und zu besorgen haben, vorgetragen. Es wäre daher zu wünschen, daß mehrere Krankenwärterschulen errichtet würden, wo dieses Lehrbuch benutzt werden könnte. So sehr indess Rec. die menschenfreundliche Absicht des Vfs. bey Entwerfung desselben zu schätzen weiß: so kann doch der Wunsch nicht unterdrückt werden, daß der Vf. dabey sich mit einem einsichtsvollen Arzte verbunden haben möchte. Wahrscheinlich würde dann das nöthige Verhalten der Krankenwärterinnen in mehreren Krankheiten, als hier angeführt worden, besonders in Kinderkrankheiten, ausführlicher bestimmt worden seyn. Unter den Reinigungsmitteln der Luft hätte der Vf. vorzüglich die Räucherungen mit Mineraläuren erwähnen sollen. Die Regel, daß, wenn bey dem Gebrauche eines Fußbades eine

Ohnmacht entsteht, man nicht eilen soll, die Füße aus dem Wasser zu bringen, bedarf mancher Einschränkung. Während eines epileptischen Anfalles kann eine Krankenwärterin mehr thun, als der Vf. vorgeschlagen hat. Wäre es nicht oft dienlich, wenn sie dabey die Lage des Kranken veränderte, wenn sie ihn an die freye Luft oder in ein lauwarmes Bad brachte? — Zweckmäßig ist Alles, was der Vf. in Hinsicht der Gesundheit der Krankenwärterinnen, vorzüglich in ansteckenden Krankheiten, anempfiehlt. Zu den darauf sich beziehenden Regeln gehört noch dieses: in der Nacht sollten sie sich durch wärmere Kleidungen vor Erkältung schützen, gewisse Salben sollten sie nicht mit der flachen Hand einem Kranken einreiben.

No. 2. In einer fasslichen Sprache macht Hr. Rau Nichtärzte auf mehrere schädliche Einflüsse, welche Krankheiten hervorbringen, dann auf verschiedene Erscheinungen in Krankheiten aufmerksam. Übertrieben wäre es allerdings, wenn man von dem Vf. einer solchen Schrift eine Anweisung, vollständige und gründliche Krankheitsberichte abzufassen, welche eine genaue Untersuchung eines Kranken, die Anwendung richtiger semiotischer Kenntnisse auf die Eigenheiten eines jeden einzelnen Falles, die möglichste Aufklärung der Natur und Ursachen einer Krankheit voraussetzen, fodern wollte. Rec. aber wünschte jedoch, daß hier besonders die den gewöhnlichsten Krankheiten charakteristischen Kennzeichen so genau als möglich angegeben, auch die Wirkungen mehrerer äußerer und innerer Medicamente erörtert worden wären. Er würde dann die Einführung dieser Schrift vorzüglich in Schulmeisterseminarien dringender anempfehlen. E — a.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 26. M Ä R Z 1808.

## LITERATURGESCHICHTE.

ST. GALLEN, B. Huber u. Comp.: *Egidius Tschudi's von Glarus Leben und Schriften nach dessen eigenen Handschriften diplomatisch verfasst und mit Urkunden belegt von Adolphus Fuchs*, ehemaligem Archivar des Gottshauses Rheinau, dermalen Pfarrer in der Grub. 1805. I Theil. 215 S. II Theil. 220 S. gr. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Es macht Freude, wenn unbescholten biederer, unermüdet thätiger und vielumfassend gelehrter Männer Andenken gefeyert, und ihr Musterbild dem Zeitalter, das edler und fester Menschen bedarf, zur Tröstung, Stärkung und Ermunterung aufgestellt wird. *Güg Tschudi* war ein Mann von seltener Probehaltigkeit, hoch gebildet und reich an trefflichen Kenntnissen, Patriot mit eben so viel Besonnenheit als Wärme, eifrig und gewissenhaft thätiger Geschäftsmann, und bewundernswerth fleissiger Gelehrter, beseelt von inniger Gottesfurcht, und doch in den Zeiten der Stürme nicht allein abhängig von vorherrschender leidenschaftlicher Heftigkeit; in ihm vereinten sich eltschweizerische Kraft und milde Humanität, Selbstgefühl und Bescheidenheit, treue Anhänglichkeit an Alten, und ruhige Unparteylichkeit gegen das Neue. Vor vielen anderen ist er würdig, dass sein treuer Bürgerinn und seine reine Vaterlandsliebe von dem grossen Geschichtschreiber seiner Nation, dem richtigen Schätzer jedweden Verdienstes, verewigt werde! Bis dahin, dass diese Hoffnung in Erfüllung geht (möchte es recht bald geschehen!), müssen wir uns an dem vorliegenden, freylich nichts weniger als gelungenen Versuche genügen lassen. Das Buch ist nicht gut geschrieben, und ermanget aller historischen Kunst; aber die Thatfachen sind aus Urkunden, deren viele im Anhang zum ersten Theile mitgetheilt werden, geschöpft; das meiste, was zur Lebensgeschichte T's gehört, ist, wenigstens in Vergleich mit dem, was *Iselin* und *Meissler* gegeben haben, ziemlich vollständig gesammelt; und manche gleichzeitige Begebenheit, besonders die capeler Kriege und die glarner Religions-Unruhen, werden erläutert. Der Fleiss des Vfs. verdient Lob; die Anordnung der Materialien, die Darstellung und Schreibart bedürfen grosser Nachhilfe.

*Güg Tschudi* {geb. 1505; starb d. 28 Febr. 1572.) stammt aus einer der ältesten edeln Familien der Schweiz, deren Anherr Johann, Meyer von Glarus, auf Vorwort des Grafen Burchard, vom deutschen Kä-  
S. A. L. Z. 1808. Erster Band.

nig Ludwig den III, dem 31 May 1506, feyerlich zum freyen Manne erklärt worden war. In früher Jugend genoss er den Unterricht des Ulrich Zwingli, damals Pfarrers zu Glarus; im 11 Jahre kam er in die Pensions-Anstalt (für ein Jahrgeld von 15 — 16 Goldgulden) des berühmten Loretus Glareanus zu Basel, und begleitete diesen im August 1517 nach Paris; der Leitung dieses Humanisten, welcher immer die zärtlichste Zuneigung gegen ihn bewies, verdankte er seine vertraute Bekanntschaft mit dem classischen Alterthum, und die reise literarische Bildung, welche sich in seinen Arbeiten und Ansichten offenbart. Während die Reformations-Ideen sich ausbreiteten, und die Gemüther trennten, und mit Factionsgroll erfüllten, durchreiste er die Schweiz und Italien. Im 23 Jahre wurde er auf die Tagsatzungen nach Baden und Einsiedeln geschickt, wo er die Katholiken zur Nachgiebigkeit bestimmte, und 1529 zum Landvogt von Sargans bestellt; in welcher Stelle er dem Fortgange der Reformation mit Erfolg entgegen arbeitete; 1532 ernannte ihn der Abt von St. Gallen zum Oberyogt in Rorschach etc., mit einem Gehalte von 50 fl., 1 Fafs Wein und 2 Fuder Heu; 1533 übertrug ihm Glarus die Landvogtey Baden; und 1534 trat er als Hauptmann in französische Dienste. Nach Verlauf von 8 Jahren kehrte *Tschudi* in sein Vaterland zurück, wurde Mitglied des Raths und benutzte seine Mulse zu literarischen Beschäftigungen. Die Landvogtey Baden wurde ihm 1549 abermals übertragen; 1556 wurde er zum Landstatthalter und 1558 zum Landammann von Glarus erwählt; als Deputirter zur Tagsatzung in Baden erhielt er den Auftrag, dem Stadtschreiber zu Lucern und dem Ammann zu Altstädten ein *Fenster* zu schenken; daher der Gebrauch, in die gemalten Glasseiben das Wappen des Gutthäters, unterschiedliche Symbole, Figuren u. s. w. setzen zu lassen; und diese Scheiben haben für den Freund des Alterthums einen so höheren Werth, weil die Kunst, lebhaft Farben in Glas einzubrennen, verloren ist. Grosse Auszeichnungen erhielt er 1559, als er im Namen sämmtlicher Eidesgenossen an Ferdinand nach Augsburg geschickt wurde, um die Bestätigung der alten Rechte und Freyheiten zu erbitten. Aber hiemit endete auch die Glücksperiode des hochverdienten Mannes; der Zwist der Alt- und Neu-Gläubigen in Glarus brach laut und offen seit 1561 aus; T., welcher, nach eigenem Geständnisse, „den alten Glauben mit zu viel Eifer verfochten und nach Vermögen geäufnet, und befördert hatte“, musste seinen so drücken-

D d d d

nehme Unterhaltung gewähren möge, woran er jedoch einigermaßen zweifle. „Denn, setzt er hinzu, bey Franklin und Washington sind wirklich eine *Armuth* der (an) Nachrichten Statt.“ (Sollte dies wohl der Fall seyn?) Dabey bemerkt er noch: daß in diesem Bande bloß Franklin's Leben; seine Arbeit sey, Washington's Leben aber die Arbeit eines Fremden, die er nur durchgesehen habe. — Auch sagt uns Hr. B. noch: daß er durch die bisherige günstige Aufnahme seiner Sammlung bewogen worden sey, sie fortzusetzen. In dieser Fortsetzung unter dem Titel: „*Unterhaltungen a. d. 18 Jahrh.*“ sollen „einzelne merkwürdige Parthisen“ aus der Geschichte des nichtverfloßenen Jahrhunderts ausgehoben und ausführlicher erzählt werden: z. B. die Verweisung der Jesuiten aus Portugal; die Bemühungen christlicher Missionarien u. s. w. Es soll dabey nach eben den Grundsätzen „zu Werke gegangen werden,“ wie bey den bisherigen Biographien. Über die Zeit der Erscheinung dieser Fortsetzung, die Hr. B. als ein „*neues Werk*“ betrachtet, kann er, einer anderen literarischen Arbeit wegen, nichts bestimmen, sondern behält sich eine öffentliche Anzeige darüber vor.

Die erste der beiden vorliegenden Biographien kann, zum Theil wenigstens, als ein Auszug aus dem angesehen werden, was uns Schatz geliefert hat: aber mit fruchtbaren Bemerkungen und treffenden Reflexionen so einsichtsvoll durchwebt, daß sie bey mehreren bedeutenden und folgereichen Ereignissen und Situationen in Fr.'s Leben, bald zu einem Leitfaden, bald zu einem Corrective, dienen kann, und zugleich auf Manches aufmerksam macht, was wegen seines großen Nutzens im praktischen Leben einen hohen Grad von Aufmerksamkeit und genaue Befolgung verdient. Dies ist der Fall sogleich bey der Stelle (S. 10), wo Fr., besonders durch Shaftesbury's und Collins's Schriften verleitet, zum völligen Zweifeln an der Vernunftmäßigkeit und Glaubwürdigkeit mancher Lehren des Christenthums wird. So verhält es sich auch damit, wenn Hr. B. gleich darauf Fr.'s sehr bedeutende Winke und Warnungen über den besten Gebrauch der sokratischen Methode bey dem Disputiren vor manchem anderen auszeichnet. Völlig dasselbe gilt auch, und zwar ganz vorzüglich, von dem, was Hr. B. in Absicht auf die, von Fr. im J. 1775 bekannten gemachten Briefe sagt (S. 107 ff.) Nur möchte hierbey wohl noch die Frage wenigstens zu berühren gewesen seyn: ob man es wohl wahrscheinlich finden könne, daß Yeddeburn, als Fr. aus dem Verhör heraustrat, ihm die angeführte Drohung ins Ohr geflüstert haben soll? Schwerlich! Daß der Mann nie voraus sagt, was er thun will: diese Maxime sollte Franklin vergessen haben? — Noch verdient bemerkt zu werden, daß Hr. B. seiner Arbeit einige Beylagen gegeben hat, die ihre Nutzbarkeit nicht wenig zu vermehren geeignet sind. 1) *Mirabeau's* bekannte Rede auf Fr.'s Tod; 2) *Fragment* aus Fr.'s Memoiren, die Art seiner moralischen Selbstbildung betreffend [wobey jedoch Fr. gerade den

Weg verkannte oder verachtete, der ihn bisher zum großen Ziele führte]; 3) *Einige Stücke aus seinen Werken*; unter anderen „*Fragments*“ aus dem bey Schatz sogenannten „*politischen Rhapsodien*.“ [hier macht Hr. B. über Fr.'s Anpreisung einer unbedingten Freyheit des Getreidehandels (S. 160) die Anmerkung: „Hier fragt man billig: was denn die Regierung thun solle, wenn der Landmann, um die Preise zu steigern, sein Korn verlegt oder zurückhält? Wenn der Landmann Andere zwingt und drängt, soll er allein nicht gezwungen werden?“] — Eben so treffend spricht Hr. B. noch ferner (S. 161 ff.) wider manche Behauptungen Franklin's, die jetzt Vielen überall Widerpruch erhoben zu seyn scheinen. Vielleicht aber möchte noch Manches haben hinzugefügt werden können. So z. B. wenn Fr. sagt: „Der Pöbel arbeitet nicht, weil es ihm Vergnügen macht, sondern aus Noth“ — hätte wohl nach der Befugnis zu diesem, nur im Allgemeinen so hingeworfenen Ausspruche gefragt werden mögen in dem doch so manche Beobachtung dagegen spricht. — So auch, wenn Fr. sagt: „Theurung lehrt arbeiten“ — hätte wohl gefragt werden mögen: aber auch mit Erfolg? d. h. mit dem Erfolg, daß der Fleißige das Hinlängliche zu seiner Subsistenz erarbeiten kann? Was hilft ihm alle seine Anstrengung, wenn sein dringendstes Bedürfnis reichen Schlemmern im Auslande zugeführt wird, die vermögend sind, es so zu bezahlen, wie er, bey aller Anstrengung, es nimmermehr vermag? — Und wenn Fr. noch hinzusetzt: „dadurch werden die Dinge wohlfeiler“ so hätte immer beygesetzt werden können: auf dem Papiere wohl! nicht in der Wirklichkeit!

Veranlassung zu fruchtbaren Bemerkungen enthält, in reichem Maaße, auch die Lebensbeschreibung Washington's, eines Mannes, von welchem Franklin, in seinem Testamente, als von seinem Freunde, und „dem Freunde der Menschen,“ achtungsvoll gesprochen; dem er ein bedeutungsvolles Vermächtniß mit dem Zusatz hinterlassen hatte: „wäre es ein Scepter, er hätte es verdient, und würde es mit Ehren führen.“ — Es ist die Lebensbeschreibung eines Mannes, der, unter fortwährendem Kampfe mit Hindernissen, mit Ränken, mit Verhöhnung und Schmach, dennoch Geisteskräfte genug behielt, um Anderen zurufen zu können: „wären diese Gedanken ihnen gegenwärtig, sie würden lieber große Lasten tragen, und großes Opfer bringen, als ihre Dienste entziehen.“ — Es ist die Lebensbeschreibung eines Feldherrn, dessen Abschied von seinen Soldaten, „die ihn als Freund, als Vater betrachteten,“ mit inniger Wehmuth erfüllt. — O warum nicht hier das Ziel seiner Bahn! — Doch im Rathe der Vorsehung war es anders über ihn verhängt! — Sie aber, die dieses Andere über ihn beschlossen hatte, sie verlieh ihm auch Kraft genug, um verkannt und geschmäht, mit Ruhe und mit Würde, ausdauern zu können, bis ans Ende.

G. St . . . s.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 M Ä R Z, 1808.

## Ö K O N O M I E.

LEIPZIG, b. Kummer: *Die Jägerschule, oder kurzgefaßter aber gründlicher Unterricht in allen Haupt-Hülf- und Neben-Wissenschaften, worin der Jäger, nach den Erfodernissen der jetzigen Zeit, bewandert seyn muß.* Ein Handbuch zur Selbstbelehrung für angehende Jäger und Forstmänner. Von Wilhelm Christian Orphal. Zweyter Band. 1807. XII u. 372 S. 8. Mit Kpf. Dritter Band. 1808. XII u. 420 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

Den Zweck dieses brauchbaren Buches haben wir schon bey der Beurtheilung des ersten Bandes (J. A. L. Z. 1807. No. 44) ausführlich dargelegt, so daß es dormalen nur der Anzeige der in den erschienenen zwey letzteren Bänden enthaltenen Materien und deren Ausführung bedarf. *Erster Abschnitt. Vermischte Abhandlungen.* I) *Über den Jägerstand überhaupt.* Ist Fortsetzung der Gespräche zwischen dem Oberförster mit seinem Lehrlinge. Im vierten wieder einige Ausfälle auf die Forstinstitute, die aber von vielen derselben abgewiesen werden können. Im fünften über die Prüfung der Lehrlinge. Zwar praktisch und gut, nur können wir die Antwort des Lehrlinges, S. 29, nicht vollkommen gut heißen: „Nur das Thier- und Gewächsreich gingen dem Jäger und Forstmann an, das Mineralreich aber wenig oder nichts.“ Endlich im sechsten ein verbessertes Ceremoniel bey der Aufnahme junger Leute in die Lehre. II) *Über die Verfertigung des Schießpulvers.* Diese ist vollständiger gerathen als die III) wo die *Gewehrfabrikation* beschrieben werden soll. IV) *Die Naturgeschichte der grauen Otter und der Kreuzotter,* als der einzigen Thiere unter den Amphibien, die wegen ihres tödlichen Giftes den Jäger interessieren. V) *Darstellung von Fällen, daß einige Jagdthiere zuweilen in giftigen Zustand gerathen können,* und VI) *Vom Bisse der tollen Hunde und den Mitteln dagegen.* Alles gut gemeint und an seinem Platze.

*Zweyter Abschnitt. Hauptwissenschaften.* VII) *Anfangsgründe der Arithmetik.* Die Einleitung, so wie die vier Species in ganzen und gebrochenen Zahlen, sind nur kurz beygebracht, weil der Vf. bey seinen jungen Lesern schon einige arithmetische Kenntnisse voraussetzt. Dafür aber hätte hier das, was in den gemeinen Schulen nicht gewöhnlich davon gelehrt wird, etwas ausführlicher abgehandelt werden können. Z. B. die Lehre von den Decimalbrüchen, wo gar nicht angegeben ist, was für eine Function das

J. A. L. Z. 1808. *Erster Band.*

Komma dabey bekleidet, wodurch schon die Anmerkungen, wie S. 228 etc., erspart worden wären. Hier auf folgen die Anfangsgründe der Buchstabenrechnung, hauptsächlich nur zur leichteren Darstellung der darauf folgenden Lehren von Ausziehung der Wurzeln, und von Verhältnissen und ProgreSSIONen. Der Vf. würde mehr Nutzen gestiftet haben, wenn er die Buchstabenrechnung sogleich bey der Zahlenrechnung mitgenommen, und beide neben einander gestellt hätte. Beides lernt sich dann zugleich; die Zahlen geben immer die concreten Beyspiele und erleichtern die Überzeugung. S. 129 enthalten die vier untersten Zeilen Undeutlichkeit und Irrthum. Daß die Lehren von den Verhältnissen, Proportionen und ProgreSSIONen etwas ausführlicher abgehandelt sind, ist zweckmäßig; man schenkt ihnen gewöhnlich weniger Aufmerksamkeit, als sie verdienen. Das wenige, was hierauf von den Logarithmen vorkommt, soll nur auf die großen Vortheile in der Rechnung mit selbigen hinweisen. VIII) *Anfangsgründe der Geometrie.* Was der Vf. darüber in der Vorrede sagt, leidet keinen Widerspruch; aber schwer — ja fast unmöglich ist es, hierin eine überall passende Grenzlinie zu treffen. Rec. hat eine Abneigung von allen so betitelten Anleitungen zur *Selbstbelehrung*. Wofern ein Lehrer nicht die Hand bietet, so wird es nur unter die Ausnahmen von der Regel gehören, wenn ein junger Mensch, ohne dessen Beyhülfe, es in einer Wissenschaft zur praktischen Anwendung und einiger Vollkommenheit bringt. Man überlasse es also lieber dem Lehrer, seinem Vortrage die dienlichen Grenzen zu setzen; oder bestimme das Buch für selbigen und nicht für den Schüler allein. Übrigens ist der mathematische Theil dieses Bandes nicht schlecht ausgearbeitet; nur haben sich gerade darin verschiedene bedeutende Druckfehler eingeschlichen. IX) *Die deutsche Sprachlehre;* nach Adelung vorgetragen und mit passenden Beyspielen erläutert. X) *Naturgeschichte des kleinen Flügelweidwerks, welches zur Vertilgung der schädlichen Waldinsecten bestimmt ist.* In der Einleitung zu diesem Abschnitte, ist der wahre Gesichtspunct über die Entstehung der in vergangenen Zeiten so häufig vorgekommenen Waldverwüstungen durch Insecten, aufgestellt: nämlich: das gestörte Gleichgewicht zwischen Waldvögeln und Insecten, durch übermäßiges Vertilgen der ersteren. Möchten doch alle Behörden darauf Bedacht nehmen, daß die hier beschriebenen Waldvögel in Zukunft gehegt — und durch dieses wohlfeile Mittel den Waldverheerungen durch Insecten,

E e e

ein weit sichererer Widerstand geleistet würde, als durch die so häufig angewandten, kostspieligen, gefährlichen und mitunter auch lächerlichen Mittel.

**Dritter Band.** I) *Über den Jägerstand überhaupt*, in der Fortsetzung der Gespräche zwischen dem Oberförster und seinem Lehrlinge. Im 7ten über den heutigen Bezug des Jägers und Försters auf einander, in einer Person. Im 8ten über das Benehmen des Revier-Purschen gegen seinen Dienstherrn. Endlich im 9ten von dem Übergange aus der Lehre in ein Forst-Institut. Hier fehlt es wieder nicht an übertriebenen Ausfällen, womit bekanntlich der Zweck verfehlt wird. II) *Von der Flößerey*. Wichtig an sich, aber dürftig abgehandelt; die Sache verdient eine ausführlichere Darstellung. III) *Forst-Naturgeschichte*. Der Eingang enthält die Naturgeschichte der Holzarten überhaupt. Eine besondere Eintheilung in *Bauholz* und *Baumholz* billigen wir nicht. Hier soll die Eintheilung bloß naturgeschichtlich seyn, aber durch *Bauholz* wird sie schon technisch, und greift in die übrigen Abtheilungen ein. Man kann ja z. B. Birken, Aspen, ja selbst die Zwergkiefer zu Bauholze brauchen. Wegen einiger physiologischer Sätze dürfte der Vf. wohl Widerspruch erfahren, z. B. wegen *Aufsteigens* des Saftes in der Rinde; wegen der Holzringe in den Wurzeln; wegen der spiralförmigen Röhren zur Horizontal- oder Querverleitung des Saftes, die einige Naturforscher, trotz aller optischen Hülfsmittel, nicht haben sehen können u. s. w. Es scheint freylich hierin noch manches zweifelhaft zu seyn; denn so wurde vor wenig Jahren von zwey Abhandlungen, die zur Beantwortung einer dahin einschlagenden Preisfrage eingegangen, — und sich durchaus entgegengesetzt waren, von einer literarischen Gesellschaft, der einen der Preis und der anderen das Accessit zuerkannt. Die Rinde scheint ein eigenes Verhältniß zum Marke, vermittelt der Querekanäle zu haben, und vorzüglich ein Resultat der Absorption zu seyn. So wie den Chemikern überhaupt noch manche Entdeckung in der Naturlehre aufzuheben ist: so möchten sie auch hierin noch ein Feld zur Bearbeitung finden, das aber wenigstens von Dornen und Hecken schon gereinigt ist. Das Verzeichniß der nun beschriebenen, deutschen, und einiger naturalisirter fremder Waldbölzer, ist zwar nicht vollständig, jedoch nach dem Zwecke, den der Vf. sich vorgesetzt, auch nicht unvollständig zu nennen. Nur hat die Absonderung in Bau- und Baumholz eine unangenehme Versetzung derselben nothwendig gemacht. Die individuellen Beschreibungen sind aus bekannten Schriften entlehnt, und mitunter nach gemachten Erfahrungen modificirt. IV) *Naturgeschichte der vorzüglichsten schädlichen Forstinsecten*, und V) *Von den Gegenanstalten zur Verminderung derselben*, sind schätzenswerthe Abhandlungen. Es wird gleich anfangs bemerkt: daß, wenn eine außerordentliche Vermehrung derselben, durch gestörtes Gleichgewicht, oder sonstige Localumstände, begünstigt wird, sie nicht an den ihnen von der Natur angewiesenen Or-

ten — gewöhnlich kranken oder faulenden Bäumen — altem bleiben, sondern nun auch gesundes Holz anfallen und dadurch große Walddistricte verheeren. Hierauf gründen sich nun auch die vorgeschlagenen Gegenanstalten zur Verminderung und Vertilgung, die sich durch leichte Anwendbarkeit besonders empfehlen. VI) *Anfangsgründe der Forstwirtschaft*. Wenn diese Abhandlung so beurtheilt wird, wie es der Vf. haben will, und es auf der letzten Seite des Buches wiederholt: so ist wenig dagegen zu sagen, weil in der Grenzbestimmung zu viel Willkühr liegt. Übrigens ist sie als ein Register zur Forstwirtschaft, zu weitläufig, als selbstständige Abhandlung über den Gegenstand hingegen zu wenig auslangend. Die neuesten Schriften sind nicht dabey benutzt worden, was doch bey einer empirischen Wissenschaft, wie diese, d. h. deren Beweise nur aus der Erfahrung genommen werden können, geschehen sollte. rz.

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Die Krankheiten, Uebel und Feinde der Obstkäume und ihre Abhülfe*. Nebst Vorschlägen, die Obstkultur zu befördern. Von Joh. Ludw. Christ, Oberpf. zu Kronberg u. s. w. 1808. 310 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Hr. Christ, der sich schon seit vielen Jahren mannichfaltige Verdienste um die Baumzucht und Obstkultur erworben hat, verdient den wärmsten Dank des Publicums auch für diese Schrift, in welcher die Krankheiten der Obstkäume zusammengestellt, den Ursachen derselben nachgespürt, und die geprüftesten Heilungsarten bekannt gemacht werden. Dabey wird zugleich erinnert, wie man seine Obstkäume gesund erhalten und wider mancherley widrige Zufälle schützen, oder das Uebel verringern oder ganz heben könne. Freylich findet man, vieles von diesen Gegenständen auch in andern Gartenschriften, aber, wie der Vf. in der kurzen Vorr. sagt, zu zerstreut, meist sehr unvollständig und unbefriedigend; und dieser Umstand veranlaßte ihn, dieses Werkchen auszuarbeiten. Ob er sich nun gleich — wenn man seine früheren Schriften nachschlägt — oft wiederholt, so bemerkt man doch mit Vergnügen, wie er immer tiefer in seinen Lieblingsgegenstand eindringt, und nach Beschaffenheit der Baumkrankheiten, auch eine vernünftige Kurmethode mittheilt. Rec. ist nun freylich der Meinung, daß es besser sey, kränkelnde oder schadhafte Obstkäume, wenn sie noch jung sind, sogleich mit andern gesunden zu vertauschen, indem man an jenen keine Freude erlebt, besonders wenn man sich dieselben selbst in einer eigenen Baumschule nachziehen kann; aber wie dann, wenn sie schon mehrere Jahre edle Früchte getragen haben, und in einen kranken Zustand gerathen? wird man sich dann nicht nach einem wirksamen Heilmittel umsehen? In keinem Falle wird man das Christ'sche Buch unbefriedigt aus den Händen legen. Es lehrt zuvörderst — sehr zweckmäßsig — die Mittel, gesunde Bäume auch

gesund zu erhalten, indem es vor Fetter Bedrückung junger Obstkäume, besonders der Kirsch-, Aprikosen-, Pfirlich- und Birn-Bäume warnt, und z. B. das Umgraben und Verneuern der Erde über den Wurzeln, das Reinigen und Waschen der Stämme mit Lauge, von 2 Händen voll Büchenasche und 1 Hand voll Salz und so viel kochendem Wasser gemacht, alle Frühjahr u. dgl., und ganz vorzüglich das Einschlämmen mit gegohrener und mit Wasser vermischter Mistjauche beym Pflanzen empfiehlt. Letzteres kann auch in der That nicht genug empfohlen werden, und Rec. fühlt sich gedrungen, das Verfahren dabey hier wörtlich aus *Christ* anzuführen. „Man bereitet,“ heist es S. 7: „die Erde fein und zart, und wenn sie wie Staub ist, so ist es desto besser. Es ist daher nöthig, daß sie trocken sey. Nun setzt man den an Wurzeln und Krone zurecht geschnittenen Baum in das für ihn gemachte Loch so tief, als er zuvor gestanden, legt seine Wurzeln so zurecht, daß sie in einem Kreise hübsch ausgebreitet sind, keine Wurzel eingebeugt sey oder ein Knie mache, sondern alle wohl ausgestreckt, jede, so viel möglich, von der anderen gleich abstehend. Sodann wirft man von der klarsten und feinsten Erde sachte so viel auf den Wurzeln herum, daß sie drey Finger hoch davon bedeckt werden, gießt darauf mit der Gießkanne allgemach so viel Wasser darauf, bis es über der aufgelegten zarten Erde steht; läßt dem aufgegoßnen Wasser so viel Zeit, bis es ganz eingekeimt ist. Alsdann legt man wieder einer Hand hoch trockene Erde auf die begossene; die nun wie ein Schlamm da liegt, aber kein Wasser mehr über sich hat; begießt abermals diese eingelegte trockene Erde mit so viel Wasser, bis es über der Erde streicht; läßt dies zum zweytenmal aufgegoßene Wasser wieder ganz einseignern, daß keines mehr oben steht. Hierauf füllt man das Loch mit der übrigen vorhandenen Erde vollends so voll, daß nur das zuletzt aufgegoßene Wasser nicht neben ablaufen kann, und wenn solches wieder eingesoßlupft ist, so wirft man noch Erde darüber und häuft sie an dem Baum etwas an.“ — Nachdem hierauf der Vf. einiger Mittel gedacht hat, welche bey Heilung kranker Bäume häufig angewendet und gebraucht zu werden pflegen, z. B. des Einschnittes, des Aderlasses und Schröpfens, der Gallerte, Baumsalbe, des Kittes, Baumnörzels, so kommt er auf die Krankheiten der Bäume selbst und ihre öfteren widrigen Zufälle nebst den Mitteln dagegen, nach alphabetischer Ordnung. Unter den Baumkrankheiten, deren 35 angeführt werden, wird man nicht leicht eine vermissen, und sich also hier in jedem Falle Rathes erholen können. Besonders ist vortreflich und verdient näher geprüft zu werden, was über Frostschäden an Bäumen und Blüthen gesagt wird. Bey jeder Krankheit wird immer erst die Entstehungsurache aufgesucht; und darnach die Heilungsart bestimmt, auch bisweilen das Vorbeugungsmittel an die Hand gegeben. — Vorzüglich viel hält Hr. *Christ*, unter anderen, auf einen künstlichen Dün-

ger, eine Gallerte, der er außerordentliche Wirkungen zuschreibt, so daß es wohl der Mühe werth ist, die Bereitung derselben hier mitzutheilen. Man nimmt nämlich, nach S. 14, 1 Scheffel Schaaf- oder Hammels-Knochen, oder auch Knochen von anderen jungen Thieren, schlägt sie klein, und kocht sie mit etwa 200 Quart (30 Maaß) Wasser im Kessel 24 Stunden, oder bis sie weich werden, da dann die Brühe so dick wird, daß sie bey dem Erkalten gerinnt. Dieser Gallerte, zu 6 Quart oder Schoppen auf einen Baum gerechnet, bedient man sich mit etwas wenigem Wasser vermengt, und schüttet sie über die Wurzerde. Diese Düngung wiederholt man alle 2 Jahre, und sie soll an kranken wie an gesunden Bäumen außerordentliche Wirkung thun.

Das folgende 2te Cap. von S. 101 an, handelt von den Raupen, welche den Obstkäumen vorzüglich verderblich und schädlich sind. Cap. 3. Von den verschiedenen Mitteln wider die Raupen. Cap. 4. Verschiedene gerühmte, meist künstliche Mittel wider die Raupen. Cap. 5. Von den Insecten vertilgenden Vögeln. (Einer so weitläufigen naturhistorischen Beschreibung so vieler bekannter Vögel bedurfte es hier doch gewiß nicht; sie geht von S. 148. bis 185.) Cap. 6. Von Raupen tödtenden Insecten. Cap. 7. Von mancherley anderen den Obstkäumen schädlichen Insecten und den möglichsten Mitteln dagegen. Cap. 8. endlich von den Feinden der Obstkultur aus dem Thierreiche, und wie ihnen zu begegnen sey. Von S. 255 an über *Beförderung der Obstkultur*. Nachdem der Vf. den großen Nutzen der Obstkultur geschildert hat, fodert er alle diejenigen, welche zur Beförderung derselben etwas beytragen können, auf, dazu mitzuwirken; namentlich Fürsten und Regierungen, Adelige und Vorgesetzte auf dem Lande. Wie viel können erstere durch zweckmäßige Verordnungen und Anstalten, durch Belohnungen und Beyspiele hierin bewirken! Sie lassen es daran in neueren Zeiten nicht fehlen, aber was hilft es, wenn von unten hinauf nicht die Hände geboten werden? Wie trefflich ist die hier wörtlich abgedruckte Verordnung der hiesigen Landesregierung zu Hildburghausen vom Jahr 1801! Wie musterhaft die Instruction der Landespolizey in Schlesien (Breslau 1788), welche hier ebenfalls in Auszug mitgetheilt wird! Was ist nun aber dadurch bewirkt worden? Befindet sich jetzt auch wirklich in jedem Orte des Herzogthums Hildburghausen eine Communalbaumschule, welche unter Aufsicht des Schullehrers oder Predigers von den grösseren Schulknaben gepflegt wird? Rec. hat Ursache, daran zu zweifeln. — Auch im Königreiche Sachsen, wo schon fast vor 300 Jahren der Kurfürst Friedrich August selbst über die Obstkultur schrieb, finden die vortreflichsten Befehle in dieser Hinsicht Statt, aber werden sie auch befolgt? Fehlt es nicht an der so nöthigen Energie? Ohne Zwangsmittel ist auch hier schlechte dings nichts auszurichten; selbst Prämien und Ehrenbezeugungen setzen den Bauer nicht in Bewegung. Und wenn auch ein Fürst v. Seins, Braunfels, ein Fürst Bischoff

von Würzburg, Franz Ludwig, oder ein Leopold Friedrich Franz zu Anhalt-Deßau, und so viele Ritzgutsbesitzer, thätige Beförderer der Obstkultur sind, wer hat Muth, ihrem Beyspiele, bey den so oft ungeahndeten Diebstählen der Obstbäume oder Früchte, oder frevelhaften Beschädigungen derselben, nachzufolgen? Wie schlecht steht es um die Dorf- und Feld-Polizey in den meisten Orten! Wenn freylich, wie Hr. *Christ* will, in diesen Fällen die Commun, d. i. *vicinitas* Schadenersatz zu leisten, schlechterdings angehalten, jeder zu pflanzende Baum unten oder oben mit einem eingeschnittenen Buchstaben in die Rinde bezeichnet würde, und ein entdeckter Dieb, oder Frevler, außer Zuchthausstrafe, alle vorherigen verborgen gebliebenen Diebereyen oder Beschädigungen durchaus vergüten müßte: so würde dieß der Obstkultur allerdings sehr beförderlich seyn. Eben so würde auch die Bepflanzung der Chausseen und Landstraßen mit fruchtbaren Obstbäumen den Eifer für die Obstbaumpflege allgemeiner rege machen, und nicht weniger die Anlage und Unterhaltung solcher Pflanzungen, aus welchen ein ganzes Land mit Bäumen edler Obstsorten, oder auch nur mit Veredlungsreisern versehen würde, die Obstkultur gar sehr verbessern helfen. — Aber auch die Ortsvorsteher auf dem Lande können und sollen, nach Hn. *Christ*, zur Beförderung derselben mitwirken. An jedem Orte soll, etwa unter der Aufsicht und Anleitung des Schullehrers (Rec. erbot sich als Prediger dazu, und erreichte seinen Zweck nicht,) eine Gemeindebaumschule angelegt und unterhalten, aus derselben sollen alle leere Orte bepflanzt, und noch überdieß die höhere Verordnung bewirkt werden, daß jedes neue Ehepaar sechs junge Obst-Bäume pflanzen und unterhalten, ingleichen auch jeder Hausvater bey der Geburt eines Kindes 2 Stämme setzen solle, wodurch noch mancher Nachbar bewogen werden würde, für sich eine eigene kleine Baumschule anzulegen. Wenn überdieß noch in jedem Orte tüchtige und ehrliche Feldschützen nicht nur angestellt, sondern auch hinlänglich besoldet, und ihnen z. B. die Hälfte der Strafgeelder von verübten Diebstählen oder Feldfreveln gelassen würde, und wenn auch Prediger und Schullehrer durch Vorstellungen, durch Beyspiel und praktischen Unterricht den Eifer für die Obstkultur anzufachen suchten: so würde auch dieß alles sehr viel zur Beförderung derselben beytragen. Kurz, die Vorschläge des Hn. *Christ* sind alle recht gut, aber wer führt sie aus? Wer weckt Energie und Gemeingeist in diesen Zeiten der Schlawheit und des Entgegenstrebens? Wer hilft verarmten Communen wieder empor? — An Aufmunterungen fehlt es nicht; auch Hr. *Christ* hat es daran nicht fehlen lassen, und vielleicht wird mancher Gartenbesitzer durch dieses Buch in den Stand gesetzt, einen durch den Krieg verletzten Obstbaum wieder zu heilen. Sollte

es eine neue Anlage erleben, woran nicht zu zweifeln ist, so suche der achtungswerthe Vf. die hie und da gerügte Weitschweifigkeit zu vermeiden, und Sorge für mehr Correctheit. Der Verleger verdient übrigens wegen des schönen Ausseren alles Lob.

— sch —

BERLIN, b. den Gebr. Gädicke: *Die Flachsökonomie oder vollständiger Unterricht in der Cultur, Wartung und Pflege derjenigen Pflanzen, Bäume und Sträucher, welche ein bastartiges Material liefern; nebst dem Vorfahren, solches wie Flachs zu benutzen, zu veredeln und in Manufacturen zu verwenden.* Von Dr. Phil. Fr. Breitenbach in Erfurt. 1807. XII u. 304 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Der Vf., der auch schon ein Ganzes hat drucken lassen, hatte 1804 ein Handbuch des Flachshaues in 2 Bänden herausgegeben (J. A. L. Z. 1805. No. 43). Diese in aphoristischer Form geschriebene *Flachsökonomie* soll eine von ihm gefühlte Lücke in jenem ausfüllen, und mit den mancherley entdeckten Stellvertretern des Flachses näher bekannt machen. Wie es aber mit allen Surrogaten, welche jetzt an der Tagesordnung sind, sich verhält, so auch mit diesen! Gewiß wird es, bey dem nicht mangelnden Flachse in Deutschland, Niemanden einfallen, aus Hopfen, Sonnenblumen, Nesseln, Malven, oder von Maulbeerbäumen, Birken, Ulmen u. a. mühsam Bast zu gewinnen, und als Flachs zu behandeln; auch wird man dieß gewiß nicht von Hn. B. hier lernen, wo nur selten einmal der verheißene Unterricht über die Cultur, Wartung und Pflege jener Stellvertreter des Flachses auch wirklich gegeben wird. Am längsten verweilt der Vf. noch bey dem Hanf im 2ten Cap. des 1sten Abschnitts, dessen, freylich bekannter, Bau und Behandlung zum Ermüden bis auf alle Kleinigkeiten gelehrt wird; hier werden viele Seiten mit allbekannten Bemerkungen über das Rösten und über die Hecheln ausgefüllt. Aber Unwille bemächtigte sich des Rec. vollends bey Lesung des 3ten Abschnittes, in welchem von dem Spinnen des Garnes, der Benutzung und dem Bleichen desselben und der daraus verfertigten Producte die Rede ist. Auch hier spricht der Vf. mit ekelhafter Weitschweifigkeit über Dinge; welche jedes Bauerweib eben so gut und wohl noch besser weiß, z. B. über das Weifen des Garnes, über Kreuz- oder Weber-Knoten u. dgl. m. Lächerlich sind vollends die hier empfohlenen Surrogate des Speichels zum Benetzen des Garnes bey dem Spinnen, als Graupen, Habergrütze, Kraftmehl u. a. — Kurz, man sieht es deutlich genug, daß es Hn. Br. nur darum zu thun war, in diesen Zeiten der Noth abermals ein entbehrliches Büchlein zusammen zu schreiben.

— sch —

#### F O R T S E T Z U N G E N.

Hamburg, b. Bran: *Gesammelte Actenstücke und öffentliche Verhandlungen über die Verbesserung der Juden in Frankreich.*

Herausgegeben von Alex. Bran. 8s H. 1807. In fortlaufender Seitenzahl, 194 S. 8. Recens. der 7 ersten Hefen, 1807 No. 260.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 29 M Ä R Z, 1808.

## M E D I C I N.

MÜNCHEN, b. Strobel: *Beiträge zur Cultur der medicinischen und bürgerlichen Bevölkerungspolitik.* Von dem Einfluß des Erzeugungsgeschäfts und den Geburtsverhältnissen der Menschen auf die ächten Grundätze der Bevölkerung. Von Dr. Ignaz Niederhuber, kurpfälzbairischem Landphysikus. 1805. 240 S. 8. (1 Rthlr.)

Der wichtigste Gegenstand für die Polizey jedes Landes ist unstreitig die zweckmäßige Beförderung einer verhältnißmäßigen Bevölkerung, und doch sehen wir in so manchen Staaten wesentliche Momente, von denen diese abhängt, vernachlässigt. Wenn auch dieser Gegenstand schon häufig und gründlich bearbeitet worden: so ist es doch dem Menschenfreunde, dessen Wirkungskreis vorzüglich auf diesen wichtigen Zweck gerichtet ist, erlaubt, seine Stimme zu erheben, und die Arbeit des Vf. verdient um so mehr eine günstige Aufnahme, da sie gründliche Kenntnise, eigene Erfahrung verräth, und besondere Rücksicht auf die Verhältnisse der gegenwärtigen Zeit nimmt. Bey der Betrachtung über die mit der wahren Würde und Cultur der Menschheit übereinstimmende Fortpflanzungsweise derselben geht er von dem Grundsatze aus: Nur der gesetzliche Ehestand kann als die einzige physisch und moralisch gute Generation und Fortpflanzungsweise, sohin auch als das einzige, erste physische Mittel zur Bevölkerung angenommen werden. Rec. stimmt ganz mit diesem Grundsatze überein, und nimmt auch mit dem Vf. an, daß der außerehelichen Generation, wenn sie auch die Duldung der Polizey für sich habe, doch immer die öffentliche Meinung entgegenstehe, und daß sowohl die handelnden Personen, als die Producte der Handlung, so vielen physisch- und moralisch-üblen Folgen ausgesetzt seyen, daß sie mehr zum Nachtheile als zur Beförderung der Bevölkerung gereichen könne. Allein ganz verbannt wird nie die außereheliche Erzeugung, und man darf auch mehr Duldung von der öffentlichen Meinung fodern, besonders in Hinsicht des weiblichen Geschlechts, welches die Folgen fast allein tragen muß, und immer nur die Schuld zur Hälfte hat. Die Polizey muß also immer aus diesem Ubel den möglichsten Vortheil für das Ganze zu ziehen suchen. Sie kann die schädlichen Einflüsse des inneren Grams der Mutter nicht beseitigen, aber sie kann die einzige Zuflucht unglücklicher geschwangerter Personen seyn, und auf solche Weise vielen

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

Müttern und Kindern Leben und Gesundheit retten. Ein neuer Kostenaufwand wird hiezu erfordert, allein der Betrag kann ohne allgemeine Lasten gewonnen werden. Es wird eine solche Rücksicht um so nothwendiger, da in jeder Classe des in Gesellschaft lebenden Menschen bedeutende Hindernisse der gesetzmäßigen Verehelichung im Wege stehen. Der Verf. schildert diese Hindernisse ausführlich. Bey wohlbegüterten, durch Würde, Ansehen und häusliche Vollständigkeit gesicherten Ständen, ist allerdings die Ehelosigkeit größtentheils willkührliche Wahl; allein die willkührlichen Hagestolze sind als die größte Quelle der Nachtheile der Bevölkerung durch uneheliche Zeugung anzusehen. Wenn daher irgend wo eine Luxussteuer billig ist, so wäre sie hier anzurathen; nur müßte sie in jene Kasse fließen, von welcher dem Elende unehelicher Mütter und Kinder vorgebeugt werden soll. Unter die wichtigsten Mittel, die uneheliche Ehelosigkeit zu vermindern, gehört eine passende Erziehungsweise; allein Rec. zweifelt, ob hiedurch allein der Zweck erreicht werde. Über die gezwungene Ehelosigkeit oder den Cölibat des geistlichen und des Soldatenstandes ist der Vf. viel zu kurz, und keinesweges durchgreifend. In Beziehung auf den Soldaten-Stand, hat *Beinl von Bienenburg* in seiner vortrefflichen militärischen Staatsarzneykunde, obgleich nur mit Rücksicht auf die österreichische Armee, doch allgemein zu beherzigende Vorschläge gemacht. Über die Beförderung der Ehen unter dem gemeinen Volke ist der Vf. zwar ziemlich weitläufig, doch viel zu allgemein, und beschränkt sich bloß auf die in Baiern zu diesem Zwecke gemachten Vorschritte, welche er als Muster betrachtet. — Die zweyte Hälfte dieser Schrift hat die polizeymäßige Cultur der gesetzlichen Ehe zum Gegenstande. Der Vf. handelt hier zuerst von den Hindernissen der ehelichen Befriedigung. Diejenigen, welche als legal gesehen werden, berührt er nur kurz, dagegen ist er ausführlicher bey denen, welche noch nicht allgemein der nöthigen Aufmerksamkeit gewürdigt werden, nämlich die Epilepsie, die Auszehrung oder Dörrsucht, (warum ist hier nicht auch die Rede von der eitrigen Schwindsucht?) die Lustseuche, unheilbare Hautausschläge, Drüsenverhärtungen, Krebs, Verkrüppelung des Körpers, besonders beym weiblichen Geschlechte, dauernder, oft ursprünglicher Mangel der monatlichen Reinigung, weißer Fluß, Skirrhöse Brüste, Vorfälle der Mutterscheide, Unenthaltsamkeit des Urins, hysterische Anlagen, Saamenflüsse, voreilige, schwächliche Entladungen im Zeu-

FFF

gungsgeschäfte, fistulöse Geschwüre, eingewurzelte Gichtschmerzen u. dgl.; wirklicher, offenkundiger Wahnsinn, Ungleichheit des Alters, Blödsinn, Leistenbrüche. In manchen dieser Punkte mag der Vf. zu streng entscheiden, obwohl er meistens den Aussprüchen anderer Ärzte folgt. Vor allem sind seine Wünsche in Betreff der Fürsorge für den Landmann und die ärmere Classe, wegen der unter denselben häufigen Leistenbrüche, sehr zu beherzigen, und der Vorschlag, daß die Landchirurgen in Verfertigung der Bandagen unterrichtet werden sollten, da der Landmann von den theueren Fabrikaten der Bandagenhändler selten Gebrauch machen könne, verdient allerdings in Ausführung gebracht zu werden.

Bisher betrachtete der Vf. theils die Hindernisse, welche die Befassung mit der gesetzlichen Ehe erschweren, theils jene, welche dem wahren Zwecke entgegenstehen, und die fortdauernde Zufriedenheit derselben stören; nun wendet er sich zur Darstellung der Obliegenheiten der Bevölkerungspolizey nach der geschlossenen Ehe, um den Schwängern und ihren Leibesfrüchten die nöthige Sicherheit zu gewähren. Unter den hier behandelten Gegenständen verdienen die Bemerkungen über die Behandlung anehelicher Schwängern, vorzüglich von Seiten der Gerichtsstellen, eine besondere Aufmerksamkeit. Um die längst anerkannte Nothwendigkeit der Geburtshülfe oder eigentlich der Hebammen zu demonstrieren, hätte der Vf. viel kürzer seyn können. Die Bemerkungen über die Hindernisse der willigen Aufnahme der Geburtshülfe und der Landhebammen scheinen größtentheils auf localen Fehlern, die dem Vaterlande des Vfs. eigen sind, zu beruhen. So z. B. wird man in wenigen cultivirten Ländern noch hören, daß die Hebamme 6—8 Stunden weit herbeygeholt werden müsse. Ein solcher Mangel an Hebammen verräth Nachlässigkeit oder beschränkte Einsicht der dirigirenden Behörden. Die Bemerkung, daß die Maxime mancher Hebammenschulen zweckwidrig sey, den Hebammen nur die bey einem natürlichen Vorgange der Geburt nöthigen Handgriffe wissen zu lassen, und sie übrigens bey widernatürlichen Lagen und Vorfällen unbedingt an die männlichen Geburtshelfer zu verweisen, — diese Bemerkung könnte leicht großen Nachtheil nach sich ziehen, und wenige Ärzte werden mit dem Vf. übereinstimmen, wenn er eine solche Ausdehnung des Hebammenunterrichts verlangt, daß sie auch in harten und schweren Fällen sich als Geburtshelferinnen zeigen können. Die Forderung eigener Pflanzschulen der Landhebammen ist sehr billig, so wie der Wunsch, daß gebildete Personen sich diesem Stande widmen möchten. Dabey würde Rec. nie seine Stimme zu dem Vorschlage geben, junge Mädchen in der Entbindungskunst zu unterrichten, indem hierdurch die gute Sache sehr viel verlöre. Die Jugend macht hier keine Vorzüge, denn es können auch junge wackere Weiber zur Lehre gewählt werden; wenn aber selbst der Staat den Schwängern alle Achtung widerfahren laßt, wenn die Weiber,

sowohl die gebildeten wie die rohen, von ihren Zufällen nie in Gesellschaft lediger Personen sprechen, wie soll man ihnen zumuthen, die weibliche Schamhaftigkeit so bey Seite zu setzen, und bey einer ledigen Person Hülfe zu suchen? Nichts scheint mehr geeignet, die Delicatesse des Weibes zu beleidigen, und den Stand der Hebammen verächtlich zu machen, da man immer ein Vorurtheil gegen ledige Geburtshelferinnen hegen wird, und das oft mit allem Rechte, da solche Personen in der Regel doch von verdächtiger Moralität sind. Die übrigen Vorschläge zur Verbesserung des Hebammenwesens und über die Wartung der Gebährenden und Kinder verdienen allen Beyfall. Am Schlusse dieser Anzeige können wir die Provinzialismen, welche in dieser Schrift vorkommen, und die häufigen Sprachfehler nicht unberührt lassen, so sehr wir überzeugt sind, daß der wesentliche Inhalt dieser Schrift praktisch brauchbar und verdienstlich sey. nt.

PARIS: *Nouvelles recherches sur la retention d'urine, par rétrécissement organique de l'urètre*, An IX. et 2de édition revue et augmentée par J. Nauche, médecin, présid. de la Société galvanique, membre de plusieurs sociétés littéraires. An XI. 8.

Hr. Nauche, durch mehrere Schriften, besonders durch die Übersetzung der Fieberlehre von Selle, durch eine Abhandlung über die Wirkungsart der resinösen Substanzen in der thierischen Ökonomie, und durch die Herausgabe des *Journal du galvanisme, de la vaccine etc.* vorthellhaft bekannt, liefert hier eine Monographie der Harnverhaltung aus organischen Krankheiten der Harnröhre, welche sich durch Vollständigkeit und Präcision der Darstellung, durch einen Reichthum an wichtigen Beobachtungen, und durch mehrere neue Ansichten und technische Vorschläge empfiehlt. Der Vf. nimmt 4 Gattungen von Verengerungen der Harnröhre an: die entzündliche, die krampfhaft, die organische, und die symptomatische. Der Vf. wählt hier nur die dritte Gattung zum Gegenstand einer eigenen Monographie. Er behauptet, und erweist gegen die Behauptungen der neuesten und angesehensten Schriftsteller, daß diese Verengerungen der Harnröhre schon den älteren Ärzten bekannt waren, und nicht erst bey der allgemeineren Verbreitung der syphilitischen Krankheiten entstanden. Hr. N. beschreibt die drey gewöhnlich angenommenen Grade der Harnverhaltung, Dysurie, Strangurie, und Ischurie; und giebt nur sehr kurz die unterscheidenden, diagnostischen Merkmale der organischen Verengerungen der Harnröhren, von der inflammatorischen, spasmodischen und symptomatischen an. In den ätiologischen Untersuchungen sagt er: „man findet diese Harnverhaltung gemeinlich bey Männern von 35—40 Jahren, (in Deutschland öfterer in einem späteren Alter) nur in heißen Klimaten (?) und großen Städten, bey Menschen von reizbarer Constitution, bey welchen das Gefäßsystem prädominirt; bey Wollküstlingen, wel-

ehe ihre Genüsse in der Liebe vervielfältigten, und sich solche zu erkünsteln suchten.“ Der Vf. stellt überhaupt die Behauptung auf, daß organische Verengerungen der Harnröhre in sehr vielen Fällen ohne vorausgegangenen Tripper entstehen, daß der Tripper selbst, wenn der Kranke vorher solchen überstanden hat, nur ein entfernteres, ursächliches Moment der Krankheit setze, und daß diese am häufigsten von lange fortgesetzter Masturbation, von Übermaß im Beyschlaf, und im Genuße geistiger Getränke, und überhaupt aus allen jenen Schädlichkeiten entstehen, welche lange Erectionen unterhalten, und den Tonus im schwammigen Gewebe der cavernösen Körper schwächen. In dem Hotel de Dieu kommt unter 6—8 Structuren der Harnröhre immer wenigstens ein Fall vor, wo der Kranke nie vorher am Tripper litt. Hr. Nache führt eine große Reihe von Krankengeschichten zur Bestätigung dieser Behauptung an. Die organischen Verengerungen der Harnröhre bestehen nach dem Vf. 1) in den sogenannten Carunkeln, Fleischauswüchsen, welche zwar seltener, als man gewöhnlich glaubt, in der Praxis vorkommen; die aber doch nicht ganz abgeleugnet werden können; 2) in Vernarbungen und Verschwärungen, deren, obgleich seltene Gegenwart ebenfalls durch einige glaubwürdige Beobachtungen bestätigt wird; 3) in Verhärtung, welche aber nicht, wie man gewöhnlich glaubt, Jahre lang nach vollkommen geheilten Trippern entstehen kann, sondern meistens sehr bald nach heftigen Entzündungen der Harnröhre, besonders nach dem unvorsichtigen Gebrauche der Bougieen, und adstringirenden Einspritzungen sich äußert; 4) und wenigstens in  $\frac{2}{3}$  von Fällen in den varicösen Ausdehnungen, und der Anschwellung des schwammigen Gewebes der Harnröhre. Diese Varicosität des gefäßreichen Parenchyms des schwammigen Körpers der Harnröhre, findet man fast beständig in den Leichenalter Leute und junger Debaucheurs, so wie dagegen die Gefäße dieses Systems bey enthaltenen Menschen immer sehr kleine Durchmesser haben. Sowohl der Vf. als andere Schriftsteller haben zuweilen enorme Varices in diesem Canale gefunden. Eine ähnliche Varicosität desselben wird durch einen rauen und eckigen Stein, der lange in der Blase liegt, hervor gebracht.

Unter den einzelnen Momenten der Prognose erklärt sich Hr. N. besonders deutlich über die Gefahren der Recidive, auch bey der besten und glücklichsten Heilung. Er sagt: „alle Canäle, welche bestimmt sind, einer ausgefonderten Flüssigkeit Durchgang zu verstaten, können, wenn sie einmal einen beträchtlichen Grad von krankhafter Veränderung in ihrer Structur erlitten haben, nie mehr gänzlich auf ihren primitiven Zustand zurückgebracht werden.“ Daher die häufigen Rückfälle nach geheilten (?) Thranenflüssen und Harnbeschwerden.

Der Vf. stellt zwey therapeutische Indicationen auf: Entleerung des angesammelten Harnes, und — Hebung des organischen Hindernisses. Zu dem er-

sten Zwecke wird hier besonders das *Catheterisiren* empfohlen. Man hat in den französischen Schulen der Chirurgie die beynahe ganz geraden Sonden von *Deffault* wieder verlassen. Nur nach wiederholten, mit Geschicklichkeit und Schöpfung angestellten Versuchen, den Catheter einzuführen, darf man zur Punction der Blase schreiten.

Unter den drey bekannten Methoden, diese Operation zu verrichten, wird der *Cosmischen* Punction über den Schaambeinen der Vorzug gegeben. Der Vf. empfiehlt die *Pelletan'sche* Verbesserung. Diese besteht darin, daß man durch die Troikardröhre, wenn das Stilet herausgezogen ist, eine Sonde von *Gummi elastique* einbringt, über dieser die Troikardröhre herauszieht, und die elastische Sonde bis zur erfolgten Heilung in der Blase liegen läßt. Mit Recht erklärt sich der Vf. gegen die Operation der Boutonniers. — Die zweyte Indication wird durch die methodische Anwendung der Bougieen und elastischen Sonden erreicht. Der Verf. giebt den letzten vor den ersten den Vorzug.

Hr. N. liefert einen reichen Nachtrag von Bemerkungen über die Folge-Krankheiten der Stricturen. Dahin rechnet er die Erweiterung des hinter der verengerten Stelle gelegenen Theiles der Harnröhre von der Stagnation des Urines; die Verdickung des Gewebes, und die Vermehrung der Muskelkraft der Blase, die Erweiterung der Urethieren und des Nierenbeckens, das Unvermögen, das Blutharnen, die falschen Wege, welche durch ungeschicktes Sondiren hervorgebracht werden. (Der Vf. verwirft mit Recht jedes operative Verfahren zur Heilung derselben, und behauptet, daß die Integrität des Canales sich in den meisten Fällen wieder von selbst herstelle.) Harn-Depots und Harnsteinen.

Wthl.

ERKORT, b. Keyser: *Die neuesten und nützlichsten praktischen Wahrheiten und Erfahrungen für Ärzte und Wundärzte von Dr. Adolph Friedrich Löffler*, russisch-kaiserl. Hofrath u. s. w. 2ter Band. 1805. 924 S. 8. (2 Thle. 12 Gr.)

Auch unter dem Titel: *Handbuch der wissenschaftlichsten und zur Beförderung einer glücklichen medicinischen Praxis vorzüglich geeigneten neuesten Bemerkungen und Entdeckungen*. Herausgegeben von Dr. A. F. Löffler, u. s. w.

Ein Aggregat von Bemerkungen, die aus einer großen Menge Schriften, vorzüglich Zeitschriften, oft wörtlich zusammengetragen sind. Der Werth einer solchen Sammlung läßt sich aus zwey Gesichtspuncten bestimmen. Für den denkenden Arzt, der durch Geschäfte oder Localverhältnisse gehindert wird, aus zweckreuten Werken das für seinen Zweck Brauchbare auszuwählen, sind dergleichen Sammlungen wünschenswerth und nützlich; da sie ein Depot von markwürdigen Erfahrungen liefern, deren Resultate sehr ergiebig seyn können. Auf der andern Seite aber wird durch solche Sammlungen der Charlatanerie und der Empirie bey dem großen

Troß unserer Ärzte und Wundärzte Vorschub geleistet, und dadurch oft großer Schade gestiftet. Eigenes des Herausgebers findet man sehr wenig. Nicht einmal an eine nothwendige Ordnung der Materien hat er sich gehalten, sondern alles steht bunt, wie ein Quodlibet, durch einander. Die Abhandlungen von innerlichen und äußerlichen Krankheiten wechseln mit der Zubereitung und Anpreisung von Heilmitteln ab; nach der Heilkraft des thierischen Magnetismus wird der Spinnen und ihres Gewebes als eines bewährten Mittels gegen Wechselfieber gedacht; der Abhandlung über eine Gebärmutterstütze folgt eine andere über Mercurialseife. So sind auch Abhandlungen über gewisse Krankheiten mehreremal getrennt, und die Übersicht ohne Zweck noch mehr erschwert worden. Z. B. S. 369, vom Kindbetterinfieber; S. 429 ebenfalls; vom Mißbrauch des Opiums S. 460 u. S. 612 Abb. über das Opium; Mittel gegen den Kropf S. 680 u. S. 702 ebenfalls u. f. w. Überhaupt aber sind der Abhandlungen an der Zahl 130. Rec. hebt aus dieser Menge das Bemerkenswerthe aus. Die Anwendung des Arseniks von *le Fèvre* (S. 73) innerlich und äußerlich gegen den offenen Krebs verdient viel Einschränkung, und desselben Angabe, mehr denn 200 (?) Menschen von diesem Uebel befreiet zu haben, bedarf in pathologischer Rücksicht mancher Berichtigung. Merkwürdig ist die S. 142 erzählte glückliche Anwendung des Galvanismus bey schon ausgebrochener Wasserscheu aus dem *Journal de Médecine, de Chirurgie et de Pharmacie, ou Annales de la Société médico-pratique de Montpellier. An IX, No. III.* Sollte nicht hier eine der gewöhnlichen Täuschungen zum Grunde liegen? Die S. 154 befindliche Aufführung mehrerer Arzneykörper, die durch Einreibungen, mit thierischen Säften vermischt, in den Körper gebracht werden (*Anatripsologia*), verdient, in therapeutischer Hinsicht, die Beherzigung jedes denkenden Arztes, da der Nutzen dieser Anwendung auf die Organisation ausgebreitet ist, und die seitberige Vernachlässigung nicht verdient. Die S. 179 angeführte verbesserte Art, den Hebel in der Geburtshülfe anzuwenden, ist sehr gut bey leichten Fällen; allein sehr oft möchte es unmöglich seyn, den hier nothwendigen Grad von Kraft hervorzubringen. Von S. 201 bis 285 wird in kurzen Aphorismen das Vorzüglichste über die Schutzblattern angeführt, und die Erfahrungen und Resultate mehrerer Impfarzte mitgetheilt; als

historische Übersicht ein interessanter Beytrag. S. 454 empfiehlt der Herausgeber allen Schwangeren, das Maß über die größte Ausdehnung des schwangeren Leibes zu nehmen, und zwar zuerst im Anfange der 2ten Hälfte und dann im letzten Monate der Schwangerschaft. Auf dieses Maß soll man den Namen der gemessenen Person, wahrscheinliche Zeit der Schwangerschaft und den Ausgang der Geburt schreiben; und dadurch versichert der Vf. für die folgenden Schwangerschaften einen Maßstab erhalten zu haben, aus welchem er jedesmal sehen konnte, ob sich die jetzige Schwangerschaft wie die vorige verhalten würde u. f. w. Auch eine Queerlage und eine Zwillingsgeburt will er hierdurch erkannt haben. Der geübte Geburtshelfer hat bestimmte, nicht leicht trügliche Zeichen, um Queerlagen und Zwillingsgeburten vorher zu sagen, da hingegen das Maßnehmen allein nichts Bestimmtes leistet. Überhaupt giebt es in dem äußeren Habitus der Schwangeren eine große Menge von Verhältnissen, die übereinstimmend sind, ohne daß die Geburtslage immer dieselbe ist. Der Vorschlag S. 486, die Zange der Stelle der Einkeilung in allen möglichen Fällen so nahe als möglich anzulegen u. f. w., findet Rec. sehr zweckmäßig, außer da, wo gewisse Theile des Gesicht's Berührungspuncte darbieten; die mit der Zange durchaus vermieden werden müssen. S. 603 erwähnt der Herausg. seine, schon in *Hufelands Journal XVI, 4. S. 45* beschriebene und abgebildete Gebärmutterstütze, welche aus einer, nach der Axe des Beckens gebogenen Hohlröhre von Horn besteht, an deren oberes Ende ein runder Nufs großer Schwamm befestigt ist, u. f. w. Dieses Instrument bringt er dann, wenn der Uterus sich nach der Geburt in einem schlaffen atonischen Zustande befindet, sich nicht gehörig zusammenzieht, sondern unthätig und kraftlos wieder herabsinkt, durch den Muttermund bis zum Gewölbe des Uterus. Allein Rec. glaubt, daß durch eine zweckmäßige Manipulation, und nachherige zweckmäßige Lage der Patientin das Instrument entbehrt werden könne. S. 683 schlägt der Herausg. die Inoculation der Pocken an den Füßen vor. Die Nachteile, welche die Inoculation an den oberen Extremitäten erzeugen, werden aufgezählt, treffen aber mehr die Inoculation der Menschenblattern, und sind bey der Schutzblatternimpfung gar nicht zu befürchten; da hingegen die Impfung an den Armen viele Vortheile darbietet. Angehängt ist ein Register über beide Theile. — d —

### KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. 1) Königsberg, b. Nicolovius: *Pharmacopoea castrensis borussica*. Editio altera. 1807. 72 S. 12. (9 Gr.)

2) Paris, b. Méquignon d. ä.: *Formulaire pharmaceutique à l'usage des hôpitaux militaires*. An XIII. 111 S. gr. 8.

Der Schrift No 1 gebührt ohne Zweifel die erste Stelle unter den ihr ähnlichen; sie verdient bey allen Armeen eingeführt zu werden. Die höchste Einfachheit, verbunden mit der überdachten Auswahl der kräftigsten Mittel, zeichnen diese Schrift besonders aus. Nachdem zuerst auf einer Seite eine bequeme Übersicht der Gewichte und Maße gegeben worden, folgt in alphabetischer Ordnung der *Selectus medicamentum simplicium et compositorum*. Bey jedem Mittel ist auf der Seite zugleich die Dosis bemerkt worden nach drey verschiedenen Graden. Der zweyte Theil enthält die *Formulas medi-*

*cas*, an der Zahl 90, und gewiß hinreichend, alle Bedürfnisse eines Militärhospitals zu befriedigen.

No. 2 ist ein sprechender Beweis der tiefen Stufe der Cultur, auf welcher noch gegenwärtig die Arzneykunde in Frankreich steht. Die meisten der hieraufgenommenen Mittel sind kraftlos und von deutschen Ärzten der Vergessenheit längst übergeben, und viele der hier aufgestellten Arzneiformeln höchst unbequem. Ein Paar Proben werden dieses hinreichend beweisen. S. 3. *Espectes apéritives. Prenez racines séchées, d'ache, de fenouil, de persil, de fraiser, d'asperge, de chaque parties égales etc.* Wie kräftig muß nicht die *Tisane commune* seyn, die aus 4 Pfund Gerste, 4 Unzen Süßholzwurzel und 64 Pfund Wasser bereitet werden soll!! Die *Pisales mercurielles* werden aus metallischem Quecksilber, Weinstein, Skammonium und Jalappe bereitet! C E.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 30 M Ä R Z, 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Breitkopf u. Härtel: *Zwey Epochen der modernen Poesie in Dante, Petrarca, Boccaccio, Goethe, Schiller und Wieland*, dargestellt von *Adolf Wagner*. 1806. III S. gr. 8. (16 Gr.)

Der Vf. dieser Schrift scheint Rec. zu der Classe der jungen Männer zu gehören, an welchen unser Zeitalter so reich ist, die, nicht ohne Kenntniffe und Talent, von fremden Ideen angesprochen, bewegt, begeistert wurden, und, ungeachtet sie ihnen eigenthümliche Modificationen geben, nicht im Stande sind, sich diese Ideen anzueignen, und in das Ganze ihres Wesens aufzunehmen, d. h. sie scharf zu denken und klar zu verstehen; die, immer fremdem Einflüsse hingegeben, nach einer gewissen Alterthümlichkeit streben, um ihrer Rede ein ernsthaft-wichtiges Ansehen zu geben, weil sie selbst an die Wichtigkeit derselben um so mehr glauben, je weniger sie völlig darum wissen; die an den Perioden drehen und drehfeln, sie verschieben und verwirren, sie mit grossen, vielsinnigen Worten verziern, und mit dunklen Ausdrücken so lange verbrämen, bis sie sich selbst über den Gehalt zu täuschen im Stande sind. Hr. *Wagner* hat gewisse Kenntniss und Geist: das beweiset diese Schrift; aber er hat nicht verstanden, dadurch seine Schrift interessant zu machen. Sie ist in einem so seltsamen Styl, ohne Kraft und Gediegenheit, ungrammatisch und unorthographisch, und überhaupt so verworren geschrieben, daß es Rec. bey wiederholter Lectüre, die ihm in der That Mühe gekostet hat, doch nicht möglich gewesen ist, heraus zu bringen, was Hr. *W.* eigentlich will? ob er glaubt, daß es in der ganzen modernen Poesie, im Gegensatz der antiken, nur die zwey Epochen gebe, welche durch die drey genannten Italiäner und die drey Deutschen gebildet sind, und daß alles übrige an sie angereiht werden könne? oder ob er aus der ganzen Geschichte der modernen Poesie nur diese beiden Epochen willkürlich herauswählte, etwa darum, weil sie sich ähnlich sind, indem die Deutschen mehr ideal darstellen, was die Italiäner mehr real dargestellt hatten, und indem *Schiller* und *Wieland* sich so zu *Goethe* verhalten, als *Petrarca* und *Boccaccio* zu *Dante*? Jenes Erste kann Hr. *W.* wohl sehr werthlich wollen, da er ja selbst den *Shakespeare* über alle zu setzen scheint, weil sich in ihm das italienische Reale und das deutsche Ideale

J. A. L. Z. 1808. Erster Band.

wieder concentrirte und durchdringe. Daß dieses Zweyte aber eine höchst willkürliche Annahme seyn würde, davon werden wohl die meisten Leser mit dem Rec. überzeugt seyn. Vielleicht will Hr. *W.* keins von beiden, sondern noch ein Drittes; und es ist leicht möglich, daß er den Rec. beneidet, weil er ihn nicht verstanden habe. Damit die Leser in diesem Falle zu entscheiden vermögen, wessen die Schuld sey: hält Rec. für das Klügste, zu referiren, was Hr. *W.* giebt, und, so viel als möglich, mit den eigenen Worten desselben, damit zugleich Styl und Sprache bekannt werden.

„Von jeher, so beginnt Hr. *W.*, eilten Kunst und Wissenschaft dem Zeitalter, aus welchem sie hervorgingen, zuvor, schon hierin ihre Elemente offenbarend — (hierin ihre Elemente offenbarend?) — und stellten in ihren lebendigen Ideen eine Norm auf, nach welcher die tiefer stehende Zeit aufstreben mußte. So *anticipiren* sie gewissermaßen die goldene Zeit der Nation, zu welcher diese, nach dem unwandelbaren Kreislaufe der Natur, *zurückkehren* muß, wovon — (von welcher goldenen Zeit?) — schon eben Dichter und Weise der Vorzeit begeistert sangen. Auch wurden eben darum — (warum denn nun eigentlich?) — ihre Werke — (die Werke der Dichter und Weisen der Vorzeit, oder der Kunst und Wissenschaft?) — als classisch anerkannt, gleich als ob an ihnen die Abweichung von dem Ewigen, welches ihren Darstellungen zum Grunde lag, am sichtbarsten gemessen, und der Geist durch das Anschauen gekräftigt würde, zu einem höheren Fluge, der Ruhe fände vorden Stürmen der umgebenden Welt.“ Neben diesen großen Geistern (also neben den Dichtern und Weisen der Vorzeit, denn sonst sind ja noch gar keine genannt) hätten von jeher minder große gestanden, in welchen die Lebendigkeit der Anschauung in der Fülle des Angeschauten unterging, mindestens ermattete, oder vorherrschend — (welches ist nun das Subject?) — die Gestalt hemmte, und deren Werke mehr eine stets gehemmte Unruhe, als die ruhig waltende Besonnenheit eines ordnenden Kunstgeistes verrathen. Diesen Geistern werden auch diejenigen verglichen, die den Gegensatz der antiken und der modernen Kunst festhalten, und nicht den heiligen Abgrund sehen, in welchen beide versinken, um im Geiste des Menschen blühend wieder zu erstehen.“ — Von dem Gebiete der Kunst werden aber die ganz ausgeschlossen, „welche es nie vermochten, eine eigenthümliche Ansicht der Welt frey ordnend zu beleben, und bis in ihr

Gggg

luminirten Vorstellungen, und kurzen, aber zuverlässigen Beschreibungen. — Die Vorstellungen in Queer-Octav, mit untergesetzter Beschreibung, füllen jedesmal eine Seite vom Quartblatte. In jedem Hefte finden sich drey solcher Blätter, die aber keine Seitenzahlen haben. Vier Hefte machen eine Lieferung aus, die auf Velinpapier und illuminirten Kupfern 24 Franken kostet. Mehrere Thaten der französischen Armee in Aegypten kommen hier vor. Madame *Verdier*, die Gemahlin des Generals dieses Namens, ist im zweyten Hefte sehr gut, nur etwas zu

stark männlich vorgestellt, wie sie, in einer Wüste Syriens, einem maroden kranken Soldaten am Schweife ihres Pferdes forthilft. Handlungen gemeiner Soldaten und Bürger stehen in Menge unter jenen der Generale und Großen, wie z. B. die des Grenadiers Aubert im J. 1800 bey Grissen; die des Pierre Bazile zu Neuil. Wichtige Scenen aus der französischen Geschichte vor der Revolution, kommen auch hier und da vor: ein Beyspiel davon ist die des *Maréchal Segur* im sechsten Hefte.

Sbst.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

**VERMISCHTE SCHRIFTEN.** Berlin, b. Hinburg: *Theoretisch - systematische Vorlesungen über die Bearbeitung des Soldatenpferdes nach organographischen und physischen Grundsätzen und über die Zäumung desselben.* Gehalten und herausgegeben von L. Klatte, kön. pr. Stallmeister des hochlöbl. Hulsaren - Regiments Schimmelpfennig von der Oye. 1804. xoi S. gr. 8. (10 Gr.) Der Vf., der sich schon in einer früheren Schrift über die Zäumung und durch sein Journal für die Reikunst als wissenschaftlicher Reiter gezeigt hat, liefert hier ein sehr interessantes und belehrendes Werk über die Bearbeitung des Soldatenpferdes. Es zerfällt in folgende Abtheilungen: 1) Über den Zweck, die Mittel und die Folgen der Bearbeitung des Pferdes. 2) Über den zweckmäßigen Sitz des Reiters bey der Bearbeitung, als Berichtigung der Streitfrage: Wie muß der Sitz des guten Reiters beschaffen seyn? 3) Über die richtige Anwendung der Mittel, die uns von der Kunst gegeben sind, uns das Thier unterthan zu machen (die Zäumung). 4) Über die Anwendung der Kunst auf den thierischen Körper des Pferdes zur Verbesserung der physischen Fehler desselben (die eigentliche Bearbeitung). 5) Über die Abrichtung selbst oder den Unterricht, das Thier künstliche Gänge zu lehren (die Abrichtung). 6) Über die Zäumung des Soldatenpferdes, als letztes Hülfsmittel, dasselbe nach allen unseren Absichten zu leiten, und die von der Natur in den Weg gelegten Hindernisse durch Beyhülfe des Mechanismus zu überwinden. L. T. L.

1) *Ronneburg*, b. Schumann: *Der Mildheimische Briefsteller, oder gemeinschaftliche und vollständige Anleitung für Bürger und Bauersleute zum Briefschreiben und zur Abfassung aller Arten schriftlicher Aufsätze. Ein Anhang zu dem Bacherschen Noth- und Hülf-Büchlein.* 1805. 326 S. 8. (12 Gr.)

2) *Stadtamhof*, b. Daisenberger: *Neuester Briefsteller zum allgemeinen Gebrauche oder Anweisung zum Briefschreiben für alle Fälle des menschlichen Lebens, sammt einem deutsch - lateinisch - und französischen Titularbuche.* Von J. F. Arnswald. 1804. XX u. 358 S. 8. (16 Gr.)

Es ist gar keine leichte Aufgabe, für den gemeinen Mann ein briefstellerisches Noth- und Hülf-Büchlein zu schreiben; aus dem er sich, bey vorkommenden Fällen, Rathsholen, oder, ohne weitere mündliche Beyhülfe, selbst einen Brief schreiben lernen soll. Besonders aber ist das Letztere sehr schwer: denn es fehlt in der Regel dieser Classe von Menschen zu viel, um einen zusammenhängenden schriftlichen Vortrag gehörig zu verstehen und zu benutzen. Wo man aber so viel Bildung voraus setzen darf, da wird das anzuzeigende Buch nicht ohne Nutzen seyn. In der Einleitung S. 1 — 89 wird das Nothwendigste über die Abfassung von Briefen im Allgemeinen vorgetragen. Ihr Inhalt, dünkt Rec., hätte noch mehr beschränkt werden können. So konnte z. B. Manches, was von der äußeren Einrichtung der Briefe zwar gesagt, aber nicht hinlänglich deutlich gemacht werden kann, nur angedeutet, und was über das Gefällige im Briefschreiben vorgebracht worden ist, vielleicht ganz wegleiben

solten, weil es doch nicht ohne eine gewisse, seine Beurtheilung schicklich angewendet werden kann. Lobenswerth ist indeß das überall durchscheinende Bestreben, den gemeinen Manne verständlich zu seyn. In die Lehre von den Unterscheidungszeichen wäre wohl dadurch, daß man das Colon und Semicolon, deren richtiger Gebrauch zuweilen auf zu feinen Unterscheidungen beruht, die von Leuten dieser Bildung nicht zu erwarten sind, nicht beachtet hätte, mehr Deutlichkeit zu bringen gewesen. Von S. 90 an kommen Briefmuster. Sie sind im Ganzen genommen gut gerathen, und den Bedürfnissen entsprechend. Den Schluss machen kleine Aufsätze, welche auch noch ausser den Briefen im gemeinen Leben vorkommen, wodurch die Brauchbarkeit des Buches noch mehr erhöht wird.

No. 2 enthält einige Regeln über die gute Einrichtung eines Briefes, dann die verschiedenen Arten von Briefen selbst, und endlich eine Sammlung von Titulaturen. Die Briefe sind ziemlich fließend und correct. Wenn man aber darin neben den Schreiben von Schuhmachern und anderen Handwerkern auch Briefe eines Generals, eines Studenten, Professors und Predigers findet: so sollte man fast glauben, der Vf. habe eine Satyre auf die höheren und gebildeteren Stände schreiben wollen.

D. u. rz.

Berlin, b. Franke: *Der junge Handwerker und Künstler in allen seinen Verhältnissen. Ein Buch, welches lehrt, wie junge Leute es anfangen müssen, um in der Welt ihr Glück zu befördern. Nebst einigen nützlichen Bemerkungen und Nachrichten zum allgemeinen Gebrauch.* Von dem Verfasser des Unterrichts für Dienende u. s. w. 1804. 189 S. 8. (8 Gr.) Diese Schrift entspricht im Ganzen genommen, ihrer menschenfreundlichen Abicht. Die Classe des Volks, auf die sie berechnet ist, wird darin manche gute Belehrungen, Vorschläge und Rätze finden, die, wenn sie angewendet werden, auf ihr künftiges Glück nicht ohne wohlthätigen Einfluß seyn können. Dafs jene weder neu noch tief geschöpft sind, wird man dem Vf. billigermaßen nicht zur Last legen. Aber über Eines könnte man ihn in Anspruch nehmen. Auch er hat sich, wie viele von den jetzt so zahlreichen Volkschriftstellern, bey vorzüglicher Richtung seiner Bestrebungen auf materiellen Nutzen, einen zu oberflächlichen und bequemen Begriff von Popularität gebildet. Auch er setzt die besonderen Stände des Volkes gar zu roh und ungebildet voraus, was bey dem Fortgange unserer Schulverbesserungsanstalten doch kaum der Fall seyn sollte. Daraus entsteht denn theils in Rücksicht des Vortrags häufig eine gewisse Platitude und Gemeinheit, und von Seiten der Behandlung der Materien eine breite Ausführlichkeit und Seichtigkeit, die bey den Verständigeren ohnehin ihres Zwecks verfehlen, und durch diese auch bey den Ungebildeteren, da sie am wenigsten so geradezu ihre Rohheit und Unwissenheit sich wollen vorwerfen lassen, in schlimmen Ruf gerathen. Von diesen Fehlern ist die gegenwärtige Schrift nicht ganz frey, obgleich, wie Rec. gerne gesteht, weniger als andere damit überladen.

K. P.



# Monatsregister

V O M

M ä r z 1 8 0 8.

## I. Verzeichniß der im Monat März in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

### A.

- Agricola* Bermanthus, eine Einleitung in die metallurgischen Schriften desselben, übersetzt von F. A. Schmid 71. 572.  
— — mineralogische Schriften, übersetzt von E. Lehmann. 1 Th. 72. 572.  
*Arztwald* neuester Briefsteller zum allgemeinen Gebrauche 76. 607.

### B.

- Bauer* Franklin und Washington 73. 582.  
— — unterhaltende Anekdoten aus dem 18. Jahrh. 6tes Bändchen 73. 582.  
*Bericht* über das Gefecht bey Saalfeld am 10 Oct. 1806. Mit einer vollständigen Situationscharte 64. 511.  
*Blicke* auf zukünftige Begebenheiten, aber keine Prophezeiungen 58. 457.  
*von Bögelkamp* Beyträge zur Geschichte Westphalens, zugleich ein Versuch der Provinzialgeschichte der Grafschaft Bentheim 61. 483.  
*Bouterwek* neue Vest. I. — VIII Band 57. 449.  
*Bras* gesammelte Actenstücke über die Verbesserung der Juden in Frankreich. 8tes Heft 74. 591.  
*Breitenbach* die Flachsökonomie 74. 592.  
*Briefsteller*, der mildeheimische, oder gemeinfassliche und vollständige Anleitung für Bürger und Bauersleute zum Briefschreiben 76. 607.  
*Bröder* kleine lateinische Grammatik. 5te Aufl. 71. 561.  
— — kleine lateinische Grammatik. Neueste Aufl. (Nachdruck.) 71. 561.  
— — Lectiones latinae. Ed. VI. 71. 561.  
— — prakt. Grammatik der lateinischen Sprache. 6te Aufl. 71. 561.

### C.

- Canceris* vollständige Abhandlung von dem Theerbrennen in einem neuen, mehr vollkommenen, Theerofen 62. 496.  
*Christ* die Krankheiten, Uebel und Feinde der Obstbäume und ihre Abhilfe 74. 588.  
*Crome* f. Germanien.

### D.

- Dürer*, Albrecht, christlich-mythologische Handzeichnungen; in lithographischer Manier gearbeitet von N. Stricker 67. 549.

### E.

- Edgeworth* Rosamond. Atale for Instruction and Amusement of Youth. Translated by Hermann. III Parts. Rosamunde. Eine belehrende und unterhaltende Geschichte für Kinder. Herausgegeben von M. Fr. Hermann. 3 Theile 71. 568.  
Dasselbe Buch, französisch und deutsch 71. 568.  
*Eisenmann* Versuch psychologischer Charakteristiken des Menscheu. 1 B. 69. 650.  
*Engelmann* vollständige chemisch-praktische Bleichkunst. 2 Aufl. 60. 480.  
Entwurf einer Dorfschule. Von einem katholischen Schulmanne in Schwaben 57. 456.  
Erklärung verschiedener merkwürdiger Gegenstände aus der Landwirtschaft und Naturgeschichte. Ein Lesebuch für die Jugend 66. 489.

### Erzählungen des Interessantesten und Nützlichsten aus der Geschichte der Deutschen

62. 416.  
F.  
Färbuch, hamburgisches. 2te Aufl. 62. 496.  
Feldzug, der, von 1805, militärisch-politisch betrachtet von dem Vf. des neuen Kriegssystems 58. 457.  
*Fischer* Grundriss der gesammten reinen höheren Mathematik. 1. 2 Band 63. 502.  
*Fix* die sichersten und besten Mittel, den Zug des Rauchs durch die Schornsteine und Kamine zu befördern 69. 551.  
*Formulaire* pharmaceutique à l'usage des hopitaux militaires 75. 599.  
*Fuchs* Egidius Tschudi's von Glarus Leben und Schriften nach dessen eigenen Handschriften 75. 577.

### G.

- Galerie* de Caractères Prussiens 64. 509.  
*Galerie* preussischer Charaktere 64. 509.  
*Germanien*, eine Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik von Deutschland, von Crome und Jaup. 1 B. 1 H. 69. 545.  
*Glatz* Iduna, ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend. 2te Aufl. 1 B. 53. 423.  
— — Sittenlehre für jüngere Mädchen in Beyspielen. 2 Bände 53. 423.  
*Grundlinien* zur Reorganisation der Armes eines sich wieder consolidirenden Staates 64. 511.

### H.

- Hacker* Formulare und Materialien zu kleinen Amtsreden an Personen aus den gebildeten Ständen. 1 — 3 B. 66. 512.  
*Handwerker* und Künstler, der junge, in allen seinen Verhältnissen. Vom Vf. des Unterrichts für Dienende 76. 608.  
*Hauptursachen*, die wahrscheinlichsten, der Unglücksfälle bey den deutschen Waffen im J. 1806 64. 511.  
*Herberich* drey Reden über wichtige Gegenstände unserer Tage 56. 447.  
*Hermann*, Frater, von den Schicksalen der Mark Brandenburg und ihrer Regenten. Eine Prophezeiung des 13 Jahrh. 69. 547.  
*Hirsch* Sammlung geometrischer Aufgaben. 1. 2 Th. 67. 535.  
*Holthaus* Lebensbeschreibung D. Martin Luthers 71. 567.  
*Hoogerveen* doctrina particularem linguam Graecam. In epitomen redegit Chr. God. Schütz. 2 Ed. 70. 553.

### I.

Jaup f. Germanien.

### K.

- Kilian* die Diätetik der weiblichen Schönheit. Eine Toiletten-Lecture 64. 429.  
*Klatte* theoretisch-systematische Vorlesungen über die Bearbeitung des Soldatensperdes und über die Zäumung desselben 76. 607.  
*Knappe* kritische Annalen der Staatsarzneykunde für das 19te Jahrh. 1 B. 1 — 3 Th. 64. 423.  
*Krug* encyclopädisch-scientifische Literatur. I. IV. V. VI. VIII. IX Heft 75. 579.  
*Krummacher* Parabeln. 2tes B. 64. 510.

**Krummacher** Festbüchlein. Eine Schrift für das Volk. 2tes B. Der Sonntag 64, 510.

**L.**

- Langsdorf** Handbuch der gemeinen und höheren Mechanik fester und flüssiger Körper 65, 497.  
**Lieder** für die Festtage des ganzen Jahres. Zum Gebrauche der Landschullehrer, in Musik gesetzt von Ch. P. M. D. und Pf. zu Ovb. 65, 519.  
**Löffler** die neuesten und nützlichsten praktischen Wahrheiten und Erfahrungen für Aerzte und Wundärzte. 2. B. Auch unter dem Titel: Handbuch der wissenschaftlichsten und zur Beförderung einer glücklichen medicinischen Praxis vorzüglich geeigneten neuesten Bemerkungen und Entdeckungen 75, 598.  
**Löffner** über die öffentliche Erziehung der Kinder aus den vornehmeren Ständen 57, 455.

**M.**

- Magistrature**, de la, en France, considérée dans ce qu'elle fut, et dans ce qu'elle doit être 52, 409.  
**Mangold** Katechismus für Krankenwärterinnen 72, 575.  
**Merkel** Leben der beiden unglücklichen Markgrafen **Albrechts** des Stolzen und **Dietrichs** des Bedrängten 61, 481.  
**Messner** moralisches Exempelbuch des N. T. 65, 515.  
**Meyer** über die Gemeinheitstheilung. 3r Th. 60, 479.  
**Mondsteinwürfe** von **Zebedäus Kukul** dem jüngeren 64, 505.

**N.**

- Nauche** nouvelles recherches sur la retention d'urine par rétrécissement organique de l'urètre 75, 596.  
von **Nettesheim** das Ganze der Taschenspielerkunst 70, 559.  
**Niederhuber** Beyträge zur Cultur der medicinischen und bürgerlichen Bevölkerungspolicey 75, 595.

**O.**

- Orphan**, die Jägerschule, oder kurzgefasster, aber gründlicher Unterricht in allen Haupt- Hülf- und Nebenwissenschaften, worin der Jäger bewandert seyn muß. 2. 5 Band 74, 585.

**P.**

- Potigny**, geb. **Levesque**, Idyllen und ländliche Erzählungen. Aus dem Französischen übersetzt von **K. Reinhard**. 1. 2 Th. 67, 554.  
**Perzl** die Umgebungen Wiens, oder 2ter Th. der Beschreibung von Wien 60, 480.  
**Pharmacopoea castronsis bernica**. Ed. 2 75, 599.  
**Plamann** Elementarformen des Sprach- und wissenschaftl. Unterrichts. Erster Theil. 1—3 B. Ins Französische übersetzt von **Wilk. Mila** 65, 485.  
**Pölitz** sittlich-religiöse Betrachtungen am Morgen und Abend auf alle Tage im Jahre für die gebildeten Stände. 1. 2 Th. 65, 519.

**R.**

- Ras** Anleitung zweckmäßige Krankheitsberichte zu verfertigen 72, 575.  
**Religion**, wahre Religion, Christenthum, Confession, katholische Confession, Protestantismus, lutherische, reformirte Confession, Skizzen u. s. w. 51, 407.  
**Rieg** Abhandlung von der Hafenscharte 64, 451.

**S.**

- Scheibler** gründliche und praktische Anweisung seine wollenen Tücher zu fabriciren 62, 495.

**Schelling** Salomonis, regis et sapientis, quae superant ejusque esse perhibentur omnia. Ex ebraeo latine vertit, notasque ubi opus esse visum est, adiecit 51, 401.

**Schemert** ausführliche Anweisung zur Entwurfung, Erbauung und Erhaltung dauerhafter und bequemer Straßen 62, 489.

**Schmidt** Nutzbarkeit des Predigtamts, vornehmlich unter dem Landvolke, aus eigenen Erfahrungen. 51, 405.

**Sewrin** die Freunde **Heinrichs IV.** Aus dem Französischen. 3 Bändchen 61, 487.

**Siedmogrodzki** lateinisch - deutsches Wörterbuch über die Lectiones latinas zu Bröders grösserer lateinischen Grammatik 71, 557.

**Sintenis** das Buch fürs Herz aufs ganze Jahr. 1—4 Th. 65, 512.

**Sonntagszeitung**. Ein Unterhaltungsblatt für Jedermann 57, 455.

**Stähr** Archiv lehrreicher und nützlicher Unterhaltungen aus den Schriften berühmter Gelehrten. 1 Th. 67, 536.

**Strizner** **Albrecht Dürers** christlich - mythologische Handzeichnungen 67, 529.

**T.**

**Thibaut** Theorie der logischen Auslegung des römischen Rechts. 2te Ausg. 66, 522.

**Ternisien - D'haudricourt** Fautes de la nation française, ou Tableaux pittoresques gravés par d'habiles Artistes accompagnés d'un Texte explicatif 76, 606.

**Träume** eines Leidenden. Vom Vf. des Philotaphs etc. 49, 559.

**V.**

**Villers** Brief an die Gräfin **F. de B.**, enthaltend eine Nachricht von den Begebenheiten, die zu Lübeck den 6 Nov. 1806 u. s. f. vorgefallen sind. Aus dem Französischen übersetzt 64, 511.

— lettre à Mad. la Comtesse **F. de B.** contenant un récit des événemens qui se sont passés à Lübeck 6 Nov. 1806 64, 511.

**Völker** Handbuch der ökonomisch - technischen Mineralogie. 1. 2 B. 72, 574.

**W.**

**Wackerhagen** **Johannis-Geschenk** für Brüder Freymaurer 69, 552.

**Wagner** zwey Epochen der modernen Poesie in Dante, Petrarca, Boccaccio, Goethe, Schiller und Wieland 75, 601.

**Waitz** Beschreibung der Gattung und Arten der Heiden nebst einer Anweisung zur zweckmäßigen Cultur derselben 68, 542.

**Wendland** Collectio plantarum, tam exoticarum, quam indigenarum, cum delineatione, descriptione culturae earum. Sammlung ausländischer und einheimischer Pflanzen, mit ihrer Abbildung, Beschreibung und Cultur. 1 B. 1—4 H. 68, 637.

**Wewel** System der empirischen Anthropologie oder der ganzen Erfahrungsmenschenlehre. 1 Haupttheil. Auch unter dem Titel: System der anthropologisch - physiologischen Somatologie, oder der Naturlehre des thierisch-menschlichen Körpers. 1 Theile 72, 559.

**Z.**

**Zacharia** Versuch einer allgemeinen Hermeneutik des Rechts 66, 521.

## II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

- |   |  |
|---|--|
| Ahl in Coburg 67.                                     | Hartknoch in Leipzig 65.                           |
| Anonyme Verleger 58 (2). 64 (5). 67. 69 (2). 71. 76.  | Herold und Wahlstab in Lüneburg 62.                |
| Arnold in Dresden 64.                                 | Heyer in Gießen 69. 72.                            |
| Aschendorf in Münster 61.                             | Himbürg in Berlin 76.                              |
| Attenkofer in Landshut 65.                            | Hinrichs in Leipzig 65. 69. 71 (2).                |
| Bädeker u. Comp. in Dulsburg und Eßen 64 (2).         | Hoffmann in Hamburg 54.                            |
| Barth in Leipzig 52. 65.                              | Huber und Comp. in St. Gallen 73.                  |
| Beyer und Maring in Erfurt 57.                        | Keyser in Erfurt 75.                               |
| Bran in Hamburg 74.                                   | Korn in Breslau 62.                                |
| Brede in Offenbach 57.                                | Krieger in Gießen 62.                              |
| Brückkopf und Härtel in Leipzig 76.                   | Kummer in Leipzig 63. 74.                          |
| Behn in Lübeck 67.                                    | Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam 64 (2). |
| Camefinsische Buchh. in Wien 65.                      | Löfflund in Stuttgart 52.                          |
| Clafs in Rothenburg an der Tauber (in Commission) 57. | Martini in Leipzig 57.                             |
| Collin in Paris 52.                                   | Méguignon d. a. in Paris 76.                       |
| Craz und Gerlach in Freyberg 72 (2).                  | Mohr und Zimmer in Heidelberg 65.                  |
| Crußius in Leipzig 71 (3).                            | Nicolovius in Königsberg 75.                       |
| Daisenberger in Stadt am Hof 76.                      | Raufche in Heilbronn 66.                           |
| Darmmann in Züllichau 73.                             | Realschulbuchhandlung in Berlin 54.                |
| Degen in Wien 60. 62.                                 | Rink in Altenburg 68.                              |
| Dyk in Leipzig 72.                                    | Sander in Berlin 65.                               |
| Erbstein in Meissen 66.                               | Schiegg in Leipzig 61.                             |
| Fleischer d. j. in Leipzig 65.                        | Schober und Scherz in Schweim 72.                  |
| Franke in Berlin 76.                                  | Schulze in Celle 60.                               |
| Frölich in Berlin 67. 73.                             | Schumann in Ronneburg 76.                          |
| Gädicke in Weimar 72.                                 | Seyffert in Bremen 51.                             |
| — — Gebr., in Berlin 74.                              | Simon in Frankfurt am Mayn 54.                     |
| Gillé in Paris 76.                                    | Stage in Leipzig 69.                               |
| Göbharde in Bamberg und Würzburg 72.                  | Strobel in München 75.                             |
| Gräff in Leipzig 70.                                  | Verlagsbuchhandlung in Schneeberg 62.              |
| Guilhauman in Frankfurt am Mayn 74.                   | Vieweg in Braunschweig 51.                         |
| Günther in Glogau 60.                                 | Vofs in Berlin 71.                                 |
| Hahn, Gebr., in Hannover 68.                          | Waldeck in Münster 69.                             |
| Hammerich in Altona 66.                               | Weidmanns E. in Leipzig 70.                        |
|   | Wilmanns in Frankfurt am Mayn 53 (2).              |

## III. I n t e l l i g e n z b l a t t d e s M ä r z.

### Ankündigungen.

- |   |                     |
|---|---------------------|
| Akademische Buchhandlung in Jena Verl.          | 23. 112.            |
| André in Frankfurt am Mayn Verl.                | 18. 148.            |
| Brandraketen. Ein Feuerwerk für Engländer       | 18. 147.            |
| Code Napoléon. Uebersetzung desselben in Cassel | 13. 111.            |
| Engelhardt in Dresden Erdbeschreibung für Sach- |                     |
| sen. 7r Th.                                     | 16. 155.            |
| Feuerbrände, Intelligenzblatt derselben         | 14. 119.            |
| Freudenfeld Uebersetzungsanzeige                | 11. 87.             |
| Frommann in Jena Verl.                          | 26. 134.            |
| Gädicke, Gebrüder, in Berlin Verl.              | 21. 85. 12. 95. 96. |
|   | 13. 112.            |
| Hanisch's Erben in Hildburghausen Verl.         | 12. 95.             |
| Hartknoch in Leipzig Verl.                      | 22. 94. 95.         |
| Herold und Wahlstab in Lüneburg Verl.           | 16. 131.            |
| Hoffmann in Hamburg Verl.                       | 17. 140.            |
| Jacobäer in Leipzig Verl.                       | 14. 120.            |
| Jahn Uebersetzungsanzeige                       | 15. 127.            |
| Keil in Köln Verl.                              | 12. 93.             |
| Köhler in Leipzig Verl.                         | 18. 149.            |
| Literarisches Comptoir in Altenburg Verl.       | 18. 147.            |
| Palm in Erlangen Verl.                          | 24. 120.            |
| Pauli und Comp. in Coblenz Verl.                | 21. 86.             |
| Schmidt in Berlin Verl.                         | 16. 133.            |
| Schwan und Götz in Mannheim Verl.               | 18. 149.            |
| Stettinische Buchh. in Ulm Verl.                | 18. 149.            |
| Thomann in Landshut Verl.                       | 16. 136.            |
| Unger in Berlin Verl.                           | 16. 125. 16. 134.   |

- |   |               |
|---|---------------|
| Vandenhök und Ruprecht in Göttingen Verl. | 11. 87.       |
| Vofs in Leipzig Verl.                     | 18. 148.      |
| Wagner in Neustadt an der Orla Verl.      | 16. 153. 155. |
|   | 17. 159.      |
| Waldeck in Münster Verl.                  | 18. 151. 162. |

### Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

- |                          |          |
|--------------------------|----------|
| Adams in Petersburg      | 17. 138. |
| Baader in Ulm            | 17. 137. |
| Blum in Hannover         | 17. 137. |
| Breißig in Berlin        | 13. 111. |
| Cervantes in Mexico      | 17. 138. |
| v. Dohm in Cassel        | 17. 137. |
| Eichet in Odensee        | 17. 158. |
| Eisenmann in Mühltenberg | 12. 89.  |
| Esfcke in Berlin         | 17. 137. |
| Fischer in Moskau        | 17. 138. |
| Fränkel in Dessau        | 17. 138. |
| Gierlov in Kopenhagen    | 12. 90.  |
| Gräbe in Rinteln         | 17. 137. |
| Grégoire in Paris        | 12. 90.  |
| v. Gronau in Cassel      | 17. 137. |
| Kopp in Hanau            | 17. 158. |
| Lafeyrie in Paris        | 12. 90.  |
| Luden in Jena            | 12. 90.  |
| Marcus in Bamberg        | 17. 137. |
| Mumfen in Altona         | 17. 138. |
| Oken in Jena             | 12. 90.  |
| v. Paykull in Schweden   | 17. 158. |

*Pfeifer* in Cassel  
*Ravert* in Kopenhagen  
*Schrader* in Rinteln  
*Thunberg* in Schweden  
*Triemann* zu Drontheim  
*Vezin* in Osnabrück  
*Weber* in Dillingen  
*Wiederhold* in Marburg  
*Wiederhold* in Rinteln  
*Zapf* in Augsburg

#### Nekrolog.

*de Cambry* in Paris  
*Carl* in Büdingen  
*Fantoni* in Finzzano  
*Fleischmann* in Tübingen  
*Götz* in Stuttgart  
*Holt* in Kopenhagen  
*Koch* in Gießen  
*v. Lang* in Stuttgart  
*Leclerc* in Paris  
*Melzer* in Zöbiger  
*Möller* in Elsey  
*Naß* in Plochingen bey Stuttgart  
*Ränge* in Guhrau  
*Schwillgüé* in Paris  
*Scriba* zu Umstadt im Darmstädtischen  
*Spengler* in Kopenhagen  
*Tobler* in Zürich

#### Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Bornholm, Insel, Errichtung einer Provinzialge-  
 sellschaft 11, 83.  
 Genua, Akademie der schönen Künste, Ver-  
 sammlung 12, 91.  
 Lyon, Societät der Freunde des Handels und der  
 Künste, Versammlung 12, 90.  
 Moskau, Stiftung einer gelehrten Gesellschaft für  
 die Naturgeschichte. 11, 84. 12, 92.  
 München, Hr. Ritter legt der königl. Akademie  
 der Wissenschaften seine Versuche über die  
*Davy'schen* Producte des Kali und Natron vor 14, 114.  
 Paris, die Classe der Geschichte und alten Litera-  
 tur des Instituts de France statuet dem Kaiser  
 vom Zustande der Wissenschaften Bericht ab,  
 nebst Auszug aus demselben 15, 121.  
 — die physikalisch-mathematische Classe stat-  
 uet dem Kaiser Bericht ab, nebst Auszug aus  
 demselben 13, 97.  
 Petersburg, die kaiserl. Akademie der Wissen-  
 schaften giebt den 13 Th. ihrer Memoiren her-  
 aus 12, 92.  
 Warschau, Versammlung der Gesellschaft der  
 Freunde der Wissenschaften, nebst Preisfragen 11, 81.

#### Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Belgrad, Erziehungsanstalt daselbst 13, 145.  
 Darmstadt, zwey landesherrliche Verordnungen,  
 die Volksschulen betreffend 12, 89.  
 Gießen, Ankündigung des Prorectorswechsels 11, 81.  
 Marburg, Lectionsverzeichniß für den Sommer  
 1808. 16, 129.

17, 137.  
 12, 90.  
 17, 137.  
 17, 138.  
 17, 138.  
 17, 137.  
 17, 137.  
 17, 137.  
 17, 137.  
 17, 137.  
 Pavia, Liste der Professoren der Universität da-  
 selbst für das Jahr 1808 14, 117.  
 Tübingen, königl. württembergisches Decret, die  
 Studierenden betreffend 18, 146.  
 Warschau, Publicandum über das Schul- und  
 Erziehungswesen vom 12 Jan. 24, 113.  
 Würzburg, Promotionen 21, 84.

#### Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

*Aldrovandi* opera omnia werden zum Verkauf  
 angeboten 18, 158.  
 Akerthümer, auf der Insel Seeland entdeckt 12, 92.  
 Bitte an Philologen 11, 83.  
 Bosc in Wien will die von *Bosig* erfundene  
 Kainoraphica hören lassen 18, 147.  
 Breßig in Berlin legt sich jetzt auf Naturwissen-  
 schaften 15, 111.  
 Bucherauction in Frankfurt am Mayn 17, 141.  
 — — in Weimar 13, 112.  
 Bücherverkauf bey *Fiedler* in Jena 16, 127.  
 Cassel, neue literarische Thätigkeit daselbst 13, 110.  
 Cérémonies et coutumes religieuses de tous les  
 peuples du monde wird in Paris neu aufgelegt 13, 112.  
 Code de la procédure civile und Code Napoléon  
 ins Portugiesische übersetzt 12, 92.  
 Druckfehleranzeige in *Gabler's Journal* für aus-  
 erlesene theol. Lit. 15, 123.  
 Entdeckung, neue, von *Thénard* und *Gay-Lus-*  
*sac* die Potaſche und Soda zu zersetzen, und  
 daraus Metalle durch chemische Mittel ohne  
 Hülfe der voltaischen Säule zu erhalten 18, 146.  
 Fox Geschichte der Regierung der Stuarts im  
 Msctpt. verkauft 12, 94.  
 Franz in Dresden Anzeige 12, 96.  
 Gehler in München Anzeige gegen einige Aeuße-  
 rungen in *Gilbert's Annalen* der Physik 17, 141.  
 Geschichte der Wallachey in neugriechischer  
 Sprache 17, 159.  
 Gropino entdeckt die alte Stadt Smyrna 15, 112.  
 Hoffmann in Aschaffenburg Erklärung 12, 96.  
 Italien, gelehrte Nachrichten daher 14, 118.  
 Katholiken in Zürich erhalten eine eigene Kirche 12, 92.  
*Lauglés* überreicht dem Kaiser von Frankreich  
 f. Alphabet und Dictionnaire manichéen 12, 92.  
 Nationalmuseum von Ungarn, der Plan desselben 18, 147.  
*Pertsch* Anzeige eine Rec. in der Jen. A. L. Z.  
 betreffend 16, 136.  
 Pompeji, Nachsuchungen daselbst sollen fortge-  
 setzt werden 12, 92.  
 Schrader in Göttingen Antikritik nebst Antwort  
 des Rec. 11, 87.  
*Tasso's* Andenken vom König *Joseph* von Neapel  
 geehrt 12, 91.  
*Tibull* ins Französische übersetzt 13, 112.  
*Thompson* in Paris beschäftigt sich mit der un-  
 terirdischen Elektrometrie 11, 84.  
*Varley* hat Bemerkungen über die Phänomane  
 der Atmosphäre herausgegeben 17, 140.  
*Visconti* arbeitet an einem Werk über die Antik-  
 ken 14, 117.  
*Wagner* in Würzburg Erklärung 18, 152.  
*Walker* hat eine neue Maschine zu optischen  
 Täuschungen erfunden 17, 139.  
 Zürich, Gemäldeausstellung daselbst 17, 140.

J E N A I S C H E  
A L L G E M E I N E  
L I T E R A T U R - Z E I T U N G

V O M J A H R E

I 8 0 8.

---

F Ü N F T E R J A H R G A N G.

---

Z W E Y T E R B A N D.

---

A P R I L, M A Y, J U N I U S.

---

J E N A,  
in der Expedition dieser Zeitung,  
und L E I P Z I G,  
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,  
1808.





## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

IDEN 1 APRIL, 1808.

## T H E O L O G I E.

LEIPZIG, b. Crusius: *Bemerkungen über Stellen in Jeremia's Weissagungen.* Von C. G. Hensler, Dr. und Prof. der Theologie zu Kiel. 1805. 186 S. gr. 8. (18 Gr.)

Der Vf. dieser Schrift hat seine Vorgänger sorgfältig geprüft, und liefert uns hier das Resultat seiner Untersuchungen, seine eigenen Ansichten und Bemerkungen. Sie enthalten manches Neue und verdienen in jeder Rücksicht Aufmerksamkeit. Den Sinn eines Satzes oder einer Stelle hat der Vf. besonders nach dem Zusammenhang mit dem unmittelbar Vorhergehenden und Folgenden und durch Vergleichung mit andern, in Ansehung der Worte oder der Sachen dahin gehörenden Stellen des Propheten, oder, wenn solche nicht vorhanden waren, eines andern hebräischen Schriftstellers zu bestimmen gesucht. Die Festsitzung neuer Bedeutungen der Wörter mit Hülfe eines der verwandten Dialekte glaubt er weit seltener nöthig zu haben, als viele neuere Philologen annehmen, die sehr oft eine gewisse und aus anderweitigem Gebrauche ganz sichere Bedeutung mit einer neuen aus den Dialekten ohne Noth vertauschen. Auch den alten Übersetzungen legt Hr. H. bey der Bestimmung der Lesart und des Sinnes kein sehr großes Gewicht bey. „In unzähligen Fällen, sagt er, wo man die Alten eine andere Lesart in ihren Handschriften finden läßt, hatten sie gewiß die Anfrage, nur daß sie diese falsch verstanden, oder unglücklich, wenigstens zu frey, ausdrückten, oder gar sie emendiren zu müssen glaubten; und da, wo sie wohl wirklich etwas anderes lasen, ist dies in den mehresten Fällen nur als Schreibfehler anzusehen; es ist weit öfter der Lesart des masoretischen Textes nachzusetzen als vorzuziehen. In exegetischer Hinsicht, bey den Angaben der Bedeutungen dunkler Ausdrücke, sind die alten Übersetzer auch nur mit großer Vorsicht als Gewährsmänner anzusehen, obwohl immer unter ihren Arbeiten die eine mehr Vertrauen, als die andere, verdient, und auch bey einer und derselben ein großer Unterschied in den verschiedenen Büchern des A. T. sich findet u. s. w.“ Alles dieses sind in dem Munde eines vorsichtigen Exegeten, der sich auch vor dem Mißbrauch hüten wird, richtige Behauptungen. Auch muß es Rec. billigen, wenn der Vf. bemerkt, daß er in diesen Bemerkungen der Meinung darob gefolgt sey, welche bey den Verkün-

digungen der hebräischen Propheten Erweisungen des menschlichen Vorhersehungsvermögens, so weit diese reichen, nicht ausschließen; aber doch, da jenes Vermögen so beschränkt ist, vieles, ja bey mancher Verkündigung alles einer göttlichen Einwirkung zuschreiben, welche indeß sich nicht auf die Einkleidung der Gedanken erstreckte, und dieselbe dem Redenden ganz überließ. Wir wollen einiges aus diesen Bemerkungen als Probe von der Manier des Vfs. ausheben. Cap. 2, 33 wird gegen die Erklärung von Hn. Schnurrer erinnert, daß der Ausdruck: *seine Wege an Laster gewöhnen*, etwas Befremdendes habe, ob es gleich die Sprache erlaube die Worte so aufzufassen. Der Vf. übersetzt: *Wie hast du so schöne Wege, um Buhlschaft aufzusuchen: Daher lernst du auch, wie diese Wege, so das Unglück kennen*, und glaubt, daß der Prophet auf ein gegenwärtiges Unglück, vielleicht auf die drückende Dürre, wovon Cap. 3, 3. 5 die Rede ist, aufmerksam mache. *וְכִי יָדָעְתָּ אֲנִי וְיִשְׂרָאֵל* wäre also so viel, als *aequa uias tuas*. Aber auch dieses ist noch immer gesucht. Cap. 3, 1 hält es der Vf. für eine verkehrte Ansicht, wenn viele *וְהָיָה הָאָדָם* zum Vorhergehenden ziehen, aber er mißbilligt es, wenn Schnurrer eine Zusammenschmelzung des eigentlichen und des bildlichen Ausdrucks annimmt, und *וְהָיָה* als Bild des Volks oder Landes betrachtet, so daß nachher *וְהָיָה* für *וְהָיָה* gesetzt und der Sinn sey: *omnino nefanda haberi debet ejusmodi femina*. Er erinnert, daß das Ganze dadurch sehr verwickelt und räthselhaft werde, daß es so natürlich sey, daß *וְהָיָה* wirklich eine einzelne hebräische Frau anzeige, und daß *וְהָיָה* die Entweihung des Landes sey, so wie V. 2 auch *וְהָיָה* durchaus das Land seyn müsse. Der Vf. übersetzt daher den ganzen Vers: *Wenn ein Mann sagt man, seine Gattin verstoßt, und sie, nachdem sie von ihm gegangen, sich einem andern ergibt, so wird jener sich nicht wieder mit ihr verbinden. Entweiht wird dieses Land; du (Sude) treibst Unzucht mit der Bühler Menge: dennoch darfst du wiederkehren.* So spricht der Herr. Aber auf diese Weise ist doch *וְהָיָה* nicht ausgedrückt, welches doch nicht umsonst gesetzt ist. Rec. ist noch immer am geneigtesten, diesen Satz mit dem vorhergehenden zu verbinden, und findet gar nichts unschickliches darin, da der Contrast dadurch wirklich noch auffallender wird. Offenbar wird hier auf das Verbot 3 Mos. 24, 2—4 Rücksicht genommen, und der dort angegebene Grund des Verbots *וְהָיָה אִם הָיָה אִשָּׁתוֹ* entspricht gar zu deutlich dem hier gesetzten *וְהָיָה* — *וְהָיָה*. In dem fol-

genden 5 V. nimmt Hr. H. וְהוּכַל als die dritte Person so, daß es nach einer auch bey Jeremias Cap. 48, 41 u. 51, 56 vorkommenden Anomalie auf הוּכַל gehen würde: *So sprichst du; gleichwohl verübst du das Böse, es hat die Oberhand.* Bey C. 3, 14 will Hr. H. die Bedeutung, die man כַּעַל mit כָּ construiert nach dem Arabischen giebt, nicht gelten lassen. Er behält die Bedeutung *herrschen* Jes. 26, 13 bey, und bemerkt, daß auch כָּסַל mit כָּ einen beherrschenden heisse. Er übersetzt daher: *Kehret um (zu mir), da ich euer Beherrscher bin*, und eben so übersetzt er auch C. 31, 32. Bey C. 4, 10 will Hr. H. keine Zwischenrede des Jeremias anerkennen. Er findet etwas unschickliches darin, da Jeremias das Volk selbst V. 3—5 für strafbar erklärt, und er überdies eine unehrerbietige Äußerung über die Gottheit hier vorbringen würde. Er will deswegen וְאָמַר aussprechen, so daß ein anderes Subject, die V. 9 erwähnten falschen Propheten, redend eingeführt würden. Er übersetzt daher: *Und sagen wird man: O Herr, wahrlich du hast dieß Volk, hast Jerusalem getäuscht durch die Zusage: Each wird es wohl ergehen.* Das schwierige שָׁרַר C. 4, 30 will der Vf. als Infinitiv punctieren, und ein כָּ oder לִי hinzudenken: *Und du dort, was willst du beginnen beim Verderben oder wider das Verderben?* Dieß kommt aber doch dem Rec., besonders bey der Stellung des Worts, etwas hart vor. Freylich ist das hier angeredete Subject eine weibliche Person; aber es ist ja bekannt, daß das beygefügte Adjectiv oder Particip masc. oft für ein Neutrum oder Substantiv anzusehen ist. Daraus läßt sich die anscheinende Unregelmäßigkeit am natürlichsten erklären, s. Schröderi institut. synt. §. 17. Cap. 6, 6 glaubt Hr. H. der grammatischen Härte dadurch abzuhelfen, wenn man הַמֶּקֶד als den mit dem Artikel versehenen Infinitiv in Kal betrachtet: *Es ist die Stadt der Ahndung*, die der Strafe bestimmte Stadt. *Überall ist sie des Unrechts voll.* Rec. zieht כָּלָה lieber zu dem Vorhergehenden, und betrachtet הָיָא הָעִיר als den nomin. absol. *Was die Stadt betrifft, sie ist ganz zur Strafe bestimmt: Unrecht herrscht in ihr.* Cap. 6, 27 wird auch unter anderen die Erklärung von Blaney, der כְּבָרָר liefert, angeführt: *Ich verordnete dich mein Volk zu prüfen wegen seines Goldes.* Um die grammatische Härte zu entfernen, und weil הָרַע ohne Partikel im Anfang des zweyten Satzes mißfällt, schlägt Hr. H. vor, כְּבָרָר הָרַע zu einem besonderen Satz zu machen: *Sein Silbererz solltest du prüfen.* Diefem Satz, sagt er, schließt sich nun der folgende passend an: *Seine Wege solltest du untersuchen.* Nachher heist es denn, nur Kupfer, Eisen, Bley sey da, als Silber verworfen sey das Volk. Jene Bedeutung des כְּבָרָר hält der Verf. für schicklicher, da V. 30 כִּסָּף נָטַם folgt, und zugleich auch für philologisch sicherer. Cap. 8, 18 wird übersetzt: *Was ist mein Trost bey dem Kummer d. i. bey dem Kummer ist kein Trost für mich.* Der Vf. betrachtet das hier stehende Wort als zusammengesetzt aus כָּלִינִיחָה, von welcher Zusammenziehung ein ähnliches Beyspiel Malach. 1, 13 vorkommt. Bey Cap.

10, 11 wird bemerkt, daß es nicht unpassend genannt werden könne, daß Jeremias den Verbannten hier etwas zuruft, daß sie den Siegern, die sich ihrer Götter freuten, kühnlich würden vorhalten können; aber es ist dem Vf. mit Anderen auffallend, daß diese Worte, und sogar der Anfang des Verses, aramäisch abgefaßt sind, und daß dadurch der Zusammenhang zwischen V. 10 u. 12 ganz zerstört wird. Er vermuthet daher, daß der Prophet diesen Vers hebräisch geschrieben, und gleich auf den 9 Vers habe folgen lassen. Aber in früheren Zeiten gerieth einer, aus leicht einzusehendem Grunde, auf den Einfall, dieses in die, bey dem Umgang mit den Chaldäern übliche, Sprache einzukleiden. Aus seiner Handschrift kam nun der Vers so in die übrigen, und ward dabey zufällig von der rechten Stelle weg, hinter den 10 V. gerückt. Cap. 10, 17, 18 wird es bestritten, daß unter יוֹשְׁבֵי בְּטוֹרָה Jerusalem zu verstehen sey. Der Vf. findet es mit dem übrigen mehr übereinstimmend, daß Jeremias die Nation im Sinne gehabt habe. Diese, die so oft als Frauenzimmer gedacht wird, wird auch gleich nachher V. 19, 20, und wieder V. 23—25, als ein solches redend eingeführt. Auch der 18 V. redet von dem Schicksale der Bewohner des ganzen Landes. Der Vf. übersetzt daher: *Nimm, o du Eingeeengte, was du hast, zusammen, aus dem Lande wandernd; וַיָּסָא* würde also hier in der Bedeutung *versetzt* stehen, und wörtlich würde es heißen, die du in der Einengung dich befindest. Bey dem 18 V. wird bemerkt, daß alles klar sey, wenn man nur יִסְעָא in Niphal ausspreche. Der Sinn wird also bestimmt: *Ja, so spricht der Herr, diesmal will ich des Landes Bewohner fortschleudern, einengen will ich sie, und ergriffen sollen sie werden.* Auch Cap. 1, 24 kommt יִסְעָא in dieser Bedeutung vor. Den sehr dunklen Vers Cap. 11, 15, eine der schwersten Stellen im ganzen Buch, erklärt der Vf. auf eine ihm eigene Weise. So ungeneigt er sonst ist, die Lesart nach den alten Übersetzern zu ändern, so folgt er doch hier den Alexandrinern und dem Syrer, und liest יִירִידָהּ im Föminin. Auch nachher spricht er יַעֲבֹרָהּ in Hiphil aus. Der erste Theil des Verses wird übersetzt: *Die von mir Geliebte (die Nation C. 2, 2), in meiner Wohnung (in Palästina Cap. 12, 7. Hof. 8, 1. 9, 15) lebend, wie konnte sie jenen Gedanken ausführen!* Das Suffix in עֲשֵׂהָּהּ wird auf יִירִידָהּ gezogen, und וְהוּכַל jener Gedanke, Einfall auf den V. 10 angeführten Entschluß, der um so füglicher gemeint seyn kann, da auch V. 12, 13 über den Götzendienst geklagt wird. Das folgende מַעֲלִיךְ הָרִבִּים scheint dem Vf. eine Frage zu seyn, welche eine Verneinung enthält: *Es wird jene Menge (die Götzen, in Rücksicht auf V. 13, oder als Gegensatz mit dem Einen Jehova), es wird das geweihte Fleisch dir das nicht abwenden.* Bey יַעֲבֹרָהּ mußte supplirt werden, und es würde auf das Unglück gesehen, welches V. 11, 12, und kurz vorher, V. 14, gedrohet wird. Die Schlufsworte, wo vor רַעְחִי כָּהּ hinzuzudenken wäre, würden dann dieses sagen: *Wie würdest du da (wenn du so das Unglück abwenden könntest) bey deiner Verderbtheit jauchzen!*

Cap. 23; 5. 6 scheinen Hn. H. die Anzeigen zu schwach, um hier den Messias verkündigt zu finden. Er sucht zu zeigen, daß alles das, was die Stelle enthält, auf Serubabel anwendbar sey. Von dem Nachkommen Davids wird hier gesagt, er werde Gerechtigkeit liebend, tugendhaft seyn, im Gegensatz mit dem unwürdigen Nachkommen des großen Königs zu Jeremias Zeiten Cap. 21, 11—14. Bey den Worten מלך ומלך wird bemerkt, daß es hier scheine, als wenn außer jenem Abkömmling Davids noch eine andere Person angekündigt würde, und daß alles dieses wohl auf Cyrus passen könne, aber daß es doch sicher sey, daß Jeremias keinen anderen, als jenen Sprößling als Herrscher aufstellen wolle, besonders wenn man Cap. 33, 15, 21 vergleiche. Hr. H. will aber deswegen die Worte מלך והשכי as Infinitiv punctiren, und übersetzt: *weise wird er herrschen*. Rec. findet diese Änderung gesucht und unnöthig. Wer auf den Parallelismus achtet, der wird hier an kein anderes Subject denken. Es wird ferner bemerkt, daß durch den hier gebrauchten Ausdruck noch nicht angezeigt werde, daß der von David Abstammende ein eigentlicher König, ein unabhängiger Herrscher, seyn werde: denn das Wort מלך werde in der höheren Poesie auch von dem Oberhaupte einer Nation gebraucht, das nicht die Königswürde hat; hier und in anderen Stellen zeige es einen Herrscher an; der nur einen Theil der Obesgehalt, vorzüglich die richterliche, habe. Der Schluß des 6 V. wird also erklärt: Das יהוה צדקנו heißt eigentlich: *der Herr ist unser Wohlthun*, unser Wohlthäter, denn der Begriff der Güte und des Wohlthuns ist mit diesem Ausdruck nicht selten verbunden Jes. 45, 8. Das Volk wird also seinen Obern mit dieser ehrenvollen Benennung bezeichnen können, so wohlthätig beweist sich die Gottheit durch ihn. Der Vf. vermuthet, daß Jeremias vielleicht den Jesaias Cap. 9, 5 hier nachgeahmt habe. Cap. 23, 33 wird übersetzt: *Wenn einer aus dem Volke, wenn ein Prophet oder Priester dich fragt: Was für einen Spruch des Herrn giebst du nun? so sage ihnen das, was der Spruch ist: Ich werfe euch! das spricht der Herr*. Der Vf. betrachtet מו כו als ein Wort, als eine neue, aber einen passenden Gedanken darbietende Zusammensetzung. Cap. 31, 22 giebt er dem Wort כו in Piel die Bedeutung: *weggehen machen, zurückdrängen*. Er bemerkt: *das Weib drängt den Mann zurück*, war etwa ein Sprichwort, das man in Fällen gebrauchte, wo, wider Erwarten, ein Schwächerer dem Stärkeren überlegen sich zeigt. Hier dachte sich Jeremias vermuthlich unter der schwächeren Person, Israel, unter der stärkeren, die chaldäische Nation. Diese hielt bisher jene unter dem Joch; allein jetzt macht die Schwächere sich los von dem Joch des Stärkeren, drängt gleichsam in einem, mit diesem unternehmenen Kampfe ihn zurück.

Dieses wird genug seyn, um auf diese Anmerkungen aufmerksam zu machen. Wenn man oft manches zu weit gesucht findet, so wird man doch den Scharfſinn des Vfs. nicht verkennen können, und

eben dadurch zur näheren Prüfung geweckt werden.  
T. D.

Cosburg, b. Sinner: *Anleitung zur Kenntniß derjenigen Bücher, welche den Candidaten der Theologie, den Stadt- und Land-Predigern, Vicarien u. s. w. in der katholischen Kirche wesentlich nothwendig und nützlich sind*. Von Ildephons Schwarz, ehemaligem Benedictiner und Prof. der Theol. u. Philos. zu Banz. Nebst einem Vorbericht und einer freyen Charakteristik des berühmten Vfs. von J. B. Schad, Doctor und Prof. der Philosophie (damals zu Jena, jetzt zu Charkow). II B. 1804. LXVIII u. 836 S. III B. 1806. 360 S. 8.

Ildephons Schwarz, der rühmlichst bekannte Benedictiner von Banz, soll, wie Hr. Schad versichert, die Grundlage zu diesem Werke entworfen haben. So lange sich diese Angabe bloß auf das Zeugniß von Hn. Schad gründet, dürfte diese Autorität leicht verdächtig scheinen. Indefs glaubt Rec. jener Versicherung um so lieber, je bescheidener das Urtheil über die in demselben angeführten Schriften ausgefallen ist. Der Blick des Vfs. und Herausg. trifft immer nur die besten Seiten von Jedem, und beide scheinen den Grundsatz angenommen zu haben, daß kein Buch ganz unbrauchbar sey. Wenigstens fühlt Rec. sich nicht im mindesten versucht, in Hn. Schad auch den Vf. zu vermuthen. Vorzüglich wichtig und interessant ist die vorausgeschickte gutgeschriebene Charakteristik des trefflichen Ildephons Schwarz, dem Hr. Sch. im Ganzen doch mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt, als man von ihm vermuthen sollte. Aber auf Columban Rösler und den verdienstvollen Placidus Sprenger werden auch hier die ungerechten, harten, oft pöbelhaften Ausfälle wiederholt, die man von diesem Vf. bis zum Ekel gewohnt ist. Das Verzeichniß der Bücher ist überaus reichhaltig, und verräth, wie gesagt, einen so bescheidenen als belehrten Vf. und Herausg. Einige Schriften will Rec. noch nennen, die darin übergegangen worden und ihm beim Durchlesen eben eingefallen sind. Zur Geschichte der Glaubensinquisition, eine kleine Schrift über die spanische Inquisition von Reuss, Prof. und Bibliothekar in Göttingen. Zur Geschichte der geistlichen Orden und Klöster, das Benedictiner-Museum; des Beförderers dieses Werkes, Hn. Joh. B. Schad's *Pater Sincerus*, welcher Unterlassungsfünde sich der Herausg. nicht hätte schuldig machen sollen, wenn nicht etwa der Vf. selbst sich derselben schämen sollte. Auch hätten die Erklärungen des Klosters Banz gegen die Beschuldigungen des Hn. Schad nicht übergangen werden sollen. Von Borns Monachologie verdiente als ein Denkmal des Zeitgeistes angeführt zu werden. Zur Geschichte der verschiedenen Kirchen gehörte: *Acta et Scripta theologorum Wirtembergensium et patriarchae Constantinopolitani etc.* Witenbergae 1584. Fol. Zur Geschichte der Reformatoren: *Leben Ulrichs von Hutten von Meiners*. Zürich, 1797; *Leben Karlstadts von Fuesli*. Zur Geschichte der janseni-

hischen Sareitigkeiten: *Acta publica constitutionis Unigenitus*, edidit Pfaffius. Tübingae 1721. 4. auch: die *Bulle Unigenitus*, oder Clementis XI Constitution wider die Anmerkungen P. Quafuels über des N. T. inlt vielen Stellen der h. Schrift und alten Väter beleuchtet, jetzo ins Deutsche überfetzt, wozu eine Vorrede statt gründlicher Einleitung zur Historie von Janfenio und den Janfenisten, item von P. Quafuels Affaire, gemacht von Joh. Frick, Prof. Th. Ulm, 1717. 4. Unter den Predigten über einzelne bibli-

fche Bücher verdiente auch noch angeführt zu werden: *Chriftliche Religionsvorträge* von B. C. L. Natorp, Prediger zu Effen. II Sammlung. Über das Buch Ruth. 1803. Unter den Canoniffen vermißt Rec. die ehrwürdigen Namen *Neller*, *Hederich*, *Schrod*, *Rautenstrauch* etc. *Bertholds Annotationes*, *Dissertation*, und die seines Schülers und Nachfolgers *Endres*, hätten auch nicht ganz übergegangen werden sollen.

F.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**THEOLOGIS.** 1) *Effen*, b. Bidecker: *Momenta praecipua ad liberalem veteris Testamenti interpretationem, quae nostris compendibus est introducta: e collatione scriptorum veterum Graecorum et Romanorum cum scriptoribus sacris. Programm.* quod pro aditu Magisterii theologiae in regia Boruss. Universit. Monasteriensis scripti Michael Wecklein, Theol. Doct., Exeget., nec non linguae orient. Prof. publ. ord. 1806. r.)

2) *b. Theising*: *Commentatio de noua exegesi veteris Testamenti ex collatis scriptoribus graecis et a a J. H. Kistemaker, Prof. exeg. in Univers. Mo. Gymasii.* 1806. 108 S. 8. (8 Gr.)

von den beiden hier controverfrenden Collogen keinen persönlich, und steht mit keinem auch nur in den entferntesten Verhältnissen. Bloß von Hn. Kistemaker weißt er, daß er Vf. einiger mit Beyfall aufgenommener philologischer Arbeiten ist; allein dieser Umstand kann Rec. um so weniger für ihn besprechen, da auch sein Gegner in dieser kleinen Schrift eine schöne Bekanntschaft mit der classischen Literatur der Griechen und Römer an den Tag gelegt hat. Rec. ist daher im Stande, über diesen Streit, worin sich die Leidenschaft der Personen gemischt zu haben scheint, völlig unparteyisch zu urtheilen. Dieses Urtheil nun lautet summarisch (denn zu einem mit Zweifels- und Entscheidungs-Gründen versehenen Urtheil würde eine ausführliche Abhandlung, oder gar ein Buch erforderlich seyn) folgendermaßen:

Hr. W. hat Recht, wenn er bey der Erklärung des A. T., bloß von dem historischen Gesichtspuncte ausgehend, dieselben Grundsätze angewendet wissen will, die man bey der Interpretation anderer alten Schriften befolgt, und wenn er glaubt, daß die Denk- und Sprach-Weise Palästina's auch subsidiarisch aus Griechenland und Roms Classikern erläutert werden könne. Dies haben seit langer Zeit besonders protestantische Gelehrte nicht ohne glücklichen Erfolg versucht, und auch der künftigen Generation wird hier noch ein wichtiges Feld des Verdienstes geöfnet bleiben. Nur ist dabey wohl zu beherzigen, daß man den Genius des Orients und des Occidentis sorgfältig unterscheide, und nicht, nach Art der holländischen Philologen, zu einer unglücklichen Vergleichungsfucht verführt werde, wobey man zuletzt, wie eine wilde Biene, ohne Ziel herumirret.

Dagegen müßten wir Hn. K. beypflichten, wenn er sich darüber beklagt, daß die meisten neueren Interpreten, worunter Männer von berühmten Namen sind, die historisch-dogmatische Rücksicht, welche bey diesen Religionsurkunden einmal genommen werden muß, gänzlich vernachlässiget, mit der sogenannten höheren Kritik ein loses Spiel getrieben, und bey der Erklärung selbst, eben durch die so sehr gerühmte Liberalität und Reinheit der Grundsätze, der Willkühr Thor und Thor geöffnet haben. Was der Vf. S. 74 ff. unter der Rubrik: *Quorsum ferant exegeses novissimas molimina?* zum Theil mit *Fesle's* Worten sagt, ist etwas stark und schneidend; aber die Wahrheit daran ist unleugbar. Vollkommen Recht hat der Vf., wenn er S. 38 ff. auf die große Verschiedenheit, die zwischen den Hebräern und zwischen Griechen und Römern statt finde, aufmerksam macht. Weiterhin giebt er selbst an, wie die Vergleichung mit denselben auf eine nützliche Weise angestellt werden könne, und wie weit die Grenzen derselben gehen.

Wir müssen freymüthig gestehen, daß uns auf seiner Seite mehr Wahrheit zu seyn scheint. Auch hoffen wir, daß die

Zeit nicht mehr fern sey, wo die Schriftgelehrten zu der Einsicht gelangen werden, wie wenig durch die „*conceptus pariter*“ und die „*interpretatio liberatior*“, worauf Hr. W. sich nicht wenig einbildet, eigentlich gewonnen wurde. Daß er es bey Empfehlung seiner Interpretationsgrundsätze mit Religion und Tugend redlich meine, laßt sich gar nicht bezweifeln, und das, was er S. 33 ff. in dieser Rücksicht bemerkt hat, kann als eine hinlängliche Apologie seines guten Willens betrachtet werden. Aber dieser ist auch, unseres Wissens, von seinem Gegner nirgends in Anspruch genommen worden. Und wäre es, so würde ihm diese den gerechten Tadel aller Wahrheitsfreunde zuwinken.

*Schwelm*, b. Schurz: *Anweisung biblische Historien aus dem alten und neuen Testamente nach Hebr. 1806. XII und 326 S. 8. (12 Gr.)* Die biblischen Historien von Hübner, die vor mehr als fünfzig Jahren, erschienen und als ein beliebtes Erbauungsbuch für die Jugend gebraucht worden sind, haben viel Nutzen gestiftet, und verdienen allerdings eine neue Bearbeitung, die sie dem Bedürfnisse und dem Geiste der Zeit mehr angemessen macht. Durch die gegenwärtige Umarbeitung ist Folgendes zu ihrer Verbesserung geschehen. Mehrere Bruchstücke aus dem A. T., z. B. die Geschichten von Simson und seiner Geliebten, von der Susanna und anderen mehr, welche wenig geeignet waren, einen religiösen und moralischen Zweck bey der Jugend zu befördern, sind weggelassen, und mehrere fruchtbare Materien, besonders aus dem N. T., hinzugefügt worden. Die gottseligen Gedanken, welche den biblischen Historien von Hübner beygerügt waren, sind hier in Lehren verwandelt worden, die ungewungen aus der vorstehenden Geschichte abgelaßt und erläutert werden. Es folgen dann einige Liederverse, die auf diese Lehren sich beziehen und gut gewählt sind. Aber dem ohngeachtet ist an dieser Umarbeitung noch viel zu verbessern. Es sind mehrere Geschichten aufgenommen, die gar nicht zur Lecture für die Jugend passen. Was für Wirkung wird z. B. die Geschichte S. 104. Saul und die Zauberin, wo die sogenannte Hexe zu Endor den Samuel von den Todten rief und ihn wegen Sauls Schicksal befragt, auf den Glauben an Zauberey bey der Jugend haben? Die Geschichten von David und der Bathseba, von der Betrugerey Labans, von Joseph mit der Gemahlin Potiphars, so behutsam sie auch hier erzählt worden sind, haben doch immer etwas Unsittliches für die Jugend. In den Hübnerschen biblischen Historien sind jeder Geschichte mehrere Fragen angehängt, wozu die Antworten in dem Texte befindlich sind, welcher mit Numern, die sich auf die Numern der Fragen beziehen, durchwebt ist. Jede Mutter konnte ihrem Kinde eine solche Geschichte zum Lesen aufgeben, und wurde durch diese Fragen in den Stand gesetzt, zu beurtheilen, ob das Gelesene gefaßt und verstanden worden war. Und dieses Abfragen der gelesenen Geschichte hatte einen mannichfachen Nutzen. Mehrere Seelenkrisen des Kindes wurden dadurch in Thätigkeit gesetzt, und das Vermögen, sich eine Fertigkeit im Ausdrucke zu erwerben, wurde dabey vorzüglich geübt. Diese numerirten Fragen sind in dieser neuen Bearbeitung ganz weggelassen, und Rec. wünscht, bey einer zu hoffenden zweyten Auflage dieses nützlichen Buches, ihre Wiederherstellung.

O. m. r.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 2 A P R I L 1808.

## § U R I S P R U D E N Z.

STUTTGART, b. Metzler: *Handbuch des württembergischen Privatrechts*, von Dr. Jakob Friedr. Weishaar, würtemb. Hofgerichtsadvocaten. I Theil. 1804. XXVIII u. 258 S. II Theil. 1805. XXVIII u. 366 S. 8. (3 Thlr. 6 Gr.)

Das württembergische Privatrecht hat seit mehreren Jahrhunderten eine vorzügliche Cultur der Gesetzgebung erhalten, wie die Landrechte von den Jahren 1554, 1567 und 1610 eine Menge besondere Ordnungen, z. B. die Ehegerichts-, die Polizey-, die Pupillen-, die Wechsel- u. a. Ordnungen und viele einzelne Gesetze bestätigen. Die Landrechte sind die vorzüglichste Quelle der Privatrechtsverhältnisse; sie berühren aber manche Verhältnisse nicht, und daher enthalten die Commentarien, welche Plebst, Befold, Lindenpühr, Wolfgang Adam Lauterbach, Ferdinand Christoph Harpprecht, Michael Graß, Wolfgang Adam Schoepff, Hochstetter und zuletzt Ludwig Friedrich Griesinger über dieselben geliefert haben, bey weitem nicht das ganze württembergische Privatrecht. Die Lücken, welche in demselben blieben, haben zwar seit einigen Jahrhunderten mehrere Schriftsteller, namentlich Moser, Hofmann, Breyer, Benjamin Fried. Pfitzer, Griesinger, Hochstetter, Scheffer, Weisser, Kapf, Jaeger, Röslin, Bodmann, Gmelin, Carl Pfitzer, Hartmann, Canz, Bardili, Graß, Fischlein, Späth, Paulus, Moegling, Renz, Wiebel, Gerstlacher, Weckerlin, Bäuerlen, Gufscher, Schweder, Antenriedt, Bolley u. a. m. durch, zum Theil vorzügliche, Erörterungen einzelner Rechtslehren gefüllt; allein an einem, den ganzen Umfang des w. PR. umfassenden Systeme und Handbuche fehlte es bis jetzt gänzlich. Diese Betrachtung veranlaßte den Vf., der gegenwärtig Mitglied des Consulentencollegiums in Stuttgart ist, die vorliegende Darstellung des gesammten würtemb. Privatrechts in einer systematischen Ordnung herauszugeben, indem nur dadurch der Zusammenhang der Rechte sichtbar und ein Überblick über dieselben möglich wird.

Aus dem gemeinen Recht hat Hr. W. nur dasjenige aufgeführt, was der württembergische Gesetzgeber aufgenommen hat, obgleich er nach der Vorrede des ersten Theils S. VII hievon dann zuweilen eine Ausnahme gemacht hat, wann ohne Voraussetzung gewisser gemeinrechtlicher Sätze die aus dem gemeinen Rechte entlehnten Landesgesetze

nicht erklärt werden konnten, oder wenn der Territorialgesetzgeber ausdrücklich auf die Belehrung durch Rechtsgelehrte verwiesen hatte. Diefem Bearbeitungsgefetz ist der Vf. ziemlich treu geblieben. Nur selten, z. B. §. 1, 26 ff., 226, 633, 703, hat er, nach Rec. Meinung ohne Noth, Digressionen in das römische Recht gemacht. So viel diejenigen Rechtsinstitute betrifft, welche aus einheimischen Gebräuchen und Gewohnheiten entstanden sind, so hat er sie, so weit sie nicht durch Gesetze bestimmt waren, aus ihrer Natur entwickelt, weil es für sie kein gemeines Recht giebt, aus welchem dasjenige, was die Gesetze unbestimmt lassen, ergänzt werden könnte, da das deutsche Recht bloß einen historischen Werth hat. Allein diesen historischen Werth hätte der Vf. mehr benutzen, und die rein germanischen Institute seines Vaterlandes, theils den Stamminstituten der ganzen germanischen Nation näher anreihen, theils sie öfter historisch deduciren sollen. Sonst hat man gegründete Ursache, mit der Methode des Hn. W. zufrieden zu seyn, und sie denjenigen, welche Territorialprivatrechte bearbeiten, als Muster zu empfehlen. Sein Werk erhält dadurch einen besondern Werth, daß die, die wissenschaftliche Aufklärung so befördernde, württembergische Regierung dem Vf. die Benutzung der zur Erläuterung des w. PR. dienenden Archivalacten, besonders der bey Abfassung des Landrechts entstandenen gestattete. Bey dem ersten Theil dieses Werkes war freylich diese Quelle ihm noch nicht zugänglich; allein der dritte Theil wird aus diesen Archivacten Nachträge zu jenem enthalten.

Der erste Theil enthält die Quellen, Geschichte und Literatur des gesammten w. PR. und das Personen-Recht; der zweyte das dingliche Sachenrecht (*jus in re*), und der dritte wird das Recht der Verbindlichkeiten und Verträge (*jus in personam s. in rem*) befaßen: den Proceß will der Vf. nicht hieher ziehen. I) Die Einleitung des ganzen Werks beginnt mit Entwicklung des Begriffes des w. PR. — Umfang der Rechte und Verbindlichkeiten der württembergischen Unterthanen gegen einander, welche durch einheimische Gesetze sanctionirt sind. Eintheilungen desselben. II) *Geschichte und Quellen des w. PR.* Bis zur zweyten Hälfte des 15ten Jahrh. gab es, nach §. 4, in Württemberg kein geschriebenes Gesetz, nicht einmal allgemeine Gewohnheiten, sondern jede Stadt, ja jedes Dorf hatte seine eigenen Gebräuche. Graf Ulrich führte (§. 5) zuerst 1456 und 1460 stehende Gerichte ein, und (§. 6) publicirte 1495 die

erste Landesordnung und die Stadtrechte für Stuttgart und Tübingen; in den Jahren 1554, 1567 und 1610 entstanden die drey Landrechte, und nach und nach mehrere einzelne Ordnungen und Gesetze, welche 1738 gesammelt wurden. III) *Literatur des w. PR.* Hier sind nur die oben erwähnten Commentare über das Landrecht angeführt; die übrige reichhaltige Literatur ist bey den einzelnen Gegenständen im Verfolg des Werkes bemerkt, und dadurch die, so interessante, allgemeine und historische Übersicht der Literatur gehemmt. Die biographischen Notizen sind nicht immer vollständig. Z. B. §. 23 bey *Ch. Friedr. Harpprecht* ist weder sein Todesjahr noch das angeführt, daß er lange und bis zu seinem Tode Reichskammergerichtsassessor war. IV) *Von der Auslegung des w. PR., dessen Ergänzung und Auslegung.* Hierauf folgt B) das erste Buch: *Personenrecht*, welches aus zwey Abtheilungen besteht, nämlich: 5) *Rechte einzelner Personen*, nach deren *Verschiedenheiten*: 1) *Geschlecht und Alter*. *Venias aetatis* werden seit dem Jahre 1732 nicht mehr von den Gerichten, sondern von der obersten administrativen Behörde (in neueren Zeiten vom Justizministerium) ertheilt; das 25te Jahr ist auch in Württemberg das Ende der Minderjährigkeit. 2) *Unterschied zwischen Einheimischen und Fremden*; Indigenat, Vorzüge der Einheimischen vor den Fremden, Retorsion, Abzugsrecht, Heimfalls- oder Fremdlings-Recht. 3) *Rechte der verschiedenen Religionsverwandten*. 4) *Von der Leibeigenschaft*. Diese Lehre wird hier sehr genau und vollständig in allen ihren Theilen vorgetragen. Zur Vorbereitung führt der Vf. §. 55 an: „Wenn ein Begüterter einem Unbemittelten Grund und Boden zum Bauen verlieh, und denselben mit den nöthigen Geräthschaften versah: so gab dieser jenem seinen Leib zum Eigenthum, zur Sicherheit dessen, was man ihm anvertraute, und was er für die Benutzung des Bodens zu leisten hatte, welches in gewissen Diensten für den Herrn des Guts und in Lieferungen von Naturalien bestand. Dies ist die eine Art, wie die Leibeigenschaft entstand: sie war eine Bürgschaft für das im Eigenthum des Herrn gebliebene Gut, und mit dem Besitze desselben verbunden. Die Leibeigenschaft vererbte sich auf die Kinder der Leibeigenen Ältern, und von diesen auf die weiteren Nachkommen. Hatten sich nun diese so vermehrt, daß das vom Leihherrn hinausgegebene Gut zu ihrem Unterhalte nicht mehr hinreichte: so verließen sie zum Theil dasselbe, um anderswo Nahrung und Obdach zu suchen; in dem Eigenthum des Herrn blieben sie aber, und dadurch veränderte sich die Leibeigenschaft dahin, daß sie auch ohne Beziehung auf ein zum Genuß überlassenes Gut die Person der Leibeigenen umfaßte.“ Nach §. 58 folgt in Württemberg das Kind stets, und auch hinter Ehe, dem Basen, und nach §. 62 heißt das Recht der Leihherrn, zu fordern, daß der Leibeigene ohne seine Einwilligung nicht heirathe; das *jus primae noctis*. Diejenigen, die, der Modestucht gemäß, über das *jus primae noctis* so manches unnütze Geschrey ge-

macht haben, erhalten hier abermals einen Beweis, wie trüglich es sey, sich ohne Sachkenntnis an Worte zu fassen. Nach neueren Gesetzen mehrerer Staaten darf kein Staatsdiener ohne Erlaubnis des Regenten heirathen, wer wird aber von diesem deshalb sagen, daß er das *jus primae noctis* habe? Übrigens geht aus diesem Abschnitt hervor, daß die Leibeigenschaft in Mecklenburg, Pommern; und in der Kurmark Brandenburg für den Leibeigenen gelinder sey, als die württembergische.

Aus den folgenden Abschnitten, deren summarische Erzählung, ohne eigenes Urtheil, den Leser ermüden würde, und nicht in dem Geist unseres Instituts ist, heben wir nur folgendes aus. Nach Cap. VI, §. 84 des ersten Abschnitts werden im St. Georgen sogar ein Knabe, der im zwölften Jahre ist, und ein Mädchen, welches das 14. Jahr zurückgelegt hat, als Hagestolzen behandelt, wenn sie ledig sterben; und der Leihherr zieht ihr ganzes Vermögen ein. Im 2 Cap. Tit. 2. bey den Rechten, welche nach der Trennung der Ehe durch Scheidung der Ehe Statt finden, scheint Rec. die, §. 191 angeführte, Wirkung der Scheidung von Tisch und Bette, nicht hieher zu gehören, weil durch letztere, nach des Vfs. eigenem System, die Ehe nicht aufgehoben wird.

Im zweyten dem *Sachen-Recht* gewidmeten Theile handelt das 7 Cap. des dritten Abschnitts vom *Abfall der Erbschaft*. Titel I. *Intestat - Erbfolge*. Allgemeine Grundsätze über die gesetzliche Erbfolge der Verwandten, Einteilung derselben in Classen: Nach w. PR. giebt es in dieser Hinsicht vier Classen derselben, nämlich die Classe des Justinianischen Nothellen-Rechts, jedoch geht die 4te nur bis zu den Verwandten des zehnten Grades, indem die weiteren ausgeschlossen sind. Erbfolge aus besonderen Gründen; das gemeine Recht ist auch hierin durch das württembergische bestätigt, die sogenannte Succession des Fiscus wird §. 685 richtig für keine Erbschaft angesehen. Titel II. *Testamentarische Erbfolge*. Begriff, Fähigkeit zu testiren; Verschwander dürfen kein Testament machen, auch nicht diejenigen, welche das 16 Lebensalter noch nicht zurückgelegt haben, jedoch kann man vom vierzehnten Jahre an um Dispensation nachsuchen; Ketzer und Widertäufer dürfen nicht testiren; Formen der Testamente, Erbesunfähigkeit, Notherben u. s. w. —

Was wir oben erwähnten, daß der Vf. wo es auf historische Entwicklungen vaterländischer Institute, z. B. die eheliche Gütergemeinschaft, die Zehenden u. d. gl. ankommt, zu kurz gewesen sey, und zu wenig auf Geschichte und deren Ausbeute Rücksicht genommen habe, davon kann auch die statutarische Nutznießung (T. I. §. 178) zum Beyspiel dienen, deren Grund, nach einer solchen Entwicklung, dem Vf. gewis mehr eingebuchtet haben würde. So würde ferner eine Digression in die Rechtsgeschichte Württembergs und die historische Entwicklung des gegenwärtigen Rechtszustandes dieses Landes bewiesen haben, daß es, was Th. I. §. 4 geleugnet wird, vor der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Württemberg nicht



bloß particuläre, sondern auch mehrere allgemeine Gewohnheitsrechte gegeben habe; Rec. macht nur auf das Verhältniß der Ehegatten in Beziehung auf das Vermögen aufmerksam, welches bloß auf der Basis jener älteren Gewohnheitsrechte in neueren Zeiten legalisirt ist. Auch darin, daß, wenn über einen Satz des römischen Rechts die Rechtsgelehrten zu verschiedenen Zeiten verschiedene Meinungen hatten, das württembergische Gesetz, in welchem das römische Recht angenommen worden ist, nicht nach der, obgleich vielleicht richtigen neueren, Meinung, sondern nach der, zur Zeit der Errichtung des Landrechts herrschend gewesen, Meinung der Rechtsgelehrten ausgelegt werden müsse, weil dieser der Gesetzgeber Gesetzeskraft habe ertheilen wollen (T. I. §. 31), kann Rec. dem Vf. nicht unbedingt beytreten. Nur dann, wenn der Gesetzgeber in seinem Gesetz diejenige Meinung, welche gelten und angenommen werden sollte, ausdrücklich angegeben hat, scheint Rec. diese Behauptung richtig, in allen anderen Fällen aber um so weniger zulässig zu seyn, als darin nicht vorliegt, welche unter den verschiedenen Doctrinen die Gesetzgebung angenommen oder für die richtigere erkannt habe. Daß man ehemals und noch im 15. Jahrhunderte nicht ohne landesherrliche Erlaubnis, ohne den sogenannten Gondsbrief, ein Testament gemacht habe (Th. II. §. 638), ist in seiner *Allgemeinheit* wohl nicht richtig, und ist wohl nur dann der Fall gewesen, wenn der Gegenstand der Erbeneinsetzung nicht ohne landesherrlichen Consens veräußert werden konnte; Testamente und das Recht der Testamentation *im Allgemeinen* hingegen ist schon mit der Aufnahme des römischen Rechts auch in Württemberg aufgenommen und, ohne landesherrliche Dispensation, üblich gewesen.

Durch die neuen Hauptveränderungen, welche Deutschland seit der Abfassung dieser zwey Theile erlitten, hat auch das w. PR. bedeutende Veränderungen erhalten. Rec. führt nur zwey wesentliche Theile an, nämlich das neue Religions-Edict wodurch die §§. 50—54 des *ersten* Theils beynahe ganz wegefallen, und den Umstand, daß Württemberg durch die Mediatisationen nunmehr auch einen landfässigen Adel, den es vorher nicht hatte, erhalten habe, wodurch in einem Systeme des württembergischen Privatrechts jetzt ganz neue Dogmen, auf welche Hr. W. vorher nicht Rücksicht nehmen konnte, entstanden sind, z. B. im Personenrecht ein eigenes Capitel vom Adel, im Erbschaftsrecht die Lehre vom Erbrecht unter dem Adl u. a. m. Die Metamorphose, welche das Jahr 1806 dem deutschen Reich und seinen einzelnen Provinzen gab, hat vielleicht in keinem anderen Lande so viele privatrechtliche Veränderungen geschaffen, als gerade in Württemberg. Rec. wünscht daher, daß Hr. W. diese Veränderungen als Zusätze diesem Werke nachtragen und dadurch demselben eine noch größere Brauchbarkeit geben möge. — Was endlich die Schreibart betrifft: so verdient der Vf. auch in dieser Hinsicht alles Lob. Provincialismen, wie z. B. S. 22 *Leßart*

für *Leßart*, S. 49 *Weiß* für *Weiß*, S. 187 *Waisengericht* für *Waisengericht*, S. 207 *Waiden* für *Weiden*, hätte er vermeiden sollen. Mit dem Fleisse des Druckers hat man weniger Ursache zufrieden zu seyn; mehrere Seiten sind falsch numerirt, S. 37 ist die Jahrzahl 1551 auf jeden Fall unrichtig u. s. w.

Rec. sieht dem baldigen Erscheinen des *dritten Theils* mit Verlangen entgegen und bemerkt, daß der Vf. uns in einigen öffentlichen Blättern die Versicherung gegeben hat, daß derselbe noch im Jahr 1807 erscheinen sollte. M. — St. St.

ULR. v. Stettin: *Vermischte Abhandlungen über Gegenstände der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit*. Von K. G. Naundorf, vormaligem erstem Raths-Consulenten in der Reichsstadt Eslingen. 1805. 275 S. 8. (16 Gr.)

Der unfreywillige Ruhestand, in welchen der Vf. durch die politische Veränderung in seiner Vaterstadt versetzt worden war, hat diesen Ausarbeitungen das Daseyn gegeben. Unter 22 Numern sind theils Abhandlungen über die Gesetzgebung, theils einige Rechtsfälle aufgestellt, welche von des Vfs. Kenntnissen und Erfahrung zeugen, und in einem guten Styl vorgetragen sind, wie man ihn aus jenen Gegenden eben nicht gewohnt ist. 1) *Gedanken über das Fehlerhafte in dem Zeugenverhör, und Vorschläge zur Verbesserung desselben*. Eine wichtige Abhandlung, insofern sie, wenn man auch mit dem Vf. nicht einverstanden wäre, zu weiterer Bearbeitung dieser Materie Anlaß geben kann. Denn für den Kenner ist gewiß der Zeugenbeweis der schätzbareste, und ein eben so genaues als unbefangenes Zeugenverhör ist der Probierstein eines geschickten und redlichen Richters. Da aber so viele Richter zu sehr Menschen sind, da die meisten adelichen Gerichtsverweser die Person des Richters und Actuars in sich vereinigen, so ist für das Geschäft der Erforschung der Wahrheit aus der Zeugen-Mundt gewiß eine Controлле höchst nöthig; sey es nun, nach dem Vorschlag des Vfs., durch Gegenwart der Parteyen, (wie in England,) oder — was wenigstens in einigen Fällen rathsamer seyn dürfte — durch Gegenwart anderer Personen.

II. *Von dem Gebrauche des Looses bey Entscheidung streitiger Rechtsfälle*. Über diesen, in mehrere Theile der Rechtswissenschaft einschlagenden, Gegenstand wäre wohl eine eigene Schrift von einem mit historischen und philosophischen Kenntnissen ausgerüsteten Rechtsgelehrten zu wünschen. Der Vf. hat hier einen schätzbaren Beytrag für das Civil-Recht geliefert, und nach vorausgeschickten allgemeinen Sätzen, neun Fälle aufgestellt, wo der Gebrauch des Looses Statt finden könnte, die man im Buche selbst nachlesen muß. Da indess in einigen Fällen die Rechtslehrer streitig sind, da das Loos nicht — wie einige, z. B. *Ludovic* etc. meinen — wegen Ungewißheit, sondern wegen Collision der Rechte eintreten kann, diese aber auch in dem besten Gesetz-Buch, als menschlichem Machwerk, nicht

ganz vermieden werden wird: so wäre es der Aufmerksamkeit der Legislation würdig, Grundsätze für den Gebrauch des Looses festzustellen. III. *Beiden (den) bey den Untergerichten geschlossenen Vergleichen sollte die Reue innerhalb acht Tagen erlaubt seyn.* Das heist, den geendigten Processen eine Hinterthüre aufthun! Bey einer guten Controlle wird der Unterrichter nur selten die eine Parthey zu einem schädlichen und ungerechten Vergleiche zwingen können. IV. *Confrontation unter Altern und Kindern ist in keinem Fall erlaubt.* Der Vf. traut doch den Verbrechern zuviel Zartgefühl zu, das Rec. leider! in praxi noch nicht fah, und den Confrontationen zu wenig Effect, wovon Acten das Gegentheil besagen. Man versäume ja über die Humanität und Delicateffe gegen Verbrecher nicht die Pflicht gegen das Publicum durch Entdeckung der Verbrechen. Die Materie ist noch nicht so völlig aufs Reine gebracht, um dem Vf. unbedingt beyzustimmen. V. *Der Executiv-Process ist in den deutschen Reichsgesetzen gegründet.* VI. *Ein Vater sollte nicht in einer Process-Sache Richter seyn dürfen, in welcher sein Sohn als Advocat einer von den Partheyen Beystand leistet.* VII. *Über die Desertion der Appellation erkennt der Unterrichter, wenn die Appellation noch nicht bey dem Oberrichter eingeführt ist.* Werden nicht alle Oberrichter zugeben. VIII. *Wenn der Kaufcontract rückgängig wird, so ist der Fiscus schuldig, den Accis zurückzugeben.* Richtig! obgleich nicht alle Rechtslehrer einstimmen. Der Vf. hat aber den Fall vergessen, wo beide Contrahenten freywillig zurückgehen; da ist doch in vielen Ländern in Ansehung des Laudemii

und dergl. eine andere Meinung herrschend. IX. *Der praktische Nutzen der Unterscheidung zwischen Matrimonium perfectum und consummatum durch einen seltenen Rechtsfall erläutert.* Ein Raufsch des Bräutigams verleitete ihn zu Ausschweifungen, die die Vollziehung der Ehe hinderten, und die Scheidungsklage der Braut mit Recht begünstigten. X. *Der Gläubiger, der bey dem Concurs des Hauptschuldners ein Prioritätsrecht hat, kann dieses bey dem Concurs und des Bürgen Vermögen nicht auch verlangen.* XI. *Die eigenen Gläubiger des Schuldners haben kein Vorzugsrecht vor den Bürgschaftsgläubigern.* XII. *Über den Unfug bey Vorschätzung der Einrede des nicht gezahlten Geldes in Concursfachen.* XIII. *Ein Diener des Staats kann von Rechtswegen die gesetzlich festgesetzte Befoldung verlangen, wenn schon keine ausdrückliche Verabredung vorgegangen ist.* XIV. *Etwas über Handelschaft der Geistlichen u. s. w.* XV. *Ein zwischen dem Kranken und seinem Arzt abgeschlossener Vertrag ist ungültig.* Seine Meinung verdient vor der gegenheiligen den Vorzug. XVI. *Apologie der Disputirsätze.* XVII. *Über die Auslegung dunkler oder zweydeutiger Zeugenaussagen.* XVIII. *Von Zurückdatirung in Schuld- und Pfand-Verschreibungen.* XIX. *Der Inquirent sollte nie auch Referent seyn.* XX. *In Concursfachen wützt die Appellation eines Gläubigers zuweilen auch einem Anderen u. s. w.* XXI. *Die schädlichen Folgen davon, wenn der Contradictor in den Prioritätsstreit gezogen wird u. s. w.* XXII. *Ein Vorschlag zur Verbesserung der Correlations-Anstalt.* Der Correferent soll weder den Referenten noch dessen Relation vorher kennen. F. J.

## KURZE ANZEIGEN.

**JURISPRUDENZ.** Eisenberg, b. Schöne und Comp.: *Über Bestrafung der Verbrecher, besonders über öffentliche Hinrichtungen von Ernst Bornscheim.* Mit Anmerkungen begleitet vom Hn. D. Steinbeck in Langenberg. Aus dem deutschen Patrioten besonders abgedruckt. 1804. 46 S. 8. (3 Gr.) Die Geschichte zweyer Mörder (Künzel und Müller), welche bis S. 23 erzählt wird, hätte dem Vf. Gelegenheit zu interessanten Bemerkungen geben können, wenn er das Fach, an welches er sich gemacht hat, verstanden hätte. So, aber findet man hier weiter nichts, als einige oberflächliche Bemerkungen, welche die Nothwendigkeit darlegen sollen, bey Bestrafung der Verbrecher auf die Erziehung derselben, auf die Leidenschaften und Triebfedern zum Verbrechen, auf die Verführung und auf die Wiederholung der That Rücksicht zu nehmen: alles Dinge, die längst bekannt, längst besser gesagt, und längst zur Anwendung gebracht worden sind. Von S. 35 bis zu Ende wird gegen die öffentlichen Hinrichtungen declamirt, wobey S. 40 u. f. auch noch der Grund gegen sie aufgeführt wird, daß sie den Buch- und Finger-Fabrikanten, wie Hr. B. sich ausdrückt, Gelegenheit zum Schreiben geben. Diese Ansicht ist in der That neu, und wenn Hr. B. von den Hinrichtungen anderer Verbrecher wiederum Gelegenheit zu nehmen Lust haben sollte, ähnliche Werke wie das vorliegende zu fertigen: so würde Rec., der bisher immer für die öffentlichen Hinrichtungen gewesen ist, wohl umgestimmt werden können, und die Vollziehung der Todesstrafe, wenigstens für die Mitarbeiter an dem deutschen Patrioten, geheim zu halten rathen. — Hn. D. Steinbeck's Anmerkungen sind von der Art, daß es, um sie zu bemerken, allerdings nöthig war, sie auf dem Titel anzuführen. Bey

dem seichten Grunde gegen die öffentlichen Hinrichtungen, daß sie das Publicum nicht bessern und gewöhnlich unter dem Galgen gestohlen werde (ebenfalls eine zum Ekel wiederholte Erinnerung), bemerkt Hr. Steinbeck S. 36: „Mir selbst ist, während des Aufgabelns der Müller- und Künzelschen Köpfe ein Tabaksbeutel am Hochgerichte aus der Tasche gestohlen worden.“ Übrigens wollen wir Hn. B. das Verdienst um die Unterhaltung der Leser des deutschen Patrioten, welches Hr. D. Steinbeck S. 46 preiset, nicht absprechen; er wird es aber nicht übel nehmen, wenn Rec. in dieses Lob, in Beziehung auf die Unterhaltung des wissenschaftlichen Publicums, nicht einstimmt, und es noch überdies für unschicklich erklärt, wenn ein Schriftsteller in einer Schrift, deren Abdruck er selbst besorgt, durch die Worte eines dritten sein Lob preisen läßt. Dr.

**LITERATURGESCHICHTE.** Ulm, b. Stettin: *Neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch u. s. w. von Sam. Baur, Prediger in Göttingen und Alpeck bey Ulm. Zweyter Band.* 1808. 972 S. 8. (2 Rthlr.) S. die Recension in der J. A. L. Z. d. Jahres. No. 24. Dieser Band begreift die Buchstaben E bis J. Unrichtigkeiten in chronologischen Angaben sind nicht häufig; nur ist der Tag der Schlacht bey Lützen den 6 Nov. 1632, abermals falsch angegeben; S. 578 wird sie auf den 1 Nov., und im ersten Bande, S. 690, war sie auf den 8 Decembr. angesetzt. Auf die Correctur muß mehr Fleiß verwendet werden; der Druckfehler sind für ein solches Hülfsbuch gar zu viele. Sonst ist sich die Arbeit gleich geblieben, und die Verfahrungsart des Vfs. verdient im Ganzen Beyfall. Wir wünschen eine baldige Vollendung dieser Arbeit. R.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 4 A P R I L , 1 8 0 8 .

## M E D I C I N .

BERLIN, b. Schüppel: *Versuch einer systematischen Encyclopädie der gesammten Medicin*. Nebst einer Abhandlung über das Studium der Medicin, von Emanuel Meyer. 1807. 374 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Eine, den höheren Anforderungen der Kritik entsprechende, medicinische Encyclopädie sollte, gleichsam im verjüngten Mafsstabe, das Abbild der gesammten Heilkunde repräsentiren, und dasjenige, was ein vollkommen ausgebreitetes System der Medicin in sich faßt, in einer begrenzten Form treu und lebendig darzustellen suchen. Der Vf. einer solchen Encyclopädie müßte die gleiche Weihe in der Theorie und Empirie dieser Wissenschaft erhalten, sich ein vollkommenes System der Heilkunde erschaffen haben. Hieraus wird es erhellen, wie selten Versuche dieser Art von einem glücklichen Erfolg begleitet seyn können, da sich nur zu viele Schwierigkeiten ihrem Gelingen entgegenstellen. Denn entweder huldigt der Encyclopädist einer Aftentheorie, oder er ist nicht tief genug in das Wesen der ächten Lehre eingedrungen, oder es fehlt ihm an genügenden Kenntnissen im Felde der Empirie, oder endlich, er versteht die schwere Kunst nicht, diese beiden wesentlichen Pole zu einem, in sich geschlossenen, System der Medicin zu verbinden. Aus diesen Ursachen wird man sich über die selten gelungenen Versuche in diesem Zweige unserer Literatur, nicht wundern können. —

In vorliegender Schrift spricht sich das lebhafteste Verlangen, dieß Ziel zu erreichen, auf eine unverkennbare Weise aus; inzwischen sieht der Vf. die großen Schwierigkeiten sehr wohl ein, und geht mit einer ihn ehrenden Scheu an das Werk.

So viele Achtung gegen die Bescheidenheit des Vfs. aber wir auch hegen: so müssen wir doch bekennen, daß diese Encyclopädie, so viel davon vor uns liegt, keineswegs dem uns von einem Werke dieser Art vorschwebenden Bilde entspreche. — Hr. M. legte diesen Untersuchungen eine einseitige, irrige Theorie zum Grunde, und verstand diese nicht einmal mit Consequenz durchzuführen. So sehr man es dem Vf. in der gegenwärtigen Epoche, wo die Theorie der Heilkunde eine so auffallende Metamorphose erlitten hat, auch an und für sich schon verargen muß, daß er von der Erregungstheorie ausgegangen ist: so würde dieß doch noch verzeihlich seyn, wenn er diese Theorie consequent durch-

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

geführt, und nicht so vieles, ihr Fremdartiges, mit eingemischt hätte. Wenn man aber Sätze der Brown'schen, naturphilosophischen, chemischen, Hufeland'schen Lehre, wie es hier geschehen, mit einander verbindet, was kann anders daraus folgen, als eine theoretische Mißgeburt? Wahr ist es allerdings, was der Vf. in der Vorrede erinnert, daß der gegenwärtige Zustand der theoretischen Heilkunde der Abfassung einer gelungenen medicinischen Encyclopädie große Hindernisse in den Weg legt. Tritt aber dieser Fall nicht auch bey der Bearbeitung eines Systems der gesammten Medicin ein? Dessenwegen zieht sich Jeder von dieser herkulischen Arbeit zurück, der ihr nicht vollkommen gewachsen ist, ja selbst die Meister der Kunst gehen mit einer heiligen Scheu an ein solches Unternehmen. Leidet es der zu lückenhafte Zustand unserer Wissenschaft nicht, gegenwärtig ein vollendetes System der Heilkunde, eine gelungene medicinische Encyclopädie zu liefern: so mögen wir immerhin davon abstehen, und lieber eine Pause machen, als unsere, mit dergleichen mißlungenen Versuchen ohnehin schon so reiche, Literatur mit neuen noch mehr zu belästigen.

Der Vf. eröffnet seine Untersuchungen mit einer Abhandlung über das Studium der Medicin. Hier bemerkt er, auf Akademien seyen die Klagen über den Mangel eines passenden Studienplanes allgemein, und der nachtheilige Einfluß dieser Lücke auf die Studien angehender Ärzte sehr fühlbar. Die jetzt existirenden Lehrpläne ständen in gar keiner Harmonie mehr mit den großen Veränderungen im Gebiete der Wissenschaft. Besonders habe die Idee, daß die besonderen Wissenschaften und ihre einzelnen Zweige nicht als Bruchstücke, sondern als organische Glieder eines großen Ganzen zu betrachten sind, einen großen Einfluß auf die Bearbeitung der Wissenschaften gehabt. Der Erlernung des Besonderen sollte daher die Erkenntniß des organischen Ganzen vorausgehen, so daß das Einzelne immer im Zusammenhang mit dem Ganzen erblickt würd. Hierauf sey aber bisher fast gar keine Rücksicht genommen worden. Man könne sich kaum über die immer häufiger zum Vorschein kommenden mittelmäßigen Producte des akademischen Studiums wundern. Obgleich diese Behauptung vollkommen mit unserer Überzeugung übereinstimmt, und uns ganz ein Wort zu seiner Zeit geredet scheint: so ist doch der Vf. darin zu weit gegangen, und spricht zu grell ab, wenn er ein gleiches Verdam-

mungsurtheil über alle akademischen Lehrpläne fällt, unter denen doch einige von jeder Form entfernt seyn, und sich dem gezeichneten Bilde mehr annähern dürften. Sehr richtig bemerkt ferner der Vf., daß bey der Entwerfung eines jeden Lehrplanes alles auf die ihm zum Grunde liegende Idee, und auf die Quelle ankomme, aus welcher diese fließt. Um eine gründliche Lehrmethode der Heilkunde auszumitteln, müsse man sich vor allem einen richtigen Begriff vom Wesen der Medicin verschaffen, zu welchem Ende der Vf. ein concentrirtes Gemälde der Medicin aufzustellen, und alle zu ihr gehörigen Disciplinen daraus abzuleiten, den Versuch macht. — Was der Vf., in der Einleitung dieses Aufsatzes, über die beiden Hauptclassen der streitenden Parteyen in der Medicin äußert, läuft darauf hinaus, daß die eine Partey in der Anwendung der Philosophie auf die Medicin zu weit gehe, die andere hingegen der Empirie eine zu große Herrschaft einräume. Streng genommen ist dies nicht bloß der Streit der entzweyten Parteyen der jetzigen Zeit, sondern aller jener Epochen, in denen sich das Streben, ein wahres System der Heilkunde zu begründen, auf eine lebhafte Weise aussprach. Es möchte sich wohl kaum eine Periode in der Geschichte unserer Wissenschaft aufzeigen lassen, wo man nicht durch Hülfe der Philosophie, die wenigstens dafür gelten wollte, wenn sie auch diesen Namen nicht verdiente, ein richtiges theoretisches Gebäude aufzuführen, den Versuch machte, ein Streben, dem sich die Empirie stets hartnäckig entgegenstellte. Dieser Streit, der schon so viele Jahrhunderte gedauert, wird wohl niemals erlöschen, da jener vollkommene Zustand der Medicin, wo die rechte Theorie und Empirie in Eins zusammen fließen, kaum jemals eintreten dürfte. — Ubrigens drückt sich Hr. M. S. 7 sehr irrig aus: „Zu der einen Classe gehören diejenigen, welche über eine zu transcendente Behandlung der Medicin klagen“, was einen wirklich lächerlichen Widerspruch giebt, da es transcendental, dem transcendent a diametro entgegen steht, heißen sollte. —

Unter Vf. hält es weder mit denen, welche einen nicht bloß regulativen, sondern wirklich constitutiven Gebrauch von der Philosophie in der Medicin machen und aus Sätzen a priori das Materiale derselben zu construiren wännen, noch mit jenen, welche behaupten, der Arzt bedürfe nichts als der Wahrnehmungen, Beobachtungen, Erfahrungen am Krankenbette; er liebt die goldene Mittelstraße, welche sich zwar der Philosophie, jedoch nur auf eine beschränkte, vernünftige Weise bedient, und die Empirie in ihrem Werth läßt, ohne ihr mehr einzuräumen, als sie, ihrem Wesen nach, gelten soll. Ob man bey einer solchen Nüchternheit etwas vorzügliches in einer von ihrer Vollendung noch so entfernten Wissenschaft, wie die Medicin ist, zu leisten vermag? Diese Frage überlassen wir der Beurtheilung des denkenden Lesers. So viel ist wenigstens anerkannt, daß alle Heroen unserer Kunst, alle, welche irgend eine große, heilsame Re-

volution in ihr hervorbrachten, von dieser Mäßigung sehr entfernt waren, und entweder mit der Empirie, oder der Philosophie, in einem schneidenden Gegensatz standen.

Was nun das, in den folgenden Abschnitten gelieferte Gemälde der Medicin selbst betrifft: so können wir nichts weiter darüber bemerken, als daß das eigentlich Theoretische ganz in dem Geiste verfaßt ist, welcher durch die Röschlaubische Nosologie eine kurze Zeit in der Medicin herrschend war. Für diesen Standpunct ist das hier Vorgetragene gut und zweckmäßig abgehandelt, und wird bey den Anhängern der verheßerten Erregungstheorie vielen Beyfall finden. Die Gründe, warum wir uns mit dieser Ansicht nicht begnügen können, hier weilläufig auseinander setzen zu wollen, wäre um so unzweckmäßiger, da die Stimmen aller Kritiker hierüber bereits so bestimmt und laut entschieden haben. — Wir wollen dafür versuchen, den Lesern ein Bild von dem hier entworfenen Gemälde der Medicin zu liefern.

Bevor man zu einer Theorie gelangt, muß man, nach der Behauptung unseres Vfs., bestimmte Grundsätze aufstellen, die eine gehörige Ansicht vom Ganzen der Wissenschaft geben. Der Arzt soll sich daher einen Umriss vom Ganzen seiner Wissenschaft, ein bestimmtes Schema entworfen haben, nach dem er das Ganze und seine einzelnen Theile bearbeitet. Die ersten Grundsätze müsse er aus der Naturlehre entnehmen; hiedurch entstehe ihm eine eigentlich *fundamentale, reine Theorie*, welche nicht als Zweig der Medicin, sondern der allgemeinen Naturlehre anzusehen sey, und aus welcher die empirische Medicin nicht gefolgert, sondern nach der sie bearbeitet werden müsse. Hiedurch entstehe uns eine *rationelle empirische Theorie der Medicin*, welche wieder in die *allgemeine* und die *besondere* zerfalle. Jene hat es mit den Hauptgattungen wahrnehmbarer Krankheiten, und den allgemeinen Bedingungen ihrer Existenz zu thun, wozu es einer *Physiologie* bedarf, um sämtliche Erscheinungen des lebenden Organismus erklären zu können. Nur vermittelt der Physiologie gelangt man zu einer allgemeinen *Pathologie*, in der man wieder Ätiologie, Pathogenie, Nosologie, Semiotik und Symptomatologie unterscheiden müsse. Aus diesen Lehren, auf bestimmte Fälle angewendet, resultiren die specielle Physiologie und Pathologie. — Durch diese Betrachtung des gefunden und kranken Zustands würden wir auf die *Therapie* geleitet, welche theils die Grundsätze lehrt, nach welchen der Heilungsprocess für allgemeine und besondere Krankheitszustände entworfen wird — *Therapeutik* im engeren Sinn, theils die Kenntniß der Mittel bestimmt, durch welche jene Grundsätze erreicht werden — *Heilmittellehre*. Durch die Anwendung der in der allgemeinen Heilkunde gegebenen Kenntniße auf besondere Krankheitsformen, entstehe die *specielle Therapie*. Dieß sind die Bestandtheile der rationellen Theorie der Heilkunde. — Die praktische Medicin ist, nach des Vfs. Bestimmung, der Inbegriff der Regeln, um jene allgemeinen Grundsätze zu realisiren. Das erste Moment, worauf die Aufmerksamkeit des Arz-

tes gerichtet seyn muß, ist die Kunst Krankheiten zu erkennen — *Diagnostik*. Die Anleitung zu der Kunst, im Anfange einer Krankheit ein Urtheil über ihren Ausgang zu fällen, giebt die *Prognostik*. Durch diese Bestimmungen gelangt man zur Erkenntniß des Heilungsprocesses, zur *technischen Therapie*. — Die Heilmittel lehre zerfällt 1) in die directe, welche enthält:

- a) Kenntniß der einfachen und rohen Arzneykörper — *material medica*, b) Kenntniß der zusammengesetzten, künstlichen Arzneykörper, *Pharmakologie*, der wieder die *Pharmacie* und *Receptirkunst* untergeordnet ist; 2) die indirecte Heilmittel lehre, welche die *Chirurgie* und *Entbindungskunst* in sich faßt.

Alle diese Kenntnisse zum Unterricht angehenden Ärzte am Krankenbette angewandt, giebt die *medizinische Klinik*. — Wir stimmen vollkommen mit dem Vf. darin überein, mehrere Disciplinen, welche man in vielen medicinischen Handbüchern irriger Weise als integrierende Theile der Medicin aufnahm, z. B. *Anatomie*, *Chemie*, *Physik*, *Botanik*, nur als *Hilfswissenschaften* derselben anzusehen, so unentbehrlich auch ihre Kenntniß dem Arzte ist. —

Sämmtliche, zur Medicin näher oder entfernter gehörigen Disciplinen, in ihrer natürlichen Ordnung aufgestellt, giebt folgendes Schema:

#### Hilfs- oder Vorbereitungswissenschaften.

Physik.

Chemie.

Physiographie.

#### a) Uebersicht.

1) Mineralogie.

2) Botanik.

3) Zoologie.

#### b) In Beziehung auf den menschlichen Körper.

a) An sich.

1) Durch Zergliederung — *gesammte mechanische Anatomie*.

2) Durch Scheidung und Auflösung — *chemische Anatomie*.

3) Durch Vergleichung — *vergleichende Anatomie*.

#### System der medicinischen Wissenschaft.

#### A) Theoretische Medicin.

Allgemeine.

I) Physiologie.

II) Pathologie mit allen ihren Zweigen, als *Ätiologie*, *Pathogenie*, *Nosologie*, *Semiotik*, *Symptomatologie*.

III) Therapie.

1) Eigentliche Therapie.

2) Heilmittel lehre.

a) Directe.

1) *Material medica*.

2) *Pharmakologie*, mit *Pharmacie* und *Receptirkunst*.

b) Indirecte.

1) *Wundarzneykunst*.

2) *Entbindungskunst*.

#### B) Praktische oder technische Medicin.

1) Diagnostik.

2) Prognostik.

3) Medicinische Technologie.

a) Technische Therapie.

b) Technische Heilmittel lehre.

#### C) Klinische Medicin.

Anhang.

1) Staatsarzneykunde.

a) Medicinische Policey.

b) Gerichtliche Medicin.

2) Medicinische Geographie.

3) Volksarzneykunde.

4) Thierarzneykunde.

Zu allen diesen kommt endlich noch die *Hygiene*.

So große Vorzüge dieser Anordnung auch vor der bisher gewöhnlichen Methode zukommen, wo man weder eine richtige Aufeinanderfolge der Lehren, noch eine geschickte Aneinanderreihung der homogenen Theile beobachtete: so läßt es sich doch nicht leugnen, daß diese Ordnung im Ganzen zu complicirt, und in einigen Theilen zu pedantisch aufgestellt ist. Es möchte daher wohl kaum zu zweifeln seyn, daß, wenn nach diesem Schema die Heilkunde Rudirt wird, dem Gedächtnisse des angehenden Arztes oft das Allgemeine entschwunden seyn würde, wenn er so spät auf das Speciellere und dann erst auf das Speciellste geführt wird. So wichtig es auch ist, das Allgemeine, worin sich die Theorie der Heilkunde am lauteften ausdrückt, von dem abzufondern, was mehr das Resultat der empirischen Erkenntniß ist: so scheint es uns doch nicht wohlgethan, diesen Läuterungsprocess zu streng fortzusetzen und zu weit zu verfolgen, wenn nicht nothwendig Verwirrung entstehen soll. Ubrigens ist die hier vorgetragene Ordnung der medicinischen Disciplinen, zum Behuf eines besseren Studienplans, sehr zweckmäßig und consequent benutzt. Die gewöhnliche Weise, wie die jungen Ärzte ihre Studien auf Akademien treiben, ist mit sehr lebhaften Farben geschildert, und die großen Inconvenienzen, die aus einem solchen, von aller Methode entbloßten, Studium nothwendig folgen, unwiderleglich dargethan. Die große Wichtigkeit der Sache läßt es wünschen, daß die Curatoren der Universitäten diesem Gegenstande eine größere Aufmerksamkeit schenken, und durch Anordnung kräftiger Maßregeln diesem, überall so lebhaft gefühlten, Bedürfnisse endlich abhelfen mögen.

Ubrigens umfaßt Hr. M. gegenwärtig nur den ersten Theil der theoretischen Medicin — nämlich das Allgemeine der Physiologie, Pathologie, Therapie, Heilmittel lehre, und die specielle Physiologie.

Die hier gelieferte Physiologie ist ganz im Geiste der verbesserten Erregungstheorie, wie sie von Röschlaub in seiner *Nosologie* dargelegt wurde; verfaßt, und alle hier entwickelten Gesetze der Erregbarkeit nur eine Wiederholung der schon so oft vorgetragenen Sätze. Zugleich hat der Vf., wo er von der Mischung organischer Körper überhaupt, und des menschlichen insbesondere handelt, die Ansicht der chemischen Schule mit aufgenommen. Das über die weichen und festen Theile im Organismus gelehrt, ist reine Compilation. Eben so wenig erhebt sich der Vf. über die gewöhnliche Röschlaubische Ansicht bey der Betrachtung der äußeren Einflüsse auf den lebenden Organismus, wo er, jenem Meister getreu, alles aus dem Oxydations- und Desoxydationsprocess zu erklären sucht. — Dieselbe Bewandniß hat es mit dem zweyten Abschnitte, worin die allgemeine Pathologie abgehandelt wird. Hr. M. unterscheidet Krankheiten der Kräfte und der Materie; die erste Classe ist nichts mehr und nichts weniger als die gewöhnliche Unterscheidung der Krankheiten in *rhienische* und *asthenische*, die Krankheiten der Materie nichts weiter als die, durch mechanische

sche oder chemische Gewalt entstehenden, örtlichen Krankheiten im gewöhnlichen Sinn des Brown'schen Systems. Eben so wenig erhebt sich die Entwicklung der schädlichen Einflüsse über die beschränkten Grenzen dieser einseitigen Ansicht; wir sind bey allen diesen Gegenständen keiner neuen, originellen Idee des Vf., sondern lauter alten bekannten begegnet. — Dasselbe Urtheil müssen wir über den dritten Abschnitt, die allgemeine Therapie, fällen, welche ganz nach dem Vorbild der Physiologie und Pathologie bearbeitet ist. Der Vf. unterscheidet zwey Heilmethoden, die dynamische und materielle, aus welchen er die erregende, schwächende, specifische und restaurirende Methode ableitet. Bey der erregenden Methode unterscheidet er die direct und indirect erregende; jene erreicht dies Ziel durch Removirung positiv schwächender Potenzen, diese durch die eigentlich excitirenden, roborirenden Mittel. — Bey der specifischen Methode unterscheidet Hr. M. die dynamisch-specifische von der qualitativ-specifischen, eine Differenz, deren Sinnigkeit durch nichts befriedigendes motivirt wird; überhaupt ist das Capitel von der specifischen Methode die dunkle Region der Erregungstheoretiker, dem sie nur mit innerem Widerstreben einen Platz in ihrem System einräumen. — Die Heilmittel betrachtet der Vf. entweder nach ihrer allgemeinen Wirkung auf den Organismus, als oxydirend und desoxydirend, oder nach ihrer therapeutischen Beziehung, wo sie nach der Verschiedenheit der Heilmethode als erregend, schwächend, specifisch und roborirend angesehen, und ganz nach der hierüber bereits entwickelten Ansicht beurtheilt werden. — Was die, im vierten Abschnitte vorgetragene, specielle Physio-

logie betrifft, so geht unser Vf. dabey von dem Satze aus: die Ursache aller Lebenserscheinungen ist das Lebensprincip oder die Erregbarkeit; diese äußert sich aber auf drey verschiedene Hauptarten, als Receptivität, Wirkungsvermögen (Irritabilität) und Productionsvermögen. — Ohne fernere Beweise dieses Fundamentalsatzes entwickelt nun unser Vf., auf eine rein compilerische Weise, die verschiedenen Phänomene und Functionen dieser Grundäusserungen des Lebensprinzips, ohne in die Ergründung ihres Wesens selbst tiefer einzudringen. —

Denjenigen, welche sich mit einer speciellen Physiologie begnügen können, welche bloß dasjenige enthält, was auf dem Wege der empirischen Erkenntniß gewonnen, durch Benutzung, Zusammentragung des schon Bekannten erhalten wird, würde der vorliegende Versuch keine unwillkommene Erscheinung seyn, wäre das Meiste nicht zu rhapsodisch, fragmentarisch bearbeitet. Jene aber, welche in einer Physiologie etwas Höheres erwarten, als die compilerische Zusammenfügung des Bekannten, welche diesen Versuch etwa nach dem Maßstab der in einem höheren Sinne verfaßten Naturlehre des menschlichen Körpers beurtheilen, wie wir in der Walther'schen und Dollinger'schen die Vorbilder besitzen, werden auf keine Weise einige Befriedigung finden.

Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß, wenn der Vf. diese Encyclopädie fortzusetzen gedenkt, er entweder den Einfluß der in diesem Band gehuldigten Theorie mehr beschränken, und sich so viel als möglich an das rein Empirische halten, oder diese Untersuchungen von einem höheren, richtigeren Standpunkte aus unternehmen möge. S. S.

### KURZE ANZEIGEN.

**MEDICIN.** Göttingen, b. Dankwerts: *Vollständige und deutliche anatomische Anweisung für gerichtliche Ärzte und Wundärzte zu gerichtlichen Leichenuntersuchungen* von Georg Heinr. Christ. Crusius, Professor an der Julius-Carls-Universität zu Helmstadt. 1806. 102 S. 8. (14 Gr.) Die Seltenheit der Legalsectionen und der daraus entspringende Mangel an Übung in anatomischen Arbeiten machen allerdings den meisten gerichtlichen Wundärzten ein solches Handbuch, das sich rühmlich an Oechy's und Roose's bekannte Schriften über Leichenöffnungen anschließt, zum Bedürfnis. Wollen sie aber dieses gehörig benutzen, so müssen sie zugleich Hildebrandt's oder Wiedemann's Lehrbuch, worauf sich der Vf. fast auf jedem Blatte bezieht, bey der Hand haben. Deutlich ist die hier dargestellte Beschreibung der anatomischen Handarbeiten bey einer gerichtlichen Leichenöffnung. Nicht alles aber ist so vollständig, als der Titel erwarten läßt. Z. B. von der äußerlichen Untersuchung der Leichen hätte ausführlicher gehandelt werden sollen. Auf die in der vorderen Höhle der Mittelwand (*cavum mediastini anticum*) möglichen Blut-Wasser- oder Eiter-Ergießung, und auf das dabey nöthige anatomische Verfahren hat der Vf. nicht aufmerksam gemacht. Die Reinigung der Stellen, wo Verletzungen mit Ergießung gewisser Flüssigkeiten verbunden sind, mit einem Schwamme sollte immer, ob es gleich der Vf. nicht erinnert hat, mit der größten Behutsamkeit geschehen, damit die Lage der nahe liegenden Theile nicht verrückt werde. Die Handgriffe, welche der Vf. bey Untersuchung der Leichen empfiehlt, weichen z. Th. von denen ab, welche Oechy vorschreibt. Wo dieser sich des Meißels und Hammers bedient, z. B. wo die Rippenknorpel

verknöchert sind, gebraucht der Vf. eine kleine Handsäge. Ist die Brusthaut mit den Lungen verwachsen, so sucht Oechy die Lostrennung mit den Fingern zu bewirken; nicht so der Vf., der das Durchschneiden vorzieht. Aus wichtigen Gründen mißbilligt derselbe Oechy's Rath, den Mastdarm der Leiche vor der Section durch ein Klystier von kaltem Wasser zu reinigen, um das Hervortreten des Koths aus dem After während der Untersuchung der Leiche zu verhindern. Warum aber empfiehlt er nicht so, wie Oechy, die Unterbindung der großen Gefäße in der Brusthöhle, besonders der drey Hauptäste, die aus dem Bogen der Aorte entspringen? Oberhalb und unterhalb der Leber soll nach ihm die untere Hohlvene, um bey der Section eine übermäßige Blutergießung zu verhindern, unterbunden werden. Warum aber erwähnt er nichts von der Nothwendigkeit der Unterbindung des gemeinschaftlichen Gallenganges? Bey der Evisceration der zur Verdauung dienenden Werkzeuge giebt der Vf. den Rath, zwey Ligaturen nicht nur an dem Mastdarm, sondern auch an der Speiseröhre anzulegen. Das letztere ist gewis in den meisten Fällen überflüssig, eine Ligatur an der Speiseröhre wird gemeinlich hinreichend seyn. Besonders bey Vergiftungen hält der Vf. zwey Ligaturen für nothwendig, damit nichts von dem Gifte, welches sich vielleicht noch in der Speiseröhre befindet, verloren gehe. Soll aber dabey, wie er sagt, das untere Ende der Speiseröhre durch starkes Herabziehen des Magens zum Theil aus der Brusthöhle hervorgezogen werden: ist dann nicht oft zu fürchten, daß die Lage der Theile der Brust und des Halses zu sehr verändert; oder daß, wenn Brand in der Speiseröhre entstanden, diese leicht zerrissen werde? — — — ca —



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 5 A P R I L , 1 8 0 8 .

## P H I L O S O P H I E .

**LEIPZIG, b. Martini:** *Neues Museum der Philosophie und Literatur.* Herausgegeben von **Friedrich Bousterwek.** Zweyten Bandes erstes und zweytes Heft. 1804. 168 u. 172 S. Dritten Bandes erstes und zweytes Heft. 1805. 142 u. 110 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Diese Zeitschrift ist für ihren Zweck in demselben Grade schlechter als die in No. 57 von uns angezeigte *Neue Vesta* für den ihrigen, in welchem sie höher stehen, oder eine höhere Tendenz haben soll. Die höhere Philosophie ist nun einmal Hn. Bousterweks Sache nicht, und es ist in der That zu bedauern, daß er zu vielen Dünkel hat, um sich auf die Sphäre zu beschränken, für welche allein ihm Talent gegeben ist. Da könnte er nützliche Wahrheiten verkündigen und vortrefflich wirken, die Gemüther aufregen und empfänglicher machen für eine höhere Ansicht der Dinge. Er aber hat nun einmal den Stolz, unter Deutschlands ersten Philosophen glänzen zu wollen; und da ihm dies leider! nicht gelingen will durch die Gewalt des Geistes, welche die Gemüther unterwirft, und die Blicke anwiderstehlich auf sich zieht: so sucht er sich ein Ansehen dadurch zu ertrötzen, daß er sich keck und verwegen in die Reihe drängt, den Hals so lang als möglich macht, bis er über Alle herzutreten glaubt, und dann aller Welt zuruft, er sey doch der größte! Der scharfsinnige Rec., welcher die beiden ersten Hefte des neuen Museums in dieser A. L. Z. (1804. No. 57) angezeigt hat, hat über den Geist und Sinn dieses Journals, insofern es Hn. B's. Werk ist, mit Geist und Sinn gesprochen; der gegenwärtige tritt dem Urtheile desselben mit voller Überzeugung bey. In den vorliegenden Heften findet man freylich mehrere Aufsätze populären Inhalts, die man nicht ohne Vergnügen lesen wird. In den Abhandlungen hingegen, in welchen Hr. B. sich als speculativen Philosophen zu zeigen bemüht, herrscht dieselbe Unklarheit der Gedanken, dieselbe Unbestimmtheit der Begriffe, dasselbe Hin- und Herphilosophiren, dieselbe Betteley von Haus zu Haus bey allen Philosophen, dabey dasselbe unersättliche Schimpfen gegen diese Philosophen, welches dadurch einen artigen Schein von Wahrheit erhält, daß Jacob's immer mit einer Verbeugung gedacht wird, dieselbe wahrhaftig empörende, man möchte sagen, an Impertinenz grenzende Weise, über Männer wie Kant, Fichte, Schelling, ohne wel-

che Hr. B. ganz und gar nichts wäre, abzusprechen. Bey der weitläufigen Anzeige der beiden ersten Hefte sind die Beweise für das ausgesprochene Urtheil geliefert. Die dort gerühmte, nicht uninteressante Abhandlung: *Idee einer Literatur*, ist im zweyten Hefte des zweyten Bandes fortgesetzt. Eben so die: *von der Naturphilosophie nach der Idee einer Apodiktik.* Noch etwas von *Maïmon*, von *Kunhardt*, welches letztere aber nicht bedeutend ist. Der Aufsatz eines Ungenannten: *Diogenes unter den Büchern, oder, wo fehlt es der deutschen Literatur?* hat sogar das Glück oder Unglück gehabt, daß die Vff. der *Archives Littéraires* ihn ins Französische übertragen haben, wahrscheinlich, um ihren Landsleuten über die deutsche Literatur die Augen zu öffnen. Der Vff. hat sich dadurch veranlaßt gefunden, auch die *schöne Seite der deutschen Literatur* aufzudecken. Beide Aufsätze enthalten eben nichts Neues, und der letzte kann wenigstens eben so gut auf Wahrheit Anspruch machen, als der erste: dennoch ist möglich, daß er nicht ins Französische übersetzt ist. — Das erste Heft des dritten Bandes enthält mehrere Abhandlungen, die man gern liest. Dahin rechnen wir freylich nicht die erste: *Von der allerneuesten Überzeugung, oder: wie man noch immer durch Einsätze überzeugt wird*; aber wir rechnen schon dahin die zweyte: *Erinnerung an die Naturphilosophie einiger Ärzte, Kabbalisten und Rosenkreuzer aus den vorigen Jahrhunderten.* Gegen die dritte: *die vier großen Nationen des neunzehnten Jahrhunderts*, Fragment zur Philosophie der Weltgeschichte vom Herausgeber, liesse sich leicht Vieles sagen, Vieles gegen die ganze Ansicht der Geschichte, oder, wie Hr. B. sagt, des Plans des Schicksals mit der Menschheit, Vieles gegen das Einzelne: dennoch folgt man dem Vff. nicht ungern, und freuet sich mancher Bemerkung. Der Aufsatz über *Philosophie und Poesie* in Beziehung auf das Lehrgedicht, ist, nach Hn. B. (der freylich darin Recht haben mag) von einem Idealisten, der dem *Fichtio-Schellingio-Schlegelianismus* — (wie stattdessen würde es sich ausnehmen, wenn es Hn. B. gelänge, auch einen *Bousterwekianismus* zu Stande zu bringen!) — zugethan ist. Hr. B. wundert sich darüber, daß derselbe sein Kind vor Hn. B's. Thür ausgesetzt habe, und Rec. kann nicht leugnen, daß es ihm eben so geht. Er hat sich aber über die Humanität gefreuet, mit welcher Hr. B. sich des armen Kindes erbarnt, dasselbe in seinen Pallast aufgenommen, und es erst, nachdem er es mit dem Prunke *Bousterwekscher* Anmerkungen ausgeputzt, in die

Welt geschickt hat. Hr. B. gesteht dem Vf. Geist und Würde zu; Rec. will sie ihm nicht streitig machen, wiewohl er dem Aufsatz eben keinen großen Werth beylegt, und will hoffen, daß Hr. B. ihm diese Gaben aus einem anderen Grunde beylegt, als weil er das Kind vor seiner Thüre ausgesetzt. Aber eine naive Bemerkung des Hn. B's. kann Rec. nicht unberührt lassen. In einer kleinen Vorerinnerung sagt er: er habe der kleinen Abhandlung Anmerkungen zur Erläuterung mitgegeben, aber „diese Anmerkungen seyen nur gegen die Lehre, zu welcher sich der Vf. bekenne, und nicht im mindesten gegen die Individualität des Vfs. gerichtet.“ Also nicht gegen die Individualität des liberaldenkenden Vfs.! War das nöthig anzumerken? Oder fühlte Hr. B., daß vielleicht Andere fühlen möchten, viele seiner sonstigen Anmerkungen seyen nicht gegen die Lehre, sondern gegen die Individualität ihrer illiberaldenkenden Vff.? *Hinc illae lacrimae!* H. J.

LEIPZIG, b. Leo: *Krito oder über den wohlthätigen Einfluss der kritischen Philosophie auf menschliche Tugend.* In dialogischer Form. Ein Versuch von Traugott Benjamin Agapetus Leo, Pfarrer zu Sorno und Staupitz. 1806. X und 212 S. 8. (16 Gr.)

So oft auch schon die Sache des moralischen Purismus gegen den Eudämonismus von geschickten Vertheidigern und mit glücklichem Erfolg geführt worden ist, so verdient doch der Vf. Dank für diese Schrift. Er zeigt sich darin als einen eben so gründlichen als bescheidenen Denker, und wenn auch der Kenner der kritischen Philosophie keine neuen Ansichten darin findet, so wird er sie doch nicht ohne Achtung für den Vf., der mit so viel redlichem Ernst eine nicht gemeine Gabe der Popularität verbindet, aus der Hand legen. „Krito, sagt der Vf. S. VIII der Vorr., ist ein Freund kritischer Weisheit, und zugleich ein inniger Verehrer Jesu und seines Evangelii, und ist überzeugt, daß durch richtige Einsicht in den Geist der kritischen Philosophie viele Zweifel und unrichtige Vorstellungen verschwinden, wodurch der Glaube an die Lehre des Evangelii, und selbst die Hauptsätze derselben, sehr leidet und geschwächt wird. Vielleicht könnte die Prüfung seiner Gedanken manchem Lehrer des Evangelii nützlich werden. Gern würde er etwas dazu beytragen, die Hindernisse zu entfernen, die es verursachen, daß das reinste Gold nicht zum Tempel der Heiligkeit von den Pflegern desselben herbeygeschafft und genützt werden kann.“ Was der Vf. hier von seinem Krito sagt, den er die Sache des moralischen Purismus gegen Philo, den Advocaten des Eudämonismus, vertheidigen läßt, läßt sich, nach dem Geiste dieser Schrift, auf ihn selbst anwenden, und sie verdient daher insbesondere christlichen Religionslehrern empfohlen zu werden.

Gegen die dialogische Form wäre zwar noch manches zu erinnern. Philo erscheint nicht nur dem Krito gegenüber meist als ein zu schwacher Gegner,

sondern auch die Sprache, in der beide sprechen, ist nicht Sprache des Dialogs; die Perioden sind zu lang und oft zu verwickelt, auch sind die Wiederholungen nicht genug vermieden, indeß *ubi plura nitent* — Als eine Probe der Behandlung und Darstellung mag folgende Stelle S. 196 dienen: Wer kann die Schilderung jener Heuchler, von denen gesagt wird: alles, was sie thun, thun sie nur, um von Anderen gesehen zu werden — welches den Hauptzug dieser Schilderung, den Grundsatz ihrer ganzen Handlungsart enthält, lesen; wer jenes Urtheil über jene Person, die freylich, wenn man bloß nach den nützlichen Folgen ihre Handlung schätzt, nach dem entgegengesetzten Ausspruch: wozu dieser Unrath, auf andere Art weit besser gehandelt hätte; — wer kann das Urtheil: „sie hat ein gut Werk an mir gethan,“ vernehmen, und hier verkennen, daß allein die reine Absicht gebilligt wird? — Wer findet nicht in der Aufstellung jener Geschichte von dem Diener, der für die Vollendung seiner Pflicht nach dem allgemeinen Urtheil keinen weiteren Dank zu erwarten hat, das Gebot der Pflicht sprechen: „wenn ihr alles gethan, so sprecht: wir sind verdienstlose Knechte, wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren?“ Wer findet nicht in jener bildlichen Erläuterung des Gedankens: „die Ersten werden die Letzten, und die Letzten die Ersten seyn“ — zumal da sie noch zur bestimmten Beantwortung jener Frage: „wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt, was wird uns dafür?“ dient, — wo nicht gefragt wird, was? wie lange? wie viel? wie nützlich? sondern — wie gut einer gearbeitet, gehandelt habe — wer findet nicht hier, daß nicht die äufsere Gesetzmäßigkeit, nicht der Vortheil, sondern die Pflichtmäßigkeit — das, was man thut, aus Pflicht zu thun — als Regel des Handelns aufgestellt werde? Wer sollte nicht hier allenthalben das reine Sittengesetz finden, zumal wenn er jene vorzügliche Stelle, die mit den Worten anhebt: „wenn ich mit Menschen und mit Engeln redete“ — vergleicht, denn hier wird jagend deutlich gesagt, daß der Mensch ohne wahre innere Güte, die von aller Eigennützigkeit fern ist — denn das ist das so viel sagende und immer noch nicht recht verstandene Wort *αγαπῶ*, nicht *σπῶς* — keinen wahren Werth habe! L — r.

## M E D I C I N.

DRESDEN, b. Arnold: *Johann August Titmann, der Philos., Medic. und Chir. Doctor u. s. w. von den topischen Arzneimitteln gegen Augenkrankheiten.* 1804. XVI u. 150 S. 8. (16 Gr.)

Wären die Reil'schen Pepinieren für Routiniers schon an irgend einem Orte errichtet: so würde Rec. versucht seyn, anzunehmen, Hr. Titmann habe die angezeigte Schrift zum Vorlesebuch zu einer solchen bestimmt. Aber auch als solches würde sie Hr. Reil wohl nicht gelten lassen, da in jenen Pepinieren immer das, was sich als endliches Resultat aus den neuesten Bearbeitungen der Wissenschaft herauswirft,

also die Indifferenz der Wissenschaft selbst, vorgetragen werden soll. Die besseren Ärzte sind darin übereingekommen, daß eine Heilmittel-Lehre, getrennt von der allgemeinen Therapie, durchaus keiner wissenschaftlichen Behandlung fähig sey. Hr. T. hat diese Bedenklichkeit überwunden, und alle Recepte zu Augenwassern und Augenfalben u. s. w., die er in älteren und neueren ophthalmologischen Schriften auffinden konnte, selbst aus *Lefebure's* berühmtem Augenfalbenbuch zusammengetragen, und in einigen Classen, ohne auch nur um einen Eintheilungsgrund verlegen zu seyn, zusammengestellt. Diese Classen sind folgende: 1) *Erweichende Mittel*. Von diesen heist es S. 1: „sie vermindern den Zusammenhang der festen Theile, indem sie in die Zwischenräume derselben eindringen; — sie erschaffen die trockenen Fasern, und machen sie biegsamer; — die schleimigen und öligen Mittel dieser Classe haben noch überdies die Wirkung, daß sie die Reize einwickeln u. s. w.“ Wer glaubt sich hier nicht zu *Gaubius* und seinen Anhängern zurückversetzt? — Zu dieser Classe nun werden gerechnet: das lauwarme Wasser, die Malve; hier ist der Vf. gutmüthig genug, *Jasmin* nachzuerzählen: das Malvendecoct erweitert die Poren (?) der Hornhaut, und lasse so bey dem Eiterange das Eiter durchdringen. (Wenn nur je ein Physiolog oder Anatom so besonnen gewesen wäre, um sich selber zu fragen, was er denn unter jenen Poren der Hornhaut sich denke!): *Althee*, *Milch*, *Butter*, *Käse* u. s. w. 2) *Narcotische Mittel*. „Für den praktischen Augenarzt sey es bloß nöthig zu wissen, daß alle narcotischen Mittel krampfstillend, schmerzlinierend und auch in gewissem Grade zertheilend wirken.“ Gesegnet sey die goldene Genügsamkeit und die Frugalität der Opinion! So wie der Vf. überall die schlechtesten Methoden anrühmt, so rath er auch an, „ein Decoct von Mohnköpfen mit einer Compresse warm aufzulegen, wenn nach der Operation des grauen Staars das operirte Auge sehr unruhig ist.“ Es war zu erwarten, daß Hr. *Titmann* in diesem Abschnitt Hn. *Himly's* Beobachtungen über die Erweiterung der Pupille durch die Anwendung des *Hyosciamus* aufschreiben würde, welches er auch wirklich ohne alle Kritik und ohne Sonderung des Wahren vom Falschen gethan hat. Es wird dabey erinnert, daß durch den bekannten Fehler in der Übersetzung der *Himly'schen* Schrift die französischen Ärzte veranlaßt wurden, sich der *Belladonna* statt des *Hyosciamus* zu bedienen; allein Rec. weiß sehr bestimmt, daß sie weder das Eine noch das Andere gebrauchen. — Hr. T. scheint zu glauben, daß Flecken der Hornhaut (welche?) durch die Anwendung des *Aqua laurocerasi*, so wie schon des Malvendecoctes, zertheilt werden könnten! Sogar *Jasmin's* Augenwasser aus der Auflösung der *massa pilularum de cynoglossa*, von welcher Hr. T. bedauert, daß sie innerlich nicht mehr gebraucht werde, bringt er aufs neue in Vorschlag. 3) *Mercurialmittel*. Selbst *Arnemann's* sonderbares Augenwasser von Calomel in Rosenwasser auf-

gelöst (?), wird hier angeführt, der beliebten Vollständigkeit wegen. — Von dem rothen Quecksilberpräcipitat wird behauptet: „es gehöre unter die Arzneymittel der gelinderen Art, und von dieser Eigenschaft hänge wohl größtentheils seine Heilkraft ab.“ Als das zweckmäßigste Verhältniß der Dosis in der Mischung einer Präcipitatfalbe wird eine Drachme roth. Präc. auf 1½ Unze frischer, ungesalzener Butter angegeben. Rec. findet dieß Verhältniß nach seiner Erfahrung noch viel zu groß. 4) *Zertheilende Mittel*. Unter diesen empfiehlt der Vf. den *Minderer'schen* Geist unter einem Decoct von Mohnköpfen, und später mit etwas Opium vermischt, und nur wenig mit Rosenwasser verdünnt, bey catarrhalischen und rheumatischen Augenentzündungen. — Hr. T. erwähnt auch der *Himly'schen* Auflösung des Weinsäuresalzes zu 2 — 6 Gran in 3j destillirt. Wassers aufgelöst, gegen verhärtete Flecken der Hornhaut. Rec. hat immer die Dosis zu geringe befunden, und läßt gewöhnlich schon vom Anfang 12 — 15 Gran in 3jj Wasser auflösen. 5) *Reizende Mittel*. „Beym Thränenfluß von Erweiterung der Poren der Hornhaut (?) soll man weissen Wein u. s. w. überschlagen.“ 6) *Zusammenziehende Mittel*. Das Bleywasser wird bey der gallichten Augenentzündung empfohlen, unmittelbar nachdem die Unreinigkeiten ausgeleert sind: — eben so gegen die Rüthe der Augen von Krebschärfe!! — Vom dem *Lapis divinus* wird die *St. Ives'sche* Bereitung angegeben, der neueren Bereitungsarten aber nicht erwähnt. 7) *Ätzende Mittel*. Unter dieser Aufschrift wird zum Theil unter schlechter, zum Theil ganz ohne Auctorität der *Lapis infernalis*, und der Spießglanzbutter gegen Staphylome der Hornhaut, Vorfälle der Regenbogenhaut, Lenkome u. s. w. empfohlen. Daß diese Ätzmittel gerade in diesen Fällen aus der besseren Praxis verbannt sind, scheint dem Vf. unbekannt zu seyn. 8) *Mechanische Mittel*. In dieser Classe hat der Vf. sich selbst übertroffen. Sogar der Krebsaugen, um fremde Körper aus dem Auge zu spülen, geschieht hier eine ehrenvolle Meldung. — In einem Anhange werden solche Mittel angeführt, welche in keine der angegebenen Classen einpassen, z. B. Blutigel; von diesen S. 137: „ihre Gebrauch ist indicirt in allen acuten Ophthalmieen im ersten Zeitraume, vorzüglich bey der gonorrhöischen, gichtischen, und rheumatischen.“ Bey einer so auffallenden Unwissenheit des Verfassers und so vielen dem unsersahnen Praktiker offenbar höchst gefährlichen Irrsätzen konnten wir die Kritik dieser Schrift nicht nach höherem Ansichten führen, und begnügen uns, ihre Verwerflichkeit von der Seite der technischen Regulative dargethan zu haben, da ihre Sache, schon bey der niederen Instanz verloren, vor die höhere nicht einmal gebracht werden mag. Wenn Hr. T. durch größere Aufmerksamkeit auf die Bestrebungen, die jetzt zur wissenschaftlichen Bearbeitung der Medicin sich vereinen, und zwar in näherer Beziehung auf das hier gewählte Fach, durch die Beherzigung dessen, was in einem

Aufsätze in der ophthalmologischen Bibliothek von Hn. Rath Schmidt über die Art, die Krankheiten eines einzelnen Organes, als eines speciellen, in sich beschlossenen Organismus zu bearbeiten, vorgetragen wurde, — sich selber in der philosophischen Cultur höher gebracht haben wird: dann werden wir gerne Compendien über specielle Doctrinen aus dem Gebiet der Heilkunde von ihm empfangen. Aber wer

sich ohne kritisches Talent durch bloße Compilation an dem literarischen Eigenthum der Zeit verläßt, und dabey gerade das, was der gegenwärtigen Zeitperiode Eigenthümliches und Unterscheidendes einwohnt, vornehm ignorirt, fodert eben dadurch die ganze Strenge der Kritik gegen sich auf, um solches tadelhafte Unternehmen zurechtzuweisen.

Wth.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Mademo. Paris, b. Levrault: *Observations anatomico-physiologiques sur la circulation du sang dans l'enfant qui n'a pas respiré.* Par Jean Fr. Lobstein, Professeur à l'école de médecine de Strasbourg. 1805. 36 S. 8. Diese Schrift, welche viele wichtige anatomische Beobachtungen und interessante Ansichten aus der Physiologie des Foetus enthält, ist eigentlich eine Kritik der von Sabatier, oder besser von Nicholls zuerst aufgestellten Theorie von der Circulation des Blutes in dem Kinde, welches noch nicht gethmet hat. Gelegentlich wird auch die bekannte Meinung von Mery (*mém. de l'acad. des Sciences pour l'année 1705*) und jene von Wolff über die Zweytheilung der Mündung der unteren Hohlader erwähnt (*novi comment. Acad. Scient. Petropol. Tom. XX. 1775. S. 357*). Gegen den letzten verfährt Hr. Lobstein nie eine Anmündung der unteren Hohlader in dem linken Ventrikel gefunden zu haben. Doch befindet sich allerdings das Bodall'sche Loch in der Richtung der unteren Hohlvene, so daß man die Klappe desselben gar wohl als eine Fortsetzung der Wände dieser Vene bis in den linken Ventrikel ansehen könnte. Sabatier's Meinung findet sich in den *mémoires de l'acad. des Sciences pour l'année 1774. S. 193* als einander gesetzt. Hr. Lobstein hat nie den venösen Gang, so wie es Sabatier angiebt, aus der Nabelvene selbst entbehren gesehen, sondern immer nahm er seinen Ursprung aus dem linken Aste der Pfortader der Einmündung der Nabelvene gegenüber, so daß also nicht das frisch-oxydirte Blut aus dem Mutterkuchen, sondern schon vermisch mit dem verkohlten Blute aus der Pfortader, durch den venösen Gang in die Hohlader gelangt. Bichat nahm in seiner *Anatomie générale* die Sabatier'sche Meinung auf, und gründete auf sie seine Theorie von dem störmigen Kreislaufe im ungeborenen Kinde. Das Blut nämlich gelange aus der unteren Hohlader durch den rechten Herzensack und das eyförmige Loch in den linken, und von da in den Ventrikel derselben Seite. Dieser treibt es durch die Aorte und ihren Bogen in die großen Stämme, welche zu dem Kopfe und den oberen Gliedmaßen gehen. Von da gelangt es durch die obere Hohlader in den rechten Herzensack zurück, kreuzt sich hier (unvermischt?) mit dem Blute aus der unteren Hohlader, — dringt in den rechten Ventrikel ein, und gelangt von da größtentheils durch den arteriellen Canal in die absteigende Aorte. Gegen diese Theorie nun beweist Hr. Lobstein, daß die Circulation auf diese Weise weder in dem Embryo noch in den 4 ersten Monaten des Alters des Foetus Statt finden könne. Er beweist dies aus der allgemein eingestandenen früheren Ausbildung des linken Ventrikels vor dem rechten bey allen warmblütigen Thieren, und aus der späten Bildung der *Endothoracischen* Klappe (nach dem 3ten Monat), aus der Reaction des Herzens und der beiden Hohladern auf das enthaltene Blut, wodurch nothwendig eine Vermischung der beiden sich kreuzenden Blutströme gesetzt werde, aus der Lage und Structur der *Endothoracischen* Klappe. Er führt ferner die Untauglichkeit eines venösen Blutes (aus der oberen Hohlader) zur Nutrition der Brust- und Bauch-Eingeweide und der unteren Extremitäten an. Aus diesen Gründen, welche Rec. jedoch nicht für hinreichend beweiskräftig hält, behauptet Hr. L., Harveys Theorie über den Kreislauf bey dem Foetus sey die einzig annehmbare und alle späteren verwerflich. Rec. würde, wäre diese Materie nicht zu umfänglich, hier das Verhältniß der Functionen zu den räumlichen Dimensionen der Organe, darthun und erweisen, daß die organische Bildung selbst nur ein Abdruck und gleichsam eine geometrische Construction desjenigen sey, was in der Function selbst schon organisch bestimmt war, so daß wirklich die Function, als der Typus der Or-

ganisation bestimmend, und die letzte als eine Nachbildung, gleichsam Residuum der ersten angenommen werden muß. Wenn also in einer bestimmten Periode der Schwangerschaft das Gefäßsystem des Foetus noch nicht so evolvirt war, daß es der Ausübung der Function des Kreislaufes unter einer bestimmten Form entspräche: so folgt hieraus nicht, daß nicht der Kreislauf auf diese bestimmte Weise in jener Periode ausgeübt wurde. Vielmehr konnte das Gefäßsystem nur dann später jene bestimmte Form der Gebildung in sich aufnehmen, wenn schon früher die Function auf eine dieser entsprechende Weise ausgeübt wurde. Hr. Lobstein reiht jene Theorie des Kreislaufes bey dem Foetus an seine in dem *essay sur la nutrition du foetus* mitgetheilten Ansichten über die Alimention des Foetus an, und zeigt, daß in derselben Periode, wo der Foetus sich gleich einem Amphibion ernähre, derselbe auch die Form des Kreislaufes der Amphibien in sich aufnehme. Sein arterielles Blut ist von dem venösen beynahe gar nicht unterschieden; seine Temperatur steht geringer als jene der Mutter. Es findet die genaueste Analogie Statt zwischen dem venösen Gang bey dem Foetus, und der Lungenvene bey den kaltblütigen Thieren; beide mischen der großen Menge gekohlten Blutes nur einen sehr geringen Antheil von neu oxydirtem Blute bey. Rec. verweilt mit Vergnügen etwas länger bey der Beurtheilung dieser Schrift, in welcher er überall den unermüdet fleißigen Anatomen und sorgfältigen Beobachter erkennt, in welcher er aber doch auch, so wie in anderen Schriften des Vfs., die genauere Präcision in der Ableitung der physiologischen Folgerungen aus den anatomischen Constructionen vermisst. Rec. fügt den Wunsch bey, man möge in Deutschland den anatomischen Arbeiten des Hn. L., der ursprünglich unser Landsmann ist, mehrere und die verdiente Aufmerksamkeit widmen.

Wth.

RÖMISCHE LITERATUR. Kopenhagen u. Leipzig, b. Schubothe: *Des Marcus Porcius Cato Beschreibung eines Wein- und Öl-Kelterhauses*, durch erklärende Anmerkungen und Abbildungen ins Licht gesetzt von Jens Bang etc. u. d. Dänischen übertragen von J. A. Markussen. Mit 3 Kupfern. 1805. 20 S. 8. (12 Gr.) Hr. Roskbüll lieferte in den Schriften der königl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften über *M. P. Cato de re rustica* belehrende Anmerkungen. Catos 18 und 19 Cap. handelt vom Weine und Öl-Kelterhause. Hr. R. munterte unseren Vfs. auf, seine Kenntnisse bey den dunkeln Stellen des alten Römers anzuwenden, um als Philolog und Architekt die nöthige Aufklärung zu geben. Man kann annehmen, daß Cato Absicht bey der Beschreibung des Wein- und Öl-Kelterhauses nur dahin ginge, die wichtigsten Masse, besonders für die Grandanlage und das Zimmerwerk, anzugeben. Alles übrige nahm Cato als bekannt an. Darum ist es jetzt so schwer, den wenigen undeutlichen Worten des alten Schriftstellers über die innere Einrichtung mit erklärenden Zeichnungen nachzukommen. In den Abbildungen wird nach Cato's angegebenen Masse Tab. I die Grundlage der Weinkelter vorgestellt. Tab. II zeigt das Balkenwerk von oben anzusehen. Tab. III stellt den Durchschnitt der Breite des Kelterhauses und den seiner Tiefe vor. Im Ganzen geht Hr. Bang mit Meister de torcularibus Götting. 1764. 4. zu Rathe, und zeigt überall an, wo sie beide in ihrer Meinung übereinkommen, oder aus welchen Gründen Hn. Meisters Meinung nicht angenommen werden kann.

Schl.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 APRIL, 1808.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Über die Staatsverwaltung deutscher Länder und die Dienerschaft des Regenten.* Von August Wilhelm Rehberg, Hofrath und Ober-Licent-Inspector zu Hannover, Mitglieder der Göttingischen Societät der Wissenschaften. 1807. 238 S. 8.

Sowohl der Name des Vfs. als der Gegenstand dieser Schrift, haben längst alle diejenigen, welche für die Begebenheiten des Tages und für die Schicksale deutscher Staaten einiges Interesse haben, und denen es ein Genuß ist, einen der scharfsinnigsten vaterländischen Denker über einen höchst wichtigen Gegenstand reden zu hören, angezogen. Eine Anzeige wird daher vielleicht zu spät kommen, und für die grössere Verbreitung dieser Schrift nur sehr wenig Nutzen haben. Doch das Buch ist zu wichtig, um ganz darüber zu schweigen. Auch ist der Gegenstand desselben von der Art, daß, so viel Vortreffliches ein Schriftsteller darüber gesagt haben mag, doch immer noch für den denkenden Leser eine grosse Nachlese übrig bleiben muß. Denn es ist fast unmöglich, daß zwey Menschen, von übrigens gleichen Grundsätzen, über solche Angelegenheiten des gemeinen Wesens ganz gleich denken und urtheilen sollten. Die nächsten Umgebungen, eigene Erfahrungen und Beobachtungen und selbst ganz individuelle Zwecke und Wünsche, haben zu grossen Einfluß auf die Ansichten und Urtheile, auf das Reden und Schweigen eines praktischen Schriftstellers über eine praktische Materie, als daß ein jeder durch das, was gesagt worden ist, auf eine gleiche Weise befriedigt werden könnte.

Die Schrift selbst ist theils durch die Begebenheiten der Zeit, theils durch die geistreiche Schrift des Kriegsraths Schaffner in Königsberg: *Gedanken und Meinungen über manches im Dienst*, veranlaßt worden. An der Spitze steht eine *Darstellung der charakteristischen Züge der vermeinten Vollkommenheit in der Staatsverwaltung nach den herrschenden Begriffen*. Diese Darstellung ist zugleich eine Kritik des preussischen Staatsverwaltungs-Systems, wie solches der Vf. sich gedacht hat. Die Prüfung der Maximen, welche diesem System zum Grunde liegen sollen, hat daher auch sehr vieles von dem Charakter an sich, welchen wissenschaftliche und historische Untersuchungen so leicht zu erhalten pflegen, wenn sie nur Beziehung auf ein bestimmtes Subject, und für oder wider einen gegebenen oder gedachten Fall,

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

gleichsam deductionsweise angestellt werden. Der Geist hat nicht die Ruhe und Unbefangenheit, die er haben muß, wenn das Ziel, wohin die Prüfung führen, das Resultat, welches sich aus ihr ergeben soll, schon im voraus festgesetzt worden ist, und wenn das ganze Geschäft des Forschers gewissermaßen nur auf die Auffuchung der triftigsten und scheinbarsten Gründe für das angenommene Resultat eingeschränkt ist. Rec. findet keinen besonderen Beruf dazu, eine Rechtfertigung der preussischen Dienerschaft, und des preussischen Systems, dessen Freund und blinder Bewunderer er nie gewesen ist, zu übernehmen; doch fordert die allgemeine Pflicht für Wahrheit, zu gestehen, daß das Bild, welches der Vf. in einzelnen Zügen von diesem Systeme und von dessen Handhabung aufstellt, eben so weit von der Wahrheit entfernt ist, als das System selbst von der Vollkommenheit eines Verwaltungs-Systems entfernt seyn mag. Es ist überhaupt eine niederschlagende Wahrnehmung, und thut sehr wehe, wenn man sieht, daß auch geachtete Schriftsteller und vortreffliche Blätter sich unter den Haufen derer mischen, welche dem Leser ganz unwillkürlich eine alte bekannte Fabel ins Andenken bringen. Die Ehre, eine solche Verbindung der Ideen zu erwecken, sollte man billig anderen ephemeren Flugschriften und ums Brod schreibenden Autoren überlassen, und bedenken, daß eine jede beklatschende Einstimmung und Verkündigung der Werke solcher Auctoren gleich im ersten Moment, weit mehr den Vorwurf der Theilnahme an Pasquillen und an deren Verbreitung verdient, als wenn ein allgemeines literarisches Blatt einige Jahre nach der Erscheinung solcher Schriften, die das Publicum interessirten, eine Beurtheilung derselben liefert, in welcher das Streben nach Wahrheit und Unparteylichkeit eben so sichtbar ist, als der Unwille gegen diejenigen daraus hervorleuchtet, welche, die Lehre eines alten Weisen: *afflictis non est addenda afflictio*, vergessend, über den unglücklichen Wehrlosen herfallen. Möge der Deutsche, vorzüglich der Norddeutsche, und ganz besonders der Hannoveraner, es immerhin laut sagen, daß es eine Nemesis — nicht bloß die nacheilende, sondern auch die vorgreifende — gewesen sey, welche Preussen so fürchterlich getroffen hat; möge sich ein jeder, wer da wolle, freuen, daß Preussens Pläne nicht gelungen sind; möge die Zukunft diese Freude durch nichts verbittern und auf das vollkommenste rechtfertigen: allein nie sollte man doch vergessen, was Preussen für Deutschlands Verfassung und Cultur ein Jahrhundert hindurch gewesen ist, nie

sollte das Gefühl des Schmerzes, des Unwillens, des Eigennutzes, des Patriotismus, noch irgend ein anderes Gefühl stark genug seyn, um das Edle, welches man in keiner Lage des Lebens vergessen darf, aus den Augen zu setzen. Ueberdies wird niemand, der im Geiste die Schicksale der Staaten zu erwägen vermag, die von einem glücklichen Eroberer ergriffen wurden, und wer es nicht vergessen hat, was wir selbst in unseren Tagen erlebt haben, und wer es zu ahnden im Stande ist, was wir noch erleben können und erleben werden, sich sehr verwundern, daß gerade das Reich, dessen Haltung künstlicher und bodenloser war, als die irgend eines anderen, sogleich völlig zusammenstürzte, als es der zum Kampf herausgeforderte Held mit entrüsteter Hand schüttelte und der Vernichtung weihte. Wären auch die entehrenden Scenen in Magdeburg, Cüstrin und Stettin u. s. w. nicht vorgefallen, so würde doch keine Macht, wie sie Preussen aufstellen konnte, am wenigsten eine noch so trefflich organisirte und gehandhabte Civiladministration, den einmal beschlossenen Untergang gänzlich haben abwenden, und das unselige Eingreifen feindlicher Administratoren verhindern können, welche berufen und ungerufen, unter hundert Namen dem siegreichen Heere mit Geyersgier und Geyerschnelle folgten, und allenthalben sich anzusiedeln bemüht waren, ehe noch die edleren und weiseren Administratoren eintreffen konnten.

Doch wir wenden uns zu unserem Schriftsteller. Das moderne Verwaltungssystem, sagt er, sey darauf angelegt, daß die größte Stärke gegen Außen, aus der vollkommensten Übereinstimmung im Inneren hervorgehe. Gegen diesen Zweck aller neuorganisirten Staaten, oder vielmehr ihrer Regenten, läßt sich nun nach der bisherigen Lage der Dinge nicht viel sagen. Aber freylich ist der Zweck der Regenten zu theuer erkauft, dem Zwecke der Unterthanen nicht entsprechend, und vielleicht auf einem falschen Wege verfolgt, wenn man den Grundsatz: *daß die moralische Person des Staates alle individuellen Glieder desselben völlig durchdringen solle, so daß ihr Privatwille und ihre Kräfte in den allgemeinen Willen zusammenschmelzen und von ihm ihre Richtung erhalten*, in seiner fürchterlichen buchstäblichen Strenge nehmen will; wenn man es als ausgemacht ansieht, daß zur Beförderung jenes Zweckes und in Gemäßheit dieses Grundsatzes, *der Regent damit nicht zufrieden sey, die Verhältnisse seiner Unterthanen in Ordnung zu erhalten, und sich darein, so weit es das gemeine Wohl erfordert, zu mischen und Jeden dazu, daß er dazu mitwirke, anzuhalten, sondern daß er alle Privatangelegenheiten durchforsche, um zu versuchen, ob sich aus denselben nicht noch etwas zum gemeinen Besten, d. h. für die individuellen Absichten derer, die an den Spitze stehen, herausziehen lasse*. Denn wo dieses wirklich geschieht, ist es um alle behagliche Ruhe, um alle Freude, die das stille Verfolgen eigener Pläne und Zwecke auf einem neuen selbstentdeckten Wege, um alle häusliche Industrie und Absonderung und um die meisten schönen und wohlthätigen Wirkungen eines verständigen Eigennutzes ge-

schehen, und es muß unausbleiblich ein allgemeiner, leicht in offenbaren Krieg ausartender Zwangszustand Aller gegen den Staat entstehen, der einem allenthalben in den Weg tritt, und ärndten will, ehe noch die Saat reif ist. So wenig es nun zuleugnen steht, daß in vielen, vorzüglich in kleinen Staaten, die die Rolle eines großen spielen wollen, die Regierungen hie und da mehr, als es nöthig seyn dürfte, diese Maxime zu befolgen scheinen: so wird man doch schwerlich einen Staat aufweisen können, in welchem sie in ihrem ganzen Umfange zur Anwendung käme.

Folgerecht und richtig ist es, daß der erste charakteristische Zug einer Staatsverwaltung, die nach dieser Maxime verfährt, darin besteht: *alles wissen zu wollen*. Dies führt den Vf. auf die Sitte, durch Tabellen und durch einzufsendende Berichte der Unterbehörden alles erfahren zu wollen. Er spricht über diese Materie mit ungemein vieler Einsicht. Wer es weiß, wie dergleichen Tabellen entstehen, wer als Geschäftsmann mit ihnen umzugehen gelernt hat, kennt die Unvollkommenheiten derselben nur zu gut, und lächelt herzlich über die Gutmüthigkeit der Statistiker, welche ein so großes Wesen daraus machen, und alles, was in solchen officiell genannten Papieren steht, für baare Münze annehmen. Ihre Unvollkommenheit wird um so größer, je weniger das, was einberichtet werden soll, nach Maß, Zahl und Gewicht angegeben werden kann, je mehr Mißtrauen, Furcht, Hoffnung oder andere menschliche Leidenschaften, sowohl auf die Gemüther derer, welche die ersten Data hergeben müssen, als auf diejenigen einwirken, welche die einzelnen Data und Angaben zusammenzustellen, und den Bericht zu erstatten haben. Hiezu kommt noch, daß die trefflichsten Beamten, von denen man etwas vorzügliches erwarten kann, sehr oft gerade am wenigsten Fleiß auf diesen Zweig ihrer Geschäfte wenden, daß hingegen Schwachköpfe, denen das Förmliche die Hauptsache ist, und welche sich durch recht günstige Resultate und genaue Tabellen zu insinuiren glauben, sich keine Mühe und Arbeit verdriessen lassen, um die Rubriken recht reichhaltig auszustatten. Hiedurch wird denn das ganze Tabellenwesen noch viel unsicherer gemacht, und eine höchst nachtheilige Schiefeit in der Beurtheilung einzelner Theile des Landes hervorgebracht. Demungeachtet werden Tabellen so lange unentbehrlich und wohlthätig bleiben, als es eine Wahrheit bleibt, daß eine Administration, ohne eine genaue Kenntniß des Landes, nicht im Stande ist, zu beurtheilen, wo sie eingreifen oder wo sie nicht eingreifen soll. Auch läßt es sich mit Sicherheit behaupten, daß eine Regierung, die sich durch die Ansicht, welche sie aus den Berichten der Unterbehörden erhalten hat, irre leiten und zu falschen Maßregeln von Bedeutung verleiten läßt, sicher eben so viel Antheil an der Verschuldung hat, als die Tabellen und Berichtserstatter. Wer mit eigener Sachkenntniß, richtiger Beurtheilung, prüfender Vergleichung und zweckmäßiger Nachfrage an rechten Orte, die mitgetheilten Data benutzen will und zu benutzen versteht, wird gewiß die Tabellen nicht,



ohne erheblichen Gewinn daraus gezogen zu haben, aus der Hand legen. Noch gewährt die Einrichtung, daß die Unterbehörden über eine Menge Dinge von Zeit zu Zeit Bericht abstatten müssen, den großen Vortheil, daß sie selbst auf die dazu gehörigen Nachforschungen geführt werden, und nicht zu sehr in Bequemlichkeit und Nachlässigkeit verfallen. Mancher, der sich nicht schämt, alles, was nicht durchaus nothwendig geschehen muß, liegen zu lassen, schämt sich denn doch — sollte es auch nur vor seinen Untergebenen seyn, — wenn er seine Obern geradezu belügt; und eine Lüge, welche zur Pflichtvergessenheit hinzukommt, ist dann doch auch strafbarer und nicht so leicht mit allerley Ausflüchten zu bemänteln, als eine bloße Pflichtvergessenheit. Endlich wird eine Regierung, welche deshalb, weil sie glaubt oder weiß, daß man keine zuverlässigen Data erhalten könne, sich zu wenig oder gar nicht um Data bekümmert, nicht leicht eine Verfügung von einigem Umfange und einiger Verwickelung treffen können, die nicht in der Folge, wenn sie ins Werk gesetzt werden soll, Anstände findet, und Erläuterungen und Abänderungen nothwendig macht. Nichts setzt aber eine Oberbehörde mehr herab, nichts ist für einen ordentlichen schnellen Geschäftsgang nachtheiliger, nichts erzeugt leichter die unglückselige Idee, daß die Oberbehörden leichtsinnig zu Werke gehen, als solche Erläuterungen, die so oft nichts anderes sind, als Geständnisse grober Unwissenheit und Übereilung. Das Streben einer Regierung, alles zu wissen, ist daher an sich nicht zu tadeln. Auch ist es selten weise, die Nachrichten erst dann einzuziehen, wenn man sie zu einem bestimmten Zweck braucht. Denn ohne zu gedenken, daß man dazu nicht immer Zeit hat, so ist die Gefahr, hintergangen zu werden, weit größer, wenn die Unterthanen wissen oder errathen, wozu man die Nachforschungen anstellt und benutzen will, als wenn sie regelmäßig alle Jahr angestellt zu werden pflegen. Eine Regierung z. B., welche sich jährlich nach der Ärndte ein Verzeichniß des Ertrags einliefern läßt, erhält gewiß sicherere Data, als die, welche nach einer vorzüglich schlechten Ärndte, bey steigenden Kornpreisen, oder zum Behuf einer bevorstehenden Lieferung, dergleichen Verzeichnisse fodert.

Als eine zweyte Eigenthümlichkeit des modernen Systems giebt der Vf. an: die möglichste Vereinfachung, Übereinstimmung, und Unterordnung unter einen Centralpunct, die vollkommenste Abhängigkeit von denen, welchen die höchste Leitung der Staatsangelegenheiten anvertraut worden ist. So wenig wie das, was der Vf. über diese Materie sagt, sie erschöpft, und so wenig wie er, zum Bedauern des Rec., darauf ausgegangen ist, einige auf Theorie und Erfahrung gestützte allgemeine Grundsätze darüber, wo und wann Gleichförmigkeit unentbehrlich und nützlich, oder wo sie entbehrlich oder gar schädlich ist, anzugeben: so viel vortreffliche und geistreiche Bemerkungen enthält sein *Raisonnement* über diesen Gegenstand. Die neuesten Erscheinungen beweisen jedoch, daß so wenig diese, wie andere Bemerkungen des Vfs. und anderer

geistvoller und menschenfreundlicher Schriftsteller, bey den Reformatoren der Staatsverwaltungen den Eingang gefunden haben, welchen Tausende gegönnet haben würden. Zu schwach scheint die Stimme des Vfs. und aller derer gewesen zu seyn, welche gegen die kalte Gleichmachung aller Provinzen geeifert und behauptet haben und noch behaupten zu können glauben, daß diese Gleichmachung mit jedem Schritt, den sie vorwärts thut, mit jeder Niederreißung bestehender und zum Theil erkaufter Verfassungen, des rechtlichen Herkommens, der heilig gewordenen Sitte, die Regierung mehr von ihrem Ziele entfernt, als demselben näher führt. Denn in demselben Masse, in welchem sie Gleichheit im Äußeren und in den Formen erzwingt, vermisst sie die wohlthätigste Übereinstimmung, nämlich die innere, wahre Übereinstimmung der Gemüther. Durch Schonung und Achtung dessen, was die Unterthanen achten, kann sich eine Regierung am sichersten Vertrauen bey ihren Zeitgenossen erwerben; und besitzt sie erst dieses, so wird es ihr leicht werden, durch Benutzung günstiger Umstände zu dem Ziele zu gelangen, zu welchem sie gelangen zu müssen glaubt, und sie wird sicher seyn, nicht mit der Zeit Schritte zurück thun zu müssen, und die Freude haben, über glückliche und zufriedene Unterthanen zu herrschen; eine Freude, welche ungleich inniger und sicherer zu seyn scheint, als die Freude, ein Gebäude aufzuführen, in welchem die folgenden Geschlechter einst glücklich wohnen können. Keine Einrichtung und keine Regel ist allenthalben gleich nothwendig, gleich anwendbar und gleich wohlthätig. Die meisten Zwecke können durch verschiedenartige Mittel erreicht werden, und die Vorzüge, welche eines vor dem anderen *in thesi* hat, werden nicht selten durch das Ungewohnte und Anstößige, welches es mit sich führt, *in hypothese* mehr als aufgehoben. Es hat den Rec. sehr gefreuet, daß bey dieser Gelegenheit der sel. Moser von dem Vf. genannt worden ist, dessen Schriften leider zu wenig benutzt werden, obgleich manche einzelne Abhandlung dieses denkenden Geschäftsmannes von ein paar Blättern ungleich mehr Ideen und mehr politische anwendbare Weisheit enthält, als ganze Bücher superkluger Stubengelehrten, wenn sie gleich die reinste Virtuosität zur Tendenz zu haben vorgeben, und die erhabenste Intelligenz sich darin selbst aussprechen soll.

Nicht minder lehrreich sind die Bemerkungen des Vfs. über die Anwendung des Systems der vollkommenen Gleichförmigkeit auf die Haushaltung mit den öffentlichen Einkünften, vorzüglich in so fern sie dahin führt, daß keine einzelnen Verwaltungen geduldet werden sollen. Der Vf. erklärt sich gegen dieses Streben, und glaubt, daß daraus nur die Begünstigung einzelner Angelegenheiten und die Vernachlässigung anderer entspringe, und daß dabey das Glänzende oft dem Nützlichen vorgezogen werde. Doch verkennet er es nicht, daß sehr eine Gleichförmigkeit in diesem Stücke an und für sich sehr empfehle; er hält sie nur nicht für vollkommen ausführbar, weil der Gegenstände zu viele seyn, als daß die sorgfältigste Regierung sie alle zugleich mit

gleich gerechter Vorliebe beachten könne. Wenn daher für minder glänzende, aber sehr nützliche Zwecke, z. B. für Anstalten des öffentlichen Unterrichts oder für die Angelegenheiten einzelner Communen, etwas Dauerhaftes begründet werden solle, so müsse man für eine abgefonderte, der höheren Aufsicht unterworfenen, Verwaltung sorgen. Der Verwaltung eines kleinen öffentlichen Gutes habe ein ganz anderes Interesse für Erhaltung, Vermehrung und zweckmäßige Verwendung, als der Beamte, der seinen Theil zur großen Staatskasse liefern müsse, vor dessen Augen der Zweck, den er befördern solle, ganz verschwinde, und der weiter kein Interesse habe, als sich als einen dienstpflichtigen und rechtschaffenen Mann zu beweisen. Alles dieses ist sehr wahr und gut, wie auch das vorzüglich schön ist, was der Vf. über die fromme, wohlthätige Enthaltbarkeit unserer Vorfahren sagt, welche nicht mit unüberlegter Habgier alles fiskalisirten, sondern zufrieden mit den Früchten, dem Stamm, der sie deshalb jetzt noch segnenden Nachwelt erhielten. Mit welchen Empfindungen einer wahrhaft andächtigen Dankbarkeit, bleibt der denkende und fühlende Wanderer vor der Segen verbreitenden Schulpforta stehen, und wie fühlt er sich ergriffen, wenn er auf ein Kloster Banz oder Eberach stößt! — Doch läßt sich gegen eine Absonderung, wie sie der Vf. will, und welche, wie Rec. gern eingesteht, die Erfahrung beynahe durchgehend für sich hat, manches sagen. Wie? wenn weder die Anstalten noch die Mittel den Forderungen des Zeitalters entsprechen? Wie, wenn die Fonds in keinem richtigen Verhältnisse zu den Zwecken stehen, oder wenn die Dotirungen zu ungleich sind; wie dieses bey Stiftungen, Städten, Kirchen und Schulen im Ganzen und im Einzelnen so oft der Fall ist, und daher hier für Bedürfnisse des Luxus gesorgt werden kann, während dort für die ersten Nothwendigkeiten nichts geschehen darf! Und, zeigt sich denn der Einfluß der menschlichen Natur, ihrer Schwäche und ihrer Stärke, nicht auch bey den einzelnen Verwaltungen? Weiß nicht der kraftvolle oder begünstigte Vorsteher einer Anstalt auf die Kosten einer anderen manches an sich zu ziehen, und sich mehr als nöthig ist, zu bereichern? Muß nicht unendlich viel Nachtheiliges und Zweckwidriges geschehen, muß nicht unendlich viel Gutes und Vortreffliches unterbleiben, wenn ein jedes Glied in einer Kette nur für sich sorgt, sein isolirtes Interesse hat, seinen kleinen, oft höchst erbärmlichen Vortheil dem allgemeinen Besten *ex officio* allenthalben vorziehen zu müssen glaubt, und wird nicht Neid, Eifersucht und ein unseliger Zunftgeist durch eine solche Einrichtung genährt? Dies mag wenigstens ein schwaches Wort des Trostes seyn, dessen so mancher jetzt bedürfen mag.

Ein dritter Zug dieses Systems soll der übertriebene Werth seyn, der auf die Ausbildung der Formen und auf die Beobachtung alles Formellen gelegt wird.

Man verkennt zwar auch in den Bemerkungen über diesen Gegenstand den scharfsinnigen Denker nicht; doch ist dieser Theil der unbefriedigendste im ganzen Buche. Der Vf. scheint sich den Gegenstand,

worüber er spricht, nicht immer deutlich gedacht, vielleicht ihn wohl gar hie und da nicht vollständig übersehen zu haben. Auch leitet ihn hier besonders oft das Gefühl da, wo er den Verstand und ruhige Einsicht zu seinen einzigen Führern hätte wählen sollen. Daher kommt es denn wohl, daß er manchmal gegen ein Bild sieht, das in der wirklichen Welt gar nicht existirt, daß er manchen Einrichtungen Zwecke unterlegt, welche sie entweder gar nicht, oder doch nicht in der angenommenen Masse haben, und dann, wenn sie zu diesen willkürlich untergelegten Zwecken nichts taugen, über sie ab spricht. So ist z. B. gleich S. 39 die Behauptung, daß in unserer Literatur die systematische Anordnung und Vollständigkeit der Ausführung über alles geschätzt, und für die größte Vollkommenheit *der schriftstellerischen Kunst* und Hauptgegenstand der kritischen Prüfung gehalten werde, der Wahrheit nicht gemäß. Man fodert dieses freylich von Werken, die zum eigentlichen Unterricht über eine ganze Wissenschaft, oder über einen einzelnen Theil derselben geschrieben werden; aber Niemand macht diesen Anspruch an Werke des schaffenden Geistes, wenn man gleich auch da, wie allenthalben, das Mehrere und Planmäßige dem Wenigern und Verworrenen vorzieht. Sehr fein, fast zu fein und schwerlich befriedigend für diejenigen, welcher sich von der Herrschaft der Gesetze, und inwiefern solche allein Statt finden kann, und Statt finden soll, richtige Begriffe gemacht hat, ist dasjenige, was der Vf. über diesen Gegenstand sagt. Denn richtig erwogen hat man es nie verlangt, daß diejenigen Verwaltungs-Maßregeln, welche durch momentane Bedürfnisse, neue Umstände und Verhältnisse nothwendig gemacht werden, nach vorhandenen Gesetzen genommen werden sollen, und daß die höchste Gewalt überhaupt, bey der Anwendung ihrer Kräfte, wie bey den Vorschriften zur Verbesserung der Verwaltung sich eben so den Gesetzen unterwerfen, oder ein Verfahren beobachten solle, wie man es etwa von dem Richter in einem Prozesse fodert. Man will vielmehr eines Theils nur, daß alles, was zu den Privatrechten gehört, nicht der Willkühr, sondern fest bestimmten Gesetzen unterworfen sey, anderen Theils, daß die höchste Gewalt bey den Veränderungen und Verbesserungen, welche sie vorzunehmen für gut findet, nach festen Grundsätzen und mit Consequenz zu Werke gehe, daß endlich dem Wirkungskreise derselben durch die Verfassung gewisse vernünftige Grenzen gesetzt seyn, und daß, wenn dergleichen Grenzen vorhanden sind, diese möglich geachtet werden. Sollte aber die Herrschaft der Gesetze, so verstanden, zu verwerfen seyn? Sollte sie der Vf. verwerfen wollen, da er sich gegen das allgemeine Gleichmachen so lebhaft erklärt hat? Sind politische Schwärmer, besonders in den ersten Zeiten der französischen Revolution weiter gegangen, haben Menschen, welche nicht wissen, was sie wollen, mehr gefordert: so darf man dieses den verständigen Politikern so wenig anrechnen, als man es sämtlichen Astronomen und dem Zeitalter anrechnen darf, wenn sich einer von ihnen — sey er auch ein Akademiker — in der Berechnung der Bahn des Cometen groblich irrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 7 A P R I L , 1 8 0 8 .

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Über die Staatsverwaltung deutscher Länder und die Dienerschaft der Regenten.* Von August Wilhelm Rehberg, u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wenn der Vf. in der Folge sagt, daß diejenigen, welche davon ausgehen, daß keinem Menschen zu trauen sey, und daß Jeder, der Gewalt habe, sie beständig schlecht anwenden werde, sich hoffentlich eben so oft irren, als diejenigen, welche allen Menschen nur Gutes zutrauen: so zeugt dieses, wie alles folgende, von einer sehr humanen und edlen Sinnesart, und Rec. wünscht dem Vf. von Herzen Glück, wenn er gerade in seinem Posten, als Ober-Licent-Inspecteur, diesen Satz durch die Erfahrung bestätigt gefunden hat. Übrigens glaubt Rec., daß man leider! nach einer ziemlich allgemeinen Erfahrung die Menschen, in allem demjenigen, was nicht zu dem Privat-Verkehr, und zu den Privat-Rechten gehört, sondern auf den Staat unmittelbar Bezug hat, und besonders die administrativen Maßregeln angeht, weit geneigter finden werde, gegen solche, als nach solchen zu handeln, und daß auch diejenigen, welchen Gewalt anvertraut worden ist, viel öfter in Gefahr gerathen, solche — wenn gleich eben so oft aus gesetzwidriger Nachsicht als aus unmoralischer Härte — zu mißbrauchen, als sie vorschriftsmäßig anzuwenden, wenn ihrer Willkühr zu vieles überlassen ist. Hiermit will jedoch Rec. dem übertriebenen Formenwesen keinesweges das Wort reden, und behaupten, daß es gut sey, ein jegliches Geschäft an bestimmte Formen zu binden, jeglichen Mann nur darnach zu schätzen, in wie fern er sich in diese Formen zu bequemen weiß; und er hält es mit dem Vf. für eine der ersten Wahrheiten, daß eine Verwaltung, im Großen wie im Kleinen, nur von demjenigen gut geführt werden könne, der das Geschäft, welchem er sich widmet, durchaus als seine eigene Sache ansieht, und die vorgesetzten Zwecke immer lieber gewinnt, je länger er sich damit beschäftigt, und je mehr er dafür gethan hat. Die Anwendung, welche der Vf. von allem diesem auf den preussischen Staat macht, besonders dasjenige, was er über das Ansehen der Geschäftsmänner, wie über die Vertheilung der Geschäfte sagt, ist wenigstens nicht allgemein wahr, denn es giebt Provinzen und Collegien, wo es ganz anders ist.

Über das eigentliche Rechnungswesen läßt sich,  
S. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

ohne vielfältige eigene Erfahrung, schwerlich richtig urtheilen. So viel glaubt jedoch Rec., dem es an einer vielfältigen Erfahrung hierin fehlt, annehmen zu können, daß das eigentliche Rechnungswesen, als solches, nie genau und förmlich genug seyn könne, und daß es ein eben so großer Fehler sey, wenn in und aus demselben ein Groschen oder ein Pfennig desertiren kann, als wenn der Fehler einen Thaler oder eine Million beträgt. Ein jeder Tadel, welcher gegen diese Art der Genauigkeit gerichtet wird, ist daher geradezu ungerecht, und ganz im Widerspruch mit dem Geist des Rechnungswesens. Ganz anders ist es freylich, wenn man diese höchste Pünctlichkeit auf das, was dem Rechnungswesen zum Grunde liegt, auf die ganze Finanz-Verwaltung überträgt. Beides scheint der Vf. hie und da zu verwechseln, wenigstens nicht genau genug von einander zu unterscheiden.

Mit dem Etatswesen hat man es hie und da übertrieben, dies weiß Rec. sehr gut, und glaubt es gern. Aber wehe dem Staate, in welchem man gar keine Etats kennt, oder wo man ihnen gar keine Heiligkeit beylegt! In Staaten, wie der hannöversische, wo der Fürst nicht gegenwärtig ist, und aus den Revenüen eines Landes die Bedürfnisse seines Hofes und seiner Person, seine Liebhabereyen und Verschwendungen nicht zu bestreiten sind, und wo die ganze Verwaltung durch nichts von oben herab gestört wurde, mag dies einigermaßen gehen; aber noch einmal wehe dem Lande, wo alles dieses anders ist, und wo man nicht mit wachsender Strenge über Etats hält, in welchen die Ausgabe nach der Einnahme genau berechnet ist, und wo der Fürst nicht leicht und nicht deutlich den Zustand der Finanzen, Einnahmen und Ausgaben, die nothwendigen und nützlichen so gut, als die zufälligen und entbehrlichen, übersehen, und sich von der Summe des disponibeln Geldes sicher überzeugen kann! Man braucht wahrlich seine Begriffe nicht aus einem Kriegs-Commissariate genommen zu haben, um vorauszu sehen, wohin das führen wird, wenn der Regent dann nicht persönlich ein guter Wirth ist.

In wiefern die speciellen Etats, welche in jedem Departement aufgestellt werden, und denselben zur *Vorschrift* dienen, im Preussischen *bloß* diesen Zweck haben, und nicht auch zur *Beurtheilung* dienen, wozu sie, wie der Vf. zugiebt, nützlich sind, will Rec. Anderen auszumachen überlassen. Doch kann man nicht umhin zu bemerken, daß auch eine *Vorschrift* der Art unentbehrlich zu seyn scheint. Was würde

wohl dabey herauskommen, wenn den Chefs einzelner Departements, sey es nun einzelner Provinzen oder einzelner Zweige der öffentlichen Verwaltung, erlaubwürde, nach Gutdünken, und ohne Einschränkung über die unter sich habenden Mittel zu disponiren, und wenn sie nicht bey der Einnahme und Ausgabe höchst gebundene Hände hätten? Würden nicht selbst die Guten und Edlen — und vielleicht gerade diese am meisten — welche ihre Geschäfte lieb haben, welche den Menschen wohlwollen, von denen sie zunächst umgeben sind, für die sie arbeiten, und die von ihnen abhängen, sich leicht zu Nachsichten und zu Verwilligungen verleiten lassen, welche mit der allgemeinen Gerechtigkeit, mit den Verhältnissen und der Lage des Staats gar nicht vereinbarlich wären? Wahrscheinlich würde es bald höchst schlecht um die Überschüsse aussehen, deren doch die General-Casse nothwendig bedarf, wenn den Vorstehern der Special-Cassen jede Verwendung, welche als *nützlich* dargestellt werden könnte, hinginge. Eben so wenig will Rec. mit dem Vf. darüber streiten, ob man bey der Verfertigung der Etats so unglaublich plan- und geistlos zu Werke gehe, als er glaubt. Ist dieses aber: so findet ein grober Mißbrauch Statt; deswegen darf aber doch die gute Sache noch nicht gleich verworfen werden. Treffender ist hingegen, was von dem Bestreben der untergeordneten Beamten gesagt wird, mit Beobachtung des Buchstabens ihrer Vorschriften, sie zu umgehen, und von der Oberrechnungs-Cammer, in so weit man solche aus der Form kennt.

In einem Anhang zu dieser Darstellung sucht nun der Vf. alle diese Züge in eine noch nähere Beziehung auf den preussischen Staat zu bringen. Hier vorzüglich führt ihn sein Eifer zu weit. Richtig ist es zwar, daß Preussen, um die künstliche Rolle einer nicht bloß unabhängigen Macht, sondern einer, im Rath der Amphiktyonen Europa's mitsprechenden Macht, spielen zu können, manches thun mußte, was nicht natürlich war, und was mit seinen ursprünglichen Verhältnissen nicht übereinstimmte. Aber man ging dabey sicher nicht so systematisch zu Werke, als der Vf. behauptet, und als es vielleicht nöthig gewesen wäre, um diese Rolle fortwährend mit Glück zu spielen. Wenigstens paßt die große Freyheit, welche man einem Jeden, sich zu entwickeln und seine Meinung nicht nur höchst freymüthig, sondern selbst auf eine anstößige Weise, zu äußern gestattete, nicht in das Gemälde eines kalt despotisch regierten Staates, der mit Consequenz für *einen* Zweck und nach *einem* Ziele hin arbeitet. Selbst bey der Organisation der neu erworbenen Provinzen ergriff man nur halbe Mafsregeln, und ging mit einer Schonung der alten Formen und Gerechtsame zu Werke, wovon man bey der Organisation anderer neuer Staaten nichts sieht, und die selbst von dem, was im südlichen Deutschland geschehen ist, sehr absteht. Wenn demungeachtet jeder deutsche Staat sich vor dem preussischen Adler fürchtete, so hat das mehrere Gründe, unter welchen die heimliche Rolle keiner der letzten

ist, welche Preussen bey der letzten polnischen Theilung und bey Abschließung des baseler Friedens, und seit diesen beiden Begebenheiten, wodurch Preussen die höchste politische und moralische Verblendung an den Tag legte, spielte. Nur gewinnen, nichts wagen wollen, und über einen jeden angebotenen momentanen Vortheil, alle Forderungen der Gerechtigkeit und der berechnenden Klugheit vergessen, kann so wenig Achtung, Zutrauen und Liebe verschaffen, als Segen bringen.

Die Reflexionen über den Dienst und die Dienerschaft, welche den zweyten Abschnitt des Buchs ausmachen, sind mit ungleich mehr Ruhe geschrieben; sie gewähren daher auch einen weit ungestörteren Genuß, und Rec. wünscht von Herzen, daß recht viele Staats- und Geschäfts-Männer das trefflich Gesagte lesen und erwägen mögen.

Bey der Festsetzung des allgemeinen Begriffs von Staatsdiensten, womit sich der §. 1 beschäftigt, entwickelt der Vf. zuerst den Sinn des oft wiederholten Ausspruchs eines großen Königs: der Regent sey nur der erste Diener des Staats, welcher ehemals mißverstanden wurde, jetzt aber praktisch hinlänglich bestimmt zu seyn scheint. Der Regent ist Diener des Volks, in sofern er für die Zwecke desselben arbeitet, nicht weil er demselben gehorchen muß. Das Befehlen und Führen ist seine Sache, so wie es auch nach der Praxis älterer und neuerer Zeit seine Sache ist, die Zwecke des Staats zu bestimmen. Von, durch und für ihn handeln die Beamten, er lohnt sie, sie sind seine Diener. Allein nicht im gemeinen Sinne des Worts, sondern in einem edleren und erhabneren. Sie sind mehr Bevollmächtigte — Rec. möchte sagen Stellvertreter — denen die Ausführung — nicht auch die Entwerfung? — der Mafsregeln des obersten Anführers des gemeinen Wesens übertragen worden ist. Sehr schön und richtig. *Staatsdiener* arbeiten für die Zwecke des Staats, sind Diener *der Sache*, nicht *der Person*, dadurch unterscheiden sie und ihre Dienste sich von denen der Hofleute. Von diesen sagt der Vf. nichts. Er hat darin Recht; denn die Hofdienste sind ganz anderer Art, sie haben keinen Einfluß auf Erhaltung und Beförderung des Wohls des gemeinen Wesens. Der Frohn darf nicht fehlen; wenn das gemeine Wesen nicht leiden soll, wohl der Hofcavalier. Dieser Dienst ist eine Art des häuslichen persönlichen Dienstes, folglich weit illiberaler Art. Auch hat er ein ganz anderes Princip. Denn wenn *Wahrheit* das Princip und die Hauptsumma alles Staatsdienstes ist, wie *Schaffner* schön und wahr bemerkt, so ist *Schein* die Hauptsumma des Hofdienstes.

Bey der Ausrichtung der übertragenen Arbeiten durch die Beamten, sagt unser Vf., ist es nicht genug, daß die Arbeiten geschehen, selbst nicht immer, daß sie zweckmäßig geschehen, sondern es muß alles mit einer gewissen edleren Denkungsart, mit einer höheren Beziehung aufs Ganze geschehen, wenn durch die Arbeit nicht bloß Arbeit hervorgebracht, sondern dem Ganzen wirklich genutzt werden soll. Es sieht im Staate übel aus, und keine Con-

trolle kann etwas helfen, wenn die Staatsbeamten, welchen sämmtlich eine Art von Autorität, über andere zusteht, in ihrem Dienste nichts sehen, als ihr Gewerbe, und wenn sie genug gethan zu haben glauben, sobald sie ihre Arbeit gleichsam contractmäßig vorzeigen können, und wenn sie sich freuen, daß sie damit fertig sind, und zu ihren meistens geist- und herzlosen Vergnügungen übergehen können. Empfindungen für die Ehre des höheren Berufs — nicht Ranges — das Selbstgefühl, welches in dem bloßen Bewußtseyn einer edleren Bestimmung seine Befriedigung findet, dieses ist es, von dem das gemeine Wesen eine wirklich gemeinnützige Verwaltung seiner Angelegenheiten zu erwarten hat. Ein solcher Charakter der Staatsdiener ist mehr als hinlänglich, alle Formen und positiven Anstalten für Förderung des Dienstes zu ersetzen; und alles ist verloren, was versucht werden mag, die öffentlichen Geschäfte zu vervollkommen, wenn die Denkungsart verschwindet, die in ihnen, bloß deswegen, weil sie Sachen des gemeinen Wesens sind, etwas Höheres erkennt als in jeder Privatsache. Alles vorzüglich, und Rec. setzt hinzu, daß jeder, der nicht in Dienstfachen von einem ganz anderen Gefühl befeelt, und von ganz anderen Empfindungen erwärmt wird, als in seinen wichtigsten Privatsachen, ein wenig vollkommener Diener seyn werde. Allein demungeachtet muß er hinzufügen, daß dieses nicht Alles sey, daß, so lange die Staatsdiener von Menschen erwählt und aus dem Menschenhaufen genommen werden müssen, positive Anstalten und Formen vorhanden seyn müssen, welche der menschlichen Natur zu Hülfe kommen, welche jenen edlen Sinn erhalten und befördern, welche das gemeine Wesen vor dem Untergange retten, wenn jener Sinn verloren gegangen oder zu erschaffen in Gefahr ist: Was würde herauskommen, wenn jeder, von dem trefflichsten Geiste befeelte Mann, ohne an Formen gebunden zu seyn, seinen eigenen Gang gehen, und nichts weiter, als seinen Zweck im Auge, fortschreiten dürfte? Wie bald würde nicht hier Erschlaffung; dort Willkühr einreißen, wenn keine positiven Anstalten vorhanden wären, welche dem einen wie dem anderen Grenzen setzten! Überdies ist auch ein grosser Unterschied unter den Staatsdiensten: Von einem Chef eines Departements, einem Rath, kurz: von einem jeden, der in seinem Dienstkreise eigene Ideen fassen darf und ins Werk setzen kann, und der die Ehre des Erfolgs hat; läßt sich ein solcher edler Sinn fodern und erwarten. Weniger aber von dem Subalternen, der etwa nur für die Ordnung der Acten, oder für die Extension oder pünctliche Befolgung der Entschliessungen anderer zu sorgen hat. Hier ist Controlle und Aufsicht ganz unentbehrlich, Lob und Tadel nothwendig, damit sie sich wenigstens gewöhnen, und dann durch Gewohnheit und durch aufgelegtes Ehrgefühl in ihrem Eifer beharren.

Der zweyte §. enthält höchst lehrreiche Bemerkungen über die Ausbildungen der Fähigkeiten für den Dienst. Gleich anfangs erklärt sich der Vf. ge-

gen den erbärmlichen, durch den Kaufmanns- und Industrie-Geist neuer Pädagogen geweckten und genährten Sinn unseres Zeitalters, den Unterricht nur auf das Erlernen des Nothwendigen und unmittelbar Nützlichen einzuschränken. Möge es nicht umsonst gesagt seyn, was der Vf. und auch der edle *Jacob* über diesen elenden Sinn gesagt haben! In den letzten Zeiten, welche so viele Geschäfte herbeygeführt haben, auf welche niemand vorbereitet war, hat man bis zur Verwunderung sehen können, wie trefflich sich Männer von allgemeiner wissenschaftlicher Bildung in selbige zu finden wußten, wie erbärmlich hingegen andere, welche vorher in ihrem Kreise als gute Geschäftsmänner galten, sich benommen haben. Ausnahmen giebt es hier, wie allenthalben; aber in der Regel wird nur ein gründlicher Theoretiker, ein Denker, welcher sich auf einem höheren Gesichtspunct stellen, und in das Wesen und den Zweck der Geschäfte eindringen kann, ein guter Praktiker seyn können. Die Routine der Geschäfte, sagt der Vf. sehr richtig, erzeugt in dem Kopfe, der durch sie allein gebildet ist, eine kleinliche Ansicht der Dinge, die man schwerlich alsdann noch ablegt, wenn man es allenfalls dürfte. Das ist auch der Fall, setzt Rec. hinzu, wenn Männer, die eine bessere Ausbildung gehabt haben, sich, wie das so oft geschieht, dem gewöhnlichen trägen Leben eines sogenannten Geschäftsmannes ganz überlassen, und die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihren Studien bey Seite setzen. Denn die Pedanterey der Geschäftspraxis tödtet, wie der Vf. S. 97 richtig bemerkt, den Geist noch unendlich mehr, als die wissenschaftliche: diese schärft und übt doch den Geist, jene hingegen macht bequem und schlaff. Was der Vf. ferner über Universitäts-Studien sagt, ist gleich richtig und ein Wort zu rechter Zeit. Durch den Aufenthalt in jenen gelehrten Städten, wo Wissenschaft an sich allein den Zweck des Lebens ausmacht, wird bey unzähligen Menschen jene schöne Liebe zu ernsthaften Vergnügungen des Geistes mit in die bürgerliche Welt hinübergenommen. Darum taugen aber, setzt Rec. hinzu, die ganz kleinen und mit illiberaler Kargheit versorgten Universitäten, wo die Wissenschaften in kümmerlicher verkrüppelter Form erscheinen, eben so wenig etwas, als die Universitäten in großen Residenzen und Handelsstädten, wo die Wissenschaften — nur fade Belletristerei ist nicht Wissenschaft — dem Treiben der Großen und der reicheren Handelsleute nachsehen müssen. Sehr befriedigend sind die Bemerkungen, durch welche der Vf. dem gewöhnlichen Einwand begegnet, daß bey der empfohlenen gründlichen Art zu studiren, so viele Zeit verloren gehe: denn keine Zeit ist verloren; wenn man die Denkkraft übt, und wer vermag in seiner Jugend zu sagen, was ihm im Alter entbehrlich oder unentbehrlich, nützlich oder nicht nützlich seyn werde! Goldene Worte sind es, die der Vf. S. 92 über den Lehrvortrag auf Universitäten ausspricht: Gelehrt, wissenschaftlich, nicht praktisch soll der Unterricht auf Universitäten seyn, und unendlichen Schaden hat es ge-

than und wird es thun, wenn man auf Universitäten die praktischen Fertigkeiten zum Zweck macht. Doch scheint sich diese Thorheit schon wieder etwas verloren zu haben, denn der vernünftiger Theil sieht es ein, daß dieses für das Geschäftsleben gehört. Eben so thöricht ist es, wenn die Schulen den Universitäten vorgreifen. Wenn man doch das *naupias* nie vergesse! Über das Emporsteigen nach dem Dienstalter ist der Vf. sehr kurz. Als Regel empfiehlt es sich ohne Zweifel, nur müssen Ausnahmen Statt finden, diese müssen gesetzlich seyn, damit sie nicht auffallen, und wenn dabey auf das Verdienst gesehen wird, so werden sie nicht auffallen.

Aus sehr guten Gründen erklärt sich der Vf. gegen diejenigen — unter welche auch *Scheffner* gehört — die verlangen, daß jeder, der auf eine höhere Stelle Anspruch machen will, alle untergeordneten wenigstens durchgegangen seyn, und in denselben einige Zeit mit Lob gearbeitet haben müsse. Hierdurch kann höchstens eine mechanische Fertigkeit gewonnen werden, für den Geist hingegen wird nichts gewonnen, vielmehr wird demselben dadurch oft geschadet. Denn wie oft ist nicht ein trefflicher Untergeordneter ein schlechter Rath, und ein guter Rath ein höchst mittelmäßiger oder gar schlechter Chef. Auch darf die Beförderung zu hohen Ämtern nicht bloß als Belohnung geleisteter Dienste angesehen werden, denn, — hört ihr Großen! — nicht demjenigen müssen Macht und große Ehrenstellen zu Theil werden; der in anderen Verhältnissen etwas geleistet hat, sondern demjenigen, der fähig ist, das zu leisten, was an der Stelle erwartet wird, die jetzt besetzt werden soll. Durch Geld, Titel und Rang, je nachdem der eine dieß der andere jenes bedarf und schätzt, muß der Staat die Verdienste thätiger und im Dienst akt und stumpf gewordener Männer belohnen, nicht auf Kosten des gemeinen Wesens durch hohe Ämter, denen sie nicht gewachsen sind. Daß in wichtigen Stellen Männer stehen, welche den Willen, die Kenntnisse und Muth und Kraft haben, für Verbesserungen thätig zu seyn, ist um so nothwendiger, weil in den monarchischen Staaten Deutschlands nur sie allein, das übrige Publicum hingegen sehr wenig im Stande ist, auf die Fortschritte und auf Verbesserungen zu wirken. Fehlen daher den Männern, die an den höchsten Stellen stehen, jene Eigenschaften; sind sie damit zufrieden, wenn nur nichts liegen bleibt, und die currenten Geschäfte geschehen: so ist an Verbesserungen nicht zu denken. Aus dem Mangel an Männern, welche die nöthigen Eigenschaften haben, läßt sich erklären, warum in vielen Staaten die Verwaltungen so weit hinter den Einsichten des Publicums zurückbleiben, und nicht einmal mit dem Reichs-Anzeiger fortschreiten. Die Schwierigkeiten und Hindernisse, wel-

che derjenige, der sich mit regem Eifer dem gemeinen Wesen widmet, von Seiten seiner Obern, von seines Gleichen und von Seiten des Publicums findet, schildert der Vf. als ein Mann von Erfahrung. Das Publicum ist, wie er meint, noch am gerechtesten. Aber es kann nur über den Charakter im Allgemeinen, nicht über Kenntnisse, Dienstfähigkeit und Dienstthätigkeit urtheilen. Wie oft erstaunt nicht der besser Unterrichtete über die Urtheile des Publicums über die Brauchbarkeit dieses oder jenes Mannes! Öffentliche Anerkennung der Verdienste und Absichten — so süß solche ist — muß jeder, schließst der Vf., entbehren können, ohne sich dadurch niederschlagen zu lassen; nur die Bemühung Gutes zu befördern, so lange dazu noch einige Mittel vorhanden sind, ist das Einzige, dem man nicht freywillig entsagen kann, und nicht ohne die höchste Noth entsagen darf.

Überzeugend thut der Vf. dar, daß man sehr irre, wenn man glaube, daß es nicht gerade nöthig sey, die höchsten Stellen selbst zu bekleiden, um Gutes zu wirken, weil doch die Hohen und Mächtigen so oft zu den Diensten und zu den Einsichten ihrer Untergebenen ihre Zuflucht nehmen müssen, und daß daher ein schädlicher Ehrgeiz bey dem Streben nach hohen Stellen zum Grunde liege. Denn er bemerkt sehr richtig, daß die Begierde nach Macht von dem gewöhnlichen Ehrgeize sehr verschieden sey, weil sie etwas Reelles zum Gegenstande habe, und der Wunsch, die Gewalt zu haben, das ausführen zu können, was man für nützlich erkannt habe, in einem jeden thätigen Gemüthe mit der Liebe zum gemeinen Wesen unzertrennlich verbunden sey. Aber noch mehr — und dieß möchte wohl mehr als jenes entscheiden — ohne eigene Macht, und bloß durch Vortellungen und Einwirkungen auf Höhere, kann man höchst selten auf die Ausführung wichtiger Dinge rechnen. Den Einsichten kann man allenfalls noch zu Hülfe kommen, den Verstand wohl überzeugen; aber ganz anders ist es mit den Neigungen, mit dem Charakter, der läßt sich nicht ersetzen. Nur der Mann von festem Charakter, der selbst gewollt hat und fortdauernd selbst will, ist im Stande die Hindernisse zu überwinden, die sich ihm entgegensetzen. Und darum, setzt Rec. hinzu, ist ein selbst wollender und selbst ausführender Mächtiger jederzeit unüberwindlich und unwiderstehlich, und darum, weil Männer dieser Art so selten sind, sind jetzt und zu allen Zeiten der halben Maaßregeln, der angefangenen und nicht zu Ende gebrachten Pläne so viele. Denn die, welche sie erfannen, konnten sie allein nicht ausführen, und der Eifer derer, die dafür gewonnen werden mußten, erschlappte zu früh. Rec. bedauert, daß er nicht alles hersetzen kann, was der Vf. über diesen Gegenstand weiter sagt. (Die Fortsetzung folgt.)

#### NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Supprian: Kern- und Kraft-Stellen über wichtige Gegenstände aus D. Martin Luthers Schriften gezogen und alphabetisch geordnet. Ein lehrreiches Lesebuch für

die Verehrer dieses großen freymüthigen Mannes. Von J. F. W. Motz, Rector der Schule zu Meinungen. 2te wohlfeilere Ausgabe. 1804. 253 S. 8. (12 Gr.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 8 A P R I L , 1 8 0 8 .

## ST A A T S W I S S E N S C H A F T E N .

HANNOVER, b. Hahn: *Über die Staatsverwaltung deutscher Länder und die Dienerschaft der Regenten.* Von August Wilhelm Rehberg u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im dritten §. spricht der Vf. über die Vertheilung der Geschäfte. An sich ist die Vertheilung der Geschäfte nothwendig und wohlthätig. Allein sie hat auch ihre böse Seite; es geht über die Sorge für das eine Geschäft leicht die Rücksicht aufs Ganze verloren, und es entsteht daraus, auf Kosten des Ganzen, der unselbige Departementskrieg. Diesem scheint am besten dadurch abgeholfen werden zu können, wenn der Regent selbst regiert. Der Vf. hält aber dies nicht für möglich, nicht für wünschenswerth. Vorsichtige und weise Wahl tüchtiger Männer sey das wohlthätigste, das der Regent für sein Land thun kann, und wer durch rechtliche, fähige Männer regiere, regiere mehr selbst, als wer niemanden frage; denn während dieser in Willkür verfallende und doch allenthalben hintergangen werde, werde den weisen Absichten jenes ein Genüge gethan. Hierin liegt sehr viel Wahres, und ein Regent verfehlt seinen Zweck gewiss, der sich zu sehr mit dem Detail abgiebt. Aber zwischen diesem und der Gewohnheit, alles seinen gut gewählten Räten zu überlassen, liegt unendlich viel in der Mitte, und Rec. hält dafür, daß die letzten Enden aller Geschäftszweige — die Justiz allein etwa ausgenommen — doch nur allein in den Händen des Fürsten selbst recht wohl verwahrt sind. Zur Vermeidung der Departementskriege, glaubt Rec., ist nichts nützlicher, als eine nach festen und richtigen Grundsätzen geschehene Vertheilung der Geschäfte. Denn es sind nicht nur dann der Collisionen weit weniger, sondern eine Verschiedenheit in den Grundsätzen hat lange nicht die üblen Folgen, als wenn gleichartige und verwandte Geschäfte aus ganz verschiedenen Gesichtspuncten angesehen und behandelt werden. Leider sind aber in den meisten deutschen Staaten, die nicht gänzlich regenerirt sind, die Geschäfte weit mehr nach Zufälligkeiten, als nach Grundsätzen vertheilt; und es giebt nicht leicht eine Kammer, die nicht etwas Justiz, nicht leicht ein Justiz- oder Regierungs-Collegium, welches nicht etwas von den Finanzen haben sollte, und dann liegen die Conflicte mit ihren unbestimmten Geschäftskreisen in der Mitte.

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

Wenn es doch alle die, welche an der Spitze stehen, beherzigten, was der Vf. S. 128 sagt, und sich von der Menge des kleinlichen Details losmachen, um Zeit und Ruhe des Geistes für die Erwägung großer Gegenstände zu behalten! Denn man findet es leider nur zu oft, daß das Wichtige und Schwere liegen bleibt, während die Zeit mit Kleinigkeiten, die füglich ungeschehen bleiben könnten, und in Ansehung welcher es ganz einerley ist, ob sie so oder anders geschehen, ausgefüllt, und die Geduld der Untergebenen, welche die Dinge richtiger zu schätzen und die Zeit besser zu gebrauchen wissen, zur Verzweiflung gebracht wird.

Über die Vertheilung der wichtigsten Hauptzweige der Verwaltung, der Justiz, der Finanzen und sogenannten Regierungsfachen, giebt der Vf. sehr viel Gutes. Mit Recht ist er gegen die Verbindung der Regierungsfachen mit der Justiz. Eins wird leicht dem anderen aufgeopfert. Ein Glück ist es, wenn die Policy der Justiz aufgeopfert wird. Am wenigsten ist es passend, den Kammern Justiz- oder Policy-Sachen anzuvertrauen, denn dann ist große Gefahr da, daß das Beste der Unterthanen den pecuniären Interessen und den kaufmännischen Finanz-Speculationen aufgeopfert werde. Dies ist aber unendlich schlimmer, als wenn es der Justiz aufgeopfert wird. Überhaupt nimmt der Geist und die Bildung eines Cameralisten einen solchen Gang, daß man von ihm wenig für Interessen, die keinem Calcul unterzogen werden können, erwarten kann. In kleinen Staaten kann man inzwischen eine Zusammenschmelzung nicht wohl vermeiden, denn zu viel Behörden, die ihre Leute nicht beschäftigen und nicht ernähren, taugen noch viel weniger. Ohne Zweifel ist es dann am besten, wenn mit der Justiz, so viel als möglich verbunden wird. Denn der Geist der Ordnung, Rechtlichkeit und Freymüthigkeit, welcher in einem Collegium, das sich vorzüglich mit der Justiz beschäftigt, weit eher herrschend wird und herrschend bleibt, als in einem jeden anderen, ist für alle übrigen Geschäfte äußerst wohlthätig; und es ist unstreitig oft sehr gut, wenn die Sorge für Beförderung des allgemeinen Besten, die den Regierungsmann erwärmt, hie und da durch die warnende Stimme des Justizmanns, der den Einzelnen nie aus dem Gesichte verliert, in Schranken gehalten und abgekühlt wird. Spielerey ist, wenn dieselben Personen heute als Regierungs-, morgen als Civil-, übermorgen als Criminal-Justiz-Collegium, und endlich als Consistorium zusammen kommen, und wenn sie

und ohne Sorgen, die den Geist niederdrücken, im Dienste leben, daß er einigermaßen mit denen, welche neben und unter ihm stehen, gleichen Schritt halten kann. Es muß ihm doch wenigstens so viel werden, daß er die Freuden eines Hausvaters genießen kann, wozu ihn die Natur eben so gut als jeden anderen Menschen hinzieht, und welche er mehr als jeder andere nöthig hat, um den heiteren Sinn, ohne welchen in der Welt so wenig gedeihet, behalten zu können; so viel, daß er seine Kinder zu nützlichen Bürgern erziehen kann. Es ist daher hartherzig und jüdisch gedacht, und es öffnet über kurz oder lang den unseligsten Mißbräuchen Thür und Thor, wenn man sich dadurch, daß sich zu jeder Stelle viele melden, welche aus Unkunde der Dinge, oder von Hoffnungen geblendet, von Eitelkeit angereizt, von Verzweiflung getrieben, sich mit dem Wenigen, was man ihnen anbietet, begnügen, oder sich wohl gar noch Abkürzungen gefallen lassen, irre leiten läßt, und von einer Thorheit Gebrauch macht, welche auf beiden Seiten unausbleiblich zur Reue führen muß, und wenn man da zu sparen sucht, wo am wenigsten gespart werden soll, und wo das Sparen — eine schöne Tugend — am wenigsten hilft. Wie viele Diener können nicht durch das, was eine unnütze Compagnie Garde, ein Hoffest, eine große Oper oder Jagd, und ähnliches kostet, glücklich gemacht werden! Die Sache ist von der größten Wichtigkeit, nicht nur für das Wohl oder Wehe vieler braver Menschen, ohne welche der Staat gar nicht bestehen kann, sondern auch für das Wohl des ganzen Staats. Sie ist um so wichtiger, weil gerade die bravsten Menschen am meisten darunter leiden: denn diese werden sich in ihrem Eifer am wenigsten irre machen und auf einen Abweg im Dienste leiten lassen. Schlechtere Menschen hingegen werden weit leichter Mittel finden, sich einen Zugang zu verschaffen, und nur desto gefährlicher werden. Dagegen werden jene sich ruiniren, sich in Schulden stürzen, und wiederkehrende Beyspiele werden den Sinn gegen beides abtumpfen. Strafen werden da, wo der Geist verdorben ist, und wo die Ursache der Verderbnis fort dauert, nichts helfen; und welcher Richter, welcher Fürst wird nicht zittern, wenn er die Strenge der Gesetze da anwenden soll, wo ihm der Schuldige bis zur Überzeugung beweisen kann, daß ihm nur die Wahl zwischen einer fardiden Lebensweise, zwischen Vernachlässigung seiner Kinderzucht, oder zwischen Hintansetzung aller Menschlichkeit und anderer heiliger Pflichten im Dienste und zwischen dem betretenen Abwege übrig gewesen sey? Ein strenges Urtheil möge über den ergehen, der durch unzeitigen Luxus sich ruinirt hat; aber man nenne das jetzt nicht mehr Luxus, was man vor 100 und mehreren Jahren, wo die Familie in einer Stube, um einem Ofen, um ein Licht, oft nur um eine Ollampe umher saß, wo man im Ameublement, im geselligen Umgange, selbst in der Literatur und Lectüre, von dem nichts wußte, was jetzt zu den ersten Bedürf-

nissen des Lebens gehört, und was nach heutiger Sitte ein jeder Kaufmann, Landwirth und jeder gebildete Mensch sich gönnt! Man fodere nicht, daß, während niemand mehr im Naturzustande lebt, gerade diejenigen zu demselben zurückkehren sollen, deren Existenz, Bildung und Beschäftigung mehr als jede andere eine Folge von der Cultur und von dem gesellschaftlichen und bürgerlichen Zustande ist, und denen man — o die Inconsequenz! — es am wenigsten verzeihen würde, wenn sie das Allgemeinübliche und Schickliche aus den Augen setzen würden. Die Fürsten, selbst die Großen, für welche gewöhnlich gut gesorgt ist, oder für die andere sorgen müssen, kennen das Loos der armen Staatsdiener nicht, welche jetzt, wo die allgemeine Sitte unzählige Bedürfnisse herbeygeführt hat, wo die Preise der Dinge nicht nur verdoppelt, sondern oft vervierfacht sind, sich mit demjenigen begnügen sollen, was unsere billiger und vernünftiger denkenden Vorfahren vor zwey oder dreyhundert Jahren ihnen aussetzten: die guten Vorfahren, welche von den Dienern ungleich weniger foderten, und welche über Nebenvorteile bey weitem nicht so fein und so delicat dachten, als man in unserem Zeitalter, wie man dieses demselben zur Ehre nachsagen muß, darüber denkt. Sie handeln daher hart, wenn sie den allgemeinen Anforderungen nicht nachgeben; sie begehen aber eine wirkliche Ungerechtigkeit, wenn sie entschieden unnützen und überflüssigen, zudringlichen Dienern, entweder aus persönlicher Begünstigung, oder anderen Nebenrückichten, Befoldungen, Zulagen u. s. w. aussetzen, so lange noch ein nützlicher und unentbehrlicher Diener mit Grund über eine unzulängliche Befoldung sich beschweren kann. Bey der Vertheilung des Ranges und der Titel mag so etwas allenfalls Statt finden, nicht aber bey dem, oft durch sauren Schweiss der Unterthanen, zu nützlichen Zwecken zusammengebrachten Gelde. Auch ist der Grund, den man gewöhnlich zur Entschuldigung anführt, man wolle es anderswo wieder ersparen, sehr wenig werth. Denn entweder ist die Ersparung zweckmäßig, dann ist sie ohnehin Pflicht, oder sie ist es nicht, dann ist sie Verbrechen oder Thorheit. Möge die Stimme der Bedrängten doch endlich Gehör finden; und möge man, wenn die Staatskasse wirklich einen größeren Aufwand auf den nützlichsten Zweig der Ausgaben nicht vertragen kann, dem Übel lieber durch Verminderung der Staatsdiener abhelfen, als auf dem bisher betretenen, verderblichen Wege fortgehen! Eine solche Verminderung ist, unbeschadet des Dienstes, und ohne eine zu große Überhäufung der Diener mit Arbeiten fürchten zu dürfen, meistens immer möglich; sie ist selbst, wenn am rechten Orte angefangen wird, gut. Freylich muß man auch dabey die Pflichten der Gerechtigkeit nicht aus den Augen setzen, und nicht den einen um des anderen willen sofort brodlos machen. Doch wir kehren zu unserem Verfasser zurück.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 9 A P R I L 1 8 0 8 .

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Über die Staatsverwaltung deutscher Länder und die Dienerschaft der Regenten.* Von August Wilhelm Rehberg, u. f. w.

(Bechluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Sehr richtig bemerkt der Vf. S. 153, daß der unabhängige Geist, der Eifer mit eigener Aufopferung und Gefahr, Gütes zu wirken, welcher im Dienst so viel werth ist, und in vielen Fällen eine ganz unablässige Bedingung einer guten Geschäftsführung ausmacht, nicht immer als Folge einer, durch ein großes, eigenes Vermögen begründeten, unabhängigen Lage anzusehen sey. Die Liebe zum gemeinen Wesen, die Begierde nach nützlicher Thätigkeit, und Rec. setzt hinzu, ein durch lebhaftes Gefühl für Wahrheit und Recht belebter Eifer, und ein edler Sinn der Freymüthigkeit, dem es eine Wohlthat ist, sich ohne Scheu selbst da zu äußern, wo die Wahrheit nicht gern gehört wird, wo sie aber nützlich ist, und nicht ohne wesentlichen Nachtheil verschwiegen werden darf, haben das Eigene, daß sie sich des Menschen, der von ihnen ergriffen ist, ganz bemächtigern, und daß sie durch zeitliche Rücksichten wenig geschwächt, und wenig zurückgehalten werden. Diese Gesinnungen, welche zum Theil ein schönes Geschenk der Natur sind, finden und äußern sich bey Menschen von den verschiedensten Glücksgütern. Wenn sie sich aber bey Menschen ohne Vermögen finden: so kann man sicher seyn, daß sie rein sind, und auf einem festern, edleren Grunde beruhen, als bey Menschen, bey welchen sie Folge eines zufälligen Glücksgutes seyn können. Sie führen daher bey jenen fast jederzeit auf Achtung des Verdienstes und auf Werthschätzung gleichgesinnter Menschen; und so lebhaft sie jedem ungerechten Machtprüche sich zu widersetzen wissen, so wenig werden sie durch einen, mit Gründen unterstützten Widerstand gereizt, sondern vielmehr geehrt, wo hingegen diejenigen, welche durch Reichthum unabhängig sind, leicht von einer gewissen Geringschätzung Anderer, und von einem übertriebenen Stolz befeelt werden, welcher durch jeden Widerstand beleidigt wird, und welcher mehr zum Herrschen als zum Wirken taugt.

Der Vf. erkennt nach S. 158 zwar den Werth der freyen Mitbewerbung vieler Menschen von ungleichem Herkommen und mannichfaltiger früherer Bildung um öffentliche Stellen nicht, doch legt er nach Rec. Dafürhalten einer gewissen Diener-Aristo-

kratie zu vielen Werth bey. Es ist Sache der Erfahrung, ob es mehr die Kinder der angesehenen Beamten — *herorum filii* — oder Emporgestiegene und Fremdlinge sind, welche den eigenen Geist, der eine gute Dienerschaft beleben soll, erhalten, und dem Staate, sowohl durch edeln Sinn, als durch Talent nützen? Die Beobachtungen, welche Rec. gemacht hat, und welche durch die hannöversische, sehr rechtliche Dienerschaft wenigstens nicht widerlegt werden, sprechen gegen die Kinder der angesehenen Beamten, und bestätigen den oft aufgestellten Satz, daß die höheren Stände aus den unteren verbessert werden müssen, wenn sie nicht physisch und moralisch ausarten sollen. Daher ein grober Nepotismus dem Staate jederzeit verderblich werden muß. Was endlich der Vf. in diesem reichhaltigen Abschnitte zur Vertheidigung der Bezahlung der Beamten durch Sporteln sagt, kann Rec. Überzeugung von den Nachtheilen einer solchen Einrichtung nicht ändern. Nicht bloß der größte Theil der Einnahme, sondern alle und jede Einnahme der Staatsdiener muß in fixer Befoldung bestehen, wenn ihre Würde, und ihr edler, uneigennütziger Sinn selbst gegen jeden bösen Schein gedeckt seyn soll.

Im 6 §., welcher von der Aufsicht über die Dienerschaft handelt, stellt der Vf. zuerst seine Ideen über die Dienstentlassungen auf. Es sind ganz dieselben, welche in einer Recension in der Hallischen Literatur-Zeitung entwickelt sind, und welche durch eine königliche Cabinets-Ordre vom 17ten Dec. 1805 an den Staatsminister von Massenbach in den königl. preuss. Landen Gesetzes-Kraft erhalten haben. Sie gehen im Allgemeinen dahin, daß über eigentliche, im öffentlichen Dienst begangene, Verbrechen eine gerichtliche Untersuchung Statt finden könne, daß hingegen über Vernachlässigungen der Dienstpflichten, über Fähigkeit und Unfähigkeit der Diener niemand anders als die vorgesetzte Behörde urtheilen könne. Diese Ansicht ist dem Wesen des Dienstes, den Zwecken und der Bestimmung der Dienerschaft so angemessen, daß Rec. nicht würde begreifen können, wie man eine andere Meinung haben konnte, wenn er nicht wüßte, daß alle diejenigen, welche für diese Meinung gekämpft haben, selbst Staatsdiener gewesen sind, und wenn nicht bey weitem der allergrößte Theil der Staatsdiener ihren Dienst als Pfründe ansehe, bey welcher das *utile* die Hauptsache ist. In dem königl. bayerischen pragmatischen Statut in Betreff der königlichen Staatsdiener von 1807, welches überhaupt viel Schönes enthält, hat man, vielleicht durch des Vfs.

Ideen veranlaßt, einen sehr zweckmäßigen Mittelweg eingeschlagen, indem man dem Dienersstande und dem Standesgehalte eine Perpetuität gegeben hat, die nur durch richterlichen Ausspruch gehoben werden kann, hingegen die Dauer der Functionen des Dieners und den Dienstgehalt von dem Ermessen der administrativen Behörden abhängig gemacht hat. Die ganze Sache mit der Dienstentlassung aus landesherrlicher Gewalt, hat übrigens jetzt, wo keine Reichs-Justiz mehr existirt, einen großen Theil ihrer Wichtigkeit, und ihre Reize ganz verloren. Dafs man übrigens im Ganzen gegen einen Diener, welchem nichts als Unfähigkeit zur Last gelegt werden kann, schonend seyn müsse, fodert die Billigkeit; allein es ist wahrlich dem Zwecke gänzlich entgegengehandelt, und die größte Unbilligkeit und wahre Ungerechtigkeit gegen das Ganze und viele Andere, wenn man zu schonend verfährt, und alles hingehen läßt. Wenige Menschen sind so edel, dafs sie diesen liberalen Sinn schätzen; sie halten es vielmehr für das, was es auch eigentlich ist, für Schwäche, und erlauben sich mit jedem Tage mehr, und werden dadurch erst recht unfähig.

Mit edler, überzeugender Wärme erklärt sich der Vf. endlich gegen diejenigen, welche behaupten wollen, dafs, wenn dem Staatsdiener nur in seinem Berufe nichts zur Last falle, es dem Staate gleichgültig seyn könne, wie sein übriges Leben beschaffen sey. Es ist durchaus nothwendig, dafs die Untergebenen, dafs das Publicum mit Achtung und Vertrauen auf diejenigen hinsehen könne, denen die heilige Sorgfalt für das öffentliche Wohl, die Aufsicht über das Staatsvermögen, die Beschützung der theuersten Rechte, die Zurechtweisung und Bestrafung derer, die die öffentliche Ordnung übertreten und die sanctionirte Sittlichkeit verletzt haben, oder sonst irgend eine Art der öffentlichen Autorität anvertraut ist. Eben so nothwendig ist es, dafs der Mann, der mit Nachdruck und ohne Scheu dem Unrechte und der Sittenlosigkeit nachspüren und sich ihm entgegensetzen, allgemeine Zucht und Ordnung befördern und durch Lehre und Ermahnung nützen soll, mit reinem Herzen und freyer Stirn auftreten, und dafs er, ohne zu erröthen und von innerer Schaam gepreßt zu seyn, das Unrecht Unrecht nennen, Mißbräuche auffuehen und bestrafen könne. Oder soll man es für Stärke des Geistes halten, wenn ein Richter, erschlaft und mißlaunig durch die sträflichen Ausschweifungen der verflochtenen Nacht, einen Unglücklichen, der auf ähnlichen Wegen ertappt worden ist, mit kalter Strenge in die Eifen verurtheilt? Oder will man es für hohe Kraft des Gemüths, für Wirkungen der Intelligenz ausgeben, wenn ein anderer ganz unbefangen den Aussteller eines falschen Wechsels oder einen muthwilligen Banqueroutier condemnirt, während er darauf sinnt, wie er, zur Bestreitung eines höchst frivolen Aufwandes, einen armen Tropf, oder gar einen durch Dienst oder andere Verhältnisse von ihm abhängigen Menschen, zur Annahme eines Wechsels verleiten will, den er zur Verfallzeit weder bezahlen kann, noch die Absicht hat zu bezahlen? Der moralische Mensch ist nur einer, und die moralische Räude greift um

sich und theilt sich mit wie die physische. So wenig wie man daher einen insicirten zu einem Krankenwärter machen wird, eben so wenig sollte man einem unsittlichen, sträflich wandelnden, einige Theilnahme an der Aufrechthaltung der allgemeinen Ordnung gestatten. Eine Aufsicht hierüber — so schwer solche an und für sich auch seyn mag — ist um so nothwendiger, weil, wie der Vf. sehr richtig bemerkt, der thörichte Geist des Zeitalters die Weisheit unserer Vorfahren verschmährt, nach welcher ein jeder Stand, jedes Alter, jeder Beruf seine eigenen Begriffe von Schicklichkeit hatte, welche sich in der eigenthümlichen Lebensart, in Kleidung und Anstand äußerten. Schön und wahr ist es, was der Vf. darüber sagt, und entspricht ganz dem, was der verständige Theil der Menschen empfindet, wenn er sieht, dafs man, unbekümmert um das, was dabey herauskommt, darauf ausgeht, nur das nicht zu scheinen, was man ist, wie man jede nur etwas genirende Zurückgezogenheit und Absonderung als das größte aller Ubel scheuet, und wie ein Stand dem anderen nachzustreben und zu übertreffen bemüht ist. Wohin das führen werde, ist nicht abzusehen; noch schwerer aber ist es vielleicht, ein Mittel gegen diese verderbliche Thorheit aufzufinden, da selbst eine grose allgemeine Noth dem Ubel nicht hat Einhalt thun können, indem man lieber jede andere Ersparung sich hat gefallen lassen, und lieber alles andere aufgeopfert hat, als irgend etwas von dem, was mit diesem unseligen Streben in Verbindung steht. Das Beyspiel der höheren Stände kann viel wirken; es würde aber noch mehr helfen, wenn man nicht durch unverständige Absonderung, durch eine unnatürliche Steifheit und lächerliche Pedanterey so oft jeden guten Eindruck und den Reiz zur Nachfolge minderte. Für Erhaltung eines schicklichen Anstandes und unaufsässigen Wandels der Dienerschaft können die Chefs der verschiedenen Behörden außerordentlich viel thun, wenn sie Männer sind, die Menschen zu behandeln wissen, und auch das Unangenehme, wenn es Noth thut und wo es recht ist, zu sagen sich nicht scheuen.

Wir sind in unseren Bemerkungen so ausführlich gewesen, dafs wir über den Anhang, welcher von deutschen Landständen handelt, nur wenig sagen dürfen. Der Vf. ist für die Stände; ihnen, glaubt er, verdanke Deutschland seinen guten Nationalgeist und die Mäßigung seiner Fürsten gegen ihre Unterthanen. Rec. will diesem nicht widerstreiten; doch glaubt er, dafs dieses, wie vieles andere Vortreffliche, was untergegangen, und bis zu diesem Augenblick noch durch nichts ersetzt worden ist, der ganzen deutschen Verfassung, und vorzüglich der deutschen Reichsjustiz zuzuschreiben sey. Sie war es, die den Unterthanen ein gewisses Gefühl ihres eigenen Werthes und eine Freymüthigkeit gab, welche sonst in monarchischen Staaten höchst selten ist. Konnte doch jeder mit seinem Landesherren ein ernstliches Wort vor einem Richterstuhle sprechen, vor welchem das Ansehen der Person so wenig galt, als es bey Menschen möglich ist. Hierdurch wurden die gefährlichsten Despoten, nämlich die kleinen, ganz eigentlich im Zaume gehalten. Diefs war aber auch den grösseren nicht

gleichgültig. Sie brauchten zwar die Vollziehung eines Erkenntnisses nicht zu fürchten; aber ihnen war doch auch das öffentliche Urtheil eines von der Nation geachteten Senats nicht gleichgültig. Wahr ist es, daß die Einmischung eines fremden Staates in die inneren Angelegenheiten eines Landes durchaus nichts taugt, und daß die Einmischung des Reichshofraths oftmals zu einer Einmischung des österreichischen Cabinets werden mochte. Allein dieses war bey dem Reichskammergerichte nicht der Fall, und dann blieb doch auch die Furcht vor einer Einmischung wohlthätig. Wenn daher Rec. Wünsche für die Zukunft haben soll, so wünscht er zwar sehr die Beybehaltung der Landstände; allein da Landstände, wie der Vf. sehr gut zeigt, in Deutschland das nicht seyn können, was in England auch das schlechteste Parlament ist: so kann Rec. wenig von ihnen hoffen, wenn nicht ein Justizhof da ist, ähnlich dem Reichskammergerichte in seinem Wesen, nicht in seiner Form, vor welchem nicht bloß über Streitigkeiten der Souveräne unter einander, sondern auch über Streitigkeiten der Privaten mit den Souveränen entschieden werden kann. Ohne ein solches Tribunal haben die Landstände keine rechtliche Garantie, und ohne diese möchte ihnen hie und da eine freymüthige Sprache bald theuer zu stehen kommen. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe dieses Wunsches weitläufig zu entwickeln. Nur gegen einen Grund, durch welchen man oft darthun will, daß deutsche Fürsten keiner Justiz unterworfen zu seyn brauchten, weil es die Souveräne anderer Staaten nicht sind, will Rec. bemerken, daß ein beträchtlicher Unterschied stattfindet zwischen einem Fürsten, welcher von einem gut gelegenen Hügel sein ganzes Reich übersehen, und seinen Unterthanen, wie man zu sagen pflegt, in die Töpfe gucken kann, dessen Hofhaltung nicht selten die Hälfte der sämmtlichen Revenüen seines Landes hinwegnimmt, der durch eine einzige, an sich nicht sträfliche, Lieblingsneigung seinen ganzen Finanzstaat ruiniren, durch einen einzigen Fehler und schlechte Leidenschaft — auf welche der Mangel an Geschäften so leicht führt — alle und jede seiner Diener plagen und seine Unterthanen drücken kann, kurz dessen ganzes Wesen sich dem Privatstande beträchtlich nähert; und zwischen einem grossen Monarchen, welcher sein Reich nur mit Mühe im Geiste zu übersehen im Stande ist, welcher vielleicht nicht den soßen Theil seiner Revenüen zur Befreyung seiner glänzenden Hofhaltung gebraucht, der für jede Neigung und für jedes Institut mit fürstlicher Milde und Verschwendung, ohne Nachtheil der Finanzen wirken kann, der nur mit einem sehr kleinen Theile seines Volks in Berührung kommt, und welchen die wichtigsten und mannichfaltigsten Dinge so durchaus beschäftigen, daß ihm auch nur wenig Muße für diese Berührung übrig bleibt, und dessen Leben von dem des Privatstandes durchaus entfernt ist. Und würde denn selbst ein höchster Gerichtshof, ein unabhängiger Senat, auch in einem grösseren Staat nicht von Nutzen seyn, wenn es möglich wäre, und höhere Zwecke ihm nicht

entgegenständen? In Deutschland ist er möglich, ohne daß irgend ein höherer Zweck darunter leidet; und wenn wir Unterthanen auch, wegen des Zutrauens zu unseren Fürsten, nicht gerade uns ängstlich nach einem höchsten Gerichte zu sehnen nöthig haben, so haben unsere Fürsten, wenn sie dieses Zutrauen von uns fodern, ein höchstes Gericht noch weniger zu scheuen. Über das ständische Administrationswesen, über Trennung der ständischen Cassen von den Kammer-Cassen, über den unseligen feindseligen Geist der Cassen gegen einander, über die so häufige thörichte Verblendung der fürstlichen Räthe, welche die ständische Casse als ein fremdes Gut ansehen, auf welches man ohne Scheu greifen und für welches man, ohne eine Sünde zu begehen, nicht sparen dürfe, sagt der Vf. sehr viel Schönes. Von dem Hange mancher Stände, ihre Cassen bloß als Spar-Anstalten anzusehen, aus denen sie auch dann nichts hergeben wollen, wenn der Zweck, wozu solche da sind, und das allgemeine Beste es erfordert, ist nichts gesagt worden. Daß auch dieses nichts taugt, leuchtet ein; ob es aber nicht durch jene Verblendung der Fürsten und ihrer Räthe nothwendig gemacht werde, und wem also die Schuld davon beyzumessen sey, will Rec. dahin gestellt seyn lassen.

Der Hauptzweck aller Landstände ist die Aufbringung des Geldes. Die Concurrenz zu anderen Regierungs-Angelegenheiten, welche ihnen zu steht, ist sehr verschiedenartig bestimmt, und muß natürlich eine Veränderung leiden, so wie die gesellschaftliche Verfassung sich mehr ausbildet, und sich von dem patriarchalischen väterlichen Regimente entfernt. Die Stände haben also auf einen der wichtigsten und schwierigsten Theile der Staatsverwaltung Einfluß: denn gewöhnlich kommt es ihnen nicht nur zu, ein gewisses Geldquantum zu bewilligen, sondern sie haben auch zugleich die Mittel anzugeben, wodurch solches herbeygeschafft werden soll, oder doch die angegebenen Mittel zu beurtheilen. Allgemein anerkannt ist es aber, daß die Festsetzung eines zweckmäßigen, einfachen und gerechten Steuersystems eine der schwierigsten Aufgaben ist, indem sie nicht nur die mannichfaltigsten, verschiedenartigsten und detaillirtesten Kenntnisse und eine höchst reifliche Überlegung erfordert, sondern dabey auch die Beyseitzung aller Rücksichten auf eigenes Interesse und auf das Interesse eines besondern Standes, einer einzelnen Corporation, und der feinste, durch keine Vorliebe für irgend ein Gewerbe und für irgend einen besondern Zweig der Industrie zu bestechende Sinn für eine allgemeine Gerechtigkeit und für das Wohl des Ganzen erfordert wird. Es fragt sich nun, ob sich dieses von einer Versammlung erwarten lasse, in welcher die Mehrzahl der Individuen sehr oft auf besondere Bildung und Kenntnisse nicht den mindesten Anspruch machen kann, von welchen nur wenige, so wie die besseren Staatsdiener, gewohnt sind, das gemeine Wesen als ein Etwas zu betrachten, das über sie und über ihr Zeitliches unendlich erhaben ist, und dessen Wohle jede andere Rücksicht nachstehen muß, welche vielmehr das gemeine

ne Wesen, zu dem sie gehören, sehr häufig nur in so fern lieben, als es sich für sie bequemer darin leben läßt, und welche das nur für eine Verbesserung und Vervollkommenung desselben halten, was ihre Lasten mindert und ihren Vortheil fördert: von einer Versammlung, auf welcher nur wenige Classen von Staatsbürgern erscheinen, und auf der in der Regel der Stand das entschiedenste Übergewicht hat, dessen Interesse mit dem Interesse der sämmtlichen übrigen Unterthanen gewöhnlich im geradesten Widerspruch steht, der Stand, der nicht nur sich — dieß würde man ihm gern gestatten — sondern auch einem Jeden aus seiner Mitte einen Vorzug vor allen anderen Staatsbürgern einräumt und eingeräumt sieht? Diese Frage wird nicht schwer zu beantworten; und eine verneinende Antwort auch sehr leicht durch die Erfahrung zu rechtfertigen seyn. Denn kann man nicht behaupten, daß bisher in keinem Lande Deutschlands ein einfaches zweckmäßiges Steuersystem gewesen sey? Ist es nicht noch mehr in die Augen fallend, daß nirgends ein gerechter Steuerfuß vorhanden ist? Stößt man nicht vielmehr allenthalben auf auffallende Ungerechtigkeiten? Findet man nicht, daß im Ganzen der Beytrag der Bewohner eines Staats zu den öffentlichen Lasten gerade in einem umgekehrten Verhältnisse zu den Vortheilen, Annehmlichkeiten und Ausichten steht, welche das gemeine Wesen ihnen gewährt? Ist nicht die innere Geschichte der Verhandlungen einer patriotischen Landschaft meistens nur eine mehr oder weniger Unwillen erregende Geschichte des Strebens verschiedener Corporationen, die gemeinschaftlichen Lasten, so viel als möglich, und oft mit großer Schamlosigkeit, von sich und seinem Stande hinweg und auf einen anderen Theil der Bürger zu wälzen? Und wird man erstaunen, daß dieses Streben meist immer nur dem Adelstande geglückt ist, wenn man erwägt, daß dieser der zahlreichste ist, und die Sache ganz und gar als seine eigene ansieht, welches bey den Deputirten der Praelatur und der Städte, welche ohnehin auch oft Adelige, oder in Diensten adelicher Gerichtsherrn stehende Männer sind, der Fall nicht ist, wenn man hinzunimmt, daß die ersten Rätthe der Regenten in der Regel nur aus diesem Stande genommen werden, und daß endlich

unsere Fürsten und Fürstinnen nicht nur ihren Umgang bloß auf Männer und Frauen aus diesem Stande haben einschränken lassen, sondern daß auch selbst der Fürst als Privat-Eigenthümer und als Besitzer von Domainen, in vielen Stücken mit dem Adel ein ganz gleiches Interesse hat? So lange es daher Wahrheit ist, daß eine Versammlung, wie der Vf. S. 230 bemerkt, den Geist einer gesetzgebenden Weisheit nie erreichen werde, in welcher der Geist des Provincialismus, des besondern Standes, das Privat-Interesse einzelner Corporationen herrscht: so lange werden Landschaften, so zusammengesetzt, wie sie es jetzt sind, dem gemeinen Wesen den Nutzen und Vortheil nicht gewähren, welchen sie unter anderen Umständen unstreitig gewähren könnten. Mögen aber immerhin auf den landständischen Versammlungen unvollkommene Steuer-Einrichtungen gemacht werden; mögen sie immerhin bey anderen Administrations-Maßregeln einsichtige, und vielleicht zuweilen parteyische Rathgeber seyn: so wird doch jeder patriotisch denkende Deutsche, jeder mit dem Wesen und dem Treiben, wie solches in kleinern und mittlern Staaten Statt findet, nur einigermaßen bekannte, jeder die Gerechtigkeit, Freymüthigkeit und den Bürgersinn schätzende Mann, die Beybehaltung und Befestigung der landständischen Verfassung selbst mit allen den Mängeln und Unvollkommenheiten, welche sie an sich haben mag, einer Aufhebung derselben unendlich vorziehen. Ja, er wird selbst, aus großer Achtung für dieses Institut, nicht einmal gern zu einer Verbesserung derselben rathen, damit dem ehrwürdigen Gebäude das Vorfahren nichts von seiner Heiligkeit genommen werde. Wer es je erfahren hat, wie wohlthätig das Hemdfeilen beym Fuhrwesen selbst dann ist, wenn ein weiser und besonnener Führer einen gefährvollen Weg zurückzulegen hat; wer je das schreckliche Schicksal derer gesehen hat, welche leichtsinnig und unbedonnen, auch auf minder gefährlichen Wegen alles auf die Seite zu schaffen suchten, was ihren Lauf erschweren und aufhalten konnte: der wird gewiß diesen Wünschen beystimmen, und diese Überzeugungen theilen. Ein guter Genius wache über Deutschland, damit die Nachwelt uns segne: wie wir unsere guten Vorfahren segnen können!

BN.

## NEUE AUFLAGEN.

Hamburg, b. Bohn: D. Anton Friedrich Büschings neue Erdbeschreibung. Europa, Portugal und Spanien. 1ste Abth. Portugal. Sehr verm. u. verbess. Aufl. Herausgegeben von C. D. Ebeling.

Auch unter dem besondern Titel:

Portugal und Spanien. Erste Abtheilung. Portugal. Nach D. A. F. Büschings Erdbeschreibung aufs neue bearbeitet und herausgegeben v. C. D. Ebeling. 1808. 140 S. Einleit. u. 287 S. Text u. Register 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

Salzburg, in d. Mayr'schen Buchhandl.: Katholisches Gebetbuch zur Beförderung des wahren Christenthums unter nachdenkenden und gutgefunten Christen. Herausgegeben von Max-

thias Reiter, Pfarrer zu Airing. 12te, einzig rechtmäßige Originalausgabe. 1804. 267 S. 8. (10 Gr.)

Nürnberg, b. Bauer u. Mann: Communionsbuch für gebildete Christen. Von Valentin Karl Feilodter, Pfarrer zu Walckersbrunn und Gräbern im Nürnbergischen. 2te verm. u. verbess. Ausg. 1803. 240 S. 8. (10 Gr.)

Zeitz, b. Webel: Vom Wiederkommen, Wiederscheitern und Erscheinen nach dem Tode und von Geisteserscheinungen überhaupt. Meine Überzeugungen nach Crusius'schen Grundsätzen. Von D. Joh. Fried. Teller. Zwey. Abdruck. 1806. 157 S. 8. (12 Gr.)



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 APRIL, 1808.

## P A D A G O G I K.

BERLIN, b. Maurer: *Über die zweckmässigste Einrichtung der Lehranstalten für die gebildeten Stände.* Versuch einer neuen Ansicht dieses Gegenstandes mit besonderer Rücksicht auf Berlin von Ernst Gottfr. Fischer, ordentl. Prof. an dem berlinisch-cöllnischen Gymnasium. 1806. 134 S. 8. (12 Gr.)

Den verdienstvollen Vf. dieser inhaltreichen Schrift haben die zwar oft übertriebenen, aber gewiss nicht ungegründeten Klagen über das Zuvielerley, das auf unseren Gymnasien gelehrt werde, und über die daraus hervorgehenden Übel der Oberflächlichkeit, Vielwifferey und Anmaßlichkeit der jungen Leute auf eine Idee geführt, die in hohem Grade die Beherzigung derer verdient, welchen die Aufsicht über den öffentlichen Unterricht anvertraut ist. Er schlägt nämlich vor, in unseren grösseren Städten, namentlich in Berlin, neben den bisherigen Gymnasien eine oder mehrere höhere Bildungsanstalten (Realgymnasien) für die künftigen nichtstudirenden Mitglieder der gebildeten Stände zu errichten. „Der gemeinschaftliche Unterricht der Studirenden und Nichtstudirenden sey für beide gleich nachtheilig. Für den Studirenden: weil ihm die Zeit, welche er auf die eben so schwierige als wichtige alte Literatur wenden sollte, verkürzt, und hingegen sein Fleiss, besonders in den höchsten Classen, wo er anfangen sollte, sich mit ungetheilte Kraft des Kerns der alten Literatur zubemächtigen, zerstreut und erschläfft wird. Für den Nichtstudirenden, weil er über der Beschäftigung mit den alten Sprachen nur dürftige, übel zusammenhängende Bruchstücke derjenigen Kenntnisse sammelt, die für ihn Hauptsache seyn sollten.“ Der Vf. ist jedoch nicht gemeint, dass neue Anstalten dieser Art errichtet, oder die gelehrten Gymnasien in 2 Anstalten gespalten werden sollten. „Von Zeit zu Zeit ereigneten sich Fälle, wo der Lehrplan eines Gymnasiums abgeändert werde. Dann möge man überlegen, ob es nach Zeit und Umständen nicht zweckmässig seyn dürfte, ihm die Einrichtung eines Real-Gymnasiums zu geben, oder auch es auf den Zweck des Sprach-Gymnasiums zu beschränken.“ Er zeigt nun zuerst die Organisation dieses letzteren. Hier sey kein wesentlich neuer Plan nöthig, sondern der bestehende dem beschränkteren Zweck gemäss zu verbessern und zu vereinfachen. Darauf entwickelt er nun umständlicher seine Idee von einem Re-

algymnasium. Es soll für die wissenschaftliche Ausbildung derjenigen sorgen, für welche die alte Literatur kein dringendes Bedürfniss sey. Hier tritt demnach Mathematik und die damit innig zusammenhängende historische und dogmatische Naturkunde an die Stelle der alten Literatur, d. h. sie wird Hauptlektion, bestimmt die Classe und den Rang der Schüler, weil, wer in ihr Fortschritte gemacht hat, in den übrigen Realkenntnissen, besonders in allen Theilen der Naturlehre, nicht zurückbleibt. Auch lassen sich in ihr bestimmter als in irgend einem anderen Fach Abschnitte für die Folge des Unterrichts begrenzen, deren jeder ein in sich vollendetes Ganzes ausmacht: so dass selbst der, welcher nicht die ganze Schule durchläuft, dennoch nicht unbrauchbare Bruchstücke erhält, und also mehr als den blofs formellen Nutzen, die Übung des Kopfes, mitnimmt. — Die Bemerkungen die der Vf. hierbey über die Methode dieses mathematischen Unterrichts macht, sind dem Rec. ganz aus der Seele geschrieben. Dass die unteren Classen des Realgymnasiums einerley Unterrichtsgegenstände mit denen des Sprach-Gymnasiums haben, und auch in den höheren Classen beider ein gewisser Parallelismus bleiben soll, scheint zwar beym ersten Anblick in einem Widerspruch mit der Grundidee des Vfs. zu stehen; allein so wie er sich näher darüber erklärt, kann Rec. es nicht anders als billigen, theils weil einige Kenntniss der lateinischen Sprache jedem Gebildeten unentbehrlich ist, theils aber auch, weil so viele junge Leute sich erst späterhin für das zu wählende Fach entscheiden, und also aus der einen Anstalt in die andere übergehen würden. — Bey der Anordnung des Lektionsplanes für jede der oberen Classen des Realgymn. fodert der Vf., dass besonders Rücksicht auf diejenigen Schüler genommen werde, welche aus derselben in der Regel die Schule zu verlassen pflegten, wobey er die Erfahrungen mittheilt, welche er bey dem berl. kölln. Gymnasium gemacht hat, und darnach eine wahrscheinliche Berechnung aufstellt, wie viel Zöglinge zum mechanischen Geschäftsdienst, zur Landwirthschaft, zum Militair-, Bau- und Berg-Fach, zu Handlung und Manufakturen, zu mechanischen Künsten und Handwerken u. s. w. in einem Zeitraum von 11 Jahren aus jeder Classe eines berlin. Realgymnasiums abgehen würden, woraus er lehrreiche Resultate für die Gegenstände des Unterrichts in diesen Classen zieht, die man jedoch bey ihm selbst nachlesen muss. Bey dieser besondern Rücksicht auf Berlin macht der Vf.

wiederholt darauf aufmerksam, daß ein solches Realgymnasium überall auf Localitäten berechnet seyn müßte.

Um nun den auf dem Realgymnas. angefangenen Unterricht planmäßig weiter zu führen, schlägt der Vf. die Errichtung einer *Realakademie* vor, die mit jenem in Verbindung gesetzt werden soll. Er zeigt sehr gut die Wichtigkeit einer solchen Anstalt für Kaufleute, Manufakturisten, Künstler, Architekten, Pharmacisten u. s. w. und wie wenig begründet der Einwurf sey, den man gewöhnlich dagegen macht: der Kaufmann, Manufakturist u. s. w. werde sein eigentliches Geschäft vernachlässigen, wenn man ihm zu viel Mathematik, Chemie, Physik u. s. w. beybringe. Auch der Kostenaufwand für eine solche Anstalt werde dadurch um vieles vermindert, wenn die Lehrer in den höheren Classen des Realgymnasiums zugleich als Professoren der Realakademie öffentlich wissenschaftliche Vorlesungen für alle, die daran Theil nehmen wollten, gegen ein festgesetztes mäßiges Honorar zu halten verpflichtet würden. Nach einigen richtigen Bemerkungen über die Einrichtung und die Gegenstände eines solchen Curfus zeigt der Vf., daß es vortheilhafter seyn würde, eine Realakademie mit einem Realgymnasium zu verbinden, als sie als eine abgesonderte Anstalt zu errichten, und in welches Verhältniß zu einander Realschule, Gymnasium und Akademie gesetzt werden müßten. Zuletzt prörtet er die Frage: was der Staat thun müsse, wenn er die Ausführung eines solchen Entwurfs zur Verbesserung der Lehranstalten begünstigen und ernstlich befördern wolle. Rec. würde die Grenzen einer Beurtheilung für diese Blätter überschreiten, wenn er auch hier ins Einzelne gehen wollte. Überhaupt leuchtet aus dem ganzen Entwurf eine, das Ganze der Wissenschaften, so wie das wahre Wohl des Staats, das nur durch eine höhere Cultur seiner Mitbürger erreichbar ist, umfassende Denkart hervor, und macht diese Schrift zu einer sehr lehrreichen Lektüre, wenn auch die Ausführung ihrer Vorschläge, insbesondere für Berlin, noch weit entfernt seyn sollte.

L — r.

- 1) DUISBURG und ESSEN, b. Bädeker: *Verzeichniß auserlesener Schriften zur Anlage einer Elementar-Bibliothek*. Entworfen von B. C. L. Natorp, Prediger in Essen. Zweyte, ganz umgearbeitete Ausgabe. 1805. 70 S. 8. (6 Gr.)
- 2) WEIMAR: *Bitte für die Bibliothek des Weimarschen Gymnasiums*. Nebst einer Beyspielsammlung von Geschenken und Vermächtnissen an dervärtige Schulbibliotheken. Einladungsschrift vom Director Christ. Ludw. Lenz. 1807. 36 S. 8.

No. 1 verdient allen Elementarschullehrern recht dringend empfohlen zu werden. Sie finden in dieser Schrift mit vieler Sachkunde verzeichnet: 1) solche Werke, in welchen der Lehrer über den Zweck — die Gegenstände — und die Methode des Unter-

richts Belehrung findet; 2) solche Werke, in welchen die *Materialien des Unterrichts* sowohl für Lehrer, als für Schüler aufgestellt sind; 3) solche Werke, die theils dem Lehrer, theils den Schülern, theils auch lernbegierigen und Lectüre liebenden Gemeinsgliedern eine lehrreiche Unterhaltung gewähren.

Von allen Schriften der ersten und zweyten Numer wird entweder der Inhalt, oder doch die Tendenz angegeben, so daß der Lehrer in Stand gesetzt wird, immer nach seinem nächsten Bedürfnisse zu wählen. Auch daß der Preis jedes Buches angegeben worden ist, muß den Lehrern erwünscht seyn, so wie wir denn überhaupt überzeugt sind, daß alle denkenden Elementarlehrer, die in ihrem Fache vorwärts wollen, diesen sorgsamem Wegweiser mit warmem Interesse umfassen, und Hn. N. seine Mühe durch stille Dankbarkeit lohnen werden. Zwar dürfte sich auch wohl mancher über Hn. N. beklagen; denn es leidet keinen Zweifel, daß viele, wie Tantalus, ihr trauriges Loos nur um so tiefer fühlen werden, da ihnen gewiesen ist, was die *res angusta domi* zu genießen nie erlaubt. Indessen glauben wir allerdings mit dem Vf., daß den Lehrern, die sich selbst kein Buch kaufen können, wenigstens die Gründung einer Schulbibliothek meistens gelingen würde, wenn sie Eifer und Klugheit besäßen, von so manchen ihnen naheliegenden Wegen den einen und anderen einzuschlagen. Da Rec. selbst auf diese Art in wenigen Jahren eine ganz artige Bibliothek für sein Gymnasium geschaffen hat, so darf er die Vorschläge des Hn. Pr. N. als leicht ausführbar, so wie das ganze Buch als ein wahres Noth- und Hülf-Büchlein, allen Schullehrern empfehlen.

No. 2 bezweckt die Anlage einer Bibliothek für höhere Lehranstalten. Wir wollen den Hauptinhalt der Schrift mit den eigenen Worten ihres Vfs. hier mittheilen. „Da das weimarische Gymnasium jährlich nur Eine Druckschrift herausgiebt, so scheint es dem Hn. Lenz nicht übel gethan zu seyn, wenn man, statt immer nur *gelehrte* und *lateinische* Abhandlungen zu liefern, die seltene Gelegenheit auch *bisweilen einmal* benutzt, den Lesern zum Besten der Lehranstalt selbst ein Wort ans Herz zu legen. Und das muß in der Muttersprache geschehen.“ [Also wohl im Gegensatz von jenen Abhandlungen, wie sie des Vfs. berühmter Amtsvorfahr in Weimar zu schreiben pflegte, *deutsche* und *angelehrte*!] „Die alte Gymnasiumsbibliothek in Weimar ist zu den (für die) Absichten des Vfs. bey weitem nicht hinreichend. — Hier ist aber (sagt er S. 5) nicht die Rede von der vorhandenen Privatsammlung deutscher, den Geschmack bilden sollender und unschädlich - angenehm, mitunter auch nützlich - unterhaltender Lesebücher bloß für die Primaner; sondern von der ganz eigentlich gelehrten oder philologischen und wissenschaftlichen, wie auch zugleich pädagogisch - didaktischen, Schulbibliothek des gesammten Gymnasiums.“ Seither hatte Hr. L. den weimarischen Gymnasialisten innerhalb eines Jahres über hundert (S. 6), so wie

ehemals seinen nordhäuser Zöglingen über tausend Bände (S. 31), aus seiner eigenen Bibliothek *unentgeltlich* geborgt. Jetzt aber fodert er „die höchsten und hochzuverehrenden Stadt- und Landesbewohner aus allen Ständen und von beiden Geschlechtern“ (S. 3) auf, „die Gnade und Güte zu haben (S. 5), die gemeinschaftliche Gymnasiumsbibliothek entweder mit Geld, oder mit wirklich zweckdienlichen Büchern zu beschenken.“ Zwar besitze Weimar (S. 6) eine herrliche öffentliche Bibliothek, die herzogliche, aus welcher Lehrer und Schüler Bücher bekommen können. Aber oft bleiben Schriften dort lange Zeit roh liegen; und roh werden sie nicht verborgt. Sach- und Sprachwörterbücher erhalte selbst kein Schulmann [natürlich, weil diese ein besoldeter Gymnasiumslehrer sich selbst anzuschaffen hat!] Kupferwerke eigentlich auch nicht, oder doch nur [sehr billig, wie uns dünkt,] nach Weitläufigkeiten, *in seine Wohnung*; der Schüler noch viel weniger u. s. w. Überhaupt findet Hr. L. die Bedingungen, unter welchen der Gebrauch jener Bibliothek verstatet ist, allzu verdriesslich und lästig; zumal (S. 9) da kein Gymnasiumslehrer Mit-Bibliothekar sey. [Rec. dagegen findet die von Hn. L. ausgehobenen Bedingungen insgesamt sehr zweckmässig und mit grosser Einsicht entworfen; auch hat er oft im Stillen mehrere seiner Collegen bedauert, welche der Beforgung öffentlicher grosser Bibliotheken die Zeit schenken musten, die sie weit besser auf gründliche Vorbereitung zu ihren Lehrstunden und auf eine gute Schuldisciplin verwandt haben würden.] „*Aus nichts wird nichts*“ (schreibt Hr. L. S. 16 mit grösseren Buchstaben weiter); auch kein vortreffliches Gymnasium mit *grundgelehrten* Schülern! — *Uns fehlt es an einem ausstreichenden Schulfonds* zur Vermehrung der Schulbibliothek, zur Verbesserung der . . . , zur Anstellung noch einiger Mitarbeiter und gelehrten Professoren, zur Errichtung einer *classis selecta*, — zu Pensionen, um alt und schwach werdende Lehrer *bey Zeiten* (hat Hr. L. wirklich solche Collegen?) in kummerlosen Ruhestand zu versetzen, zur Anlegung eines Schulcabinetts u. s. w. [Unbekannt mit den Localverhältnissen, wissen wir zwar jene Apopiopese des Hn. L. nicht zu deuten; allein die ganze Stelle hat uns in Verwunderung gesetzt. Die ruhmvollen Zeugnisse der Mitwelt, dass der alles Gute und Schöne so edel fördernde Fürst zu Weimar auch für die literarischen Anstalten in seinen Landen mit feltener Freygebigkeit sorgt, dass er namentlich das weimarische Gymnasium und dessen Lehrer so liberal unterstützt, dem eisenachischen, wo keine öffentliche Bibliothek ist, noch neuerlich erst eine Schulbibliothek angekauft hat — diese und andere Zeugnisse, wie sollen wir sie mit Hn. L.'s Klagen zusammenreimen?] — Hr. L. wünscht S. 17 mit *Engelsungen* reden zu können, um die Herzen zu rühren, dass mit dem Gymnasium doch wenigstens eine *Armenbibliothek* vereinigt werde, welche nächst Riemer's griechischem und Lünemann's lateinischem

Wörterbuche, Ausgaben der im Gymnasium nöthigen Klassiker enthalte. Es werden aber jetzt (S. 18) mit den Schülern der drey obersten Classen gelesen Herodotos, Homeros, Sophokles, Gedike's griechisches Lesebuch, Strothil *chrest. graeca*, Caesar, Cicero's Chrestomathie von Gessner und gewählte philosophische Schriften, Horatius, Livius, Nepos, Plautus, Sallustius, Terentius und Virgilius. Künftig sollen noch gelesen werden Euripides Hekabe, der homerische Hymnus auf die Ceres, Jakobs und Matthia's griechische Lesebücher, auserlesene ganze Stücke aus Äschylos, Hesiodos, Kallimachos, Pindaros, Plato, Theokritos, Thucydides und Xenophon, ferner der Cicero vom Redner, Curtius, Eutropius, Justinus, Mela, Plinius Lobrede, Seneca's Troerinnen, Vellejus, Döringii Eclogae, Gedike's lateinische Chrestomathie, und überdies gewählte ganze Stücke aus Cicero's Reden und Briefen, Ovidius Verwandlungen, Phädrus, Plinius Briefen, Seneca's philosophischen Schriften und Briefen und Tacitus Werken. Auch will Hr. L. nächstens wiederum (S. 10) Vorlesungen über Mythologie, Archäologie und Antiquität beginnen. [*Non multa, sed multum!* möchten wir hier wohlmeinend dem Hn. Director zurufen. Was aber die Sache selbst anlangt, so glauben wir, dass Jünglinge, welche sich nicht einmal wohlfeile Hartausgaben der nöthigsten Klassiker und die unentbehrlichsten Wörterbücher anzuschaffen im Stande sind, in unseren Tagen gar nicht zum Studiren gelassen werden sollten.] Schliesslich erinnert Hr. L., dass diese kleine Schrift ein *noch ungedruckter Nachtrag* (S. 20) zu einer anderen kleinen Schrift: *über Schulen und Schulcabinette* sey, die sich aber vergriffen habe, und von welcher er eine ganz veränderte und sehr vermehrte Ausgabe verheisst.

Wir erlauben uns zum Schluss noch eine historische Berichtigung. Wenn der Vf. (S. 13. vgl. S. 16) die Ursache, „warum von Joh. G. Gräve und Joh. Aug. Ernesti an, bis auf Carl Aug. Böttiger herab, eine so bewunderungswürdige Anzahl vortrefflicher und zum Theil wahrhaft grosser Philologen aus Schulpforte hervorging,“ vorzüglich in dem dort vergönnten freyen Gebrauche der trefflichen Schulbibliothek sucht: so hat er einen kleinen Nebenumstand vergessen, den wir ihn aus den Äußerungen der angeführten Männer selbst ins Gedächtniss zurückrufen wollen. *Saepe defunctum narratum audio* (so erzählt Pet. Bümann in seiner Leichenrede auf Gräve) *quam egregia cura et disciplina laudabili teneriores ibi formarentur mentes etc.* Und noch deutlicher Ernesti in der *Narratio de Gesnero* von seinem vormaligen Lehrer, dem Rector Freytag zu Pforte: *Scholam Portensem triginta amplius annos optime rexit, et ejus veterem gloriam paene unus sustentavit. Erat enim, ut solia bona mittam, Graecarum et Latinarum literarum eximia scientia praeditus, imprimisque exquisito judicio elegantiae in scribendo valebat. Hic primus orationem meam limae suae severitate expolivit, intra quos fines redigere, et numerosam efficere docuit etc.* Wie

Böttger über die Sache denke, wird Hr. L. von ihm selbst am besten erfahren können. L—ft.

**SALZBURG, b. Duyle: Geschichte des Schulwesens und der Cultur in Salzburg.** Ein Versuch von Fr. Mich. Vierthaler. I Theil. 1804. XII u. 242 S. 8. (1 Thlr.)

Das Publicum muß dem Vf. für diesen mit sorgfältigem Fleiße gearbeiteten Versuch einer salzburgischen Schulgeschichte vielen Dank wissen; und da es ausgemacht ist, daß der jedesmalige Zustand der Schulen recht eigentlich dazu taugt, den Geist des Zeitalters, den Staat und seine Verfassung zu physiognomisiren: so wird auch der Geschichtschreiber der Menschheit, wie Hr. V. wünscht, diesen Beytrag zur Culturgeschichte Deutschlands mit Interesse lesen. Nur eine vollständige Materialienammlung ähnlicher Art kann uns über die fortschreitende Veredlung der Menschheit beruhigende Resultate geben. Es

verbreitet dieses Werk über die Geschichte des Schulwesens in Deutschland überhaupt manche Aufklärung, und wir wünschen daher, daß der Vf. eine vollständige Geschichte des Schul- und Erziehungs-Wesens in Deutschland liefern möge, von welcher der verst. *Ruhkopf* einen leider unvollendeten Versuch lieferte. Das Werk selbst zerfällt in vier Perioden. Die *erste* enthält das Zeitalter der Caroliden, die *zweyte* geht von Friedrich I Grafen von Chiemgau bis Eberhard II; die *dritte* von Eberhard II bis Mathäus Lang. Ein Abschnitt, welcher viele belehrende Beyträge über den Geist des damaligen Schulwesens enthält. Die *vierte* Periode: von der Sacularisation des Domkapitels bis zur Errichtung der Universität, ist vorzüglich interessant durch die aus Actenstücken mitgetheilten Schulordnungen und durch Entwicklung der Verdienste, welche sich die Erzbischöfe, Johann Jacob und Wolfgang Dietrich, um das salzburgische Schulwesen erwarben. — o —

### K Ü R Z E A N Z E I G E N.

**PÄDAGOGIK.** Stuttgart: *Die Verhandlungen bey der Schulmeisterwahl zu N\*\*\*.* Ein pädagogisches Fragment, besonders in Rücksicht für (1) gebildete Schul- und Privatlehrer, auch denkende Provvisores. Ein Gemälde menschlicher Entwürfe, Leidenschaften und Thorheiten. Entworfen von einem Augenzeugen. 1803. 29 S. 8. (4 Gr.) Ein ziemlich umständliches, wie es scheint, von einem bey der Wahl durchgefallenen Schulamtsandidaten entworfenes, Gemälde der Art und Weise, wie es vor und bey einer Schulmeisterwahl, in der Schenke und bey der Probe zugeht, wozu man, so grell auch die Farben sind, mit welchen es aufgetragen ist, wohl hie und da noch ein Original finden dürfte. Z—d.

**Stendal, b. Franzen und Grofse: Freymüthige Briefe über die Vorschläge zur Verbesserung der Volksschulen.** Herausgegeben von einem Schulfreunde. 1804. IV u. 190 S. 8. (12 Gr.) Nach dem Titel erwartete Rec. eine Prüfung der neuesten Vorschläge zur Verbesserung der Volksschulen; man findet aber statt dessen diese Vorschläge selbst, zum Theil mehr, zum Theil weniger ausführbar. Auch ist nicht von Volksschulen überhaupt, sondern nur von Bürgerschulen in kleinen Städten die Rede, die, wie der Vf. glaubt, bisher ganz übersehen worden waren. — Der Wunsch, daß die Schullehrerstellen in kleinen Städten mit Candidaten des Predigamts besetzt werden möchten, die nach einigen Jahren weiter befördert würden, ist schon in mehreren Ländern realisirt worden; aber es ist noch zweifelhaft, ob dadurch die Vortheile wirklich erreicht worden sind, die man sich davon versprochen hat. Der Herausgeber, der nach der Vorrede von dem Vf. verschiedenes ist, glaubt, daß ähnliche Vorschläge wohl schon öfter, aber schwerlich in dem Tone gethan worden wären, wie in diesen bereits in den J. 1785 und 1786 geschriebenen Briefen geschieht. Aber den Ton möchte Rec. doch nicht für so vorzüglich erklären. Die Sprache ist äußerst nachlässig, der Witz oft verunglückt, und die häufigen Ausfälle auf den Predigerstand sind um so weniger an ihrer Stelle, da dieser Stand in unseren Tagen durchaus nicht zu den begünstigten gehört. — m —

**Gotha, b. Perthes: Über das Vergnügen, welches Eltern aus der eigenen Erziehung ihrer Kinder zu moralisch-guten Menschen schöpfen können.** Zur Empfehlung einer für Familien zu veranstaltenden allgemeinen moralischen Bilderbibel. Von K. F. Löffius, Diakonus an der Predigerkirche zu Erfurt. 1804. 43 S. 8. (2 Gr.) Hr. L., der schon als Vf. von Gunal und Lina und von mehreren Kinderchriften vortheilhaft bekannt ist, hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß nur der wissenschaftliche Unterricht von fremden Lehrern erteilt werden dürfe, die eigentliche Bildung und Erziehung aber billig von den Eltern besorgt werden müsse. Was er aber über das Vergnügen sagt, welches für die Eltern daraus entspringt, wenn sie die moralische Bildung ihrer Kinder selbst besorgen, ist ziemlich oberflächlich. — Das Unternehmen, eine Bilderbibel, der diese kleine Schrift zur Ankündigung und Empfehlung dienen soll, herauszugeben, und der Plan, nach welchem der Vf. sie in Verbindung mit einigen von seinen Freunden zu bearbeiten gedenkt, haben unseren völligen Beyfall, und wir glauben, daß dieser Plan, gehörig ausgeführt einem Bedürfnisse unserer Zeit abhilft. — m —

**JUGENDSCHRIFTEN.** Hamburg, b. Kratzsch u. Wettach: *Der Kinderfreund*, ein Lesebuch für Volksschulen, 1804. IV u. 132 u. 47 S. 8. (10 Gr.) Dieser Kinderfreund, der in der ersten Abtheilung Gesundheitsregeln, wobey besonders *Hufelands* Makrobiotik benutzt zu seyn scheint, in der zweyten Geschichten und Erzählungen zur Bildung des sittlichen Gefühls, und in der dritten Gedächtnisübungen in Sentenzen und Denkprüchen enthält, kann für Bürgerschulen allerdings brauchbar seyn, obgleich er sich vor der Menge ähnlicher Lesebücher nicht auszeichnet, und nach keinem neuen und vorzüglichen Pläne bearbeitet worden ist. Für Landschulen ist er nicht populär und nicht wohlfeil genug. Warum in der dritten Abtheilung die Seitenzahl wieder von vorne anfängt, begreift Rec. nicht. — m —

### F O R T S E T Z U N G E N.

**Magdeburg, b. Keil: Magazin neuer Fest- und Casual-Predigten, Tauf- und Tran-Reden. Beichtermahnungen und anderer kleiner Amtsvorträge.** Von C. G. Ribbeck und C. G. Hanstein. 9ter Theil. 1807. 340 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) 8. Recens. des 6ten Ths. 1804. No. 302.

**Leipzig, b. Barth: Texte und Materialien zu Religionsvorträgen bey Sterbefällen in allgemeiner und besonderer Beziehung bearbeitet von Adolph Georg Kottmeier, Prediger zu**

Hartum im Fürstenthum Minden. 2tes Bdchen. 2te verbeff. u. verm. Aufl. 1808. VIII u. 220 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

**Halle, b. Kümmel: Journal für Prediger.** 1804. 46ter Bd. 1—4tes St. 484 S. 47ter Bd. 1—4tes St. 483 S. 8. (jeder Bd. 1 Thlr. 8 Gr.)

Auch unter dem besondern Titel: *Neues Journal für Prediger.* 26ter u. 27ter Bd.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 APRIL, 1808.

## B O T A N I K.

- 1) BERLIN, b. Mylius: *Anatomie der Pflanzen* von *Karl Asmund Rudolphi*, der WW. und Arzneygel. Doctor u. s. w. Eine von der königl. Soc. d. Wissensch. in Götting. gekrönte Preisschrift. Mit 6 Kupf. 1807. 286 S. in 8. (1 Thlr. 16 gr.)
- 2) GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Grundlehren der Anatomie und Physiologie der Pflanzen* von D. H. F. *Link*, Prof. zu Rostock. Mit 3 Kpft. 1807. 305 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)
- 3) GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Vom inwendigen Bau der Gewächse und von der Saftbewegung in denselben*. Eine Schrift, welcher die königl. Soc. der Wissensch. in Göttingen das Accessit zuerkannt (hat). Von L. C. *Treviranus*, der M. D. und Arzte in Bremen. Mit (2) Kpf. 1806. XX u. 208 S. gr. 8. (1 Thlr.)

[ Von zwey Recensenten. ]

Obgleich der Pflanzenbau, so weit ihn die Phytomen erforscht haben, sehr einfach erscheint, und das Innere der Gewächse lange nicht so viele Abweichungen zeigt, als die vielfachen, oft äußerst auffallenden, äußeren Formen der verschiedenen Pflanzenfamilien vermuthen lassen sollten: ist es doch sehr erwünscht, daß jetzt das Streben so vieler Botaniker dahin geht, die Pflanzenanatomie zu vervollkommen, und die königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen hat sich kein geringes Verdienst um die Botanik erworben, indem sie durch ihre sehr gut entworfene Preisfrage über den Pflanzenbau den Eifer der Naturhistoriker noch mehr dafür anfechtete. Da hiernämlich nur die Erfahrung sprechen kann, so müssen möglichst viele Data gesammelt werden, und die dazu nöthigen Untersuchungen können unmöglich von einem oder von ein paar Botanikern angestellt werden. Über die bey jener Societät eingelaufenen Concurrenzschriften ward also entschieden, daß unter zweyen, deren Vff. die Hn. Proff. *Rudolphi* und *Link* waren, der Preis getheilt wurde, und eine dritte, von Hn. D. *Treviranus*, das Accessit erhielt.

No. 1. In der Einleitung redet Hr. *Rudolphi* von den Umständen, welche die Pflanzenanatomie, grössere Fortschritte zu machen, bisher gehindert, von den Wegen, welche er selber eingeschlagen, um dabey zu sicherern Resultaten zu gelangen, und von den Grenzen des Pflanzenzeichs gegen das der Thiere.

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

re. Die Laub- und Leber-Moose, Farrnkräuter, Najaden, Tange sind ihm bestimmte Vegetabilien, über die Flechten und Conferven ist er zweifelhaft, die Pilze sind ihm, dem inneren Bau und der Mischung nach, Bürger des Thierreichs. Im ersten Abschnitt wird gehandelt: von der Entstehung, Fortbildung, Verschiedenheit des Zellgewebes nach den Pflanzen und den Theilen der Pflanze. Der Vff. findet es von dem thierischen Zellgewebe, das er Schleimstoff genannt wissen will, ganz unterschieden, ja er findet hierin den anatomischen Unterschied beider Reiche. Schleimstoff ein gallertartiges Wesen, ausdehnbar in Fäden, in deren Zwischenräumen sich eine flockige Materie befindet, da das Zellgewebe der Pflanzen starre Wände mit regelmässigen Zwischenräumen hat. (Rec. findet das sehr gegründet: aber die mikroskopischen Abbildungen, und die Beschreibung C. F. *Wolfs* in den *Nov. Act. Petrapolitan. Tom. VI. VIII.* stellen die glutinöse, in alle Gestalten dehnbare Materie, thierischer Zellstoff genannt, selbst ohne ursprünglichen faserigen oder zelligen Bau vor. Vergleicht man damit den theils faserigen, theils blasigen Bau der Flechten, Tange, Schwämme, so kann man unmöglich mit dem Verf. jenen der ersteren beiden dem des thierischen Schleimstoffs sich nähernd, den der letzteren einerley mit ihm nennen, obgleich dieser Bau in der Form und in der mangelnden Verbindung der Fasern und Blasen allerdings sehr von dem der wahren Vegetabilien abweicht.) — §. 22. 23. Aus Bläschen, die sich vermehren, ausdehnen, an einander drängen, verwachsen, läßt der Vff. das Zellgewebe entstehen: so ist auch unsere Ansicht, und in diesem Sinne mag er allerdings die Wände der Zellen einfach nennen. Man siehet aber auf Querschnitten des lockeren stumpfeckigen Zellgewebes, z. B. von *Cotyledon orbiculata* L. die einfache Wand zwischen je zwey Zellen in den stumpfen Ecken sich allemal spalten, oder wie *Link* S. 14 seiner *Anat. und Phys. d. Pflanz.* es nennt, „doppelte Ränder“ gewinnen, wodurch die Zwischenzellengänge entstehen. §. 25 — 31. Das Zellgewebe bilde die Gefäße nicht: man begreife nicht, wie die Zellform sich z. B. in die Spiralfaserform umwandeln könne; vielmehr bildeten sich Gefäße geradezu ohne Mitelformen in den leeren Gängen zwischen den Zellen, wie C. F. *Wolf* in seiner Generationstheorie angegeben und geschildert. (Hier wird eine Hypothese durch eine andere widerlegt; die des Rec. ist: daß das körnige Wesen des Pflanzenaftes, sich ausdehnend, einerseits die Zellen, andererseits die Gefäße hervorbringe.) — §.

35. Bey den Tangen finde sich bloß Zellgewebe, keine Spur von Gefäßen. (Ist nur dann wahr, wenn man unter diesen bloß Spiralgefäße versteht: denn sonst besteht der Stamm dieser Körper allerdings aus einer Vermischung von blasigem und gestrecktem Zellgewebe, ungefähr wie der Bast der Bäume und Sträucher.) §. 37. Um die Gefäße liege schmal- und langzelliges Gewebe, die sogenannten gestreckten Zellen. Sie haben den Anschein von Fasern, für die man sie aber doch „ihrer Verbindung und Theilung wegen“ nicht halten könne, deshalb auch keine Gefäße, obgleich sie Saft führen. (Wenn sie den Anschein von Fasern haben, so hindert der angeführte Grund nicht, sie dafür zu halten. Ihr ganzes Außere, ihre Länge, Schmalheit, zugespitzte Enden, harte, dicke Wände, kleine Höhle, die sich auf dem Querschnitt nur als ein Punct darstellt, zwingen uns, sie als eine besondere Art von Organen zu betrachten, obgleich allerdings zwischen ihnen und den Zellen, so wie zwischen allen Elementarorganen der Pflanze, Übergänge Statt finden. Am schönsten sieht man sie, wenn man feine Schnitte einer weichen Holzart, z. B. der Linde, eine Zeitlang abwechselnd in kautischem Kali und Salpetersäure macerirt; sie lassen sich dann der Länge nach aufreißt von einander ablösen.) §. 40. Das Zellgewebe habe *Leuwenhoek* mit Unrecht *vasa horizontalia* genannt (aber L. redet an den citirten Orten bloß von den Insertionen oder Zellgewebestrahlen zwischen dem Holze). — §. 42. Der Vf. scheint zu glauben, daß die Beschaffenheit des Zellenbaues im Inneren der Blätter die nämliche sey, wie die des zelligen Gefüges ihrer Oberhaut. Denn er beschreibt jene, so wie er letztere fand, mit unregelmäßiger Form der Zellen und welligen Rändern. Allein mit Unrecht. Denn z. B. in *Cotyledon orbiculata* sind die Zellen im Inneren des Blattes regelmäßig, mit gleichförmigen Rändern und wohl zweymal größer wie die der Oberhaut. Das nämliche bemerkt *Link* S. 105 seines angef. Buches. — §. 44. Anmerk. *Mirbel* wird hier, wie an mehreren Stellen, spöttisch getadelt, weil er, wo eine Hülle der Geschlechtstheile vorhanden, sie *perianthium*, wo zwey, *calix* und *corolla* nennt. Hr. R. will sie, mit *Hedwig* und *Link*, *perigonium* genannt wissen: Rec. zieht jene Benennung, trotz *Hedwigs* Gegengründen, vor. — Von der Beschaffenheit des Zellgewebes in der Frucht, in den Palmen, Calamarien, Farnkräutern und unvollkommenen Gewächsen, hätte man eine genauere Angabe wünschen mögen. — Der zweyte Abschnitt ist der Betrachtung der Oberhaut gewidmet. Sie ist dem Vf. §. 45, 46, die äußerste Schicht des Zellgewebes (deren Zellen, möchte Rec. hinzusetzen, platt und ohne Höle sind), das Netz derselben bezeichnet die Stellen, wo das darunterliegende Zellgewebe vor der Trennung mit ihr zusammenhing (aber hat sie als Zellgewebe nicht für sich den netzförmigen Bau?). Die Doppelheit dieser Netzlinien kommt theils von nicht gehöriger Befechtung, theils von mit weggenommenen Portionen der Scheidewand

der unterliegenden Zellen. (Jenes ist ungegründet, und letzteres scheint bloße Voraussetzung. Wenn man die Entstehung des Zellgewebes aus Bläschen, die Bildung des Oberhäutchens auf dem weichen Parenchyma, wo die noch unverwachsenen Zellen der ausdehnenden Kraft des Ganzen leicht nachgeben und sich von einander absondern, berücksichtigt, so hat man eine weit natürlichere Entstehung dieser doppelten Striche.) — §. 51—73. Eine Reihe von zahlreichen und vortrefflichen Beobachtungen über die Poren der Oberhaut. Der Vf. hat diesen Gegenstand mit vorzüglicher Liebe bearbeitet, und wir wollen seine Untersuchung darüber in ihrem vollen Werthe lassen, obschon sie gegen andere Parthieen dieses Werkes zu weitläufig gerathen ist. *Hedwigs* lymphatische Gefäße der Oberhaut existiren nach dem Vf. nicht, und noch weniger sind die Poren Öffnungen derselben. Wo nur auf einer Seite des Blattes sich Poren finden, haben die Zellen der Oberhaut dieser Seite weit unbestimmtere Umrisse und mehr wellenförmig gebogene Ränder, als die der anderen ohne Poren, wo die Zellen regelmäßiger geformt, oft größer und mit geraderen Rändern erscheinen. Pflanzen, die mit Poren versehen, verlieren sie nicht durch äußere Ursachen, als: Entziehung des Lichts und Wachsen im Wasser, wie *Decandolle* behauptet. Pflanzen, die keine Poren haben, die sie am Stengel, auf einer oder der anderen oder beiden Blattseiten, auf dem Kelche, Blumenblättern, Geschlechtstheilen, Früchten haben; die verschiedene Form der Poren bey verschiedenen Pflanzen und Pflanzentheilen, die Stellung, Menge und Größe derselben: alles dieses ist mit ausnehmendem Fleiße untersucht und angegeben. Wenn aber der Vf. §. 83 sagt, daß den Laub- und Leber-Moosen die Poren gänzlich fehlen, „worüber alle Schriftsteller einig sind“: so muß Rec. darin ihm und *Link* widersprechen. Am oberen Theile der Apophyse von *Splachnum ampullaceum* finden sich deren eine ziemliche Menge (Rec. zählte an 24) ganz unverkennbar. Auch *Marchantia polymorpha* hat sie ganz groß und deutlich, wie *Kooken* (de pl. Epid. T. 2, f. 4) abbildet. Sie weichen zwar durch ihre ovale Öffnung von der gewöhnlichen Form etwas ab, sind aber nicht zu verkennen, und es ist Rec. daher unbegreiflich, wenn der Vf. §. 67 sagt, „daß er sie hier nicht haben finden können“. Die Poren hält er übrigens mit Recht für Werkzeuge der Einsaugung, wofür eine Menge Gründe beygebracht werden. — Der dritte Abschnitt handelt von den Haaren, Schuppen und Drüsen. Die Haare sind eine Verlängerung des Zellgewebes nach außen. Wenn *Sprengel* einen Schraubengang in ein Haar sich fortsetzen zu sehen geglaubt, so ist es ein Irrthum. Merkwürdig sind die sternförmigen Haare. Sie bilden, indem die Strahlen durch eine Zwischenmaterie verbunden werden, die Schuppehen, womit manche Pflanzen, z. B. *Olea europaea*, bedeckt sind; andere Schuppen, deren besonders die Farnkräuter haben, scheinen bloße Verlängerungen der Oberhaut. Unterschieden da-



von ist das Mehl, welches z. B. einige Primeln; und *Atriplex* überzieht. Es bildet regellose Klümpchen unter dem Mikroskop, die sich in Weingeist zum Theil auflösen (bey *Atriplex patula*, *laciniata* indess finden wir den Überzug deutlich aus Schüppchen von, wie es scheint, abgelöset und in kleine Stückchen getheilte Oberhaut bestehend). Die Drüsen bestehen aus feinem gedrängtem Zellgewebe, in dieselben glaubte der Vf. die Gefäße bey *Crassula lactea* verfolgen zu können (Rec. konnte dieses bey *cotyledon orbiculata* deutlich). Vielleicht ist die papillöse Oberfläche mancher Blumenblätter drüsig. (Drüsen haben einen zusammengesetzten Bau, jene Erhabenheiten aber verdanken der Ausdehnung der einzelnen Zellen, welche Rec. dem fehlenden Oberhäutchen zuschreibt, ihren Ursprung). *Sprengels* Meinung, daß die Haare zur Ausdünstung dienen, bemüht der Vf. sich zu widerlegen, und durch eine Menge von Gründen das einlaugende Geschäft derselben zu beweisen. Der wichtigste ist: daß starkhaarige Pflanzen warme, trockene, hohe Standörter haben, und durch die Cultur öfters die Haare verlieren, hingegen glatte Pflanzen gewöhnlich im Wasser oder an kalten feuchten Orten vorkommen. (Rec. glaubt, daß sich aus diesen Erfahrungen gerade das Gegentheil schließen lasse, und *Links* und *Sprengels* Meinung sich der Wahrheit mehr nähere.) Der vierte Abschnitt §. 94—III, handelt von den Luftwegen der Pflanze, und gewährt eine neue, und dem Vf. eigenthümliche Ansicht. Er begreift unter jenen, ausser dem Markzellgewebe, die großen cylindrischen Höhlen, welche im Mittelpuncte vieler Pflanzen, z. B. Lilien, Schirmpflanzen, und zwar mitten im Zellgewebe, sich finden, oft ein Continuum bilden, oft aber durch zellige Querscheidewände unterbrochen sind. Statt eines solchen Luftkanals findet man deren oft eine Menge, vorzüglich in den Wasserpflanzen auffsteigend, und bald in einer gewissen Ordnung bald regellos stehend. Auch die Luftblasen der Tange, mehrerer Wassergewächse, z. B. *Utricularia*, *Aldrovanda*, die aufgeblasenen Früchte, z. B. von *Colutea*, *Candiospermum*, werden hieher gerechnet. Der Vf. überzeugte sich, indem er jene cylindrischen Lücken unter Wasser öffnete, daß sie luftvoll waren. Bey der Gelegenheit beschreibt er die sternförmigen Haare in den Luthöhlen der *Nymphaea lutea* und *alba*, welche er mit den sternförmigen Haaren vergleicht. — Dafs §. 104 der Milchsaft bey dem Papiermaulbeerbaume aus den Gefäßen des Holzes komme, gegen *Medikus*, welcher ihn aus dem Marke kommen läßt, ist aller Analogie zuwider. Auch bey *Rhus typhina* und Feigenbaum stehen im Umkreise des Markes Milchgefäße mit zelligen Wänden, deren Spur, selbst wenn es schon trocken, noch deutlich ist. — §. 106. Die Insertionen (wie *Grew*: sie nennt, *productions medullaires* der Franzosen) hält der Vf. (gegen *Leuwenhoek*, *Wahlenberg*) für Zellgewebe, ja er nennt es sogar Parenchyma, welches mit der übrigen Masse verholzet, und deutliche Öffnungen enthält, durch welche die Luft von allen Seiten zum Marke, und von ihm nach allen

Theilen gebracht werde: (So lange diese noch wahres Zellgewebe sind, nehmen und geben sie unstreitig Saft; mit trockenwerdendem Marke vertrocknen auch sie, und ihre Höhle verschwindet, so daß noch eine einfache Lamina mit festeren Querstrichen (den Spuren ehemaliger Interzellulargänge, gleich dem Netzlinien der Oberhaut) übrig bleibt. *S. Leuwenhoek Arc. Nat. Ep. 74. f. 5. B. C.* Luft kann diese schwerlich dann führen.) — §. 108. Wo kein luftvolles Mark oder keine Luthöhlen vorhanden, wie z. B. überall im jungen Triebe, in den Laub- und Leber-Moosen, in vielen Lilienstengeln, manchen fleischigen Dikotyledonen, sey die Luft den Säften beygemischt. Durch Zersetzung derselben komme sie in jene Behälter, und werde darnach wieder zu neuen Mischungs- und Entmischungs-Processen in der Pflanze verwandt. — Der fünfte Abschnitt behandelt den wichtigsten Gegenstand der Pflanzenanatomie, den von den Gefäßen der Pflanzen. §. 112—117. Durch das natürliche Ausfließen gefärbter Säfte und durch das künstliche Aufsteigen gefärbter Flüssigkeiten hält der Vf. das Daseyn der Gefäße auf bündigste erwiesen (würde aber ohne Hülfe des Mikroskops wohl *Medikus* widerlegt seyn, der die Zwischenräume des Gewebes für den Ort, wo die Säfte aufsteigen, hält? zu geschweigen, daß die gefärbten Säfte nur wenigen Gefäßen und Pflanzenfamilien zukommen). Da *Sprengels* die Anfüllung der Spiralgefäße mit gefärbten Flüssigkeiten nie gelang, so giebt der Vf. die Punkte an, welche zu berücksichtigen, damit sie gelingen; und nachdem er die verschiedenen Formen jener Gefäßart beschrieben, stellt er die von *Hedwig* aufgebrachte, von *Sprengel* ausgeführte Theorie von Verwandlung der Schraubengefäße in Treppengänge, als das Resultat auch seiner Beobachtungen auf. Er bemerkt, daß Pflanzentheile, die zahlreiche Treppengänge enthalten, im Entstehen nichts wie Spiralgefäße zeigen, also diese sich in jene verwandeln müssen, indem sie „unter einander verwachsen“, so daß ihre Wände nicht mehr faserig, sondern hautig erscheinen, und nur kleine Querstriche und Punkte noch die Stellen, wo die Fibern noch nicht so fest verwachsen, bezeichnen.“ Der Vf. ist seines Glaubens: so gewiß, daß er in den Zusätzen S. 257 jedes Andern andere Meinung ohne Umstände Unwahrheit nennt; besonders wird *Mirbel*, der umgekehrt die Treppengefäße sich in Schraubengänge verwandeln läßt, deshalb kläglich von ihm abgefertiget. Gleichwohl gesteht er, a) die Schraubengänge in der Rose sehr spät, nämlich in einem siebenjährigen Stamme noch im Umkreise des Markes gefunden zu haben; so auch an eben dem Orte im vorjährigen Triebem von Obstbäumen, *Corylus Avellana*, *Alex Negundo*, *Cytisus Laburnum*. Auch bemerkt er, b) daß er im jungen Holze der Bäume, das sich um die älteren Schichten jährlich anlegt, nie Schraubengänge gesehen, also die Treppengänge sich gleich oder sehr schnell aus solchen bilden müssen; nicht minder c) daß er bey den Gräsern, die doch häufige Trepp-

pengänge enthalten, bey der sorgfältigsten Untersuchung nie, als nur ein einzigmal bey der *Bambusa*, Schraubengänge mit abgerollten Fibern gesehen, woraus er schließt, daß selbige schon im Entstehen so sehr verbundene Spiralfibern haben, daß sie Treppengängen nahe kommen. Sollte aber alles dieses nicht den Uneingenommenen auf die Unwahrheit jener Lehre (um uns auch eines Machtspruches zu bedienen) aufmerksam machen? Rec. weiß wenigstens keine stärkeren Gründe gegen diese Verwandlung, als die a—c genannten Erscheinungen von den angehängten Schlüssen entkleidet, anzuführen. Der Vf. bemerkt zwar, daß er bey der Linde und bey dem *Rhus typhinum* in überjährigen Zweigen keine Schraubengänge mehr um das Mark, wie doch bey *Rosa*, *Corylus*, beobachtet; allein Rec. kann ihn versichern, daß er nicht recht gesehen; denn nicht nur in überjährigen, sondern auch in zweyjährigen Schößlingen der erstgenannten Holzarten fand er zahlreiche deutlich abzuwickelnde Schraubengänge an der gewöhnlichen Stelle im *Etui medullaire*. Wollte man annehmen, daß hier immer neue Schraubengänge, indem die alten sich verwandeln, nach innen hervorgestossen werden, so ist dieses dem ganz bestimmten Gange der Natur von innen nach aussen im Ansatze neuer Theile bey den Dikotyledonen zuwider. Und obgleich *Link* das Holz im ersten Jahre auch von aussen nach innen wachsen läßt, so sah Rec. doch in der Mitte Junys wiederholt, in zwey Monat alten Schößeln von *Rhus typhinum* die Markhöhle gegen die Spitze, wo der Zweig nur Schraubengänge hatte, fast von der nämlichen Dicke als gegen die Basis, wo derselbe  $1\frac{1}{2}$  mal dicker wie oben war und bereits einen Ring von *Alburnum* voller Treppengänge besaß. Wodurch er sich überzeugete, daß auch im Anbeginn schon das Holz der Dikotyledonen von innen nach aussen wachse, vermöge einer natürlichen Tendenz und ohne daß ein Widerstand nach innen es dazu nöthige. Daß man aber nie Schraubengänge im Splinte siehet, wirft vollends das Gebäude über den Haufen; die Treppengefäße sind von Anbeginn Treppengefäße, und die Schraubengänge bleiben immer Schraubengänge, obschon ihre Fibern mit der Zeit brüchig werden und bey Zerkörung des Marks mit vergehen. — §. 129 bey den Nadelhölzern fand der Vf. gegen *Link* niemals Schraubengänge (Rec. siehet deren deutlich in der Weimouthsfichte an der Grenze von Mark und Holz selbst zweyjähriger Zweige. Zwar äußerst fein sind sie, aber doch an den auseinander gezogenen Windungen der Spiralfiber kenntlich.) Dagegen nimmt er bey den Fichten gerade Röhren, welche von den Schraubengängen ganz unterschieden, an; nach S. 261 der Zusätze sind dieses die Harzgänge oder *Vasa propria* des Malpighi, und also durchaus verschiedenen von den geraden Röhren des §. 130, die den Nadjaden, Laub- und Leber-Moosen eigen seyn und mit den gestreckten Bastzellen übereinkommen sollen. Nach S. VIII der Vorrede aber sind sie einerley mit

ihnen; wohl eine Verwirrung! — §. 133. 134 widerlegt der Vf. *Hedwigs* Meinung, daß die Spiralfiber selber saftführend sey, und in ihren Windungen einen häutigen Kanal einschliesse; mit Unrecht legt er aber auch dem *Malpighi* die erstere Lehre bey; *Hedwigs* dunkle Schreibart (*de fibr. veget. ortu p. 20*) scheint dieses veranlaßt zu haben. — §. 135. Die Spiralfasern sollen keine Luft, sondern nur Saft führen. Gründe sind, ausser einigen von minderm Belange, a) daß niemals Luft, wenn man sie unter Wasser öffnet, vielmehr b) Saft aus ihnen fließet, und c) wenn sie Luft enthielten, diese nicht zulassen würde, daß sie gefärbte Flüssigkeit aufnehmen, welches doch geschieht. (Rec. fodert alle Pflanzenanatomien auf, zu sagen, ob sie aus diesen Gefäßen je Saft fließen sahen; so oft er zu verschiedenen Jahreszeiten die Oberfläche des Holzes mit der Loupe betrachtete, sah er allezeit ihre Öffnungen leer und hohl. Auch gesteht der Vf. S. 260 der Zusätze selber, die Kanäle, welche die Milchsaft führen, mit den Spiralfasern verwechselt zu haben. Es ist natürlich, daß aus den unter Wasser durchschnittenen Gefäßen keine Luft aufsteige; wie kann in so zarte Gefäße das Wasser so schnell dringen, daß die Luft sich aus ihnen schnell entferne, und in Bläschen sammle? Man betrachte aber ein dünnes Verticalscheibchen von einer porösen Holzart, das man in einem klaren Tropfen Wasser unter das Mikroskop gebracht; häufig wird man in den Treppengefäßen von dem auf beiden Enden eingebrungenen Wasser Luftblasen sehen, die sichtbarlich kleiner werden, und endlich verschwinden ohne zu entweichen. Rec. schließt hieraus, daß diese Gefäße eine Luftart, die vom Wasser verschluckt wird, vielleicht Kohlensäure enthalten, wodurch zugleich auf die Schwierigkeit unter c zur Genüge geantwortet ist. Das Eindringen gefärbter Flüssigkeiten in diese Gefäße beweist nur ein Einfangsvermögen derselben, nicht aber, daß sie von Natur Saft führen, wie *Links* Versuche a. a. O. lehren. Doch sah Rec. die Treppengänge im Splinte des *Rhus typhinum* oft mit bräunlichen Wänden oder von einer bräunlichen Masse, wie die vertrockneten Milchgefäße im Marke; daher *Gren* und *Bernhardi* Recht haben mögen, welche diese Gefäße in einem gewissen Alter auch Saft führen lassen.) — Von den Verästelungen, Anastomosen, Seitenöffnungen der Gefäße, ihrer Vereinigung in Bündel, Ringe, ihrer Vertheilung in Wurzelkörper, Stamm, den Blattstielen, Blätter, der Blume und Frucht redet der Vf. unständig. — §. 136. In den Gelenken der *Balsamine* sah er die Anastomosen der Gefäße, wobey sie erweitert schienen, vorzüglich schön. (In den Knoten anderer Pflanzen sah Rec. die Form cylindrischer Röhren in die von länglichten, schlauchförmigen, unregelmässig verbundenen Körpern verwandeln.)

(Der Beschluss folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 13 A P R I L , 1808.

## B O T A N I K

Beschluß der Recension

von

Rudolphi's, Link's und Treviranus  
Pflanzenphysiologie.

**D**esfontaines Gesetz, daß bey Monokotyledonen die Gefäßbündel den Stamm vereinzelt durchlaufen, bey Dikotyledonen in concentrischen Kreisen stehen, anlangend (§. 143): so sey das von den Saamenlappen hergenommene Merkmal für diese beiden Familien trüglich, und stehe mit der Gefäßvertheilung im Inneren in keiner Beziehung. (Beides gilt, da diese Familien von der Natur selber geschieden sind, nichts, sobald die Sache an sich selbst richtig ist.) Zwar sind bey den meisten Monokotyledonen die Gefäßbündel zerstreut: aber auch bey manchen Dikotyledonen, z. B. *Bryonia alba*, *papav. orient.* *Chelidon. cornicul.* So trifft man auch bey den mit einer Markröhre oder Höhle versehenen Monokotyledonen, den Binsen, Calamarien, Gräsern, einen Kreis von Spiralgefäßen an, zwischen deren Bündeln sich das Zellgewebe sammelt. (Daß manche Dikotyledonen, namentlich die *Cucurbitaceae* einer Seits, so wie einige Lilien (f. Link a. a. O. S. 143) anderer Seits, eine Ausnahme zu machen scheinen, ist freylich richtig; indessen zeigt sich dieses Gesetz im Übrigen so bewährt, daß es dadurch auf keine Weise umgestoßen werden kann. Auch stehen in den Monokotyledonen mit hohlem Stengel, z. B. den Gräsern, die Gefäßbündel so gut einzeln, als in denen, wo derselbe solid ist: nie bilden sie eine geschlossene ringförmige Holzlage, obgleich sie häufig in einen oder mehrere Kreise geordnet, mit dazwischen liegendem Zellgewebe, vorkommen. — §. 150 erzählt der Vf. ein schönes Beyspiel des Productionsvermögens der Pflanzen. Das Blatt einer *Cotyledon orbiculata* nämlich war an der oberen Fläche in drey noch zusammenhängende Stücke geschnitten; das Obere davon trieb da, wo sein stärkstes Gefäßbündel durchbrochen war, ein Auge, aus dem sich bald sechs kleine Blätter entwickelten. Er erinnert dabey an ähnliche, von *Thömmig* und *Bonnet* beobachtete Fälle. — Der sechste Abschnitt hat es mit den angeblichen Gefäßen in der Rinde, mit den vermeinten Muskeln und Nerven der Pflanzen zu thun. — §. 157 vermuthet der Vf. einen Schreibfehler bey *Sprengel*, wo er die Fasern des Flachses aus Spiralgefäßen entstehen läßt: man siehet aber an mehreren Orten der *Sprengel'schen* Schrift, z. B. S. 200, daß er sich die Spiralgefäße durch die Treppengänge, mittelst Verwachsung der Fibern, in Holzfasern übergehend denke. — *S. A. L. Z.* 1808. Zweyter Band.

§. 158 — 163. Der Bast (*liber*) sey kein isolirter Theil, er gehe in das weiche Holz über, welches gleich ihm aus Bastfasern oder gestreckten Zellen bestehe. (In die äußere Rinde gehet der Bast allerdings über, zwischen ihm und dem Splinte aber findet man allezeit eine Scheidungslinie, welche im Frühjahr durch das aufsteigende *Lambium* sehr breit ist; auch ist der Bau beträchtlich verschieden.) Die junge Holzlage werde weder vom vorjährigen Holze, noch vom Baste gebildet; sondern von beiden gemeinschaftlich, indem der Saft, der zwischen ihnen aufsteigt, sich in die neuen Theile gestalte. Die gestreckten Zellen (Fasern) dienten, als ein feineres Zellgewebe, zur Aufbewahrung und Filtrirung der Flüssigkeiten. An ein Zurückgehen des Saftes durch die Rinde sey nicht zu denken. (Diese Sätze, obgleich sie zu den wichtigsten der Pflanzenphysiologie gehören, hat der Vf. auf eine zu kurze und nicht ganz befriedigende Weise behandelt.) — §. 164 — 172. Die Zusammenziehungen und Wiederausdehnungen einzelner Theile der Pflanze, der Schlaf u. s. w., sey nicht bloß von äußeren Reizen, z. B. vom starken Andrang der Flüssigkeiten, von Einwirkung des Lichts und der Wärme abzuleiten: denn, da diese Kräfte bey allen Pflanzen wirken, so müsse in denen, wo jene Wirkungen durch sie erfolgen, ein Besonderes vorhanden seyn, welches sie dazu disponire, und dieses sey die Reizbarkeit, eine Eigenschaft, die nicht einzelnen Elementarorganen, z. B. dem Zellgewebe, den Spiralfibern u. dgl., sondern dem ganzen Gewebe von diesen Theilen zukomme. Denn eines Theils hätten wir nicht Ursache, diese oder jene Elementarorgane vorzugsweise reizbar und contractil zu nennen; anderen Theils sey die Verbindung aller dieser Organe unter sich zu genau, als daß wir einem allein diese Eigenschaft beylegen könnten. (Sollte dessen ungeachtet das Zusammenziehungsvermögen nicht einer gewissen Classe von Elementarorganen, z. B. dem saftreichen Zellgewebe, vorzugsweise zukommen? Es wird dann freylich noch eine Besonderheit des Baues, sowohl in der Anhäufung desselben, als in der Verbindung mit den übrigen Elementarorganen, hinzutreten müssen, damit jene Eigenschaft sich durch wirkliche äußere Bewegungen kund gebe. Wenigstens wenn Rec. bedenkt, daß bey den Süßwasserconserven, die nichts als ein einfacher Strang von Zellgewebe sind, die einzelnen Schläuche getrennt sich sehr ausdehnen; daß die reizbaren Milchgefäße mancher Pflanzen, z. B. der Sumach-Arten, im Zellgewebe liegen, und Wände von Zellgewebe haben, das sich bey Verengerung jener Gefäße nothwendig ausdehnen muß; wenn er damit das ganze Verhal-

ten des Zellgewebes in der wachsenden Pflanze vergleicht: so kann er sich des Gedankens, dass dieses durch seine Ausdehnung und Wiederzusammenziehung Ursache der Erscheinungen von Reizbarkeit bey den Pflanzen sey, nicht erwehren. Diese Vermuthung gewinnt dadurch, dass Pflanzen, welche des Nachts die Lage ihrer Blätter verändern, oder sie auf einen Reiz senken, z. B. *Mimosa*, *Cassia*, *Medusarum*, *Cypripus*, eine eigene Articulation des allgemeinen und der besonderen Blattstiele haben; so nämlich, dass derselbe am Grunde stark zusammengezogen, sich über dieser Verengerung verdickt, welche Verdickung, wie der Vf. bemerkt, aus Zellgewebe besteht. Wobey auch noch das in Anschlag zu bringen; dass die Schrauben- und Treppen-Gänge in solchen Knoten gewöhnlich ihre gestreckte Form ablegen, und die von länglichten, unregelmäßig verbundenen Schläuchen annehmen, also dem zelligen Bau sich nähern.) — In den Zusätzen S. 247 — 262 berücksichtigt der Vf. die Beurtheilung seines Werkes in den götting. gek. Anzeig., und die ihm seitdem zugekommene gekommene Schriften von Link und Bernharti. Im Ganzen bleibt er seinen Ansichten getreu: nur über die Röhren, welche resinöse oder milchige Säfte führen, hat er seine Meinung geändert. Nach §. 113 stehen diese nämlich nie in der Rinde, d. i. weder im eigentlichen Rindenzellgewebe, noch im Bast, sondern im Parenchym (darunter scheint der noch gallertartige Holzkörper verstanden zu werden, obgleich es nach §. 32 „das saftreiche, grüne Zellgewebe“ überhaupt ist), und bey manchen nahe am Marke, also nicht in ihm selber; nach §. 139. 140 sind es bestimmt die Spiralgefäße, welche solche Säfte führen, aus welchen die umliegenden gestreckten Zellen sie aufnehmen, die sie daher häufig enthalten. — Nach den Zusätzen kommen hingegen diese Säfte allerdings öfter in der Rinde vor; für die Harzflüssigkeit der Nadelhölzer nimmt der Vf. nun eigene Behälter, wie er sie lieber, denn Gefäße, genannt wissen will, im Zellgewebe an; die Milch der Euphorbien aber, des Schöllkrauts, mancher Sonchus-Arten, glaubt er im langgestreckten Zellgewebe befindlich, ob in einzelnen Bastzellen, oder in den Zwischenräumen derselben, will er nicht entscheiden. (Öfters sind denn doch die Milchäfte in eben solchen dicken Kanälen enthalten, wie die, welche das Harz der Nadelhölzer führen, z. B. bey den Sumach-Arten, wo sie ebenfalls in der Rinde liegen, und aus einem feineren Zellgewebe bestehen.) Was für eine Flüssigkeit es denn nun seyn solle, welche die Schrauben- und Treppen-Gänge leiten, darüber erhält der Leser keine weitere Belehrung. — Den Beschluss des Werkes machen eine Erklärung der Abbildungen, ein Namenverzeichnis der angeführten Schriftsteller, und der untersuchten Pflanzen, welches letztere ungemein groß ist, und füglich hätte wegbleiben können. — Die sechs Kupfertafeln erläutern manche der verhandelten Gegenstände. Die Zeichnungen sind gut, nur öfters zu stark schattirt, und manchmal ohne Noth zu sehr erweitert. Die Abbildung der Zellen Taf. II. Fig. 12, und Taf. IV. Fig. 2, entspricht nicht völlig der Natur, eben so die des langgestreckten Gewebes Taf. IV. Fig. 5. Auf der nämlichen Tafel, Fig.

6, windet die bandförmige Spiralfaser, die auch schwerlich auf die hier dargestellte Art immer dünner wird, sich um einen festen Körper; was soll das seyn? —

Wenn bey diesem Werke noch manches zu wünschen übrig geblieben: so würde es gewiss nicht minder trefflich, wie das Übrige, ausgefallen seyn, wenn der Vf. nach einem festeren Plane in seinen Untersuchungen gearbeitet, und manche Gegenstände vorher genauer untersucht hätte, ehe er über sie absprach. Hätte er es als „Beyträge zur Pflanzenanatomie“ dem Publicum übergeben und die Veränderungen und Auslassungen, welche dieser allgemeine Titel ihm verstatete, angebracht, so würde es dadurch ungemein gewonnen haben. . . . . Ta.

No. 2. Dieses treffliche Werk des Hn. Link ist eine freye Übersetzung der lateinisch geschriebenen Preisschrift, wovon die Societät dem Vf. den beliebigen Gebrauch erlaubte. Es ist aber zugleich das Ganze sehr vermehrt, und vom dritten Capitel des zweyten Abschnittes an ist alles neu hinzugekommen. Für das Ausland wäre es allerdings zu wünschen gewesen, dass die Schrift lateinisch erschienen wäre, da kein neueres Werk der Ausländer mit diesem die Vergleichung aushält: unsere Buchhändler scheuen sich aber wohl, ein lateinisches Buch in Deutschland herauszugeben, wo die lateinische Sprache auch dem Naturforscher selbst unbekannt zu werden anfängt; wenigstens sind unsere neuen naturhistorischen, besonders botanischen Schriften größtentheils in höchst barbarischem Latein geschrieben. — In der Einleitung schon zeigt der Vf. seinen Beruf, als Naturforscher Belehrung zu verbreiten, auf die eindringendste Weise. Sehr gut ist, was er vom Mikroskop sagt; unter andern ein Wort für Medicus: „Wer das Mikroskop verwirft, will, um Täuschung zu vermeiden, gar nicht sehen, er will sich nicht bewegen, damit er nicht falle.“ Man kennt des Vfs. gelungenes Werk über die Naturphilosophie, auch hier spricht er über Erfahrung und Speculation auf eine Weise, die wohl beherzigt zu werden verdiente; z. B.: „Ich sehe Theorien vor mir, die von einer unzeitigen Speculation geboren, die Willkühr, in eine Spielerey mit Trieben oder Kräften verwandelt, zur Norm der Erklärungen macht.“ Und in der Schrift selbst findet sich S. 246 eine ernste Rüge über den Unfug, der jetzt so häufig in dieser Hinsicht getrieben wird. Es muß auch wahrlich weh thun, wenn man sieht, dass so mancher darüber zu Grunde geht, und der modische Flitterkaat der unwissenden Jugend so theuer verkauft wird.

Das Werk zerfällt in drey Abschnitte. Im ersten, S. 8, handelt der Vf. von den feineren Theilen der Pflanze; im zweyten, S. 125, von den grösseren Theilen oder den Gliedern der Pflanze; im dritten endlich S. 245 von der Pflanze überhaupt.

F. Abschnitt 1. Capitel. Von dem Zellgewebe. Der Vf. hält die Zellen desselben für ganz geschlossen, und zwar so, dass jede Zelle ihre eigenen Häute hat, die Ränder der Zellen daher doppelt sind, oder zwischen den Wänden der an einander stoßenden Zellen kleine Gänge bleiben, die der Vf. Zellengänge, *ductus cellulares*, nennt. Dass bey dem zusammengelesenen Zellgewebe so etwas erscheint, giebt Rec. gerne zu; allein bey dem einzelnem Zellge-

webe möchte Rec. keine doppelten Wände annehmen, namentlich bey den recht saftigen Pflanzen, bey *Anthricum* u. s. w., und das Erscheinen eines doppelten Randes kann durch mikroskopische Täuschungen gar zu leicht entstehen. Der Vf. theilt das Zellgewebe in:

A. Regelmäßiges Zellgewebe.

a. einfaches.

1. Parenchym, lockeres Zellgewebe.

2. Baft.

b. aufeinandergefestetes.

B. Unregelmäßiges Zellgewebe (bey Lichenen, Algen, Pilzen)

a. blasenförmiges.

b. faseriges.

c. fädiges.

d. häutiges. Hierzu kommt noch das Keimpulver.

Das braune Zellgewebe um die Spiralgefäße der Farrkräuter führt der Vf. auch an; Rec. hat es jedoch nicht bey allen, dafür aber auch an anderen Pflanzen, z. B. bey *Asarum*, bemerkt. Bey der chemischen Untersuchung des Zellgewebes fand der Vf. dieselben Theile, welche man im Kork gefunden hat, hält also den Namen Korkstoff nicht für gut, da er dem Kork nicht allein eigen ist. Sehr gut spricht der Vf. über die Körner, welche man so gewöhnlich im Zellgewebe findet, und er zeigt, daß sie das Stärkemehl, Sätzeinhl (*amylum*) der Pflanze ausmachen. Auch der Schleim zeigt sich in solchen Körnern. Von beiden vernuthet der Vf., daß sie zur Ernährung der Pflanzen dienen, und daß sich daher einer von diesen Stoffen wohl in den mehresten Pflanzen finde. Sodann von dem harzigen Farbstoff und dem rothen Extractivstoff. 2 Cap. *Von den Gefäßen*. Der Vf. giebt eine Geschichte der Entdeckungen in Hinsicht der Spiralgefäße, und spricht sehr gut über ihre künstlichen Anfüllungen, die Sprengel auch neuerdings zu sehr herabsetzt; besonders möchte Hr. Osiander wohl beherzigen, was der Vf. über die Anfüllung der Pflanzengefäße mit Quecksilber beybringt. Es bahnt sich auch nicht allein selbst Wege, wie der Vf. sagt, sondern wie soll man hernach einen damit angefüllten Theil untersuchen? doch wohl nur, indem man ihn zerfchneidet, also das Quecksilber ausfließen läßt. Was der Vf. gegen *Bernhardi's* Röhre im Spiralgefäß sagt, die nämlich von einem Spiralfaden ausgespannt seyn soll, hat Rec. eben so gefunden, und *Bernhardi* wird auch wohl selbst von seiner Meinung zurückkommen. Die Treppengänge und getüpfelten Gefäße hält er mit Sprengel und Anderen für veränderte Spiralgefäße; über die Ringgefäße u. s. w. sehr gut. In einer jungen Pflanze von *Pinus Pinea* und in den jungen Schössen von *Pinus Strobus* hat der Vf. Spiralgefäße gefunden, obgleich Manche sie den Fichten abbrechen; eben so im *Ruscus aculeatus*, dem sie *Bernhardi* abspricht. 3 Cap. *Von den Functionen der Gefäße und des Zellgewebes*. Was der Vf. von dem Aufsteigen des Saftes, von der nicht Statt findenden Circulation des Saftes u. s. w. sagt, ist sehr deutlich und richtig vorgetragen. Die Spiralgefäße nimmt er mit Recht für Saftgefäße; in einem älteren Stamme von *Raplorhia Caput Medusae* sah er die Spiralgefäße schon von Natur mit einem braunen Saft gefüllt. 4 Cap. *Von den Saftbehältern, Lücken und Luftbehältern*. Für die eigentlichen Säfte nimmt der Vf. Behälter im Zellgewebe an, jedoch ohne ihnen eigene Wände beyzulegen; ähnliche Behälter

findet er auch in den Pilzen. Die Ausführung dieser Materie ist sehr interessant. Von den prismatischen Körpern in den Milchsaften. Wie ein neuerer Recensent diese mit den sternförmigen Körpern in der *Nymphaea*, wovon der Vf. weiterhin spricht, vergleichen und für Eins halten kann, begreift Rec. nicht; er hat be'de oft untersucht, findet aber auch nicht einen Zug von Ähnlichkeit zwischen ihnen. S. 99 spricht der Vf. gegen *Rudolphi's* Meinung, daß die Lücken Luftgefäße wären; allein Rec. hat des eben genannten Schriftstellers Pflanzenanatomie vorsehen, und findet kein Wort darin von Luftgefäßen, sondern nur von Luftbehältern, wie sie auch *Link* nennt; dies muß also ein Mißverständniß seyn. Wie der Vf. diese Luftbehälter, die immer vorkommen, stets denselben Bau zeigen, und so weit verbreitet sind, zufällig nennen kann, ist schwer einzusehen. Das Wort Zufall kann wohl in der Anatomie, wenn vom beständigen Bau die Rede ist, keinen Platz finden. 5 Cap. *Von der Oberhaut und den Ansätzen auf derselben*. Die Darstellung dieses Gegenstandes im Allgemeinen ist sehr befriedigend, und es fehlt eben so wenig an einzelnen eigenen und interessanten Beobachtungen. So hat z. B. der Vf. an den Deckblättern der Knospen bey der Linde Poren gefunden; auch sah er sie an der inneren Seite des Kelches von *Cynoglossum linifolium*. Das, was die Schriftsteller auf den Blättern der *Pinus*-Arten für Poren gehalten haben, nimmt er S. 118 für eigene Körper, deren Function ihm unbekannt ist; Rec. hält sie doch noch für Poren. Die Haare hält er für Excretionsorgane.

Der zweyte Abschnitt handelt in sechs Capiteln: von der Wurzel und dem Wurzelstocke; von dem Stamme; von der Verästelung und den Knospen; von den Blättern und blattartigen Theilen; von der Blüthe; von der Frucht und dem Samen. Der Vf. spricht hier von bekannteren Gegenständen, allein wenn man auch nichts geradezu Neues antrifft, so wird man doch die von ihm gegebene Übersicht mit Vergnügen lesen.

Der dritte Abschnitt. Cap. 1. Von den Bewegungen der Pflanze. 2. Von den organischen Verrichtungen der Pflanzen überhaupt. 3. Die Pflanze in Vergleichung mit anderen Naturproducten. Rec. kann nur einige einzelne Bemerkungen ausheben, von dem Ganzen gilt dasselbe, was vom vorigen Abschnitt gesagt ist. *Tragopogon crocifolius* aus Portugal schließt sich bey dem Vf. nach 10 Uhr Vormittags, ungeachtet der Unterschied im Mittage zwischen Rostock und Portugal beträchtlich ist. Der Vf. hat gefunden, daß die *Calendula pluvialis* sich nur dann an das Wetter kehrt, wenn es lange trocken gewesen ist; wenn oft Regenschauer kommen, richtet sie sich auf keine Weise danach; auch sie gewöhnt sich an das Wetter. Indem er die sich bewegenden Pflanzen durchgeht, und auch von den Oscillatorien spricht, bemerkt er, daß die Bewegungen oft an *Oscillatoria principalis*, *Adansoni* und *viridis*, und am lebhaftesten an einer, von ihm entdeckten, verwandten Gattung *Spirogyra* (deren Fäden gleich einem Pfropfenzieher gedreht sind), nie aber an *Oscillatoria parietina* und *vaginata* beobachtet habe. Sehr interessant ist, was der Vf. über die Luftzersehung sagt, allein bey ihm selbst nachzulesen.

Die 6 Kupfertafeln (auf 3 Blättern, die daher nur den Titel nennt) enthalten 74 Figuren, und stellen man-

die vorher gar nicht oder nicht so gut abgebildete Gegenstände nach einer mässigen Vergrößerung sehr deutlich vor. Druck und Papier ist gut, nur schade das kein Register gegeben ist.

Auch No. 3 kann auf Beyfall Anspruch machen. Ganz umfassend ist diese Schrift freylich nicht, sondern manche Theile des Pflanzenbaues sind darin mit Stillhschweigen übergangen; der Vf. hat nicht genug Vergleichen angestellt, besonders in Hinsicht des Zustandes der Gefässe im verschiedenen Alter der Pflanzen, und nicht selten scheint ihm *Mirbel* zu falschen Ansichten verleitet zu haben, obgleich man sonst sein Bestreben nicht verkennen kann, die Natur treu darzustellen, und keinem Schriftsteller allein zu folgen. Rec. will den Gang des Vfs. in der Kürze darstellen, und die Punkte ausheben, die eine nähere Prüfung verdienen. Im *ersten Abschnitt* spricht er vom Zellgewebe und dessen Säften; die Darstellung von jenem ist die gewöhnliche, nur das er auch *Mirbels Lücken* darin annimmt; dieser Name ist aber schon so unpassend, das man sich seiner nie bedienen sollte. Wie kann man glauben, das bey Bildung der Pflanzen Lücken (aus Mangel) in denselben regelmässig entstehen sollten! Es sind Luftbehälter, die der Pflanze eben so nöthig sind, als die übrigen Theile. Die Saftwege im Zellgewebe nennt der Vf. Intercellulargänge. 2 *Abschn.* Von den Fasern und ihren Säften. Der Name Faser ist auch weniger gut, als langgestreckte Zellen oder Bast, weil man dabey leicht mit *Medikus* in Gefahr kommt, die Höhle darin zu leugnen. Den Saft in den Fasern lässt der Vf. gallertartig seyn und stagniren: etwas, das Rec. nicht einsehen kann, und wofür der Grund, das man aus ihnen keinen Saft fliessen sieht, nicht genug beweisend ist; denn wie fein sind nicht jene Kanäle, und Manche wollten ja auch aus ihnen Saft fliessen sehen. 3) Von den wahren Spiralgefässen. 4) Von den falschen Spiralgefässen. 5) Von den getüpfelten Gefässen. Hier unterscheidet der Vf. offenbar zu fein. Die beiden letzten Arten Gefässe nämlich sind durchaus dieselben, nur das die punctirten gewöhnlich älter sind, und der Vf. soll oft Mühe haben, zu entscheiden, ob ein Gefäss zu den gestreiften oder punctirten gehöre. Die Spiralgefässe lässt er nicht in die anderen übergehen, verfällt aber hiebey in den Fehler der Einseitigkeit. Im Splint kommen nie, und bey den Gräsern und Farnkräutern höchst selten freye Spiralgefässe, sondern gleich Treppengänge (falsche Spiralgefässe, gestreifte oder punctirte Gefässe) vor; diese muss man also hier als ursprünglich ansehen, und man kann nicht sagen, das alle Treppengänge aus Spiralgefässen entstanden sind; allein in den jüngsten Theilen aller anderen Pflanzen kommen immer zuerst nur Spiralgefässe, späterhin blofs Treppengänge vor, und es giebt vielleicht kein einziges Spiralgefäss, das immer ein solches bliebe, und nicht in einen Treppengang verwandelt würde. Die von Gräsern oder Farnkräutern, oder vom Splint hergenommenen Beyspiele beweisen natürlich nichts gegen die übrigen Pflanzen, sondern man muss unterscheiden, und dazu sind eben vielfache Untersuchungen nöthig. Den Bau der Spiralgefässe nimmt der Vf. nach *Bernhard's* Vorstellungs-

art an; allein das häutige Wesen, welches dieser um die Spiralfasern abbildet, entsteht nach des Rec. Beobachtungen nur durch eine minder feine Präparation. Die grösseren, ovalen oder runden Löcher, welche der Vf. bey mehreren Pflanzen in den punctirten Gefässen gefunden hat und auch abgebildet liefert, hat Rec. bisher noch nie gesehen, und er wagt also nicht darüber bestimmt zu urtheilen; sollten sie nicht zu den Infertions gehören, deren ähnliche Löcher bekannt sind? 6) Ob es noch andere Arten von Pflanzengefässen gebe? Die halsbandförmigen Gefässe *Bernhard's* nennt der Vf. wurmförmige Körper, hat über sie aber dieselbe Vorstellungsart. Die sogenannten eigenen Gefässe nimmt der Vf. nicht an, sondern lässt die eigenthümlichen Säfte (sehr richtig) im Zellgewebe befindlich seyn. 7) Von dem Ursprung der grossen Gefässe der Pflanzen. Eine wenig begründete Hypothese, die hier nicht widerlegt werden kann, da dies zu viel Raum fodern würde; der Vf. lässt diese Gefässe aus den Körnern des Zellgewebes entstehen. 8) Von den Verrichtungen der grossen Gefässe. Der Vf. führt hiebey einige Versuche mit künstlichen Anfüllungen der Gefässe mit gefärbten Flüssigkeiten an. Er glaubt übrigens, das sie Wasser in Luftgestalt führen, welches schwerlich je zu beweisen ist. 9) Vom Bau der kryptogamischen Pflanzen. Mit Recht leugnet er die Spiralfasern in den Tangen, die Einige darin angenommen haben. Die Saamenschleudern der *Jungermannia tamariscifolia* bestehen aus einem einfachen, spiralförmig gewundenen, in einem langen wasserhellen Schlauch eingeschlossenen Faden, wovon der Vf. auch eine Abbildung giebt. So wie bey den Moosen, so zeigen sich auch bey den Farnkräutern erst in den Fruchtheilen Spuren wahrer Spiralfasern, z. B. in der *Rachis* der Ähren von *Equisetum*, in der Frucht selbst. (Rec. hat sie doch auch, wie *Sprengel*, in anderen Theilen, z. B. im Strunk der Farnkräuter, obgleich selten, gesehen). Dieser Abschnitt ist reicher an eigenen Beobachtungen, als die folgenden. 10) Vom Bau der Monokotyledonen. Es ist ein Wortspiel, wenn der Vf. ihnen das Mark abspricht, indem er Mark als das Zellgewebe bestimmt, welches den Mittelpunkt des Stengels einnimmt und durch einen geschlossenen Kreis von Holzfasern und grösseren Röhren von dem Zellgewebe der Rinde abge sondert ist. Mark ist vielmehr ein saftleeres, silberweisses Zellgewebe, es mag seyn, wo es will. 11) Vom Bau der Dikotyledonen überhaupt. 12) Von der Rinde der Dikotyledonen. 13) Vom Holze der Dikotyledonen. 14) Vom Marke der Dikotyledonen. 15) Von den Functionen der Rinde. 16) Von der Bildung des Holzes. Er lässt es aus der innersten Rinde erzeugt werden. Rec. glaubt nicht daran, sondern das das junge Holz aus dem abgeschiedenen Saft gebildet werde, und keinem anderen Theil zuzuschreiben sey; denn die Gefässe fehlen der Rinde, also können sie nicht von dieser in den Splint kommen, und vom alten Holz kommen sie auch nicht, da er keine Gefässe seitwärts schicket. 17) Von der Function des Marks. Nichts Neues. Die Abbildungen sind größtentheils sehr gut.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 14 A P R I L 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) MÜNSTER, b. Waldeck: *Polyanthea*. Ein Taschenbuch für das Jahr 1807. Herausgegeben von Karl Reinhard. Mit Kupferstichen und Musik. 212 S. (1 Thlr. 16 Gr.)
- 2) WIEN, b. Degen: *Apothionion*. Ein Taschenbuch zum Vergnügen und Unterricht auf das Jahr 1808. 212 S. (1 Thlr. 16 Gr.)

Anspruchslos und leicht in Ton und Unterhaltung, gefällig ohne besonderen Reiz, geschmackvoll ohne wirksam anziehende Kraft, wohlmeinend ohne grobe Naivetät, geistreich, verständig, doch ohne hohen Aufschwung, und dabey deutlich und klar fast bis zur Durchsichtigkeit — das ist ohngefähr der Charakter des ersten dieser Taschenbücher. Es fängt mit der interessanten Betrachtung von *Villers* an, über die verschiedene Art, womit die deutschen und französischen Dichter die Liebe behandeln, und schließt mit einer kurzen, inhaltreichen Erzählung von der bekannten *Geschichte des Grafen von Gleichen*, wozu man in einem Schnitzwerk auf einem elfenbeinernen Kasten Abbildungen gefunden zu haben glaubt. Dazwischen steht mancherley von verschiedenem Werth, in Poesie und Prosa. Eine Erzählung von *Schink: der Mann, der Liebhaber seiner Frau, ohne es zu wissen*, kündigt schon den ganzen Inhalt in der Überschrift an, und wird nur gegen das Ende durch die gut gewählte Auflösung aufgehend und unterhaltend. — Der Herausg. selbst erscheint in dem *Gedichte an Friedrich Wilhelm* mit lebenswürdiger Deutscherkeit, aber sonst — zu nüchtern. Die meiste Phantasie und poetische Kraft zeigt *Lappe*, aber mehr im Einzelnen als im Ganzen, mehr in den Bildern und im Ausdruck als in der Erfindung und Aufstellung einer großen oder neuen Idee; er verwöhnt sich durch Beschreibungen und durch das bloß abbildende *Befingen*, das für unsere Poesie jetzt leider! ein wahrer Verderb ist. Die schönsten Verse giebt *Schink*, die herzlichsten *Stärke*. Lieblich ist *Münchhausen* in den Minneliedern, artig *Haug* in einzelnen Einfällen, *Overbeck* treffend ohne Umstände, nur zu derb; aber ein unbekannter B., der die meisten Gedichte zu diesem Taschenbuche geliefert hat, die Gewöhnlichkeit, die Alltäglichkeit selbst.

No. 2. Es ist freylich löblich, wenn ein literarisches Institut in der Poesie der Fehler des Zeitalters: der Sentimentalität, der musikalischen Gestaltlosigkeit, *S. A. L. Z.* 1808. Zweyter Band.

der Phantasterey, der Mystik und der nachahmen- den Frömmelley, sich enthält; allein wenn es gegen die Poesie selbst ein solches Verhältniß beobachtet, daß die Ausschweifungen derselben nicht einmal möglich sind, dann kann man es ihm zu keinem Verdienste mehr anrechnen. Dies ist mit No. 2 der Fall, das in seiner klaren Verständlichkeit sich nicht viel über die nüchterne Prosa erhebt, und hie und da nur durch Kraft und Anmuth ergötzt. Sein Höchstes ist, geistreich und geschmackvoll zu seyn; allein dabey geht ihm die frische Jugend ab, die den Gebilden erst den rechten Reiz geben sollte. Es erreicht in diesem Bestreben nur eben so viel, als ein gebildetes Frauenzimmer, das in einem gesetzten Alter durch ein anmuthiges Wesen, durch Geist und Zierlichkeit die entflohene Jugend zurückzubannen trachtet, und zum Dank für ihre Bemühungen am Ende nur die Benennung *einer alten Grazie* gewinnt. Auch der Wunsch, man möchte sie wohl früher gekannt haben, ist nur ein bittersüßes Compliment; man muß daher lieber den alten Liebhabern winken, die in einer solchen Unterhaltung gern den Genuß voriger Jahre erneuern. In dieser Gesellschaft hören wir *Hinsberg* mit Heldenkraft und nicht ohne Würde sprechen, *J. G. Schoiger* mit satyrischer Miene zuweilen etwas Ergötzliches sagen, *Ayrenhoff* etwas aus der Vorzeit in gewandten Versen erzählen und *Gottlieb Leon* der alten Grazie nicht ohne Beymischung der neueren Bildung huldigen. *Brandler* überrascht zwischendurch durch einen neuen Einfall, indem er den donnernden Jupiter durch die Iris versöhnt. *Arnstein* unterhält durch einige Erzählungen, die vermittelt der vielen Leiden freylich Theilnahme erregen müssen. *Gabriele Batsányi* giebt etwas aus ihrem reinen, edlen Herzen. Ein großer Theil der Poesieen besteht in Gelegenheitsgedichten auf Vermählungen, Einweihungen und politische Vorfälle. Auch einige Übersetzungen findet man hier: Proben aus dem persischen Dichter *Hafis* von *Jos. v. Hammer*, die gerade keine sonderlichen Reize an sich tragen; Bruchstück einer metrischen Übersetzung der *Pharsalien* *Lucans* von *Ratschky*, welche an einigen Stellen edel und kraftvoll, an anderen matt und prosaisch, im Bau der Hexameter aber sehr fehlerhaft und noch nach den älteren Gesetzen des Accents von *Moriz* eingerichtet ist; endlich *Journals* 13te Satyre; Trostgründe des Betrogenen, von *A. Kreil* in reimlosen Jamben, wovon manche Verse mit dem Anfange eines Satzes, z. B. mit *In*, endigen, und worin Fehler gegen die

Scanfion vorkommen, wie: *Ein jeder Gott äß zu Mittag für sich.*

Um doch etwas zur Probe aus diesem Taschenbuche anzuführen, wählen wir ein Gedicht von *Scheiger*, das nicht übel ist:

*Der Lorbeer.*

Es stritten um den Lorbeer sich,  
Als des Verdienstes Lohn, die Helden und die Dichter;  
Doch wer ihn mehr verdient, darüber, hörr! bin ich.  
Wenn gleich ein Musesohn, doch ein gerechter Richter.  
Dem Dichter sag' ich; denn, wenn er ihn je beglückt,  
So hat er ihn auch selbst erfungen;  
Doch der, womit sich oft der Held die Stirne schmückt,  
Wird leider meistens nur von Andern ihm errungen.

Bd.

STRASBURG u. PARIS, b. König: *Alsatiches Taschenbuch* für das Jahr 1808. Mit Kupfern und Musik. XXII u. 235 S. 12.

Wenn man diesem Blütenkranz reiner Gesinnungen und unbefangener Empfindungen das Verdienst, daß er den höchsten Kunstgenuss gewähre, nicht zuerkennen darf, so kann man dagegen mit Recht an ihm loben, daß er ein ungemischtes Interesse an dem, was er ist und seyn will, dem Leser erzeuge, ohne, wie so manche Dichtungen unserer Tage, an die kampfvolle Krisis zu erinnern, in welcher das Zeitalter begriffen ist. Und so schmerzlich es ist, selbst in den heiteren Regionen der Kunst durch plötzliche Ausbrüche der Unruhe des Gemüths gestört zu werden, so erfreulich dagegen ist geläuterte Klarheit und forgenloser Antheil an dem Wohl und Wehe des Lebens. Von dieser Seite haben uns die hier auftretenden Dichter, die wir zum Theil schon aus den früheren Jahrgängen kennen, durchaus befriediget. Übrigens sind die einzelnen Beyträge, wie es schon die Natur solcher Taschenbücher mit sich bringt, nicht alle von gleichem Werthe. Das *Neujahrshied* von H\*\* hat uns vorzüglich gefallen; ganz in horazischem Sinne athmet es kräftigen Gleichmuth bey dem Wechsel des Lebens. Von *Pfeffel* finden wir eine *Threnodie* auf den Tod seines Bruders, rührend durch Beziehung auf die Blindheit und persönliche Lage des Dichters; einiges andere ist ganz in seiner bekannten scherzhaften Manier, in welcher er zum Bewundern reichhaltig ist. *Büschenthal*, als Dichter, ist schon durch ein ihm allein gehöriges Bändchen genügend bekannt; die *Höhle zu En-Gedi*, ein prosaischer Aufsatz von ihm, ist an einigen Stellen zu kostbar erzählt; rhetorische Floskeln entstellen diese rührende Geschichte. Unter *Schweighäuser's* Beyträgen hat uns das *Himmelblau* angezogen, und der Geburtstagswunsch: Weinend kamst du zur Welt, von Freunden mit Lächeln empfangen.

Suche, von Freunden umweint, lächelt zu können im Tod.

Auch einige Damen haben einen Versuch zu dichten gewagt. Die *Parodie eines Volksliedes* ist zum Vorlesen in Gesellschaften launig genug, wozu es auch die Verfasserin nur bestimmte. Neben der kriegerischen Begeisterung eines edeln französischen

Officers, den *Abendempfindungen* einer Lina, womit Rec. ganz harmonirt, einer *Elegie* über den Tod eines Freundes, und neben den *Rosen* (des Hn. A., die besser erfunden als versificirt sind, sticht sehr kräftig hervor Hn. *Schallers* Unwille über die Unmütter. Poetischer ist ein Gedicht an den Mond, von *Brun*, und eine von aller falschen Empfindsamkeit reine, warm ausgesprochene Abendempfindung von *Graf*. *Fragmente aus dem Tagebuche eines Eljassers* schildern die edeln Gesinnungen der braven Schweizer; aber das Merkwürdigste ist des Hn. von *Luce* *Beytrag zur Geschichte der Hexenprocesse*. Das *Blümchen aus der Fremde* ist nur so ein Gespenst von Blümchen und hat gar keine rechte Gestalt. *Mäder, Stöber, Bender*, Hr. L., der mit bescheidener Selbstwürdigung dem Ideal des Dichters entgegengetrebt, und *Eli Levi* haben zum Theil schätzbare Beyträge geliefert, und *Hebel* hat den Almanach mit Rathseln geschmückt, die vielleicht manchem Leser einiges Kopfbrechen verursachen werden. — Mögen die wackeren Alsatien fortfahren in ihrem Streben; unser Dankes können sie gewiss seyn.

D. A. E.

SCHWERIN, b. Bärensprung: *Taschenbuch der Erfahrung für gebildete Leser*. Jahr 1804. Nebst einem Anhang von vermischten poetischen Versuchen von *Ehrenhaus*. VIII u. 313 S. kl. 8. (16 Gr.)

Die erste Abtheilung dieses Taschenbuches enthält *Apophthegmen*, welche der Vf. auf Veranlassungen, die ihm Lectüre und Erfahrung gaben, niederschrieb, und nachher der Revision unterwarf. Eignen sich solche abgerissene Gedanken auch nicht dazu, den Leser lange hinter einander angenehm zu unterhalten, so kann doch die abgebrochene Beschäftigung mit ihnen sehr nützlich seyn, wenn es ihnen nicht an Gehalt und Kraft fehlt; und in dieser Rücksicht können wir dem, was hier geliefert ist, im Ganzen unseren Beyfall nicht versagen. Nur selten giebt uns der Vf. Schimmer statt gediegener Wahrheit, und eben so selten entstellte ein verunglückter Ausdruck einen an sich wahren Gedanken. Beyspiele davon finden sich S. 7: „Wer geliebt seyn will, muß gefallen; um zu gefallen, muß man liebenswürdig seyn. Die Kunst zu gefallen ist aber nicht so schwer, als ohne Kunst gefallen zu wissen.“ Man erräth wohl, was dem Vf. vorgeschwebt hat; aber was er niederschrieb, ist ungereimt. Den gleich folgenden Satz versteht der Rec. nicht: „Liebe läßt sich nicht so leicht wegdenken — vielleicht gar nicht — sie liegt zu tief in der Seele.“ Wollte der Vf. sagen, sie lasse sich durchs Denken nicht besiegen: so wäre nicht nur der Ausdruck übel gewählt, sondern auch der Gedanke äußerst trivial. Aber freylich diesem letzten Vorwurfe werden auch manche andere dieser Sentenzen nicht entgehen. Verunglückt ist folgende Vergleichung: „Der gute Name ist eine weiße Oberfläche; ist diese einmal beschmutzt, so bringt man sie nie wieder zu ihrer ersten Reinigkeit;“ denn es giebt Dinge, von denen dieses nicht gilt. Dem

Urtheile S. 20, daß es oft vernünftiger sey, ein nützliches Vorurtheil zu *erhalten*, als es durch Wahrheit zu zerstören — können wir nicht beystimmen, es wäre denn, daß *erhalten* dem Vf. nur so viel bedeutete, als *einweilen stehen lassen*. Eben so wenig möchten wir das allgemeine Verwerfungsurtheil über die gelehrten Frauenzimmer (S. 25) unterschreiben. Denn soviel man auch über diesen Gegenstand declamirt hat, so hat man doch noch nirgends bewiesen, daß gelehrte Bildung mit der Natur und Bestimmung des Weibes *nothwendig* streite. In der Sammlung von *Gedichten*, welche die zweyte Abtheilung ausmacht, scheint uns das *Spiel der Phantasie* (S. 97) unter anderen eine Auszeichnung zu verdienen. Neue und kühne Gedanken oder Spuren einer schöpferischen reichen Einbildungskraft enthalten diese Gedichte freylich nicht, aber gute Gedanken und Empfindungen in einer oft nicht mißlungenen Einkleidung. Mehr Sorge für die Versification würde ihnen vortheilhaft gewesen seyn. Einige seiner Lieder hat Hr. E. selbst in Musik gesetzt. In der Composition von *Lina's Lebewohl* ist der Ausdruck gewiß verfehlt; denn in ihr herrscht sorgenlose Ruhe und Zufriedenheit. Überhaupt scheinen des Vfs. Compositionen mehr aus Erinnerungen an Werke anderer Meister, als aus eigener musikalischer Erfindungskraft entstanden zu seyn. Auch von Seiten der musikalischen Grammatik lassen sich gegen einige Stellen gegründete Bedenklichkeiten erheben. — Von den *altdeutschen Denksprüchen*, die auf des Vfs. eigene Gedichte folgen, hat er die Quellen nicht angegeben; einige sind aus *Logau's* Sinngedichten genommen. Es folgen *satyrische Grabchriften*, aus guten Dichtern zusammen getragen. *Die Guirlande*, eine Handlung für Kinder am Geburtstage ihres Vaters, — und *die transparente Pyramide*, eine Handlung für Kinder am Geburtstage ihrer Mutter, haben nichts, wodurch sie des Druckes würdig wären. *Der Sieg deutscher Träne*, eine Ballade, hatte gerechteren Anspruch darauf. Zum Schlusse hat Hr. E. noch einige *scherzhaftes Gesundheiten und Aufsätze in Stammbücher* mit guter Auswahl gesammelt.

HKL.

LEIPZIG, b. Kummer: *Almanach dramatischer Spiele*, zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande, von A. von Kotzebue. Sechster Jahrgang. 1808. 333 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Nachdem unser berühmter Schauspieldichter viele Jahre, fast ausschließlich, von den öffentlichen Bühnen herab die Deutschen durch herzinnige Rührung und durch glänzenden Witz veredelt, cultivirt und amüfirt hatte, da gesiel es ihm auf einmal, seinen großen Wirkungskreis zu beschränken, und er liefs es nun sich besonders angelegen seyn, die Landbewohner durch kleine dramatische Spiele, bald rührend bald lachend, zu unterhalten, vermuthlich aus keinem anderen Beweggrund, als um auch sie der höheren Cultur und Veredlung, welcher die Städte sich durch ihn erfreuen, entgegenzuführen, und so

im eigentlichen Sinne über die ganze Nation Bildung und Geschmack zu verbreiten. Bey der allgemein anerkannt grossen Empfänglichkeit der Deutschen für alles Schöne und Gute, ist man anzunehmen berechtigt, daß die fünfjährigen Arbeiten zur Beförderung der moralisch-ästhetischen Landescultur bereits vielfältige Früchte getragen haben. Dem Hn. v. K. scheinen jedoch über den Erfolg seines Unternehmens nicht die günstigsten Nachrichten zugekommen zu seyn, oder er hat keinen rechten Glauben an die große Bildungsfähigkeit seiner Landsleute. Denn wäre nicht deutlich zu lesen, daß wir in dem neuesten Almanach der dramatischen Spiele schon den sechsten erhalten, so würde man ihn für den ersten zu nehmen geneigt seyn. Die sämtlichen sechs Stücke sind nämlich so gewöhnlicher Art, daß man sie gleichsam nur als den ersten Cursus und bloß für Anfänger und Neulinge gemacht ansehen kann. Es thut uns leid, dieses sagen zu müssen, und gewiß wird jeder, dem das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, nicht ohne Betrübniß es vernehmen. Unter den Schauspielen, Poffen und Lustspielen befindet sich auch nicht Eins, das wahren Werth hätte. Will man einmal die Gattung von Dramen, welche man wegen der, bloß mittelst des Stoffs bewirkten, mechanischen Rührung, die weinerlichen benannt hat, gelten lassen, so gebührt vor den übrigen Stücken dem Schauspiel: *die Erbschaft* der Rang, denn hier wird die beabsichtigte Wirkung wenigstens völlig erreicht. Dieses ist weniger der Fall bey dem in gleicher Manier bearbeiteten Schauspiel: *der Leinweber* (Leinweber), wo die ehrliche Armuth, die unerschöpfliche Hilfsquelle unseres Dichters, abermals die Herzen weich machen muß. Der steinreiche und flockdumme Lieferant, der die grellkomische Parthie zu besorgen hat, ist gleichfalls unzählige Mal da gewesen. Von den beiden Lustspielen kann man das erste: *das Posthaus in Treuenbrietzen* eine angenehme Kleinigkeit nennen, die wohl Einmal unterhaltend seyn mag. Der Erfindung, welche aber von einem französischen Lustspiele entlehnt ist, kommt die Ausführung nicht gleich, welche zuflüchtig und ungründlich ist. Das andere Lustspiel: *der Stumme*, hat nur den einen Fehler, daß es von Anfang bis zu Ende Langeweile macht. Ein junger Schwätzer wird plötzlich stumm. Die Mutter ist außer sich über das Unglück, und meint, des Vaters strenges Verbot, daß der Herr Sohn an keine Verbindung mit der Pflgetochter denken solle, sey Schuld daran. Der Vater behauptet, der Stumme sey nicht wirklich, sondern nur aus Eigensinn stumm. Da dieser aber, trotz aller Versuche eines Bedienten, ihm durch Anreizungen zum Zorn einige Worte abzulocken, in seiner Stummheit beharrt, so fängt auch der Vater an, daran zu glauben. Er läßt einen Arzt kommen, und als dieser sich gehörig als ein ausgemachter Dummkopf zur Heilung legitimirt hat, und nun die Zunge des Patienten operiren will, so erschöpft der Stumme; und entzieht sich der Operation. Nun ist guter Rath theuer. Aber wie, wenn die Pflge-

tochter sich entschloß, dem Stummen ihre Hand zu reichen? Würde dieses große ersehnte Glück nicht dem armen Eduard vielleicht die Sprache wieder geben? Die Pflgetochter ist dazu bereit, man verkündet es ihm in ihrer Gegenwart, und als sie ihn versichert hat, sie sey mit seinem Gehorsam zufrieden, und er möge nun reden, so kommt dem Stummen die Sprache wieder. Der Vater meint, man habe ihn betrogen; Julie versichert aber, sie habe nur, um Eduards Liebe zu prüfen, und ihn von seiner Schwatzhaftigkeit zu heilen, ihn geloben lassen, nicht eher als bis nach ertheilter Erlaubniß wieder zu reden. Man denke! — Die Poffe: *der Deserteur*, hat keinen Mangel an spafshaften Situationen, welche wirklich nicht wenig ergötzen würden, wenn sie nicht so willkürlich herbeygeführt wären, und nicht so registermäßig hinter einander folgten, sondern auf eine kunstgemäße Weise sich leicht und ohne Zwang entwickelten, und zu einem befriedigenden Ganzen schlossen. Indem man sieht, wie der Vf. die Verkleidungen und Intriguen bloß darum häuft, damit das Stück die gehörige Länge bekomme, so kann man kein wahres Interesse dafür fassen, und läßt sich höchstens die Späße nur gefallen. An dem Spiele für lebendige Marionetten, *der Graf von Gleichen* benannt, läßt sich vollends gar nichts loben; es ist matt und platt, und — was das ärgste ist — ohne Sinn und Verstand. Der Vf. scheint zu glauben, das Burleske könne nicht toll und sinnlos genug seyn, und die Poffenstreiche müßten etwa den Einfällen eines Menschen gleichen, dem im Weinrausch sich die Welt verkehrt. Wie könnte er sonst die Gräfin und die türkische Prinzessin, nachdem sie sich um den Grafen, der keine von beiden missen will, vergebens gerissen haben, sich eine nach der anderen erstechen lassen! Wenn eine die andere erstäche, so ließe man es sich noch eher gefallen. Hr. v. K. rath den Privatgesellschaften, in dieser Poffe, damit sie die gehörige Wirkung thue, die Frauenzimmerrollen durch Mannspersonen spielen zu lassen. Wir möchten ihnen rathen, das Stück keiner Auführung zu würdigen, und wir wünschen, daß der nächste Jahrgang ihnen eine bessere Unterhaltung beschere möge! — Von den illuminirten Kupfern läßt sich nur sagen, daß die Farben nicht gespart sind.

Ha. Ha.

STUTTGART, im Magazin für Literatur: *Taschenbuch für die Erhaltung und Verbesserung der Schönheit*. Eine nach vernünftigen Grundsätzen behandelte Auswahl der bisher geheim gehaltenen zuverlässigsten und einfachsten Mittel, wodurch die Haut, Gesicht u. s. w. rein erhalten, von Fehlern befreit und ihre Reize erhöht werden können. 1804. 91 S. 8. (6 Gr.)

Man findet hier eine beträchtliche Sammlung von

Mitteln zur Beförderung der Schönheit und Heilung von mancherley Gebrechen der äußeren Theile des menschlichen Körpers, welche aus medicinischen und anderen Schriften zusammengetragen sind. Obgleich versichert wird, daß dies Werklein durch den Fleiß mehrerer Ärzte, die sich die große Mühe gegeben haben, berühmte Geheimmittel; zur Beförderung der Schönheit zu untersuchen und ihre Bestandtheile bekannt zu machen, zu Stande gebracht worden sey: so muß Rec. doch bekennen, daß ihm eben nichts Neues darin vorgekommen sey; ja daß mehrere innere und äußere Mittel gerühmt werden, die kein rechtlicher Arzt so unbedingt anempfehlen würde. Wir müssen um so mehr zweifeln, daß ein Arzt Verfasser dieser Schrift sey, da er eine kosmetische Pomade, welche Arsenik und Quecksilberblymat enthält, zwar tadelt, gleichwohl aber vorher eine Salbe aus 2 Loth Auripigment, 6 Loth ungelöschtem Kalk, dem Weissen von drey Eyern und Lauge so viel als nöthig ist, um eine Salbe daraus zu machen, zum Vernichten überflüssiger Haare empfiehlt. Er scheint nicht zu wissen, daß Auripigment selbst Arsenik enthält. So empfiehlt er auch Quecksilber und Blymittel ohne Vorsicht. Das beste ist das 8 und 9 Cap.; allein beide möchten von den Damen bey der Toilette überschlagen werden, wo man nur Mittelchen sucht. Gleichsam, um das Papier zum Umschlage, (denn das Schriftchen wird broschürt verkauft,) nicht unbenutzt zu lassen, ist der Verkauf einer englischen Hautconservations-Pomade, die bey der Verlagshandlung zu haben ist, angezeigt, von welcher alles mögliche Gute gerühmt wird. Welch ein raffinirter Kunstgriff, das Aushängeschild ganz bescheiden in den Hintergrund zu stellen! Die schönheitslustigen Damen werden dies Mittelchen so nur um desto gewisser finden, und natürlich auch kaufen!

r. w.

BERLIN, b. Matzdorf: *Anekdotenatmanach auf das Jahr 1808*. Gefammelt und herausgegeben von Karl Müchler. Mit 1 Kpf. XVI u. 478 S. 8. (1 Thlr)

Es war gewiß ein guter Gedanke, eine Sammlung kleiner Erzählungen, Bonmots, Scherze und Einfälle der Lesewelt in einem Zeitpunkte zu übergeben, wo die drückende Gegenwart den Frohsinn immer mehr zu verschrecken scheint. Man kennt Hn. M. bereits als einen unterhaltenden und anmuthigen Erzähler; als ein solcher erscheint er auch hier. Nicht alles in seinem Almanach ist neu; vieles aber ist es gewiß, da es bloß aus mündlichen Erzählungen niedergeschrieben worden. Manches andere ist aus Lebensbeschreibungen berühmter Männer und Frauen, aus Reisebeschreibungen u. s. w. entlehnt. Aber auch das Bekannte empfiehlt eine gute Auswahl und gefällige Darstellung.

M. G.

#### NEUE AUFLAGEN.

Kopenhagen, b. Brummer: *Anhang zu Dietrichs Auszug der Unterweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu*. 1804. 43 S. 8. (3 Gr.)

Potsdam, b. Hervath: *Anleitung zum christlich-religiösen Denken und Handeln für die Jugend*. 3te Aufl. 1807. IV u. 58 S. 8. (4 Gr.)

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 APRIL, 1808.

## NATURLEHRE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Abriss des Systems der Biologie*, von Dr. Oken. Zum Behuf seiner Vorlesungen. 1805. 206 S. 8. (12 Gr.)

Wir erhalten hier eine ausführlichere, und vom Standpuncte der Erfahrung aus vielseitig erläuterte Darstellung der Theorie der Sinne und der darauf gegründeten Classification der Thiere, wie sie der achtungswürdige Vf. schon 1802 in einer kleinen, wie es scheint, wenig bekannt gewordenen Schrift: *Übersicht des Grundrisses des Systems der Naturphilosophie und der damit entstehenden Theorie der Sinne*, (Frankfurt a. M. b. Eichenberg 1½ Bogen. 8.) schematisirt hat, und freuen uns ihrer Erscheinung. Nach dem Motto: *Geometria est historia*, geht alle Darstellung von der mathematischen Anschauung aus, ihr Wesen im Realen aller Stufen suchend, und aus jeder die Formel für den entsprechenden Punct der Constructionsphäre entwickelnd. Unter dem Schema jeder Potenz ist der gegenseitige Reflex im Idealen und Realen, als Action und Materie, festgehalten, und so steigt das System durch eine doppelte Dreyzahl der Potenzen der unorganischen Natur:

## Erste Stufe.

1. Linie.	2. Ellipse.	3. Kreis.
Zeit.		Raum.
Cohäsion.	4. Schwere.	Feuer.
Erde.	Wasser.	Luft.

## Zweyte Stufe.

4. Parabel.	6. Eiform.	5. Hyperbel.
Magnetismus.	Chymismus.	Elektricismus.
Metall.	Salz.	Schwefel.

zur dritten Stufe empor, in welcher aus dem Conflict der ersten beiden Stufen, in der Ineinsbildung besonderer Sphären die organische Welt hervorwächst. Ihr Schema ist:

7. Conus.	9. Synthese beider.	8. Sphäre.
Galvanismus.	Animalismus.	Vegetabilismus.
Korall.	Thier.	Pflanze.

Aber in der Synthesis dieser dritten Stufe, dem Thier, wird die unorganische Welt abermals in *organischer* Potenz entfaltet, und beginnt sich allmählich, in der eigenen Wiederholung des Organischen, dem Leben aufzuschließen. —

1. Bedeckung.	3. Lunge.	2. Haut.
4. Knochen.	6. Magen.	5. Leber.

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

7. Kreislauf. 9. Nervensystem. 8. Lymphsystem.

So bezeichnet sich die Wiederholung der früheren Stufen im besondern Organismus als *Function*, homolog der dreyfach ausgebildeten Qualität des Korallen-Pflanzen- und Thierorganismus. Mit dem völlig entwickelten Gegensatz endlich tritt die unorganische Welt wieder, als solche, im Besondern, in *sinnlicher* Potenz auf, und wird nach ihren beiden Stufen in den 6 Sinnen und ihren Organen im Idealen realisirt.

## Erste Stufe.

1. Cohäsion.	3. Schwere.	2. Feuer.
Bedeckung.	Lunge.	Haut.
Gefühl.	Tastinn.	Gesicht.

## Zweyte Stufe.

4. Magnetismus.	6. Chymismus.	5. Elektricismus.
Knochen.	Magen.	Leber.
Ohr.	Zunge.	Nase.

Jeder dieser 6 Sinne nun wird durch eine der 6 unteren Thierclassen repräsentirt, und der Charakter derselben durch vorzugsweise Entwicklung des Sinnorgans selbst, so wie auch durch gleichmäßiges Hervortreten der seiner Sphäre homologen Organe angedeutet. Die Unterordnung der Thierclassen selbst unter die von ihnen repräsentirten Sinne wird wohl niemand, der ihre Ökonomie tief genug erforscht hat, unnatürlich finden. Sie ist übrigens zum Theil bekannt. — 1) *Gefühlssinn* = *Wärmer*, 2) *Gesichtssinn* = *Insect*. (gegen *Trozler*, und wohl nach tieferen Gründen, als diejenigen sind, vermöge deren sie dieser zu Repräsentanten des Gefühlssinns macht; wie denn überhaupt hier allenthalben mehr reife Erkenntniß des Besondern, und ein reicher Schatz von Beobachtungen hervorleuchtet.) 3) *Tastinn* = *Schnecke* (was man sonst unter dem Ausdruck *testacea* begriff, mit Einschluss jedoch der Gattungen *limax*, *aplysia*, überhaupt der mit Tentakeln versehenen Mollusken.) 4) *Hörsinn* = *Vögel*. 5) *Riechinn* = *Fische*. 6) *Schmeckinn* = *Amphibien*. Die Mamalien endlich, als die eigentlichen Allsinnthiere, drücken das freyeste Zugleichseyn aller Sinne in der harmonischen Einheit ihrer Organisation unter solchen Modificationen aus, welche die allseitige Gegenwart aller Stufen in allen, als relatives Überwiegen, (nicht aber als Vorherrschen) des einen oder des andern Sinns, in immer engeren Sphären, und gleichsam beweglicher und flüssiger, zur Erscheinung bringen, bis endlich alle in der einen In-

dividualität des Menschen, wie in ihrem Brennpuncte, zusammentreffen, und als ein höherer Sinn in der Intelligenz die Welt umfassen.

Diese, den Gang des Vfs. in höchster Allgemeinheit andeutende, kurze Darstellung des Plans dieser Schrift konnten wir uns nicht enthalten niederzuschreiben, da eine ausführlichere Entwicklung ihres Inhalts in diesen Blättern nicht den für sie erforderlichen Raum finden dürfte. Deshalb können wir uns auch nicht auf eine tiefer gehende Kritik einzelner Momente in der Anordnung der Thiery nach dem obigen Schema, inwiefern sich nämlich aus Induction und Beobachtung hie oder da einiges berichtigen ließe, einlassen, weil eine solche Erörterung leicht zu weit führen könnte. Wir wollen uns daher lieber auf wenige, hie und da herausgehobene Bemerkungen einschränken, wie sie sich uns gerade aus der lebendigen Erinnerung der letzten Lectüre dieser Schrift darbieten. Vortrefflich ist, was über die dreyfache Verschiedenheit der Töne, nach den Gesetzen der Parabel, mit Hinsicht auf *Eschenmayers* bekannte Ideen, gesagt wird: Nach dieser Construction steht die *Stärke* und *Schwäche* des Tons in dem gleichen Verhältnisse der Verlängerung oder Verkürzung der Parabel, bey gleichem Parameter, — seine *Höhe* und *Tiefe* ist — einer entsprechenden Potenz derselben Parabel durch verschiedene Exponenten, *die qualitative Differenz* des Tones endlich, welche auf Verschiedenheit des tönenden Instruments beruht, und die *Eschenmayer* nach geometrischen Proportionen geordnet hat, geht aus der Verschiedenheit des Parameters selbst und den daraus abgeleiteten verschiedenen Abweichungen der Parabel hervor. Wie viel läßt sich nicht auf diesem Wege noch erwarten, wenn in Beobachtung der Sinnesaction die Mathematik nach Ideen in die Physik einzuwirken fortfährt.

Am Ende der dritten Stufe, wo sich in den beiden aus einander strebenden Polen die männliche und weibliche Potenz einzeln für sich, als Polyp und Pflanze, hervorbidden, hätten wir auch der Schwämme, die überhaupt in dieser Darstellung ganz übergangen worden sind, erwähnt zu sehn gewünscht. Ein eigenes, höchst sonderbares Geschlecht, scheinen sie die Polypen des vegetativen Pols, die eigentlichen Vegetabilien der ersten Potenz, die, so wie das männliche Princip in dem gallertartigen Stoff der Polypen, in unendlicher Zerstreuung, nicht in der *eigenen Sphäre*, sondern in dem *Unorganischen* selbst mit dem *Meerwasser* den neuen Act der Zeugung beginnt: so ihrer Seits, Kinder der Luft und der Erde, das männliche Princip zeugend über die *Erde* ausstreuen, und hier gleichsam den ersten Act der Organisation auf der zweyten Stufe wiederholen. Die gelbliche, einem sehr milden Wachse gleichende Masse, welche mehrere Blätter- und Löcher-Schwämme (denn von diesen und dem ihnen homologen Gattungen kann hier nur eigentlich die Rede seyn) ausstreuen, wenn man sie vor ihrer gänzlichen Entwicklung sammelt und ruhig an einem schattigen Orte, mit der Unterflä-

che gegen eine Ebene gerichtet, hinlegt, zeigt unter starker Vergrößerung ganz den feinkörnigen Bau, oder vielmehr, sie besteht nur allein aus der unendlichen Menge dieser Körnchen, auf die sich allenthalben, wo das, was man Geschlecht nennt, im Pflanzenreiche hervortritt, der zeugende Stoff zurückführen läßt. Die Masse, die der Pollen enthält, erscheint; doch unter stärkerer Vergrößerung, eben so gebildet, aber trüber, und wie mit Fremdartigem gemischt. Rec. hat die gedachte Substanz aus dem *Agaricus procerus*, *Amanita muscaria*, *mappa*, *Boletus circinans* und *lucidus* zu wiederholten Malen aufmerksam beobachtet. Bey allen erscheint der körnige Bau völlig gleichförmig, selbst die Grade der Größe sind unter gleichen Linfen schlechthin dieselben; — die Masse der *Naemaspora chrysosperma*, so fremdartig diese Schwammart hier erscheint, darunter gemischt, läßt sich in ihrem körnigen Bau nicht mehr vor den übrigen erkennen. Wenn aber eine dünne Schichte dieser Masse sehr gleichförmig auf eine Glasplatte getragen, behutsam mit Wasser übergossen und so 24 Stunden ruhig gehalten, dann aber wieder beobachtet wird: so haben sich die Körnchen jeder verschiedenen Masse in besondere Züge zusammen geordnet, und diese Züge sind, wie wiederholte Versuche bewiesen, bey derselben Art beständig gleich, bey den verschiedenen Arten aber allezeit, oft sehr auffallend, verschieden. Doch dies könnte hier am unrichtigen Orte angebracht scheinen. — Die Ansicht der Fische, als Repräsentanten des Geruchsinnes, ist sehr scharfsinnig mit Inductionen unterstützt, und in gewisser Hinsicht zur Evidenz gebracht worden. Bey den Amphibien aber wird es besonders klar, was uns noch abgeht, um eine befriedigende Anwendung der hier aufgestellten Grundsätze auf die Erfahrung zu machen. Der größte Aufwand von Scharfsinn von Seiten des Vfs, selbst durch eigene, absichtlich angestellte Beobachtungen unterstützt, führt hier unter den Beweisgründen nicht unerhebliche Widersprüche mit herauf. Vielleicht sehen wir bey den Wärmern und Schnecken zu wenig, und einige Stufen höher zu viel, um den rechten Anstoß zu finden, an dem sich die Kraft des Systems mit einem Male mächtig bewähren könnte. Daher das Ungenügende in so vielen harmonischen Congruenzen, — der Zweifel aus zu großer Leichtigkeit der Congruenz. — So richtig des Vfs. Idee im Ganzen ist, die Thiery vorzugsweise nach dem vorwaltenden Sinne zu ordnen, und so sorgfältig er, dieses Planes ungeachtet, in jeder Classe auch auf das Verhältniß der übrigen, untergeordneten Sinne Rücksicht nimmt: so darf doch nie vergessen werden, daß auf jeder Stufe und in jeder Classe eigentlich eine Totalität aller Sinne, unter dem Schema einer bestimmten sinnlichen Potenz, nicht aber der Sinn, wie wir ihn durch die ursprüngliche Demonstration entwickelt haben, in seinem absoluten Vorhersehen, gegeben sey, und daß demnach in den vorwaltenden Organen des Sinnes wohl ein äußeres, historisches Unterscheidungs-



merkmal (*differentia*), keinesweges aber die Totalität des inneren und wesentlichen Charakters selbst, aus welcher allein die untergeordneten Glieder der besondern Sphäre vollständig abgeleitet, und in ihren Merkmalen gehörig gefondert werden können, involvirt liege. Nach dieser Ansicht wäre der vorwaltende Sinn einer Sphäre, in der Besonderheit ausgedrückt, der Gattungsbegriff derselben; derselbe Sinn aber als Exponent des Sinnes a, b, u. s. w., würde die tieferen Sphären angeben, innerhalb deren die Totalität aller übrigen zur specifischen Einheit tendirt.

Nicht um des Vfs., aber um so vieler Anderen willen, besonders derer, die an dieser Schrift einen behaglichen Leitstern ihres gemeinen, empirischen Sinnes gefunden zu haben glauben werden, müssen wir es wiederholen: Das Wesen philosophischer Naturforschung besteht einzig darin, daß alle Sonderung nur nach der Ganzheit trachtet, und eigentlich nur in dieser ist; da wo sie aus ihr hervorbricht, regt und bewegt sich das Leben, aber geschaut und lebendig ergriffen wird es nur in seiner Wurzel, eben da, wo die Sonderung, als rege in Eins Bildung, in dem Organismus, es sey auch auf welcher Potenz es wolle, zur relativen Ruhe gelangt. Darauf beruht, nach unserem Ermessen, der eigentliche Gewinn und Genuß der ächten *Naturbetrachtung*, die, ihrer ursprünglichen Natur nach, mehr poetisch als philosophisch ist. — Die Natur des Gegenstandes erlaubt wohl ein Beyspiel, statt einer weitläufigen Auseinandersetzung. — Wenn wir, im Geiste unserer jetzigen Naturphilosophie, über die nachstehenden (gut oder schlecht erhaltenen) Fragmente des Empedokles commentirt hätten:

#### Potenz a.

Οὐλοφρεῖς μὲν πρῶτα τύποι χθονὸς ἐξανέτελλον,  
Ἄμφοτέρων ὕδατος τε καὶ οὐδὲος αἶσαν ἔχοντες.  
Τοὺς μὲν πῦρ ἀνέπεμπε, θέλον πρὸς ὅμοιον ἰκῆσθαι,  
Οὔτε τί πω μελέων ἐρατὸν δέμας ἐμφαίνοντας. —

#### Potenz b.

Ἀλλὰ διέσπασται μελέων φύσις. —

#### Potenz c.

Ἄλλοτε μὲν φιλότῃ συνερχόμεν' εἰς ἓν ἅπαντα  
Γυῖα, τὰ σῶμα λέλογχε βίον θαλάσσης ἐν ἀκμῇ.  
(*Animal omnisequale*.)

Ἄλλοτε δ' αὖτε κακῇ διατρηθέντ' ἐρίδεσσι,  
Πλάζεται ἀνδρὶ ἑκάστα περὶ ἀγγυῖνι βίσιον. —  
(*Animalia unisequale*.)

Ὅσαι δὲ οἷον ἐμπλάσθησαν, —

#### Theorie der Sinne:

Γαίῃ μὲν γὰρ γαῖαν ὀνόμαμεν, ὕδατι δ' ὕδωρ,  
Αἰθέρι δ' αἰθέρα ὄιον, ἀτὰρ πυρὶ πῦρ ἀΐδην: —  
wer zweifelt wohl, daß wir sehr viel Schönes und Wahres, ja selbst das Unumstößliche der absoluten Erkenntnis dabey hätten aussprechen können, alles in der vollkommensten Harmonie aus und mit dem

vorgelegten Thema? — Und doch — wie ganz anders meinte es der Mann, — und wie Vieles würde er für uns vielleicht gar nicht gemeint haben, wenn erst die köstliche herkulanische Rolle gefunden und aufgerollt wäre! Haben wirs hier besser gemacht, als der Alte, und sehen ihn unten im Schatten unter dem kühnen Gewächs, das aus seiner Asche hervorkeimte: so ist dies doch nur die Wirkung des dichten Laubes, in das sich die letzte Verzweigung kleidet. Der Philister zuckt die Achseln, und geht vorüber; wem aber Sinn übrig blieb für die lebendige Gestalt, der steht still, vergißt die Gegenwart, und freut sich des seltsamen Sprößlings einer fremden Natur. — Nur wer den rechten Dichter vernimmt, dessen Gedicht durch die Lücken des Systems hinzieht, möge begeistert es preisen, und sich des Verständnisses rühmen; der Philosoph aber wird das nicht für verloren halten, was ein höherer Assimilationsact dem Standpunct des Systems für einen kurzen Moment entrückt hat.

Zum Schlasse glaubt der Rec. noch auf das Verhältniß der beiden hier angezeigten Schriften zu den *Troxlerischen* Versuchen, die denselben Gegenstand mit vieler Übereinstimmung der Resultate, wenn gleich mit unverkennbarer Verschiedenheit des in beiden herrschenden Geistes, behandeln, vorzüglich darum aufmerksam machen zu müssen, weil ihnen, wie vielleicht mehreren, die auffallende Ähnlichkeit der Idee, die der Classification des Thierreichs zum Grund gelegt wird, so wie auch viele Beziehungen, welche aus der weiteren Ausbildung des Ganzen deutlich genug hervorleuchten, Bedenklichkeiten in Hinsicht der Unabhängigkeit der von beiden Autoren vorgetragenen Ideen von einander, erregt hatten. Die Erscheinungsepoche der im Eingange erwähnten kleinen Schrift, welche den fast unveränderten Plan der *Biologie* vorträgt (1802), vindicirt nun Hn. O. offenbar die Priorität der Bekanntmachung dieser Ideen, — so wie dagegen die Art der Bekanntmachung, wodurch dieses Entwurf vielleicht weniger allgemein verbreitet wurde. Hn. T. vor dem Vorwurfe eines Plagiate schützen würde, wenn ihn nicht, mehr als dieses, sein philosophischer Geist, und die Nothwendigkeit, mit welcher das gleiche Resultat in gewissen Ansichten der Natur begründet liegt, gegen jeden unzielmlichen Argwohn schirmten.

#### TECHNOLOGIE.

LEIPZIG, b. Dyk: *Lehrbuch der städtischen Gewerbkunde, für Gelehrten- und Mittel-Schulen*, von Friedrich Erdmann Petri, Prof. zu Fulda. 1807. 328 S. 8. (20 Gr.)

Dieses reichhaltige wohlgeordnete Buch läßt im gedrängter Kürze nur wenige Zweige der Technologie unberührt. Nachdem der Vf. in den Vorwörtern von dem Namen, Begriff und den verschiedenen Gattungen der Technologie, von der Nützlichkeit, von der Lehr- und Lern-Art derselben, so wie von den Hilfswissenschaften und anderen Hilfs-

mitteln zur Kenntniß der städtischen oder bürgerlichen Gewerbkunde sehr könnige Erklärungen und Beschreibungen geliefert, ferner S. 7 ff. die technologische Bücherkunde (nämlich die bekanntesten Hand- und Lese-Bücher, wie sie für die Jugend am passlichsten sind) aufgeführt und kritisch beleuchtet, auch mancherley allgemeine technologische Kunstausdrücke erklärt hat: so kommt er S. 28 ff. auf die verschiedenen Zweige der Technologie selbst. Er geht sie nach den drey Naturreichen durch, so daß die Verarbeitung thierischer Stoffe den Anfang, die der mineralischen den Schluß macht. Freylich bleibt der mündlichen Erklärung des Lehrers, für welchen das Buch als Leitfaden bestimmt ist, das meiste überlassen; aber bey jedem abgehandelten Gewerbe sind doch zugleich gute Schriften angeführt, woraus Lehrer und Schüler sich genauer Rathshol erholen können. — Nur einige Erklärungen hat der Rec. ungern vermisst, woran junge Leute nicht bloß ihren Scharfsinn hätten üben können, sondern die ihnen auch von manchen verarbeiteten Sachen eine genauere Einsicht würden gegeben haben. Z. B. S. 33. Was bewirkt die *Lohe* bey dem Gerben der Häute? S. 51. Was heist *Filzen*? S. 55. Was heist *Weben*? S. 62. Was sind *geköperzte Zeuge*? — S. 50. Bey der Bereitung der Sachen aus Haaren hätte auch die Verfertigung der Uhrbänder und anderer haarnen Bänder mit beygebracht werden können. S. 56 hätte nicht dürfen vergessen werden, daß die Tücher durch das Walken dichter und stärker werden. Daß sie an Breite und Länge verlieren, ist erwähnt. S. 58 nennt der Vf. die *Pressspähne* geglättete Pappbogen; S. 122 bey der Pappbereitung sind sie genauer beschrieben. S. 71 ist nicht der neuen Kunst gedacht, die Abfälle von Horn und Schildpatt (Horn- und Schildpatt-Spähne), welche man erweicht in allerley Formen preßt, zu Dosen u. f. w. zu benutzen, und S. 91 bey den Schiffmühlen nicht der großen Breite der Radschaukeln wegen des geringen Gefälles. S. 100 ist die Definition vom *Destilliren* nicht ganz klar und richtig. S. 114. Bey den *Bleichen* hat der Vf. die *Dampfbleichen* nicht genannt. Bey der *Papierbereitung* hätten S. 118 die Waschmaschinen, S. 119 die Wasserpressen und weiterhin auch die Glättmaschinen genannt werden können. S. 210 hätte unter dem Verzeichniß der ergiebigsten Salzquellen die *lüneburger* nicht fehlen sollen. — Durch ein paar gute *Register* hat der kenntnißreiche Vf. sein Werk geschlossen, dem es an einer guten Aufnahme, die es so sehr verdient, gewiß nicht fehlen wird. Gn.

ERFURT, b. Hennings: *Ökonomische Technologie oder vollständige Anweisung zu Anlegung und Betreibung derjenigen Gewerbe, welche mit der Landwirtschaft verbunden werden können.* Ein Handbuch für Landwirthe, Cameralisten und Policeybeamte, von J. C. G. Weise, herzogl. weimar. Landfeldmesser. IV und letzter Theil, mit 3 Kupfertafeln und 294 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ein schickliches Nebengewerbe wird dem kleinen und großen Gutsbesitzer täglich unentbehrlicher. Es

muß aber *unmittelbar* mit dessen Wirthschaft in Verbindung stehen, d. h. zum unmittelbaren Nutzen des Hauptgewerbes beytragen, wie z. B. Brantweinbrennen, Stärkemachen, Pottaschfieden; oder ihn nur auf eine gewisse Zeit beschäftigen, wenn die Feldarbeiten ruhen, wie bey dem Besenbinder, Leinweber. Gewerbe, die Zeit und Aufsicht das ganze Jahr und zu allen Zeiten zu sehr theilen, bestehen selten zusammen, ohne daß nicht eins, oder beide zugleich dabey leiden. Wo der kleine Bauer zugleich Fuhrmann, Leinreuter etc. ist, und dadurch doppelten Verdienst genießt, ist gewöhnlich Armuth mit Liederlichkeit zu Hause.

In dem IV Bande ist die Rede von Kalkbrennereyen; vom Graben und der Behandlung der Steinkohlen, Braunkohlen und der Benutzung des Torfs. Rec. kann sich nicht leicht schädlichere Nebengewerbe denken. In dem Sinn, wie Hr. *Weise* die Kalkbrennereyen behandelt wissen will, können sie nie als Nebengewerbe dienen. „Die Landespolicey,“ heist es S. 3, „soll dafür sorgen, daß es im Lande nicht an guten Kalkbrennereyen fehle, und eine jede Provinz muß damit hinreichend versehen seyn; und sollten sich in derselben keine Kalksteine oder andere zum Kalkbrennen taugliche Materialien finden, so müssen lieber solche aus andern Provinzen, wo es deren giebt, herbeygeholt werden.“ — S. 6: Es sollte billig die Obrigkeit einer jeden Stadt dergleichen Kalkmagazine anlegen; zugleich aber auch das Recht haben, allein Kalk zu verkaufen, und dieses Monopolium wird Niemand für schädlich halten können u. f. w.“ — Wie soll unter dergleichen Verhältnissen dieses Gewerbe mit der Landwirtschaft verbunden werden? Wird die Einfuhr des gebrannten Kalks nicht wohlfeiler seyn, als das Beyfahren der rohen Steine, um sie im Lande zu brennen? Wenn ferner die Obrigkeit der Städte überall Magazine mit Vorrechten anlegen soll, wie können noch Einzelne sich damit abgeben? — Die charakteristischen Kennzeichen der Kalk- und Gyps-Steine sind S. 8 u. 9 sehr mangelhaft angegeben. Die Beschreibung der mancherley Ofen zum Kalkbrennen ist mit Abbildungen erläutert, und so deutlich verfaßt, daß man nach derselben im Großen arbeiten kann. Der Vf. hat über diesen Gegenstand mit Sachkenntniß geschrieben, und verdient Dank dafür. Was übrigens der tiefere Forscher hier nicht findet, kann er in K. Ch. Langsdorfs *Erläuterung höchst wichtiger Lehren der Technologie* II Th. S. 164 nachschlagen. — Die Beschreibung und der Betrieb der Steinkohlengruben ist hier nach Angabe des Hn. *Voigt* abgehandelt, und folglich lehrreich und gründlich. — „Beym Torf,“ heist es S. 180, „ist in neueren Zeiten beynahe ausgemachte Wahrheit, daß derselbe ein bloßes Gewächs eines feuchten sumpfigen Bodens sey, das immer in sich selbst fortwächst, ohne über sich zu treiben und Blätter oder Stengel zu formiren.“

Den Beschluß macht eine Abhandlung über Steinkohlen- und Torf-Feuerung, wobey der Vf. die Theorie des Verbrennens vorträgt, von den sichersten Mitteln redet die Hitze zu vergrößern, und das Rauchen der Schornsteine zu vermindern. Sbst.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 16 - A P R I L , 1808.

## M A T H E M A T I K.

MAGDEBURG, b. Keil: *System der praktischen Steuermannskunde*, mit den nöthigen Tafeln zum Lehr- und Hand-Buche zweckmässig eingerichtet und geordnet von H. Brarrens, königl. auctorisirt. Navigationslehrer und Examinator in Tönningen. Zweyte, neu umgearbeitete Auflage; 1807. VIII u. 191 S. Text, nebst 32 $\frac{1}{2}$  Bog. Tabellen kl. 4, und 2 Kupfertaf. (4 Rthlr.)

Der Text zerfällt in zwey Theile, jeder derselben in 5 Abhandlungen (Abschnitte). Im ersten werden in der Einleitung, als Vorbereitungswissenschaften, die Sinus, Tangenten und Secanten u. f. w., deren Logarithmen und die ebene Trigonometrie erklärt. In der 1 Abhandlung wird von Berechnung der Ebbe und Fluth; in der 2 vom Compasse, dessen Mißweisung, der Abtrift des Schiffes vom wahren Course, der Cours-Verbesserung u. f. w. und der Logge; in der 3 von Berechnung der Breite und Länge, der Course und Distanzen u. f. w., vom Strome; in der 4 vom Koppeln der Course, dem Besteckberechnen, dem Gebrauche der Gunter'scale, der Marine-Tabellen u. f. w., und in der 5 von den See-Karten, dem Messen in denselben mit einem Handcirkel, dem Manövriren und Laviren des Schiffes, und dem Steuermanns-Journal, wie es geführt werden soll, mit hinlänglicher Ausführlichkeit gehandelt.

Dem zweyten Theil ist wieder eine Einleitung vorangeschickt, in welcher vom Beobachten mit einigen, in der mathematischen Schiffahrtskunde üblichen Instrumenten, besonders mit dem Octanten und Sextanten, auch vom Laufe der Gestirne Anleitung ertheilt wird. In der 1 Abhandlung werden gründliche Lehren von Beobachtung der Sonne und Sterne; Meridian-Höhen zur Erforschung der Breite; Berechnung dieser Höhen aus jenen Resultaten, und Anleitung, die Tafeln u. das Besteck des Steuermanns darnach zu berichtigen, vorgetragen. Die 2 Abh. ist der sphärischen Trigonometrie gewidmet. Auf sie folgt die Berechnung der Sonnenamplitude, des Azimuths, die Berichtigung des Compasses u. a. dgl. Gegenstände mehr. Wie die wahre Zeit auf dem Schiffe gefunden werde, zeigt die 3 Abh. — In der 4 wird die Berechnung der Breite ausser dem Mittag gezeigt; und in der 5 die Berechnung der Breite aus des Mondes Meridianhöhe, und die der Länge, aus Mondes-Distanzen und nach See-Uhren, bey der der *Harrison'sche*, besonders dessen *Timekeepers* (die der *Vf. Zeitwahrer?* übersetzt) in Anwendung gebracht wird. — Jetzt folgen Prüfungs-Aufgaben über *S. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.*

mehrere Theile der Steuermannskunst, wie sie in ähnlichen Werken der Art vorkommen. Als *Anhang* werden mehrere Gegenstände hinzugesetzt, die vielmehr in den Vorbereitungswissenschaften hätten aufgenommen zu werden verdient. Dahin gehören die Berechnungen vom Sonntags-Buchstaben; dem Osterfeste u. f. w.; dem Stande der Sonne in der Ekliptik; der Declination, Parallaxe; der Stand und die Kenntniß der Gestirne, der Winde, und andere Dinge mehr, die man Trivialschülern im Rechnen beybringt. Was von dem See-Karten, dem Copernikanischen Sonnensysteme, und dem Weltgebäude überhaupt vorkommt, hätte in der Einleitung zum ersten Theile, seinen Platz finden sollen. Den Beschluß machen §. 89, 24 nautische Aufgaben, mit den Resultaten, aber ohne Auflösung, die daher den Seelehrlingen zur Übung gegeben sind. Diese haben einen grossen Nutzen, wie alle früheren Werke über die mathematische Schiffahrtskunde bisher gezeigt haben. Was die Tafeln Vorzügliches enthalten, werden wir noch eben in der Kürze berühren: Sie sind von A — H bezeichnet. A — H sind der Bestimmung der höchsten Fluth an den vorzüglichsten Seeorten der Erde gewidmet, bey welchen auch die Länge und Breite derselben, jene nach dem Zero des Pico Teneriffa gegeben ist. Hiezu kommen die Tafeln des Zeitunterschiedes zwischen der Sonne und dem Monde; der Sonnen-Declination; ihre gerade Aufsteigung; beide mit Anwendung auf die kenntlichsten Sterne. Ferner: des Sonnen-Halbmessers; der Strahlen-Brechung; des Neigungswinkels des erhöhten Standes vom Auge des Beobachters. — Die Tafeln I — L enthalten die Sinus, Tangenten und Secanten, ihre Logarithmen, und die Logarithmen der natürlichen Zahlen, die in der gewöhnlichen Art geliefert werden. — M — O sind für die wachsende Breite, der veränderten Breite und Abweichung von  $\frac{1}{4}$  zu  $\frac{1}{4}$  Compassstriche durch alle hiehin gehörigen Grade bestimmt. Diese sind sehr brauchbar geliefert. — Die übrigen Tafeln von P — T dienen zur logarithmischen Berechnung der Breite ausser dem Mittag; der Sonnen-Parallaxis in jeder Polhöhe; zur Verwandlung des Monden-Halbmessers in der Höhe; der Parallaxis des Mondes, weniger der Refraction der Mondeshöhe, nach Maßgabe der Horizontal-Parallaxe, und der Grade in Zeit, oder diese in jene zu verwandeln. Die S. IV — VI vorkommende, Erklärung einiger, in diesem Werke vorkommender (47) fremder Ausdrücke, ist wirklich zu kurz gerathen, und für den, der nicht mit der technischen Nautik hinlänglich bekannt ist, unzulänglich. Wir wollen daher noch einige Bemerkungen über einige Theile der in diesem

Werke vorkommenden Gegenstände einschalten, um dem Verf. zu zeigen, daß in demselben Manches noch bey der dritten Ausgabe verbessert werden könne.

Als Handbuch für Seelehrlinge, welche keine höhere Mathematik und Physik studiren, also sich bloß der reinen Geometrie, und gewöhnlichen Arithmetik und Trigonometrie, mit Anwendung derselben auf die astronomische Nautik widmen wollen, ist dieses Werk ganz vorzüglich geeignet; aber für diejenigen, welche diese Wissenschaft systematisch, im strengeren Sinne des Wortes, daraus erlernen wollen, mangelt Manches, was von den gelehrten Ausländern gründlich abgehandelt worden ist, und wovon wir nur unter den neueren anführen wollen von den Spaniern: *Francisco de Barreda*, *Joseph de Mendoza*, *Raymundo Pasqual*; unter den Portugiesen: *Joaquim Hypólito de Matos*, *Joze Melitão da Mata*; unter den Italianern: *Sebastiano Gorgoglione*, *Vincenzo Brunacci*, *Andr. Mazzitelli*, und ein paar Ungenannte; unter den Engländern: *Heath*, *Murray*, *Loar*, *Mastelme*, *Macolesfield*, *Waddington*, *Heselden*, *Falk*, *Moore*, *Martin*, *Adams*, *Hotham*, *Wilson*, *Pudicombe*, *Boyer*, *Down*, *Kean*, *Mackenzie*, *Wakely*, *Pickersgill*, *Bettesworth*, *Nicholson*, *Ferguson*, *Liddell*, *Hutchinson*, *Pownall*, und mehrere hieher gehörige Abhandlungen von bekannten und ungenannten Verfassern, die sich in den *Philosoph. Transact.* befinden; ferner unter den Dänen: *Minke*, *Schram*, *Lous* (treffliche Schriften, die Hr. *Bravens* benutzt, nur den systematischen Gang der Steuermannskunst als Wissenschaft, nicht immer befolgt hat), *Wyborgh*, *Cramer*; unter den Schweden: *Hatowolff*, *Chierlin*, *Pehr Elvius*, *Wäke* und mehrere wichtige Aufsätze in den *Abhandl. der kön. schwed. Akad. der Wissensch.*; — unter den Holländern: *Colom de Vries*, *Douwes*, *van Olm*, *Serwik*, *Steenstra*, *Vaillant*, *Gerhard Hüft van Keulen*, und mehrere Abhandlungen, die auf Veranstaltung der Kommission in Betreff der *Meerestänge* herausgegeben sind; — unter den Franzosen: *Saovien*, *Morreau de Maupertuis*, *Bellin*, *Bouguer*, *Bezout*, *de Villeneuve*, *de la Caille*, *Diguant de Kerguette*, *Perzonas*, *le Monnier*, *de Charnieres*, *le Roi*, *le Rouge*, *Lavéque*, *Romme*, *de Laffa*, *de Borda*, *le Gaigneur*, und eine Menge anderer Abhandlungen in der *Hist. et les Mémoires de l'Academ. roy. des Scienc. de Paris*; unter den Deutschen: *Stender*, *Böhl*, *Müller*, *Brodhagen* und *Braunbach*; und endlich von verschiedenen europäischen Gelehrten, die in lateinischer Sprache über die Steuermannskunst geschrieben haben: *Krazemstein*, *Roupppe*, *Leauth*, *Euler*, *Grischow*, *Zeiser*, *Lexell* und andere mehr.

In der ebenen Trigonometrie S. 9 fg. (die der Vf. die gewöhnliche Trigonometrie nennt,) schickt er nur drey Zeilen Erklärung voraus; giebt dann eine Note, worin er erläutert, daß in der Navigation die Seiten der Triangel (statt auf dem festen Lande in Ruthen, Füße und Zelle etc.) in Meilen zu 4 Minuten, u. die Winkel auf den Bogen des, mit dem Radio beschriebenen, Cirkels gegeben würden, worauf er sofort zu den Aufgaben und deren Berechnung schreitet. Diesen letzteren hätte doch eine ganz andere Vorbereitungswissenschaft vorausgesetzt werden sollen, die sich auf eine reine Theorie der Trigonometrie gründet, verbunden mit etwas Analysis, die ganz nothwendig damit vereinigt werden

muß, wenn die Beweise, nach den Regeln der neueren Mathematiker und Lehrer der Navigationswissenschaft, strenggeführt werden sollen. Dieses gilt auch für die sphärische Trigonometrie. Wir ersuchen daher den Vf., bey einer neuen Ausgabe auf diese unsere Bemerkungen Rücksicht zu nehmen, und eine Literatur der gesamten Steuermannskunst vom Jahre 1801 an, so weit er dieselbe besorgen kann, aus allen europäischen Sprachen anzuhängen, wobey eine kurze kritische Anzeige dieser Schriften, eine erwünschte Erscheinung seyn würde. B — s.

OFFENBACH, b. Brode: *Anleitung zur Arithmetik für Anfänger*, entworfen von *Joseph Ignaz Hoffmann*. 1804. in 8.

Dieses Lehrbuch gehört zu den guten, durch welche den bloßen leidigen Formelbüchern der Raum immer mehr beschränkt wird. Der Zweck des Vfs. war, Gründlichkeit mit Falschheit zu verbinden; und die einzelnen Lehren so darzustellen, daß keine dieser Eigenschaften der anderen einigen Abbruch thun möchte. Sehen wir aufs Ganze, so müssen wir gestehen, daß er seine Absicht erreicht hat, so weit sich diese in der Manier, worin er arbeitete, erreichen ließe. Er schrieb nur für die ersten Anfänger; vielleicht glaubte er, daß die ersten Gründe der Buchstabenrechnung ihre Fassungskraft übersteige, oder daß man nicht im Stande sey, dieselbe mit einer für die Anfänger erforderlichen Falschheit vorzutragen, worin wir denn nicht mit ihm übereinstimmen könnten. Er sah sich daher genöthiget, manches, was sonst allgemein kurz und dennoch völlig deutlich kann dargestellt werden, durch ein ausführliches *Raisonnement* vorzutragen, und durch eine Reihe von Schlüssen zu beweisen, was sich durch eine einfache Construction vielleicht leichter hätte zeigen lassen.

In der Einleitung, worin die mathematische Methode und die bey Mathematikern verschiedenen Benennungen von Sätzen kurz und ziemlich deutlich erklärt werden, fiel uns vorzüglich auf, daß der Vf. Grundsätze solche Sätze nennt, welche aus den in der mathematischen Methode voranzuschickenden Erklärungen dergestalt hergeleitet werden, daß man ihre Wahrheit sieht, sobald man nur ihren Sinn versteht. Nach ihm also sind Grundsätze bloße unmittelbare Folgerungen aus vorhergegangenen Erklärungen, und der geometrische Satz, daß zwey gerade Linien sich nur in einem Punkte schneiden können, würde also kein Grundsatz seyn, denn aus welcher Erklärung würde sich dieser wohl unmittelbar herleiten lassen? Ist es aber ein Grundsatz, so paßt jene Erklärung nicht; und man wird die Sätze in §§. 9, 13, 16, 30, 33, u. f. w., welche unter jenem Namen aufgeführt werden, nicht dafür gelten lassen können. Die eigentlichen arithmetischen Grundsätze sind dafür beynahe alle übergegangen. Wir führen dies deswegen an, weil selbst in einer populären Darstellung einer Wissenschaft die ersten Begriffe auf das genaueste müssen bestimmt werden, eben deswegen, weil Bestimmtheit der Begriffe einen jeden Vortrag gerade am falslichsten macht, und die Einsicht des Folgenden erleichtert. Die erste Abtheilung handelt von Zahlen überhaupt. Eine Zahl wird erklärt durch eine Menge von Einheiten. Genauer würde man eine Zahl

durch eine bestimmte Menge von Einheiten erklären, indem der Begriff von einer Zahl, einer Allheit, aus der Verbindung der Begriffe von Einheit und Vielheit entsteht. Im §. 13 wird gesagt: *Der Begriff der Einheit ist kein bestimmter unveränderlicher Begriff, denn die Einheit kann bald grösser bald kleiner angenommen werden.* Dies soll doch nichts weiter heissen, als: das, was man sich als eine Einheit, als Eines, als ein Ding, denkt, kann sehr verschieden seyn; aber ist deswegen der Begriff der Einheit unbestimmt und veränderlich? Das, was man sich als Einheit denken will, ist, wenigstens für die theoretische Arithmetik, sehr gleichgültig. Ferner §. 25: *Bey der Addition wird eine Zahl durch mehrere ungleiche vermehrt.* Warum denn nicht auch durch mehrere gleiche? Doch wohl desswegen nicht, weil man sich, wenn lauter gleiche Zahlen zu addiren sind, eines abgekürzten Verfahrens, Multiplication genannt, zu bedienen pflegt? Hier kam es ja nur auf den allgemeinen Begriff der Addition an. Genauer würden sich §. 46, II die möglichen Fälle so ausführen lassen: 1) bloß Einer; 2) bloß Zehner; 3) Einer und Zehner; gesetzt nämlich, daß man auf Hunderte nicht Rücksicht nimmt. §. 49, II hätten die möglichen Fälle gleich wieder angegeben werden müssen. Die über einander stehenden Ziffern sind entweder 1) gleich, oder 2) ungleich. Der letzte Fall enthält wieder zwey andere, 1) die Ziffer des Subtrahendus ist kleiner als die über ihr stehende Ziffer des Minuendus, oder 2) größer. Statt *Minuendus* und *Subtrahendus* sagt der Vf. *kleinere* und *größere Zahl*, was wir wenigstens nicht deutlicher finden können. Das sogenannte *aus den Borgen* wird gar nicht erklärt, wie doch hätte geschehen müssen. Auch ist in III die Anmerkung ausgelassen, daß die Ziffer, bey welcher gehört ist, um eine Einheit kleiner werden muß. Es versteht sich dieses zwar von selbst, aber wenn man alles auslassen wollte, was sich von selbst versteht, so könnte man wenigstens auf erste Anfänger keine Rücksicht nehmen. Ubrigens sind die Regeln der Addition und Subtraction sehr gut entwickelt und deutlich vorgetragen; wir wünschten dieses von den Regeln der Multiplication auch sagen zu können. Vor der Aufgabe des 56 §. hätte der Satz vorangeschickt werden müssen, daß, eine Ziffer mit einer Einheit von einer höheren Ordnung multipliciren, eben so viel ist, als die Ziffer mit einer Ziffer von derselben Ordnung, von welcher die Einheit ist, erheben. Daraus würde dann leicht folgen, wie man sich bey der Multiplication einer Ziffer von einer höheren Ordnung mit einer Einheit von einer höheren Ordnung, und überhaupt einer jeden Ziffer mit einer Ziffer von einer höheren Ordnung zu verhalten habe. Nun erst kann die Aufgabe folgen: Eine Zahl, welche aus mehreren Ziffern besteht, mit einer anderen, welche ebenfalls mehr Ziffern enthält, zu multipliciren. Die Aufgabe des 57 §. also ist nicht an ihrem gehörigen Orte, und eben so wenig der Zusatz §. 58. Bey der Division möchte die im 52 §. vorgeschlagene Multiplication des Divisors mit allen Ziffern von 1—9 etwas zu weitläufig seyn. Hat man nicht andere Mittel, sogleich im Kopf zu übersehen, wievielmahl der Divisor in dem über ihm stehenden Theil des Dividendus, als Zahl betrachtet, enthalten seyn könne? Die dritte Abtheilung handelt von benannten Zahlen. Hier fiel uns §. 69 der Satz auf: *Der*

*Werth einer Zahl hängt nicht allein von der Menge ihrer Einheiten, sondern zugleich auch von der Größe und dem Werthe der Einheiten selbst ab.* Spricht man von dem arithmetischen Werthe einer Zahl, so ist der Satz wohl nicht ganz bestimmt ausgedrückt. Eine Zahl ist eine bestimmte Menge von Einheiten, und drückt entweder eine wirkliche Menge von separaten Dingen, oder eine Größe, ein Ganzes dadurch aus, daß sie das Ganze durch einen von diesem eingenommenen Theil bestimmt, und die Menge dieser Theile angiebt, welche das Ganze enthält. In beiden Fällen gehört die Bestimmung der Einheit (die Benennung der Zahl) nicht in die reine Arithmetik, und in die angewandte nur in so fern, als man entweder von verschiedenen Einheiten die eine als eine höhere oder niedere Einheit von den übrigen ansehen kann, oder, wenn das nicht der Fall ist, nur um die Bemerkung machen, oder vielmehr wiederholen zu können, die sich auch von selbst versteht, daß sich nur Zahlen von gleichbestimmten Einheiten (gleichnamige Zahlen) zu einander zählen oder von einander abzählen lassen. Die Benennung der Einheit hat also auf die Zahl, als Zahl, gar keinen Einfluß, der Werth der Zahl zwölf bleibt immer derselbe, ich mag mir zwölf Elephanten oder zwölf Mücken denken, es sind immer zwölf Stück, nicht mehr und nicht weniger. Die Benennung der Einheit ändert nur so viel in diesem Fall, daß diese Zahlen, deren Werth gleich ist, weil beide eine gleichnamige Zahlen sind, weil sich ihre Einheiten auf ganz verschiedene Dinge beziehen. Wenn man aber 12 Gulden und 12 Kreuzer denkt, so ändert sich der Werth der Zahlen nur in so fern, als ich mir die Einheit von diesen als eine niedere von jenen denke, von welchen sechzig in jener enthalten sind. §. 76—78 hätte müssen bemerkt werden, daß der Multiplicator wie eine benannte Zahl seyn kann, und daß, wenn der Divisor eine benannte Zahl ist, der Quotient eine unbenannte Zahl seyn müsse, und so umgekehrt.

Die Entwicklung und Bestimmung der Regeln mit gebrochenen Zahlen zu rechnen, die dem Anfänger gewöhnlich auch bey einer vernünftigen Lehrmethode schwer vorzukommen, bey einer unvernünftigen auf immer ein Räthsel zu bleiben pflegt, ist, wie uns dünkt, dem Vf. vorzüglich geglückt. Wenn er §. 112 von dem Satze ausgegangen wäre, daß man, um mehrere Brüche auf einerley Nenner zu bringen, nur eine Zahl zu suchen habe, worin alle Nenner der gegebenen Brüche aufgehen, welche Zahl in allen Fällen das Product aus allen Nennern ist: so würde er nicht vergessen haben, zu erwähnen, daß man oft kleinere Zahlen finden kann, welche dieselbe Eigenschaft haben; auch hätte er leicht das in Rechenbüchern einmal eingeführte Verfahren erläutern können.

Im fünften Abschnitt, worin der Vf. von den Vergleichungen der Zahlen handelt, treffen wir eben die Deutlichkeit und Vollständigkeit an, die wir im vorhergehenden Abschnitt rühmend mußten. Nach vorgeschickter Bachstabenrechnung freylich hätte sich vieles kürzer und eben so leicht voll vortragen lassen. Eine Reihe von Schlüssen, die, wenn sie Überzeugung hervorbringen soll, nicht nur einzeln verstanden, sondern auch vollständig und im Ganzen über-

sehen werden muß, gesetzt auch, daß alles aufs klarste aus schon vorhererklärten Grundsätzen und Begriffen hergeleitet, und mit gehöriger Bestimmtheit und Deutlichkeit vorgetragen ist, kann doch einem Anfänger, der erst zum regelmäßigen Denken gewöhnt werden muß, viele Schwierigkeit machen. Man muß bedenken, daß es manche Menschen in ihrem ganzen Leben nicht so weit bringen, vier Schlüsse im Zusammenhange zu übersehen; und man kann nicht genug einschärfen, daß selbst Kürze des Vortrags, wenn ihm nur die Bestimmtheit nicht mangelt, sehr viel zur Deutlichkeit beiträgt, um endlich den alten Postillenglauben, der in manchen Volksschriften, worin man wissenschaftliche Gegenstände popularisirt, noch sein Wesen treibt, zu entfernen; nämlich, daß eine Sache um so deutlicher werde, je mehr man darüber schwatze. Es ist wohl nicht ganz richtig, was der Vf. §. 180 sagt, daß alle drey bekannten Glieder in einer Proportion nur als bloße Zahlen betrachtet werden. Diefes findet nur bey den zwey Gliedern des gegebenen Verhältnisses Statt, woraus der Verhältnißexponent construirt wird, der natürlich nur eine bloße Zahl seyn kann. Mit dem Verhältnißexponenten aber wird das gegebene dritte Glied der Proportion, welches eine benannte Zahl ist, multiplicirt, natürlich muß das Product auch eine benannte Zahl seyn. §. 191 wird bey der Lehre von den zusammengesetzten Proportionen (wann wird man einmal die sinnlose Rechenmeister-Nomenclatur, *regula de tri*, *regula de quinque*, *regula multiplex*, verbannen!) folgender Satz als Grundsatz aufgeführt: In der zusammengesetzten Regeldetri ist die Anzahl der gegebenen Dinge immer ungerade. Dieser Satz ist nun nicht allein kein Grundsatz, sondern ein höchst müßiger Satz, der immer hätte wegbleiben können, wenn die Erklärung dieser Regel so gefaßt worden wäre: die Anweisung, ein Verhältniß, wovon ein Glied gegeben und das andere gesucht wird, nach mehreren gegebenen Verhältnissen zu bestimmen.

Der Vortrag der Vermischungsrechnung (*regula alligationis*) möchte nicht nur dem Lehrling im Rechnen, welcher sich dieses Buches ohne Anweisung bedienen wollte, sondern selbst einem Lehrer, der die gegebenen Vorschriften zu erläutern hat, Schwierigkeiten machen, die aber nicht eigentlich auf Rechnung des Vfs. zu schreiben sind, sondern durch die hier gewählte Art der Behandlung dieses Gegenstandes beynahe unvermeidlich gemacht werden. Die ganze Rechnung gründet sich auf die Lehre von den Gleichungen; ist diese nicht vorgetragen, und man will doch die Regeln für die gewöhnlichsten Fälle angeben: so ist dies wohl nicht anders möglich, als daß man die Resultate, welche man aus den Gleichungen erhält, durch Worte ausdrückt, und also bloße Vorschriften ertheilt, die an sich ganz verständlich seyn können, deren Grund man aber nicht so leicht zu übersehen im Stande ist. Hat man aber nur ein paar Seiten jener Lehre gewidmet, so sind solche Vorschriften ganz entbehrlich, welche sich auf die Vermischung von zwey Materien beziehen. Die Vermischung mehrerer Materien nach gegebenen Bedingun-

gen gehört zur unbestimmten Analytik. Es wäre daher immer besser gewesen, wenn der Raum, welchen diese Vorschriften einnehmen, den ersten Gründen der Buchstabenrechnung und der Lehre von den Gleichungen wäre gewidmet worden, die jedem, selbst auch einem künftigen Landmann und Handwerker, wo nicht unentbehrlich, doch von großem Nutzen seyn können. Beide Aufgaben (§. 214—216) können durch eine allgemeine Gleichung weit kürzer aufgelöst werden. Wenn ein Theil der Materie A und ein gleicher Theil der Materie B, a und c kosten, wie viel muß man von A und B nehmen, um die Mischung m zu erhalten, deren Preis b seyn soll? Setzt man nun x von A und y von B, so hat man die zwey Gleichungen  $xa + yc = mb$ , und  $x + y = m$ ; und hieraus  $x = \frac{m(c-b)}{c-a}$ ; und  $y = \frac{m(b-a)}{c-a}$ . In der ersten Aufgabe soll b die mittlere arithmetische Proportionalgröße zwischen a und c seyn; man hat also  $b = \frac{a+c}{2}$ . Diefes substituirt giebt für x und y den

$$\text{Werth} = \frac{m}{2}.$$

Die Kettenregel, für das gemeine Leben, besonders für Kaufleute, die sich fast beständig mit Vergleichen von Münzen, Massen und Gewichten beschäftigen müssen, so außerst wichtig, ist ganz unverhältnißmäßig kurz abgefertigt, und selbst das Gesagte reicht bey weitem noch nicht hin, sich einen richtigen Begriff davon zu machen, vielweniger darnach Aufgaben ansetzen und ausrechnen zu können. In Büchern, wie dieses, welche für Anfänger geschrieben sind, muß durchaus alles so abgehandelt werden, daß der junge Leser im Stande ist, dasselbe ohne Anweisung nicht allein zu verstehen, sondern auch gehörig anzuwenden. Den Raum dazu muß eine zweckmäßige Auswahl der Materien geben, wo es ja einem frey steht, sich auf das unentbehrlichste einzuschränken. Die Lehre hingegen von der Ausziehung der Quadratwurzel, welche die letzte Abtheilung ausmacht, nimmt 43 Seiten ein. Zweckmäßiger, dünkt uns, hätte der Vf. entweder diese Materie ganz weglassen, oder nicht ohne einen vorangefickten Begriff von Buchstabenrechnung und Decimalbrüchen, welche er auch jetzt nicht einmal ganz entbehren konnte, vortragen sollen, indem das, was davon hin und wieder zur Erläuterung eingestreut ist, mehr dazu beytragen muß, das Verständniß zu erschweren als zu erleichtern. Vielleicht hat er aber dabey schon Rücksicht auf einen zweyten Theil genommen, welcher die Anfangsgründe der Geometrie enthalten soll. Ubrigens, was vorzüglich von einem Schriftsteller, der für Anfänger schreibt, erfordert wird, Deutlichkeit im Vortrage, besitzt der Vf. gewiss, und junge Leute werden sein Buch nicht ohne Nutzen lesen. Nur wünschen wir, daß er sich, vorzüglich im folgenden Theile, mit den ersten Begriffen und Grundsätzen genau bekannt machen möge, ohne welche wohl jemand viele mathematische Kenntnisse haben, aber durchaus kein Lehrer in dieser Wissenschaft seyn kann.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 APRIL, 1808.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Über das Wahre, Gute und Schöne; drey Dialogen des Plato. Theaetetos. Philebos. Hippias d. gr.* Insbesondere für junge Theologen nach einem berichtigten Texte übersetzt, und mit Einleitungen, nebst erläuternden Anmerkungen, welche besonders die Sachen betreffen, versehen von *Friedr. Hülfemann*, Dr. der Philos. u. Director der Stadtschule zu Osterode am Harz. I Theil. *Theaetetos und Philebos.* II Theil. *Hippias d. gr. und Commentar über alle drey Dialogen*, nebst Register. 1807. XXVIII und 640 S. 8.

Der deutsche Schriftsteller soll deutsch zu schreiben wissen, der Übersetzer aus dem Griechischen soll Griechisch verstehen, der Erklärer eines Philosophen soll sich selber klar seyn. Hr. *Hülfemann* hat platonische Dialogen sowohl verdeutscht als erläutert, ohne von diesen mäßigen Forderungen Eine zu erfüllen.

In der Vorrede lehrt er, daß Philosophiren jedem selbstdenkenden Gelehrten eine wichtige Pflicht seyn müsse; daß man junge Studierende auf Gymnasien und Universitäten nicht früh genug aufmerksam machen könne auf diesen Prüfstein des Wahren, worauf ihre künftige Nutzbarkeit beruhe; daß man dazu, Methode und Stoff zum Selbstdenken gebildeten Jünglingen zu geben, am sichersten großen Theils durch das Studium der Philosophen des classischen Alterthums gelange. Darauf erzählt er Einiges von der Erziehung des Plato, die eine ästhetische gewesen sey von der Art, die der geistreiche *Schiller* in einer Reihe Briefen im Jahrgang 1795 der Zeitschrift: *die Horen*, schildert; nur daß damals die physische und propädeutische Erziehung etwas lange gedauert, sinntemal Plato erst in seinem 28 Jahre ernstlich angefangen Philosophie zu studiren. Der edle Sokrates habe die bemerkten guten Anlagen seines enthusiastischen Zuhörers durch den Ehrtrieb belebt u. s. w. Einiges sodann von des Plato Eifersucht und Verachtung gegen die übrigen Anhänger des Sokrates; warum besonders der gelehrte Xenophon gegen sein Genie nicht habe aufkommen können. Den Plato habe Xenokrates und Aschines gehört: mit Aristipp habe kein Einklang freundschaftlicher Gesinnung Statt gefunden. Nach Megara sey Plato geflohn, weil er sich in der Hauptstadt nicht sicher geglaubt. Daß er gereiset ist, und dazu Geld gehabt hat, wird in kostbarer Wendung offenbart: „Sollte ein so vor-

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

nehmer, und geistvoller junger Mann nicht auch auf Reisen seine Wissbegierde und Menschenkenntniß genährt haben? Die Alten lassen uns auch hierüber nicht in Zweifel. Es fehlte dem Plato nicht an bedeutendem Vermögen; davon wandte er einen Theil zu einer Reise nach Ägypten —, nachher nach Sicilien und Italien an, wo damals pythagoräische *Weisheit blüheten*, und eleatische *Philosophie galt*. Glücklicher Erdstrich! (eine Note, wie besonnen, mitten im Pathos! verweist auf *Cic. Academ. 4, 42* der magdeburger, d. h. der *Hülfemann'schen* Ausgabe, in gr. 8) „wo einst Orpheus, Solon und Pythagoras lebten!“ (Orpheus und Solon in Sicilien und Italien lebend?) Nachher sey Plato als Lehrer aufgetreten: wie viel er da gewirkt, lehre Aristoteles, und seines Ruhmes sey das ganze Alterthum voll.

So viel soll über den Plato als *Menschen überhaupt und als erzogenen Mann* im Voraus bemerkt seyn: Folgendes wird über seine Philosophie und Methode bemerkt. Jeder platonische Discurs lehre den ihn studirenden Jüngling Selbstdenken und Philosophiren; diesen Vortheil erschwere aber die Schreibart und die dialogische Form, *ferner* die aphoristische Art des Discurirens u. s. w. Cicero scheine gute Winke zu geben, wie die seinem dialogisirenden Meister eigenthümlichen Ideen aufzufassen seyen: allein es frage sich, wie verstand selbst Cicero den Plato? Dieß erhelte nur einigermaßen aus — den Fragmenten der Übersetzung des Timäus und anderer Dialogen. Das sicherste bleibe wohl dieß, bey jedem einzelnen Begriff die Merkmale *aufzufinden*, unter welchen Plato diesen Begriff dachte, bey jedem Satze den logischen Grund desselben *zu suchen*, sodann die Verbindung der Sätze *zu zeigen*. So habe der systematische Denker Stoff zu untersuchen, was und wieviel Plato vom Gebiet der Philosophie gewußt habe. Über das Verhältniß ferner der sokratischen Methode in den platonischen Dialogen zu unserer heutigen Katechetik ergiebt sich dieses. Methode sey ein gewisser sicherer Gang des Denkens, der seinen Grund in der gesunden Vernunft habe, und in dessen Aneignung die Kunst des lehrenden Vortrags bestehe. Einen solchen lehrenden Vortrag zeige *schon* Homer, Hiob, Xenophon, insbesondere aber Plato, von dem hier zunächst die Rede sey: Beyspiele davon fanden sich auch in den Tragikern der Griechen und in dem Aristophanes. Auf diesem Wege sehe man die Seele gleichsam ganz allein in ihrer Werkstätte sich äußern: und dieß zu sehen sey sehr unterhaltend und nützlich. Mit dem lucianischen Discurs,

welcher auch Ironie zur Salbung der Rede branche, Stimme der sokratische *darin* überein, daß beide kurze, unter verschiedenen Personen gehaltene, Reden aus dem gemeinen Leben darstellen; aber dem Lucian komme es dabey mehr auf das sogenannte attische Salz an, als auf die liebevolle, unschuldige *Belehrung des Sokrates* bey Plato oder Xenophon. Auch lasse Plato *den Sokrates* ein jedes Gespräch einzeln, als ein Ganzes für sich halten, da hingegen Homer und die dramatischen Dichter es bloß zur Hebung des Vortrags einweben. Kurz, man habe nach der mühsamen Lesung dieser Stücke sehr viel gewonnen, die Methode. Was nun von dieser den Katecheten ins Gewissen geschoben wird, wie sie voll warmen Gefühls für Wahrheit und Tugend ihren Unterricht beginnen sollen u. dgl. m., das mag der solches Rathes Bedürftige in dem Buche selbst nachlesen. — Schliesslich meldet Hr. H., daß er alles gesammelt habe, was zu einer künftigen kritischen Ausgabe seines Originals beytragen könne; daß er aus dieser Arbeit in mehreren Wintern, 1801 bis 1804, reichlichen Nutzen gezogen habe; daß er den Herren Theologen gelegentlich einige Musterreden, zur Bildung des Kanzelvortrags, übersetzt aus Demosthenes, Cicero, Bourdaloue und Blair, und kurz erläutert, mittheilen wolle; und daß die Herren Kritiker und Philologen finden werden, er habe seinen griechischen Text sorgfältig studiret, habe sich genau an denselben gehalten, und habe alles gesammelt, was auch gelehrten Lesern dieser Dialogen nützlich seyn könne. Was Rec. gefunden, hat er im Eingang dieser Anzeige ausgesprochen. Die Belege nimmt er, bloß der Humanität zu gefallen, die Hr. H. anempfiehlt, nicht aus den grösseren Dialogen, die schwer und ernst scheinen mögen, sondern aus dem kleineren, der so leicht wie ergötzlich ist.

Mit böser Vorbedeutung droht die Überschrift: *Der grössere Hippias*; denn der Titel des Gesprächs hat sich verdreht in den Namen des Sophisten. Also observirt der Übersetzer S. 604: „der grössere Hippias war ein, im platonischen Zeitalter wegen seines anmassenden Tones und hohen Honorars, das er nahm, sehr bekannter Sophist, gebürtig aus Elis, und in der Folge (?) Gesandter seiner Mitbürger an die Athenienser.“ Darauf folgen einige Verse von der Allmacht der Liebe, aus dem Guarini, zunächst aber vermuthlich aus einer Ausgabe des Symposiums, wohin sie eher passen. Der Übersetzer nimmt es mit dem Passen nicht genau: wie hätte er auch sonst alle die Sprüchlein in gebundener und ungebundener Rede zusammen gebracht, mit denen er jedes Titelblatt zwiefach, jeden Schmutztitel einfach, ferner jeden Eingang und Ausgang, ja selbst das Register, beschönplästert?

Von solcher Aegide wird eine historische Einleitung gedeckt, die, laut Vorrede S. XX, einen fortlaufenden Commentar ersetzt. Historisch, geschichtlich, scheint sie darum zu heissen, weil nun einmal nichts in der Welt aus der Geschichte heraus kann,

oder auch, nach einer bekannten Figur, weil sie grossen Theils geschichtswidrig ist. Sie hebt dergestalt an: „In diesem Dialogen beginnt“ [als ob er nicht auch vollendete] „Sokrates mit dem Sophisten Hippias einen philosophischen Discurs“ [in dem Dialogen einen Discurs!] „über den Begriff des Wesens der Schönheit. Er wählt *dazu* die Manier, daß er nichts behauptet, sondern Satz für Satz den Sophisten widerlegt, und ihn dann über seine Unwissenheit und derbe Anmassung Vorwürfe macht“ [nicht in unserm Text]. „Es ist die Gewohnheit des Sokrates, mit genauer Bestimmung der Begriffe die Sophisten zu bekämpfen“ [entlehnt aus *Tiedemann*]. „In dieser Hinsicht“ [in welcher?] „läßt der feine Satyriker Sokrates seinen herben Spott über die leere Anmasslichkeit“ [s. oben] „aus, mit welcher u. s. w. Sokrates macht ihm zuvörderst darauf aufmerkksam, daß er nicht einmal in Lacedämon gewesen“ [in dem gemeinen Texte sagt Hippias auf der ersten Seite: *πλεῖστα καὶ περὶ πλείστων εἰς τὴν Λακεδαιμόνα ἐπρέσβευσα*] „und man seine Weisheit dort gar nicht verlange“ [*χαίρουσιν ἀκούοντες ἐμοῦ καὶ ἐπαίνουαί*], „weil“ [lies *ungeachtet*] „die Lacedämonier selbst“ [lies *sonst*] „sehr viel Sorgfalt auf die Bildung ihrer Söhne zu wenden pflegten. Ferner nützt er *den Umstand*, wo Hippias seine gepriesene Schrift“ [*πάγκαλος λόγος*] „über die Erziehung ihm anrühmt, demselben die Erklärung abzufragen, worin denn eigentlich das Wesen der Schönheit bestehe, durch dessen Eigenschaft der Charakter des Schönen bestimmt werde, und worin eigentlich die Natur des Schönen liege?“ [Kann man unbeholdener und verworrener tautologiren?] „Denn, fuhr Sokrates fort“ [wie überraschend der lebendige Übergang aus der Gegenwart in die Vergangenheit!] „ich bin neulich über diesen Begriff von einem Wortstreiter“ [*οὐδὲν ἄλλο φροντίζων ἢ τὸ ἀληθές*?] „heftig angelassen worden. Ich will dir das, was ich damals hörte, wiederholen, damit Hippias Gelegenheit habe“ [*damit du Gelegenheit habest*], hätte ein gewöhnlicher Schriftsteller gesagt: der Übersetzer, hineingewachsen in die Sprache seines Autors, scheint, unwillkürlich und unbewusst, in jene *enallage personae* gerathen zu seyn, die so manchmal die Ausleger geplagt hat, z. B. zu Anfang des Symposiums] u. s. w. „Hippias antwortet endlich: Die Schönheit an sich bestehe in einem Schönen Mädchen“ [mit Nichten; auch müßte er ja rasen; sondern, was hoffentlich wahr ist, *καρτέος καλὴ καλόν*]. — Und in solchem Ton und Geiste wird fortgeleitet, bis der philosophische Discurs selbst dermaßen einfällt:

„Hippias, du trefflicher und weiser Mann, wie verlierst du dich nach langer Zeit einmal wieder hinab zu uns nach Athen?“ Ominos, wie die Überschrift. Dann endlich *trefflich* ist nicht nur müßig neben *weise*, sondern auch widrig modern für *καλός*, und wird nicht besser durch die Behauptung S. 605, daß, an die körperliche Schönheit hier zu denken, für einen grossen Gelehrten, wofür Hippias (s. Pau-

sanias S. 443) gegolten, eben kein feines Compliment wäre. Wenn man sich doch bescheiden wollte, die Weise der Alten einfältiglich zu lernen, statt sie vorwitzig zu meistern! Die Note von Heindorf, aus der das Citat genommen ist, besagt nicht, weshalb sie angeführt wird. Ferner *Mann* und *einmal* wieder sind willkührliche und unnütze Zusätze; wie ist aus einer Verwechslung des *ὡς* mit *πῶς* entstanden; *hinab* grammatischer Fehler für *herab*; *sich verlieren* nichts weniger als entsprechend für *καταίρω*.

Nicht abgewandt wird das Omen, wenn gleich nachher *ὅταν τι δέχται διαπράξασθαι πρὸς τινα τῶν πόλεων* übersetzt wird: „so oft sie einen Sachwalter gegen eine benachbarte Stadt braucht;“ und *αἰρουμένην πρεσβευτήν* „zum Geschäftsträger, Legaten wählen;“ und, mit offener Verkenntung des Sinnes, *τῶν λόγων οἱ ἂν παρὰ τῶν πόλεων ἐκάστων λέγωνται* „in Absicht der Verhandlung (sic), welche mit sämtlichen fremden Städten im Werke sind.“ *Εἰς ἄλλας πόλεις ἐπρέσβευσα* heist nicht „ich bin in fremde Städte als Gesandter abgegangen.“ Bey *πλείστα δὲ καὶ περὶ πλείστων καὶ μεγίστων* „am öftersten im Betreff sehr wichtiger Angelegenheiten“ war die schöne Beziehung unter den gleichklingenden Wörtern wiederzugeben. *Διὸ δὲ, ὃ καὶ σὺ ἐρωτᾷς, οὐ θαμίζω εἰς τοῦδε τοῦ τόπου* hat sich so breiten und zieren müssen: „daher kommt es auch, wie du zu sagen beliebst, daß ich faumselig bin, in die hiesige Gegend zu reisen.“ Unverständlich ist, was unmittelbar folgt: „Das ist gerade, mein Hippias, was in Wahrheit den weisen Mann ausmacht.“ Denn wer nicht das Griechische zur Hand hat, wird dieses das nur auf die Saumseligkeit oder auf die Reise beziehen können, und in keiner von beiden Beziehungen Sinn finden: daß gemeint sey *τοιοῦτον μέντοι ἐστὶ τὸ τῇ ἀληθείᾳ σφόν ἀνδρᾶ εἶναι*, erräth er gewiss am letzten. Und doch sind die Worte so klar und von Heindorf so sorgfältig umschrieben, daß unmöglich scheinen könnte, sie mißzuverstehen. Der Zusammenhang ist natürlich mit dem Sinne verloren gegangen; daher wird fortgefahren: „Denn du bist eines Theils in deinen Privatlectionen im Stande, neben dem hohen Honorar, das du dir von jungen Leuten geben lässest, sie gleichwohl noch weit kostbarere Dinge zu lehren, als das hohe Lehrgeld werth ist, was du nimmst. Zweytens vermagst du in Staatsangelegenheiten deine Vaterstadt kräftig mit Wohlthaten zu unterstützen, ganz den Pflichten des Biedermannes gemäß, der nicht bloß Gleichgültigkeit gegen sich scheut, sondern auch bey den Meisten in guten Ruf zu kommen strebt.“ Zehn Zeilen für fünf, aber welche für welche! wie schwer einestheils — zweytens, was noch dazu sich nicht einmal entpricht, gegen das leichte καὶ — καὶ, ganz den Pflichten gemäß gegen ὡς περὶ χρόν: wie schief in deinen Privatlectionen für ἰδία, nicht zu erwähnen, daß die Privatlectionen zum Gegensatze nicht Staatsangelegenheiten, sondern bekanntermassen ein Publicum verlangen: wie ungeschickt jenes *neben*, wodurch das Honorar unter die Gegenstände des Unter-

richts eingerückt wird. Honorar und Lehrgeld ist vermuthlich ein Begriff: wozu zwey Wörter? Gleichwohl, weit, kräftig unnütze Einschießel. Hohes Lehrgeld, das kostbare Dinge werth ist, schmeckt wenigstens nach Tautologie. Mit Wohlthaten unterstützen kann man etwa Hausarme. μέλλειν μὴ καταφρονήσασθαι liefs sich kaum gefuchter geben als „Gleichgültigkeit gegen sich scheuen.“ Daß endlich der Biedermann, der in Ruf zu kommen strebt, neuem und schlechten Gepräges sey, bedarf kaum einer Erinnerung.

Unconstruirbar scheint diese bald folgende Periode: „Was anders, mein lieber (ὦ) Sokrates, als ihr Unvermögen, und ihre Beschränktheit, die sie fühlten, nicht Fähigkeiten genug zu beiden Geschäften, dem Privatunterrichte und öffentlichen Staatsarbeiten, vorstehen zu können, zu besitzen?“ Wobey noch merkwürdig ist, daß der Übers. auch einen Privat-Staat zu kennen scheint: δημόσια sind ihm fast immer öffentliche Staatsgeschäfte, öffentliche Staatsarbeiten, öffentliche Staatsaufträge.

Auf jene Frage antwortet Sokrates, oder vielmehr, mit tüchtigem Sprunge über alle stark und schraff gezogenen Fäden des Zusammenhangs, der Übers.: „Aber, beyin Zeus, (ἀπ' οὐν) es haben ja (ὡς περ —) alle anderen Wissenschaften allmählich sich vervollkommenet, so daß z. B. die heutigen Kunstarbeiten die früheren Zeiten weit hinter sich lassen, so daß die Alten gegen die Neueren Stümper (Φαῦλοι) sind. Sollte man nicht annehmen dürfen (οὕτως —), daß in eben diesem Grade auch eure Sophistik, Kunst zu disputiren, an Vollkommenheit zugenommen habe, und daß die Alten in dieser, chikanisirenden, Kunst gegen euch Stümper waren?“ Eine Probe zugleich von des Übers. Neigung und Geschick zum Nachhelfen und Ausmalen. So ist ihm τοῦνομα der berühmte Name, Γοργίας der glorreiche Gorgias, ἐν τῷ δήμῳ ἔδοξεν ἀρίστα εἰπεῖν man hielt ihn für den fähigsten Volksredner wegen seines herrlichen Vortrags, ἀκούειν Περικλέους halten, peroriren, hören, θαυμάζειν τε καὶ ἐκτεπλήχθαι seine große Verwunderung und Staunen nicht bergen können, σπικρόν που τοῦτ' ἂν εἴη μάθημα ὡν αὐτῶν πολλῶν ἐπιστάσαι diese deutliche Entwicklung ist nur ein kleiner Lichtstrahl aus den Schätzen der Weisheit, die du so im Menge besitzest, χαλεπὰ τὰ καλὰ das Schöne zu begreifen, deutlich sich vorzustellen, ist schwer. Gleichen Gehaltes sind die Angaben der Gemüthsbewegungen, als: Hippias (nachgiebig), Sokrates (ironisch bitter), Hippias (unwillig über seinen beleidigten Ehrgeiz).

Doch sowohl diese überverdienstlichen Werke als jene Abweichungen von der platonischen und überhaupt von der guten Form, möchten dem nur um Deutlichkeit Bemühten allenfalls nachgesehen werden, wenn diese Deutlichkeit selbst erreicht wäre, oder auch nur die erste Bedingung derselben, grammatisches Verständniß. Daran aber wird zweifeln, wer folgende Übersetzungen erwägt, die alle in der ersten Hälfte des Dialogen zu finden sind. ἰδία ἐν-

δείξεις ποιούμενος, Prunkreden, die er in Privatlectionen machen liefs; ἄλλοτε δημοσίᾳ ἀφίκετο hat oft auswärts öffentliche Staatsgeschäfte abgemacht; καὶ ἐτι πρότερος τούτων Πρωταγόρας, in dieser Erwerbskunst hatte Protagoras die genannten Beiden noch weit übertroffen; οὐδὲν γὰρ οἶσα, ὦ Σώκρατες, τῶν καλῶν περὶ τοῦτο, das will noch nichts sagen, mein Sokrates, was du da rühmliches von diesen Sophisten - Geschicklichkeiten sagest; Πρωταγόρου αὐτόθι ἐπιδημοῦντας, wo Protagoras sich niedergelassen hatte; ἐκ χωρίου Ἰνυκοῦ aus einer Gegend Inykos; σχεδόν τι οἶμαι ἐμὲ πλείω χρήματα εἰρᾶσθαι ἢ ἄλλους σύνδου οὐστίνας βούλει τῶν σοφιστῶν, ich getraue mir zu behaupten, das ich mir weit mehr Geld erworben habe, als die beiden Sophisten, die du in dieser Hinsicht rühmtest; τῶν προτέρων περὶ Ἀναξαγόραν πολλὴ ἀμαθία λέγεται, die alten Weisen vor dem Anaxagoras waren äusserst unwissend in der Philosophie; τοῦτο μὲν οὖν μοι δοκεῖς καλὸν τεκμήριον ἀποφαίνειν περὶ σοφίας τῶν νῦν πρὸς τοὺς πρότερος, καὶ πολλοῖς συνδοκεῖ, ὅτι τὸν σοφὸν αὐτὸν αὐτῷ μάλιστα δεῖ σοφὸν εἶναι, du scheinst mir hierdurch einen trefflichen Beweis deutlich vor Augen gelegt zu haben, wie sehr die Neueren vor den Alten den Vorzug verdienen. Dazu kommt noch, das ein Philosoph recht weise auf seinen Vortheil bedacht seyn wisse, und davon ist der Zweck, sich viel Geld zu erwerben. Σ. πῶς φης; ἀλλ' ἐλάχιστον; Ἰ. οὐδὲν μὲν οὖν τὸ παράπαν πώποτε. S. wie kannst du so etwas sagen? doch wohl nicht das wenigste? H. Nun freylich; zuweilen gar nichts. Σ. ἀλλὰ τοὺς μὲν Ἰνυκινῶν υἱεῖς οἶός τ' ἦσα ἀμείνους ποιῆσαι, τοὺς δὲ Σπαρτιατῶν ἡδυνάτεας. Ἰ. πολλοῦ γε ὤσω. S. Vermochtest du denn etwa die Söhne der Inyker besser zu erziehen als die der Spartaner? und war dir dieß bey Letzteren durchaus nicht möglich? H. Es wollte gar nicht gelingen. Ὅπου τοῦτο σκουδάζοιτο, wo es keine Kunst treibt; πότερον οὖν τοὺς νέους οὐχ οἶός τ' ἦσα πείθειν, ὡς σοὶ συνόντες πλέον ἂν εἰς ἀρετὴν ἐκιδίδαιεν, konntest du denn die jungen Leute auf keine Weise bewegen, lieber zu dir in Unterricht zur Menschenveredlung zu gehen, als zu ihren Verwandten, Mitbürgern? (Anderwärts ist ἀρετὴ Menschenwürde; εἰς ἀρετὴν βελτίους ποιῆσαι heisst da: durch Hinleitung zur Menschenwürde veredeln; ὁ δυνάμενος παραδιδόναι τὰ πλείστον ἄξια μαθήματα εἰς ἀρετὴν, ein Mann, welcher die schätzenswerthen Vorschriften zur Erlangung der Menschenwürde zu geben versteht; οὐ δὲ ταυτὴν παραδιδόναι κάλλιστ' ἐπιστάσαι, du bist nun vor allen anderen der Mann dazu, sie, die Menschenveredlung, am besten Jemanden beybringen zu können.) Ἀλλὰ μὴν εὐνομός γ' ἢ Λακεδαιμῶν, das läßt sich von Lacedaemon's guten Gesetzen erwarten; εἰδὼς κελύεις, weil du es sagst; Λακεδαιμονίοις οὐ πάτριον ὁρῶς πράττειν, ἀλλ' ἐξαμαρτάνειν, ist nicht Landesgebrauch bey den Lacedaemoniern brav zu handeln, sondern vielmehr Fehler sich zu Schulden kommen zu lassen? χαίρουσι γοῦν ἀκούοντες ἐμοῦ καὶ ἱπαινοῦσι, so aber hören sie mich mit vielem Beyfalle wenigstens an, und Lob

ist alles, was sie mir geben; ἀλλὰ μὴν που οἱ γ' εἰδότες τὸ ὠφελιμώτερον τοῦ ἀνωφελεστέρου νομιμώτερον ἡγοῦνται τῇ ἀληθείᾳ πᾶσιν ἀνθρώποις, mußt du nicht zugeben, das die Sachkundigen, welche aus Gründen des Pflichtgebots das Nützliche vom Unnützen zu unterscheiden wissen, es nach Gründen der Wahrheit für Jedermann so darstellen? περὶ τε γραμμάτων δυνάμειος καὶ συλλαβῶν καὶ ἀρμονιῶν καὶ ρυθμῶν, über Buchstaben- und Sylben-Abtheilung, so wie über das Wesen des Rhythmus und der Harmonie durch Declamation. (Sehr passend schließt sich an: „Ey, lieber Freund, was sind denn das für Harmonieen und Buchstabeneintheilungen?“ nur leider unpasend für περὶ ποίων, ὦ γὰρ, ἀρμονιῶν καὶ γραμμάτων;). Περὶ τῶν κατοικίσεων ὡς τὸ ἀρχαῖον ἐκτίσθησαν αἱ πόλεις, sie mögen gern vernehmen, wie Wohnsitze eingeführt wurden, wie man auf den Gedanken kam, keine (sic) Städte zu bauen; ἂν τις τοὺς ἀρχοντας τοὺς ἡμετέρους καταλέγῃ, aus deinem Munde die Staatsmänner Athens sich namentlich vorsezen zu lassen; καὶ ναὶ μὰ Δία, ὦ Σώκρατες, περὶ γ' ἐπιτηδεύματων καλῶν καὶ ἀναγχοῦ αὐτόθι εὐδοκίμησα διεξιὼν ἃ χρὴ τὸν νέον ἐπιτηδεύειν, der Himmel weiß, wie's zugeht, Sokrates! neulich erst bin ich daselbst, in Lacedaemon, wegen meines Vortrages über elegante Literatur, wie sie ein junger Lacedaemonier treiben müsse, mit ihrem Beyfall beehrt worden. (Der böse Ficinus mit seinen pulchris studiis! Um diese schönen Studien befragt gleich nachher Neoptolemus den Nestor; dann wird eine Rede über die Bildung zur schönen Literaturkenntniß erwähnt.) Ὅποια καλὰ warum diese Dinge schön sind; ἡπίλουν ὅποτε ὑμῶν τῶν σοφῶν τῷ ἐντύχοιμι, ἀκούσας καὶ μαθὼν καὶ ἐκμελετήσας εἶναι πάλιν ἐπὶ τὸν ἐρωτήσαντα, ich faßte den drohenden Entschluß: Sobald ich einen von euch Weisen von Profession anträfe, ich mit Begierde ihn fragen und mich belehren lassen wolle, nachdem ich mich vorher darauf vorbereitet hätte; sodann wolle ich zu jenem mit der Frage zurückkehren. Ἀτὰρ μὴ τι κωλύω μιμούμενος ἐγὼ ἐκεῖνον, εἰδὼς σου ἀποκρινομένου ἀντιλαμβάνωμαι τῶν λόγων ἵνα ὅτι μάλιστα με ἐκμελετήσῃς; σχεδὸν γὰρ τι ἐμπειρός εἰμι τῶν ἀντιλήψεων, würde es dich wohl incommodiren, wenn ich mich jetzt in seine Stelle setzte, und dir, zu meiner eigenen Übung, die Antworten abfragte? Ich entsinne mich noch ziemlich der Einwurfsätze. Ἐθός γὰρ τι τοῦτ' ἔχει, die Einkleidung der Frage wäre vermuthlich folgende gewesen; ὦ ξένε Ἥλειε, Fremdling aus Elea; ἐξ ἧσας, sechs Choä; Σ. (σοφία οἱ σοφοὶ σοφοὶ καὶ τῷ ἀγαθῷ τὰ γὰρ ἀγαθὰ. Ἰ. πῶς δ' οὐ;) Σ. οὐσί γε τίσι τοῦτοις. οὐ γὰρ ὅη που μὴ οὐσί γε; Ἰ. οὐσί μόντοι. S. Sie sind das, was sie sind, durch sich selbst, nicht aber, wenn sie nichts wirkliches wären. H. Freylich ein wirkliches. Δικαιοσύνη δίκαιοι εἰσιν οἱ δίκαιοι, die Gerechten sind durch ihre Gerechtigkeit das, was sie zu Gerechten macht; ἀρ' οὖν οὐ καὶ τὰ καλὰ πάντα τῷ καλῷ ἐστὶ καλὰ; ist nicht ferner ebenfalls das Schöne im Ganzen durch das, was es ist, schön, weil es schön ist? (Der Beschlus folgt.).

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 APRIL 1808.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Über das Wahre, Gute und Schöne; drey Dialogen des Plato.* Von Fr. Hülfemann u. s. w.

(Befchluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Hauptfrage wird also festgestellt: „S. Er würde fragen: Fremdling, worinne besteht denn das, was man schön nennt? H. Will denn diese Frage etwas anders sagen als soviel: was ist schön? S. Offenbar nichts weiter! Der Sinn ist: Worinne besteht *seinem* Wesen nach die Schönheit? H. Diese Frage ist ja mit jener einerley. S. Sol einerley? H. Ich finde keinen Unterschied. S. Du erkennst deine eigene bessere Einsicht. Besinne dich nur, mein Theurer! seine Frage betrifft ja den Gesichtspunct: nicht, — was ist das Schöne? sondern worinne besteht das Wesen der Schönheit?“ Hier ist nun wahrhaft unmöglich die Bewunderung zurückzuhalten: denn in die Augen fällt der Vorzug der Übersetzung vor der Urschrift. Während in dieser die Verworrenheit des Sophisten fast unbegreiflich bleibt, ist sie in jener auf das fattsamste begründet, in der Verworrenheit nämlich des Sokrates: es geschieht, was jenem Posthorn nachgerühmt wurde,

Geistreich, wie es hinein schallet, so schallt es heraus. — *παρθένος καλή καλόν*, es besteht das Wesen der Schönheit in nichts anderem, als in dem, was an reizenden Mädchen gefällt; *ὡς γλυκὺς εἰ, ὦ Σώκρατες*, du erlaubst mir einen feinen Scherz, o Sokrates! (es folgt die Zusammenkellung mit einer Stute). *Καλὸν μὲν καὶ τοῦτο αἰεὶς ἔστιν*, *ἀλλὰ τὸ ὅλον τοῦτο οὐκ ἔστιν ἄξιον κρίνειν ὡς ἂν καλὸν πρὸς ἵππον τε καὶ παρθένον καὶ τὰλλα πάντα τὰ καλὰ*, diese Vase (*χούτρα*) ist auch schön: aber dieser ganze Begriff, angewendet auf ein Mädchen und ein Mutterpferd und auf alle schöne Dinge, kann nicht für das Wesen der Schönheit gelten; *ἀνθρώπων ὁ σοφώτατος πρὸς θεὸν πίθηκος φανείται*, der weiseste Mensch ist in Gottes Augen ein Affe; *τί μάλιστα εὐ μετρίως*, *ποτέραν πρόειπεν ταῖν τοῦναίω τῷ ἐννεῖ*, dafs sich beide Bührkellen zum Erbsenbrey schicken; *σοὶ μὲν οὐκ ἂν πρόειποι τοιούτοις ὀνόμασι νακίμπλασαι*, *οὕτω καλῶς ἀπερχόμενον*, es möchte dich nicht gut kleiden, dich mit solchen Namen anzufüllen, dich einen so schön gekleideten Mann; *ταύτη τῇ ἀποκρίσει*, *ἢ ἂν φῶ τὸ καλὸν χρυσὸν εἶναι*, *οὐδὲν μοι ἀναφανήσεται κάλλιον ὃν χρυσοῦς ἢ ξύλον σκύνογ*, durch diese Antwort, nach welcher ich behauptete, das Schöne

bestehe im Golde, wird offenbar das Gold mir den Werth um keinen Grad schöner machen als Feigenholz; *φάναι ἐμὲ μηδ' ὅτι οὖν ἐπαίειν*, ich werde ihm gestehen, dafs ich ihm nichts mehr gut heißen könne; *λίθος καὶ οὗτος μυλίας*, ein Marmorblock oder ein Mühlstein; *μὰ τὸν κύνα*, ich wollte, dafs dich der Hund Anubis holte.

Vielfach ist in dem Dialogen von dem Schicklichen die Rede! wäre doch davon recht viel der Übersetzung zu Gute gekommen! Aber *οἱ τετελευτηκότες* sind die Verewigten, *τοῖς νέοις συνείναι* sich mit jungen Leuten abgeben, *ληρεῖν* dummes Zeug schwätzen, *διθυραμβον ἄσαι* einen Galimathias vorplaudern, *ἡδέως μυθολογῆσαι* ein amüsantes Hiftörchen erzählen, *πολλὰ εἰδώς* Polyhistor, *πάγκαλος λόγος* eine sehr geschmackvolle Rede, *σεμνὸν πρᾶγμα* eine sehr respectable Sache, *ἀργύριον ἀπὸ σοφίας ἐργάζεσθαι* durch Weisheitskrämerey sich Geld zusammenscharren, *οὐ γὰρ πάτριον τοῖς Λακεδαιμονίοις κινεῖν τοὺς νόμους* freylich widerstreitet es den vaterländischen Statuten der Lacedämonier, die Gesetze derselben aufser Kurs zu bringen. So auch *ὦ ἐταῖρε* mein Theurer, *ἄγαμαι σου* ich bin dir dankbarst verpflichtet, *ἀλλ' ὅπως παρέσει* ich wünschte aber auch die Ehre zu haben, dich dabey gegenwärtig zu sehen, *ταῦτα περὶ μέγα* du glaubst mir dies weifs machen zu können, *εὐχέστατος ἔστιν ὁ ἀνθρώπος* er ist ein erbärmlicher Tropf, der Kerl, *ὡς τετυφωμένος* du blinder Tölpel, *οὕτως εὐχέσις ἦσαν* so einfältige Tröpfe waren die guten Alten, *καὶ ἐγὼ διὰ τὴν ἐμὴν φαυλότητα ἠπόρουν* da gerieth ich Stümper ins Stecken, *εὐ γὰρ νῆ τὴν Ἥραν λέγεις* Potz tausend! das wäre, so wahr Herkules lebt, eine herrliche Sache, *βάλλ' ἐς κόρακας* vor den Kukuk!

Gleich auffallend ist die Unbestimmtheit der Übersetzung, die vornehmlich daraus entsteht, dafs sie gerade diejenigen Begriffe, um welche die Rede am häufigsten sich dreht, nur schwankend und theilweise bezeichnet. Statt das griechische Wort in dem ganzen Umfang seiner Bedeutungen aufzufassen, und ein für allemal mit dem Einen deutschen wiederzugeben, das am genauesten entspräche (Erschöpfung ist nicht zu verlangen, so lange das Griechische griechisch ist und das Deutsche deutsch): statt dessen verliert sie sich in eine Menge von Synonymen, die den blofs deutschen Leser verführen müssen, Vielheit zu vermuthen, wo im Original Einheit herrscht. Wenn z. B. Sokrates, eben durch scharfe Bestimmung des Gesetzmässigen (*νόμιμον*) zeigt, dafs die Lacedämonier durch zu große Gesetzmässigkeit in Gesetzswi-

nen Grammatik und ihrer weiteren Ausführung im Lesebuche, um dieses auch bey dem Gebrauche der kleinen Grammatik noch benutzen zu können, und ein Register der im Lesebuche vorkommenden Wörter und Sachen. Die Zahl der Druckfehler ist unbedeutend, und nur selten hat Rec. einen nicht angezeigten Druckfehler bemerkt. Auch an der Aechtheit des gewählten Lateins ist, bey aller seiner Leichtigkeit, nur selten etwas auszusetzen; und mit den in der Vorrede geäußerten Grundsätzen des Vfs. ist Rec. vollkommen einverstanden. Dahin gehört vorzüglich seine Äußerung über das Auswendiglernen der Vocabeln, welches der Vf. nur dann verwirft, wenn man dem Gedächtnisse etwas zu behalten zumuthet, was entweder unverständlich oder von keinem wesentlichen Nutzen für die Zukunft

ist. Rec. erinnert nur noch, daß das Auswendiglernen der Vocabeln in bloß alphabetischer Ordnung für die Kinder nicht nur sehr ermüdend und abschreckend ist, sondern auch leicht zu Verwechslungen ähnlicher Begriffe und zu Mißverständnissen führen kann, welche in der Folge schwer wieder auszuräumen sind. Er stimmt daher der Meinung derjenigen bey, welche die Vocabeln in ihrem sächlichen Zusammenhange und in der natürlichen Verbindung ihrer Bedeutungen wollen auswendig gelernt wissen, und empfiehlt in dieser Rücksicht die *Sammlung lateinischer Wörter und Redensarten zur leichten und zweckmäßigen Erlernung eingerichtet, mit Hinsicht auf Bröder's lateinische Lectionen für Anfänger*, welche zu Frankfurt a. M. bey Varrentrapp und Wenner erschienen ist. F — G.

## K L E I N E S C H R I F T E N.

**STAATSWISSENSCHAFTEN.** Göttingen, b. Dieterich: *Über die Vereinigung aller Provincial-Schulden des Königreichs Westphalen in Eine allgemeine Reichs-Schuld.* 1808. 64 S. 8. Der Gegenstand dieser gehaltreichen Schrift macht die Untersuchung der juristisch-politischen Frage aus: ob es rechtlich und rathsam sey, alle vor der Vereinigung der Provinzen, welche gegenwärtig das Königreich Westphalen bilden, gemachten Staats- oder Landes-Schulden in eine allgemeine Reichs-Schuld zu verwandeln oder nicht? Die Frage wird, wie sich erwarten ließ, verneinend beantwortet. Der Vf. bemüht sich zuerst, die Motive zu entwickeln, welche der Zusammenschmelzung das Wort reden; diese sind hauptsächlich folgende: 1) um Einheit zu bewirken; 2) alle Unterthanen bey respectiven gleichen Zahlungskräften zu erhalten; 3) der Schwierigkeit in Erhebung besonderer Steuern zu Etablierung eines speciellen Zinsen- und Kapital-Abtragungsfonds für jede Provinz zu begegnen. — Alle diese Motive werden vom Vf. mit Gründlichkeit widerlegt und theils als nicht erheblich, theils nicht von dem Gewichte dargestellt, um eine Härte zu rechtfertigen, welche dem gemeinsten Menschen-Verstand in die Augen springt, da es immer ein allgemein anerkannter Grundsatz bleibt, daß Niemand der Regel nach gehalten seyn kann, das Andere Schulden zu bezahlen. Auch scheint der dritte Artikel des ersten Titels der Constitutions-Urkunde des Königreichs Westphalen, wo es heißt: „die besagten Ländern auferlegten außerordentlichen Kriegssteuern sollen abgetragen, oder es soll für ihre Abzahlung vor dem 1 Dec. 1807 Sicherheit gegeben werden,“ einer solchen Vereinigung entgegenzustehen. Denn nach diesem Artikel sollen gar keine rückständigen Kriegs-Contributionen existiren, dieselben sollen entweder abgetragen seyn, oder die Schuldner sollen Sicherheit gestellt, d. h. sich verbindlich gemacht haben, die Rückstände ihrem Gläubiger, dem französischen Kaiser, nach und nach zu entrichten. — Hiezu kommt noch, daß selbst nach dem Codex Napoleon, Gesetze keine rückwirkende Kraft haben, also ein noch zu gebendes Gesetz die Verbindlichkeit nicht bestimmen kann, daß ein Hesse und Braunschweiger preussische oder hannöversische Schulden bezahlen solle, vorzüglich wenn sich abgethane Kriegssteuern darunter befinden.

Würden aber auch die Schulden aller übrigen Provinzen zusammen geschmolzen, so müßten doch die ehemaligen hessischen Länder von einer solchen Vereinigung billig ausgenommen werden. Denn durch einen von den Bevollmächtigten des französischen Kaisers, dem General-Gouverneur und Intendanten von Hessen, mit dem engeren Ausschusse der ehemaligen hessischen Landstände am 16 Junius 1807 eingegangenen feyerlichen Vertrag sind diese Länder über die richtige Zahlung der ihnen auferlegten und durch ein theils freywilliges, theils gezwungenes Anlehn herbeygeschafften Kriegs-Contribution nicht nur förmlich quittirt worden, sondern es sind ihnen auch zur jährlichen Zinsenzahlung und successiven Amortisation der Schulden die sogenannten Petri- und Martini-Steuern, welche zur Abtragung der Landes-Schulden bestimmt waren, in besser Form Rechtens abgetreten worden. Dieser Vertrag sichert voll-

kommen die hessischen Provincial-Schulden davor, in eine allgemeine Reichs-Schuldenmasse gezogen zu werden, weil keiner ein kaiserliches Wort drehen oder deuten wird.

Rec., der sich über die Wahl der Mittel zur Deckung außerordentlicher Kriegssteuern bereits an einem anderen Orte ausführlich geäußert hat, stimmt mit den vom Vf. entwickelten Ideen vollkommen überein, und ist um so mehr überzeugt, daß der Plan, die Schulden sämmtlicher Provinzen in eine allgemeine Reichs-Schuld zu verwandeln, von der westphälischen Regierung verworfen werden wird, da derselbe weder in Frankreich, dessen Verfassung der westphälischen in den meisten Stücken zum Vorbild dient, noch in Holland ausgeführt worden ist. Übrigens hätten wir gewünscht, daß der Vf., der sich überall in dieser Schrift als ein denkender, vorurtheilsfreier und patriotisch-gefinnter Mann zeigt, manche darin kaum berührte wichtige Materien, wie z. B. die Aufhebung des Lehn-nexus, Bestimmung eines Lehncanons, Vereinzelung der Domänen u. s. w. umständlicher aus einander gesetzt hätte. Denn von der Weisheit des jetzigen westphälischen Ministeriums und Staatsraths läßt sich mit Grund erwarten, daß bey der Organisation des jungen Königreichs dergleichen von vorurtheils-freien Denkern und Sachkennern gegebene Winke nicht werden unbenutzt gelassen werden. M — d.

**ERBAUUNGSSCHRIFTEN.** 1) *Glogau*, in Commission in d. n. Günterschen Buchh.: *Sammlung geistlicher Lieder und Gebete zum gemeinsamen Gottesdienst für Landschulen.* I Heft. Lieder mit Melodien. 1803. 99 S. 8. Text und 10 Blauer Noten in gr. Fol. (18 Gr.)

2) *Osnabrück*, b. Blothe: *Kleines Gesangbuch zum Gebrauch in Land- und Bürgerschulen.* Gesammelt und herausgegeben von C. Busch, Pred. zu Dinker bey Söft. Zweyte verm. u. verb. Auflage. 1803. XXX u. 146 S. 8. (3 Gr.)

Beide Vfs. theilen das Lob der guten Absicht; aber nur No. 2 kann auch auf das bedeutendere der guten Ausführung Anspruch machen. Dagegen ist es wohl kaum möglich, eine schlechtere Auswahl zu treffen, als es in No. 1 geschehen ist. Man höre! S. 82:

Komm, lobet ohne End'  
Das hochheilige Sacrament,  
Welches Jesus eingesetzet  
Ups zum Testament.

„Wenn der Schullehrer, heist es S. 2. die Kinder zugleich mit dem Sinne und Inhalt der Lieder bekannt macht, um so mehr Erbauung.“ Aber, — setzt Rec. hinzu — ein schwarzes Stück Arbeit für den Schullehrer! Desto leichter wird es ihm bey den größtentheils vorreflichen Liedern No. 3 werden. Die hinzugefügten Schalgelbete geben dieser neuen Auflage einen bedeutenden Vorzug. Daß die Lieder in gespaltenen Columnen gedruckt wurden, ist des ersparten Raumes wegen zu loben; allein daß die nicht abgesetzten Strophen in den Anfangsworten mit großen Buchstaben gedruckt sind, gereicht den Kindern häufig zum orthographischen Anstoß.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 20 A P R I L, 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) ST. PETERSBURG u. MITAU, im Verlage der Herausgeber: *Ruthenia*, oder: Dritter Jahrgang der St. Petersburgschen Monatschrift. Herausgegeben von F. E. Schröder und F. B. Albers. 1807. Drey Bände, zusammen 1008 S. 8. (10 Rubel Banco - Aff.)
- 2) MITAU, b. Steffenhagen und Sohn: *Wöchentliche Unterhaltungen für Liebhaber deutscher Lectüre in Russland*. Drey Jahrgänge in sechs Bänden. — J. 1805, 884 S. — J. 1806, 844 S. J. 1807, 852 S. 8. (Jeder Jahrgang 12 Gulden Albert.).

Wären zwey unsterbliche Völker, die durch geistige Uebermacht ewig über die Nachwelt gebieten, die Griechen und die Deutschen, in keinem Punkte zu vergleichen, in dem Einflusse wenigstens, den beide auf die Cultur des europäischen Ostens gehabt haben, ist die Vergleichung zulässig. Selbst die Mittel sind nicht verschieden, durch welche die Griechen sehr früh die scythischen, später die slavischen, Bewohner des grossen Landes, die Deutschen bloß die letzteren, bearbeitet haben: zuerst merkantilsche, dann moralisch-intellectuelle. Hoch in das Binnenland erstreckten sich die wohlthätigen Folgen der Handelsberührungen, in welche die europäischen Scythen mit den griechischen Kolonien am Pontus gekommen waren; glückliche Vorrichtungen zum moralischen Anbau des heutigen südlichen Russlands. Nie sind die Spuren griechischer Cultur in dieser Gegend völlig verwischt worden; schöne Reste fand noch Dio Chrysostomus zu Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Der Verkehr mit Constantinopel unterhielt Empfänglichkeit für die Anfänge moralischer Ausbildung, die vom neuen Griechenland aus die Russen beglückten. Was diesem grossen Volke zwey Mal im Süden die Griechen, das wurden ihm zwey Mal im Norden die Deutschen. Tief in das Binnenland erstreckten sich die merkantilschen Wirkungen der Hanfa; durch den belebenden Frühling des Handels, durch die Niederlassung vieler Deutschen im baltischen Russland, wurden viel schlummernde Kräfte geweckt, Landwirthschaft, kleiner Verkehr, ermuntert. Die Verbreitung der Wissenschaften durch deutsche Gelehrte neuerer Zeit ist das Seitenstück zu der Einführung des Christenthums durch griechische Geistliche. Rühmlich, verdienstvoll, jeder Aufmunterung werth, ist die Ver-

S. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

einigung thätiger, hellsehender Männer, um den Geist der Wissenschaften rege zu erhalten, seine veredelnde Herrschaft unter der befreundeten Nation weiter auszudehnen. Beide angezeigte periodische Schriften, Vereinigungspuncte solcher Männer, verdienen Auszeichnung in der neuesten Geschichte der Literatur. Viel schöne Beweise von Aufklärung, Gelehrsamkeit, Kunstsinne; viel Streben nach Weiterem. Historische, geographische, wissenschaftlich-politische, humanistische, philosophische, physikalische, patriotische Aufsätze, wechseln mit lieblichen Spielen der Phantasie in poetischer und prosaischer Form. Der Theater-Kritiken scheinen uns zu viel vorzukommen; in No. I arten sie aus in widerliche Zänkereyen. Freyer Geist, gesunde Lebensphilosophie, ist den meisten Verfassern eigen. Was bey der Redaction periodischer Blätter schwer ist, Würde, Unparteilichkeit, humanen Ton, zu erhalten, ist den Herausgebern grösstentheils gelungen. Unter den Mitarbeitern des ersteren Werkes ist ein krankhaft-verletzbarer Mann, *Broffe*, der in erzwungen-burleskem, eines Gelehrten unwürdigem, Tone, Bemerkungen über eine Recension seines *Anakreon* in unserer A. L. Z. (1806, No. 181) einrückt. (Wir kennen den Vf. dieser Recension nicht, brauchen ihn nicht zu vertreten, bemerken dabey nur folgendes. Verhöhnung ist keine Rechtfertigung. Fehlgriffe sind dem Rec. nicht nachgewiesen. Wenn derselbe den Ausdruck gebraucht: „Tropfen Lebensbalsam, von *Anakreon* in den Kelch unserer Bekümmernisse gemischt,“ so hat der Anti-Kritiker Unrecht, so bitter darüber zu spotten: „neu und genialisch ist die Bemerkung unseres Kranken, den Lebensbalsam, den man nur auf äusserliche Schwächen als Salbe streicht, zum inneren Gebrauch anwenden zu wollen.“ Es ist homerisch. Ambrosia war inneres und äusseres Stärkungsmittel; als letzteres, als Balsam oder Salbe, kömmt sie vor: Jl. XVI, 670. 680. Odyss. XVIII, 191. 192. Sie konnte *getränkelt* werden: Jl. XIX, 38. 39. Odyss. IX, 359. Aus Wein, mit eingerührtem Mehl, ward ein stärkender, dem Balsam ähnlicher, dicker Trank bereitet: Jl. XI, 630. — Wund-Balsam ist nicht der einzige.) Noch nicht abgekühlt, macht der beleidigte Schriftsteller ein Epigramm auf seinen Recensenten, worin er ihn als Trunkenen vorstellt, in den wöchentlichen Unterhaltungen Bd. V. S. 48. Weniger unwürdig, doch ebenfalls zu leidenschaftlich, ist in der letzteren Zeitschrift die Vertheidigung eines andern Geistlichen, *Elverfeld*, gegen eine, darin abgedruckte, Recension seiner, in Jena erschienenen, In-

engural-Differtation. — Wir geben von beiden periodischen Schriften die vorzüglichsten Mit-Arbeiter an, und zeichnen einige Aufsätze aus.

1) In der *Ruthenia*. Historiker: *Richter*, *Schröder*, v. *Kotzebue*, v. *Baczko*, *Thieme*, *Hennig*. Reisebeschreiber, Topographen: v. *Schlippenbach*, v. *Reimers*. Politiker: v. *Baczko*. Humanist: *Trinius*. Sprachforscher: *Hennig*. Philosophen: *Purgold*, *Thieme*. Profaische Erzähler: *Albers*, *Wiedeburg*. Dichter: *Purgold*, v. *Schlippenbach*, *Broffe*, *Trinius*, *Thieme*, *Froehn*. — Unter den Ideen zu einer Geschichte der außerchristlichen Religionen, von *Richter*, sind mehrere gut. Das Meiste ist aus Reisebeschreibungen und ethnographischen Werken zusammengestellt. Bey der braminischen Religion verweilt der Vf. am längsten. *Schröder* giebt ein Bruchstück aus der Einleitung seiner noch ungedruckten Geschichte des Zaars *Alexei Michailowitsch*: Befreyung *Moskwa's* und ganz Rußlands von der polnischen Herrschaft 1612. Der Vortrag ist ungezwungen, männlich; es quält den Erzähler nicht der unselige Drang nach pikanter Darstellung. Unsere Sprache ist sehr geeignet zum bündigen Vortrage, zu Appositionen und Participialconstructionen. Wie oft aber vergreifen sich selbst gute logische Köpfe! „Aus niederem Stande entsprossen, ein Fleischer seines Gewerbes, erhob ein hoher Heldenmuth und echter Patriotismus ihn über seine Brüder (I, 208); sich ihrer eigenen Schwäche bewußt, bleibt ihnen keine andere Wahl u. s. w. (214).“ — Ebenfalls natürlich und gefällig ist von *Kotzebue* die Geschichte der berühmten *Virtualienbrüder* erzählt, ein Fragment aus dessen noch ungedruckter Geschichte von Preußen. Der Gebrauch des geheimen Archivs zu Königsberg hat den Vf. in den Stand gesetzt, Irrthümer zu berichtigen. — Noch ein historisches Fragment von *Hennig*, aus dessen ungedruckter kritischer Geschichte des lettischen Nordens: *Odin* und *Waldewut*, eine Parallele. Der ostgothisch-alandische Heerführer *Odin* zog sich mit seinem Gefolge, bey der allgemeinen Völkerbewegung seit dem Übergange der Hunnen über die Wolga, durch Rußland und Preußen hinab, bis an das baltische Meer, und längs an dessen südlichen Ufern westwärts durch Pommern, Mecklenburg, Holstein, Jütland. Der Zug ward über Seeland fortgesetzt bis nach Schweden. Vergleicht man die Nachrichten der preussischen und polnischen Chronisten über den preussischen *Weidewut* mit diesen, aus zuverlässigen Quellen geschöpften, Angaben über *Odin*, so überrascht die Ähnlichkeit beider Heerführer so sehr, daß man Identität annehmen muß, wenigstens gleiches Schicksal von beiden, und Gleichzeitigkeit. Die Ausführung ist gründlich, mit historischer und Sprachen-Kenntniß; sie erregt Erwartungen von dem Ganzen. Die Identität der Personen ist aus der Übereinstimmung fast aller Umstände nicht zu folgern, die, der Namen, ist einleuchtend. Der Vf. würde sich die Deduction erleichtern, wenn er *Odin*, *Wodan*, *Waid-Wut*, *Gwodan*, *Godan*, nicht durch *Reich*, dann *Gott*, auch

*Priester*, überfetzte, und *Wodan* (*Gwodan*) nicht aus *Odin*, sondern dieses aus jenem entstehen liesse. (Die Endung *in* ist schwedisch; der Anfangsbuchstabe *W* ist unterdrückt, wie in *Ord*, aus *Wert*, *Ulf* und *Olaf*, aus *Wolf*.) Gezeigt zu haben, daß beide Volksführer um dieselbe Zeit, auf gleiche Veranlassung, in den Norden gekommen seyn müssen, ist das Verdienst des Vfs. Die einfache Vorstellung ist wohl diese. *Odin* (verderbt *Waid-Wut*) ist eine Collectivenennung, heißt: der Gothe (wie *Cadmus*, d. i. der Morgenländer). Mehr Würde und Ernst im Eingange wäre zu wünschen. — Derselbe Historiker und Sprachforscher vertheidigt die Existenz der *Klimmerier*, *Skythen* und *Kelten*, gegen *Voss*, in dessen gelehrter Abhandlung über die alte Erdkunde (vor dem zweyten B. unserer A. L. Z. v. J. 1804) diese Namen für bloße Appellativen erklärt werden. Es hat wohl mit diesen Völkern dieselbe Bewandniß wie mit den Türken im Mittelalter, den Tataren in der neueren Völkerkunde: eine besondere Völkerschaft liegt zum Grunde, manche andere sind aus Unkunde dazu gerechnet worden. — Der *Schröder'sche* Aufsatz über den Ursprung der bewaffneten Neutralität ist gut geschrieben und lehrreich. — Der würdige *Baczko* will beweisen, daß Englands Fabrikwesen, Handel, Schifffahrt, durch den Ruin Deutschlands und Preußens in Hinsicht auf Landwirtschaft und Kunstfleiß sehr gewinnen müsse. Der Verfall der Schäfereyen ist zu stark geschildert; die Tuchfabrication hat, wegen vermehrten Absatzes, in verschiedenen Gegenden Deutschlands zugenommen. Der Zustand dürfte wohl nicht eintreten, daß jedermann nach England zu zahlen hat, wenige von da zu empfangen haben (H. 149). Wenn unter uns Production und Fabrication so zerrüttet sind, wie können *Activa* entstehen, um *Passiva* in England zu decken? — Der ungenannte Vf. des patriotischen Aufsatzes über die Bildung der Letten in Kurland, ist ein aufgeklärter, wohlwollender Mann. Sein herzliches Wort, da es mit Mäßigung ausgesprochen ist, wird nicht vergeblich seyn. — Der Freyherr von *Schlippenbach* giebt Fragmente aus einer noch ungedruckten Beschreibung kurländischer Gegenden und Städte. Topographisch-statistisches Gerippe? Nein. Der Aufsatz, durch die zwey ersten Bände fortlaufend, gehört zu den anziehendsten. Das ist ein trefflicher Mann. Da ist genialisches Auffassen der Gegenstände, Kraft und Gewandheit der Sprache, edles Gefühl, überraschender Witz. Dürften wir doch unter vielen schönen Stellen einige abschreiben, die, vom Kirchspielsprediger zu Erwahlten, von dem Denkmal zu Salsinacken, einem Dienstmädchen von der adlichen Herrschaft errichtet, die Anrede an die Mächtigen der Erde (I. 85)! *Lorenz Sterne* ist uns oft eingefallen. Einzig unangenehm waren uns die zänkischen Bauerweiber am See, und die göttliche Grobheit (I. 292, 293). — *Albers* ist ein gewandter Erzähler, dem Chevalier *Boufflers* zu vergleichen. — Wir dürfen nicht fragen, wie zwey Briefe über *Palm's* letzte Stunden hieher kommen. Der erste ist

von dem Unglücklichen eine halbe Stunde vor seinem Ende an seine Gattin geschrieben; der zweyte an dieselbe von *Thomas Pöschl*, Stadtpfarrprovisor in Braunau. Welch gefühlvoller, edler Mann ist dieser Geistliche!

II. In den *Wöchentlichen Unterhaltungen* u. s. w. ist es, dem Titel und Inhalte nach, Hauptabsicht des Herausg. (kaiserl. Hofraths und Raths im Kameralhofe in Mitau, eines im dortigen Publicum sehr hochgeachteten, verdienstvollen Mannes), den Deutschen im baltischen Russland theils eine lehrreiche, angenehme Unterhaltung zu gewähren, theils die Bekanntheit mit den neuesten einheimischen Schriften zu erleichtern. Daher die große Mannichfaltigkeit der Aufsätze, und die vielen Kritiken über kleinere und grössere, in Russland erscheinende, Werke. Schon wegen des letzteren Umstandes verdient die Sammlung in Deutschland bekannt und verbreitet zu werden. Die Recensionen sind freymüthig, und größtentheils gehaltvoll und human. Ausser denselben sind stehende Rubriken: vermischte grössere Abhandlungen, kleinere Miscellen, edle Handlungen, Theater und Musik, Gedichte, Anekdoten. Wir freueten uns, den geistvollen *Schlittenbach* wieder zu finden. Auch hier theilt er Bruchstücke mit aus Beschreibungen kurländischer Gegenden. *Lichtenbergs* Geist lebt in der Schilderung einer, mit Goldmünzen behangenen, Judenfrau, III. 381, in den Betrachtungen über das Niesen der Alten, V. 201 ff.; mit hohem Interesse haben wir die Schilderung des Ärndtefestes zu Groß-Bersen gelesen, IV. 237 ff. Als Dichter (in *Hölty's*, *Matthiſon's* Manier) ist er nicht so ausgezeichnet. Der poetischen Beyträge sind viele; ausser dem genannten Dichter liefern die meisten: *Trinius*, *Liebau*, *Maczewski*, *Elverfeld*, *Frankfurter*, *Broſſe*, *Becker*. Von *Tiedge* schönbeschriebene Briefe aus Italien. Eines Ungenannten Gemälde von Baldorn, einem stark besuchten Bade zwischen Riga und Mitau, ist unterhaltend. Unter den Anekdoten kommen einige sehr bekannte vor, z. B. von *Voltaire*, *Holbein*, *Garvik*; unter den Miscellen einige müßige, ohne Salz, z. B. I. 220 ff. Eine sonderbare Todesanzeige ist aus der Königsberger Zeitung abgedruckt, deren Anfang dieser ist: „Zum Throne des Höchsten in jener Centralwelt, 30mal höher denn unsere Sonne, wohin Vollendete mit bloßer Lichtschnelle in 4 Stunden sich erheben, entfloß der Geist meiner einzigen, neunzehnjährigen Tochter Johanna Wessel u. s. w.“ VI. 431. Lehrreich ist *Giese's* Abhandlung über die Fortschritte in der Kenntniß der Naturprodukte Russlands, und *Beitler's* historische Uebersicht der Vorstellungen über die Kometen. *Maczewski* und *Elverfeld* führen lebhaft philosophische Debatten, doch mit Anstand; jener vertheidiget das *Kant'sche*, dieser das *Schelling'sche* System. Lesenswerthe historische Abhandlungen von *Cruse*, *Hennig*, einigen anderen. *Hennig's* etymologische Bemerkungen über die Namen der Wochentage im Deutschen, V. 157, scheinen uns nicht treffend. Dins-Tag z. B. wird abgeleitet von

*Dins* oder *Thins*, dem Mars der alten Teutonen. Es ist aber das, aus dem Niederdeutschen in das Hochdeutsche übergegangene *Tins-Tag*, d. i. *Zinstag*. In der letzteren Gestalt kommt das Wort in mehreren oberdeutschen Urkunden aus dem vierzehnten Jahrhundert vor, z. B. in einer vom J. 1363 bey *Neugart. cod. dipl. Alemann.* II. 464, in einer andern vom J. 1368 in *Luckens* Rappoltsteinischer Chronik, und daraus bey *Wencker*, von Ausbürgern, S. 179. N. N.

RUDOLSTADT, b. Klüger: *Geschichte der durch Mathieu Lovat zu Venedig im Jahr 1805 an sich selbst vollzogenen Kreuzigung*, bekannt gemacht von D. *Cesar Ruggieri*, Professor der chirurgischen Klinik zu Venedig. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. *Jul. Heinr. Gottl. Schlegel*, Stadt- und Amts-Physikus u. s. w. zu Ilmenau. Mit Kupf. 1807. 32 S. 8.

Dafs der Wahnsinn einen Menschen dahin bringen könne, sich selbst an ein Kreuz zu heften, und dafs dieses ohne fremde Beyhülfe zu bewerkstelligen sey, lesen wir, indem wir es kaum denken konnten, in diesem Werkchen. *Mathieu Lovat*, der Held dieser Geschichte, von welcher Gattung es selbst in den Legenden wohl keine giebt, ein Schuhmacher seiner Profession, 47 Jahr alt, der diese Kreuzigung zu Venedig den 19 July 1805 an sich vollzog, war ein Mann, der mit sich etwas ausführen verstand. So grossen Respect er auch vor den Heiligen in Rücksicht der Art und Weise, gewisse Begierden zu bekämpfen, haben mochte: so werden doch dieselben, selbst der heil. Franciscus, trotz seinen Schnee- und Dornen-Experimenten, (den heil. Origenes ausgenommen,) gestehen müssen, M. Lovat sey dem Übel, mit grosser Herzhaftigkeit, geradezu auf den Grund gekommen, indem er drey Jahre vor seiner Kreuzigung, mit einem Schubknief an sich eine gänzliche Amputation der Zeugungstheile vornahm, und alles das, was er sich ganz heroisch weggeschnitten hatte, zum Fenster hinaus, auf die Strafse warf, — zur Erbauung der Frommen. Wer einem Feinde so zu begegnen, und die Wurzel des Übels so herzhast auszurotten weifs, der verdient, dafs man wenigstens — fragt: Welch ein Mensch war er? — Das ist nun alles in dieser Erzählung zu lesen, die recht gut übersetzt, und vom Übersetzer mit einigen interessanten Nachrichten versehen worden ist. L. P.

MÜNCHEN, b. Fleischmann: *Gemälde aus dem Nonnenleben*. Verfaßt aus den Papieren der aufgehobenen bairischen Klöster. 1808. 23 S. 8. (22 Gr.)

Nach öffentlichen Nachrichten hat dieses Buch in Baiern und in den angrenzenden Ländern großes Aufsehen erregt, und ungemein viel Beyfall erhalten. Diefs möchte nun wohl nicht allenthalben der Fall seyn; denn diese sogenannten Gemälde sind

weder schön und anziehend, noch mit Laune gezeichnet; der Vf. hat weder das Herz ergreifen, noch den Verstand zu beschäftigen gewußt. Nur die Tendenz seines Werkchens kann in den dortigen Ländern dasselbe einer gespannten Aufmerksamkeit entgegen heben. — Das Aufheben der Klöster war dort so wichtig, daß man einen Riesenschritt über die unermesslichste Kluft gethan zu haben glaubte (s. die Vorrede), als dieselben aufgehoben waren, und wohl hat man einen großen Schritt gethan, der — zu Allerley führen kann. Trotz dem, daß man sich allenthalben mit Klöstern umgeben sah, scheint man dennoch das Innere derselben so wenig gekannt zu haben, daß jetzt eine Schilderung davon angestaunt, begierig angehört und mit Frohlocken gekauft wird. Freylich gab es schon längst Klostergemälde genug, und ganz nach der Natur gezeichnet, durften dieselben aber in Baiern verkauft und gelesen werden? — Daher hat der

Vf. dieser Gemälde den rechten Zeitpunkt getroffen, mit der größten Beschränktheit seiner Kunst sein Publicum zur Verwunderung zu bringen. Er beschreibt die Geschichte einer gewissen Marie Baumann, die als Nonne die schrecklichsten Dinge auszuhalten hatte. Indem ihre Leiden geschildert und ihre Duldungen erzählt werden, wird das Innere der Klöster ohne Zurückhaltung gezeigt, so, daß der Vf. dem Büchlein den Titel: *Das Nonnenkloster, wie es ist*, garfügig hätte geben können. Leser, die noch gar nicht wußten, wie es hinter jenen hohen Mauern aussah, welche der Nimbus der Heiligkeit deckte, werden nun von dem Erzähler, als einem gewandten und erfahrenen Cicerone, umher geführt, und erhalten von ihm gutgemeinte und belehrende Erklärungen in einer zwar etwas schlechten Sprache, aber dennoch zur völligen Befriedigung der Witsbegierigen.

L. P.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**NATURLEHRE.** Göttingen, b. Dankwerts: *Über das Leben und sein Problem*, vom Dr. Proxler. 1807. 40 S. 8. (4 Gr.) Setzen wir an die Stelle des Absoluten in der Formel  $a = a$ , die ein großer Geist zum Sinnbild des erhabensten Gedankens gewählt hat, das concrete Wort *Leben*, — an die, des Identischen a in der Form, *Erscheinung* und *Existenz*; fallen wir dann das Ganze nochmals von der Seite des §. 15 der neuen Darstellung des Schelling'schen Systems (*Zeitschr. für spec. Physik*) recht fest, und lassen den Blick, indem wir weiter differenziiiren, unverrückt auf jenem metaphorisirten  $x$  haften, so daß wir, im Durchlaufen verschiedener Gesichtspuncte, es in Gott und Natur sich trennen sehen, und zugleich nicht verabsäumen, zu bemerken, wie, an §. 17 derselben Darstellung *vorüber*, im Auseinandergehen, die Erscheinung und Existenz, als *Urtheil*, in Zeit und Raum zu Sphäre und Elipsis sich *entwickeln* und *ausbilden*; wiederholen wir endlich dieses  $A = B$  u. s. w. nochmals für die *schnell ergriffene Form des individuellen Lebens*, in welcher *Einbildung* und *Erzeugung* = Seele und Leib, und ihre wechselseitige Ineinanderbildung, in der Vierzahl des *Denkens*, *Erfahrens*, *Wollens* und *Handelns*, zur Wissenschaft und Geschichte, Ethik und Kunst hervorgehen, um zuletzt, synthetisch vereint, die Ideale der *Lebensweisheit* und des *Lebensgenusses*, als Ziel des Einzelnen, in Kirche und Staat für die gesammte Gattung zu realisiren: so erhalten wir den wesentlichen Inhalt dieser Schrift, die (Vorrede S. 4) „eine Frucht eigner Art, nur nach den Vorarbeiten anderer reifen konnte, aber doch unverkennbar aus des Vfs. eigenen hervorwuchs — unabhängig und selbstständig ward (?)“ Ob der Vf., nach diesen Grundzügen zu urtheilen, wirklich berechtigt sey, zu glauben, „daß, was wir alle suchen“, in der endlichen Zurückführung alles dessen, was aus dem Einen hervorgerufen war, auf dieses Eine, gefunden zu haben, möge er uns bald durch die erweiterte Darstellung des Gefundenen zeigen. Rec., der Hn. Tr. aufrichtig schätzt, und die mannichfaltigen Verdienste seiner früheren Schriften nicht verkennt, kann diese Art der Verkörperung des Übernünftlichen, in der die Idee nicht nur durch die Metaphern des Ausdrucks verschleiert, sondern auch, durch das Concrete der Bezeichnung, *entstellt* wird, nicht billigen. Nur der einfachste Ausdruck erreicht die höchste Höhe des Erhabenen, in der Kunst wie in der Wissenschaft, der letzteren aber ziemt nur dieser, wenn erstere, bey der Unendlichkeit ihrer Zwecke, willkürlich ihre Mittel wählt. Die Wissenschaft will nicht erhaben und nicht schön, sondern nur *wahr* seyn, und nur dann, wenn sie in solcher Herzensreinheit nach dem Reich Gottes trachtet, wird ihr die irdische Hoheit und Zierde, als eine Gabe von oben, zufallen. Viele sind vor Hn. Tr. auf jenem Wege der Eitel-

keit gegangen. Ihre Spur sollte zurückschrecken, nicht anlocken. Und doch war es gewiß nicht ein *innerer* Beruf, der ihn trieb, so zu schreiben; denn die Mühe blickt allenthalben hervor, und den gehäuften Bildern fehlt fast immer diejenige Lebendigkeit, die nur da, wo sich die schöpferische Kraft des Geistes ungehemmt in die Sprache ergießt, Statt finden kann, die aber an einer Schrift, aus welcher uns die ungetheilte und allwaltende Einheit des Lebens in ihrer ganzen Fülle ansprechen soll, mit doppeltem Mißbehagen bemerkt wird. Wir wollen in dieser Hinsicht nur an S. 36 erinnern. Der für die *Bestimmung* der Menschheit gewählte Ausdruck, daß sie, wie das Leben selbst, bestimmt sey, „aus dem Keime zur Frucht zu reifen“, möchte wohl manchem, der sich das *Problem* des Lebens (S. 21) noch gern gefallen ließe, aufs gelindeste ausgedrückt, sehr *unphilosophisch* scheinen.

**JUOENDSCHRIFTEN.** Stuttgart, b. Löfflund: *Gespräche und Anekdoten aus der nahen Thierwelt*. Aus der Thiersprache übersetzt. Ein nützliches Unterhaltungsbuch für Kinder, von Rudolph Magensu. Mit 1 K. u. 14 Vign. Zweyte Ausgabe. 1804. 140 S. 8. (12 Gr., mit illum. K. 20 Gr.) Ein Geistlicher, welcher die Sprache der Thiere verstehen will, wird von seinen eigenen und seines Nachbarn Kindern aufgefordert, ihnen doch zu erzählen, was die Thiere, die er bey ihren Gesprächen belauscht hatte, gesprochen hätten. Das thut denn auch der alte Pfarrer in diesem Buche. Mit der Absicht des Vfs., der die redenden Thiere manche, den Menschen heilsame Wahrheit zur Berichtigung des Aberglaubens sagen, ihnen manche Warnung vor Thierquälerey und anderen Fehlern, ja selbst Ermahnungen zur ehelichen Treue geben läßt, mag es recht sehr gut gemeint seyn; gleichwohl dünkt uns die hier beliebte Art der Einkleidung zu tadelnd und läppisch. Diefes abgerechnet, scheint auch der Vf. zuweilen vergessen zu haben, daß er für Kinder schrieb. So läßt er S. 21 den Kukuk mit spöttischem Lächeln erzählen: Vor einigen Wochen kam ein junges artiges Dirnchen und frug (fragte) mich, ob sie bald einen Mann bekommen, oder ob es noch lange damit anstehen würde. S. 55 seufzt der überzärtliche Tarber am Grabe seiner Gattin: Komm, Erseufzter, mich mit der guten Gefährtin wieder zu vereinigen, und wenig Minuten darauf verhaucht er auch wirklich sein überzärtliches Leben. S. 37 frug Carl: Sind die Thierchen auch begierig zu wissen: woher sie kommen, oder aus was sie entstanden sind? Gegen Orthographie und Grammatik wird auch zuweilen verstoßen. So schreibt der Vf. *Reisse, bösse, Hausr*, und nimmt es sich nicht übel, *fürwerfen* statt *vorwerfen* zu schreiben.

Z—d.

DEN 21 APRIL, 1808.

## SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. Geistinger: *Prometheus*. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von Leo von Seckendorf und Jos. Lud. Stoll. 1808. Erstes Heft. 82 und 33 S. gr. 8. (Der ganze Jahrgang 8 Rthlr.)

[Von zwey Recensenten.]

Eine Zeitschrift für Literatur und Kunst, die in Wien erscheint, und, nach dem Gehalt des ersten Heftes zu urtheilen, überall wo man Deutsch liest, sich die beyfällige Aufmerksamkeit der Gebildeten versprechen darf, ist eine in gewissem Grade neue, und allerdings erfreuliche Erscheinung. Deshalb zeigen wir sie so bald als möglich an, obgleich sonst einzelne Hefte von Zeitschriften zu beurtheilen, nicht in dem Plan unseres Instituts liegt. Die Herausgeber, die sich in Wien aufhalten, werden den Zusammenfluß von Mitteln und Thätigkeiten in einer solchen Hauptstadt zu benutzen, und die dort einheimischen Talente und Kenntnisse, denen es oft nur an einer Veranlassung fehlt, gehörig zur Mitwirkung aufzufodern wissen, während es ihnen gelungen ist, auf ihren Reisen durch persönliche Bekanntschaft Verhältnisse mit vielen bedeutenden Schriftstellern, ja mit einigen vom ersten Range, anzuknüpfen. Sie fangen das in ihrer Ankündigung gethane Versprechen sogleich befriedigend zu lösen an, und haben, wenn sie sich immer auf dergleichen Höhe erhalten, von ihren zahlreichen Mitwerbern keinen Abbruch zu besorgen.

Nach der deutschen Sitte muß jede neue Zeitschrift einen mythologischen Schutzhelden haben, und so wollen wir nicht weiter über den Namen *Prometheus* grübeln, dessen Wahl die darauf bezügliche Einleitung von Stoll sinnreich und ohne Gefährde deutet. Aber sehr schön gerechtfertigt wird diese Wahl, durch ein Festspiel von Goethe, *Pandora's Wiederkunft*, dessen erste Scenen das Monatsstück auf das glänzendste eröffnen, und worin Prometheus eine Hauptrolle zu spielen hat.

Der Plan dieses Schauspiels läßt sich noch nicht beurtheilen, da erst der Anfang gegeben ist; allein in diesem erkennt man leicht die Anlage zu einem reichen Ganzen, welches jene so sehr dazu geeigneten Mythen durch eigenthümliche Symbolik neu beleben wird. Alles ist beweglich, und doch bildnerisch umgrenzt; die Formen sind gelinde gehalten; der Gegensatz zwischen Phileros, dem Bilde des raschen Verlangens, und Epimetheus, dem Träumer

über sehnfüchtigen Erinnerungen, ungemein reizend. Nie hat die Hand des Meisters seine zart verschmolzenen Farben duftiger aufgetragen, und besonders die jugendliche Fülle und Frische muß ein freudiges Erstaunen erregen. Möge die baldige Vollendung des Werkes von der fortdauernden Gesundheit und heiteren Stimmung des Urhebers den willkommensten Beweis ablegen! — Ein Aufsatz vom Hofr. Meyer, dem Mitarbeiter der Propyläen, über *Handzeichnungen*, als Einleitung zu Nachrichten von der florentinischen Sammlung, unterscheidet klar und einsichtsvoll die verschiedenen Arten von Zeichnungen, und bestimmt ihre Stelle im Gebiete der Kunst. — *Amors Bild*, ein Spiel in einem Act, von Stoll, ist eine beynah idyllische Scene, die jedoch Reiz genug hat, um auf der Bühne zu gefallen, und in Weimar mit Beyfall gegeben worden. Es liegt dabey ein artiger Gedanke zum Grunde. So wie nach der Erzählung von jenem korinthischen Mädchen die Liebe Erfinderin der Malerey und namentlich des Bildnisses gewesen seyn soll: so giebt hier die Neigung eines jungen Mädchens zur Malerey, und ein unternommenes Bildniß den Anlaß, gegenseitige Liebe überraschend zu erklären. Die dritte Person des Stückes ist ein Kind, dessen Verwandlung in den Amor am Schluß vielleicht nicht hinreichend vorbereitet ist. Doch man sollte wohl mit einer flüchtigen Phantasie nicht so genau rechten. Der leichte Versbau in vierfüßigen, bald jambischen, bald trochäischen Zeilen, mit regellos wechselnden, hier und da sogar ohne Erwiderung bleibenden Reimen, hat das nicht leichte Verdienst, dem wahren Töne und der Raschheit des Gesprächs nirgends Eintrag zu thun. — Der Versuch einer Allegorie über den Homer von Wexel ist zwar in Prosa geschrieben, jedoch mit dithyrambischem Schwunge. Indessen dürfte Plato, der selbst gern auf seine Weise die Dichter allegorisierte, die Ähnlichkeit der Philosophie mit dem Dithyrambus, wovon er seinen Sokrates reden läßt, noch in etwas verschiedenem Sinne gemeint haben. Solche hincinlegende Deutungen von Werken, in denen mehr oder weniger dunkel allerdings eine Ahndung aller Wahrheit liegt, sind nicht zu missbilligen, wenn sie mit Bewußtseyn der Willkühr vorgenommen werden; und seine eigene Willkühr erkennt der Vf. an, indem er diese Allegorie nur für einen Morgentraum giebt, aber dabey erinnert, nach Vater Homer komme auch der Traum von Zeus. Nur vergißt er dies wieder, wenn er nachher aus

seinen Deutungen die Nothwendigkeit ableitet, warum die beiden homerischen Epopöen gerade so weit und nicht weiter gehen, gerade so und nicht anders schliessen müssen. Übrigens ist er auf dem rechten Wege, da er sich nicht auf eine einzelne Seite der menschlichen Natur, z. B. das Sittliche richtet: die ächte Allegorie muß allerdings Abspiegelung der Gesamtheit der Dinge in einem beschränkten Ganzen seyn. Auch der Gegensatz der Ilias und Odyssee ist gut gefaßt; daß beide uns ganz verschiedene Welten und Ansichten darstellen, dieß läßt sich historisch ohne alle dithyrambische Freyheit durchführen. — Ein kleines Gedicht von *Wieland, an Olympia*, die nun verewigte Herzogin *Amalia* von Sachsen Weimar, erweckt eine wehmüthige Erinnerung an den Kreis vortrefflicher Geister, welche diese edle Fürstin um sich zu versammeln gewußt hatte, und der zuerst durch *Herders* und *Schillers* zu frühem Hintritt gemindert, dann durch ihren eigenen Tod mitten unter trüben Ereignissen beynahe zerstreut ward. Nicht leicht gab es an irgend einem anderen Hofe einen so herrlichen, auf freye Anerkennung alles Guten und Schönen gegründeten Bund, und wo findet sich jetzt sonst die Aussicht zu ähnlichen neuen Vereinigungen? Wir Deutschen sind nun in der Epoche des Verlierens, und was das schlimmste ist, so fühlen wir es nicht einmal.

Das hierauf folgende Gedicht von *A. W. Schlegel* an seinen Bruder wird jeder mit Vergnügen lesen, weil es durch die Dichtung eines Traumbildes, welches beide wie von der Rinde eines Baums umschlossen und den einen in den Wipfel, den andern in die Wurzel treibend vorstellt, die nach außen zwar sich von einander entfernenden, dem Wesen der Poesie nach aber zu gemeinsamer Wirkung vereinten Kräfte beider in der That zu einer poetischen, ins Dunkle des Gefühls sich verlierenden, Anschauung bringt. — *Friedrich Schlegel* antwortet darauf in sehr kraftvollen Ausdrücken und Bildern, daß sie in diesem brüderlichen Verein, unerfüllt durch die Stürme der Zeit, treulich beharren wollten. Diefem Gedichte wünschten wir indeß mehr Zusammenhang durch eine poetische Hauptidee, die das Ganze mehr beleben und organisch durchwirken, und es äußerlich durch eine daraus entstehende Nothwendigkeit mehr begrenzen würde. — In dem letzten Aufsatze: *die deutschen Mundarten* überschrieben, macht *A. W. Schlegel* auf die bisher verkannten Vorzüge der oberdeutschen, besonders der schweizerischen Mundart mit einigen Beyspielen aufmerksam, und wir pflichten seinem Grundsatz bey, alle Eigenthümlichkeiten provinzieller Dialekte neben einander bestehen zu lassen, und die deutsche Sprache durch die wechselseitigen Einwirkungen derselben in einem fortwährenden Wachsthum zu erhalten.

Mit Uebergang einiger kleineren Beyträge von *Erichson*, *Falk* und *Wenzel* erwähnen wir noch den *Anzeiger für Literatur, Kunst und Theater*, der laut der Ankündigung jedem Hefte beygefügt werden, und kurze Nachrichten von neuen Erscheinungen in

diesen Fächern, vorzüglich denen, welche *Wien* liefert, enthalten soll. Er hebt an mit einer Beschreibung der *Vermählungsfeier* Kaiser Franz des ersten mit *Maria Ludowica Beatrix* von Oesterreich, von *A. W. S.*, welche diese glänzenden Auftritte in ihrer Beziehung auf würdige Sitte und reinen Geschmack der Einbildungskraft vorüberführt, und durch manche eingestreute Betrachtungen und geäußerte Gesinnungen eine andere als bloß örtliche Theilnahme bezweckt. Dann folgt ein Aufsatz von *Hn. Ellmauer* (Archivar und Bibliothekar der Akademie der Künste) *über den Zustand der bildenden Künste in Wien*. Es ist nur Einleitung, die aber durch die aufgestellten Grundsätze eine nüchterne und auf praktische Kunstkenntniß gegründete Beurtheilung erwarten läßt. Kurze Notizen aus Briefen machen den Beschluß. Wenn die Herausgeber durch immer gleich sorgfältige Auswahl der Beyträge und eigene Thätigkeit den Eifer ihrer berühmten und schätzbaren Mitarbeiter rege erhalten, und den Geist ihrer Zeitschrift vor jeder ausschließenden Einengung bewahren: so kann der *Prometheus* ein fruchtbarer Vereinigungspunct für Leser und Schriftsteller aus verschiedenen Theilen Deutschlands werden, die sich meistens allzu fremd bleiben; ein Mittel zerstreute, doch einstimmige Bestrebungen an einem hoffentlich auf lange hin friedlichen Zufluchtsorte des alten Deutschlands zu sammeln. W. u. T. Z.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Das Murgthal*, geätzt von *G. Primavera*. Mit 4 Prospecten und dem in Kupfer gestochenen Titel; der schön gedruckte dazu gehörige Text beträgt 8 Seiten. Alles in Queer-Folio und Sr. königl. Hoheit dem Großherz. von Baden zugeeignet. (2 Thlr. 16 Gr.)

Ein Werk wie dieses mag für Anwohner und solche, die mit der Gegend sonst bekannt sind, ein locales Interesse haben; auch geht aus den vorliegenden Prospecten selbst hervor, daß das Murgthal in der That an reizenden Situationen keinen Mangel hat. Inzwischen liegt uns hier nicht sowohl ob, die Naturschönheiten des Murgthals, als vielmehr den Kunstwerth der von *Hn. P.* gelieferten Ansichten zu betrachten. — Seine Nadel ist sehr zart, einige Schattenpartieen haben eine liebliche Klarheit, bewachsene Hügel und Berge des Mittelgrundes gelangen ihm sehr gut, nicht minder die heiteren Lüfte, wie auch ein gewisser schwüler Dunst, der über den Fernungen liegt; diesen selbst aber scheint es hingegen am Charakteristischsten zu fehlen, auch der Baumschlag könnte leichter, lockerer und bedeutender seyn. In Hinsicht auf die Vertheilung des Lichts und Schattens ist dem Künstler vornehmlich die Anwendung größerer und wirksamere Massen zu empfehlen. Denn sobald er noch dieses Theil der Kunst besser in seiner Gewalt haben wird, können seine Blätter zu den Vorzüglichsten gerechnet werden. Der Text erklärt theils die Kupfertafeln, theils giebt er Bericht vom Murgthal und seinen Bewohnern überhaupt.

W. K. F.



**BATHEUTH, b. Lübecks Erben: Lebensweg des guten Mädchens nach Lichtenberg und Chodowieckie.** Ein Taschenbuch für erwachsenere Mädchen und junge Weiber. Vom Vf. der Stunden der Wahrheit und Tugend oder einer glücklichen Ehe gelebt. Mit 6 Kupfern. (ohne Jahrzahl.) X. u. 326 S. kl. 8. (1 Thlr.)

In der ziemlich schwülftigen Vorrede dieses Buches erklärt der Vf., seine Absicht bey Herausgabe desselben sey keine andere, als dem verstorbenen *Lichtenberg* und *Chodowieckie* ein kleines Denkmal zu setzen. Aber ist das Denkmal der Männer auch würdig? und wozu denen ein Denkmal, die in ihren Werken fortleben werden, deren würdigstes Denkmal ihre eigene Arbeit ist? *Lichtenberg* sagt irgendwo: Klippern gehört zum Handwerk; diese Stelle führt der Vf. — wie es scheint gegen sich, — an. *Quintilian* aber sagt irgendwo: *multa sunt eadem sed aliter*. — Der Vf. theilt sein ganzes Opus in 39 Abschnitte. Von der Heldin des Werks, *Seraphine*, liefert er einen sehr ausführlichen Lebenslauf. Er schildert schon die Fata derselben als Embryo (S. 4 und 5). *Dana* folgt *Ser.* Geschichte als Kind. Es wird genau beschrieben, was, und wie sie gegessen habe. Der Vf. verwirft alle Arten des Backwerks; vorzüglich wenn sie zusammengesetzt und geschmiert sind, und spricht S. 16 von *Katharr* und *Schaupten*. Beym 8 Abschnitte wird *Seraph.* Mädchen, der Drang sich zu schmücken und der Keim zu gefallen liegt im kleinsten Mädchen, der Drang ist also Naturgeschenk und nach dem Ausdruck des Vfs. ein — köstliches Geschenk. Übertreibt das Mädchen seinen Schmuck, so artet der köstliche Drang aus, das Mädchen verfehlt seine schöne Bestimmung und würdigt sich zur abgeschmackten *Lumpenpuppe* — (wie edel!) herab. — Die Hauptbasis der Erziehung *Seraph.* war der Grundsatz ihrer Mutter: *Mache dich nützlich und mache dich angenehm*. Der Vf. theilt nun in mehreren Abschnitten *Seraph.* Erziehung mit und führt dabey die Mutter redend ein, z. B. „Die schönste Musik verliert, wenn sie in einer Leier hingerafft wird.“ S. 53. „Der Tanz ist Ausdruck der lebhaften Freude“ u. s. w. „Der Mutterstand (heißt es S. 177) ist in manchem Betrachte ein schmerzhafter Stand; aber die Freude über die junge Menschpflanze, die Gottes Allmacht nach unbegreiflichen (!) Gesetzen durch beide Gatten hervorrief, verwischt die Schmerzen wieder, welche schon durch religiöse Ergebung in seinen Willen, seine Absichten zu befördern, gemildert werden.“ Doch mehr als genug! Das in der Vorrede versprochene Gegenstück also

möge der Vf. ja in seinem Pulte ruhen lassen! — Am den Nufsbiegelfchen Kupfern hat *Rec.* alte Bekannte wieder gefunden. Man sieht schon an ihren Nummern, daß sie ursprünglich für ein anderes Werk bestimmt waren. Für eine sehr ansehnliche Menge, theils angezeigter, theils nicht angezeigter Druckfehler hat der Vf. gesorgt, und dadurch seinem Buche noch eine gute Eigenschaft mehr verschafft. ♂.

**PIRMA, b. Friese: Carlo di Franchesi. Fürst der Banditen im Teufelsthal.** I Theil. 1804. 365 S. II Theil. 1805. 227 S. III Theil. 1805. 267 S. IV u. letzter Th. 1807. 331 S. Mit Kupfern 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Die Fürsten der Räuber und Banditen haben sich in der Literatur einen so üblen Ruf erworben, daß man nicht leicht ohne Vorurtheil ein Buch ergreift, welches mit einem so ominösen Namen in die Welt tritt. Um so erfreulicher ist es, in dem genannten Buche diese Erwartung getäuscht zu finden. Unverkennbar ist zwar eine gewisse Rohheit der Erzählung; und eine Unbekanntschaft des Vfs. mit der Welt, in welcher seine Personen handeln; allein eben so unverkennbar ist auch die Fähigkeit des Vfs., etwas ungleich Vorzüglicheres zu liefern, als diesen Roman, wenn er die Mühe nicht scheut, sich mit der Kunst der Darstellung vertrauter zu machen. So wenig der Reichtum an Ideen, und die Kraft der Phantasie den Maler macht, wenn ihm die Fähigkeit mangelt, seinen Ideen Klarheit zu geben, und die Geschicklichkeit, sie anschaulich und in reinen Formen darzustellen; eben so wenig besteht der Dichter ohne diese Geschicklichkeit, welche in der Kunst dasjenige ist, was sich durch Studium erlernen läßt, und eben deswegen nicht von der Natur unmittelbar angeboren wird. Vortheilhaft wäre es vielleicht für das Buch gewesen, wenn es auf einen geringeren Umfang, als den von vier Bänden, beschränkt worden wäre. Denn obgleich der Vf. den Leser durch interessante Situationen, mitunter auch durch überraschende und treffende Reflexionen, immer angenehm zu unterhalten weiß: so ist doch die Ausführung des Einzelnen oft zu ungleich; und noch öfter die Übersicht des Ganzen durch zu große Ausführlichkeit störend. Vielleicht verleitete auch eben die große Ausdehnung des Vf., den Schluss seiner Erzählung etwas zu vernachlässigen. Die Charakterfchilderung ist zum Theil sehr wohlgerathen, aber vorzüglicher in den Nebenfiguren, als in den Hauptpersonen. Gewiss wird dieses Buch den meisten Lesern, welche sich von der Zahl der Bände nicht abschrecken lassen, eine recht angenehme Unterhaltung gewähren. D. c. A.

#### K L E I N E S C H R I F T E N.

**SCHÖNE KÜNSTE.** Rostock, gedr. b. Adlers Erben: *Miltons verlorenes Paradies.* Erster Gesang. Als Probe einer neuen Übersetzung des ganzen Gedichts von J. E. Prios, Prof. in Rostock. 1807. 47 S. gr. 8. Als *Zachariae* uns die erste Verdeutschung von *Miltons verlorenem Paradies* lieferte, war unsere poetische Übersetzungskunst noch von der Einseitigkeit und Beschränktheit der französischen Manier befangen. Ihre Monotonie und Stumpfheit zwar verließ die Bürde in seiner schon in die gute Zeit fallenden Arbeit: da es ihm aber an sicheren Principen, an bestimmten und selbstbewußten Ansichten vom Geiste seines Originals fehlte, und ihn die noch jetzt nicht

ganz ausgerotteten Begriffe von sogenannter *Deutschheit* und *Deutlichkeit* verwirrten, so konnte auch er wenig mehr als eine Travestie liefern, die durch das gewählte freye Sylbenmaß keinen Zug des Urbildes zu erhalten vermochte. *Miltons* zwölf Gesänge bestehen aus 10565 zehnsylbigen Versen. *Bürde* hat aus ihnen 13789 zehnsylbige und elfsybige gemacht, und dennoch 112 ganze *Milton'sche*, die Hr. P. in seine Vorr. S. 5: aufzählt, stillschweigend ausgelassen, unzählige unübersetzt gebliebener einzelner Wendungen und Worte nicht zu gedenken. Hr. P. erkannte die wesentlichen Mängel dieser, im Ausdruck manchen Einzelheiten, impen verändli-

chen Arbeit, und er fühlte Lust und Kraft in sich, eine ähnliche zu liefern, wie sie der hohen Vollendung, die unsere Übersetzungskunst anjetzt erreicht hat, angemessen ist.

So bestimmt und unverrückbar auch das Ziel ist, das sich Aufgaben dieser Art selber stecken, so unmöglich ist es doch; das Moment seiner Erreichung festzustellen. Denn hier eröffnet sich das unbegrenzte Feld der Möglichkeit, und — anders, als bey einem Werk unmittelbarer Begeisterung — ist es dem Folgenden vergönnt, ja Pflicht, in des Vorgängers Fußstapfen zu treten, zu brauchen, was er Gutes darbeut; wo er irrt, einen anderen Pfad zu suchen, und ihn, wo möglich, ganz auszutügl. Darum giebt es bey der Kritik einer Übers., die nicht die erste ist, ungleich festere und lehrreichere Resultate, wenn man sie mit der nächst vorausgegangenen, als wenn man sie mit einem Ideal, das sich jeder nach Belieben anders und wieder anders gestalten kann, zusammen stellt; und so wollen wir den Werth von Hn. P.'s. Versuch besonders gegen Bürde's Arbeit abwägen. —

Die überwiegende Sorgfalt, die Hr. P. auf die metrisch-treue Nachbildung *Miltons* wendet, zeigt sich zuerst darin, daß er sich wie sein Original ohne Ausnahme auf den zehnsylbigen jambischen Rhythmus mit männlichem Ausgang beschränkt, sodann in der beharrlichen Beybehaltung der Verszahl. So rühmlich auch diese Bestreben und so glücklich-fein Gelingen im Ganzen ist, so können wir doch über die Behandlung der Jamben mit dem Übers. nicht durchaus einverstanden seyn. Er hat Recht, wenn er den reinen jambischen Rhythmus hie und da mit Spondeen und mit Pyrrhichien, auch — wiewohl sehn — mit Trocheen untermischt: der Wohlklang und der Genius unserer Sprache, auch *Miltons* eigenes Beyspiel, fordern es sogar. Dagegen mißbilligen wir es höchlich, daß Hr. P. S. 19 die Regeln des antiken Trimeters auf den modernen Fünftüßler übertragen wissen will. Er scheint das Charakteristische beider Versarten, das metrische in jener, das rhythmische in dieser, die ganz wie ungetreute gereimten Zeilen zu betrachten sind, nicht genug erwogen zu haben, indem er hier etwas Unerreichbarem nachstrebt, und wesentlich verschiedene Begriffe vermischt. Für den Trocheus, als ein dem jambischen Rhythmus entgegenstrebendes Glied, glauben wir allerdings die Regel schreiben zu dürfen, daß ihn nur der erste Versfuß, und auch nur an besonders nachdrücklichen Stellen, aufnehme; wie:

Und goldne Wolken trugen sie hinauf,

*Langsam* verchwand in das Land der Wonne.

*Schillers Theater* Th. I, S. 413. Wenn aber der Spondeus und der Pyrrichius den Ictus auf der letzten Sylbe hat, so ist er gleichsam zum Jambus geworden, und darf folglich in jedem Gliede Statt haben. Möchte also Hr. P. bey dem Bau seiner Verse allein sein Ohr befragen, und sich doch ja nicht die Fesseln einer einseitigen Theorie, die uns eine todte bleiben muß, aus zu weit getriebenem Eifer anlegen!

So wie von *Bürde's* formlosen Versen auch die äußerste Latinität und Willkürlichkeit in Nachbildung des *Milton'schen* Periodenbaues kaum getrennt gedacht werden kann: so ergiebt sich aus Hn. P.'s. großer metrischer Genauigkeit eine musterhafte Darstellung des Eigenthümlichen im *Styl* des englischen Dichters von selbst. Der fleißige Übers. hat ihn bis in jedes Detail, und mit durchgängigem Glück verfolgt, wovon besonders die gelungene Übertragung der Wortspiele v. 606 und 666. 667 zeugt, die *Bürde* gar nicht bemerkt zu haben scheint. Kam auch die Verwandtschaft beider Sprachen im Ganzen dem Übers. auf halbem Wege entgegen, so bleibt doch das Verdienst geistvoller Combination sein.

Inzwischen glauben wir uns auch hier zu einem Tadel berechtigt; dessen Grund in der zuweilen vernachlässigten höheren Bedeutung des jambischen Rhythmus liegt. Hr. P. erlaubt sich nämlich eine einzige Untreue gegen den Periodenbau des Dichters, die aber um so mehr eine Rüge verdient, als sie oft wiederkehrt, und nirgends im ganzen Gedicht eine Stelle zu ihrer Verteidigung findet. Er läßt sich unzählige Male durch den Zwang des Verses verleiten, aus einer jambischen Zeile, die mit einem vollen Sinn anhebt, Ein einsylbiges, an sich bedeutungsloses Wort, meistens eine Conjunction oder eine Partikel als Schlusswort in die vorausgehende hinüberzuziehen, z. B. v. 162:

o — o Sucht dann seine Vorsicht, was

Wir Böses thun, zum Gut zu bilden, so

Sey uns're Sorg' ihm das zu hindern u. f. w.

bey *Milton*: *If then his providence  
Out of our evil seek to bring forth good,  
Our labor must be to pervert that end.*  
wir würden etwa so übersetzen:

Wenn nun seine Vorsicht strebt,  
Aus unserm Bösen Gutes zu erziehn,  
Sey's unser Müh'n, zu stürzen dieses Ziel.

Denselben Fehler bemerkten wir V. 27. 32. 48. 69. 88. 89. 91. 118. 144. 210. — So müssen wir noch einen ähnlichen Verstoß gegen die allgemeinsten Sprachbegriffe rügen. Hr. P. trennt nämlich öfters durch den Versabsatz den Artikel vom unmittelbar darauf folgenden Adjectivum oder Substantivum: oder er schließt einen Vers mit einer Präposition, und beginnt mit dem von ihr regierten Casus den nächsten. So übersetzt er *Miltons* Worte v. 467:

*Him follow'd Rimmon, whose delightful seat  
Was fair Damascus.*

also: Ihm folgte Rimmon, dessen Prachtsitz in  
Dem schönen Damask war.

Warum nicht besser und treuer:

Ihm folgte Rimmon, des lustreicher Sitz  
Das schöne Damask war.

Eben so v. 170. 188. 231. 291. 308. 313. 322. 344. 387. 487. 676. 719. 767. Man vgl. den auf alle Sprachen anwendbaren Kanon *Hermanns* bey *Erfurdt* zu *Sophokles Antigone* v. 407.

Der Geist eines Dichters kann sich nur durch das Medium der Sprache, durch die Wahl der einzelnen Worte und durch ihre Verbindung unter einander zu Perioden, kund geben. Der unscheinbare Buchstab ist immer die wunderbare Chiffre, an die der Geist festgebannt ist. Darum läßt es sich nicht denken, daß einem so liebevoll angeführten Versuch das innere Leben abhanden kommen könnte. Wer in *Miltons* Geist nicht fremd ist, den wird er auch aus diesem Büchlein lebendig ansprechen: dem Idioten freylich können wir nur Langeweile verheissen; denn diese Übers. ist, aus dem, unserer Meinung nach, höchsten und einzig wahren Gesichtspunct, nur für den Kenner der Urschrift gearbeitet. Jedes andere Bestreben würde sich selber widersprechen, und die ganze Übersetzungskunst zu einer dienenden Gattung ohne eigenen Werth hinunterwürdigem.

Um indeß auch einen Begriff vom absoluten Werth dieser Arbeit zu geben, stehe hier eine der schönsten Stellen aus dem, sonst an solchen nicht überreichen, ersten Buch, v. 423 — 431.

Geister wählen sich

Nach Willkühr ein Geschlecht, auch beide, da  
So süßsam und so rein ihr Wesen ist:  
Nicht fesseln es Gelenk' und Glieder nicht,  
Noch stützt es der Gebeine morische Kraft,  
Wie unbehülflich Fleisch. In jeder Form:  
Groß oder klein, verfinstert oder hell,  
Vollbringen sie den geistigen Entschluß,  
Und üben Lieb' und üben Feindschaft aus. —

Möge diese Probe zugleich als Belag unseres oben gefällten Urtheils dienen.

Die S. 20 versprochenen Anmerkungen müssen jedem Leser um so willkommen seyn, als das Gedicht ihrer wirklich bedarf, und die Commentare von *Bensley*, *Pearce* und den beiden *Richardson's* bey uns eben so schwer zu haben sind, als *Th. Newtons* Ausgabe.

Die Ausführlichkeit unserer Anzeige ist nicht bloß dem Werth dieser Arbeit, auch ihrem Zweck, vor Erscheinung des Ganzen die Urtheile der Sprachfreunde zu vernehmen, angemessen. Wir fügen nur noch die Bitte hinzu, daß Hr. P. uns bald mit der Vollendung dieses so schön begonnenen Unternehmens erfreuen möge.

*Dresden*, b. Gerlach: *Novellen*. Aus dem Französischen der Frau von Genlis und des Vfs. von *Süßemans Aussteuer*. 1804. 208 S. 8. In der ersten Erzählung sind die Charaktere gut gezeichnet, und mit Haltung bis ans Ende durchgeführt, auch der Styl ist ganz leidlich. Das Ende scheint indeß ein wenig zu rasch herbeygeführt, und nicht dem Gange der Geschichte ganz angemessen zu seyn. Die zweyte Erzählung ist eben so als die erste vorgetragen, Styl und Schreibart dieselben; aber den Charakteren fehlt es an Festigkeit. Doch das ist die Schuld des Vfs., nicht des Übersetzers.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 22 A P R I L , 1808.

## G E S C H I C H T E.

HALLE, in der Waisenhaus-Buchhandlung: *Der Biograph. Darstellungen merkwürdiger Menschen der drey letzten Jahrhunderte.* Für Freunde historischer Wahrheit und Menschenkunde. Nebst einem vollständigen Nekrolog des neunzehnten Jahrhunderts. IV Band. 1804. 1803. V Band. 1806. 1807. 8.

Wie von den vorherigen Bänden, (J. A. L. Z. 1804. No. 273. 1806. No. 99.), nun auch Erwas über die gegenwärtigen Bände einer Zeitschrift, in welcher das Versprochene fortwährend erfüllt wird. I. St. I. *J. Barthelme*; von Hn. Dr. Horn zu Göttingen. Wie es scheint, nach einem biographischen Aufsatze in der Zeitschrift: *Frankreich* (vom J. 1795. St. VII. S. 242. ff.), ohne dessen Erwähnung. Ungern vermisst man hier, bey der Darstellung von B's. ernsthafteren Beschäftigungen mit der Numismatik (S. 18—20), eine Zusammenstellung und Vergleichung jener Bemühungen des französischen Gelehrten mit dem, was nachher *Échel* dafür gethan. — Gegen den Schluss des Aufsatzes überzieht ihn gleichsam ein trübes Gewölk, wie B's. Ausgang aus dem Leben war. „*He was broken!*“ möchte man von B. in einem nachdruckvollen Anglicismus sagen; verlassen hatte ihn die Kraft, die Menschen zu lieben bis ans Ende. — II. *Die Prätendenten des großbritanischen Throns*; von Hn. Prof. Voss. Hier erst vom Vater (oder von Jakob dem Dritten, auch *Ritter St. Georg* genannt); in der Folge soll auch vom ältesten Sohne die Rede seyn. — Nach einer kurzen Einleitung — in welcher ein Wort über das Interesse des Gegenstandes gesagt ist — folgt ein Blick auf England unter Jakob II, und dann die Untersuchung des bekannten Problems, auf welchem bey der gegenwärtigen Darstellung so viel beruhet. Diese Untersuchung ist so durchgeführt, wie man es von einem denkenden, unbefangenen Geschichtsforscher erwarten kann. Das Resultat derselben aber, wie der Vf. selbst es (S. 46) aufgefasst hat, besteht darin: „dass durchaus kein eigentlicher historischer Beweis für die Unächtheit der damaligen Prinzen von Wales beygebracht worden sey; dass aber allerdings dem Hofe der Vorwurf der Unvorsichtigkeit gemacht werden könne.“ — „Gewiss (fährt der prüfende Erzähler fort) war es nicht weise gehandelt, anstatt den ihm bekannt gewordenen Verdacht mit Sorgfalt zu vernichten, [wie konnte das geschehen?] ihn *scheinbar*“

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

absichtlich zu nähren [geschah das wohl?] und zu vermehren [gefragt wie so eben], oder mit stolzer Verachtung zu behandeln. Der König und die Königin büßten diese Unvorsichtigkeit und diesen Hochmuth [war es das? — oder war es Gefühl von; Schuldlosigkeit und Würde? —] mit dem Verluste des Throns“ u. s. w. — Wenn der Vf. das strenge Verfahren gegen *Fuller*, unter den vorher erzählten Umständen, „*auffallend*“ nennt, so wird mancher Leser wohl noch: „*wenigstens*“ hinzufügen wollen. Oder sollte vielleicht nur der *Privatmann* schweigen, während die Regierung handelte und handeln liefs? — Bey der Charakterisirung der Prätendenten (S. 97) möchte doch wohl Veranlassung zu einem Zweifel seyn. An Energie des Willens — sagt der Vf. — fehlte es ihm gänzlich. Er war leicht zu bestimmen, und ersetzte den Mangel an Festigkeit und Entschlossenheit [woher der Beweis?] durch den Eigensinn, der sich bey schwachen Charakteren gewöhnlich anstatt der eigentlichen Willenskraft findet.“ [Woher auch dafür der Beweis? — Und was hätte denn der Prätendent thun sollen, um eigentliche Willenskraft und Festigkeit und Entschlossenheit zu zeigen? Vielleicht bedarf es noch einer genaueren Revision der Begriffe von Energie des Willens und Festigkeit und Entschlossenheit auf der einen, von Nachgiebigkeit und Schwäche auf der anderen Seite; so wie einer schärferen Bestimmung der Grenzen, wo jene in Hartnäckigkeit und Starrsinn, diese aber in Willenlosigkeit und Schwäche übergeben.] —

2 St. I. *Phil. Jac. Spener*; von Hn. Dr. Knapp in Halle. Gewiss ein wohlverdientes und wohlgesprochenes *Carmen Saeculare!* — Oder auch, wenn man lieber will, eine sehr angenehme Erläuterung der von *Köhler* (in seinen *hist. Münzbelustigungen*, XVIII. 34) gelieferten *Denkmünze*: auf die von Dr. Sp., mit *Wahrheit* und *Liebe*, unter göttlichem Schutze, standhaft abgetriebene, vielfältige und heftige Anfälle seiner Widerwärtigen. 1698.“ — Wer es aber haben kann, der blicke zugleich auf jene *Denkmünze*, wenn ihm der achtungswerthe Vf. der vorliegenden Erläuterung von seinem Sp. sagt: „Ungeheuerliche Frömmigkeit leuchtete aus allen seinen Handlungen hervor. Von der Wahrheit der Lehre Jesu und dem hohen Werthe des thätigen Christenthums aus Erfahrung aufs innigste überzeugt, und belebt von dem lautersten Eifer für das wahre und ewige Wohlfeyn der Menschen, liefs er sich sein ganzes Leben hindurch angelegen seyn, Gottseligkeit nach Jesu Vorschrift und Beyspiel mit Wä-

T

me und Herzlichkeit zu verbreiten. Seine liebste Beschäftigung war der Umgang mit Gott im Gebete: dieses nannte er den *Odem seines geistlichen Lebens*; und alle seine Geschäfte wurden mit Gebet angefangen, verrichtet und vollendet.“ (S. 136.) — II. *Jacob Stuart, Graf von Murray*; von Hn. Pred. *Niemeyer*. Interessant ist gleich der Eingang dieser sehr interessanten Darstellung. — „In einem Lande, rauh durch Luft und Boden, wie durch Gemüth und Sitten seiner Bewohner, sehen wir, in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, sich einen Kampf, so ungleich irgend einer gekämpft (worden) ist, erheben. Auf der einen Seite, an der Spitze einer besiegten, zertrennten, muthlosen Parthey steht — ein Weib, jung, zärtlich, gutmüthig, talentvoll, aber durch Sinnlichkeit, Vorurtheile und Leichtsinns unglaublich schwach: auf der entgegengesetzten Seite, an der Spitze wilder, siegestolzer, habgüchtiger Edelleute, und schwärmerischer, schwerbeleidigter Geistlichen steht — ein Mann, kühn, verschlagen, bedächtig, von grenzenlosem Ehrgeiz entflammt, entschlossen, alles zu wagen, und voll Kraft, alles auszuführen.“ — Man wird doch wohl weiter lesen wollen? — Nur übersehe man vorher nicht, was Hr. N. (S. 162 und in der Anmerk. zu S. 163) über den eigentlichen Gesichtspunct dieser Darstellung, und den Werth seiner Quellen, treffend sagt. — Erst im 3 St. I, vollendet. — Das Ubrige dieses dritten Heftes enthält eine *Ungenannte* Erinnerung an eine von *Ludwigs XIV* Geliebten, an die *Herzogin von Valiere*, deren traurige Geschichte, deren veränderter Sinn sich in den Worten ausdrückt, die sie bey dem Empfang der Nachricht vom Tode ihres Sohnes gesagt haben soll: „So muß ich denn seinen Tod beweinen, ehe ich aufgehört hatte es zu beklagen, daß er geboren ward!“ (S. 352) — 4 S. I. *Aonius Palearius*; vom Hn. Direct. *Gurlitt*, in Hamburg. Wie dieser sehr achtungswerthe „*Martyrer der Wahrheit*“ — der, „unter günstigeren Umständen auch im Erfolg seiner Bestrebungen der Luther Italiens würde geworden seyn“ — wie der treffliche *Antonio degli Agliaricci* — „einer von den Wiederherstellern der Wissenschaften in Italien“ — hier geschildert erscheine, ist bereits aus einer kleinen Schrift des Vfs. und deren Anzeigen in öffentlichen Blättern, bekannt genug. Vielleicht würde diese Schilderung noch schätzbarer seyn, wenn die nöthige *Sonderung* des Katholicismus von Papstthum und Hierarchie sorgfältiger und schärfer beobachtet wäre, als in der Einleitung hie und da geschehen ist. — Auch würde wahrscheinlich eine *Vergleichung* jenes redlichen und hellsehenden Eiferers für Wahrheit und Recht mit seinem Geistes-Verwandten, der bekanntlich den *Weg durchs Leben* so Jährreich beschrieben hat — der Schilderung nicht wenig Interesse gegeben haben. — „Seine Afsche sey gesetzt!“ — ruft Hr. G. seinem Palearius nach; und sollte nicht mehr als ein Leser bey diesem Nachrufe wünschen, den Verewigten aus seinen *Briefen* — vom Hn. G. verdammt — noch genauer und inniger ken-

nen zu lernen? — II. *Simon Dach*; von Hn. *Lud. Richter*, zu Königsberg. Ein kleines, aber wohlverdientes Denkmal der Erinnerung an einen Mann von edlem Sinn, der seinem Vaterlande insonderheit das gewesen ist, was *Opitz* und andere Zeitgenossen dem gesammten Deutschland wurden; dessen *Lieder* noch immer gern gehört werden, zumal mit einer Composition von *Seckendorf*; dessen *geistliche Gefänge*, — „in welchen Kraft, Fülle und innige Religiosität herrscht,“ — bleibenden Werth behalten. —

Fünfter B. I St. I. D. *Olivier Goldsmith*; von Hn. Pred. *Niemeyer*. Eine anziehende, vielfach belehrende Schilderung eines „Natursohns seltener Art!“ Am Schlusse derselben faßt Hr. N. die zerstreuten Züge noch einmal unter Einen Blick zusammen, und sagt dann zuletzt: G. blieb sein Lebelang sich selbst überlassen: deshalb ist er das, was die Natur ihm ursprünglich hatte werden lassen, sein Lebelang geblieben.“ — Wieder eine Warnung vor den Gefahren, die den umringen, der, bloß sich selbst überlassen, durch das Leben wandern will! Ernst, unwidersprechlich eindringend, sagt G's ganze Biographie dem jungen Manne bey dem Eintritt ins Leben: daß es ihm nicht gut ist, sich selbst überlassen zu bleiben; daß er so nimmermehr eine richtige Ansicht des Lebens und seiner Bestimmung gewinne; daß nur der zur Freyheit gelange, der Freyheit zum Opfer zu geben versteht. II. *Kaspar von Schwonkfeld*; vom Hn. Diakon. *Weyermann*. Ein wohlgerathener Versuch einer unbefangenen Beurtheilung jenes merkwürdigen Mannes, der selbst von Einem der Reinsten und Sanftmüthigsten seiner Zeitgenossen verkannt wurde. Mit aller Achtung für seine Gesinnung und seine Zwecke, wird über den Grad und Gebrauch seiner Einsichten geurtheilt. „Der vornehmste Grund seiner sonderbaren Meinungen“ — wird S. 120 darein gesetzt: — „daß er Facta, welche wir bloß, als gegeben, glauben sollen, weil wir ihre Quellen nicht verwerfen können, erklären und begreifen wollte. — Auch war die Veranlassung zu manchen seiner Lehren — durchaus zweckmäßig im Bedürfnisse der Zeit und in Fehlern seiner Gegner gegründet: aber er verdarb sie durch Übertreibung; und der Gang zu dieser entsprang nicht so sehr aus seinem Charakter, der Sucht zu glänzen (?), als aus dem Bedürfnisse seines Geistes, aus allen seinen Ansichten ein Ganzes zu bilden, und dem Unvermögen desselben, sein System auf eine gelehrte und hinlänglich philosophische Weise zu bauen. Daher — fährt der Vf. fort — gar kein Zweifel ist: daß *Schw.* ein *Schwärmer*, in jedem Sinne des Wortes ein Schwärmer war.“ — So urtheilt Hr. W. über Schwonkfeld; wiewohl mit ausdrücklicher Erwähnung, daß Andere ihn anders beurtheilt haben. Wenigstens gründet sich sein Urtheil auf einen Begriff von Schwärmerey, der im Vorhergehenden hinreichend angedeutet ist; anders als so mancher modische Machtspruch über Schwärmerey und Schwärmer. Auch zollt der Vf., noch selbst nach diesem

Aussprüche, seinen Zoll der Achtung dem Manne, in dessen Seele tief und unauslöschlich jene Worte eingepägt waren: „So ihr solches wisset, selig seyd ihr, so ihr's thut!“ — 2 St. III. Sir *William Jones*; von Hn. Hofr. *Eschenburg*. Größtentheils nach Teigumouth; von einer Meisterhand, und würdig, jenes trefflichen, in jeder Hinsicht musterhaften, früh-vollendeten Mannes, der nicht lange vor dem Ende seines wohlthätigen Lebens eine Grabchrift entworfen hatte, die für eine wahre Lehrtafel gelten kann.

Ähnlich diesem Trefflichen, fast in jeder Beziehung ähnlich, erscheint in der folgenden Biographie, ein junger Mann, nah' einem Throne, und frühzeitig eines Thrones werth, aber frühzeitig hinaufgehoben in eine höhere Welt. — Dieser frühzeitig vollendete junge Mann ist: IV. *Friedrich Christ. Heinrich Ludwig, Prinz von Preussen*, geschildert von einem *Ungenannten*. „*Familien-Gemälde aus einem Fürsten-Hause*“ — ist diese Biographie überschrieben, und mit gutem Grunde; denn sie zeigt Trauer und Freude, Freude und Trauer, wiewohl diese zuletzt und im Stillen bleibend. — *Familien-Gemälde* kann sie auch in einem anderen weiteren Sinne heißen, wenn hier die große Familie, genannt die Menschheit, verstanden wird; denn ihr gehören solche Menschen, mit ihren Genüssen und mit ihren Leiden, mit ihrem Beyspiele und mit allen Erinnerungen an ihren hohen Werth. — V. *James Cook*, von einem *Ungenannten*. Nicht die Begebenheiten aus C's. späterem Leben sind der Zweck dieser Biographie; sondern die aus seiner Jugend und von seinen ersten Schritten, weil sie weniger allgemein verbreitet sind. 3. St. VI. *Benedict Spinoza*, von Hn. Pred. *Schaller*, in Magdeburg. — „Sein Charakter — sagt der Vf. S. 309 — verband die Strenge einer von der Vernunft unbedingt gebotenen Tugend mit der Milde ächter Humanität. Sein ganzes Betragen war musterhaft. Nie hat man ihn von Affecten überwältigt gesehen; seine Gleichmüthigkeit war bey allen Vorfällen unerschütterlich. Er, der so große Forderungen an sich machte, machte so geringe an Andere. Nachsicht gegen die Fehler Anderer gab ihm die Überzeugung: daß der wahre Grund davon immer in Irrthümern des Verstandes liege. Daher galt ihm Wahrheit alles; — sie hatte für ihn ein eben so lebhaftes praktisches als theoretisches Interesse“ u. s. w. — Zuletzt concentrirt sich gleichsam Alles, was der Vf. gesagt hatte, in *Jacobi's* bekannte Worte: „Sey du mir gesegnet, großer, ja heiliger *Benédictus*! Wie Du auch über die Natur des höchsten Wefens philosophiren, und in Worten Dich verirren mochtest: seine Wahrheit war in Deiner Seele, und seine Liebe war Dein Leben!“ — VII. *Herzog von Alba*, von Hn. Pred. *Ludwig*, zu Kloster Marienberg vor Helmstädt. Nach dem Vf. einer französisch-gelehrten Geschichte des Herzogs von A., Paris 1699, und dessen Vorgänger, dem Vf. einer lateinischen Biographie des Herzogs, Salamanka 1669, der nach Ori-

ginalbriefen, nach gleichzeitigen schriftlichen Nachrichten und nach der Geschichte eines Marqu. von *Astonge*, gearbeitet hatte. „Man sieht bald — sagt Hr. L. (S. 318) — daß er mehr für als wider dem Herzog ist; indeffen sucht er ihn doch nicht durchgehends zu vertheidigen, — — läßt auch den Gegnern des Herz. Gerechtigkeit widerfahren.“ Diefem Spanier ist Hr. L. größtentheils gefolgt, wiewohl mit sorgfältiger Prüfung. — 4. St. VIII. *Curt Christoph Graf zu Schwerin*, von Hn. M. *Nebe zu Crumpha*. — „Den schwersten Druck, den der unterste Soldat — — vielleicht zu leiden hat, mußte Schw. ertragen lernen. Dessen ungeachtet blieb sein Entschluß unbeweglich; und die gegenwärtige Beschwerde, indem sie den Körper abhärtete, und seinem Gemüthe die Eigenschaften der *Ertragbarkeit* und *Standhaftigkeit* gab, diente vielmehr, ihn seine Lehrjahre würdiger bestehen zu lassen, und ihn auf die nachherige Laufbahn desto vollständiger vorzubereiten.“ Und gerade „diese Periode der Vorbereitung“ ist der Theil dieser Biographie, der ihr Eigenthümliches und Vorzügliches ausmacht. Um so belehrender wird dadurch das Folgende, in welchem die Ausführung nach der Vorbereitung entwickelt wird. — Eben so treu und vielfach belehrend hat Hr. N., in No. X, auch den trefflichen H. C. von *Winterfeld* geschildert; diesen würdigen Waffenbruder des edlen Schwerin, und ihm so ähnlich an Geist und Talenten, und Güte des Herzens, wie an Schicksalen und Vollendung. — Nun gebe uns Hr. N. auch die Biographie jenes gefühlvollen Dichters, der seinen *Winterfeld* nachsang:

„Ihr Winde wehet sanft, die heil'ge Asche ruht!“ —

O wie ganz anders war es doch in jenen männlichen, durch die sanfte Gewalt der Religion des Christenthums gereinigten, veredelten, beruhigten Gemüthern, die nicht dem vergänglichen Ruhme nachjagten, der dennoch den Helden zufiel — wie ganz anders war es in ihnen, als in der unruhvollen Seele jenes Spaniers, der auch in diesem vierten Stücke zwischen Schwerin und Winterfeld erscheint! IX. *Alonso de Ojeda*, von Hn. Pred. *Niemeyer*. „Ein Gegenstück zu Colombo“ — auch in der Sammlung des Biographen — aber wie sehr verschieden von Jenem! „Dort der weise Held auf einer Entdeckungsreise; hier der unbefonnene Wagehals auf abenteuerlichen Fahrten. — — Dort die Triebfeder hauptsächlich die Ehre und Freude der Ausführung eines großen, rühmlichen, dem Vaterlande erpfießlichen, Planes; und dieser letzten Hinsicht wegen, nie ein Schritt gegen des Landes Wohlfahrt; hier die Triebfeder, ritterlich glänzende Auszeichnung für sich, und, womit dieser eigennützigen Rücksicht eine andere, sey es ein fremdes, höheres Verdienst, oder die Wohlfahrt des Vaterlandes, in Streit kommt. Verwerfung dieser letzten Rücksicht. — — Dorr Kraft und Licht; hier Gewalt und Flammen“ (S. 430). Ihm gegenüber steht, ebenfalls in diesem Stücke: XI. *Vasco Nunez de Balboa*, auch von Hn. Pred. *Niemeyer*.

gebildet — „durch Muth, verbunden mit Besonnenheit und Klugheit; (durch) Ruhmhaft, verbunden mit Freundlichkeit und Mäßigung; (durch) Fassung großer Pläne, verbunden mit unerfütterlicher Ausdauer — ganz der Mann, welcher das Südmeer entdecken, und die Thore von Mexico und Peru öffnen konnte; freylich aber auch der Mann, welcher den Neid kleiner und stolzer Seelen gegen sich aufreizen mußte“ (S. 481). Groß — läßt sich hinzusetzen — wenn er, bey dem Anblick des Südmeeres, tief unter sich, demuthavoll und dankend auf seine Kniee sankt (S. 500); groß, wenn er schuldlos leidet und stirbt (S. 512). — Gern findet man hier das Andenken an ihn, neben den Erinnerungen an *Schwerin* und *Winterfeld*. „Die heilige Asche ruht!“ — G. St...s.

PIRMA, in Comm. b. Frieße: *Leben der Kaiserin Josephine von Frankreich, Gemahlin Napoleon des I.*

### KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Berlin, b. Hayn: *Ländliche Stunden von Ernestine von Krosigk, geb. Krüger. 1806. 85 S. 8. (8 Gr.)* Diese neun Aufsätze, welche die geistreiche Verfasserin durch den Druck hier dem lesenden Publicum übergeben hat, und welche die Überschrift führen: die Natur, der Schöpfer, die Flur, der Hain, das Feld u. s. w., enthalten gefühlvolle Betrachtungen und Schilderungen ländlicher Gegenstände, mit moralischer und religiöser Anwendung, in jenem malerischen und blumigen Styl vorgetragen, den man poetische Prosa zu nennen pflegt. Sie sind fließend und mit Wärme, aber zugleich auch mit einer solchen Süßlichkeit des Gefühls und mit so verweichelichter Phantasie geschrieben, daß wir ansehen, ob wir dieser weiblichen Jugend unbedingt zur Unterhaltung und zur Erbauung empfehlen sollen, indem wir fürchten, daß sie dadurch, so edel und vortreflich auch die darin herrschenden Gesinnungen sind, nur zu sehr verzärtelt und einer leicht verführbaren Empfindsamkeit preis gegeben werden möchte. Eher sind wohl die eigenen Worte der Verfasserin hier anzuwenden: „Will der Unglückliche Trost suchen, so suche er ihn nur bey seines Gleichen, bey denen, welche kämpfen und dulden wie er.“ Denn überall, auch in den reizendsten Schilderungen, blickt hier eine leidende Miene durch, die zwar für Herzen ähnlichen Zustandes sehr wohlthuend, aber für ganz unbesorgene, heitere Gemüther gerade nicht heilsam seyn möchte, weil diese dadurch ohne sonderlichen Nutzen zu früh gewöhnt werden, die Welt und das reizvolle Leben hinter einem Trauerhor zu erblicken, der ihnen zwar frühzeitig eine gewisse sanfte Resignation, aber keine Vorsicht und Entschlossenheit gegen Gefahren, und keine rechte Frohmüthigkeit zum Genuß des sich darbietenden Glücks geben kann. Mit großem Aufwande von poetischer Beredsamkeit breitet die Verfasserin die Schönheiten der Natur vor ihnen aus, aber auch bey den frühesten Erscheinungen zieht sie das Herz mehr zum Mitleiden als zur Mißfreude hin, indem sie dabey entweder einen trüben Seitenblick auf das verdorbene Stadtleben wirft, oder sich in eine zärlliche Sympathie mit vernunftlosen, ja fast leblosen Wesen einläßt. So schließt sie z. B. die Betrachtung, welche sie über das Arndtefeld anstellt, mit dieser Ermahnung an die Landbewohner: Huren wallenden Saaten vertraute die Lerche, deren Frühlingshymne euch entzückt, vertraute die Wachtel und das schüchternste Rebhuhn die hüßlose Brut — o, wehret der Sense des Schnitters, daß sie nicht die Halmen geisig dahinnähe, welche das Obdach der unbefiederten Vögelchen waren! Für die wenigen Abren, welche ihr den schutzlosen Geschöpfen opfert, wartet eurer ein süßer Lohn feinempfindender Seelen — im künftigen Lenz ist jede Melodie der zarten Sänger, die euer Erbarmen erhielt, ein Loblied eurer Milde, und der sanfteste Engel am Throne des Ewigen lächelt auf euch, für die kleine aber gute Handlung, aus Zahren seliger Freude hervor.“ Auch

Von einem Augemeugen. 1807. 272 S. 8.

(1 Thlr. 4 Gr.)

Der Verfasser dieses Machwerks hat in einem trivialen Styl bekannte Nachrichten von der Gemahlin des französischen Kaisers zusammengetragen, Wahres und Falsches, ohne Wahl und Prüfung. Um seinen Stoff noch etwas weiter auszuspinnen, hat er auch oberflächliche Nachrichten von Napoleon, seiner Jugendgeschichte, seinen späteren Thaten, ja sogar von der Revolution des 18 Brumaire eingewebt. Das Erheblichste sind einige Anekdoten, die persönliche Verhältnisse betreffen, für deren Zuverlässigkeit wir aber keinen Bürgen weiter haben. Aus der Geschichte der letztenen Jahre hebt er besonders einige Umstände aus, die das Ceremoniel betreffen, und versichert uns, daß es eigentlich die Kaiserin Josephine sey, welche Glanz, Pracht und Etikette so sehr liebe, und der letzteren eine so mächtige Herrschaft gegeben habe. R.

mit den Pflanzen sympathisirt sie, und segnet die Seelen, die die schwachenden tranken. Das ist doch ein wenig gar zu gutmüthig! T. Z.

Penig, b. Dienemann u. Comp.: *Das Ideal. Von Karl Anton von Gruber. Auch unter dem Titel: Journal von neuen deutschen Original-Romanen. Dritter Jahrgang. Zweyte Lieferung. 1804. 232 S. 8. (12 Gr.)* Der VI. warnt selbst solche Leser, die durch einen Roman bloß unterhalten seyn wollen, und in demselben nur recht viel für ihren Thränensack suchen, vor diesem seinem Ideal, und rath ihnen, es auf die Seite zu legen. Er hat wohl daran gethan: denn für Leser dieses Schlags ist sein Buch durchaus nicht. Für Andere wird es gerade so viel Unterhaltung gewähren, als nöthig ist, um sie bey dem Nachdenken fest zu halten, und ihnen wieder gerade so viel zu denken geben; als genug ist, um die Unterhaltung nicht abzubrechen. Demungeachtet fehlt aber immer noch viel, ehe es sich des Charakters der Mittelmäßigkeit entledigt; und so deutlich sich auch an mehreren Stellen der gute Kopf aussprechen mag, so zeigt sich doch nirgends das poetische Genie. Das Ganze ist zu wenig Ideal, ein paar Gedanken und Floskeln machen es nicht. Was uns zu denken gegeben wird, ist mitunter schon etwas oft gedacht, und nicht minder oft gesagt worden; mitunter auch wohl selbst etwas undenkbar. So heißt es S. 30 von der Liebe: „O sie ist weise, die Allumfassende! — sie ist unsere Leiterin; nie wird sie, wenn wir ihrer Stimme folgen, uns auf Irwege führen. Sie zeichnet uns die Bahn des Möglichen; sie befehlt uns, still zu stehen, wo die ewigen Schranken in dem Umkreise der Schöpfung gezogen sind.“ Die Wörter *exaltirt* und *excentrisch* müssen Manches verbergen. Sp.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Berlin, in Comm. b. Maurer: *Berliner gemeinnützige Blätter zur Beförderung der Moralität und Belebung der Industrie. Für das Jahr 1804. 420 S. 4. (1 Thlr. 12 Gr.)* Wie sich aus der Inhaltsanzeige ergiebt, sind diese gemeinnützigen Blätter nichts anders, als die Abhandlungen aus der zum berliner Intelligenzblatte gehörigen, *Beilage* für das genannte Jahr. Sie verbreiten sich zum Theil wenigstens über solche Gegenstände, die für viele ein Interesse haben können, z. B. über Getreide, Mühlen und Brod; über Süßholz; Gewinnung des Salpeters in Frankreich; Papierfabrication; über die entehrende Strafe des Hundetragens und über mehrere andere historische, technologische, ökonomische und in andern Fächer einschlagende Gegenstände. Die mehresten Beyträge haben die Hn. Dir. *Achard*, *D. Aronsson*, *Medic. R. Hermsdorf*, *Prof. Heynatz*, *Feuerbau Insp. Jackmann*, *Prof. v. Hönen*, *Bred. Trenmann*, *Paul Wundsch* und *Dr. Völz* (aus Halle) geliefert. Z — d.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 APRIL, 1808.

## SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Braunes: *Beaumont's und Fletcher's dramatische Werke*, herausgegeben von Karl Ludwig Kannegiesser. I Theil. 1808. 316 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

**F**rancis Beaumont Esq., aus dem alten Geschlechte dieses Namens, ward Anfangs zu Cambridge, nachher im Inner-temple erzogen, wo er den Grund zu den Kenntnissen legte, die ihn als einen umfassenden Gelehrten seiner Zeit auszeichneten; er starb vor dem 30 Lebensjahre, und ward den 9 May 1615 in der Westminster-Abtey begraben. Er hinterließ eine Tochter, Mrs. Frances B., die 1700 in Leicesterhire gestorben ist. Diese besaß noch einige Gedichte von ihrem Vater, die aber auf der See, als sie von Irland zurückreiste, verloren gingen. Einige Jahre nach Beaumonts Tode wurde ein Büchlein gedruckt, verschiedene Gedichte unter seinem Namen enthaltend; unter anderen die Fabel der *Salmacis* aus dem Ovid, und eine freye Uebersetzung der *remedia amoris*. — John Fletcher Esq., ebenfalls in Cambridge erzogen, starb an der Pest, im ersten Jahre der Regierung Karls des I., und ward in der Kirche St. Mary Overy zu Southwark am 19 August 1625 im 49 Jahre seines Alters begraben. — Einige Schauspiele dieser beiden engverbrüderten Freunde wurden noch bey Lebzeiten der Verfasser gedruckt. Im Jahre 1647 gab Shirley die erste, aber noch unvollständige Sammlung ihrer dramatischen Werke heraus. Voran stehen Lobgedichte von ihren Freunden und Bekannten, unter denen wir die Namen der damals angesehensten Männer lesen. Ein Kupferstich von Fletcher ist dem Titel beygefügt, und das Werk dem Grafen von Pembroke zugeeignet. Die erste vollständige Folioausgabe erschien 1679, worin noch verschiedene Lobgedichte nebst einem großen Stücke des letzten Actes von *Thierry und Theoderet* hinzugekommen. — Das Räthsel, wie diese beiden merkwürdigen Männer gearbeitet haben, wird einigermaßen durch folgende Anekdote gelöst, die sich in *Winstanley's* englischen Dichtern findet. Als beide einst den Plan zu einem Trauerspiele in einem Gasthause entwarfen, hörten einige Anwesende Fletcher anrufen: „Ich nehme die Ermordung des Königs auf mich!“ Diese Worte, die dem Anschein nach auf eine erschreckliche Verschwörung deuteten, wurden ruhbar; und man machte den armen Dichtern

schon einen Proceß darüber, der ihnen hätte gefährlich werden können, wenn sie nicht zur rechten Zeit durch die Erklärung, ihr Vorhaben sey nur gegen einen Theaterkönig gerichtet, ihre Unschuld dargethan, und die drohende Gefahr von sich abgewendet hätten. — Aus dieser Nachricht sehen wir, daß beide sehr verwandten Geistes müßten gewesen seyn, und daß der Unterschied ihrer persönlichen Fähigkeiten schwerlich so bedeutend war, als uns der wunderliche *Seward* (in seiner *Abhandl. üb. B. und Fl. Genie*) einreden will, der ohne die mindeste Unterstützung historischer Zeugnisse, bloß seiner kritischen Nase vertrauend, den Charakter jedes einzelnen Dichters aus solchen Stücken, welche eine einseitige Tradition Einem allein zuschreibt, will abgezogen haben, oder wohl gar sich zutraut, genau die Stelle nachzuweisen, wo der Eine das Werk des Anderen fortzusetzen begonnen habe. Eben so wenig Autorität hat die Meinung solcher Kritiker, welche, wie *Pope* (in den Sat.), oder *Dryden* (Prolog zum Sturm), nach *Cartwright's* und *Harri's* Vorgange, Fletcher's Witz auf Unkosten Beaumont's herausstreichen, oder Beaumonts Kraft und Fülle im Gegensatze von Fletchers untergeordnetem Zupfleger-Genie. Beide gewähren uns die anmuthige Erscheinung von zwey verbrüderten Herzensfreunden, die nicht aus Bedürftigkeit des kargversorgten Geistes sich ergänzend zusammenthaten; sondern bey dem regsten Ineinanderwirken und innigen Zusammenschmelzen harmonischer Empfindungen, in der gemeinschaftlichen Gabe der Muses ein fester und fester verkettendes Seelenband finden mußten. Fletcher, der seinen Beaumont zehn Jahre überlebte, schrieb in dieser Zeit Schauspiele, die denselben Geist, dieselbe Kraft und Fülle zeigen, welche wir in den gemeinschaftlichen Werken der beiden Dichter wahrnehmen; und ist dieses wohl ein Wunder (fragen wir mit dem unbefangenen *John Berkenhead*), da er, vermöge des langen vertraulichen Umgangs, den Geist seines Freundes als ein angehöriges Erbgut mußte zurückbehalten haben?“

Wenn nun schon allein der interessante Anblick einer in der Literaturgeschichte fast beispiellosen Vereinigung zweyer, nach gleichem Zwecke hinwirkender Geistesbrüder den Werken des B. und Fl. die Theilnahme der Nachwelt auch bey anderen Nationen erregen muß: so werden uns dieselben noch um vieles merkwürdiger, wenn wir uns erinnern, daß deren Urheber Zeitgenossen des *Shakspeare* waren, des *Ben Johnson*, *Donne* u. a., daß diese Männer

unter einander in freundschaftlichen Verhältnissen lebten, in wissenschaftlichen Zusammenkünften einander begeisterten, und zu neuen Erfindungen anregten, ja sogar in ihren Arbeiten sich unterstützen, wie man denn bestimmt weiß, daß unseren beiden Dichtern Shakspeare in einigen Schauspielen hülfreichen Beystand leistete. Und haben Beaumont und Fletcher, in einem solchen Kreise, vieles hervorgebracht, was sie isolirt, und eines so wohlthätigen Einflusses beraubt, nimmermehr geleistet hätten; hat man folglich viele ihrer Schauspiele nicht einzig als Erzeugnisse ihrer Personen zu betrachten, sondern zugleich als Producte jener Zeit, jenes gesellschaftlichen Verkehrs und Austausches: so kann auch selbst des Shakspeare und Ben Johnson Studium, da auch sie in dieser und durch diese Verbindung den höchsten Gipfel ihrer Kunst erreichten, nicht anders vollendet werden, als durch genaue Bekanntschaft mit den Werken ihrer gleichzeitigen Freunde. Zwar was und wieviel jeder Theilnehmer dieses edlen Kreises fremdem Einflusse verdanke, läßt sich durch keine Kritik ausmitteln; aber, bey dem immer allgemeiner sich verbreitenden Enthusiasmus, insonderheit für Shakspeare, ist es uns nach zweyhundert Jahren noch rührend und behaglich, theils bey fremden Werken durch Stellen, die aus Shakspeares Seele geflossen scheinen, an ihn erinnert zu werden, theils in seinen eigenen Schöpfungen die Spuren einer empfänglichen Mitwelt und eines genussvollen Privatlebens ahnden zu können.

Es ist daher für uns Deutsche, die wir durch die Bemühungen unseres Goethe, Wieland, Eschenburg, Schlegel in der Würdigung Shakspeares so weit gekommen sind, daß nun auch die Engländer von uns ihren Dichter können verstehen lernen, ein wahres Bedürfnis geworden, auch mit B. u. Fl. vertrauter zu werden. Wie sehr verdient also Hn. Kannegiessers Unternehmen von Seiten des Publicums diejenige Aufmunterung, die ihm Rec. mit aller Wärme wünscht. Denn aus der gelieferten Probe scheint es, als sey Hr. K. für dieses Unternehmen gerade der rechte Mann. Kenntniß des Originals, richtiger Sinn, Gewandtheit im Ausdrucke, Beharrlichkeit, die zahlreichen Schwierigkeiten einer solchen Arbeit zu überwinden, diese Vorzüge müssen wir ihm unbedenklich zugestehn, so wenig wir auch einzelne Mängel verschweigen wollen, welche sich aus einer sorgfältigen Vergleichung ergeben haben, und welche in den nachfolgenden Bänden Hn. K's. schon gedrückte Hand allmählig wird vermeiden lernen. — Was zuvörderst die Auswahl der Stücke betrifft, so fanden wir einiges Bedenken, warum eben die *Seereise* zuerst genommen sey, die doch gewiß nicht zu den vorzüglichsten gehört. Vielleicht aber hat Hr. K. ganz richtig geurtheilt, mit diesem Stücke beginnen zu müssen, da gerade dieses durch Eschenburg (*Abth. zu Sh. Sturm*) und durch Lessing (*Laok. S. 257.*), wenigstens dem Namen und Inhalte nach, ziemlich unter uns bekannt war.

Von dem zweyten Stücke *Maid's tragedy* besitzen wir schon eine frühere prosaische Übersetzung von Gerstenberg. Kopenh. u. Leipzig 1765.

Die Seereise (von der uns schon Eschenburg eine ausführliche Inhaltsanzeige gegeben hat) mißfällt weniger in den Einzelheiten, als in der verwirrten Anordnung des Planes, indem die wichtigsten Ereignisse theils durch das blinde Spiel des Zufalls herbegeführt, theils so beyläufig und oft an so unschicklichen Stellen erzählt werden, daß man nur mit Mühe nach wiederholtem Lesen des Stück im Zusammenhange aller seiner Theile überschauen kann. Die gepriesene Ähnlichkeit mit Shakspeare's Sturm ist höchstens in zwey Charakteren und in einigen Situationen zu suchen. Die Seereise beginnt gleich dem Shakspearischen Sturme, mit einem See-sturme; die Reden der Personen auf dem Schiffe, das zu scheitern droht, sind lebendig, aber fast zu declamatorisch gegen Shakspeare's einfache Darstellung, wo wir die Gewalt des Sturmes und die Größe der Gefahr mehr in dem Thun und Treiben der Schiffsgesellschaft erblicken. B. u. Fl. *Clarinda* hat etwas von dem Charakter der Miranda, doch ist sie aus gröberem Stoffe gebildet. Vielleicht auch mag der lustige *Tibalt - du - Pont* Shakspeare's Gonzalo nachgebildet seyn; beide kommen darin überein, daß sie wackere Männer sind, und im Unglücke die gute Laune nicht verlieren, aber liebenswürdiger ist Gonzalo. Wenn endlich auch die Scene, wo der schlafenden Aminta Mord gedroht wird, der Shakspearischen nachgeahmt ist, in welcher Alonso und Gonzalo im Schlaf sollen ermordet werden, so zeigt sich auch hier Shakspeare's überlegene Meisterchaft. Denn daß Alonso und Gonzalo erwachen, wie gerade der Mord fallen soll, begreifen wir, weil ihnen *Artif. ein warnendes Liedchen ins Ohr summt*; Aminta's Erwachen dagegen im entscheidenden Momente ist nicht so begreiflich, zum mindesten hätte sie uns ihr andungsvolles Traumgesicht (wie im Sommer-nachtstraum *Hermia Act 2 am Ende*) mittheilen müssen. Die Hungerscene ist, wie schon Lessing bemerkt, übertrieben, und wird schwerlich durch Eschenburgs Gegenbemerkungen gerechtfertigt werden. Rec. wenigstens kann sich nicht vorstellen, wie „diese stark aufgetragenen Farben bey Jemandem einen erschütternden Eindruck hervorbringen können;“ ihm dünkt diese, wie jede andere Übertreibung, lächerlich, und an einigen Stellen ekelhaft. Anfangs gehen die Reden der Hungernden noch ziemlich natürlich; aber von da an, wo der Wundarzt hinzukommt, beginnt die Scene sich selbst zu perffiren. Reiner gehalten und wahrhaft rührend sind die verlebten Scenen zwischen Albert, Aminta, und Clarinda; auch der Auftritt, wo Albert auf der fruchtbaren Insel von holden Mädchen aus seiner Ohnmacht erweckt wird, und sich im Elysium von Genien umringt wähnt. Doch der Triumph unserer Dichter in der Seereise sind die launigen Stellen. Der lustige Tibalt, dem Charakter und Fertigkeit eine Art von

Autorität über seine Gefährten geben, ist meisterhaft gezeichnet, am lebhaftesten in der Scene, wo er seine verhungerte Schiffsgesellschaft unter die sanguinischen Mädchen der fruchtbaren Insel austheilt, und selbst noch das Herz der alten Rosellia, die man vorher für die Keuschheit auf Erden gehalten hat, zu erobern weifs. Wir theilen den Schluss mit, der zugleich als ein Beweis von Hn. Kannegiessers treuer Darstellung dastehen möge.

Ros. Ein jülicher Geselle! wenn ein Mann  
Mir nicht ein unausstehlich Wesen wäre,  
So könnt' ich seinen Umgang wohl ertragen.

Tib. Hier ist 'ne schöne Heerden Ziegen vor mir;  
Nur mäch' ich eine unfruchtbare haben!  
Ich mach' es gerne mit, doch lieb' ich nicht,  
Mich zu bekündern. Wie ein Großkultan  
Spazir' ich im Serail,  
Kuck' im Vorübergeh'n sie an und ziehe  
Mein Schnupfuch, und nachdem die Wahl getroffen,  
Geb' ich es so von mir.

Ros. An mich?

Tib. An dich.  
Und so hat Jeder nun sein Theil, d'rauf los,  
Ihr hungrigen Gesellen!

Ab. O vornehmlich!

Ros. Bey allen Heiligen,  
Es macht mich lächeln, meiner Angst zum Trotz.

Clar. Ein sonderbarer Kampf ist zu bemerken  
Bey meiner Mutter zwischen Freud' und Zorn.

Tib. Nicht spröde! sey die Herrin eures Wortes,  
Ich muß und will euch haben.

Ros. Vernünftig, Narr! Ach leider bin ich alt!  
Kann eine Mutter Funfzig dir genügen?

Tib. Laß das nur gut seyn, meine Praxis kennt  
Ganz gute in den Sechzigern und drüber,  
Zudem ist heißes Wetter,  
Und Männer von Erfahrung scheu'n das Fieber!  
Vorsichtige Diät wirkt dann am besten;  
Eu'r Julip, eu'r Guajacum und Prunellen,  
Waidwasser etwa oder Kampferpillen  
Sind gegen eine alte Mutter nichts.  
Ein junger Magen fodert immer noch,  
Wenn nichts mehr da ist, ihm das Maul zu stopfen;  
Und glaube mir, ich bin nicht uererschöpflich!  
Lacht nur, ja lacht, ihr lieben Leute, lacht!  
Ich schlaf' und mache Feyertag, wenn ihr  
Noch, bis das Herz knackt, in den Minen grabt.

Ros. Ein toller Kerl! Topp, Bursch', ich schlage ein.

Zur Vergleichung wird dieß Stück vom Original  
hinreichen.

Ros. Be advis'd, fool, alas I am old;  
How canst thou hope content from one that's fifty.

Tib. Never talk on's; I have known  
Good ones at threescore and upwards;  
Besides the weather's hot; and men  
That have experience, fear Fevers.  
A temperate diet is the only Physick.  
Your Julips, nor Guajacum, nor Prunellos.  
Camphire pills, nor Good-water,  
Come not near your old Woman;  
Knavish stomachs are still craving,  
Though there be nothing left to stop the mouth's with;  
And believe me, I am no frequent giver of those boun-

Loath on, loath on, good Gentlemen do,  
I shall make holiday and sleep, when you  
Dig in the mines till your hearts ache.

Die Lüfternheit der drey Mädchen (Act. 4), die sogar dem Schiffspatron zu derbe dünkt, übergehen wir mit Stillschweigen. Am Schlusse, wo jeder Topf seinen Deckel findet, lesen wir mit Bedauern:

Wenn wir uns ausgeruht, so wollen wir  
Ein jeder heim in seine Wohnung kehren.

Wie viel schöner, wenn die ganze Gesellschaft auf der Insel geblieben wäre, und sie aus einem weiblichen Kloster in eine anmuthige Insel Felsenburg angeschaffen hätte!

In einem edleren Style ist die *Brant* (*Maid's tragedy*) gedichtet: Amintor, ein junger Edelmann, hat sich mit *Aspasia*, der Tochter des *Callianax*, verlobt, wird aber vom Könige vermocht, ein anderes Mädchen, des Königs geheime Buhlerin, zur Ehe zu nehmen, damit diese für ihre Kinder einen Vater aufzuweisen habe, und der Schein des Anstandes gerettet werde. In der Brautnacht entdeckt die verlobte *Evadne* ihrem Bräutigam das schreckliche Geheimniß. Mit besonderer Kunst haben hier die Dichter durch lüsterne Andeutungen des Lesers ganzes Interesse auf die Brautnacht gespannt, wodurch der tragische Effect der Ankündigung, daß Amintor, nach dem Willen des Königs, nur Scheingemahl der *Evadne* seyn solle, um vieles verstärkt wird. Furcht vor öffentlicher Schande bewegt den Amintor, nachdem die erste Leidenschaft ausgelebt hat, sich in sein Schicksal zu ergeben, und es vor den Augen der Welt zu verbergen. Dennoch bemerkt *Melantius*, der *Evadne* Bruder, seinen geheimen Gram, und entlockt ihm durch die Macht der Freundschaft sein Geheimniß. *Melantius*, empört von Zorn und Rache, sucht, will seinen Freund zu einer kühnen That gegen den König bewegen; doch da dieser vor dem Gedanken eines Königsmordes zurückbebt, so zwingt *Melantius* seine eigene Schwester zu dem Geständniß ihres Verbrechens und zu dem Entschlusse, den König zu ermorden. Um nach der That eine sichere Zuflucht in der königlichen Festung zu haben, sucht *Melantius* deren Befehlshaber, den *Callianax*, zu gewinnen. Dieser höchst originelle, drollig-naive alte Schwächling entdeckt zwar dem Könige den ganzen Plan; wird aber, vor den Augen des Hofstaates, mit seinem Geheimnisse zum Gespötte gemacht, und thut am Ende alles, was er soll. Der Charakter des *Callianax* gehört zu den wesentlichen Schönheiten des Stückes; er ist ein alter Murrkopf, eigenfinnig, trotzig, aber zugleich schwach wie ein Kind: *Evadne* erstickt den König auf dem Bette seiner Sünden; *Melantius* erhält Vergebung vom neuen Könige; *Evadne*, welche auch nach ihrer Heldenthat Amintors Leidenschaft nicht zu entzünden vermag, entleibt sich selbst, und auch Amintor tödtet sich, nachdem er die *Aspasia*, die, als Jüngling verkleidet, zum Zweykampf ihn reizt, um von seiner Hand zu

sterben, verwundet und getödtet hat. Dafs auch Melantius stirbt, ist vielleicht als Fehler des Stückes zu tadeln. Der sanfte, höchst tragische Charakter der Aspasia, der gegen die sündlichere, doch des Edlen noch empfängliche Natur der Evadne vortreflich absteht, hätte vom Dichter noch mehr können hervorgehoben werden. Bey einer Bearbeitung für die Bühne, der vielleicht die freyen Situationen entgegen feyn möchten, müßte hierauf Rücksicht genommen werden.

Die Übersetzung ist treu, lebhaft, präcis, elegant, durchaus frey von Modeausdrücken, wie diese schon die ausgehobenen Stellen beweisen, welche zu vermehren wir uns ungern versagen. Hr. K. versteht die verschiedenartigsten Töne, der fröhlichen Laune, wie der Schwermuth, der Ruhe, wie der Leidenschaft, mit Leichtigkeit und Wahrheit nachzusprechen. Manchmal mußte er von der wörtlichen Treue abweichen. *Seer*. S. 34 ist *here's Herb-graceless* vortreflich übersetzt durch: „hier ist Marien-hungerstroh.“ Denn dies Kraut (*sedum sexang.*), das dürren Boden liebt, mochte immerhin auf der Hungerinsel anzutreffen feyn. Auch *Act. 4* ist der Scherz mit *Salt Eels* recht gut durch „gespickte Beutel“ gegeben. — Aber *Seer*. p. 34:

*Fr. Oh, I am hungry, and hurt, and weary*  
*Tib. Here's a Pefle of a Portigue, fr;*  
*'tis excellent meat, with four sonce.*

hat Hr. K. sich durch folgende Übersetzung:

*Tib. (auf Morillat zeigend) Hier ist ein abgezehrter Hasenfuss*  
*Ein trefflich Schangetricht in saurer Brüh.*

lustig genug aus der Noth geholfen. *Pefle of a Portigue* bedeutet eher alles, als das Übersetzte, und diesmal mußte der arme Morillat des Übersetzers Unkunde entgelten. Aber wer soll diese Unkunde wegräumen, da selbst geborene und belebte Engländer *Rec.* über die eigentliche Bedeutung dieses Ausdrucks nicht belehren konnten. Wahrscheinlich ist *Portigue* ein verstümmeltes Wort aus einer fremden Sprache; so wie denn unsere Vff. mitunter spanische und portugiesische Worte in ihre Sprache aufnehmen. — Auch bey dem „*ledernen Patron mit holden Schönen*“, der den *leather'd Captains, with Lady's to adore* entsprechen soll, ist dem *Rec.* etwas unheimlich geworden. — Dafs in der Braut im 2 und 3 Acte mehrere Zweydeutigkeiten ausgelassen sind, müssen wir billigen; auch aus der Seereise durfte immerhin noch einiges gestrichen werden. Manchmal aber fehlt etwas ohne Noth, oder wohl gar den Zusammenhang unterbrechend. Sogleich im Anfange der Braut die Worte Cleons: *See, good my Lord, who is return'd!* — S. 168 der Übers. fehlen im Maskenspiele 10 Verse von der Rede der Cinthia, die wir um des Schlusses willen ungern vermiffen. S. 200 in der Rede der Aspasia sind die Worte *Lovers*,

*such as speak truth, and dy'd in't*  
 die wahrhaft blieben bis zum Tod.

viel zu schwach gegeben, und die folgende schöne Zeile:

*And like me believe all falsehood and be miserable*

ganz ausgelassen. — *A man so young*, „solchen Jüngling“ S. 152 ist undeutlich. So auch *binding word*, Bundeswort-S. 192. — S. 203 gebietet Aspasia nicht eine *Furie* auf das Schiff des Theseus zu sticken, sondern, was weit nachdrücklicher ist, *a fear*, ein Schrecken; — *continual furies* sind nicht „enge (?) Brandungen“, sondern „unaufhörliche Schläge der Furcht.“ — Auch sind die melancholischen Ausdrücke *sad*, *mournful*, *grief* etc. und die zärtlichen, besonders *wench*, *poor wench*, *dear Melantius* u. a. nicht überall glücklich wiedergegeben. Solche Beyspiele mögen hier stehen, um Hn. K. für die folgenden Bände eine noch genauere Sorgfalt auf Kleinigkeiten zu empfehlen.

Als Verskünstler stehen B. und Fl. weit unter Shakspeare; die Seereise ist so schlecht verfertigt, daß man beynahe glauben muß, sie sey stellenweis in Prosa geschrieben, und von späterer Hand erst ganz in Verse abgesetzt worden. Hier hat die Übersetzung bedeutende Vorzüge. In den hochpoetischen Stellen ist der Jambus durchaus rein gehalten; wo die Diction der geselligen oder humoristischen Sprache sich zur Prosa neigt, hat sich der Übersetzer oft mit einem jambusähnlichen Rhythmus begnügt, und gewiß würde auch die Rede eines Callianax oder Tibalt mit dem feyerlichen miltonischen Verse sonderbar contrairt haben. In solchen Stellen düstern auch vierfüßige und dreyfüßige Verse oder einzelne überzählige Jamben zugelassen werden. Doch möchten wir Hn. K. bitten, darin weder den Zufall noch die Bequemlichkeit walten zu lassen, sondern jedesmal sein Gefühl zu befragen, ob hier oder dort für solche Vergünstigung der rechte Ort sey. In der 8 und 24 Zeile der von uns ausgehobenen Stelle thut der dreyfüßige Jambus eine gute Wirkung, da die Farbe des Gedankens eine Unterbrechung oder vielmehr ein plötzliches Abbrechen des rhythmischen Fortganges fast erfordert. Aber nicht so im 13 Verse, wo der Hörer sich den Halbvers aus der folgenden Zeile ergänzt, und notwendig aus dem jambischen Rhythmus herauskommen muß. — Noch wünschen wir für die künftigen Bände die weiblichen Versausgänge vermindert; und eine sorgfältigere Correctur, besonders in der Interpunction.

Der Fortsetzung dieses Werks sehen wir verlangend entgegen. Wolte uns Hr. K. auch mit einer Abhandlung beschenken, und Beaum. und Fletcher neben Shakspeare und Ben Johnson unparteyisch würdigen: so würde er sich ein zweytes Verdienst erwerben. Wir besitzen zwar schon eine ähnliche Schrift von Th. Seward; allein diese ist theils einseitig, theils grenzenlos abgeschmackt. Was Gervaseberg über Beaum. u. Fl. gesagt hat, ist vortreflich; aber warum mußte dieser geistreiche Kenner der englischen Tragiker so schnell verstummen?

Zum Schluß können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß eine solide Buchhandlung einen neuen Abdruck der B. und Fletcherischen Schauspiele unternehmen möge. Wie wenige Deutsche sind, die Beaum. und Fl. kennen! und daran ist größtentheils der Mangel an Exemplaren Schuld. Aber wir dürfen nicht länger kalt seyn gegen Männer, die mit Shakspeare so eng verbunden lebten, in deren Schriften vielleicht noch manches das Shakspeares Eigenthum ist, verborgen liegt. Ein solcher Abdruck müßte nach der londoner Ausgabe von 1773 besorgt werden, die bis auf einige unnütze Conjecturen sehr correct ist; vor allem aber müßte ein Mann von Kenntniß und Gewissenhaftigkeit die Correctur besorgen, daß der Käufer schon im Voraus vor einem incorrecten Abdrucke sicher wäre, was bey unseren deutschen Ausgaben von englischen Classikern leider! so selten der Fall ist.

D. A. E.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 25 A P R I L 1808.

## M A T H E M A T I K.

PARIS, b. Duprat: *Traité de mécanique céleste*, par P. S. Laplace, membre du Sénat conservateur, de l'Institut nationale et du Bureau des Longit. de France. Tome III. 1802. XXIV u. 303 S. Tome IV. (Paris b. Courcier,) 1805. XL und 347 S. 4.

Hiezu gehört als Supplement:

PARIS, b. Courcier: *Théorie de l'action capillaire*, par P. S. Laplace, chancelier du Sénat conservateur, Grand-Officier de la Legion d'Honneur etc. 1806. 65 S. 4 und 1 Kupfer.

Ebendaf.: *Supplément à la théorie de l'action capillaire*, par P. S. Laplace, chanc. du Sénat conserv. etc. 1807. 78 S. 4.

Eine Anzeige von einem Werke, wie das gegenwärtige, kann nicht die Absicht haben, die Kenner der Wissenschaft auf dasselbe aufmerksam zu machen, oder sie von dem, was sie darin zu suchen haben, zu unterrichten; denn dazu würde sie zu spät kommen. Die Absicht dieser Anzeige kann noch weniger die seyn, einzelne Sätze zu beurtheilen, und so das ganze Werk einer kritischen Untersuchung zu unterwerfen; denn, wenn auch ein Rec. sich hiezu berufen glaubte, so würde doch eine solche Kritik zu viel Raum einnehmen, um für ein Journal zu passen, welches die gesammte Literatur zu seinem Gegenstande hat. Wir glauben daher unserer Pflicht auf die möglichst beste Weise nachzukommen, wenn wir nur von einigen besonders wichtigen Abschnitten den Inhalt so darzustellen uns bemühen, daß er auch für den weniger geübten Mathematiker, und selbst den Dilettanten verständlich und interessant ist; aus den übrigen Abschnitten aber bloß die auffallendsten Entdeckungen und Bemerkungen ausheben, und den Inhalt dieser Abschnitte nur flüchtig berühren.

Der Vf. hatte in den beiden ersten Bänden dieses Werkes, welche er als ersten Haupttheil desselben zusammenfaßt, die allgemeinsten Gesetze der Bewegung, die Theorie der von den anziehenden Kräften abhängenden Bewegung der Schwerpunkte der Himmelskörper, die Untersuchungen über die Figur der Weltkörper, über die Ebbe und Fluth, und über die Umdrehung der Himmelskörper um ihre eigenen Schwerpunkte, in 5 Büchern abgehandelt. Die beiden vor uns liegenden Bände machen nun den zwey-

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

ten Haupttheil aus, und enthalten die Anwendungen der vorigen allgemeinen Theorien auf die einzelnen Himmelskörper, und außerdem noch andere, zur Astronomie gehörige Untersuchungen, welchen letzteren als Beylage die Theorie der Haarröhrchen angehängt ist. Der Vf. macht uns aber Hoffnung, daß er in einer weiteren Fortsetzung auch noch genauere Untersuchungen über die neu entdeckten Planeten Ceres und Pallas liefern werde, wenn nur erst durch fortgesetzte Beobachtungen die Elemente ihrer Bahnen mit mehr Genauigkeit bestimmt seyn werden.

*Sechstes Buch.* Theorie der Bewegungen der Planeten. Die Hauptformeln hiefür enthält schon das zweyte Buch; indess sind dort in den entwickelten Reihen einige Glieder, als sehr klein, weggelassen, welche gleichwohl in gewissen Fällen merklich werden. So klein nämlich auch die Excentricitäten und die Neigungen der Planetenbahnen gegen einander sind, (bey den länger bekannten Planeten nämlich, von denen allein der Vf. für jetzt redet): so giebt es doch in jenen Reihen einige Glieder, welche von den höheren Potenzen dieser kleinen Größen, oder auch von den Quadraten der ebenfalls sehr kleinen Perturbations-Kräfte abhängen, dennoch aber wegen der Kleinheit ihrer Divisoren nicht so unerheblich werden, als man wegen jener sehr kleinen Coefficienten vermuthen könnte. Besonders findet dieß bey den gegenseitigen Störungen des Jupiter und Saturn Statt, weil ihre mittleren Bewegungen fast genau commensurabel sind, indem ihre Umlaufzeiten sich sehr nahe, wie 2 zu 5 verhalten, und bey diesen können die Glieder, welche  $5^n - 2^n$  im Divisor enthalten, noch merklich werden, wenn sie auch von der fünften Potenz der Excentricitäten abhängen. Aus diesen Betrachtungen erklärt es sich, warum die großen Ungleichheiten in der Bewegung dieser beiden Planeten so sehr lange nicht in Übereinstimmung mit den Tafeln, die hierauf nicht Rücksicht genommen hatten, zu bringen waren. — Merkwürdig ist noch in diesen ersten Abschnitten die Bestätigung des Satzes, daß die Excentricitäten und Neigungen der Planetenbahnen immerfort sehr klein bleiben müssen, so wie sie es gegenwärtig sind, nämlich der Beweis, daß dieser Satz noch richtig bleibt, wenn man auch auf die Secular-Ungleichheiten, und die eben erwähnten Glieder der Formeln Rücksicht nimmt. Bey diesen Untersuchungen über die sehr geringen Perturbationen, welche Einfluss auf die Bewegung der Planeten haben, bietet sich auch die Frage dar, ob die sphäroidische Gestalt der Sonne bey

der Bewegung der Planeten in Betrachtung zu ziehen sey. Die Theorie giebt an, daß sie eine kleine Verrückung der Axe, der Bahnen, und der Knoten-Linien bewirken müsse; aber die Berechnung der Zahlenwerthe dieser Perturbation ergiebt, daß sie selbst bey Mercur höchst unbedeutend ist, und bey den übrigen Planeten noch weit geringer. — Den größten Theil dieses sechsten Buches füllen die Anwendungen auf die einzelnen Planeten aus, nämlich die Berechnung aller Zahlenwerthe, deren man bey der Verfertigung äußerst genauer Tafeln für die Bewegung aller Planeten bedarf. Der Vf. rühmt die Sorgfalt, mit welcher Hr. *Bouvard* diese schwierige Arbeit ausgeführt habe, und hofft durch sie den Grund zu noch weit genaueren Tafeln, als die bisherigen sind, gelegt zu haben. Insbesondere versichert er, daß die Jupiters- und Saturns-Tafeln, welche bisher zuweilen noch gegen 40 Min. von der Wahrheit abwichen, nach diesen verbesserten Formeln nie um mehr als 1 Min. fehlerhaft seyn werden. (Man muß hiebey bemerken, daß Hr. *Laplace* der neuen Eintheilung des Quadranten folgt, wo also 1 Min. wenig über  $\frac{1}{2}$  Min. des Sexagesimaltheils beträgt.)

*Siebentes Buch.* Theorie der Bewegung des Mondes. — Obgleich die Genauigkeit der Mondstafeln durch *Mayer's*, *Mason's* und *Bürg's* Bemühungen schon sehr weit gebracht war: so fehlte es bisher doch noch immer an einer Theorie, welche die Gründe der vielen Ungleichheiten in der Bewegung des Mondes nachwies, für welche jene Astronomen die Gleichungen nur aus den Beobachtungen hergeleitet hatten. Des Vfs. Bemühen ging daher vorzüglich dahin, durch eine äußerst sorgfältige Entwicklung der aus der Theorie des Schwerkrafts sich ergebenden Gleichungen zu zeigen, daß jene empirisch gefundenen Ungleichheiten des Mondlaufes wirklich alle aus der allgemeinen Theorie der anziehenden Kräfte abgeleitet werden können. Diese Untersuchung bietet mannichfaltige Schwierigkeiten dar, weil die Reihen, durch welche die Bewegung des durch Erde und Sonne angezogenen Mondes ausgedrückt werden, wenig convergiren, und manche Glieder, die sehr kleine Coefficienten enthalten, doch nicht übersehen werden dürfen, weil sie durch die wiederholten Integrationen Divisoren bekommen, welche sehr klein sind. Um die Übereinstimmung der Theorie mit der Beobachtung oder mit *Mayer's* und *Bürg's* Tafeln und Gleichungen zu prüfen, brachte der Vf. die letzteren auf einerley Form mit seinen Gleichungen, und verglich die Coefficienten; er fand, daß die Coefficienten der theoretisch bestimmten Gleichungen nur sehr wenig von denen in *Mayer's* und noch weit weniger in *Bürg's* empirischen Gleichungen abweichen, und daß wirklich alle empirisch bestimmten Ungleichheiten gänzlich aus der Theorie der Schwerkraft erklärt werden. Hr. *L.* bemerkt, daß die Übereinstimmung der Theorie mit der Erfahrung noch größer seyn würde, wenn man in den theoretischen Formeln sich nicht enthalten, die Größen der fünften Ordnung (welche an

Kleinheit ohngefähr der fünften Potenz des Verhältnisses zwischen der mittleren Bewegung der Sonne und des Mondes gleich sind) zu vernachlässigen. — Sehr interessant ist die Bemerkung, daß man aus lange fortgesetzten, sehr genauen Beobachtungen die Figur der Erde wird bestimmen können. Es giebt nämlich zwey Ungleichheiten in der Bewegung des Mondes, welche von der sphäroidischen Gestalt der Erde herrühren, und die daher anders ausfallen müssen, je nachdem die Erde mehr oder minder von der Kugelgestalt abweicht. Die bisherigen Beobachtungen dieser Ungleichheiten ergeben die Abplattung der Erde  $= \frac{1}{367}$ . Dieses weicht zwar etwas von der aus den Pendelbeobachtungen hergeleiteten Figur ab; aber H. *L.* glaubt, daß man vielleicht Ursache habe, die aus der Bewegung des Mondes gefolgerte Abplattung als richtiger anzunehmen, da hier Irregularitäten in der Gestalt der Erde nicht so großen Einfluß haben, als bey den auf der Erdoberfläche angestellten Beobachtungen, die man doch nie bis nahe an die Pole erstrecken kann.

Auch die schon lange aus Beobachtungen geschlossene Beschleunigung der mittleren Bewegung des Mondes erklärt sich jetzt, da man findet, daß nicht allein sie, sondern auch die mittlere Bewegung des Mondesperigäum und der Mondknoten von der Abnahme der Excentricität der Erdbahn abhängt. Das erstere Phänomen hätte sich aus einem Widerstande des Äthers, in welchem die Himmelskörper sich vielleicht bewegen, erklären lassen; aber die Abnahme der mittleren Bewegung der Erdnähe und der Knoten stimmte mit dieser Erklärung nicht überein, und so findet sich also je mehr und mehr, daß man keiner Hülfshypothesen bedarf, sondern daß alle himmlischen Bewegungen einzig und allein aus der, nach dem Quadrate der Entfernung abnehmenden, anziehenden Kraft erklärt werden müssen. — Die Vergleichung der älteren und neueren Mondesbeobachtungen zeugt auch für die Unveränderlichkeit des Tages. Denn hätte die Länge des Sterntages sich auch seit Hipparchus Zeit nur um  $\frac{1}{100}$  Sec. geändert, so würde hiedurch in die mittlere Bewegung des Mondes eine Seculargleichung eingeführt, welche mit der Erfahrung nicht bestehen kann.

Dies sind nur einige der Hauptpunkte, welche sich aus den äußerst verwickelten Formeln ergeben, deren Betrachtung und Auflösung dieses Buch enthält.

*IV. Band. Achstes Buch.* Theorie der Satelliten des Jupiter, Saturnus und Uranus. Die Betrachtung dieser kleinen Planetensysteme ist unter anderen deswegen sehr interessant, weil man hier im Kleinen und in schnell ablaufenden Perioden alle die Ungleichheiten wieder findet, welche im Systeme der Hauptplaneten vorkommen, dort aber wenig merklich sind, weil die Perioden der Ungleichheiten viele Jahrhunderte lang sind. Ausser den eigentlichen Untersuchungen über die Bewegung dieser Monde enthält das 7te Capitel allgemeine Formeln für die Oberfläche des Schattens, welchen ein dunkler Kör-



per von willkürlicher Gestalt wirkt, wenn er von einem leuchtenden, dessen Gestalt ebenfalls willkürlich ist, beschienen wird. Man findet diese Oberfläche, wenn man sich eine Ebne denkt, welche ihre Lage immerfort so ändert, daß sie beständig eine Tangentialebne sowohl des leuchtenden, als des erleuchteten Körpers bleibt. Die Oberfläche des Schattens gehört allemal zu der Classe der abwickelbaren (developpablen) Oberflächen. Hr. L. widmet hier vorzüglich dem Falle nähere Aufmerksamkeit, da der leuchtende Körper sphärisch, der erleuchtete sphäroidisch ist, um daraus die Dauer der Finsternisse der Jupitersmonde zu bestimmen.

*Neuntes Buch Theorie der Kometen.* Die Schwierigkeit der Berechnung der Störungen, welche die Weltkörper in ihrem elliptischen Laufe um die Sonne durch die anziehende Kraft anderer Weltkörper leiden, wird bey den Planeten dadurch um vieles vermindert, daß ihre Bahnen so wenig excentrisch, und so wenig gegen einander geneigt sind, daß man die höheren Potenzen der Excentricitäten und Neigungen als unbemerkt klein betrachten und weglassen konnte. Die Theorie der Kometen bietet weit größere, für die jetzigen Kräfte der Analysis nicht gänzlich zu hebende Schwierigkeiten dar. Um die Betrachtung der Perturbationen, welche von den Planeten in der Bewegung der Kometen herrühren, einigermaßen zu erleichtern, kann man die drey Hauptfälle, jeden besonders, untersuchen. In dem ersten Falle, wenn der Komet der Sonne viel näher ist, als dem Planeten, dessen Einfluß man untersucht, ist der letztere fast unmerklich und die Bewegung des Kometen fast genau elliptisch. Der zweyte Fall findet Statt, wenn der Komet sehr weit von der Sonne entfernt ist: — alsdann bewegt er sich beynahe so, als ob er von dem gemeinschaftlichen Schwerpunkte der Sonne und des Planeten angezogen würde durch eine Masse, welche der Summe dieser beiden Massen und der des Kometen gleich ist; er beschreibt also eine elliptische Bahn um diesen Schwerpunkt. Die Bahn eines Kometen ist also eine veränderliche Ellipse, deren Elemente, während einer Umlaufsperiode, nicht dieselben bleiben; man muß daher Regeln aufsuchen, um aus den Elementen für eine gewisse Epoche und aus den störenden Kräften die Elemente der Bahn für jeden andern Zeitpunkt zu bestimmen. Besonders wichtig ist die Untersuchung, welchen Einfluß diese Perturbationen auf die Zeit eines ganzen Umlaufes haben, und Hr. L. giebt Regeln an, wie man dieses z. B. für den Kometen von 1759, dessen ganze Umlaufszeit von 1682 bis 1759 bekannt ist, bestimmt. Man darf hiebey nicht übersehen, daß die mittlere Bewegung des Kometen in jedem Augenblicke eine andere ist, nämlich diejenige, welche für die Ellipse ist, deren Bogen der Komet eben jetzt beschreibt; die ganze Umlaufsperiode ergiebt also gleichsam nur einen mittleren Werth der gesamten mittleren Bewegungen; statt daß der wahre Werth der mittleren Bewegung für jeden Punct der Bahn angebt, wie

groß die Umlaufszeit seyn würde, wenn der Komet fortwährend auf derjenigen Ellipse förtließe, deren Element er gerade jetzt beschreibt. Da man die jetzmaligen Elemente der Bahn nicht ganz allgemein bestimmen kann (wegen der Unvollkommenheit unserer Analysis): so muß man die Rechnung stückweise vornehmen, und die Änderung der Elemente nach und nach für jeden Grad, um welchen die excentrische Anomalie wächst, besonders suchen; allenfalls auch wo es nöthig ist, nämlich für den Theil der Bahn, wo der Komet einem Planeten am nächsten kömmt, diese Rechnung bey jedem halben Grade Änderung der excentrischen Anomalie wiederholen. Auf diese Weise, glaubt Hr. L., könne man die Zeit, wenn der Komet von 1759 sein Perihelium wieder erreichen wird, bis auf wenige Tage genau voraus berechnen. Doch lasse die über die Masse des Uranus noch obwaltende Ungewißheit keine völlig strenge Genauigkeit zu, und die Beobachtung der Rückkehr dieses Kometen werde dienen können, die Masse des Uranus genauer kennen zu lernen. Ausser jenen beiden Fällen kann auch noch der vorkommen, daß der Komet überaus nahe an einem Planeten vorbeigehet, und dann kann der Planet, besonders wenn es Jupiter ist, eine gänzliche Veränderung der Bahn des Kometen bewirken. Um in einem solchen Falle mit einiger Leichtigkeit die Einwirkung des Planeten zu berechnen, kann man eine Wirkungs-Sphäre des Planeten festsetzen, und vor dem Eintritt in dieselbe die Wirkung des Planeten, hingegen nach dem Eintritte in dieselbe und bis zum Austritte aus derselben die Wirkung der Sonne bey Setze setzen. Dieses ist wenigstens als erste Annäherung genau genug, und es macht nicht so sonderlichen Unterschied, ob man die Grenzen jener Wirkungs-Sphäre etwas enger oder weiter annimmt. Diese Betrachtungen, die man nur dann anzuwenden braucht, wenn der Komet einem Planeten ungewöhnlich nahe kömmt, scheinen sehr befriedigende Aufschlüsse über den Kometen von 1770 zu geben. Bekanntlich stimmten die Beobachtungen dieses Kometen mit keiner parabolischen Bahn überein, und schon *Lexel* und auch nachher *Burkhard* fanden eine elliptische Bahn, welche der Komet in 5 $\frac{1}{2}$  Jahren durchlaufen müßte, wöbey aber die Frage entstand, warum man denn diesen Kometen nie vorher und nie nachher gesehen habe. Die nähere Untersuchung, welche Hr. *Burkhard* über diesen Kometen angestellt hat, ergiebt, daß er 1767 sehr nahe am Jupiter vorbeigegangen war, und also seine Bahn eine starke Änderung erlitten haben mußte. Nimmt man nun beym Austritte aus Jupiters Wirkungsphäre die Elemente der Bahn so an, wie die Beobachtungen von 1770 sie ergeben: so kann man berechnen, wie die Bahn vor der Ankunft in Jupiters Nähe beschaffen seyn mußte, um durch seine Einwirkung in die gegebene Bahn umgestaltet zu werden. Diese Rechnung lehrt, daß der Komet sich vor dem Jahre 1767 in einer Bahn bewegte, deren halbe Axe ungefähr = 13,3 war, (den mittleren Abstand derr

Erde von der Sonne = 1 gesetzt,) und dafs sein kleinster Abstand von der Sonne = 5, 1 betrug, in welcher Entfernung er den Erdbewohnern nie sichtbar werden konnte. Nach dem J. 1770 hätte der Komet zwar im März 1775 wieder erscheinen sollen; aber um die Zeit seiner Sonnennähe befand er sich, von der Erde her gerechnet, gerade jenseits der Sonne, und konnte also nicht gesehen werden. Die fernere Rechnung aber zeigt, dafs er im J. 1779 abermals ganz nahe am Jupiter vorbeiging, und dafs dadurch seine Bahn eine solche Änderung leiden mußte, dafs sein Abstand in der Sonnennähe wieder auf 3,33 stieg, (statt dafs dieser perihelische Abstand im Jahre 1770 nur 0,67 betrug,) und nach den Beobachtungen ist zu schliessen, dafs auch bey einer solchen Entfernung von der Erde und Sonne der Komet uns nie sichtbar werden kann. Dieser nämliche Komet kam 1770 auch der Erde sehr nahe: indess konnte die Einwirkung dieser seine Umlaufszeit doch nur um zwey Tage abkürzen; der Komet dagegen hat weder auf die Bewegung der Erde, noch auf die Bewegung der Jupiters-Monde, zwischen welchen er durchgegangen ist, die mindeste Wirkung geüßert, daher seine Masse äusserst unbedeutend seyn mußte.

*Zehntes Buch.* Über verschiedene Gegenstände, die Beziehung auf astronomische Untersuchungen haben. 1 und 2 Cap. Von der astronomischen und terrestrischen Refraction. Wenn man das Licht als bewegte Körperchen betrachtet, auf welche die Theilchen des Medium, worin es sich fortpflanzt, anziehend wirken: so findet man für die Bahn des Lichttheilchens in der Atmosphäre eben die Gleichung, wie bey anderen gegen einen Mittelpunct angezogenen Körpern. Diese Gleichung hängt hauptsächlich ab von dem Gesetze, nach welchem die anziehende Kraft der Lufttheilchen auf das Licht wirkt, und es scheint hierin, da dieses Gesetz, (wie nämlich die Anziehung in der Entfernung abnimmt,) unbekannt ist, eine Hauptschwierigkeit bey dieser Untersuchung zu liegen. Wendet man indess die Untersuchung auf den Fall an, da der Lichtstrahl in ein Medium führt, welches durch eine Ebene begrenzt ist: so findet man, dafs es blofs nöthig ist, die gewifs richtige Voraussetzung anzunehmen, dafs jene Anziehung nur auf äusserst geringe Distanzen merklich sey, und dafs man alsdann die weitere Bestimmung, wie die anziehende Kraft von der Entfernung abhängt, gänzlich bey Seite setzen könne. Da nämlich die Krümmung des Lichtstrahls bey dem Eintritte in das neue Medium gleichsam nur in einem Punkte Statt findet: so erlangt das Integral, welches diese Änderung der Richtung des Lichtstrahles ausdrückt, schon in einer äusserst kleinen Entfernung von der Ebene, welche das Medium begrenzt, einen beständigen Werth, und blofs diesen Werth, der sich aus der Beobachtung bey jedem Medio bestimmen läßt, braucht man zu kennen. Diese Betrachtung führt auf theoretischem Wege zu der Regel, dafs bey dem Ubergange in dasselbe Medium der Sinus des Einfallswinkels zum Sinus des gebrochenen

Winkels ein beständiges Verhältniss hat; und bestimmt die Grenzen, bey welchen der Strahl nicht in das andere Medium übergeht, sondern anscheinend reflectirt wird, wobey die Theorie noch einen Unterschied zeigt, in welchen Fällen der Strahl das zweyte Medium gar nicht erreicht, und in welchen Fällen er es nur eben erreicht und gleich in dasjenige zurückgeht, welches er nur eben verliess. Die Theorie giebt zugleich einen Ausdruck für die Änderung der Geschwindigkeit des Lichttheilchens bey dem Ubergange in ein anderes Medium und zeigt, dafs der Sinus des Einfallswinkels sich zum Sinus des gebrochenen Winkels verhalte, wie die Geschwindigkeit des Lichtes nach seinem Eintritte in das zweyte Medium, zu der Geschwindigkeit, welche es vor dem Ubergange hatte. Dieses Verhältniss hängt nicht allein von der Dichtigkeit des Medium ab, also nicht blofs von der Menge und Nähe der anziehenden Theilchen, sondern es wird durch die übrige Beschaffenheit des Medium mit bestimmt. Man muß also gleichsam den Theilchen eines jeden Körpers eine eigene Intensität von Anziehungskraft für das Licht oder von Brechkraft zuschreiben, und diese ist es, welche Hr. L. die brechende

Kraft eines Körpers nennt. Sie ist  $= \frac{i^2 - 1}{p}$ , wenn  $i$  das mehrmals erwähnte beständige Verhältniss der Sinus und  $p$  die Dichtigkeit des Medium bezeichnet.

Diese betrachtungen, auf die Atmosphäre angewandt, führen zu einer Differentialgleichung für die Bahn des Lichtes, worin die Änderung der Richtung des Strahls blofs durch die in irgend einer Höhe  $= r$  Statt findende Dichtigkeit und durch diese Höhe selbst ausgedrückt wird. Diese Differentialgleichung ist also völlig zur Integration vorbereitet, wenn man die Dichtigkeit der Luft als Function der Höhe ausdrückt; aber die Ausführung der Integration bietet noch Schwierigkeit dar. Diese Schwierigkeiten sind indess unbedeutend bey scheinbaren Höhen, die über 12 Grad ( $\frac{1}{10}$  des Quadranten) betragen, und für solche Höhen läßt sich die Refraction blofs aus dem Zustande der unteren Luft bestimmen, ohne alle Hypothese über das Gesetz, wie die Wärme und Dichtigkeit in der Höhe abnimmt; dagegen beruht die allgemeine Integration jener Gleichungen auf einer mühsamen und künstlichen Analyse, von welcher sich hier kein Begriff geben läßt. Der Vf. nimmt verschiedene Hypothesen für die Abnahme der Dichtigkeit der Luft in der Höhe an, und findet diejenige allen Beobachtungen am entsprechendsten, welche zwischen einer nach arithmetischer, und nach geometrischer Progression abnehmenden Dichtigkeit einigermaßen in der Mitte liegt; diese Hypothese führt zugleich auf ziemlich bequeme Formeln. Den Einfluss der Feuchtigkeit auf die Refraction hält Hr. L. nach einer specielleren Untersuchung für wenig bedeutend, weil die grössere Brechkraft des Wasserdampfes zum Theil dadurch compensirt wird, dafs er weniger Dichtigkeit hat, als die Luft.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 APRIL, 1808.

## M A T H E M A T I K.

PARIS, b. Courcier: *Théorie de l'action capillaire — avec Supplément* — par P. S. Laplace, etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

3 Cap. Von der Schwächung der Lichtstrahlen in der Atmosphäre. Zuerst Formeln für die Schwächung des Lichts beym Durchgange durch unsere Atmosphäre; dann Untersuchungen über die Atmosphäre der Sonne. Hätte die Sonne keinen Dunstkreis, welcher einen Theil des Lichts absorbirte: so würde uns ein Punct der Sonne desto heller erscheinen, je näher er dem Rande wäre; dieses findet sich aber, nach *Bouguers's* Beobachtung nicht so, sondern der Glanz nimmt nach dem Rande hin ab. Dieser Umstand erklärt sich am natürlichsten aus einer die Sonne umgebenden Atmosphäre, und wenn man *Bouguers's* Angaben für den relativen Glanz des Mittelpuncts und der weiter gegen den Rand hin liegenden Puncte zum Grunde legt, so findet man, dass die Sonne uns etwa zwölfmal so hell erscheinen würde, wenn sie von ihrer Atmosphäre befreiet wäre.

4 Cap. Von den Höhenmessungen durch das Barometer. 5 Cap. Über den Fall der Körper, welche von beträchtlichen Höhen fallen. — Der erste dieser Abschnitte ist in *Gilberts Annalen der Physik*. 1807. 6tes Stück übersetzt; der zweyte steht mit wenig Abänderung in *Benzenbergs* Versuchen über die Umdrehung der Erde. — 6 Cap. Über einige Fälle, wo sich die Bewegung mehrerer Körper, die sich anziehen, streng genau bestimmen lässt. Hier kommt unter anderen der Beweis der Behauptung vor, dass der Mond immer in Opposition mit der Sonne bleiben würde, wenn seine Entfernung von der Sonne  $= 1,01$ , die der Erde  $= 1$  wäre, und die anfänglich ihnen mitgetheilten Geschwindigkeiten parallel und eben diesem Verhältnisse gemäß gewesen wären.

7 Cap. Über die Änderungen, welche in der Bewegung der Planeten durch einen Widerstand des Äthers und durch die allmähliche Fortpflanzung der anziehenden Kraft hervorgebracht werden könnten. Bewegten die Planeten sich in einem widerstehenden Medium: so würden die Durchmesser ihrer Bahnen allmählich abnehmen, und diese sich zugleich mehr der Kreisform nähern. Auch wenn das Licht aus Theilchen, die von der Sonne ausgehen, besteht, müsste der Anstoss der Planeten an diese Theilchen eine Seculargleichung in ihrer mittleren Bewegung hervorbringen, und eben das würde der Fall seyn,

wenn die anscheinende Attraction Wirkung des Stosses eines *fluide gravifique* wäre. Aus der Beobachtung lässt sich schliessen, dass die Wirkung aller dieser hypothetisch angenommenen Widerstände unmerklich ist, woraus dann in Hinsicht des supponirten *fluide gravifique* folgt, dass die Geschwindigkeit desselben hundert Millionen Mal grösser als die des Lichts seyn müsste. — 8 und 9 Cap. Nachträge zu den Theorien der Planeten.

Hiemit endigt sich der vierte Band der Mechanik des Himmels; aber die Untersuchungen über die Refraction des Lichts führten den Vf. auf eine Theorie der Wirkungsart der Haarröhrchen, welche er in zwey Abhandlungen als Supplemente zum zehnten Buch der *mécanique céleste* bekannt gemacht hat. Hr. L. geht dabey von der Erfahrung aus, dass in Haarröhrchen, worin das Fluidum sich über das Niveau des umgebenden Flüssigen erhebt, die Oberfläche desselben concav ist, und hingegen convex bey solchen Materien, die sich, wie Quecksilber in einer Glasröhre, im Haarröhrchen niedriger halten, als in dem Gefässe, in welches das eine offene Ende der Röhre eingetaucht ist. Da man aus bekannten Erfahrungen schliessen kann, dass die Anziehungskraft, welche das Aufsteigen des Wassers im Haarröhrchen verursacht, auf keine merkbare Entfernung wirkt: so kann man nicht annehmen, dass die Theilchen der Röhrenwand durch ihre Attraction die in der Axe der Röhre befindlichen Theilchen erhalten könnten. Da nun ferner, wenn man sich durch den niedrigsten Punct der concaven Oberfläche eine horizontale Ebene gelegt denkt, die unterhalb dieser Ebene liegenden Wassertheilchen völlig so auf einander wirken, wie die Theilchen in dem Gefässe, dessen Oberfläche horizontal ist: so kann nur die anziehende Kraft des Meniscus, welcher oberhalb jener horizontalen Ebene liegt, die Masse des Flüssigen im Haarröhrchen oberhalb des Niveau's des umgebenden Flüssigen schwebend erhalten. Um die Attractionskraft dieses kleinen Meniscus, dessen concave Fläche wir fürs erste als sphärisch annehmen, zu bestimmen, berechnet Hr. L. die Attraction der Kugel, welche in den hohlen Raum des Meniscus passen würde, auf den in der Axe der Röhre befindlichen, auf die Oberfläche dieser Kugel senkrechten Wasserfaden. Die Wirkung dieser Kugel wird durch  $K - \frac{H}{b}$  ausgedrückt, wenn der Radius der Kugel  $= b$  ist, und K, H sind Grössen, welche unabhängig von b sind, und bloß durch das Gesetz, wie die Attraction

ction von der Entfernung abhängt, und durch die Natur der anziehenden Körper bestimmt werden. Dieser Ausdruck für die Attraction der ganzen Kugel ist zugleich der wahre Werth der Attraction des kleinen Kugel-Segments, welches den sehr kleinen hohlen Raum des Meniscus zunächst um die Axe ausfüllen würde. Denn da die hier wirkende Attraction nur in unmerklich kleinen Distanzen wirkt; so hat der entferntere Theil der Kugel eigentlich gar keinen Einfluss. Für  $b = \infty$ , das ist, bey einer Kugel von unendlich grossem Halbmesser, wo die Concavität der Oberfläche in eine horizontale Ebene übergeht, ist die Attraction  $= K$ ; da sie nun bey jeder anderen Kugel  $= K - \frac{H}{b}$  ist, so muss  $\frac{H}{b}$  die

Attraction des Meniscus ausdrücken, welcher zwischen jener Ebene und der Kugelfläche liegt, und diese Kraft ist es, welche (weil man sich den Meniscus als durch andere Kräfte gehalten denken muss,) das Wasser im Haarröhrchen hebt. Ist die obere Concavität nicht sphärisch, so findet man die

Attraction des sie ausfüllenden Körpers  $= K - \frac{H}{2B}$

$-\frac{H}{2B'}$ , wenn  $B$  und  $B'$  die Halbmesser der beiden Krümmungslinien der krummen Oberfläche an dem Puncte sind, wo der angezogene Wasserfaden sie trifft. Und eben jener Ausdruck ist nun der Werth der ganzen Kraft, mit welcher die Theilchen in der Axe des Haarröhrchens von der wirklich vorhandenen, oben concaven Wassermasse niederwärts gezogen werden. Denn  $K$  ist die Attraction der Wassermasse unterhalb der horizontalen Ebene, welche die concave Oberfläche im niedrigsten Puncte berührt, und  $\frac{H}{2B} + \frac{H}{2B'}$  die ihr entgegengesetzte, aufwärts gerichtete Attraction des Meniscus, wenn  $B$ ,  $B'$  die beiden Krümmungshalbmesser für den niedrigsten Punct der Oberfläche bedeuten. Da die bisherigen Betrachtungen auf jeden Punct der concaven Oberfläche passen: so ergeben sie, wenn man sich einen sehr dünnen Wasserfaden denkt, dessen eines Ende in der Axe, das andere in irgend einem anderen Puncte der concaven Oberfläche senkrecht auf diese Oberfläche ist, eine Gleichung für das Gleichgewicht des Wassers in diesem kleinen Wasserfaden, den man sich allenfalls als in ein höchst enges kleines Röhrchen eingeschlossen denken kann. Man hat nämlich im niedrigsten Puncte der Oberfläche die niederwärts gerichtete Attraction des Wassers

$= K - \frac{H}{2B} - \frac{H}{2B'}$ , und dieser hält die entgegen-

gesetzte Wirkung auf das andere Ende  $= K - \frac{H}{2B}$

$-\frac{H}{2B'}$ , wenn  $K$ ,  $K'$  die beiden Krümmungshalbmesser für diesen Punct sind, verbunden mit dem Gewichte der kleinen Säule, die oberhalb jenes nie-

drigsten Punctes liegt, das Gleichgewicht; und daraus ergiebt sich eine Gleichung für die Gestalt der concaven Oberfläche selbst, die aber nur in dem Falle, da die Oberfläche durch Umdrehung entstanden, also  $B = B'$  ist, sich auflösen lässt. Diese Gleichung bestimmt den Werth von  $B$  durch den Halbmesser der Röhre, durch den Winkel, welchen der äusserste Theil der concaven Oberfläche mit den Röhrenwänden macht, und durch die Grösse  $H$ ; und durch eben diese drey Grössen wird auch die Höhe  $= z$  vom niedrigsten Puncte der concaven Oberfläche bis zu ihrem höchsten Puncte, wo sie an die Röhrenwand stösst, bestimmt. In diesen Gleichungen ist nun noch  $H$  eine Grösse, welche nicht aus unmittelbarer Beobachtung bekannt ist; bezeichnet man aber mit  $q$  die Höhe der erhobenen Säule im Haarröhrchen, mit  $g$  die Kraft der Schwere, so ist  $\frac{H}{B} = gq$ , und wenn man  $B$  durch

$H$  und bekannte Grössen ausdrückt, so findet sich ein Ausdruck für  $H$ , welcher zugleich zeigt, dass bey einerley Materien die Höhe  $q$  fast ganz genau sich umgekehrt, wie der Durchmesser des Haarröhrchens verhält, und dieses ist der Erfahrung gemäss. Bey verschiedenen Materien und gleich weiten Haarröhrchen verhält  $q$  sich direct, wie  $H \sin. D$  und  $D$  ist hier das Complement des Winkels, welchen die äusserste Richtung der Oberfläche mit der Wand des Gefässes macht.

Alle diese Untersuchungen wurden so angestellt, dass man die concave Oberfläche als schon bestehend und durch andere Kräfte erhalten, annahm; die Betrachtung dieser Kräfte selbst macht also noch einen wichtigen Theil dieser Theorie aus. Die gegenseitige Attraction der Röhre und des Fluidi ist offenbar die eigentliche Ursache, welche die Krümmung der Oberfläche bestimmt. Denkt man sich ein in der Attraction-Sphäre der Röhrenwand und an der Oberfläche liegendes Wassertheilchen, so wird dieses angezogen: 1) von dem unteren Theile der Röhre mit einer Kraft, die wir  $= \rho x$  setzen, vertical niederwärts, und mit einer horizontalen  $= \rho y$ ; 2) von dem oberen Theil der Röhre mit der verticalen Kraft  $= -\rho x$ , mit der horizontalen  $= \rho y$ ; 3) von dem unterhalb befindlichen Wasser mit einer Kraft, die wir  $\rho' z$  setzen, vertical niederwärts; endlich 4) von der der Röhrenwand gegenüber ähnlich liegenden Wassermasse, durch eine verticale  $= \rho' x$ , und horizontale  $= -\rho' y$ , den vorigen horizontalen entgegen wirkend. Hier werden  $\rho$  und  $\rho'$  durch die besondere Natur der Röhre und des Fluidi bestimmt, und man findet die gesammte horizontale Kraft  $= (2\rho - \rho')y$ ; die gesammte verticale Kraft  $= \rho x + \rho' z$ . Da die horizontale Kraft verschwindet, wenn  $\rho = \frac{1}{2}\rho'$ , oder die Wirkung der Röhrentheilchen auf das Wasser nur halb so gross, als die der ähnlich liegenden Wassertheilchen auf einander ist: so folgt, dass dann die Oberfläche im Haarröhrchen horizontal sey. Eine nähere Untersuchung zeigt, dass für  $\rho = \rho'$  die Oberfläche eine halbkugelförmige

ge Concavität bilden; für  $\alpha > \beta$  glaubt Hr. L. annehmen zu dürfen, daß die Oberfläche zwar eine hohle Halbkugel bleibe, daß sich aber Theilchen der Flüssigen an der Röhrenwand hinauf ziehen und den Halbwasser der Röhre gleichsam vermindern, und so ein neues, aus Theilen der Flüssigkeit bestehendes Röhrrchen bilden.

Diese scharfsinnige und durchaus mathematisch begründete Theorie stimmt nun auch vollkommen mit der Erfahrung überein. Zuerst lehrt die Erfahrung, so wie die Theorie, daß bey einerley Materien die Höhe, zu welcher die Flüssigkeit im Haarröhrrchen über das Niveau der Flüssigkeit im Gefäße steigt, sich sehr nahe umgekehrt, wie die Halbmesser der Röhrrchen, verhalte. (Eigentlich ist, wie Hr. L. in dem Supplemente zu dieser Theorie zeigt, bey einerley Materien, das Volumen der über das Niveau erhobenen Masse dem inneren Umfange der Röhre proportional, wenn diese prismatisch ist, bey jeder Figur des Querschnitts. Beide Regeln kommen, bis auf geringe Kleinigkeiten, die von der Figur der Oberfläche des flüssigen Körpers abhängen, völlig überein.) Auch die Höhe, welche das Fluidum zwischen zwey einander sehr nahen ebenen Platten, oder in dem engen Raume zwischen zwey concentrischen Cylinderflächen erreicht, und die Bewegung und das Gleichgewicht eines Tröpfchens in einem horizontalen oder geneigten conischen Haarröhrrchen, oder zwischen Platten, die einen sehr kleinen Winkel mit einander machen, — wird durch die Theorie völlig der Erfahrung gemäß bestimmt. Der Vf. führt diese ganze Theorie auch für solche Flüssigkeiten durch, die im Haarröhrrchen unterhalb des Niveau's stehen, und leitet daraus die Correction her, welche man wegen der Convexität der Oberfläche des Quecksilbers bey Bestimmung des wahren Barometerstandes anbringen muß.

Die zweyte Abhandlung enthält fortgesetzte Untersuchungen über die Fundamentalgleichungen dieser Theorie, welche zeigen, daß auch andere Methoden zu denselben Resultaten führen; sie enthält ferner die Entwicklung mancher Folgerungen, welche sich aus der Theorie ergeben, und die durch Erfahrungen und Versuche, deren die Herren Hany und Gay-Lussac auf des Vfs. Veranlassung viele angestellt haben, bestätigt werden. Von diesen Betrachtungen specieller Fälle mag es hier genug seyn, nur der einen zu erwähnen, welche das scheinbare gegenseitige Anziehen und Abstoßen schwimmender Körperchen betrifft. Denkt man sich zwey einander sehr nahe parallele Platten vertical in die Flüssigkeit eingetaucht: so können hier drey Fälle Statt finden, entweder nämlich tragen beide bey, das Fluidum zu heben, oder beide tragen bey, es zu deprimiren, oder sie wirken auf entgegengesetzte Weise, so, daß die eine Platte aus einer Materie besteht, welche im Haarröhrrchen das Fluidum höher erhält, die andere aus einer, welche es niedriger erhält, als das Niveau des umgebenden Fluids. In dem ersten dieser Fälle ist die ganze Oberfläche zwischen den einge-

tauchten Platten concav, in dem zweyten ist die ganze Oberfläche convex, und im dritten endlich ist sie an dem einen eingetauchten Ebene concav und an der andern convex, so daß sie irgendwo in der Mitte einen Wendungspunct hat. Im ersten Falle, da z. B. zwey benetzte Glasplatten in Wasser getaucht werden, ist 1) der Druck von innen, unterhalb des Niveau's des umgebenden Fluids dem Druck von aussen gleich, weil die ganze höhere Säule zwischen den Platten der ganzen Attraction des oberen Meniscus das Gleichgewicht hält, und diese Gleichheit findet noch Statt in dem kleinen Raume, wo das Wasser sich auswärts an der Platte ebenfalls ein wenig über das Niveau des Gefäßes in die Höhe zieht; aber 2) oberhalb des Punctes, wo die gekrümmte Oberfläche des äußeren Wassers an die Röhre antrifft, ist der Druck von innen kleiner, als der von aussen. Der äußere Druck ist nämlich dem der Atmosphäre gleich, welchen wir aber weglassen können, weil er auch auf das zwischen den Platten eingeschlossene Fluidum wirkt, also der äußere Druck im Vacuo = 0. Um den Druck von innen zu bestimmen, denke man sich einen Wasserfaden von dem niedrigsten Puncte der concaven Oberfläche vertical niederwärts bis zu einer Tiefe =  $x$  gehend und dann horizontal, senkrecht gegen die eingetauchte Platte gerichtet. Dieser übt gegen die Platte zu den Druck

$$= K - \frac{H}{R} + g x \text{ aus, wovon aber } K \text{ abgeht, weil}$$

das an die Platte grenzende Ende desselben mit einer Kraft =  $K$  nach der entgegengesetzten Richtung vom dem Fluidum angezogen wird. Ist nun  $q$  die ganze Höhe des niedrigsten Punctes der concaven Oberfläche über dem Niveau: so ist  $\frac{H}{R} = g q$ , und der Druck

von innen =  $-g(q - x)$ , also negativ, wenn  $x < q$ . Dieser ganze obere Theil beider Platten leidet also einen Druck von aussen nach innen, und wenn diese Platten schwimmende Körper wären, so würden sie sich, vermöge dieses Druckes, einander nähern und sich anzuziehen scheinen. Eben das findet im zweyten Falle Statt, wenn beide Oberflächen das Fluidum deprimiren; dagegen aber stoßen die Flächen einander scheinbar ab, wenn die eine das Fluidum neben sich erheben, die andere dasselbe niedergedrückt erhält. In diesem letzteren Falle nämlich, wo z. B. eine befeuchtete und eine mit Fett bestrichene Glasplatte in Wasser getaucht werden, erhebt sich (wenn die Platten einander ziemlich nahe sind) an der inneren Seite der befeuchteten Platte das Wasser weniger, als an der äußeren, und eben so steht an der inneren Seite der mit Fett bestrichenen Platte das Wasser weniger tief, als an der äußeren; bey beiden findet daher ein Druck von innen nach aussen Statt, wie aus den bey dem ersten Falle unständlich aus einander gesetzten Gründen erhellt. Es ist aber hier eine Ausnahme zu bemerken, wo das Abstoßen doch wieder in Anziehen übergeht. Ist nämlich der Winkel, welchen die gekrümmte Oberfläche des Wassers an der befeuch-

neten Platte macht, viel kleiner, als der an der mit Fett bestrichenen: so rückt bey sehr verminderter Entfernung der beiden Platten der Wendungspunct der Oberfläche endlich bis an die letztere Platte hinan, das Wasser erhebt sich an der inneren Seite der befeuchteten Platte mehr als an der äusseren, und der Druck treibt beide Flächen nun gegen einander. — Die Versuche, welche Hr. Hany über diesen dritten Fall angestellt hat, bestätigten auch wirklich diese theoretische Folgerung, und zeigten, dass die Platten, die sich in grösseren Entfernungen abtiefen, sich sehr schnell gegen einander bewegten, wenn man sie einander sehr nahe gebracht hatte.

Den Schluss der Abhandlung machen einige *allgemeine* Bemerkungen. — So wie die Phänomene der Haarröhrchen, so hängen auch die Affinitäten von der anziehenden Kraft ab, aber die Figur der elementarischen Theilchen, die Wärme und andere Ursachen modificiren die Wirkung jener. Bey festen Körpern haben die Theilchen eine solche Lage, dass sie der Änderung dieser Lage den möglichst grössten Widerstand entgegensetzen, und der feste Zustand scheint von der Attraction und Figur der Theilchen zugleich abzuhängen. Der Einfluss der Figur bleibt noch etwas merklich bey den unvollkommen flüssigen Körpern; bey den vollkommen flüssigen aber hat die Expansivkraft der Wärme diesen Einfluss ganz aufgehoben, und endlich scheint bey den gasförmigen Körpern die ausdehnende Kraft der Wärme so gross zu seyn, dass dagegen die Attraction unmerklich wird. —

Es ist fast unmöglich, die Intensität der Attractionskraft der Theilchen eines Körpers auf einander durch Erfahrung zu bestimmen. Wir haben gesehen, dass die Phänomene der Haarröhrchen nur

von dem zweyten Gliede des Ausdrucks:  $K - \frac{H}{b}$  abhängen, indem der Theil  $= K$  durch die Wirkung der Wassertheilchen an der Oberfläche im Gefässe aufgehoben wird. Es lässt sich aber zeigen, dass  $K$  sehr bedeutend grösser, als jenes zweyte Glied ist, weil das Differential von  $\frac{H}{b}$  gleich ist dem Differentiale von  $K$  multiplicirt mit dem Factor  $\frac{z}{b}$ .

welcher für die ganze Ausdehnung des Integrales äusserst klein bleibt; und man übersieht also, dass jedes Theilchen im Inneren eines flüssigen Körpers durch eine sehr bedeutende Kraft  $= K$  zusammengedrückt wird. Die Theilchen des Fluidi, welche äusserst nahe an der Oberfläche liegen, leiden offenbar nicht ganz diesen Druck, und können daher in dem unbemerkbar kleinen Raum zunächst an der Oberfläche eine geringere Dichtigkeit haben. Denkt man sich also ein isolirtes Wasserblättchen von geringerer Dicke als der Halbmesser der Wirkungssphäre eines Wassertheilchens: so ist zu vermuthen, dass dieses Wasser eine weit geringere Dichtigkeit haben werde, als Wasser in grösseren Massen. Liefse es sich also nicht denken, dass die Umhüllungen der bläschenförmigen Wasserdünste in diesem Falle sich befänden, und so also sehr leicht, und in einem Mittelzustande zwischen dem tropfbaren und dampfförmigen wären?

Dieses wird hinreichen, den Reichthum von Ideen zu zeigen, den der grosse Geist des Vfs. uns in diesen Werken dargelegt hat. Möge es seinen Nachfolgern gelingen, diese ungehofften Entdeckungen in einem ganz neuen Felde von Untersuchungen noch mit vielen gleich wichtigen zu vermehren! B.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**ÖKONOMIE.** Dresden, b. Gerlach: *Die europäische Brodwurzel.* Eine wohlthätige Entdeckung des neunzehnten Jahrhunderts. Bey den jetzt so brodarmer Zeiten zum Anbaue empfohlen von Joh. Heint. Rosenkayn, aus Sachsa in der Grafschaft Hohenstein. Mit einem illum. Kupfer. 1806. Auf 1 Bogen. 8. (4 Gr.) Die Wurzel dieser doldenförmigen Wasserviole (*butomus umbellatus*) scheint allerdings zur Nahrung für Menschen dienen zu können. Frisch hat sie roh einen milden, gar nicht unangenehmen, den Nuskernen ähnlichen Geschmack; und da sie vielen gesunden Schleim enthält: so ist auch sehr zu vermuthen, dass sie nahrhaft ist; obgleich bey einigen flüchtigen Versuchen, die Rec. damit angestellt hat, kein Stärkemehl sich daraus hat ausscheiden lassen. Aber diese gute Eigenschaft behält sie nur so lange, als sie jung ist; mit dem Alter werden vergeht sie zum Theil, und zum Theil verholzt sie auch. Überhaupt ist der essbare Theil derselben in der Masse so unbedeutend, dass es kaum der Mühe werth seyn könnte, ihn zu gewinnen, wenn die Pflanze auf sonst völlig unbrauchbaren Stellen wild wüchse; sie eigens darum anzubauen, würde gewiss nie lohnen. Auch würde der Anbau so leicht nicht seyn. Es ist eine Schlamm-pflanze, die nur eben ihre Wurzel im Schlamm haben, mit dem Stengel und Blatte aber über der Feuchtigkeit stehen will. Der Schlamm muss, so weit Rr. Beobachtungen reichen, aus schwerer gueter Erde bestehen, und von Wasser befeuchtet werden, das nicht gänzlich stille steht, sondern sich langsam fortzieht. Ein

solcher Standort lässt sich den Pflanzen durch die Kunst allenfalls im Kleinen, nie aber im Grossen verschaffen. Diese kleine Schrift giebt uns eine kurze botanische Beschreibung der bey uns einheimischen, genugsam bekannten Pflanze, weiter aber nicht die mindeste Belehrung, und hätte daher füglich ungeschrieben bleiben können. Wir wünschen jedoch, dass sie unserm Publico wenigstens Veranlassung geben möge, unter unsern einheimischen Gewächsen immer mehr zur Nahrung dienende aufzusuchen.

Estin, b. Struve: *Kurze, jedoch gründliche Anweisung, Rahm- und Fett-Käse, welche den besten holländischen und englischen völlig gleichkommen, ja sie wohl an Schönheit, Wohlgeschmack, besonders aber an Lockerheit und Fettigkeit übertreffen, zu bereiten.* Ein Fragment aus meiner, von der k. ökon. Gesellschaft zu Petersburg gekrönten Preisschrift, betr. die Frage: wie sind die fruchtbaren, grasreichen Heiden des südlichen Russlands am besten zu benutzen? Von Nic. Christ. Voss. 1807. 24 8. in 8. (2 Gr.) Kurz genug, und auch nicht ganz unrecht; aber gründlich kann Rec. eine Anweisung nicht nennen, die nur Vorschriften zur Ausübung enthält, die Gründe, worauf diese beruhen, aber verschweigt. Wer darnach verfahren will, wird jeden Augenblick in eine Lage kommen, worin er sich nicht zu helfen weiss.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 27 A P R I L, 1808.

## HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, im Verlagsbureau: *Die Handlung von Hamburg*, oder Beschreibung der kaufmännischen und Manufactur - Gewerbe und zuverlässige Nachrichten von den Handelsanstalten, den Münzen, Maassen, Gewichten, Zöllen, Verordnungen u. s. w. dieser ersten Handelsstadt von Deutschland; mit Angabe der Firmen aller hamburgischen Kaufleute und Fabrikanten. Ein *unentbehrliches Comtoirbuch für jeden deutschen Kaufmann*. I Band. 1805. 486 S. II Band. 1805. 494 S. III Band. 1806. 470 S. 8.

Auch unter dem Titel:

*Das Gewerbfleißige Deutschland*. 7 — 9 Theil. (5 Thlr.)

Der Vf. war noch nicht zufrieden, sein Werk auf dem Titelblatte als ein *unentbehrliches Comtoirbuch* zu empfehlen, sondern hatte sogar die Dreifigkeit, dieses Machwerk mit der vortrefflichen Schrift des *L'Espeire de Koophandel van Amsterdam*, in der Vorrede zu vergleichen. Ja, er äussert die Hoffnung, daß auch seine Schrift oben so viele Auflagen und Übersetzungen erleben könne, und legt derselben bey weitem den Vorzug vor jenem Werke, in Ansehung der Vollständigkeit und systematischen Anordnung, bey. Er beschliesst diese Vorrede mit einer Bitte an gewisse Recensenten, nicht bloß sie, sondern das ganze Buch zu lesen, und nicht bloß nach ihr, sondern nach dem Totaleindrucke der vollendeten Lectüre, ihr Urtheil nieder zu schreiben. Eine Bitte, sagt er, deren Gewährung diese Herren nicht sowohl mir, als dem Publicum, welches Recensionen theuer genug bezahlen muß, schuldig sind.

Rec. hat sich die unangenehme Mühe gemacht, das ganze Werk zu lesen und den Totaleindruck abzuwarten. Er gesteht aber, daß dieser nichts weniger als günstig für den Vf. ausgefallen ist, so sehr auch sonst ein Rec. im Fache der kaufm. Literatur an schlechte Waare gewöhnt wird. Denn jeder Handlungsdiener, der es müde ist, mit der Elle in der Hand im Laden zu stehen, und ein paar Schriften über die Handlung gelesen hat und einige andere zum Abschreiben geliehen bekommen kann, macht ein Buch, das für seines Gleichen, meist er, wohl gut genug seyn mag. Dadurch wird aber um so mehr Schaden angerichtet, je weniger gelehrte Kenntnisse man bey jungen Leuten voraussetzen kann, die sich der Handlung widmen, und die alles Gedruckte

te auch für wahr und richtig halten, und dadurch gemisshandelt, oder wenigstens um ihr Geld und ihre Zeit gebracht werden.

Rec. sieht sehr wohl ein, daß in einer kaufm. Schrift, wie die gegenwärtige, nicht viel *Neuergesagt* werden kann. Es kommt auch hier selten auf *Räsonnement*, aber immer auf richtige Angabe von Thatfachen an, die sich nothwendiger Weise auch schon bey früheren Schriftstellern finden müssen, und die der spätere Schriftsteller von ihnen entlehnen muß. Aber je mehr Hülfsmittel dieser Art ein Schriftsteller vor sich hat, desto mehr ist er auch verpflichtet, sie zu studiren, zu vergleichen, zu berichtigen, alles, was sie gesagt haben, sich anzueignen und das Ganze in einer lichtvollen Ordnung mit der größten Richtigkeit vorzutragen, und da, wo er andere wörtlich abzuschreiben für gut findet, seine Gewährsmänner ehrlich zu nennen. Dabey ist es so leicht über Hamburgs Handel ein gutes Werk zu compiliren. Wem sind *Krusens* Contorist, *Bohms* wohlverfahrener Kaufmann, und die mannichfaltigen lehrreichen Schriften eines *Büsch* nicht bekannt? Jene Bedingungen aber hat unser Vf. keinesweges erfüllt. Nennt er einmal seine Gewährsmänner, so thut er es immer auf eine so versteckte Weise, daß man glauben muß, sie seyen nur gelegentlich nachzulesen, oder sie werden angeführt, um sich eine Berichtigung gefallen zu lassen. Er hat seine Vorgänger nur höchst flüchtig excerptirt, oft ohne sie verstanden zu haben; er hat sie nie verglichen, nie berichtigt; grobe Druckfehler hat er auf Treu und Glauben nachgeschrieben, und alles mit solcher Eile, daß er in 2ten und 3ten Theile Stellen im Dunkeln gelassen hat, die er aus dem ersten Theile seines eigenen Werkes hätte aufklären können, wenn es ihm gegenwärtig gewesen wäre. Dabey ist es absichtlich darauf angelegt, durch lange unnütze Verzeichnisse recht viele Bogen zu füllen und das Buch zu vertheuern.

Der erste Band enthält I. Einleitende Nachrichten über Hamburgs Lage; II. Verzeichniß der über Hamburgs Handel und Gewerbe erschienenen Schriften und Abhandlungen, nach systematischer Folge der Gegenstände geordnet. No. I ist so, wie alle anderen geograph. und statistischen Nachrichten dieser Stadt aus von *Hefst Beschreibung der Stadt Hamb.* entlehnt, ohne daß diese Quelle genannt ist. Bey der Angabe der Länge ist ein grober Druckfehler eingeschlichen. Statt 27° 36' steht 70° 36', und statt 9000 Häuser, die *v. Hefst* angiebt, zählt unser Vf. nur 6000.

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

No. 2 ist eine armfelige Zusammenstoppelung von Schriften, die nichts weniger als vollständig ist, und worin wir selbst *Krusens* Schriften und *v. Hefs* eben genannte Beschreibung vermissen. An eine Beurtheilung der aufgezählten Schriften hat der Vf. gar nicht gedacht. Hätte er nur irgend einen Bücher-Catalog eines hamburger Buchhändlers zu Hülfe genommen (so wie er doch ohne Bedenken das hamburger Adressbuch ganz abgeschrieben hat): so würde er sicher etwas viel Brauchbareres und Vollständigeres geliefert haben.

Darauf theilt sich das ganze Werk in vier sehr ungleiche Abschnitte. Der erste handelt von den Fabriken und Manufacturen der Stadt Hamburg, und zerfällt in zwey Capitel: 1. Allgemeine Bemerkungen über Hamburgs Manufacturwesen, und 2 von den Fabriken und Manufacturen selbst nach alphabetischer Folge der fabricirten Artikel mit den beygefügtten Firmen ihrer Besitzer. Die allgemeinen Bemerkungen sind auf etwa 8 Seiten aus bekannten Schriften zusammengetragen und das alphabetische Register, welches volle 88 Seiten einnimmt, ist, unseres Erachtens, von gar keinem Nutzen, da es bloß aus dem Adressbuche, das ohnehin unter den Firmen nochmals vorkommt, zusammengeflucht ist, und weiter nichts als die Fabrikate und einige Namen von Fabrikanten enthält. Um diesen Aufsatz recht auszudehnen, sind sogar auch Conditoreywaaren, schweizer Backwerke u. s. w. mit unter die Fabrikate, und nebenher des gekrönten Poeten *Knauff* Lobrede auf das hamburger Bier, angeführt worden. Wozu diess alles? Dem Hamburger nützt es nichts. Der kennt die Fabrikanten oder erfährt nicht nur ihre Namen, sondern auch die Strafe, worin sie wohnen, und die Numer ihres Hauses durch sein Adressbuch und durch seinen Makler, ohne welchen er doch — aufser bey dem Conditorey- und schweizer Backwerk-Fabrikanten — keinen beductenden Handel mit ihnen abschliessen wird. Der Auswärtige wird doch wohl, wenn er ein gewisses Fabrikat bedarf, sich nicht einen Fabrikanten in diesem Register auffuchen und ohne Kenntniß seiner Solidität und der Art, wie er arbeitet, sich aufs Gerathewohl an ihn wenden sollen. Dieser muß sich an seinen Commisionär halten, und hat mit dem Fabrikanten anders nichts zu thun, als wenn er ihn persönlich oder durch seine Reisenden kennt.

Der zweyte Abschnitt ist überschrieben: *Von der Handlung*, und füllt das 1ste, 2te, 3te Capitel des ersten, und das 4te und 5te Capitel des zweyten Bandes aus. I Capitel. *Historisch-statistisch-politische Bemerkungen über Hamburgs Handel*. Hierunter versteht der Vf. Listen über dem Betrag des Hamburger Einfuhrhandels in den Jahren 1789 bis 1791, und eine Liste der Schiffe, die im J. 1791 an Hamburg ankamen, nebst den Betrag ihrer Ladung, und mehrere solche Notizen, mit denen nicht einmal der Statistiker, viel weniger der Kaufmann, etwas anzufangen weiß. Was soll man denn für Resultate zum Nutzen der jetzigen Handlung aus diesen

veralteten Nachrichten ziehen? Die Antwort kann nicht anders ausfallen, als daß der Vf. in Noth war, einige Seiten auszufüllen, und daß er keine neueren Nachrichten hierüber anschaffen konnte, weil sich in dem 1792 gedruckten *Ricard'schen* Handbuche für Kaufleute, welches er zu diesem Behufe plünderte, keine neueren finden lassen. Doch wir dürfen ihm nicht Unrecht thun; er hat auch eine interessante Liste von den im J. 1803 in Hamburg angekommenen Schiffen mitgetheilt. Diese lautet also: von Aalborg 3, von Abo 1, von Alicante 3, und geht so das ganze Alphabet auf mehreren Seiten durch. 2 Cap. *Statistische Übersicht der Handelsverbindungen Hamburgs mit einzelnen Ländern und Staaten, und Handelsverträge der Stadt Hamburg*. Das erstere ist eine nüchterne Compilation, und der Zusatz von den Handelsverträgen ist aus *Bohn's* wohlverfahrem Kaufmann abgeschrieben, ohne daß solcher genannt ist. 3 Cap. *Von dem Hamburger Waaren-Handel*. Hier erhält der Leser einen Waaren-, Preis-, Courant-Zettel abgedruckt, wie er wöchentlich in Hamburg ausgegeben wird, und auf vollen 13 Bogen ein alphabetisches Verzeichniß der Waaren, welche im Hamburger Handel vorkommen. — Wäre dieses Waaren-Lexikon mit dem Preis-Courant-Zettel in Verbindung gesetzt, und von jeder Waare gesagt, wie solche in Hamburg behandelt werde, was für Maafs, Gewicht, Thara, welches Ziel der Bezahlung, wie viel Makler-Courtage und mehr dergleichen Wissenswürdige bey ihr Statt finde: so wäre solches allerdings von Nutzen gewesen, und der Vf. hätte bey den bekannten großen Hülfsmitteln solches mit leichter Mühe ausarbeiten können. Statt dessen aber begnügt er sich mit Notizen folgender Art, von denen wir nur die Artikel *Bücher*, *Federn* und *Callicons* zum Beyspiele anführen wollen. *Bücher*. Die Einfuhr des Jahres 1800 betrug 106 Kisten, 11 Ballen, 4 Fafs, 14 Pack, 9 Coffer, 1 Colly und 1 Parcel, unter diesen ist aber nur ein kleiner Theil derer, die von Leipzig eingeführt werden. *Holländische* bezieht man aus Amsterdam und Rotterdam; *englische* aus Leith, Liverpool, London, Newyork, Yarmouth; *italiänische* aus Livorno; *portugiesische* aus Lissabon; *russische* aus Petersburg; *schwedische* aus Stockholm. — *Callicons* gingen aus London und Falmouth im Jahre 1800 in 520 Säcken und 45 Kisten ein. Da man diesen Artikel in den bekannten Büchern über Waaren-Kundenicht findet: so dürfte hier eine kurze Beschreibung nicht am unrechten Orte seyn. Es giebt von diesen Waaren, die wie die glatten Nankings gewebt wird (sic), verschiedene Sorten. Die erste heist *Yard wide*, und ist 27 Zoll breit; in Stücken von 28 Yards Länge. Die zweyte ist feiner, und heist *Ell wide*; sie hat in der Breite 36 Zolle, und in der Länge 21 Yards. *Fancy Calicoes* sind solche, die in Hinsicht ihrer Muster tüchtig abweichen.

Ist es nicht empörend, bey so grober Unwissenheit den Lehrer spielen zu wollen? Das erste beste englische Lexikon hätte dem Vf. ja sagen müssen,

dafs dieser neue unbekannte Waaren-Artikel, von dem in dem ganzen Jahre 1800 nur 520 Säcke und 45 Kisten in Hamburg eingeführt wurden (!) und von dem alle Bücher über die Waaren-Kunde schweigen, nichts mehr und nichts weniger sey als — Kattun! — Von den Federn heist es volle 4 Seiten lang: „Aus Lübeck gingen ein im J. 1790, fünfzehn Pachte; im J. 1791, siebenzehn Colly; im J. 1792, hundert zwanzig Säcke und 112 Fässer; u. s. w. Die weisse Sorte Federn wird aus dem Dittmarschen und aus Pottaheland gezogen! Ein solcher Schriftsteller fodert noch vom Recensenten, dafs er sein Buch ganz durchlesen solle!

II Band. 4 Cap. ist überschrieben: *Adress-Verzeichniss der jetztlebenden Hamburger Kaufleute, besonders der Waaren-Händler nach alphabetischer Folge der Artikel in denen sie vorzüglich Geschäfte machen. §. 1. Handelsfirmen.* Wenn noch die Namen der Strassen, worin sie wohnen, und die Häuser-Nummern angegeben wären: so hätte es allenfalls das Adress-Buch ersetzen können: so aber, wie es jetzt ist, kann es durchaus zu nichts dienen. Von S. 42-100 folgt wieder eine andere eben so unbrauchbare Abtheilung unter der Überschrift: *Firmen derjenigen, welche mit einzelnen Waaren-Artikeln handeln, nach alphabetischer Folge der Waaren.* Diese Arbeit ist ungefähr in demselben Geiste verfaßt, wie das zweyte Capitel im ersten Abschnitte. Es werden auf gut Glück Waaren-Artikel genannt, und neben denselben mehrere Firmen, zuweilen sehr verstümmelt, angeführt. Unter der Rubrik: *Ellen-Waaren*, finden sich nur 3 Namen, *Schweizer-Waaren* 1 Name. *Ostindische Waaren* 1 Name, wogegen 20 *Austerhändler* genannt sind. Von S. 101-129 folgen: *Firmen solcher, welche besondere Zweige des Handels treiben.* (Welches Deutsch!) Dazu gehören *Discontenten*, *Affecuradeurs privatim!* u. s. w. — Cap. 5 handelt vom *Hamburger Wechsel-Handel*. „Ehe von den hamburgischen Wechselgeschäften überhaupt oder insbesondere das Weitere abgehandelt werden kann, ist es nöthig,“ — sagt der Vf. — „die Basis, auf welcher dieselben beruhen, näher kennen zu lernen. — Wir meinen den *Geld- und Wechsel-Cours* dieses Platzes.“ (Die *Cours-Zettel* sind also, nach der Meinung des Vfs., oder der Vff., denn es wird hier immer in der Mehrzahl gesprochen, — die Basis der Wechselgeschäfte? Wir haben immer gehört, dafs es sich gerade umgekehrt verhalte, und die *Wechselpreise* nach Aufgabegeschwornen Makler so in die *Cours-Zettel* aufgenommen werden, wie solche an jedem Posttage wirklich Stattgefunden haben: so dafs die *Wechselgeschäfte* die Basis der *Cours-Zettel* abgeben, und der Natur der Sache nach auch abgeben müssen.) — „Was dem *Geldcours* anlangt, so erscheint allwöchentlich zweymal, nämlich Dienstags und Freytags, ein gedruckter *Geldcours-Zettel*. Da es nun wegen der darin stets vorfallenden Veränderung gleichviel gilt, ob wir hier den ganz neuen, oder einen älteren zu Grunde legen: so wählen wir einen vom Jahre 1798.“ Nun folgt wirklich der *Geldcours-Zettel* vom 2ten

März 1798 vollständig abgedruckt, worauf denn als Gegenstück ein *Cours-Zettel* von 1804 ebenfalls in höchster Vollständigkeit mitgetheilt wird, und endlich erscheinet dann zum Nutz und Frommen der Uneingeweihten, wie der Vf. sich ausdrückt, eine Erklärung des alten *Courszettels* von 1798. Die Uneingeweihten müssen sich freylich Vieles gefallen lassen, den Eingeweihten mufs es aber doch auffallen, warum der Vf. nur von den *Geldcours-Zetteln* spricht, ohne der *Wechselcours-Zettel* zu erwähnen, die mit jenen zugleich zweymal in der Woche unter öffentlicher Autorität gedruckt erscheinen, auf die er in der Folge auch wirklich kommt, und warum er überhaupt einen von 1798 anführt und erläutert, da er doch im Besitz eines *Geldcours-Zettels* von 1804 war. So geht es aber, wenn man über Dinge schreibt, die man nicht versteht, und ganz von anderen Schriftstellern abhängt, die man, ohne sie zu nennen, plündert. Das Ganze ist gewifs aus irgend einem älteren Werke entlehnt, wo ein *Courszettel* vom 2 März 1798 zum Grunde gelegt war, und deshalb mufste unser Vf. wohl auch dabey stehen bleiben, weil er sich den neuen nicht zu erklären getraute. — Von den Erläuterungen wollen wir nur die erste ausheben. In dem *Cours-Zettel* waren *Schlesw. Holst. Spec.* zu  $\frac{3}{4}$  besser als *Hamb. Banco* notirt. Hierüber commentirt der Vf. also: „Unter *Schlesw. Holst. Species* versteht man diejenige Münze, die in den Herzogthümern Schleswig und Holstein seit dem Jahre 1787 ausgeprägt worden ist, Dreyviertel Procent besser als *Banco* heist, hundert Thaler *Species* sind gleich hundert dreyviertel Thaler *Hamburger Banco*, weil diese Münze dreyviertel Procent besser ist, als *Hamburger Bankgeld*.“ Wer sagt das? Sie ist nicht besser als *Hamburger Banco*, sie ist vielmehr schlechter. Denn 97 *Species* machen eine Mark fein. Jeder *Species* hat also etwas über 525 As. Der *Hamb. Banco Thaler* hat aber etwas über 528 As, weil die Mark fein stets zu 27 Mark 10 fs. bey der Einnahme gerechnet wird. Der Thaler ist also ein  $\frac{1}{22}$  einer Mark von 4864 Asen, folglich ist er ungefähr  $\frac{1}{22}$  Procent besser, als der *Species*. Rechnet man nun noch dazu, dafs der *Holst. Spec.* aus vierzehnlöthigem Silber gemünzt wird, welches nur 27 Mark 6 fs. gilt: so entsteht ein Unterschied von beynahe  $1\frac{1}{2}$  Procent, so dafs man für 101  $\frac{1}{2}$  Stück *Species*, als Silber in die Bank niedergelegt, nur 100 Thl. *Banco* bekommen würde: Die *Species* waren freylich am 2 März 1798  $\frac{3}{4}$  pC. besser als *Banco*, und sind in dem Augenblick, da Rec. diefs schreibt, sogar 3 pC. besser. Diefs kommt aber daher, weil sie als Münze wirklich vorhanden sind, und im Handel gesucht werden, der *Hamburger Bancothaler* aber ungemünzt in der Bank liegt. Er ist keine Münze, sondern nur eine gewisse Quantität Silbers. Doch wir wollen den Vf. über diesen Gegenstand weiter reden lassen: „Die *Hamburger Bank* nimmt die kölnische Mark fein Silber zu 27  $\frac{1}{2}$  Mark an. (Nicht so. Die Bank bezahlt für die Mark fein von Silber, das 15,6 halt, 27 Mk. 10 fs.). Für alles minder löthige Geld bezahlt sie daher auch

weniger und also für das vierzehnlöthige schlesw. holst. Speciesgeld nur 27 Mk. 6 fs. Da sie nun für dieses Geld, wenn sie es ihrem Bankgeld gleich rechnen könnte, ebenfalls 27 Mk. 10 fs. geben müßte; so läßt sich das eigentliche Pari zwischen beiden Geldsorten so berechnen:

$$28\frac{1}{2} \text{ Mk.} : 27\frac{1}{2} = 100.$$

zu 100. 91.

So sind 100 Mk. schlesw. holst. Spec. =  $100\frac{91}{100}$  Mark Banco, und hieraus ergibt sich der Unterschied des obigen Courses vom eigentlichen Pari. Welche Unwissenheit gehört dazu, dergleichen Galimathias niederzuschreiben? Wenn wir auch annehmen, daß 28½ ein Druckfehler sey und 27½ Mk. heißen sollte: so ist doch das ganze Gewäsch widersinnig, und es würde gerade das Gegentheil von dem beweisen, was es beweisen sollte, nämlich daß 100,91 Spec. = 100 hamb. Banco. Der Satz muß aber also lauten:  $27\frac{1}{2} : 28\frac{1}{2} = 100 : 101\frac{1}{2}$ , wodurch dann das eben von uns angegebene Resultat entspringt. Nachdem der Vf. den ganzen Geld-Cours-Zettel auf diese Weise behandelt hat, läßt er auch den Wechselhandel Hamburgs mit anderen Ländern und Staaten folgen. So lange er aus Bohns wohlerrl. Kaufmann, den er aber wohlweislich nicht nennt, richtig abschreibt, geht alles recht gut; sobald er sich aber selbst vernehmen läßt, verräth er auch hier die größte Unwissenheit. Über das Ufo von holländischen Wechseln z. B. drückt er sich folgendermaßen aus: „Das Ufo bey holländischen Briefen ist, so wie auch bey England, ein Monat vom Tage der Ausstellung an, so versichert wenigstens Bohn; allein Büsch sagt: von Hamburg auf England gelten zwey Monat und heißen hier zwey Ufo, von England auf Hamburg aber 2½ Monat oder Ufo.“ Sollte man nicht glauben, diese zwey erfahrenen und gelehrten Männer wären hier in offenbarem Widerspruch, müßten sich erst von unserm Vf. zurechte weisen lassen und hätten sich — beide an Ort und Stelle, — über das Ufo, welches doch nothwendigerweise, um alle Irrungen in Wechselgeschäften zu verhüten, aufs genaueste festgesetzt und bestimmt seyn muß, nicht vereinigen können, hätten auch keine Belehrung über eine Sache einziehen können, die in den genannten Handelsstädten jeder Comptoirbursche genau weiß? — Die rechte Erklärung des Ufo's liegt ja schon in dem Worte selbst. Ein Ufo heißt die gewöhnliche, durch die Gewohnheit unwandelbar festgesetzte Zeit, in welcher ein Wechsel, vom Tage seiner Ausstellung an, bezahlt werden muß. Die Ufo's sind in Ansehung der Orte verschieden. Das Ufo zwischen Hamburg und England ist Ein Monat. Will der Aussteller aber, daß der Wechsel später bezahlt werden soll: so sagt er bestimmt darin: nach zwey Ufo, oder nach zwey und ein halb Ufo zahlen Sie gegen diesen Wechsel u. s. w. und alsdann wird ein solcher Wechsel von dem bezogenen erst nach 2 oder 2½ Monat bezahlt. Dieß ist das ganze Geheimniß. Und mit dieser Ansicht

der Sache findet auch keine Verschiedenheit zwischen Bohn und Büsch Statt. Der Vf. ward nur in Büsch's Ausdruck irre. Wenn dieser sagt: von Hamburg auf England gelten zwey Monat und heißen zwey Ufo, von England auf Hamburg aber 2½ Mon. oder Ufo: so rechnete er auf Leser, die ihn, dieser kleinen Undeutlichkeit angesachtet, doch wohl verstehen würden, denn er hat eigentlich sagen wollen: von England auf Hamburg aber 2½ Monat oder 2½ Ufo. Aber die Auslassung der Zahlen 2½ vor Ufo, verwirrte unseren Vf. Selbst der Wechselhandel Hamburgs mit Frankreich wird ohne alle weitere Bemerkung aus Bohn abgeschrieben. „Frankreich, heißt es, hat die beständige Valuta, nämlich ein Ecu von drey Livres Tournois. Nach der letzten Veränderung der französischen Goldmünzen ergibt sich das Pari folgendermaßen:

In Silber für einen Ecu 25, 21 fs. B.

In Golde 23, 93

Das Mittel 24, 57.

Konnte er denn vergessen, daß Bohns Schrift 1789 herauskam? Daß das, was dieser vortreffliche Schriftsteller, damals die letzte Veränderung der französischen Goldmünzen nannte, jetzt nicht mehr die letzte sey, und daß Frankreich jetzt nicht mehr nach Livres Tournois, sondern nach Francs rechne, deren 80 = 81 Livres? — Bey Breslau hat Bohn unseren Vf. wieder in Stich gelassen. Das breslauer Pfund, sagt unser Vf. nach Bohn, ist eine Rechnungsmünze, von welcher 4 auf einen Fried. d'or zu 5 Thlr. gehen, die folglich 25 pC. besser als Courant zu achten ist. Mit nichten! Wenn 4 Bancopfund gleich sind einem Friedrichsd'or von 5 Thlr.: so sind 100 Pfund = 125 Thlr. Frdor, folglich 25 pC. besser als Frdor. 100 Thlr. Frdor zu 5 Thlr. sind aber gleich gerechnet 105 Thlr. Courant, und es sind demnach 100 Pfund Banco =  $131\frac{1}{4}$  Thlr. Courant oder 31¼ pC. und nicht 25 pC. besser als Courant.

Alle Wechselbriefe, schreibt unser unterrichtete Vf. weiter, haben zu Hamburg 12, oder nach Büsch's Angabe nur 11 Respittage, innerhalb welcher man protestiren lassen muß. Wie kann hier von Meynungen die Rede seyn? hier so wenig als bey dem Ufo kann die Autorität eines Büsch oder irgend eines andern Schriftstellers seiner Art, etwas gelten. Die hamburger Wechsel-Ordnung hat hier ganz allein eine entscheidende Stimme, und diese sagt bestimmt §. 16: „und weil bishero zu Betrachtung eines Wechsels 12 Discretions- oder Respit-Tage im Gebrauche oder Observanz gewesen: so hat es dabey auch sein Bewenden.“ Diese Unachtsamkeit bey einer so wichtigen Sache ist um so auffallender, da unser Vf. die Wechsel-Ordnung in sein Werk aufgenommen, und sich also aus seiner eigenen Schrift hätte belehren können, wenn solche Schriftsteller gewohnt wären, ob sie etwas hinschreiben, erst genaue Nachforschungen anzustellen.

(Der Beschlufs folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 28 A P R I L , 1808.

## HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, im Verlagsbureau: *Die Handlung von Hamburg u. s. w.* I—III Band.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

**W**ir kommen zum dritten Abschnitte, welcher von den Anstalten und Verordnungen zur Beförderung des Commerzes handelt. Er ist in 14 Capitel getheilt. Die 6 ersten füllen den übrigen Theil des zweyten Bandes aus, und handeln von der Affecuranz, der Bank und dem Lombard, der Börse, den Lehranstalten für die Handlung, den Maklern und den Waagen oder Krahnern. Wir mögen uns nicht zu tief in das Detail dieser Abhandlungen einlassen, die eben so, wie das meiste übrige, ohne Beurtheilung, Vergleichung und Geschmack aus den bekannten Schriften von *Bohn, Bösch, Hess* u. a. zusammengeschrieben sind.

Der dritte Band endlich faßt die zweyte und größte Hälfte des 3 Abschnittes und den ganzen 4 Abschnitt in sich. Zum dritten Abschnitte gehören noch das 7te bis 14te Capitel, welche handeln vom Waarentransporte, von den Zöllen, von den Handelsgesellschaften, von kaufmännischen Corporationen, von der Gesellschaft zur Beförderung der Künste u. s. w., von den Handelsbibliotheken, von den fremden Consuln und Handelsagenten und von dem Handelsgerichte. Dies alles sind bloß Abschriften aus den bekanntesten und in allen Händen sich befindenden Schriften; aber diese Excerpte sind von derselben Beschaffenheit, als die vorhergehenden und enthalten viel Unrichtiges, Mißverständenes und Überflüssiges. So sagt der Vf. z. B. von dem englischen Court in Hamburg (S. 142): *Die englischen, hier etablirten Häuser verkaufen nur an gewissen, in der Woche bestimmten Tagen, welche deswegen Thantage heißen.* Da dieses Wort weder englisch noch deutsch ist: so sehen wir nicht ein, warum die Geschäftstage des englischen Courts gerade so heißen sollen; auch ist uns diese Benennung nie zu Ohren gekommen. Ubrigens ist es bekannt, daß die *Avanturiers*, wenigstens seit einem halben Jahrhunderte, weder in der Zeit noch in der Art ihrer Geschäfte beschränkt werden, und daß man ihnen stillschweigend alle Bürgerrechte in dieser Hinsicht eingeräumt habe. Zuweilen läßt der Vf. sich auch einfallen, ein gelehrtes Ansehen anzunehmen und andere Schriftsteller berichtigen zu wollen. Es gehört aber sehr wenig Belesenheit dazu, ihm nachzuweisen, mit

weissen Kalbe er gepflügt habe. Am possierlichsten sticht dieser gelehrte Nimbus mit dem oft recht kindischen Nachschreiben des Vfs. ab. So sagt er z. B. bey der Schiffahrt der Hamburger: „ihre Schiffe besuchen den größten Theil der europäischen Gewässer, jedoch kommen sie, wie *Bohn* versichert, nicht südwärts über Lissabon, und zwar aus Furcht vor den Barbaresken.“ Weis der Vf. denn nicht, daß die Schiffahrt der Hamburger sich seit *Bohns* Erscheinung sehr erweitert hat? weis er ferner über diese wichtige Hinderniß, welches die Barbaresken der hamb. Schiffahrt in den Weg legen, gar nichts weiter anzuführen? In dem ersten Theile seiner Schrift findet sich ja unter der Rubrik: *Handelsverträge* (die er ebenfalls von *Bohn* heimlich entlehnt hat), daß die Hamburger 1751 mit Algier Frieden geschlossen, weshalb Spanien seinen Handelstractat mit Hamburg aufgerufen, und solchen eher nicht erneuert habe, bis diese Stadt ihr Bündniß mit Algier wieder aufgab. Daran aber dachte er hier nicht. Die Hauptsache findet sich freylich bey seinem Gewährsmann nicht; und diese besteht darin, daß Hamburg durch einen alten Handelstractat mit Spanien im Zwange erhalten wird, keinen Frieden mit den Raubstaaten abzuschließen, um selbigen keine Kriegsbedürfnisse, zum Nachtheil Spaniens, zuführen zu können, weshalb es also auch keine Reisen in mittelländische Meer machen kann.

Der 4 Abschnitt endlich handelt von den Münzen, Maßen und Gewichten in 6 Capiteln, und das 7 Capitel macht ein Sach- und Personen-Register aus. Hier hatte der Vf. ein so weites Feld zum Abschreiben, daß es nicht der Mühe werth ist, ihm weiter zu folgen. Wir wollen nur zum Beweise, daß wir Wort gehalten und auch diesen Abschnitt durchgesehen haben, Folgendes bemerken. Von der Species valuta sagt er: „Acht Species sollten eine Mark kölnisch wiegen, deren Gehalt auf 14 Loth 8 Grän bestimmt wurde. Ein solcher Thaler wog 608 Afs und sein Korn war 540, 44 Afs.“ Das ist aber falsch. Das Gehalt dieses Speciethalers war 14 Loth 4 Grän; sonst hätte ja sein Korn nicht 540, 44, sondern 549 Afs seyn müssen, wie jeder Schüler in der Rechenkunst solches berechnen kann. S. 243 sagt unser Vf. ferner: „Beym Silber rechnet man in Hamburg, daß tausend Stück neue von Achten gemeinlich 115 Mark 4 à 8 Loth kölnisch wiegen, und mit 2 Mark von diesem Gewichte 11 Mark fein Silber gerechnet.“ Ist da ein vernünftiger Sinn her-

Aa

S. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

auszubringen? 2 Mark schlechtes Silber sollen für 11 Mark (oder wie der Vf. sagt, mit 11 Mark) feines Silber gerechnet werden? — Aber der böse Bohn ist an Allem Schuld. Beide Stellen finden sich bey ihm, §. 13, und §. 26; und in beiden sind grobe Druckfehler eingeschlichen. Der erste ist in dem Verzeichnisse der Druckfehler auch bey Bohn berichtet. Statt 14 L. 8 Gr. heist es daselbst: leß 14 Loth 4 Grän. Der zweyte Druckfehler ist dem Herausgeber von Bohn wohl entgangen, und muß also wohl berichtet werden: 12 Mrk. von diesem Silber werden für 11 Mark fein gerechnet.

Übrigens darf nicht ungerügt bleiben, daß die Käufer des Buchs 11 volle Bogen bezahlen müssen, die unter der Überschrift: Literär-, Sach- und Personen-Register, das siebente Capitel ausmachen, und nichts als leere Namen enthalten.

Φ.

**BERLIN, b. Maurer:** *Die Kunst, in drey Stunden ein Buchhalter zu werden.* Ein kurzer und deutlicher Unterricht für unbemittelte Handlungslehrlinge, Handlungsdienere und angehende Kaufleute, die doppelte italienische, englische und neue deutsche Buchhalterey in einem äußerst kurzen Zeitraume ohne Hülfe eines Lehrmeisters gründlich zu erlernen. Herausgegeben von S. G. Meißner. 1805. 16r S. 8. (18 Gr.)

Der Vf. gesteht in der Vorrede, daß die kaufmännische Literatur eine große Anzahl von Anweisungen zum Buchhalten in allerley Formen aufzuweisen habe; meint aber doch, daß es noch an einer Schrift fehle, die durch Kürze, Wohlfeilheit und Deutlichkeit sich für die zahlreiche unbemittelte Classe der Handlungsge nossen vorzüglich eigne, zugleich die neuesten Verbesserungen dieser Wissenschaft lehre, und das gegenwärtiges kleines Werk diesem Bedürfnisse abhelfen könne. Über den Vorderatz sind wir mit dem Vf. vollkommen einverstanden. Zwey Aufsätze, einen von Busch und einen von Beckmann, kennt Rec. nur, die leicht und faßlich geschrieben sind, und die die Theorie des Buchhaltens ziemlich vollständig erschöpfen: um diese bekümmern sich aber die Herren nicht, welche selbst zu schriftstellern Lust haben. Auch dieses kleine Werk hilft keinesweges dem Bedürfnisse ab, und Rec. ist über die Dreistigkeit erstaunt, mit welcher der Vf. auszurufen wagt: „Man sehe den Titel ja nicht als ein bloßes glänzendes Aushängeschild an, um Käufer anzulocken, wie es bey vielen Schriften, leider! der Fall wirklich ist: sondern man prüfe das Werk selbst, und man wird finden, daß es keinesweges unter die Unmöglichkeiten gehört, sich in drey Stunden richtige, helle Einsichten von dem kaufmännischen Buchhalten zu verschaffen, selbst wenn man noch gar keine oder nur mangelhafte Kenntniß vom demselben hat.“ Alles, was Rec. einnehmen kann, ist, daß ein grübler Buchhalter, denn alle drey verschiedenen Formen des Buchhaltens genannt bekannt sind, in Zeit von drey Stunden dieses Werkchen lesen, die Schemata unter einander ver-

gleichen und untersuchen kann, ob alle Posten richtig eingetragen sind; Aber kein Anfänger wird sich allein, ohne mündliche Erklärung, nur irgend eine deutliche Vorstellung vom Buchhalten daraus abstrahiren können, wenn ihm auch statt 3 Stunden volle 3 Monate eingeräumt würden. Wie sollte dies auch möglich seyn, da der Vf. durchaus der Theorie nicht entfernt erwähnt und dennoch dreyerley Formen zugleich vorträgt, wodurch gerade denkende Köpfe, die das Licht lieben, und was sie praktisch üben sollen, auch verstehen wollen, am meisten abgeschreckt werden müssen. Sie werden dadurch offenbar verwirrt, und bekommen wohl gar eine Verachtung gegen alles systematische Buchhalten, wenn sie sehen, daß man jeden Posten auf drey verschiedene Weisen buchen könne, ohne daß ein anderes Resultat erfolgt: wodurch leicht die Meinung entsteht, es sey überhaupt einerley, wie man die Posten zu Buche bringe, wenn es nur geschieht. Der Vf. hätte theoretisch zu Werke gehen und zeigen müssen, daß, so verschieden diese 3 Formen auch sind, sie doch alle darin übereinstimmen, daß sie das Ganze auf Gleichungen bringen, wodurch ihre (theoretische) Richtigkeit mathematische Gewisheit erlangt; er hätte daraus wieder die Vorzüge dieser systematischen Buchhaltungen vor der sogenannten einfachen auseinander setzen sollen, daß sie nämlich so viel vor Irrthum sichern, als der Mensch überhaupt in seinen Handlungen sich vor Irrthum sichern kann. Dann wäre das Unternehmen, alle 3 Formen so in der Kürze zugleich abzuhandeln, so lobbenswerth als lehrreich gewesen.

Dennoch will Rec. dies Werkchen nicht ganz verwerfen, sondern ihm nur seinen rechten Platz anweisen, den es mit Ehren einnehmen kann. Es kann als ein bequemes Lehrbuch von guten Lehrern, welche die Theorie selbst vorzutragen verstehen, bey dem Unterrichte gebraucht werden, und wird vor vielen anderen darin einen bedeutenden Vorzug haben, daß es die drey Systeme auf dieselben Geschäfte anwendet, wodurch natürlich bewirkt wird, daß ihre Gleichheiten und Verschiedenheiten viel leichter in die Augen fallen und aufgefaßt werden können, als wenn solche über verschiedene Geschäftsgattungen verfaßt wären.

Φ.

## P Ä D A G O G I K.

**LEIPZIG, ZÜLLICHAU UND FREYTAGT, b. Darnmann:** *Über den zu frühen Religionsunterricht.* Ein Beytrag für die Erziehung, von F. D. E. Scherwinzky, Diaconus zu Reppen und Pred. zu Fornow in der Neumark. 1804. XII u. 176 S. 8. (16 Gr.)

Vor noch nicht gar langer Zeit waren die meisten unter den neueren Pädagogen darin einig, daß man die frühere Jugend vor allem, was an Religion erinnern und auf Religion hinführen könnte, sorgfältig bewahren, und jede Belehrung von Gott u. s. w. für ein reiferes Alter aufsparen müsse. Das war



auch ganz in der Ordnung, so lange man Religion hauptsächlich als Sache des Verstandes behandelte, und dabey von dem Grundsatz ausging, daß das Kind nichts lernen dürfe, was es nicht verstehen und begreifen könne. Aber Religion ist mehr Sache des Herzens, als des Verstandes, und manches wird dem letzteren ewig unbegreiflich bleiben, was von dem ersten vollkommen gefaßt wird. Religion wohnt in der innersten Tiefe des Geistes, sie kann nur in dem Heiligthume des Gewissens gedeihen, und sie muß darum immer etwas Dunkles und Geheimnisvolles für uns behalten, das selbst der Verstand des scharfsinnigsten Denkers nicht zu durchschauen vermag, das er nur mit freudigem Herzen glauben und hoffen darf. Wer den Geist der Religion hat, der ist auch religiöser Gefühle empfänglich, wenn er auch einen vollständigen Religionsunterricht nicht zu fassen im Stande ist, und das kindliche Gemüth ist der Bildung zur Religion vorzüglich günstig. —

Unstreitig verwechselte man nicht selten, indem man sich gegen die frühe Bekenntschafft der Jugend mit Gott und Religion erklärte, einen systematischen Religionsunterricht, der offenbar für ein reiferes Alter gehört, mit gelegentlicher Belehrung und mit der schon frühzeitig möglichen Anregung religiöser Gefühle. Das scheint auch dem Vf. der vorliegenden Schrift zuweilen begegnet zu seyn, der sich übrigens als einen warmen Freund der Religion, und als einen verständigen Pädagogen ankündigt. Er redet, dem Titel seiner Schrift zufolge, nur von dem zu frühen Religionsunterrichte, und man wird ihm darin Recht geben, daß ein zusammenhängender Religionsunterricht nicht für eigentliche Kinder gehört; man würde ihm auch Recht geben, daß alle Belehrung von Gott, wie falschlich sie auch sey, zu früh komme, wenn er von 3 bis 4jährigen Kindern redete: aber er erklärt sich zuweilen so, als ob er alle religiöse Belehrung bis in die Jahre des reiferen Verstandes hinausgesetzt wissen wolle. Zwar giebt er kein bestimmtes Alter an, er behauptet nur, daß man so lange warten müsse, bis die Vernunft ihre völlige Reife erlangt habe, und das Herz ein Interesse für Religion fühle. Aber hier fragt es sich, ob nicht auch eine weise Belehrung von Gott ein Mittel werden könne, dieses Interesse zu wecken! Allerdings empfiehlt der Vf. eine religiöse Erziehung; er verlangt nicht, daß man ein Kind absichtlich vom Erkenntniß der Religion zurückhalte, noch daß man es ängstlicher Weise von den Gedanken an Gott entferne; er wünscht selbst, daß die Kinder an ihren Eltern das hinreißende Beyspiel der heiteren religiösen Freude, der frohen herzlichen Dankbarkeit, der innigen Liebe, der stillen Andacht und der feyerlichen Ehrfurcht erblicken, daß sie dadurch auf etwas Hohes, Erhabenes, Ehrwürdiges im Verborgenen aufmerksam gemacht, und zu dem Gefühle des Bedürfnisses erweckt werden mögen, Gott näher kennen zu lernen. „Das schöne Geheimniß“ (heißt es S. 57) „hat dann für das Herz des Kindes an Reiz gewonnen, und es sieht mit stillem Vergnü-

gen der Periode entgegen, wo es bey größerem Verstande und Wachsthum im Guten dasselbe mehr aufgeklärt finden soll. Auch ist ihm eben dadurch ein größerer Antrieb gegeben, durch Fleiß und gute Aufführung die erwünschte Periode herbeizuführen. Dieser Erfolg ist doch wohl mehr Werth, als wenn man dem Kinde ohne alle weitere Vorbereitung vom Gott etwas vorredet, ihm bey kindischer Gedankenlosigkeit einen Glauben aufdringt, den es noch gar nicht bedarf, und auf die Art die ganze Religion ihm gleich vom Anfang an zu einem geringfügigen unbedeutenden Gegenstande macht.“ Vortrefflich, und dem Rec. wie aus der Seele geschrieben! Nur kann er sich nicht überzeugen, daß es so sehr schädliche Wirkungen haben werde, wenn man noch einen Schritt weiter geht, wenn man z. B. dem Kinde, das sich neugierig nach einem Urheber der Welt erkundigt, auch sagt, daß dieser Herrliche, nach dem es frage, Gott sey, und daß er auch das Kind liebe habe, auch dem Kinde Gutes wolle. Und warum soll man dem Kinde nicht auch von Jesus erzählen? von seiner Liebe für die Menschen und besonders für die Kinder? von seiner Sanftmuth und Feindesliebe? von seiner stillen Geduld im Leiden? Warum soll man diese herrliche Muster moralischer Größe nicht recht frühzeitig nutzen, um das Kind zur Nachahmung desselben zu erwärmen und zu begeistern? Gesezt auch, das Kind verstände noch nicht alles; so wird doch, wenn der Lehrer nur selbst mit Wärme für seinen Gegenstand erfüllt ist, diese Wärme auch auf das Kind belebend übergehen, und ihre beseligenden Wirkungen ihm mittheilen. Der Vf. wird sagen: das Kind lernt auf diese Weise bloß auf fremde Autorität an Gott glauben, und das darf nicht seyn. Aber warum nicht? Auf die Autorität des Erziehers, oder vielmehr aus Achtung, Liebe und Gehorsam gegen ihn, huldigte es zuerst der Tugend; auf eben diese Autorität, und aus eben diesen Gründen huldige es auch dem großen Unsichtbaren, in dem die Tugend ihren höchsten Vater verehrt. Es ist gewiß nicht schädlich, das Kind schon früh an einen Glauben zu gewöhnen, der auch für die Kindesseele, sobald sie nur der Gefühle der Liebe, der Freude, der Sehnsucht empfänglich ist, ein lebhaftes Interesse mit sich führt; die Kindheit ist das eigentliche Alter des zweifellosen Glaubens; und so gut, wie Vorurtheile, Gespensterfurcht u. dgl. von der Natur des Menschen unzertrennlich sind, weiß sie ihm schon in der Jugend mitgetheilt wurden, eben so gut wird auch der Glaube an Gott und Religion sein unverlierbares Eigenthum werden, wenn er schon in den früheren Jahren des Lebens mit diesem frohen Glauben genährt wurde.

Es ist hier der Ort nicht, über jede einzelne Äußerung mit dem Vf. zu rechten; auch kann es ihm nicht verargt werden, wenn er, wie jeder Denker, seine eigenen Ansichten hat; darum wollen wir es auch nicht rügen, daß er Religion bloß auf ein moralisches Bedürfnis gründet, da wir im Gegentheil neben dem moralischen einen eigenen religiö-

ten Sinn in dem menschlichen Gemüthe anzunehmen uns gedrungen fühlen. Genug wir haben seine Schrift, die aus zwey Abschnitten besteht, wovon der erste ein theoretisches Raisonement über den wichtigen Gegenstand, *dass es einen zu frühen Religionsunterricht giebt, der nichts fruchtet, aber wohl schadet*, und der zweyte eine praktische Anweisung enthält, wie ein Kind nach und nach zu dem Bedürfnisse der Religion am besten und vortheilhaftesten angeleitet werden könne, mit Vergnügen gelesen, obgleich wir nicht in allen Puncten mit ihm übereinstimmen. Vorzüglich interessant haben wir den zweyten Abschnitt gefunden. — m —

NEUSTADT an der Orla, b. Wagner: *Unterredungen über die Lehre vom Gebet, wie sie mit der Oberklasse einer nicht vernachlässigten Land-, oder niederen Bürger-Schule gehalten werden können.*

Auch mit dem Titel:

*Unterredungen über die vier letzten Hauptstücke des lutherischen Katechismus, Gebet, Taufe, Beichte, Abendmahl. Erster Theil. 1806. VIII u. 244 S. 8. (9 Gr.)*

Was Rec. in dieser Schrift mit Vergnügen fand, das wünscht er, möchten die Religionslehrstunden in unseren Bürger- und Land-Schulen immer mehr werden — *katechetische Andachtsübungen*, worin die zergliederte Religionswahrheit in nahe Anwendung auf die jugendlichen Gemüther gesetzt, worin der Unterricht nie als etwas für den Verstand allein Gehöriges, sondern immer zugleich als eine Nahrung für das Religionsgefühl betrachtet wird. Dann darf

der Lehrer hoffen, dass nicht etwa, was man so oft unter dem Namen der Religion giebt — nur ein Centokahler Begriff in die Köpfe der Lehrlinge niedergelegt werde, sondern dass ihre *Gefinnung* bewegt und gerichtet, ihr *Wollen* veredelt wird. Werden die katechetischen Gespräche von diesem Geist geleitet, und mit Besonnenheit auf diesen Zweck hingeführt: so wird kein Vernünftiger auf sie Vorwürfe anwenden, wie sie in der Vorrede angedeutet werden, als: dass jetzt das Zeitalter der Katechetik vorüber sey. Möchte das Zeitalter der kalten Wortkatechetik, die ängstlich ihre schwere *Systeme* fessel schleppt, oder durch einen zu sublimirten Geist das Herz austrocknet, vorüber seyn, — und das Zeitalter einer väterlichweisen, und dem Gange der Natur liebevoll folgenden Katechetik beginnen! — Die vorliegenden Katechesen könnten hie und da abgekürzt seyn; aber Rec. hat sie gern gelesen, *wie sie sind*, in ihrer verständig belehrenden, und väterlich wohlwollenden Manier. Die Kunst oder Künstlichkeit hat daran wenig Antheil. Destomehr empfiehlt sie Rec. allen noch unverdorbenen Jugendlehrern, die Sinn haben für das Natürliche, für das der Kindernatur so angemessene Religiöse, und Liebe zu ihren Kindern. Ermahnungen, Bitten, Warnungen, Gebete — wechseln hier mit den wohlgeordneten Fragen. So finden wir es recht für Religionslehrstunden. Die angehängten Anmerkungen geben zweckmässig den in den Unterredungen zum Grunde liegenden Plan, und motiviren manches dem Ungeübten in der Methode vielleicht Auffallende.

NA.

## KURZE ANZEIGEN.

HANDELWISSENSCHAFTEN. Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Kurzgefasste Anleitung zur Waaren- u. Wechsel-Berechnung.* Zum Gebrauch beym ersten Unterrichte in Handelsschulen. 1807. 452 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.) Diese, von einem Ungenannten, aus mehreren Büchern und nach Dictaten seines ehemaligen Lehrers, des verst. Brodhagen in Hamburg, zusammengeschriebene Compilation hätte fuglich ungedruckt bleiben können, da man alles, was hier vorgetragen wird, in anderen Büchern neuerer Zeiten ungleich richtiger und vollständiger antrifft. Die Einleitung zu diesem Buche, das zum ersten Unterrichte (für welche Schüler?) bestimmt ist, ist wörtlich, wie der Vf. S. 3 selbst gesteht, aus den Dictaten von Brodhagen abgeschrieben; und gerade diese ist das Beste am ganzen Buch, weil darin eine gesunde Theorie herrscht, aber aus Mangel an eigentlicher systematischer Form von Brodhagen nie zum Abdruck unter seinem Namen bestimmt war. Denn Manches wird darin vermisst, was im J. 1806. bereits lange zuvor Gesetz war. Z. B. die metrischen Maße und Gewichte in Frankreich. Sonst sind die Proportionen von den nassen und trockenen Maßen, auch Gewichten, wovon wir mehrere verglichen haben, genau nach Kruze und dem verbesserten Bohn (Ausgabe 1789 gr. 8., die damals Brodhagen besorgte,) angegeben. Aber bis zum J. 1793 dachte man an kein neues metrisches Münz-Maß- und Gewicht-System; und nachher scheint Brodhagen sich nicht weiter darum bekümmert zu haben. Destomehr wäre es Sache des jetzigen Herausg. gewesen, seinen Lehrer in diesem Stücke zu ergänzen, und mit der Zeit fortzurücken.

Dies hätte um so leichter geschehen können, da Alles auf Hamburg und dessen Handelsverhältnisse reducirt wird. Wie weit aber des Vfs. Unwissenheit in diesem Stücke geht, kann man daraus abnehmen, dass er S. 413 versichert, *Paris und ganz Frankreich rechnen nach Livres à 20 Sous à 12 Den.*, da doch die ganze kaufmännische Welt weiß, dass dieses Reich nach mehreren gesetzlich bestätigten Staatsbeschlüssen schon seit dem Jul. 1793 in Francs zu 10 Decimen à 10 Centimen, oder, wie die späteren Confular- und Kaisers-Bestimmungen sich darüber ausdrücken, in Francs zu 100 Centimen, Buch und Rechnung führt, und dass keine andere Valuta in den Gewichten und gesetzlichen Verhältnissen Statt findet. Der beygebrachte, hier abgedruckte Courszettel von 1797 (die meisten der Art Börsen-Nachrichten schreiben sich von diesem Jahre her) entscheidet hierin nichts. Denn da im J. 1797 von dem damaligen Directorio und auch noch jetzt nachgelassen worden, die Courszettel für das Ausland nach dem ehemaligen Münzfuße einzurichten, welches aber für Frankreich nichts Verbindliches voraussetzte: so hätte dieser Unterschied erklärt werden müssen. — Die S. 41 — 126 gelieferten 14 Waarencalculationen findet man in *Kampke, Wagener, Illing* u. s. ungleich vollständiger. Die Lehre von den Wechseln ist S. 129 — 143 unbedeutend; und was S. 149 — 322 von den Courszetteln vorkommt, hat gewiss Flügel u. s. längst erlediget. Die Übersicht von dem Münzweien S. 323 — 452 ist ein Auszug aus Bohns *Kaufmann*, und das Ganze eine Mischung, die nicht zum Titel des Buches paßt.

M — son.

## FORTSETZUNGEN.

Hamburg, b. Bohn: *Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtag-Evangelia von Joh. Johu, Pastor an der heil. Drey-*

einigkeitskirche in der hamburgischen Vorstadt St. Georg. zoter Jahrg. 1806. VIII u. 298 S. 8. (1 Thlr.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 29 A P R I L, 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG u. RIGA, b. Hartmann: *G. Merckels sämtliche Schriften*. Erster Band. 332 S. Zweyter Band. 318 S. 1808. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Die Erzählungen und Aufsätze, welche von den beiden ersten Theilen, die auch den besondern Titel: *erzählende Schriften* führen, den Inhalt ansmachen, sind an Werth und Gehalt zu ungleich, als daß sich darüber etwas Allgemeines sagen ließe, es müßte denn etwa dieses seyn, daß in ihnen allen, und selbst in den kleinsten so wie in denen, welche eine Art von poetischem Anstrich haben, das bekannte Bestreben des Vfs., alles auf das nächste Leben zu beziehen und so viel möglich praktisch zu machen, sein hieraus erklärlicher Hang zu pathetischen Declamationen, welchem ein starker, nachdrücklicher, aber nicht eigentlich energischer Styl entspricht, und endlich sein Talent, psychologisch darzustellen, mit unverkennbarer Deutlichkeit sich offenbart. Eine kurze beurtheilende Anzeige von jedem Einzelnen, das die beiden Bände enthalten, mag diese allgemeine Behauptung bestätigen.

*Erster Band: Johanna die Erste, Königin von Neapel. Eine Biographie.* Dieser Aufsatz, der den Zweck hat, die Ehre der verklärten Königin zu vertheidigen, kann nur solche Leser befriedigen, denen es um bloße Unterhaltung zu thun ist; bey Jedem anderen wird sie nur den Wunsch erwecken, von der Geschichte der unglücklichen Fürstin gründlicher unterrichtet zu werden. Denn eine Biographie wird hier keineswegs geliefert, nicht einmal eine wahrhafte Vertheidigung, sondern nur ein Abriss. Die Schilderung der Hauptmomente des öffentlichen Lebens ist nicht hinreichend, um eine wahre Anschauung von Johannens Individualität zu geben; jede Lebensbeschreibung erfordert ein tiefes Eindringen in den Charakter, und die Darstellung desselben muß ganz seiner Eigenthümlichkeit gemäß seyn, und sich nicht in solche allgemeine fogenannte schöne Diction gleichsam auflösen, wie hier geschieht, der vielen rhetorischen Ausrufungen nicht zu gedenken, die bey tausend ähnlichen Geschichten sich eben so gut anbringen ließen. *Snitger, ein Bruchstück aus der Geschichte Hamburgs.* Es wird gewiß Jedermann dieses Bruchstück mit einiger Theilnahme lesen, aber eben so gewiß auch wird Jeder seinen Augen nicht trauen wollen, wenn er sieht, wie die drey Seiten lange, mit dem angestrengtesten und aufs Höchste

getriebenen Pathos geschriebene Warnungsrede an zum Ehrgeiz geneigte Jünglinge und das am Schluss der Geschichte angebrachte Motto mit dem Inhalte selbst im grellsten Widerspruche stehen. Daß Snitger ein ächter Patriot war, und nur durch eine ächt patriotische Unbefonnenheit sich den Henkerstod zuzog, dem er im Bewußtseyn der edelen Absicht mit der heldenmüthigsten Fassung entgegenging, dieses sagt der Vf. selbst mit klaren Worten; ja in der Einleitung sagt er sogar, er hoffe, dieses Bruchstück werde als ein Beweis dienen können, daß in der neueren Geschichte wenigstens die kleinen Freystaaten auch Männer aufzuweisen haben, die einem Timoleon an die Seite zu setzen sind. Und dieser deutsche Timoleon nun wird als ein warnendes Beyspiel des ins Unglück stürzenden Ehrgeizes aufgestellt! an seinem Schicksale soll man die Weisheit des horazischen Sprüchleins erkennen lernen: „*Beatus ille, cui licet forum vitare!*“ Dieses Sprüchlein heist, auf diesen Fall angewendet, zu deutsch: *Weit davon ist gut vor dem Schufs.* — Auf dieses *qui pro quo* folgt die *Unterhaltung bey dem Punschnapfe, ein Coq-à-l'Aris.* Um einen weitgereisten Schwätzer nicht zu Worte kommen zu lassen, beredete sich die Gesellschaft, jeder solle ein Geschichtchen zum Besten geben. Es werden deren sieben erzählt. Die erste und zweyte sind lustige Schnurran, recht artig vorgetragen und besonders dadurch belustigend, daß sie zugleich gegen den Schwätzer persiflirend gerichtet sind. Diese beiden so wie die dritte haben eine französische Physiognomie, die folgenden hingegen, mit Ausnahme der letzten, die auch einen französischen Anstrich hat, sind ganz im deutschen Charakter. Dieser Contrast des leichten, zuweilen selbst muthwilligen Scherzes und des umständlichen, moralisirenden, manchmal sogar ins Klägliche gehenden Ernstes kann in dieser Verbindung keine gute Wirkung thun. Übrigens sind die deutschen Erzählungen, und zumal die von dem zahmen Wolfe, unterhaltend genug, und auch, bis auf die vielen eingestreuten Betrachtungen, angenehm vorgetragen. — *Zwey Anekdoten aus J. J. Rousseau's Leben.* Diese sehr interessanten und mit sprechender Anschaulichkeit und individuellem Leben erzählten Anekdoten sind unstreitig das Gehaltvollste und das Gelungenste von allem, was die beiden Bände enthalten, und der Vf. verdient für die Mittheilung derselben den Dank der Lesewelt, welcher sie vermuthlich noch nicht bekannt sind. Denn sie befinden sich unter dem noch nicht gedruckten Manuscripte Rousseau's, das Mylady

Bb.

Howard besitzt, und wovon man eine Abschrift im Portefeuille des Grafen d'Antraignes fand, das ihm bey seiner Verhaftung abgenommen wurde und jetzt (1799 setzte der Vf. diese Anekdoten auf) bey dem Bürger Lacanal seyn soll. Hn. M. wurden sie von Jemand mündlich mitgetheilt. — *Der Getröstete. Ein Märchen.* Ein bloßer Einfall, märchenhaft eingekleidet — nichts Halbes und nichts Ganzes. — *Männerholz vor Fürstenthronen.* Eine Anekdote von Engel, die dem Gelehrten wie dem Fürsten zur Ehre gereicht. — *Der Arzt auf dem Ball.* Eine Nessel. Ein unbedeutender Einfall. Der Arzt vertheidiget die dünne Bekleidung der Damen aus dem Grunde, weil sie jedem, der sich nur etwas auf Physiologie und Anatomie versteht, es leicht mache, die gesunden Schönen von den krankhaften zu unterscheiden und hiernach die Wahl seiner Braut zu bestimmen. — *Herder und Engel* (aus dem Freymüthigen bey Gelegenheit der Bildnisse dieser beiden Männer). Kurze Lobreden. Manches von dem, was über Engel gesagt wird, möchte wohl nicht Jeder unterschreiben. So heisst es z. B.: „Er war nächst Lessing ansehnlich der schärfste Kunsrichter, den Deutschland hergebracht hat, und vielleicht hätte er seinen Freund übertroffen, wenn er je die Kritik mit so viel Eifer geübt hätte, als jener. Seine Mimik ist längst und mit unstreitigem Recht als ein classisches Werk anerkannt worden u. s. w.“ — Man wird vielmehr Herders Urtheil über Engel, das hier angeführt ist, sehr treffend finden. Es lautet so: — „Recht hat er immer; aber ich weiß bey der dritten Seite schon, was er auf der zwanzigsten schön und hüdnig beweisen wird. Mir ist es nur um die Wahrheit zu thun, ich kann sie nicht schnell und nackt angucken, und Engel giebt sie durchaus nicht eher heraus, als bis er ihr ein Kopfschütteln aufgesetzt hat.“ Vorzüglich paßt dieser Ausdruck gerade auf die Mimik, die mit eben dem Rechte classisch heisst, als mancher Fürst der Größe. — *Auch ich war in Arkadien. Eine Reminiscenz.* Auf die Behauptung eines jungen Rechtsgelehrten gegen einen Dichter, daß die poetischen Ideale lauter Hirngespinnste seyen, thut ein Dritter den Vorschlag zu einem Versuche, ob sich das arkadische Leben nicht, wenigstens zum Theil, verwirklichen lasse. Auf dem Landgute eines Freundes versammelt man sich nun mit seinen Geliebten, legt Schäfertracht an, und bringt auf schäferliche Weise einen ganzen Tag im Freyen zu. Dieses idyllische Spiel ist eine artige Kleinigkeit. — *Gonos und Eudoria. Eine wahre Geschichte.* Ein schauderhaftes Beispiel von der Raserey der Liebe. — „Ich sah.“ — Eine Phantasie nach einem Gemälde, so gemacht und gekünstelt wie die Überschrift. —

Vom zweyten Bande nimmt die erste Hälfte ein: *Die Rückkehr aus Venedig. Ein Halbroman.* Ein alter Kriegerheld, der sich in der Welt viel versucht hat, bekommt in seinen Ruhetagen den Gedanken, die Freunde zu verlassen, und in seine Vaterstadt Riga, die er fast mehr als dreißig Jahren nicht wieder gesehen, und die er einst als Verbannter hatte verlassen müssen, zurückzukehren, und dort, wo

möglich, unter seinen alten Freunden sein Leben zu beschließen. Dies ist die Grundlage des Halbromans, welcher, wie man schon erwarten wird, ohne alle Kunst aus allerley Geschichten und Anekdoten zusammengesetzt ist. Der größte Theil derselben scheint auf Thatfachen zu beruhen, und ihr Gegenstand sind, wie man auch erwarten wird, hauptsächlich die barbarischen Grausamkeiten des liefländischen Adels gegen ihre Leibeigenen, aber nicht der jetzigen Edelleute; diesen wird vielmehr eine große Lobrede gehalten wegen ihrer Humanität, worüber sich gewiss jeder Leser von Herzen freuen wird. Daß in diesem Zwitterromane an den gehörigen Declamationen kein Mangel ist, versteht sich von selbst, denn hier sind der Gelegenheiten gar zu viele. In einem Abschnitte läßt es sich der Vf. sehr lauer werden, die Schwärmercy zu vertheidigen; da heisst es z. B. mit großen Worten: „Was ist Großes geschehen, das nicht ein Schwärmer that? Ja Schwärmercy, dir gebühren die Altäre, die man dem Genie, der Tugend und dem Patriotismus errichtet u. s. w.“ Schade, daß dem Vf. nicht zum Glück der Unterschied zwischen Schwärmercy und Begeisterung (Enthusiasmus) befiel; er hätte dann die faire Mühe sich sparen können. — In der edichsten Hälfte des Romans kommen ein paar Züge vor, die etwas Poetisches haben. So z. B. die Freude des Alten über den Anblick eines Zimmers mit ärmlichen Möbeln, und wie er sich in dieser Freude auf einen Stuhl niedersetzt und dieser unter ihm zusammenbricht. Dahin gehört auch die Täuschung, daß er in der, hinter ihrer Mutter, seiner ehemaligen Geliebten, stehenden Tochter seine Geliebte wieder zu sehen glaubt u. s. w. — *Signora Constanza. Eine venezianische Novelle.* Der Keim von dieser Geschichte, die ein Beyspiel aufstellt von der unmenschlichen Grausamkeit des venezianischen Inquisitionsgerichtes, befindet sich, nach der Angabe des Vfs., in Mayers Beschreibung von Venedig. Die Erzählung ist lebhaft und mit so starken Farben wird das entsetzliche Schicksal der beiden Liebenden geschildert, daß man nur mit Grausen dabey verweilen kann. Ubrigens bedarf es wohl kaum noch der Anzeige, daß bey dieser Gelegenheit dem Unwillen und der Erbitterung über die Tyranny des venezianischen Inquisitionsgerichtes in einer hochtönenden Declamation Luft gemacht wird. — *Der Überspannte. Ein Tagebuch.* Ein Brautpaar verunglückt und trennt sich plötzlich. Der Bräutigam, im Bewusstseyn der Unschuld und sterblich verliebt, ist der Verzweiflung nahe, und schildert nun an jedem Tage seine Liebesqualen. Auf den Rath eines Freundes verläßt er die Stadt, wo seine Geliebte wohnt; während seiner Fußwanderung trifft er auf einen gescheuten jungen Mann, der ihm mit paradoxen Behauptungen über die Mädchen und die Liebe durch den Sinn führt und zur Besonnenheit bringt. Fast gänzlich gefaßt kehrt er nun in die Stadt zurück, und nach einigen Rückfällen wird er endlich von seinem Elende ganz befreyt; eine Verläumdin hatte die Braut gegen ihn aufgebracht; die Lage

wird entdeckt und der Liebsbund von neuem geknüpft. — Die Schilderung ist sehr lebhaft, anschaulich und psychologisch wahr, und leistet ganz, was sie leisten soll, daher sie unter allen den übrigen Stücken, nächst den Anekdoten von Rousseau, den ersten Rang verdient. — *Gulindy. Ein Märchen.* Eines von den Märchen der gewöhnlichen Art, in welchen die Beybringung einer Lehre die Hauptfache ist. — Den Beschluss machen *kurze Aufsätze: die Hypochondrie.* Das Schicksal ertheilt diese Gemüthskrankheit den vor allen anderen Menschen begünstigten Gelehrten, damit sie sich ihrer großen Vorzüge nicht überheben sollen. Ein bizarrer Gedanke. — *Witzlinge, Mäcken.* Eine ausgesponnene Vergleichung. — „*Es giebt*“ *Gallie aus der literarischen Tagesgeschichte.* Eiferung über drey Arten von literarischem Unfug in weit hergehakten Vergleichen. *Der Schmetterling. Eine Tändelei.* Selbst in dieser Tändelei zeigt sich am Schlusse ein trübfeliger Ernst, und ein ungeberdiges schwerfälliges Pathos. Ein in Liebeswonnen berauschter Schmetterlingspaar flattert umher. „Wehe! da schiefst, mit weitverbreiteten Schwingen, ein schreckliches Ungeheuer auf sie herab. Es ergreift sie, es zerfückt, es verschlingt beide! — beide! die Geliebte und den zärtlich Liebenden! Mitten im höchsten Genuß der Wonne reißt es beide hinweg zum gräßlichsten Tode — Schenkel, gefühlloses Scheufel, Schandfleck der Erde! — Ach, Natur! Wie konntest du deine schöne Welt durch solch' ein Unthier beschimpfen! In welch' ein Jammerhaus wandeltest du sie durch die bloße Schöpfung des gräßlichen Würgers, der gefrässigen — Schwalbe!“ — Ha. Ha.

### SCHÖNE KÜNSTE

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Tulpen.* Von Friedrich Kind. Drittes Bändchen. 1807. 258 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

An Mannichsichtigkeit steht dieser dritte Band dem beiden ersten nach, aber nicht an Werth und Interesse; im Gegentheil verdient er insofern den Vorzug vor jenen, als sich unter den Dichtungen, welche er enthält, keine befindet, die man nicht mit Vergnügen lese, was bey dem ersten und zweyten Theile (1806. No. 173, und 1807. No. 195) nicht ganz der Fall war. — *Die Belagerung von Sigeth* ist eine zum Theil auf Thatfachen gegründete Erzählung, reich an den seltsamsten und erschütterndsten Situationen und Scenen, den ächten Heldenmuth eines auserwählten Häufleins von nur durch Übernacht besiegten Kriegern und eines erhabengefinnten Weibes schildernd, das der Gemeinschaft jener Helden im Leben und im Tode sich würdig zeigt. Der Vortrag der außerordentlichen Begebenheiten ist sehr lebhaft und aufregend für Gefühl und Phantasie; manchem wird er das vielleicht in zu hohem Grade seyn, und fast declamatorisch scheinen; allein obgleich der Gegenstand an sich schon wirksam genug ist, und einer so blühenden Darstellung entbehren könnte:

so verträglich dennoch seiner außerordentlichkeit mit einem glänzenden Colorit, und man übersieht es schon, wenn etwa hie und da die Farben etwas schillernd aufgetragen wären. — Auf diese interessante Erzählung folgt ein *Luftspiel* in zwey Aufzügen: *die sieben Proben*, oder *die Wette.* Es ist in wohlklingenden Alexandrinern geschrieben, und gehört zu den kleinen leichten Spielen, deren das allgemein beliebte, nach dem Französischen von Stoll glücklich bearbeitete Duodrama: *Scherz und Ernst*, bereits mehrere veranlaßt hat, wie z. B. *das Räthsel* von Comessa, und *die Beichte* von Kotzebue. Wenn nun auch dieses kleine Drama, das gleichfalls nur zwischen zwey Personen spielt, jenem französischen an Einfachheit in der Erfindung und künstlicher Benützung jedes kleinen Umstandes, an ächt-komischen, ungezwungen herbeygeführten Situationen, pikantem treffendem Witz und überraschender Gewandtheit merklich nachsteht: so darf es doch die Vergleichung mit den beiden erwähnten Nachbildungen keineswegs scheuen. Schon der Titel läßt errathen, daß hier mehrere Verkleidungen ihr Spiel treiben; die präsende Dame erscheint abwechselnd als Gastwirthin, Tyrolerin, Schauspielerin, Obsthändlerin, Zofe (und zwar in dieser Rolle als Berliner, die ihr *mir* und *man* für *wich* und *nur* zum Besten giebt), Page; und endlich als eine verschleyerte Griechin. In der Gestalt der Verheulerten hatte sie den Dichter Florin gefesselt, sich aber, sobald sie davon überzeugt war, seinem Anblicke entzogen. Die geheimnißvolle Schöne nur zu sehen und kennen zu lernen, versucht er mehrere Gelegenheiten, welche diese selbst, indem sie als Gastwirthin, Tyrolerin u. s. w. sich ihm präsentirt, an die Hand giebt. In jeder dieser Erscheinungen findet Florin sie reizend, und sagt Artigkeiten und giebt Geschenke, bis er zuletzt in der vermeintlichen Griechin jene junge Wittwe erblickt, die er einst, ehe sie einem betagten Reichen ihre Hand gab, aufs zärtlichste liebte, jetzt aber, weil er dies als einen unverzeihlichen Bruch der Treue betrachtete, verschmähte, obwohl sie ihn ihrer fortdauernden Liebe versichert, und scherzend eine siebenfache Prüfung seiner Beständigkeit ihm angekündigt hatte. Aus diesem, zu unserm Zwecke bloß ange deuteten Inhalte des Stückes erhellt, daß es mit den sieben Proben nicht gar ernstlich zu nehmen ist; sie lassen sich ohne Zwang auf eine einzige zurückführen, nämlich auf die allerletzte, zu welcher die vorhergehenden eigentlich nur als Mittel anzusehen sind: Denn allein um die vermeinte Griechin zu sehen und zu sprechen, hatte Florin seine unbedeutenden Artigkeiten und Geschenke an die Zofe u. s. w. verschwendet. Die Probe, wo die Geliebte als Schauspielerin ihn in Versuchung führt, ist freylich etwas ernstlicher; sie greift aber in das Ganze sehr wenig ein, und ist eigentlich nur da, damit Florin nachher sagen kann, er wolle nun ein neues Luftspiel schreiben, statt dessen, das er sich von der Actrice zu ihrem Benefice abschwatzen ließe, und dieses neue Luftspiel soll eben das seyn, was er so

eben selbst aufgeführt hat. Ist nun das Gewebe des kleinen Drama's auch nicht das haltbarste, und wird hier gleichsam mit dem Spiele gespielt: so fehlt es doch nicht an belustigenden Einzelheiten, und der Dialog ist im Ganzen genug belebt und gewandt, um für den Augenblick angenehm zu unterhalten. — Nach diesem Lustspiele, das den meisten Raum einnimmt, folgt wieder eine Erzählung, und zwar eine komische Heirathsgeschichte, betitelt: *Malchen Troschel*. Sie ist in einem drolligen Tone abgefaßt, hat einen munteren Gang, und manche ächt burleske Züge, wohin wir besonders die rechnen, welche den säuberlichen Raritätenflesamler recht treffend schildern. c. f. r. z.

ALTONA, b. Hammerich: *Kinder der Phantasie* von Johann Friedrich Schink. Mit einem Kupfer. VII und 456 S. 1805. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Drey Erzählungen giebt Hr. Sch. unter diesem Titel. Die zwey ersten: *Feiner Tact*, und *Triumph und Beschämung*, sind aus dem *Reinhardt'schen* Romanen-Kalender schon bekannt, und erscheinen hier nur etwas umgearbeitet. Die dritte: *Magie*, ist neu; der Vf. gab ihr, wie er sagt, diese Überschrift, weil sie, ohne in eine eigentliche Wunder- und Zauber-Welt zu versetzen, theils romantische, d. i. der gewöhnlichen Sphäre des Lebens fremde Charaktere, theils seltene wunderähnliche Begebenheiten vorführt; doch möchten wohl die Leser kaum die Charaktere so fremd, und die Begebenheiten so wunderähnlich finden, als der Vf. meint. Ausser dem Wort des Titels erinnert weder der Ton der Erzählung, noch das Erzählte selbst, an eine magische Welt, im Gegentheil bleibt der Leser auf dem sicheren Boden der Wirklichkeit, und erwartet selbst das Zusammentreffen aller zusammengehörigen Personen mit ziemlicher Sicherheit; fast würde er sich mehr wundern, wenn es anders in dieser Erzählung zugeht, als es nun eben sich darin begiebt. Wäre die Erzählung lebhafter und nicht durch alltägliche Floskeln eines er-

künstlichen Redeschmacks aus einander gezogen und entstellt; träten die Charaktere mit mehr Bestimmtheit und Individualität hervor, und zerflössen nicht ihre Gestalten in einer, Allen gemeinen, Empfindsamkeit: so erregte die Erfindung und Anordnung der Begebenheiten allerdings das Interesse des Lesers, und er würde bis an das Ende der Geschichte davon sich angezogen fühlen, statt daß er bey dieser Behandlung des Vfs. den Vorsatz, das Buch durchzulesen, einigemal erneuern muß. Im Leben, wo sich der Mensch nur gar zu oft an den scharfen Ecken fremder Individualität verwundet, erfreuet allerdings das Erscheinen des allgemeinen Vortrefflichen, bey welchem die Natur schon das Bestehen der Individualität sichert und garantirt; allein in der Poesie ist jene allgemeine Vortrefflichkeit sittlicher Charaktere das, was sich bey ihnen, ihrer Natur nach, von selbst versteht, und der Dichter hat dieses Allgemeine zu individualisiren und zu gestalten. Unterläßt er dieses, so verfehlt er sein Werk, möchte es auch die reinste, moralische Tendenz haben. Wie weit nun besonders die von der Poesie abweichen, welche, um dem Vorwurf des Moralisirens zu entgehen, statt sittlicher, verschwimmender Luftbilder, undulirende, trübe Nebelgestalten der Unsittlichkeit bilden, fällt in die Augen. Von diesem Mißgriff bleibt nun zwar Hr. Sch. in diesen Erzählungen frey; allein in den beiden ersten ist so wenig, als in der letzten, eine bestimmte Gestalt sichtbar, kein Charakter sondert sich von dem anderen ab, und nur ihre Namen, oder die Benennung ihrer bürgerlichen Qualitäten, macht einen Unterschied unter ihnen bemerklich. Die zweyte Erzählung, *Triumph und Beschämung*, ist nach dem Englischen frey, aber nicht eben sehr glücklich, bearbeitet. Die einfache, alte Ballade: *The marriage of Sir Gawaine*, ist in ihrer kunstlosen Natürlichkeit weit interessanter und anziehender, als diese in Prosa und Versen wechselnde Erzählung, deren Laune so gesucht ist, als ihre Behandlung gedehnt und langweilig.

D. c. A.

### K L E I N E S C H R I F T E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) Leipzig, b. Schäfer: *Beyträge zur Bibliopöie, in praktischen Anmerkungen für Schriftsteller und Verleger*. Ein Versuch von M. Daniel Gotthold Joseph Hübler, (ehemals) Conrector am Gymnasium zu Freyberg. 1803. XII u. 92 S. 8. (10 Gr.)

2) *Leben u. Leipzig*, b. Verdion: *Über Buchhandel und Romanenfabricatur*. Ein Wort zu seiner Zeit zur Beherrigung für viele von P. H. M. — r. 1803. 48 S. 8. (6 Gr.)

In einer Zeit, in welcher sowohl die Literatur als der Buchhandel Deutschlands vielfältig beschränkt wird, verdienen Vorschläge zur Wegräumung derjenigen Nachteile, welche von den Schriftstellern und Verlegern selbst herrühren, doppelt Beherrigung, zumal da diese Nachteile gehoben werden können, sobald diejenigen, die am meisten darunter leiden, (Schriftsteller und Verleger), nur wollen.

Der erstere dieser beiden Versuche enthält folgende zwölf Nummern: I) Von Verbesserungen überetzter ausländischer Schriften. Sie seyen notwendig, wenn die Originale viele Fehler enthalten. II) Nothwendigkeit der Abtheilungen in etwas starken Büchern. III) Über Mängel der Inhaltsanzeigen, Columnentitel, Marginalien und Register. IV) Über stillschweigende Contracte zwischen Schriftstellern bey Werken von vielen Theilen. Wir bitten die Leser besonders die Bemerkungen dieser Rubrik zu erwägen, und sie werden dem Vf. in der Anklage beystimmen, daß manche Schriftsteller angefan-

gene Werke nicht fortsetzen, und manche sie, ihrem Versprechen zum Trotz, zu weit ausspinnen. V) Über zu weidäufig angelegte Pläne mancher Werke. VI) Der Schriftsteller bleibe in seinem Berufe. Jeder Schriftsteller solle sich nicht von fremdartigen Unternehmungen von der Fortsetzung solcher Werke abhalten lassen, die nur er in gleichem Grade zu vollenden geschickt sey. VII) Über Werke, die nur erst zum Gebrauch bey Vorlesungen ausgegeben und nach der Vff. Tode der Welt doch vorenthalten werden. VIII) Vom besondern Abdruck der bey neuen Auflagen gemachten wenigen Zusatz und Veränderungen der ersten Ausgaben. IX) Über zu lange Zeilen. X) Über die Mode, Bücher geheftet auszugeben. XI) Über Proben der herauszugebenden Werke. XII) Über typographische Schönheit und Eleganz. Nicht nur die Bemerkungen der einzelnen Rubriken, auch die Zahl dieser Rubriken selbst ließen sich noch ansehnlich vermehren; es wäre indess schon viel gewonnen, wenn vorerst auch nur der Inhalt dieses Büchelchens angewendet würde.

No. 2 enthält zwar auch manche gute Bemerkung; die Vorschläge aber sind weniger ausführbar. Denn alle gehen darauf hinaus, den gesunkenen Buchhandel zu heben durch verweigerte Erlaubnis zur Errichtung neuer, und selbst durch Verminderung der schon bestehenden. Wo der Handel durch positive Veranlassungen der Regierung gehoben werden soll, wird er nie blühen.

O.



# Monatsregister

V O M

A p r i l 1 8 0 8.

## I. Verzeichniß der im Monat April in der J. A. L. Z. recensirten Bücher:

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

- A**nleitung, kurzgefaßte, zur Waaren- und Wechsel-Berechnung 100, 191.  
 — — — zum christlich-religiösen Denken und Handeln für die Jugend. 3te Aufl. 88, 96.  
 Apollonion. Ein Taschenbuch zum Vergnügen und Unterricht auf das Jahr 1808 88, 89.

B.

- Baur** neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch. 2r B. 78, 16.  
**Beaumonts** und **Fletchers** dramatische Werke, herausgegeben von K. C. Kannegiesser. 1 Th. 96, 153.  
**Biograph**, den. Darstellungen merkwürdiger Menschen der drey letzten Jahrhunderte. 4. 95, 145.  
**Blätter**, berliner gemeinnützige, zur Beförderung der Moralität und Belabung der Industrie für das J. 1804 95, 152.  
**Bornschein** über Bestrafung der Verbrecher, besonders über öffentliche Hinrichtungen 78, 25.  
**Bouterwek** neues Museum der Philosophie und Literatur. 2 B. 1. 2 Heft. 3 B. 1. 2 Heft 80, 26.  
**Bravens** System der praktischen Stouermannskunde. 2 Aufl. 90, 105.  
**Briefe**, freymüthige, über die Vorschläge zur Verbesserung der Volksschulen. Herausgegeben von einem Schulfreunde 85, 71.  
**Bröders** elementarisches Lesebuch der lat. Sprache für die untersten Classen 92, 126.  
**Busch**, kleines Gesangbuch zum Gebrauche in Land- und Bürger-Schulen. 2 Aufl. 92, 128.  
**Büschings** neue Erdbeschreibung. Europa, Portugal und Spanien. 1 Abth. Portugal. Verm. u. verb. Aufl. Herausgeg. von **Ebeling** 84, 66.

C.

- Carlo di Franchesi**. Fürst der Banditen im Teufelsbale. 1—4 Th. 94, 142.  
**Cato**, des **Marcus Porcius**, Beschreibung eines Wein- und Oel-Kelterhauses, ins Licht gesetzt von **Jens Bang**, aus dem Dänischen übertragen von **Markussen** 80, 39.  
**Crußus** vollständige und deutliche anatomische Anweisung für gerichtliche Aerzte und Wundärzte zu gerichtlichen Leichenuntersuchungen 79, 23.

D.

- Deutschland**, das gewerbfleißige. 7—9 Th. 99, 177.  
**Dietrichs**, Anhang zu seinem Auszug der Unterweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu. Neue Aufl. 88, 95.

E.

- Ebeling** Portugal und Spanien. 1 Abth. Portugal. Nach **Büschings** Erdbeschreibung aufs neue bearbeitet 84, 63.  
**Ehrenhaus** Taschenbuch der Erfahrung für gebildete Leser. Jahr 1804 88, 92.

F.

- Fischer** über die zweckmäßigste Einrichtung der Lehranstalten für die gebildeteren Stände 85, 66.

G.

- Gemälde aus dem Nonnenleben. Verfasset aus den Papieren der aufgehobenen bayerisch. Klöster v. **Gruber** das Ideal 95, 134.  
 95, 152.

H.

- Handlung**, die, von Hamburg. Ein unentbehrliches Comptoirbuch für jeden deutschen Kaufmann. 1—3 Band 99, 177.  
**Hensler** Bemerkungen über Stellen in Jeremia's Weissagungen 77, 1.  
**Historien**, biblische, aus dem A. und N. Test. nach **Hübner** 77, 6.  
**Hoffmann** Anleitung zur Arithmetik für Anfänger 90, 108.  
**Hubler** Beyträge zur Bibliopöie, in praktischen Anmerkungen für Schriftsteller und Verleger 101, 199.

I.

- John** Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtags-Evangelien. 10ter Jahrgang 100, 191.  
**Journal** für Prediger. 46. 47 B. 85, 72.  
 — — — neues, für Prediger. 26. 27 B. 85, 72.  
 — — — von neuen deutschen Original-Romanen. 3 Jahrg. 2 Lief. 95, 152.

K.

- Kind** Tulpen. 3tes Bändchen 101, 193.  
**Kinderfreund**, der, ein Lesebuch für Volksschulen 85, 72.  
**Kistemaker** Comment. de nova exegesi praeceptis V. T. ex collatis scriptis. gr. et rom. 77, 7.  
**Kottmeier** Texte und Materialien zu Religionsvorträgen bey Sterbefällen. 1tes Bändchen, 2te Aufl. 85, 71.  
**Kotzebue** Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. 6 Jahrg. 88, 95.  
**Kropf**, geb. **Krüger**, ländliche Stunden 95, 151.

L.

- Laplace** Supplément à la théorie de l'action capillaire 97, 161.  
 — — — Théorie de l'action capillaire 97, 161.  
 — — — Traité de mécanique céleste. T. III. IV 97, 161.  
**Leben** der Kaiserin **Josephine** von Frankreich, Gemahlin **Napoleon I.**, von einem Augenzeugen 95, 151.  
**Lebensweg** des guten Mädchens nach **Lichtenberg** und **Chodowieckie**. Ein Taschenbuch für erwachsene Mädchen und junge Weiber 94, 141.  
**Leuz** Bitte für die Bibliothek des weimarischen Gymnasiums. Einladungsschrift 85, 67.  
**Leo** Krito oder üb. d. wohlthätigen Einfluß der kritischen Philosophie auf menschliche Tugend 80, 27.  
**Link** Grundlehren der Anatomie und Physiologie der Pflanzen 86, 75.  
**Lobstein** Observations anatomico-physiologiques sur la circulation du sang dans l'enfant qui n'a pas respiré 80, 34.  
**Loffius** über das Vergnügen, welches Altern aus der eigenen Erziehung ihrer Kinder zu moralisch-guten Menschen schöpfen können 85, 72.

<b>M.</b>	
Magazin neuer Fest- und Casual-Predigten, Tauf- und Trau-Reden, Beichtermahnungen und anderer kleiner Amtsvorträge. Von Ribbeck und Hanstein. 9ter Th.	85. 71.
Magenau Gespräche und Anekdotchen aus der nahen Thierwelt. Aus der Thier Sprache übersetzt. 2te Ausg.	95. 136.
Meinert die Kunst in drey Stunden ein Buchhalter zu werden	100. 187.
Merkels sammtliche Schriften. 1. 2 B.	101. 191.
Meyer Versuch einer systematischen Encyclopädie der gesammten Medicin	79. 17.
Miltons verlorenes Paradies. Erster Gesang. Als Probe einer neuen Uebersetzung des ganzen Gedichts von J. E. Pries	94. 141.
Motz Kern- und Kraft-Stellen über wichtige Gegenstände, aus D. Mart. Luthers Schriften gezogen. 2te wohlfeilere Ausgabe	82. 47.
Müchler Anekdoten Almanach auf das Jahr 1808	88. 96.
<b>N.</b>	
Natrop Verzeichniß auserlesener Schriften zur Anlage einer Elementar-Bibliothek. 2te Ausg.	85. 67.
Neundorff vermischte Abhandlungen über Gegenstände der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit	78. 14.
Novellen. A. d. Franz. der Frau v. Genlis und des Vfs. von Safetens Aussteuer	94. 144.
<b>O.</b>	
Oken Abriss des Systems der Biologie	89. 97.
— — Uebersicht des Grundrisses der Naturphilosophie und der damit entstehenden Theorie der Sinne	89. 97.
<b>P.</b>	
Petri Lehrbuch der städtischen Gewerbkunde für Gelehrten- und Mittel-Schulen	89. 102.
Plato über das Wahre, Gute und Schöne; drey Dialogen, übersetzt von Fr. Hülfemann	91. 113.
Primavesi das Murgthal, geätzt. Mit 4 Prospecten	94. 140.
Prometheus. Eine Zeitschrift. Herausgeg. von v. Seckendorf und Stell. 1 Heft	94. 137.
<b>R.</b>	
Rehberg über d. Staatsverwaltung deutscher Länder und die Dienerschaft des Regenten	81. 85.
Reinhard Polyanthes. Ein Taschenbuch für das Jahr 1807	88. 89.
Reiter katholisches Gebetbuch zur Beförderung des wahren Christenthums. 12 Ausgabe	84. 68.
Rosenhays die europäische Brodwurzel. Eine wohlthätige Entdeckung des 19 Jahrhunderts	98. 175.
Rudolphi Anatomie der Pflanzen	86. 73.
Ruggieri Geschichte der durch Mathieu Levat zu Venedig im J. 1805 an sich selbst vollzogenen Kreuzigung. Aus dem Franz. von Schlegel	93. 153.
Ruthenis, oder dritter Jahrgang der St. Peters-	

burgischen Monatschrift. Herausgeg. von Schröder und Albers. 5 Bände	95. 129.
<b>S.</b>	
Sammlung geistlicher Lieder und Gebete zum gemeinsamen Gottesdienst für Landschulen. 1 H.	92. 128.
Scherwinzky über den zu frühen Religionsunterricht	100. 188.
Schink Kinder der Phantasie	101. 197.
Schwarz Anleitung zur Kenntniß derjenigen Bücher, welche den Candidaten der Theologie, den Stadt- und Landpredigern etc. in der kathol. Kirche wesentlich notwendig und nützlich sind. Nebst einem Vorbericht von Schad.	77. 6.
<b>T.</b>	
Taschenbuch, alfatistisches, für das J. 1808	88. 91.
— — — für die Erhaltung und Verbesserung der Schönheit	88. 95.
Teller vom Wiederkommen, Wiedersehen und Erscheinen der Unstigen nach dem Tode. 2ter Abdruck	84. 64.
Treviranus vom inwendigen Bau der Gewächse und von der Saftbewegung in denselben	86. 73.
Troxler über das Leben und sein Problem	95. 135.
<b>U.</b>	
Ueber Buchhandel und Romanenfabricatur	101. 199.
Ueber die Vereinigung aller Provinzial-Schulden des Königreichs Westphalen in Eine allgemeine Reichsschuld	92. 127.
Unterhaltungen, wöchentliche, für Liebhaber deutscher Lectüre in Rußland. Jahrgang 1806 bis 1807. 6 Bände	93. 129.
Unterredungen über die Lehre vom Gebet, wie sie mit der Oberclasse einer nicht vernachlässigten Land- oder niedern Bürger-Schule gehalten werden können	100. 191.
— — — über die vier letzten Hauptstücke des lutherischen Katechismus, Gebet, Taufe, Beichte, Abendmahl. 1 Th.	100. 191.
<b>V.</b>	
Vasilodter Communionbuch für gebildete Christen. 2te Ausg.	84. 64.
Verhandlungen, die, bey der Schulmeisterwahl zu N. . . .	85. 71.
Vierthaler Geschichte des Schulwesens und der Cultur in Salzburg	85. 71.
Voss kurze, jedoch gründliche Anweisung, Rahm- und Fett-Käse, welche den besten holländischen u. englischen gleichkommen; zu bereiten	98. 178.
<b>W.</b>	
Wecklein momenta praecipua ad liberaliorem V. T. interpretationem, quae nostris temporibus est introducta	77. 7.
Weise ökonomische Technologie. 4 Th.	89. 103.
Weishaar Handbuch des württembergischen Privatrechts	78. 9.

## H. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Adlers Erben in Roßock 94.  
 Anonyme Verleger 85 (1). 93.  
 Arnold in Dresden 80.  
 Bädcker in Effen 77. 85.  
 Bärensprung in Schwerin 88.  
 Barth in Leipzig 85.  
 Baude und Mann in Nürnberg 84.  
 Blothe in Osnabrück 92.  
 Bohn in Hamburg 84. 100.  
 Braunes in Berlin 96.

Brede in Offenbach 90.  
 Brummer in Kopenhagen 88.  
 Courcier in Paris 97 (3).  
 Crustus in Leipzig 77.  
 Dammann in Züllichau 100.  
 Dankwart in Göttingen 79. 93.  
 Degen in Wien 88.  
 Dienemann u Comp. in Penig 95.  
 Dietrich in Göttingen 86 (2). 92.  
 Duprat in Paris 97.

Doyle in Salzburg 85.  
 Dyk in Leipzig 89.  
 Eichenberg in Frankfurt am Mayn 89.  
 Fleischmann in München 95.  
 Franz und Grosse in Stendal 85.  
 Frieße in Pirna 94. 98.  
 Geißlinger in Wien 94.  
 Gerlach in Dresden 94. 98.  
 Günter in Glogau 98.  
 Hahn in Hannover 81. 92.  
 Hammerich in Altona 101.  
 Hartknoch in Leipzig 101.  
 Hartmann in Riga 101.  
 Hayn in Berlin 95.  
 Hennings in Erfurt 89.  
 Horvath in Potsdam 88.  
 Keil in Magdeburg 85. 90.  
 Klüger in Rudolstadt 93.  
 König in Strassburg und Paris 88.  
 Kratzsch und Westach in Hamburg 85.  
 Kumpel in Halle 85.  
 Kummer in Leipzig 88.  
 Leo in Leipzig 80.  
 Levraut in Paris 80.  
 Löfflund in Stuttgart 95.  
 Lübecks Erben in Bayreuth 94.  
 Magazin für Literatur in Stuttgart 88.

Martini in Leipzig 80.  
 Maurer in Berlin 85. 95. 100.  
 Matzdorf in Berlin 88.  
 Mayr in Salzburg 84.  
 Metzler in Stuttgart 78.  
 Mohr und Zimmer in Heidelberg 94.  
 Mylius in Berlin 86.  
 Perthes in Götha 85.  
 Schäfer in Leipzig 101.  
 Scherz in Schwelm 77.  
 Schöne u. Comp. in Eisenberg 78.  
 Schubotho in Kopenhagen 80.  
 Schüppel in Berlin 79.  
 Schwickert in Leipzig 91.  
 Sinner in Coburg 77.  
 Steffenhagen und Sohn in Miestau 93.  
 Stettin in Ulm 78 (2).  
 Struve in Eutin 98.  
 Supprian in Leipzig 83.  
 Theising in Münster 77.  
 Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen 89. 102.  
 Verdion in Eisleben und Leipzig 101.  
 Verlagsbureau in Leipzig 99.  
 Wagner in Neustadt an der Orla 100.  
 Waisenhausbuchhandlung in Halle 95.  
 Waldeck in Münster 88.  
 Webel in Zeitz 84.

### III. I n t e l l i g e n z b l a t t d e s A p r i l .

#### Ankündigungen.

Andréa zu Frankfurt am Mayn Verl.	21. 175	26. 211.
Besson in Leipzig Verl.		24. 199.
Darmmann in Züllichau Verl.		20. 168.
Feuerbrände, Intelligenzblatt derselben		26. 213.
Feuerstein Pränumerationsanzeige		25. 208.
Gräff in Leipzig Verl.		25. 207.
Hanisch'sche Buchh. in Hildburghausen Verl.		20. 166.
Lechner in Nürnberg Verl.		24. 199.
Mohr und Zimmer in Heidelberg Verl.		20. 165.
Müller in Leipzig Uebersetzungsanzeige		21. 173.
Realschulbuchh. in Berlin Verl.		21. 173.
Reclam in Leipzig Nachricht an das Publicum		21. 176.
Sammlung sächsischer Gedichte von v. d. Hagen		24. 199.
und Büchling. 1 Band		25. 208.
Schreiner in Düsseldorf Verl.		21. 175.
Unger in Berlin Verl.		26. 214.
Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen Verl.		24. 197.
Voss in Leipzig Verl.		
Walther'sche Kunst- und Buchh. in Erlangen		20. 167. 21. 174-175.
Verl.		

#### Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Achazi in Klagenfurt	22. 180.
Appeltauer in Krakau	22. 180.
Benigni in Hermannstadt	22. 179.
Benkowski in Warschau	23. 191.
von Berchtold in Mähren	22. 179.
Bernt in Prag	22. 180.
Bisfinger in Wien	22. 179.
Bittner in Prag	22. 180.
Böhme in Wien	22. 181.
Bogsch in Ungarn	22. 181.
Brenning in Stuttgart	22. 182.
von Buhler in Stuttgart	22. 182.
Burg in Wien	22. 180.
von Carnea Steffaneo in Wien	22. 181.
von Colla in Savan	23. 191.
Coghebert-Monbret in Paris	20. 163.
Cziuke in Pesh	22. 179.
Dahl in Rostock	23. 192.

Dannecker in Stuttgart	20. 162.
Decandolle in Paris	23. 191.
Degerando in Paris	20. 163.
Dalambre in Paris	26. 212.
Dötter in Wien	22. 181.
Eggenberger in Laybach	22. 181.
Ehrlich in Prag	21. 181.
von Eötveny in Triest	22. 181.
Fabrizy in Pesh	22. 180.
Fontaney in Paris	26. 212.
Frischl in Wien	22. 180.
Frenzel in Soest	22. 182.
von Galantha in Ungarn	22. 181.
von Gaupp in Hall	20. 162.
Gericke in Helmstadt	20. 163.
Griell I in Tübingen	20. 162.
Griell II in Tübingen	20. 162.
von Grünwald in Böhmen	22. 180.
von Gülich in Wetzlar	23. 192.
Hantschl in Wien	22. 181.
von Hatvani in Ungarn	22. 180.
Herbst in Göttingen	20. 163.
Hetsch in Stuttgart	20. 162.
Hladnik in Laybach	22. 181.
Hülsemann in Lüdenscheid	23. 191.
Jäger in Stuttgart	22. 182.
Jordan in Wien	22. 179.
Joni in Paris	20. 163.
Kaufler in Stuttgart	20. 163.
Keller in Stuttgart	20. 162.
Kern in Wien	22. 181.
Kielmaier in Tübingen	20. 162.
Kinzi in Prag	22. 180.
Kröger in Leipzig	23. 192.
Küffner in Wien	22. 180.
von Lakits in Ungarn	22. 179.
Maier in Tübingen	20. 162.
Malouet in Antwerpen	20. 163.
Mühlentuch in Rostock	25. 192.
Müller in Stuttgart	20. 162.
von Muraj Szombat und Szecl Szigen in Ungarn	22. 181.
Nest in Stuttgart	20. 162.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 2 M A Y 1808.

## T H E O L O G I E.

NÜRNBERG und ALTDORF, b. Monath u. Kufler:  
*Compendium der christlichen Moral zu akademischen Vorlesungen*, von Dr. Paul Joachim Siegmund Vogel, Prof. d. Theol. zu Altdorf. 1803.  
296 S. 8. (21 Gr.)

Dieses Compendium abzufassen, bewog den Vf. die Erinnerung einiger Recensenten, daß sein *Lehrbuch der christlichen Moral* (Nürnberg und Altdorf 1803) zu akademischen Vorlesungen wegen seiner Ausführlichkeit minder brauchbar sey. Doch hat er keinen bloßen Auszug aus seinem Lehrbuche geliefert. Einiges ist hinzugesetzt, mehrere Paragraphen sind umgearbeitet, mehrere Begriffe und Sätze schärfer bestimmt und besser verwahrt, auch sind kleinere Änderungen beygebracht. Die systematische Anordnung ist ungeändert geblieben, und es sind keine Behauptungen zurückgenommen, weil der Vf. von der Untauglichkeit jener, und von der Ungültigkeit dieser nicht überzeugt wurde. Er wünscht, daß bey der Beurtheilung seiner Principien das verglichen werde, was er in anderen Schriften darüber gesagt hat, und hofft, gegenwärtiges Compendium möge Veranlassung geben, auch die einzelnen Lehren zu prüfen, da seine Bitte, um vertrauliche Mittheilung von Erinnerungen über dieselben bis jetzt fruchtlos geblieben sey. Rec. glaubt alles gelesen zu haben, was der gelehrte Vf. über seine Principien geschrieben hat, und wird mit der Achtung, welche er für den Gegenstand dieser Untersuchungen hegt, seine Bemerkungen über das ganze Werk mittheilen; wenn gleich der Raum es nicht erlaubt, Stellen aus anderen Schriften des Vfs. anzuführen, und mit Erinnerungen zu begleiten.

Zuvörderst gehört der Begriff von einer unbedingten Gesetzgebung der Vernunft für vernünftigen Wesen wohl nicht in eine *christliche Moral*. Diese setzt den Satz als unbestreitbar gewiß voraus, daß die Vernunft alle Menschen, die nur vernünftig über sich selbst, und über Alles, was sie außer sich wahrnehmen, nachdenken wollen, vom wirklichen Daseyn eines einzigen Schöpfers und Herrn der Welt und der Menschen überzeuge, welcher sich und seinen Willen durch die Vernunft den vernünftigen Wesen bekannt mache, und mithin als der einzige Gesetzgeber derselben anerkannt werden müsse. Mit diesem Satze steht oder fällt die christliche Moral. Ist er wahr: so giebt es keine Gesetzgebung der Vernunft; es giebt nur eine Gesetzgebung Gottes für die

vernünftigen Wesen, und die Vernunft ist nur das Mittel, diese Gesetzgebung zu erkennen, und der Herald, welcher sie kund thun soll. Eine reine, durch sich selbst gesetzgebende Vernunft ist dann eine bloße Idee, auf welche das vermeinte Bedürfnis, die Moral unabhängig vom Glauben an Gott zu begründen, geleitet hat. Ein wirkliches Bedürfnis einer solchen Begründung der Moral setzte voraus, daß der Glaube an Gottes wirkliches Daseyn nur auf Moral gegründet werden könnte, und daß es keine hinlänglichen, von der Idee einer durch sich selbst gesetzgebenden Vernunft unabhängigen Gründe dieses Glaubens in der menschlichen Vernunft gebe. Diese Voraussetzung aber darf eine christliche Moral, als solche, durchaus nicht gelten lassen. Sie würde sonst den festen Grund vernichten, auf welchem ihr ganzes Gebäude ruht. Denn nach ihr offenbart sich Gott durch seine Werke allen Menschen, und macht sie, dadurch gewiß, daß Er es ist, der durch ihre Vernunft von ihnen Weisheit und Güte, Heiligkeit und Gerechtigkeit, Treue und Wahrhaftigkeit fodert; Die moralischen Eigenschaften Gottes müssen nicht erst, wie es S. 21 heisst, durch die Sittengebote der Vernunft erkannt werden. Durch diese, die selbst nur ideale Gebote sind, wie die reine Vernunft eine ideale Vernunft ist, sofern sie durch sich selbst gesetzgebend heisst, könnten sogar die moralischen Eigenschaften Gottes nur als ideale Eigenschaften eines idealen Wesens erkannt werden. Nach Christus Unterricht hingegen lehrt die wirkliche menschliche Vernunft das wirkliche Daseyn Gottes mit gewisser Überzeugung glauben; dieselbe Vernunft lehrt den Menschen Gutes und Böses unterscheiden, jenes wählen, dieses verwerfen; sie erklärt nur das für gut, was dem einzigen Endzweck, den sie billigen kann, dem Endzweck, Vollkommenheit und Glückseligkeit möglichst zu befördern, gemäß ist, und was mit diesem Endzweck nicht besteht, erklärt sie eben darum für böse und verwerflich. Dieses Alles lehret Gott durch sie die Menschen, und macht dadurch seinen Endzweck, seinen Willen bekannt; Gott lehret sie, was sie thun und lassen sollen, und eben darum, weil sie gewiß sind, daß Gott sie dieses lehre, leuchtet ihnen die Nothwendigkeit ein, diesem Unterricht zu folgen, wenn sie jenen Endzweck der Vernunft erreichen, und sich nicht mit sich selbst im Widerspruch setzen wollen. Überhaupt aber wird die Nothwendigkeit, der Vernunft zu folgen, nicht leicht verkannt; nur was die Vernunft fodert, was sie wählen oder verwerfen lehrt, das ist es, was von ei-

Cc

dem Menschen oft anders, als von dem anderen bestimmt wird. Auch der Verächter der Tugend bildet sich ein, der Vernunft zu folgen, und nicht einer idealen, sondern seiner eigenen Vernunft, die er für klüger hält, als die Vernunft Anderer. Mit einer idealen Vernunftmoral ist diesen Verirrungen der Vernunft nicht abzuhelfen. Wird aber der Glaube an Gott der Moral zum Grunde gelegt, und alles Gute von der zartesten Jugend an, als von Gott geboten, dem Menschen heilig und behr gemacht: so wird er leichter in der Folge den Reizungen des Lasters widerstehen, als wenn die Gebote der Pflicht ihm immer zuerst bloß als Gebote der Vernunft erwiesen werden, und dann nur die Übereinstimmung des N. T. mit den Aussprüchen der Vernunft gezeigt wird. Sollte es daher nicht rathsam seyn, in der Abhandlung der christlichen Moral die vom Vf. vorgezogene Ordnung umzukehren, und immer zuerst die Lehre Jesu und der Apostel, und dann die Gründe vorzutragen, aus welchen jedem nachdenkenden Menschen dargethan werden kann, daß Gott auch ihn eben dasjenige durch die Vernunft und durch sein Gewissen lehre, was er durch Jesus Unterrichts für seinen heiligen Willen erklärt hat?

Die Erwartung, daß Gott Tugend und Glückseligkeit in eine verhältnismäßige Verbindung bringen werde, ist S. 11. 12 nicht mit Recht als Folge der Betrachtung der Sittengebote als Gebote Gottes angegeben. Daß Gott jemals die Tugend mit einem verhältnismäßigen Maße sinnlicher Glückseligkeit belohnen werde, lehrt die Vernunft nicht erwarten, weil es unmöglich ist, daß die sinnliche Glückseligkeit nach Verhältniß der Tugend ausgetheilt werde, wenn die sinnlichen Güter ein Gegenstand des freyen Strebens sinnlichvernünftiger Wesen seyn sollen; und weil die Allmacht das Mißverhältniß zwischen Tugend und sinnlicher Glückseligkeit nicht kann wunderthätig aufheben wollen, da dies ihrem Zwecke, die sinnlichvernünftigen Wesen zur Herrschaft über alle sinnlichen Neigungen zu erziehen, widerstreitet, und sie die Tugend vielmehr mit geistiger Glückseligkeit, hier und einst ewig, und schon hier vollkommen gerecht belohnt. — Die Hinsicht auf Gottes Vergeltung S. 30. 32. 34 rechthet Christus nicht unter die *Motive*, den Geboten Gottes gehorsam zu seyn, sondern unter die Mittel, sich alle Aufopferungen zu erleichtern, welche die Pflicht erfordert. Daß nach S. 32 die mosaische Sittenlehre durch ihre Drohungen den Übertretern den Muth benahm, der zur Besserung nöthig ist, dürfte nicht behauptet werden können, da sie jedem sein Vergehen Bereuenden Vergebung zusicherte. Auch kann von der Sittenlehre der Propheten nicht, wie S. 32, behauptet werden, daß sie den jüdischen Particularismus begünstigte, da sie so ernstvoll über das Vertrauen auf Ceremonien und Opfer, ohne Besserung des Herzens, und Rechtschaffenheit des Lebens, tadelt; und eben so wenig kann es den Propheten zum Vorwurf gereichen, daß sie das starke Motiv der Vergeltung in der Ewigkeit unbenutzt las-

sen. Denn *Motiv* soll diese Vergeltung nicht seyn; Gehorsam der Vergeltung wegen wäre Lohndienst, und übrigens war das Volk noch zu roh, um die geistige Glückseligkeit oder Seligkeit jenes Lebens nach ihrem wahren Werthe zu schätzen. — Daß Jesus nach S. 33 die alttestamentliche Sittenlehre vervollkommen wolle, sagt er Matth. 5, 17. 20 ff. nicht. Die Sittenlehre der Phariseer und Schriftgelehrten wollte er berichtigen und vervollkommen. — Sollten nach S. 34 die Beweggründe und Antriebe zur Tugend durch Offenbarung *gewisser* werden, als sie durch die Vernunft sind? Nur der subjective Glaube an Offenbarung könnte etwa die subjective Gewissheit von denselben bey einzelnen Subjecten verstärken! — Die Gebote der Vernunft drücken nicht ein *Müssen* aus, weil nicht von einem Zwange durch Gewalt die Rede ist, nicht aber, wie es S. 53 heist, weil sinnlichvernünftige Wesen sich auch anders als durch Vernunft bestimmen können. Die gleich darauf folgende Behauptung, die Verletzung des Gebots mache den, der es verletzt, eines Verlustes der Glückseligkeit würdig, setzte voraus, daß die Gebote der Pflicht mit Verheißungen einer dem Gehorsam proportionirten Glückseligkeit verbunden seyn, welche doch nicht durch die Vernunft damit verbunden sind. Die Vernunft erklärt hingegen die Austheilung der Glückseligkeit, so fern von sinnlicher Glückseligkeit die Rede ist, nicht für Austheilung eines Lohnes; sondern für ein Werk unerforschlicher Weisheit und Güte, welche so, wie es für das Ganze und für jeden Einzelnen am besten ist, es dem Streben der freyen Wesen nach Glückseligkeit mehr oder weniger gelingen, und ihnen mehr oder weniger Mittel, Güter zu erwerben, zu ihrem Antheil werden läßt. Die Vernunft gebietet *unbedingt*, d. h. nach S. 54, sie erklärt jede Widersetzlichkeit gegen ihre Gebote für verwerflich. Sollte hier nicht die Bestimmung hinzukommen: sie fodert Gehorsam, weil sie uns gebietet, ohne Rücksicht auf Vortheil oder Verlust an sinnlichen Gütern? Denn die Vernunft gebietet ja auch Manches *bedingt*, und erklärt auch dann jede Widersetzlichkeit gegen ihre Gebote für verwerflich. Die vom Vf. nach Kant angeführten Beyspiele bestätigen obige Bemerkung. Du sollst kein Depositum unterschlagen, gebietet die Vernunft unbedingt, d. h. du sollst es nicht, wenn du auch sicher dadurch den größten Vortheil erlangen, und gewiss seyn könntest, daß es niemand erführe. Der Vf. unterscheidet S. 54 in uns eine *gesetzgebende* und *allgemeine* Vernunft von unserer *individuellen irrsinnigen* Vernunft, und gründet die Behauptung, daß die Aussprüche jener gesetzgebenden Vernunft von Jedem für gültig erkannt werden müssen, auf ein *Gefühl von Nöthigung*, diese Aussprüche für Aussprüche der allgemeinen Vernunft zu erkennen. Aber dies auch S. 58 erwähnte *Gefühl von Nöthigung* ist ein sehr unsicherer Grund dieser Behauptung, da Gefühle immer eine nicht deutliche Vernunftkenntnis voraussetzen, und hier doch vor Allem deutliche Erkenntnis zu wünschen ist. Warum soll denn



in mit eine doppelte Vernunft unterschieden, und nicht bey dem Grundsatz beharrt werden, das die individuelle Vernunft jedes Menschen trüglich ist, und also nie anders, als nach Gründen entscheiden soll, welche sie vor jedem Vernünftigen darzuthun und zu vertheidigen vermag? Nicht darum, weil ich etwas für Pflicht halte, ist es wirklich Pflicht. Ich kann irren, wenn ich nicht unwiderlegliche Gründe dafür angeben kann. Eben deswegen bedarf der Mensch Unterricht in den allgemeingültigen Vernunftgrundsätzen, nach welchen er jede einzelne Handlung beurtheilen kann. So ist das Gebot, kein Depositum unterzuschlagen, nicht zu verleumden, seinen Wobkhäter nicht zu verleumden, durch unwiderlegliche Gründe als eine Forderung der Vernunft erweislich, weil es einleuchtet, das kein Vernünftiger den Zweck haben kann, das derjenige, dem er ein Depositum anvertrauet, dasselbe unterschlage oder das man ihn verleumde u. s. w. Es ist einleuchtend, das die Vernunft nach ihrem Endzweck, Vollkommenheit und Glückseligkeit möglichst zu befördern, gegenseitige Treue und Redlichkeit, Achtung und Sorge für die Erhaltung der Ehre und des guten Namens für nothwendig, hingegen Untreue und Unredlichkeit und Verleumdung, als ihrem Endzweck widerstrebend, für verwerflich erklärt. Im Reiche der Vernunft können nur Gründe, nicht Meinungen und Gefühle dieses oder jenes Menschen entscheiden. Nach S. 57 soll sich nicht angeben lassen, warum Gott wolle, das die Menschen gerade durch ihre Übereinstimmung mit dem Sittengesetze vollkommen werden sollen. Kann denn aber die Vollkommenheit eines vernünftigen Wesens, sofern es ein vernünftiges Wesen ist, in etwas anderem bestehen, als in völliger Angemessenheit seines Wollens und Wirkens zum Endzweck der Vernunft? Weil Gott wollte, das die Menschen vernünftige Wesen seyn sollten: so wollte er auch, das sie nach dieser völligen Übereinstimmung mit dem höchsten Zwecke streben sollen, den die Vernunft aufgiebt! Wenn ferner Glückseligkeit nur nicht für Gottes höchsten Zweck mit den Menschen erklärt wird, welches wider die Vernunft ist, die uns lehrt, unsere sinnliche Natur als der vernünftigen, die unser Adel und der Vorzug unseres Wesens vor den vernunftlosen ist, untergeordnet zu betrachten: so darf nicht S. 57 vorausgesetzt werden, das Gott die Menschen nach dem Masse ihrer durch Gehorsam erlangten Würdigkeit sinnlich glücklich machen wolle; hingegen kann eine solche Proportion der Tugend und sinnlichen Glückseligkeit, nach obiger Bemerkung, nicht Gottes Zweck seyn. Vielmehr leuchtet es ein, das der Schöpfer der Natur die sinnlichen Güter theils zur Erhaltung unseres Lebens, theils zur Übung im Gehorsam gegen seinen Willen, uns bestimmt hat, und durch die Vernunft uns lehrt, wie wir sie suchen, wählen, erhalten, vermehren, und froh und dankbar genießen sollen. Warum Gott aber die Menschen nicht zur Übereinstimmung und zur Glückseligkeit physisch nöthige, läßt sich sehr wohl einsehen, weil

er sie geschaffen hat, durch eigenes Streben nach Erkenntniß des Guten und nach Fertigkeit im Guten, immer weiser und besser zu werden. Das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen durch seine Gesetzgebung möglich zu machen, müßte die Vernunft dann für den einzigen Zweck Gottes bey dem Gesetze, welches er durch die Vernunft dem Menschen gab, erklären; wenn die Vernunft die Menschen lehrte, das sie bloß für dieses Leben bestimmt seyn, und den Tod als das Ende ihres Daseyns zu betrachten hätten. Weil aber die Vernunft uns lehrt, das alle Menschen für eine ewige Fortdauer bestimmt und mit Anlagen und Vermögen erschaffen sind, die hier noch keinen ihnen angemessenen Zweck erreichen: so lehrt sie auch die möglichste Vollkommenheit und Glückseligkeit, nämlich sittliche Vollkommenheit und geistige Glückseligkeit jedes einzelnen Menschen, als den Zweck der göttlichen Gesetzgebung für uns betrachten. Wir bedürfen also der S. 58 als Erkenntnispincip angegebenen Kantischen Formeln nicht, nach der Maxime zu handeln, durch die man wollen könne, das sie ein allgemeines Gesetz werde, oder als ob die Maxime unserer Handlung durch unseren Willen ein allgemeines Naturgesetz werden sollte. Bey der Trüglichkeit unserer individuellen Vernunft könnten wir uns einbilden, nach einer solchen Maxime zu handeln, sie für ein Gebot der allgemeinen Vernunft halten, und uns doch sehr irren. Wer z. B. keinen Gott und kein künftiges Leben glaubte, könnte sich es zur Maxime machen, den möglichst frohen Genuß seines Lebens zu befördern, ohne das Glück und Vergnügen anderer Menschen zu stören, und sich einbilden, dies sey die Forderung der Vernunft an jeden Menschen. Gegen die Consequenz dieser Art zu denken und zu handeln wäre nichts mit Grund zu erlanern; wenn die Vernunft lehrte, das kein Gott und kein ewiges Leben wäre! Auf den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, als auf einen durch Vernunft sicher begründeten Glauben, und nicht auf eine unbedingte Gesetzgebung der Vernunft, müssen wir die Sittenlehre bauen, wenn wir die Aussprüche der Vernunft den Menschen auf eine unwiderlegliche Weise vernehmlich machen, und sie vor der Gefahr sichern wollen, dieselben unrichtig auszulegen, und aus falschen Vorderätzen, durch übrigens consequente Schlüsse, falsche Folgerungen herzuleiten. Selbst das S. 59 angegebene Princip: Achte die Vernunft und ihre Zwecke in jedem vernünftigen Wesen, reicht nicht aus. Denn das ist eben die Frage, was der höchste Zweck der Vernunft in jedem Menschen, und jeder diesem untergeordnete Zweck seyn könne und solle. Das aber Menschen nicht vermögen, dem Verlangen der Sinnlichkeit keinen Einfluß auf die Willensbestimmung zu gestatten, wie S. 61 behauptet wird, und das das Begehrungsvermögen vernünftig-sinnlicher Wesen nicht durch die erkannte Pflicht allein bestimmt werden könne, darf deswegen nicht zugegeben werden, weil die Vernunft jede Bestim-

mung des Willens durch *blasse*, das ist, nicht von ihr gebilligte, *Neigung* für verwerflich erklärt, und dem Menschen möglich seyn muß, was die Vernunft von ihm fodert. Er soll nur wählen, was vernünftig ist, und weil es vernünftig ist, das zu wählen. Ist das auch seiner Sinnlichkeit erwünscht: so *bestimmt* diese doch seinen Willen nicht; wenn er überall, wo Vernunft und Neigung in Widerstreit gerathen, nur der ersteren folgt. Der Rath S. 62, seinen Willen hauptsächlich nach dem *vernünftigen Gefühle* zu bestimmen, ist bedenklich. Besser ist der S. 63: Bestimme deinen Willen nach dem Gewissen; dieser fodert aber im Grunde die Bestimmung des Willens durch die erkannte Pflicht, oder jedesmal zu thun, was die Vernunft in dem Falle von ihm fodert. Wenn nach S. 67 die Verheißungen künftiger Seligkeit und Drohungen künftiger Strafen im N. T. hauptsächlich die Absicht haben, dem Abschreckenden der pflichtmäßigen Aufopferungen das Gleichgewicht zu halten: so gestattet deswegen das N. T. noch nicht einen Einfluß gutartiger Begierden und Neigungen auf die Willensbestimmung. Die Freyheit des Willens wird S. 68—76 auf das *Freyheitsgefühl*, und auf das Gefühl von Nothwendigkeit, in diesem Falle eine Ausnahme von der Allgemeinheit des Causalitätsgesetzes zu statuiren, gegründet. Der Vf. meint, ohne dem Menschen ein Vermögen beyzulegen, sich bey jedem Entschlusse sowohl nach den für schwächer, als nach den für stärker erkannten Gründen zu bestimmen, würde man ihn zum Automaten herabwürdigen, und alle Imputabilität seiner Handlungen aufheben; und doch soll dieses Vermögen nicht ein Vermögen, sich ohne alle Hinsicht auf Gründe zu bestimmen, seyn! Wer sich aber auch nach Gründen zu handeln bestimmen kann, die er für schwächer erkennt, muß doch nothwen-

dig, bey der Bestimmung, auf Gründe nicht Rücksicht nehmen. Er würde sonst sich selbst widersprechen. So wenig der Mensch deswegen zu einem Automaten herabgewürdigt wird, weil wir behaupten müssen, daß er nicht nach Willkühr, sondern nach Gründen der Erkenntniß sein Urtheil, richtig oder unrichtig, selbstthätig bestimme: so wenig bestimmt er seinen Willen als Automat, wenn er ihn jedesmal nach den Gründen bestimmt, die er, mit Recht oder Unrecht, für überwiegend hält. Nur, wenn er unrichtig wählt, zwingt ihn keine Naturnothwendigkeit. Er hätte seiner Natur nach sich durch Selbstthätigkeit zu höherer Achtung für seine Pflicht erheben, und richtig wählen können. Das lehrt eigentlich das N. T. in den S. 76 angeführten Stellen, worin es die Lasterhaften als Knechte der Sünde beschreibt, die aber durch die christliche Religion frey werden können; und die angekündigte Vergeltung setzt gleichfalls nur die Möglichkeit der Vervollkommenung durch eignes Streben voraus. — Wenn aber nach S. 78 die Gewisheit einer der Tugend proportionirten sinnlichen Glückseligkeit die Bedingung der Moralität vernünftig-sinnlicher Wesen wäre: so sähe es nach den obigen Bemerkungen, daß ihre Moralität mißlich aus. Der Vf. erklärt, es für absolut unmöglich, tugendhaft zu bleiben, wenn man wüßte, daß mit dem Gehorsam auf immer sinnliches Elend verbunden seyn würde! Die unendliche Fortdauer der vernünftigen Wesen ist S. 80 auf die Behauptung gebaut, daß eine Zerstörung der Vernunft in einem Geschöpfe durch die höchste Vernunft im Schöpfer undenkbar sey. Hier wird aber vorausgesetzt, daß die Vernunft in einem Geschöpfe nicht anders untergehen könne, als wenn der Schöpfer sie zerstörte!

(Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

## KURZE ANZEIGEN.

**THEOLOGIE.** *Lehrb. u. Leipz. b. Sinner: Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jesu's (Jesu)*, aus den vier Evangelien zusammengestellt und mit den Resultaten der neueren Exegese begleitet von *August Sebastiani*. Erster Theil. 1806. XIV u. 280 S. 8. (22 Gr.) Die Wunder, die in der heiligen Schrift erzählt werden, sind vorzüglich seit *Rant's* Zeiten vielen Exegeten ein Aergerniß geworden. Bey gewissen, von einer philosophischen Schule *a priori* festgesetzten Grundsätzen für die Möglichkeit aller Erfahrung, mußten freylich alle wunderbaren Begebenheiten ihren Glauben verlieren, und Exegeten, die mit jenen philosophischen Grundsätzen vertraut waren, suchten daher bey ihren Bemühungen für die Erklärung der heiligen Schrift vorzüglich den Zweck zu erreichen, den Inhalt derselben mit jenen Grundsätzen zu vereinigen. Aber dieses Bestreben wurde für sie ein Stein des Anstoßes. Sie verwechselten das, was der Schriftsteller erzählt, mit dem, was wirklich geschehen war. Und diese Verwechselung, die man allenfalls dem Dogmatiker verzeihen hätte, brachte die Grundsätze ihrer ganzen Wissenschaft in Unordnung. Sprachgebrauch und Zusammenhang mußten nun in der Praxis dem Genius jener philosophischen Denkungsart nachstehen, und das Bestreben, nichts Wunderbares in den Erzählungen der heiligen Schriftsteller finden zu wollen, verleitete zu Erklärungen, von welchen jedem Unbefangenen das Gezwungene und Unhaltbare sogleich in die Augen fällt. Unser Vf. hat die Erzählungen in den Evangelien, welche Wunderbegebenheiten enthalten, zuerst in ei-

ner freyen Übersetzung aus den Evangelien dargestellt, und dann die erzählte Begebenheit nach Anleitung der jetzt beschriebenen Ausleger so erklärt, daß das Wunderbare wegfällt. Alles, was sich gegen diese Art der Exegese überhaupt und bey jeder einzelnen Stelle insbesondere erheben läßt, und schon oft von mehreren gründlichen Auslegern erinnert worden ist, leidet daher auch bey unserem Vf. eine Anwendung. Nur muß ihm Rec. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er öfters die Unmöglichkeit, nach richtigen Grundsätzen der Exegese das Wunderbare zu entfernen, selbst gefühlt und gestanden hat. Auch nennt er die Vff. von dem Leben und Thaten Jesu „*unkritische Liebhaber des Wunderbaren*“, und spricht dadurch der sogenannten neueren Exegese und seinem Buche selbst das Verdammungsurtheil. Denn wenn wunderbare Erzählungen von unkritischen Liebhabern des Wunderbaren erzählt worden sind, warum läßt man sie nicht auf sich selbst beruhen? Der kritische Geschichtsforscher weiß ohne unsere Exegese, wie wunderbare Erzählungen in Umlauf kommen, und der unkritische Leser findet am Wunderbaren keinen Anstoß. Auch die Religion hat von einem solchen Unfug des Exegese keinen Vortheil. Denn der Philosoph, welcher mit seinen Begriffen die Wunder nicht vereinigen kann, weiß den Stifter der Religion und seine stilklichen Lehren von den Erzählern der Wundergeschichten zu unterscheiden, und der unphilosophische Wunderglaube findet an einer solchen Auslegungsart der Bibel gewiß keine Erbauung.

Os. m. r.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 3 M A Y 1 8 0 8.

## T H E O L O G I E.

NÜRNBERG und ALTDORF, b. Monath u. Kufsler:  
*Compendium der christlichen Moral zu akademischen Vorlesungen*, von Paul Joachim Siegmund Vogel, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Ein kaum zu billiger Sprachgebrauch ist es, wenn S. 84 *Vernunfttriebe* angegeben werden, und wenn S. 87 die *vernünftigen Gefühle*, als Quelle des richtenden Urtheils über den Werth oder Unwerth des Menschen, das *Gewissen* heißen sollen. Das Vermögen uns selbst zu richten ist nicht ein bloßes vernünftiges Gefühl. In Absicht auf alle die Ausprüche der Vernunft, welche der Mensch nicht vernimmt, hat er nach S. 90 keine Freyheit. (Ja! Es ist ihm zuzurechnen, daß er sie nicht vernimmt, wenn er sie hätte vernehmen können, und durch seine Schuld vernachlässigt hat, sie zu beachten, wenn sie ihm vorgehalten wurden!) Wo von Belohnungs- und Bestrafungswürdigkeit die Rede ist, wie S. 125, liegen Begriffe zum Grunde, die von menschlichem Verfahren abgezogen sind. Im Reiche Gottes sind Belohnung und Strafe nur Namen von Mitteln, Tugend und Rechtverhalten zu fördern. — Daß die Pflichten gegen Gott die höchsten sind, S. 126, gilt nur von den Pflichten der inneren, nicht eben so von den Pflichten der äußeren Gottesverehrung. Nach S. 128 sollen Collisionen der Pflichten darin bestehen, daß nach der Gesetzgebung der Vernunft mehrere Handlungen in einer Zeit vollbracht werden sollen. Dies kann aber die Vernunft nicht gebieten, wenn es unmöglich ist! Es scheint uns nur, als gebiete sie das, so lange wir nicht deutlich erkannt haben, was zu der Zeit zu thun das Beste, und also eigentlich allein Pflicht ist. Das Begnadigungsrecht S. 132 dem Tugendhaften zuzugestehen, dürfte bedenklich seyn; aber unverschuldete Unwissenheit macht schuldlos. Demuth S. 145 ist doch wohl die Anerkennung unserer gänzlichen Abhängigkeit von Gott, eben sowohl, als seiner unendlichen Erhabenheit über uns. Daß zum Eyde nothwendig die *Aufforderung* an Gott gehöre, die Unwahrhaftigkeit zu bestrafen, dürfte eben so wenig erweislich seyn, als daß sich 2 Kor. I, 23 eine solche Aufforderung finde. *Liebe Gottes* S. 153 hat nicht bloß die Erkenntnisse der höchsten Güte Gottes zum Gegenstande. Diese ist Gegenstand der Dankbarkeit, die von der Liebe billig, wie im N. T., unterschieden wird. Auch ist sie

nicht bloß *Erweisung des sich regenden Gefühls der höchsten Liebe*, durch innere und äußere Handlungen. *Zufriedenheit mit Gott* S. 155 ist ein zu wenig angemessener Ausdruck für eine Pflicht. Wie kann die Lehre S. 164, daß es nur dann Pflicht sey, das Christenthum zu bekennen, wenn wir Nutzen zu stiften hoffen können, ohne uns Schaden zuzuziehen, mit den Forderungen Christi und des Gewissens bestehen? Nach S. 165 ist ja Religionseifer mit Muth verbunden, Pflicht! Die Definition des Gebets, daß es jeder Vortrag an Gott sey, ist für den Sprachgebrauch der Bibel zu eng. Wir beten im biblischen Sinne des Wortes, so oft wir uns, mit lebhaftem Andenken an Gott, mit der Betrachtung des ganzen Verhältnisses beschäftigen, worin Gott zu uns und unseren Nebenmenschen, und zu der ganzen Welt steht, und worin wir und unsere Nebenmenschen zu Gott, und nach Gottes Ordnung zu einander stehen; wenn wir auch nicht gerade Gott etwas vortragen. Von einer Unterbrechung des Naturlaufs zum Behuf der Erfüllung der Bitten, dürfte S. 181 nicht die Rede seyn, da in Absicht alles Leiblichen, wie mit Recht vorher erinnert ist, nur mit der Bedingung gebeten werden darf, daß Gott es uns gebe, wenn es uns gut ist; und uns Alles zu geben, was uns gut ist, hat Gott schon von Ewigkeit durch die Ordnung der Natur Alles veranstaltet. Überhaupt hätten die Bitten und Fürbitten nicht so beschrieben werden sollen, als ob Gott wegen derselben thun werde, was er sonst nicht thun würde. Denn diese Bestimmung der Gebetserhörung ist nicht in der Bibel hinzugesetzt, und widerstreitet der Vernunft. Anstatt *Gottesdienst* und *Gottesverehrung* S. 185, 186, würde *Andachtsübung* als ein Wort gebraucht werden können, das keinen Mißverständnis veranlaßte. Die S. 193 u. 228 ff. gemachte Eintheilung der Pflichten gegen uns und Andere, als vernünftige, und als sinnliche Wesen, hat das Unbequeme, daß sie trennt, was in der Wirklichkeit nicht getrennt gedacht werden kann, da wir in uns und in Anderen nicht zwey Wesen, ein vernünftiges und ein sinnliches, aber wohl Leib und Seele, Ehre und Glücksgüter unterscheiden können, um eine bequeme Eintheilung zu gewinnen. Anstatt S. 240 dem Lehrer es zur Pflicht zu machen, *einstimmen* in irige Meinungen, würde ihm nur vorzuschreiben seyn, sie nicht zu bestreiten; sondern wo es nöthig sey, sie zu moralischen Zwecken zu benutzen. Er stimmt dadurch in sie nicht ein! Der Ausdruck *Nothlsg.* der vorher mit Recht verworfen war, hätte besser S. 241 vermieden werden mögen. Eigentlich

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

Dd

kann es nur Pflicht seyn, oft die Wahrheit nicht zu sagen, und Anderer Irrthümer nicht zu bestritten. Eine Unwahrheit sollte nicht gesagt werden, um Anderen einen Irrthum, den sie nicht hatten, erst mitzutheilen. Es giebt Vorsichtsmittel, der Unwahrheit auszuweichen, wo es Pflicht ist, die Wahrheit nicht zu sagen! Arbeitsamkeit ist S. 210 durch Lust zum Arbeiten um der dazu gehörigen Thätigkeit willen definirt. Streben nach möglichst gemeinnütziger Thätigkeit, wäre vielleicht bestimmter. Eben so sind Arbeiten nicht treffend durch den Beysatz: *anstrengende Beschäftigungen* erklärt. Nur anstrengende gemeinnützige Beschäftigungen sind Arbeiten: es giebt aber der anstrengenden Beschäftigungen viele, die gar nicht den Namen der Arbeit verdienen, z. B. wenn manche bey Karten-, Hasard-, Kegel-Spielen, sich mit der größten Anstrengung beschäftigen. Nach S. 278 soll es der Obrigkeit nicht freystehen, eine Ehescheidung zu bewilligen, wegen der sittlichen Verdorbenheit eines Ehegatten, oder gegenseitiger Abneigung und Unverträglichkeit. Aber brechen nicht auch z. B. die Verschwender, die Unverträglichen u. s. w., die sich nicht bessern lassen wollen, und einem unschuldigen Ehegatten sein Leben zur Quaal machen, den Ehevertrag? Warum thäte denn die Obrigkeit Unrecht, wenn sie, nach umsonst versuchter Besserung, den gekränkten Ehegatten wider die unverschuldeten Kränkungen seines unverbesserlichen Ehegatten durch Ehescheidung schützt? Wahrlich die Hoffnung, keine Ehescheidung fürchten zu dürfen, ist die Ursache der Unart vieler Ehegatten, die durch Gewohnheit zum unverheßerlichen Laster ausartet! Mit Recht hat übrigens der Vf. die Ehescheidung für erlaubt und rechtmässig erklärt, wenn der Ehegatte den Verstand verliert, und dieser Zustand desselben für unheilbar erklärt wird. Es ist sogar Pflicht der Obrigkeit, zu verhindern, daß Personen ihr Geschlecht fortplanzen, die auch nur temporärem Wahnsinn unterworfen sind, weil dieser Wahnsinn leider auf die Kinder forterbt.

J. T.

BERLIN, d. Schöne: *Über die Offenbarung St. Johannis*. Ein Entwurf derselben, mit zwey Abhandlungen, von *Karl Wilhelm Brumberg*. 1804. 120 S. 8. (12 Gr.)

Diese Schrift enthält eine Aufzählung der verschiedenen Visionen, welche in der Offenbarung hinter einander beschrieben werden; eine sehr unbedeutende Vertheidigung der Aechtheit dieses Buches; die Rettung der lutherischen Übersetzung von 2 Theß. 2. 7 gegen den Vf. der „zweckmäßigen Betrachtungen über die Offenbarung Johannis“, welchen Rec. so wenig, als das ganze Buch kennt; und endlich einen kurzen Aufsatz über *Schwärmerey*.

„Es schien mir,“ sagt Hr. B. in der Vorrede, „dienlich zu seyn, eine kurze und erläuternde Darstellung (der einzelnen Parthieen des ganzen Gemäldes der Offenb.) selbst zu liefern und beyzufügen, worin ich noch nicht gefunden habe, daß es

eben auf diese Art geschehen sey, die heilige Offenbarung gleichsam methodisch und classificirt durchgegangen wird, und zwar in unveränderter Verfolgung des Ganges, den sie selbst nimmt. Es kann kein Commentar ohnedem recht helfen.“ Ja wohl! Wer aber den Entwurf, welcher irgend einer Schrift, und so auch diesem Gedicht, zum Grunde liegt, wieder herstellen will, der muß im Stande seyn, vorher den Hauptgedanken aufzufassen, und nun aus der Schrift nachzuweisen, auf welche Art derselbe eingeleitet, entwickelt, erläutert u. s. w. worden ist. Unser Vf. thut nichts, als daß er die Reihe von Gesichtern angiebt, welche allmählig in der Offenbarung geschildert werden, ohne eine Beziehung der einzelnen Gemälde auf einen Zweck und ohne ihren Zusammenhang unter einander anzugeben. Daß er glaubt, es habe niemand einem Commentare über die Offenbarung eine Übersicht des ganzen Gedichtes und seiner Theile vorgehen lassen, ist ein Beweis seiner Unbekanntschaft mit der neueren Literatur. Wenn er auch nie die Commentare eines *Herder*, *Eichhorn*, *Hagen* u. a. angesehen hätte: so sollten ihm doch die Werke ihm gleichdenkender Vff. *J. G. Pfeiffer*, und *M. M. Fr. Semler* nicht fremd seyn; welche es an Übersichten nicht fehlen lassen. Was in dem kurzen Entwurfe an Erläuterungen hinzugefügt ist: ist ganz unbedeutend; von dem Geiste derselben sey Folgendes zur Probe genug. Bey der Beschreibung des Thieres mit zwey Lammshörnern und Drachensprache heist es: „Wer denkt hier nicht an das papistische Mönchswesen und allen Anhang des römischen Oberbischofs und päpstlichen Stuhls, an die Jesuitereyen, an alle Orden, besonders die geheimen Verbindungen und Bruderschaften mit ihren Plänen u. dgl., obwohl ein weites und tiefes Nachdenken und Forschen dazu gehört, wenn auch sogar das Unterscheidungszeichen, woran es kenntlich seyn soll, in eines Menschen Benennung oder der genau benannten Zahl von 666, die im Namen begriffen ist, liegt.“ Die Bildersprache der Off. J. ist dem Vf. so erhaben, daß „erweislich die reichsten, ergiebigsten, fruchtbarsten Dichtergehenies nie den Grad des Erhabenen und der sinnlichen Darstellung erlangten, und daß, wenn auch nicht an Deciffirung dieser Sprache gedacht wird, sie schon eine staunende Bewunderung und den Glauben erregen muß, das könne nicht menschliche Erfindung seyn.“ Das Buch selbst ist dem Vf. „die wahrste Kirchengeschichte des N. T. von dem Stifter des neuen Bundes selbst geschrieben. (Jesus redet zu und durch Johannes), worin die Lage des Christenthums und der christl. Menschheit charakterisirt wird, mit Angabe aller dabey von Zeit zu Zeit erfolgenden wichtigen Begebenheiten und großen Revolutionen. Selbst die Bilder und die Sprache treffen auf jeden Gegenstand zu.“ Da das ganze Buch nun Dinge enthält, welche niemand vorher wissen kann als Gott oder Jesus, so muß es von Gott oder Jesus, und folglich nicht seyn. *Quod fuit demonstrandum*. Etwas besser ist das, was gegen *Comth* als Vf. gesagt ist.

Der Aufsatz rettet die lutherische Übersetzung von 2 Theßl. 2, 7 gegen einen starken Tadel in den obenangeführten Betrachtungen über die Offenb. J. Der Vf. von diesen Betrachtungen übersetzt diese Stelle: „die Bosheit raget sich bereits heimlich, aber einer (den ihr wohl kennet — der Herr aller Dinge) hält es noch auf, bis es mitten aus der Kirche hervorbreche.“ Mit dieser Übersetzung ist es denn allerdings nicht weit her, und Luther läßt sich mit seiner Erklärung leicht vertheidigen. Das thut Hr. B. nach vielem Schimpfen durch eine lange Stelle aus *Kypke Observ. Tom. II. p. 342 sq.*

Der Aufsatz über *Schwärmerey*, mit der Überschrift I. N. J. ist eine Retorik der Anschuldigung, daß der Vf. ein Schwärmer sey. Ihm ist vielmehr die größte Schwärmerey der Unglaube, d. h. der Mangel seines Glaubens. Hf.

BERN, b. Haller: *Analysen über den Heidelbergschen Katechismus*. Bloß zum Gebrauch für Geistliche und Schullehrer. Durchaus neu bearbeitet von David Mueslin, oberstem Helfer im Münster. 1806. 243 S. 8. (22 Gr.)

Diese Analysen treten zum erstenmal ans Licht, und die auf dem Titel bemerkte neue Bearbeitung bezieht sich auf das Manuscript, welches, nach der Versicherung der Vorrede, unter den jungen Geistlichen schon seit den Jahren 1791 und 1792 in vielen oft fehlerhaften Abschriften circulirt hat. — Prediger und Schullehrer sollen durch diese Zergliederungen einen Leitfaden bey ihren Katechisationen über den heidelbergschen Katechismus erhalten. Der Katechismus selbst ist abgedruckt, und unter jeder Frage sind mit kleinerer Schrift in kleinen abge-

brochenen, oft nur halbwüßgedruckten, Sätzen die Gedanken angedeutet, auf welche bey der Katechisation Rücksicht zu nehmen ist. Diese Methode ist an sich nicht zu verwerfen. Denn dem Lehrer werden nicht alle Begriffe in ihnen Bestandtheilen dargelegt, sondern er erhält nur eine Anleitung zum Selbstdenken; aber oft ist hier die Andeutung der Gedanken und Begriffe gar zu dunkel und räthselhaft, und in anderer Rücksicht herrscht eine zwecklose Weitläufigkeit. Diese Weitläufigkeit sucht zwar der Vf. durch die Bemerkung zu entschuldigen, daß „Auslassen leichter sey, als Zufetzen, und daß diese Analysen auch als Skizzen zu Katechismuspredigten dienen sollten; aber man muß bey Katechisationen sowohl, als bey Predigten, beständig das Zweckmäßige berücksichtigen, und nicht alles das anbringen wollen, was sich bey einer Gelegenheit überhaupt sagen läßt. Überdies wird der Satz, daß Auslassen leichter ist, als Zufetzen, bey den häufigen Lücken und Gedankenstrichen, den Analysen selbst gar nicht zur Empfehlung gereichen. — In Rücksicht der Lehre stimmt der Vf. mit dem Katechismus überein, und dawider mögen wir nichts erinnern. Aber daß er die Überzeugung hat: „daß unter allen wirklich existirenden Katechismen keiner sey, der bey der Kürze an Reichthum der Ideen mit diesem [dem heidelbergschen] verglichen werden könnte, keiner, wo auch kein Einziges Wort vergebens da stünde, — keiner, der sich so zum Lehrbuche für Erwachsene, die die Sünde schon aus Erfahrung kennen, eigne, wie dieser,“ — das beweist seine Vorliebe für ein Buch, welches bey vielem Guten doch viele groben Unvollkommenheiten und Fehler hat.

O. m. r.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

THEOLOGIE. Zeitz, b. Webel: *Praktisches Wörterbuch über den kleinen Katechismus Lutheri*, von M. George Adam Horrer, Pfarrer und Superint. zu Weissenfee. 1805. 235 S. 8. (10 Gr.) Es giebt zwar sehr viele Erläuterungen des kleinen Katechismus von Luther, aber sie verbreiten sich größtentheils nur über die Sachen, und übergehen die Erklärungen der einzelnen Worte und Redensarten, die dem größten Theile der Schullehrer, welche diesen Katechismus ihren Schülern erklären sollen, unverständlich sind. Auch das *Wörterbuch über den kleinen Katechismus Lutheri*, welches vor mehreren Jahren in alphabetischer Ordnung erschienen ist, hilft diesem Bedürfnisse nicht ganz ab, und der Vf. des gegenwärtigen *praktischen Wörterbuchs* erwirbt sich um die Schulen, in welchen L. K. als Lehrbuch eingeführt ist, ein wahres Verdienst, wenn thätige Schullehrer das ihnen hierdurch angebotene Hülfsmittel benutzen wollen. *Praktisch* nennt der Vf. dieses Wörterbuch wahrscheinlich deswegen, weil er demselben eine zum Gebrauche sehr bequeme Einrichtung gegeben hat. Es ist nämlich nicht, wie man von einem Wörterbuche vermuthen könnte, in alphabetischer Ordnung abgefaßt, sondern die Wörter und Redensarten, die einer Erklärung bedürfen, werden in der Ordnung erläutert, in welcher sie in dem Katechismus selbst vorkommen. Die Schullehrer werden dadurch der Mühe des Nachschlagens überhoben, und finden ohne Mühe das, was sie bedürfen. Die Erläuterungen selbst sind immer richtig und zweckmäßig. Nur die Beweise, welche in der Einleitung für den göttlichen Ursprung der heiligen Schrift aufgestellt werden, stehen nicht am rechten Orte. Kinder, die im Katechismus Lutheri unterrichtet

werden, haben gewöhnlich keine Zweifel in Ansehung der Offenbarung der heiligen Schrift, und für die, welche wirklich den göttlichen Ursprung der heil. Schrift bezweifeln, haben die Beweise, welche vom Inhalte und den Wirkungen der biblischen Bücher hergenommen sind, keine Beweiskraft. O. m. r.

GIESSEN, b. Tatché u. Müller: *Lehrbuch der christlichen Tugend- und Religionslehre bey dem Schul- und Katechismus-Unterrichte*. 1806. 96 S. 8. (4 Gr.) Nichts ist vielleicht schwerer zu schreiben, als ein guter Katechismus. Die vielen Lehrbücher der Religion, die wir von Messe zu Messe erhalten, bestätigen dies. Ein großer Theil derselben hätte ungedruckt bleiben können und sollen. Der ungenannte Vf. dieses Lehrbuchs, der mit keiner Sylbe angezeigt hat, was ihn bewogen habe, es zu Tage zu fördern, wird es Rec. verzeihen, daß er auch sein Product zu diesem großen Theile hinzuthut. Es scheint dictatorisch, so ohne Beleg diese harte Urtheil zu fällen; aber wie könnte unser Institut bestehen, wenn die Rec. sich auf ausführliche Anzeige solcher Werkeins einlassen wollten? Rec. verweist also auf das Schriftchen; und wer es zu lesen der Mühe werth hält, wird obiges Urtheil ganz gegründet finden. Es fängt mit der Tugendlehre an, läßt die Religionslehre darauf folgen und schließt mit einigen Fragen zur Recapitulation des Ganzen. Wider den Gang kann niemand etwas einwenden, aber desto mehr ist bey der Ausführung zu erinnern. Über d. n. Eyd: z. B. läßt sich unser Vf. S. 17 so vernünftigen: Einen Eyd ablegen oder schwören heißt überhaupt: seine gethane Aussage mit Hin-

mergerichts ihr Gehalt u. s. w. nicht gekürzt, und bey der Auflösung desselben hat ihnen die Bundesacte selbst die vollste, allen wirklichen Staatsdienern gebührende, Entschädigungsberechtigung zuerkannt. Von gleichen Gesinnungen — des Protector des neuen Bundes, des Fürsten Primas, der Könige von Bayern, Württemberg und Sachsen, der Großherzoge von Baden, Hessen, Berg und Würzburg, der Herzoge von Nassau, Sachsen-Gotha, Weimar, Hildburghausen, Meiningen, der herzoglichen Häuser von Anhalt, der Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, Lichtenstein, Reuß, Schwarzburg-Sondershausen, der Könige von Preussen und Dänemark, des Herzogs von Holstein-Oldenburg, des Hoch- und Deutschmeisters, der Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel, Mecklenburg-Schwerin, des Fürsten von Kaunitz-Rietberg, des Grafen von Stollberg-Wernigerode, der Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen, des Kaisers von Österreich, der Häuser Mecklenburg-Strelitz, Abrenberg, Hohenzollern-Hechingen, Schwarzburg-Rudolstadt, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Lippe-Bückeburg und Lippe-Detmold — zeugen die S. 50 bis 73 niedergelegten Beweise. — II. In Betreff der vom Fürsten Primas angestellt gewesenen Mitglieder der K. Reichskammergerichtskanzley bemerken die Vff. nur, daß das Recht derselben auf den Fortgenuss ihrer vollen Befoldung von Sr. Hoheit durch Wort und That anerkannt ist. — III. Die Advocaten und Procuratoren des kaiserlichen Reichskammergerichts waren in ihrer Eigenschaft als besoldete Anwälde einzelner Personen keineswegs Reichsdienner, aber doch wirkliche Diener derjenigen, in deren speciellen Anwaltsverhältnissen sie stunden, und die mehresten Fürsten, ja selbst verschiedene Privatpersonen, haben denselben die ihnen rechtlich forthin gebührende stehende Befoldung gelassen. Als allgemeine Advocaten und Procuratoren aber, als Personen, welchen der Staat die Führung der Processen der Privatpersonen gestattet hat, sind sie ebenfalls keine Staatsdiener. Das Object ihres Geschäftes ist nicht öffentlich, kein Zwang der Verwahrung der Staatsgewalt oder Staatsregierung. Die Autorisation derselben zur Praxis ist von der öffentlichen Autorisation eines Arztes, Apothekers u. dgl. (großherzoglich hessische Constitut. vom 1. Dec. 1807. §. 22. 29) in rechtlicher Hinsicht wesentlich nicht verschieden; sie ist nur eine Concession, von Privatpersonen sich zur Führung ihrer Processen beauftragen zu lassen; sie ist nicht entfernt ein Staatsdienstvertrag. Die Parteyen, welche die Advocaten und Procuratoren bevollmächtigen, können diesen Mandatscontract nach Belieben aufheben, und der Staat ist ihnen demnach keinesweges die Praxis selbst, sondern nur die Erlaubniß zur Praxis zu gewähren, schuldig; über des Staates Gewährungsverbindlichkeit aber, kann dessen Entschädigungsverbindlichkeit nicht gedacht werden. Dagegen werden denn auch in keinem Staate die Advocaten und Procuratoren für Staatsdiener gehalten, im Gegentheil sind sie in den Gesetzen mehrerer Staaten, z. B. in einer königlich-

bayerischen Verordnung vom 16 Dec. 1806, ausdrücklich nicht für Staatsdiener erklärt. Nirgends genießen sie persönlicher Freyheiten, der Amtsunverletzbarkeit, des Rechts auf Gehorsam und Ehrfurcht; nirgends haben ihre Honorarien die Rechte der Befoldungen eigentlicher Staatsdiener. Die Advocaten und Procuratoren können also dafür, daß sie nicht mehr an ihrem bisherigen, nun aufgehobenen, Gerichte practiciren können, keine Anstellung im wirklichen Staatsdienst, und keine Entschädigung überhaupt, sondern; nach der consequenten Entwicklung der Vff. S. 87 bis 97, nur, daß der Staat ihnen auch in der neuen Staatsverfassung die Concession zur Praxis erhalte oder wiedergebe, fordern. Die deutsche Praxis stimmt hiermit von jeher vollkommen überein, und die Fürsten Deutschlands nennen die gegenwärtigen Entschädigungsreclamationen der kaiserl. Reichskammergerichts-Advocaten und Procuratoren nur: *billig*. (S. 97 bis 114.)

Den vom Ausschusse der K. R. Kammergerichts-Advocaten und Procuratoren entworfenen Entschädigungsplan, welchen die Vff. besonders §. 15 betrachten, so wie manche andere in der Schrift gemachte Bemerkungen über die Tendenzen jenes Ausschusses, übergeht Rec. mit Stillschweigen, weil alles dieses außer der Sphäre einer rein literarischen Prüfung liegt, zu welcher allein er sich berufen glaubt.

Wenn nun Rec., wie im Eingange bemerkt, mit den Vffn. in den Rechts-Resultaten ihrer Schrift völlig einverstanden ist, und diese Resultate für rechtlich unwiderlegbar hält: so ist er doch des wissenschaftlichen Glaubens, daß sich Alles, was die Vff. unter III gesagt haben, aus höheren Ansichten noch tiefer begründen lasse. Von einer solchen philosophischen Rechtstheorie über die Entschädigungspflicht des Staates gegen Bedienstete im Staate kann jedoch Rec. nur Weniges bemerken. Sie würde, seines Erachtens, durchaus nicht mit von der Becke aus römischen Gesetzen zum Entschädigungsvortheile der Staatsdiener argumentiren, sondern selbst die noch am meisten scheinbaren unter diesen Gesetzstellen, Tit. 19. §. ult. Dig. XIX. 2, mit Rücksicht auf so viele, das Verhältniß der „Comites“ erläuternde Gesetze, und auf Cicero Orat. 2 in Verr. C. 10 u. a., in ihrer völligen Unanwendbarkeit auf Staatsdiener beruhen lassen. Sie würde die Construction eines Dienst-Vertrages nicht beybehalten, sondern vielmehr zu jenen Oberstößen und letzten Gründen hinaufsteigen, woraus die Schuldigkeit zur Übernahme der Staatsdienste hervorgeht, und wohin das Ressort der Verträge gar nicht eingreift: doch dürften auch hierbey selbst Götters Ansichten keineswegs zum Muster dienen. Sie würde in ihrer reinen Entwicklung dahin führen, daß den Advocaten und Procuratoren überhaupt, und so auch den des ehemaligen K. R. Kammergerichts, an Entschädigungs-Recht eben so wenig einzuräumen ist, als Handelsleuten, welche sich durch neue Handlungstractaten ihres Staates mit anderen, in ihren Speculationen für die Folge gehemmt, und ihre bisherige Nahrungsquelle abge schnitten sehen.



Dieses wäre die Stimme des Rechts. Rec. wünscht übrigens von Herzen, daß die mildere Stimme der Billigkeit und Humanität hier nicht ungehört bleibe.  
S. A.

HEILBRONN, b. Rauche: *Geschichte des peinlichen Rechtes und der Criminalverfassung Deutschlands*, nebst Anhang über die Begründung des Strafrechtes, von dem Zwecke der Strafen und Imputation der Verbrechen; von Georg Joseph Stein. 1807. IV u. 103 S. 8. (10 Gr.)

„Diese peinliche (ja wohl peinliche) Geschichte mit dem Anhang“, sagt Hr. Stein in der Vorrede, „ist lediglich das Resultat meiner Lieblingsneigung für die peinliche Rechtswissenschaft.“ (Rec. hätte lieber das Resultat eines fleißigen Studiums dieser Wissenschaft und Geschichte gewünscht.) „Man kehrt in seinen Mußestunden“, fährt er fort, „immer gerne zu seiner Lieblingswissenschaft zurück, und ruht in der Beschäftigung mit ihr aus von den übrigen Geschäften des Tages. Auch ich fühle in dieser Gewohnheit mich glücklich, und benutzte diese Stunden meiner Muße zur Ausarbeitung dieser kleinen Schrift.“ Leider verkündet der Inhalt dieser Schrift das Ausruhen des Vfs. nur zu deutlich. Was gewöhnlich in den Lehr- und Hand-Büchern über das Criminalrecht von der Geschichte der peinlichen Gesetzgebung gesagt worden ist, giebt uns hier Hr. St. mit einigen geringfügigen Bemerkungen aus *Malblancs* Geschichte der peinlichen Gerichtsordnung, wenn er diese anders selbst gelesen und nicht, wie es scheint, die daraus entnommenen Bemerkungen wieder Anderen abgeborgt hat. Mit einem Worte, es ist die oberflächlichste Erzählung, die sich denken läßt, und man thut dem Vf. nicht Unrecht, wenn man von ihm behauptet, daß er auch nicht eine Ahnung von allem dem gehabt habe, was zu einer Geschichte der Criminalgesetze gehöre. Hätte Hr. St. nur *Fellenz* zwey Reden über die allgemeinen Grundsätze des Criminalrechts und desselben Literaturgeschichte gekannt: so würde er gefunden haben, daß 1785 schon mehr über diese Geschichte gesagt worden ist, als er hier auf 62 ziemlich weitläufig gedruckten Seiten geliefert hat; und hätte er *Reitensiers* Encyclopädie und Geschichte der Rechte, *Malblancs* bekannte Geschichte, *Hauschilds* Gerichtsverfassung der Deutschen, *Mälers* Geschichte der Gerichtspflege, *Kopps* Geschichte der Gerichtsverfassung in Hessen, desselben und *Hütters* Geschichte der heimlichen Gerichte, *Dreyers* Beyträge, Nebenstunden, antiquarische Bemerkungen u. s. w., *Maiers* Geschichte der Ordalien, insbesondere der gerichtlichen Zweykämpfe,

*Grupen's* Werke und andere dergleichen Schriften auch bloß den Namen nach gekannt: so hoffen wir von seinem Interesse für diese Wissenschaft, er würde es nicht gewagt haben, mit diesem Producte vor dem Publico zu erscheinen. Er hat hier weder am Perioden der Geschichte gedacht, die doch schon Andere (*Tittmann* über die wissenschaftliche Behandlung des peinlichen Rechts) vorgezeichnet haben, noch von einer Sonderung der Geschichte der Criminalgesetze und der Criminalrechtswissenschaft (über welche *Stübel* System des peinlichen Rechts Th. I bisher am ausführlichsten geschrieben hat) etwas gewusst. An Resultate aus den Gesetzen selbst ist gar nicht zu denken. Die Unrichtigkeiten der Behauptungen mögen ungerügt bleiben, aber das kann nicht unbemerkt gelassen werden, daß der Vf. lieber *Epho.* von *Stepho.* (sic) und *Ulrich von Hatten*, der hier ein berühmter Avanturier genannt wird, gar nicht hätte erwähnen sollen, wenn er ihre Werke nicht hätte lesen wollen. Um das Maß der Alltätigkeit voll zu machen, ist auch weidlich auf *Carpzov* geschimpft. *Thomasius* soll der erste gewesen seyn, der es gewagt habe, gegen *Carpzov* zu schreiben. Also kennt Hr. St. auch *Oldecop* nicht einmal, und spricht von *Carpzovs* Systeme!! Von einer Geschichte der *Criminalverfassung Deutschlands* enthält das ganze Werk auch nicht einem Buchstaben.

Nicht besser als die Geschichte ist der Anhang. Über die Begründung des Strafrechts sind *Grolmanns* Schriften ausgezogen und etwas wenig aus *Stephani's* Rechtswissenschaft zugesetzt. Diese ganze Dedaction nimmt überhaupt nur vier kurze Paragraphen ein, und die Leser werden sich daher denken können, daß dabey von einer Untersuchung der verschiedenen Theorien über die Begründung des Strafrechts die Rede nicht habe seyn können. Über den Zweck der Strafe ist das alltäglichste Raisonnement aus den Schriften voriger Jahrzehende wiederholt. Den Nachtrag von der Imputation wollen wir dem Vf. nicht weiter imputiren. Aus dem Ganzen geht schon zur Genüge hervor, daß er *Klein Schrods*, *Feuerbach's* und *Grolmann's* Schriften kaum flüchtig durchgesehen haben könne, und von dem übrigen Systemen gar nichts wisse. — Daß übrigens der Vf. in der Vorrede Belehrung wünscht, ist rühmlich; nur bedauern wir, ihn, nach unserem besten Gewissen, keine andere geben zu können, als die, daß man sich erst in der Literatur jeder Wissenschaft gehörig umzusehen habe, ehe man über einen Theil derselben zu schreiben im Stande sey.

Dr.

#### K U R Z E A N Z E I G E N.

Jura-Produs. Bamberg und Würzburg, b. Göbhardt: *Allgemeinfaßlicher Rechts- und Gesetz-Katechismus für die deutschen Bürger-Stadt- und Land-Schulen zur Verkürzung mancher Prozesse, und zur Beförderung der Zufriedenheit über Policey- und Regierungsanordnungen.* 1806. 112 S. 8. (6 Gr.) Dieser Rechtskatechismus vereinigt die meisten der Mängel in sich, welche an den seit einigen Jahren erschienenen Schriften

dieser Art in öffentlichen Blättern gerügt worden sind. Eben deswegen sind dergleichen Fehler aber auch den Vfn. desto mehr zuzurechnen, zumal da es besondere Schriften über die notwendige und zweckmäßige Einrichtung solcher Lehrbücher giebt, von welchen der Vf. der vorliegenden Schrift nichts zu wissen scheint. An dieser hat man Materie und Form zu sehen, und mithin von dem Ganzen zu warnen. Gleich der erste

§. der Einleitung läßt nichts Gutes erwarten. „Was ist Recht?“ heist es, und die Antwort ist: „Was so ist, wie es seyn soll.“ Der darauf folgende §. zeigt dann deutlich, daß des Vf. Begriffe von Recht nicht so sind, wie sie seyn sollen, denn hier werden sogar den Pflanzen Rechte zugeschrieben. „Es ist kein Zweifel“, heist es, „daß Thiere und Pflanzen auch das Recht haben da zu seyn, eben weil sie einmal da sind. Und befähigt sie Vernunft oder Erkenntnis (sic) unsere Rechte an: so dürfen wir sie auch nicht kränken. Weil sie uns aber durch ihre zu starke Vermehrung nicht nur in unmittelbare Lebensgefahr setzen (??), sondern auch die Früchte unserer Arbeit zerstören, so thun wir ihnen nicht Unrecht, wenn wir unsere Rechte gegen ihre Eingriffe vertheidigen, sie tödten und ausrotten.“ Daher (?) die Jagd- und Schlachthanfalten.“ Wie unzweckmäßig die lateinischen Benennungen u. dgl. in einem Buche wie das vorliegende sind, versteht sich von selbst: der Vf. bringt sogar die juristischen Sprüchelchen *honeste vive, neminem laede etc.* mit an, spricht von der *bona fides* bey der Verjährung u. s. w. Schon nach diesen Belegen sind die Einfaltungen ganz ungeschickter Bemerkungen nicht zu verwundern, wie man z. B. im §. 8 findet, wo eine Beschreibung der rohen Lebensart der Deutschen in den ältesten Zeiten enthalten ist. Von den meisten Gegenständen sind ganz falsche Ansichten genommen. So wird z. B. im §. 30 und ff. §. 99. nicht, was Gotteslästerung sey, erklärt, und das Unflüchtige davon dargestellt, sondern nur davon gesprochen, was nicht als Gotteslästerung bestraft werden dürfe. Nach §. 42 soll Todesstrafe auch in dem Falle eintreten, wo Tödtung bloß auf Verwundung erfolgt ist. Der Vortrag selbst ist mehr als gemein, und nirgends findet man Spuren die Gegenstände ihrem Werthe und Zwecke gemäß darzustellen. „Um solche Übel (Räubereyen) zu verhüten“, sagt der Vf. §. 14, „müssen Leute aufgestellt (—) seyn, die sonst nichts zu thun haben, als im Lande herum zu streifen und nachzusehen, wo sich etwa verdächtiges Gefindel aufhält. Diese Leute müssen aber selbst wieder verwahrt seyn, damit ihnen das Diebsvolk nicht so leicht schaden kann. Die Hufaren oder Dragoner sind daher noch zur Zeit die brauchbarsten Soldaten dazu.“ Eine ähnliche Stelle enthält §. 25. „Er (der Bürger) darf sich zwar mit Sachverständigen darüber (über den vorgeschriebenen Schulunterricht) besprechen, auch sogar seine Beschwerden vordringen, aber nicht schreyen und lärmen, als wenn seine Kinder Höllebraten und Teufelsdiener werden sollten.“ Im §. 33. heist es: „Auch giebt es noch Leute, die Gott lästern, indem sie glauben, er habe seine Regierung mit dem Teufel getheilt und diesem Hexenmeister Gewalt gegeben; die Menschen zu versuchen oder zum Bösen zu verleiten. Wenn auch in der jüdischen Geschichte so etwas von Iob erzählt wird, so darf doch keine Rücksicht darauf in der Beurtheilung eines Verbrechens genommen werden. Denn wenn ein Dieb sagen wollte, er habe der Macht des Teufels nicht widerstehen können und daher stehlen müssen: so müßte man eigentümlich nur den Teufel bestrafen und den armen Schelm frey lassen, wobey allen übrigen Verbrechen Thür und Angel geöffnet würden.“ Zuweilen verliert sich auch der Vf. in philosophische Darstellungen, welche sehr lustig ausfallen. „Nur durch den Ehevertrag giebt ein Mensch das Recht auf den Gebrauch seiner Person als solcher hin, welches nicht seyn dürfte, wenn er nicht eben so viel dagegen bekäme, nämlich auch das Recht auf den Gebrauch einer anderen Person. Alles, was durch ein anderes ersetzt werden kann, hat nur einen Werth, und ist Sache. Der Mensch allein, er mag zum männlichen oder weiblichen Geschlechte gehören, er mag jung oder alt seyn, ist eine Person, die keinen Werth sondern eine Würde hat, d. h. er giebt sie für keinen Preis hin, er will, daß man ihn als vernünftiges Wesen, worin die Persönlichkeit besteht, anerkenne, und ihn zu nichts zwingen, was er nach vernünftigen Vorstellungen und nach seiner Einsicht oder Überzeugung von selbst thut. Nimmt man z. B. einem ein Stück Vieh, so muß er zufriednen seyn, wenn er ein gleichbedeutendes anderes dafür erhält. Wird aber ein Kind geraubt, so kann es durch kein fremdes ersetzt werden.“ §. 82. Im 103. §. ist auf gleiche Art von den Testamenten gesprochen. „Dürfte jeder das Jagdrecht ausüben, so würde das Wild bald so weggeschossen seyn, daß zuletzt

einer dem andern (sic) ein Stück wegschnappen sucht. Dieses veranlaßt Haß und Feindschaft, wobey mancher vorzüglich von seinem Nachbarn für ein Wild angesehen und kalt gemacht werden könnte.“ Dergleichen gemeine Redensarten wechseln mit undeutlichen häufig ab, z. B. auf eigene Kosten bearbeiten §. 86, auch schreibt der Vf. dürfen, Nichtdürfen, Schiefsgewähre, Rechte anerkennen u. s. w. Dr.

SCHÖNE KÜNSTE. Erfurt, b. Knick: *Thalheim, eine romantische Geschichte. Aus den Papieren der letzten Abtissin zu Marienzell u. des verstorbenen Commandanten der Festung Strahlenberg vom Verfasser des Rinaldo. 1806. 309 S. 8. (1 Thlr.)* — Der Vf. des Rinaldo bleibt überall Er, und seine Dichtungen in Form und Gehalt überall dieselben, selbst bis auf die spanischen Motto's. Der Charakter seiner Darstellung ist Rapidität; es geht immer frisch darauf los über Berg und Thal, über Stock und Stein: sein Schicksal ist ein beständiger Sturmwind, bald mehr, bald weniger heftig. Ein Ebenbild des Ganzeriffs der Dialog §. 290 ff.:

Der Officier ging rasch auf und nieder und sagte endlich:

Eine gewisse, verwittwete Dame —

„Wie? — Wer? —“

Eine Oberstallmeisterin —

„Rosalie?“

Sie ist Ihre Freundin.

„Sie kennen Sie?“

Sie ist des Fürsten Freundin. —

„Bey ihm?“

Bey ihm. — Sie hat mir — Verstehen Sie mich?

„Nein! — Aber, empfehlen Sie mich ihr.“

Soll geschehen. — Indessen — Ebe wir aufsitzen —

Es hat mir Jemand für Sie 300 Dukaten eingehändigt. Hier sind sie. — Ist's nun gefällig? Wir sitzen auf?

„Ich bin bereit!“

Bisweilen scheint sich der Vf. in der Haft selbst nicht recht zu verstehen. So heist es z. B. §. 244: „Ganz, mathematisch, lieber Thalheim! müssen Sie auf allen Wegen Ihres Lebens stets die Perpendicularlinie lieben.“ — Vertheidigerisch, wie der Vf. mit Geld und Juwelen, ist der Verleger mit dem Papier gewesen. §. — ch —

Regensburg, in der Montag-Weitsäichen Buchhandlung: *Titania, oder das Reich der Mährchen. Aus dem klassischsten Archive. Vom Herausgeber des goldenen Kalbes. 1807. 350 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)* Der Mährchen, die hier erzählt werden, sind zwölf, und alle, bis auf das fünfte, „des Schicksals Würfel“, welches der Tausend und einen Nacht nachgebildet ist, von eigener Erfindung. Es würde überflüssig seyn, viel zu ihrem Lobe zu sagen, da sich von dem angedeuteten Vf. kaum etwas anderes, als Angenehmes und Sinnreiches erwarten läßt. Und besonders in dem Letzten besteht ein großer Vorzug dieser Mährchen: sie sind nicht bloß zur Unterhaltung geschaffen oder zum Zeitvertreibe. Die zarte und zugleich ernste Ansicht des Lebens, die durchweg in ihnen herrschend ist, der heitere Geist, der das Ganze belebt, der Reichtum der Erfindung, die edle, gebildete Sprache, in der sie vorgetragen, sind eben so viel Vorzüge, die man ihnen nachrühmen muß. Wäre ja etwas in Erinnerung zu bringen, so wäre es vielleicht der allzumoderne Ton, der dem Mährchen nicht wohl anstehen will. Zum Schluss setzen wir den Anfang der Dedication hieher, welche Licht seyn wird für diejenigen, die Augen haben:

O fahre fort, aus deinem schönen Hain  
Dir ein Elysium zu schaffen!  
Was hold den Mäusen ist, soll da willkommen seyn!  
Doch allen; die in deine Wildnis gassen,  
Und nichts darin, als — Bäume sehn,  
Dem ganzen Midasstamm der froh'gen Langenweile,  
Mit ihrem Trost, dem Uhu und der Eule,  
Und ihrer Schwesternschaft, den Gänschen und den Kräh'n,  
Sei deine Lust zu rein!

J. P.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 5 M A Y, 1808.

## M E D I C I N.

**STUTTGART, b. Steinkopf:** *Über die Natur und Behandlung der krankhaften Schwäche des menschlichen Organismus.* Ein Versuch zu Beantwortung der diesen Gegenstand betreffenden, von der kaiserl. Akademie der Naturforscher im Jahre 1804, aufgestellten Preisfrage, welchem diese Akademie das Accessit zuerkannt hat. Von Dr. C. C. F. Jäger, königl. württembergischem Hof-medicus. 1807. XII u. 380 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Je seltener in unseren Tagen der Geist philosophischer Empirie in den Schriften der Ärzte sichtbar wird, jemehr die Bequemlichkeit *dabey* ausruht, das allgegenwärtige Bild des Einen in Allem, von der ersten besten Oberfläche zurückgeworfen, zum Erfahrungs-Beleg der schematisirten Analysis, entweder einer von höherer Hand erhaltenen Idee, oder, was noch häufiger der Fall seyn mag, des während eines gemüthlichen oder phantastischen Hinschlenderns durch die Welt der Erscheinungen flüchtig aufgesammelten, in der Einheit dunkler Reminiscenz ruhenden Begriffs des Mannichfaltigen selbst, zu erheben, und dann sich mit dem bewundernswürdigen Scharfblick, der Himmel und Erde, gleichsam spielend, in einen grossen Gedanken zusammenfaßt, zu brüsten: — um so erfreulicher muß eine Erscheinung, wie die gegenwärtige Schrift seyn, die nicht nur beweist, daß jener Geist, der bey dem ersten Hervortreten der Naturphilosophie, und schon vor ihrer sichtbaren Entfaltung, sich in den Andeutungen eines Kiehlmeier, Baader, Humboldt, in Steffens Combinationen u. s. w. verkündigte, noch nicht ganz unter der Masse der Systeme erlegen sey, sondern die auch zugleich eine Richtung desselben nach einem Gebiete, das seines Einflusses vor allen bedürftig war, verkündigt, und das Nachdenken über viele Dinge, welche so leicht dem nur aufs Allgemeine gerichteten Blick entgehen, wenigstens aufzuregen, wenn auch nicht in allen Resultaten zu befriedigen geschickt ist. Hier, wo es nicht sowohl einer Bekanntmachung seltener, noch nie beobachteter Erscheinungen, unerwarteter Aufschlüsse über bisher geheimnißvolle Vorgänge, plötzlicher, unwiderlegbarer Bestätigungen allgemeiner Sätze u. s. w. gilt, sondern wo eben das Gewöhnlichere, wie es einer ruhigen, vorurtheilsfreyen Beobachtung erscheint, sich dergestalt mit dem Neuen aus der eigenen Erfahrung eines denkenden Individuum verschlingt, daß auch das Alte

S. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

wie neu, das Neue wie Allbekanntes in die Resultate der Untersuchung eingreift, gilt nicht Lob noch Tadel im Allgemeinen, sondern wie Alles, selbst das allgemeinere Resultat, hier wieder einen individuellen Charakter trägt, die wahre Belehrung aber gleichsam im Verborgenen ruht, und nur als selbstthätiges Product des denkenden Lesers sichtbar werden kann: so muß auch die Kritik entweder bey der oberflächlichen Charakteristik, die hier fast nichts sagt, stehen bleiben, oder in Relation übergehen, und versuchen, in der Wiederholung dessen, was ihr vorzüglich nahe trat, die Form ihres eigenen Denkens über den Gehalt des Ganzen auszudrücken. Eines solchen Versuchs scheint dem Rec. die gegenwärtige Schrift allerdings würdig, und das Urtheil der kais. Akademie, die ihr bey der Preisbewerbung nur das Accessit zuerkannte, hindert ihn nicht, sie für eine der besten anzuerkennen, die seit geraumer Zeit sich um Preise beworben und Preise davon getragen haben. Er wird, so weit es der Raum gestattet, mehr berichten, als loben oder tadeln. Das Lob muß durch die Anzeige entbehrlich werden; den Tadel, wo er sich erheben sollte, läßt, wenigstens bey dem Rec., die ihm schätzbare Tendenz der Schrift als eine Richtung auf Nebendinge erscheinen, die, wo sie sich nicht selbst leicht in den Gegenstand verwebt, den Blick, ohne besonderen Nutzen zu gewähren, nur zerstreuen würde.

*Einführung. I. Von dem Objecte oder Begriffe der Stärke und Schwäche des Organismus überhaupt, und über die Schwierigkeiten, die sich der genauen Bestimmung dieses Objects entgegen setzen.* — Schwäche oder Stärke können nur eine gradative Verschiedenheit derjenigen Qualitäten bezeichnen, die den Organismus als einen solchen auszeichnen, und durch die er erst zum Organismus wird. Da aber die in Form und Mischung der organischen Materie gegründeten ursprünglichen Qualitäten, an sich, sich dem Blick der Erfahrung entziehen: so bleiben uns nur die *Lebens-Ausserungen* als sichtbares Object des Begriffs der Schwäche. Diesen Begriff auf analytischem Wege fortzuführen und festzusetzen, findet der Vf., theils der Anleitung der Preisfrage, theils dem gegenwärtigen Standpunct der Erfahrung und ihrem Verhältniß zur speculativen Medicin am meisten angemessen. Es ist also von den Erscheinungen verminderter Reaction des Organischen, insofern sie sich als Krankheit darstellen, (denn hierauf schränkt sich abermals der Zweck der Schrift ein,) alles dasjenige abzufondern, was die besonderen Modalitäten

einzelner Krankheits-Formen der Schwäche angeht, so wie diejenige Beschränkung der Function, die als Product äußerer Hemmung zu betrachten ist; dagegen muß der durch solche Abstractionen gesteigerte Begriff in allen Beziehungen seiner Anwendbarkeit aufgefaßt werden. Daraus geht, als empirisches Merkmal der krankhaften Schwäche des Organismus, Folgendes hervor: „sie ist eine aus den bloßen „Veränderungen der Aufsendinge-merkmalliche, von „Krankheiten begleitete, Verminderung der Aufsen- „rungen des Lebens, in Rücksicht auf ihre intensive „oder extensive Größe, Dauer und Häufigkeit.“ — Der Vf. bemerkt selbst am Schlusse dieses Abschnitts, daß durch den aufgestellten Begriff der Schwäche zwar die Sphäre seines Gegenstandes keinesweges so scharf begränzt sey, daß nicht manches Fremdartige mit hineingezogen werden könne, und daß nicht diese Unbestimmtheit des Gegenstandes in den daraus hergeleiteten Resultaten fühlbar werden müsse, daß aber, so lange die höhere Begrenzung nur durch eine *hypothetische* Annahme über die Ursache der Lebensthätigkeit herbeigeführt werden könne, Treue und Wiedererkennbarkeit des Ausgedrückten in der Erfahrung gegen die Gefahr, auf inhaltsleere Formeln, oder auf Widersprüche mit der Erfahrung zu stossen, das Übergewicht behaupten müsse. Im 2ten Abschnitte: *Über die bedeutendsten Versuche der medicinischen Systeme, einen Begriff der krankhaften Schwäche des menschlichen Organismus aufzustellen*, sucht eine, an originellen Ansichten reiche Kritik, in möglicher Kürze, in der Verwechslung der Idee der vitalen Schwäche, mit verminderter Cohäsion der festen Theile, an dem chemischen, Stahlischen und Brown'schen System das Urtheil zu bewahren, daß die Versuche der Speculation, von einer allgemeinen Erklärung der Lebensthätigkeit überhaupt ausgehend, die Verschiedenheit ihrer Energie *a priori* zu conquiren, und der daraus sich entwickelnde Begriff von Stärke oder Schwäche, allzeit inhaltsleer oder praktisch unbrauchbar gewesen sey, welches nicht minder erfolgt sey, wenn man diesen Begriff auf verallgemeinerte Erfahrungssätze gebaut, und durch das Bestreben, ihn der Speculation auf halbem Wege entgegen zu führen, unzuverlässig und schwankend gemacht habe, woraus für den Vf. eine neue Rechtfertigung des gewählten analytischen Verfahrens hervorgeht. — 3ter Abschnitt: *Über den Plan dieser Untersuchung*. — Alle Krankheiten der Schwäche zerfallen nach dem Grade der Extension der Verminderung der Energie, über alle oder nur über einzelne Lebensfunctionen, in Krankheiten *allgemeiner*, und in Krankheiten *besonderer* Schwäche. In den letzteren, als den concretesten, stellt sich die Schwäche zunächst der Erscheinung dar, und ihr Allgemeines kann erst Licht über das Wesen der ersten Classe verbreiten. Der Vf. folgt daher dem analytischen Wege, auch insofern, daß er mit den Krankheiten von *besonderer* Schwäche, geordnet nach der Einteilung der organisch-menschlichen Thätigkeiten in *Empfindungs-, Bewegungs-, Bildungs- und*

*Seelen-Thätigkeit* anfängt, und durch prüfende Untersuchung ihrer Natur der Lehre von der allgemeinen Schwäche die Bahn zu bereiten trachtet.

In dieser Einleitung spricht sich schon zur Genüge der richtige, empirische Sinn des Vfs. und die Unbefangtheit seines Verfahrens aus. Was in vieler Hinsicht vielleicht Tadel verdiente, wenn es ihm um die directe Aufstellung der Theorie selbst zu thun gewesen wäre, z. B. die erwähnte Anordnung der Gattungen der besondern Schwäche, erhält, durch die klar angegebene Absicht, eine ganz andere Bedeutung, indem alle Trennung und Begrenzung als frey und willkürlich erscheint, und das Object an und für sich, in seiner unbestimmten Totalität, dem Auge der Empirie vorgeführt wird. Wenige Blicke auf das Folgende würden dazu dienen können, des Vfs. Beobachtungsgabe in den Resultaten, die sie aus der Betrachtung des so besetzten Objects hervorzieht, bemerklich zu machen, wenn sich diese nicht schon in früheren Schriften hinsichtlich bewährt hätte, und dem Rec. daher die Freyheit ließe, sich mit Aushebung einiger zerstreuten Bemerkungen zu begnügen, und dadurch seine Empfehlung dieser lehrreichen Schrift zu bekräftigen. —

I Cap. *Von der krankhaften Schwäche der besondern Ausserungen des Lebens*. 1 Abschnitt. *Von der krankhaften Schwäche der Empfindungsthätigkeit oder (der) Sensibilitätsausserungen*. — Allzu hypothetisch für den Geist der Schrift möchte das Princip der Einteilung dieser Krankheitsclassen klingen, wenn es heißt: das Princip der Sensibilität oder seine Thätigkeit kann allgemein oder örtlich wirklich vermindert, oder durch Anhäufung in einzelnen Organen andern entzogen werden. — Unter den Erscheinungen einer wirklichen Verminderung dieses Principes („wenigstens seiner zur wirklichen Ausserung erforderlichen Form nach“ — diese Einschränkung läßt wieder die Schranken der obigen Annahme —) steht die Kälte vorn. Nicht Anhäufung der Erregbarkeit durch Verminderung des Incitaments, sondern reale Herabsetzung des Sensibilitätsprincips durch irgend eine Ursache, vielleicht durch Hemmung oder Veränderung der Form des Ineinanderwirkens der organischen Gebilde und Stoffe, ist das Product ihrer verstärkten Einwirkung. Die Erregungstheorie überlieht, wenn sie die nachtheiligen Einflüsse hoher Wärmegrade auf Erfrorene als Beweise für die Anhäufung der Erregbarkeit auführt, das mechanische Gesetz der Bewegung der Wärme, nach welchem sie sich aus einem wärmeren Körper in einen kälteren, im geraden Verhältnisse des Temperaturabstandes, mit stärkerer oder geringerer Heftigkeit verbreitet. Unsere Wärme-Empfindung zeugt nur von der Gewalt dieser Mittheilung, nicht von der dadurch hervorgerufenen Erregung; darum fühlen sich Körper von verschiedener Leitungsfähigkeit, bey gleicher Temperatur, der besser leitende kälter, als der schlechtere Wärmeleiter, an. Auch im erfrorenen Früchten u. s. w. wirkt die Differenz des schnell-einstromenden Wärmeprincips anders,

als das allmähliche Steigen der Temperatur; wohl schwerlich im Verhältniß der ihnen einwohnenden Erregbarkeit. Der erfrorene Apfel *bratet* in der gewöhnlichen Stubenwärme. — Interessante Belege aus der Erfahrung gehen diesen Behauptungen zur Seite, die größtentheils *widerlegen*, was sie widerlegen sollen, wenn sie auch nicht alle *beweisen* möchten, was sie *beweisen* sollen. — Sehr richtig ist noch die Ansicht der Frostbeulen, als Producte partieller Sensibilitäts-Verminderung des absorbirenden und venösen Hautgefäßsystems, mit fortdauernder Thätigkeit der arteriellen Gefäßparthien der krankhaft afficirten Gebilde. — Die Behandlung des Sensibilitätsstorpors durch Kälte, ist im Allgemeinen zweckmäßig angegeben, welches auch bey allen folgenden Darstellungen der verschiedenen Arten der Schwäche; bald mehr bald weniger ausführlich, geschehen ist. So wie dieser Theil der Schrift, durch die Preisfrage, zu deren Beantwortung sie bestimmt war, gefodert worden ist: so findet Rec. ihn auch der Aufgabe völlig genügend, und sieht in ihm, wenigstens an manchen Stellen, eher zu viel, als zu wenig, im Verhältniß zur genügenden Entwicklung des aufgegebenen Gegenstandes.

Ein andere Art der allgemeinen Sensibilitätschwäche bringen die, von dem Vf. so gen. *Sensibilitätsgifte* hervor, unter welchen er alle sogenannten narkotischen, meist kohlenstoffhaltigen, Potenzen, (*Op.*, *Hyosc.*, *Blausäure*, *Wein*, *Weingeist* u. s. w.) versteht. Sie scheinen in Polarität mit der Verbreitung der aufseren Nervenramificationen zu stehen, und wirken durch Herabstimmung der ursprünglichen Nervenaction. Bey vielen, z. B. *Hyosc.*, geht eine erhöhte Erregung der folgenden Schwäche voran, bey andern, selbst bey *Op.*, scheint der Grad der (durch Herabstimmung des sensiblen Elements relativ erhöhten) Erregung der Bewegungsorgane mit dem Grade der individuellen, oder allgemeinen klimatischen Sensibilität im gleichen Verhältnisse zu stehen. Das *Op.* berauscht z. B. den Orientalen leichter, und in einem vollkommeneren Grade, als den Nordländer. Etwas auffallend könnte es seyn, daß der Vf. mit dieser Classe von Giften noch das Miasma des ursprünglich nervösen Typhus, der zu *Huxhams Febris nervosa lenta* gerechnet werden muß, sich aber hauptsächlich durch seine primitive Entstehung, durch Ansteckung, und durch einen bedeutungsvollen Verlauf, auszeichnet, in Verbindung setzt. Das Causalitätsverhältniß in der angegebenen Folge der Symptome verdiente aber doch eine ausführlichere Untersuchung, so wie die aus der Erfahrung hinzugefügten praktischen Bemerkungen, nach welchen z. B. *Op.* hier Schaden, dagegen *Arnica*, Goldschwefel, Moschus, flüchtiges Alkali mit Sinapismen u. s. w. heilsam seyn sollen, Beherzigung und weitere Prüfung. Den genannten Sensibilitätsgiften sind die eigentlichen Reizmittel, die durch Erhöhung der Erregung, womit stets eine partielle Anhäufung der Sensibilität in dem unmittelbar afficirten Organe ursprünglich verbunden ist, wirken, in so fern verwandt, als sie, in

ihrem letzten Effect, die Sensibilität (durch erstliche Anfehrung) gleichfalls vermindern. Sensibilitätsgifte, die reizende Bestandtheile enthalten, erleiden durch diese eine Modification ihrer Wirkungsweise, die ihren ursprünglichen Charakter verdeckt, und hier scharfsinnig zu entwickeln gesucht wird. Wenn unter den Sensibilitätsgiften das Kirschlorbeerwasser und die Blausäure, als die einfachsten, die Reihe beginnen: so scheinen sie dagegen *Op.*, *Wein* und *Alkohol* auf der anderen zu schließen.

Außer der *indirecten* Schwäche und der *directen* durch *Verminderung der Sensibilitätsthätigkeit ohne das Mittelglied vermehrter Erregung*, wird keine Schwäche derselben statuiert, und die *directe Asthenie* als solche scharfsinnig bestritten. Was über das Zeitverhältniß der Ansammlung der Erregbarkeit bey Abnahme der Incitamente gesagt wird, ist trüftig, andere von physiologischen Erscheinungen, z. B. vom Schlafe, hergenommene Gründe möchten, wenn sie gegen *Hn. Jagers* Theorie gerichtet würden, schwerer zu heben seyn. Die Erfahrung ist hier nicht scharf genug von der Reflexion darüber gefondert, daher sagt sie wohl auf der einen Seite zu viel, während sie die Concentration ihrer Beweiskraft auf ihren nächsten Gegenstand versumt. Der 21 und 22 §. enthalten wichtige Ideen über das Verhältniß der Nahrungstoffe zur Reproduction der Sensibilität, mit Hinsicht auf die aus ihrer Entziehung herzuleitende Sensibilitätschwäche. Wenn die festen Nahrungsmittel durch Verzehrung einer bestimmten Summe von Sensibilität in den Verdauungsorganen das Gefühl der Sättigung zu bewirken scheinen, und daher primitiv als Reizmittel in den Organismus eingelenkt: so scheinen dagegen das *Wasser* und die *Säuren*, die beiden rein dastühenden Potenzen, auf directe Vermehrung der Sensibilität zu influiren. — Es wäre zu wünschen, daß der Vf. diesen Gegenstand durch eine weitergreifende Induction mehr ausgeführt hätte. Durch eine solche Induction würde erst der richtige Sinn dieser Folgerung recht einleuchtend geworden seyn, — die Resultate würden ihre Berührungspunkte mit höhern, speculativen Ansichten mehr hervorgekehrt, und den Erklärungsversuchen der Erregungstheorie kräftigeren Anstoß dargeboten haben. Solange die Zauberer und Weisen des Systems der naturgemäßen Erfahrung ihre Wunder noch nachthun können, wird es nicht an Ungläubigen fehlen, die der Würde ihres Berufs Hohn sprechen: An der wirklichen Existenz eines Falles von eigentlichem Verdärtern zweifelt der Vf. aus guten Gründen. Man sollte die Versuche an Thieren nach allgemeineren Ideen vornehmen und die Resultate unverkünstelt mittheilen. — Die *allgemeine* Sensibilität spaltet sich wieder in verschiedenen Systemen und Organen, die ein specifisches Verhältniß zur Außenwelt ausdrücken, in besondere Zweige ihrer Thätigkeitsform, und diese Differenz der organischen Verhältnisse drückt sich außer den Sinnesorganen noch besonders deutlich und bestimmt in denjenigen organischen Gebilden

aus, deren unter sich verschlungene Systeme in einem Antagonismus der Thätigkeit begriffen sind, z. B. in den membranösen Expansionsflächen der Haut und der inneren Höhlen, in den Verhältnissen der Gefäßspolarität u. f. w. Gegen diese Systeme richten sich von Außen hinwiederum specifische Sensibilitätsgifte sowohl als Reize, deren Wirkung auf die Entstehung mehrerer besonderen Sensibilitätskrankheiten der Schwäche weiter entwickelt wird. Wir müssen bekennen, daß wir hier eine bessere Sonderung der aufgeführten Potenzen nach ihrer allgemeinen Qualität, und nach ihrer Beziehung zu den verschiedenen Arten specifischer Sensibilität, gewünscht hätten. Wenn z. B. unter den specifischen Sensibilitätsgiften für das Gefäßsystem *digitalis*, *scilla*, *colchicum*, *ipecacuanha*, *nicotiana*, *inula*, *arnica*, *dulcamara*, *viola tricolor*, Salpeter, Salmiak, Antimonial- und Bley-Präparate, neben einander aufgeführt werden, fast ohne Berücksichtigung der wichtigen Gegensätze innerhalb der verschiedenen Theilsysteme dieser umfassenden Sphäre; wenn ferner unter den specifischen Reizmitteln des absorbirenden Systems Quecksilber und *cicuta*, — der Harnwerkzeuge, Canthariden u. Balsame, — des Darmkanals, Mittelsalze, Zucker und Öle zusammengefaßt werden: so hat diese Verbindung allerdings die Erfahrung überhaupt für sich, hier aber wäre es nöthig gewesen, tiefer einzudringen, und aus dem, was über das äußere Verhältniß der aufgezählten Mittel und das innere der genannten Theilsysteme bekannt ist, durch Zusammenhaltung mit der Erfahrung, diejenigen Data hervorzufuchen, die uns einerseits auf eine bessere Reihenfolge der Potenzen nach der Quantität ihrer Gewalt, und andererseits auf eine schärfere Unterscheidung ihrer Qualität, hinleiten können. — Unter vielen scharfsinnigen Bemerkungen und Andeutungen fallen, aus dem gerügten Grunde, Äußerungen auf, wie die S. 85: „die reizenden Diuretica, der Terpentin, die Canthariden u. f. w., verursachen durch die Determination der Sensibilität nach den Harawegen hin einen Harnfluß.“ Wir müssen erst nachdenken, um die Übereinstimmung dieses Satzes mit den Principien, die in früheren Stellen ausgedrückt sind, zu finden, bloß darum, weil nicht auf den Unterschied der positiven und negativen Secretionsvermehrung hingedeutet wird, dessen Berücksichtigung allenthalben zum Grunde liegt. — Der Mercur steht gewiß zu unbedingt unter den Reizmitteln (im Sinne dieser Schrift). Die Erklärung von der Wirkung des Bleyes ist wenigstens eine vielerläuterte, scharfsinnige Hypothese. Es dürfte nicht schwer werden, ein Princip dafür zu finden. Mehr als die, hier nur im Allgemeinen eingeführten, antagonistischen Verhältnisse in den als Träger specifischer Sensibilität zu betrachtenden Systemen, deren Wesentliches darin besteht, daß durch eine absolute Sensibilitätsver-

minderung eines Theils eines solchen Systems in einem anderen Pol eine vermehrte Äußerung dieser Function relativ hervorgebracht wird, ist im Folgenden dasjenige consensuelle Verhältniß berücksichtigt, nach welchem die verminderte Sensibilitätsäußerung eines Organs im Gesamtorganismus, als das Produkt einer absoluten Erhöhung der Sensibilitätsthätigkeit in einem oder mehreren besonderen Organen desselben, betrachtet werden muß. Die Anlage dazu steht mit dem Grade der allgemeinen Sensibilitätsthätigkeit eines organischen Individuum im geraden Verhältnisse. — Ungeachtet nun bey allen hieher gehörigen Krankheitszuständen das Hauptleiden in demjenigen Organe hervortritt, in welchem die Anhäufung der Sensibilitätsthätigkeit Statt findet, und folglich ursprünglich als Krankheiten entgegengesetzter Art zu betrachten sind: so war ihre Aufzählung an diesem Orte doch keinesweges überflüssig; da auch die Schwäche, die aus jener Anhäufung hervorgeht, nicht selten Object der Erkenntniß, wie der Heilung wird. Die hieher gehörigen Erscheinungen werden nach den Organen, welche, gleichsam als Centralorgane, die Sensibilität in sich concentriren, geordnet. Zuerst über diejenigen Fälle, wo diese Concentration der Sensibilität im Gehirn selbst, wenigstens in einigen Organen desselben (denen der niederen Seelenthätigkeiten), Statt findet. — Dahin gehören manche Arten der Manie, manche Ohnmachten, Epilepsien, vielleicht die Wasserscheu, der Starrkrampf u. f. w. Rec. sah einem Starrkrampf, der einen hohen Grad von Hysterie begleitete, und während der Kur der Hauptkrankheit zweymal wiederkehrte, jedesmal eine Beschwerde bey dem Schlingen des Getränkes, ohne den der Kranken sonst wohlbekannten *Globus hystericus*, vorhergehen. Den ersten Anfall hob er mit Op. und Kali in abwechselnden Gaben, bey dem zweyten Anfall bewirkte Op. allein, schneller als erst in Verbindung mit Kali, die Besserung. Dies stimmt mit des Vf. Bemerkungen überein. — Wenn Seite 104 von Zufällen einer Reizung sensorieller Organe gesagt wird, „daß sie sorgfältig von den Zufällen einer gänzlichen Abolition der Sensibilitätsthätigkeit des Gehirns unterschieden werden müssen“: so ist dieser letztere Satz wohl nur im Ausdruck verfehlt, da gänzliche Abolition der Sensibilitätsthätigkeit des Gehirns, den Tod unmittelbar und unvermeidlich zur Folge hat. Dieses wird auch dann noch gelten, wenn wir die S. 108 gegebene, ungewöhnliche Einschränkung des Begriffs des Gehirns hieher beziehen. Denn die unmittelbare Verschmelzung der hier vorzugsweise so genannten Organe mit dem ganzen Gehirn, als Sensorium, kann in vollkommenen Organismen gewiß keinen partiellen Tod erleiden, eher Abolition der Sensibilität überhaupt nach sich ziehen.

(Der Beschlus folgt.)

D r u c k f e h l e r.

In No. 64 d. J. 8. 309. Z. 45 von oben stat: *Genitio* lies *Dotio*.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 MAY 1808.

## M E D I C I N.

STUTTGARDT, b. Steinkopf: *Über die Natur und Behandlung der krankhaften Schwäche des menschlichen Organismus.* Von Dr. C. C. F. Jäger u. s. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir müssen, um nicht zu weitläufig zu werden, die weiter aufgestellte Classification der örtlichen Sensibilitätschwäche, durch Concentration in einzelnen Systemen, übergehen, so sehr wir uns auch geneigt fühlten, manches Interessante daraus hervorzuheben. Die Hauptclassen bilden noch die Krankheiten von Sensibilitätsanhäufung in den Expansionen des sympathischen Nerven, vorzüglich des Magens und oberen Darmkanals, ferner in dem Uterinsysteme, dann in den beiden Polen des Blutgefäßsystems, und endlich in dem lymphatischen Systeme. Aus der ersten der genannten Classen ist besonders die Betrachtung der Hypochondrie, der Hysterie, und im Folgenden der örtlichen Blutflüsse, als Folgen der Sensibilitätsanhäufung in einzelnen Stellen des venösen Systems, auszuzeichnen. Die Entwicklung der Lehre von den gastrischen Fiebern trifft besonders der Vorwurf einer zu grossen Zerstücklung der Materien, der dieser Schrift von der K. A. d. N. F. gemacht wurde, und hauptsächlich seinen Grund in der Einteilung der Sensibilitätschwäche nach den Functionen, die hier zum Grunde gelegt ist, hat.

Zum Schluss dieses Abschnitts wird noch auf eine Ursache ungleicher Sensibilitätsvertheilung hingewiesen, die in den höheren Verhältnissen unserer Erde begründet ist, und bey dieser Gelegenheit einer Classe von Mitteln erwähnt, die vorzugsweise gleichförmige Vertheilung der Sensibilität zu bewirken scheinen. So verschiedenartig diese Mittel an sich auch sind: so wird doch kein praktischer Arzt leugnen können, dass bey ihrem Gebrauch eine gemeinsame Wirkung, der gedachten ähnlich, zu bemerken sey, die zwar gewiss ihrem Princip nach höchst verschieden ist, eben jener Analogie wegen aber nicht bloß einer a priorischen Sichtung, sondern auch einer fortgesetzten, empirischen Prüfung in Krankheiten, würdig ist. Der Vf. rechnet hieher, ausser dem Magnetismus und der Elektricität, noch einige Metallkalke, nämlich Zink- und Wismuth-Kalk, Kupfer-Ammoniak, Bleyessig und Silbersalpeter, ferner aus dem Pflanzenreiche einige schon mit deutlicher, reizender Eigenschaft versehene Mittel, die *Valeriana*, *Rauts*, *Assa foetida*, ferner den *Moschus*, das

*flüchtige Alkali* u. s. w. — Wir können die hier nöthige Sichtung keineswegs an diesem Orte versuchen, und wollen nur bemerken, dass, hinsichtlich der gedachten Metallkalke, der Vf. in dieser Schrift selbst schon eine Andeutung ihrer Wirkungsweise versucht habe, der er hier untreu geworden zu seyn scheint, ebenso, wie er sich diesen Fehler auch darin zu Schulden kommen lässt, dass in dem gegenwärtigen Abschnitte das Op. zuweilen als Sensibilitätsgift einer höheren Stufe auftreten muss, als diejenige ist, die ihm früher mit Beystimmung der Erfahrung angewiesen wurde.

Nachdem der Vf. zuletzt noch die Ursachen der Sensibilitätskrankheiten unter einige allgemeine Gesichtspuncte gebracht hat, äussert er noch die Vermuthung, mit der auch wir unsere Betrachtung dieses Abschnitts schliessen wollen: dass diese Bedingungen vielleicht unter zwey zusammenfallen, nämlich unter die des chemischen- und des polarisirenden Einflusses der Aussen- und Innen-Welt des Organismus auf die Sensibilität, und dass eine höhere Physik auch diese beiden Gesichtspuncte wieder unter einen höheren vereinigen werde. — Der zweite Abschnitt: *Von der krankhaften Schwäche der Bewegungsthätigkeit, oder der Contractilitäts-Ausserungen*, ist mehr in systematischem Geiste behandelt, als der vorhergehende, und von allgemeinen Gesetzen für die Erscheinungen der Contractilitätsthätigkeit eingeleitet. Er ist daher weniger eines Auszugs fähig, und enthält zudem einen so gedrängten Vorrath von Erfahrungs-Belegen, dass er schlechterdings ganz im Zusammenhange gelesen werden muss. Das Gesetz des umgekehrten Wechselverhältnisses zwischen der Sensibilitäts- und Contractions-Thätigkeit in den der Contraction fähigen Organen, insofern von Reizungsbewegungen die Rede ist, gewinnt ein polarisches Schema in doppelter Ansicht, je nachdem auf der einen Seite die überwiegende Sensibilität Leichtigkeit der Contraction mit geringer Energie, auf der anderen die überwiegende Contractilität schwere Erregung mit Neigung zu Contractionsäusserungen ohne äusseren Reiz, (unabhängig von allem Reizverhältnisse), bewirkt. Die letzte Ansicht der reizlosen Bewegungen der contractilen Organe bildet die eigenthümliche Seite dieses Abschnitts, und wird von dem Vf. mit vielem Scharfsinn, wiewohl nicht immer ganz glücklich, vertheidigt. Der Grund des Widerspruchs scheint jedoch nur allein darin zu liegen, dass der Begriff äusserer Reize oft da eingebracht wird, wo das vermittelte Verhältniss schon

Gg

so weit gestört ist, daß in dem Conflict der Organe ein inneres, unmittelbares Reizverhältniß hervortreten beginnt, welches, wie der Vf. durch manche angezogene Erfahrungssätze sehr schön darthut, im normalen Zustande allerdings vorbereitet ist, oder vielmehr in der Continuität gegenseitig gehaltener Spannung beständig existirt, aber, eben der Continuität der Spannung wegen, nicht zur Erscheinung gelangt, bis der vermittelnde Factor des Lebens die Gleichung aufhebt, oder durch sein Herabsinken bis auf einen gewissen Grad das Hervorbrechen eines *äußerlichen* Verhältnisses im *Innern* gestattet.

Wenn vielleicht in dem Theile, welcher von der directen Contractilitätschwäche handelt, zu viele Rücksicht auf das rein-chemische Verhalten mehrerer Stoffe des organischen Körpers, besonders auf die Wirkungen des Sauerstoffs, und dessen Verbindung mit dem Cruor genommen zu seyn scheint: so wird diese scheinbare Einsseitigkeit einer theoretischen Ansicht reichlich durch eine umfassende Aufzählung und Anordnung der hieher gehörigen Erfahrungen ersetzt, und Veranlassung zu mancher wichtigen Vergleichung und weiteren Folgerung gegeben. — Unter die eigentlichen Irritabilitätsgifte rechnet der Vf. S. 202 nur das Vipern- und Ticunna-Gift, die Hydrothion-Säure, und vielleicht die Salpeterluft. Die Wirkungen der Quecksilberkalke und des Arséniks sind schon mehr zusammengefaßt, in ihren Endresultaten aber hieher zu beziehen. — Der Satz: „daß jedes Bewegungsorgan den isolirten Apparat der Reproducibilität seiner Bewegungsfähigkeit enthält“ (S. 20), läßt sich wohl nur unter größeren Einschränkungen behaupten, als ihm der Vf. hier zugeföhrt scheint. Treffender ist die Classe der Krankheiten von *relativ* (durch innormale Erhöhung der Sensibilität) vermindelter Contractilität dargestellt. Wenn hier eine neu unterschiedene Art des Herpes bey Weibern, den Rec. gleichfalls beobachtet und in allen Stücken, mindestdes Vfs. Schilderung übereinstimmend gefunden hat (in einem Falle, wo alle Mittel fruchtlos gewesen waren, verlör er sich schnell und ohne alle nachtheilige Folgen während der ersten 14 Tage der Ehe), — die Achores, die flechtenartigen Fußgeschwüre bey *Morbus niger* und einige Arten des nicht venerischen weissen Flusses bey Hysterischen, paralysirt werden: so mag dies nur dem auffallen, der in seiner Beobachtung dieser Erscheinungen bloß bey der Oberfläche stehen geblieben ist. Eine nähere, selbst mit Zuziehung chemischer Reagentien, versuchte Prüfung der in allem diesen Pällen ausgeschiedenen Stoffe, wird sicher jeden auf eine bedeutende Ähnlichkeit ihres Ursächlichen hinföhren. 3ter Abschnitt: *Von der krankhaften Schwäche der Bildungsthätigkeit, oder der Productivitätsäußerungen*. — Unstreitig der reichhaltigste und vorzüglichste der ganzen Schrift: Überall blickt der würdige Schüler *Klaimiers* hervor, wenn auch nicht des Vfs. eigene Erwähnung in der Anmerkung S. 232 darauf aufmerksam machte. Zur Bestätigung der Annahme eines zweyfachen Weges der Repro-

duction, nämlich der *Nerven*, als Organ der Reproduction der Sensibilitäts- und Contractilitäts-Organe, und des *Gefäßsystems*, als Organ der Reproduction der jenen zum Gerüste dienenden todten (?) Masse, werden hier vortreffliche Beobachtungen, besonders von Mißgeburten mit überzähligen Theilen hergenommen, aufgeföhrt, und eben daher eine ganze Reihe zusammenstimmender Beyspiele abgeleitet, die, in Übereinstimmung mit anderen, an vollkommenen Organismen zu machenden Beobachtungen, den Satz begründen und bestätigen helfen: „die Bildungsercheinungen sind nicht aus den bloßen Sensibilitäts- und Contractilitäts-Außerungen der absondernden Organe erklärlich (wiewohl bey jeder Bildung solche Außerungen vorkommen), sondern sie können nur aus einem, von jenen Außerungen verschiedenen Einflusse dieser Organe auf die durch dieselben abgeschiedenen Flüssigkeiten begriffen werden, der wahrscheinlich schon bey dem Prozesse der Secretion selbst, noch weit mehr aber bey dem der Formung und Anlagerung des Secretirten (nach Gesetzen der organischen Polarität) thätig ist.“ — Doch hier ist nichts auszuziehen. Man muß diesen ganzen Abschnitt in Zusammenhang lesen und durchdenken, wozu wir jeden auffodern, der, nicht ohne Ideen, die Natur zu beobachten versteht. — Dadurch, daß erwiesen ist, es lasse sich der Act der Bildung (der Abtrennung des Heterogenen aus den aufgenommenen Assimilationsstoffen und Anbildung des Homogenen in die entsprechenden, festen Formen) aus der bloßen Action der Sensibilität und Contractilität, als solchen, auf diese Stoffe nicht begreifen, folgt keinesweges, daß nicht die Bildungsprocesse nur ein anderer Ausdruck der *selben* Thätigkeit seyen, die sich auf einer anderen Stufe als Sensibilitäts- und Irritabilitäts-Action zeigt. Eine Menge von Erscheinungen in der organischen Natur weist in der That darauf hin, daß dasselbe Substrat, dieselbe Action, die, nach Außen reflectirt, als Sensibilität erscheint, in ihrer Richtung nach Innen, Princip der Reproduction seyn dürfte. Da wir aber, auch wenn diese Annahme als bewiesen voraussetzen wäre, über die *Art* der Action dieser Thätigkeit bey dem Bildungsprocesse noch ganz im Dunkeln sind: so können wir auch, wenn von Schwäche der reproductiven Thätigkeiten die Rede seyn soll, keine Classification der Arten derselben, nach den Kräften, durch welche sie wirklich werden, versuchen, sondern müssen uns mit einer Gruppierung derselben nach äußeren, empirischen Merkmalen begnügen, um von diesen Standpuncten aus den Ursachen dieser Erscheinungen, so weit es thunlich ist, nachzuföhren. Zu diesem Zweck ist die Abtheilung der Bildungsercheinungen in *Ernährung und Wachsthum*, *Wiederverzeugung* und *neue Anbildung* und *Abcheidung der Excretionsstoffe* vollkommen brauchbar, und wird vom dem Vf. der weitern, sehr ausführlichen Darstellung aller hieher einschlagenden Schwächezustände zum Grunde gelegt. Unter den Krankheiten der *Nutritionschwäche* vom

verminderter Contractilität des Lymphsystems, auf derjenigen Stufe, wo diese verminderte Contractilität schon Anhäufungen der Lymphe und örtliche abnorme Ausdehnung zur Folge gehabt hat, wird der ausgebildeten Skrofelkrankheit und derjenigen Art der Abzehrung, die mit der Entstehung lymphatischer Geschwülste verbunden, und, besonders durch unvorsichtiges Öffnen derselben, oft tödtlich ist, auf eine vortreffliche Art Erwähnung gethan. Der Vf. schließt daraus, daß bey der letztgenannten Krankheit die gedachten Geschwülste sich meistens auf dem Rücken oder zu beiden Seiten des Thorax befinden, auf einen unmittelbaren Zusammenhang derselben mit dem *Ductus thoracicus*. In der Leiche eines Knaben fand er mehrere strickförmige Streifen von geronnener Lymphe, die sich von der Wirbelsäule des Brustkastens an, zwischen den Rippenmuskeln hindurch, bis in einen, aussen an der Brust befindlichen, zum Theil noch mit geronnener Lymphe gefüllten Abscess zogen. — Die Wirksamkeit der salzsauren Schwererde in der Skrofelkrankheit ist wohl durch neuere Erfahrungen zu sehr angefochten worden, als daß ihre Aufzählung unter den Mitteln gegen dieses Übel nicht wenigstens ein Fragezeichen verdient hätte.

Bey der Lehre von den phthisischen Krankheiten und ihrem Ausgange durch *Colliquation* könnte vielleicht das chemische Verhältniß des Sauerstoffes, der, in seiner Combination mit den Säften, ihre Concrescibilität bedingen soll, zu hoch angeschlagen scheinen. Man lese aber die ganze Folge der aufgestellten ätiologischen Sätze und achte auf ihr consequentes ineinandergreifen zur Charakteristik einer Summe different scheinender Krankheiten, und man wird sich gewiß hingezogen fühlen, unter dem Bilde einer höheren Realität nachzuspüren. — Über die Harnruhr stehen hier einige vortreffliche Bemerkungen. Anhäufung des Combustibeln in der Säfte-Masse liegt auch hier, wie allen Colliquationen, zum Grunde. Der Nutzen des hydrothionsauren Ammoniaks beweist nichts für die angenommene allgemeine Oxydation der Säfte in dieser Krankheit. Man überfiehet bey diesem Mittel den Stickstoffgehalt des Ammoniaks, und beachtet nicht, daß gerade ein Mißverhältniß an diesem Stoffe mit der ausgebildeten Krankheit sich bemerklich macht. Es fragt sich ferner, ob nicht der Schwefel, der sich wahrscheinlich schon im Magen abscheidet, die Säfte vielmehr *deshydrogenisire*, statt sie, nach der Voraussetzung, „zu *desoxydiren*.“ Dafür spricht unter anderem der Geruch der Ausdünstung beym Gebrauch des Schwefels nach hepatischem Gase, nicht aber nach schweflicher Säure. Der Begriff der Zeugung, als anderer Zweig der Bildungsthätigkeit, wird §. 93 so erweitert, daß darunter nicht bloß die Bildung eines neuen Individuums, sondern auch manche Acte der Bildungsthätigkeit kurz nach der Entfaltung des Foetus im Uterus, und kurz nach der Geburt, dann bey der Zahnentwicklung und dem Eintritte der Pubertät, begriffen werden. Die Vermuthung, daß in dem Zeugungsacte

nur wenige Organe ursprünglich *vorgebildet*, und diesen alle übrigen in der Folge, durch polarisirende Actionen, weiter *angebildet* werden, verwehrt scheint eine schöne Zusammenstellung von Beobachtungen, die zum Theil mit früher aufgeführten zu vergleichen sind. Es zeigt sich als Gesetz, daß in allen Fällen monströser Geburten kein der Peripherie näher liegendes Organ oder Theil vollkommen ausgebildet ist, während das seine Verbindung mit dem Ganzen im natürlichen Zustande vermittelnde gänzlich fehlt, und jenes Organ also auf einem noch mehr centralen Theile, als seiner Wurzel, aufasse. — Unter den Krankheiten der eigentlichen reproductiven Bildungsthätigkeit im engeren Sinne, enthält besonders die Lehre von der syphilitischen Krankheit schätzbare praktische Winke. Rec. war in der Heilung der allgemeinen Lustseuche, bey dem Verschwinden bestimmter, örtlicher Zufälle nicht eben glücklich, als bis er den Gebrauch des Mercuri in solchen Fällen gänzlich aufzugeben und bis zur Erhebung der Bildungsthätigkeit und dem neuen Sichtbarwerden der örtlichen Geschwüre u. s. w. China mit Op. zu reichen lernte. Kamen mit der Reconvalescens keine örtlichen Zufälle zurück: so unterblieb die Anwendung des Mercuri, ohne daß Recidive erfolgten. Oft war die Quantität des Anfangs gegebenen Mercuri so gering, daß man ihm kaum die Heilung der Krankheit zuschreiben, und lieber die Fähigkeit des Organismus, das venerische Gift durch *veränderte Richtung* seiner productiven Thätigkeit zu modificiren, und gleichsam auf andere Systeme zu reflectiren, annehmen möchte, wodurch es einer Tilgung durch *allgemeinere* Potenzen fähig würde. Das Resultat des *sten Abschnitts*, von der *Krankhaften Schwäche der sensoriellen Thätigkeit* oder der *Auflösungen des Seelenorgans*, welcher übrigens eine sehr treffende Vergleichung der Hauptactionen des niederen Seelenorgans mit den Functionen des vegetativen Organismus, als höherer Potenzen der letzteren, enthält, ist mit musterhafter Wahrheitsliebe ausgedrückt. (§. 115) — Das *zweite Capitel*, von der *allgemeinen Schwäche der Lebensäußerungen*, liefert, wie sich aus der Art der bis dahin geführten, besondern Untersuchung schon erwarten ließ, sehr von der bisherigen Ansicht abweichende Resultate. Der Begriff von örtlicher Krankheit wird schärfer von dem der allgemeinen abgesondert, und zugleich enger als bisher eingeschränkt. Eben so wird die Unbestimmtheit des Begriffs von allgemeiner Schwäche, und die Nothwendigkeit, die Relativität und die gegenseitigen Übergänge der blos örtlicher und allgemeiner Schwäche stets vor Augen zu behalten, lebhaft verinnlicht. Allgemeine Schwäche im engeren Sinn, kann nur empirisch, Weise durch die verminderte Energie aller Ausserungen des Lebens, und die Zerstörung der in ihnen begründeten Fähigkeit des Organismus, seine Integrität im Conflict mit der äußeren Natur zu behaupten, begriffen werden. Die allgemeine Schwäche führt jederzeit (ihrer Tendenz nach) direct zum Tode,

und wenn der Vf. von der Heilung des Todes, als Erscheinung, spricht: so kann er darunter nur entweder diejenige Form der Störung der Thätigkeitsverhältnisse, nach welcher die unmaßsige Steigerung des einen oder des anderen Factors, in zu raschem Fortschritte, das sichtbare Hervortreten der ihr folgenden allgemeinen Schwäche verdunkelt, oder den höchsten Grad der allgemeinen Schwäche selbst verstehen. — Dafs die allgemeine Schwäche nach diesem Begriffe nie primitiv als Krankheit existirt, sondern durch die Fortbildung der besonderen Schwäche, entweder *direct*, mittelst ursprünglicher Schwäche der Reproduction (wenn es eine solche geben kann) oder durch *mittelbare* Schwächung derselben auf höheren Stufen der Sensibilitäts- und Irritabilitäts-Schwäche, aus dieser erst entsteht, — dafs folglich der Begriff der allgemeinen Schwäche für sich, weder als leitendes Princip der Heilkunde, noch als Classificationsgrund einer bestimmten Classe von Heilmitteln, dienen kann, — dafs die allgemeine Schwäche meistens nur die letzte Determination der Krankheit andeutet, aber keineswegs jede allgemeine Krankheit mit dem Charakter der Schwäche, Krankheit allgemeiner Schwäche seyn soll, — diese und mehrere aus der hier geführten Untersuchung abgeleitete Folgerungen können vielleicht, in ihrem Anstofs gegen die Einseitigkeit und Voreiligkeit unserer Theorien, den Schein der Paradoxie gewinnen, und mancherley Ärger und Zwist erregen; wer aber deshalb den Vf. einer „*regressiven Tendenz*“ beschuldigen wollte, würde mit dieser Beschuldigung nur die übelversteckte Blöße seiner eigenen Urtheilskraft enthüllen.

In dem männlichen, gleichförmig und in geschlossenen Perioden fortschreitenden Styl machen einige wenige schwäbische Provincialismen, unter denen *angeditten* statt *angedeutet* am grellsten hervorsticht, eine um so störendere Wirkung.

\* \* \*

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Lehrbuch der physischen Selbstkenntnis für Jünglinge gebildeter Stände* von D. L. G. L. Wildberg, herzogl. meklenb. strel. Hofrath, Stadt- und Districts-Physicus und. prakt. Arzte zu Neustrelitz u. s. w. 1807. XII u. 468 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Für ein Buch, welches nicht für die Wissenschaft, sondern für Jünglinge oder vielmehr für Knabengeschrieben ist, giebt es keine Kritik über die Gegenstände selbst, sondern nur über die Art, wie sie vorgetragen sind. Es würde sehr am unrechten Orte seyn, hier über die Wahrheit der physiologischen, psychologischen und anthropologischen Sätze zu reden, da überhaupt dem nicht zum Fache gehörenden Publicum nie die Quellen, sondern immer nur die Resultate mitgetheilt werden können, wenn nicht Mißverständnis oder abergläubischer Mißbrauch die Frucht eines solchen unbefonnenen Auskramens seyn sollen. Die Bearbeitung einer solchen Schrift fodert

daher vollkommene Klarheit des Gegenstandes sowohl, als auch seines Verhältnisses zum Publicum, und ein eigenthümliches Talent, dieses Erkennen in der Darstellung gleichförmig niederzulegen. Von allem hat der Vf. vortreffliche Beweise gegeben, und wenn von der Brauchbarkeit des Buches für Eltern und Erzieher geredet werden soll: so kann man nicht anders, als es empfehlen — nicht als ein vollendetes, aber doch als ein brauchbares Buch. Zu solchen Schriften ist dem Vf. etwas zuviel von der disciplinarischen Methode des Faches, wie es gelehrt getrieben wird, zurückgeblieben. Eine Kenntniss der anatomischen Theile für Jünglinge, muß nur im Contexte der physiologischen u. s. w. Resultate, und da nur als zufällig auftreten, und darf nicht, wie hier geschieht, isolirt und knöchern vorausgeschickt werden, als wenn die gebildeten Jünglinge alle Mediciner werden sollten. Die geistlose Anatomie ist ein Skelet, an dem der Knabe nichts sieht und sehen will, und wovon der Erzieher nichts versteht. Ubrigens ist die anatomische Abtheilung gut behandelt. Zweckmäßiger ist der physiologische, psychologische und anthropologische Theil, wenn man es so nennen will. Es herrscht darin Ordnung und Deutlichkeit, wie denn durchgehends der Vf. eine sehr verständige Philosophie erblicken läßt, so wie sie jeder Ehrenmann zu haben pflegt; nur findet er noch zuviel Zufriedenheit in den leeren logischen Definitionsformeln, gewöhnlich im kantischen Style, z. B. von Organisation, Schlafen, Wachen, Träumen u. s. w., und in einer gewissen Vernachlässigung der Chemie. Desto weniger ist es die Literatur, welche vortrefflich angegeben ist — aber wozu in einem solchen Buche? Dessen ungeachtet könnte das Buch, einzelne Entdeckungen abgerechnet, vor mehr als 10 Jahren geschrieben seyn; was jedoch nicht zu tadeln ist, da das seitdem in diesen Fächern Entstandene nicht für Knaben paßt. Die Anordnung des Buches ist übrigens folgende. Die Einleitung enthält etwas über todte und belebte Naturkörper, über den Unterschied der Pflanzen und Thiere, und des Menschen, wobey das Bekannte, also nichts, jedoch genug für Dilettanten, gesagt ist. Am Ende werden wohl alle gepriesenen Unterschiede des Menschen vom Thiere den einzigen müssen gelten lassen, dafs er durch eine combinatorische Production von äußern Schlüsseln sein Inneres aufzuschliessen und mitzutheilen im Stande ist. — Auf die kurze Einleitung folgt die *Anatomie*, dann die zweyte Abtheilung *von den Kräften und Verrichtungen des physischen Menschen*, oder die *Physiologie*. Hierauf die dritte Abtheilung *von dem physischen Menschen nach seiner Vereinigung mit der Seele* betrachtet. — Vierte Abtheilung: *Von dem physischen Menschen nach seinen Verhältnissen zur äußeren Natur*. — Fünfte Abtheilung: *Von dem physischen Menschen nach seinem verschiedenen Lebensalter*. Nirgends wird Vollständigkeit vermisst. Ein Register ist beygegeben.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 MAY, 1808.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

LONDON: *An Essay on the principle of Population, or a view of its past and present effects on human happiness, with an Enquiry into our prospects respecting the future removal or mitigation of the evils, which it occasions*, by T. R. Malthus, A. M. late Fellow of Jesus College, Cambridge. Third Edition in two Voll. 505 u. 559 S. 8.

Übersetzt unter dem Titel:

ALTONA, b. Hammerich: *Versuch über die Bedingung und die Folgen der Volksvermehrung*. Von T. R. Malthus. Aus dem Englischen von Dr. F. H. Hegewisch. 1807. Erster Th. XVI u. 368 S. Zweiter Th. VIII u. 358 S. 8. (2 Thlr 16 Gr.)

Freunde der Menschenfamilie, in deren Gemüth durch höhere Ahnungen, durch Resultate der Geschichte, der erquickende Glaube an schönere Perioden lebendig erhalten wird, wenden in stiller Trauer das Auge von dem Abstände zwischen dem veredelten Privat-Rechte und dem verwilderten öffentlichen der neuesten Zeit. Weniger Mäßigung herrscht bey Wahrnehmung des Widerspruchs zwischen Privat- und öffentlicher-Wirthschaft: jene, der Landbau, die Fabrication, der Großhandel, nach helleren Einsichten betrieben, mit Verbesserungen, Hülfsmitteln, des Zeitalters würdig; diese, die Bestimmung der öffentlichen Leistungen, die Aufsicht über das Ganze des Gewerbes, über den Wohlstand des Volks, häufig Männern ohne theoretische Kenntnisse, ohne praktisches Talent, anvertraut, Tabellenmeistern, Actenfabricanten, bloßem Gefinde, zum Kanzley- und Sessions-Dienste abgerichtet. Gerechter Unwille äußert sich laut, wenn Männer in dem geweihten Berufe als Bevollmächtigte eines thätigen, aufgeklärten Volks erblickt werden, die auf jede andere Weise zur Würde gelangt sind, nur nicht durch Qualification. Ausser dem Elende, das im Gefolge des Kriegs über Norddeutschland gekommen ist, sind alte Gebrochen fühlbar geworden. Die Last der Kriegscontribution sollte vertheilt werden. Das Geschäft war in der Werkstatt noch nicht vorgekommen. Welche Verlegenheit, Inconsequenz; wie empörende Mißgriffe! — Es fehlt nicht an Staatsbeamten, die mit dem Zeitalter Schritt halten, die, mit Geisteskraft und theoretischen Schätzen ausgerüstet, das Ruder zu führen berechtigt wären. Aber, so will es das Schicksal, die alten Practicanten haben die Meinung für sich imponiren. Mit beleben:

den Lichtstrahlen wechselt häufige Finsternisse. Himmlischer Edelmuth liebenswürdiger Fürsten ist dann ohne Wirkung. Vermag die Sonne durch Nebel der Novembertage zu dringen? Welche tausend Existenzen werden nicht selten das Opfer der Unkunde oberer Finanzbeamten, die, ohne Begriff von dem Wesen des dauerhaften, soliden Nationalwohlstandes, ohne Rücksicht auf Localitäten, Eigenthümlichkeiten, den natürlichen Bewegungen des Gewerbes gewaltsame Richtungen geben! Sie gedenken das Vaterland reich und mächtig zu machen; aber sie halten die Wirkungen der Staatskraft für die Ursache, ergreifen zuerst die Glieder, mit denen die Kette des Nationalgewerbes am natürlichsten endet. Sie erkünsteln Fabrikwesen, Bevölkerung, Geldumlauf; mit Einseitigkeit, vorgefaßter Meinung für städtisches Gewerbe, begünstigen sie dasselbe mit Freyheiten. An die Basis denken sie nicht, die dem Kunstfleisse, wo nicht nothwendig unterliegt, nicht überall unterliegen kann, doch am sichersten und natürlichsten zur Grundlage dient: höhere Nutzung des Grundes und Bodens, um möglichst im Lande selbst, auf äußerste Fälle, Nahrung für die wachsende Volksmenge in den Fabriken zu gewinnen. Erzeugt das Land in mittleren Jahren den nöthigen Vorrath, ist daher Einfuhr nicht für immer eingerichtet; liegt dasselbe nicht in der Nähe kornreicher Provinzen; steht es mit solchen nicht in Wasser-Communication; oder hat es keine Marine, um dem Blockadesystem zu trotzen, einer von den Barbareyen der Zeit: so verschmachtet in Jahren des Mangels und der Theuerung das Volk in Fabrikstädten; Hunger und Elend zerstören das preciaire Daseyn der Verlassenen.

Hier tritt ein Engländer auf, der eine Hauptangelegenheit der Völker nachdrücklich zur Sprache bringt: das Verhältniß der Volkszahl zur Masse der Nahrungsmittel. Ein scharfer Denker im öffentlichen Haushalt; so tief und erschöpfend im Untersuchen, als verständlich, popular, im Darstellen. In jenem ist Hr. M. den großen Vorgängern Stewart und Smith fast an die Seite zu stellen, in diesem hat er den Vorzug. Der Mann ist nicht so kalt, wie ihn manche seiner Leser in der Heimath beschuldigt haben. Er ist gerührt von dem Elende des Volks in großen Städten, in volkreichen Fabrikorten. Milderung der Noth ist die Aufgabe, die sein rühmlicher Eifer zu lösen unternimmt. Ein strenger Reformator, der die Systeme über Volksvermehrung unwirkt, die unsere wohlmeinenden politischen Schriftsteller, ein Sonnenfels, Herrenschwand, Fa-

bricht, aufgeführt haben; der ohne Schonung die Altäre unserer Frömmigkeit niederreißt, die Einrichtungen unserer Armenfreunde als vergeblich vorstellt. Was unter anderen in Deutschland wohlwollende Männer, ein Rochow, Noftis, Wagmann, Voght, Graf Spawer, Graf Ruffstein, viele andere, zur Verbesserung des Zustandes der Armen vorgeschlagen, mit edler Aufopferung ausgeführt haben, das würde als fruchtlos, ja verderblich, erscheinen, bewährten sich durchaus die Resultate des kühnen Zergliederers. Seine Lehre ist überraschend, erschreckend. Seine Rede ist mächtig, abfärrigend, schneidend: „anmaßende, ungeratete Verordnung der Königin Elisabeth; — Gedenke eines Tollhüblers; — das zermalmande Gewicht unseres Arguments; — Irrlehren über Volksvermehrung, in barbarischen Zeitaltern erzeugt, — suspendirte Urtheilskraft, deraisonniren, absurd.“ II. 74. 123. 134. 140. 332. — Er verachtet speculative Philosophie, II. 14. — Seine Seele ist eingeeengt in die Schranken der Gegenwart; ihm wird nicht der hohe Adel des Glaubens an Besserwerden, der über Scheinbare Rückfälle in Barbarey beruhigt, aus dem Kerker eines vorübergehenden Despotismus errettet, II. 7. 851. 352. — Wäre aber der auffallende Mann Herold einer saueren politischen Wahrheit, wir müßten dies alles übersehn. Unsere Leser müssen den wesentlichen Inhalt der merkwürdigen Schrift kennen lernen. Mit der größten Deutlichkeit zwar, doch nicht in der besten Anordnung, trägt der Vf. sein System vor. Wir haben uns aus dem wichtigen Buche ein Studium gemacht. Zum Behufe der leichtesten Übersicht für die Leser dieser Anzeige lösen wir das Werk in die Hauptbestandtheile auf, und ordnen dieselben, wie sie uns am natürlichsten, dem Inhalte nach, aus und nach einander zu folgen scheinen. Wir enthalten uns dabey aller Bemerkungen, damit zuvörderst der Vf. ohne Unterbrechung gehört werde.

**I. Bedingung der Volksvermehrung. Wesen des Nationalwohlstandes.** Die Zeugungskraft des Menschengeschlechts ist unendlich, aber die hervorbringende Kraft der Erde beschränkt. Ließen alle zeugungsfähige Menschen dem Naturtriebe ungehemmten Lauf, ohne Rücksicht auf Ernährung der Kinder, und wäre diesen allen das Leben zu erhalten: so würde die Bevölkerung in geometrischer Proportion zunehmen, sie würde sich alle 25 Jahre verdoppeln; keiner menschlichen Industrie würde es möglich seyn, hinreichende Nahrung für die unverhältnismäßige Zahl der Hungrigen zu schaffen. Noth und Elend, eben damit Laster, müßten eintreten. Sie greifen wirklich unter jeder Nation in dem Maße um sich, als die Ergiebigkeit des Bodens, der Vorrath an Nahrung, der Volkszahl nicht mehr angemessen ist. Der unüberwindliche Mangel verursacht große Sterblichkeit. Aufmunterungen zur Ehe, ohne gleichmäßige Vermehrung des Vorraths an Lebensmitteln, sind Beförderungen der Todesfälle. Das Zurückbleiben der Masse des Speisebedarfs hinter der Zahl der Competenten, diese Hauptursache der Vertheuerung der

Lebensmittel, hält bey Vielen den Ausbruch des Naturtriebes zurück, hemmt dadurch am stärksten die vorausseilende Bevölkerung. Andere Mittel der Hemmung sind: ungesunde Beschäftigungen, schwere Arbeiten, Mangel, schlechte Behandlung der Kinder, große Städte, Ausschweifungen, Krieg, Seuchen: lauter Beförderungen der Sterblichkeit; endlich Auswanderungen: I. 5 — 25: 252. II. 324. 331. 332. 334. — Wesentliche Bedingung der Volksvermehrung ist demnach die Vermehrung der Naturprodukte des Landes; in dem *wichtigen Verhältnisse der letzteren zu der Zahl der Verzehrer* besteht das Wesen der Nationalwohlthut. In Staaten, wo lauter größere Portionen der Ländereyen bestehen, ist Kunstfleiß vorthellhaft, nothwendig, damit eine stärkere Menschenzahl unterhalten werde. In solchen aber, wo das Land in kleinere Loose zerföhnt ist, kann starke Bevölkerung ohne Manufacturen Statt haben. I. 176. Es ist nachtheilig für die wahrhafte Nationalwohlthut, wenn Capitalien, die noch auf den Landbau verwandt werden könnten, im Handel und Manufacturwesen belegt werden; die Folge ist, daß bey weitem mehr Menschen von bedingten Erwerbszweigen ihren Unterhalt erwarten, als von dem unbedingten. In England ist dieses Mißverhältniß so hoch gestiegen, daß kaum der fünfte Theil der Bewohner mit der Landwirthschaft beschäftigt ist. So unteugbar es ist, daß Kunstfleiß und Handel den Landbau befördern, so anerkennbar ist im Gegentheil, daß sie, zu einer gewissen Höhe gelangt, von entgegengesetzter Wirkung sind, weil sie dem Ackerbau Capitalien entziehen, und eine bedenkliche Volksvermehrung begünstigen. In England ist der blendende Handel und Fabrikfleiß nicht sowohl Ursache des Nationalreichthums, als vielmehr Wirkung. Der außerordentliche Überschufs an Landesproducten macht die Existenz eines Heeres von Manufacturisten, Schiffsvolke, Kaufleuten, Rentnieren möglich. Aber das Verhältniß ist verrückt. Schon reichen die großen Bestände nicht mehr hin, die übergroße Volksmenge zu nähren; es muß Getreide vom Auslande eingeführt werden. Um das Verhältniß herzustellen, und Englands Blüthe zu erhalten, müssen dem Landbau mehr Capitalien zugewandt, und dieser so hoch cultivirt, der Überflufs an Früchten so vermehrt werden, daß England zu den kornausführenden Ländern gehört. II. 100 — 114.

**II. Arbeitslohn. Theuerung der Lebensmittel.** — Mag das Wesen des Nationalreichthums, nach Smith, in den Inbegriff des Ertrags der Landwirthschaft und des Kunstfleißes gesetzt werden, II. 85, oder nach den Ökonomen, bloß in den reinen Überschufs an Naturproducten, nach Versorgung der Ackerleute, II. 96: es ist unteugbar, daß der reine Überschufs an Naturproducten das Urcapital sey, womit, nach Versorgung der Landleute, alle übrigen, nicht Landwirthschaft treibenden Bewohner (die Sterilen in der Sprache der Physiokraten) für ihre Arbeit bezahlt werden: II. 97. 98. 104. Jedes andere Capital wird den Unterhalt einer größeren Volkszahl nur abg-



sich machen, wenn es realisirbar ist, d. h. gegen jenes Realcapital umgesetzt werden kann, also, wenn demselben die Summe der einheimischen Naturproducte entspricht: II. 85. 98. Arbeitslohn ist demnach die Quantität der Lebensmittel, die der (sterile) Arbeiter mittelbar (durch das Medium des Geldes) für seine Anstrengung erhält. Je mehr Naturproducte für eine gewisse, als Lohn der Arbeit gezahlte, Metallsumme einzutauschen sind, desto grösser der Arbeitslohn. Bleibt der in Gelde ausgedrückte Nominalwerth (der Preis) der Arbeit unverändert, aber das Getreide wird theurer: so ist das eine Verringerung des Arbeitslohns, da nun weniger vom Real- Urcapital für dasselbe Geld eingetauscht werden kann: II. 63. 65. 67. 70. 85 — 87. 92. 97. 106. 108. — Theuerung der Lebensmittel, und eben damit Verminderung des Arbeitslohns, entsteht, ausser dem Misswachs, allein durch verstärkte Concurrenz der Käufer: wenn entweder die Volkszahl sich unverhältnissmässig vermehrt, oder die Armen, durch Vertheilung gesetzlicher Armen-Gelder, in den Stand gesetzt werden, auf dem Markte zu concurriren: II. 67. 68.

III. *Mittel gegen die Armuth.* 1) Spätes und beschränktes Heirathen; Verringerung der Geburten. Niemand soll eher in den Ehestand treten, bis er sichere Aussicht zur Ernährung der Kinder hat, und bis dahin soll er keusch leben: II. 158 ff. 173. 174. 305. 309. Dem gemeinen Manne muß dies eindrucklich gemacht, er muß aufgeklärt werden über das richtige Verhältniß der Volkszahl zur Masse der Nahrungsmittel, über den Ursprung des meisten Elendes aus Überbevölkerung. In den Volksschulen müssen der Jugend richtige Begriffe über jenes Verhältniß beygebracht werden. Die öffentlichen Autoritäten sollen dem Volke einschärfen, daß jeder Vater die Pflicht auf sich habe, seine Kinder selbst zu ernähren, ohne Almosen zu erwarten; daß den Armen kein Recht zustehe, solche zu fordern. Dadurch werden sich viele vom Heirathen abschrecken lassen: II. 171 ff. 225 ff. 250. 334. 343. Das Vorurtheil muß ausgerottet werden, daß jeder die Pflicht auf sich habe, der Gesellschaft Kinder zu hinterlassen; alte Jungfer muß kein Spottname mehr seyn: II. 205. Wer spät oder gar nicht heirathet, trägt nichts zur Verminderung der Bevölkerung bey, wohl aber zur Verminderung der frühen Sterblichkeit: I. 292. Am wenigsten müssen Aufmunterungen zum Heirathen an das Volk ergehen, Erleichterungen der Ehen angeordnet werden: II. 270. Ohne Verringerung der Geburten ist keine dauerhafte Verbesserung des Zustandes der unteren Volksklasse möglich: II. 350. Das wahre Kriterium des öffentlichen Wohls und der Güte der Regierung ist nicht in das grössere Verhältniß der Gebornen, sondern in das geringere derer zu setzen, die, aus Mangel und Elend, unterhalb der Jahre der Mannbarkeit sterben: II. 339. — 2) Abschaffung aller gesetzlichen, regelmäßigen Unterstützung der Armen. Durch die Hoffnung auf dieselben wird der gemei-

ne Mann zum Heirathen verleitet; die Zahl der Armen nimmt zu: II. 69. 204. Die englische Armen-Ordnung hat keine anderen Folgen, als: die Armuth zu erzeugen, den Zustand der niederen Volksklasse zu verschlechtern, II. 67. 68. 70, den Geist der Selbstständigkeit zu ersticken, S. 69, die Todesfälle zu befördern, S. 79. Wäre diese Armenordnung nie zu Stande gebracht worden: so würden zwar einzelne Fälle von großem Elend vorgekommen, aber im Ganzen die Summe des Glücks der Volksmasse grösser seyn, als sie ist, S. 73. Da jedes Kirchspiel die Last auf sich hat, seine Armen zu ernähren: so werden allemal Schwierigkeiten gemacht, wenn sich jemand in einem anderen Pfarrsprengel niederlassen will, streitend mit den Begriffen von Freyheit, S. 72; die Dorfgemeinden sind bereitwilliger, Wohnstellen nieder zu reissen, als zu bauen, S. 78; die edeln Gefühle des Mitleids gegen Nothleidende werden durch Zwangsalmosen unterdrückt, I. 290. Also: a) keine gesetzliche Armengelder, II. 225 ff., Geldgaben einem Armen gereicht, sind immer ein Abbruch für andere Dürftige; man hilft dem einen, schadet dem anderen; der unterstützte Arme, in den Stand gesetzt, von der Masse der Nahrungsmittel (die durch Almosen nicht vermehrt wird) einen Theil an sich zu bringen, vertheuert dadurch diese Waare für die nicht unterstützten. Sich und den Seinigen einen Theil des Speisevorraths entziehen, und Armen geben; ein Stück Landes urbar machen, und die Früchte den Armen überlassen: das ist Unterstützung Nothleidender, ohne die Noth anderer zu vermehren: II. 53. 54. 73 — 75. Erhöhte Armengelder bey steigender Theuerung helfen nichts, vermehren nur die Theuerung; eben weil, bey gleich bleibendem Vorrathe an Lebensmitteln, der Preis derselben durch die verstärkte Concurrenz der Käufer steigt. Bey grosser Theuerung sind (in England) die öffentlich unterstützten Armen besser daran, als die sogenannten kleinen Leute, die unmittelbar über den Kirchenarmen stehen: II. 56. — b) Keine Erhöhung des Arbeitslohnes in Misswachs, aus demselben Grunde, II. 62 — 65. — c) Keine Polizeytaxen des Getreides; dadurch wird die Einfuhr gelähmt, S. 66. („Wir dürfen nicht zu früh und zu laut über hohe Kornpreise schreyen, denn eben diese veranlassen Einfuhr, also Vermehrung des Vorraths“: hier muß *dürfen* unrichtig übersetzt seyn, statt *können*.) — d) Keine Rumford'schen Suppen, keine öffentliche, wohlfeile Speisung: allgemein eingeführt, würden die wohlfeilen Nahrungsmittel den Arbeitslohn verringern, und, wegen der Leichtigkeit des Unterhaltes, die Zahl der Arbeiter übermässig vermehren, wodurch die Armuth unabsehbar zunehmen würde. Zur Abwehrung des grossen Zulaufes, eben damit zum Besten des Volkes, ist es gut, wenn die gewöhnlichen Nahrungsmittel desselben theuer sind, und der Arbeitslohn darnach bestimmt wird. Aber in Jahren des Misswachses muß schnell zu den wohlfeilen Speisemitteln gegriffen werden. Bloß in öffentlichen Anstalten sind

dieselben vortheilhaft: II. 286. 287. — e) Keine Werkhäuser: die Sippchaft darin schmälert die Portion der selbstständigen, fleissigen Bürger, II. 68, und ihren Verdienst, S. 79. 80. 87. Die letzteren können nicht Preis halten, die Zahl ihrer Abnehmer vermindert sich. Doch ist eine beschränkte, öffentliche Beschäftigung der Armen zulässig, S. 81. — 3) Freywillige Wohlthätigkeit muss wieder eintreten: I. 290. II. 256 ff. — Brod-Surrogate; Einschränkungen: II. 66.

Ohne unsern Reminern werden die Leser dieses Abrisses wahrnehmen, dass der Vf. bey Entwurfung seines Systems grösstentheils England vor Augen gehabt hat, und dennoch, eine auffallende Erscheinung, fast entschiedener Physiokrat ist. Mit freudigem Interesse werden sie auch bemerken, wie sehr dieser neue Schriftsteller, erleuchtet, erwärmt von der Religion der Menschlichkeit, in den Grundsätzen über Beschränkung der Volkszahl von den griechischen Bearbeitern dieser Materie, von Platon und Aristoteles, abweicht, die das Aussetzen der Kinder, den künstlichen Abortus, verlangen, wenn eine Ehe die bestimmte Zahl von Kindern geliefert hat. Jeder Unbefangene wird dem Vf. das Verdienst zustehn, vollwichtige Wahrheiten gesagt, auf die verkehrte, gefährliche Mafsregel aufmerksam gemacht zu haben, in einem zum Ackerbau geeigneten Lande den Manufacturfleiß auf Kosten des Landbaues zu überspannen; Werkstätte zur Verarbeitung von Stoffen zu erkünsteln, die nicht im Lande gewonnen werden, z. B. in Deutschland Seiden- und Baumwollen-Manufacturen; zum Vortheile der übrigen, die sich mit inländischen, rohen Stoffen, als Wolle, Flachs, beschäftigen, den Landwirth durch Ausfuhr-Verbote zu despotisiren; besonders aber die Anlage grosser Manufactur-Anstalten zu betreiben, da doch, in denselben die Arbeiter fast immer arm sind, und blofs die Unternehmer reich werden; in kleinen Werkstätten aber der selbstständige Arbeiter wohlhabender ist. Als reichhaltige Sammlung von Gedanken, zur ernsten Beherzigung für Regenten und Staatsmänner, ist die Schrift eine höchst wohlthätige Erscheinung. Aber als System mit dem Ansprüche auf Allgemeingültigkeit, als schlechthin gebietendes Regulativ für die Völker, können wir das Werk nicht anerkennen. Ein System mit dem Charakter der Allgemeingültigkeit muss von dem höchsten Standpunkte aus entworfen werden, der dem Urheber alle Schattirungen des Gewerbes entfaltet: das Raisonnement unsers Vf. ist fast allein von dem öffentlichen Zustande der brittischen Nation abgezogen, auch ist es, der vielen scharfsinnigen Ausführungen ungeachtet, nicht geschlossen. Wir halten

uns nicht dabey auf, dass Hr. M. unter den Mitteln der Verbesserung des Zustandes der Armen, anstatt der gesetzlichen, erzwungenen Armengelder, das andere Extrem empfiehlt: freywillige Wohlthätigkeit schlechthin, worunter wir, da es ohne weitere Bestimmungen dasteht, die Wieder-Einführung der Strassen- und Haus-Betteley (mit gelegentlichen Diebstählen) verstehen müssen. Auf den Mittelweg, der in vielen deutschen Provinzen befolgt wird, öffentliche Vertheilung freywilliger Collecten, bey Unterfagung der Privat-Betteley, nimmt er keine Rücksicht. Nur obenhin berühren wir auch, dass er, benommen von seinen Vorstellungen, die Ursachen der Getreidetheuerung nicht erschöpft, weshalb in den darauf gegründeten Raisonnements einseitig werden muss. In Ländern, die ihren Getreide-Bedarf selbst hervorbringen, nimmt er, ausser dem Mifs- wuchs, blofs die beiden Ursachen der Theuerung an: unverhältnissmässige Volksvermehrung, und veränderte Vertheilung der Geldmasse (wenn die Armen zu viel Geld in die Hände bekommen, und dadurch in den Stand gesetzt werden, bey dem Einkaufe zu concurriren): II. 67. Die Ursache lässt er ausser Acht, die in England vorherrscht; Mifsverhältniss zwischen Getreidebau und Viehmastung. Erhöhte Grundsteuern sind auch eine von den Ursachen der Vertheuerung des Getreides, wenn gleich in England nicht vorkommend u. s. w.

Wir beschränken uns auf einige Bemerkungen über den Central-Gedanken der Schrift: *Das Verhältniss der Volkszahl zur Productenmasse eines Landes.* Man kann dem Vf. nicht einräumen, weder, dass dieses Verhältniss in allen grösseren Ländern wirklich bestehe, noch, dass es nöthwendig in allen bestehen müsse; wiewohl allerdings Völker, die den erforderlichen Vorrath im eigenen Gebiete gewinnen, des zuverlässigsten Wohlstandes genessen. Der Vf. begnügt sich nicht mit dem Satze, der verhältnissmässig mittelmässige Ertrag des Landes ist hauptsächlich Bedingung der Volksvermehrung, I. 280, untrügliches Kriterium derselben, S. 364; er behauptet, in jedem grössern Lande bestehe eine Causal-Verbindung zwischen der Volkszahl und der Productenmasse: möge Sklaverey darin Statt haben oder nicht, das Land sey immer nach Mafsgabe der Nahrungsmittel bevölkert, die es hervorbringt; keine moralische noch physische Ursache; sie müsste denn mit seltener Wuth wirken, könne die Volkszahl beträchtlich und dauerhaft afficiren, als, in wie fern sie die Hervorbringung und Vertheilung der Nahrungsmittel modificirt: I. 196.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

#### KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KUNSTE. Heilbronn, b. Raufsch: *Theodosie oder Pflicht und Liebe. Ein Roman für Gebildete des weiblichen Geschlechts.* 1807. 248 S. 8. (1 Thlr.) — Wenn wir dem kurzen Vorberichte des Herausg. trauen dürfen, so ist der Vf. dieses Romans ein vor mehreren Jahren verstorbener Gelehrter in Würzburg. Aus ganz gemeinen Händen scheint auch wirklich dieser Roman nicht gekommen zu seyn (wie man schon aus der moralischen Tendenz desselben vermuthen kann); theils sind die Ansichten des Lebens nicht die gewöhnlichen,

theils verräth das Ganze eine tiefere Menschenkenntnis, als sie der Trost der Romanensreiber zu haben pflegt. Nur, in der Verwicklung und Entwicklung der Begebenheiten ist der Vf. nicht ganz glücklich; hier würde uns das gemeine Leben etwas mehr angesprochen haben. Auch ist auf die Bildung des Stils nicht immer die nöthige Sorgfalt verwendet, um ihm die ihm gebührende Leichtigkeit zu geben. Uebrigens ist der Roman in Briefen geschrieben, die aber eigentlich keine — Briefe sind. — cht.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 MAY 1808.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: *Versuch über die Bedingung und die Folgen der Volksvermehrung*. Von F. R. Malthus. Aus dem Englischen von Dr. F. H. Hegewisch u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Eingeengt in die Schranken seiner Theorie, bemerkt er nicht, daß bekannte, statistische Notizen dem widersprechen. Das baltische und pontische Rußland, überhaupt der größte Theil des europäischen Gebietes dieses großen Reichs, ist keinesweges seiner Productenmasse angemessen bevölkert: die Volkszahl ist hinter der Summe des producirten Getreides zurückgeblieben. Die unverhältnißmäßige Vertheilung der Ländereyen hindert die Bevölkerung auf dem Lande; in den Städten ist der Kunstfleiß bey weitem nicht so groß, daß er eine Bevölkerung zulässig machte, die den Vorrath aufzehrt: daher Exportation. Demnach ist der Satz nicht so kategorisch, als ihn der Vf. ausspricht: „die Volksmenge wächst unfehlbar, sobald die Masse der Nahrungsmittel zunimmt“: L. 366. Umgekehrt ist in mehreren größern und kleinern Ländern, die sich vorzüglich des Fabrik- und Manufactur-Wesens, des Weinbaues u. s. w. befleißigen, ungeachtet der blühenden Landwirthschaft, der Ergiebigkeit des Bodens, die Summe des producirten Getreides hinter der Volkszahl zurückgeblieben. Im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert gaben Brabant und Flandern ein auffallendes Beyspiel. Nothwendig wird also nicht die Volksvermehrung beschränkt durch die Masse der Nahrungsmittel, wie der Vf. in der eben angeführten Stelle behauptet. Abgesehen von dem wirklichen Zustande der Staaten, ist die Foderung unstatthaft, ein belebtes, zur Industrie aufgelegtes Volk, dessen Heimath, großentheils gebirgig oder sandig, bey angestrenzter Bearbeitung nur mäßige Arndten gewährt, solle mit stoischer Hingebung resigniren, nicht wagen, sich freyer zu bewegen, als die Schranken der vaterländischen Natur gestatten, Verzicht leisten auf Erwerbung von Schätzen durch Kunstfleiß und Zwischenhandel (unter Voraussetzung der Qualification zum letztern in Ansehung der Lage), da die ererbten nicht bedeutend sind. Überläßt sich aber ein Volk den beiden genannten Erwerbquellen: so geschieht es nur zu leicht, daß die Bevölkerung gegen den einheimischen Getreidebestand zu sehr zunimmt, da in der Ordnung, wenn die Na-

tur und die völkerrechtliche Politik keine Störung machen, der erworbene Reichthum in den Stand setzt, fremdes Getreide einzuführen. Doch fügen wir ausdrücklich hinzu, daß diese Erweiterung des Verkehrs, und die darauf beruhende Bevölkerung, nicht übertrieben werden, daß ein Volk nicht unbedingt den Grundsatz befolgen dürfe: wir arbeiten für Andere in den Werkstätten, und lassen solche für uns das Feld bauen, deren vaterländischer Boden ergiebiger ist. Es bedarf keiner Erwähnung, wie unsicher der blendende Reichthum ist, durch Fabrikfleiß und Handel erworben. Nur ist die Grenzlinie nicht genau zu bestimmen, wo Übertreibung den Anfang nimmt. Das absolute Verhältniß der Volkszahl zur einheimischen Masse von Getreide können wir nicht dafür annehmen. Einige Speculation darf Statt finden. Aufgeweckte Nationen sind in Hinsicht auf Erwerbung der Nahrungsmittel nicht so sklavisch in die Schranken des eigenen Territorii zu bannen. Bemerkenswerth ist, daß der Vf. selbst ein Mal, L. 365, vergl. II. 93, die Zulässigkeit der Einfuhr anerkennt: „bey übrigens gleichen Umständen läßt sich mit Wahrheit behaupten, daß jedes Land nach Verhältniß der Menge von Nahrungsmitteln bevölkert ist, die es producirt oder eintauscht.“ Offenbar überdieß eine Zweyheit, mit dem obigen Satze verglichen. In anderen Stellen, z. B. II. 90—93, will er nicht zugeben, daß größere Länder Vorräthe vom Auslande ziehen sollen. Überhaupt scheint er mit seinem Gegenstande nicht ganz fertig zu seyn. Er hatte, wie angeführt ist, ursachliche Verbindung zwischen der Volkszahl und der einheimischen Productenmasse behauptet. Wie ist damit, ja mit sich selbst, folgende Stelle zu vereinigen, II. 97: der Nationalreichtum im *physiokratischen Sinne*, — d. i. der reine Überschuss an Naturproducten nach Versorgung der Ackerleute, womit alle übrigen Arbeiter, die nicht Landwirthschaft treiben, bezahlt werden, — kann zunehmen, z. B. durch Verbesserung der Ackergeräthe, des wirthschaftlichen Verfahrens, ohne daß die Mittel zum Unterhalte der Arbeiter, und dadurch die Bevölkerung, gewinnen! Das heißt ja: der Nationalreichtum (im ökonomischen Sinne) kann vermehrt werden, ohne daß er vermehrt wird. — Eine mehrmals und verschiedengäußerte Vorstellung des Vfs. ist: durch abnehmende Bevölkerung verbessert sich die Lage des gemeinen Mannes (also der Mehrzahl jedes Landes), wegen der geringeren Concurrenz bey der Nachfrage nach Lebensmitteln: I. 253. 268. 279. II. 96, Note; daher entvölkert der

Krieg ein Land nicht, wofern die Industrie rege bleibt, I. 192. Daraus erklärt sich auch das ansehnliche Räthselhafte, worüber Livius (VI. 12) sein Erstaunen zu erkennen giebt, daß die so oft besiegten Volser und Aequier immer im Stande waren, neue Heere gegen Rom aufzubringen: durch den beständigen Abgang von Männern, verbesserte sich die ökonomische Lage der übrigen, wodurch sie begünstigt wurden, dem Naturtriebe ungehemmten Lauf zu lassen, I. 187. — Wir können hierbey folgende Fragen nicht zurückhalten: Konnten Greise und Knaben so gut Kinder zeugen, wie die rüstigen Männer, die größtentheils zu Felde zogen? Warum war dies nicht der Fall im spartanischen Gebiete während des ersten messenischen Kriegs, wo, auf Vorstellung der Frauen, eine Zahl junger Krieger aus dem Lager nach Hause geschickt ward, zur Beforgung des Zengungsgeschäfts? Nahm wirklich die Zahl der Geburtsfälle nicht ab, wo blieben die vielen überzähligen Mädchen, während die Jünglinge immer durch Krieg fortgerafft wurden? Der Vf. meint seine Vorstellung mit dem Beyspiele Frankreichs belegen zu können, I. 273. 276. Hat die Menschenzahl wirklich seit der Revolution zugenommen: so ist wohl die Vermehrung der Ehen nicht die Folge des Kriegs (in so fern durch die Abwesenheit so vieler Männer Platz entsteht bey dem Einkaufe von Lebensmitteln), sondern die Folge der Vertheilung großer Ländereyen, worauf der Vf. selbst kommt, S. 280. — Wenn die Lage des gemeinen Mannes desto günstiger wird, je reichhaltiger die Nahrung bey abnehmender Concurrenz ist: wie läßt sich behaupten, daß der Hirt, bey dessen Lebensart doch mehr Nahrung, als Arbeit, Statt findet, I. 267, aus bloßer Musse Neigung zum Auswandern habe, weshalb vormals so viele Schweizer in fremde Dienste getreten seyen (ebendas.)? Und wie ist damit zu vereinigen, daß der gemeine Mann, der sein Auskommen hat, die Heimath gewiß nicht verläßt? II. 50.

Noch einige Worte von den historisch-statistischen Ausführungen, die einen großen Theil des Inhaltes ausmachen. Aus historischen, statistischen, itinerarischen, politischen Schriften sind in *erster Theile* die physischen und moralischen Hemmungen der Volksvermehrung unter den Nationen alter und neuer Zeit zusammengetragen: bey den Wilden auf Neu-Holland, in Amerika, der Südsee, bey den Nord-Europäern der Vorzeit, den heutigen Hirtenvölkern, verschiedenen afrikanischen Völkern, den sibirischen Stämmen, den Türken, Persern, Hindus, Tibetern, Sinesen, Japanern, den Griechen und Römern, den Norwegern, Schweden, Russen, Schweizern, Franzosen, Engländern, Schottländern. Da die historisch-ethnographische Bearbeitung des Thema zum Plane des Werks zu gehören scheint, so hätten zwey stark wirkende Hemmungsarten der Bevölkerung Europas im Mittelalter berührt werden sollen: das Cölibat der Geistlichen (bey der Ausführung über moralische Enthaltbarkeit) und die Kreuzzüge. Es werden mancha

interessante Beobachtungen und Nachrichten mitgetheilt, die der Vf. auf Reisen durch Norwegen, Schweden, Rußland, Helvetien, gesammelt hat. Was von den Findelhäusern in St. Petersburg und Moskau erzählt wird, S. 238—243, erregt Erstaunen. Die Sterblichkeit darin ist übergroß, weil sehr viele Kinder krank hineingebracht werden; nach sorgfältigen Erkundigungen des Vfs. kommen in dem zu St. Petersburg auf den Monat hundert Todte, ungeachtet der Größe und Höhe der Zimmer, der herrschenden Reinlichkeit, der vortreflichen Einrichtung überhaupt. Der Behandlung der Kinder ist demnach die große Sterblichkeit nicht zuzuschreiben, wohl aber dem Daseyn der Anstalten überhaupt. Sie verleiten die Mütter, ihr Kind zu verlassen, in Augenblicken, da es ihrer Pflege am meisten bedarf. Daß die Findelhäuser das Gegentheil von dem bewirken, was die edeln Stifter beabsichtigten, daß sie die Mortalität vermehren, daß die Dienstmädchen ohne Weiteres ihre Früchte dahin schaffen, versicherten den Vf. mehrere wohl unterrichtete Männer in St. Petersburg. In seiner Manier macht er die Anmerkung, S. 243: wer die Absicht hätte, die Volksvermehrung zu hemmen, und nicht ängstlich wäre in Ansehung der Mittel, könnte kein wirksameres vorschlagen, als eine hinreichende Anzahl von Findelhäusern, mit unbeschränkter Vollmacht zur Aufnahme. — Im *zweiten Theile* werden oft Notizen über das Armenwesen in England eingebracht. S. 87. 88 wird der Zustand der Kinder geschildert, die in den großen Manufacturen bey den Baumwollengarnmühlen angestellt sind. Sie werden in großen Heerden viele hundert (englische) Meilen weit in die Arbeitsherde getrieben, wo sie die einkörnigste Arbeit verrichten. In engen Zimmern, verpestet durch die Ausdünstungen des Oles der Maschinen, werden sie bis tief in die Nacht angestrengt. Niemand kennt sie, nimmt sich ihrer an, bekümmert sich um ihre Reinlichkeit. Krankheiten, vorzüglich typhöse Fieber, sind einheimisch in solchen Anstalten. Schwächliche Jünglinge gehen daraus hervor, Mädchen, unwissend in weiblichen Arbeiten, in Kenntnissen der sparsamen Hausmutter.

Den Übersetzer dürfen wir nicht mit Sallustschweigen übergehen. Ein feuriger junger Mann, der im Zusätzen und Noten viel mispricht, besonders im *zweiten Theile*. Durch Lebendigkeit interessiert er den Leser, nur wird er zuweilen äppig und muthwillig (S. 151 gegen das Ende). Er äußert warme Theilnahme am Wohl der Menschen, selbst auf Kosten der Moral, als Wissenschaft: die Moralisten sollten sich einige anatomische Kenntnisse erwerben, um die Strafbarkeit der Vergehungen gegen die Keuschheit abzustufen; z. B. manches Mädchen sey, aus dem System der Genitalien zu schließen, zur Polyandrie geboren, S. 155. — Mit der häufig documentirten Humanität des Übers. können wir die Behauptung nicht vereinigen, S. 245: Krieg sey eine rechtmäßige Entstehungsart der Sklaverey; es

sey zu fürchten, daß wir wieder in Barbarey sinken werden, weil wir die vermeinte barbarische Sitte, die Kriegsgefangenen zu Sklaven zu machen, abgelegt haben. — Mit zweyen Ausnahmen, S. 14 und 113. 114. ist der Übers. warm für seinen Autor eingenommen: Er geht in dem Enthusiasmus so weit, das Werk eine Ätiologie des menschlichen Elends, mit Angabe der Heilmittel, zu nennen, S. 357. Hat das Volk die Summe alles Glücks erreicht, wenn es satt ist? Können Aberglaube, Despotismus, gar nicht in Betracht? N. N.

### SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Braunes: *Beyträge für die deutsche Schaubühne*. In Übersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Schauspieldichter. Von Aug. Wilh. Iffland. 1 Band. 1807. 372 S. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ob es gleich nicht zu den frohesten Erscheinungen gehört, wenn selbst ein Iffland, eine acht deutsche Natur, dem wir so manches vaterländische Product, und gründliche Charakterstücke und Sittengemälde, wie *die Jäger* und *die Hagekollen*, verdanken, nun auch zu einer Ährenlese bey unseren Nachbarn hinübergeht, und statt einheimischer Früchte uns fremden Ertrag anbietet: so ist und bleibt doch auch diese Bemühung, um die theatralische Unterhaltung unseres Publicums immer noch dankenswerth, und für den, der also die Zeit seiner Kraft erkennt, löblich sogar. In wiefern diese Arbeit sich lohnt, darüber kann ihn seine eigene Erfahrung nicht lange in Zweifel lassen, da ihm die praktische Anwendung derselben nach Willkühr zu Gebote steht. Uns dünkt, daß ihr Eindruck die Wirkungen seiner eigenen Producte bey weitem nicht erreichen könne. Vier Lustspiele sind es, drey von und das vierte nach Piccard, welche diesen Band füllen.

Das erste: *Rückwirkung*, Lustspiel in Einem Act, zeigt, welchen mächtigen Einfluß die wandelbare Laune, die Freude oder der Verdruss über Kleinigkeiten, unter vornehmen Leuten ausübt. Dabey sehen wir zugleich, wie lächerlich sich jeder gebildet, indem er, halb bewußt und halb unbewußt, den Höheren im Betragen nachahmt. Der Jokey schmeichelt dem Kammerdiener, und dieser versichert ihn seiner Protection. Dasselbe wiederholt der Kammerdiener mit seinem Herrn, und dieser mit dem Sohn des Ministers, der sich um die Liebe seiner Nichte bewirbt. Als aber diese ihren Schalkhund vermisst, wandelt die Ungnade von ihr auf alle übrigen hinab. Diesem hält ein geschenkter Canarienvogel wieder das Gleichgewicht, und alle verspüren die beste Wirkung davon. Obgleich durch diesen Gang etwas Abgezeickeltes entsteht, das durch seine entsprechenden Theile der Form nach einem Epigramme ähnlich wird: so hat doch die Idee etwas Belustigendes, und muß bey dem Zuschauer ein wohlgefälliges Lächeln hervorbringen; indess, zu einem eigentlichen Lustspiele fehlt noch eine andere Person, die mit der Laune der Einsatz des Betragen

aller dieser großen Kinder an sich selbst parfürt. Das würde die Kraft des Komischen erst frey machen, und über das Ganze eine Dämmerung von Poesie verbreiten. In die Übersetzung haben sich einige Versehen und Sprachfehler eingeschlichen, z. B. Ich will ihm durchaus *bey sich* zu Hause aufwarten. — Leidlich? *Aber* fürtrefflich ist sie, statt: *Nein*, oder *vielmehr*. — *Durchsehen* wir alles das den Augenblick, statt: *sehen* wir es *durch*.

Das zweyte Stück ist: *die Nachbarschaft*, Lustspiel in Einem Act. Die Zudringlichkeit und Geschwätzigkeit neuer Nachbarn wird darin geschildert, wovon der eine dem zu erwählenden Schwiegerohne einen Dienst erweisen will, und alles verdirbt. Diefes haben wir von Jünger im Lustspiele: *Ermengt sich in alles*, schon besser gesehen. Was bey Piccard nur Einfall und Gespräch ist, das wird bey Jünger zum wirklichen Auftritt, zur sichtbaren Thatsache. Nach der entdeckten Verstimmung wäre es freylich natürlich gewesen, wenn der betroffene Liebhaber seinen Vermittler geradezu gefragt hätte: was haben sie denn gemacht? Was haben sie denn gesagt von mir? Diefes unterbleibt aber, um nachher noch einen anderen guten Freund auftreten zu lassen, der, ohne es selbst zu wissen, durch eine entgegengesetzte Verläumdung alles wieder gut macht. Dieser letzte Einfall ist das Löblichste und Sinnreichste dieses Lustspiels. Das Ganze unterhält, ohne sehr anzuziehen. — Fehlerhaft ist es, wenn der Übersetzer schreibt: du, die den Ton der großen Welt verabscheust; du, die das Landleben liebß; ich, der dem Wohlstand meinem Fleiß verdanke. — Statt: ich, der ich u. s. w. Wieder gefehlt ist mit dem Aber. „Kennen sie denn Armand? Antwort: *Aber* sehr genau kenne ich ihn; statt *freylich* u. s. w.

Das dritte: *der Tauffchein*, Lustspiel in Einem Act, hat wenig Werth. Mutter und Tochter lieben den Nachbar. Das Auffallende dieses Verhältnisses tritt gleich in der ersten Scene hervor. Das Übrige ist nur ein Sprechen darüber. Um nicht ihr Alter durch einen Tauffchein bekannt werden zu lassen, willigt zuletzt die Mutter bey einem obwaltenden Proceß in den Vergleich, der auch die Verheirathung ihrer Tochter mit sich bringt. Das giebt dem Stücke den Namen. — Nachlässigkeiten und Sprachfehler darin sind: *Am Ende genommen*, für: *Im Grunde betrachtet*. So lassen sie lieber den Putz, das Schöthun und die Forderungen (Ansprüche) ihrer Tochter über, statt: *überlassen* sie. — Sind sie nun von mir zufrieden, statt *mit* mir.

Den Beschluß macht: *Die erwachsenen Töchter*. Ein Lustspiel in drey Aufzügen nach dem Französischen des Piccard. Fünf junge Mädchen wollen alle gern heirathen, zwey Fremde treffen ein, und die Nachbarin giebt aus Eigennutz jeder einen falschen Rath, wie sie sich betragen solle. Als man diese List entdeckt, übt man gegen die falsche gleiche List aus, und verleitet sie, Fehler und Eigenheiten anzunehmen, die dem Freyer verhasst sind. Das ist der Inhalt dieses Stücks, mit welchem unsere feinen La-

men wohl nicht sehr zufrieden seyn möchten. Auch die Kunstfreunde werden wenig daran zu loben finden. Die Verschmitztheit ist sehr oberflächlich gezeichnet, die Vorfälle sind ganz gewöhnlicher Art, die Ausdrücke allgemein, das Ganze zu unständlich. Für einen ärmlichen, obgleich nothwendigen Behelf muß man es erkennen, wenn der Personenwechsel auf der Bühne meistens durch Abrufen bewirkt wird.

Nun bleibt noch die Vorrede des Vfs. zu erwägen übrig, die zu merkwürdig ist, als daß wir sie ganz mit Stillschweigen hier übergehen könnten. Er sagt darin über *Piccard*. „Man hat diesem beliebten Sittenmaler vorwerfen wollen, seine Gemälde enthielten nur Nüancen, nicht Charaktere. Man vergißt, daß die Formen des geselligen Lebens allmählich die Charaktere so geglättet, verschliffen oder ausgelöscht haben, daß nur noch Nüancen wahrgenommen werden. Wer diese lebendig aufstellt (!), malt die Sitten, die Menschen und das Leben unserer Tage. In der Darstellung fodert eben dieser Ton mannichfache Schattirung, Regsamkeit, Fleiß, hervorgehendes Leben (!) und Genauigkeit. Zu dieser Eigenthümlichkeit, welche die frühere deutsche Bühne zu erlangen beflissen war, welche nachher im Ganzen vernachlässigt worden ist, müssen wir zurückzukehren streben (!), wenn das Publicum und die Bühnen nicht einander langweilen und die Schauspielkunst mehr bedeuten soll, als der veraltete Aushängeschild einer Kunst.“ Also, wenn man das Leben darstellen will, muß man da anfangen, wo es aufhört; man muß die letzten Splitter davon sammeln, man muß sehen, ob an den verschliffenen und ausgelöschten Charakteren nicht noch einige Pünctchen wahrzunehmen sind, diese muß man ganz subtil erheben und erhellen, damit doch noch Personen dahinter sichtbar werden? In der That, solche Auferweckung von den Todten mag sehr viel Kunst erfordern, denn das Todte soll hier zugleich lebendig, und das Lebendige wieder todt seyn. Aber lustiger dünkt uns dafür doch der Einfall unserer Vorfahren, die lieber gleich den Tod

persönlich auftreten ließen, und dem Hans Wurst eine Flasche Wein vorsetzten; damit er desto lebhafter vor dem Tode erschrecken möchte. So sah man doch Tod und Leben noch hübsch getrennt gegen einander über, und konnte über ihr Zusammentreffen lachen. Jetzt soll beides verbunden erscheinen, und das Leben nur ganz wenig in den todtten Formen sich regen. Erst spannt der Hof sich ein in seine Etikette, dann kommt der hohe Adel und macht es ihm nach, dann die übrigen feinen Gesellschaften, und nun erst der Dichter, der sich auf die Lauer stellt, um in einer Copie von den Copieen die Stellen zu bezeichnen, wo noch ein Charakter durchsieht. O welch ein Leben! Was gilt gegen ein solches Ideal die Natur in ihrer Kraft? Das Mädchen, das zum Brunnen geht, um Wasser zu schöpfen, ist nicht würdig auf der Bühne zu erscheinen. Jäger, Hirten, Landleute, Bürger — alle müssen zurück. Der Pedant in seiner Perücke, Schnaps, der Barbier, und Hans, der muntere Seifensieder, dürfen gar nicht behaupten, daß sie auch Leben haben. Alle diese Personen sind gar zu possierlich, als daß sie noch fernehin auf der Bühne erscheinen dürften. Sonst war man der Meinung, daß das Leben gerade in seiner Bestimmtheit, in seinen entschiedenen Richtungen und persönlichen Einseitigkeiten am meisten sichtbar, und in seinen Contrasten erst recht unterhaltend und belustigend würde — ja man fand in diesem Krieg und Widerspiel den eigentlichen Schauplatz der Welt und die reichlichste Ausbeute für den dramatischen Dichter. Jetzt aber hören wir, daß dieser zum feinen, geselligen, abgeschliffenen Leben zurückkehren, und die Sitten, die Menschen und das Leben unserer Tage in seinen letzten Nüancen darstellen müsse, wenn er nicht Langeweile machen wolle. — Sind wir wirklich in einem so traurigen Zustande, und geht das Interesse der Gebildeten nicht weiter, als, sich selbst nur im Spiegel zu sehen: so müssen wir einen Dichter wie *Iffland* bedauern, der in den früheren Jahren schon tiefer die Natur erfasste, und sich nun bequemem soll, die Oberflächlichkeit zu copiren. T. Z.

#### K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. von Klesfeld: *Adorni, der Räuber. Ein Retter der unterdrückten Menschheit. Mit einem Titelkupfer.* 1804. 230 S. 8. (1 Thlr.) Adorni ist ein Räuber ganz vortrefflicher Art. „Mit heißem, beleidigtem (?) Herzen hatte er rasch den Gedanken ergriffen, Stellvertreter der Gottheit zu seyn. Unerbittlich das Laster zu verfolgen, war sein Schwur! Also nicht durch Raub und Morden ward Adorni das Schrecken Italiens — nur Schurken brauchten den zu fürchten, der immer edel gehandelt hatte, und es auch noch jetzt that! Durch ganz Italien hatten sich seine Gefellen verbreitet; von Savoyen bis Basilicata, in bewohnten Städten und auf den unwirthbaren Felsen der Apenninen wurde der Name Adorni mit Ehrfurcht genannt; sein feines Gewebe, womit er Räuber und Banditen umspinnen hatte, hielt manchen Dolch in der Scheide, rettete manchem Biedermann das Leben!“ Welch eine herrliche, göttliche Räubernatur! Wie dahin fließet ein Bach zwischen Blumengetülden, so fließet Adorni's Räuberleben dahin zwischen Handlungen des Wohlthuns und der vergeltenden Gerechtigkeit. Wir müssen es also dem Vf. des vorliegenden Buches verdanken, daß er sich dem Geschäft unterzogen hat, die vornehmsten

Begebenheiten aus seinem Leben aufzubewahren, und noch mehr, daß er ihre von Haus aus etwas starke Natur mit dem Wasser seiner Darstellung zu mildern und dadurch genießbarer zu machen gesucht hat. Auch ist das dankenswerth, daß er sich öfters Gelegenheit verschafft hat, Stellen aus unbekannt oder längst vergessenen Dichtern, z. B. aus Wielands *Oberon*, anzuführen, und daß er es in solcher Gesellschaft nicht unter seiner Würde gehalten hat, von seinen eigenen Poesieen etwas mit einfließen zu lassen. Wie manchen herrlichen Gedanken und Ausdruck hätten wir da nicht entbehrt, z. B. 8. 73: *Ermordet ist mein Himmel — Vom Gram ist mir unwunden das Herz im Trauerflor u. f.* Xp.

Heilbronn, b. Rauche: *Fritz Freistein. Lebenslauf eines Advocaten.* 1807. 174 S. kl. 8. (16 Gr.) Fritz Freistein ist ein guter, braver Mensch, und ein eben so guter Advocat. Was ihm in seinem Leben begegnet ist, ist zwar nichts Außerordentliches, doch aber auch nichts so Alltägliches, daß es Langweile verursachte. Der rechtlichen Gefinnungen wegen, die er überall an den Tag legt, wünschen wir, daß das Buch viele Advocaten lesen mögen. Der einfache, ungekünstelte Ton der Erzählung dient dem Buche noch zu besonderer Empfehlung. Hfd.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 10 M A Y, 1808.

## SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) BERLIN, b. Frölich: *Das Decameron des Boccaccio*. Von D. W. Soltan. Erster Band. 506 S. Zweyter Band. 510 S. Dritter Band. 491 S. 1803. 8. (6 Rthlr.)
- 2) KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Lehrreiche Erzählungen von Miguel de Cervantes Saavedra*. Übersetzt von D. W. Soltan. Erster Band. 432 S. Zweyter Band. 300 S. Dritter Band. 344 S. 1801. 8. (3 Rthlr. 16gr.)

Wir holen hier ein paar merkwürdige Übersetzungen nach, von welchen wir in anderen Literaturzei- tungen noch keine genügende Beurtheilung gefun- den haben. Die erste Übersetzung gehört, wenn gleich nicht zu den musterhaften, doch zu den gu- ten, und man kanh ihr im Ganzen das Lob der Treue, und einer zum Theil glücklichen Nachbildung der leichten, gefälligen Diction des Boccaccio nicht ver- sagen. Die anmuthsvolle Grazie dieses Meisters im Erzählen, würde der Übersetzer noch mehr erreicht haben, wenn er den Periodenbau des Originals treu- er nachgeahmt, und zu diesem Ende der Participien sich hin und wieder bedient hätte, von denen er nir- gends Gebrauch zu machen sich erlaubt, da sie doch, schicklich angebracht, die beste Wirkung thun, wie das Beyspiel unserer vorzüglichsten Prosaisien zur Genüge beweiset. Was aber vornehmlich die Über- tragung mangelhaft macht, und den Werth dersel- ben nicht wenig vermindert, sind die Nachlässigkei- ten aller Art, welche sich Hr. Soltan fast auf jeder Seite zu Schulden kommen läßt, der mancherley Verkösse gegen die Sprachrichtigkeit nicht zu geden- ken, insbesondere bey den Verknüpfungen der Re- de, wo er freylich, weil er den Gebrauch der Parti- cipien sich gänzlich unter sagte, auf eine ungewöh- nliche Auskunft getrieben werden mußte, welche lei- der ganz wider die Analogie der Sprache ausgefallen ist. Zu den vielen, öfters unverzeihlichen Nachläs- sigkeiten im Ausdrucke liefs er sich vielleicht durch den unabgemessenen, leicht hinfließenden Styl ver- leiten, in welchem die Novellen erzählt sind, so wie durch gewisse Ausserungen des Boccaccio, wenn die- ser z. B. sagt, seine Geschichte wäre geschrieben *in istilo umilano e rimesso quanto il più si possono*, und es würde Thorheit gewesen seyn, *gran cura porre di motto misuradamente parlare*. Allein, der von den Italiä- nern allgemein anerkannten Classicität dieses Prosai- kers nicht zu erwähnen, hätte der Übersetzer auch die merkwürdige Stelle vor Augen haben sollen, wo

der Novellendichter in der Vorrede zur vierten Gior- nata sagt: *Queste cose tessendo nè dal monte Parnaso nè dalle muse non mi allontano, quanto molti per av- ventura s'avvisano*. Mit Erwägung dieser wichtigen Worte überhaupt hätte Hr. S. es ernstlicher nehmen können, dann würde er unter andern es nicht für er- laubt gehalten haben, die durch ihre Naivetät und Unbefangenheit überaus reizenden Lieder, welche den Schluss der Giornate zieren, in die matteste Pro- sa aufzulösen. Folgende Verse werden hinreichen, zu zeigen, wie gegründet dieser Vorwurf ist. Im Original lauten sie so:

*Ballata mia, se alcun non t'appara,  
Io non men curo, perciocchè nessuno.  
Com'io, ti può cantare.  
Una fatica sola ti vo' dare,  
Che tu ritrovi amore, e a lui sol uno  
Quanto mi sia discara  
La trista vita amara  
Dimostri a pien, pregandol, ch'en migliore  
Porto ne ponga per lo suo onore.*

Wenn Niemand dich, mein Klaglied, lernt, so soll es  
Mich nicht bekümmern; denn gewiß ist Niemand,  
Der so, wie ich, dich linge.  
Nur eine Mühe will ich dir noch machen:  
Dass du mir Amorn aufsuchst, dass du ihm noch,  
Wie sehr mir dieses Leben  
Voll Kummer jetzt verhasst sey,  
Erklärst, und ihn suchst, zu seinen Ehren  
Mir einen bessern Hafen zu gewähren.

Außerdem fehlt es auch nicht an Stellen, wo der Sinn ganz verfehlt, oder nur halb getroffen, oder durch derbe Ausdrücke entstellt, oder durch Provincialismen unverständlich wiedergege- ben ist. — Da sich nicht vermuthen läßt, das De- cameron werde bald einen neuen Übersetzer finden; so wird es zweckmälsig seyn, für den wahrscheinli- chen Fall, dass die gegenwärtige Übertragung eine neue Auflage erlebt, die Hauptfehler und Mängel der- selben näher anzuzeigen. Im ersten Bande sind dem Rec. folgende insbesondere aufgefallen: „Hier be- ginnt das Buch Decameron mit dem Beynamen *Schalk aller Schälke*.“ So wird *cognominato Principe Galeotto* unrichtig übersetzt. *Galeotto* hiefs zu Boc- caccio's Zeiten so viel als ein Liebesvermittler. Dante gebraucht dieses Wort in demselben Sin- ne. *Dell' Inferno. Canto V. v. 137. — S. XIV.* „Verständige Männer, welche etwas davon anfüh- ren“ — ganz unrichtig und wider den Zusam- menhang für: welchen sie kund wurde, *alla cui no- tizia pervenno*. S. XVII. „Die es versucht haben und noch erfahren“ für: die sie (die Glut) empfunden ha- ben und noch empfinden, *che l'hanno provate e pro-*

K k

vano. S. XIX. „Die liebenswürdigen Weiblein“ *le leggiadrette donne* — für — Frauen. Die Diminutiva liebt der Überf. mehr als billig ist, und Weibchen; Nönnchen; Weiberlein, Weiblein, bringt er gar zu gern an. Es ist eigen, daß ihm für das schöne *onna* unser Fräulein auch nicht ein einziges mal beygefallen ist, da doch dieses Wort noch am meisten jenem entspricht. S. 3. „Langweilig.“ *Noioso* heist hier widerwärtig. — „Werkchen“ — im Original steht natürlicher: Werk, *opera*. S. 30. „Wie sie gleichsam stehendes Fusses auf und davon gehen könnten.“ Diese Stelle ist zugleich unrichtig und gemein wiedergegeben. Es muß heißen: als wenn sie sich sogleich zusammen auf den Weg machen thüstest, *quasi, quindi levandosi da sedere, a mano a mano dovessero entrare in camino*. S. 32. „Neifile, die bis an die Ohren roth ward.“ Diese spafshafte Redensart ist hier durchaus unschicklich; Boccaccio sagt: *tutta nel viso divenuta per vergogna vermiglia*. S. 44. „Es ist weltkundig, daß alle zeitlichen Dinge und Wesen vergänglich und sterblich sind.“ — Für: Es ist eine ausgemachte Wahrheit, *manifesta cosa* &c. S. 46. „Daß er sein Vermögen hier und da versteckt hatte“ — für — daß er hie und da böse Schuldposten ausstehen hatte. S. 48. „Mehr als gewöhnlich jähzornig“ — für: höchst jähzornig. S. 90 und 96 steht *indem* in einem kurzen Satze zweymal; überhaupt trifft man überall auf Wiederholungen eines und desselben Wortes; vor allen anderen aber hat Hr. S. das *Wie* in Affection genommen, das einem auf jeder Seite begegnet, und unter anderen S. 207 nicht weniger als viermal vorkommt. S. 106. „Küehenspülich.“ *Broda* heist Brühe, Suppe. Der Überf. anticipirt den Spott. S. 151. „Ein Geschichtchen, das aus *katholischem*, tragischem und verliebtem Stoff zusammengewebt ist.“ Für katholisch muß es heißen: andächtig oder geistlich. S. 155. „Ein feiger Schlingel.“ Eine von den unnöthigen Derbheiten, deren viele vorkommen. Im Original steht bloß *cattivo*. S. 197. „Sprang ihm entgegen mit offenen Armen, womit sie ihm um den Hals fiel und einige Secunden zubrachte, ohne ein Wort zu sagen.“ Diese Wortverbindung ist schlechterdings sprachwidrig und gar nicht zu gestatten. S. 198. „Hier“ steht zweymal hinter einander. S. 200. „Wovon der böse Wind bekam.“ Gemeine Redensart. Boccaccio sagt: *fu sentito dal re*. S. 201. „Diese Fabel, die sie auf der Stelle erdichtete.“ Dies steht nicht im Original und paßt auch nicht in den Zusammenhang. S. 201. „Rund vom Maule wegerzählen.“ Sehr gemein. S. 225. „Da war Niemand, der mit erquickendem Wasser oder mit tröstenden Reden ihre abgespannten Kräfte wieder gestärkt hätte.“ Ganz unrichtig für: — den mit frischem Wasser oder einem anderen Mittel (*argomento*) sie wieder zu Simmen gebracht hätte (*le smarrite forze rinvase*). Es ist nämlich von einer Ohnmächtigen die Rede. S. 244. „Doch überzeugte ihn bald der verwandte Hauch des mütterlichen Busens“ — *conoble incontinenti l'adorazione* sagt das Original. Daß hier jede wörtliche Über-

setzung anstößig ist, fühlt Jedermann. S. 254. „Eine Schlacht, die an einem großen Heer Araber gethan.“ Das ist undeutsch. S. 199. „Wenn ich dir versichere.“ Dieser Sprachfehler kommt öfter vor, so wie der folgende. S. 248. „Gefiel es an dem Herrn Gott.“ Herr Gott ist so gut als Ein Wort zu betrachten, wie das italienische *Domeneddio*. S. 370. „Wo man nichts von solchen Feyertagen weiß wie den Eurigen.“ Das ist kein Deutsch. S. 317. „Indem sie ihn lieber lebendig in den Armen einer Gemahlin sehen wollten, die unter seinem Stande wäre, als auf der Bahre, aus Mangel derselben.“ Welche Nachlässigkeit! S. 321 steht das Wort *Kinder* fünfmal. S. 392. „Den Hof kehrte, hörte.“ Solcher Mißklänge trifft man unzählige. S. 416 steht *gehen* in fünf Zeilen drey mal!! S. 404. „Daß er sie mit heiterm Muth umarmte.“ Es muß heißen *grüßte, salutata*. S. 429. „Nachbarinn.“ *Vicina* heist hier Landsmännin. S. 457. „Die Aufmunterung, die ich ihm habe geben und ihm Hoffnung machen müssen.“ Sprachwidrige Verknüpfung, so wie auch die der folgenden Sätze: S. 471. „Bey welchem er Dienste nahm und mit ihm nach Cypem wich“ — und S. 475. „Dem man angeklagt und ihm in Todesgefahr gebracht hatte“, wo überdies das *ihm* ganz überflüssig ist. — S. 486. „Jemand zu berauben, — das zeugt von einem bösen Herzen.“ Ein Sprachfehler statt: Jemand berauben, S. 554. „Hättet ihr uns klug machen sollen u. s. w.“ Im Original steht gerade das Gegentheil.

Zweyter Band. S. XVI. „Die sich meinen guten Namen so sehr zu Herzen nehmen.“ Dieses giebt keinen Sinn, und im Original steht auch nicht *fama*, sondern *fame*. S. 5. „Er liebte sie mehr, als jemals ein Vater sein Kind geliebt hat; aber eben deswegen behielt er sie länger unvermählt bey sich, als ihre Jahre es erfordert hätten, und zwar bloß deswegen, weil er vor Liebe sich nicht entschließen konnte, sie von sich zu lassen. Wie er sie endlich an einen — — verheirathete, ward sie bald darauf wieder Wittwe“ u. s. w. Wie viele Nachlässigkeiten in diesen wenigen Worten! — S. 30. „Franz von Assizes“ — für — Assisi. Ebend. „Lisetta da Caquirino“ — für — Lisetta vom Geschlechte Quirino; Ca ist nämlich das abgekürzte *Casa*. — Ebend. „Pfaudertasche.“ *Bergola*, eitel, albern. S. 41. „Ins Meer“ — für: ins Wasser. S. 52. „Vergnügter als irgend einige andere Leute“ — für: als irgend Jemand auf der Welt.“ S. 48. „Brachte,“ und S. 67. „wufste“ zweymal hintereinander. S. 99. „In der Gestalt eines Jünglings von gleichem Gehalt (?) und Stande.“ — S. 126. „Für einen Arzt sorgte er nicht fleißig genug für ihre Gesundheit.“ S. 178. „Aus welchem sie geüben, und Mast, Segel und Ruder in demselben zurückgelassen hatten.“ Unrichtige Verknüpfung. S. 206. „Austritt.“ Ein unangenehmes, provincielles, oder technisches Wort, für Erker oder Balcon. S. 224. „Ja, und es bringt mich zum Nachdenken“ — unrichtig für: Ja, und so eben kann ich dem wehernach, denn ich erinnere mich. S. 232. „Sogethan, die er da selbst fand, und so an das Fenster setzen.“ Wer spricht wohl so? S. 269. „Diese Foderung machte sie ein wenig verlegen, wie sie das Ding anfangen sollte,“ für: Als

sie dieß vernahm, stand sie bey sich an und überlegte, was hier zu thun sey. S. 279. „Ihr mögt ihn — zum Hemker schicken, und beauftragen such nur an u. f. w.“ Eine neue Art zu reden! — S. 349. „Er war mit einem so fertigen Maulhader begabt.“ Eine von den niedrigen Derbheiten. S. 350. „Der heilige Freyherr Sanot Antonio.“ Baron heisset hier nicht Freyherr, sondern ein angesehener ehrwürdiger Mann. S. 393. „Was ist das für eine Neuerung?“ Besser: Was ist das für ein Einfall?

Dritter Band. S. 15. „Das wäre mir was Rechtes.“ *Bene sta* heisst: das ist recht gut. S. 114. „Sie ließe ihn sich in der Kiste verstecken.“ Ein Sprachfehler. S. 156. „Ohrküssen statt Ohrkissen.“ S. 204. „Du solltest dich zu Bette legen und schicken dein Wasser.“ Die neue Art zu reden abermals! S. 227. „Du wirst sie recht besaurüssel.“ Die Krone der Derbheiten! S. 227. „Wenn sie abwesend war, welches die meiste Zeit zu geschehen pflegte.“ Ist kein Deutsch. S. 384. „Wollten die Götter, daß ich dir dereinst zu deinem Nutzen Beweise geben könnte, wie sehr du mich dadurch beglückst, daß du dich meiner besser erbarmsst als ich selbst.“ Welch ein Galimathias! Im Original heisst es ganz klar: *Faccio no gli Iddii (se offer può) che con onore e con ben di te io ti possa ancora mostrare, quanto a grado mi sia ciò, che tu vorrà mopiù pietoso di me, che io medesimo, adoperi.* — S. 403. „Er besand sich hungrig.“ Ist kein Deutsch, so wenig als S. 451: „ich wüßte nicht, wie ihr die Väter ausfindig machen wollt“, statt: kennen lernen wollt. S. 454. „Hess“ in einer Periode viermal. Bitte für Büßel und Hummel, wodurch *ribeca* übersetzt wird, sind Provincialismen. Das unaufhörliche *derjenige* macht die Erzählung sehr schleppend. Hr. S. unterscheidet niemals *wenn* und *wann*; so gut als *denn* und *dann* in unserer Sprache bestimmt unterschieden werden, eben so gut kann man es auch bey *wenn* und *wann* fodern.

Wir wünschen, daß Hr. S. diese Bemerkungen über seine verdienstliche Arbeit bey einer zweyten Auflage derselben veranlassen mögen, sie nochmals durchzusehn, und von diesen entkehlenden Fehlern und Mängeln zu reinigen, welche wir aber keinesweges alle haben namhaft machen können. Die Veränderungen, welche er hin und wieder mit den etwas zu freyen Scherzen der leichtfertigen Novellen vorgenommen hat, sind zu billigen; doch wünschten wir, es wären einige ächt komische Züge nicht weggelassen worden, wie z. B. in der vierten Erzählung des ersten Tags die Worte: *il grave peso della sua dignità* — und in der ersten Novelle des dritten Tags, die ganze Schlussperiode. Die Anmerkung am Ende der zehnten Erzählung des dritten Tages rathen wir künftig zu streichen, da sie mehr für die Gutmüthigkeit des Übersetzers zeugt, als für seinen poetischen Sinn. —

Die Uebersetzung der *Novellen des Cervantes*, welchen Hr. S. nach einem neuen Sprachgebrauche, in der Vorrede und Zueignung seinen Vorgängern nennt, leidet, wiewohl in etwas geringerem Grade, an denselben Fehlern und Mängeln, die der Rec. an der

Uebersetzung des *Decameron* gerügt hat: auch hier ist der Sinn öfters nicht getroffen, oder nur obenhin ausgedrückt, und man stößt nicht selten auf sprachwidrige Wendungen, zuweilen auf beleidigende und selbst am unächtesten Ort angebrachte Derbheiten. Jedoch sind die Perioden, da der Übersetzer sich hier der Mittelwörter bediente, nicht so häufig durch undeutsche Verknüpfungen entstellt worden, und was die Nachbildung der eingestreuten Lieder und Romanzen betrifft, so hat er es damit sich mehr Ernst seyn lassen, und es sind wenigstens einige dieser kleinen Poesien, wie z. B. im ersten Bande der *Wechselgesang* und im dritten die *Chacone* im Ganzen gelungen. Da die *Novellen des Cervantes* wohl ebenfalls so bald nicht einen neuen Übertrager finden möchten, so wird es nicht zwecklos seyn, die wichtigeren Verstöße gegen Sinn und Sprache anzuführen, damit bey einer neuen sehr wünschenswerthen Auflage der Vf. dieser schätzbaren Arbeit veranlaßt werde, sie von ihren Fehlern und Flecken möglichst zu säubern. Von den sprachwidrigen Stellen müssen wir aber, zur Ersparung des Raums uns begnügen, nur wenige anzuführen, welche jedoch hinreichen werden, auf die übrigen aufmerksam zu machen.

Erster Band. S. XI. „Daß ich Ihnen hiemit ohne viele Umstände ein Dutzend Geschichtchen sende.“ So werden die Worte übersetzt: *que le envia, como quien no dice nada, doce cuentos*. Allein es muß nach unserer Meinung heißen; daß ich Ihnen nichts Geringeres als zwölf Erzählungen übersende. Bey dem: *como quien no dice nada*, welches wörtlich so viel heisst als: wie Einer der nichts sagt, ist zu suppliren: der aber sein Theil dabey denkt; ohne welches dieser sprichwörtlichen Redensart schwerlich ein Sinn abzugewinnen ist. Sie kommt unter anderen auch im *D. Quixote* und zwar im 10 Capittel des zweyten Theils vor, wo Sancho sagt: *Voy á buscar, como quien no dice nada, á una Princesa y en ella al sol de la hermosura y á todo el cielo junto*; und hier paßt unsere Aneklage gleichfalls aufs beste. S. XVII. „Also will ich dir sagen, geliebter Leser, daß Niemand über diese Erzählungen eine lange Brühe machen muß, weil sie weder Kopf noch Füße noch Eingeweide haben, oder irgend etwas, das dem ähnlich ist.“ Was in aller Welt soll man sich bey diesen Worten denken? Sie geben schlechterdings gar keinen Sinn. Das Original sagt: *Así te digo, amable lector, que de estas novelas que te ofrezco, en ninguno modo podrás hacer pepitoria, porque no tienen pies ni cabeza ni entraren ni cosa que las parezca*, das heisst: — daß du aus den Erzählungen, die ich dir übergebe, auf keinerley Weise deinem Lutternein Gaumen ein leckeres Gericht wirft bereiten können, da sie u. f. w. *Pepitoria* ist nämlich ein aus kleinem Leckerbissen von Geflügel zubereitetes Gericht. — S. 2. „Sie war im höchsten Grade einnehmend und vernünftig.“ *era en extremo cortés y bien razonada*; und verständig in ihren Reden. „Bey allem ihrem Scharfsinn war sie so züchtig.“ — bey ihrem lebhaften Witze. S. 3 kommen in drey Zeilen nicht we-

niger als vier Infinitiven mit *se* vor. S. 4. „Von anderen Volksliedern, die sie mit ausnehmender Anmuth sang.“ Und vorzüglich von Romanzen, die sie mit besonderer Anmuth sang. S. 3. „Dergleichen Spielwerke und Artigkeiten;“ *juguets y gracias*. lustige Lieder und Schwänke. Auf derselben Seite steht folgender fehlerhafter Satz, der als Beyspiel von manchen anderen dienen mag: „denn es giebt der Poeten eben so viele, die sich mit den Zigeunern verstehen und ihnen ihre Werkchen verhandeln als den Blinden, für welche sie Wunderwerke (Wunderfagen) dichten, und den Ertrag derselben mit ihnen theilen!“ S. 4. „Cymbeln und Tambourine.“ Wie unterscheiden sich beide Instrumente? Im Original heist es: Tambourinen und Castagnetten. S. 5. „Indem sie im leichten und künstlichen Tanz einherschwebte;“ indem sie in weiten Kreisen aufs behendeste sich drehte. S. 16 „schickte er einen Pagen ab.“ *Page* wird immer durch *Page* übersetzt, da doch im Spanischen auch jeder junge Bediente so genannt wird. *Lakay* entspricht in dieser allgemeinen Bedeutung dem Worte am besten. S. 17. „Sporteln,“ zu allgemein für Kartengeld, *barato*. S. 33. „Eher fehlt es an einem Thaler, er mag so hart seyn wie er will, als an Stoff zu einer Romanze.“ Der Sinn von diesen Worten ist schwer zu errathen. Es müßte etwa so heißen: denn es vergeht eher ein Thaler, so hart er auch ist, als die Kunst, Romanzen zu machen. S. 120. „Vorlaut,“ unverschämt. S. 127. Falsche Verknüpfungen sind unter anderen folgende: wohin man alle die übrigen brachte und den *Andres* in einen Kerker steckte, und S. 147: er umarmte seine Schwiegerältern, die er seine Gebieter nannte und *Preciosas* Hände küßte! S. 133. „Er schnürte ihr den Busen offen.“ Sprachfehler für auf. S. 161. „Kurz ein Männchen von lauter Honig und Zucker inwendig; und von außen in lauter weiche Kleider und Flitterstaat gehüllt.“ Kurz ganz zusammengesetzt aus Ambra und Zucker, und in Sammt und Seide gehüllt. S. 168. „Ihre liebenswürdigen Hände,“ zarten, *delicadas*. S. 188. „Die reichste Mohrin.“ *Moro* wird besser durch *Maur* übersetzt, da die Deutschen unter Mohr sich einen Neger zu denken pflegen. S. 189. „Sie entdeckte ein Gesicht.“ Undeutsch für: Sie liefs ein Gesicht sehn. S. 192. „Der Cadi, der immer die Ohren spitzte,“ und „er würde ihnen das Maul gestopft haben.“ Zu beiden gemeinen Redensarten giebt das Original auch nicht den entferntesten Anlaß. S. 205. „Wie scharfsinnig er war.“ *Curioso* heist hier unterhaltend. S. 225. „Eine Antwort, die ihr eher eine Aufmunterung ihrer Wünsche verspricht als sie niederschlägt.“ Ein Galimathias für: die sie eher Hoffnung faßen als verzweifeln läßt. S. 227. „Offenes Betragen.“ — *Uano proceder* — hingebendes, bescheidenes, sanftmüthiges Betragen. Es steht dem vorhergehenden *desabrido y arrogante* entgegen. S. 245. Minder abwechselnd; mit einander abwechselnd. S. 251. „Mit Großmuth,“ bestimmter: Freygebigkeit, wie der Zusammenhang erfordert. S. 257. „Befanden sich einst,“ unrichtig für: trafen einst zufällig zusammen. S. 264. „Geschlossen!“ Undeulich für Topp! S. 266. „Karten, die zwar nicht

mit Staub, aber wohl mit Unrath und Schmutz besudelt waren.“ Karten, die zwar ohne Staub und Stroh, aber nicht ohne Schmutz und Kasse waren — nämlich im Gegensatz gegen die Karten der Fuhrleute. S. 370. „Die ihn für einen besseren Katholiken hielten als er seyn sollte“ — die ihn in ihrem Herzen für zu christlich gesinnt hielten. Katholik paßt in diesen Zusammenhang ganz und gar nicht. S. 384. „Sie liefs von Zeit zu Zeit Bewegungen spüren, welche Verwirrung verriethen.“ Undeutsch und zu allgemein, das Original sagt ganz anschaulich bestimmt: *porque la vid trasudar y levantar la mano muchas veces a componerse el cabello*. S. 428. „Als Geißel für viertausend Ducaten, die er mehr verbraucht als er mitgebracht hatte.“ Ein abermaliger Galimathias für: die er über die mitgebrachte Summe aufgewendet hatte.

Im zweyten Band. S. 26. „Lafs erst den Sabbath vorüber gehen“ — bestimmter: hineingehen. S. 63. „Spießgesellen.“ Im Original steht bloß Freunde. S. 64. „Dafs sie ihn zu dem Entschlusse bewog, sie zu besitzen,“ undeutsch und zugleich zu allgemein wiedergegeben. Das Original sagt: *despertó en él un deseo de gozarla*. S. 82. „Unbeschadet seiner grauen Haare und seiner hohen Würde.“ Unrichtig für: ohne seiner u. s. w. zu gedenken, oder ohne sich von seinen u. s. w. abhalten zu lassen. S. 83. „Der Neffe des alten Edelmanns, der ihn unter diesem Titel erzog,“ ist undeutsch. S. 84. „Zärtlichkeit,“ Menschenfreundlichkeit, *caridad*. S. 86. „Die ganze Welt wäre über ihnen zusammengestürzt.“ Ein Sprachfehler für: über sie. S. 96. „Sanft und lebhaft war ihr Wesen und ihr Anstand.“ Freymüthig und edel u. s. w. S. 100. „Verbreitete in dem Busen aller die Freude.“ Es muß heißen: in der Brust. S. 140. „Ihn noch öfter zu sehen“ — ihn einmal zu sehen. S. 142 steht bringen viermal. S. 200. „Zum Wahrzeichen“ — zum Andenken.

Dritter Band. S. 14. „Ich will jetzt thun was ich nie gethan, nämlich meine Lebensgeschichte zu erzählen.“ Das zu ist hiersprachwidrig. S. 18 „Der bundbrüchige *Vireno*“ für *Bireno*; *Cervantes* deutet auf die Geschichte des *Bireno* und der *Olympia* im *Orlando furioso* Canto IX und X. S. 27. „Wo ihm eine reiche Erbschaft zugefallen war,“ unrichtig für: wo er ein reiches Erbgut besafs. S. 89. „Entschlossen sich, wie sie zusammen in S. studirten.“ Es muß heißen: die zusammen in S. studirten, entschlossen sich. S. 95. „Ihr könnt dem Kinde zum Vater geben, welchen ihr wollt.“ Ein Sprachfehler für: wen. S. 138. „Mit solchen Merkmalen der Furcht sprach, dafs alles, was sie sagte, die Wahrheit zu seyn schien, und dafs vielleicht I. und A. schon umgekommen wären und ihr Bruder vor der Thür.“ Welch ein Deutsch!! S. 144. „Euer Excellenz.“ Unrichtig für: Eure Hoheit. S. 187. „Die Butterwoche,“ gemein für: Flitterwoche. S. 122. „Die sich in die Launen ihrer Menschen fügen müssen.“ Dieses unerträglich gemeine Wort bringt der Übers. nicht selten an. *Cervantes* giebt ihm dazu nicht den mindesten Anlaß, und sagt z. B. in dieser Stelle sehr bescheiden: *amigas*.

H. D. F.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 MAY, 1808.

## P Ä D A G O G I K.

- 1) HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Grundriss der Lehre von dem Schulwesen*. Als Nachtrag zu dem Lehrbuche der Pädagogik und Didaktik. Von F. H. C. Schwarz, Prof. und großherzogl. badischem Kirchenrathe. 1807. 40 S. 8. (7 Gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Einrichtung des pädagogischen Seminarium auf der Universität zu Heidelberg*. Von F. H. C. Schwarz. 1807. 15 S. 8. (2 Gr.)

Die Lehre von dem Schulwesen verdient nicht etwa nur die Aufmerksamkeit der Theologen, der Prediger und Schulmänner allein; sondern sie ist vorzüglich der sorgfamen Beachtung aller Staatsmänner werth, und das um so mehr, da die Angelegenheiten des Schulwesens an vielen Orten weltlichen Obern anvertrauet worden sind. So hat man im ganzen Königreiche Westphalen unlängst die Schulen dem väterlichen Schutze der Präfecten empfohlen. Selbst da, wo die Consistorien und geistlichen Behörden für den Flor der Schulen zu sorgen haben, befinden sich die Angelegenheiten des Schulwesens eigentlich in den Händen der weltlichen Beyitzer, deren Zahl in den Consistorien leider! fast überall größer als die der Geistlichen ist. Ausserdem wirken in so vielen grossen und kleinen Städten die obrigkeitlichen Personen, als Patrone der Schulen, in die Angelegenheiten derselben kräftig ein. Es leidet keinen Zweifel, daß diese Ordnung der Dinge höchst verkehrt und für das Beste des Schulwesens äusserst nachtheilig ist, und Rec. könnte, aus seinem Kreise, eine Reihe schmerzlicher Erfahrungen und empörender Thatfachen darüber anführen, wenn hier der Ort dazu wäre. Mögen denn jetzt, wo in den politischen Stürmen des Zeitalters die meisten alten Formen zertrümmern, die neuen auch in die Angelegenheiten des Erziehungs- und Schulwesens kräftig einwirken, das Fehlerhafte verdrängen, das Bessere herbeyführen helfen! Mögen endlich einmal die wichtigen Angelegenheiten des Schulwesens wohl unterrichteten, erfahrenen, praktischen Pädagogen ausschliesslich anvertrauet, und diese von oben herab kräftig unterstützt werden! Sollte indess dieser Wunsch, wie es den Anschein hat, vielleicht lange noch unerfüllt bleiben: so würde es wenigstens sehr heilsam seyn, wenn die weltlichen Obern die Lehre von dem Schulwesen künftig sorgfältiger studirten, als dies meistens bisher geschah. Vor allem sollten unsere Jünglinge, die einst als Staats-

männer zu wirken wünschen, auf den Universitäten die Vorlesungen über die Lehre vom Schulwesen, so wie sie jetzt zu Heidelberg und an anderen Orten gehalten werden, fleissig anhören, oder sich darüber selbst gründlich zu belehren suchen, da Unkunde in diesem wichtigen Zweige der öffentlichen Staatsverwaltung weniger nachtheilig ist als Halbkunde. An trefflichen Hülfsmitteln der Belehrung über das Schulwesen, wie sie, ausser der deutschen Nation, keine andere aufzuweisen hat, fehlt es nicht. Niemeyer gebührt das Verdienst, diesen Gegenstand, mit der ihm eigenen Fruchtbarekeit und Vollständigkeit, in seinem Buche: *über öffentliche Schulen*, Halle 1799, und nachher, im zweyten Theile der neuesten Ausgaben seiner *Grundsätze der Erziehung*, zuerst bearbeitet zu haben. Auch Voss in seinem *Versuche über die Erziehung für den Staat*, Stephani in seinem *Systeme der öffentlichen Erziehung*, so wie Pölitz im zweyten Theile seiner brauchbaren *Erziehungswissenschaft* lieferten schätzbare Beyträge zur Bearbeitung der Lehre vom Schulwesen. Mehrere andere treffliche deutsche Schriftsteller der älteren und neuesten Zeit, handelten einzelne diese Lehre betreffende Gegenstände in besonderen Schriften ab, deren Aufzählung uns hier zu weit führen würde. Der würdige Schwarz beschenkt denn das deutsche Publicum von neuem mit einem, zwar nur in gedrängter Kürze aphoristisch abgefaßten, aber darum nicht weniger fruchtbaren, Grundriss der Lehre vom Schulwesen, welchen er als Nachtrag zu seinem Lehrbuche der Pädagogik und Didaktik angesehen wissen will. Bey dem sorgfältigen Studium dieses Grundrisses hat Rec. köstliche Bemerkungen gefunden, die ihm wie aus der Seele geschrieben sind, und die er, da das Zeitalter nicht oft genug darauf hingewiesen werden kann, hier noch etwas näher andeuten will. Er rechnet dahin die treffende Bemerkung über den nachtheiligen Einfluss des Hanges unserer Zeiten zur Speculation in die Angelegenheiten des Schulwesens S. 6; die Bezeichnung des Verhältnisses aller Lehrer zu dem Staate, und die daraus hervorgehenden Ansprüche beider, die mit den Worten: Liberalität, Zutrauen, Ordnungsliebe, Amtseifer, kurz und kräftig angedeutet werden S. 18; die nachdrückliche Empfehlung der Nothwendigkeit der Gelehrtenbildung, selbst für den Künstler und Officier, (gegen Stephani), weil alle Staatsbeamte in das Höchste der Menschheit eingeweiht werden müssen, wenn sie ihr recht dienen wollen S. 23; die empfohlene Trennung beider Geschlechter in den Schulen, we-

nigstens nach dem zehnten Jahre, (nach unserm Dafürhalten, von der zartesten Kindheit an.) S. 24; die Bemerkungen: daß nicht die Menge von Lehrstunden, nicht die Menge der Lehrgegenstände, oder der Autoren, wovon der Catalog prangt, nicht die starke Frequenz der Schule; die Vortrefflichkeit eines Gymnasiums ausmachen, sondern Aufregung des Privatlebens, Einführung des Schülers in das eigene Studium, mit tüchtiger Anstrengung, Auswahl fleißiger Schüler, u. s. w. S. 27 und 28; die Äußerung, daß alle frommen Stiftungen, ihrem Geiste nach, für das Schulwesen verwendet werden können, daß aber auch die Ältern selbst nach Vermögen zur anständigen Befoldung der Lehrer beytragen sollen S. 34; die Aufstellung der humanen Grundsätze: einem Lehrer bey den geringen Schulen nie mehr als täglich fünf Stunden zuzumathen; die Lehrer so wenig wie möglich einander zu subordiniren, damit jeder der sie frey und frohlicher wirke; dem Ephorus sogar, nur unter manchen Umständen, unmittelbar zuwechsele mit dem Lehrers zu gestatten S. 35, 36 u. 39; die von eigener Erfahrung stehende Bemerkung, daß der Prediger als Aufsicht der Landschulen, bey dem unständigen Lehrer eines größeren Ansehens bedürftig sey. S. 39 u. s. w. — Bey der Aufzählung der im Staate vorhandenen, verschiedenen Schulen, hat der Verf. nicht nur, im Allgemeinen, sondern, wie das übrige Schulwesen, in einem besondern Satze Erwähnung geschehen sollen. Für Verstandeskräfte wünscht der humane Vf. eigene Schulen, und er bemerkt, daß vielleicht Galls Schädelstöße hierin viel Gutes bewirken werde. Der unlängst an Braunschweig verstorbene Professor Winkelmann, dessen der Vf. auch gedenkt, würde unstreitig, bey einem längeren Leben, für Unglückliche der Art viel geleistet haben. — Unter den Aphorismen finden sich fruchtbare literarische Notizen, doch so, daß, zur Ersparung des Raums, nicht die Titel der Bücher, sondern nur die Namen ihrer Verfasser angedeutet worden sind. Rec. vermisse hier und da manchen Namen, dem wohl ein Plätzchen gebührt hätte. So hätte S. 20, wo, bey der aufgestellten Frage: Wie verhält sich die Erziehung der Töchter zu öffentlichen Instituten? die Namen Fernel, Burton, Wolstonecraft u. a. angeführt sind, ganz vorzüglich der Mad. Unger gedacht werden sollen, die in der von ihr, unter dem Namen: „Gutes Gränzthal, dritte Ausgabe. Berlin 1798.“ abgefaßten Pensionsgeschichte, besonders im ersten Bande, die Nachteile der Erziehung gebildeter Töchter in gepriesenen Bonneninstituten, kräftiger und lehrreicher als alle dort angeführten Schriftsteller und Schriftstellerinnen, gezeichnet hat. S. 25 hätte auch wohl Böhmer genannt zu werden verdient, dessen Bemerkungen für Landschullehrer zweyte Aufl. Nürnberg 1792, Rec. den besten Schreibern dieser Art beynähzt; S. 31 gebührt unter den Schriftstellern, welche für die Waisenhausergeschichte haben, Röske ein ehrenvoller Platz; S. 32 ist, bey der Aufzählung der Schulen für Taubstumme, eine der vorzüglichsten und besten, die das Hpt.

Pfingsten zu Kiel, übergangen; S. 32 hätten, außer Winkelmann, auch vielleicht Hoffbauer und Reil genannt werden können.

Möge übrigens der von dem würdigen Vf. am Schlusse dieses Grundrisses angedeutete Geist, welcher das ganze Lehrwesen durchherrschen sollte, die Obern wie die Untergebenen, die Lehrer wie die Lernenden, überall beleben und erwärmen! Es ist dieß der Geist der Humanität, der, wie der Vf. so schön sagt, „von den Obern auf die Untergebenen ausgeht, in der Person jedes Lehrers erscheint, sich alle Schüler gewinnt, und von diesen zurück wirkt zur Aufmunterung jener, zur Freude der Regierung, dem Staate zur Entwicklung neuer Kräfte, der Menschheit zu steigender Veredlung.“ Gewiß, das Zeitalter ist dieses Geistes gar sehr bedürftig!

No. 2 enthält zwar nur wenige, aber gehaltvolle Blätter, die uns mit der Einrichtung des durch Carl Friedrichs preiswürdige Muth glücklich zu Stande gekommenen pädagogischen Seminarium in Heidelberg bekannt machen. Solche Seminarien sind das dringendste Bedürfnis für unsere Zeiten, wo der furchtbare Sturz einzelner Nationen, die in der Cultur zurückblieben, und das Emporkommen anderer zur Staunen erregenden Größe durch eine in ihrem Innern erzeugte Kraft, die Staaten, mehr als jemals, zur ange strengtesten Sorgfalt für die Bildungsanstalten des jungen Geschlechts hat aufzufodern, wo Familienväter, mehr als sonst, fühlen, was sie ihren Kindern schuldig sind, und wo zugleich, bey dem großen Forderungen, welche man an den Erzieher der Jugend mit Recht macht, der Mangel an geschickten und mit heiliger Begeisterung für ihren Beruf erfüllten Hofmeistern; auf das Tiefste empfunden wird. Das so trefflich organisirte pädagogische Seminarium zu Heidelberg wird dann gewiß zur Abheftung eines dringenden Zeitbedürfnisses das Seine beytragen, und wir haben uns gefreuet, daß der edle Schwarz dem Studium der alten Philologie, und der griechischen Classiker besonders, so kräftig das Wort redet, und mit Recht behauptet, daß der Kenner des griechischen Alterthums die Menschheit in ihrer Größe wahrhaft schaue, von dem Göttlichen selbst begeistert werde, und so die Weihe zum Dienste der Mufen erhalte. Vor allem kann der Pädagog, welcher in seinem Berufe nach Vollkommenheit ringt, der Unterstützung des Philologen auf keine Weise entbehren, da Philologie und Pädagogik mit einander im schwelgerischen Bunde stehen. Die eine fördert die eigene, innere Bildung am sichersten, und die andere verleiht das praktische Talent, entwickelnd und lehrend, Menschen zu bilden.

Asym.

LEIPZIG, D. Kammer: Encyclopädie für die Bildung und Betätigung des weiblichen Geschlechts in den gebildeten Ständen; in einer gedrängten Bearbeitung und zweckmäßigen Darstellung der



unvollständigen Wissenschaften nach ihrer gegenwärtigen Gestalt, von verschiedenen Gelehrten. 1803. Erster Theil. XX u. 388 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Der Vorredner und Vf. dieses ersten Theils ist der Meinung, daß das weibliche Geschlecht, sobald es auf eine höhere intellectuelle Bildung Anspruch macht, eine vollständige Übersicht über den ganzen Umkreis der menschlichen Erkenntnisse und zwar nach der gegenwärtigen Gestalt der Wissenschaften erhalten müsse. Auf dieser Voraussetzung, deren Richtigkeit zu erweisen sehr schwer seyn dürfte, beruht der Plan dieser Encyclopädie, welche so abgefaßt seyn soll, daß sie theils zum Unterrichte des weiblichen Geschlechts (das heißt doch wohl als Lehrbuch zu Vorlesungen für die Damen?), theils zur Selbstbelehrung benutzt werden könnte. Sie soll, nach S. 15, weder die widrige Vielwifferey, noch die Einseitigkeit und Oberflächlichkeit in Behandlung der Wissenschaften, sondern eine liberale Bekanntschaft mit denselben befördern, das geistige Leben in ein freyes Spiel, durch Anregung und Beschäftigung aller intellectuellen Anlagen, setzen, und von der Seite der wissenschaftlichen Bildung dem heranwachsenden Mädchen und Weibe das geben, was diese in sittlicher und conventioneller Hinsicht sich selbst geben müssen. Das Ganze ist auf 4 Theile berechnet: 1) philosophische Wissenschaften; 2) Ästhetik und deutscher Styl; 3) historische und geographische; 4) mathematische und physikalische Wissenschaften. Der vor uns liegende erste Theil beschränkt sich auf die philosophischen Wissenschaften und liefert aus dem theoretischen Fach: die empirische Psychologie, Logik und Metaphysik; aus der praktischen Philosophie: philosophische Rechts-, Pflichten- und Religions-Lehre. Die sämtlich hier abgehandelten Wissenschaften scheinen von einem und ebendenselben Gelehrten bearbeitet worden zu seyn, der ohne Zweifel auch die folgenden Theile, wenn dieser erste Theil auf recht vielen Toiletten eine freundliche Aufnahme finden sollte, bearbeiten wird. Rec. kann nicht leugnen, daß er nach den angeführten Äußerungen über die Tendenz dieser philosophischen Damenencyclopädie, mit großer Spannung an die Lectüre derselben ging; er war ungemein begierig, zu sehen, wie der Vf., seinem aufgestellten Grundsatz zufolge: das Wahre muß dem weiblichen Geschlechte unter der Hülle des Schönen dargestellt werden, das mehr als herkulische Werk angegriffen haben würde, den höchsten Abstractionen, um welche sich die neueren und neuesten philosophischen Forschungen eines Fichte, Schelling, Bardili u. a. drehen, das Gewand des Schönen zu leihen, in welchem sie auch von den Gebildeteren des weiblichen Geschlechts aufgefaßt und in ihre Erkenntnisssphäre eingeführt werden könnten: allein Rec. fand, wie leicht vorauszusehen war, in der vorausgeschickten Übersicht der philosophischen Systeme keine Erwartung gar nicht — und in der Behandlung der Wissenschaften selbst für den beabsichtigten

Zweck äußerst wenig befriediget. Da die philosophischen Formeln, auf welchen die neuesten Lehrgebäude, als auf ihren Endpunkten, beruhen, durchaus keiner solchen Popularisirung fähig sind, vermißt, welcher sie, im Geiste ihrer Urheber *trou aufgefasset*, auch zum Verständnisse der nicht wissenschaftlich Gebildeten gebracht werden können: so würden wir die vermifste Verdeutlichung dem Vf. zu keinem Vorwurfe machen, wenn er nur nicht sein Buch als ein solches angekündigt hätte, das von *Frauenzimmern* gelesen und verstanden werden soll. Wir fanden in dieser Encyclopädie nichts mehr und nichts weniger, als ein Compendium der philosophischen Wissenschaften für akademische Zuhörer, das auch für den Mehrtheil dieser Zuhörer immer noch der Erläuterung des Lehrers bedarf, wenn ihnen Alles, was darin vorkommt, begreiflich werden soll. Rec. hat ebenfalls Gelegenheit gehabt, gelehrte Frauenzimmer kennen zu lernen, und unter ihnen selbst solche, welche mit Formeln der Fichte'schen Philosophie Bekanntschaft verriethen; allein er zweifelt, daß auch die gelehrteste unter ihnen, die aus einer *Residenz* war, wo der Vf. nach S. V die literarische Thätigkeit der Weiber vorzüglich kennen lernte und wo er Schriften von Kant, Fichte und Schelling auf den Toiletten fand, die Darstellung, welche der Vf. von den verschiedenen philosophischen Systemen giebt, vom Materialismus bis zur Neutralphilosophie — welche letztere, beyläufig gesagt, die Meister von den philosophischen Bühnen der stricten Observanz gar nicht einmal für eine ächte Philosophie anerkennen wollen — verstehen werde. Das Verstehen der Sprache, die hier geredet wird und auch, der Natur der Sache nach, geredet werden muß, setzt Vorkenntnisse voraus, die in der Regel auch bey dem gebildetesten Frauenzimmer nimmermehr vorausgesetzt werden können. Zum Belege dieses Urtheils setzen wir nur eine Stelle her, wie sie uns bey dem Wiederaufschlagen des Buches sogleich in die Augen fällt. S. 64. „Der Geist des Fichte'schen Idealismus besteht in der Subjectivität des Objectiven, in der absoluten Identität des Objectiven im Ich. Dieses Ich ist der Punct, wo beide, das Subjective und Objective, überhaupt nicht geschieden, sondern ganz eins sind; man kann ihn auch die Intelligenz der Vernunft nennen. Der Charakter der Vernünftigkeit beruht darauf, daß das Handelnde und Behandelnde Eins sey und dasselbe; durch diese Beschreibung wird der Umkreis der Vernunft, als solcher, erschöpft, und dieser Begriff ist in dem Worte Ich niedergelegt. Was für ein vernünftiges Wesen da ist, ist in ihm da; aber es ist nichts in ihm, außer zufolge eines Handelns auf sich selbst u. s. w.“ Auf ähnliche Weise ist Bouterwolk's Virtualitätssystem, Krug's Synthetismus, Schelling's Identitätssystem, Wagner's Idealphilosophie, Bardili's rationaler Idealismus u. a. Systeme dargestellt. Der Vf. wende nicht ein, daß aus den früher vorausgeschickten Erläuterungen manche hier gebrauchte Formel ihr Licht erhalte. Wer die, jenen

ausgehobenen Stelle vorangehenden Blätter mit Aufmerksamkeit gelesen hat, der wird sich höchstens noch aus S. 25 erinnern, daß das Reich der Natur und Freyheit oder *die Welt außer uns und in uns* in der Sprache der neuesten Philosophie das *Objective* und *Subjective* genannt werde. Was aber unter dem *Handelnden und Behandelten* und unter dem *Handeln auf sich selbst* zu verstehen sey, das müssen sich die armen, der Philosophie beflissenen, Mädchen und Weiber aus und durch sich selbst begreiflich zu machen suchen. Was nun die Darlegung der in diesem I Theile enthaltenen philosophischen Wissenschaften selbst betrifft: so sind sie, nach des Vfs. Versicherung, liberal und nach einer neuen Ansicht behandelt. Der Vf. scheint sich zu der sogenannten *neutralen* Philosophie zu bekennen. In der Logik besonders haben wir viel Ähnlichkeit in den Anschau-

ten und selbst in den zur Erläuterung gewählten Beyspielen mit den Ansichten gefunden, welche in den philosophischen Schriften des Hn. Prof. Pölitze vorkommen. Für Damen eignet sich also, nach unserer festen Überzeugung, diese Encyclopädie durchaus nicht; allein Geschäftsmänner, deren bürgerliche Verhältnisse ein gründliches Studium der neueren und neuesten und allerneuesten Philosophie aus den Quellen nicht gestatten, werden, im Fall sie an dem, auf dem Titel stehenden, weiblichen Geschlechte keinen Anstoß nehmen, sich aus der Einleitung dieser Schrift eine Übersicht der wesentlichsten Punkte, auf welche es bey jenen philosophischen Systemen ankommt, und aus der Schrift selbst einen Überblick über das, was der Vf. zu dem Gebiete der hier aufgestellten philosophischen Wissenschaften rechnet, verschaffen können.

### KURZE ANZEIGEN.

**PÄDAGOGIK.** Leipzig, b. Köhler: *Pantheon, oder der mehreren nützlichen Wissenschaften geweihte Tempel.* Von einem praktischen Erzieher. Ohne Jahrszahl. (1807) 256 S. 8. (16 Gr.) Das Buch ist eine sonderbare Erscheinung im Felde der pädagogischen Literatur. Es ist ein eben so untrüglicher Beweis von der großen Masse der oft sehr vagen Kenntnisse des Vfs., als von seiner gänzlich Unbehilflichkeit in Anwendung derselben zur Erziehung oder zum Unterrichte. Es fehlt ihm an aller Beurtheilung. — Vorauf geht eine „Inhalts-Übersicht im Zusammenhang,“ die fast allein zureicht, den Charakter des Buchs darzustellen. Sie lautet so: „Damit wir uns selbst nicht fremd bleiben, ist's nöthig, zuvörderst nach der *Anthropologie* uns näher kennen zu lernen, unter Leitung der *Philosophie* — die, wenn man tiefer in sie eindringt, zu Gott führt. *Religion* wird dann die beglückende Gefährtn unser Lebens, welches uns *Chronologie* höher achten (??); so wie *Physik* die Elemente näher, und *Geographie* und *Geschichte* die Erde besonders und ihre Bewohner uns um so mehr (?) kennen lehrt, je weniger wir mit *Genealogie*, *Heraklisk* und *Numismatik* unbekannt bleiben, und je vertrauter wir mit den *classischen Schriftstellern* werden, die ohne *Astheik* wir weder schätzen, noch ohne *Alterthümer* und *Mythologie* verstehen würden, um (?), indem *Astronomie* uns mit jenen zahllosen Welten bekannt macht, uns vollendet (?) zum Himmel aufschwingen zu können —

zu welchen höhern Sphären  
ich auf dem Lichtweg übergeh' —  
daß doch der Fruchtstaud guter Ähren  
im Thal der Zahren  
an meiner Gruft einst weh'!“

Von der classischen Literatur heist es S. 83: „Die classische Literatur bietet, um die irdischen Begebenheiten noch aus ächten Quellen zu schöpfen, auch ein Hülfsmittel dar. Sie faßt nicht sowohl auf Schiffsflotten (*classen*) eingewanderte, als mehr: in verschiedene Classen eingetheilte alte griechische und lateinische Schriftsteller in sich.“ Wie es in den Lehrstunden dieses pädagogischen Pantheists hergeht, davon giebt uns S. 184 ein auffallendes Beyspiel. Es wird Mythologie gelehrt. „*Lehrer.* Auch die Art, wie sich die Heiden die Hölle dachten, kann für uns lehrreich seyn. Denn wenn sie solche vom Cerberus bewachen, darin einen Tantalus vergebens nach Wasser oder darüber hängenden Äpfeln schnappen lassen. — *Schüler.* Verzeih! Das ist wohl von den sieben Wunderwerken der Schnapphans am jenseitigen Rathhausthurm?“ — Nun erklärt der Lehrer die sieben Wunderwerke von Jona, und nachdem er die Saalbrücken gemauert (in Naschhausen ist die engste, in Cahla die längste, in Jena die schönste u. s. w.), lenkt er wieder ein mit den Worten: „Wir kehren wieder zur Schilderung der Hölle zurück.“ — Wir aber wenden uns von der weiteren Schilderung dieses Buchs, und erklären es kurz und gut für eine Schrift, welche ungeschrieben oder wenigstens ungedruckt bleiben konnte.

99?

Leipzig, in der v. Kleefeldschen Buchhandlung: *Albert und Henriette, oder nur Liebe für die Gottheit, Tugend und Kunst erwirbt uns die höchste Bildung, ein Lese- und Erziehungsbuch für Kinder und alle, die das edle Geschäft der Erziehung betreiben.* von Dr. Friedrich Grützmann. 1804. 238 S. 8. (21 Gr.) Man sieht, der Vf. hat sich Mühe gegeben, aber man — sieht es. Daher vermisst man jene anziehende Leichtigkeit, die besonders Kinderschriften auszeichnen soll.

Was die Aufgabe des Buches betrifft: Kindern durch Liebe für Gottheit, Tugend und Kunst die höchste Bildung zu geben, so fragt man billig: ist das eine Aufgabe für Kinder? Bleibt das Streben darnach nicht die große Angelegenheit späterer Jahre? Wir sind indess geneigt zu glauben, der Vf. habe nichts anderes gemeint, als, Kindern Liebe für Gottheit, Tugend und Kunst einzufößen, und stimmen ihm darin bey; aber die Mittel scheinen uns zweckwidrig gewählt. Denn die Scenen, die der Vf. angelegt hat, z. B. die Betrachtung eines Gemäldes, werden nur benutzt um Kinder über die höchsten Gegenstände schwatzen zu lassen. Wie anders sind die Winke, die darüber in *Jean Paul's Levana* gegeben werden, und die wir den Vf. zu beherzigen bitten.

O.

*Helle, auf Kosten des Verlegers u. in Comm. in Leipzig.* b. Joachim: *Kleine Reden für künftige Volksschullehrer, vorzüglich zu Beförderung der Weisheit in Lehr und Leben.* Ein Erbauungsbuch für nicht ganz ausgebildete Schullehrer. (Ohne Jahrszahl) I Band. XII. 203 S. II Band. 325 S. 8. (1 Thlr. 10 Gr.) Wir können diese Reden als ein wahres Erbauungs-, zum Theil selbst als ein praktisches Methodenbuch allen nur einigermaßen gebildeten Schullehrern mit gutem Gewissen empfehlen. Sie behandeln nach der Aufeinanderfolge der Sonn- und Festtage, theils allgemein wichtige Materien, als: von der Pflicht den Verbesserungstrieb in uns rege zu erhalten, jedoch mit beständiger Rücksicht auf den Schullehrer, theils aber auch solche Gegenstände, welche für Lehrer und Jugenderzieher ein eigenthümliches Interesse haben, als: über das Verhältniß des Schullehrers zum Prediger; ausgezeichnete Köpfe erfordern eine vorzüglich sorgfältige Behandlung; Kinderkenntnis eine Sache, ohne die man unmöglich ein nützlicher Lehrer seyn kann; Wichtigkeit der Tochterbildung u. a. Überall herrschen geklutterte Ansichten, sowohl da, wo moralisch religiösen Gegenständen die Rede ist, als auch in den pädagogischen Rathschlägen. Freymüthigkeit und theologische Mäßigung findet man hier vereint, so weit als beide sich vereinigen ließen. In mehreren Reden herrscht eine Wärme und Lebendigkeit der Darstellung, die den gefühlvollen Leser unmöglich ungerührt lassen kann. Nach dem Vorberichte des Herausgebers soll sich der Vf. bereits in einer andern Welt befinden; wir wissen aber, daß er noch in der gegenwärtigen anzutreffen sey, und wünschen herzlich, daß er hier noch recht lange viel Gutes wirken möge!

Z—d.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 12 M A Y 1808.

GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Barth: Auf Kosten des Verf.: *Pleonasmus Graeci sive Commentarius de vocibus quae in sermone Graeco abundare dicuntur*. Auctore Benjamin Weiske, Scholae Portensis nuper ConR. etc. 1807. 220 u. 9 S. 8. (14 Gr.)

Der Vf. wollte ein Buch liefern, das dem bekannten Tractat des Lambertus Bos *de ellipsis Graecis* als Gegenstück könnte beygefügt werden. Er stellte daher zusammen, was von Anderen über diesen Gegenstand gesagt war, in der Meinung, daß er zum gemeinen Nutzen einiges weniger Bekannte ausziehen, anderes weiter ausführen, und Alles in eine Ordnung bringen könne, wo Jeder das Nöthige leicht herausfinden würde. — Noch bewog ihn dieses, die Mühe zu übernehmen, daß die gelehrtesten Männer dunkel und zweifelhaft über den Pleonasmus gesprochen. (*Hag. init.*)

Da hier über einen sehr zweydeutigen Gegenstand zum ersten Male ein eigenes Buch erscheint, das durch die Art seiner Herausgabe besonders in den Schulen verbreitet, und der griechischlernenden Jugend in die Hände gegeben worden ist: so darf die Bescheidenheit, mit welcher der Herausgeber des Xenophon uns seine Arbeit darbietet, die Forderungen der Kritik nicht herabstimmen, die hier mit besonderer Sorgfalt untersuchen muß, was hätte geschehen sollen, und was in dem Vorliegenden gegeben ist, damit, wenn Mißgriffe darin sind, den Folgen derselben in Zeiten vorgebeugt, und von ihnen der schöne Flor nicht getroffen werde, in dem jetzt das Studium der griechischen Sprache auf unseren guten Schulen steht. —

Der Vf. ist weit entfernt, in der griechischen Sprache des *Überflüssigen* so viel zu finden, daß sich darüber ein eigenes Buch schreiben ließe; im Gegentheil, um dem übeln Vorurtheil zu begegnen, das der mit Recht verrufene Name des *Pleonasmus* gegen sein Buch erwecken könnte, wird dessen Begriff (§. 3. *Isag.*) auf eine eigene Art vorsichtig bestimmt. Es wird als Grund der Rede angenommen eine verständliche, schlichte, nicht ganz vollendete Darlegung des Gedankens (*Sententia pro captu populari plena, sed nuda nec plane polita*), und was, um ihn auf irgend eine Art zu wenden und näher zu bestimmen, hinzukommt, ist dem Vf. Pleonasmus. Doch wie kommt es, daß gerade in der Rede, wo der *captus popularis* vorherrscht, die also *nuda nec* J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

*plane polita* seyn sollte, z. B. in den Gesängen des Homer und der Conversationsprache des Aristophanes, gerade die meisten also bestimmten Pleonasmen zu finden sind; da hingegen die feine Sprache im Xenophon, oder die poetische im Sophokles, der meisten Überfüllungen jener Art ermangelt? — Es möchte also, statt zwischen dem, was *nudum nec plane politum*, und seinem Gegensatz zu unterscheiden, vor allen Dingen im Style der Griechen selbst erst ein Unterschied zu machen seyn. — Eine andere Diction, frey gehalten von Überladung kleiner Wörter und zu vieler Bestimmungen, die die Phantasie gerade auf eine bestimmte Seite hinziehen, verlangt die wahre Sprache der Poesie, die den Gedanken zwar scharf begrenzt, aber seine Grenzen nicht vorzeichnet: eine andere weit mehr durch Partikeln beengte, und durch genaue Bezeichnung mehr überladene, will die Conversation, die sich niemals deutlich genug machen kann, oder der ihr ähnliche Styl des Euripides. Etwas diesem hinweggenommen, und dem höhern Styl hinzugehan, würde dort eine Lücke, hier einen unnützen Auswuchs verursachen. — Die Vergleichung der lyrischen Gesänge und des Dialogs bey Aristophanes wird das Jedem deutlich machen. — Um nur Ein Beyspiel zu geben, so verschmähe die rein ausgebildete Sprache den *häufigen* Gebrauch der Partikel *ye*, er findet sich in keinem lyrischen Gesänge, in keinem Dialog der wahren Tragödie, oder in einem darstellenden Vortrag, da hingegen bey Aristophanes und Euripides, und wo bey Plato die Personen des Dialogs schnell wechseln, die Partikel dem Leser auf jedem Schritt, und oft in Gesellschaft mehrerer anderer in den Weg läuft. Unserer Einsicht nach müßten also einem Buch über den Pleonasmus Abhandlungen über die Eigenheiten des verschiedenen Stils nicht nur in einzelnen Schriftstellern, sondern auch in den verschiedenen Zeitaltern vorangehen, wo sich denn vieles als Eigenheit des Einzelnen, anderes, wie bey den Alexandrinern und später, als falsch, und aus übelem Verständniß des Homers und Anderer entstanden, darstellen würde, was jetzt in den ungeschiedenen Schwall der Gräcität, als allgemeines Gut, hineingeworfen wird. Dann möchte immer eine Bestimmung des Pleonasmus eintreten, die der vom Vf. gegebenen ähnlich wäre. — Doch wir folgen ihm auf das Feld, das er durch dieselbe sich abgesteckt hat.

Zunächst sind darin eingeschlossen — nicht alle Partikeln wie der Vf. (S. 12) annimmt; denn wie könnte irgend eine Rede, obwohl *nuda nec plane* Mm

*polita*, ganz ohne Partikeln seyn? sondern nur diejenigen, die da, *salva sententia*, stellen könnten; den Sinn aber durch ihren Eintritt anders wenden: z. B. λέγω τοῦτο ist *sententia pura*, die urbane Umschreibung des leise tretenden Attikers λέγοιμι ἂν τοῦτο giebt ihr eine feinere Wendung, und ist so nach *Weiske Pleonasmus*. Eben so οὐδὲν λέγεις, ὅτι οὐκ ἀληθεύεις ist einfacher Ausdruck; voller, also pleonastisch οὐδὲν λέγεις. ὅτι οὐκ ἀληθεύεις u. s. a. — Dieses Gebiet hätte müssen untersucht und angebaut werden, da jetzt der Vf. aus Furcht, die ganze Partikellehre sich aufzuladen, sie lieber von sich weist, „weil *Devar*, *Hoogeveen*, *Schütz*, *Zeune* und *Hermann* Andern wenig zu thun übrig gelassen, und er kein grosses Volumen habe schreiben wollen.“ Dem Rec. aber erscheint die griechische Partikellehre ungeachtet vieler Bestimmungen, die sie im Einzelnen erfahren hat, auch jetzt noch als Chaos, indem selbst die neuesten Meinungen in Zwietracht an einander schlagen; wiewohl er nicht glaubt, dafs zur Entwicklung desselben grosse Volumina nöthig sind, wenn nur zu den schon gemachten, und noch zu machenden Beobachtungen über ihre Construction philosophische Durchdringung hinzukommt, und man die möglichen Beziehungen der *modorum*, an denen am Ende die Hauptsache hängt, aufzufinden und zu verzeichnen weifs. — Gegen die Mitte des Buchs scheint der Vf. doch auf die kleinen Wörtlein eingehen zu wollen; aber es ist nur Fragment von dem, was nöthig war (*etiam de particulis aliquid audere coepimus*, sagt er selbst). — Doch wir wollen nicht mehr mit dem Vf. rechten über das, was nach unserer Einsicht in dem Buche stehen sollte, und dessen Mangel es selbst nur zu einem Bruchstück der Untersuchung macht, die es ganz zu umfassen vorgiebt, sondern ihm in der Begrenzung seines Feldes weiter nachgehen. — Ausgelassen, oder, wie billig, nur kurz berührt, werden Wiederholungen wie *εἰς ἐναντία*, *εἰς πάλιν*, *προδραμῖν*, *εμπροσθεν*, Adverbien, die schon im Verbo liegen, Periphrasen, Synonyme wie *βᾶσι*, *ἴσι*, und anderes, was ohne Mühe verstanden wird (§. 5.—9). Wir wünschten, dafs dieses Verbannungsrecht noch weiter ausgedehnt wäre, wie auf *αἰσχροὺς τῇν ὄψιν*, *πιδίον εἰς ἀποψιν ἀπειρον* und gar viele Redensarten, die durch das Buch hin, erläutert werden, ohne dafs Jemand darin Dunkelheit finden wird: — So wie also auf der einen Seite die Untersuchung zu sehr beengt wurde, ist sie hier bey weitem zu sehr ausgedehnt. —

Dafs unter dem Übergangenen, auch mehrfach, zusammengesetzte Wörter, wie *ὑπερφύειν* u. a. begriffen sind, ist nicht zu billigen, noch weniger des Vfs. Urtheil über die weiland *Graece apprimè doctos, qui vim aliquam singulis in verbo composito praepositionibus tribuerent* (S. 15); denn daran thaten sie gar sehr Recht, und die Präposition im Verbo giebt eben, weil sie bestimmt, auf etwas hindeutet, oft ein gar willkommenes Moment, um in streitigen Fällen zu entscheiden. Hier mußten jene Männer, wenn ihnen die Erklärung der Präpositionen im Verbo nicht

gelingen war, verbessert, nicht aber das Kind mit dem Bade verschüttet werden. Wohl liegen zuweilen, wie in dem Beispiele *Iliad. β. 267, σμῶδις ἐξ-υφανίστη* die Begriffe, wenn sie aufgewickelt werden *ἔσση — ἀνὰ — ὑπὸ — ἐξ* — ziemlich bunt bey einander, und werden von Eustathius linkisch genug erklärt; doch ist der volle Sinn: die Schwiele erhob sich unter dem Stabe aus dem Buckel des Mannleins. — Diese Begriffe dürfen natürlich nur leise angedeutet werden, und das geschieht in dem trefflichen Wort: — Welche Sprache dürfte auch dergleichen Zusammensetzungen ohne Sinn und Zweck wagen?

Dann folgen S. 21 — 32 zum Theil sehr gute Bemerkungen über die Quellen der Pleonasmen, die wir der eigenen Erwägung eines Jeden überlassen, um ohne weiteren Aufenthalt aus der *Isagoge* in das Buch hineinzukommen. Hier werden nun in einzelnen Abschnitten die Pleonasmen eines jeden Redetheils zusammengestellt, und grossen Theils gut erläutert. Dieses Lob, welches dem Buche im Allgemeinen gebührt, wird durch folgende Bemerkungen zwar bedingt, aber nicht aufgehoben. Sie betreffen zuerst einige allgemeine Fehler des Buchs: das zu grosse Bestreben, *Ellipsen* und *Etymologien* zu machen.

S. 91. *Εὐρὺ τῆς πόλεως*, wo *εὐρὺ*, wie andere Adverbia, den Genitiv hat. — Hier braucht der Vf. einen ganzen Schweif von Worten — *κατὰ τὸ εὐρὺ μέρος τῆς πόλεως* — und warum? *μῖς* aus dem Adverbium ein Adjectiv zu machen. Was ist denn aber das *εὐρὺ μέρος τῆς πόλεως*? — S. 66. *ὑπερφύει μὲν αὖν ὡς βούλομαι*, wo *ὑπερφύει* ὡς *quam maxime*, durch einige Partikeln getrennt ist, soll die volle Rede seyn: *ὑπερφύει μὲν οὖν ἔστιν βούλεσθαι, ὡς βούλομαι*. — wo denn ein *Paulo melius* aus *Hoogeveen* beygebracht, dann wiederum mit einem *verumtamen* eingelenkt, und mit — nichts beschloßen wird. — Dieses ist die Interpretationsmethode, die alles will und alles versucht und darum nichts findet und zu nichts führet, als zu einem Hln- und Hersagen, das der Tod ist von der Erkenntnis. — Ähnlich ist die Erklärung des *εἰς τὸ πάλιν*, wo das Adverbium auf ganz gewöhnliche Art mit dem Artikel und der Präposition behandelt ist, durch *εἰς τὸ ἀνὰ (?) πάλιν ὃν μέρος χρόνου*, bey welcher Ausfüllung uns noch dazu angemulhet wird, einen Theil der Zeit zu denken, der von neuem seyn soll. — S. 208. *Ἐπιγνοῦς, ὡς ὅτι ἐν ἐσχάτοις εἰσιν οἱ τὸν*, wo die Rede *ὅτι ἐν ἐσχάτ.*, in der *ὅτι* ohne Bedeutung, wie oft, bloß dient, den Anfang zu machen. — wo diese durch *ὡς* eingeleitet wird, findet der Vf. durch eine Ellipse, und diese durch eine andere zu erklären, nöthig. — Dazu muß noch das *ὅτι* in *δ, τι* getrennt werden, und so kommt herab: *ὡς τοῦτο*, nämlich *κατὰ τοῦτο εἶσι*; *δ, τι ἐν ἐσχάτοις*, d. i. wenn man übersetzt: *eos illud esse, seu in eo esse, quod in ultimis*. — — S. 215. *Ἀνὴρ ἐν τοῖς μάλιστα καὶ ἐκ πλείστον ἐγάντιος τῷ θήλει*, *Thucyd. VIII. 90.* Hier, wenn man nicht *mit Reitz de Pr. Gr. Aec. incl. p. 15* — 25 ἐν τοῖς durch *omnium* erklärt, was noch zweifelhaft scheint, rath die Wei-

fe des Thücydides bey *ἐν τοῖς μάλιστα* zu verstehen *ἐναντίος*, was erst in dem Folgenden liegt. So helfe es gleich von Anfange I, c. 10: *Μικῆναι μικρὸν ἢν* (sc. πόλις) *ἢ εἰ τι τῶν τότε πόλιστα νῦν μὴ* — *δοκεῖ*. Doch der Vf. setzt an: *ἄνθρωποι κατὰ τὰ μάλιστα ἐναντία ὄντα . . . ἐναντίος*. — In der That, wenn man vorkommende Knoten und Härten der Rede so lange mit Worten stopfen darf; bis sie nicht mehr aus dem Wulst hervorragen: so ist nichts leichter; aber auch nichts undankbarer, als dieses Geschäft. — Wir wollen indeß bey dem Vf. dieses als einen Rest ansehen, der ihm von seinem Studium des *Lamdenius* Bas anhängt, und ihm mit anderen wackern Männern der älteren Schule gemein ist. Die jungen Besitzer seines Buches aber müssen wir vor solcher Willkühr warnen.

Ein anderer Vorwurf trifft des Vfs. Etymologieen und Worterklärungen. S. 73. *ὦ μοι* oder *οἶ μοι*, wo nach ihm das *μοι* kein Dativ, sondern ein Theil der Interjection (also wie *τοί* in *ὅτοί*) seyn soll, weil man nicht sage *οἶ σοι*, *οἶ ἡμῖν* cet. Doch daraus folgt nichts gegen *μοι* in *οἶ μοι*. Auch im Lateinischen erinnert sich Rec. neben *hei mihi* niemals *hei tibi*, *hei vobis* u. a. gelesen zu haben, und doch hört *mihi* nicht auf Dativ zu seyn. Das übrige, was unter §. b — d erinnert ist, wird eine richtige Ansicht der Interjection heben: *οἶ μοι* war durch seinen häufigen Gebrauch so geläufig geworden, daß der, der es hörte, nur noch den Begriff davon, *στένομαι*, auffasste. — So der Vers:

*οἶμοι! — εἰ δ' οἶμοι; θνητὰ τοι πέπονθ' ἔμην.*

In den Formeln *οἶμοι ἐγὼ*, *οἶμοι ἐγὼ δεῖλός* tritt also nur nach die Person zu dem, in Worte vorhergehenden Verbo, und *οἶμοι κακῶν*, *οἶμοι ἐγὼ κακῶν* ist nichts mehr, als *στένομαι κακῶν*, wie *στένω* sc. *τῶς* *ἐπιλομένης* *τύχης* und alle *Verba lugubria*. S. 112. Ganz eigene Schwierigkeiten hat dem Vf. das *Auxiliare μέλλειν* gemacht, so daß er davon aus dem Griechischen heraus ins Phöniciſche und, da dort natürlich nichts zu finden, hindurch ins Hebräische getrieben worden ist. — Da heiße *נחז* *expluit* (warum nicht schon *נחז?*) zugleich *succedere*, *sequi*, *consentaneum esse*. Dem mag nun, heiße es, ein phöniciſches Wort ähnlich gewesen, und aus dem mag *μέλλω* entstanden seyn, dessen erste Bedeutung also *ausfüllen*, *passen*, seyn mag. — Hier sind zum wenigsten drey willkürliche Annahmen; und was sich mit dem Schema: *x* ist *y* und *y* ist *x*, also ist *x* auch *x*, dem Vf. für Instanzen machen ließen, mag er selbst bedenken. — Es ist nicht nöthig; hierüber Speculationen zu machen; die endlich mit einem *quidvis defendere licet denique* (S. 113), sich schließen. — nur aber nicht angenommen, daß *μέλλω* für sich etwas heiße: *ποιῶν* ist *faciō*, irgend einmal, *μέλλω ποιῆν facturus sum*, instant, *μέλλω ποιῆσαι facturus ero*, und *μέλλω ποιῆσαι fecero* und wir haben nicht nöthig, willkürliche Begriffe in die Stellen hineinzudrehen. — Ubrigens enthält des Vfs. Beispiel *μέλλω ἀκούσειν* einen Solöcismus, da

man bloß *ἀκούσειν*, Inf. M., findet. Auch sonst vermissen wir Sauberkeit der Diction, wo sich der Vf. griechische Formeln macht: wenn (S. 12) *εἰ θέλεις, πρὸς σὲ ἐλεύσομαι* vorn das *εἰ* verliert, heiße es nichts, und kann nur als *θέλεις πρὸς σὲ ἐλεύσομαι* wieder auftreten. — Und S. 57 kommt gar *ταῖς πασι πόλεσιν* zum Vorschein. S. 143. — Aus Phrynichus Angabe „*πρὸς πάλιν κοινῶς*“ (aber wer?) *διτίθηται πάλιν*, wird sofort gefolgert, daß dieses der Dativ, *πάλιν* aber der Accusativ sey: also von *πάλιν, πάλιν*, *πάλιν* (aus *παλιν*; und doch kurz bey *Μανέθο Apostol. VI, v. 99*), *πάλιν*. Und was sagt Phrynichus? S. 124 ed. Pau. *πάλιν οὕτω λέγουσι οἱ νῦν ὁμοῦ καὶ ποιηταί* (also zu Phrynichus, d. h. zu Kaiser Commodus Zeiten, in welchen Niemand *κατασκευάζει* *etymologicis* suchen wird, denn:) *δὲ οὐ μὲν τὰ πρὸ νῦν, πάλιν, ὡς οἱ ἀρχαῖοι λέγουσιν*. — Das Ganze ist also eine Spielerey der Spätern, die das Wort wie das jänische *μέχρις*, attisch *μέχρι*, oder *ἄχρις*, *ἄχρι* behandeln wollten. Von gleichem Korn sind auch die Bemerkungen, daß (S. 169) *πῶ* und *τοί* ein paar *Ablativi peculitarius formae*, *quam et desiderant propter discrimen significationis*, daß (S. 174) *ἀλλὰ* ohne Zweifel *Accus. pl. ab ἄλλος* et f. *ἡ κατὰ τὰ ἄλλα* sey, so wie *γὰρ* aus *γῆ* und *ἀρα*, und demnach heiße *propter causam quidem*, i. e. *hanc saltem ab rationem*. — Wenn solche *lusus ingentis* nicht mit Ernst zurückgewiesen werden: so schießt sich uns ein Diffelfeld etymologischer Spitzfindigkeiten auf, das dann höchstens Ellipsen, aber keine Frucht tragen wird. — Und wozu das alles am Ende in einem Buche über den Pleonasmus? Doch dergleichen Mängel können nur so lange dem Unerfahrenen schaden, als sie nicht aufgedeckt werden, und solchen einmal abgefohien, dem sonst brauchbaren Werklein keinen Schaden thonn.

Noch wäre vielleicht ein anderer allgemeiner Fehler des Buches zu rügen: nämlich das Bestreben des Vfs., jedem Wort, besonders jeder Partikel, wenn auch ihre Kraft nur dahin geht, den Modus zu bestimmen, dennoch eine eigene Bedeutung anzuhängen, wie z. B. (S. 139) dem leidigen *ἄν*, das da eine *vis dubitandi* und *simpliciter concessendi* haben soll, welcher Mantel denn so faltenreich ist, daß jeder Solöcismus, wie *ἐς τ' ἄν ἐπύχεν*, *ἐς τ' ἄν ἦσαν*, *ἐπειδὴν* (bekanntlich *ἐπειδὴ*; *ἄν*) mit dem Ind. und gar viele andere darunter gehn, die noch jetzt den Xenophon und nicht in des Vfs. Ausgabe allein veranlassen; — doch wir kommen zu den einzelnen Theilen.

**Pleonasmus. Articuli.** S. 33 — 39. Irrig ist S. 33 n. 2. in *ἀνακαλοῦντες τὸν εὐεργέτην τὸν ἄνθρωπον ἄγαθόν* aus *Cyrop. III, 3. 4* der Artikel vor *ἄγαθόν* als Pleonasmus angesehen, der da des Wortes Kraft verstärke. — Ohne ihn würde *τὸν ἄνθρωπον ἄγαθόν* kein *locus ambiguus et languidus* seyn, sondern einen gar gewaltigen Solöcismus enthalten. Wohl sagt man *ἀνὴρ ἄγαθός*, *ἀνὴρ δ' ἄγαθός*, *ὁ ἀνὴρ δ' ἄγαθός*; aber nie *ὁ ἀνὴρ ἄγαθός*. — Die nähere Bestimmung dieses Kanons gehört nicht hierher; nur bemerken wir, daß

Beispiele vom Vocativ, wie  $\alpha\iota\ \pi\alpha\iota\delta\epsilon\varsigma\ \omicron\lambda\iota\tau\tau\omicron\iota$  und einige andere, bey den Tragikern, wo der Vers keine Versetzung zulässt, nicht dagegen streiten, da  $\alpha\iota$  kein Artikel, sondern reines  $\epsilon\pi\iota\rho\eta\mu\alpha\ \kappa\lambda\eta\tau\iota\kappa\acute{o}\nu$  ist. Man vergl. die Stellen der Grammatiker darüber bey Fischer *Animadvers. ad Weller. Spec. l. p. 317 seq.* — Eben so wenig Pleonasmus, sondern nothwendig, ist der Artikel in  $\omicron\upsilon\tau\omicron\varsigma\ \omicron\ \alpha\upsilon\theta\omega\pi\omicron\varsigma$ ,  $\tau\omicron\ \acute{\epsilon}\nu\omicron\mu\alpha\ \tau\grave{\alpha}\ \mu\eta\delta\omega\upsilon$  u. a., von denen S. 36 ff. zweifelhaft gesprochen wird, und es ist vergebene Mühe, wenn der Vf. herausbringen will, was die Formeln ohne denselben heissen, da kein Grieche sie ohne ihn je gebraucht hat. —

**Pleonasm. nomin. Subst. S. 40—53.** Nach einigen guten Bemerkungen über gewöhnliche Abundanz gewisser Substantive, folgen eine Reihe einzelner, wo S. 43 aber  $\alpha\upsilon\theta\eta\rho$   $\Psi\omega\mu\alpha\iota\omicron\varsigma$ ,  $\alpha\upsilon\theta\eta\rho$   $\Lambda\theta\eta\upsilon\alpha\iota\omicron\varsigma$  so wenig wie  $civis$  in  $civis$  Romanus ein Pleonasm genannt werden kann. — Das, so viel wir wissen, bloß tragische  $\omicron\delta\epsilon\ \alpha\upsilon\theta\eta\rho$  st.  $\epsilon\gamma\omega$  ist hier nur mit zwey Stellen zu kurz abgefertigt. Zu loben ist der Fleiß, mit dem ferner das Nöthige zur Erklärung von Formeln  $\pi\acute{\alpha}\lambda\iota\upsilon\ \epsilon\tilde{\zeta}\ \alpha\rho\chi\eta\varsigma$ ,  $\epsilon\pi\omicron\varsigma\ \epsilon\iota\pi\epsilon\iota\upsilon$  a. zusammengestellt ist, obwohl Fischer und Ruhnkens noch besser hätten genutzt werden können. —  $\kappa\lambda\eta\rho\omega$ ,  $\pi\acute{\upsilon}\lambda\omega\ \lambda\alpha\chi\epsilon\iota\upsilon$  sind keine Pleonasmen, nicht weil, wie der Vf. will,  $\lambda\alpha\gamma\chi\acute{\alpha}\nu\epsilon\iota\upsilon$  urspr. bloß *accipere* heisst, was falsch ist, sondern weil man die Ideen vom Schicksal und durchs Loos erhalten, unterscheiden mußte. Auf gleichem Grunde beruht  $\epsilon\pi\iota\delta\iota\ \mu\acute{\alpha}\chi\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$  opp.  $\chi\epsilon\iota\rho\epsilon\sigma\sigma\iota\ \mu\acute{\alpha}\chi\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$ ;  $\lambda\omicron\gamma\omicron\iota\varsigma\ \pi\epsilon\iota\theta\epsilon\iota\upsilon$  opp.  $\delta\omega\pi\omicron\iota\varsigma\ \pi\epsilon\iota\theta\epsilon\iota\upsilon$  u. a., wo der Gegensatz den Zusatz erfordert. Noch muß als Mißgriff aufgestellt werden, daß in  $\epsilon\lambda\lambda\eta\nu\iota\zeta\epsilon\iota\upsilon\ \tau\eta\ \Phi\omega\nu\eta$  ein Pleonasmus gesucht wird. — Soll nach dem Vf.  $\epsilon\lambda\lambda\eta\nu\iota\zeta\epsilon\iota\upsilon$  heissen griechisch,  $\beta\alpha\rho\beta\alpha\rho\iota\zeta\epsilon\iota\upsilon$  barbarisch,  $\delta\omega\rho\acute{\alpha}\zeta\epsilon\iota\upsilon$  dorisch reden — was mag denn  $\Phi\iota\lambda\iota\pi\pi\iota\zeta\epsilon\iota\upsilon$  irgend wo bey dem Demosthenes von der Pythia, die Philipp bestochen, was gar  $\beta\omicron\upsilon\omega\tau\iota\acute{\alpha}\zeta\epsilon\iota\upsilon$   $\tau\omicron\upsilon\upsilon\ \tau\rho\omicron\pi\omicron\upsilon\ \kappa\alpha\iota\ \alpha\upsilon\ \tau\epsilon\tau\tau\alpha\lambda\iota\zeta\epsilon\iota\upsilon$  (*Ael. V. H. IV, 15*), und ähnliche Ausdrücke heissen? — Offenbar ist  $\epsilon\lambda\lambda\eta\nu\iota\zeta\epsilon\iota\upsilon$  den Griechen *ähnlich* oder *günstig* seyn, *Hellenisieren*; u. s. a., und  $\epsilon\lambda\lambda\eta\nu\iota\zeta\epsilon\iota\upsilon\ \tau\eta\ \Phi\omega\nu\eta$  heisst *der Sprache nach* ein Grieche seyn. — Damit wird aber nicht geleugnet, daß  $\epsilon\lambda\lambda\eta\nu\iota\zeta\epsilon\iota\upsilon$  auch ohne weiteren Zusatz *griechisch* reden bedeute, wie Plat. Charmid. S. 159. A; doch ist dieses nach dem Gesagten offenbar die fernere Bedeutung.

S. 54—58 **Pleonasm. nomm. numerall.** — S. 54.

Sehr willkürlich ist die Erklärung des  $\epsilon\upsilon\ \omicron\upsilon\delta\epsilon\upsilon$  durch  $\kappa\alpha\tau'\ \omicron\upsilon\delta\epsilon\upsilon\ \pi\omicron\upsilon\ \omicron\mu\iota\mu\omicron\ \eta\mu\iota\varsigma$ , zum Verständniß hilft keine einzige Stelle. Offenbar ist in Formeln wie  $\omicron\upsilon\delta\epsilon\ \tau\omicron\upsilon\tau\omega\upsilon\ \epsilon\upsilon\ \omicron\upsilon\delta\epsilon\upsilon\ \mu\acute{\epsilon}\nu\epsilon\iota$  Plat. Epinom. Vol. IX. p. 245 ein zwiefach gedachtes:  $\omicron\upsilon\delta\epsilon\ \epsilon\upsilon\ \tau\omicron\upsilon\tau\omega\upsilon\ \mu\acute{\epsilon}\nu\epsilon\iota$  und  $\tau\omicron\upsilon\tau\omega\upsilon\ \omicron\upsilon\delta\epsilon\upsilon\ \mu\acute{\epsilon}\nu\epsilon\iota$ , das dann in der Construction zusammengeschmelzen ist. — Auf gleiche Verschmelzung deutet S. 60 der Pleonasm von  $\alpha\lambda\lambda\omicron\varsigma$  in Formeln wie  $\pi\lambda\epsilon\iota\omicron\upsilon\omega\upsilon\ \delta\eta\ \gamma\epsilon\omega\upsilon\rho\gamma\omega\upsilon\ \tau\epsilon\ \kappa\alpha\iota\ \tau\omega\upsilon\ \alpha\lambda\lambda\omega\upsilon\ \delta\mu\mu\iota\omega\upsilon\rho\gamma\omega\upsilon\ \delta\epsilon\iota\ \eta\mu\iota\upsilon\ \tau\eta\ \tau\omicron\lambda\epsilon\iota\ \epsilon\tau.$  aus Plat. Rep. II. p. 371. A., wo der Vf. wieder von einer *major perspicuitas* und am Ende gar von einer Ellipse spricht. — S. 55 gute Zusammenstellung des Bekannten über  $\pi\acute{\alpha}\varsigma$ ; doch ist  $\omicron\upsilon\delta\epsilon\upsilon\alpha\ \gamma\acute{\alpha}\rho\ \alpha\iota\ \tau\omega\upsilon\ \pi\acute{\alpha}\nu\tau\omega\upsilon\ \alpha\upsilon\tau\iota\beta\lambda\acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota\upsilon\ \eta\tilde{\zeta}\iota\omicron\upsilon$  aus *Julian. Caes. p. m. 4* so offenbar ungrisch, daß Rec. nicht begrift, wie der Vf. der vor trefflichen Conjectur des *Spanhemius*  $\omicron\upsilon\delta\epsilon\upsilon\alpha\ \gamma\acute{\alpha}\rho\ \alpha\iota\ \alpha\pi\alpha\upsilon\tau\omega\upsilon\tau\omega\upsilon$  (nur noch den Artikel  $\alpha\iota\ \tau\omega\upsilon\ \alpha\pi\alpha\upsilon\tau.$  voran!) durch vages *Raisonnement* widerstreiten kann, ohne nur Eine Stelle zur Rechtfertigung der *Vulgata* bezubringen. Ihm eigen aber ist die seltsame Bemerkung,  $\pi\acute{\alpha}\varsigma\ \omicron\upsilon\kappa\ \epsilon\chi\ \eta\epsilon\beta\alpha\iota\kappa\alpha\ \tau\acute{\alpha}\tau\iota\omicron\epsilon\ \pi\omicron\ \mu\iota\lambda\iota\iota\varsigma\ \omicron\kappa\upsilon\upsilon\upsilon\upsilon\tau\epsilon\ \alpha\pi.$  Plat. Phaed. p. 208. — S. 58  $\pi\lambda\epsilon\iota\omicron\upsilon\varsigma\ \delta\eta\ \pi\acute{\alpha}\nu\tau\epsilon\varsigma\ \tau\omicron\upsilon\tau\omicron\ \lambda\acute{\epsilon}\gamma\omicron\upsilon\sigma\iota\upsilon$  entspricht *ex affe* unserm *die meisten sagen dieses alle* im nachlässigen Ausdruck, und braucht nicht durch Argutiren zu *quam plurimos* getrieben zu werden.

S. 59—66. **Pleonasm. nomm. adject.** S. 60 sind  $\alpha\kappa\omicron\upsilon\sigma\iota\alpha\varsigma\ \alpha\upsilon\acute{\alpha}\gamma\kappa\alpha\iota$  aus *Dionys. Halic.* und mehreres, was weiterhin aus späteren beygebracht wird, nicht sowohl für Pleonasmen als poetische Floskeln zu erklären, die in jeder Sprache in die Prosa übergehen, wenn ihre schöne Zeit vergangen ist und die Schriftsteller sich mit Reminiscenzen schmücken. — Daß aber  $\tau\omicron\sigma\omicron\upsilon\tau\omega$  —  $\omicron\sigma\omega$  S. 63 keinen Pleonasm mache, sondern die Sätze in das Dativverhältniß stelle, wird der Vf. am besten finden, wenn er sucht einen solchen Pleonasmus davon wegzunehmen, um seine *sententiā non plane polita* zu bekommen. — Sonst werden in diesem Abschnitt manche sehr gute Bemerkungen über  $\omicron\sigma\omicron\varsigma$ ,  $\alpha\upsilon\tau\omicron\varsigma$  u. a. Wörter der Art beygebracht, die in den folgenden Abschn. über die Pronomina gehören, der überhaupt mit vieler Sorgfalt und Sachkenntniß ausgearbeitet ist. Ubrigens ist in  $\omicron\delta\ \alpha\upsilon\tau\omicron\varsigma\ \epsilon\gamma\omega$  —  $\eta\lambda\upsilon\theta\omicron\upsilon\ \epsilon\varsigma\ \pi\alpha\tau\epsilon\rho\alpha\ \gamma\alpha\iota\alpha\upsilon$  das  $\omicron\delta\epsilon$  *hierher* wie *Schäfer* in den *Metett. Critt.* gezeigt hat.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

## KURZE ANZEIGEN.

**LATEINISCHE SPRACHKUNDE.** Würzburg u. Bamberg, b. Göbhardt: *Lateinische Sprachlehre* herausgegeben von Heinrich Hub, Lehrer zum Neuenmünster in Würzburg. 1806. 358 S. 8. (12 Gr.) In dieser Grammatik liest man unter hundert ähnlichen Sächelchen folgende Wörter, Regeln und Beispiele. S. 3. Diphthongi f. Diphthongi. S. 4. *h* liest man wie *ch*. Der Vf. schreibt fast überall *am* oder im *Genitivo Singulari*. S. 11. Auch der Vocativ und Nominativ sind (die 2te Declinatio angenommen — welche Präcision!) durchgehends im Sing. und Plural. einander gleich. S. 13 declinirt der Vf. Anchises also: N. Anchisus. G. Anchis — e. D. Anchis — e. S. 192. Alexander Philippi filius Rex Macedoniae infirmi fama notus est: wird übersetzt: Alexander Philippi Sohn, König von Ma-

cedo (wie König von Portugies) ist sehr berühmt. Und gleich auf der folgenden Seite: Galii, qui multi sunt, Anglior devincti. S. 242. Doctor Siebold omibus vulneribus medetur, quibus mederi difficile est: das soll heissen: die zu heilen schwere Wunden werden alle vom Doctor Siebold geheilt. — Bedürfen wir weiter Zeugniß, daß diese Grammatik ein elendes Machwerk ist? Und wer etwa noch nicht davon überzeugt seyn sollte, lese nur die syntaktischen Regeln.

Vos saevus impenitus leges,  
Ut praecceptorum verborum regula constet,  
Ut legat historiarum etc.

Juvenalis.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 13 M A Y 1808.

## GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Barth: *Pleonasmus Graeci.* — Auctore Benjamin Weiske etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

S. 84 — 127. *Pleonasm. verb.* Viel dürftiger ist dieser Abschnitt ausgefallen, wo des Stoffes so unendlich viel war; unter dem Gegebenen hat sich auch hier des Unbedeutenden nicht wenig eingemischt. — S. 85: Um aus ἀξιούν die Bedeutung *aequum putare* abzuleiten, wird *Hiphil* und *Piel* zu Hülfe gerufen. Solche Bemerkungen, mit unfruchtbaren Ellipsenerklärungen, die hier besonders häufig werden, untermischt, machen die Lectüre des Buchs unfreundlich. Was soll S. 97 bey ἐκὼν εἶναι, einem Rest alter Infinitivconstructions [wie Thucyd. I. 21 ὡς παλαιὰ εἶναι ut res sunt veteres], das Worte erklären? und warum S. 100 soll man bey ἐπέρχεται μοι ποιεῖν τοῦτο nur ἐνοία, ἐπιθυμία und andere Substantive verstehen? Auch wir sagen: Es kommt mir bey, etwas zu thun, und niemand wird da Ellipsen suchen. Inzwischen wird auch hier manches Verbum näher erklärt, als εὔχεσθαι, ἔχειν u. a., wo Koen's und Valkenaer's Erklärung von ληρεῖς ἔχων durch ὑπάρχεις ληρεῖν mit Recht als *portenti instar* verworfen, und eine andere (*revera deliras*) beygebracht wird. — S. 108: In ἦκω Φέρων ist ἦκω wie häufig *adsum*, und wir würden demnach wie bisher das Φέρων als pleonastisch ansehen; wenn hier überhaupt von Pleonasmus zu sprechen wäre, wo der Begriff einer Präposition durch eine Participialconstruction ausgedrückt wird. S. 114 οἰχομαι ἀπιών, ist kein so großer Pleonasm, als es dem Vf. und dem Suidas scheint. Ganz recht bemerkt Schol. ad Aristoph. Lystr. v. 31 οἰχεσθαι τὸ ἀπελθεῖν καὶ τὸ θανεῖν καὶ ἀπλῶς ἀφανισθῆναι cf. Hutchins. ad Cyrop. p. 370, da also οἰχεσθαι der allgemeine Begriff ist, so muß er nothwendig näher bestimmt werden, und das thun die Griechen redlich in οἰχομαι ἀπιών, θανών, Φερόμενος, was S. 126 besprochen wird, διώκων, ἀποπλέων u. a. Es hebt sich also die *celeritas discessus*, die nach dem Vf. darin liegen soll, und nachher nicht darin liegen soll, so wie die Zurechtweisung der Vtrr. Graece doctissimo-rium von selbst, welche jene *celeritatis notione* nicht in dem gehörigen Worte, nämlich in οἰχομαι gesucht, da sie doch in ἀπιεῖν zu finden sey. — Wer mag auch auf alle Grillen seiner Vorgänger mit solchen Discussionen eingehen!

S. 128 — 136. *Pleonasm. praepos.* p. 135. In J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

ἐπείσθαι μετὰ τινος aus Lucian. Vol. VIII. p. 496 ist die Bedeutung ἐρχεσθαι vorherrschend, also kein Pleonasm, wie der Vf. mit Reiz (warum wird immer Reiz geschrieben?) annimmt; noch weniger ist zur Unterscheidung von εἰπετο μεθ' ἡμῶν und εἰπετο ἡμῖν auf das *aurium judicium* zu achten, worauf noch provocirt wird. Übrigens ist auch dieser Abschnitt etwas dürftig und nur wenige Präpositionen werden vorgenommen. Dahingegen ist S. 136 — 170 auf *Pleonasm. Adverb.* und *ad fin.* *Pleonasm. Conjunct.* eine rühmliche Sorgfalt verwendet worden; und manche dem Vf. eigene Recherchen, z. B. über τε, δὲ verdienen Aufmerksamkeit. Doch ist die Untersuchung auch hier noch nicht vollständig. Manche sind ganz übergangen und über ihre Constructionen ist so gut wie nichts beygebracht, wo doch der Vf. bey seinen oft schwankenden Ansichten über mehr oder weniger Pleonasmus einen sicheren Leitfaden gehabt hätte. — Hier noch einige einzelne Bemerkungen. Was bey Formeln wie οἱ δὲ τὸν μισθὸν ἔφασαν δίκαιον εἶναι ἀπολαβόντες οὕτω ἐξέλ-ναι nach einer nutzlosen Disputation mit Fischer gesagt wird, daß in dergleichen das Adverb. *perspicuitatis cujusdam gravitatisque studio* dazu gekommen, versteht sich wohl, erklärt aber nur nichts. Nützlicher wäre es gewesen, wenn der Vf. gezeigt hätte, wie durch den Eintritt der *Verborum dicendi* die Rede auf mannichfaltige Art gekört und die Construction verändert wird, eine Untersuchung, die leider noch nirgends vorgenommen, und bey Plato namentlich für richtige Interpretation von großer Wichtigkeit ist. — Auch ist die im vorliegenden Fall obwaltende Construction, wo nach dem Particip noch Partikeln, ἐπειτα, οὕτως, selbst καὶ u. a. eingefügt werden, nur bey diesem einzelnen Fall, so viel Rec. sich erinnert, angeregt, nicht durchgeführt worden. Es fehlt überhaupt an einzelnen Rubriken, worunter sich mehreres hätte vereinigen lassen, was jetzt bey der alphabetischen Ordnung des Buches zerstreut liegt. — S. 155 über δεῖ τοῦ μὴ παθεῖν τι διὰ τὴν ῥαθυμίαν, ct. heist es: *ex quo particula μὴ manifeste solvis ceteris eximi posset (?)*. — Sed Graeci lectores statim sentiebant τοῦ esse explendi notam (wie so, da nach Tilgung des τοῦ kein Griechisch bleibt und das Ganze umschmilzt in δεῖ, μὴ παθεῖν τι — sis ceteris ex-  
pōv) non autem pertinere ad παθεῖν, quasi causam timoris; (war hier etwas zu erwähnen, so war es, daß τοῦ auf den ganzen Satz ginge, vor dem es steht und dessen Construction es trägt,) et μὴ esse finientis, nequaquam autem poni posse pro οὐ. (das versteht sich

N n

wohl; aber warum?) *quod et per se h. l. sententiam perverserit.* (Wie kann das von einem Worte gesagt werden, das in der Sentenz gar nicht stehen kann, und wie willkürlich und schwankend ist da alles!). *Significat autem hic pleonasmus, majori dubitationi locum esse causamque timoris minus exploratam.* Welche vergebene Scharfsichtigkeit! und wie sollen diese aufgegriffenen Nüancen in *μη* hineinkommen? Um übrigens diese schwankende, in ihrer Art ganz einzige Methode über das Griechische zu raisonniren, noch deutlicher zu zeigen, nehmen wir gleich des Vfs. Bemerkungen über *οὐ* *μη* S. 159 hinzu. — *Οὐ* *et* *μη* *ubi conjuncta sunt, potiore vim habet illud, quod statim ante ipsum verbum, altero non intercedente, positum est.* Was soll die *potior vis*? und was ist denn mit der anderen anzufangen? Was kommt heraus, wenn eine *negatio potior* und eine *minus potior* addirt werden? — Um sich mit dem Leser zu verständigen, bringt der Vf. sogleich die Rede auf *μη* *οὐ*, wo die *negatio* eigentlich in dem *οὐ* stecken soll. — Wie ist es doch möglich, jemanden auf diesem Wege zum Verständniß der Partikeln und ihres Einflusses auf die *modus* zu bringen, was doch die Hauptsache seyn muß, wenn wir uns über Lambertus Bos, Zeuxis und andere dieser Art erheben und was *solocum* sey, bestimmen wollen? — Angenommen nun, daß bey *μη* *οὐ* das *οὐ* negire, so habe das *μη* eine *vis interrogandi, vel prohibendi vel timendi*, und mache selten die Negation noch stärker, wo denn am Ende der Vf. selbst auf das Geständniß getrieben wird, *lubricum esse hujus discriminis iudicium.* — Gleichwohl wird die Untersuchung wieder bey *οὐ* *μη* aufgenommen, und in dem Tone weiter geführt. — Um übrigens zu bestimmen, wie die Rede bey *οὐ* *μη*, ob mit *φοβηταῖς*, *ὄργῃ* oder anderen zu ergänzen sey, müßte man erst mit der Construction dieser Partikeln aufs Reine seyn. — Denn dem Rec. scheint der Kanon, der aus des Dawes Miscell. Critic. p. 222 und anderwärts, von Burges im Index seiner Edition der Miscellen so zusammengestellt wird: *οὐ* *μη* *non nisi cum futuro indicativi, vel cum aoristo altero subjunctivi activae, vel aoristo primo passivae vocis constructur*, dem Brunk und nach ihm alle gefolgt sind, mit äußerster Willkühr abgefaßt. — Welcher Unterschied ist denn zwischen den *Aoristen*? und warum wird überall der *Aorist. primus subj. act.*, wo er nach *οὐ* *μη* folgt, mit leichter Hand in das *futurem indicativi* umgeformt? — Kein Wunder, daß bey schwankender Construction keine Ellipse ausreicht! Auch unser Vf. lenkt, nachdem er mehreres versuche hat, ein, und meint am Ende gar, *μη* sey ehemals eine *dubitandi nota* gewesen, obgleich der Gebrauch alle Kraft zu zweifeln gehoben habe; und im Gefühl der Unzulänglichkeit schließt er: *omnia personae nam est instituti nostri.* —

Gelegentlich bemerken wir, daß das angebliche Fragen des Eupolis S. 154, wovon das doppelte *μᾶλλον* erläutert wird,

*οὐκ ἔστι Ζεὺς ἐννοεῖται τὸ πλεον, καίτοις  
ἄλλα μᾶλλον μᾶλλον.*

vom Phocius *Lex. Mptum* dem Alexis beygelegt wird, und kaum verständlich ist, wenn man nicht liest

*οὐκ ἔστι Ζεὺς ἐννοεῖται τὸ πλεον, καίτοις  
ἄλλα μᾶλλον μᾶλλον.*

So Phocius, nur daß *ἐννοεῖται* τὸ getrennt und *ἐννοεῖται* steht. Zeus bekanntlich *Himmel*. — Der Ausdruck mußte übrigens so gewöhnlich wie unser *mehr und mehr* seyn, da er nach Phocius Anführung öfter vorkam. — S. 162 die Stelle des Thucyd. III, 36 *ὡμὸν τὸ βούλευμα, καὶ μέγα ἐγνώσθαι, πόλιν ὅλην διαφθεῖραι μᾶλλον, ἢ οὐ τοὺς αἰτίους*, wobey dem Vf. ein Feld dorniger Untersuchung (*spinosa disputantis campus*) sich öffnet, wo er mancherley Meinungen anführt und des Perizonius schlechte Conjectur *αὐτὸς* statt *οὐ τοὺς* mit der Bemerkung hätte abgefertigt werden sollen, daß sie einen Solocismus enthalte. — Diese Stelle schließt offeubar, wie die übrigen, die angeführt werden, eine zweyfache Construction in sich; nämlich *πόλιν ὅλην διαφθεῖραι, (καὶ) οὐ τοὺς αἰτίους* und *πολ. ὅλ. διαφθεῖραι μᾶλλον, ἢ τοὺς αἰτίους*. — Was der Vf. aus dem Französischen anführt *il est plus sage, qu'on ne croit*, paßt nicht einmal; und dann wird seine Besprechungsmethode angewandt, um zu helfen: erst soll *μᾶλλον* *absolut* stehen, (was doch das heißen mag!) und *ἢ* so viel heißen als *ἀλλὰ*, wobey bemerkt wird: *hac ficta significatione scindimus nodum.* — Aber in aller Welt, warum wird bey eigener Einsicht das Schlechte nicht unterdrückt? — Hier kann Jemand, dem es um Gedeihen und Würde der Wissenschaft zu thun ist, sich nicht des Unwillens enthalten. — Was soll herauskommen, wenn man jeden Einfall, sey er noch so feltam, auf Unkosten der Sache geltend machen will? — Was sonst noch hinzugefügt wird, werfe man zu dem Gestripp, das in dem Buche so reichlich wuchert. — S. 178 über die Construction des *γάρ*, welches mit dem Causalsatze vorangeht, als: *ἐν δὲ τούτῳ τῷ χρόνῳ* — *ἢ γάρ ἐν τῷ στρατοπέδῳ* cet., und nun erst den Satz folgen läßt, dessen Grund es angeht, ist schon bey Schäfer Melett. Crit. p. 75 — 78 eine classische Untersuchung, so wie über das doppelte *δέ*, worüber S. 179 gesprochen wird, bey Schäfer S. III, eine eben so durchgreifende Bemerkung zu finden, und Niemand wird da weiter Pleonasmen suchen. — Was S. 182 über *ἵνα τί, ὅτι τί, ὡς τί*, vorkommt, das als Fortsetzung der Rede durch einen andern dargestellt wird, ist gut ausgeführt, so wie weiter hin die Bemerkungen über *καί, μέν*, dem sein *δέ* mangelt, (Sätze wie *οὐχ ὁ μὲν ἄδ' οὐ, ἀλλὰ πάντες*, enthalten bloß Anfänge nicht ausgesprochener Gedanken.) — Noch ließen sich bey der großen Mannichfaltigkeit von Bemerkungen manche Einwürfe gegen einzelne machen; doch die aufgestellten werden hinreichen, das Buch zu charakterisiren, und ein allgemeines Urtheil darüber einzuleiten. — Der Vf. scheint bey seinem Studium der griech. Sprache sich an der Methode zu begnügen, die Lambertus Bos, Hoogveen und Andere nach ihnen aufgestellt haben, und verwendet seinen Scharfsinn und seine Belesenheit darauf, diese geschickt zu brauchen und weiter auszuführen.

Darum geht er nicht ein auf den Bau der Rede, auf die Veränderungen, die durch Zutritt der Partikeln und Wendung des Gedankens in den Structuren bewirkt werden, um dadurch zur Einsicht dessen zu gelangen, was *nothwendig* und *richtig* ist, und dem gemäß das Falsche ausscheiden zu können; sondern er nimmt die Rede an, wie er sie eben findet, sucht in dem vorliegenden mancherley zu bemerken und zu erklären, und, was ihm eigen ist, Rubriken und Namen aufzufinden, um das Bemerkte darunter zu fassen, allem aber eine Bedeutung zu geben, und den Sinn darnach zu bestimmen. Es wird demnach nicht gefragt, ob etwas, von einer feineren Kritik beleuchtet, richtig sey und warum, wohl aber ob es diene, den Satz deutlich, gewichtig, elegant zu machen; und dann statt einer gründlichen Interpretation ein rhetorisches Raisonnement untergelegt. — Wollte der Vf. dieses, als er sich vornahm, über Pleonasm und nach obiger Bestimmung zu schreiben: so hat er zwar seine Absicht erreicht; aber doch ein ziemlich unfruchtbares Feld cultivirt. Denn was soll es nützen, sich vorsagen zu lassen, etwas gehöre zur Umschreibung, Eleganz, Deutlichkeit des Gedankens, in einer Sprache zumal, wo alles unendliche Schwierigkeiten hat, und gleichsam jeder Fuß breit Landes mit Mühe erobert werden muß, so daß Zeit und Kraft zu ganz anderen Untersuchungen nöthig sind. — Doch die Untersuchung leitet den Vf. nach vielen Seiten hin. Mit Benutzung der Fischer'schen Schätze zum *Wörter* und Anderer, hat er eine große Mannichfaltigkeit eingegebrauchter Wörter und seltener Constructionen in guter Ordnung aufgestellt, und in soweit gut und lichtvoll erläutert, als es seine Methode erlaubte, so daß man im Ganzen die Hand eines geschickten Interpreten leicht entdeckt, und, das Unhaltbare abgeschrieben, das Gute und Brauchbare eine große Menge übrig behält. Rec. freut sich demnach, seine Beurtheilung damit schließen zu dürfen, daß er Jedem, der sich mit den Sonderbarkeiten der griech. Rede näher bekannt machen will, ohne voluminöse Werke zu studiren, dieses Büchlein als ein brauchbares Compendium empfehlen kann.

h u —

## LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Lateinische Stylübungen zum öffentlichen und Privatgebrauche* herausg. von M. Christoph Friedrich Roth, Prof. am königl. Gymnasium in Stuttgart. Erster Theil, welcher die Materialien zum Übersetzen in das Latein enthält. 1807. XXIV u. 359 S. Zweyter Theil, welcher die lateinische Übersetzung der Materialien nebst einem Beysatze und Anhang von Elegen zu metrischen Übungen in sich faßt. 1807. 380 S. 8. (2 Thlr. 8 Gr.)

Das Alter der Jugend, für welche der Inhalt und die Einrichtung dieses Buches berechnet ist, und die zweyfache Grundlage desselben, da der Vf. fast alle

Ansätze entweder aus deutschen und neueren Schriften oder aus alten lateinischen Classikern entlehnte, deuten die besonderen Titel eines jeden Theiles bestimmter an. Der besondere Titel des ersten Theiles ist: *Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Latein für die Jugend von 12—15 Jahren* gesammelt und verfaßt von M. C. F. Roth; des zweyten Theiles: *Argumenta latino sermone excerpta et reddita adfectis elegis* a M. C. F. Roth. Beide Theile sind ein vortreffliches Hülfsmittel zum Privatgebrauche, und noch mehr zur Selbstübung; doch minder zu empfehlen zum öffentlichen Schulgebrauche. Mögen die Materialien des ersten Theiles noch so gut gewählt und zweckmäßig, noch so reichhaltig und mannichfaltig seyn; und mag die treue Übersetzung der gewählten Stücke noch so fließend und im Geiste der ächten Latinität den Sinn derselben wiedergeben: durch die Herausgabe des zweyten Theiles hob der Vf. selbst die Einführung des ersten als eines Schulbuches auf.

F—G.

ANSBACH, b. Haueisen: *Poetische Blumenlese zur Erklärung, zum Declamiren und Auswendiglernen für Schulen.* 1804. 264 S. 8. (20 Gr.)

Wir sind mit dem Veranstalter dieser Blumenlese einverstanden, daß nichts die Sprache und den Geschmack der Jugend mehr und sicherer bilde, als das fleißige Lesen guter Dichterwerke. Auch billigen wir das, was er zur Empfehlung von Sammlungen auserlesener poetischer Stücke vorbringt. Mit der Sammlung selbst aber haben wir nicht so Ursache, zufrieden zu seyn. In der Voraussetzung, daß die Jugend mit allen Dichtungsarten und mit den Manier verschiedenen Dichter bekannt gemacht werden müsse, hat der Vf. Manches aufgenommen, das die Bildung des Geschmacks nicht sehr befördern möchte. Doch kann ein verständiger Lehrer auch solche Stücke zum Guten brauchen, so wie er auch die vernachlässigte Stufenfolge vom Leichtern zum Schwereren aus dem dargebotenen Vorrathe für sich wird bilden können. Daß aber der Vf. die Dichtungsarten selbst nicht sorgfältiger unterschieden hat, da diese Blumenlese doch zur Kenntniß desselben mitwirken soll, ist ein Vorwurf, zu dessen Beseitigung sich nichts vorbringen läßt.

T. L.

PEBIO, b. Dienemann u. Comp.: *Sammlung deutscher Beispiele zum Gebrauch neben der großen Bröder'schen Grammatik* herausgegeben. 1804. VI u. 320 S. kl. 8. (20 Gr.)

Der Vf. dieser Sammlung räumt es selbst in seiner Vorrede ein, daß es schon viele Sammlungen dieser Art giebt, hält aber, dessen ungeachtet, die Seinen um deswillen nicht für überflüssig, weil in ihr die Beispiele der großen Bröder'schen Grammatik Schritt vor Schritt folgen. Dieses Schritt vor Schritt Folgen mag es denn auch seyn, warum, ungeachtet *Werners praktische Anleitung zur lateinischen Sprache*, welche doch auch der Bröder'schen Grammatik folgt,

schon da ist, er doch noch, selbst eine solche Sammlung zu veranstalten, für nöthig gehalten hat.

Der Endzweck bey einem Buche dieser Art ist, den Genius der deutschen Sprache mit dem Genius der römischen so vollkommen als möglich auszuwechseln zu lehren. Die deutsche Sprache aber so lange umzumodeln, bis sie sich der römischen so ähnlich als möglich zeigt, ist schädlich, weil der Deutsche, wenn er einmal so weit kommt, daß er einen deutschen Aufsatz übersetzen oder auch eine eigene lateinische Schrift verfertigen soll, doch in dem Aufsatze, wenn er gut ist, nichts als den reinen Genius der deutschen Sprache ausgedrückt findet, und wenn er schreiben oder sprechen will, höchst wahrscheinlich doch erst alles ächt deutsch denkt, ehe er es ächt römisch hinschreiben oder mündlich ausdrücken wird. Es ist damit nicht gesagt, daß es übel sey, ein rein deutsches Beyspiel dem Schüler nebenbey ist eine solche Anordnung zu bringen, welche ihm das Übersetzen in ächtes Latein erleichtere; nein! es ist vielmehr nützlich und nothwendig. Das Beyspiel aber muß erst rein deutsch seyn. Der Vf. dieser Sammlung war sich halb und halb dieses Fehlers bewußt, und entschuldigt ihn in der Vorrede zu dieser Sammlung mit folgenden Worten: *Sollten, sagt er, diese Beyspiele ja bisweilen etwas gezwungen scheinen, so wird man dabey nicht vergessen, daß der Hauptzweck Erlernung der lateinischen Sprache war.* Man sieht, der Vf. stand in der irri- gen Meinung, man könnte der deutschen Sprache wohl, der römischen zu gefallen, ein wenig die Glieder verrenken, wenn die lateinische nur darüber einen wohlgebildeten, schlanken Körper bekäme. Es ist aber leicht zu erweisen, daß man auf diesem Wege nie eine sicher reine Latinität erlangen kann. Je reiner das Deutsch, desto reiner das Latein. Zum Beweise, daß der Vf. hin und wieder diesen Fehler begangen hat, mögen folgende Stellen dienen. Die *Friedensliebe* f. Liebe zum Frieden: S. 18. *Alle Geschöpfe der Welt sind göttlich* (Gottes), S. 19. *Viele streben nach der Gunst bey dem Fürsten*, S. 19. *Der Tod ist eine Strafe von der Sünde*, S. 20. *Wann und wannher*, S. 23. *Nicht heute, noch jemals wird dies geschehen*, S. 37. Warum hat der Vf. zur Nota des §. 149 kein Beyspiel gegeben? es giebt doch rein deutsche Redensarten, welche auf die dort vorgeschriebene Weise ausgedrückt werden können. Sollten ferner die Beyspiele zu §. 151 N. 1 wirklich die erforderliche Einrichtung haben, um hieher zu passen? *In dem Laster ist so große Thorheit, als große Weisheit in der Tugend* f. in dem Laster ist die Thorheit so groß, als in der Tugend die Weisheit, *Ebend. Wer kann mir*

*sagen, warum Dädalus merkwürdig sey* f. ist, S. 46. *Der Lehrer muß den Schüler antreiben, daß er fleißig ist* f. antreiben, fleißig zu seyn, oder zum Fleiß antreiben, S. 56. *Ältermörder* f. Ältermörder ist ein Druckfehler, S. 57. *Die Gedichte des Ovids lassen sich besser lesen, als die des Lucanus.* Die *Gelehrsamkeit des Cicero war größer, als die des Seneca* f. als die Gedichte des Lucanus, als *Seneca's Gelehrsamkeit* u. f. w. Die lateinischen Wörter und Redensarten, welche der Vf. auf jeder Seite hinzugefügt hat, sind meistens treffend und ächt römisch. Auch verdient es gerühmt zu werden, daß er anfangs mehr, nach und nach weniger, immer aber das Schwerste hinzugefügt hat. Hin und wieder finden sich auch nützliche Zusätze und Wiederholungen in angenehmen und gut vorgetragenen Erzählungen. Einige Ausdrücke aber mögen doch wohl theils nicht treffend und genau, theils nicht richtig und rein genug seyn. *Kurfürst* z. B. S. 10 kann unmöglich durch *octovir* ausgedrückt werden. Die *verdorbene Niere* wird durch *renes perdit*, treffender vielleicht durch *corrupti*, oder bloß *affecti*; und *verhärtet* von der Milz S. 14 durch *obduratus*, vielleicht auch besser durch *durus* gegeben. *Eingroßes Verlangen empfinden* durch *magnum sentire desiderium* gegeben, möchte schwerlich bey einem reinen Schriftsteller vorkommen. *Übermuth: insolentia*, vielleicht besser *superbia*. Der *Franzos: Gallus*. Die Franzosen sind jetzt *Franco-Galli*. S. 22. *Am Leben strafen: vita punire* mag wohl für manchen Verbrecher eine Strafe seyn; es ist aber schwerlich richtig ausgedrückt. Gebräuchlich ist dagegen *mor- te punire, mulctare*. *Ebend. Die Welt: orbis*, der Prosa gemäßer ist *orbis terrarum, terrarum*. S. 26. *Kleine Neckereyen: laesissio*; vielleicht besser *ioci petulant*. S. 27. *Unverbesserlich: incorrigibilis* ist sicher kein gutes Latein, besser *insanabilis, inemendabilis*, wenn man es nicht umschreiben will. *Numa war ein König von frommer Denkungsart*. Denkungsart ist durch *indoles* gegeben. *Indoles* ist hier freylich das richtige Latein, aber Denkungsart nicht das passende deutsche Wort; es sollte *Gemüthsart* heißen. S. 79. *Mir ist nichts daran gelegen, daß ich nach der Mode lebe*, S. 85. Nach der Mode ist ausgedrückt *ex more vulgari*. Dem Sinne des Satzes gemäßer möchte es vielleicht *ex more victus cultusque elegantioris* heißen. *Einen schwachen Magen* u. f. w. S. 89. Magen: *ventriculus* ist wohl nur bey Ärzten gebräuchlich. Die übrigen classischen Schriftsteller gebrauchen dafür *stomachus*. In das Gebiet der *Sammter*, S. 97. Gebiet ist hier *regio* gegeben; vielleicht ist *ager* hier richtiger. *Kirchenverbesserung: reformatio sacrorum* besser *emendatio sacrorum* etc. O.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**LATEINISCHE SPRACHKUNDE.** Berlin, b. Gebauer. *Die lateinischen Declinationen und Conjugationen in Verbindung einiger Wörter zum Auswendiglernen, nebst einigen Hauptregeln, für die ersten Anfänger in der lateinischen Sprache,* von George Ludwig Benfer, Inspector des Schindlerischen Waisenhauses. 1807. IV u. 92 S. 8. (4 Gr.) Der Inhalt und Zweck dieser Bogen sind aus dem Titel klar, die

Einrichtung derselben ist, einige kleine Fehler abgerechnet, ihrer Bestimmung gemäß, und ihr Nutzen nicht zu verkennen, wiewohl die lateinische Sprache eines solchen Vorbereitungsbüchleins weniger bedarf, als die griechische, welche gleichwohl noch wenig mit solchen Erleichterungsmitteln des ersten Unterrichtes bedacht ist.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 14 M A Y, 1808.

## AUSLANDISCHE SPRACHKUNDE.

- 1) ERLANGEN, b. Palm: *Theoretisch - praktisches Handbuch zur leichtesten Erlernung der englischen Sprache*, von Heinrich Joachim Fick, Cultus der kurf. Bibliothek und Lehrer der englischen Sprache am Lyceum zu Bamberg. 1804. 270 S. 8.
- 2) ERLANGEN, b. Walther: *Praktische englische Sprachlehre für Deutsche beiderley Geschlechts*. Nach der in Meidinger's französischer Grammatik befolgten Methode und nach Sheridan's und Walker's Grundsätzen der reineren Aussprache bearbeitet von Dr. Joh. Christian Fick, Lehrer der englischen Sprache zu Erlangen. Fünfte vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1806. 264 S. 8. (16 Gr.)

Auch unter dem Titel: *Theoretisch - praktische Anweisung zur leichteren Erlernung der englischen Sprache* etc. In drey Theilen, woyon der erste die Sprachlehre, der zweyte das Lesebuch, und der dritte die *Elegant Extracts* enthält.

No. 1 ist eigentlich der erste Theil eines Werkes, dessen zweyter Theil durch Zufall in diesen Blättern (1807. No. 96.) eher beurtheilt worden ist, als vorliegenden erster Theil dem Rec. in die Hände kam. Sein erstes Geschäft war nachzusehen, ob er hier vielleicht einen Wink darüber fände, welchen Antheil der Herausgeber sich an der Entstehung dieses Werkes zueigne, den Rec. durchaus bey dem zweyten Theile vermisste, in welchem er mit einigen wenigen unbedeutenden Zusätzen, und unter einer anderen Anordnung des Einzelnen, bloß eine Übersetzung von *Murray's English Grammar* fand. Zu seinem Erstaunen war hierüber auch in diesem Theile nicht der geringste Aufschluß gegeben; vielmehr äußert sich Hr. F. in der Vorrede zu demselben über das Ganze folgendermaßen:

„Wurde gleichwohl Deutschland seit einer Reihe von Jahren mit einem großen Heere englischer Sprachlehrer in den verschiedensten Formen überschwemmt: so blieb doch ein vollständiges Handbuch, in welchem alle Grundsätze der englischen Sprache systematisch geordnet und lichtvoll dargestellt sind, noch immer ein dringendes Bedürfnis. Diesem glaubte ich durch dieses und mehrere darauf folgende Werke um so eher abhelfen zu können, je mehrere Jahre ich mich ernstlich und anhaltend bestrehte, mit Sprachen überhaupt und ganz vorzüglich mit den

Eigenheiten der englischen vertraut zu werden. Betrat ich auch Albions Küsten noch nie, so konnte ich doch durch zufällige Bekanntschaften mit gebornen Engländern, durch meinen Umgang mit mehreren Gelehrten, die sich in England geraume Zeit aufhielten, und vorzüglich durch den mit Hn. Fick, dessen und Ebers Lehrbüchern ich auch meine erste Bildung in der englischen Sprache zu danken habe, ganz leicht mit dem *besonderen Dialekte* der Eingebornen bekannt werden u. s. w.“ — Nach diesen Äußerungen, die indess noch zu mancher Anmerkung Gelegenheit geben könnten, glaubte Rec. wenigstens diesen Theil ganz als das eigene Werk des Herausgebers ansehen zu müssen. Wirklich würde es ihm bey demselben auch nicht so leicht geworden seyn, die Hauptquelle des Ganzen ausfindig zu machen, als es bey dem zweyten Theile der Fall war, da er zum Theil wenigstens Sachen enthält, die *Murray*, der für Engländer schrieb, nur oberflächlich berührte; allein da er sie nun einmal kannte, so konnte ihm der Erguß derselben auch hier nicht verborgen bleiben, ungeachtet manche andere mit ihr in ein Bett geleitet worden ist. Hier der Beweis unserer Behauptung:

Fick S. 13.

Ein vollständiges Alphabet der englischen, und auch jeder anderen Sprache, würde eine Anzahl von Buchstaben enthalten, welche der Zahl der einfachen vernehmlichen Laute; so zur Sprache gehören; ganz gleich sind. Jeder Laut würde seinen unterschiedenen Buchstaben haben, und dieser Buchstabe könnte keinen anderen Laut, als gerade diesen, vorstellen. Allein so ist es nicht mit dem englischen Alphabet: dieses hat weit mehr ursprüngliche Töne, als unterschiedene bezeichnende Buchstaben; und folglich sollen einige dieser Buchstaben nicht bloß einen einzigen, sondern mehrere Laute vorstellen. Hiervon kann man sich überzeugen, wenn man bedenkt, daß die durch die vereinigten Buchstaben *th, sh, ng* ausgedrückten Laute nur einfache Laute sind, und in unserm Alphabet keine besondere, bloß ihnen zukommende Laute haben; und daß die Buchstaben *a* und *u* die verschiedenen Laute vorstellen, welche man in

Oo.

Murray S. 3. (7th edition.)

*A perfect alphabet of the English language, and, indeed, of every other language, would contain a number of letters, perfectly equal to the number of simple articulate sounds belonging to the language. Every simple sound would have its distinct character: and that character be the representative of no other sound. But this is far from being the state of the English alphabet. It has more original sounds than distinct significant letters, and, consequently, some of these letters are made to represent, not one alone, but several sounds. This will appear by reflecting, that the sounds signified by the united letters *th, sh, ng*, are elementary, and have no single appropriate characters, in our alphabet, and that the letters *a* and *u* represent the different sounds heard in *hat, kate, hall; and in but, bull, mule*.*

To explain this subject more fully to the learners, we shall set down the characters made use of to represent all the ele-

but, hate und hall, ferner in but, bull und mule hört. — Um diesen Gegenstand den Anfängern noch deutlicher zu machen, will ich die einzelnen Buchstaben niederzuschreiben, deren man sich bedient, um alle einfache vernehmliche Laute der englischen Sprache vorzustellen; und jedem Buchstaben die Sylbe oder das Wort beylegt, welches seinen angemessenen und unterschiedenen Laut in sich enthält.

Wir könnten auf gleiche Weise *Jäck* S. 200 und *Murray* S. 67 vergleichen, wenn wir nicht den Raum zu schonen hätten.

Auch die übrigen Quellen, aus welchen Hr. *J.* auf gleiche Art geschöpft hat, nachzuweisen; möchte dem Rec. ein Leichtes seyn; doch jene Probe wird das Verfahren unseres Schriftstellers hinreichend ins Licht stellen: und nun nur noch einige Bemerkungen über das Einzelne.

An der Spitze des Ganzen steht eine Einleitung, worin Bemerkungen über Sprache überhaupt, und dann über die englische Sprache insbesondere vorkommen. Statt der verworrenen Skizze der Geschichte derselben S. 5. 6 wäre, da doch einmal das Ganze Compilation ist, der Abriss derselben aus *Murray* S. 112. 113 nach *Corte* zu wünschen gewesen; wenn wir gleich am Ende dieses Theils dafür schadenlos gehalten werden; jedoch auch wieder auf die in diesem Werke durchaus herrschende Art: Andere haben die Federn hergeben müssen. Man sehe *Warrens history of the english poetry*, und *Adelungs Geschichte der englischen Sprache* in seinem nach *Johnson* ausgearbeiteten Wörterbuche. Wenn Hr. *J.* von einer rein englischen *Mundart* spricht: so möchten ihm dieses, wohl nur *Adelungs* Anhänger zu Gute haben. Von S. 11 bis 119 werden die Regeln für die Orthographie, oder vielmehr für die Orthopädie aufgestellt. Allein hier ist nicht einmal das Vorzüglichste, was wir über die englische Aussprache haben, hinreichend benutzt worden. Das lange *a* lautet im Englischen nicht eigentlich wie das deutsche *äh*, wie S. 22 und überall behauptet wird, sondern vielmehr wie *eh*, oder wie das *ee* in dem Worte *der See*; nur vor einem *r* (welches überhaupt immer einigen Einfluß auf die Aussprache des vorhergehenden Vocals hat) mit dem stummen *e*, wie in *cars*, hat es jenen Laut. *Spectacle*, ein Schauspiel, (S. 23), war dem Rec. völlig neu; er kannte bisher nur das Wort *spéctacle*. Wahrscheinlich liefs sich Hr. *J.* durch das deutsche *Spectakel* zu jener Betonung verleiten. — S. 89 heift es: „In dem Worte *colanick*, ein Oberster, lassen viele Engländer das *k* in der Aussprache nicht hören, sondern sprechen dieses Wort *körnel* aus, womit auch *Sheridan*, und *Walker* übereinstimmen: allein diese Aussprache widerspricht den Regeln, und ist nur vom Pöbel beliebt und aufgenommen worden; man spricht richtiger *kollnick*.“ — Versteht Hr. *J.* unter dem Pöbel die ganze englische Nation, so ist das nicht zu widersprechen; sonst mufs Rec. bezu-

gen, dafs jenes die Aussprache der gebildetsten Engländer ist: ausserdem würde *Walker* auch nicht zu diesem Worte die Bemerkung hinzugefügt haben: *This word is among those gross irregularities which must be given up as incorrigible.* — Doch genug hiervon. — Bis S. 259 dehnt sich der etymologische Theil aus, wo aber gleichfalls alles bunt durch einander gemischt ist. So werden S. 126 fg. erst einige sehr gute Bemerkungen über die Natur und das Wesen des Artikels beygebracht, nur für den Anfänger nicht deutlich genug; allein statt auf diese nachher Rücksicht zu nehmen, und der Ansicht von dem Gebrauche desselben das hellste Licht zu verschaffen, wird S. 128 wieder mit einer, das Gedächtnifs ermüdenden Weitschweifigkeit, nach *Murray* gesagt: „Der Artikel wird öfters vor solchen Nennwörtern ausgelassen, welche die verschiedenen Tugenden, Laster, Leidenschaften, Eigenschaften, Wissenschaften, Künste, Metalle, Gewächse, Elemente, Speisen, eine Masse, Alter, Zeiten, Spiele, Bänder, Grasarten u. s. w. in sich enthalten oder anzeigen.“ — Die Verba treten auch noch in Begleitung von Gerundien auf.

Bey No. 2 boten vergebens fünf wiederholte Ausgaben die schöne Gelegenheit dar, die in den ersten Ausgaben vorhandenen Mängel zu heben; und durch Tilgung des Unrichtigen dem Ganzen das Gepräge der grössten Vollkommenheit aufzudrücken. Leider aber ist das Werk höchst mangelhaft und unvollkommen geblieben; und bey genauer Prüfung wird man der Seiten wenige finden, die nicht fehlerhafte und unrichtige Behauptungen aufstellten. So kurz und gedrängt als möglich mögen die Beweise folgen.

Das *a* hat nicht blofs die S. 6 und 7 angeführten 4 Laute, sondern, um der übrigen Unregelmäßigkeiten in seiner Aussprache nicht zu erwähnen, noch einen fünften, den man in *cars* hört, und der von dem des *o* in *hate* (weleher nicht dem *eh* in *Mehl*, sondern dem *ee* in *See* gleichkömmt,) sehr verschieden ist. *E* in *believe* (S. 7) lautet nicht wie ein gedehntes, dunkles *e*; es hat vielmehr einen dem *i* sich nähernden Laut, den *Walker* daher fogar dem des *o* in *me* an die Seite setzt. Der kurze Laut des *o* ist nicht dem des deutschen *a* gleich; er fällt vielmehr zwischen *o* und *a*. S. 8 findet man das *a* in *daring* und *reformation* als gleichlautend aufgestellt; aber die Aussprache desselben ist in diesen beiden Wörtern sehr verschieden. Auch die Regel selbst, dafs das *a*, wenn es die Sylbe schliesst und den Ton hat, lang ausgesprochen werden müsse, ist äusserst schwankend und unbestimmt; denn in welchen Fällen hat das *a* den Ton? Vergebens sucht man nach Aufschluß hierüber unter den für den Ton gegebenen Regeln. *Master* gehört zu den Ausnahmen nicht. Von einem langen Accente der Vocale folte jetzt keiner mehr reden; die Grundlosigkeit dieser Vorstellung ist schon seit zu langer Zeit aufgedeckt worden. — Das *a* in der Endung *age* als dem deutschen *i* gleichlautend zu bezeichnen, würde sich Rec. nicht



entschlossen können, wenn es gleich von *Walker* selbst gefchehen ist, der, durch den Zischlaut des *g* irre geführt, diesen Vocallaut in der erwähnten Endung zu bemerken glaubte. — In *gape* lautet das *a* nach den besten Bestimmungen, wie das *a* in *far*, und in *wasp* wird es wie das *o* in *not* ausgesprochen. — In *all* hat es nicht den Laut des *a* in *Haar* (den breiten, schwäbischen Dialekt vielleicht ausgenommen), sondern es tönt sehr tief und dumpf. — In *caelibate* und *caecity* soll der Accent nicht auf *ae* liegen, sondern auf dem diesem Diphthong folgenden Consonanten, nämlich auf *k* und *c*. In Ansehung des ersten Wortes wäre dieses nach S. 53 II) der Fall; aber für *caelibate* findet sich eine Bestimmung der Art nicht, sondern nach S. 42 (unter *ae*) liegt der Accent in diesem Worte auf der Antepenultima, und folglich auf *ae*. Es ist dieses aber dessen ungeachtet kurz, und zwar wegen der verkürzenden Kraft des Accents auf der dritten Sylbe vom Ende (eine Bemerkung, von der man in vorliegender Sprachlehre auch nicht die mindeste Spur findet). Jetzt schreibt man auch lieber *caecity* und *celibate*. — *At* und *ay* (S. 10) lauten gleichfalls wie das *ae* in *See*, und der erstere Diphthong wie *äh* nur vor einem *r*. *Bargain* spricht man nicht *bärgin*, sondern *bürgen* aus. — Das *e* in einer betonten Antepenultima ist wegen der schon erwähnten verkürzenden Kraft des Accentes auf dieser Sylbe, welche nur bey dem *a* sich nicht äußert, der Regel nach kurz; die Fälle, wo es lang ausgesprochen wird, bilden die Ausnahmen. — In *head* und *bear* (S. 13) ist die Aussprache des *e* sehr verschieden, eben so wie die des *ai* (S. 14) in *eight* und *their*. — Die Regeln für die Aussprache des *o* (S. 18. 19) sind zu weitläufig, äußerst verwirrend und zugleich unvollständig und unrichtig. In *chord* und *Lord* hat das *o* den nämlichen Laut. In *word* und *work*, so wie auch in *one*, *ance*, *front*, *doft* u. s. w. wird es wie das *a* in *but* ausgesprochen, und in *groß* lautet es wie *ok*. *Oe* in *was* (S. 20) spricht man wie *oh*, und nicht wie *uh* aus. — *Oi* lautet völlig wie *oi* oder wie *eu* in *heute*, und nicht wie *ai*, worauf schon *Nares* aufmerksam gemacht hat. — *Moor* muß nach *Walker* wie *mahr* ausgesprochen werden; die Aussprache *mahr* erklärt derselbe für gemein. — In *but* etc. (S. 23) hat das *a* einen Laut, der sich dem deutschen *ö* nähert. *Endue*, *enfue*, *purfue* und *subdue* haben den Accent auf der letzten Sylbe. — In Hinsicht der für den Accent beygebrachten Regeln mag die Bemerkung hinreichen, daß die von *Sheridan* aufgestellten, durchaus nicht zulässigen, verwirrenden, und daher (*Adams* ausgenommen; denn *Walker's* Abtheilungsweise hat einen anderen Grund, wie aus der Bezeichnung der Aussprache von *danger* durch *dangör* erhellt) von keinem weiter angenommenen Grundsatze befolgt worden sind.

Die Erklärung vom Artikel (S. 57. 58), der höchst unpassend das Geschlechtswort genannt wird, ist äußerst schwankend und unbestimmt, welches auch von den für den Gebrauch desselben (S. 122) gegebenen Regeln gilt. Das Verzeichniß, der nur

im Plural gebräuchlichen Wörter (S. 62) ist höchst unvollständig, und *news* (S. 63) hätte nebst *meas*, *amerds*, *sammors* eine eigene Bemerkung verdient. — *Business*, *hair*, so wie das fehlende *fist*, sind als Collectiva zu betrachten: auch findet man sie im Plural, als: *A thousand businesses are brief in hand* (*Shakespeare*, *King John*). — *Bind up your hairs*. — *O that these hands could foredoom my son, as they have given these hairs their liberty* (Ebend.) — S. 68 hätte der Unterschied zwischen *elder*, *eldest*, und *older*, *oldest* angegeben werden müssen. — Die Pronominalverbindung *Imself* u. s. w. ist, so wie man sie S. 72 aufgestellt findet, und wie sie in den Aufgaben gebraucht werden soll, durchaus nicht reciprok (oder wohl richtiger reflexiv). Der Zusatz *myself* u. s. w. verstärkt in diesen Fällen nur die Bedeutung des Pronominis Personalis. — Das Wesen des Infinitivi ist S. 78 nicht genau genug aus einander gesetzt, und die einfachen Participia schliessen an und für sich keine Zeitbestimmung ein. — Die für die Conjugation der intransitiven Verba S. 92 aufgestellten Regeln sind durchaus falsch. Nach ihnen sollten z. B. von den Verbis *to come*, *to fall*, *to grow*, *to return*, das Perfectum und Plusquamperfectum mit *to have*, von *to arrive*, *to become*, *to depart*, *to escape* hingegen mit *to be* gebildet werden. Wie wären denn aber folgende Stellen zu erklären? — *The Squire was come with a crowd of company* (*Goldsmith*). *My eldest daughter was fallen, and had lost anguish in infirmity* (Ebend.) *They are both grown fat and lazy* (Ebend.) *Mr. Western was now returned, as were the rest of the horsemen* (*Fielding*). — *That period of life, at which Mrs. Deborah had arrived* (Ebend.) — *Since the decay of the heroic opinions and belief, the Delphian Oracle had become the sovereign umpire of Greece* (*Gillies*). — *This lady had departed from the inn much about the same time with Sophia* (*Fielding*). — *This Lady has escaped from as great a tyrant as my own* (Ebend.) — Die Regeln für die Fälle, in welchen das Adjectiv dem Substantiv nachzustehen pflegt, sind gleichfalls nicht befriedigend und zum Theil falsch. So stehen z. B. die Adjectiva auf *at*, *ary*, *ent*, *able*, *ive*, den mit ihnen verbundenen Substantiven nicht immer nach, wie dieses aus folgenden Stellen erhellt: *Anelia determined, to pay a momentary visit to her children* (*Field*). *He ordered the coachman to drive with all imaginable haste*. — *She was far from being an advocate for the present prisoner* (Ebend.) — Die eigenen Namen der Völker nehmen nicht immer im Plural ein *s* an (S. 139), wovon *the French*, *the Dutch*, *the Swiss*, Beweise sind. — Nach *such* (S. 173) folgt nicht immer *as*, sondern auch, nach Massgabe der Umstände, *that*, als: *such was the power of fortune and fine cloaths, that he found no second response* (*Goldsmith*).

So könnte Rec. noch eine sehr große Anzahl von fehlerhaften Regeln anführen, die in vorliegender Sprachlehre aufgestellt worden sind; denn auf die fehlenden selbst wagt er es nicht einmal einen

Rückblick zu werfen, weil das Gesagte schon hinreichend und vielleicht mehr als zu viel ist, um unser obiges Urtheil zu rechtfertigen.

Rw.

BREMEN, b. Meier und in Commission b. Seyffert: *Elements of german and english conversation on familiar subjects*; by George Crabb, author of a German grammar and German selections for the English. Second edition, enlarged and improved. Auch unter dem Titel: *Englische und deutsche Gespräche über Dinge des gewöhnlichen Lebens*, von Georg Crabb, u. s. w. 1804 172 S. 8.

Unter den gebildeten Sprachen ist wohl keine, in welcher sich nicht wenigstens einiger Unterschied unter der Sprache des gemeinen Lebens und der finden sollte, deren sich die vorzüglicheren Schriftsteller bedienen, wenn sie nicht zufällig Scenen des gemeinen Lebens ihren Werken einverleiben; in keiner Sprache aber dürfte dieser Unterschied größer seyn, als in der englischen, deren Entstehung und unter den abwechselndsten Schicksalen fortschreitende Ausbildung im höchsten Grade dazu geeignet waren, diese Erscheinung bey ihr auffällender zu machen. Da wir nun die neueren Sprachen wohl nicht bloß deswegen erlernen, um uns mit den vorzüglicheren darin erschienenen Werken bekannt zu machen, sondern auch nöthigenfalls mündlich in denselben Anderen unsere Gedanken mittheilen zu können: so muß uns nothwendig jedes Hülfsmittel willkommen seyn, uns eine nähere Bekanntschaft mit der Umgangssprache und dem in der Conversation herrschenden Tone zu erwerben. — Allein Werke dieser Art bey dem ersten Unterrichte zum Grunde zu legen, möchte nicht sehr rathsam seyn, da die Gegenstände, die den Stoff derselben ausmachen können, zu wenig anziehend sind, als daß sie das Interesse und die Aufmerksamkeit des Lehrlings auf längere Zeit zu fesseln vermöchten. Will man je bey denselben in dieser Hinsicht den Gang der Na-

tur befolgen, so kann dieses nur durch Unterredung geschehen. Von jenen Werken wird der Lehrer daher nur dann Gebrauch machen dürfen, wenn nach schon bedeutenden Fortschritten in einer Sprache seinem Lehrlinge von selbst die Nothwendigkeit einleuchtet, sich, um derselben völlig mächtig zu werden, auch mit den im gemeinen Leben üblichen Ausdrücken und Wendungen bekannt zu machen.

Sind diese Bemerkungen gegründet, so wäre dem vorliegenden Werke, durch welches uns der Vf. in die Eigenthümlichkeiten der Umgangssprache einzuweihen sucht, in jeder Hinsicht eine andere Einrichtung zu wünschen, so viel Dank ihm auch dafür gebührt, daß er uns die elenden Gespräche, die man gemeinlich in den Sprachlehren findet, durch etwas Besseres zu ersetzen sich bestrebt hat. Hr. C. scheint nämlich sein Werk für die ersten Anfänger bestimmt zu haben; er geht deswegen überall von einzelnen Wörtern aus, setzt dieselben darauf zu Redensarten zusammen, und läßt diesen die Gespräche folgen, die sich übrigens durch Mannichfaltigkeit des Inhaltes und Reinheit der Sprache nicht unvortheilhaft auszeichnen. Hr. C. würde sich aber gewiß sowohl um die Lehrer, die der großen Heerstrasse nicht folgen, als um diejenigen überhaupt, die außer der Kenntniß der Büchersprache sich auch die der in der Unterhaltung gewöhnlichen Ausdrücke und Redensarten erwerben möchten, nicht wenig verdient machen, wenn er mit Hinweglassung alles Kleinlichen, sein Werk bey einer dritten Auflage einzig und allein für Gespräche bestimmte, deren Anzahl alsdann bey gleicher Bogenzahl wenigstens verdoppelt werden könnte, wozu ihm der Stoff gewiß nicht mangeln würde. — Daß Hr. C. durch seine Bemühungen zugleich in Anschaffung der deutschen Sprache den unter Engländern sich befindenden Freunden derselben in der nämlichen Hinsicht habe nützlich werden wollen, bedarf keiner weitem Erwähnung, da es schon aus dem Titel erhellet.

Rw.

## KURZE ANZEIGEN.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE. Würzburg, b. Stahel: *Elementarübungsbuch zum Sprechen, Lesen und Verstehenlernen der Deutschen Sprache*, nach der Stephanischen Methode entworfen von Christian Friedrich Schneider, Lehrer an den Elementarschulen zu Schweinfurt. 1806. 152 S. 8. (8 Gr.) Das Buch soll, laut der Vorrede, ein *Leitfaden* in den Händen der Lehrer und Schüler seyn, nach welchem die *deutsche Muttersprache* in einem *grundlichen* und der *geistigen* Entwicklung der jugendlichen Seele angemessenen *Stufengänge*, im *ersten Umrisse* gelehrt und gelernt werden kann, so, daß es zwar also nicht das ganze Sprachgebäude schon völlig umfaßt, aber doch die *wesentlichen Grundfäden* desselben aufstellt, und den praktischen, von den einfachsten Elementen ausgehenden Weg bezeichnet, der bey fernerer Verfolgung ganz gewiß zum Ziele und zur *Kollendung* (?) führt. Von einem Manne, der so undeutlich schreibt, hätte man Urfach etwas ganz anderes zu erwarten, als das Buch wirklich giebt; nämlich etwas schlechteres. — Das Buch ist für verständige Lehrer eine gute Vorarbeit. Es zerfällt in zwey Stufen. Auf der ersten stehen die Übungen, welche sich auf die Sprech- und Lesegründlichkeit, und den Sprachmechanismus beziehen. Unter den 26 Sprachelementen hat

der Vf. das U vergessen. Sonst ist alles zweckmäßig und gut, und der allmähliche Fortgang vom Leichterem zum Schwereren wohl beobachtet. Auf der zweyten Stufe, die viel breiter ist als die erste, stehen die Übungen, welche Beziehung auf die Sprech- und Lesefertigkeit und den Verstand haben. Auch hier ist viel Gutes und Brauchbares zusammengetragen. Etwas zu reich ist ohne Zweifel §. 13. ausgefallen, der sich mit dem Unterschiede der gleichlautenden Wörter beschäftigt. Bey der beabsichtigten Sprechgründlichkeit der ersten Stufe muß man sich um so mehr über seine reiche Ausstattung wundern. Die Wörter: *Anger* und *Anker*, *Balken* und *balgen*, *befahren* und *befallen*, *Hecke* und *Höke*, *sank* und *Zank* (*sang* und *sank* fehlen) und viele andere mehr, werden wohl nicht leicht für gleichlautende gehalten werden können. Auch ist die Aufgabe, diese Wörter in kurze Sätze zusammenzufassen, oft gar unglücklich gelöst worden: z. B. wir wollen uns nicht mit dem *Rechen* in dem *Regen* rühen. Der *Fakt* ist ein *Zeitraum* (?) aber der *Dacht* brennt. Daß der Vf. die Wörter mit ähnlichen Bedeutungen übergangen hat, daran hat er nicht wohl gethan. An ihnen läßt sich der Verstand auf eine sehr angenehme und nützliche Weise üben.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 16 M A Y, 1808.

## SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) BERTIN, b. Schmidt: *Julius von Voss Lustspiele*. Erster Band. Enthält: 1) *Die Griechheit*. 120 S. 2) *Wettkampf der Eitelkeit*. 88 S. 3) *Der Commandant à la Fanchon*. 48 S. 4) *Die Liebe im Zuchthaus*. 1807. 60 S. 8.
- 2) Ebend. und LEIPZIG b. Mittler: *Für einander geschaffen*. Original-Lustspiel in fünf Acten von *Julius von Voss*. 1806. 135 S. 8. (12 Gr.)

Bey der grossen Bedürftigkeit der deutschen Bühne muß man wohl billig jeden neuen Schauspieldichter mit freudiger Aufmerksamkeit, und eher mit günstiger Zuneigung als mit argwöhnischer Strenge empfangen, — und so sey denn auch dieser uns mit seinen Erstlingen willkommen! Wir erkennen in ihm einen talentvollen Mann, der eine grosse Bekanntschaft mit den Sitten und Thorheiten der höheren Stände, und mit den Gebrechen grosser Städte, dabey viel Gewandtheit und Kühnheit besitzt, merkwürdige Scenen aus der Wirklichkeit aufzufassen und darzustellen. Hierin ist er, als Portrait- und Sittenmaler, kühner als seine Vorgänger, indem er mit seiner theatralischen Nachahmung bis in das Innerste der Maschinerie grosser Gesellschaften, in Tanz-, Spiel- und Lustparthien, sich wagt, und keinen Aufwand zur Versinnlichung dieser Dinge scheuet. Auch können wir es keinesweges missbilligen, wenn er das, was in der Welt gerade vor unseren Augen geschieht, in einem Bilde mit starken Zügen auf uns zurücksehnen läßt, denn dem komischen Dichter muß alles erlaubt, und jeder Stand, jedes Alter, jede Zeit, am ersten die Gegenwart, unverschlossen seyn, es kommt nur darauf an, alles mit Geist, mit poetischer Ansicht, und so zu behandeln, daß daraus ein neues, für sich bestehendes, freyes Spiel hervorgeht, in welchem das specielle Zeitinteresse sich in das allgemeine Vergnügen einer heiteren Ansicht des menschlichen Lebens auflöst. Dies ist aber ein sehr wichtiger Punct. So wenig dazu gehört, durch auffallende Einzelheiten aus unserer Nähe, Vorfälle des Tages, oder wohl gar durch Persönlichkeiten eine ganze Stadt zur Schaulust solcher Dinge in Bewegung zu setzen, und die Neugier aller Stände, die gern etwas Bekanntes von der Strasse, sey es auch nur ein Pferd, auf der Bühne sehen mögen, sympathetisch anzuziehen: so schwer ist es auf der anderen Seite, alles dieses durch eine verknüpfende Idee zu einem künstlerischen Ganzen zu verbinden, und darin durch eine höhere Auffassung und Vollendung dem Specuellen die Allgemeinheit, der Nähe

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

die Ferne zu geben, so daß auch ein Fremder, dem die besonderen Beziehungen nach aussen fehlen, ohne Verwirrung, und ohne etwas zu vermissen, an dem aufblühenden Kunstwerke sich erfreuen kann. Der Vf. berührt daher gerade die Hauptsache, wenn er in der Vorrede sagt: „Über den Commandanten à la Fanchon muß ich bemerken, daß dieses Stück *alle Localität vermeidet*, der Leser deshalb durchaus keine *Wahrheit* (soll heissen *historische Wirklichkeit*,) darin muß suchen wollen, mit Ausnahme der allgemeinen sittenmalerischen Wahrheit.“ Hätte nur der Vf. diese Regel auch bey der *Griechheit* näher ins Auge gefaßt! Hier fehlt es durchaus an einer klaren Durchführung der Idee, und an der nöthigen Gediegenheit des Ganzen, die jedem Werke erst seinen rechten Werth geben muß. Schon der Gegenstand hat seine grossen Schwierigkeiten, und ist nicht glücklich gewählt, weil er wegen seiner unsinnlichen und gelehrten Beschaffenheit sich nicht gut vor die Augen bringen läßt. Der Titel verspricht überdies, einen übertriebenen Geschmack am *Griechischen* lächerlich zu machen. Ausser der Errichtung von Gebäuden nach griechischem Geschmack (schon für das Theater eine zu grosse Anforderung) und der Verkleidung junger Landmädchen in griechische Gottheiten, die zum Empfang der neuen Braut dienen müssen, sehen wir aber wenig von der modernen Griechheit. Desto mehr ist die Hauptperson, der Baron Hainau, in der dafür ausgegebenen Naturphilosophie und in Überpoesie befangen, und seine Braut, eine Jüdin, in die tändelnde Sentimentalität nach spanischer Manier verfunken, so daß man hier die widersprechendsten Elemente aus den neueren ästhetischen Ausschweifungen unnatürlich zusammengehäuft findet, und man überzeugt wird, daß der Vf. seinen Gegenstand nicht gehörig gekannt, sondern die Bestandtheile nur flüchtig aus der Erfahrung und aus Büchern zusammengetragen hat. Mit welcher Überfülle von Ideen und gelehrtem Wortkram er die Personen, denen er solches beylegt, vernichtet, und alle Grenzen der Wahrscheinlichkeit, selbst die einer Poesie, überschreitet, davon kann alles, was der Baron Hainau sagt, zum Beweise dienen. Gleich seine ersten Worte lauten also: „Das Leben, das poetische mir stören?“ Durch trübe Nebelolympiaden schon umnachtet Helotendunkel sie, wildet sie Scythenbarbarey. Da steht ein Jüngling auf, der glatten Menge, entbundenen Fittichs schwört er aufzustreben, er läßt der Seele Sehnsuchtsklänge grünen, verschwundenen Menschenadel heimzurufen; zu dir sieht er, Minerva Pollas, und deine heisse Silberglorie strahlt im Bu-

Ep.

sens Tiefe, u. f. w." — Immer den Geldbeutel in der Hand, verschwendet er in kurzer Zeit sein Vermögen an Baumeister, Virtuosen, Schauspielerinnen, und besonders an einen Naturphilosophen, der seinen Acker nach gelehrten Principien behandeln und düngen muß. Die an ihn abgeschickten Gerichtsdienner läßt er ohne Umstände gefangen nehmen und auf einem Esel reiten. Und dennoch sieht man auf der anderen Seite ganz ernstlich Anstalten machen, diesen mehr als unsinnigen Menschen zu bekehren, und der Schluß (nicht die Entwicklung) ist der, daß sein Nachbar, dessen Tochter sich in ihm verliebt hat, sein Gut zu verwalten übernimmt. So ist das Stück weder Lustspiel noch Posse geworden, und der Hauptsache fehlt die persönliche Wahrheit. An diesem allen ist die Wahl des gelehrten Stoffes schuld, der einer solchen Behandlung widerstrebt. Wir haben erst Gelegenheit, die Talente des Vfs. hochzuschätzen, wenn er die Büchergelehrsamkeit verläßt, und in's wirkliche Leben eintritt. So wird hier gleich Anfangs ein trinklustiger Virtuos sichtbar, („la la la! — Ein pompöser Morgen, hol' mich der Teufel! Ruft mir ein paar Leutchen, die das Fortepiano auf die Terrasse tragen, ich componire gern in freyer Luft,") an dem die Wirklichkeit seines frohen Daseyns gar nicht zu verkennen ist. Es wird muscirt, getrunken, gesungen, getanzt, und mit den Schauspielerinnen und Dorfknäbchen Probe gehalten — das alles ist voll Leichtsinns und Leben, und muß lustig anzusehen seyn. Die städtische Freyheit und die griechischen Anforderungen der Kunst auf der einen, und das linksche Benehmen der Bauermädchen mit ihrer Unschuld und Derbheit auf der anderen Seite, („*Pral.* Attitüde, Faltenwurf. *Schöpfe.* Ne — angreifen nicht. Er kann ihnen den Hokuspokus so beybringen. *Pral.* Die Göttin, Gretlieschen, vergifs doch nicht! — Und wenn dich die Braut etwa küßt, zier dich nicht; den Mund sitzsam freudig hingehalten. Wollen's einmal probiren!" Kufs und Ohrfeige. „*Gretliese.* Ich sag's meiner Großmutter!") das alles giebt herrliche Contraste und wunderliche Auftritte. Auch die gegenseitigen Bestechungen der Bauleute, wie es scheint, nach der Natur gezeichnet, sind ehrenwerth. Und nun zu diesem allen der äußere Reiz, wenn z. B. Demoiselle Rahel auf einem hohen antiken Wagen, der Kutscher in griechischem Kostüm, unter sanfter Musik dahergefahren kommt — muß das nicht anlocken?

Die Sittenmalerey: *Wettkampf der Eitelkeit*, Lustspiel in drey Acten nach dem Französischen des *Picard*, ist weniger anziehend, obgleich in sich vollendeter. Die Auftritte sind gewöhnlicher Art, und das Stück erhält mehr sein Interesse durch die moralische Wahrheit, als durch den Geist der Erfindung; blos die sinnreiche Wendung am Schluß, wo der Fabrikant aus der Provinz, um seine befreundeten eiteln Städter zu bekehren, zum Schein ihre eigenen Fehler annimmt, verräth etwas mehr als ganz gewöhnliches Talent. Der Übersetzung ist hie und da noch der französische Ursprung anzusehen, z. B. *Uns gehört eine mannbare Tochter — statt: wir haben.* — Laß uns auf *Befchränkungen* sinnen, wo

ökonomische *Einschränkungen* gemeint sind. Und wenn die Tochter sagt, als vom Tanzen die Rede ist: Ich bin fast mit dem jüngern Bourville *einverstanden*: so soll das nur heißen: darin bin ich mit B. einverleert *Meinung*.

*Der Commandant à la Fanchon*, heroische Posse von Einem Act in Knittelversen, giebt im Kleinen ein Beyspiel von Feigheit bey der Übergabe einer Festung. Die Persiflage ist durch Charaktere und Umstände so vermittelt, daß der Scherz die innere Wahrheit, die Möglichkeit der Erscheinung nicht verletzt, und äußerlich mit dem Schein des Ernstes eine gute Wirkung thut. Das Auffallendste natürlich erscheinen zu lassen, ist das Haupterforderniß einer Posse, und dies ist hier mit vielem Fleiße beobachtet. Die Knittelverse oder Schlagreime aber sind nicht die gelungensten; weil der Vf. für die Hauptschläge, die allein das Maß und zugleich den Rhythmus dieses Verses bestimmen, nicht genug durch starke Worte, und dazwischen für Geläufigkeit des Falles nicht hinreichend durch pausirende oder auch bloß anhaltende Sylben gesorgt hat; z. B. Hier konnt' ich nicht mehr — hat keinen rechten Hauptschlag, nicht weiter würde dem Ohr schon eher genügen; Ob ich die Damen da kann unterbringen — beleidigt durch eine zu große Hemmung. Wie schön fließt dagegen: da soll ich mich halten auf Tod und Leben.

*Die Liebe im Zuchthaus*, Tragikomödie in Einem Aufzuge, ist von allen am kühnsten und am gehaltreichsten. Der Dichter führt hier die Phantasie in den entlegensten Wohnplatz der menschlichen Thätigkeit, in den Kreis der verworfensten Geschöpfe, und läßt uns in ihr verwahrlostes Herz schauen. Zu den Ehebrechern und Dieben steigen Räuber und Mordbrenner herauf, erzählen ihre Gruesdthaten, und gleichen ihre Verbrechen in Leichtsinns und Liebe gegen einander aus. Bey jeder Erscheinung schauern die Andern zurück und rufen: ein Räuber, ein Mörder! Nein, dessen wär' ich nicht fähig. Sobald aber der Neuling seine Geschichte erzählt hat, finden sie die That möglich und leicht, und stiften Freundschaft mit ihm. Mitten unter ihnen sitzt reinen Herzens eine Kindesmörderin, die, still und in sich gekehrt, endlich vor Abscheu über die schändlichsten Reden hervortritt, und einer frechen Kupplerin grad' ins Angesicht speyt. Schon aus diesem Zuge wird jeder abnehmen können, mit welchen starken und, wir möchten sagen, höllischen Farben das Ganze gezeichnet ist. Dennoch würde man es als ein seltsames Nachstück loben müssen, wenn der Vf. es mit einer poetischen Ansicht, in völliger Freyheit der Phantasie kühn und unbefangen als bloße Erscheinung hingestellt, und nicht mit praktischen Tendenzen, mit untröstlichen Bemühungen der Psychologie, und sogar mit Entschuldigungen aus der Moral vermischt hätte. Auf diese Weise zieht er den Gegenstand in die schrecklichste Wirklichkeit hinab, verwirrt den Anblick der Welt, und läßt nirgends eine Aussicht ins Freye, als allein in dem endlichen Leichtsinns dieser Menschen, welche Harmonie aber in der Seele des Beobachters wieder neue Dissonanzen weckt. Da ist es bald die Regierung und die Ju-

ftiz, die der Verschuldung solcher Verbrechen angeklagt wird, und, wenn man diesen Gedanken weiter verfolgt, die Mangelhaftigkeit und Beschränktheit der menschlichen Natur überhaupt; bald ist es das Zusammentreffen von Umständen, Temperament, Erziehung, angeborene Neigung, dem man gern das Unglück aufbürden möchte, und dies endiget wieder in der Unvollkommenheit der Welt und in der allgemeinen menschlichen Schwäche; endlich muß die edle Absicht, einem armen Vater oder einer kranken Mutter zu helfen, noch eine Entschuldigung für das Verbrechen hergeben; und ist hierdurch etwa das Mitleid eines Lesers gewonnen, so trifft der Schluss, wo die Verschwörung entdeckt und alle wieder in ihr Gefängniß zurückgebracht werden, um so peinlicher. Kurz, man sieht, daß der talentvolle Vf., um etwas poetisch aufzufassen und darzustellen, sich selbst noch nicht genug über die Erscheinungen der Welt erhoben, und sein eigenes Gemüth noch nicht zur reinsten Harmonie hinaufgestimmt hat. Daher er auch glücklicher ist, wenn er bey der bloßen Copie des Lebens stehen bleibt, wie besonders in seinem letzten Stücke:

*Für einander geschaffen*, Original-Lustspiel in fünf Acten, wo er die gezwungenen Verhältnisse von unglücklich verheiratheten oder versprochenen Personen durch alle gesellschaftlichen Berührungen der feinen Welt, Spiel-, Ball- und Land-Parthien mit seinem Pinsel treu und mit Glück verfolgt. Soll indess der Zuschauer nicht ungeduldig werden, sich so lange in einer solchen Gesellschaft zu befinden: so gehört nothwendig dazu, daß diese Scenen mit der größten Genauigkeit und mit geläufigem Anstande auf der Bühne dem Leben nachgebildet werden. Der Vf. hat die Idee, mehrere Heirathsparthien neben einander aufzustellen, die nur für einander passen, wenn sie die Personen wechseln, so wie die allmähliche Annäherung derselben sehr gut ausgeführt. Ein Morgen im Augarten, wo sie sich auf den Spaziergängen zu oft von einander entfernen, böse auf einander werden, und endlich jeder ohne den anderen, aber immer mit dem, der *für ihn geschaffen* ist, nach Hause fährt, giebt der ganzen Sache zuletzt den erwünschten Auschlag. Zu verwundern ist es, wie der Vf. in seine fein angelegte Zeichnung so starke Züge hat einmischen können, als z. B. das Hinken und die Einäugigkeit einer alten verliebten Frau, und die beständige Wiederholung der Worte einer neugebornen Gräfin: *wofür bin ich denn eine vornehme Dame geworden?* Das ist selbst für eine Pöffe zu kühn und unnatürlich. — Aber man sieht, welches entschiedene, obgleich untergeordnete Talent der Vf. für's Theater hat, und daß wir, besonders im Fach der Sittegemälde und der satyrischen Pöffe, uns noch manche angenehme Unterhaltung von ihm versprechen können.

T. Z.

BERLIN, b. Frölich: *Johanne Gray*, Trauerspiel in fünf Aufzügen von *Amalie Berg*. 1806. 141 S. 8. (12 Gr.)

Dieses Trauerspiel, dessen Gegenstand, wie man sieht, aus der englischen Geschichte entlehnt ist, trägt

die unverkennbaren Spuren eines sanften Gemüthes und einer edlen Gesinnung an sich, und darf in seiner Anspruchslosigkeit wohl hoffen, gleiche Herzen mit gleichen Gefühlen zu erwärmen. Die reine, einfache Schreibart sowohl als die ziemlich gelungenen Jamben, worin es geschrieben ist, zeugen von einem gebildeten Geiste, und von einem in der Dichtkunst nicht ungeübten Talente, und machen der stillen, sich selbst genugsam überlassenen Beschäftigung eines Frauenzimmers, alle Ehre. Wir sehen hier in der *Johanne Gray* das Bild einer edel gesinnten, mit häuslichem und ehelichem Glück zufriedenen, sehr liebenswürdigen Frau, die durch die hohe Werthschätzung ihres Fürsten und durch die Fügung äußerer Umstände aus ihren Privatverhältnissen wider ihren Willen auf den Thron von England erhoben, und bald darauf durch das neidische Schicksal ihrer neuen Würde beraubt, und dem unverdienten Tode preisgegeben wird. Im *ersten Act* versammeln sich auf die Nachricht, daß König Heinrich gestorben sey, und ihr als seiner vorigen Geliebten den Thron vermacht habe, alle ihre Verwandten um sie her, und bewegen sie durch Überredungen, die Krone anzunehmen. Im *zweyten Act* empfängt sie die Huldigung der Lords, wobey zugleich sichtbar wird, daß der vorige Minister des Königs, der Herzog von Northumberland, statt ihrer zu herrschen gedenkt. Dies entfernt viele Herzen von dem Interesse der *Johanne*; und im *dritten Act* erfahren wir schon, daß Marie, die Tochter des verstorbenen Königs, mit einem mächtigen Häere gegen sie im Anzuge ist. Im *vierten Acte* kommt die Nachricht von dem siegreichen Einzuge der Marie, und von dem Vertrage mit ihr. *Johanne* geht, ihr zu huldigen, und fristet durch gute Färsprache kaum ihr Leben. Im *fünften Act* ist man vergebens bemüht, sie zur katholischen Religion zu bekehren. Die Antwort auf einen Brief ihres Vaters, der ihr die Flucht anrath, giebt der Königin einen Vorwand, sie mit ihrem Manne zum Tode zu verurtheilen. Dies ist kürzlich der Inhalt und der Gang dieses Stücks. Da alles ohne große Verwickelung vor sich geht, und die Hoffnung, *Johanne* gerettet zu sehen, wenig aufgeregt und erhalten wird: so darf man bey der milden Beschaffenheit dieses Drama's auch keinen hohen Schwung, Anspannung oder heftige Anreizung erwarten. *Johanne* ist schon zu früh in ihr Schicksal ergeben, unsere Gedanken begleiten sie schon zum Tode, noch ehe ihr Urtheil gefällt ist, ihre Tugend ohne glorreichen Aufgang zieht uns sanft zu ihr hin, aber begeistert uns nicht, ihre eigene Ruhe mildert unser Mitleid.

T. Z.

LEIPZIG, im Comptoir für Literatur: *Lila und Rosaide*. Ein romantisches Gedicht in XX Gefängen von K. Heinr. Leop. Reinhardt. 1807. 122 S. 8. (16 Gr.)

Wenn es dem Leser schwer wird, die Geschichte, die in diesen zwanzig Gefängen enthalten ist, aufzufassen und bis ans Ende zu verfolgen: so ist vornehmlich die *Einschachtelungsmethode* schuld daran, der sich fast alle erzählenden Dichter nach früherem Beyspielen bis zur Sklaverey ergeben haben. Diese

besteht nämlich darin, daß sie in der Mitte, ja wohl gar nahe am Ende der Geschichte anfangen, das Frühere aus dem Inneren herausholen, und so eine Erzählung in die andere fetzen. In vielen erzählten Gedichten, z. B. im Oberon, ist diese Methode mit Klugheit angewandt. Aber davon abgesehen, daß jedes Ding durch Ubertreibung misrathen muß, so fragt es sich auch noch, ob je eine Regel, sie mag noch so gut seyn, in der Dichtkunst strenges, allgemeines Gesetz werden kann. Wir glauben vielmehr, daß allein der Gegenstand darüber entscheiden müsse. Manche Erzählungen gerathen gerade am besten, wenn sie mit dem natürlichen Anfange der Geschichte beginnen. Eine Reise z. B., wie in der Parthenais, kann sehr füglich statt des dritten oder vierten mit dem ersten Tage anfangen. Zuweilen kann sogar eine allgemeine Beschreibung, eine Schilderung, um dem Leser die gehörige Stimmung zu geben, im Anfange für den Gegenstand dienlich seyn. Für das Märchen aber möchte es sich am ersten schicken, uns gleich von Hause aus mitzunehmen, und seine Erscheinungen allmählig vor unseren Blicken entstehen zu lassen. Hätte dieses auch der Vf. dieses märchenhaften Gedichts gethan, so würde wahrscheinlich sein Werk ein gesundes Wachsthum erhalten haben. Zwar sehen wir Röschen anfangs ohne Umstände auf Reisen gehn, um ihr Traumideal zu suchen; — sie scheitert bey der Meeresfahrt an einer Insel, und wird hier von einem Pavian, von einem Vogel und einem Lamm bedient — dieses alles ist noch deutlich und einfach; als aber der Himmel sich verdunkelt —

Indess mit Drachen schnell dahin  
Auf Stürmen fuhr die Königin  
Der Hölle durch die Lüfte.  
Wild voll ihr Basilisk-Blick,  
Er dolcht herab; sie bebt zurück,  
Und niederspeyt sie lachend Gifte.

und darauf in der Nacht die rührendste der Stimmen aus der Verborgenheit ihr zusingt:

Ich war ein Prinz. Das schönste Eiland  
Nannt' ich mein Königreich,  
Ein gutes Volk mich seinen Heiland;  
Mein Herz, so sanft und weich —  
Wie glücklich war ich mit ihm weiland!  
Des Friedens Palmenzweig —  
Kein Lorbeer, blutbefleckt und eitel —  
Umlaubte blühend mir den Scheitel.  
Denn lächelnd einst im Schneegewande,  
Auf meiner Mutter Flehn,  
Trat zu des Säuglings Wieg' Amande,  
Die Lieblichste der Feen;  
Doch ach! zugleich mit ihr Urgande.  
„O Knäblein lieb und schön!“ —  
Sprach jene — „ja! die besten Gaben  
Sollst du in reicher Fülle haben!“

und nachher der Redende immer wieder einen anderen redend einführt, so daß die ganze Vergangenheit mit Vater und Mutter in der Erzählung der rührenden Stimme zum Vorschein kommt: — da wird die Lectüre beschwerlich, und der Leser hat Mühe, sich aus dem Vergangenen wieder zur Gegenwart zurückzufinden. Auch in dem Ton ist sich der Vf. nicht gleich geblieben, und verfehlt dadurch die lyrische Einheit seines Gedichtes. Er schwankt zwischen der Kraft des Ausdrucks von Bürger und der

scherzenden Leichtigkeit von Wieland, ohne einen von beiden zu erreichen. Am meisten aber trifft er mit Blumauer zusammen.

Wir zweifeln, daß dieses Gedicht, ob es gleich romantisch betitelt ist, das Vergnügen und die angenehme Unterhaltung ähnlicher Producte hervorbringen werde.

T. Z.

HALBERSTADT, b. Grofs: Gedichte von Joh. Carl Aug. Refe. Erstes Bändchen 1806. 141 S. 8.

„Glaubt, nicht fremd ist dieser Busen,  
Und das Loos der schönen Mufen  
War mir niemals unbewußt.“

Ferner: „Meine Gluten zu bekämpfen,  
Freunde, bin ich allzu feig;“

singt Hr. R. in seinem Prolog, und diese Verse sind offenbar so beschaffen, daß sie hinreichend seyn würden, die Versicherung, die sie von des Vfs. Dichterberuf geben sollen, um allen Credit zu bringen. Dennoch kann Rec. bezeugen, daß mehrere seiner Gedichte eine Mittelmäßigkeit haben, die von auffallenderen Anstößen frey ist, und daß Einige Anlage verrathen. Wenn jedoch Hr. R. in der Note zu S. 35 das Ideal sagt: „Daß man die hier geäußerte Vorliebe für das Ideal auf diesen Bogen noch wenig bestätigt findet, verzeihe man dem Vf., der hier einen so unbedeutenden Theil seines poetischen Strebens ausgestellt hat!“ so wird ihm der Leser darin nicht Untrecht geben, daß seine Sammlung, so wie sie jetzt ist, nicht unter die bedeutenden gehört; was aber seine Vorliebe für das Ideal betrifft (welches er, in einer besonderen Note am Ende, bisher aus eigener Ansicht der Wirklichkeit entgegen gesetzt zu haben versichert): so scheint er manchen Wahn bey sich zu nähren, der der Ausbildung des Geistes nicht zuträglich seyn kann. An Eigenthümlichkeit sind seine Gedichte arm. Hr. R., der sie sehr sorgsam classificirt, und einige Kleinigkeiten Mimos überschrieben, mit beygefügter Belehrung, was man sich unter seinem Mimos, dem alten gegenüber, mit dem er nicht verwechselt werden soll, zu denken habe, hätte mit mehreren Rechten fast durchgehends Mimos überschreiben können: denn die fremden Muster (Goethe, Klopstock u. a.) scheinen stark hindurch, und bisweilen sind es die fremden Worte, die wir vernehmen. Eine Ode S. 86, worin sich der Vf. mit dem Gedanken eines unsterblichen Ruhms begeistert, schließt Hr. Refe:

o der beglückten Zeit,  
Als mein Schiller noch freudig  
Auf den ewigen Pfaden ging!

Hr. R. trete doch etwas leiser auf! Leicht sein bestes ist die Ballade: die Braut am Meerstrand. Man kann hier den Vf. Louise Brachmann an die Seite stellen. Unter den lyrischen Gedichten dürfte unter anderen vornehmlich S. 77: Antwort der Muse, für den Vf. beweisen. In den reimlosen Versarten folgt Hr. R. bloß seinem, noch nicht hinlänglich gebildeten Gehöre, z. B. S. 56:

Der Schönheit Aufblühn bölausen,  
Blühend und lebenswärm reich. —

S. 67 soll man wohl scandiren: „und ein Lüftthauch webt und spielt noch — und die Seefluth dämmert glutroth“ — wie das lateinische *gènerosi*? Hr. Refe kann einst dem Publicum willkommen seyn, wenn er mit Gedichten von mehr eigenthümlichem und kräftigem Gehalt und reiferer Bildung wieder erscheint. B. d. Sz.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 17 M A Y, 1808.

## B O T A N I K.

- 1) WIEN, b. Geislinger: *Fungi Austriaci ad specimina viva cera expressi descriptiones ac historiam naturalem completam. Österreichs Schwämme, nach lebendigen Originalen in Wachs gearbeitet, mit Beschreibung und einer ausführlichen Naturgeschichte von Leopold Trattinnick, Ehrenmitgliede der physikalischen Societät zu Göttingen. Vierte bis sechste Lieferung. 1807. 4. (Jede Lieferung 6 Thaler.)*

Für minder bemittelte Liebhaber :

- 2) *Fungi Austriaci cum descriptionibus ac historia naturali completa. Österreichs Schwämme. Mit Beschreibung und einer ausführlichen Naturgeschichte, von L. Trattinnick. Erstes bis sechstes Heft. Mit ausgefalteten Kupfern. (Jedes Heft 1 Rthlr. 20 gr.)*

Den Plan und die Einrichtung von diesem, in der That sehr nützlichen und prachtvollen Werke, wodurch sich Hr. Trattinnick um die Wissenschaft sehr verdient macht, haben wir im zweyten Jahrgange dieser Zeitung 1805. Nr. 300 angezeigt. Bereits befinden sich 6 Lieferungen davon in unseren Händen. Die drey letzteren sind folgenden Inhalts:

IV Lieferung. XIX. *Agaricus (gymnopus) mucron.* Der Rösling; gelber Rösling. Ein weißlicher Blätterchwamm, mit aufrechtem, vollem Strunke, gedrängten Lamellen, und einem gewölbten Hute. Nach der Beschreibung des Vf. wird dieser Schwamm, welcher mit dem Röthlinge einige Ähnlichkeit hat, aber an lieblichem und gewürzhaftem Geschmacke jenen und mehrere Schwämme, ja selbst die Trüffel (?) übertrifft, als eine Würze zur Verbesserung der Brühen benutzt. Man findet ihn im Frühlinge in Buchenwäldern an der Erde. XX. *Agaricus (Lactifl.) pallidus.* Persf. Der Pfefferling; auch wilder Silberbärtling; Milchschwamm. In Rücksicht der Farbe stimmt die vorliegende Wachsfigur mit der Abbildung Tab. 10 nicht völlig überein. Die erstere ist weißlich grau; die letztere gelblichbraun, und der Rand des Hutes etwas eckig gehalten. Inzwischen ist es nicht zu leugnen, daß die Schwämme in den verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung und Ausbildung, sowohl in der Farbe als in der Gestalt abändern, und bisweilen den geübten Beobachter zu Irrungen führen. Sodann entstehen nicht selten dergleichen Abweichungen unter den nachgebildeten Formen durch ein kleines Versehen des Künstlers, wenn ihm der Botaniker nicht immer

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

zur Seite steht, wie dies auch wirklich bey der Abbildung in Sowerby Fung. Tab. 143 der Fall zu seyn scheint, wo die Lamellen viel breiter und weitfchichtiger gelagert sind, als man sie an lebenden Originalen findet. S. 103 erklärt Hr. Tr., daß er fest bey sich beschloßen habe, in diesem Werke sich einzig an die Richtschnur der Persoon'schen Synopsis zu halten; in dieser Absicht habe er einstweilen den Pfefferling, wovon hier die Rede ist, nach Persoon als eine eigene, selbstständige Art aufgestellt, bemerkt aber auch zugleich, daß er geneigt sey, denselben mit dem weißen Pfefferling für einerley Art zu halten. Rec. hat den letzteren schon oft in seiner Wildniß beobachtet, und findet kein erhebliches Unterscheidungszeichen. Wegen der kaufmännischen Schärfe ist dieser Pfefferling, welcher vom Julius bis September in Deutschlands Wäldern vegetirt, sehr verdächtig, und muß daher aus der Reihe der essbaren Schwämme ausgestrichen werden. XXI. *Agaricus (Russula) virescens.* Persf. Der große, grüne Täubling; Grünling. Er findet sich in Deutschlands gemischten Laubwäldern, und variirt mit einem schmutzig grauen Hute. Die vorliegende Wachsfigur, mit weißen Lamellen und einem grünen, concentrisch gewürfelten Hute ist der Natur sehr getreu nachgebildet, und macht dem Künstler Ehre, Persoon's *Russula furcata*, und seine *Russula virescens* sind sehr nahe verwandt. Rec. ist geneigt, mit Hn. T. beide für einerley Art zu halten. Schade, daß sie Tab. 11 nicht neben einander stehen! Die Zusammenstellung wäre deswegen höchst nöthig, weil der eine essbar, der andere giftig seyn soll. — Um nachtheilige Folgen zu verhüten, welche sehr leicht durch Vewechselung entstehen können, wird man wohlthun, beide von den essbaren Schwämmen auszuschiessen. XXII. *Agaricus (Omphalia) epiphyllus.* Persf. Der Schimmelschwamm. Diesen kleinen, niedlichen, schneeweißen Schwamm, welcher im Herbst ziemlich häufig aus der mit faulen Vegetabilien gemischten Erde hervorkommt, hat der Vf. bloß seinen Vorgängern zu Gefallen unter die Blätterchwämme aufgenommen. Ausserdem müßte er, den neueren Gattungscharakteren zufolge, allerdings unter den Aderschwämmen stehen. Wegen der Zartheit des Strunkes ist die Wachsfigur in eine kleine Schachtel eingepackt. XXIII. *Boletus (Fistulina) hepaticus.* Persoon. Der Fleischschwamm; Leberpils; Rindszunge. Ein blutrother, in seiner Bildung sehr sonderbarer Löcherschwamm, welcher sich einzeln oder gefellig in gepolsterten Anhäufungen an Eichstämmen findet. Er ist essbar, und wird mit

den Kräuterfalsaten gemischt; auch mit Kalbfleisch gekocht, und auf verschiedene Art zubereitet, gespeist. Die Wachsfur ist etwa 5 Zoll lang, in der Mitte 3 Zoll dick, und an der Basis verdünnt. Allein die Abbildung Tab. 12 ist mit mehrerem Fleiß und Sachkenntniß gefertigt; die niedlichen, häutigen, auf cylindrischen Fruchtröhren sitzenden Sternchen, womit der Schwamm zur Zeit der Reife bedeckt ist, sind hier sehr gut dargestellt, und hätten billig auch bey der Wachsfur an irgend einem Orte angezeigt werden sollen. XXIV. *Hydnum repandum* Linn. Der Stöckröthling; ausgeschweiffter Stachelschwamm. Zeichnung und Wachsfur sind dem Künstler gut gerathen.

V Lieferung. XXV. *Amanita vaginata* Tratt. (*Agaricus* Schaeff.) Der Strahlenkranz; Scheidenschwamm. Hr. T. hat diesen Schwamm, dessen Hut regelmäsig bandirt, und der hohle Strunk am Grunde mit einer Scheide umgeben ist, an seinem natürlichen Standorte beobachtet und auf einer Stelle Individuen gefunden, die in Ansehung ihrer Farbe merklich von einander abwichen; desswegen hat er, mit Recht, *Perfoons* kastanienbraunen und schwärzlichrothen Wulstschwamm unter Eine Art vereinigt. XXVI. *Agaricus (lepiota) colubrinus* Persf. Der bunte Stiefelschwamm. Rec. fand diesen zierlichen, mit vortheilichen Farben geschmückten Schwamm in Laubwäldern, bald einzeln, bald an faulem Holze u. s. w. Hr. T. sah ihn in Lohbeeten neben den Töpfen der eingesetzten Zierpflanzen, wo er beymerkten Blick für abgefallene Blüthen von der *Volkmannia (Volkmannia) japonica* gehalten werden könnte. — Die auf Tab. 13 zusammengegestellten Stiefelschwämme bilden eine hübsche Gruppe. XXVII. *Agaricus (lepiota) muscidus* Persf. Der spiegelnde Stiefelschwamm. XXVIII. *Agaricus (myceena) Martii* Tratt. Der Kellerschwamm. Diesen Schwamm, welchen ein Landökonom, Hr. Leopold. Mark zu Klosterneuburg, in seinem Weinkeller an alten Weinfässern u. s. w. entdecken sah, hat Hr. T. als eine neue Art aufgeführt. Die Beschreibung ist: *Encarpio stipitato, tenero, niveo, pileo umbonato, diaphano, substantia centrali crenato — radiata minusque diaphana notato, Lamellis tenuissimis subdecurrentibus; stipite gracili, flexuoso, farcto*. XXIX. *Agaricus (lactifusus) ruber* Persf. Der Goldbärtling; Milchschwamm. Wegen des angenehmen gewürzhaften Geschmacks wird dieser zierliche Schwamm, welcher in Deutschlands Buchenwäldern sich findet, zur Speise empfohlen. Die Abbildung Tab. 15 ist sehr schön. XXX. *Dacrydium gibbosa* Persf. Der bucklige Labyrinthschwamm. Rec. hat nicht nur mehrere Labyrinthschwämme an ihren natürlichen Standörtern beobachtet, sondern dieselben auch in seinem Cabinet aufgestellt, und ist ganz der Meinung des Vfs., daß die Labyrinth-, Wand-, und Löcher-Schwämme nur zu Einer Gattung gezählt werden müssen: der Verwandlungsboden, dessen Bildung gar sehr von Localumständen abhängt, ist nicht hinreichend, mehrere Gattungen zu unterscheiden. Richtig bemerkt Hr. T., daß *Per-*

*foons* Labyrinthschwämme in der ersten Periode ihrer Entstehung wahre Löcherchwämme sind, deren Zellen bey zunehmendem Wachsthum und völliger Ausbildung des Fruchtkörpers sich mehr oder weniger erweitern, zerreißen und in verschiedenen Gestalten erscheinen. Die Abbildung Tab. 15 ist meisterhaft.

VI Lieferung. XXXI. *Agaricus (cortinaria) subferrugineus* Batsch. Der rostfarbene Schleyerschwamm; Fleischschwamm. Die Beschreibung von diesem, Tab. 16 abgebildeten Schwamme hat der Vf. aus Batsch Bl. fung. entlehnt. Er fügt noch die sehr richtige Bemerkung hinzu, daß dieser in Deutschlands Wäldern vorkommende Schwamm eher zu den giftigen, als zu den essbaren gezählt werden müsse, und zwar desswegen, weil sich die Farbe des Fleisches, wenn man den Schwamm zerschneidet, schnell verändert und oft in eine schmutzig-gelbe oder in eine schwarzblaue Farbe übergeht; ein ziemlich richtiges Kennzeichen der Giftschwämme, wobey nun freylich auch das Alter der essbaren Schwämme zu berücksichtigen ist. XXXII. *Agaricus (Coprinus) cinereus* Persf. *Agaricus tomentosus* Bolt. fung. Der aschgraue Mistchwamm. Die Verschiedenheit der Farbe dieses Schwammes, welchen Hr. T. für eine Varietät von *Perfoons*'s aschgrauem Blätterchwamme zu halten geneigt ist, hängt ebenfalls vom Standorte ab. Eine schöne Varietät mit weißem Hute und schwarzblauen, gedrängten Lamellen fand Rec. in einem dunkeln Laubwalde an fauler Baumrinde. XXXIII. *Agaricus (Russula) rosaceus* Persf. Der Rosentäubling, Gifttäubling. Ob schon dieser Schwamm eine schöne rosenrothe Farbe hat, und ein liebliches Ansehen gewährt: so ist er doch mit allem Rechte zu den ersten Giftschwämmen zu zählen. XXXIV. *Boletus edulis* Persf. Der Herrenpilzling, Tafelschwamm. XXXV. *Hydnum erinaceus* Bull. *Agaricus barbatus flavescens* Buxb. Der Igelschwamm. Aus Versehen ist diese Art auf der Kapsel, in welcher sich die Wachsfuren befinden, *Bullards* Stachelschwamm genannt worden. XXXVI. *Helvella leucophaea* Persf. Die Herbstmorgel, der krause Faltenchwamm. Der Strunk ist aufrecht 1 — 8 Zoll hoch, 1 — 2 Zoll dick, mit unregelmäßigen Rippen und Grübchen versehen, der Hut gelblichbraun, in verschiedene Lappen zerrissen und gekräuselt. Rec. fand einige Varietäten mit kleinerem, mehr oder minder gelapptem Hute. S. 202 wird bemerkt, daß diese Morgel zwar essbar sey, aber doch mit Vorsicht gebraucht werden müsse, besonders dann, wenn sie etwa schon Insecten bewohnen.

Die in Wahs nachgebildeten Figuren, welche diese hier angezeigten Hefte begleiten, sind mit unverkennbarem Kunstfleiß gefertigt, und ganz dazu geeignet, die Schwämme in ihrer Wildniß darnach kennen zu lernen, und die essbaren von den schädlichen zu unterscheiden. Auch die Abbildungen in No. 2 haben gerechten Anspruch auf Beyfall; sie zeichnen sich besonders dadurch sehr vortheilhaft aus, daß die meisten zerghiedert oder gespalten sind und die Farbe der inneren Fleischmassen sehr deut-

sich darstellen. Mit Vergnügen sehen wir der Fortsetzung und Vollendung eines Werkes entgegen, das den Naturforschern und Kunstfreunden eine so belehrende Unterhaltung darbietet.

H. ch. D.

**BERLIN, b. Gädicke: Vollständiges Lexikon der Gärtnerey und Botanik oder alphabetische Beschreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländischen, ökonomischen, officinellen und zur Zierde dienenden Gewächse, von Dr. F. G. Dietrich. 7 Band. 1807. 733 S. gr. 8. (3 Rthlr.)**

Hr. Dr. Dietrich geht auf dem betretenen Wege rühmlich fort, uns seine eigenen Erfahrungen, besonders über die Cultur der Pflanzen, mitzutheilen, und auch in diesem Bande macht er uns, so wie in den vorhergehenden Bänden, welche von einem anderen Rec. (1806. No. 70, und 1807. No. 63) beurtheilt worden sind, mit der Gestalt und Beschaffenheit, dem Vaterlande, der Cultur und dem Nutzen der hier aufgeführten Pflanzen von *Peganum* bis *Pyridata* näher bekannt; in Ansehung der Namen folgt er Linné oder Willdenow, und bey dem Worte *Pyrus* Sickler, Kraft, Diel und Christ, und ein beygelegtes deutsches Register nach dem Alphabet enthält die Trivialbenennungen. Rec. kann versichern, daß auch hier immer der Mann aus Erfahrung spricht, und sich um Botanik und Gärtnerey keine geringen Verdienste erwirbt. Möge er dieses so brauchbare Werk, das sich seiner Vollendung nun nähert, bey Gesundheit endigen! Das ist gewiss der Wunsch jedes Freundes der Botanik und Gärtnerey. — sch —

**WEIMAR, b. Gädicke: Erfahrungen in meinem Blumen- Obst- und Gemüsgarten, zur Gründung der Ästhetik der Gartenkunst, von neuem bearbeitet von Joh. Samuel Schröter, herzogl. sächs. Superintendenten und Oberpfarrer zu Buttstädt etc. I Theil. (ist auf dem Titelblatte nicht angezeigt) 1802. VIII u. 277 S. II Theil. 1807. VIII u. 365 S. kl. 8. (2 Thlr.)**

Diese Schrift enthält lauter Aufsätze, welche der Vf. schon in einigen Journalen, (den *Annalen der Gärtnerey*, der *Gartenzeitung* u. a. m.) geliefert hatte. Seine Absicht war, zufolge der Vorrede, Gärtnerey und Blumenlehre zur Wissenschaft zu erheben und zu ihrer Ästhetik eine sichere Grundlage zu legen. Allein er hat die Grenzen seines Plans nicht genau bezeichnet, und die Grundsätze der ästhetischen Pflanzkunst nicht hinreichend erklärt; auch sind die Aufsätze nicht gut geordnet. So finden wir hier neben den Abhandlungen über Nelken und Aurikeln auch Bemerkungen über Conchylien und über schädliche Thiere, die offenbar nicht zur Begründung einer Ästhetik der Gartenkunst gehören.

Der erste Theil beschäftigt sich hauptsächlich mit der Charakteristik und systematischen Eintheilung der vielfältigen Spielarten der Nelken, Aurikeln und Tulpen, welche der Vf. noch immer als die wichtigsten Gegenstände der Blumengärtnerey be-

trachtet. Aber Rec. zweifelt, daß es ihm gelingen werde, gebildete Blumenfreunde, die sich in der Gartenkunst der reichen Natur mehr genähert haben, und durch die Cultur ausländischer Zierpflanzen ihre Gärten zu verschönern suchen, auf die Spielergewächse mit Nelken und Aurikeln u. s. w. zurückzuführen, und den besseren Gartengeschmack wieder zu verdrängen. Die Belehrung, Aurikeln aus Samen zu erziehen und die hiezu taugliche Erde zu gewinnen, ist unstreitig der beste Aufsatz im ganzen Buche; die übrigen Abhandlungen sind von geringem Werthe, und manche noch überdies mit unrichtigen Behauptungen und nicht wohlgewählten Ausdrücken untermischt. Zum Belege dieses Urtheils können allein folgende Stellen dienen: S. 5 heißt es: „So groß der Fleiß der Gärtner und Blumenfreunde ist, so hat es doch bis jetzt noch keine Menschenkunst (?) und kein Ohngefähr — auch kein günstiges Schicksal — dahin zu bringen vermocht, daß wir ein neues Blumenengeschlecht gewonnen hätten!“ S. 37: „das Kraut der Blumenpflanze (?); S. 53: „das innere Auge der Blume ist ebenfalls ein Gegenstand der Charakteristik der Blumen!“ S. 68: „die Conchylien gehören bey Linné unter die Würmer, wie bey uns die Blumen unter die Pflanzen gehören!“ Um den willkürlichen Benennungen der Blumen und den hierdurch entstehenden Zweydeutigkeiten zu begegnen, wird S. 36 ein Blumenlexikon vorgeschlagen, „oder es müßte sich eine Gesellschaft mehrerer Blumenkenner vereinigen, wo Jeder dasjenige bearbeitet, dem er am meisten gewachsen ist. Außerdem (setzt der Vf. hinzu) „ist der Zeitpunkt noch nicht vorhanden, über die Wissenschaft des Blumenreichs, die sich noch in ihrer Kindheit (?) befindet, zu kritisiren!“

Der erste Abschnitt des zweyten Theils handelt von der Gartenwissenschaft und der Gartencultur, vom Obst- und Gemüsbau und von dem Ausführen des Düngers auf die Äcker; im zweyten Abschnitte redet der Vf. abermals von der Blumistery, besonders von den ins Unendliche vermehrten Farbenänderungen und von den oft sehr funderbigen Namen der Nelken und Aurikeln. Ein Sachregister macht den Beschluß. — tr —

**LEIPZIG, b. Gräff: Die botanische Pflanzenkunst nach Dumont-Courset, von M. E. G. Berger, Verfasser des Taschenbuchs für Blumenfreunde. 1805. I Th. 598 S. II Th. 592 S. gr. 8. (4 Thlr.)**

*Le botaniste cultivateur, ou description, culture et usages de la plus grande partie des plantes étrangères naturalisées et indigènes, cultivées en France et en Angleterre, rangées suivant la méthode de Jussieu* erschien im J. 1802 zu Paris von Dumont-Courset in drey Bänden in 8. Hr. Berger wollte anfangs dieses Werk für deutsche Gartenfreunde übersetzen, doch entschloß er sich, dem Ganzen eine nützlichere Form zu geben. Die Gewächse werden in alphabetischer Ordnung bestimmt und kurz beschrieben, mit Angabe ihrer Behandlung. — Die Hauptgrundlage bleibt das französische Werk. Allen Gartenfreunden,

welche das größere Werk von Dietrich, welches nur leider einen zu theuren Ladenpreis hat, nicht besitzen, kann das gegenwärtige als wahrhaft belehrend empfohlen werden. Verbesserung in Bestimmung der Gewächse, Angaben neuer Beobachtungen zur besseren Pflege ist des Vfs. Sache nicht. Er trägt das

Bekannte kurz und deutlich vor, und ist darum allen denen nützlich, welche die lateinischen Pflanzensysteme nicht verstehen, und doch von der Cultur etwas näheres wissen wollen. Auszüge wären hier am unrechten Orte.

Stbt.

### KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. 1) Duisburg u. Essen, b. Bidecker u. Comp.: *Lazarus von Bethanien*. Eine dramatische Poesie. Herausgegeben von Leonhard Heilmann. 1807. 70 S. 8. (6 Gr.)  
2) Köln, b. Keil: *Die Carolinger*. Ein Trauerspiel in fünf Acten von Joh. Jos. Pfeiffer. 1807. 112 S. 8. (12 Gr.)

Beide Producte gehören zu denen, welche der Kritik keine interessante Seite darbieten, indem sich in ihnen kaum Spuren von dem entdecken lassen, was auf den Namen von Poesie Anspruch machen könnte. Die erste Schrift, da sie, nach des Herausgebers Versicherung, das Werk eines Mannes ist, dem nur wenige wissenschaftliche Bildung zu Theil wurde, mag immerhin nicht ohne Werth und Verdienst seyn, und der edle religiöse Sinn, der sich darin äußert, mag Manchen anziehen und erheben; allein die Behandlung ist schlechthin bloß rhetorisch, und die Ausdehnung der einfachen Geschichte in sechs Scenen zeugt nur von der Lust und Liebe, womit der Vf. über seinen Gegenstand sich vernehmen läßt, aber nicht von poetischem Talent, und am wenigsten von Genie für das Drama, von welchem er die äußere Form geborgt und keinesweges den inneren Geist erfaßt hat. Ja selbst die Form ist kaum dialogisch, geschweige dramatisch zu nennen. Zudem ist in der Sprache eine sichtbar Vorliebe für jene wortreiche Zierlichkeit, die mit besonderm Wohlgefallen den einzelnen Gedanken zu schmücken und zu zieren sich bemüht — eine Eigenheit, welche dem achten Dichtergeiste fremd ist, da dieser, stets auf das Ganze mit ungetheilter Kraft gerichtet, auf die Theile nur so viel Licht verbreitet, als ihnen, um sie harmonisch zu einer schönen Einheit zu verbinden, nothwendig zukommt. Das ungeübte Talent wird eher darin fehlen, daß es dem Einzelnen zu wenig, als zu viel thut, indem es, unbekannt mit dem Geheimnisse der ruhigen sicheren Entfaltung, durch rasches Fortschreiten sein Ziel zu erreichen strebt. — Folgende Probestelle von der Manier des Vfs. mag das ausgesprochene Urtheil bestätigen:

*Nathan*. Durch fröhliches Vertrauen in banger Stunde  
Wird Gottes Vaterwille nur geehrt;  
Wo Glaube siegt, sey das Wunder nahe.  
Wohl kann ein Wunder nur den tiefen Sinn.  
Der Räthselkunde lösen — doch sie kommt  
Aus einem Munde, dessen hohe Worte  
Als reinste Wahrheit Gotteskraft besiegelt.  
*Manhe*. So lang' ein Fünkehen noch am Dochte glimmte,  
So lang' noch einer seiner Pulse hüpfte,  
Ein Schimmer noch aus seinem Auge quoll,  
So lang' sein brechend Herz noch einmal pochte,  
Einmal des Lebens emsiger Gefelle,  
Der Hauch noch schlüpfte über diese Lippe,  
Stand mir der Hoffnung freundliche Gestalt  
Zur Seite tröstend — doch was soll sie hier?  
Des Lebens Freundin weiß bey Todten nicht  
Sie hat von mir das Antlitz weggewandt.  
Ich breit' umsonst nach ihr die matten Arme —  
Vergieb mir, Herr! — ich kann sie nicht erfassen: —

Das Trauerspiel: *Die Carolinger*, ist, insofern es vornehmlich der Kürze in Anordnung und Diction nachstrebt, ein Gegenstück zu dem breiten Lazarus. Der Vf. hat, wie er in der Vorrede versichert, recht eigentlich für die Bühne geschrieben, auf welche, nach seiner Meinung, viele Theaterdichter nicht genug Rücksicht nehmen, da doch, ihr gegenüber die Kritik ihr Forum aufschlagen müsse. Wie er nun dieses will verstanden wissen, erklärt er nicht weiter; es erhellt aber aus seiner Behandlung so viel, daß häufiger Wechsel, Kürze der Scenen und theatralischer Pomp ihm für

die ersten Erfordernisse eines guten Drama's gelten. Leider ist aber, trotz allem Wechsel in den Scenen, bey aller Kürze im Dialog und bey allem Schaugepränge, sein Trauerspiel so höchst einformig und langweilig ausgefallen, daß selbst das neugierigste Publicum ihm für seine Bemühung schwerlich Dank wissen wird. Jede Seite ist ein Beleg zu der Berufslosigkeit des Vfs., für die Bühne zu arbeiten, wenn man dieses auch nur in dem gewöhnlichsten Sinne nimmt. Mehr von dem Stümperwerke zu sagen, wär' überflüssig.

Ha. Ha.

Rudolstadt, b. Klüger: *Stolz und Edelmuth*. Schauspiel in drey Aufzügen von Carl Adolph Eckhardt. 1807. 104 S. 8. (10 Gr.) Wie ein Kaufmann eine theure Waare, die er lange in der vergeblichen Hoffnung auf einen großen Gewinn bey sich lagern ließ, endlich mit übler Laune und verdrießlicher Miene losschlägt, ohngefähr so gebehrt sich der Vf. dieses Schauspiels bey der Herausgabe desselben, indem er in der Vorrede sagt, daß er hier das Resultat einer mehrjährigen Anstrengung darbiere, das zwar mit Werken von einem Shakspeare, Lehnig u. s. w. sich nicht messen könne, aber doch kein gewöhnliches Theater-Product sey. Urtheile von Kritikern, die ihren Beruf dazu nicht bereits documentirt hätten, verbäte er sich. Übrigens sey dies Stück keinesweges, wie viele irrig glauben möchten, ein Trauerspiel, sondern ein Schauspiel; er habe lange darüber nachgedacht, und würde seine Gründe sehr gern vorlegen, sobald ein Mann von Gewicht ihm deshalb einen Einwurf machte. — Wir freuen uns, daß wir dies nicht nothig haben, indem wir so glücklich gewesen sind, diese geheimen Gründe zu entdecken. Nämlich: der Vf. hat sein Thema glücklich durchgeführt, der stolze Staatsmann ist von seinem übertriebenen Stolz zurückgekommen, und zu dem Dienste seines reuervollen Fürsten, der ihn vorher mit Unrecht verstoßen hatte, zurückgekehrt, beider Versehen ist durch Schmerz ausgeföhnt, indem der Fürst für seine Ungerechtigkeit mit dem Tode seines Sohnes bestraft worden, und der stolze Mörder desselben von seiner wahninnigen Tochter dafür mit Nasenstübbern angegangen ist — beide haben folglich ihr Theil, die Geschichte endigt nach Wunsch, und es ist also ein Schauspiel. Freylich werden manche mit dem Wahnsinn der Tochter nicht zufrieden seyn, und sie lieber todt und zu ihrem Geliebten in den Himmel versetzt wünschen, aber — dies sind Nebenparthien; hier kam es auf den Stolz und auf den Edelmuth an, und beide gehen durch Leiden geprüft und geläutert, wie ein Phönix herrlich aus der Asche hervor. Der Vf. hat sein Ziel nicht einen Augenblick aus dem Gesichte verloren, er steuert vielmehr ohne alle Umstände grade darauf los: der in Ungnade gefallene Baron verlagst dem Prinzen seine Tochter, und da dieser sie entführen will, so erschießt er ihn, wird gefangen genommen, und — vom Fürsten begnadigt. Diese Gnade lernt er in dem Schmerze über den Wahnsinn seiner Tochter erst recht schätzen, Fürst und Staatsdiener sind wieder mit einander ausgeföhnt, und das Stück schließt harmonisch mit dem Ausrufe: Heil dem Lande, dessen Fürst so edel denkt und handelt, und Heil dem Fürsten, der einen solchen Mann zum Freunde hat! — Der Gegenstand ist so delicat, als daß wir uns noch Anmerkungen darüber erlauben könnten; wir geben nur dem Vf. zu bedenken, daß er in seinen dramatischen Bemühungen noch ganz auf dem epischen Wege begriffen ist, und daß er in gerader Linie fortläuft, statt einen Kreis zu ziehen. Von einem so nachdenkenden Manne dürfen wir nicht fürchten, mißverstanden zu werden, und da wir seine Gedanken zu errathen uns bemüht haben, so hoffen wir, daß er gleiches Nachdenken auf unsern Satz verwenden, und damit so lange fortfahren werde, bis er im Stande ist, uns durch ein neues Räthsel auf die Probe zu stellen. Also auf Wiedersehn!

T. Z.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 MAY 1808.

## NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Kummer: *Musterung aller bisher mit Recht oder Unrecht für giftig gehaltenen Thiere Deutschlands*, von Wilhelm Christian Orphal. 1807. 142 S. 8. (10 Gr.)

Der Vf. betrachtet die von ihm hieher gerechneten Thiere in folgenden vier Abtheilungen: 1) Thiere, welche zwar von Natur nicht giftig sind, aber es doch unter mancherley Umständen leicht werden können; 2) Thiere, die von Natur giftig sind; 3) Thiere, die zwar eigentlich nicht giftig sind, aber doch durch ihren Speichel oder einen anderen bey sich habenden ätzenden Saft schädlich werden können; 4) Thiere, die man bisher fälschlich für giftig gehalten hat, ohne daß sie es wirklich sind. In die *erste Abtheilung* gehören von den *Säugthieren* diejenigen, welche zuweilen von der sogenannten Tollheit befallen werden, nämlich der *Hund*, bey dem nur Verlegung der Begattung als eine gewisse Ursache dieser Krankheit angesehen wird; der *Wolf* und der *Fuchs*, welche in der Tollheit durch ihren Biss noch weit tödtlicher wie der *Hund* sind; und die *Katze*, bey welcher diese Krankheit besonders deshalb gefährlich ist, weil die Vorboten derselben nicht so auffallend sind, wie bey dem Hunde. Unter den *Vögeln* giebt es einige, welche zuweilen giftige oder doch schädliche Sämereyen in solcher Menge fressen, daß sich die schädlichen Eigenschaften derselben dem Fleische mittheilen, welches dann, durch den Genuß, eben so schädlich wird. Dahin gehören der *Trappe*, das *Rebhuhn*, die *Wachtel*, der *Krametsvogel* und die *Wein- oder Roth-Drossel*. Von den deutschen *Fischen* gehört nur die *Barbe* hieher, da der häufige Genuß ihres Rogens zuweilen schädlich gewesen ist. Unter den *Insecten* ist der *Krebs* zuweilen giftig, weil er oft von giftigen Pflanzen frisst. Unter den *Wärmern* sind die verschiedenen Arten der *Eszmuscheln* und *Austern* zuweilen giftiger Natur. — Aus der *zweyten Abtheilung* haben wir in Deutschland nur die *graue Otter* (*Coluber Berus* L.) und die *Kreuzotter* (*Coluber chersia* L.), welche zwar von einigen Naturforschern nur für Spielarten Einer und derselben Art gehalten werden, nach des Vfs. häufigen Vergleichen und Beobachtungen aber zwey verschiedene Arten sind. Die graue Otter ist die gefährlichere. Die Behauptung, daß keine Otter auf einmal so viel Gift bey sich habe, als erforderlich sey, einen Menschen zu tödten, wird durch die Er-

fahrungen des Vfs. widerlegt. Indess wird gewiß Jeder mit dem Rec. darin übereinkommen, daß die Wirkungen der Otternbisse auch durch andere Umstände sehr modificirt werden können, besonders durch die heißere oder kühlere Witterung, durch stärkere oder schwächere Erhitzung des gebissenen Menschen oder Thieres u. dgl., und daß daher auch die Folgen eines solchen Bisses sehr verschieden ausfallen müssen. Hier hätte der Vf. auch wohl den *Coluber Redi* anführen können, welcher von *Laurenti* und *Gmelin* für eine eigene Art gehalten wird. *Laurenti* nennt diese Otter eine *Vipera venenatissima*: eine Menge von Thieren starb an ihren Bissen. — In die 3 *Abtheilung* gehören, unter den *Amphibien*: die *Ringelnatter* (*Coluber Natrix* L.), deren Biss zuweilen Entzündungen erregt. Der Vf. hat aus seinen Beobachtungen erfahren, daß sie in Gegenden, wo Wasser befindlich ist, wo sie sich oft badet oder doch an nassen sumpfigen Orten aufhält, unschädlich bleibt. Denn Regen und kühle nasse Witterung benehmen selbst den giftigsten Schlangen einen Theil ihres gift- und böartigen Wesens. Sobald aber die Ringelnatter eine geraume Zeit ohne Wasser, und dabey in einer trockenen sonnenreichen Gegend lebt, scheint sie giftartig und böse zu werden. Was der Vf. von den Wirkungen des Warzensaftes der verschiedenen Arten von *Kröten* erzählt, ist größtentheils aus *Laurentii synopsis Reptilium* entlehnt; jedoch hätte dieses Werk noch besser benutzt und die darin erzählten und nachgewiesenen Fälle näher beleuchtet werden können. Bey der *gemeinen Kröte* (*Rana Bufo* L., *Bufo vulgaris*) macht der Vf. auch darauf aufmerksam, daß ihr Genuß bey Hunden die Tollheit mit bewirken soll. Bey der *grünen Kröte* (*Bufo viridis* Laur.) hätte auch noch der heftigen Zufälle gedacht werden sollen, welche erfolgten, als *Laurenti* einem Hunde mit Gewalt Stücken eines solchen zerschnittenen Thieres beybrachte. Der Warzensaft der *Wasserkroten* (*Rana fusca* und *bombina* L.) ist weniger ätzend wie der der Landkröten. Rec., welcher sich mit der *kleinen Wasserkrote* (*Rana bombina* L. *Bufo igneus* Laur. *Schneider*), besonders mit der Anatomie derselben, viel beschäftigt hat, machte die Erfahrung, daß, bey dem Zerschneiden derselben, ihre Ausdünstungen vorzüglich auf die Geruchsorgane wirkten, und daß er jedesmal einen Schnupfen davon bekam. Von dem *Wassermolch* (*Lacerta lacustris* L. *Salamandra cristata* *Schneider* Laur.) verdiente noch angemerkt zu werden, daß die Eidechsen, welche ihn gebissen hatten, gestorben

Rr

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

treideeschüttung von allen großen und kleinen Landgütern in die Magazine, vornehmlich in Sachsen, wo nur, nach dem Vf. (Cap. 19), der 50ste Theil des Gewinnstes dazu erforderlich ist. Dafs der Staat das Recht habe in dieser für das Wohl, ja sogar für das Leben von vielen Tausenden seiner Unterthanen so wichtigen Sache durchzugreifen, sind wir mit dem Vf. vollkommen überzeugt. Die Befugniss des Staates, (sagt er S. 286) den Geldwucher zu beschränken, wird allgemein anerkannt, warum sollte ihm in Betreff des Getreidewuchers nicht dieselbe Befugniss zustehen? u. s. w. Dafs sich dagegen so viele Stimmen erhoben, scheint, genau erwogen, nur daraus zu folgen; weil bey dem Wucher mit Getreide eine so große Menge Menschen gewinnt. Der Vf. hätte hinzufügen können: und weil bey dem Getreidewucher gewöhnlich die Männer interessirt sind, die an der Spitze der Landesverwaltung und Gesetzgebung stehen! — Die landesherrlichen Magazine allein, hält jedoch der Vf. nicht für hinreichend, das Land auch nur wider künstlichen Mangel (Cap. 19) zu schützen, sondern empfiehlt noch, neben den in den Provinzen und grösseren Städten zu errichtenden Magazinen, die Annahme des Depot-Systems. Als Muster ist uns auch hiebey, so wie schon vorher in vielen Stücken, die wahrhaft landesväterlich gefinnte Landesregierung zu Altenburg vorgegangen, welche unterm 16 Jan. 1805 verordnete: dafs jeder (Domainenrittergüter u. s.), welcher mehr als 3 Acker, d. i. 3 Scheffel Ausfaat besitzt, vom Ausdrusche, wovon auf 1 Scheffel Ausfaat nur 2 Scheffel zur Saat und zu den Bestellungs- und Erndtekosten abgezogen werden können, den 8ten Theil in Depot, d. i. zur Disposition der Landesregierung

auf dem Boden behalte. Für ein Land, das aus lauter fruchtbaren Provinzen besteht, hält der Vf. das Depotsystem allein für hinreichend, rath jedoch an, den vierten Theil des Überschusses vom Ausdrusche in Beschlag zu nehmen; dagegen glaubt er, dafs für Länder, die nie ihren Getreidebedarf selbst bauen, z. B. England und Holland; alle Arten von Magazinen von keinem Nutzen sind, und der uneingeschränkste Getreidehandel Statt finden müsse. Ausserdem zeigt er uns die wohlthätigen Folgen des Depotsystems, nämlich: a) dafs jede Getreidesperre und das Verbot, Branntwein aus Getreide zu brennen, dadurch unnöthig wird; b) dafs die Industrie bey dem Ackerbau dadurch nicht unterdrückt werde, weil aller Überschuss an Getreide, sobald der Bedarf des Landes gedeckt ist, ungehindert ausgeführt werden könne, und c) dafs die Regierung aus den Depots zu allen Zeiten ihre Magazine wieder anfüllen könne (Cap. 19). — Ferner hält der Vf. (Cap. 16) dafür: dafs die bisher oft angewendete Fruchtsperr von entschiedenem Nachtheil gewesen sey, und gerade das Gegentheil herbeigeführt habe. Er führt zur Unterstützung dieser Wahrheit mehrere Gründe an, die auf alle Staaten passen, und Beyspiele von der letzten Sperre zwischen Altenburg und dem Erzgebirge, welche die Wahrheit seiner Behauptung ausser allen Zweifel setzen (Cap. 16).

Das ganze Buch ist reich an gut durchdachten und ausführungswerthen Vorschlägen. Wir wünschen ihm daher viele Käufer, fürchten jedoch, dafs in dem grössten Theile des Landes, für welches es zunächst berechnet ist, demselben aus bekannten Ursachen vielleicht in keinem einzigen Stücke nachgelebt werde.

## K L E I N E S C H R I F T E N .

**VERMISCHTE SCHRIFTEN.** Magdeburg, b. Keil: *Vor-schriften zur Erlernung einer einfachen und leichten Geschäftshand.* Erstes Heft. Von C. A. Nicolai. (Ohne Jahrzahl) gr. 4. 6 Tab. (22 Gr.) Derselben Buches zweytes Heft. 12 Tab. (1 Thlr.) Wir besitzen eine Menge Vorschriften und Anweisungen zur Kalligraphie; aber nur sehr wenige entsprechen ihrem Zwecke. Durch eine gewisse Steifheit und zu weit getriebene Schärfe im Grundstriche, wie auch durch die mit zu vielen Zügen überladenen Initialbuchstaben, zeichnen sich die meisten mehr, als durch einen leichten und gefälligen Ductus aus, so dafs sich die danach bildenden Anfänger gewöhnlich eine schwere Hand angewöhnen, die höchstens für Expeditionen brauchbar, für den Kaufmann aber nicht flüchtig und fein genug ist. Überhaupt ist die kaufmännische Schreibart von der sogenannten Canzleyhand gar sehr unterschieden und erfordert eine eigene Übung. Hier kommt es nicht allein auf die Schönheit und Regelmässigkeit der Buchstaben, sondern auch auf einen gewissen Anstand an, mit welchem der ganze Aufsatz erscheint. Es kann eine Note, Factura, Conto-Courant u. s. w. in ihren einzelnen Theilen recht schön geschrieben, und doch im Ganzen schlecht ausfallen, ja völlig unbrauchbar seyn, blofs weil manches nicht am gehörigen Ort und ohne allen Anstand steht. Sonst zeichnen sich allerdings diese Blätter in ihrer Form vortheilhaft aus. Eine zierliche, leichte, von aller unnützen Künsteley entfernte Manier herrscht darin, und sie verdienen in dieser Rücksicht empfohlen zu werden. Das

erste Heft enthält blofs die Grundlage der deutschen und lateinischen Currentschrift; der zweyte dergleichen deutsche und einige lateinische Vorschriften ohne alle Canzley und Fraktur\*. Doch Canzley und Fraktur, wie auch die französische und englische Schrift (*roulée und bâtarde*) soll in diesem Buche künftigher erscheinen. Aber der Inhalt dieser Blätter könnte weit besser gewählt seyn. W + A.

**Braunschweig, in der Schulbuchhandlung: Braunschweigisches Kochbuch für angehende Köche, Köchinnen und Haushälterinnen.** Nebst einer Anleitung zu der einem Koche so unentbehrlichen Wissenschaft des inneren Haushalts. Herausgegeben von J. D. Knopf, herz. meckl. schwer. Hofkuchmeister, und J. Chr. Förster, herz. braunschw. k. k. Schlachthausmeister. Zweyte verb. Aufl. 1800. XIV. 688 S. 4. (1 Thlr. 16 Gr.) Das Buch erfüllt durch Deutlichkeit und Vollständigkeit der Belehrung seinen Zweck, und verdient bestens empfohlen zu werden. M. G.

\*) Irrig ist die Meinung einiger, aus der deutschen Kaufmannshand die Canzley und Fraktur gänzlich zu verbannen, weil solche niemals gebraucht werde. Dieses ist nicht der Fall. Wie sehr verschönert nicht z. B. im Buchhalten eine mit zierlicher Fraktur überschriebene Hauptbuch-Conto das ganze Buch, und wie viel trägt nicht überhaupt diese Schrift zur Bildung der Current bey!

## D r u c k f e h l e r .

No. 81. S. 38. Z. 25. v. o. lese man vernichtet st. vermisset. Z. 39. v. o. Möser st. Moser. S. 40. Z. 37. v. o. Vorschriften st. Vorchriften. No. 82. S. 46. Z. 14. v. u. eine statt nur.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 19 M A Y 1808.

## HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

**BERLIN, b. Gädcke:** *Darstellung einer neuen und äußerst leichten Methode, alle großen und kleinen Landwirthschafts-Rechnungen in doppelten Posten nach kaufmännischer Art zu führen, ohne daß der Landwirth mehrere Schreiberey als bisher zu führen hat, oder von seinem gewohnten Verfahren wesentlich abzuweichen braucht.* In Gesellschaft einiger erfahrener Ökonomen nach den Grundsätzen der neuen deutschen kaufmännischen Buchhaltungs-Methode ausgearbeitet von S. G. Meisner. 1807. 13 Bög. 4. (20 Gr.)

Schwerlich ist ein Autor von dem Werthe seiner Schriften, besonders solcher, welche Unerfahrene für etwas Neues und Besonderes erklärt haben, so eingenommen, als Hr. M. von seiner deutschen Buchhalterey. Durch die Bekanntmachung derselben hat er, seiner Meinung nach, ein ganz neues Licht in der Handlungswissenschaft angezündet, das ihm der spätere Enkel noch verdanken wird. Deshalb bringt er auch diesen seinen vermeintlichen Fund immerfort in einer veränderten Gestalt zu Kaufe. Allein der Nutzen dieser deutschen Buchhalterey ist nicht größer als der, welchen alle ihre neuen Schwestern leisten. So wenig diese zur praktischen Anwendung auf wirkliche Geschäfte taugen: so unbrauchbar ist auch diese. Dies Urtheil ist auf lange Erfahrung gegründet. Oder vermag der Vf. eine einzige Handlung aufzuzeigen, welche nach seinem oder einem anderen neuen Systeme ihre Bücher hält? Die ökonomischen Geschäfte einer Landwirthschaft auf eine, dem kaufmännischen Buchhalten ähnliche Art in Bücher zu notiren, ist eine alte, bekannte Sache. Auf die beste Auflösung dieser Aufgabe setzte man sogar einen Preis, den der rühmlich bekannte Berghaus erhielt, dessen *Anleitung zum landwirthschaftlichen Rechnungswesen* (Braunschweig 1796) ein classisches Werk ist. Außer diesem hat man noch von Wähner, Schmidt, Drost, Wille u. a., besonders aber von Jung, eine Anzahl guter Bücher, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigen. Allein keines davon kann man für ganz zweckmäßig erklären; alle beschäftigen sich zu sehr mit Kleinigkeiten, legen wobey dem kaufmännischen Buchhalten unbedeutende, ungütlich ausgelegte Geschäfte zum Grunde, und machen dadurch ihre ganze Theorie unanwendbar. Rec. glaubt nicht zu irren, wenn er die Ursache dieser Unvollkommenheit in Folgendem zu finden meint.

Es kommt nämlich nicht darauf an, daß man die Rechnungen über die Einnahme und Ausgabe einzelner Landgüter in doppelten Posten hält, dieses würde weit mehr Mühe als Nutzen verursachen, und scheint überhaupt für den Landmann viel zu umständlich zu seyn; sondern die Frage ist: *Wie ist bey größern Ländereyen und Ökonomieen über das Ganze eine Rechnung in doppelten Posten dargestellt zu führen, daß man jederzeit sowohl den Stand der ganzen Masse, als auch den Gewinn und Verlust an jedem einzelnen Zweige derselben sehen kann?* Wer die Gründe des doppelten Buchhaltens wohl versteht, dem kann es nicht schwer werden, die verlangte Rechnung zu führen. Alle Regeln zu kaufmännischen Geschäften sind auch hier anwendbar. Man kann die ganze Vermögensmasse ebenfalls als Capital Conto betrachten, und diese für die Summe der einzelnen Theile (als baare Capitale, Landgüter, Felder, Holzungen u. s. w. jeden als eigenes Conto) creditiren etc., wovon sich hier keine weitere Erklärung geben läßt. Auf vorbesagte Art wünschte auch der verst. Struensee eine neue Anweisung, und foderte deshalb den Vf. schriftlich auf, diesen Wunsch zu erfüllen. Diesem hier angeführten Schreiben hat man denn die Entschuldig gegenwärtigen Buchs zu verdanken. Den Anfang machen „*Allgemeine Begriffe des kaufmännischen Rechnungswesens in doppelten Posten.*“ Man findet aber hier nichts als jedes Geschwätz, verworren und ohne allen Plan vorgetragen. Anstatt eine deutliche Erklärung vom Debet und Credit (als der Grundsätze des Buchhaltens) und den vorzüglichsten Büchern voranzuschicken, hebt der Vf. sogleich an „Der Kaufmann giebt bekanntlich allen den Personen, mit denen er in häufigen Geschäftsverbindungen steht, ein eigenes Conto im Hauptbuche, d. h. er widmet einer solchen Person zwey gegenüberstehende Blatt-Seiten, und notirt auf die linke Hand alle Gegenstände nach der Zeitfolge, welche die Person von ihm empfing, und wofür sie sogleich als ein Schuldner anzusehen ist. Eben deshalb wird auch diese Seite mit dem Worte Debet oder Soll überschrieben u. s. w.“ In diesem Tone geht es fort. Man weiß nicht, was eigentlich gesagt werden soll; gleichwohl baut der Vf. Alles auf diese Erklärung. Die darauf folgende *Anwendung der Doppel-Buchhaltung auf landwirthschaftliche Gegenstände*, so wie die übrigen Capitel, sind von gleichem Gehalt, und Rechen bey dem flüchtigsten Durchlesen noch nicht zu den können, worin die Landwirthschaft bestehe,

über deren doppelte Führung hier das Schema beygefügt ist. Noch weniger kann man die wahre Methode ergründen, nach welcher die Bücher gehalten werden sollen. — Es ist hier eine Mischung von vielerley Arten; einfach und doppelt, die dadurch ganz ungenießbar wird, daß der Leser keine genügsame Anweisung erhält, wie und warum so einzutragen ist. Da der Vf. Ökonomen, nicht aber erfahrene Kaufleute, belehren will: so hätte seine Erklärung desto deutlicher seyn sollen. W + A.

FRIEDRICHSSTADT. b. Bade und Fischer: *System der praktischen Schifferkunde*. Von H. Bravens, königl. (dänisch.) autoris. Navigat. Lehr. und Examiner in Tönningen. 1807. XIV u. 175 S. 8. Mit einer Kupfert. in 4. (16 Gr.)

Was der Vf. in seiner, zum zweyten Mal herausgegebenen, verbesserten *Steuermannskunde* (Magdeb. b. Keil 1807. 4.) geleistet hat, um den Inbegriff der theoretischen Kenntnisse, wie der Weg eines Schiffes nach Grundsätzen der Physik und Mathematik zu bestimmen sey, mitzutheilen, das hat derselbe auch — in vorliegender *Schifferkunde*, als einer theoretisch-praktischen Wissenschaft, die für den wirklichen Schiffer im Allgemeinen noch ausgebreiteter wie jene ist, vortrefflich auseinander gesetzt. Letztere Kenntniss, die weniger der positiven wissenschaftlichen Disciplin, als einer oft von einander abweichenden Vorlesung, den Gebräuchen und Gesetzen der seehandelnden Völker untergeordnet ist, beruht theils auf einer ausgebreiteten Lectüre, theils aber und vorzüglich auf einer langen Reihe von Erfahrungen, die nur Zeit und Umstände, und besonders einen genauen Beobachtungsgeist erfordern, — Eigenschaften, die in unserem Vf. alle vereint zu seyn scheinen. Er verdient daher den Dank des Publicums, daß er dasjenige, was in den gewöhnlichen Navigationsschulen nicht gelehrt wird, und in dem wohlunterrichteten Schiffer von Joh. Andr. Engelbrecht (Bremen 1792. 8), und in einigen ausländischen schwedischen, dänischen, holländischen, besonders englischen Schriften, als: *The history of the Law of Shipping and Navigation*, by J. Reeves, Lond. 1792. 547 S. 8. — *Instruction for young Mariners, resp. the management of Ships* by H. Taylor; the 2 Edit. Lond. 1793. 4. — *The Elements and Practice of Rigging and Seaman-ship*; 2 Vol. 1794. 4., zerstreut vorkommt, hier praktisch vorträgt, und mit seinen eigenen Erfahrungen begleitet. Das Buch zerfällt in zwey Abschnitte. Im ersten werden die allgemeinen Pflichten eines Schiffsführers, und besonders diejenigen vorgezogen, die derselbe vor dem Antritt einer Seereise, und bey der Ausrüstung des Schiffes zu beobachten hat, wobey der Vf. einige Bemerkungen aus dem dänischen Seerecht voranschickt. Die Pflichten der Lootsen, und was bey dem Untersegelgehen wahrzunehmen sey, wird, wie die Grundsätze des Manöwrens der Schiffe, aus praktischen Ansichten geschildert. Dies ist auch der Fall bey den Bemerkungen über die Ancorag, und die Pflichten, die bey einer Seereise auszuüben sind. Lehrreich ist die Anweisung, wie die Segel zu bergen und zu setzen sind, damit durch die in Anwendung zu bringenden Vorichtsmafsregeln Unfälle zur See so viel als möglich verhütet werden. In der Hinsicht ertheilt der Vf. den Rath, wie man sich zu benehmen habe, wenn die Ladung ganz oder zum Theil über Bord geworfen wird; wenn der Boegspriet bricht; das Schiff Lecke bekömmt; auf Leegerwall getrieben wird; von der See Rhede die Flucht nehmen muß, um die hohe See zu gewinnen; wenn das Steuerruder bricht, und in der Geschwindigkeit ein Nothbruder verfertigt werden muß; welche Mittel zu ergreifen sind, wenn die aus Fässern bestehende Ladung hin und herrollt; oder die See-Brandungen, durch die gewöhnlichen Mittel, nicht gedämpft werden können, und daher der Schiffer genöthiget wird, zur Nachtzeit in einem Nothhafen Schutz und Sicherheit zu suchen. Die Bemerkungen, welche der Vf. über Strömungen und Winde einschaltet, überzeugen von der praktischen Gewandtheit, die derselbe durch eine vieljährige Erfahrung zu sammeln Gelegenheit gehabt hat. Dahin gehören auch die allgemeinen Regeln, welche zur Vollführung gewisser Seereisen mit eingestreut werden, um aus der Nordsee in den sogenannten Canal de la Manche, und umgekehrt aus dem atlantischen oder atlantischen Meere in diesen zu segeln; oder das Kattegat zu durchschiffen; nach Archangel um das Nord-Cap zu fahren, oder Seereisen nach und im mittelländischen Meere, nach den westindischen Inseln, nach Nord-Amerika, der Küste von Guinea, dem Vorgebirge der guten Hoffnung, dem Golfo von Bengalen, den ostindischen Inseln, und nach China zu vollführen. Von den Leuchtthürmen, oder Nachtfeuern zum Dienste der Seefahrenden, werden jedoch nur die vorzüglichsten, die sich auf den dänischen und englischen Küsten an der Nordsee befinden, in der Kürze angeführt. Was der Vf. von den See-Karten sagt, ist nicht befriedigend; — desto besser sind die Bemerkungen über die Schwierigkeiten, die dem Schiffer begegnen, wenn er sich auf einer fremden Küste befindet, an die er zu landen gedenkt, welches hier nach dem holländischen Seesprachegebrauche (*Lundandoen*) Landanthon (statt zu landen) genannt wird. Die Darstellung der Pflichten des Schiffers gegen seine Mannschaft, ist gut gerathen. Im zweyten Abschnitte werden die Obliegenheiten des Schiffsführers bey Frachtschiffen angeführt, und eine Tafel einiger Kornmaße und Gewichte gegen eine dänische Commerzlast, und gegen 100 Pfund in Dänemark eingeschaltet. Diese hätte nach *Krusz* und *Bohn* ausführlicher und genauer gefertigt werden können. Mehrere Formulare einer Certe-Partie, der Connossemente, was bey Unterzeichnung derselben zu beobachten sey, und wie man sich, bey der Einladung der Güter, auf den Grund dieser Schiffspapiere zu benehmen habe,

werden mitgetheilt; eben so auch ein Schema zu einem Manifeste. Besonders lehrreich sind die Erinnerungen wegen nöthiger Certificate, mit welchen sich ein Schiffer versehen muß, wenn er, zumal in unserm Zeitalter, unterneutraler Flagge fahren will. Der kernhafte Extract aus der bekannten königl. dänischen Verordnung über das Verhalten der Schiffer in Kriegeszeiten, d. d. Kopenhag. v. 4 May 1803, giebt hierüber gesetzliche Aufschlüsse. Mehrere Anleitungen für Schiffer, wie dieselben sich, in Betreff der Ladung, während der Seereise zu benehmen, und was dieselben zu beobachten haben, wenn sie den Ort ihrer Bestimmung erreicht. Im Fall das Schiff aus einer Gegend kommt, wo ansteckende Krankheiten herrschen, muß es Quarantäne halten, weshalb für dänische Schiffe ein Extract aus der dänischen Quarantäne-Verordnung v. 15 März 1805 angehängt wird. Die lehrreichen Anweisungen, was bey dem Ausladen der Güter, bey dem Auffuchen eines Nothhafens, bey der Haferey und deren Berichtigung, der Bodmerey, den Pflichten bey dem Schiffbruche und Stranden, wobey ein Extract aus der dänischen Strand-Verordnung d. d. Decbr. 1803,

angebracht ist, — und im Fall der Schiffer einem Kriegsschiffe oder einem Kaper begegnet, zu beobachten sey, sind zweckmäßig abgefaßt. Die Anleitung zur Schiffsrechnung hat uns weniger gefallen, dieser Gegenstand hätte eine besondere Erörterung von mehrerem Umfange verdient. Der Anhang, S. 165 — 171, enthält eine kurze Terminologie der im Seehandel und dem Seewesen vorkommenden Kunstwörter, die hin und wieder einer vollständigeren und weniger gedrängten Erklärung, wie hier geschieht, bedürften. Den Beschluß macht die Erklärung der Kupfertafeln, in welcher alle ansehnlichen Theile und Taus eines Schiffes genannt werden. — Die öfteren Verträge gegen die deutsche Sprache, deren der Vf. nicht völlig mächtig ist, im Ganzen abgerechnet, sind diese Bogen sehr brauchbar, und daher nicht nur jedem Seemann, sondern allen Seehandel führenden Kaufleuten zu empfehlen. Doch würde Hr. Bravens schicklicher gehandelt haben, wenn er zu diesem kleinen Buche, statt des Wortes *System*, bloß *Einleitung* — gewählt hätte. Zu jenem gehört mehr, als hier geleistet worden ist.  
gh — s.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**MATHEMATIK.** *Ulm, b. Stettin: Anweisung zur Messung der Bäume, in Rücksicht ihrer Höhe und Dicke, nebst genauer Darstellung des Inhalts und Werths in tabellarischer Hinsicht, von J. H. L. Schott. 1806. 15 S. 8. Mit 1 K. (3 Gr.)* Das vorliegende, nicht gut geschriebene, Werkchen kann man in drey Abschnitte theilen. Der erste enthält, nach der Beschreibung des Instruments, die Anweisung zum Messen der Höhen der Bäume, mit nothdürftigem geometrischem Beweise und einigen Beyspielen. So leicht dieses ist, so bekannt ist es auch. Alle Höhenmesser der Art sind Sprößlinge vom Jacobsstabe; mit drey Stückchen Holz ist die Sache gemacht. Im zweyten Abschnitte soll Anweisung gegeben werden, wie, mittelst einer horizontalen Theilung an der Objectivdiopter, auch die Durchmesser der Bäume, in jeder beliebigen Höhe, gefunden werden können. Ohne Beweis und Beyspiele. Worauf es hiebey ankomme, ist aus anderen, diesen Gegenstand betreffenden, besseren Schriften bekannt. Bey einer hierzu vorgerichteten Art von Baummessern ist das Erforderniß: daß nebst der Entfernung des gesuchten Durchmessers vom Auge oder der Oculardiopter, auch der Winkel, den er da macht, oder vielmehr die Tangente des Gesichtswinkels, für eine angenommene Distanz bekannt sey; worauf sich, nach bekannten Proportionsansätzen, der gesuchte Durchmesser berechnen läßt, und worauf sich die von *Arzberger, Späth* u. a. m. angegebenen Instrumente gründen. Das ist aber etwas weitläufig; der Aufenthalt im Walde ist nicht dazu geeignet; besondere Tafeln oder Logarithmen-Bücher kann man auch nicht immer in der Tasche bey sich führen; und wie viel Förster giebt es, die dergleichen Rechnungen verstehen? Ein Werkzeug also anzugeben, das die Aufgabe ohne beschwerliche Rechnung löset, ist allerdings eben so nützlich, als es ausführbar ist. Die Hauptbedingung bestehet darin: daß die horizontale Scale an der Objectivdiopter den gesuchten Durchmesser am Baume unmittelbar angiebt. Dieses kann nun geschehen: entweder durch Verlängerung des Abstandes der Dioptern von einander, nach Verhältnis des Abstandes vom Baume: dieses giebt den, von *Ign. Pikel* angegebenen, von *Brander* verbesserten, und von ersterem in seinem Unterrichte zu Forstvermessungen beschriebenen Baummesser; oder bey unverrücktem Stande der Dioptern durch Verkürzung oder Verlängerung der Grundlinie, so daß die Weite des Auges vom Objecte immer des vorhergemessenen ganzen Grundlinie

gleich bleibt. Bey der Ansicht des Buches und der Figur scheint es, als hätte der Vf. die letztere Bedingung ins Auge gefaßt und die Absicht gehabt, durch eine leichte Construction (durch den Zirkelbogen *bg* Fig. 1) die jeder Höhe zugehörige Verkürzung der Grundlinie *db* anzugeben. Das kann aber nicht so zutreffen. Wenn das Instrument von der Größe angenommen wird, daß *db* 1 Fuß oder 12 Zoll lang ist: so hält die Öffnung *n* an der Objectivdiopter (oder die Mikrometer-Scale)  $\frac{1}{2}$  Zoll, und schneidet in der bestimmten Weite vom 24 Fuß 3 Fuß am Objecte ab. Wird diese Öffnung ferner in 12 Theile getheilt, so enthält 1 Theil  $\frac{1}{2}$  Linien, der am Objecte 3 Zoll giebt. Setzt man also die Theile der Scale = *n*, so giebt *n* x 3 den Durchmesser des Objects in Zollen. Wenn nun, wie der Vf. will, die Mikrometer-Scale den Durchmesser des Stammes in jeder beliebigen Höhe unmittelbar angeben soll: so müssen die Mikrometertheile zu den Theilen des Objects immer in dem Verhältnisse, wie 1 : 24 seyn, und das kann nur geschehen, wenn das Object die Entfernung vom Auge = 24 Fuß = der Basis nicht ändert. Da aber, den rechtwinklichten Triangel vorausgesetzt, bey jeder Höhe am Stamme, nicht mehr in der zur Basis dienenden Kathete, sondern in der Hypothenuse oder Secante visirt wird: so verlängert sich auch die angenommene Distanz (hier von 24 Fuß) jedesmal um den Überschuss der Hypothenuse über die Kathete, oder der Secante über den Radius, letzteren = der Grundlinie. Diesen Überschuss schneidet nun zwar der Bogen *bg* allemal richtig ab, aber er ist nicht zugleich das Maß, um welches die Grundlinie *db* verkürzt werden muß; denn: *Gleiche von Gleichem abgezogen, giebt nur gleiche Reste.* Es sind hier zwey Fälle zu unterscheiden: entweder man bleibt bey dem gleichschenkligen Triangel stehen, wo Basis und Höhe in 24 getheilt sind; da wird man bey jeder Erhöhung, die unter 24 bleibt, die Länge von 24 für die Gesichtslinie behalten, wenn man die Grundlinie um 24 weniger der Erhöhung des Objects — und nicht um die Hypothenuse weniger der Kathete verkürzt; oder wenn der Triangel ungleichseitig, nämlich die verticale Kathete höher wird, als 24, so nimm man die Theilung des Instruments doppelt oder dreyfach und verlängert die Grundlinie so weit, daß die Gleichheit der Katheten hergestellt wird, worauf ein leichter Proportionsansatz zeigt, um wie viel sich alsdann der Coefficient der Mikrome-

ertheile ändert. Wollte man, wenn die Höhe des Objectes 24 Fufs übersteigt, die Messung dennoch auf der zuerst gemessenen Grundlinie von 24 Fufs vornehmen: so sey Basis = b, Kathete = c, Hypothenusa oder Gesichtslinie = h, und es müßte aus werden  $b = \sqrt{h^2 - c^2}$ .

Es ist aber  $c^2 > h^2$ , das giebt eine unmögliche Grundlinie für gegenwärtige Bedingung. Ein figurirtes Beispiel mag das Ge- sagte beweisen. Der Durchmesser eines Baumes, der am Stammende 3 Fufs ist, soll in der Höhe von 30 Fufs mit des Vfs. Instrumente gemessen werden. Der Zeiger x an dem Visir wird 14.5 Fufs von der Linie d c abschneiden, als um welche die Grundlinie d b verkürzt werden müßte; es blieben also für selbige 9.5 Fufs, diese und die Höhe von 30 Fufs geben im Hypothenusa oder Visirlinie = 31.5 Fufs, und für diese Weite giebt nun 1 Theil der Mikrometercale nicht mehr am Objecte 3 Zoll, wie vorher, sondern 4 Zoll (beynahe). Gesezt der Durchmesser des Baumes wäre bey 30 Fufs Höhe noch 10 Theile der Mikrometercale, so wäre  $10 \times 3 = 30$  Zoll für den Durchmesser dasselbst, nach des Vfs. Meinung. Aber für den Durchmesser dasselbst, dieser Durchmesser halte dasselbst wirklicher angenommen, so wird er auf dem Mikrometer in der ange- nommenen Stellung des Instruments nicht 10, sondern nur 7.5 Theile abschneiden; da würden aber nicht  $7.5 \times 3$ , sondern  $7.5 \times 4$  oder 30 Zoll geben. Man muß also für diese Fälle das Resultat, etwa nach Späth's Angabe, berechnen; mithin zu einem Instrumente zurückgehen, das schon lange da war. — Wenn man ein Bretchen von etwa 5 Zoll im □ nimmt, jede Seite in 50 oder 200 Theile, damit kleinere Quadrate ziehet, und an einer Ecke einen Senkel anhängt; ferner auf der Rück- seite ein Visirrohr mit biseurtem Objectivglaste, nach Ar- bergers Angabe, anbringt: so giebt dieses den bequemsten und weil das Schwanken der drey hölzernen Stäbe wegfällt, den sichersten Baummesser für Höhe und Diche. Im dritten Ab- schnitte sollen die Fabricius'schen Holztabellen, mit Rücksicht auf die kubische Berechnung, bereichert werden; diese wer- den aber ihren Werth auch ohne diese Zuthat behalten. Sie sind zum Gebrauch im Walde vorgerichtet; und wer in der Stube nach dergleichen Tafeln rechnen will und muß, der wird auch wohl die von Segondat oder Kling besitzen. rZ.

**KINDERSCHRIFTEN.** Berlin, b. Gädiche: *Vorschriften und Aufgaben zu allerley schriftlichen Aufsätzen.* Von Dr. J. T. L. Danz, Rector an der Stadtschule zu Jena. Der Vor- schriften zur Erlernung der deutschen Rechtschreibung zweyter Theil. 7½ Bogen. 1807. (9 Gr.) In Bürgerschulen und in Schulen auf dem Lande wird zu wenig Fleiß und Zeit auf die Verfertigung schriftlicher Aufsätze gewendet, und gewöhnlich werden die Kinder aus der Schule entlassen, ohne daß sie einen Satz oder Perioden zu Papier bringen können. Es fehlt auch an zweckmäßigen Hilfsmitteln zu einer Anleitung zu schrift- lichen Aufsätzen in solchen Schulen. Denn obgleich zu dieser Absicht eine große Menge von Büchern vorhanden ist, so sind doch bey keinem die Bedürfnisse von solchen Schulen und von solchen Kindern in solchen Schulen ganz berücksichtigt. Die ersten Materialien zu schriftlichen Aufsätzen müssen von sinn- lichen Gegenständen genommen werden, von welchen die Kin- der Anschauungen haben, und der Lehrer muß in den Stand gesetzt werden, mehreren Schülern zugleich Zeit nach Maß- gabe ihrer Fähigkeit verschiedene Anweisungen in die Hände geben zu können. Auf beide Bedürfnisse ist in den gegenwär- tigen Vorschriften und Aufgaben Rücksicht genommen worden. Die Materialien sind größtentheils aus dem gemeinen Leben genommen, und der Druck ist so eingerichtet, daß jede Auf- gabe abgeschnitten und auf Pappe aufgezogen werden kann. Der Lehrer ist also bey dem Unterricht in den Stand gesetzt, jedem Schüler eine einzelne Vorschrift geben zu können, die seinen Kräften angemessen ist. Der Vf. hat aber, ohne auf seine Quel- len irgendwo hinzuweisen, einen Theil seiner Materialien aus andern schon vorhandenen schriftlichen Aufsätzen entlehnt. So sind z. B. Aufgaben zu Briefen Auszüge aus Dols Anlei- ten darf man keinem Büchermacher, ungerügt hingehen lassen, zumal wenn durch die Angabe dieser Quellen, das Buch selbst einen größeren Werth erhalten hätte, wie dies bey dem ge-

genährigen der Fall ist. Wenn durch Angabe der Quellen, aus welchen diese Materialien zu Aufsätzen geschöpft sind, wür- den diesen Aufgaben zugleich die Auflösungen beygefügt worden seyn, welche für Lehrer in solchen Schulen nöthig sind, denen theils die Zeit, größtentheils aber die Fähigkeit fehlt, nach diesen Aufgaben selbst Ausarbeitungen zu fertigen, die den Schülern als Muster vorgelesen werden können. Der Vf. wird daher nichts überflüssiges thun, wenn er noch ein drittes Bänd- chen unter dem Titel: *Auflösungen zu den Aufgaben zu aller- ley etc.* folgen läßt. X. Z.

Leipzig, b. Vogel: *Schreib- und Lese- Tafel.* Nebst ei- ner Anweisung zum zweckmäßigen Gebrauch derselben für Dorfschulen. Von M. Carl August Jülich. Mit einem Kupfer. 1805. 34 S. 8. [Nebst einem Anhang zur Schreib- und Le- se- Tafel 46 S. 8.] (8 Gr.) Der Vf. Meier *Schreib- und Le- se- Tafel* giebt einen Vorschlag zu einer zweckmäßigen Be- schäftigung der ABC- Schüler in den öffentlichen Schulen. Sie sollen, vermittelt einer Tafel, die hier genau beschrieben wird, die zu erlernenden Buchstaben und Sylben mit Kreide schreiben. Wo so viel Raum für diese Kleinen in einer Schu- le vorhanden ist, daß sie an Tafeln sitzen können, da mag der Vorschlag gar wohl auszuführen seyn; aber gewöhnlich sitzen die Elementarschüler, wegen Mangels an Raum, auf kleinen, dicht an einander stehenden Bänken. In diesem Fal- le müssen kleine Schiefertafeln die Stelle der großen Schreib- und Lese- Tafel vertreten. Der Anhang ist auch besonders abgedruckt unter dem Titel: *Neues ABC-Buch für Dorfschu- len mit illuminirten Holzschritten*, und kann mit Nutzen ge- braucht werden. O. m. r.

Halle, b. Dieckels: *Deutscher Leseschlüssel, enthaltend das vollständige ABC in Druck- und Hand- Schrift, nebst Zif- fern und Leseseichen, für Mütter, die ihre Kleinen selbst un- terrichten wollen.* Mit 40 Kupferstichen. (Ohne Jahreszahl) 32 S. 8. (12 Gr.) Um einem Kinde die Buchstaben kennt- lich zu machen; mag dieser Leseschlüssel wohl gute Dienste leisten, weil ein jeder Buchstabe zugleich mit einem sinnli- chen Bilde im Gedächtnis kommt, wenn nur die sogenann- ten Kupferstiche nicht gar zu schlecht ausgefallen wären! Zur Leseübung ist er aber ganz unzweckmäßig eingerichtet. Es wird nämlich die Aussprache eines jeden Buchstaben beschrie- ben: z. B. „Y, y. Dieser Buchstabe heißt Ypsilon. Wißt ihr die Geschichte von Absalon, der am Baume hängen blieb? Wenn man in Absalon aus den heiden Aa ein Ii macht, so hat man den Namen dieses Buchstaben. Er wird eben so ausgesprochen als I, nur ein wenig spitzer; z. B. in Ysop, Sylbe, Yal — Dieses spitze Y wird niemals wie Ior aus- gesprochen, wie Yal zeigt.“ — Welche Verkehrtheit! Setzt denn nicht das Verstoßen dieser Regeln für die Aussprache eines jeden Buchstaben schon die Kenntniß des Lesens vor- aus? O. m. r.

1) Leipzig, b. Gräff: *Johann Friedrich Adolph Krug's Hoch- deutsches Syllabir- Lese- und Sprach- Buch für Bürger- und Land- Schulen, auch bey dem Privatunterrichte zu gebrauchen.* 1806. 34 S. 8. (3 Gr.)

2) Ebendaf.: *Erstes Lehr- und Lese- Buch für Bürger- und Land- Schulen, auch bey dem Privatunterrichte zu gebrauchen.* Von Johann Friedrich Adolph Krug, Lehrer an der Bürgerschule zu Leipzig. Verbesserte Auflage. 1807. 66 S. 8. (4 Gr.) Auf der Rückseite des Titelblattes von No. 1 steht: „Eine beson- dere Anweisung, dieses Büchlein nach des Vfs. Sinn zu gebrauchen, erscheint bey demselben Verleger.“ Rec. zweifelt aber, ob man je- mals von diesem hochdeutschen Syllabir- Lese- und Sprach- Buche einen nützlichen Gebrauch wird machen können, wenn auch das Publicum gutmüthig genug seyn sollte, durch die versprochene An- weisung von d. Gebrauche dieses Büchleins sich belehren zu lassen. Auch zu No. 2 soll in Kurzem eine kurze Anweisung zu dessen Gebrauch bey dem Verleger erscheinen. Warum hat der Vf. diese kurze Anweisung nicht sogleich dem Buche selbst beygefügt, wenn er sie für nöthig hält, zumal da dieses eine verbesserte Auflage seyn soll? Es ist übrigens keine besonders Anweisung zum Gebrauche dieses gewöhnlichen Lesebuchs nöthig. Neben vielem Brauchba- ren und Nützlichen steht auch manches Geschmacklose und Alber- ne. Als Beispiel von diesem letzteren dürfen nur die Verse S. 15 gelesen werden. O. m. r.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 MAY, 1808.

## G E S C H I C H T E.

MARBURG, in d. neuen akad. Buchhandl.: *Grundriss der Geschichte der älteren, mittleren und neueren Zeit.* Als Handschrift für seine Zuhörer herausgegeben von Dr. Ludwig Wachler, Consistorial-Rath und Professor der Theologie u. d. histor. WW. zu Marburg. 1806. IV u. 242 S. gr. 8. (20 Gr.)

Wenn wir von diesem Buche sagen, daß es von der ältesten bis auf die neueste Zeit, bis zum Preßburger Frieden geht: so sieht ein Jeder schon aus der Seitenzahl, daß es nicht viel mehr als Tabelle seyn kann; was darüber ist, sind Andeutungen, die ihre Aufklärung von dem mündlichen Vortrag erwarten; und das mit Recht. Auf eine Angabe mehr oder minder kommt es unstreitig bey dergleichen Büchern nicht an; Alles anzugeben, ist ohnehin unmöglich. Ob alle Jahrszahlen richtig sind, mag Rec. nicht verbürgen; sehr viele aber hat er richtig gefunden, und es ist von des Vfs. bekannter Gelehrsamkeit zu erwarten, daß er darin genau gewesen seyn wird. Die Hauptsache, bey dem dermaligen Zustande der Historiographie, und bey der vorhandenen Anzahl solcher Lehrbücher, scheint Rec. die Ansicht des Vfs. und die Anordnung der Begebenheiten; und deswegen möchte er darüber noch einige Worte sagen.

Was die Ansicht betrifft, d. h. die Meinung, was die Geschichte ist, was man mit ihr will, was man in ihr sieht: so ist Rec. durchaus nicht geneigt, mit irgend Jemanden über die Principien zu streiten; aber das glaubt er fodern zu dürfen, daß ein Jeder seinem Princip treu bleibe, und es consequent durchzuführen versuche: keinem geschieht Unrecht, wenn man ihn nach seinen eigenen Grundsätzen beurtheilt. Auch ist es nicht unerlaubt, dem aufgestellten Grundsatz ein Warum? entgegen zu setzen. — Vortrefflich sagt Hr. C. R. W. in der Vorrede: „Die Grundsätze, welche den akademischen Lehrer bey historischen Vorlesungen leiten, sind in dem Bestreben, Neigung für Geschichte zu erwecken, und eigene Untersuchung zu veranlassen, begründet. — Wissbegierde und Forschungsgeist sollen durch Andeutungen und Ausflüchten gereizt, die den muthigen und verständigen Fleiß lohnende Ausbeute soll an einzelnen Beyspielen bemerklich gemacht, zum Quellenstudium, zur Kritik und zum vernünftigen Scepticismus soll Anleitung gegeben werden.“ Dies setze Übersicht voraus, und diese Übersicht könne die Uni-

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

versal-Geschichte gewähren. Also die Universal-Geschichte soll, dem Ausdrücke nach, jene Erweckung der Liebe für die Geschichte und die Reizung dazu noch gar nicht seyn; sondern nur als Grundlage dazu dienen. Das ist aber gewiß nicht die Meinung des Vfs., sondern — das will er sagen — in der U. G. und durch die U. G. soll die Liebe erweckt, soll gezeigt werden, wie man Geschichte studirt, und warum man sie studirt. Sie soll eigentlich zeigen, worauf es ankommt; soll darlegen, was in den einzelnen Geschichten lebt, und die einzelnen Geschichten an einander knüpft, und in ihnen das Ganze, die Einheit ist. Das ist die Übersicht, welche die Univ. Gesch. geben mag, und nicht etwa eine Zusammenziehung von Specialgeschichten, die bey aller Kürze doch niemals etwas anderes enthalten wird als Specialgeschichten. Aber dabey, sollte man glauben, käme es nicht sowohl auf Namen und Zahlen, als auf ein fortlaufendes Raisonement an, das sich dann nur bewähren müßte an den wirklichen Geschichten. Und alsdann, möchte man wieder glauben, käme es nicht darauf an, aus allen Zeiten Etwas aufzugreifen, sondern, nach Darlegung des ganzen Gangs der Geschichte in einigen grossen Zügen, recht tief in das Einzelne eines Zeitraums zu gehen, so weit es die Zeit erlaubt. Hätte die U. G. eigentlich die Resultate der Begebenheiten zu beachten: so würde daraus folgen, daß sie sich nur über die Zeiten verbreiten könnte, von deren Begebenheiten das Resultat entdeckt werden kann; Zeiten aber, von welchen das nicht geschehen kann, würden nicht universal-historisch seyn. So dürften offenbar die Begebenheiten, die noch ihre Folgen täglich fortentwickeln, durchaus nicht in die U. G. kommen, weil sie nichts damit anfangen könnte; die neueste Zeit wäre für uns nicht universal-historisch; für unsere Enkel nach hundert oder tausend Jahren wird sie es allerdings seyn. Dasselbe gilt von Völkern, von deren Thun und Treiben wir nicht gehörig unterrichtet sind: ihre Geschichte dürfte nur speciell beschrieben werden. Es gab eine Zeit, in welcher man in die U. G. nur einige Völker aufnahm, die man für die wichtigsten hielt, und sie dann nur bis zu der s. g. Völkerwanderung ausdehnte: eine Weise, die noch von Einigen befolgt wird. Daß man gerade bey der Völkerwanderung aufhörte, möchte schwer zu billigen seyn; aber die Methode dürfte vielleicht eben so viel für sich haben, als die spätere, die weiter zu thun glaubte, wenn sie bis auf den heutigen Tag herabstieg, und das schon in die U. G. brachte.

T

was sich nur noch für die Chronik eignet. — „Universalgeschichte, heisst es in der Einleitung, ist treue und zusammenhängende Darstellung der merk- und denkwürdigsten Begebenheiten, aus welchen sich in jedem Zeitalter der Zustand des Menschengeschlechts, in Rücksicht auf gesellschaftliche Verfassung und Staatsverhältniss, möglichst bestimmt erklären lässt.“ Einmal soll also die U. G. nichts aufnehmen, als was zum Zusammenhange der Begebenheiten gehört; denn unmöglich kann die zusammenhängende Darstellung sich auf die fortlaufende Rede beziehen sollen, sondern auf die Begebenheiten selbst: sollte da wohl überhaupt eine U. G. möglich seyn? und zweitens sieht man, dass Hr. W. die U. G. auf die Beachtung des rechtlichen Zustandes beschränkt. Ob diese letztere zu billigen sey, mögen Andere entscheiden; wenigstens ist es gewiss, dass man den Zustand der Menschen im Grossen, den Zustand der Völker aus dem, was sie zu Völkern macht, aus den Staatsverhältnissen, den inneren wie den äusseren, am besten zu erkennen vermag; gewiss, *quod illi principi est praepotenti Deo, qui omnem hunc mundum regit, nihil eorum, quae quidem fiant in terris acceptius, quam concilia et coetus hominum jure sociati, quae civitates appetantur* (Cicero). Auch geht alle andere Cultur der Menschen aus von der Verbindung im Staate, oder vielmehr, sie ist dadurch bedingt. Daher hat Hr. W., innerhalb seiner Grenze, nicht ganz Unrecht, wenn er die Entwicklung der Menschen steigen lässt bis zum freywilligen Tode für Gemeinwohl; aber darin geben wir ihm nicht Recht, dass er die Entwicklung des Menschengeschlechts so weit steigen lässt: das Geschlecht stirbt nicht freywillig für Gemeinwohl; sondern der Mensch, der in der Gesellschaft entwickelt ist. Wenn nun aber nachher (4) „die unentbehrlichen *Hülfskenntnisse* zum Studium der U. G.“ angegeben werden, und darunter „Kenntniss der wirklichen *Ursachen* und *Hilfsmittel* zur Entwicklung des Menschengeschlechts“ verlangt, und zu diesen gerechnet wird: „Civilisation, Bürgerstand, Regierungsverfassung, Religion, Erfindungen, politische Revolutionen, und besonders Kriege“: so begreift man nicht wohl mehr, wie das zusammenhängt. Denn offenbar wird hier viel mehr als *Hülfskenntniss* gefodert, als vorher die U. G. selbst leisten sollte; die Regierungsverfassung gehört, nach der letzten Äusserung, gar nicht in die eigentliche U. G.; sondern wird schon für das Studium vorausgesetzt. Diese würde vielleicht nicht Unrecht seyn, wenn eine wissenschaftliche Kenntniss des (idealen) Staats darunter verstanden wäre, die als Maassstab für die Würdigung empirischer Verfassungen in der Geschichte dienen sollte; aber aus den politischen Revolutionen und Kriegen erhellt, dass der Vf. an die Kenntniss historischer Verfassungen gedacht haben muss. Der obigen Erklärung der U. G. widerspricht freylich die Forderung, den Worten nach, nicht ganz; denn, wenn die U. G. die Begebenheiten nur erzählen soll, um den Zustand des menschlichen Geschlechts zu erklären (dass es nur in Einer Rücksicht

geschehen soll, muss man übersehen!): so könnte man glauben, dass dieser Zustand in jedem Zeitalter vorher bekannt seyn soll. Aber das ist gewiss Hr. W. Meinung nicht. Denn wer den jedesmaligen Zustand des menschlichen Geschlechts in allen Zeitaltern kennt, der, wahrlich, ist ein Universalhistoriker, wie wenige sind; auch widerspricht seine Geschichte. — Von jeder historischen Darstellung (mithin auch von der U. G.) verlangt Hr. W. *Vollständigkeit* und *Treue*; das Factum soll sie auszudrücken suchen, gerade so, wie es sich zugetragen hat. Wie lange Zeit aber würde ein akademischer Lehrer gebrauchen, um die Facta, die in diesem Buche angedeutet sind, zu beschreiben, wie sie sich zutragen! Treue ist aller Geschichte nothwendig; aber *zweydeutig* ist für die Universalgeschichte die *Vollständigkeit*. Man muss sich in Acht nehmen, dass die Universalgeschichte nicht in der Sammlung von Specialgeschichten untergeht! — Wenn unter den Kriterien historischer Wahrheit verlangt wird, dass die Begebenheiten möglich, und der Vernunft nicht widersprechend seyn sollen: so möchte man doch fragen: wer mag bestimmen, wie gross das Reich der Möglichkeit ist? (denn vernunftgemäss ist wohl gleich mit möglich.) Wenn z. B. von den Alten erzählt wird, dass in den engen Wegen vor Delphi Felsen auf die Perfer stürzten, die durch sie hinzogen nach Apollon's Tempel: so ist bekannt, dass die Neueren solch' eine Erzählung für falsch halten; man meint, so Etwas sey nicht wohl möglich, und es sey vielweniger der Vernunft widersprechend, Griechen oben auf die Berge zu stellen, und die Felsenstücke auf die Köpfe der Perfer herabschleudern zu lassen. So *Mitford*. Dennoch weiss man, dass Berge eingestürzt sind; und wenn es seltsam scheint, dass sie gerade in dem Augenblicke einstürzten, als die Perfer darunter hinwegzogen: so könnte man doch fragen: war es denn minder seltsam, dass Stürme wiederholt für die Griechen, gegen eben diese Perfer fochten? Aber freylich muss die Welt nicht ohne Götter seyn, und die Menschen nicht ausser der Welt, um so etwas für möglich zu halten; der kindliche Sinn der Alten fand das natürlich, was uns, wenn nicht unmöglich, wenigstens höchst unwahrscheinlich vorkommt. — Folgendes versteht Rec. nicht wohl (5): „Da die ungleich grössere Mehrheit (— die Mehrheit ist an und für sich grösser als der andere Theil, und darum schon diesem ungleich —) der cultivirten Menschen in Ansehung ihrer gesellschaftlichen, ästhetischen und wissenschaftlichen Existenz auf historischem Boden steht: so bedarf das Studium der U. G. keiner besonderen Empfehlung. Es läuft mit dem Studium der Philosophie parallel, gewöhnt an kreisartige Veränderung und lehrt das *Nil admirari*.“ Einmal: welcher Boden ist denn eigentlich historisch, da nicht alle cultivirten Menschen darauf stehen sollen? Zweitens: in wie fern folgt denn daraus, dass das Studium der U. G. mit dem Studium der Philosophie parallel laufe? Mit der Geschichte der Philosophie freylich; aber



warum ist denn die Philosophie allein genannt? was von ihr gilt, gilt von jeder Wissenschaft und Kunst! Drittens: ist denn die Gewöhnung an kreisförmige Veränderung ein Gewinn? so scheint sie wenigstens leichter zu erwerben zu seyn, als durch die U.G. Das Nil admirari möchte man schwerlich aus der Geschichte lernen. — Rec. hat dieses angeführt, um zu zeigen, wie viel der Vf. dem Vortrage selbst aufbehalten hat; hier konnte nur angedeutet werden, was dort Klarheit erlangen wird. Ein ganz besonderes Lob verdient Hr. W. für die Schonung, mit welcher er das Bestreben philosophischer Geister berührt, in der Geschichte den Beleg für den Glauben an eine fortschreitende Entwicklung des menschlichen Geschlechts aufzufinden. Rec. ist nur etwa darum für ein teleologisches Princip in der U.G., weil es doch immer besser ist, als gar keines; sonst aber durchaus nicht, in so fern dadurch der Zweck in die Zukunft gelegt, und alle Vergangenheit und alle Gegenwart nur als Mittel für die Realisirung desselben gemacht wird: das hiesse das Leben einem Zustande opfern, der hinter dem Leben liegt. Wenn indess die Annahme eines solchen Zwecks Bedürfnis ist, dem möchte Rec. sie eben so wenig verkümmern, als der Vf. Aber, wenn man den Glauben auch dem Menschen gern nachsieht: so ist doch die Meinung in wissenschaftlicher Rücksicht zu befreien, wenn man ihr anders nicht beystimmen kann, wie Hr. W. nicht zu können scheint.

Was nun die Anordnung betrifft: so haben die drey grossen Abschnitte, wie schon aus dem Titel erhellet, ihr altgewohntes Recht wieder geltend gemacht. Die Gründe, warum die U.G. drey Haupt-Abtheilungen hat, sind der mündlichen Darstellung vorbehalten. Innerhalb einer jeden sind wieder Perioden angenommen, so willkürlich, wie gewöhnlich in den Büchern dieser Art. Zur bequemeren Übersicht sind Perioden allerdings wesentlich, wenigstens wünschenswerth; aber, wenn man keinen festen Gang geht, wenn man nicht Einer Linie folgt, die sich durch alle Völker hinzieht, kurz, wenn man in der Mannichfaltigkeit der Geschichte nicht eine Einheit beständig festzuhalten weis: so dürfte es sehr schwer seyn, schickliche Punkte zu finden, Personen oder Begebenheiten, die wirklich Epoche gemacht hätten in der ganzen Sphäre der U.G.; besonders in der weniger verbundenen Völkerwelt früherer Zeiten. Cyrus und Alexander machten unstreitig Epoche, aber doch nur in einem grossen Abschnitte der ganzen Sphäre der U.G. Welche Veränderung ging in Karthago vor? welche in Rom? Und wenn man sie noch hingehen liess: was eignet die Geburt von Jesus Christus zu einer solchen Epochenmachenden Begebenheit für die U.G. Ging nicht die ganze Welt, in Rücksicht auf die Staatsverhältnisse, ihren Gang? Wenn man also bey ihm die Geschichte eines Volks abbricht, um die der anderen nachzuerzählen, so geschieht es bloß, weil man es nun einmal will; und doch kann man es kaum, ohne Gewalt und Wiederholung. Der Untergang des

weströmischen Reichs ist wenigstens schicklicher. Auch in der mittleren und neueren Geschichte sind die Perioden zweckmäßiger gewählt, wenn es anders erlaubt ist, die U.G. auf Europa zu beschränken. So soll in der ersten Periode der neueren Geschichte die Entstehung der neuen Staatenverhältnisse entwickelt werden; die zweyte umfasset den Zeitraum des Übergewichtes des spanisch-österreichischen Hauses; die dritte, Frankreichs Übergewicht; das politische Gleichgewicht ist die vierte bis 1789; dann die franz. Revolution. — Viele gute Ideen sind angedeutet und erwarten Ausführung. Die besten Bücher sind, ohne das Buch mit Literatur zu überladen, genannt, und hinter jeder Periode ist eine chronologische Übersicht der merkwürdigsten Personen und Sachen angehängt. Endlich sind noch zwey Beylagen hinzugefügt, die den Grundriss der mittleren und neueren Geschichte enthalten: „sie sollen bloß Verirrungen in Namen und Jahreszahlen verhüten und durchaus nichts weiter als rohe Umrisse seyn.“ G. R.

HANNOVER, b. Ritscher: *Beyträge zur Erläuterung der älteren und neueren Geschichte der Herzogthümer Bremen und Verden*. Herausgegeben von H[errmann] Schlichthorst, Pastor zu Visselhövede im Herzogthum Verden. Vierter Band. IV u. 170 S. 8. (12 Gr.)

Auch unter dem Titel: *Geschichte des Kirchenfonds bey dem Dom in Bremen*. Mit Beylagen I—XLII von u. f. w.

Aus diesem besonderen Titel, und noch mehr aus der Vorrede sieht man, daß dieser Band der *Schlichthorst'schen* Beyträge sein Entstehen eigentlich den Streitigkeiten verdankt, welche bekanntlich durch die im Jahr 1803 geschehene Übertragung der kurhannoverschen Besitzungen in Bremen an diese Stadt zwischen dem dortigen Senate eines- und den lutherischen Bürgern daselbst anderen Theils entstanden sind. Um nämlich die eben so sehr *in forma juris* rechtlichen, als auf Billigkeit und Toleranz gegründeten Forderungen der Lutheraner: daß man ihnen nun, nachdem die Kirche (der Dom), in welcher sie seit 1638 ihren Gottesdienst gehalten hatten, unter die Stadtbremische Landeshoheit gekommen war, eben die kirchlichen Rechte zugesellen möge, welche die übrigen reformirten Bürger Bremens in Ansehung ihrer Kirchen besitzen, und welche sie (die Lutheraner) auch selbst bis dahin besessen hatten, da man sie durch Einführung einer neuen Lehre nöthigte, ihre Pfarrkirche zu verlassen, und (wie wohl unter einigen Einschränkungen, die man vom bremischen Senate mit der damaligen Landesherrschaft des Doms, in Ansehung der Gerechtsame dieser Kirche und der dabey angestellten Prediger, keinesweges aber in Ansehung der Gerechtsame der lutherischen Bürger selbst stipulirte) in einer, einem fremden Landesherren gehörenden Kirche ihren Gottesdienst zu halten, — ganz und auf einmal niederzuschlagen und sie als eine wahre Nullitätsklage dar-

vorherging. Die Türken stehen anderen Nationen an Geisteskraft nicht nach, aber aus Furcht vor Tadel und Verfolgung darf sie sich nicht regen und empor-schwingen, obgleich das Fortschreiten in der Cultur oder der Umgang mit Menschen, die sich zu einer anderen Religion bekennen, in dem Koran nicht verboten ist. Das 2 Cap. *Entstehung und Wachsthum der ottomannischen Macht* ist wie alle übrigen mehr statistischen als historischen Inhalts. Von der Schwäche des türkischen Reichs, dem zerrütteten Zustande der Finanzen, der Verwüstung sogar in den Provinzen, die der Hauptstadt nahe liegen, macht der Vf. als Augenzeuge eine traurige Schilderung. Dafs eine fremde Macht ein Recht habe, die Türken aus Europa zu vertreiben, will der Vf. nicht einräumen. Von den entarteten Griechen erwartet er es nicht, dafs sie ihr Joch abschütteln, oder den alten glücklichen Zustand ihres Vaterlandes wieder herstellen werden. Er widerspricht sehr nachdrücklich ihrem Lobredner Hn. Eton. 3 Cap. *Staatsverfassung*. Die Stellvertreter des Sultans; der allein Gesetze giebt und ausübt, sind der Mufti in Hinsicht auf seine gesetzgebende, richterliche und religiöse Gewalt, und der Großvezier, als Reichssiegelbewahrer, in weltlichen Dingen die erste Instanz und der Vorsteher politischer Administration. Der Mufti wird aus den *Ulema* gewählt. Diese sind nicht blofs Diener der Religion oder Geistliche, sondern sie haben die erbliche Würde, die Bewahrer der Religion und der Gesetze zu seyn. Sie theilen sich in 3 Classen, die *Imans* oder Diener der Religion, *Muftis* oder Lehrer der Gesetze, *Kadi's* oder Gerichtsbeamte. Ihr Ansehen ist noch jetzt so groß, dafs sie keinen anderen Strafen als der gefänglichen Haft und Verbannung unterworfen sind. Der Monarch ist zwar nicht verbunden, bey wichtigen Staatsangelegenheiten oder einem Act der Regierung, den Mufti um Rath zu fragen. Allein seine Beschlüsse werden mehr geachtet, wenn sie die Billigung der Ulema für sich haben. Das Gitterfenster, hinter welchem der Sultan die Berathschlagungen des Divans beobachten kann, ist ein wesentliches Erfoderniß der Staatsverfassung, wird aber aus sehr verschiedenen Ursachen hergeleitet. In den letzteren Jahren ist die Macht des Veziers durch die Mitglieder des Divans oder Staatsrathes eingeschränkt, die in Sachen von Wichtigkeit eine entscheidende Stimme gegen ihn haben. Die Commission des Nizami Dschedid, die die Gewalt des Veziers hemmt, wird getadelt. „Sie raubt dem Despotismus seine vornehmste, seine einzige Stütze, die Raschheit und Unabänderlichkeit seiner Entschlüsse, sie lähmt die Energie der Regierung, sie erregt ein Interesse, das dem des Monarchen entgegen gesetzt ist, und öffnet der Beftechlichkeit ein weites Feld.“ S. 165. Dafs der Vf. als hellsehender Politiker dieses Urtheil gefällt hat, zeigt die neuliche Katastrophe im Reiche, die den bisherigen Sultan vom Throne stürzte und als eine Folge des von ihm eingeführten Nizami Dschedid angezeigt wurde. Reizend ist das Bild der *Landbauer*, die, wenn sie eine fixe Abgabe bezahlt

haben, frey und unabhängig sind, nicht mit Steuern belästet sind, und keinem über ihre Handlungen Rede stehen müssen. S. 173. Aber wenn es kurz vorher heifst, dafs Rechtlichkeit keine charakteristische Tugend der Beamten ist, und dafs die Ayns oder Districtaufseher nur zu oft bey Ungerechtigkeiten schweigen oder selbst welche begehen, wer wird sich an der Stelle jener muselmännischen Einwohner zu seyn wünschen? Die Regierungsbeamten verdanken lediglich ihre Stellen der Gunst des Sultans. Sie werden nach Laune abgesetzt oder bestraft und der Staat erbt nach ihrem Tode ihr Vermögen. Die Statthalterchaften sind verkäuflich und werden nur auf ein Jahr verliehen, nach welchem ein Mehrbietender sie erhalten kann. Der Werth einer jeden ist in den Staatsregistern genau angegeben, und die regelmäßige Einfendung des Tributs wird für das einzige Kennzeichen einer redlichen Verwaltung gehalten. Ein Statthalter, der darin nachlässig ist, wird nicht so gleich abgesetzt, sondern aus Furcht, er möchte sich ganz losreißen, mit vieler Nachsicht behandelt, und oft, wenn er Strafe verdiente, durch Wohlthaten an das kaiserliche Haus geknüpft. Auf die Weise sind die Paschen von Scutari und Janina in Europa, und von Bagdad und Damascus in Asien in einem gewissen Sinne von der Pforte unabhängig geworden. 4 Cap. *Civil- und Criminal-Gerechtigkeitspflege*. Die Gesetze sind sehr einfach und keinesweges zahlreich, auch die Formen ohne große Verwicklung. Der eigentliche Türke hat selten Ursache sich über Ungerechtigkeit zu beklagen. Da keine Advocaten zugelassen werden, so ist die Procedur in den Gerichtshöfen sehr einfach und schnell. Die Aussage zweyer unverwerflichen Zeugen wird in allen Fällen als vollgültiger Beweis angenommen. Die Unverschämtheit der falschen Zeugen, die nur von dem Großvezier zur Strafe gezogen werden können, und keine andere Strafe, als öffentliche Beschimpfung, zu befürchten haben, übersteigt alle Vorstellung. Nicht-Türken und europäische Kaufleute richten mehr durch Geschenke und ungeziemenden Einfluß als durch die Gerechtigkeit ihrer Sache vor Gerichten aus. Am Leben werden viele gestraft, aber in Haft, im Drange der Leidenschaft, im Augenblicke des Zorns, nicht nach vorhergegangener Untersuchung. Tortur wird insgeheim und nicht selten gebraucht, um Geständnisse wegen verborgener Schätze herauszubringen. 5 Cap. *Kriegsmacht*. Weder die Lehn- noch die Nationalmiliz leisten jetzt die Dienste, die sie in vorigen Zeiten gewährten. Es zeigt sich eine allgemeine Abneigung gegen den Kriegsdienst, und der Erlaubniß, dafs, wer vom 23 April bis zum 26 Oct. den Feldzug mitgemacht hat, nach Hause gehen darf, bedienen sich die türkischen Soldaten, bey welchen sich D. Wittmann befand, in großer Menge. Als Individuen betrachtet, stehen die Janitscharen in keiner Rücksicht den christlichen Soldaten nach. Ihre Schwäche hat in der für die gegenwärtigen Zeiten unvollkommenen Verfassung ihren Grund. Die *Topghis* oder Artilleristen, die

wie die Janitscharen durch das ganze Reich zerstreut und das wichtigste Corps nach ihnen sind, haben ihre Vervollkommnung dem Ritter v. Tott zu verdanken. Die Cavallerie hatte in vorigen Zeiten ein so großes Lob wie die der Mamelucken. Die Art wie die Truppen marschiren, Lager aufschlagen, sich mit Lebensmitteln versorgen, ist so beschaffen, daß man sich nicht sowohl darüber verwundern muß, daß sie, wenn sie beyfammen sind, so wenig ausrichten, als daß sie sich nicht augenblicklich wieder zerstreuen. Der ganze Bestand der effectiven Armee, die gegen einen auswärtigen Feind ins Feld gestellt werden kann, wird auf 160000 Mann angeschlagen, nach einer Berechnung, die Marhigli gegeben hat, und die genauer zu seyn scheint als die jüngeren. Die Seemacht besteht aus mehreren guten Schiffen, die aber schlecht bemannt sind. 6 Cap. *Finanzen.* Die Quellen des Miri oder des öffentlichen zum Dienste des Staats gewidmeten Schatzes sind 1) die Grundsteuer oder der Zehnte von dem Ertrage der Ländereyen, 2) die Abgabe der Rayahs d. i. der Nichttürken, die den Haratsch bezahlen müssen von ihren beweglichen Gütern, 3) die Zölle, die gewöhnlich verpachtet werden, 4) der Haratsch oder das Kopfgeld der Rayahs ist durch die Art wie es erhoben wird, lästig, und beträgt höchstens 13, nie unter 4 Piaßtern für jedes Individuum, 5) die Monopole, z. B. mit dem Korn, welches der Großherr zu sehr wohlfeilen Preisen aus den Provinzen erhält und sehr theuer an die Becker wieder verkauft, 6) der Ertrag der Bergwerke, deren mehrere aufgesucht wurden, wenn nicht die Habucht der Regierung die Einwohner daran verhinderte, 7) das Einziehen des Vermögens der Unterthanen theils durch den Tod der Beamten, deren Vermögen die Regierung beerbet, von welchem Gesetze jedoch die Ulema befreyt sind, theils durch Confiscationen; 8) die Münze. Sie hatte 1791 nur  $\frac{1}{3}$  reinen Silbergehalts und ist seit der Zeit immer mehr verfälscht worden. 9) Der Tribut der Fürsten von der Moldau und Wallachey, der aber nur ein kleiner Theil der Geldlieferungen ist, die man von ihnen erpreßt. Der Tribut von der Moldau belief sich 1770 nur auf 65000 Piaßter, allein die Geschenke, die ihn begleiteten, stiegen über  $\frac{1}{2}$  Million. Die Wallachey mußte 1782 einen Tribut von 300000 Piaßtern erlegen, mit den indirecten Ausgaben eben so viel wie die Moldau. 10) Eine Abgabe von den Provinzen zur Unterhaltung der Seemacht und des kaiserlichen Hoflagers. Von allen diesen Einnahmen, die zu Staatsbedürfnissen bestimmt sind, darf der Sultan nicht einmal etwas auf fromme und milde Stiftungen verwenden. Der Schatz-Isch Hazne, der zu den Privatbedürfnissen des Sultans bestimmt ist, und unter der Verwaltung seiner Hofbedienten steht, wird nicht bloß in klingender Münze erhoben, sondern hat viele Zuflüsse in Naturalien, als Reis, Zucker, Kaffee u. s. w. aus Aegypten, in Mastix aus Scio u. s. w. Der Nizami Dschedid, den der zur Zeit des Vfs. regierende, jetzt entthronte Sultan einführte,

bestand in einer Accise von allen Consumtionsartikeln, und erregte viel Mißvergnügen. Von welchem Folgen er für den Sultan gewesen ist, wissen die Leser aus der neuesten Geschichte. 7 Cap. *Religion, Moral, Sitten und Gebräuche der Türken.* Sie führen ein einfaches und eingezogenes Leben. Apathie und Indolenz sind ihnen lieber, als alle Vergnügungen. Geringschätzung und Abneigung gegen alle, die nicht ihres Glaubens sind, werden im Koran befohlen. Wenn sie auch nicht allen im Koran erwähnten Wundern Glauben beymessen, so wird ihnen doch nicht öffentlich widersprochen. Atheismus, sowohl der theoretische als praktische, ist sehr selten. Fanatismus, nicht Aberglaube, ist der hervorstechende Zug der mohammedanischen Religion. Die Diener der Religion stehen unter der weltlichen Obrigkeit und unterscheiden sich durch nichts von den anderen Bürgern. Selten sind sie die öffentlichen Lehrer der Jugend. Die Orden der Derwische, deren man 32 zählt, werden unrichtig für Mönche gehalten. Keiner legt das Gelübde der Ehelosigkeit ab. Sie erhalten sich durch das Ansehen, worin sie bey dem Pöbel d. i. bey denen, die eine pöbelhafte Denkart haben, stehen. Ihren Ceremonien werden Zauberkräfte zugeschrieben. Man unterwirft sich daher ihren Launen, und bewirbt sich durch Ehrfurchtsbezeugung und Freygebigkeit um ihren Segen. Das Vertrauen auf Zaubermittel und Amulette ist bey den Türken, wie bey den Juden und Christen im türkischen Reiche, gleich stark. Die Moral ist in ihren ersten Grundsätzen nicht schlecht, diejenigen ausgenommen, welche sich auf die Ungläubigen beziehen. Die Türken sind zu stolz einen Profelyten zu machen. Ihr ernsthafter Charakter wird durch die Strenge ihrer Religion erzeugt. In der Regel sind sie gelassen, aber gereizt wüthend und unwiderstehlich. Liebe zum Trunke ist ein seltenes Laster. Habucht ist ein Hauptzug in ihrem Charakter, der durch die Verkäuflichkeit aller Ämter, und die Gewohnheit, sich mit Geschenken jedem zu nähern, tief eingeprägt ist. 8 Cap. *Frauenzimmer und häusliche Einrichtung.* Die Ehe ist, wie in Frankreich und in den Ländern wo der *Codex Napoléon* eingeführt wird, ein bloß bürgerlicher Vertrag, der durch die Bestätigung und Einregistrierung des Kadli oder der Districtobrigkeit Gültigkeit erhält. Von der Erlaubniß, mehrere Weiber zu nehmen, und der, sich von der Gattin zu scheiden, wird selten Gebrauch gemacht. Die sich die Harems der Großen als Wohnungen, wo die Weiber in einem Haufen beyfammen und in enge Gemächer eingesperrt leben, vorstellen, haben eine falsche Idee aufgefaßt. Zu den Vergnügungen des Harems gehört auch das Tabakrauchen. Die Entfernung der Weiber aus der Gesellschaft der Männer vermindert nicht die Zahl der Sinnen, und versetzt nicht das andere Geschlecht in eine traurige Lage. Häusliche Tugend wird geehrt und Abweichung davon geradelt. Der Vfs. hatte auf Reisen Gelegenheit, die Art, wie Sklavenhändler mit ihren Sklavinnen umzugehen, zu beobachten,

und er fand sie sehr human. Liederliche Weibspersonen werden hart bestraft; da aber die Policey mehr streng als wachsam ist, so ist die Zahl derselben nicht gering. 9 Cap. *Die Moldau und Wallachey*. Der Vf. holt weit aus in der alten Geschichte Daciens, ehe er den physischen und politischen Zustand der beiden Fürstenthümer beschreibt. Wenn die jetzigen Einwohner nicht mehr den kriegerischen Muth ihrer Vorfahren besitzen, sondern statt dessen ein trotziges Verweigern und feige Widerspenstigkeit an die Stelle getreten ist: so ist dieses freylich Folge der Regierung, unter welcher sie stehen. Jedoch sind wir weit entfernt, den Gemeinatz, daß *unter allen möglichen Übeln, von denen ein Staat betroffen werden kann, Unterjochung unter eine fremde Gewalt das schlimmste sey*, S. 541 zu unterschreiben. Alte und neue Geschichte widersprechen ihm offenbar. Ist nicht das Vaterland des Vfs. Beweis, daß nicht das Fremdseyn, sondern der Geist der Regierung das Volk glücklich oder unglücklich mache? Der Vf., der auf seiner Reise sich nicht der Zwangsmittel, die ihm die Bedeckung von der Leibwache des Fürsten darbot, bediente, um sich seine Bedürfnisse zu verschaffen, fand aller Orten die größte Dienstkertigkeit und Dankbarkeit. Die Einwohner scheinen nicht so eifrige Christen zu seyn, als die Griechen in der Turkey. An Feyertagen belustiget sich das Volk in Tanzen. In den Gebirgen giebt es viele durch Kröpfe sehr verunstaltete Geschöpfe. In den Ebenen erreichen die Menschen selten ein Alter von 70 Jahren.

Die Macht des Fürsten ist in Finanzsachen durch den Staatsrath eingeschränkt. In anderen werden die Befehle mit Ehrfurcht vollzogen, wovon der Vf. zu Yassy ein Beyspiel erlebte, S. 551. Die Bestellung von der Pforte geschieht mit derselben Feyerlichkeit, womit die Paschen und Veziers eingeführt werden. In dem Staatsrathe sitzen die Boyaren, oder reichen Güterbesitzer, die das Recht haben über die Einnahme und Ausgabe des öffentlichen Schatzes die Aufsicht zu führen. Die obrigkeitlichen und anderen einträglichen Ämter sind in den Händen der Griechen, die, wenn ihr Gönner abgesetzt wird, sämmtlich ihrer Dienste entlassen werden. In dem Inneren der Länder liegen keine türkischen Truppen. Sie sind aber mit Festungen umgeben, in denen sich türkische Besatzungen befinden. Über das Fahrwasser der Donau haben die Fürsten nicht zu befehlen. Der Divan Effendi oder türkische Secretär ist der einzige Muselman im Dienste der Fürsten, eigentlich ein Beamter der Pforte, um über das Betragen der Fürsten zu wachen. Die Miliz wird in jedem Fürstenthum auf 6000 Mann gerechnet, höchst elende und verächtliche Soldaten. Obgleich das Justinianische Gesetzbuch angeblich Rechtskraft hat: so werden doch alle Proceß nicht danach, das keiner studirt noch versteht, sondern nach dem alten Herkommen entschieden. Unter den vornehmsten Einkünften steht das Kopfgeld oben an. Die Verpachtungen der Einkünfte betrugen 1782 in der Wallachey 3,510,000 und 1785 in der Moldau 2,840,000 Pflaster.

### KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Abbildung und Beschreibung einer Pendular- Windmaschine, sehr nützlich und brauchbar zur Ent- und Bewässerung der Wiesen*. Von Heinrich Kraft. 1807. 14 S. 4. Nebst einem Kupfer. (8 Gr.) Es ist eine Pumpe, die vom Winde mittelst einer sogenannten Pendulavrrichtung getrieben werden soll. Diese Vorrichtung ist folgendermaßen konstruirt. Eine horizontal liegende Welle, die auf ein Viereck ihres Umfangs hin, und her bewegt wird, drückt mit einem Daumen, der in sie eingesetzt ist, den Pumpenstock nieder; und hebt ihn darauf wieder vermittelst zweyer Seile, die über Viereckseisen laufen, welche an ihr angebracht sind. Durch die Welle geht ein eiserner Zapfen, an dessen eines Ende eine Windruth mit einer starken Schraube angefest ist. An dem oberen Theile der Windruth befindet sich ein, im Verhältnisse zu der Kraft des Windes auf und nieder schiebbarer, mit Segeltuche überzogener Rahmen; an dem unteren hängt ein Gegengewicht. Der Wind stößt auf den senkrecht stehenden Rahmen, und dreht ihn mit der Welle bis zur waagerechten Richtung nieder; und aus dieser hebt ihn das Gegengewicht wieder bis zur senkrechten. Damit das Segel dem Winde immer von selbst entgegengeführt werde, muß sich die Vorrichtung nach dem Winde drehen. Dieses wird durch einen daran angebrachten, gleichfalls mit Segeltuche überzogenen Einrichtungsrahmen bewirkt, wovon ohne Bild keine Beschreibung gegeben werden, den sich aber jeder Sachkundige leicht dazu denken kann. Da sich das Gegengewicht nicht von selbst von dem Ruhepunkte der Windruth ab, auf und nieder schiebt: so sieht man, daß es nicht immer in einem richtigen Verhältnisse zur Kraft des Windes stehen, die Maschine also auch nicht gleichförmig gehen kann. Eben so wird der Einrichtungsrahmen, der die Maschine immer gegen den Wind bringen soll, seine Dienste oft nicht gehörig thun. Rec. zweifelt also, daß die Maschine im Großen die Wirkung so thun

wird, wie sie es soll; ungerechnet, daß sie dabey noch immer zusammengesetzt und künstlich genug ist, um leicht lahm zu werden.

L.

SCHÖNE KÜNSTE. Berlin, b. Schmidt: *Ein Tag in der Hauptstadt*. Lustspiel von drey Acten von Gustav Linden. 1807. 124 S. 8. (12 Gr.) Ein gutmüthiger Baron, der immer die Zeitung liest, und sich von seiner alten, heirathslustigen Schwägerin beherrschen läßt, ein junger Herr mit Schulden, der philosophische Brocken um sich wirft, ein wohlgerathener Sohn vom Lande, der sich in der Stadt nicht recht zu benehmen weiß, ein alter Soldat, der viel vom siebenjährigen Kriege spricht, und dagegen ein arglistiger Bediente — das sind ungefähr die komischen Bestandtheile des Lustspiels, welches, wie man sieht, an manches Alte erinnert, ohne dieß selbst zu übertreffen oder durch eine Idee aufs neue zu beleben. Manche Scenen sind zwar unterhaltend und lustig, aber dazwischen fallen so viele leere und matte Stellen, daß das Ganze keine rechte Wirkung hervorbringen kann; besonders schleppt das Ende. Die Cabale, die der unschuldigen Liebe gespielt wird, ist zu unbedeutend, und die Gewisheit auf der anderen Seite zu groß, als daß eigentliche Besorgnisse darüber entstehen könnten. War es aber die Absicht des Vfs., die Gefahren der Stadt vor dem Blicke des unbefangenen Naturforschers vorübergehen, und ihn, staunend über solche Erscheinungen, endlich glücklich entinnen zu lassen: so mußte er eine weit kühnere Zeichnung wagen, und das geräuschvolle, verführerische Leben selbst mit Aristophanischen Zügen hinstellen. Davon ist hier nun freylich keine Spur, und man sieht wohl, daß es dem Vf., dem wir übrigens nicht alles Talent für's Theater abprechen wollen, an Kraft dazu gebrach,

T. Z.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 MAY, 1808.

## M A T H E M A T I K.

PARIS, b. Bernard: *Application de l'analyse à la géométrie*, à l'usage de l'école impériale polytechnique, par M. Monge. Prem. partie. Des surfaces du premier et second degré, par MM. Monge et Hachette. 56 S. 4, und 1 Kupfer. — Seconde partie. Théorie des surfaces courbes et des courbes à double courbure par M. Monge. 1807. 416 S. 4 und 3 Kupf. — (Beide Bände 5 Rthlr.)

Die Theorie der krummen Flächen gehörte bisher immer noch zu denjenigen, welchen kein Schriftsteller genug Aufmerksamkeit gewidmet hatte, um sie mit Gründlichkeit und Vollständigkeit zu untersuchen. Was Clairaut und Euler, und nach ihrer Anleitung einige andere Schriftsteller hierin geleistet hatten, betraf doch nur die Anfangsgründe, und war bloßs Einleitung zu einem sehr weiten, noch uncultivirten Felde von Kenntnissen. Es war daher längst Wunsch des Rec., daß ein mit hinlänglichen Kenntnissen ausgerüsteter Gelehrter die nähere Untersuchung dieses Gegenstandes übernehmen möchte. Zwar kann es scheinen, als ob diese Lehre für die Anwendung nicht sehr fruchtbar sey, indem es wohl nur wenige krumme Flächen geben mag, von denen wir bis jetzt einen praktischen Gebrauch zu machen wissen; aber man muß bedenken, daß theils die Anwendung erst gefunden zu werden pflegt, wenn man in der Theorie Fortschritte gemacht hat, theils solche theoretische Untersuchungen immer auf verwandte Materien ein neues Licht werfen. Dieser letzte Gedanke war es vorzüglich, der den Rec. zu dem Wunsche veranlaßte, einmal nähere Untersuchungen über diesen Gegenstand angestellt zu sehen, weil er glaubte hoffen zu dürfen, daß manche, für unsre Analysis unauflösliche Formel uns klarer werden würde, und daß es vielleicht zu einer Auflösung derselben leiten könnte, wenn man sie auf eine geometrische Betrachtung anwendete. Wir wollen als Beyspiel nur eine höchst wichtige Formel aus der Hydrodynamik anführen, welche alle diejenigen Bewegungen flüssiger Körper umfaßt, wo alle Theilchen in parallelen Ebenen fortrücken, ohne aus einer in die andere überzugehen. Für den Beharrungsstand dieser Bewe-

gung hat man nämlich:  $u \left( \frac{d^2 w}{dx^2} + \frac{d^2 w}{dz^2} \right) = w$

$\left( \frac{d^2 u}{dx^2} + \frac{d^2 u}{dz^2} \right)$  und  $u, w$  bedeuten hier die mit

$x, z$  parallelen Geschwindigkeiten. Sollte es hier nicht zu etwas führen, wenn man den Inhalt dieser Formel geometrisch untersuchte, und fragte: was für Verhältnisse finden Statt zwischen den beiden krummen Flächen, deren Coordinaten  $u, w$ , (welche nämlich zu einerley Werth der beiden anderen Coordinaten  $x, z$  gehören,) der Bedingung Genüge leisten, welche die eben angeführte Formel ausdrückt? — Und ähnliche Beyspiele möchten sich wohl manche anführen lassen, von denen sich zwar nicht sicher behaupten, doch aber vermuthen läßt, daß sie durch Untersuchungen der Art, wie dieses Werk enthält, der Auflösung näher gebracht werden könnten. Wir gehen jetzt zur näheren Beurtheilung des Buches selbst über.

Der bescheidene Titel *application de l'analyse à la géométrie* würde kaum vermuthen lassen, was man in diesem Buche eigentlich zu suchen habe, wenn nicht die speciellen Titel beider Bände dieses angäben. Der erste Theil enthält nur die Elemente, und fängt sehr systematisch §. 1, mit den Gleichungen für die Lage eines Puncts an. §. 2. Gleichungen für die gerade Linie, und §. 3, für die ebne Fläche. Beweis, daß jede Linie, die man in der Ebne zieht, eine gerade ist. Der interessante Zusatz zu dem Probleme, wie man die Gleichung für eine durch 3 gegebne Puncte gelegte Ebne findet, hätte wohl eines Beweises bedurft. §. 4. Probleme über die grade Linie und die Ebne. §. 5. Von der Umformung der Gleichungen für andere Coordinaten. §. 6. Von dem Mittelpuncte und den Diametral-Ebenen einer Fläche. §. 7. 8. Von den Flächen der zweyten Ordnung. Der Vf. rechnet nur 5 Arten derselben, und weicht hierin von Euler ab, welcher den parabolischen Cylinder als sechste Art annimmt; aber Hr. M. hat Recht. Denn wenn man beym elliptischen Paraboloid den Parameter des einen Hauptschnitts unendlich setzt, so geht das Paraboloid in einen Cylinder über. Hr. M. erwähnt dieses nicht, so wie überhaupt seine Untersuchung nicht so vollständig die einzelnen Unterarten und die — theils sehr merkwürdige — Mannichfaltigkeit der Schnitte mit ebenen Flächen betrifft; dagegen macht er auf einzelne Merkwürdigkeiten aufmerksam, z. B. daß die Fläche des Hyperboloids, mit zwey möglichen Axen durch eine gerade Linie erzeugt werden kann. Die Figuren zu diesem Theile stellen die Hauptschnitte der Flächen der zweyten Ordnung dar; wir gestehen aber, daß diese Darstellung uns die Natur dieser Flächen nicht so anschaulich zu machen scheint, als die Zeichnungen,

X x

welche sich in *Hindenburgs* Archiv bey einer Abhandlung über diese Flächen finden.

Zweyter Theil. §. 1. Gleichungen für die berührenden Ebenen und Normallinien krummer Flächen. Die folgenden §§. 2 bis 5 handeln von den cylindrischen Flächen, welche nämlich durch die Bewegung einer graden Linie, die sich selbst immer parallel bleibt, erzeugt werden; von den conischen Flächen; von den durch Umdrehung entstehenden Flächen; und endlich von den Flächen, welche entstehen, wenn eine grade Linie sich so bewegt, daß sie zugleich horizontal bleibt, und eine gegebene verticale immer fort schneidet. Diese Untersuchungen sind auf einerley Art abgehandelt; wir wollen die Methode der Behandlung an den conischen Flächen zeigen. Wenn  $x', y', z'$  die Coordinaten eines bestimmten Punktes irgend einer krummen Fläche bedeuten,  $x, y, z$  aber unbestimmte Coordinaten; so ist die Gleichung für die Ebene, welche die krumme Fläche in jenem Punkte berührt:

$$z - z' = (x - x') \left( \frac{dz'}{dx'} \right) + (y - y') \left( \frac{dz'}{dy'} \right);$$

wenn also die Bedingung Statt fände, daß diese berührende Ebene zugleich durch einen Punct gehen sollte, dessen Coordinaten  $a, b, c$  sind: so hätte man

$$c - z' = (a - x') \left( \frac{dz'}{dx'} \right) + (b - y') \left( \frac{dz'}{dy'} \right).$$

Die conischen Flächen haben, welche Curve auch ihre Grundfläche seyn mag, die Eigenschaft, daß alle Tangentialebenen durch den Scheitel gehen, und daher findet für sie, wenn  $a, b, c$  die Coordinaten des Scheitels sind, die zuletzt angeführte Gleichung allgemein Statt, man mag auf ihrer Oberfläche welchen Punct man will, nehmen, und diese Gleichung ist also eine ganz allgemeine Gleichung für die conischen Flächen. Man kann aber noch eine zweyte Gleichung von eben der Allgemeinheit in endlichen Grössen ausgedrückt finden. Die conischen Flächen entstehen durch die Bewegung einer graden Linie, die beständig durch den Scheitelpunct geht. Die Lage dieser Linie wird allgemein durch die zwey Gleichungen  $x - a = \alpha (z - c)$ , und  $y - b = \beta (z - c)$  bestimmt. Hier bleiben  $\alpha$  und  $\beta$  beide beständig für einerley Lage der Generatrix, beide aber ändern sich zugleich, wenn die Lage jener graden Linie sich ändert. Allgemein also muß  $x, \alpha$  eine Function von

$\beta$  seyn, und  $\frac{y - b}{z - c} = \text{Funct. } \frac{x - a}{z - c}$  ist die allge-

meine Gleichung für alle conischen Flächen, wo die Form der unbestimmten Function bestimmt wird, wenn man eine bestimmte Grundfläche für den Kegel annimmt. Diese letztere Gleichung ist das vollständige Integral der erstern. §. 6. 7. Von den Flächen, welche eine unendliche Menge andere Oberflächen umhüllen, besonders von der Oberfläche der Canäle, deren Verticalschnitte alle gleich große Kreise sind. Wenn man sich vorstellt, daß eine Kugel von unveränderlichem Halbmesser sich so fortbewegt,

daß ihr Mittelpunkt irgend eine Curve in der horizontalen Ebene beschreibt: so kann man sich eine Oberfläche denken, welche eine Umhüllung (*enveloppe*) aller dieser kugelförmigen Räume bildet, und diese ist es, von der hier die Rede ist. Hr. *M.* nennt Charakteristik dieser Fläche diejenige Curve, in welcher zwey auf einander folgende der umhüllten Flächen einander schneiden, und diese Charakteristik ist also hier ein verticaler Kreis. Man findet die Gleichung für die Charakteristik, wenn man die allgemeine Gleichung für die umhüllte Fläche — hier die Kugel — so differentiirt, daß man bloß die Lage als veränderlich ansieht; denn für die Charakteristik muß nun Hauptgleichung und Differentialgleichung zugleich passen. Diese Flächen haben sehr oft eine Kante, wo der reguläre Fortgang der Krümmung unterbrochen wird, und diese nennt Hr. *M.* eine *arête de rebroussement*. Um von diesen *arêtes de rebroussement* eine Vorstellung zu geben, wollen wir ein einfaches Beyspiel wählen. Dieses erläutert die Sache mehr als von Hr. *M.*, der ganz bey dem Allgemeinen stehen bleibt, geschehen ist; und bey seinem Vortrage müssen wenigstens Ungeübtere viele Schwierigkeit finden. Die Curve, in welcher sich der Mittelpunkt der Kugel bewegt, sey eine Parabel, so beschreibt offenbar jeder Punct der Kugelfläche eine Curve, die von der Parabel überall gleich entfernt, oder, wenn man so sagen will, ihr parallel ist. Nun weiß man, daß diese Art Linien, wenn sie weit genug innerhalb entfernt sind, Knoten haben, und wenn es unter jenen Parallelen solche giebt, so hat die canalförmige Fläche eine *arête de rebroussement*. Man kann sich leicht überzeugen, daß die Projection dieser Wiederkehr - Kante auf die Ebene, worin der Mittelpunkt sich bewegt, ein Stück von der Evolute der Parabel ist, und die Kante selbst ist die Linie, welche entsteht, wenn man einen Kreis an eine senkrechte Cylinderfläche, deren Basis jene Evolute ist, anbeugt. Allgemein bezeichnet diese Kante diejenigen Puncte, wo eine Charakteristik die zunächst folgende schneidet. §. 8. Von den Flächen, wo die Linie der größten Neigung eine gerade Linie von überall gleicher Neigung ist. — Diese Fläche ist die Umhüllung einer Reihe von Kegelflächen, welche entsteht, wenn ein Kegel von verticaler Axe und kreisförmiger Basis mit seiner Spitze irgend eine horizontale Curve beschreibt, während die Axe vertical bleibt. §. 9. Von der Umhüllungsfläche irgend einer anderen Oberfläche, die sich längst einer Curve bewegt, welche auf einer gegebenen krummen Fläche gezogen ist. §. 10. Wenn man sich eine gerade Linie denkt, die sich so bewegt, daß sie beständig einer gewissen Ebene parallel bleibt, dabey aber sich an zwey gegebene krumme Linien stützt: so beschreibt diese Linie eine krumme Fläche, für welche man drey verschiedene Arten von Gleichungen findet. 1) Eine Gleichung, welche Differentiale des zweyten Grades enthält, aber von der Natur der beiden Richtungscurven völlig unabhängig ist; 2) eine andere, welche nur von der Natur der einen



Directrix abhängig, und bloß durch Differentiale des ersten Grades ausgedrückt ist; endlich 3) eine, welche in lauter endlichen Größen ausgedrückt ist, und zwey unbestimmte Functionen enthält, die von der Natur beider Richtungslinien abhängen. Die letztere Gleichung ist das vollständige Integral der vorigen. §. 11. Von der Fläche, welche durch Bewegung einer geraden Linie, die immer die Axe der z schneidet, entsteht. §. 12. Von Flächen, die sich abwickeln lassen. Nur diejenigen krummen Flächen lassen sich abwickeln, welche, wenn sie als beugfam gedacht werden, sich in eine ebene Fläche ausdehnen lassen, ohne zerrissen und ohne doppelt gelegt zu werden. Cylinder und Kegel sind bekannte Beispiele solcher Flächen, deren es aber noch unzählige andere giebt. Ihr allgemeiner Charakter ist, daß man sie als aus ebenen Stücken von unbestimmter Länge, aber unendlich schmal zusammengefaßt betrachten kann, oder daß jede Tangentialebene die Fläche in einer geraden Linie berührt, und daß bey einer stetigen Änderung der Lage dieser Ebene immer andere und andere auf der krummen Fläche liegende gerade Linien mit ihr in Berührung kommen, und die ganze Fläche, wenn es erlaubt ist, so zu sagen, gleichsam aus diesen Berührungslinien zusammengefaßt ist. Nimmt man also auf einer solchen abwickelbaren Fläche einen durch Coordinaten  $x, y, z$  bestimmten Punkt an: so läßt sich allemal ein nahe liegender Punkt angeben, oder es läßt sich zwischen den Differentialen der Coordinaten ein solches Verhältniß annehmen, daß dieser zweyte Punkt in eben der Berührungsebene liege. Bezeichnen  $x', y', z'$  die Coordinaten eines unbestimmten Punktes in der Berührungsebene: so ist

$$z' = x' \left( \frac{dz}{dx} \right) + y' \left( \frac{dz}{dy} \right) + z - x \left( \frac{dz}{dx} \right) - y \left( \frac{dz}{dy} \right), \text{ die}$$

Gleichung für diese Berührungsebene, und es muß nun bey Flächen, die sich abwickeln lassen, das Differential der Coefficienten von  $x', y', z'$  verschwinden. Aus der Differentiation findet man ein Verhältniß, welches zwischen  $dx, dy$  Statt finden, oder die Richtung, nach welcher man auf der Fläche fortgehen muß, um in derselben Berührungsebene zu bleiben, und dann die allgemeine Gleichung für alle abwickelbaren Flächen,  $\left( \frac{d^2 z}{dx^2} \right) \left( \frac{d^2 z}{dy^2} \right) - \left( \frac{d^2 z}{dx dy} \right)^2 = 0$ .

Die bloße Betrachtung der Coefficienten eben jener Gleichung für die Berührungsebene giebt sogleich zwey Gleichungen von Differentialen des ersten Grades, welche das vollständige erste Integral der letzten Gleichung enthalten. Da nämlich jene Coefficienten alle zugleich veränderlich und zugleich beständig sind; so ist jeder eine unbestimmte Function des anderen, und man hat

$$\left( \frac{dz}{dx} \right) = F: \left( z - \left( \frac{dz}{dx} \right) x - \left( \frac{dz}{dy} \right) y \right);$$

$$\left( \frac{dz}{dy} \right) = f: \left( z - \left( \frac{dz}{dx} \right) x - \left( \frac{dz}{dy} \right) y \right),$$

als Gleichungen für eben jene Flächen. Die Gleichung in lauter endlichen Größen übergeben wir, da ihre Erläuterung zu umständlich seyn möchte, und es nur unsere Absicht ist, die Wichtigkeit des Inhaltes und die Methode des Vfs. an einigen Beispielen zu zeigen. §. 13. Eine noch allgemeinere Betrachtung des schon in §. 9 behandelten Gegenstandes. §. 14. Eine verwandte Untersuchung über die Oberfläche, welche von einer gegebenen doppelt gekrümmten Linie beschrieben wird, wenn diese, ohne sich zu drehen, längst einer anderen willkürlichen Curve fortrückt. Der Vf. bemerkt, daß die völlig allgemeine Betrachtung dieser Flächen auf eine partielle Differentialgleichung des vierten Grades führt. §. 15. Von der zweyfachen Krümmung krummer Flächen. Wenn man an zwey zunächst an einander liegende Punkte einer krummen Fläche Normallinien zieht: so liegen diese nicht immer beide in einer Ebene, sondern dieses findet nur bey einer gewissen Lage dieser beiden sehr nahe an einander liegenden Punkte Statt. Wählt man die beiden Punkte so, daß die Normallinien in einer Ebene liegen und sich also schneiden, geht dann zu einem dritten Punkte fort, dessen Normallinie mit der des zweyten Punktes in einer Ebene liegt, und nimmt nach derselben Regel einen vierten, fünften Punkt u. s. w. an: so beschreibt man auf der krummen Fläche eine der Krümmungslinien. Die Gleichung, welche die Richtung bestimmt, nach welcher man auf der krummen Fläche fortgehen muß, um eine solche Krümmungslinie zu durchlaufen, giebt einen doppelten Werth, und es giebt daher für jeden Punkt zwey verschiedene Krümmungslinien, welche allemal auf einander senkrecht sind. Auf jeder Normallinie giebt es also im Allgemeinen zwey Punkte, in welchen sie von zwey anderen Normallinien zweyer unendlich nahen Punkte geschnitten wird, und dieses sind die Mittelpunkte der beiden Krümmungslinien oder der beiden Krümmungen der Fläche. Stellt man sich die ganze Reihe der Normallinien vor, wovon sich die erste und zweyte, die zweyte und dritte u. s. w. schneiden: so bilden diese eine abwickelbare Oberfläche, die auf jedem Punkt der ersten krummen Fläche senkrecht steht; eben so entsteht nach der Richtung der zweyten Krümmung der krummen Fläche eine abwickelbare Fläche, und wenn man von mehreren Punkten ausgeht und den verschiedenen Krümmungslinien folgt: so theilt man die krumme Fläche in lauter rechtwinklichte Vierecke, und jeder der abwickelbaren Flächen der einen Reihe schneidet jede der anderen Reihe unter rechten Winkeln. Wir können hier die Bemerkungen nicht ganz übergehen, die Hr. M. über die Anwendung dieser Untersuchung auf Gegenstände der Baukunst macht. Wenn ein Gewölbe aus großen Steinen zusammengefügt werden soll: so ist es, sagt Hr. M., am natürlichsten und zweckmäßigsten, diese Steine nach den Krümmungslinien und nach den Normalflächen zu hauen; auch für die Decorationen des Gewölbes würde es am schicklichsten seyn, wenn man sie nach

der Eintheilung, welche die auf einander senkrechten Krümmungslinien ergeben, bestimmte. Jede der Normalflächen hat ihre *arête de rebroussement*, welche nämlich durch die Reihe der Durchschnittpunkte jeder zwey auf einander folgenden Normallinien bestimmt wird. Diese Linie ist die Linie der Krümmungsmittelpunkte für eine bestimmte Krümmungslinie, und wenn man alle diese Linien der Krümmungsmittelpunkte zusammen nimmt, so bilden sie eine Fläche, in welcher sich alle Mittelpunkte der Krümmung der ganzen Reihe der ersten Krümmungslinien befinden. Für die zweyte Reihe von Krümmungslinien erhält man eben so eine andere Fläche der Mittelpunkte. Jede Normale der Hauptfläche, auf welche sich alle diese anderen beziehen, ist Tangente der beiden Wiederkehranten der Normalflächen, deren Durchschnittslinie sie ist, und wenn man sich durch eine Normallinie zwey Berührungsebenen an beide Normalflächen gelegt denkt, so berühren diese die beiden Flächen der Krümmungsmittelpunkte, und da diese Tangentialebenen auf einander senkrecht sind, so haben die Flächen der Krümmungsmittelpunkte die merkwürdige Eigenschaft, daß, von welcher Seite man sie ansieht, die Umrisse beider Stücke sich immer unter rechten Winkeln zu schneiden scheinen u. s. w. §. 16 enthält Anwendungen auf die Krümmungslinien des Ellipsoids. §. 17. Von den krummen Flächen, wo alle Linien der einen Krümmung in parallelen Ebenen liegen. Der Vf. mischt auch hier, wie fast überall, interessante Bemerkungen über Integrationen ein, welche auch anderwärts anwendbar sind. Für die Auffindung der Integralgleichungen ist besonders die Kenntniß der Charakteristik der krummen Fläche von Wichtigkeit. Flächen, welche durch partielle Differentiale des zweyten Grades bestimmt werden, haben entweder zwey solche charakteristische Linien für jeden Punct, oder auch eine, deren zwey Äste sich in dem Puncte, welchen man betrachtet, schneiden. Die Gleichung für die Charakteristik findet man, indem man die Hauptgleichung so differentiirt, daß man bloß die Differentiale des zweyten Grades als veränderlich betrachtet, und dann die Differentiale dieser Grösse wegschafft. Hier sind diese charakteristischen Linien beide ebene Curven, und zwar sind es die beiden Krümmungslinien der Fläche; von der krummen Fläche selbst aber kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man sich um einen senkrechten Cylinder von willkürlicher Basis eine andere willkürliche ebene Curve nach einer dem Umfange der Basis parallelen Richtung herum geführt denkt; alle Gesimse von überall gleichem Profil, die um irgendeine cylindrische Fläche laufen, gehören hieher. §. 18. Von der krummen Fläche, deren einer Krümmungshalbmesser constant ist. §. 19. Von der Fläche, deren beide Krümmungshalbmesser für jeden Punct gleich und nach einer Seite gerichtet sind. — Die Kugel ist die einzige Fläche der Art, und außerdem führt die allgemeine Gleichung nur auf krumme Linien, die also keinen Flächeninhalt haben. §. 20. Von der krummen Fläche, deren beide Krümmungshalbmesser in jedem Puncte gleich, aber von entge-

gegengesetzten Zeichen sind. — §. 21. Allgemeine Betrachtung der Flächen, welche durch die Bewegung einer graden Linie erzeugt werden können. Die Bewegung einer graden Linie ist bestimmt, wenn man drey willkürliche Curven annimmt, an welche sie sich beständig stützen soll. Dieses führt zu einer Differentialgleichung des dritten Grades, oder zu Integralgleichungen verschiednen Grades, die unbestimmte Functionen enthalten. §. 22. Von der krummen Fläche, welche eine Reihe von Kugeln von ungleichem Halbmesser, deren Mittelpunkte auf einer willkürlichen Curve liegen, umhüllt. §. 23. Von der krummen Fläche, deren Normallinien sämtlich Tangenten einer und derselben Kugelfläche sind. — Diese Kugel ist die Fläche der Krümmungsmittelpunkte für die eine Krümmung, und man findet, daß die Mittelpunkte der zweyten Krümmung auf einer Kegelfläche von willkürlicher Basis, deren Spitze aber sich im Centro der Kugel befindet, liegen müsse. §. 24. Von der krummen Fläche, deren Normallinien alle Tangenten einer einzigen Kegelfläche sind. Beide letzten §§ sind nur specielle Fälle der im folgenden §. 25 angestellten allgemeineren Untersuchung über diejenigen krummen Flächen, deren sämtliche Normallinien Tangenten einer und derselben abwickelbaren Fläche sind. Da jede Berührungslinie, und folglich auch jede Tangentialebene der abwickelbaren Fläche senkrecht auf die zu betrachtende Fläche ist: so folgt, daß die Curve, in welcher jene Ebene diese letztere Fläche schneidet, eine ihrer Krümmungslinien ist. Diese Linie kann als die Generatrix der krummen Fläche betrachtet werden, denn sie beschreibt die krumme Fläche, wenn man jene Tangentialebene sich so bewegen läßt, daß sie immerfort berührend, und zwar ohne Verrückung, ohne zu gleiten, sich an die abwickelbare Fläche anlegt. Die eine Krümmungslinie ist also eine willkürliche, aber in einer Ebene liegende Curve und die Linien der zweyten Krümmung sind die Wege, welche jeder Punct der Generatrix bey der erwähnten Bewegung durchläuft. Die abwickelbare Fläche ist die eine Fläche der Krümmungs-Mittelpunkte, die zweyte Fläche der Mittelpunkte wird von der Evolute der Generatrix während eben jener beschriebenen Bewegung durchlaufen. Man kann eben diese Flächen, deren Normallinien Tangenten irgend einer abwickelbaren Fläche sind, auch betrachten als Umhüllungen von mehreren Flächen, die selbst wieder Umhüllungsflächen bewegter Kugeln von ungleichen Halbmessern sind. Jede abwickelbare Fläche hat eine *arête de rebroussement*; — man denke sich nun auf der Fläche mehrere durch Abwicklung dieser *arête* beschriebene Curven gezogen, oder eigentlich unzählige dieser abgewinkelten Curven dicht an einander; und nehme an, daß auf jeder derselben eine Kugel von unveränderlichem Halbmesser sich fortbewege, die Halbmesser der Kugeln auf verschiedenen Curven aber ungleich seyen: so bildet die Umhüllung jeder dieser Kugeln einen röhrenförmigen Canal, der für jede der Curven von ungleichem Durchmesser ist; die Fläche aber, von welcher hier eigentlich die Rede ist, bildet die Umhüllung aller dieser Canäle.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 MAY 1808.

## M A T H E M A T I K.

PARIS, b. Bernard: *Application de l'analyse à la géométrie*, à l'usage de l'école impériale polytechnique, par Monge.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir haben schon mehrmals erwähnt, wie wichtig uns diese geometrischen Betrachtungen für die Auflösung gegebener Gleichungen zwischen partiellen Differentialen scheinen; es ist daher wohl der Mühe werth, wenigstens Ein Beyspiel einer Integration, welche aus geometrischen Untersuchungen hergeleitet ist, anzuführen. Im 24 §. findet Hr. M. für die Flächen, deren Normallinien alle Tangenten einer Kegelfläche von willkürlicher Basis sind, die Differentialgleichung des zweyten Grades

$$\left\{ \alpha \left( \frac{d^2 z}{dx^2} \right) + \beta \left( \frac{d^2 z}{dx dy} \right) \right\} \left\{ \beta + \left( \frac{dz}{dy} \right) \right\} = \left\{ \alpha + \left( \frac{dz}{dx} \right) \right\} \left\{ \alpha \left( \frac{d^2 z}{dx dy} \right) + \beta \left( \frac{d^2 z}{dy^2} \right) \right\};$$

wo  $\alpha$  und  $\beta$  folgende Bedeutung haben:

$$\alpha = \frac{y+z \left( \frac{dz}{dy} \right)}{y \left( \frac{dz}{dx} \right) - x \left( \frac{dz}{dy} \right)} \quad \text{und}$$

$$\beta = \frac{x+z \left( \frac{dz}{dx} \right)}{x \left( \frac{dz}{dy} \right) - y \left( \frac{dz}{dx} \right)}.$$

Stellt man sich nun vor, jene Gleichung sey, als einer ganz unbekannten Fläche angehörend, gegeben, und man solle aus ihr die Natur dieser Fläche bestimmen: so fängt man damit an, die Charakteristik der krummen Fläche zu suchen. Diese findet man, wenn man jene Gleichung so differentiirt, dass man bloß die Differentiale des zweyten Grades als veränderlich ansieht, dann aber die Differentiale dieser zweyten partiellen Differentiale mit Hülfe der —

statt findenden — Gleichungen  $d. \left( \frac{dz}{dx} \right) = 0$  und

$d. \left( \frac{dz}{dy} \right) = 0$  eliminirt. Auf diese Weise findet man

$$(ady - \beta dx) \left\{ \left( \beta + \left( \frac{dz}{dy} \right) \right) dy + \left( \alpha + \left( \frac{dz}{dx} \right) \right) dx \right\} = 0.$$

S. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

Da diese Gleichung aus zwey Factoren zusammen gesetzt ist: so hat die gesuchte Fläche zwey, von einander unabhängige, charakteristische Linien, deren erste durch  $ady - \beta dx = 0$ , das ist

durch  $xdx + ydy + zdz = 0$  ausgedrückt wird. Diese Gleichung, deren Integral  $x^2 + y^2 + z^2 = \gamma^2$ , gehört einer Kugelfläche, und diese Charakteristik ist daher der Durchschnitt einer Kugelfläche mit unserer zu betrachtenden krummen Fläche; für jeden Punct der Fläche kann  $\gamma$  einen verschiedenen Werth oder die Kugel einen anderen Halbmesser haben, immer aber liegt das Centrum aller dieser Kugelflächen im Anfangspuncte der Coordinaten. Auf ähnliche Weise bestimmt man auch die andere Charakteristik, wobey wir aber nicht verweilen, sondern nur zeigen wollen, wie man aus jener Charakteristik das eine erste Integral unserer Differentialgleichung findet. Die Charakteristik liegt in eben der betrachteten Fläche, daher muß auch die allgemeine Gleichung für die Fläche für die Charakteristik gelten, wenn man darin  $ady - \beta dx = 0$  annimmt; thut man dies, so findet man:

$$d. \left( \frac{dz}{dx} \right) \left\{ \beta + \left( \frac{dz}{dy} \right) \right\} = \left\{ \alpha + \left( \frac{dz}{dx} \right) \right\} d. \left( \frac{dz}{dy} \right);$$

und daraus das Integral

$$\frac{z - x \left( \frac{dz}{dx} \right) - y \left( \frac{dz}{dy} \right)}{\sqrt{\left( 1 + \left( \frac{dz}{dx} \right)^2 + \left( \frac{dz}{dy} \right)^2 \right)}} = G,$$

wo  $G$  beständig ist für jeden Punct derselben Charakteristik, aber veränderlich, wenn man von einer Charakteristik zur anderen übergeht;  $G$  und  $\gamma$  sind also zugleich beständig und zugleich veränderlich, folglich ist die eine allemal Function der anderen, daher hat man

$$z - x \left( \frac{dz}{dx} \right) - y \left( \frac{dz}{dy} \right) = \sqrt{\left\{ 1 + \left( \frac{dz}{dx} \right)^2 + \left( \frac{dz}{dy} \right)^2 \right\}} f; (x^2 + y^2 + z^2).$$

als die eine erste Integralgleichung der vorgelegten Differentialgleichung des zweyten Grades. Aus der zweyten Charakteristik findet man die andere erste Integralgleichung und kann dann die fernere Integration versuchen. — §. 26. Über die Umhüllungsfläche einer bewegten Kugel von veränderlichem Halbmesser. §. 27. Über die doppelt gekrümmten Curven, ihre Evoluten u. s. w. Wenn man sich durch zwey sehr nahe an einander liegende Puncte der

Yy

doppeltgekrümmten Linie., Ebenen auf die Richtungen der Linie in diesen beiden Punkten senkrecht gelegt denkt: so ist die gerade Linie, wo beide Ebenen sich schneiden, die Axe dieses Bogens; eine senkrechte von jenen Punkten der Curve auf diese Axe gefällt, bestimmt in der Axe den Mittelpunkt der Krümmung, und diese senkrechte ist ihr Krümmungshalbmesser. Geht man von Punkt zu Punkt die ganze Curve durch und bestimmt so die Axen aller ihrer unendlichen kleinen Bogen: so bilden diese zusammen eine abwickelbare Fläche, welche der geometrische Ort aller Axen der Curve ist. Auf dieser abwickelbaren Fläche kann man unendlich viele Curven ziehen, aus deren Abwicklung jene erste Curve entstehen kann; man bestimmt diese im Allgemeinen, wenn man durch irgend einen Punkt der Curve irgend eine Tangente an die abwickelbare Fläche zieht, und die Verlängerung dieser Tangente frey an die Fläche krümmt. Die so bestimmten Evoluten sind die kürzesten Linien, die man zwischen zwey Punkten auf der Fläche ziehen kann; aber keine derselben stimmt, wenn nämlich die durch ihre Abwicklung entstehende Curve wirklich doppelt gekrümmt ist, mit der Linie der Krümmungsmittelpunkte der letzteren überein. Diese Übereinstimmung findet nur Statt bey ebenen Curven, wo jene abwickelbare Fläche cylindrisch wird und die Linie der Krümmungsmittelpunkte mit derjenigen Evolute zusammenfällt, die mit der Curve selbst in einer Ebene liegt. — Betrachtet man drey der zunächst auf einander folgenden, auf die Elemente der Curve senkrechten Ebenen: so findet man, daß die Durchschnittslinie der beiden ersten die Durchschnittslinie der beiden anderen schneidet, und daß folglich alle drey einen Punkt gemein haben. Dieser Punkt ist von den drey Punkten der Curve, wo die Normal-Ebenen durchgelegt sind, gleich entfernt, und folglich ein Mittelpunkt der sphärischen Krümmung der Curve. Die Reihe dieser Punkte bildet die *grösste derrebrouffement* der developpablen Fläche. Bey ebenen Curven sind die Durchschnittslinien der Normal-Ebenen parallel. — Doppelt gekrümmte Curven können zwey verschiedene Arten von Wendungspunkten haben, einmal, wenn drey auf einander folgende Punkte in einer Ebene liegen, — ein einfacher Wendungspunkt; dann aber auch, wenn drey nächste Punkte in gerader Linie liegen, welches Hr. M. einen Punkt doppelter Wendung nennt. Für die Bestimmung dieser Punkte, so wie für den Krümmungshalbmesser giebt der Vf. die nöthigen Formeln. Das ganze Werk endigt sich mit einem Anhange über die Integration von Gleichungen zwischen partialen Differentialen des ersten Grades, die von drey veränderlichen Größen abhängen, wovon sich nicht wohl ein Auszug mittheilen läßt. Hr. M. läßt uns, an verschiedenen Stellen des Buchs, mehrere ähnliche Untersuchungen hoffen, besonders über die Integration solcher Gleichungen, welche gewöhnliche und partielle Differentiale gemischt enthalten.

Dies ist der Inhalt eines Werkes, dessen einzelne Sätze zwar hie und da noch weiterer Prüfung, vielleicht selbst an wenigen Stellen einzelner Berich-

tigungen bedürfen mögen, das aber im Ganzen so lehrreich ist, wie uns kürzlich wenige vorgekommen sind. Wir hoffen, daß diese Anzeige hinlänglich die Wichtigkeit dieses Werkes ins Licht stellt, und wünscht, daß auch unter uns recht Viele sich aufgefodert fühlen mögen, es zu lesen und auf dem Wege weiter fortzugehen, den Hr. M. mit so vielem Glück betreten hat. B.

LEIPZIG, b. Kummer: *Grundriss der gesamten reinen höheren Mathematik, oder die allgemeine Rechenkunst, Algebra u. s. w.* von D. Joh. Carl Fischen. Zweyter Band. Mit 6 Kupfst. 1807. VIII u. 678 S. gr. 8. (3 Thlr.)

Der zweyte Band, in der Bearbeitung dem ersten (f. J. A. L. Z. 1808. No. 63) völlig gleich, zerfällt in zwey Theile, wovon der erste 5 Capitel enthält. In diesen wird von den geometrischen Linien der zweyten Ordnung und ihrer Construction: den geometrischen Orten, im Geiste der griechischen Mathematiker, wozu Auflösungen einiger Aufgaben mittelst der Kegelschnitte kommen, — ferner: von den transcendenten krummen Linien, den Flächen, welche Körper überhaupt begrenzen, und den Schnitten der Flächen insbesondere gehandelt. Der zweyte Theil, in 26 Capitel getheilt, ist der Erfindung und Anwendung unendlicher Größen gewidmet. Der Vf. handelt daher im 1 — 4ten Capitel von den Differenzen der Functionen, dem Nutzen der Differenzen bey Entwicklung der Reihen, der Erfindung der Summen aus ihren Differenzen und verschiedenen Anwendungen davon, nebst den Grenzen der Verhältnisse und den daraus entstehenden Gründen der Differentialrechnung. Dieses führt im 5 u. 6 Capitel zu der Auseinandersetzung der algebraischen Functionen einer veränderlichen Größe, wobey die Anwendung der Differentialrechnung in Bestimmung der Tangenten, Subtangenten, Normalen und Subnormalen der algebraischen Linien für rechtwinklichte und schiefwinklichte Coordinaten das Mittel wird, diesen Gegenstand in ein helles Licht zu setzen. Vom 7 — 11 Capitel werden die Differentiation der Functionen zwey und mehrerer veränderlichen Größen, die Differentiation der Differentialfunctionen und Differentialgleichungen, wie die Differentialrechnung auf die Bestimmung der Differenzen und einiger anderen, mitunter verwickelten Fälle, nebst der Anwendung der Differentialrechnung auf die Logarithmen, auf Exponentialgrößen und die logarithmische Linie, nach strengstem mathematischen Grundsätzen betrachtet, und im 12ten Capitel die Anwendung der Differentialrechnung auf trigonometrische Größen mit vieler Gründlichkeit gemacht. Das 13 — 15 Capitel beschäftigt sich mit der Anwendung der Differentialrechnung bey Verwandelung der Functionen in unendliche Reihen, — auf die Bestimmung des größten und kleinsten Werthes der veränderlichen Größen, — und bey Auflösung mancher Art Gleichungen. Das 16 u. 17 Capitel ist dagegen der Betrachtung der merkwürdigsten Punkte der krummen Linien, dem Krümmungskreise und den Evoluten gewidmet. Vom 18 — 20 Capitel handelt der Vf. von den Werthen solcher Functionen

nen, die unter gewissen Umständen unbestimmt zu seyn scheinen; und daher zu den Differentialen für gewisse Werthe der veränderlichen Gröſſe führen, die im Grunde von der Integration der algebraischen Differentialfunctionen einer einzigen veränderlichen Gröſſe abstammen, wobey manches Lehrreiche von dem Gebrauche der Reihen in der Integralrechnung vorkommt. In dem 21 — 23<sup>ten</sup> Cap. wird die Rectification, Quadratur und Cubatur der krummen Linien nebst der Berechnung der daher entstehenden krummen Oberflächen der Körper, mit vieler Gründlichkeit vorgetragen. In den drey letzten Capiteln sind mehrere erhebliche Gegenstände mit Präcision abgehandelt. So werden z. B. S. 595 — 678 die trigonometrischen Integrale, die Erfindung der trigonometrischen Gröſſen durch unendliche Reihen, die fernere Anwendung der Differential- und Integralrechnung auf krumme Linien, deren Ordinaten aus einem Punkte ausgehen, — und auf die Bestimmung der Summen der Reihen aus dem allgemeinen Gliede auf eine Art aus einander gesetzt, die wenig zu wünschen übrig läßt. Der Vf. ist seinem Plane auch bey der Bearbeitung dieses Bandes überall treu geblieben; jedoch nimmt er Gelegenheit, hin und wieder einige Bemerkungen anzubringen, welche er den Lehren der reinen höheren Mathematik wirklich schuldig war. Dahin gehört die S. 40 — 42 angebrachte Bemerkung über die Verdoppelung des Würfels und die Trisection des Winkels. Hr. F. zeigt darin mit vielem Scharfsinne, was die Mathematiker seit mehr als 2000 Jahren deshalb geleistet, und wie wenige geometrische Schärfe in den Beweisen dabey angebracht worden sey. Zugleich wird der verfaßte Kästner, dessen Schriften sonst fleissig gebraucht sind, einer Unrichtigkeit beschuldigt, als habe derselbe den Hippokrates (der sich unter den griechischen Mathematikern zuerst mit der Auflösung des delischen Problems beschäftigte) einen Arzt genannt, da er doch Geometer und aus Chios gebürtig gewesen. Auf Kästner's *Analys. endl. Gröſſen* §. 308 wird (ohne die Ausgabe von diesem Buche anzuführen) Bezug genommen. Rec. hat die beiden ersten Auflagen von demselben nicht, wohl aber die 3te verbesserte, Gött.

Rec. findet für den hyperbolischen Logar.  $10 = 2,30258509299404568401799145468436420.77$   
 Darnach ist der Logarithm.  $\frac{1}{10} = 0,43429448190325182765112891891660508.02$   
 Hr. F. hat dafür S. 377. Log.  $10 = 2,30258509299404568376 = \text{Log. } 2 + \text{Log. } 5 \text{ u. f.}$   
 und für  $m = \frac{1}{10} = 0,434294481903251 \text{ etc.}$

Um aber unsere Methode im Kurzen anschaulich zu machen, fügen wir hinzu:

Es sey $x = \frac{2}{3}$	Log. =	0,22314355131420975576629509030983450.34	$\times 10.$
und $y = \frac{1}{3}$	Log. =	0,02371652661731604211834685052867305.79	$\times 3.$
Also $x^{10} = \frac{2^{10}}{3^{10}}$	Log. =	2,23143551314209755766295090309834503.40	
Hiezu $y^3 = \frac{1}{3^3}$	Log. =	0,07114957285194812633504055158601917.37	
Folglich $x^{10} = y^3 = 10$	Log. =	2,30258509299404568401799145468436420.77	
und also für 9	Log. =	2,19722457733621938279049047384505141.43	
- 8	Log. =	2,07944154167983592825169636437452970.24	
- 7	Log. =	1,94591014905531330510535274344317973.67	
- 6	Log. =	1,79175946922805500081247735838070228.88	
- 5	Log. =	1,60948791243410037460075933322618764.75	
- 4	Log. =	1,38629486111980061883446424291635314.64	
- 3	Log. =	1,09861228866810969139524523692252571.19	
- 2	Log. =	0,693147180559945309417234121458.7637.32	
- 1	Log. =	0,000000000000000000000000000000000000.00	

1794. 8. Aber darin würde a. O. S. 349 — 351 jener Irrthum nicht angetroffen, vielmehr gesagt, daß Hipparch aus einem vorunglückten Kaufmann ein Mathematiker geworden sey. In Kästner's *Gesch. der Mathemat.* 2r Bd. S. 56. §. 8 wird der besagte Probleme, nicht ihres ersten Auflösers gedacht; desto umständlicher handeln davon: *Montucla hist. des mathematiq.* Vol. I. p. 144. *Bossut's Verf. ein. allgem. Gesch. der Mathematik.* Aus dem Franzöf. I. S. 66 — 69, u. S. 113. — 124; auch *Reimer's Hist. problem. de Cubi duplicat.* Gott. 1798. 4. und *Harles* hat auf das Ansehen von *Proclus* und *Aristoteles* sowohl die Arbeiten dieses Pythagoräers, als die seiner vorzüglichsten Commentatoren gewürdigt; f. *Fabritii bibl. graec.* Lib. II. Cap. 13. — Ferner hat Hr. F. eine Anmerkung zu §. 150 gemacht, worin über die Festsetzung der ersten Gründe in der Rechnung des Unendlichen die Unstetigkeit gezeigt wird, womit die Analytiker der neueren Zeit diesen Gegenstand der höheren Rechenkunst behandelt hätten. Indem er *Eulers* Meinung bestreitet, nach welcher die Differentialen als wirkliche Nullen zu betrachten wären, zeigt er zugleich, daß die Behauptung von *Hn. Langsdorf*: die Theilbarkeit der Gröſſen könnte nicht unendlich seyn, sondern nur bis zu einer gewissen Grenze gehen, irrig sey, indem der Geometer sich bloß mit der *Constraction des Raumes* beschäftige, ohne sich zu bekümmern, was eigentlich der Raum sey. Die Erklärung des Raumes gehöre in die *Metaphysik* u. f. w. Im 11 Cap. wird die Differentialrechnung auf Logarithmen u. f. w. angewandt. Ihr Nutzen ist schon längst entschieden, und die Art, wie sie der Vf. anwendet, hat unseren völligen Beyfall. Um ihn davon zu überzeugen, haben wir die S. 376 angebrachte Reihe für den natürlichen oder hyperbolischen Logarithmen mit einiger Abänderung und verschiedenen Zusätzen aufgelöst, um zu dem gemeinen Logarithmensystem in einer Schärfe zu gelangen, die seit *Ludolf von Cölln*, der sich dazu keiner Differentialrechnung bediente, so viel unbekannt ist, nur von einigen Wenigen ausgeführt worden. Auf den *modum procedendi* dürfen wir uns hier nicht einlassen, weil die A. L. Z. dazu keinen Raum gestattet; daher wir nur die Resultate davon auführen:

Dieses ist das eigentliche Modell zu dem gemeinen Logarithmensystem, das von Briggs an bis auf Vega alle Mathematiker im Großen befolgt haben, und deren sich auch unser Vf. bedient. — Übrigens bemerken wir noch, daß mit dem 3 Bände dies Werk geschlossen ist, dagegen die höhere Mechanik vielleicht noch in Zukunft in einem besonderen, von diesem Buche völlig getrennten Bande folgen soll. K. C. B.

LEIPZIG, b. Schmidt: *Anweisung zum Rechnen, mit und ohne Hülfe geschriebner Zahlen*. Ein Leitfadens für Bürgerschulen von J. S. G. Horn, Lehrer an d. Rathsschule zu Leipz. 1805. XII u. 175 S. 8. (10 Gr.)

Der Vf. schrieb, wie er in der Vorrede meldet, dieses Buch, um als Lehrer in einer Bürgerschule einen seiner eigenthümlichen Lehrmethode gemäßen, und den Zöglingen zur Erinnerung brauchbaren Leitfadens zu haben. Es enthalte fast bloß Winke zum Rechnen, ohne Beweise, ob er gleich von der Nothwendigkeit der letzteren überführt sey, sie jedoch dem mündlichen Vortrage überlasse. Rec. würde zwar nicht abstracte Beweise, aber doch Beweise an einem Beispiele gegeben haben, wovon der Fähe leicht das Abstracte abnimmt. Richtig bemerkt der Vf., daß das Gedankenrechnen mit dem schriftlichen gleichen Schritt halten müsse. Die vorangeschickte Einleitung enthält unbestimmte, zum Theil unrichtige, und solchen Lehrlingen entbehrliche Notizen aus der Geschichte (z. B. „daher stellt uns die Geschichte der Ägypter einen Pythagoras auf“), und über den Nutzen der Wissenschaft. Der I Abschnitt, A) handelt von Zahlen überhaupt; die Erklärungen von Zahl und Einheit könnten ohne der Popularität zu schaden, präciser seyn: so heist es z. B. „Gegenstände von einerley Art mehrmals zusammengedacht, geben eine Zahl (Anzahl).“ Nach „zusammengedacht“ sollte noch stehen: so daß man sich jedes Einzelnen im Ganzen bewußt bleibt; und „Anzahl“ sollte wegleiben. „Zahl drückt folglich eine Gröfse, Umfang, Menge etc. aus“; etwa besser: Zahl bestimmt daher eine Menge, und dadurch Gröfse, Umfang etc. Unter B) ist das Numeriren, oder das dekadische System faßlich und progressiv dargestellt. Der II Abschn. handelt vom Rechnen überhaupt; in ihm sind die 4 Rechnungsarten fehlerhaft erklärt: „I) Vermehren. A) Addition (addiren), summiren, Zusammenzählung — Auffuchung einer gemeinschaftlichen (?) Zahl für mehrere ungleichgroße Zahlen. B) Multiplication (multipliciren), Vervielfältigung — Auffuchung einer Zahl für mehrere gleichgroße Zahlen. II) Vermindern, A) Subtraction (subtrahiren), Abzählung — Verminderung durch ungleichgroße Zahlen. B) Division (dividiren), Theilung — Verminderung durch gleichgroße Zahlen.“ Aber bey der Addition können die Posten auch gleichgroße Zahlen seyn: so wie auch die einzelnen Theile des Subtrahendus dergleichen seyn können. Die Multiplication ist ihrem Begriffe nach gar keine Addition, so wenig als die Division Subtraction; wiewohl man in ganzen Zahlen erstere durch letztere erläutern kann. Die Definitionen des Vfs. passen bey der Multipl. und Divif. schon auf die Brüche nicht, und confundiren dann den Zögling. Rec. würde in einem solchen Buche die Multipl. etwa so definiren: Auffuchung der Zahl für ein be-

stimmtes Vielfaches einer gegebenen Zahl; die Division aber so: Auffuchung der Zahl, von der eine gegebene Zahl eine bestimmte Vielheit ist, oder Auffuchung der Zahl, nach welcher eine gegebene Zahl in einer andern gegebenen enthalten ist. Alle Vorschriften und Erklärungen, die auch dem gemeinen Lehrlinge gegeben werden, müssen nicht gegen die wissenschaftlichen Lehren seyn; denn die Popularität kann nicht in Unrichtigkeit bestehen, und ein solcher Lehrling, wenn er sich doch späterhin zur Wissenschaft bestimmen sollte, muß nicht erst Unrichtiges des ersten Unterrichtes zu verlernen brauchen. Der Vf. deutet durch  $\div$  Subtraction an, setzt aber den Subtrahendus bald vor, bald hinter dieses Zeichen. Der III Abschnitt handelt die 4 Rechnungsarten für ganze Zahlen ab; bey jeder werden erst Anleitungen und Hülfsregeln, zum Gedankenrechnen vorausgeschickt, welche zweckmäßige Vollständigkeit und Faßlichkeit haben, zum Theil aber erst aus dem schriftlichen Rechnen abstrahirt sind (z. B. S. 49 n. 2); doch ließe sich, wenn es hier der Raum gestattete, über sie noch mancherley beybringen. Die Regel z. B. S. 51 n. 5 könnte besser so gegeben werden: theile den Multiplicand durch 2, multiplicire dies durch 3 u. s. w. Die §. 21 gerathene Methode des Addirens ist nicht zu rathen, weil man sich dabey viel leichter verrechnet. Von Additionsproben wird keine angegeben. Unter den Regeln für das Gedankenrechnen bey dem Mult. sollte vorzüglich die 8te S. 52 an einem Beispiele bewiesen seyn. Des Divisionszeichens ( $\div$ ) bedient sich der Vf. ohne Noth auf ungewöhnliche Weise. In der S. 81 gelehrt Abkürzung der Division hätten auch die horizontalen Striche weggelassen werden können. Die Regeln der dekadischen schriftlichen Multiplication und Division sind hier ganz ohne Beweis und nicht progressiv genug dargelegt. Der IV Abschnitt handelt von den Brüchen; daß jeder Bruch eine Divisionsaufgabe sey, wird nicht gehörig erläutert. Im §. 73 ist die bekannte Regel der Auffindung des größten gemeinsamen Theilers, und im §. 74 die Charakteristik der Theilbarkeit der Zahlen durch andere bis 9 deutlich erklärt; so auch in den folgenden §§. die Regeln der Reduction verschiedengenannter Brüche auf gemeinschaftliche und kürzeste gemeinschaftliche Benennung; dann folgen die 4 Rechnungsarten in Brüchen, wo die Regeln größtentheils ohne allen Beweis stehen. Der V Abschnitt giebt eine hinreichend vollständige und faßliche Darstellung der einfachen directen Regeldetri, nebst den gewöhnlichen Hilfsmitteln der Abkürzung der Rechnung; da aber der Vf. gar nichts von den Verhältnissen voranschickt, so entsteht hieraus unter anderen Mängeln die Anweisung zu dem gewöhnlichen, zwar zu einem richtigen Resultate führenden, aber doch vernunftwidrigen Ansätze der 3 Glieder. Sollten nicht für die Zöglinge des Vfs. einige Kenntnisse von den Decimalbrüchen, von der verkehrten und von der zusammengesetzten Regeldetri, wovon dies Buch gar nichts enthält, nützlich, vielleicht auch unentbehrlich seyn? — Übrigens werden die Zöglinge dieses Buch, auch wenn sie die Schule verlassen haben, mit Nutzen brauchen können.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 MAY, 1808.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.]

HILDBURGHAUSEN, b. Honisch's Erben: *Hildburg-häufisches Gesangbuch für die kirchliche und häusliche Andacht*. 1807. 716 S. (20 Gr.)

Seitdem man das Bedürfnis einer Reform unserer kirchlichen Liederfassungen erkannte, haben wir eine solche Menge neuer Gesangbücher erhalten, daß man leicht eine kleine Bibliothek von den seit einigen Jahrzehenden erschienenen aufstellen könnte. So wenig wir die Vortheile dieses Wettstreits der verschiedensten Männer verkennen: so scheinen uns doch die Nachtheile eines solchen Verfahrens überwiegend. Die Erfahrung hat gezeigt, wie oft Männer die Herausgabe eines neuen Gesangbuches übernahmen, oder übernehmen mußten, die ohne allen inneren Beruf zu dieser Arbeit, von Vorurtheilen und Lieblingsmeinungen befangen, mehr verdarben als verbesserten. Doch wenn auch die Wahl auf einen mit allen Erfordernissen zu einem solchen Unternehmen ausgerüsteten Mann fiel, ist es nicht unverzeihlich, daß dieser vielleicht Jahre lang Mühe und Zeit an eine Arbeit verschwenden mußte, die ein Anderer, schon damit Vertrauter, in der Hälfte der Zeit gleich gut vollendet hätte? Vergeblich hat dieser während seines Geschäfts tausend Erfahrungen gemacht: ändern, verbessern darf er selbst bey einer neuen Auflage kaum Sylben. Wäre es nicht besser, ein Fürst, der seinem Lande ein neues Gesangbuch geben will, gäbe den Auftrag einem Manne, der seinen Beruf zu einer solchen Arbeit schon bewiesen hat, und nun im Stande wäre, seine Erfahrungen nebst den Bemerkungen Anderer zu benutzen?

Der Herausgeber der oben genannten Liederfassung, Hr. geh. Reg. Rath *Wagner* in Hildburghausen, hat sich durch diese als einen Mann gezeigt, der eines solchen Auftrags nicht unwürdig wäre. Rec. zählt sie, wie sie schon jetzt ist, den gelungensten bey, die wir besitzen; aber er glaubt, wer schon so viel leistete, muß unter anderen Umständen noch mehr geben können. Wir hoffen, daß er Veranlassung dazu erhalten werde, und würden bey einer Umarbeitung des Buches ihm gerne unsere Bemerkungen über das Einzelne, die wir, der Bestimmung dieses Blattes gemäß, hier nicht geben können, mittheilen. — „Die Sammlung sollte nicht bloß Zusammenrag aus andern Gesangbüchern seyn; sie sollte durch Verbesserung alter und neuer Lieder, die nach den Fortschritten der Aufklärung und der geistlichen Dichtkunst einer Nachhülfe bedurften, und durch Ein-

schaltung neuer, über noch nicht, oder noch zu wenig bearbeitete Gegenstände, ihren eigenen Werth erhalten und dadurch auf eine lange Reihe von Jahren brauchbar werden“. Diese Forderungen befriedigt die Sammlung in hohem Grade; die Auswahl der Lieder ist zweckmäßig, und nach den Bedürfnissen der verschiedenen Menschen, für welche das Gesangbuch bestimmt ist, berechnet; die Veränderungen, die fast in jeder Zeile angebracht sind, beweisen einen bewundernswürdigen Aufwand von Mühe und Geduld, und sein glückliches Talent zu einer so schwierigen Arbeit. Man muß erstaunen, wie viel oft durch ein Wort, durch eine veränderte Stellung der Verse gewonnen worden ist, z. B. in dem bekannten Liede: *Wer nur den lieben Gott u. s. w.* No. 449. (in welchem uns nur der Anfang des 1 und 3 Verses mißfällt,) oder 458. 857. Vortrefflich ist die Art, wie Luthers Kerngefang: *Eine feste Burg u. s. w.* N. 766 in ein anderes Lied unverändert eingewebt ist. Unter den Gesängen, die vorher noch in keine kirchliche Liederfassung aufgenommen, oder ganz neu sind, sind einige, denen wir ohne Bedenken das Bürgerrecht zugestehen, wie No. 1. 98 (ohne den letzten Vers), 726 und 727, 510 (von *Novalis*), andere, die wir den besten geistlichen Gesängen an die Seite setzen, wie No. 110 u. a.; noch andere sind zu sehr Kinder der Reflexion, viel zu kalt und nüchtern, als daß sie auf den Namen wahrhaft religiöser Gesänge Anspruch machen könnten, wie No. 617 und viele andere. Sind es vielleicht die Lieder der letzten Art, deren Aufnahme der Herausgeber in der Vorrede entschuldigen zu wollen scheint: „Für die Aufnahme der hier und da eingestreuten Lieder, die vielleicht in einzelnen Stellen nicht für Alle gleich faßlich sind, entschied die Bestimmung der Sammlung, nach welcher auch der Gebildete, Denkende, und wer die höhere Poesie liebt, sein Lied zur Privatandacht darin finden soll.“ Gesänge anderer Art bedurften wenigstens dieser Entschuldigung nicht, denn was aus den Tiefen eines frommen Sinnes gegeben wird, das klingt in den verwandten Saiten des Gebildeten, wie des Ungebildeten, nur nicht ganz Rohen, wieder. Und daß auf die letzten allein oder besonders Rücksicht genommen werde, möchte Keiner fordern. Übrigens wünschen wir, daß auch der Gebildete nach dem Buche greifen möge, und versprechen, daß sich Mancher dadurch befriediget finden wird, der auf ein solches Erbauungsbuch als auf ein Buch herabsah, das nur für den Pöbel gehöre.

Was die Form und Einrichtung des Buches betrifft, so würde Rec. die Folge der Lieder und den

ganzen Plan tadeln, wenn nicht der Herausg. in der Vorr. versicherte, er habe das Bessere selbst gesehen, und sey durch äussere Vorschriften gehindert worden, es zu befolgen. Bey der jetzigen Einrichtung war es unvermeidlich, das Lieder gleichen Inhalts an verschiedenen Orten vorkommen, und die letzten Rubriken, z. B. *Glückseligkeit* (besser: *Seligkeit*) *des Frommen*, unverhältnissmässig dürftig ausfallen mussten. Vermisst haben wir keinen Abschnitt, man müsste denn einen Gesang bey'm Nordschein, oder bey ungetauften und todgeborenen Kindern verlangen. Für mehrere Register, für ein Verzeichniss der Vff. der Lieder, so wie für einen gefälligeren Druck sollte bey einer neuen Auflage gesorgt werden.

Auch auf den musikalischen Theil ist die gebührende Rücksicht genommen worden. Einige gute neue Melodien sollen bald bekannt gemacht werden. Veraltete Überschriften, wie: *Mit Saufen und mit Brausen*, hätten durch Lieder aus dem neuen Gesangbuche selbst vertauscht werden sollen.

Da wir oben einer Vorrede erwähnt haben, und vielleicht keiner unserer Leser diese bey seinem Exemplare finden dürfte: so müssen wir schon darum, wenn nicht aus wichtigeren Gründen, die Geschichte derselben berühren. Der Censor strich in der Vorr. Stellen, wie folgende: „Nur Stunden der Erholung und solche, die der nächtlichen Ruhe entzog, konnte der Herausg. auf das Buch wenden, und nahe am Ziele ward er darin von ganz unerwarteten Ereignissen unterbrochen, von Lebensstürmen, die ihn auf immer davon zu verschlagen drohten. Eben darum konnte nicht alles in der ruhigen Abgeschlossenheit von anderen Geschäften und in der heiteren Gemüthsstimmung bearbeitet werden, in welcher solche Arbeiten das reine Gepräge der Vollendung erhalten.“ Der Herausg., überzeugt, in keiner der gestrichenen Stellen die Wahrheit beleidiget, oder irgend ein Censurgesetz übertreten zu haben, weigerte sich, die verstümmelte Vorr. herauszugeben, und erhielt nun den Befehl, sie ganz wegzulassen. — Rec. unterfährt sich nicht, über die Gründe des Censors, in der Vorr. des Buches, als Landesgesangbuches, zu streichen, zu urtheilen, wiewohl wir in jenen Stellen durchaus nichts Anstössiges finden; aber in sofern das Buch auch für das grössere Publicum bestimmt war, und vor dem Richterstuhl der Kritik erscheinen sollte, durfte weder die ganze Vorr., noch selbst die gestrichenen Stellen wegbleiben, indem gerade die letzten die beste Erklärung und Entschuldigung geben, warum der letzte Theil des Buches manche Spuren der Eilfertigkeit trägt. Dem Herausg. kann daher kein Cenfor das Recht nehmen, seinem Beurtheiler die ganze Vorrede in die Hände zu geben, wie er es uns gethan hat. Vbt.

LIEGNITZ, b. Siegert: *Predigtentwürfe über die ganze christliche Moral in alphabetischer Ordnung. Ein Handbuch für Stadt- und Landprediger zu öffentlichen Vorträgen über alle Sonn- und Festtags-Evangelien und Episteln, und über freye Texte.* I. Band. 1803. X u. 583 S. II Band. 1804.

392 S. III und letzter Band. 1805. 560 S. gr. 8. (6 Thlr.)

Obgleich dieses voluminöse Werk von 108 Bogen ohne jede wissenschaftliche Beziehung ist: so glaubt sich doch Rec. zu einer weidäufigeren Beurtheilung desselben verbunden, um die Verwerflichkeit dieser literarischen Unternehmung nach ihrer Tendenz und Ausführung darzuthun, diejenigen, für welche durch dieselbe gesorgt seyn soll, vor dem Ankauf dieser Bände zu warnen, und dem Unfuge entgegenzutreten, der mit solcher Schriftstellerey auf Unkosten eines ehrwürdigen Standes in der Gesellschaft getrieben wird. Der Vf. selbst gesteht, dass die von ihm bearbeiteten Gegenstände grösstentheils *alltätlich* sind, und hat wohl darin Recht, dass diese, besonders vor Landgemeinen, am häufigsten bearbeitet werden sollten. Aber wozu sollen diese alltäglichen Materien, die man in jedem Handbuche der Moral weit richtiger und vollständiger bearbeitet findet, noch einmal bearbeitet werden? Oder wollte der Vf. seine Amtsbrüder dadurch von jedem Studium eines Handbuchs der Moral ablenken? Da würden sie sich bald getäuscht sehen, wenn sie in diesen drey dicken Bänden zu erhalten glaubten, was ihnen dort der vierte Theil der Bogenzahl darbietet, eine Bearbeitung der ganzen christlichen Sittenlehre. Dieser Theil des Titels ist also lügend. Manche wichtige Rubrik, z. B. *Arglist*, *Bedrückung*, *Kargheit*, *Schmeicheley*, *Stolz*, *Unmäßigkeit*, *Unverträglichkeit*, *Üppigkeit*, *Verstellung* u. s. w. sucht man hier vergeblich, und wohl uns, dass der Vf. nicht wirklich das ganze Gebiet der Moral umfasste! wir hätten dann noch einige Bände eines zwecklosen Werks erhalten. Was that er also eigentlich? Was giebt er seinen Amtsbrüdern? Ein paar Hunderte seiner über moralische Gegenstände gehaltenen Predigten. Um aber dieser Sammlung einen Aushängeschild zu geben, der sie von vielen anderen Sammlungen unterscheide, und zugleich den Trägen im Amte jedes Nachdenken, jede Auffuchung, jede Anpassung an Evangelien oder Episteln zu erleichtern, wurden die unmoralischen Hauptsätze alphabetisch geordnet, zu solchen Rubriken, die der Vf. selbst noch nicht bearbeitet hatte, anderwärts Materialien aufgesucht, die Entwürfe den Evangelien oder Episteln gut oder schlecht angepasst, und noch andere biblische Stellen, die als freye Texte gelten könnten, beygefügt. Ein dem dritten Bande beygegebenes Register macht die Sache noch leichter; es zeigt, welche Rubriken den Evangelien oder Episteln angepasst wurden. Aus welchen Quellen der Vf. da, wo ihm die feine keine Beiträge zufliessen liess, schöpfte, lässt sich natürlich bey der so grossen Menge der vorhandenen Predigtsammlungen nicht nachweisen: nur dass er die *christliche Moral für den Kanzelgebrauch in alphabetischer Ordnung*, (Darmund und Leipzig) fleissig benutzte, fanden wir; doch sind auch die daher entlehnten Materialien nicht immer mit Einsicht verarbeitet. Möchten nur den Vf. seine Concepte öfter verlassen haben: es finden sich in seinem Werke einzelne treffliche Entwürfe, deren Geist ihre Adoption ver-

rath und mit dem Geiste, in dem das Ganze bearbeitet ist, auffallend contrastirt. Denn auch die Ausführung dieses tadelnswerthen Unternehmens ist höchst fehlerhaft. Warum fügt der Vf. Entwürfen, die doch nur Materialien darbieten sollen, am Anfange und Schlusse Gebete, wie sie der gemeinste Prediger augenblicklich verfertigen kann, und Liederverse, wie sie sich in jedem gemeinen Gesangbuche finden, öfters beide zugleich, bey? Traute er seinen Amtsbrüdern nicht einmal jene Fähigkeit und dieses Wollen zum Auffuchen zu? Doch, es sey. Aber kann man es dulden, daß Männern, die vorzüglich durch Geistesarmuth, Trägheit oder Geschäftsdrang verhindert werden möchten, zweckmäßige Entwürfe auszuarbeiten, hier meist fehlerhafte und zum Theil so gemeine Entwürfe in die Hände gegeben werden, daß es unbegreiflich wäre, wenn nicht diese Männer mit Hülfe des nächsten Compendiums weit bessere verfertigen könnten? Welcher Prediger z. B. würde auch im höchsten Geschäftsdrange nicht im Lande seyn, den ersten Entwurf über das *Abendmahl* niederzuschreiben? Welcher nicht augenblicklich sagen: wir feyern es zum Andenken an Jesu Lehren, Beyspiel und Tod? Unfer obiges Urtheil erfordert inzwischen weitere Belege.

Die Dispositionen des Vfs. sind größtentheils unrichtig, verwirrend, undeutlich und leicht. Von den Gesetzen, welche der psychologische Theil der Homiletik vorschreibt, weifs er nichts. Wie die Materialien geordnet, die Begriffe entwickelt, die Beweise überzeugend gestellt werden, wie der Eindruck immer mehr erhöht, die Empfindung aufgeregt und einflußreich auf den Willen gemacht werden sollen, davon scheint er nicht unterrichtet zu seyn. Welche Masse von Materialien ist in manchen Dispositionen zusammengedrängt! Mehrere Entwürfe ließen sich aus Einem machen, und dennoch sind die Materialien nicht vollständig behandelt, die Gegenstände nicht bearbeitet, entwickelt, erwiesen. Der Vf. hat nur zusammengerafft, was sich über einen Gegenstand in dieser oder jener Beziehung sagen läßt, und dann das Gefundene ohne Umsicht und logische Ordnung unter ein Thema gebracht. Es ist da über vieles etwas gesagt, und weil nichts ausgeführt und behandelt ist, so ist eigentlich der Wirkung nach nichts gesagt. Muster solcher elenden Entwürfe finden sich Th. II, 231. *Die gute Gesinnung.* 1) Was dazu gehört? So wie der Vf. die Materie angreift, hätte er in dem Entwurfe die ganze Moral abhandeln müssen. II, 292. Der Vf. predigt hier über die *Pflichten gegen Gott*, und handelt sie in *Einem* Theile ab. III, 14. *Ich bin ein Mensch.* 1) In Rücksicht auf Gott; 2) In Rücksicht auf Andere; 3) In Rücksicht auf uns selbst. In diesem Entwurfe, der vor allen Auszeichnung verdient, wird ein Stück der Lehre von den Eigenschaften Gottes, dann von den Pflichten gegen Andere, dann von Verstand und Vernunft, geistiger Freyheit und Perfectibilität behandelt. Ähnlich ist III, 25. III, 129. *Der Christ muß alle seine Pflichten erfüllen.* 1) Was ihn dazu verbindet? 2) Übersicht unserer Pflichten. ①. Hier ließe sich ja mit Recht die ganze

Moral im zweyten Theile einer Predigt erwarten. Allein der Vf. behandelt hier, wie so oft, etwas ganz anderes. Die Haupt- und Unterabtheilungen enthalten ja gar oft Materien, die nicht zur Sache gehören. II, 136 wird zu dem *Verhalten gegen Gebrechliche* gerechnet: Dank gegen Gott, daß wir glücklicher sind. Die Stellung der Haupt- und Unterabtheilung in Hinsicht auf logische Ordnung, Entwicklung der Sätze, Beweiskraft u. s. w. ist dem Vf. etwas Gleichgültiges. I, 238 wird zuerst von der Nothwendigkeit, dann von der Beschaffenheit der brüderlichen Bestrafung gesprochen. Man findet in der Ausführung eingeschobene Theile. I, 118. *Das Gebet.* 1) Was heißt beten? In diesem Theile wird zugleich unter No. 2 untersucht: warum soll man beten? Der Vf. macht wohl auch den Inhalt des zweyten Theils zu Unterabtheilungen des ersten, und behandelt im zweyten Verpflichtungsgründe, die unter den Haupttheilen nicht angegeben sind. III, 191. Er bedarf eines zweyten Theils, weifs aber nicht ihn auszuführen. III, 287. Nicht einmal Hauptsatz und Theile sind immer richtig ausgedrückt. II, 24. *Lerne deine Fehler kennen.* 1) Beschaffenheit, 2) Nothwendigkeit III, 84. *Betrachtung der Natur.* 1) Wie es (?) geschehen müsse. 2) Welche Vortheile es bringe.

Noch weit zahlreichere Ausstellungen wird die specielle homiletische Kritik an der weiteren Ausführung der Materialien finden. Der Vf. war offenbar vieler von ihm behandelter Gegenstände durchaus nicht mächtig. Er faßt sie öfters in ihrem weitesten Umfange, II, 157. *Über das Gebet*; und nimmt dann aus dem reichen Vorrathe der Materialien, was er will. Und dennoch ist die Ausführung oft so arm. III, 3. kennt er die Mäßigkeit nur in Beziehung auf Speise und Trank. Aber seine Gesichtspunkte sind auch so beengt, seine Ansichten so gemein, öfters ist gar kein Standpunkt der moralischen Beurtheilung gefaßt, höhere Ideen vermißt man ganz. Da entschuldigt man sich freylich gewöhnlich damit, daß die Entwürfe für ländliche Gemeinen seyen, und der Landprediger, der durch solche geistige Vormünder selbst zur Gemeinheit herabsinken sollte, muß gleich der Damen- und Kinder-Welt, für die auch alles gut genug ist, das Gemeine bemänteln. II, 13 meint der Vf. in einem elenden Entwurfe über das *Fasten*: es wären solche gottselige Übungen, wie Beten und Fasten, doch nicht ganz zu verwerfen und unnütz, und ertheilt dann im zweyten Theil *diätetische Vorschriften* darüber, wie (wann) man fasten soll; als, in Krankheiten, wenn das Gemüth von Leidenschaften erschüttert ist, und um sich in der Selbstbeherrschung zu üben. Die gemeine Behandlung der Gegenstände springt übrigens überall in die Augen. — Man vermißt durchaus philosophische Ansichten der Gegenstände, Richtigkeit, Deutlichkeit und Genauigkeit der Begriffe, und findet daher Zusammenstellungen ganz verschiedener Dinge, viele halbwahre, schiefe, sich widersprechende, oft ganz falsche Behauptungen. I, 36. Ein Bettler ist der, der nicht arbeiten will; obgleich es S. 87 heißt: manchem ehrliche Arbeiter kann so weit gebracht werden, daß er verhungert, oder

betteln muß. „Jeder kann arbeiten, wenn er nur will.“ Auch der Sieche, der Krüppel? Die Stelle 1 Theff. 4, 11 ist ganz unrichtig angeführt. Daraus fließen mehrere unbedingte falsche Sätze: z. B. Almosen zu geben sey fündlich. Hätte sich der Vf. von Jacobus belehren lassen, 2, 15. 16: so würde er die Stelle S. 38. Z. 18 v. u., die einem Spotte ähnlich sieht, nicht geschrieben, und die ganze Materie anders behandelt haben. I, 54. „Die Anbetung drückt im ganzen äußerlichen Verhalten die Ehrfurcht aus, die der Mensch für *jemand* im Herzen empfindet.“ II, 115. Zur Furcht Gottes wird gerechnet der Gehorsam gegen Gott, und dann im zweyten Theile gesagt: es ist *billig* und pflichtmäßig, daß wir Gott fürchten, weil die Furcht Gottes (also auch der Gehorsam, der ein Theil von jener ist,) uns zum Gehorsam antreibt. II, 203. Zu den vornehmsten Beweggründen zur Gelindigkeit wird gerechnet: „Denket zuvörderst an die Pflicht, (an welche?) die ihr Gott schuldig seyd.“ II, 235. „Wir müssen *hauptsächlich* uns gute Gesinnungen eigen machen.“ Also nebenbey doch auch schlechte? III, 31. Nicht die Menschenliebe, wie der Vf. will, sondern die Gerechtigkeit enthält sich aller Beleidigung. Zu dieser Liebe sollen uns bewegen die *Rechte der Menschheit*! So folgt ein falscher Begriff aus dem anderen. III, 32. „Wir sollen uns über das Glück Anderer freuen mit *Verstand und Vernunft*, d. h. unsere Freude soll gegründet seyn, und aus wirklichem Wohlwollen fließen.“ Wie durchaus schief sind die II, 52 vorgetragenen Begriffe von Freyheit! Wir sollen in der bürgerlichen Gesellschaft verbunden seyn, unsere *innerliche* Freyheit zu beschränken. Der Vf. kennt einen *großmüthigen* Gehorsam gegen die Obrigkeit, und *unbillige, unedle* Laster, II, 210. 314. Die Definitionen in diesen Entwürfen tragen das nämliche Gepräge: sie sind zum Theil gänzlich flach, unvollständig, unrichtig, mehr verwirrend als verdeutlichend; der Vf. verwechselt oft verwandte Begriffe. I, 191. *Beruf* ist diejenige *herrschende* Beschäftigung, der sich ein Mensch *auf Lebenszeit* widmet, um sich der Welt nützlich zu machen, und sich Unterhalt und Genuß des Lebens zu verschaffen. „Zum Beruf gehört, daß wir ihn wenigstens nicht ganz nach freyer Wahl, als ein Nebengeschäft oder Erholung ergriffen haben, sondern daß er uns, vielleicht wider unseren Wunsch oder Willen, durch Gottes Fügung geworden ist.“ I, 234. *Bestimmung* des Menschen ist Arbeit-samkeit und ein thätiges Bestreben in jedem Stande, wo Geist und Herz sich anstrengen und vervollkommen.“ I, 115. Indem der Vf. die *Aufrichtigkeit* aus dem Evang. am 21 Sonnt. n. Trin. herleitet, verwechselt er sie mit *Wahrhaftigkeit*; daher sind Sätze in diesen Entwurf gekommen, die nicht dahin gehören. II, 8. „Die Haupteigenschaften des Falschen sind ein boshaftes Herz und Verstellung. I, 267 werden Billigkeit und Gerechtigkeit, II, 8. Falschheit, Treulosigkeit und Verstellung, III, 108. Neugierde und Wißbegierde mit einander verwechselt. II, 232. „Unsere Gesinnung ist gut, wenn wir so gesinnt sind, wie wir gesinnet seyn *müssen*; wenn wir das, was uns und anderen schädlich ist, meiden u. s. w.“ Sollte diese Definition vollständig werden, so müßten alle Vorschriften der Moral durch-

gegangen werden. Der Vf. vermeidet aber auch kldglich die Definition, wenn sie gleich die Hauptabtheilung fodert. So begnügt er sich II, 116 richtige und unrichtige oder falsche (das ist schlimm!) Züge der Aufrichtigkeit anzugeben, und niemand weiß am Ende, worin sie besteht. — Der Vf. beweist oder behandelt etwas ganz anders, als er behandeln will. I, 8 ist der Hauptsatz: die würdige Abendmahlsfeyer, und der erste Theil behandelt die Vorbereitung auf dieselbe. II, 34 will er von der Feindesliebe sprechen, und redet mehr vom Betragen gegen Beleidiger. III, 326 soll das göttliche Ansehen der Sittenlehre Jesu bewiesen werden, und der Vf. sucht darzuthun, daß der Mensch einer göttlich geoffenbarten Sittenlehre bedürfe. 328. Die Sittenlehre Jesu giebt uns die stärksten Beweise der Liebe und Erbarmung Gottes. (!) — Der Vf. bringt unter die Verpflichtungsgründe solche Sätze, welche nur Hindernisse der Pflicht hinwegräumen oder die Ausübung derselben erleichtern sollen; kennt er aber keine speciellen Verpflichtungsgründe, so beschränkt er sich auf das Allgemeine, daß die Vernunft es fodert, und daß es Gottes Wille ist. I, 118. Übrigens werden Natur einer Gesinnung der Sache u. Wirkung derselben, Nothwendigkeit und Verpflichtung, Pflicht und Beweggrund, Verwahrungsmittel und Heilmittel öfters verwechselt. II, 298. *Gottesdienst*. 1) Was er ist? dazu wird gerechnet: 2) ein Band brüderlicher Gemeinschaft, 3) ein Mittel der Erleuchtung und Besserung. III, 297. *Verwahrungsmittel gegen Schwärmerey*. 1) Suche den Rath des Arztes, wenn die Ursache der Schwärmerey im Körper liegt. III, 164 beschränken sich die versprochenen Verwahrungsmittel allein auf Darstellung der Verwerflichkeit der Sache. Der irdische Vortheil ist dem Vf. immer zur Hand: nach II, 180 sind wir zum Gehorsam gegen Gott verpflichtet, a) weil er *immer*, b) weil er den *größten* Vortheil bringt. — Die meisten Materien sind sehr unvollständig behandelt, und doch zieht der Vf. noch mehr in den Entwurf als in dem Thema liegt. II, 264. *Anleitung zum weisen Genuß der Freude*. a) Regeln des weisen Genußes (hier wird das Thema zum ersten Hauptsatz gemacht), b) Vortheile eines solchen Genußes. Der Vf. weiß aber nicht mehr als drey Regeln anzugeben. Was er hier noch hätte ausführen sollen, findet man zum Theil in dem Entwurf über die Fröhlichkeit, die der Vf. mit Freudengenußen verwechselt. Die Hauptsätze sind zwar irgend einem Evangelium oder einer Epistel untergelegt, aber nicht immer glücklich: das Thema ist öfters nicht aus ihnen hergeleitet, weil sich das *wie* nicht finden ließe, indem Evangelium oder Epistel falsch gewählt sind: III, 129. wäre die richtige Epistel 2 Corinth. 6, 2—10. Bey der Anpassung einiger Hauptsätze an Festtagsevangelien hat der Vf. keine Rücksicht darauf genommen, ob der Gegenstand sich auch für eine Festpredigt eigne. So soll z. B. III, 102 am ersten Weihnachtstage über *Neuerungen* gepredigt werden. Überaus schlecht, voll platter Gemeinplätze und seichten Geschwätzes sind endlich die meisten Eingänge und Übergänge. — Wir bedauern die Gemeinden, deren Prediger erst eines solchen Unterrichts in dem Bekanntesten bedürfen! —

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

D E N 26 M A Y, 1808.

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG U. LÜNEBURG, b. Herold und Wahlstab:  
*Beyträge zur Berichtigung des Adelung'schen gram-  
matisch-kritischen Wörterbuchs.* Nebst einem al-  
phabetischen Verzeichniß derjenigen russischen  
und altflavonischen Wörter, welche mit der  
deutschen Sprache und mit ihren verschwister-  
ten Mundarten verwandt sind. Von D. W. Sol-  
tau. 1806. 104 S. gr. 4. (20 Gr.)

Wenn man bey vielen Büchern Ursache hat, über die große Bogenzahl zu klagen: so möchte man im Gegentheil wünschen, daß dieser Nachtrag des Hn. Soltau bogenreicher wäre, und nebst den dankenswerthen Berichtigungen des Adelung'schen Wörterbuchs, welche, weil sie den größten Theil ansmachen, der Titel allein verspricht, auch mehrere Ergänzungen, die mit † bezeichnet sind, enthielte. Die Berichtigungen betreffen vornehmlich solche Ausdrücke, die im Seewesen und in der Handlung vorkommen, und man ist dem Hn. S. um desto mehr Dank dafür schuldig, weil dergleichen Ausdrücke in mehreren Wörterbüchern unrichtig erklärt sind. Nur zuweilen möchte man hier mehr Deutlichkeit wünschen, z. B. *scharf bauen*, ein *Tau feyern*, *steif beladen* u. s. w. Rec. hat übrigens bey wiederholter Durchlesung dieses schätzbaren Nachtrages gefunden, daß Hr. S. auch in solchen Bemerkungen, die entweder die Ableitung der Wörter, oder ihre Ähnlichkeit mit ausländischen, oder auch den Sprachgebrauch besonders im Niedersächsischen betreffen, mehrentheils das Recht auf seiner Seite hat, und genaue Sprachkenntniß verräth. Das Wenige, worin Adelung mehr Recht haben möchte, wollen wir indess auch nicht verschweigen. Dahin gehört das Wort *ausführen*, wovon A. behauptet, daß das *utführen* im Niedersächsl. immer den Nebenbegriff habe, sich unerlaubter Mittel bedienen. Hr. S. sagt hingegen: der Niedersachse versteht unter *utführen* in jeder Bedeutung weder mehr noch weniger, als was *ausführen* im Hochdeutschen gilt. Hier scheinen sich beide von der Wahrheit etwas zu entfernen. Man sagt wirklich in beiden Mundarten: *Er hat etwas ausgeführt*, anstatt: *Er hat etwas Unrühmliches gethan*; aber es ist ein Euphemismus, oder eine solche unbestimmte Art zu reden, wie man etwa auch sagt: *Er hat etwas im Sinne*, für: etwas Böses. Man kann aber nicht sagen, daß *utführen* im Niedersächsl. immer einen bösen Nebenbegriff habe,

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

oder im Hochdeutschen niemals. Eben so scheinen beide den Unterschied zwischen *beschützen* und *beschirmen* nicht richtig zu bestimmen. *Beschirmen* sollte wohl bloß von leblosen Dingen, *beschützen* aber von lebendigen gebraucht werden; aber beides wird häufig verwechselt. Man sagt von einer Laube oder Gartenhütte: sie schützt vor dem Regen. Man nennt eine Mauer eine Schutzwehr, die doch eigentlich nur vor feindlichen Angriffen und Schüssen sichert, aber nicht vor Regen und Schnee, wovor ein Obdach schirmt. Wenn man aber genauer reden will, so hat Hr. S. Recht. Wenn Adelung das Wort *freundlich* für das Stammwort von *Freund* ausgiebt, und dieses so erklärt: eine Person, die ihre gute Gesinnung gegen uns durch Geberden an den Tag legt; Hr. S. aber *freundlich* lieber von *Freund* ableitet: so muß Rec. ihm abermals Beyfall geben; erinnert sich aber, irgendwo gelesen zu haben, daß Jemand das Wort *Freund* für das verkürzte Mittelwort des Wortes *freuen* ausgegeben hat, weil ein Freund ein erfreuender Mensch ist. Ob nicht in beiden Ableitungen zu viel Wortspiel ist, das wäre noch die Frage. Daß man im Niedersächsl. das Wort *Ingedönte* für Hausrath bisweilen gebraucht, welches Hr. S. nach S. 35 nicht eingestehen will, ist bloß eine Metapher, wie man auch im Hochdeutschen: das Eingeweide des Hauses, für: das Inhere, sagt. Aber ohne ausdrücklichen Beysatz hat es wohl schwerlich diese Bedeutung. *Hecken* leitet Adelung von *Hecke* (Gebüsch, Zaun), oder von dem Angelf. *Aeg*, ein Ey, her, hingegen Hr. S. von *hecken* oder *hacken*, picken mit dem Schnabel, welches natürlicher ist. Aber *hacken* heißt auch vereinigen, zusammenhängen, und bezeichnet also auch die Begattung. Daher sagt man auch an einigen Orten *gehackte Milch*, für: geronnene Milch. Bey den Worten *heim* und *Heimath* wird bemerkt, daß sie im Holländischen und das erstere auch im Niedersächsischen nicht gebräuchlich wären, mit dem Zusatz: *Heimet* ist kein holländisches Wort. Es steht aber doch in Kilians Wörterbuche, worauf sich Ad. verlassen hat; hingegen Kramer und Moerbeck geben es durch Vaterland. Im Niedersächsischen ist das Wort *Heime* (in einigen Mundarten *Heimide*) s. Brem. Wörterb. S. 613. Das Wort *heim* ist dem Niedersächsischen mit dem Hochdeutschen gemein, wenigstens im Verstande, ob es gleich einzeln nicht gebraucht zu werden pflegt. *Heimen* für beherbergen ist aber sehr allgemein bekannt. Bey dem Worte *hin* wird Ad. Meinung, daß es ehemals *en* gelautet habe, mit Recht bestritten und behauptet.

Aaa

tet, daß es im Niedersächsischen öfters eine bloße *particula expletiva* sey. Dieß ist des Rec. Meinung auch, und es ist zu verwundern, daß *Ad.* sich nicht an das erinnert hat, was 2 Mos. 3, 1 steht: Mose trieb die Schafe *en hinder*. Auch unter dem Worte *Hürde* wird mit Recht behauptet, daß ein solches Flechtwerk verstanden werden müsse, wenn es im Sachspiegel heisst, man solle einen Zauberer auf einer Hürte verbrennen, nicht auf einem Hort oder Berge und Scheiterhaufen. S. 53 meint Hr. S., daß der Ausdruck *Mönchschrift* nicht im Allgemeinen die alte eckige gothische Schrift bedeute, sondern nur die Manier der Mönche, die Buchstaben jener Schrift an und in einander zu ziehen, ganze Sylben und Wörter durch einzelne Abkürzungszeichen auszudrücken u. s. w. Hier möchte wohl *Ad.* das grössere Recht haben. Als die lat. Schrift noch nicht durch viele Ecken und Krümmungen verstellt war, findet man schon solche Abkürzungen; ja man findet sie in den alten röm. Inschriften, ehe man von Gothen etwas wußte, und ehe Mönche Schreiber waren. Wenn hingegen *Ad.* das Wort *nichts* aus *nicht* und *es*, oder etwas, zusammensetzen will: so hat Hr. S. richtiger die Zusammensetzung aus *ne* und *icht* gemacht, welche sich Rec. vorlängst gedacht hat. Eben so hat er die Ableitung des Wortes *Schnapphahn* gegen *Ad.* mit Recht vertheidiget. Daß die Figur vom Feuergewehr nicht zu hart sey, hatte schon *Oberlin* im *Glossario Scherziano* erinnert, welches hier nachzulesen ist. Auch das Wort *schü-*  
*len*, schüchterne Blicke thun, wie auch das Wort *Sicht* für Ansicht (nicht Nachsicht), findet Rec. hier richtiger, als von *Ad.* erklärt. Aber da sich *Ad.* nur auf die hochdeutsche Mundart einschränkt: so ist es ihm nicht als ein Mangel anzurechnen, daß er das niedersächsische *Kluster*, welches einen zusammengedrängten Klumpen bedeutet, und im Bremischen Wörterb. S. 815 sehr gut erklärt ist; ingleichen *klä-*  
*sterrig* u. s. w. weggelassen hat. Dahin gehört auch das Wort *schrell*, welches von einer unangenehm schreyenden Stimme gebraucht werden soll, aber noch nicht im Umlauf seyn mag (denn Rec. hat es noch nie gehört oder gelesen), und also für das Ohr eben das bezeichne, was *grell* für das Auge ist. Es verdient aufgenommen zu werden, wie der Ausdruck *Ledertauer*, d. i. Lederbereiter, im Unterschiede von Gärber. So ist es auch etwas zu kühn gesagt, daß die Hochdeutschen *niemals* das Wort *Meer* von einem eingeschlossenen Landsee gebrauchten. Vom *Reinhuder Meer* wird in der Grafschaft Bückeburg allgemein geredet, und vielleicht gilt dieß von mehreren Orten: denn wer hat alle Sprecharten kennen gelernt? Bey dem Worte *Unmuth* merkt Hr. S. an, daß im Niedersächsischen ehemals *Ungemüth* für *Unmuth* möchte gebräuchlich gewesen seyn, leugnet aber, daß es, wie *Ad.* meint, jemals den Begriff von *Ungenügsamkeit* oder gar *Unenthalt-*  
*samkeit* gehabt habe. Rec. muß auch hierin dem Hn. S. Recht geben, und vermuthet, daß *Ad.* vielleicht

das Wort *ungenügs* gehört, und mit *Ungemüth* verwechselt habe. Ein essbegieriger Mensch wird ein *ungenügs*er Mensch, der im Genuß nicht Mäß halten kann, wenigstens im Braunschweigischen und vielleicht anderwärts genannt. In Schlesiens sagt man *ungenügslich* für unerfättlich. S. *Berndt's* Schlesisches Idiotikon S. 145. Eben dieß bedeutet das plattdeutsche *ungenügs*, wiewohl es eigentlich nur so viel ist, als ungenießlich, und also zunächst auf den Begriff dessen, was nicht essbar ist, leitet. Unter dem Worte *Rabenstein* wird mit Recht die veraltete Bedeutung eines Steinhaufens, auf welchem Raben sitzen, bestritten. Dieß ist die seltsame Erklärung *Büchner's* in seiner biblischen Concordanz, welchem unsicherer Führer *Ad.* nicht hätte trauen sollen. Gewiss hat *Luther* (Spchw. Sal. 23, 6) an nichts anderes gedacht, als an ein solches Gebäude, wo Missethäter enthauptet werden, die noch an vielen Orten Rabensteine heissen. Was Hr. S. bey dieser Gelegenheit von der Steinigung anführt, würde berichtigt werden müssen, wenn hier der Ort dazu wäre. Die Juden hatten 4 Arten der Hinrichtung, und nicht die einzige Steinigung, und zu derselben, wenn sie nicht etwa tumultuarisch geschahe, wurde auch ein Blutgerüste von 2 Mannshöhen erfordert, von welchem der Übelthäter rücklings herabgestoßen, und durch herabgewälzte große Steine zerquetscht wurde. — Genug der Rabenstein ist nicht der Ort, wohin man Edelsteine legt. — Eine wegen ihrer Neuheit vorzüglich wichtige Bemerkung von der Ableitungssylbe *ster* findet sich bey dem Worte *Schuster*. Sie verdient eben so wohl, als die folgende von *Schut*, *Schout by Nacht*, den Sprachforschern empfohlen zu werden, weil viele, die über Sprachen zu schreiben wagen, dennoch nicht wissen, daß das Holländische wie *Schaut bey Nacht* ausgesprochen werden muß. Überhaupt hat Hr. S. eine so gute Sprachkenntniß bewiesen, daß sein ganzes Buch von den Sprachforschern als ein angenehmes Geschenk angesehen werden muß, und es ist zu bedauern, daß *Adelung* bey der neuen Ausgabe seines Wörterbuches keinen Gebrauch davon gemacht hat. Daß übrigens S. 36 *Trotz aller Kunst* steht für: *trotz* a. K., und also das Substantiv mit dem Vorworte verwechselt ist, mag vielleicht ein bloßer Druckfehler seyn. Das von S. 85 anfangende Verzeichniß derjenigen russischen und slavonischen Wörter, welche mit der deutschen Sprache und ihren verschwägerten Mundarten verwandt sind, mit vorangesetzten Bemerkungen über die Aussprache des Russischen, wird den Sprachforschern sehr angenehm seyn, und die Geschichtsforscher werden dadurch *Leibnitz's* Meinung bestätigt sehen, daß die Deutschen mit den Russen näher verwandt sind, als man gewöhnlich glaubt.

Gz.

BERLIN, b. Ohmigte d. j.: *Anleitung zum Gesellschaftsstyl in Amts- und Privat-Vorträgen mit besonderer Hinsicht auf den Canzleystyl und Ge-*



*Geschäftsgang in den königl. preuss. Staaten.* Von J. D. F. Rumpff. Erster Theil. VIII und 204 S. Zweyter Theil. 1806. 361 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Der Vf. will angehenden und längst angestellten Geschäftsmännern ein Buch in die Hand geben, mit dessen Hülfe sie in der Kunst, richtig zu denken und richtig zu schreiben, einige Fertigkeit erhalten können. Im ersten Theile hebt er zur Beförderung dieses Endzwecks einige Regeln und Grundsätze der angewandten Logik, der Rhetorik und Grammatik aus, und giebt im zweyten durch Aufstellung von Verordnungen, Berichten, Gutachten u. s. f. eine eigentliche Anweisung zum Geschäftsstyle. Jener würde also den theoretischen, dieser den praktischen Theil in sich fassen.

Wir sind der Meinung, daß der Vf. sich keinen genau durchdachten Plan entworfen habe. Zwar will er in Hinsicht auf den ersten Theil die Unvollständigkeit sowohl als die Vermeidung der strengen mathematischen Form nicht als Fehler angesehen wissen; allein es ist mit Recht zu rügen, daß er die Lehren von der Sylbentheilung, Rechtschreibung und Interpunction nach jenen zum Theil schwierigen und philosophischen rhetorischen Erklärungen der Gattungen des Styls und der Tropen aufgestellt hat. Die Sprache selbst hat der Vf. noch nicht in seiner Gewalt, wie man schon aus der ersten Periode des Vorberichts sieht, welche also lautet: „Es giebt eine sehr große Anzahl von angehenden und längst *angegangenen* Geschäftsmännern in öffentlichen und Privatverhältnissen, denen es an der Fertigkeit gebricht, sich in ihren schriftlichen Vorträgen nur einigermaßen deutlich und richtig auszudrücken u. s. w.“ — Er giebt S. 97 die Regel: „Nach einem oder zwey Vocalen stehet ein *tz*, als Katze, u. s. w. Ist aber der Vocal lang, so stehet ein bloßes *z*, als reizen, kreuzen, *jetzt*.“ Ist denn in *jetzt* das *e* nicht kurz? Der Vf. selbst schreibt auch an anderen Orten, z. B. Th. 2. S. 182 und 187 richtiger *jetzt*. Eben so lehrt er S. 94: „Wenn in einem Worte zwey Consonante (*n*) zusammen kommen: so darf keiner von beiden verdoppelt werden; man schreibe Hoffnung, nicht Hoffnung.“ Wie unrichtig ist die ganze Regel, so ausgedrückt! Die besten Orthographen schreiben Hoffnung, von *hoffen* abgeleitet. Fast die Hälfte des ersten Theils (von S. 110 bis 204) nimmt die Bestimmung der richtigen Begriffe sinnverwandter Wörter ein. Sie sind großentheils aus *Funke's allgem. Lehrbuche für Bürgerschulen* Th. I, wörtlich abgeschrieben, aus welcher Schrift überhaupt noch Manches entlehnt ist.

Der zweyte Theil enthält Beyspiele von den verschiedenen Gattungen des Geschäftsstyls; also vom öffentlichen und Privatgeschäftsstyl. Es heist S. 2: „Ist von einer besondern Anweisung zum Geschäftsstyl die Rede, so geschieht es bloß, um die allgemeine (*n*) Grundsätze der Schreibart auf besondere Fälle in der Schreibart des bürgerlichen Lebens näher anzuwenden, oder um die denselben (derselben) anklebenden Fehler und Mißbräuche zu rügen, kennbarer zu machen und davor (vor ihnen) zu warnen. Aus eben diesem Grunde habe ich mich denn auch

eines ungereimten Titels bey diesem Buche schuldig gemacht, da eine *Anleitung zum Geschäftsstyl* eigentlich weiter nichts seyn kann, als eine *Anleitung zur Schreibart in Geschäften, wie sie nicht seyn soll*.“ Diese besondere Bemerkung sagt aber kein Grunde gar nichts. Wie kann der Titel der Schrift ungereimt genannt werden? Wenn man das Fehlerhafte in dem Gebrauche des Geschäftsstyls zeigt, und die besseren Ausdrücke, Wendungen und Wortfügungen an dessen Stelle setzt: so giebt man ja eben eine *Anleitung* zu dieser Gattung der Schreibart, für welche eigene Lehrstellen errichtet sind, wie diese unter anderen bey der Banakademie in Berlin der Fall ist. — Geschäftsstyl ist doch unstreitig diejenige Schreibart, welche sich für Aufsätze in Geschäften des bürgerlichen Lebens eignet. Sind es öffentliche Geschäfte, die den Inhalt derselben ausmachen: so müssen ihn hohe und niedere Staatsbeamte verstehen. Der Curial- oder Canzley-Styl theilt sich in den Hof- und Gerichtsstyl. Jener zerfällt wieder in den *auswärtigen* und *inneren* Hofstyl. Als Beyspiel des auswärtigen Hofstyls ist hier das bekannte Schreiben Bonaparte's v. 26 Dec. 1799 an den König von England nebst dessen Antwort mitgetheilt. Bey der letzten sind in den untergesetzten Noten Bemerkungen angebracht, welche die gewählten Ausdrücke, die sich in der Übersetzung befinden, berichtigen. — Das Eigenthümliche des *inneren* Hofstyls wird S. 18 ff. in einigen Regeln gut entwickelt. Hierauf folgt eine Sammlung von Handschreiben, Cabinetsbefehlen, Verordnungen, u. s. w. aus verschiedenen Staaten. Zu den vorzüglichsten gehören die bey dem Antritt der Regierung des jetzigen preuss. Königs aus der Feder des verst. Cabinetsraths *Mencken* geflossenen Cabinetsschreiben, die zur Zeit ihrer Erscheinung durch öffentliche Blätter bekannt wurden, und auch in den Jahrbüchern der preuss. Monarchie und den Denkwürdigkeiten der preuss. Staaten aufbewahrt sind. Andere hieher gehörige Verfügungen u. s. w. im Namen einiger Regierungen und Städte sind freylich nicht so bündig und gut abgefaßt, und erhalten hier Berichtigungen. Vom *Gerichtsstyl* sind darauf auch Beyspiele aufgestellt worden. Man findet hier Protocolle, Kauf-, Mieths- und Pacht-Contracte, ein Testament, einen Schuldschein, Wechsel, eine Quittung und Anweisung. (Zum Theil aus *Funke's Lehrbuche f. Bürgerschulen*.) Diese Abtheilung hätte einige Beyspiele mehr enthalten können. S. 221 bis 238 enthält die Erfordernisse des *Privatgeschäftsstyls*, und einige in diese Gattung der Schreibart gehörende Aufsätze, besonders Briefe. S. 239 bis 249 ist ein kurzer und hinreichender Überblick des Geschäftsganges bey den königl. preuss. Landescollegien, besonders bey den *Kammern* mitgetheilt worden. Zuletzt ist von S. 250 bis 361 ein alphabetisches Verzeichniß von fremden, veralteten und neugebildeten Wörtern und Redensarten angehängt, und die Erklärung derselben beygefügt. Für den Zweck zu weitläufig. Die Anweisung zum Privatgeschäftsstyl hätte dagegen nicht zu dürftig seyn müssen. Man wird u. a. *Formulare zu Bücherschriften* und *Eingaben anderer Art*, die doch so häufig

gebraucht werden, vermissen: Nur wenige Menschen sind in dem Fall, Cabinetsbefehle oder Schreiben an fürstliche Personen für ihre Landesherren aufzusetzen, und diejenigen, welche sich in dieser Lage befinden, haben in der Regel auch die Fertigkeit, die Gedanken ihres Vorgesetzten einzukleiden, und diesen ist auch die gegenwärtige Schrift nicht bestimmt. Für die angehenden, und in der Jugend vernachlässigten Beamten, die der Vf. doch im Auge hatte, scheint diese Anleitung nicht deutlich und zweckmäßig genug zu seyn. V. H. B.

BERLIN, b. Frölich: *Lehrbuch des deutschen Geschäftsstils für angehende Geschäftsmänner*, zunächst zum Gebrauch für die Zöglinge der königl. Bauakademie. Auch unter dem zweyten Titel: *Lehrbuch des gesammten deutschen Sprachunterrichts für öffentliche und Privat-Lehranstalten* von Th. Helmsius, Dr. der Philos. etc. Sechster Theil. 1806. XVIII u. 316 S. 8. (1 Rthlr.)

Bey einem Lehrbuche des Geschäftsstils wird ein Lehrbuch des Stils überhaupt als schon vorausgegangen, natürlicher Weise vorausgesetzt. Nicht so in diesem Lehrbuche. Der Vf. fängt *ab ovo* an, schickt das ABC der Logik, das ABC der Grammatik, das ABC der Rhetorik voraus, und füllt mit diesen Elementarabschnitten mehr, als die Hälfte des Buchs. Man muß zu einiger Entschuldigung des Vfs. annehmen, daß die Schüler der berliner Bauakademie ganz rohe, ungebildete, und in den Schulen durchaus verwaifelte Leute sind, und daß der Vf. mit dem sechsten Theile nichts weiter habe sagen wollen, als daß er bereits fünf Bücher über die deutsche Sprache geschrieben habe. Wird es als der sechste Theil eines den Unterricht der deutschen Sprache (nicht, den deut-

schon Sprachunterricht, wie der Vf. sehr undeutlich sich ausdrückt) umschließenden Ganzen betrachtet: so muß es für ein durchaus planloses Machwerk erklärt werden. Denn was sollte wohl da planmäßig über die deutsche Sprache in fünf vorhergehenden Theilen haben gesagt werden können, wo im sechsten allererst gelehrt wird, was ein Substantiv, ein Adjectiv, ein Artikel sey, kurz, wo im sechsten Theile der Unterricht sich mit den Elementen der Sprache beschäftigt? Eben so wenig kann Rec. die Ausführlichkeit billigen, mit welcher sich der Vf. über seinen Lehrstoff verbreitet. Ein Lehrbuch setzt einen Lehrer voraus, darf folglich den Lehrer nicht überflüssig machen; es ist ein Leitfaden für den Schüler, der ihn das Ganze der Wissenschaft überschauen läßt, ihn auf den Vortrag des Lehrers aufmerksam macht, und ihm bey der Wiederholung zu einem Erinnerungsfaden dient, durch dessen einzelne Punkte der Vortrag des Lehrers in das Gedächtniß zurückgerufen wird. Ein Lehrbuch soll die Aufmerksamkeit erregen, nicht befriedigen. Unser Vf. hat seinem Lehrbuche den Vortrag eines Lesebuchs gegeben, sogar die etymologischen Erläuterungen nicht einmal dem mündlichen Vortrage vorbehalten, und wir müssen daher das Buch als Lehrbuch für völlig unbrauchbar erklären. Hierdurch soll aber dem Buche als Buch sein bedingter Werth nicht abgesprochen werden. Rec. würde es allen Geschäftsmännern des unteren Ranges, die in ihrer wissenschaftlichen Bildung verabsäumt wurden, und daher zur vollständigen Führung ihres Amtes sich je zuweilen einer fremden Feder bedienen müssen, zum Selbstunterrichte empfehlen; die Zahl solcher hülfsbedürftiger Geschäftsmänner ist vielleicht nicht klein.

ft.

### KLEINE SCHRIFTEN.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE. Berlin, in d. Realschulbuchhandlung: *Über die deutsche Sprache*. Von G. L. Spalding. Vorgelesen am 6 August 1807 in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften. 1807. 16 (21 zeilige) S. 8. (4 Gr.) Wenn allen Deutschen in unseren Zeiten nichts mehr gemeinsam ist, als ihre Sprache, ihre Literatur und Wissenschaft: so muß jedes Bestreben, unsere Sprache in ihrer Würde und Reinheit zu erhalten und auf ihren Werth aufmerksam zu machen, jedem Deutschen, in dessen Brust noch das Gedächtniß alter Deutlichkeit nicht erloschen ist, angenehm und beyfallswürdig seyn. Aber freylich kann nicht auf wenigen Seiten die Herrlichkeit der deutschen Sprache deuten dargehan werden, die sie nicht kennen; diejenigen aber, die eingedrungen sind in ihren Geist, die ihre Originalität, ihre unendliche Bildsamkeit, ihre hohe Kraft, ihre innige Zartheit, ihre Musik erkannt haben, werden durch einige allgemeine Lobsprüche wenig gewinnen. Indes ist es sehr erfreulich, daß in dem Versammlungssaal der berliner Akademie, der so lange nur fremde Töne hörte, und noch immerfort durch fremde Töne an jene Zeit erinnert wird, endlich einmal ein treffliches, ernstliches, bedeutendes Wort über die deutsche Sprache geredet ist; und es ist doppelt erfreulich, daß es gerade zu solch' einer Zeit geschah; wir wollen hoffen, daß es von allen Anwesenden mit gleicher Treue und Liebe aufgenommen wurde, mit welcher Hr. Spalding es unverkennbar aussprach. Neu sind die Gedanken eben nicht, die er uns giebt; aber sie sind von der Art, daß sie nie genug wiederholt werden können; und sie sind auf eine Weise ausgedrückt, die dem Redner Ehre macht. Wir wollen einige Sätze mittheilen. „Und welche Sprache haben sie (die höheren Classen) verleugnet! Die einzige, die noch selbstständig lebte; die einzige, die schon vor der allgemeinen Überwälti-

gung durch die Römer, zu solcher Festigkeit gelangt war, so viel Gedanken und Gefühle in sich aufgenommen hatte, daß sie aus der großen Sündfluth als ein gediegenes Ganzes hervorging, nicht in einzelnen Trümmern und Scheitern das allerschlingende Meer bedeckte. — Eine wahre Irrreligion ist sie, diese Kälte gegen die Ehre deutschen Nation und Zeuge bey den Deutschen selbst; dieselbe Unfrömmigkeit, die der Römer schalt, wenn der Sohn des Vater nicht anhing, noch der Verwandte dem Genossen seines Blutes. Die Sprache ist das Palladium eines Volkes. So lange sie lebt, so lange sie theuer und werth gehalten wird, eben so lange ist das Volk noch da, und kann sich verstehen, sich vereinigen. Um diesen allgemeinsten Gegenstand der Nationallehre, um diesen hell leuchtenden Haard des deutschen Ruhmes versammelte sich, wer fühlen und denken kann, und bilde treu und einstimmig immer mehr Herz zu Gedanken und Gefühl u. s. w.“ — Die Anwendung von Goethe's Worten:

Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz zu schätzen wüßten, —

mag, als sie ausgesprochen wurden, ihren Eindruck nicht verfehlt haben; aber heym Lesen kann man sie nicht anders als unpassend finden. Hr. Spalding ändert also:

Wenn's Deutsche gäbe, die ein deutsches Herz u. s. w. Wie konnte Er, ein Deutscher, das sagen? Er konnte doch wohl unmöglich zweifeln, daß es solche Deutsche gäbe. Hatte die Princessin bey Goethe gesagt:

Wenn's Frauen gäbe, die ein weiblich Herz u. s. w. so dürften schwerlich Viele glauben, sie habe aus dem Herzen gesprochen. Die Meinung ist: wenn alle Deutsche zu schätzen wüßten u. s. w. — Im Übrigen verdient es bemerklich gemacht zu werden, daß die Verlagshandlung für den Einen Bogen, für 14 wechslung gedruckte Seiten 4 Gr. nimmt! Meinte sie es so ernstlich, wie Hr. Spalding, so thäte sie es wohl nicht. B.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 MAY 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN U. LEIPZIG, in dem historisch-politisch-militärischen Institut: *Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preussen, bis zum 14 October des Jahres 1806.* Vom Vf. des neuen Leviathan. Erster Theil. 1808. 406 S. 8.

Die Ereignisse unserer Tage sind so außerordentlich, sie selbst und die Folgen, welche sie nothwendig nach sich ziehen müssen, greifen in das Leben, Wirken und Hoffen der Zeitgenossen von einem Ende Europa's bis zum anderen, wefs Standes und Gewerbes sie seyn mögen, so gewaltthätig und so unmittelbar ein, sie verkündigen so laut, dafs allen Staaten, allem Gewerbe, und dem ganzen menschlichen Leben eine vielfach veränderte Zukunft bevorstehe, sie verbergen dabey das *Wie* dieser Zukunft hinter einem Schleyer, den der schärfste Blick nicht zu durchdringen, die kühnste Hand nicht hinwegzuziehen vermag, und den nur der Thor mit Zuversicht durchschauern zu können wähnt, dafs es sehr begreiflich ist, wie alle Gemüther, welche von irgend etwas ergriffen werden können, von einem und demselben Gefühle ergriffen sind, und dafs Aller Augen auf den einen Punct, welcher diefs unendliche Stoben belebt, hier hoffend, dort fürchtend, gerichtet seyn müssen. Eine solche allgemeine Spannung eines grossen Theils der Gebildeten unseres Welttheils, ohne Zweifel eben so stark als irgend je einer war, giebt natürlicherweise allen Schriften, welche sich mit den allgemein interessirenden Gegenständen beschäftigen, einen grossen Reiz. Der Fabrications- u. kaufmanns-Geist, welchen man zugleich Zeit als die Wurzel alles Übels verschreyet, und dem man doch überall huldigt, weifs dieses zu benutzen. Das Heer der Schriften, erzeugt durch die Begebenheiten des Tages, vermehrt sich daher täglich, und scheint, wie alles, was die Neugierde befriedigt, reissenden Beyfall zu finden. Gleichwohl haben die meisten dieser Schriften, richtig geschätzt, nur einen sehr geringen Werth. Sie sind Früchte des parteyischen, längst erbitterten Gemüths oder einer Speculation, der das Heiligste nicht heilig ist, wenn sie durch einen Mißbrauch desselben gewinnen kann. Sie dürfen daher, — diefs zu bemerken, ist man den Zeitgenossen und der Nachwelt schuldig — in sofern sie erzählender Art sind, nicht als zuverlässige historische Quelle, und in sofern sie urtheilender und rätsonnirender Art sind, nicht als Be-

S. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

lege und als Abdruck des allgemeinen Urtheils und der allgemein herrschenden Ansicht unserer Zeit angesehen werden. Nicht blofs eine persönliche Furcht, die dem Fürchtenden so wenig Ehre bringt, als dem Gefürchteten, sondern vielfache andere Rücksichten weit edlerer Art, verbieten so manchem redlichem Manne, dem es an der Wahrheit ein Verräther zu werden unmöglich ist, jetzt, wo vom Tagus bis an die Newa, vom äußersten Süd bis an den äußersten Norden Europa's nur Eine Sprache in den öffentlichen Schriften herrscht, wo sämtliche Regenten des festen Landes — mit Ausnahme eines einzigen — und manche, nicht ohne sich selbst sehr empfindlich wehe zu thun, eine und dieselbe Sache umfaßt haben, alles zu sagen, was sich für und wider jede Sache sagen läßt, und mit gleich gerechter Strenge die Thaten des Freundes und Feindes abzuwägen, gleiche Unternehmungen, sie geschehen aus Sünde oder anderswo, mit gleichen Benennungen zu bezeichnen, und über die Güte, Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit der folgereichsten Massregeln ein unparteyisches Urtheil zu fällen. Nur diejenigen erheben daher ihre Stimme laut, welche überhaupt keinen anderen Lehrer als den *Ausgang* kennen, und herzlos jeder Partey huldigen, welche für den Moment die stärkste ist, und verworfen genug sind, heute das zu erheben, was sie gestern noch auf das bitterste getadelt haben, oder die Besseren, deren System mit dem der herrschenden Partey übereinstimmt, und welche daher ihre Überzeugungen frey und laut aussprechen können, ohne sich an dem Heiligsten zu versündigen. Wer vermag es aber zu verkennen, wie oft auch diese von ihrem Elfer für die gemeinschaftliche Sache sich zu sehr hinreissen lassen, und selbst das nicht für antöfzig halten, was die Urheber und die Vff. von öffentlichen Schriften in ihrem Innersten schwerlich so innig fühlen mögen, als sie es bestimmt aussprechen. Die Einseitigkeit und Unvollständigkeit, welche hiedurch die Urkunden der Zeitgeschichte erhalten müssen, wird noch dadurch vermehrt, dafs die wenigsten Schriftsteller die Wirkungen des Grossen und Neuen gehörig fassen können, dafs sie weder die Allmacht des Starken, welcher Furcht und Hoffnung, Haß und Liebe, Schrecken und Bewunderung, und jede menschliche Grösse und Schwäche zu benutzen, zu belohnen und zu bestrafen weifs, noch das unendliche Übergewicht derer zu begreifen vermögen, die keine Form und Regel kennen, aber voller Kraft und Getöse einherschreiten, deren Plane mit jedem Schritte

879

punct, auf welchem er steht, dabey zu Werke geht, und sich selbst nicht zum gemeinen Güterbesitzer herabwürdigt: so kann er dem gemeinen Wesen unendlich viele Vortheile verschaffen, durch Lehre und Beyspiel nützlich werden, ohne erheblichen Aufwand Magazin-Anstalten errichten, und auf die wohlthätigste Weise zur Zeit der Noth helfen und eingreifen, und durch einige Fesseln, die er sich mit Weisheit und Vorsicht anlegt, die allgemeine Freyheit des Handels mächtig befördern. Freylich ist es nicht zu leugnen, daß die Cammern sich und ihren edelsten Zweck sehr oft verkennen, sich sehr häufig als erbitterte Gegner des Landes ansehen, und in die egoistischen Plane großer Güterbesitzer und gemeiner Handelsleute eingehen, und es ist in dieser, wie in so mancher anderer Hinsicht wahr: „daß kein Umstand den meisten Continental-Staaten mehr geschadet hat, als der, daß die Edelleute in ihnen, beynahe die ausschließende Socialität der Könige ausgemacht haben.“ Wie würde es nicht höchst wahrscheinlich in Europa aussehen, wenn seit den letzten zwanzig Jahren Männer — und Weiber — ohne Standes-Interesse und ohne Standes-Vorurtheile die Rathgeber und Leiter der Fürsten und ihrer wichtigsten Angelegenheiten gewesen wären!

Über das Pachtwesen, die Pächter und ihr ärgerliches Schlaraffen-Leben viel Wahres, was sich leider auch anderswo findet. Es kann jedoch dem Übel, welches aus dem Verpachten der Domainen entsteht, sehr abgeholfen werden, wenn man theils nicht alles, und namentlich das nicht verpachtet, wobey der Pächter mit den Personen der Unterthanen in zu nahe Beziehung kommt, z. B. nicht Frohnen, Jagden, Zinsen, Gefälle, das Recht zu Zwang-Gesindediensten u. s. w., theils wenn man bey der Wahl der Pächter vorsichtig ist, und Leuten von Erziehung den Vorzug vor gemeinen Menschen giebt, welche sich durch Makeleyen, Lieferungen oder glückliche Pachtungen u. s. w. bereichert und aus einer fordidnen Niedrigkeit emporgejaunert haben. Dem Rec. hat daher die Verpachtung der Domainen im Hannöverischen immer sehr gefallen, wo man die Pachtungen, gleichsam als ein öffentliches Amt, gebildeten Leuten, meistens Juristen gab, welche doch grösstentheils weit mehr Sinn für Recht und Pflicht haben, als jene Kinder des Glücks. Die Kasse mag sich vielleicht bey einer Verpachtung an den Meistbietenden besser stehen, aber das Land gewiß nicht. Richtig ist, daß die Pächter der Adlichen

noch weit mehr die Geisseln des Volks sind, und die Bemerkung, daß man die adlichen Rörser von den königlichen gleich unterscheiden könne, dürfte als Grund für die Beybehaltung der Domainen angeführt werden können; denn gänzliche Zerschlagung aller Güter möchte weder rascham noch auch allgemein ausführbar seyn. Unentgeltlicher Erlaß aller grundherrlichen Rechte über die königlichen Bauern kann hingegen nicht ohne eine Freygebigkeit Statt finden, welche durch andere wieder übertragen werden muß, und neue Lasten nöthig macht.

Der Edelmann wird — unter N. III — nur als hauptsächlichster Güterbesitzer betrachtet, und der Vf. verweist im Ubrigen auf sein bekanntes Buch über den Geburtsadel. Das neue kaiserlich französische Statut vom 1ten März wird, so wenig es auch den bisherigen Adel begünstigt, und bey aller darin sichtbaren legislativen Weisheit, das zum Theil pöbelhafte Geschrey mancher neueren Schriftsteller, und auch manches gutgemeinte Raisonnement gegen alle positiven erblichen Vorzüge gewaltig herabstimmen, und manche bis dahin treffende Berufung und eine reichhaltige Quelle von Beyspielen hinwegnehmen. Mit vielem Rechte eifert der Vf. gegen das Creditssystem in seiner übertriebenen Mißgestalt, und gegen den Güterschacher, dieses so verderbliche und zweckwidrige Unwesen. Aber auch dieses Übel ist nicht in dem preussischen Staate ausschließlich zu Hause und nicht von da ausgegangen. In Mecklenburg, Holstein, Kursachsen, besonders in der Gegend um Leipzig war ein ähnlicher und fast noch größerer Schwindelgeist. Unstreitig hat die ganz verkehrte Sitte, Landgüter zu einem Handelsartikel zu machen, auf den eigenen Gang, der mit dem Steigen der Kornpreise in den letzten zehn bis zwanzig Jahren Statt gefunden hat, sehr bedeutend gewirkt, und es läßt sich auch behaupten, daß es nicht ohne höchst nachtheiligen Einfluß geblieben ist, daß so viele Güter in die Hände von Kaufleuten gekommen, und dadurch so viele Gutsbesitzer von dem Geist ihrer Nachbarn, der Kaufleute, angesteckt worden sind. Dem Kaufmann geht Geld über alles, und wenn ein momentaner großer Gewinn zu machen ist, denkt er selten an die Zukunft, und es macht ihm Freude, von einer Speculation zur anderen überzugehen. Dies verträgt sich nicht mit der Benutzung der Landgüter, einer fruchttragenden Sache. —

(Die Fortsetzung folgt.)

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖN'S KÜNZER. Ronneburg u. Leipzig, b. Schumann: Eintagsfliegen für den großen Frosch. Ein Roman ohne häusliche Glückseligkeit. 1803. 240 S. 8. (18 Gr.) 8. 46 f. erhalten wir folgendes Geständniß von dem Vf. dieses ganz vorzefflichen Romans: „Ich war froh genug zu behaupten, seit man so viele Bande voll häuslicher Glückseligkeit geschrieben, habe sich die Summe besagter Glückseligkeit ansehnlich vermindert auf Erden, und es sehe zu besorgen, man werde sie künftig fast nur noch in Büchern antreffen. Jetzt erscheint mir das alles freylich in ganz anderem Lichte. Es hat sich, wie jedes kleine Kind im Publicum weiß, seitdem selbst eine kleine Familie um mich her krytallisiert, ganz *a la Fontaine* —

und warum sollt' ich's doch dem Leser verschweigen? daß ich eine Frau habe, verdanke ich nicht sowohl mir, als vielmehr einem meiner Werke, das neben vielen Schauergemälden und f. v. Räuberhistorien doch manchen zarten Zug von Familienglück und liebenswürdiger Häuslichkeit enthält. Nicht wahr, liebe Frau! Der Verfasser des R\*\*\* muß ein recht liebenswürdiger Mensch seyn. So sagst du, und blickest mit schwimmendem Auge nieder auf jenes Werklein, und wußtest nicht, daß der liebenswürdige Verfasser vor dir stand, kleine Schöpfungsame! — — Was brauchen wir wei-  
ne Zengnis?

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 28 M A Y, 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN UND LEIPZIG, in dem historisch-politisch-militärischen Institut: *Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preussen, bis zum 14ten October des Jahres 1806.* Vom Verfasser des neuen Leviathan, u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

So wenig es übrigens zu wünschen ist, daß eine Classe von Bürgern des Staats sich zu großer Vortheile vor der andern zu erfreuen habe, und daß ein Gewerbe zu sehr vor dem andern einen großen Gewinn gewähre: so ist doch der Vf. Ansicht über das Agricultursystem und über die erhöhten Kornpreise, woraus er, in Verbindung mit einigen andern, gleichsam fixen Ideen über England u. f. w., alles erklärt, dem Rec. nicht einleuchtend und höchst einseitig. Ein Gewerbe, welches den Wohlstand der bey weitem größten und nützlichsten Classe von Menschen befördert, welches die Basis der Existenz der ganzen animalischen Welt ausmacht, welches daher unter allen Umständen, bey allem Wechsel der Dinge nothwendig bleibt, welches auf einem sicheren, gar nicht zu vertilgenden Grunde beruhet, und nicht leicht durch politische Rücksichten leiden kann, welches endlich, in Verbindung mit der Viehzucht, den wichtigsten Fabriken, den Wollen- und Leinwand-Manufacturen, vorarbeitet, ein solches Gewerbe verdient gewiß Begünstigung, und darf durch einen bedeutenden Vortheil, den es gewährt, anziehen. Zu hohe Kornpreise haben unfähig viele Menschen gedrückt, — wer vermag das zu leugnen? — allein zu niedrige würden noch unendlich größere, ausgebreitete Uebel, und am Ende gar Mangel nach sich ziehen. Gegen zu hohe Preise, die nicht durch eigentlichen Mangel entstehen, giebt es doch noch Hülfe. Der Staat kann, durch zweckmäßige und weise Sperr-Anstalten, da wo der Zug im Großen ins Ausland geht — nicht durch jene thörichte Verbote, wo man den ertappt, der seinen ganzen Überfluß auf dem Rücken, oder auf einem Schubkarren auf den nächsten Marktort bringt, hingegen den ziehen läßt, der durch eine Reihe von Wagen und harte Thaler, hier oder dort, unten oder oben, zu imponiren weiß — dem Uebel, wenn es seinen Grund in der Exportation hat, Grenzen setzen, dem Armen — wenn er Grundeigenthümer ist, und vernünftig verpachtet

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

hat — aus seinen natürlichen Magazinen helfen, und den Staatsbeamten durch Naturalien entschädigen, während der Handwerker, der Kaufmann und der Tagelöhner sich selbst zu helfen weiß, und durch das lebhaftere Verkehre, welches durch den erhöhten Wohlstand des Landmannes — der, wie man nie vergessen darf, die zahlreichste Classe von Staatsbürgern ausmacht — entsteht, ohnehin mehr gewinnt. Wie würde hingegen geholfen werden können, wenn, wegen zu niedriger Preise, der Ackerbau das nicht mehr abwürfe, was er nothwendig abwerfen muß, um im Flor zu bleiben, wenn der Bauer verarmte und nicht mehr im Stande wäre, sich die Geräthschaften, das Vieh, das er nöthig hat, anzuschaffen, die auf den Ackerbau liegenden Abgaben zu entrichten, und wenn der Capitalist sein Capital, welches ihm nicht genug mehr rentirte, diesem Zweige des Gewerbes entzöge. Welche entsetzliche Stockung würde dann entstehen, und wie bald würde nicht der Bürger in der Stadt bey dem wohlfeilsten Brodpreisen verarmen!

Der Handwerker folgt in N. IV. Die Schilderung seiner Lage eröffnet der Vf. mit der Bemerkung: daß, wenn der Geldstrom sich bey einer Classe sumpfig lagere, und nicht durch die ganze Gesellschaft hinziehe, ein Theil derselben an den Bettelstab gerathen müsse. Allein es möchte schwerlich richtig seyn, wenn der Vf. die Vermehrung der Armen den erhöhten Kornpreisen allein zuschreibt; und wenn er Berlin zum Maßstab für die Vermehrung derselben annimmt. Die Vermehrung der Armen in Berlin seit Friedrich II von 6000 bis auf 20000 ist gewiß nicht einmal in den übrigen Städten des preussischen Staates so bedeutend. Und machen denn die Städte den Staat allein aus? Für die Vermehrung der Armen in allen großen und mittleren Städten kommen sehr viele Ursachen zusammen. Der Gang, welchen der Luxus unter den Handwerksleuten genommen hat, die Schwäche unseres Zeitalters, zu leicht und auf eine unzweckmäßige Weise Almosen zu geben, und das unweise Streben, welches unlängst Mode war, die Volksmenge zu vermehren, dürfen dabey nicht vergessen werden. Dasselbe gilt von der Zunahme der Sterblichkeit in Berlin. Der Vf. macht es, um alle diese Uebel zu verhüten, zu einer der ersten Pflichten der Regierung, das Geld in seinem Werthe zu erhalten. Billig hätte er aber auch zeigen sollen, wie das der Regierung eines Staats, der mit anderen in Verbindung steht, und

Ccc

welche nicht den ärgsten zwecklosten Despotismus ausüben will, möglich sey: Und was ist denn der Werth des Geldes? möchte man fragen. Den Kartoffeln ist der Vf., als einer nahrungslosen, erschlaffenden Speise sehr abhold, und er dürfte wohl darin nicht ganz Unrecht haben, sobald diese mit dem Korn gar nicht zu vergleichende Frucht zur einzigen Nahrung wird. Die Klage über schlechtes Brod und Bier in Berlin macht der Policey wenig Ehre. Diese Klage führt man, besonders was das Bier angeht, in sehr vielen Städten. Ein Grund davon liegt in dem Speculiren dieser und aller gewerbetreibenden Menschen und der Handwerker, sich einen höheren Gewinn zu verschaffen, als ihr Gewerbe, redlich getrieben, abwirft. Dieses Streben ist eine Folge des Luxus und der Lebensart, die sie führen. So lange der Handwerker nur Bier trank, sich und seine Frau in selbstgemachtes Zeug kleidete, einen hölzernen Schemel und Rubebette zu seiner Bequemlichkeit hatte, zu Fuß aufs Land ging und seine Bedürfnisse erhandelte, höchstens nur des Sonntags ins Wirthshaus ging, an den Wochentagen hingegen zum Feyerabend seinen Garten bestellte, den Tagelöhner im Hause machte und seinen Schemel selbst zusammenzuschlug, war ein mäßiger Gewinn nicht nur zu seiner Erhaltung hinreichend, sondern es blieb auch noch ein Sparpfennig übrig, und er lieferte ohne alle Aufsicht der Policey gute Waare. Jetzt hingegen, da jeder Handwerker mit Weib und Kind Kaffee, Brantwein und wohl gar Wein verlangt, da sich in jeder Stube ein Kanapee findet, da Herr und Frau wie Damen und Hofleute gekleidet seyn und jede Mode mitmachen wollen, da sie jeden Nachmittag und Abend — und das ist das schlimmste — in ihre Gesellschaft gehen, ihre Casino's, Piquenique's und Resourcen haben, und des Sonntags eine Landpartie machen, da der Mann die Schaufel und das Beil in die Hand zu nehmen und die Frau das Kinder mädchen zu machen sich schämen, und statt einen Abend lesen zu lesen, im Modejournal lesen, kann der Gewinn, wie ihn das Handwerk und Gewerbe, wenn es rechtlich geführt wird, abwirft, nicht mehr hinreichen, und man sucht durch Übertheuerung und schlechte Waare den größeren Bedarf wieder einzubringen. Hierin liegt der Grund der Verarmung der Handwerker und gewerbetreibenden Menschen und der Verfall der Gewerbe selbst, weit mehr, als in der Erhöhung der Preise der ersten Bedürfnisse. Die Erhöhung des Preises der Arbeit und der Waaren, die sich allenthalben findet, steht mit den Fruchtpreisen ziemlich im Verhältniß, und wenn diese Preise auch nicht so schnell steigen, so fallen sie auch dagegen nie in dem Verhältniß als die Früchte. Es arbeitet daher der Handwerker schlecht, um kürzere Zeit arbeiten zu dürfen, und doch eben so viel zu produciren als vorher, und um mehr Zeit zu seinen Vergnügungen zu gewinnen. Der Satz von dem er ausgeht, muß daher nicht heißen: *ich kann keine bessere Arbeit geben, weil ich sonst zu Grunde gehen würde; sondern, weil ich sonst meine Lebens-*

*art nicht fortsetzen kann.* Für eine Regierung ist es aber sehr schwer, ja fast unmöglich, dem Übel zu wehren. Freygebung der Gewerbe wird zwar manche Klage des Publicums über schlechte Bedienung von Seiten der Handwerker heben, aber dem Übel nicht ganz abhelfen, und noch weniger fürs erste der Verarmung Einhalt thun. Wenn daher auch alles, was der Vf. über das Handwerkswesen sagt, wahr ist, und leider auch außerhalb Preussen seine Bestätigung findet: so sind doch gewiß die Ursachen, die er dafür angiebt, keineswegs die einzigen, ja nicht einmal die hauptsächlichsten, und nicht die Regierungen sind im Stande ihnen abzuhelfen, sondern das Volk selbst. Eben so wenig darf man es als die eigentliche Folge irgend eines Systems ansehen, wenn die Mode und der Gang, den der Luxus unter den wohlhabenden und höheren Ständen genommen hat, hier Verarmung nach sich zieht, und dort Wohlstand verbreitet, und wenn man daher jetzt wohlhabende Sattler, Wagenmacher und Schreiner findet, statt daß man ehemals wohlhabende Zinngießer, Knopfmacher und Tapetenwirker antraf. Dies ist eine nothwendige Folge des ewigen Wechsels der Dinge. Eben so wenig ist das Agricultursystem allein die Ursache des armseligen Zustandes, in welchem sich die Bewohner der Gebirgsgegenden, wo die Fabriken zu Hause sind, befinden. Die Lage der Arbeiter für große Fabriken ist allenthalben armselig, und nirgends ist der Wohlstand des gemeinen Mannes in Fabrikorten mit dem in Ackerbau treibenden Gegenden zu vergleichen. Der Gewinn, den die Fabriken abwerfen, kommt lediglich in die Hände habgieriger Entrepreneurs, und wenn die Lage irgend einer Classe von Menschen mit den Sklaven in Amerika verglichen werden soll: so ist es die der Arbeiter für Fabriken weit mehr, als die der erbunterthänigen Bauern. Die Härte des calculirenden Kaufmanns und Fabrikherrn, der immer nur der Gegenwart lebt, ist ganz anderer Art als die des Edelmanns — nicht des Güterschächers — der seinen erblichen Ritteritz, auf dem er groß geworden ist, lieb hat, und seinen Kindern lieber ein blühendes Gut, als ein großes Capital hinterlassen will. Unbekümmert um das traurige Loos der Menschen, durch die er bereichert worden ist, zieht der Fabrikherr, Jude oder Christ, sich zurück, wenn er genug erworben zu haben glaubt, oder wenn das Geschäft nicht mehr so viel abwirft, als er erwartet, während der Edelmann, selbst ein *glebae adscriptus*, bey seinen Bauern ausharren muß, und ihnen auszuhelfen verpflichtet ist, wenn das Unglück der Zeiten sie trifft. Rec., weit entfernt der Erbunterthänigkeit das Wort zu reden, möchte doch gern darauf hindeuten, daß auch diese Sache eine doppelte Seite habe.

Dem Handwerker folgt der Künstler. Auch die Künste sollen nur aufblühen können, wo alle feudalistischen Rechte aufhören, und ein allgemeiner Wohlstand sich findet. Dem Vf. scheint durch einen allgemeinen Wohlstand — das höchste Glück — mehr ein gewisser allgemeiner Geschmack befördert zu wer-



den, als eigentliches Künstlerwesen. Dieß erfordert einzelne sehr reiche Leute, denn diese nur sind im Stande, den Fleiß, das Studium, den Silberblick, wie der Vf. sagt, und mitunter auch die Launen des Künstlers zu bezahlen. Gern giebt man es übrigens zu, daß es für die Künste im Preussischen nicht sehr vortheilhaft war, daß das Geld vorzüglich in den Händen der Pächter, Edelleute und Juden sich befand, deren Geschmack — wenn sie überhaupt Geschmack hatten — nicht auf Gegenstände der edleren Kunst gerichtet war. Hingegen ist der kleinliche Neid der Künstler weder auf Preußen noch auf unser Zeitalter eingeschränkt.

Der Gelehrte. No. VI. — Den Gelehrten auf Schulen und Universitäten nimmt der Vf. zwar nicht alle Verdienste um die Wissenschaften, doch glaube er, daß sie nur selten geeignet seyn werden, die Rathgeber der Könige und Fürsten zu werden. Hingegen „die Gattung von Köpfen, welche, weil sie in dem Einzelnen und Besonderen nie ihre Befriedigung finden, durch eine ihnen angeborne Kraft zu dem Allgemeinen steigen,“ und die man „die philosophischen Köpfe nennen kann,“ meint er, würden durch ihren Umgang den Fürsten sehr nützlich werden; auch sey, „jemehr sie das Ganze der Gesellschaft mit ihren Gedanken umfaßten, die Ähnlichkeit desto größer, die ihre Beschäftigung mit der Bestimmung des Fürsten habe.“ Was man, um die Macht von der Einsicht zu trennen, über den himmelweiten Unterschied der Theorie und Praxis schwatze, sey schlecht erforscht, eine gute Praxis könne nur aus richtiger Theorie hervorgehen. Der Philosoph beschäufte sich mit der Verbesserung der Theorie, und er erfülle seine ganze Bestimmung nur dann, wenn er die Resultate seines Nachdenkens auf diejenigen übertrage, die vorzugsweise auf das Handeln angewiesen wären. Der Philosoph und der Fürst wären also für einander vorhanden, und schon Plato habe dem Staat einen glücklichen genannt, in welchem ein Philosoph auf dem Throne sitze. Es ist weder schwer, die eigentliche Tendenz dieser Einleitung zu errathen, noch das Wahre von dem Scheinbaren zu unterscheiden. Allerdings ist es vortreflich, wenn der Fürst, dessen Rathgeber und wo möglich dessen Umgebungen Philosophen sind, d. h. gebildete Männer und Denker, die in allen Dingen das Wesen von der Form zu unterscheiden wissen, die nicht, am Herkömmlichen und an Vorurtheilen hängend, oder nach dem Neuen, Blendenden haßend, die wahren und letzten Gründe und Zwecke der politischen Einrichtungen zu begreifen und zu würdigen verstehen, Theoretiker, welche mit den Grundsätzen der Wissenschaften gründlich bekannt sind, und denen bey der Verwaltung und Anordnung der Geschäfte diese lebendig vorschweben, und die nicht bloß Praktiker durch Routine sind. Allein bloß speculirende Gelehrte, schulgerechte Systematiker, Errinder von philosophischen oder politischen Systemen, Poeten, die die Welt nur aus ihrer Stube und aus ihrer Phantasie kennen, Sophisten, denen ihre Hypothesen lie-

ber sind, als die hergebrachten Rechte, die, aufgestiegen zum Allgemeinen, das Besondere nicht sehen und nicht achten, die das Neue, das Frappante, das Blendende dem Alten, Einfachen und Schlichten unbedingt vorziehen, und die dem huldigend, was sie Genie und den Feuerblick desselben nennen, den gefunden, geraden Menschenverstand — des Menschen höchste Zierde — unter die Füße treten, nur einreißen, nicht! aussichten wollen, diese mag der Fürst hören, interessant finden, sich an ihnen ergötzen und erfreuen, aber er darf sie um des Himmels willen nicht zu Rathgebern und Führern wählen. Das System und die Praxis verhalten sich gegen einander wie der Apfelkern zur Frucht des Apfelbaumes: soll diese aus jener gedeihen, so ist eine mannichfaltige Wartung und Pflege nothwendig, hier muß gestützt, dort muß ein Schmarotzer-Reisig genommen werden, und ohne die Hand eines verständigen Gärtners kann die Pflanze leicht verkrüppelt werden, ehe sie eine genießbare Frucht trägt.

Friedrich II. sagt der Vf., bey weitem der beste unter allen guten Köpfen seiner Zeit, habe die Philosophen geliebt und gesucht, nach seinem Tode seyen sie von den Theologen verdrängt worden, nachher sey die Gunst aufs Militär verfallen. Es habe zwar an besseren Männern, welche durch große Einsichten hätten nützlich werden können, nicht gefehlt, man habe sie aber nicht gebräucht, höchstens habe man sie einmal zur Tafel gezogen. Die Akademie der Wissenschaften sey zu einer Versorgungsanstalt geworden. Das Bücherschreiben sey das Einzige geblieben, wodurch die philosophischen Köpfe allein noch hätten wirken können, doch hätten diesen Weg auch nur einige wenige originelle Köpfe betreten, weil jeder sich nach einem Dienst gesehnt habe. Ausländer wären dem eingebornen Gelehrten ungerechter Weise vorgezogen. Galt doch nie der Prophet etwas in seinem Vaterlande! —

Der Officiant. No. VII. Richtig bemerkt der Vf., dieser, der auf eine vor langer Zeit fixirte Summe baares Geld gesetzt ist, fühle das Mißverhältniß zwischen dem baaren Gelde und den Sachen am drückendsten. Einschränkung könne nur bey dem helfen, der nicht an sich schon kärglich gesetzt sey. Es müsse daher auf Vermehrung der Einnahme gedacht werden. Einige, mit vorzüglicher Kraft ausgerüstet, fanden einen legalen Weg zu ihrem Zwecke, die meisten würden mit der Tugend brechen, gegen den Staat conspiriren, und dieser müßte allmählich zusammenfallen. Diese Schilderung paßt auch auf andere Staaten. Die Folgen von dem Mißgriff, den man bey dieser Art von Sparsamkeit begeht, werden immer sichtbar werden, so wie die Fonds, welche wir von unsern Vätern, die unter günstigeren Umständen lebten, ererbt haben, völlig aufgezehrt sind. In der Hauptstadt Preußens, in welcher die Verdorbenheit nicht nur so lange auf einen so hohen Grad gestiegen war, als in irgend einer Stadt Europa's, sondern wo die Verdorbenheit um so eckelhafter wurde, weil sie wiederum mit

einer Armfeligkeit verbunden war, die dazu gar nicht passte, mochte die Wirkung des Übels am sichtbarsten seyn. Der unglückliche Grundsatz, dass es einer liberalen Regierung nicht anstehe, sich um das Privatleben seiner Officianten zu bekümmern, macht es auch begreiflich, dass Manche ungescheuet und öffentlich einen Luxus und ein Leben führen konnten, welches mit ihrer Einnahme und ihren sonstigen Verhältnissen gar nicht zu vereinigen stand. Der unselige Handel mit Titeln, die Theilnahme der Weiber an den Titeln der Männer, welches die Folge hat, dass die Weiber die Männer eben so des Titels wegen nehmen, als diese ihre Weiber des Geldes wegen heirathen, wird mit Recht getadelt.

Besonders wird dann noch von den preussischen Officianten bemerkt die Beschränktheit ihres Wissens, Mangel an Gemeingeist, Mangel an Kenntniss ihrer Verhältnisse zur Regierung. Harte, aber nicht unwahre, und sehr begreifliche Anschuldigungen in einem Staate, der früher und mehr, als bisher ein anderer, seine Jünglinge auf die einheimischen Anstalten bannte, und der, gleich einem gemeinen Erbedelmann, von einem ererbten Ruhm aufgeblasen war, worüber jeder vergafs, was ihm Noth that.

Den Beschluss des ersten Buchs macht der Kaufmann. Der Handel macht Nationen und Individuen frey, und ist das beste Mittel, die Lasten, die uns treffen, auf andere zu werfen. Dagegen ist Concurrenz dasjenige, was ihm am meisten schadet, und daher entspringt der Hang zum Monopolisiren.

Die vornehmste Abtheilung im Preussischen waren die Geldhändler. Eine gefährliche Classe von Menschen, um so gefährlicher, wenn es Menschen sind, die kein Vaterland haben, und für die es kei-

ne Ehre und keine Schande giebt. Dies ist bey den Juden der Fall. Ihre Bedeutsamkeit war in der Hauptstadt, dem Versammlungs-Platze aller reichen Erben und Verschwender, allerdings wohl zu groß, und der Güterschacher, wobey Menschen, welche ohne Kenntniss von den kaufmännischen Geschäften, und ohne kaufmännische Verbindungen und Credit, oft grosse Summen bedurften, gab dem Juden und Advocaten, denen sie in die Hände fallen mussten, noch mehr Ansehen. Den Juden war alles tributair, und sie waren als Inhaber des baaren Geldes auch Inhaber der grössten Fabriken, die königlichen allein ausgenommen. Ob aber mit der Verbannung der Edelleute und der Juden Preussen ein ausgebreiteteres Fabrikwesen bekommen werde, und ob dieses sehr zu wünschen ist, lässt sich sehr bezweifeln, wie man es denn auch dahin gestellt seyn lassen will, ob es nicht auch jüdische Christen gebe, und ob es in der Natur des Christen liege, dem Juden auch dann nicht zu dienen, wenn er dabey gewinnen kann?

An der vortheilhaften Handels-Bilanz zweifelt der Vf. Gewiss ist es wohl, dass die Handels-Bilanz in den meisten Fällen vortheilhafter ausfällt, als sie wirklich ist. Doch ist's auch nicht zu leugnen, dass Preussen einen sehr lebhaften Handel hatte. In das System des Vfs. passt es zwar, aber es entspricht der Wahrheit nicht, dass der Ackerbau zu keiner günstigen Handelsbilanz führen könne. Worauf gründet sich denn Ägyptens, Siciliens, und zum Theil Russlands und Amerika's vortheilhafte Handels-Bilanz? Und sind nicht die meisten Artikel des Kolonial-Handels Producte des Ackerbaues?

(Die Fortsetzung folgt.)

## KURZE ANZEIGEN.

**JUGENDSCHRIFTEN.** *Altenburg*, in der Schnuphasischen Buchh.: *Der Kinderfreund auf dem Lande*. Eine Wochenschrift. *Erstes bis viertes Vierteljahr*. 1804. 416 S. *Erstes Vierteljahr*. 1805. 104 S. 8. (Der Jahrg. 1 Thlr. 8 Gr.) Hr. Diac. Hoyer in Blankenhayn bey Weimar ist, laut der Vorrede, Redacteur dieses, von einer Gesellschaft Prediger bearbeiteten Kinderfreundes. Es soll, wenn wir den Plan kurz zusammenfassen, ein für die Landjugend nützliches Allerley aus der Völker- und Naturkunde, Technologie, Geschichte u. s. w. seyn, und nebenbey auch lehrreiche und angenehme Erzählungen und Beschreibungen nützlicher Spiele enthalten. Fast von dem allen findet sich etwas in den vor uns liegenden fünf Heften. Ob das, was hier gegeben wird, gerade das Zweckmässigste sey? Die Vf. hielten es wenigstens dafür, und Rec. will auch nicht in Abrede seyn, dass Vieles den Landkindern, die es noch nicht wussten, nützlich und angenehm seyn könne. Sonderbar ist die S. 152 gegebene Beantwortung der Frage: was heisst einen Menschen erziehen? „Ihm durch öfteren Umgang unsere Ideen und Gedanken einflößen, unsere Kenntnisse und Wissenschaften mittheilen, unsere Geschicklichkeiten und Künste anlernen, ihn gewöhnen, das zu schätzen, was wir schätzen, das zu lieben, was wir lieben, das zu thun, was wir thun.“ Jeder sieht, dass in dieser Angabe auch nicht eine Zeile richtig ist. Obgleich in Schriften der Art eine Genauigkeit, wie in wissenschaftlichen Werken, nicht gefodert werden kann; so ist es doch auch Pflicht des Redacteurs, offenbare Unrichtigkeiten nicht stehen zu lassen. So ist es z. B. falsch, wenn S. 47 behauptet wird: Joh. Faust, der an Erfindung der Buchdrucker-

kunst Antheil hat, habe zu dem Mährchen von D. Faust Veranlassung gegeben. Aus mehreren historischen Zeugnissen, besonders aus einem Briefe des Abts Tritheim von 1507, geht hervor, dass der berühmte Abenteurer eine andere Person sey, als jener Faust. Er lebte später, zog in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. in Deutschland umher, blendete durch allerhand Windbeuteleyen und magische Künste den Pöbel, und verschwand gegen 1560. Was aber von seinen Zauberkünften erzählt wird, ist schon Jahrhunderte früher als Tradition niedergeschrieben worden. Z—d.

*Leipzig*, b. Crusius: *Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand* von M. K. T. Thieme, Rector der Schule zu Löbau. Fünfte Auflage. 1803. 182 S. 8. (6 Gr.) Thieme's erste Nahrung ward bald nach ihrer ersten Erscheinung, wie sie es verdiente, als ein brauchbares Lese- und Lehr-Buch zu den ersten Denküben und zur Erlernung nützlicher Sachkenntnisse bey dem Privatunterrichte, und in der Folge auch in öffentlichen deutschen Schulen, ja selbst durch Überetzungen im Auslande benutzt. In der dritten Auflage, welche im J. 1794 erschien, arbeitete der sel. Th. nicht nur den ersten Theil ganz um; sondern er nahm auch andere beträchtliche Verbesserungen mit diesem Buche vor. Bey der 4ten Ausgabe, welche 5 Jahre nachher nöthig wurde, erhielt nur der Abschnitt über Recht und Pflicht, mit Rücksicht auf Kant's Moralphilosophie, eine Veränderung. Die vor uns liegende 5te Ausgabe ist mit der vierten ganz gleichlautend, und wird auch in dieser Gestalt seine Nützlichkeit behaupten. Z—d.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 30 M A Y 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN und LEIPZIG, in dem historisch-politisch-militärischen Institut: *Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preussen, bis zum 14 October des Jahres 1806.* Vom Verfasser des neuen Leviathan u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dafs in den Seestädten und in einigen anderen Plätzen der Handel eine andere und bessere Gestalt gehabt habe, als in Berlin, giebt der Vf. selbst zu. Wahrscheinlich würde aber dieses ganze Capitel eine andere Gestalt erhalten haben, wenn der Vf. von dem Zustande des Handels und der Fabriken in diesen Städten, und in den preussischen Provinzen in Westphalen, die Farben seines Gemäldes hergenommen hätte. Danzigs und Hannovers Verlust hält der Vf. für nicht zu verschmerzen; Rec. wäre geneigt, dies umzukehren, und auf die Erwerbung dieser Besitzungen, besonders der letzten, anzuwenden. Es ist eine Thatfache, dafs Preussen, dadurch, dafs es sich von Frankreich getrennt, zu Grunde gegangen ist, es läfst sich daher dagegen nichts sagen; aber es ist doch auch Thatfache, dafs Preussen sich nicht an England angeschlossen hatte, als es den vernichtenden Schlag erhielt. Will man die Ursache des Unglücks Preussens anderswo als darin suchen, dafs es weder zu rechter Zeit Freund noch Feind zu seyn verstand: so mufs man sie in dem Anschliessen an Russland suchen, an diesen Kolofs, der eben so gut durch sein Gewicht erdrücken kann als Frankreich, aber noch lange nicht Leben genug hat, um so wie Frankreich helfen zu können.

Der Vf. eifert darüber, dafs sich die Regierung der Schriftstellerey nicht mehr angenommen, und den Buchhandel nicht an sich gezogen habe. Beides ist aber begreiflich, wenn man die Producte der Schriftsteller, und sie selbst unparteyisch betrachtet. Den Vorwurf einer zu strengen Censur hätte Rec. nicht erwartet. Ungleich mochte vielleicht die Strafe seyn, aber die preussische Regierung liefs den Schriftstellern doch mehr Freyheit als irgend eine von den grossen Regierungen des Continents. Ohne eigene Erfahrung läst es sich aber kaum begreifen, was selbst verständige Schriftsteller für Begriffe von der Pressfreyheit haben, wie sie die Producte ihres Geistes ansehen, und was sie den Censoren manchmal zumuthen. Wie viel der Vf. der Regierungen zutraut, kann man daraus sehen, dafs er der

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

preussischen Regierung einen Vorwurf daraus macht, dafs sie den Buchhandel Leipzigs nicht nach Halle gezogen habe. Als ob es so leicht wäre, einen Handelszweig an einen beliebigen Ort zu ziehen, als ihn zu verdrängen. Im Beschlusse des ersten Buchs macht der Vf. dem Kaufmanns-Stande noch den Vorwurf, er sey unpatriotisch gewesen, und sucht dieses dadurch zu beweisen, weil er verbotene, besonders englische Waaren eingeführt und zum Nachtheil der Fabriken verkauft habe. Ist dieser Grund von Gewicht: so mufs man nicht nur allen Kaufleuten in der Welt, sondern einem grossen Theil der Individuen in allen Ländern, in Frankreich, England, Russland, keines ausgenommen, den Patriotismus absprechen. Das Contrebandiren hat aber ganz andere Ursachen, und dürfte zu ganz anderen Resultaten führen.

Im zweyten Buch wird zuerst das Militär beurtheilt. Wer die französische und preussische Armee gesehen hat, wird dem Vf. gern zugeben, dafs Napoleon an der Spitze der preussischen Armee nicht so gut gefahren seyn würde, als an der Spitze seiner lebendigen Franzosen, und dafs Friedrich Wilhelm der Dritte umgekehrt an der Spitze der französischen Armee nicht so unglücklich gewesen seyn würde, als an der Spitze seiner schwerfälligen Preussen. Aber die Tapferkeit des französischen Volks dertirt sich, wie die Geschichte lehrt, nicht erst von der Revolution her, wie man nur zu oft irrig geglaubt hat.

Der preussischen Armee legt der Vf., als organisches Ganzes betrachtet, alle die Gebrechen bey, welche dem Staate selbst eigen waren. Die Idee der Erbunterthänigkeit ging eben so durch die Armeen als durch den ganzen Staat, der Soldat hatte folglich nur Pflichten, keine Rechte, der Officier hingegen nur Rechte und keine beschwerlichen Pflichten. Jene foderte keine Aussicht zur Bravour auf, diesen waren die glänzenden Belohnungen vorgehalten. Strenge herrschte; Verdrossenheit und Langsamkeit war die Vergeltung, wodurch der Soldat das Pressiren schwer und lästig machte. Bey dem Landekinde war die Liebe zur Heymath noch etwas — aber wenig — wirksam, den Ausländer — ein Drittel der Armee — konnte nichts fesseln, nicht der Sold, nicht die Kleidung, denn beide sicherten ihn nicht vorm Verhungern und Erfrieren. Mangel an Aussicht zum Weiterstreichen unterdrückte den Geist des Soldaten, Sicherheit der Aussichten des Officiers und angeborne Erhabenheit und Ehre unterdrückten bey diesen die innere Entwicklung und das Streben nach Ach-

D d d

ter Ehre. Eine grelle, aber wahre Schilderung! Aufhebung des Adels und der Erbunterthänigkeit würde die Sache, meint der Vf., geändert haben. Aber auch ohne dieses würde viel haben geschehen können.

Die Exemtionen von der Militair-Conscription werden mit Recht getadelt. Der Staat muß entweder Niemanden zwingen, oder alle Classen mit *gleichen Ausichten*, einem *gleichen Zwange* unterwerfen. Wie thöricht, wie grausam, den Reichen, dem der Staat so viel ist, läßt man frey, und der Arme, dem der Staat nichts giebt als die Luft, die er athmet, und das Zuchthaus, wenn er bittelt, soll sein Leben hergeben! Wie inconsequent, der Soldatenstand soll der erste Stand seyn, und es ist eine Auszeichnung davon frey zu bleiben!

Auch an guten Ausbildungs-Anstalten habe es gefehlt. Wie billig tadelt der Vf. die unsinnige Einrichtung, nach welcher die Compagnie-Chefs ihre Compagnien als einen rentirenden Fonds betrachteten, wodurch natürlich aller bessere Sinn gegen den Staat verloren gehen mußte, da das Interesse des Staats so oft mit dem des Capitains im geraden Widerspruch stand, und worin es eine Folge war, daß die Fähndriche und Lieutenants auf die Renten der künftigen Compagnie öffentlich Schulden machten, wie ein Majorats-Erbe auf sein Majorat. Es leidet jedoch keinen Zweifel, daß ohne Abschaffung des Adels und der Erbunterthänigkeit alles dieses hätte verbessert werden können, so wie es denn auch mit dem Druck der Theurung auf die Subaltern-Officiers, wenn solche, wie es seyn sollte, ledige Männer waren, nicht so arg seyn konnte, und durch bessere Vertheilung der Gagen leicht hätte abgeholfen werden können. Nicht um des täglichen Brodes willen, sondern aus innerer Erbärmlichkeit, ergaben sich daher die jungen Officiers dem Spiel, und dem sittenlosesten Wandel: dies hießen die noblen Passionen. Ob übrigens der Adel den Krieg vorzüglich gewollt, und ob er ihn mit einer deutlichen Idee und darum gewollt, weil er seinen Untergang vor Augen gesehen, wenn die Contingenz mit England aufgegeben werden mußte, möchten wir bezweifeln. So viel wir gesehen haben, und so viel aus Schriften mancher Art noch jetzt zu ersehen steht, wollten sehr viele Menschen im Preussischen und im nördlichen Deutschland aus allen Classen den Krieg, ohne eigentlich zu wissen warum? Von der einen Seite fühlte man sich im Preussischen über das, was im Jahr 1805-1806 geschehen war, und was Preussen thun mußte, beschämt, von der anderen Seite hatte ein thörichter, schwindelnder Hochmuth die Menschen ergriffen, man wollte dem Nationalfeinde, den Österreichern zeigen, wie man es machen müsse, von den Franzosen nicht geschlagen zu werden, — und ward vernichtet. Man fühlte sich wie jener Invalide beschimpft, daß Napoleon die russische Infanterie die erste in Europa genannt hatte! — Wie kann man da, wo Leidenschaften sprechen, an Gründe denken!

Die Auszeichnungen waren Ehren-Medaillen für

Gemeine und Unterofficiere, also Metalle; für die Officiere allein die bekannten verschiedenen Orden.

Dem Militair, dessen ganze Kraft nach aussen gerichtet war, folgt die Kirche, deren Kraft nach innen gerichtet ist. Der Vf. gesteht selbst, daß seine Ideen vielen auffallend, ja selbst anstößig seyn würden; sein Buch werde aber ohne Werth seyn, wenn er das oft Gesagte wiederholen wollte. Rec. zweifelt, daß irgend Jemand mit des Vfs. Ideen über Kirche übereinstimmen werde, ja viele dürften ihn gar nicht begreifen. Es würde uns zu weit führen, und wirklich auch von wenigem Nutzen seyn, diese Ideen, die nicht bloß paradox sind, darzustellen und zu befreien. Die Bestimmung der Kirche geht ihm zu Folge dahin, *das politische System zu durchdringen*. Über die falschen Ansichten Friedrichs II von der Religion, über den Verfall derselben ist viel Wahres gesagt. Für ein falsches Mittel wird es erklärt, daß man die Kanzeln mit guten Rednern zu besetzen gesucht habe. *Bescheidenheit* ist ihm der Grundzug in dem Charakter eines protestantischen Geistlichen in politischer Hinsicht. Dann stellt er ein Ideal eines Geistlichen auf, und setzt hinzu: „Dieses Ideal würde durch mich in Wirklichkeit getreten seyn, wenn das Schickal nicht für gut gefunden hätte, mich zu einer Zeit, wo ich das Ganze der Gesellschaft weniger überschauete als gegenwärtig, aus einer Bahn zu entfernen, die meiner Neigung allzu sehr entsprach.“ Unsere Leser werden es von selbst fühlen, daß die *Bescheidenheit* — der Grundzug eines protestantischen Geistlichen — bey dem Vf. nicht in *Blödigkeit* und *Schüchternheit* ausgeartet ist.

Wir gehen zu einem interessanteren Abschnitt, in welchem von Schulen und Universitäten gesprochen wird. Das Ganze ist durchaus nicht Schilderung des Universitäts- und Schul-Wesens im Preussischen, sondern es sind sehr allgemeine Bemerkungen über das gegenwärtige Schulwesen im Ganzen, und hauptsächlich Vorschläge zu Verbesserungen, oder eigentlicher zu Veränderungen. Der Vf. verkennt dabey den hohen Werth guter Unterrichtsanstalten und eines vollkommenen Unterrichtssystems im Mindesten nicht — wie wäre das auch möglich! — nur über die Art, wie der hohe Zweck, den diese Anstalten haben, zu erreichen sey, spricht er.

Lesen, Schreiben und Rechnen sollte jeder Mensch möglichst vollkommen in *den Elementarschulen* lernen. Sind diese Fertigkeiten erlangt, so findet der Ubergang in *Bürgerschulen* Statt. Diese müssen *polytechnische Schulen* werden, worin alles, was Handwerk heisst, gelernt werden kann. Das Gleichartige, Verwandte, muß in einer Schule gelehrt werden. Dadurch würde der unselige Lehrburschenstand unnöthig oder vollkommener gemacht. In diesen Schulen müßte auch der Lehrling über alle gesellschaftlichen Verhältnisse aufgeklärt werden. Ihnen zur Seite müßten *Schulen für die bildenden Künste* und für *den Kaufmannsstand* stehen, auf welchen auch Geschichte, Geographie, Politik und moderne Sprachen gelehrt werden. Auf die *gelehrten Schulen* ge-

hört alles, was zur Grundlage der Studien auf den hohen Schulen dient. Nach diesem allerdings sehr vollständigen, und in vielen Stücken vortrefflichen Abriss will der Vf. das zusammenfassen, was er über das Schulwesen zu sagen hat, und wehe dem Schulmann, der ihn nicht beystimmt, denn dieß kann nur daher rühren, „dass er über seine Bestimmung nicht nachgedacht hat, und mehr bewußtloses Werkzeug, als freyer Geist ist.“

Die schlechte Beschaffenheit der Dorfschulen bringt der Vf. mit der Erbunterthänigkeit in die genaueste Beziehung, und hält übrigens die *Pestalozzi'sche* Methode für die beste, welche, wie er schon jetzt einsehe, die Welt aber vielleicht erst nach 50 Jahren einsehen werde, von allen Erfindungen des achtzehnten Jahrhunderts die allerruinfassendste und größte gewesen sey. Die Aufhebung des Erbunterthänigkeitsverhältnisses und Anlegung eines Seminariums nach der *Pestalozzi'schen* Methode scheinen ihm zwey Mittel, dem preussischen Staate schnell wieder aufzuhelfen. Werden Männer, die mit den Schwierigkeiten bekannt sind, auf welche man bey dem Unterricht der Dorfjugend so oft stößt, die es erfahren haben, wie nichts den Unterricht unterstützt, so vieles hingegen ihm geradezu entgegen arbeitet, von der besten Methode beyrn rohen Bauernknaben solche Wunder begreifen?

Die Elementarschulen waren, wie wohl meist allenthalben, im Preussischen höchst unvollkommen wegen ihrer Organisation, Methode und wegen der Gegenstände, welche in ihnen gelehrt wurden. Bürgerschulen — man fand sie nur in mittleren Städten — waren nicht, was sie seyn sollten, zu wenig praktisch. Schulen für bildende Künste waren nur ihrem ersten Anfange nach vorhanden. Militärschulen existirten nur für junge Leute vom Adel. — Bürgerliche Lehrer und adliche Directoren, schon dieses mußte den Unterricht mangelhaft machen. Was zur physischen Erziehung, zur Bildung eines Soldaten im wahren Sinne des Wortes gehört, wurde ganz versäumt, nur auf eine gewisse Dressur für die Parade wurde hingearbeitet. Die Thorheit, kostbare adliche Cadettenhäuser, und noch unnützere Ritterakademien zu haben, damit ja auch der Geist stiftsfähig bleibe, ist längst eingesehen. Wird dieß aber helfen? Kaufmannsschulen waren bloß Privat-Entreprisen.

Über die gelehrten Schulen ist der Vf. weitläufiger, und giebt manche beherzigenswerthe Lehren. Die Sache liegt uns am Herzen, wir wünschen, daß man den Zweck dieser Schulen nie verkenne. Dieser Zweck geht dahin, Gelehrte zu bilden — Männer, die ihren Beruf in der Bearbeitung höherer Wissenschaften finden, und entweder deren ganzes Gebiet umfassen, oder sehr auf einen Theil dieses Gebietes einschränken. Der Vf. ist gegen den Gang, daß man mit dem Studium der alten classischen Schriftsteller anfängt, und dann zu den neuen übergeht; ja er scheint selbst an dem Werthe des Studiums der alten Sprachen zu zweifeln. Doch will

er nicht in letzter Instanz entscheiden. In beider Stücken hat er durchaus Unrecht, denn ohne Annäherung und ohne weiteren Beweis wagt Rec. dreist zu behaupten, daß mit der Vernachlässigung der alten Sprachen es bald um alle wahrhaft wissenschaftliche Bildung geschehen seyn wird. Sehr richtig ist dagegen, daß man auf den Schulen die Gegenstände des Unterrichts nicht zu sehr vervielfältigen dürfe, und sehr gut ist bemerkt, daß die jungen Leute klüger sind, als die Lehrer und Schullehrer. Die besten unter ihnen werfen sich mit ihren Meinungen auf den einen oder anderen Gegenstand, und sind rebellisch gegen alles, was man ihnen außer demselben mit Gewalt aufdringen will. Nur aus diesen kann etwas werden, und, nach Rec. Beobachtungen, haben in der Folge ihres Lebens sich in ganz verschiedenen Fächern nur diejenigen ausgezeichnet, welche sich mit ganzer Seele auf das Studium der alten Sprachen und der alten Welt legten. Aus sehr vielen anderen, die auf neuere Sprachen und Literatur, auf Mathematik, auf historische, geographische und naturhistorische Studien verfielen, ist nichts oder etwas sehr verzärteltes geworden. Dieß ist ein redender Beweis für den Werth des Studiums der alten Sprachen. Mit gleichem Rechte nennt der Vf. das moderne Bestreben, die Wissenschaften in den Sprachunterricht zu verflechten, eine Neuerung, welche über kurz oder lang wieder aufgegeben werden müsse. Gründliches tiefes Wissen, intensive Bildung, nicht vieles Wissen und extensive Bildung soll der Zweck des Schulunterrichts seyn. Die meisten berühmten Schulen, auch außer den preussischen Staaten, können es sich daher zur Lehre dienen lassen, daß die Unterrichtsgegenstände vermindert werden müssen, wenn man nicht damit endigen will, ein Heer von Ignoranten zu bilden, deren leider ohnehin mit jedem Tage mehr werden. Als bestes Mittel gegen diese Übel empfiehlt der Vf. höchste Voracht bey der Anstellung der Rectoren, und daß man nicht sowohl dem Rufe der Gelehrsamkeit — der sich oft nur auf eine erbärmliche Büchermacherey gründet — als dem Bedürfnisse folgen muß, welches in dem zu besetzenden Posten liegt. Gern sagen wir mit dem Vf.: *Kein größeres Kleinod für einen Staat, als ein vortrefflicher Schullehrer.* Sein Geist erbt auf Generationen fort. „Eine Schule“ — wenn sie ist, was eine Schule seyn soll, nicht bloß eine Anstalt, wo Lectionen gegeben werden — „ist ein kleiner Staat, und so wie in einem Reiche die Individualität des Monarchen beynahe beständig den Auschlag giebt, so ist das auch immer der Fall in einer Schule“ — Rec. setzt hinzu: noch weit mehr, theils weil der Schüler und Lehrer sich einander so nahe find, theils weil die jungen Gemüther so bildsam und so anschmiegend sind — „die immer nur in so fern vortrefflich ist, als ihr Rector alles mit sich fortzureißen versteht, und keine Erbärmlichkeit empor kommen läßt.“

So vortrefflich diese Gedanken über die gelehrten Schulen sind, so verkehrt — Rec. weiß kein

anderes Wort — sind des Vf. Gedanken über die Universitäten. Hauptsächlich will er eine örtliche Vereinigung der Facultäten nicht gestatten, und meint, daß die Facultäten sich nicht sowohl gegenseitige Hülfe leisten, sondern einander vielmehr abstoßen. Wenn es auch richtig ist, daß die Universitätsstädte etwas Studentenartiges annehmen: so ist das ein so großes Uebel nicht, die jungen Leute gehen nicht sowohl zur Vollendung ihrer Bildung für die Welt, als um der Grundlegung zu einer wissenschaftlichen Bildung willen auf die Universitäten. Aber selbst die Weltbürgerlichkeit, welche der Student in einem gewissen Grade annimmt, ist ungleich besser, als eine steife Schulpedanterey und die ekelhafte, fade Süßigkeit junger Leute, die in der sogenannten guten Gesellschaft herumtreiben, ehe sie reif sind, und läßt weit leichter eine Correction, eine Fügung in bessere Formen zu. Ganz gegen die lehrreichsten Erfahrungen ist es aber, daß zwischen jungen Leuten, die sich verschiedenen Wissenschaften widmen, alle Berührungspuncte wegfielen, und daß es auf Kosten der Wissenschaften geschehen müsse, wenn Juristen, Theologen, Mediciner u. s. w. Freunde bleiben wollten. So unbegreiflich es daher dem Vf. scheint, daß auf diesen Punct, worin sich die Verderblichkeit der Universitäten in ihrer ganzen Stärke zeige, niemand vor ihm aufmerksam gemacht habe: so begreiflich ist es, weil die Sache ganz falsch ist. Denn abgesehen davon, daß im Ganzen die Studenten Eines Faches vorzüglich zusammen halten: so haben alle Wissenschaften, wenn sie liberal und nicht bloß mechanisch und einzig und allein nach dem Princip der Vertheilung der Arbeit getrieben werden, äußerst viel Gleichartiges und Gemeinschaftliches; unsere Universitäten erleichtern und befördern das Studium dieses Gemeinschaftlichen, was dem Menschen, als Menschen, als Bürger, als Haus- und Familien-Vater so höchst nützlich und unentbehrlich ist, auf eine vortreffliche Weise, und in den Hörsälen der Historiker, Philologen, Philosophen, Physiker, Cameralisten, Mathematiker, können daher Jünglinge von allen Facultäten hinlänglichen Stoff zur Unterhaltung sammeln, zu einer Unterhaltung, die um so lehrreicher wird, weil ein jeder von den Kenntnissen seines besonderen Faches etwas zu dem Gemeinschaftlichen hinzuzuthun hat.

Die viel debattirte Frage, ob eine Universität in der Hauptstadt seyn dürfe, entscheidet der Vf. für die Hauptstadt. Daß die Zerstreuung der Hauptstadt der Ausbildung nicht schade, sucht er dadurch zu beweisen, daß in Wien u. Kopenhagen gewiß mehr Gelehrte gebildet werden, als in Göttingen, Jena und Halle. Rec. bemerkt, ohne die Wahrheit dieser Thatsache zu untersuchen, bloß: Einzelne eifrige Freunde der Wissenschaften werden den Reizen der Zerstreuung widerstehen; dagegen werden meist alle, welche nur studiren, weil es einmal so seyn muß — diese mit jedem Tage anwachsende Mehrzahl — verloren gehen, und die Lehrer selbst werden in einer Hauptstadt das nicht bleiben und werden, was sie in einer Mittel-

Stadt sind und werden können. Das Glänzende wird bald dem Nützlichen weichen müssen, und Belletrirerey wird an die Stelle des gründlichen ernstlichen Wissens treten.

Der Vf. will aber gar keine Universitäten. Institute für jede einzelne Facultät an verschiedenen, nach den Bedürfnissen einer jeden Wissenschaft gewählten Orten, sollen sie ersetzen. Auf solchen besonderen Schulen für jede einzelne Wissenschaft, glaubt der Vf., sey es physisch unmöglich, daß die Studenten sich unter einander verderben und an der Erfüllung ihrer Bestimmung hindern könnten, weil alle eine gemeinschaftliche Bestimmung hätten. Hierauf geht er die einzelnen Schulen durch, und bestimmt, was jeder eigenthümlich seyn solle. Es würde uns zu weit führen, wenn wir ihm folgen wollten. Nur die Überzeugung können wir nicht unterdrücken, daß mit der Realisirung eines Planes, wie ihn der Vf. entworfen hat, alle edlere, liberalere Geistesbildung bald verschwinden, und Einseitigkeit, Pedanterey, literarischer Eigendünkel und der elendeste Zunftgeist an deren Stelle treten würde. Lehrer und Schüler würden auf gleiche Weise leiden, weil es dem einen wie dem anderen an Hülfsmitteln und Gelegenheiten fehlen würde, durch Nachforschung, Nachfrage und Unterricht bey Männern von einem anderen Fache, seine Wissbegierde zu befriedigen, und Aufklärungen über Dinge zu erhalten, die nicht eigentlich zu seinem Fach gehören, aber doch für das Fortschreiten in demselben von der größten Wichtigkeit sind. Wie würde, um nur eins zu erwähnen, das Studium der Geschichte vernachlässigt werden, wenn solches nicht ohne besonderen Zeit- und Kosten-Aufwand gleichsam nebenbey getrieben werden könnte, da sogar bey der jetzigen Einrichtung, der König von Sachsen — eine allerdings merkwürdige Erscheinung — durch ein eigenes Gesetz das so anziehende und nützliche Studium der Geschichte hat befehlen müssen? Wie so mancher Landprediger, um nur Eine Classe von Gelehrten zu nennen, würde in Zukunft ein geist- und freudenloses Leben führen müssen, wenn dem Theologen — meistens Leute von beschränkten Mitteln — die Gelegenheit genommen wäre, ohne Kostenaufwand in den Hörsälen der Philosophen, Philologen, Historiker, oder Naturkundigen Schätze einzusammeln, die sie in den Stand setzten, erst als Hauslehrer sich mit der feineren Welt bekannt zu machen, und in der Folge sich selbst zu beschäftigen, ihren Kindern und den Kindern ihrer Gemeinde einen zweckmäßigen Unterricht zu geben? Wie so mancher würde, zum großen Nachtheil für die Wissenschaften und zu seinem eigenen Unglück, gar das Fach nicht finden, in welches er ganz eigentlich gehört, wenn es nicht einen Markort gäbe, wo das sämmtliche Wissen zur freyen Wahl eines jeden ausboten wird? Wie trocken und geistlos würde am Ende das ganze gesellschaftliche Leben werden, wenn jeder nur auf sein Fach gebannt wäre?

(Der Aufsatz folgt im nächsten Stücke.)



*als Ochsenfurt im Bisthum Würzburg.* Ein schöner Beytrag zur Kirchenstatistik von Würzburg. Wird fortgesetzt. *Schulnachrichten aus dem Reichsritterschaftlichen in Franken, protestantischen Antheils.* Wenn alle Herren Ritter in Franken diesen Aufsatz lesen würden, könnte mancher unter ihnen in einen Beichtspiegel sehen, während andere des Lobes sich freuen dürften, das ihrer Fürsorge für eine so wichtige Angelegenheit ihrer Unterthanen, theils ausdrücklich vom Vfs., theils stillschweigend, durch die Einrichtung ihrer Schulen selbst, und das eigene Bewusstseyn ertheilt wird. *Miscellen.* Gespräche eines katholischen fränkischen Pfarrers mit einem Bauer seiner Gemeinde, einige geboothene Veränderungen im äusseren Gottesdienste, und die Toleranz-Edicte betreffend. Musterhaft! — Nachricht aus Friesland von einem Spital, das zuletzt in ein Frauenkloster verwandelt, und nun säcularisirt worden. Ein Beytrag zur Geschichte der Klöster in Franken. *Intelligenzblatt.* Nachrichten über den Fortgang des neuen Gesangbuchs, und der während der bayrischen Regierung neu gestifteten Pfarreyen. — Sie sind meistens an Ortschaften errichtet worden, wo ehemals von den nun aufgehobenen Klöstern die Seelsorge versehen ward.

III Hefz. *Abhandlungen.* A) *Unterricht, das Lesen mit der härtesten, leichtesten und gründlichsten Methode aus unserm (dem würzburgischen) Schulbuche zu lehren,* vom Caplan Fuchs. Die Buchstaben werden mit Noten, das Lesen lernen mit dem Noten kennen lernen, das Lesen mit der Musik verglichen, und die Methode, welche bey dem Elementar-Unterrichte in der Musik gebraucht wird, zur Anwendung auch aufs Lesen lehren empfohlen. Ein richtig und schön raisonnirender Aufsatz. Rec. freut sich, wenn man schon bey dem ersten Elementar-Unterricht in einer mechanischen Kenntniss mit den Kindern raisonnirt, und dabey zugleich den Grund zu einer zunächst damit verwandten Wissenschaft legt, als bey dem Lesen zur Musik, bey dem Schreiben zur Geometrie, und zum Zeichnen. B) *Wie hat sich der Seelforger gegen sogenannte Freygeister in seiner Gemeinde zu benehmen?* Ein gut durchdachter, und tief ins Detail gehender Beytrag zur speciellern Pastoral-Lehre; eigentlich zum Gebrauch für Landgeistliche, die es auch oft mit verschiedenen Arten von Freygeistern unter den Bauern zu thun haben. C) *Ob man aus hinlänglichen Gründen gegen den Druck so vieler Predigten eifern?* Derguten Predigten können wir nie zu viele haben, derselben Wahrheit läst sich noch immer eine neue Ansicht abgewinnen, oder eine neue Wendung für den Gebrauch geben. Der schlechten Predigten haben wir freylich schon zu viele. Die Zahl der denkenden Prediger wird immer grösser, die Methode zu predigen immer einfacher: so wird auch der Mißbrauch, fremde Arbeit zu benutzen, und abgeborgte Gedanken vorzutragen, etwas seltener; und auf der anderen Seite giebt es noch immer Prediger, deren eigenem Denken durch das, was Andere schon ge-

dacht haben, hie und da nachgeholfen werden muß; man lasse also immer neue Predigten drucken. Das im Kurzen die Beantwortung. *Predigten, Exhortationen, Predigentenwürfe,* dürften, der vorübergehenden Abhandlung zufolge, wohl gedruckt werden.

*Historische Nachrichten.* Von der Pfarrey Nödlingen, im Bisthume Würzburg, Landcapitel Münnerstadt. Hat für das grössere Publicum ausser Franken nichts besonders Merkwürdiges, ausser das sie von den Ortsnachbarn selbst, und zwar aus liegenden Gründen, und dem Fonds eines schon zuvor vorhandenen einfachen Meßbeneficiums gestiftet, von dem jetzigen Pfarrer, Hn. Raß, durch Industrie verbessert, und in manchen Stücken zweckmässiger eingerichtet worden; was auch des Rec. öffentliches Lob verdient.

Mit diesem Hefte, welches den I Band beschliesst, erschien auch eine Vorrede des Vfs., worin er Entstehung, Fortgang und ferneren Plan dieses Magazins angiebt. Er war Lehrer der Rhetorik am Gymnasium, in der Folge der Homiletik an der Universität; hatte auch einige Jahre vor einer meistens aus gebildeten Zuhörern bestehenden Versammlung zu predigen: da kam er auf den Gedanken, seine Theorie der geistlichen Beredsamkeit in Abhandlungen, und die davon gemachte Anwendung in ausgearbeiteten Predigten dem Publicum mitzutheilen. So entstand schon vor einigen Jahren ein solches Magazin, an welches dieses sich anschliesst. Allmählich, was bey der Fortsetzung bestimmter Plan ist, erstreckte es sich über die ganze Pastoral-Theologie.

Der Herausgeber darf getrost fortfahren. Das Unternehmen wird vielen Nutzen stiften, und ihm Ehre bringen, wenn, woran nicht zu zweifeln, die Fortsetzung dem Anfange entspricht. E.

LEIPZIG, 5. Vofs: *Viertes Toiletten-Geschenk.* Ein Jahrbuch für Damen. 1808. 96 S. Querquart. (2 Thlr. 8 Gr.)

Der Inhalt ist so mannichfaltig, als in den früheren Jahrbüchern. Für die Bildung zum schöneren weiblichen Leben ist zuerst durch einige interessante Fragmente aus der Lebensgeschichte der Damen im Morgenlande, dann durch einen etwas eintönigen Toilettensermon über das Thema: „des Weibes schönste Stelle ist der Heerd“, geforgt worden. Hierauf folgen Beyträge für die Zeichen- und Tanz-Kunst. Unter dem Artikel *Musik* macht die Uebersicht von neuen und interessanten Compositionen für die musikalischen Leserinnen, unseres Bedünkens, das Hauptsächlichste. Was über den Geist der Tonkunst S. 67 gesagt ist, dreht sich zu sehr in dem Kreise der Oberflächlichkeit herum. Auch der Anleitung zu weiblichen Kunstbeschäftigungen lassen kunstverständige Damen Gerechtigkeit widerfahren, besonders dem, was über Strickerey S. 75—79 bemerkt worden. Von der häuslichen Ökonomie ist diesmal nur wenig beygebracht, und den Regeln zur Erhaltung und Vervollkommenung der weiblichen Schönheit hätten aus dem neuesten Schriften über diesen Theil der Kosmetik

von *Milton*, *Arcusson* u. a. leicht noch mehrere, zu vollkommener Befriedigung des schönen Geschlechts, hinzugefügt werden können. Wir wünschen übrigens dem Unternehmen um so mehr einen glücklichen Fortgang, da es den Leserinnen zur belehrenden Unterhaltung, und dem geschmackvollen Verleger zur Ehre gereicht.

M. G.

### SCHÖNE KÜNSTE.

LONDON, b. Johnson, Robinson etc.: *The Poetical Works of John Milton, from the text of Dr. Newton: with a critical essay by J. Aikin*. M. D. Vol. I. XXXIX u. 257. S. 8. Vol. II. 245. S. Vol. III. 259. S. Vol. IV. 265. S. 8. 1801. Mit 24 Kupfern. (1 Guin. in boards; und 1½ Guin. schön gebunden.)

Bereits vor fünf Jahren wurde eine Kiste mit Büchern, die von England zur Anzeige in deutschen gelehrten Blättern abgesandt war, nach einem nordischen Hafen verschlagen, und in einem Magazine vergessen. Die Schicksale des Krieges sind Schuld, daß erst gegenwärtig ein Theil davon in unsere Hände kömmt. Bey weitem haben die meisten nicht Interesse genug, und sind zu sehr auf Local- und Personal-Gegenstände in Großbritannien berechnet, deren Wichtigkeit sich längst überlebt hat. Höchstens dürften es einige vorzügliche Ausgaben von englischen und anderen Classikern seyn, die eine Ausnahme verdienen, und dahin rechnen wir denn die obige. Sind Friede und gegenseitiges Vertrauen und Verkehr der Völker in Europa erst wieder hergestellt: so wünschen und bitten wir, daß Gelehrte und Buchhändler in England, die, wie wir wissen, unsere Zeitung erhalten und lesen, fortfahren mögen, vorzügliche Werke, welche das Gebiet der Wissenschaften wahrhaft erweitern oder verschönern, zur öffentlichen Beurtheilung an das Institut der Jenaischen Allg. Literatur-Zeitung einzusenden.

Obige Ausgabe von *Milton* ist eigentlich ein Unternehmen der ersten Buchhändler in London, die Werke des großen Dichters, der immer noch an der Ordnung des Tages bleibt, mit großer Eleganz und in einem bequemen Format aus der berühmten Baldwinischen Presse hervorgehen zu lassen. Dieser Zweck ist in einem hohen Grade erreicht. Die scharfen und neuen Lettern, die Weiße und Schönheit des Papiers, die Schwärze und ganze Anordnung des Drucks, die Correctheit des Textes, zeichnen diese Ausgabe auf eine höchst ehrenvolle Weise aus. Die Kupfer sind äußerst fein und mit großer Kunst

von den ersten Kupferstechern in London, *Cooke*, *Stow*, *Thomson*, *Neagle*, *Smith* u. a. gearbeitet, obgleich hin und wieder verzeichnet.

Der erste und zweyte Band enthalten das *Paradise Lost*; nach der großen und bekannten Ausgabe von *Newton*; jedoch ohne die Noten. In dem vorangeschickten *Essay on the poetry of Milton*, von Dr. *Aikin*, einem der elegantesten und verdienstlichsten Schriftsteller der neueren Schule, finden wir nichts Neues; wohl aber sehr viel Treffendes und Wahres. Die chronologische Ordnung, welche darin befolgt ist, vergleicht den Dichter mit sich selbst in den verschiedenen Perioden seines Lebens, und entwickelt die allmächtige Entfaltung des unsterblichen Sängers so anschaulich, als voll Geschmack und Scharf sinn. Außerst sparsam findet man hin und wieder eine kurz erklärende Note unter dem Text. *Groundsel* (*Grundfil*, *Grundfil*) ist von dem fasslichen und niederfächlichen *Süll* (Schwelle) abzuleiten.

Der dritte Band nimmt das *Paradise Regain'd*, den *Samson Agonistes* und den *Comus* ein; und der vierte die vermischten Gedichte, so wie die sämtlichen lateinischen.

Rec. kann diese Ausgabe nicht aus der Hand legen, ohne des sehr mäßigen Preises zu erwähnen. Wo in Deutschland erbielte man für sechs Rthlr. vier solche Bände, mit solchen Kupfern, auf solchem Papier, mit solcher typographischen Schönheit und Eleganz ausgestattet? — Zehn würden unsere Buchhändler mindestens dafür fodern!! Und was wird endlich aus den ungeheuern oft so unverfälschten Preisen unserer Verleger? — Der Gelehrte ohne Vermögen wird sich bald kein Buch mehr kaufen können! In England und Frankreich sind die Bucherpreise im Ganzen gegenwärtig unendlich billiger und niedriger. Vor einigen Jahren erhielt Rec. den Auftrag, nach beiden Ländern eine Sammlung deutscher und in Deutschland gedruckter Bücher zu senden. Wie erstaunten seine Freunde über die Rechnung, welche Schwierigkeit hatte er, zu beweisen, daß kein Irrthum vorgefallen sey! Ja, der Engländer gab sich die Mühe, über fünfzig englische Bücher, sämmtlich schön gedruckt und auf schönem Papier, nebst ihren Preisen, in Masse und Qualität mit deutschen und ihren „*shameful prices*“ zu vergleichen, und — leider augenscheinlich genug! darauthin, daß der Unterschied häufig ein Drittheil, oft die Hälfte betrug. Und dabey nun ein Disconto an Schönheit des Drucks und Papiers, der sehr zu unserer Beschämung sprach!!

Lbg.

### F O R T S E T Z U N G E N.

Hamburg, b. Bohn: *Predigtentwürfe über die Sonn- und fest-täglichen Evangelia und andere biblische Texte*. Von *Rudolph Junsch*, Pastor an der Hauptkirche zu St. Catharina und Scholarchen in Hamburg. 10ter Jahrg. 1806. 300 S. 8. (1 Thlr.) 8. Recens. des 7ten Jahrg. 1805. No. 196.

Cassel, b. Griesbach: *Leichenpredigten*, größtentheils bey besonderen Veranlassungen gehalten im Kirchspiele Waldhappel und Neukirchen von *Herrmann Fried. Rehm*, Metropolit und erstem Prediger zu Neukirchen in Kurhessen. 4te Samml. 1804. 200 S. 8. (14 Gr.)

Berichtigung. In der Recension von *Sokan's* Übersetzung des *Boccaccio* S. 260 ist Z. 25 u. 26 die Stelle: „Jemand an berauben — — der zengt von einem bösen Herzen“ — ein Sprachfehler statt: *Jemand berauben — — wegzustreichen*.

# Monatsregister

v o m

M a y 1 8 0 8.

## I. Verzeichniß der im Monat May in der J. A. L. Z. recensirten Bücher:

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer. die zweyte die Seite.)

### A.

**Adorni, der Räuber.** Ein Retter der unterdrückten Menschheit 108, 335.  
**Archiv für Schulen und Schulwesen**, von D. Andres. 1. 2 B. 127, 402.

### B.

**Berg, Amalie**, Johanne Gray, Trauerspiel 114, 301.  
**Berger** die botanische Pflanzenkunde nach Dumas-Courset. 1. 2. Th. 115, 510.  
**Beuster** die lateinischen Declinationen und Conjugationen in Verbindung einiger Wörter zum Auswendiglernen 12, 287.  
**Blumenlese**, poetische, zur Erklärung, zum Declamiren und Auswendiglernen für Schulen 112, 286.  
**Boccaccio** das Decameron, von Soltan. 1—3 B. 109, 257.  
**Bravens** System der praktischen Schifferkunde 117, 323.  
**Brumberg** über die Offenbarung St. Johannis 103, 211.

### C.

**Cervantes Saavedra** lehrreiche Erzählungen, überl. von Soltan. 1—3 B. 109, 257.  
**Crabb** Elements of german and english conversation on familiar subjects. 2 Ed. 113, 295.  
— englische und deutsche Gespräche über Dinge des gewöhnlichen Lebens 115, 295.

### D.

**Danz** Vorschriften und Aufgaben zu allerley schriftlichen Aufsätzen. Der Vorschriften zur Erlernung der deutschen Rechtschreibung. 2r Th. 117, 327.  
**Dietrich** vollständiges Lexicon der Gärtnerey und Botanik. 7r B. 115, 309.

### E.

**Eckhardt** Stolz und Edelmuth. Schauspiel 115, 322.  
**Eintagsfliegen** für den großen Frosch. Ein Roman ohne häusliche Glückseligkeit 124, 385.  
**Encyclopädie** für die Bildung und Belehrung des weiblichen Geschlechts in den gebildeten Ständen, von verschiedenen Gelehrten. 1 Th. 110, 268.  
**Ernst** Abbildung und Beschreibung einer Pendular-Windmaschine 119, 343.

### F.

**Fick** praktische englische Sprachlehre für Deutsche beiderley Geschlechts. 5te Ausgabe 113, 289.  
— theoretisch-praktische Anweisung zur leichteren Erlernung der englischen Sprache. In 3 Theilen 115, 289.  
**Fischer** Grundriß der gesammten reinen höheren Mathematik. 2r B. 122, 356.  
**Fitz** biblische Lektionsabellen des A. und N. T. mit Anmerkungen 103, 215.  
**Fritz Freyheim**. Lebenslauf eines Advocaten 109, 256.

### G.

**Gemälde** des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preussen bis zum 1 Oct. des Jahres 1806. 1 Th. 124, 377.  
**Gefangbuch**, hildburghäusches, für die kirchliche und häusliche Andacht 122, 361.  
**Grützmann** Albert und Henriette, oder nur Lie-

be für die Gottheit, Tugend und Kunst erwirbt uns die höchste Bildung 110, 272.

### H.

**Heilmann** Lazarus von Bethanien. Eine dramatische Poesie 115, 511.  
**Heins** Geist und Kritik der neuesten, über die Theurung der ersten Lebensbedürfnisse erschienenen Schriften 116, 516.  
**Heinsius** Lehrbuch des deutschen Geschäftsstils für angehende Geschäftsmänner 123, 375.  
— Lehrbuch des gesammten deutschen Sprachunterrichts für öffentliche und Privat-Lehranstalten. 6r Th. 123, 375.  
**Horn** Anweisung zum Rechnen, mit und ohne Hülfe geschriebener Zahlen 121, 359.  
**Horner** praktisches Wörterbuch über den kleinen Katechismus Lutheri 103, 213.  
**Hub** lateinische Sprachlehre 111, 279.

### I.

**Jäck** theoretisch-praktisches Handbuch zur leichtesten Erlernung d. englischen Sprache. 1 Th. 113, 289.  
**Jäger** über die Natur und Behandlung der krankhaften Schwäche d. menschlichen Organismus 105, 225.  
**Jünisch** Predigtenwürfe über die sonn- und festtäglichen Evangelien und andere biblische Texte. 10ter Jahrgang 127, 407.  
**Iffland** Beyträge für die deutsche Schaubühne. In Uebersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Schauspieldichter. 1 B. 108, 253.  
**Jülisch** Schreib- und Lese-Tafel 117, 328.

### K.

**v. Kamptz und v. Stein** über die Entschädigungsberechtigung der Staatsdiener bey Aufhebung ihrer Stellen 104, 217.  
**Kieshaber** Ordnung des nürnbergischen Zeidengerichts zu Feucht vom J. 1478 112, 333.  
**Kinderfreund**, der, auf dem Lande. Eine Wochenchrift. 1—4 Vierteljahr 1804. 1 Vierteljahr 1805 125, 591.  
**Kochbuch**, braunschweigisches, für angehende Köche, Köchinnen und Haushälterinnen. Herausgeg. von Knopf und Förster 116, 320.  
**Krug** erstes Lehr- und Lese-Buch für Bürger- und Land-Schulen 117, 323.  
— hochdeutsches Syllab- Lese- und Sprach-Buch für Bürger- und Land-Schulen 117, 323.

### L.

**Lehrbuch** der christlichen Tugend- und Religionslehre bey dem Schul- und Katechismus-Unterrichte 105, 214.  
**Lesefchlüssel**, deutscher, enthaltend das vollständige A B C in Druck- und Hand-Schrift, nebst Ziffern und Lesezeichen 117, 323.  
**Linden** ein Tag in der Hauptstadt. Lustspiel in 3 Acten 119, 344.

### M.

**Malthus** an Essay on the principle of Population.

or a view of its past and present effects on human happiness. Third edit. II Voll. 107, 241.  
*Malchus* Versuch über die Bedingung und die Folgen der Volksvermehrung. Aus dem Englischen von *Hegewisch*. 2 Theile 107, 241.  
*Martell* die Aernstfreude. Eine Gastpredigt 105, 216.  
*Meisner* Darstellung einer neuen und äußerst leichten Methode, alle großen und kleinen Landwirthschafts-Rechnungen in doppelten Posten nach kaufmännischer Art zu führen 127, 321.  
*Milton* the poetical Works, from the text of *Dr. Newton* 127, 407.  
*Monge* application de l'analyse à la géométrie, à l'usage de l'école impériale polytechnique. I. II Partie 120, 345.  
*Mueslin* Analysen über den heidelbergischen Katechismus 105, 215.

#### N.

*Nicolai* Vorschriften zur Erlernung einer einfachen und leichten Geschäftshand. 1. 2 Heft 116, 319.

#### O.

*Orphal* Musterung aller bisher mit Recht oder Unrecht für giftig gehaltenen Thiere Deutschlands 116, 313.

#### P.

*Pantheon*, oder der mehreren nützlichen Wissenschaften geweihte Tempel 110, 271.  
*Pfeifer* die Carolinger. Ein Trauerspiel 115, 311.  
*Plan* und Aufruf eines ehrlichen Vaterlandsfreundes zu einer hauswirthschaftlichen Verbrüderung und einem Kreuzzuge gegen die Tyranney des Luxus und der gegenwärtigen Theuerung 116, 316.  
*Prediger-Journal* für Sachsen. 5 Jahrg. 1 bis 12 Heft 103, 215.  
*Predigtentwürfe* über die ganze christliche Moral in alphabetischer Ordnung. 1—5 B. 122, 363.  
*Prenner* sittliche Anwendung der Beyspiele aus der Leidensgeschichte und dem Tod Jesu Christi unseres Heilandes 105, 216.

#### R.

*Rechts- und Gesetz-Katechismus*, allgemeinfasslicher, für die deutschen Bürger- Stadt- und Land-Schulen 104, 221.  
*Reden*, kleine, für künftige Volksschullehrer. 1. 2 B. 110, 272.  
*Rehm* Leichenpredigten. 4te Sammlung 127, 403.  
*Reinhardt* Lili und Rosaide. Ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen 114, 302.  
*Riese* Gedichte. 1 Bändchen 114, 304.  
*Roth* lateinische Stylübungen zum öffentlichen und Privat-Gebrauche. 1. 2 Theil 112, 285.  
*Rumpf* Anleitung zum Gesellschaftstyl in Amts- und Privat-Vorträgen. 1. 2 Th. 123, 372.

#### S.

*Sammlung* deutscher Beyspiele zum Gebrauch neben der großen *Bröderischen* Grammatik 112, 286.  
*Schlichthorff* Beyträge zur Erläuterung der älteren und neueren Geschichte der Herzogthümer Bremen und Verden. 4r B. 118, 334.  
*— — —* Geschichte des Kirchenfonds bey dem Dom in Bremen 118, 334.  
*Schmid* Lieder zur Beförderung der religiösen

und sittlichen Bildung der Jugend in Bürger- und Land-Schulen 103, 216.  
*Schneider* Elementarübungsbuch zum Sprechen, Lesen und Verstehenlernen der deutschen Sprache 113, 295.  
*Schott* Anweisung zur Messung der Bäume, in Rücksicht ihrer Höhe und Dicke 117, 325.  
*Schröter* Erfahrungen in meinem Blumen- Obst- und Gemüs-Garten, zur Gründung der Aesthetik der Gartenkunst. 1. 2 Th. 115, 309.  
*Schwarz* Einrichtung des pädagogischen Seminars auf der Universität zu Heidelberg 110, 265.  
*— —* Grundriss der Lehre von dem Schulwesen 110, 265.  
*Sebastiani* Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jesus. 1 Th. 102, 207.  
*Sind* die öffentlichen Gottesdienste und Begehungen des heiligen Abendmahls solche Religionshandlungen, daß sie ohne Nachtheil der Religion und guten Sitten von irgend einem Christen vernachlässigt werden können? 105, 215.  
*Soltan* Beyträge zur Berichtigung des *Adelung'schen* grammatisch-kritischen Wörterbuchs 123, 369.  
*Spalding* über die deutsche Sprache 123, 375.  
*Stein* Geschichte des peinlichen Rechts und der Criminalverfassung Deutschlands 104, 221.

#### T.

*Thalheim*, eine romantische Geschichte, vom Vf. des *Rinaldo* 104, 224.  
*Theodose*, oder Pflicht und Liebe. Ein Roman 107, 247.  
*Thieme* erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand. 5te Aufl. 125, 392.  
*Thornton* das türkische Reich in allen seinen Beziehungen. Aus d. Engl. überf. von *Herrmann* 119, 337.  
*Tizian*, oder das Reich der Märchen. Aus dem klarfeldischen Archive 104, 224.  
*Toilettengeſchenk*, viertes. Ein Jahrbuch für Damen 1808 127, 406.  
*Trattinnik* Fungi Austriaci ad specimina viva expressi descriptiones ac historia naturalis completa. 4—6 Lieferung 115, 305.  
*— — —* Fungi Austriaci cum descriptionibus ac historia naturali completa. 1—6 Heft 115, 305.

#### V.

*Vogel* Compendium der christlichen Moral zu akad. Vorlesungen 109, 201.  
*v. Voss* Für einander geschaffen. Original-Lustspiel in 5 Acten 114, 297.  
*— —* Lustspiele. 1 B. Enthält: 1) die Griechheit; 2) Wettkampf der Eitelkeit; 3) der Commandant à la Fançon; 4) die Liebe im Zuchthause 114, 297.

#### W.

*Wachler* Grundriss der Geschichte der älteren, mittleren und neueren Zeit 118, 329.  
*Weddigen* geistliche Oden und Lieder, mit *Müller'schen* Compositionen. 1te Aufl. 105, 215.  
*Weiske* Pleonasmii Graeci sive Commentarius de vocibus, quae in sermone Graeco abundare dicuntur. 111, 273.  
*Wesermeier* Predigten und Reden bey der Amtsveränderung 103, 215.  
*Wildberg* Lehrbuch der physischen Selbstkenntnis für Jünglinge gebildeter Stände 106, 259.

## II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

*Akademische Buchh.*, neue, in Marburg 118.  
*Anonymus* Verleger 107.  
*Bade u. Fischer* in Friedrichstadt 117.  
*Bädecker u. Comp.* in Dulsburg u. Eßgen 115.  
*Barth* in Leipzig 111.  
*Bernard* in Paris 120.  
*Bohn* in Hamburg 127.

Braunes in Berlin 108.  
 Büschler in Elberfeld 103.  
 Comptoir für Literatur in Leipzig 124.  
 Crusius in Leipzig 125.  
 Dienemann u. Comp. in Penig 112.  
 Dieterich in Göttingen 106.  
 Dietlein in Halle 117.  
 Expedition des Prediger-Journals in  
 Wittenberg 105.  
 Ferstl in Grätz 103.  
 Fischer in Leipzig 103.  
 Fleischer d. j. in Leipzig 119.  
 Franzen und Grosse in Stendal 105.  
 Frölich in Berlin 109. 114. 123.  
 Gädicke, Gebr., in Berlin 112. 115.  
 117 (2).  
 Gädicke in Weimar 115.  
 Geistlinger in Wien 115 (2).  
 Göbhardt in Bamberg u. Würzburg  
 104. 111.  
 Gräff in Leipzig 115. 117 (2).  
 Griesbach in Cassel 127.  
 Grosse in Halberstadt 114.  
 Haller in Bern 103.  
 Hammerich in Altona 107.

Manisch's Erben in Hildburghau-  
 sen 122.  
 Hauelsen in Ansbach 112.  
 Herold u. Wahlstab in Lüneburg 123.  
 Hoffmann in Hamburg 119.  
 Institut, historisch-politisch-militäri-  
 sches, in Berlin u. Leipzig 124.  
 Joachim in Leipzig 110.  
 Johnson, Robbison etc. in Lon-  
 don 127.  
 Keil in Köln 115.  
 Keil in Magdeburg 103. 116.  
 v. Kleeefeld in Leipzig 108. 110.  
 Klüger in Rudolstadt 115.  
 Knick in Erfurt 104.  
 Köhler in Leipzig 110.  
 Kummer in Leipzig 110. 116. 121.  
 Lechner in Nürnberg 118.  
 Meier in Bremen 115.  
 Mittler in Leipzig 114.  
 Mohr in Frankfurt am Mayn 104.  
 Mohr u. Zimmer in Heidelberg 110 (2).  
 Monath u. Kufeler in Nürnberg 102.  
 Montag - Weisfische Buchh. in Re-  
 gensburg 104.

Nicolevius in Königsberg 109.  
 Oehmigke d. j. in Berlin 123.  
 Palm in Erlangen 113.  
 Raufche in Heilbronn 104. 107. 109.  
 Realschulbuchh. in Berlin 125.  
 Ritscher in Hannover 118.  
 Schmidt in Berlin 114 (2). 119.  
 Schmidt in Leipzig 121.  
 Schnuphase in Altenburg 125.  
 Schöne in Berlin 103.  
 Schulbuchhandlung in Braunschweig  
 103. 116.  
 Schumann in Ronneburg u. Leip-  
 zig 124.  
 Schumann in Zwickau u. Leipzig 106.  
 Siegert in Liegnitz 122.  
 Sinner in Coburg 102.  
 Stahl in Würzburg 113. 127.  
 Steinkopf in Stuttgart 108. 112.  
 Stettin in Ulm 117.  
 Tasché u. Müller in Gießen 103.  
 Vogel in Leipzig 117.  
 Voss in Leipzig 127.  
 Walther in Erlangen 115.  
 Weber in Zeitz 105. 116 (2).

### III. I n t e l l i g e n z b l a t t d e s M a y .

#### Literarische Nachrichten.

Uebersicht der theologischen Literatur in Oester-  
 reich im J. 1807 50. 241.  
 Uebersicht der ungarischen Literatur in den J.  
 1807 u. 1808 28. 225.

#### Ankündigungen.

Andrä in Frankfurt am Mayn Verl. 52. 264.  
 Aufhebung, die für nöthig befundene, der Steuer-  
 freyheit der Rittergüter und Unterthansfröhne 29. 259.  
 Bran in Hamburg Verl. 52. 264.  
 Braunes in Berlin Verl. 34. 273. 274. 275. 276. 277.  
 Darnmann in Züllichau Verl. 28. 252.  
 v. Deyn die vollkommene Menschenverfassung 50. 247.  
 — — — — — besondere Empfehlung derselben 32. 264.  
 Dieterich in Göttingen 29. 240. 54. 279.  
 Feuerbrände, neue. 12 Heft 27. 221.  
 — — — — — 13 Heft 31. 251.  
 Franzen und Grosse in Stendal Verl. 54. 274.

Hemmerde und Schwetschke in Halle Verl. 52. 265.  
 Hillnets Briefe über Ostindien 33. 271.  
 Minrichs in Leipzig Verl. 28. 232.  
 Journal für Prediger. 53 B. 5. 4 St. 29. 240.  
 v. Kamptz und v. Stein Geschichte der Auflösung  
 der deutschen Reichsverfassung etc. 54. 279.  
 Klüger in Rudolstadt Verl. 27. 221.  
 Köhler in Leipzig Verl. 28. 231.  
 Licht, das, vom Orient, Preiserhöhung 31. 255.  
 Löffler in Mannheim Verl. 50. 247.  
 Pauli und Comp. in Coblenz Verl. 32. 265.  
 Perthes in Gotha Verl. 51. 254.  
 Pindars olympische Oden, verdeutscht von  
 Bothe 34. 277.  
 Reichard in Cassel Subscriptionsanzeige neuer  
 Compositionen 30. 248.  
 Steinerische Buchhandlung in Winterthur 34. 278.  
 Uebersetzungsanzeige von C. F. 54. 279.  
 Verlagsbuchhandlung in Köln Verl. 29. 237. 240.  
 Voss in Leipzig Verl. 51. 252.

#### B e f ö r d e r u n g e n u n d E h r e n b e z e u g u n g e n .

Ackermann in Ludwigslust 52. 269.  
 Ackermann in Wien 27. 219.  
 Andres in Würzburg 52. 259.  
 Androsky in Teschen 27. 217.  
 Arrigler in Wien 27. 219.  
 Aryda in Wien 27. 219.  
 Bauer in Dömitz 32. 259.  
 v. Betta in Wien 29. 235.  
 Bredetzky in Lemberg 29. 235.  
 Budai in Ungarn 27. 217.  
 Carlowsky in Ungarn 27. 218.  
 Charac in Halle 52. 259.  
 Cserny in Brünn 29. 235.  
 v. Czernin in Wien 29. 236.  
 Czetter in Wien 27. 218.  
 Daniel in Temeswar 27. 217.  
 Demiany in Leibnitz 29. 235.  
 Erdödy v. Monyorokerek 29. 235.  
 Fürst v. Esterhatzy 29. 236.  
 v. Fischer in Ungarn 29. 235.  
 Formey in Berlin 32. 259.

Fornet in Ungarn 27. 218.  
 Friedelmayer in Brünn 29. 235.  
 Gärtner in Salzburg 29. 235.  
 Geisenhaymer in Dömitz 32. 259.  
 Gillieron in Lausanne 32. 259.  
 Gönnar in Landshut 52. 258.  
 v. Gruber in Ungarn 27. 217.  
 Hamaljar in Ungarn 27. 218.  
 Hammer in Wien 27. 219.  
 Hanke in Wien 27. 219.  
 Hess in Zürich 52. 259.  
 Höflich in Wien 27. 219.  
 Hufeland in Landshut 32. 258.  
 Johann, Erzherzog von Oester-  
 reich 29. 236.  
 Jordan in Wien 27. 219.  
 Kler in Prag 27. 219.  
 Knobloch in Krakau 27. 219.  
 Knoll in Krakau 27. 219.  
 v. Lamberg in Wien 29. 236.  
 Latkef in Ungarn 27. 218.

Leibes in Würzburg 32. 259.  
 Leopold in Wien 29. 236.  
 Liczy in Ungarn 27. 218.  
 Lipszky in Ungarn 27. 218.  
 v. Mandich, Bischof von  
 Bosnien 27. 217.  
 Martens in Eutin 52. 259.  
 Martiny in Ungarn 27. 218.  
 Mayer in Ungarn 27. 218.  
 v. Mayer in Wien 29. 236.  
 Meckel in Halle 27. 250.  
 Milde in Wien 27. 219.  
 Nagy zu Szegedin in Ungarn 29. 235.  
 v. Nagy-Ajta in Siebenbürgen 27. 218.  
 Neugebörn zu Reufsmarkt  
 in Siebenbürgen 27. 217.  
 Nyulas in Ungarn 27. 217.  
 v. Palffy in Ungarn 29. 235.  
 v. Pleffen in Schwerin 52. 259.  
 Popowitsch in Wien 27. 217.  
 Portalis in Paris 27. 219.

<i>Prémouren in Paris</i>	27, 219.	<i>v. Schwarzenberg in Wien</i>	29, 236.	<i>Strázfal in Ungarn</i>	27, 217.
<i>Ridler in Wien</i>	27, 219.	<i>Scultetti in Ungarn</i>	27, 218.	<i>Szflay in Agram</i>	29, 235.
<i>v. Samogyi, Bischof vom Stein am Anger</i>	27, 217.	<i>v. Seuffert in Würzburg</i>	32, 259.	<i>Topparzer in Ungarn</i>	27, 218.
<i>Schenkl in Brünn</i>	29, 235.	<i>v. Sinzendorf in Wien</i>	29, 236.	<i>Treilhard in Paris</i>	27, 219.
<i>Schever in Wien</i>	27, 219.	<i>Span in Wien</i>	27, 219.	<i>Ulrich in Zürich</i>	32, 258.
<i>Schmidt in Moissall</i>	32, 259.	<i>Stein in Wien</i>	27, 219.	<i>Vierthaler in Wien</i>	29, 235.
<i>Schrader in Paltz</i>	27, 217.	<i>Stöcker in Linnip</i>	27, 220.	<i>Wagner in Brünn</i>	29, 235.

## N e k r o l o g.

<i>Bacher in Dresden</i>	31, 250.	<i>v. Glattfort in Wien</i>	29, 236.	<i>Nichelmann in Altona</i>	31, 260.
<i>v. Balassa - Gyarmet in Ungarn</i>	29, 236.	<i>v. Görgey in Ofen</i>	29, 236.	<i>Nicolai in Ungarn</i>	29, 236.
<i>Raidasseroni in Brescia</i>	31, 250.	<i>Groote in Potsdam</i>	31, 250.	<i>Paulmann in Braunschweig</i>	31, 250.
<i>de Cambry in Paris</i>	31, 252.	<i>Guldberg in Kopenhagen</i>	31, 250.	<i>Robert in Paris</i>	32, 260.
<i>Ceselli in Neapel</i>	29, 236.	<i>v. Hillmayer in Wien</i>	29, 236.	<i>v. Roquetaure in Malines</i>	31, 250.
<i>Chalvet in Grenoble</i>	31, 250.	<i>Häfer in Hankensbüttel</i>	32, 259.	<i>Schmiedlein in Leipzig</i>	31, 250.
<i>Csaszar in Ungarn</i>	29, 236.	<i>v. Keler in Wien</i>	29, 236.	<i>Schröter in Buttschädt</i>	31, 251.
<i>Fried in Wien</i>	31, 250.	<i>Krauel in Rostock</i>	32, 259.	<i>Tzschoppe in Görlitz</i>	32, 259.
<i>Gesfel in Ahnsberg</i>	31, 250.	<i>v. Martini in Klagenfurt</i>	29, 236.	<i>Wille in Paris</i>	32, 260.
		<i>Moser in Freyburg</i>	31, 251.	<i>Zwanziger in Leipzig</i>	32, 259.

## Gelehrte Gesellschaften und Preise.

<i>Amiens, die Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, Bericht über ihre Arbeiten seit den letzten 2 Jahren</i>	30, 243.
<i>Dijon, Preisfragen der Akademie der Wissenschaften und Künste</i>	27, 220.
<i>Hamburg, Preisaufgaben der Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe</i>	32, 261.
<i>Holland, Preisvertheilung der Regierung</i>	32, 261.
<i>Langensalza, Preisfrage der thüringischen Landwirtschafts-Gesellschaft</i>	32, 260.
<i>Lausanne, Preisaufgabe der Société d'émulation</i>	30, 244.
<i>Leyden, die Gesellschaft der niederländischen Literatur, Versammlung und Preisfragen</i>	32, 260.
<i>London, die entomologische Gesellschaft giebt Transactions heraus</i>	30, 246.
<i>Lyon, die Akademie erhält Falconets Büste zum Geschenk</i>	30, 244.
<i>Nancy, Gesellschaft der Wissenschaften und Künste giebt Bericht von ihren Arbeiten im J. 1807</i>	30, 243.
<i>Paris, Bericht der physikalisch-mathematischen Classe des Instituts über ihre Arbeiten im J. 1807</i>	33, 266.
<i>— Preisvertheilung der Classe der franz. Sprache und Literatur des Instituts am 16 März</i>	29, 236.
<i>— Versammlung derselben am 6 April</i>	30, 244.
<i>Stockholm, Preisaufgabe eines Ungenannten</i>	32, 261.
<i>Wien, Versammlung der k. k. Akademie der bildenden Künste, 8 Jun. 1807</i>	29, 236.

## Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

<i>Altenburg, öffentliche Prüfung am Gymnasium</i>	31, 249.
<i>Bamberg, Prüfungen am Gymnasium etc.</i>	32, 258.
<i>— Verbesserung des Schulfonds</i>	32, 257.
<i>Bern, Antrittsrede des Prorectors der Akademie</i>	32, 258.
<i>Heidelberg, Promotionen und Decanatwechsel</i>	29, 233.
<i>Landshut, Promotionen</i>	32, 257.
<i>Leipzig, Veränderungen des Lehrplans an der Thomasschule</i>	31, 249.
<i>Oesterreich, Verordnung die Schullehrer betreffend</i>	29, 233.
<i>Sachsen, k. Rescript das Studium der Geschichte betreffend</i>	31, 249.
<i>Salzburg, Vermehrung der Universitätsbibliothek</i>	29, 234.

## Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

<i>Anzeige der Expedition der Jen. A. L. Z.</i>	31, 255.
<i>Behzenberg in Schöllers Anfrage</i>	31, 258.
<i>Berichtigung, Martiny in Ungarn betreffend</i>	30, 248.
<i>Brewster in Edinburgh erfindet ein Astrometer</i>	30, 246.
<i>Bücherverkauf, in Commission bey Fiedler in Jena</i>	31, 235.
<i>Chapbon in Paris schreibt gegen Galt</i>	30, 248.
<i>Clemminius Erklärung gegen die Verleger des Triester Correspondenten</i>	31, 256.
<i>Facultät, medicinische, zu Paris läßt ein Werk gegen Galt drucken</i>	30, 248.
<i>Journale und Zeitschriften in England</i>	30, 245.
<i>v. Kamptz und v. Stein gegen die Rechtfertigung des Ausschusses der Procuratoren zu Weizlar</i>	34, 280.
<i>Leonhardt in München macht Entdeckungen über die Quadratur des Cirkels</i>	30, 246.
<i>Meiss hat eine Naturgeschichte der vereinigten Staaten herausgegeben</i>	30, 248.
<i>Messier in Paris überreicht dem Kaiser zwey astronomische Abhandlungen</i>	30, 246.
<i>Metzenleindner in Berchtesgaden, vorzüglicher Kunstarbeiter</i>	32, 262.
<i>Neapel, der König giebt Erlaubniß nach alten Monumenten zu graben</i>	27, 220.
<i>— der König läßt den Epicur übersetzen</i>	27, 221.
<i>Nesselthaler in Salzburg stellt zwey Gemälde aus</i>	31, 252.
<i>Newton's Vermächtniß an die Gesellschaft des literarischen Fonds in London</i>	30, 246.
<i>Nizza, alt-römisches Amphitheater daselbst wird wieder hergestellt</i>	31, 262.
<i>Phytolaccadecandra, Wirksamkeit der, gegen den Biss toller Hunde</i>	30, 245.
<i>Reichard in Cassel Erklärung</i>	29, 240.
<i>v. Riedl wider die von W. gemachte Einrückung in die Jen. A. L. Z.</i>	27, 223.
<i>Rigot in London überreicht der k. Gesellschaft das Modell einer neuen Pendul</i>	32, 262.
<i>Schulplan, der neue, in Ungarn ist auch Zwangsnorm: für die protestantischen Schulen</i>	29, 237.
<i>Smiths Plan zu einem Monument für Nelson</i>	30, 248.
<i>Thorntons in England neue Cures des Asthma's vermittelt des Oxygens</i>	30, 246.
<i>Valet in Salzburg liefert treffliche Originalzeichnungen</i>	32, 262.
<i>Verkauf der Cynoschen Buchhandlung in Jena</i>	34, 279.
<i>Washingtons Leben, von Ramsay</i>	30, 245.
<i>Weinsaych in Wien überreicht dem Kaiser zwey Kupferstiche</i>	32, 262.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JUNIUS, 1808.

## SPRACHE UND DICHTKUNST.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *G. A. Bürgers Sonnette*, in den letzten Ausgaben der Bürgerschen Gedichte. 1789, 1796 und 1803.

Kaum hatten *Weckherlin* und *Opiz* das Sonnet unter uns eingeführt, als *Joh. Rist*, der selbst die neue Manier versuchte, in den Vorreden vor den *Deutschen Mufen* und dem *Poetischen Lustgarten* über stümpernde Reimschmiede und Sonnetschmiede zu klagen veranlaßt ward. Seit 18 Jahren, da *Bürger* seine Sonnette ausfertigte, betäubt uns von neuem ein noch immer zunehmendes Pinkepank, wobey mancher den Kopf schüttelt, indess ein anderer wie nach Sphärenmusik aufhorcht. Wir wollen stracks vor die rechte Schmiede gehen, und erforschen, was mit dem erneuerten Sonnet uns geworden sey. Gewannen wir eine durch zweckmäßigen Verhalt einladende Form, worin ungezwängt der freudige Gedanke, wie in achilleischer Götterrüstung, sich regt, und, als hoben ihn Fittige, einherschwebt? Oder, wofern statt eines freyen Gedankenschwungs nur ein steifmodischer Schritt nach gemessener Klangweise befohlen ward, gab wenigstens der Sprache die gebotene Anstrengung, wie dem Demosthenes der Kiesel im Munde, einen geschmeidigeren Vortrag und ausschallende Vieltönigkeit?

Nicht *Bürger* eigentlich, sondern sein hinschwebender Schatten, war Hersteller des verschollenen Klinggedichts, welches unsere Alten und er selbst mit den Franzosen und Engländern *Sonnet*, in der Mehrheit *Sonnette* (vordem *Sonnete*), die Neueren hingegen nach dem Italienischen *Sonetto*, als dem angenommenen Ursprunge, *Sonett* nennen. Wie sehr er vormals, in Begeisterung der ewigen Mufenkunst, ein erklärter Feind alles Modischen war, so geneigt ward er, bey versiegender Kraft, dem Künsteln und dem Tande des Herkommens. Nachdem in Hagedorns aufblühender Zeit die Sonnetmode den Deutschen, wie den Franzosen und Engländern, alt und widerlich geworden war; belustigten sich *Göts* (III, 43), der auch das Ringelgedicht wieder aufweckte, und *Schubler* und ein Ungenannter im D. Merkur 1776, den altfränkischen Klingelschuh aus dem Staube hervorzuwühlen. Plötzlich kam unserm Naturfänger die Neugier, wie wohl in der weiland galanten Schellentracht ein ehrbarer Grossvater tanzt nach alter Tabulatur ihm anstehn möchte. Hatte doch *Bürger* vorausgesehen, daß nicht lauter

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

Jünglinge, wie sein geweihter, ihm nachklingeln würden; sondern ganz andere, an welchen das Sprichwort, zum Tanze gehört mehr denn ein paar rothe Schuhe, und, Krüppel will überall vorantanzten, sich schauerlich bewährt hat!

Eine gegebene Form nachbilden, ehe das Woher und Wozu uns einleuchtete, ehe die Anordnung als nothwendig und schön dem Verstande und dem innigsten Gefühle sich empfahl: ist knechtische Nachäfferey. Wer den Hexameter oder den Senar in allen Regungen und Schwüngen, wer die vielfachen Tänze lyrischer Versarten bey Alten und Neueren, oder den stolzen Gang der achtzeiligen Stanze, sich aneignen will: der muß in die Uranlage der rhythmischen Periode, in die Seele des lebendigen Kunsterzeugnisses, gedrungen seyn; der muß im Ganzen und im Einzelnen des Baues mit Leichtigkeit und Lust schalten, und sich sagen können: Ich selbst hätte so und nicht anders gebaut. Gehst du ohne Licht und Wärme der ersten Erfindung an das Werk; so wirfst du, mit aller anscheinenden Regelmäßigkeit, einen geistlosen hölzernen Vers schaffen. Ob wohl dem Sonnet einer so hell auf den Grund sehen mag, daß, wäre es nicht erfunden, er selbst es zu erfinden, und mit unwiderstehlicher Lebenskraft zu befeelen, sich zutraute? Gestrebt habe ich, wie irgend ein anderer, nach dem Inneren der Verskunst, und in allen mir verständlichen Völkerzungen die allgültigen Elemente der rhythmischen Zeichensprache bis zu den Urquellen des Menschengefühls verfolgt; man schmeichelt mir, daß einige Versuche, den Naturlaut wohlgemessener Harmonie aus dem Herzen zu sprechen, nicht völlig misslungen seyn. Waruth aber, und zu welchem Zwecke, das Sonnet gerade zweymal vier Zeilen mit zwey Reimen von bestimmter Verschränkung, und gerade zweymal drey mit zwey oder drey willkürlich gehäuften und verschränkten, an einander gefügt verlange: das blieb bey der leichten Aufmerksamkeit meinen Sinnen so unvernünftig, wie die mythische Zahl jenes Thiers in der Offenbarung.

Das Wort *Sonnet* stammt von *Son*, welches im Provenzalischen, auch im Altfranzösischen und Italienischen, Gesang bedeutete; wie *sonner* und *sonare*, singen, und in Melodie setzen. Noch *Ronsard* sagte:

*Es lève Jodelle heurensethent sonna  
D'une voix humble et d'une voix hardie  
La Comédie avec la Tragédie.*

Auf gleiche Art wurden bey uns *Ton* und *tönen* ge-

Fff

brau ht. In dem altdeutschen *Boccar* heist es: *Dise wort Minutzo in sein geigen tönert; und: Es seind noch mit drei tag, die wort in den ton getönt wurden (che le parole si fecero e'l suono)*. Demnach war Sonnet oder Sonetto ein kleiner Gesang, ein Liedchen zum Singen, gleich dem Niedersächsischen *Döncken*, *Döntje*, und dem Holländischen *Deuntje*: welches Wort, wie das Französische *Chanson*, auch für Pöffe genommen wird. Eine Bedeutung, die leicht unsere Sonnette sich zuziehen könnten. Weil die Sonnette oder Tönchen, der provenzalischen Truaduren, die bey festlicher Lustbarkeit, bald einzeln, bald im Wettfange (*tenson*), zur alten Leyer oder Viole getönt wurden, meist witzelnde Liebesliedchen im Geiste der galanten Hofritterschaft waren; so nennt sie der Lehrdichter *Lafrènaie*, welchen *Richelet* anführt:

*Les Sonnets amoureux des tançons Provençales.*

Die Anstrengung der Wettfänger, wie in sinnreichen Gedanken, so in schwierigen Tonweisen, einander zu überkünsteln, erzeugte wohl mancherley Formen des Sonnets: wovon eine der künstlichsten, mit alter Lieblingsmelodie, Nachahmer fand, und endlich ohne Gesang, als überlieferte Kunstaufgabe, fortwucherte. An der provenzalischen Herkunft der jetzt herrschenden Sonnetform läßt kein Zweifel das von Nostradamus erhaltene Gedicht des *Amalrichi*: S. Anm. zu *Sulzer*. Merkwürdig scheint mir die Erzählung eines Freundes, daß ein junger Katalonier ihm alte Volkslieder gesungen habe, die zum Theil eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Sonnette gehabt: vermutlich Nachklänge aus der benachbarten Provence, die seit dem limosinischen Zeitalter von den gesangliebenden Berghirten gepflegt worden sind.

In Frankreich hatte schon um den Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts die neue Gesangsform so viel Beyfall gefunden, daß der Graf Tibaut von Champagne, der unter Ludewig dem Heiligen schrieb, des Sonnets, als einer gewöhnlichen Dichtart, in diesem Verse gedenkt:

*En maint Sonnet et mainte Recordie.*

Worin nicht ein Lied überhaupt, sondern eine besonders gangbare Form desselben zu verstehen ist, wie in einem anderen Verse des alten Romans *de la Rose* aus dem Gegensatze sich ergibt:

*Lair d'amour et Sonnets courtois.*

Nach Italien ward die üblichste Sonnetform in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts von *Guidone d'Arezzo*, dem angeblichen Erfinder, gebracht, und spielte durch viel erkünstelte Abarten umher; bis sie im vierzehnten Jahrhundert von *Petrarka*, der unter anderen Reimkünsten der Zeit sogar die Sektinen nicht verschmähte, gesetzliche Stetigkeit und eine mehr als modische Dauer empfing. Frankreich ward des Modegereims bald überdrüssig; erst im sechzehnten Jahrhundert kam das Sonnet aus Italien zurück, und sank zu einem Reimsprache des Höflinge, *Sonnet en bust-rimés* oder *en blanc*, welches mit Spott und Geringschätzung endigte. Ununterbrochenes Gedeihn fand das Sonnet in Italiens vollkome-

der und reimreicher Sprache, und desto üppigeres, da dort zu einem fehllosen Sonnette, zwar auch Tugenden der Poesie und des Ausdrucks, aber vorzüglich wohlklingende Laute in gefälliger Abwechselung verlangt werden. Für welche Anmaßung des Klangs einigen sogar *Petrarka's* verdrehter Vers zeugen muß:

*Voi ch' ascoltate in rime sparse il suono.*

*Bettinelli* erzählt, er habe den Ursachen, warum ein gewisses Sonnet ihn so außerordentlich vergnüge, mit Bedacht nachgeforscht, und endlich entdeckt, daß es von der glücklichen Mischung der Vocale und der Consonanten herrühre.

Allerdings scheint eine Versart, die viermalzwey Reime, und wieder dreymal zwey andere klingeln läßt, nicht höhere Ansprüche zu machen, als auf Klang. Daher denn, nachdem des Wortes Sonnet ursprüngliche Bedeutung veraltet war, der Gedanke, es bedeute ein Klanggedicht, natürlich genug aufkam. *Opiz* nächst *Weckherlin*, von welchem ein Sonnet die Jahrzahl 1616 führt, der älteste unserer namhaften Sonnetdichter, sagt 1624 in seiner Prosodie, oder dem Buche von der deutschen Poeterey: „Woher das Sonnet bey den Franzosen seinen Namen habe, wie es denn auch die Italiener so nennen, weiß ich anders nichts zu sagen, als dieweil „sonner klingen und widerschallen, und Sonnette „eine Klingel oder Schelle heist, dis Gedicht viel „leicht von wegen seiner hin und wieder geschrenkten Reime, die fast einen andern Laut, als die gemeinen, von sich geben, also sey getauft worden. „Und bestetigen mich in dieser Meinung etzliche Holländer, die dergleichen Carmina auff ihre Sprache „Klinggedichte heissen: welches Wort auch bey uns „kan aufgebracht werden; wiewol es mir nicht „gefallen wil.“

Diesen so hingeworfenen Vorschlag genehmigte *Opizens* Freund, *Weckherlin*, in der zweyten Ausgabe seiner Gedichte 1641, wo er ein fremdes Kling-Gedichte mit der Jahrzahl 1638, und von sich selbst „*Etliche Sonnet oder Kling-gefang*“ ausstellte. Nunmehr konnte auch der jugendliche *Filip Zesen* dem lockenden Silbertone der reinen Deutschheit nicht widerstehn. Er, der im deutschen Helicon die Opizische Dolmetschung *Klinggedichte* den Erklärungen *So nett*, so hübsch, und *Son net*, hübscher Klang, vorzog: hatte gleichwohl selbst in des Helicons zweyter Ausgabe von 1641, durchaus den Namen Sonnet behalten. Aber *Weckherlins* Vorgang gab dem noch schüchternen Sprachreiner einen so gewaltigen Schwung, daß er seine dem ersten Theile angehängte Erörterung des Streitigen in den Sonneten, welche den 19 Aprils 1641 an der Stirne trägt, schon am 19 des „*Wonnemondes*“ 1641, da ihm *Weckherlin* Wonne gebracht hatte, zu einem reindeutschen Anhang des dritten Theiles umänderte, und nicht allein den Sonneten die *Klinggedichte*, sondern allem Fremdautenden, wie Vers, Exempel, Poetie, Fantasie, sogar in *Opizens* Worten, ein ächtes Kind der „*heldsaligen*“ Mutter Sprache, oder dafür einen *Weck-*

selbalg, unterschob. Feyert hinfort, andächtige Verehrer des Klinggedichts, und die ihr uns Deutsch-klingendes für klingendes Deutsch einprediget, feyert einmütig den Tag eurer aufblühenden Herlichkeit, den neunzehnten des Wonnemohndes, und im ein- und vierzigsten Jahre jedes Jahrhunderts, so lange das Gekling anhält, ein Jubelfest!

Nicht ohne Einfluss blieb des Sonnets neue Erklärung und Verdeutschung, obgleich den Namen des *Klinggedichts* jeder bessere Nachfolger von *Opiz* und *Flemming* mied. Hätte man nach wahrhaftem Wohlklange, nach harmonischer Fügung der sämtlichen Sprachlaute gestrebt; so hätten wir durch das Sonnettspiel wenigstens Milderung der germanischen Rauigkeit und ein gestimmteres Ohr gewonnen. Aber in *Opizens* Sinne ward bloß ein Klingen und Wiederschallen der Versendungen, ein Schellengeklingel hin und wieder geschränkter Reime, bezweckt; und dieses Geklingels, meinte man, könne das Klinggedicht nimmer zu viel haben. Schon *Flemming* erzwang durch häufigeres Zusammenschlagen ein Geläut, wie:

Dein Todt hat meinen Todt, du Todes Todt, getödtet;  
und:

Die Thränen hier sind meiner Flammen Ammen.

Auch *A. Gryphius* gab, als Nebengehimmel die alte kalte Welt, und: mein Wissen und Gewissen. Vor allen wollte *Zesen* dem Klinggedichte durch das, was er Klingen und Springen nennt, volle Genüge thun, und klingelte mitunter so:

Ihr Wälder und Felder, —  
Muß klagen, Leid-tragen, und zagen forthin.

Sogar ward *Enoch Hanmann*, in den Anmerkungen zu *Opizens* Profodie 1645, durch das Beyspiel vortrefflicher Poeten, wie er sagt, zu einem Klinggedichte erhöht, welches in jedem Verse zweymal Fall mit noch allerley all klingen läßt. Nach solchen Vorgängern erklärt der Grammatiker *Schottel* 1663. in seiner Verskunst den Wiederklang der Reime für das Wesentliche: „Es entsteht“, heist es, „das *Klinggedicht*, oder die Klingreime, so ein Klinggedicht oder Sonnet vorstellen, aus sonderlicher Verschrenkung und gegenklingender Reimung der *Reimschlüsse*.“ Welchem die folgenden Anweißer zur Verskunst gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts beypflichteten; bis die letzten Nachballe des Sonnets bey nennenswürdigen, wie *Caniz*, *Amthor* und *Richey*, vor den geistreichen Melodien *Hallers* und *Hagedorns* überall verstummten, und endlich selbst *Gottsched*, in der kritischen Dichtkunst, gegen das unnütze Spiel „dieses gezwungenen Schellenklanges“ seine weit hörbare Stimme erhob.

Seltam, daß *Bürger*, da er das verschollene Klinggedicht uns wieder zu empfehlen unternahm, gegen *Boileau's* schneidendes Wort, *Poët. II, 83*:

— — — qu'un jour ce Dieu bizarre,  
Voultant pousser à bout tous les Rimeurs François,  
Inventa du Sonnet les rigoureuses lois.

d. i. den Reimern zur Qual habe der launische Apoll sich mit Erfindung des Sonnets einen Spas ge-

macht, eigentlich nichts einwendete. Ihn scheint es kaum zu beunruhigen, ob die krause Reimsatzung aus fein empfindender Kunst, oder aus frohig rechnendem Künstein herstamme, und ob der Erfolg ein harmonisches Glockenspiel, oder ein unverständliches Gebimmel sey. Das Ding, meint er, klinge doch hübsch genug, wenn nur bey gehöriger Ründung des Gedankens und des Ausdrucks, auch dafür, daß die voll und wohl tönenden Reimwörter dem Inhalte wie unentbehrlich soheinen, gesorgt werde. Dann schlage das Sonnet mit ungemein lieblichen Klängen an Ohr und Herz, und wirke durch das Hin und Herschweben seiner Rhythmen und Reime auf die Empfindung beynahe eben so, als wenn Jüngling und Jungfrau mit Grazie ein kleines Menuet tanzten. In dieser Stimmung, (worin jener Tanzmeister: Ah! was steckt alles im Menuet! ausrief), müsse er *Boileau's* Spruch für sehr wahr halten, daß ein Sonnet ohne Fehl ein langes Gedicht werth sey. Hat *Bürger* den Spruch, den er gläubig nachspricht, auch wohl überdacht? Wenn *Boileau* das Sonnet eine *bizarre* Erfindung nennt, und, nachdem er die eigensinnige Kunstregel gelehrt, hinzusetzt:

Un Sonnet sans défauts vaut seul un long Poëme.  
Mais en vain mille Auteurs y pensent arriver;  
Et cet heureux Phénix est encore à trouver:

wenn er am Ende die Form, als unfüßsam für den hineingezwängten Sinn, mit dem Urtheil entläßt:

Pour enfermer son sens dans la borne prescrite,  
La mesure est toujours trop longue ou trop petite:

so kann er nichts anderes gemeint haben, als: Ein solcher Phönix von Sonnet, in welchem, trotz der bizarren Sonnetform, einem schönen Gedanken ein schöner Ausdruck sich genau anschloße, würden nicht weniger Geist und Geschicklichkeit, wie ein langes Gedicht, bescheinigen; das Sonnet überhaupt taugt nicht, aber wohl dieses Sonnet; nicht der talmudische Jude im Allgemeinen, desto mehr dieser unvermauschelte, dieser redliche Israelit.

Nachdem einmal der Begriff des Sonnets, ein neues anmutiges Liedlein nach bekannter Melodey, aus dem Gedächtnisse verschwunden war; so schien endlich ein jeder Inhalt in jederley Ton, wenn nur ein nachdenklicher Schluß nicht fehlte, gleich bequem für die überlieferte Sonnetform. Wir finden italienische Sonnette für Hirten, Fischer und Seeleute, wir finden satyrische, polyphemische, pedantische, verliebte, heroische, sogar Sonnette als Briefe und Gespräche, kurz alle möglichen Sonnetspiele in dem *Sulzer'schen* Lehrbuch aufgezählt. Nicht unrecht also betrachteten unsere alten Poetiker dieses unsangbare Aftersonnet als ein künstliches Reimgebäude für einen beliebigen Stoff; nicht unrecht auch, wenn das künstliche Ding mit gesteigertem Witz ausging, erkannten *Gottsched* und *Eiselenburg* eine Art Sinngedicht, einen steiförmlichen Bruder des lockeren Madrigals. Und so könnte auch der neuliche Rec. der *Haug'schen Anthologie*, obgleich er übrigens des Unrechts mehr, als er wollte, aufhäufte, wenigstens den Vorwurf übergangener Son-

mett- Epigramme zur Noth entschuldigen. Aber richtiger ahndete *Salzer* die ursprüngliche Bestimmung, und erklärte das Sonnet für ein lyrisches Reimgedicht, in einer gezwungenen Form, gleich dem Bette des Prokustes, worin der zu kurze Leib mit Gewalt ausgerückt, und der zu lange gestümmelt ward.

Unserem *Bürger* scheint das Sonnet, wie es jetzt ist, eine sehr bequeme Form, um allerley poetischen Stoff von kleinerem Umfange, womit man sonst nichts anzufangen wisse, auf eine sehr gefällige Art an den Mann zu bringen: ein gleich passendes Kleid für Lyrisches und Didaktisches, ein schicklicher Rahmen um kleine Gemälde, eine artige Einfassung zu allerley Bescherungen für Freunde und Freundinnen. Was das für poetischer Stoff seyn mag, mit welchem man, ohne geliehene, überall anwendbare Form, nichts anzufangen weis! Ein poetischer Stoff, der nicht selbst, wie ein lebendiger Keim, seine natürliche Gestalt entwickelt; der, um gefällig zu seyn, in eine phantastische Modiform, wie dem tändelnden Kunstgärtner eine Gurke, sich zwingen oder ausdehnen muß! Kann eine künstliche Reimform etwas an sich ungefälliges an den Mann bringen; dann ist für die Reimschmiede gesorgt. Sie dürfen nur, was ihnen merkwürdig dünkt, Beschreibung, witzelnden Gegensatz, traumbildende Scheinweisheit und Scheinheiligkeit, mönchische Legende und Psalmodie, ja, wenn sie wollen, Frachtbrief und Dintenrecept, in die Sonnetmache nehmen.

In der That, den gesammten Stoff der *Bürger'schen* Sonnette, etwa die komisch ernsthafte Schnurre an den jungen Aar ausgenommen, hätte früher der kraftvolle Lenorendichter schwerlich für poetischen angesehen. Man entleide den Gedanken seines krausfaltigen Talars mit den Glöcklein am Saum, und betrachte, was hervorschlüpft. Ward ein glücklicher Stoff in eine glückliche Form von glücklicher Hand gefügt? oder findet das Sprichwort: Wie der Topf, so der Deckel! seine unerfreuliche Anwendung? Fragt euch selbst, ihr zahlreichen Freunde des Unvergleichlichen, denen noch jedes Lied seiner besseren Jahre heil im Gedächtniß schwebt, ob euch von jenen herausgepeinigten Klinggedichten mehr blieb, als eine dunkle Erinnerung! Auch das wäre schon viel, und ein Beweis, daß in der Stoppel die Ahr noch erkannt würde. Denn die meisten der nachfolgenden Sonnette, wo das Geformte, die Form und der Formende einander würdig sind, wurden sogleich, wann die Brut nur eben aus dem Ey piepte, von der schwarzgeflügelten Vergessenheit in des Undings Leere hinweggerafft; und *Boileau's* Phoenix ist noch heute nicht ausgeflogen.

Offenbar ward von *Bürger* nicht für seinen poetischen Stoff eine angemessene Form gewählt, sondern für die herkömmliche Form ein Stoff, wie er sich fand, zugeschnitten. Leicht kann, wer vom

Handwerk ist, ihm nachweisen: Hier haßt du, wo der Gedanke überfchwoll, ihn gestutzt, und hier, wo er nicht ausreichte, angeflickt. Da denn alles der Form zu Liebe geschehen ist; so möchte ich: die Liebe ist blind! meinem Freunde zurufen, und ihn mit einigen Fragen über die Form beunruhigen. Antwortete er brav; dann brächte ich der modernen Sonnetinuse zum Sühnopfer ein statliches Klinggedicht, voll Hohns gegen den apollonischen Reigen- gesang. Haperte es irgendwo; dann hätte mein Freund die Wahl, entweder eine reuige Palinodie anzustimmen, oder das allerscheußeligste — nicht Klinggedicht — sondern Klappergeräusch von Fix oder Fax, zum Lobe des hildebrandischen Goldalters, auswendig zu lernen, und in härtem Gewande, unter Begleitung einer altdutschen Nachwächterschnurre, hervorzukrächzen.

Dem Tonsetzer böte das Sonnet zu einer leichtfälligen Volksweise, wie die truvadurische gewesen seyn muß, ein nicht unschickliches Verhältniß, wenn er die beiden Vierlinge mit wiederholter Melodie als ersten Theil, und den Sechsling als zweyten behandelte. Hierzu bedürften die Vierlinge nur gleichmäßigen Gang; die Reime könnten, wie im französischen *Sonnet licencieux* und bey *Shakspeare*, verschieden seyn. Der Sechsling aber würde durchaus eine bestimmte, der vorigen zusagende Anordnung, und einen vernünftlichen Schluss fodern. Fühlt nun einer den Drang, nach dergleichen Modell, auch mit strenger Beobachtung viermaliger Reime, entweder ein altes Tönchen für den Gesang, oder ein neueres Klinggedicht für pathetisches Hersagen zu fertigen; immerhin! wir wollen, falls er das romantische Abenteuer glücklich besteht, seine Kraft und Lebendigkeit loben, wie *Boileau*. Aber auch dann, welches Recht hätte er, ein halbsbrechendes Wagnißstück, das dem gewandtesten einmal glückt, zu einer Kunstregel zu erheben? welches Recht, eine so gebundene Reimsatzung von vierzehn Zeilen, für eine weit anwendbare Versart, gleich anderen rhythmischen Gebäuden, oder wohl gar für eine eigene, durch Klang bezaubernde Art von Poesie anzupreisen? Was wäre das anders, als wenn jemand, der ein Lied nach der Melodey: *Wachet auf! ruft uns die Stimme*, gemacht hätte, diese Versart zum allgemeinen Gebrauch empföhlte, und vorzugsweise *Melodey* nannte? Und wie wenige Gedanken, über den langen und vielknorrichen Sonnetleisten gespannt, werden ihre natürliche Kraft entwickeln? *Haller* klagt, welche Mühe und Noth die zehnzeilige Strofe der Alpen ihm gekostet habe. Schon in der achtzeiligen Stanze merkt man den Zwang der dritten Reime fogar bey den reimreichen Italiern, nicht minder bey dem ernsthaften *Tasso*, als bey dem muthwilligen *Ariosto*, der sich gewöhnlich, wie im *bout-rimé*, durch einen Spass aushilft.

(Die Fortsetzung folgt.)

## NEUE AUFLAGEN.

München, b. Fleischmann: *Gemälde aus dem Nonnenleben.* Verfaßt aus den Papieren der aufgehobenen bayerischen Klöster.

2te verbess. Aufl. M. R. 1808. VI u. 226 S. 8. (22 Gr.) & Recens. der ersten Aufl. 1808. No. 93.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 2 J U N I U S , 1 8 0 8 .

## SPRACHE UND DICHTKUNST.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: G. A. Bürgers Sonnet-  
te, in den letzten Ausgaben der Bürgerschen  
Gedichte. 1789, 1796 und 1803.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Es macht dem deutschen Gefühl Ehre, daß in unsern Sonnetten, zumal den älteren, eine geordnete Reimstellung vorherrscht. Treuherziger Glaube an italienische Trefflichkeit vermochte nicht den Naturtrieb nach Ebenmaß zu überwältigen. Bey *Petrarka*, dessen Sonnette der Italiener für die vollkommensten Muster hält, bemerkt *Fernow* in den zwey Vierlingen, ausser den harmonischen Verhältnissen der eingeschlossenen Reime: *abba, abba*; und der Wechselreime: *abab, abab*; auch diese misfälligen: *abab, baba*; und: *abab, baab*. In dem Doppeldreyling fand er bey *Petrarka* zwey symmetrische Reimfolgen: *aba, aba*; und: *abc, abc*; und, wenn drey Zweylinge gelten dürfen, noch Eine: *ab, ab, ab*; zugleich aber diese zerrütteten: *abb, baa*; *abc, bac*; *abc, bac*; *abc, cba*. Dazu fügten andere Italiener die schöneren Stellungen: *abb, abb*; und: *abb, ace*; dann diese den Absätzen des Sinns widersprechende Zweytheilung: *ab, ab, cc*: ja leider auch solchen Wirrwarr: *aba, abb*; *abc, cab*; *aba, cba*. Die den schöneren gleiche Anordnung: *aab, ccb*; brauchte zuerst *Opiz*, als er in Heidelberg die Wolfsbrunnen besang; dann mit Vorliebe *Flemming* und *A. Gryphius*. Ungerne vermisse ich diesen Ordnungssinn im Sonnette des feinen *Boileau*, der, so nachdrücklich er strenges Gesetz, künstliche Anreihung, und verbannte Willkühr dem Sonnette befiehlt, dennoch seinem stolz schreitenden Achtlinge den fahrlässigen Sechsling: *aab, cbc*: nachschlottern läßt.

Aus so mancherley wesentlichen Abweichungen des Sonnets, die keiner gemeinfamen Melodie fähig sind, erhellt wohl genugsam, daß schon zu *Petrarka's* Zeit das alte truvadurische Lieblingsstönchen verschollen war. Nur die gekünstelte Anlage des Baues, obgleich man den Zweck nicht wußte, nur der Leib nach entwichener Seele, begeisterte die Reimkünstler zum unsangbaren, aber wohlausprechlichen Klinggedichte, mit beliebigen Veränderungen innerhalb des vorgemessenen Versumfangs. Der Italiener zwang in den dädalischen Nothfall seine vierzehn weiblichen Endekasilabi zusammen, der Franzose seine männlichen und weiblichen Alexandriner, der Engländer seine fünffüßigen männlichen Jamben.

G. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

bics; mit gleichem Rechte der Deutsche bald Alexandriner, bald fünffüßige Jamben und Trochäen, auch hüpfende Versarten; bald längere und kürzere jeder Art, männlich und weiblich durch einander gereimt. Ja, ich sehe nicht ein, warum man dem Italiener die Luß misgönnen will, sein vierzehnzeiliges Maß, wenn ers vermag, mit einem Schaltverse nach jedem Absatze gehäuft, zu liefern (*Sonetti coll' intercalare*); oder mehrere Sonnette kunstmäßig in einen Kranz durch verschlungene Reime zu vereinigen (*Sonetti a corona*). Und warum, edle Kunstjünger, die ihr den südlichen Meisterfängern so manche kurzweilige Fündlein ablauert, warum thut ihr spröde gegen das lustige Schwanzsonnet (*Sonetto colla coda*), mit einem regsamem Zagel von einem oder etlichen Dreylingen? Macht euch daran! Wer über den Hund wegstößt, der kommt auch über den Schwanz!

Denn sagt, Kameraden: wozu dem Sonnette, das nicht mehr nach altem Tone zur Viole getönt werden soll, gerade die alte Zahl Vierzehn, nicht mehr, und nicht weniger? Etwa damit sich anwenden lasse das Wort von *Wernike*?

Er schreibt ein klingelndes Sonnet,  
Wo um den Sinn der Reim in steter Irre geht,  
Bis nach der vierzehnten der Zeilen  
Die dreyzehn tummelich wie in ihr Wirthshaus eilen.

Wie? wenn wir den Achtling mit eingeschlossenen oder wechselnden Reimen einmal, durch Zufügung eines zweyzeiligen Schlusses, dem Gange der Ottava Rima annäherten? Wie? wenn einem Achtlinge in gewöhnlicher Reimstellung ein anderer Achtling folgte, der in der letzten Hälfte durch zwey gepaarte Reime, *aabb*, den Ausgang bezeichnete? Ein abstechender und bestimmter Schlussfall ist eine Hauptbedingung jedes harmonischen Versmaßes, die weder hier, noch im vierzehnzeiligen Sonnette, verletzt werden dürfte. Selbst bey *Petrarka* fühlt ein gestimmtes Ohr sich unbehaglich, so oft hinter dem steif geregelten Achtlinge ein lockerer Sechsling, gleichsam müde des Zwangs, mit willkürlich gemischten Reimen einherschlendert: fast wie der virgilische Schlange, die keck mit geblähetem Halse sich aufbäumte, nach lähmendem Schlage,

— — der Zug des entfernteren Schwanzes  
Mau hinzuckt, und trägt die äußerste Schwingung sich  
nachschleppt.

Endlich da *Bürger* sein Sonnet sich als ein anmuthiges Menuet vorstellt; warum dürfen nicht, alle vierzehn Zeilen hindurch, zwey Reime, ein Männchen

Ggg

und ein Weibchen, einander vorbeyschweben, um manierlich mit Bückling und Knix zu endigen? Nein wahrlich, kein wohlgeordnetes Menuet ist jenes rathlos hin und herichwebende Reimgeklänge, sondern eine umhertappende Blindkuh, die anfangs mit getetztem Vorschreiten den Gedanken sucht, und zuletzt ungefüm auf etwas witzhaftes mit dem Kopf anrennt.

Es bleibt, denken wir, bey Boileaus Ausspruch: Das heutige Sonnet ist eine grillenhafte Reimkünsteley, worin den Gedanken, ich will nicht fagen, für den Geniusflug zu kräftigen, sondern nur nicht zu verkrüppeln, auch der sinnvollste und gewandteste Metriker schwer findet. Und dieser undankbaren Mühseligkeit soll der Deutsche sich unterziehen, dem seine Ursprache, was allen romantischen Bastardinne verboten ist, in den geisthebenden Künsten der mannigfaltigsten rhythmischen Bewegung Wettstreit mit den Griechen erlaubt? Er überlasse dem Italiener, für die weichliche Einformigkeit seiner Wortfüße durch Spiele des Klangs und des Reimgeklänge sich zu entschädigen.

Wenn gleichwohl einer die Mücke hat, von jenem edleren Wettstreite sich zum tändelnden Klingklangspiele zu demüthigen; so unterwerfe er sich wenigstens den Bedingungen des Spiels, oder bleibe davon. Das italienische Klinggedicht erkennt, gleich der Oper und Kantate, nichts höheres, als Wohlklang des Ganzen und der einzelnen Silben, zumal der reimenden, so vielkönig und rein ihn die Sprache, nach Bettinellis Ausdrücke, durch glückliche Mischung der Vokale und der Konsonanten, erreichen kann; damit, wie in einer Arie, schon die bloße Harmonie schönwallender, vom Accente gehobener Bewegungen uns einlulle mit Siropegefang. Dem wetteifernden Deutschen liegt die Verpflichtung ob, die lieblichsten und mannigfaltigsten Laute unserer großen Tonleiter, in des Accents und des griechisch geregelten Rhythmus fröhlichster Abwechslung, so anmutig zu verbinden, daß selbst die Mäusen dem gedneten Wohlklänge das befremdende Reimgeklänge verzeihn würden. Nicht genug ist es, die äussere Sonnetform, und wie der Fremdling sie handhaben, zu beobachten; nicht genug, wenn jener melodisch pfeifend die Nachtigallen umher, anlockt, ihm abzusehn, wie er den Mand stelle. Dadurch würde man der mechanischen Ente gleich, die mit leblosem Getriebe einige scheinbare Lebensverrichtungen hervorbringt. Wer ängstlich nur den Vortheilen des Italieners nachbringt, nicht durch eigene Vortheile ihn zu überwäligen, das freudige Vertrauen hegt, dem hat seine folglose Natur vielleicht dem Ritter der Dame Italia, zum Schildknappen bestimmt, pünktlich zum tapferen Vorkämpfer der teutonischen Sprachgöttin.

Ich weiß nicht, ob noch ein anderes Volk auf der Erde wohnt, das, wie das unsrige, die Tugenden seiner Sprache, und was mit der Sprache zusammenhängt, zu verkennen, ja herabzuwürdigen, und die Laus verfeinerten Ausalters mit unseliger schranken Bewunderung zu betrachten, und nachzu-

zulasten, von leichtsinnigen Obwaltern sich gewöhnen liefs.

O glückseliges Volk, wenn eigenes Gut du erkennst! deines unkindlichen Söhnen, den eigentlich genannten Maulaffen, möchte ich den horazischen Unwillen entgegenschießen:

Ihr nachahmende Heerd, ihr Lastvieh! o wie so oftmals Galle mir, oft ein Gelächter, erregt hat euer Getümmel!

hätten nur nicht unter den Schwarm selbst einige der Edleren sich gemengt. Auch mein Freund Bürger gefellte sich zu den vornehmen Verächtern der Muttersprache, denen sie einst durch Klopffack den milden Verweis ausfertigte:

Ulfo, du dauerst dich, daß du mich schreibst. O wenn du mich kenntest,

Nicht leid thäte dir das. Ulfo, du dauerst mich auch.

Damit das verdiente Ansehen solcher Misurtheiler, welche die Schuld des verfehlten Wohlklangs nicht eigener Sorglosigkeit, sondern dem Starrsinn der Sprache, zur Last legen, nicht unseren, bereits schwachen Gemeingeist, das letzte Pfand der Selbständigkeit, vollends autilge; so sey mir erlaubt, bey Bürgers Sonnetten die Erfordernisse des Wohlklangs, und wie weit unsere Sprache durch Reichthum und geschmeidige Bildsamkeit ihn begünstige, etwas unständlicher zu entwickeln.

Hat eine Sprache hinlänglichen Vorrath harmonischer Stoffe für alle Regungen der Seele, vermag sie Starkes sowohl als Sanftes mit kräftig gehobenem oder gefällig hinwallendem Tone auszudrücken; so verdient sie den Namen einer wohlklingenden. Wer Rede und Gesang zu ordnen weiß, der wird dem Instrumente sein Recht schassen, wenn auch der Stümper noch so schnarrende Mistöne heraus arbeitet. Der Wohlklang fodert, daß mannigfaltige und nicht allzu ungleich vertheilte Laute, einfache und doppelte, von mannigfaltigen Konsonanten jedes Organs, einfachen und wohlverbundenen, in klaraussonende Silben begrenzt werden, und weder entbloßt einander angähnen, noch überhäuft in Raubigkeit sich verkrümmen. Vor beiderley Untugenden hatten die Griechen und Römer, die nach klassischer Vollkommenheit strebten, sich vorzusehn. Sie vermieden gährende Wortformen, wie *oia* und *prior*, und, wo sie nicht konnten, wenigstens Anreihungen, wie *oia: oia* und *oia: oia: oia*. Sie umgingen die rauhen *τετράρρι* und *discessiss*; sie milderten *τετράρρι* in *τετράρρι*, *ζωγυυυυ* in *ζωγυυυυ*, und *ασσσυ* in *εσσυ*; sie überließen der rohen Natürlichkeit Stellungen, wie *σσυμυγ*, *ψαλλεσαι*, oder *σσυμυγ*; da Quintilians Ohr schon des *audiorum* anstößig fand. Kein Dichter, noch selbst ein Redner, hätte vor Griechen *Κυκλωποσσυμυγος*, oder *αυαζ* *σσυμυγ*, oder *αυαζ* *αυαζ* *εξ* *ελιντα* *βου*, keiner hätte vor Römern *Aja* *scutator*, oder *victrix* *trux* *syrenit*, ungestraft antimmen dürfen; außer wenn absichtlich rauhe und kochriichte Satzstellung Übung für ferige Aussprache gesetzt wurden (Quint. Inst. 22.). Sogar die italienische Sprache, der ene



nersten Römischen verähtelte Tochter, die ihrer griechisch gebildeten Kraft und Milde vereinigenden Ahnia wohlklingende Worte *Neptunus, sanctus, adversus, promptus, dampnum, fumus, plus, clavis* unermüdet lallend in *Nettuno, santo, avversa, pronto, danno, fumo, più, chiave*, wie die Operistin Cook in *Tuti*, verwandelte: sogar diese bietet nicht nur unlieblich zerfließende Vokale, *i miei angelli, cie che in ho udite*; sondern auch rauhe Wörter, *chiacchiere* (*tschjtsjere*), *Ciccone* (*Tschitscherone*), *dangli* (*dartji*), *squarcia* (*squartscho*), *squacquerare* (*squakquerare*), und rauhe Fügungen, *il giudicio piace* (*il dschudjtscho dschatjscho*), *Eucqua eacque guagiu* (*tsakqua nakque quadscho*), welche der feinere Darsteller nicht mit Dank annehmen wird.

Unsere Sprache (die gut gesprochen meinen wir) darf in Mannigfaltigkeit der Vokale, da sie ihren *a, e, i, o, u*, die bald voll (*da, fahn*), bald gebrochen (*ha! dann*) lauten, noch die Mittellaute *ä, ö, ü*, und die doppelten *ei (ai), au, eu (äu)*, und einige *oi* und *ui* zuffügt, sich nahe an die griechische hinstellen. Wenigstens weit über die italienische, die ausser den fünf Hauptvokalen nur den einzigen Doppellaut *uo* hat: denn in *uo, ue, ui* vor *g* und *q* ist *u* ein *u*, wie in unserem *Quelle*; *i* vor *a, o, u* ist ein halbes *iot*, wie in *Lilje*; und *ai, au, eu* werden so wenig, als *ae, ao, eo*, in einen gemischten Laut verbunden. Mit der Vertheilung unserer Laute können wir, was die vorschaltenden Längen und Mittelzeiten betrifft, zufrieden seyn, mehr als die Italiener, deren *u* kaum ein Zwölftheil der Vokalsumme empfängt; in den Kürzen verstateten wir dem *e* ein ungehörliches Übergewicht, wovon in der Folge die Rede seyn wird. Befremdend ist, weil er von *Fornow* kommt, der Vorwurf: nächst dem *e* herrsche bey uns das *i*, dessen Gebiet wenigstens halb so weit reiche; *a* und *u* sey jedes auf ein Achttheil des Ganzen beschränkt, *o* noch beschränkter, *ö* aber und *ü* kaum merklich; der Doppellaute, als ganz unmerklicher, wird gar nicht gedacht (*Ital. Sprachl.* S. 66. 67). Weher einem *Fornow* die ungeheure Misrechnung, die schon durch den Anfang der Bibel, oder den ersten Psalm, oder das Vaterunser, oder auch durch die Laute seiner eigenen Anklage sich widerlegt! Wahr ist, daß die rohe Zeit, die unsere viel lautigen Kürzen in lauter *e* umstimmte, die vielfachen Endvokale, und sonst nicht wenige verschluckt, und manches Häuflein Konsonanten kleinlaut gemacht hat. Aus *Arzet* (*ot, et*) ward *Arzt*; aus *Obas*, *Obaso* ward *Obes* und endlich *Obst*; aus *selb*, *selbo* ward *selbne*, *selbse*, bey Luther noch *selbs*, dann das unliebliche *selbst*, welches Harthörige sogar in *selbstständig* duden, obgleich *selb-ständig* von den schlechten Dichtern zu Klopstock und Lessing überging. Worte mit anfangendem Vokal oder *h*, welche den rauhen Vorgänger sanftigen, und manches endende *e* verfließen können, sind in der Sprache genug: *Selbst* hat ich. Auch schliessen mit einem Vokal Silben in bedeutender Anzahl: *mu-ti-ge*; Worte mit andern als *e* im zu geringer: *da, geschah, sie*,

*Vieh, so, froh, du, Kuh, bey, drey, Bau, thum*. Nicht leicht also können zu viel offene Laute sich begegnen. Zwey ungleiche sind angenehm: die *Au*, ja *ih*, so *edel, drey Altäre*; auch wenn ein *Beymart*, oder zuweilen ein Handlungswort mit endendem *e* einen Vokal trifft: *der schöne Adonis, die rosige Ido*, weit zitterte *Athos, der laise Odem*; oder auch zwey abbrechende: *der schnelle Oaxes, der tapfre Isafou*; vollends wo Sinn oder Rhythmus ein wenig weilt: *sie lächelte, ihr stoh*; oder im Hexameter: *da donerte aus dem Gewölk Zeus*. Sogar gleicher und ähnlicher Vokale Zusammenkunft würde ich ohne Anglichkeit zulassen: *die ihr, so oft, zu ungeschäm, bey einander, der fromme Aeneas*; aber ungern: *der edle Aeneas*; obgleich die Griechen nicht nur zwey gleiche, sondern auch drey in einem Worte zusammenstellen: *prebar, Au, fobs, Aiaia, maatos, Beowai*. Oft wenden dergleichen Anlaute mährisch:

Wenn sie: *ist* ausst, und: *ist*! antwortet der Hochwald.

Mythische Nachtunholden, *du Leichbalm*, und *du, o Uhu!*

Homers: *Ααορ αωω ωρενη*, *ihm von der Au anfaulend*; und Virgils: *Ter sunt conati imponere Pelio Ossis*; wie auch: *et foamineo ululatu*: sind jedam bekannt.

Konsonanten haben wir so vielfach, als die Griechen; den Abgang ihres *z* und *g*, wovon jenes wie *ge* (*dsche*) im Italienischen, dieses wie das englische *th* lautete, ersetzt unser *j* und *u*. An guter Vertheilung kotamen wir ihnen gleich, nur daß unser *u* bey Sorglosen sich öfter anhäuft. Das Verhältniß zu den Vokalen ist für uns ungünstig; da die Griechen etwa 9 gegen 8; und wir 9 gegen 5 brauchen. Aber mehrere Konsonanten verbinden wir leicht, wie jene; oft leichter sogar. Schon wenn zwey in einer Silbe vor oder nach dem Vokale verbunden sind, ist einer gewöhnlich einflüssiger (*l'm. w. r*), ein sogenannter Halblaut, mit welchem der Vokal anlautet: *blind*; oder ein *s*, welches unverkennbar, wie die sanftschwebenden *f* und *ch* fortfließt, weshalb der Italiener *s* und *f* (unser *ch* fehlt ihm) den Halblauten beyzählt: *spüßst, flüßst*; oder ein ebenfalls fortfließendes *sch*, dessen einfachem Laute die Bezeichnung nicht gemäß ist: *Schwanz, kasscht, Wunscht*; oder auch einer der gedachten Lippen- und kehlhauche: *Pfad, Luft, Macht*; seltener, und nur nach dem Vokal, paaren wir zwey stumme: *Haupt, erschreckt*. Dabey wird eine den Sprachgliedern natürliche Folge beobachtet: z. B. kein *nr*, *ts*, *th*, *tp*. Drey anfangende Konsonanten haben wir in diesen wenigen Verbindungen: *Sprache, Splint, Strafe, Zwerg, Pfriem, Pflaum*; den letzten noch kaum, weil *pf* im Anfang wie *f* zu läuten beginnt, auf das einfache *sch* kann nur einfließender oder der sanfteste Lippenhauch u-folgens: *schmalt, schmalst*; mit *st* gebildete, wie *Stribat, Slave*, sind Fremdlinge. Unsere wenigen Anfänge mit *s* überbietet der Italiener mit zehn: *sbr, scl, scr, sd, st, sf, sgn, spl, spr, str*; oder, da in *squardo* und *squadra* das *u* wie *w* läutet, mit zwölz. Von drey endenden Konsonanten

Nächst wenigstens einer, oder schwebt mit Gezisch oder Hauch! *Stolz*, ganz, *Sturz*, einft, *Forst*, *Verwunst* (wo n wie m lautet), *hilft*, *Glimpf*, *Dampf*, *links*, *Nachts*, *Knirps*, *Papst*, *Art*, *zuletzt*; zwey Summe treffen nur in dem eingebürgerten *Markt* zusammen. In einigen folgt auf das Zischchen noch ein t, als vierter Konsonant, *selbst*, *Arzt*, *Angst*, *jüngst*; wo ng wie das französische n in on lautet. Der Ausgänge mit drey Konsonanten haben wir wenige, mit vier nur einzelne; wenn wir die willkürlich zusammengezogenen, wie *herzt*, und die mit einfach gesprochenen Doppelbuchstaben, wie *hofft* und *lappst*, abrechnen: und diese wenigen können wir durch den Anfang des folgenden Wortes leicht fünf-tigen. In der Mitte werden sie schon durch den Bau der Sprache gefünftigt: *gan-ze*, *seuf-zen*, *äch-zen*, *vernünf-tig*, *fünf-zig*, *Päp-ste*, *selb-stisch*, *äng-stigen*, *ängst-haft*; auch wenn ein weicher Buchstab folgt: *dienstbar*, *ängstlich*. Wird doch oft in der Mitte, um Vokale oder Halblaute zu unterstützen, ein eingeschobenes d oder t vom Wohlklange sogar gefodert: *avōpos* aus *avpos*, *prodest*, *ahnden*, *schaubern*, *Gehüfde*, *Läufte*, *Kenntniß*, *öffentlich*. Gleich bequem ist in herrschenden Zusammensetzungen mit *ent* und *durch*, selbst vor drey Konsonanten, der Übergang: *entsprechen*, *entzweyen*, *durchstrahlt*. Willkürliche, wie *sechszweyig*, *schwarzstreifig* verbieten wir uns; und überlassen der alten *Kunstsprache*, wie der neueren, den *Dienstzwang*, den *Artstiel*, die *Kunststrafe*, und andere so halsbrechende *Kunststücke*.

Freylich, ohne Sorgfalt in Zusammensetzung und Anreihung können wir rauh genug werden; aber wer nicht will, der muß gerade nicht. Meint ihr denn, dem griechischen Volke (des römischen nicht zu gedenken) habe die lauterste Honigrede, gleich den Mischungen ihrer Klassiker, von den Lippen gekrönt? und weder anschwellendem Gezisch, noch anderen Mistönen sey Piadar, oft mit Verdruss, ausgewichen? Auch der wohlredende Hellene hatte von ungeschlachten Vorfahren Ausgänge geerbt, wie *Φαλαγγ*, *Φλεψ*, *ἄλς*, *ἔλμινς*, *σαρξ*; und Eingänge sogar, wie *βδέλλα*, *πτύξ*, *φθεγμα*, *δμως*, *ὄνοφερος*, *θλαψις*, *θνησκω*, *τλη*, *τμητηρ*, *κτεαρ*, *μνησηρ*.

*ἐυστροις*, *πνύξ*, *πνύξ*, *εὐκλῆρος*, *σπλαγγνα*, *σπλεγνις*, *στριγγέ*, *Σφριγγέ*, *σφραγίς*, *χθων*, *χνους*, *χρη*, *ψευστῆς*: gegen welche die unsrigen sanft und wenig sind. Auch er hatte Wörter, wie *ὕσπληγγ*, *ὀρπνη*, *γαστρισμος*, *πορθμος*, *ασθμα*, *εσθλος*, *πληκτρον*, *ἄριτος*, *ὀρθρος*, *μαρψαι*, *σρῶ*, *σελξιφρον*; und zusammengesetzte, wie *εκστρεφω*, *εκσφραγιζω*, *εκοχιζω*, *εκκυλω*, *εκψυχω*, obgleich er *ἐξπτερυγος* in *ἐξαπτερυγος*, und selbst den *Hexameter* in einen harmonischen *Hexameter* verwandeln durfte. Aber auch ungemilderte Ubellaute benutzt manchmal Homer zum Ausdrucke des Schrecklichen; z. B. die gehäuften Zischer und Haucher mit abstoßenden Buchstaben in dem Stürmgemälde, *Odyss. IX, 70*:

— — — — — *ιστία δὲ σφιν*

*Τριχθα τε καὶ τετραχθα διασχισεν ἐς ἀνέμους.*

— — — — — Aber die Segel.

Dreysach zerkracht und vierfach, zerriss sie die Wut des Orkanes.

Oder die rauh schmetternden und würgenden Töne in der Mordhöhle des Kyklopen, *Odyss. IX, 289*:

*Συν δὲ δυο μαρψας, ὅσπερ σκυλακας προτὶ γαίης*

*Κοττ' ἐκ δ' ἀναφάλας χαμάδις ἔει, δυνε δὲ γαίης.*

Deren er zween anpackt, und wie Hündlein stracks auf den Boden

Schlug; das Blut und Gehirn ausspritzte, netzend den Boden.

Merkwürdig ist, daß die griechischen Priester Gebetformeln in barbarisch lautenden Worten für kräftiger hielten, feindselige Dämonen zu besänftigen und abzuwenden (*Clem. Alex. str. I. p. 339. V. p. 570.*) Als *Branchus* die Milesier von der Pest entzündete, besprengte er mit Lorberzweigen das Volk, und sang vor:

*Μελέτωρ ὦ παῖδες, Ἑναργον καὶ Ἑναργον!*

Kinder, den treffenden Gott singt laut, und die treffende Göttin!

Worauf das Volk die zerknirschende Litaney anstimmte: *Bedū*, *Zaps*, *Chthon*, *Plektron*, *Sphinx*, *Knaxzbi*, *Chthūptās*, *Phlegmos*, *Droops*! welche symbolische Formeln *ἐφεστία γραμματα* oder Bannrunen genannt wurden. Vielleicht steckt auch in unserer neuen Mystiker maulzwängenden Versen ein geheimer Pfiff: durch mystische Mistöne entweder dem *Satanas* oder uns anderen wehe zu thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Ratibor, b. Jahr: *Das rothe Feuerwäunchen aus den Geister- und Ritter- Zeiten*. 1803. 218 S. 8. (14 Gr.) Bey der geringen Kenntniß, die wir von den Zeiten der Geister haben, können wir nicht umhin, diese Schrift, als einen schätzenswerthen Beytrag, uns in nähere Bekanntheit mit denselben zu bringen, dem leselustigen Publicum zu empfehlen. Denn was auch hie und da von Geistern und resp. Rittern verlautet haben mag, so hat uns doch dieses Buch die Überzeugung gegeben, daß es eitel Tand und Lüge gewesen, und nur hier die ächte-Geister- und Ritter- Wahrheit zu suchen sey. Die schauerliche Kraft, die hier ihr Wesen treibt, ist ihr unverkennbares Merkmal, so wie das plan- und grundlose Hin- und Herwirken. Dabey empfehlenswerth das Buch auch durch seinen gebildeten und geschmackvollen Ausdruck. So heißt es z. B. S. 66: „Hans lachte, daß ihm der Hauch schotterte“, und auf der folgenden Seite erzählt Kasper folgender-

gestalt: „Es war nach Sonnenuntergang, als ich an jenem Gehölz, welches die vorderste Bergkette umschloß, ankam. Auf einmal hörte ich ein leisches Rautchen, wie das Rauschen in den Gipfeln der Bäume, das mich aber so wenig beunruhigte, daß ich meinen Rappen, welcher den Brauen wohl riechen mochte, denn er wollte nur immer vorwärts, den Zügel anhielt, und recht lustig zu singen anfieng. Kasper! rief eine Stimme, daß es krachte . . . Ich blickte überall herum, konnte aber auch nicht eine Gräte von einem Menschen erschauen . . . u. s. w.“ Daß keine Verse eingestreuet sind, ist ein Mangel, dem der Vf. bey einer neuen Auflage, die gewiß nicht ausbleiben wird, leicht abhelfen kann. Daß aber unsere Anzeige von einem so wichtigen Werke so spät kommt, ist geschehen, um das Andenken an dasselbe in dem Herzen der undankbaren Mitwelt, die auch das Beste in kürzester Zeit vergißt, nicht gänzlich erkalten zu lassen.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 JUNIUS, 1808.

## SPRACHE UND DICHTKUNST.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *G. A. Bürger's Sonnette*, in den letzten Ausgaben der Bürger'schen Gedichte, 1789, 1796 und 1803.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dennoch vernehmen wir nicht, daß wegen jener zerstreuten Sprödigkeiten, die der Sorgfältige durch Fügung schneidigte oder mied, irgend ein wechslautiger Perfer, oder ein perselnder Griech, die griechische Mufensprache rauh und holpericht genannt habe. An dieser Ausländerey erkrankten zuerst die Deutschen, seitdem ihre Vornehmen bald spanisch, bald italienisch und französisch, wie die Hofluft wehete, sich geberdeten. Sogar unser *Fernow*, der scharfsinnige, ward in Bewunderung des Italienischen so weit entzückt, daß, wo wir oben Verwechlichung römischer Klänge ausmerkten, er selbst „harte und raue Mislauts gemildert, schroffe „Übergänge der Konsonanten geebnet, und Schla- „cken ursprünglicher Rohheit ausgekostet“ zu sehn glaubte. Wir müssen es daher wohl verschmerzen, wenn er alle Konsonantenverbindungen, die wir zwar mit dem Römer und dem Griechen, aber nicht mit dem Italiener gemein haben, schroff und holpericht nennt; und wenn er dabey die rauen Hauch- und Gurgellaute des *h* und *ch* (die er zwölf Blätter vorher für „sanfte Kehllaute“ erkannte), und zumal, was dem Italiener fast ganz fehlt, die vielfach endenden Konsonanten, als unübersteigliche Hindernisse des Wohlklanges betrachtet. Eine Warnung, keinerley Buchstab, auch nicht das sanfte *ch*, anzuhäufen, wie: *ich mich nicht*, *δεχ' ἑχ' εχ' εχ' ους*, *ψυχην εχ' αχος χαλεπον*; und nie starre Endungen an starre Anfänge zu lehnen: diese könnte uns heilsam seyn; aber jene trostlose Verurtheilung, wozu die? Ein anderer Achtungswürdiger, im Eifer für aufonischen Wohlklang, tadelt das Wort *Freundschaft*, weil in der Mitte fünf straubichte Konsonanten hervorstarren; er bedachte nicht, daß in *amicitia* (*amizschia*) der selbige, nur einfacher geschriebene Laut ihm für untadelhaft gelten müsse, wie sehr er auch, wenn der Italiener ihn anhäuft, Tadel verdient. So in den Wind hätte schon *Bürger*, als er unserer Sprache die Fähigkeit zum Hexameter ableugnete, sie eine rasselnde, mit Konsonanten vor und hinter den Vokalen umpanzerte genannt; gerade in der Zeit, da diese seinem schöneren Gesange so einnehmende Laute darbot.

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

Die vollständigste Ehrenerklärung gab *Bürger* unserer altdien Sprache, da er ihre Fähigkeit sogar zu dem harmonischen, auf lauter Wohlklang berechneten *Sonnet* anerkannte. Ein gutes deutsches Sonnet, sagt er, kann demjenigen, der nur einigermaßen Ohr hat; seiner Sprache mächtig ist, und ihren Knoten, deren sie freylich leider genug hat, auszuweichen versteht, nicht viel schwerer seyn, als jedes andere kleine gute Gedicht von diesem Umfange; und wenn es gut ist, so schlägt es mit gemein lieblichen Klängen an Ohr und Herz. O hätte mein Freund, als er diese Ehrenerklärung schrieb, noch die freudige, oft mutwillige Kraft aus der Zeit jener Anklage gehabt! dann hätte er, zum Beweise, daß ein sprachkundiger Deutscher auch Wettkämpfe des Wohlklanges und des Geklingels bestehen könne, ein paar phönixhafte Sonnette ausfliegen lassen, aber gewarnt vor der nichtigen Klingelform. Jetzo werden wir sehn, dieser Sonnetmeister, dem seit 1789 mancher Gefell das Wasser, kaum Einer den Wein reichte, habe die Bedingungen des Klangspiels kecker gewagt, als, nach dem Vermögen der Sprache und seiner selbst, redlich hinausgeführt.

Keinesweges verkennen wir, wo *Bürger* mit sichtbarem Fleisse das Mishällige vermied. Dennoch ist in der Angst des Reimschmiedens ihm manches entschlüpft, was schwerlich der Italiener für Lautenklänge sich gefallen läßt. Schon in den Hebungen des Verses, die am merklichsten sogar Achtilosen ins Gehör schallen, vernehmen wir allerley durch sorglose Wortfügung verschuldete Mistöne. Z. B. anhaltendes Gepiep, ohne daß etwas spielendes gemalt werden soll: *Weil diese dir gebricht, daß Liebe dich* —; *der Wildniss, die mich sieht* —, wo die drey letzten Worte dazu ein Reimflicken sind; *ihm ein Bild von Himmelslieblichkeit, diesem will* —; und gleich wieder, *brünstig wird das neue Bild geküßt* —; *vom dritten Himmel lieb* —, wo vollends der Reim es hebt; und noch gehobener, *ihrer Mienen, der Himmel nie in ihrem Aug' erschienen* —. Oft piept es mit Schlangenhauch: *Mich nicht, wie überall* —; *nicht ich mit ihr* —; *dein Blick sieh über dich* —; oft mit Schlangengezisch: *zieht, bis ins Nichts* —. Anders, wo hört man das ei schreien: *Geist in Leib und Leib in Geist* —; oder des unmutigen Uhus Laut: *Blum' und Frucht, so die Natur* —. Wenn so was in anderen Gedichten mitunter vorkäme; wir würden es überhören, wie Homers: *ἐταροι οἱ οἱ* —, *αὐτος δ' αὐτ' ἑαυτίς* —, *μελινού ουδου* —, *μητρῷ ἐμῇ θυμῷ* —. Aber das großsprecherische Klinggedicht

H h h

muss Wort halten. Zwischen so einförmigem Fortdröhnen werden wir oft plötzlich durch das rauhe Saufen des gehemmten Stofswindes erschreckt: *Licht und Luft des Himmels zu* —: welches der heiteren Wonne so widerwärtig ist, als wenn des Gefangvogels Fittig Ichön und laut tönen soll, vielleicht wie *Dodona's Hainmetall erklang?* — nein! wie das *Erz, das zu Dodona kläng* —; und, was noch weniger zur Melodie einer Gefangweihe stimmt:

Dich zum Dienst des Sonnengotts zu krönen,  
Hielt' ich nicht den eignen Kranz zu werth —;

da das Sanftere nahe lag:

Für den Dienst Apollons } dich zu krönen,  
Für Apollons Altar  
Hielt ich meinen Lorber nicht zu werth.

War ein so nachlässiger Arbeiter befugt, seine Sprache der Unbiegsamkeit anzuklagen?

Selbst die Reime, deren vorschallender und oft wiederkehrender Laut am sorgfältigsten gewählt werden muss, sind in diesen auf Klang berechneten Sonnetten häufig ein Spiel des Zufalls. Von dem, was hierüber zu sagen ist, wollen wir jetzo nur verunglückte Hebungen ausmerken: wie gleich im ersten Sonnet ein viermaliges *icht* uns ankeicht; wie im zweyten das winzige *i* siebenmal piept und zirpt; wie eben so oft im dritten das breite *ei* mit drey *ö*, wozu *Sehnen* gefügt wird, und drey lispelnden *ist*, einherleyert; wie im fünften bey lauter dünn-tönigem *i* und *e* plötzlich ein *Scherz* mit *Schmerz* uns entgegen schnarrt; wie im sechsten sechsmal *au*, im achten sogar achtmal *u*, Grauen und Unruhe bringt. Was? In des Griechen und des Römers tonreichen Sprachen musste die Kunst wählen und anordnen; selbst des verzärtelten Neutalieners Klänge vielmehr, als Sprachtöne, sind zu Kunstwerken des höheren Wohlklangs nicht alle, und nicht in jeder Verbindung, brauchbar: und wir, deren einst viellautige Sprache, nach langer Verwahrlosung, manches dampf, manches verstimmt anspricht, wir wollen, auch wenn wir ein reinharmonisches Klinggedicht ankündigen, nicht einmal gegen den Misklang wachsam seyn, sondern gleichmüthig, was und wie es in unseren Reimnöthen sich darbeut, herausgreifen und durch einander stellen?

Nicht aber den Hebungen, allein, auch den gesenkten Silben gebührt Wohlklang, so rein und mannigfaltig ihn die Sprache vermag. Dieses überall gültige Gesetz darf in einer Dichtform, die für ein eigentliches Klanggebäude sich giebt, die strengste Beobachtung fodern. Rauhen Senkungen, deren Laut im Zusammenstoß widriger Konsonante stockt, wird jedar, an lebendigen Vortrag gewöhnte Prosaiker sogar, ausweichen von selbst, und dem würgenden *Eilendsprang*, und *jetzt strebt*, das fern hallende *Hurtig sprang*, und *nun strebt*, schon mit dunkeln Gefühle vorziehen. Einiger Aufmerksamkeit bedarfs, den eintönigen Fall der Senkungen, wo gern das zudringliche *e* sich anhäuft, entweder zu mälsigen, oder völlig zu übertönen. Denn ehrlich geklohn, müssen wir uns, um mit Besonnenheit ent-

gegen zu wirken, die leidige Unart unserer jetzigen Buchsprache: das jenes *e*, bey beträchtlichem Antheil an den Längen, auch die natürlichen Kürzen, sowohl die Silben der Abstammung: *Seel-e*, *Zierde*, *Hüg-el*, *Ath-em*, *Gart-en*, *auf-en*, *aufs-er*, *Säng-er*, *Vier-thel*, *Räth-sel*, *ein-zeln*, *hölz-ern*, *Flug-end*: und der Umwandlung: *Wald-e* (*es*), *Wald-er* (*ern*), *schön-em*, *schön-er-e*, *wohin-est* (*et*, *ete*), *ge-bau-et*, *sing-end*: als auch die meisten untrennbaren Vorsilben *be*, *ent* (*emp*), *er*, *ge*, *ver*, *zer*, samt dem Artikel *der* (*des*, *dem*, *den*), und dem Fürworte *es*, mit einförmigem Laute beherrscht; und das die gemeine Sprechart selbst diesen Laut in den Endungen fast bis zum Verstummen abschwächt.

Zu so schläfriger Eintönigkeit bequeme sich *Manna's* gefangreiche Sprache, die noch unter den Franken im eilften Jahrhunderte mit der griechischen an Reichtum voller Vokale wetteiferte! *Her fragoda* (oder — *de*, *di*, *te*, *ti*) *sine scalca*; und *Sie warnotin* (*an*, *en*, *on*) *unsero wingardon ethela wardos*: welch ein Hall gegen das neue Hochdeutsch: *Er fragete* (*frag'te*) *seine Knechte*; und, *Sie warneten* (*warn'ten*) *unserer* (*un'srer*) *Weingärten edele* (*ed'le*) *Wärter*! Wie melodisch: *Inkagan louffant scono magadi*, vor dem jetzigen: *Entgegen laufen schöne Mägde*! Man begreift wohl, das Eine und die selbige Stammsprache, die in Schwedens und Norwegens heiterer Bergluft klar aus freyer Brust und offener Kehle hallt, in Dännemarks Nebeln und Englands, gleichsam verschluckt und unlustig, mit geinächlichem Antönen sich behilft. Anders bey unseren Vorfahren. Ihnen ward der feyerliche Hochgesang gemeinsamer Anbetung, der entflammende Kriegeschor voll Väter ruhs, das von Taufenden erhörte Wort der Volksräthe, durch fremdzüngige Priester und Gesetzlehrer allnählich gedämpft, bis der aushallende Sprachlaut zum gelassenen Sprechtone des trägsten Vokals, schon gegen die Zeit der Minnesänger, sich herabstimmte. Ja hätte man nicht Gottes Wort wieder öffentlich in edlerem Deutsch gesungen, und laut vorgelesen, und mit Begeisterung gepredigt; auch das mundfaule *e* wäre durch alltägliches Sprechen in einen dumpf stummenden Halbton, *leben* in *leb'n*, und, was mancher Neuere der Poesie aufdrang, *wollen* in *woll'n*, ausgeartet.

Unheilbar ist leider durch uralte Verjährung dieses Eintönige der kurzen Silben mit dem lästigen *e*, und nicht überall zu lindern die nach verschlucktem *e* anstarrende Rauigkeit. Längst verhaßte bey uns das sangbare *Herza* und *Schmerz*, dessen altdeutscher Klang nun in Italien einheimisch ist; und schon ward der geschwächte Nachhall *Herze* und *Schmerze* von dem neuesten Gebrauche, der mehr des Gesprächs als der Rede achtet, für allzu weichlich erklärt. Wenn einst:

— — — ther edili Franko,  
Wifero, gethanko,  
Wifera, redhmo.

der edle Franke, weiser Gedanken, weiser Reden, volltönig ausrief: *Duwa, thi, nistiles in seinlochoro*:

wir dürfen nicht einmal sagen: *Taube, du nistelest in Steinlöchern*, was bey Luther, und noch in einigen Rheingegenden, erlaubt ist; nein, *wistelest und Löchern* fand der muckende Sprachgebrauch seiner Mundfaulheit bequem, damit der schon klanglose Endigungsvokal noch mehr von nachschleppenden Konsonanten verdumft würde. Aber was abzustellen unmöglich ist, das kann und soll der Meister durch geschickte Anstellung unter auflösenden und absteichenden Lauten zu Wohlklang stimmen, oder im schlimmsten Falle — zurückstellen. Er wird *nistelest*, mit jenem von Pindar verabscheuten Gezisch, gegen *bauest* oder *wohnest* austauschen; er wird vom zusammengezogenen *reizet* nicht *reizt* *Zwiestracht*, sondern *reizt Hader*, bilden; und wenn *schmeißt* oder *frierts*, wie *du hörst*, gesagt werden kann, nicht darum mit *schmerzts* oder *du scherzst* das Ohr peinigen. Noch hörreich den Ton, womit *Klopstock* mir Jünglinge die Lehre gab: Wenn etwas nicht klingen will; es ist nicht deutsch! sage ich; und stets bietet sich besseres.

Wie zahlreich immer die mit *e* tönenden Kürzen sind; ihren eintönigen Fall zu mäfsigen, findet der Achsamer weit weniger Schwierigkeit, als er vor dem Versuch annahm. Und wenn auch einige; so wäre ja, ihr zu entfliehn oder zu erliegen, unrühmlich für den sprachkundigen Verskünstler, zumal für den stolzen Ankündiger des Klinggedichts: der, eine aus vierzehn reinreichen Zeilen ihm zugemessene Form, in unserer reinarmen Sprache, mit jedes ungefähr passenden Stoffes reinstem und harmonischem Ausdrucke genau, ohne merklichen Zwang, zu füllen, sich anheischig macht. Schon sehr beschränkt wird die Rote des kurzen *e* durch wohlklingende Zusammenziehungen: *kennt, kommt; wagt, gleicht, hascht, trabt, blüht, sehn, nahn, drohn, hörte, brennte (brannte)*, gehört, entflohn, entflöht, *Bachs, Rufs, Manns, Thaus, Mays, Dings, Stahls, Herrn, Graun, Knaut, Höhn, Tändeleyn, seltne, edle, adlich, schaurig, im, am, vom, zum, zur*; und durch Weglassung am Ende: *der Kyklop, Skyth, Fäak, Anson, die Au, Hök, Thür, das Weh, Bett, dem Glück, vom Baum, im Stroh, am Meer, mit Gott, zu Dank, nah, eh, früh, heut, fern, er sah, geh, thu, schau, vertrau*. Diese den angeführten Formen mit dem Bedinge des Wohlklangs verstattete Wegwerfung des endenden *e* ist im Verse, mit den obigen Ausnahmen, Gesetz, wenn ein Vokal folgt: *die Reb' umrankt*; manchmal auch, wenn ein *h*: *steigt herab* — *dort strebt der Gedank' hin*; selbst bey eintretender Rauheigkeit, wenn sie dem Inhalt entspricht: *Schmettr' ihn hinab!* Aber die Verschmelzung des *e*, dem ein weicher Konsonant vorangeht, stört nicht, wie mancher sich einbildet, sondern erhöht den Wohlklang; indem der Konsonant in den folgenden Vokal sanft hinüberflieft, nicht wie ein endender geschärft werden muß: *Vom Ba-d' — aufstieg, die Ro-f- im Haar; nicht Baat oder Rooff*. Auch wo ein geschärftes Abstoßen weniger empfindlich wäre, will in gebildeter Aussprache der Konsonant fort-schweben, wie: *Gefäng' anhebt*, so auch: mit Ge-

*sang' einholt; wie, alle Land' erhält*, eben so, *im Mund' ist Honig, Galt im Herzen*.

Mild' und Mannkraft hall' im Lied' harmonisch,  
Singen hör' auch Hellas gern teutonisch.

Es ist für Wohlklang und Rhythmus ein bedeutender Vortheil, wenn die Sprache das selbige Wort in mehreren Gestalten: *gieset, gießt, geußt; nahe: schon, nahe der Feind, er nah' und stand*: den vielfachen Bedürfnissen der Darstellung gewährt.

In den nachbleibenden Endungen wird die Eintonigkeit durch den Wechsel der anhaftenden Konsonanten gemäfsigt: indem das *e*, wenn es nicht offen ist, wie in *Häbe*, bald mit fließenden Konsonanten, einzelnen und wohlverbundenen, austönt: *Handel, edel, Odem, unserm, Leben, Vater, wandeln, donnern*; bald in ein schwebendes *s*, für sich oder mit fließenden, übergeht: *schönes, Mundes, Tadels, Odems, Segens, Bruders, Handelns, Zauderns*; bald allein oder mit gutem Gefolge, in ein kräftiges *t* oder ein *d*, dem manchmal noch ein *s* nachschweben darf, sich verliert: *Kummet, redet, zweifelt, lockert, Kummets, übest, Schmeichelt, dauert, Tugend, liebend, spöttelnd, wuchernd, Abends, vollend*. Wenn wir die von *eln* und *ern* stammenden *saunt* und *ndr* abrechnen, so sind die mehrsten dieser Ausgänge den Römern, die üblichsten *en*; *er, es* auch den Griechen eigen. Wie förderlich eine so reiche Abwechslung dem Wohlklange sey, dies zu empfinden, vergleiche man: *dem Jünglinge säumet der Abend*, mit: *den Jünglingen rufen entgegen*; oder: *den Schlenderer flammendes Donners*, mit: *der Schlenderer flammender Donner*. Und welcher Harthörige würde den vielfachen Endungen: *obsegete mächtigen Völkern*, die Einförmigkeit selbst einer Vokalendung vorziehen: *befiegete mächtige Reiche*? auch wenn mit *a* (*befiegete mächtige Reiche*), oder mit *o* zu endigen erlaubt wäre? Noch wohlklingender allerdings wäre die Mischung von beiderley Mannigfaltigkeit: *befiegot: mächtige Völker*. Aber in dem stürmischen Mittelalter verdonneten uns die meisten der Vokalendungen, die wir in die Sprache der bezwungenen Römlinge verpflanzt hatten; diesen fast alle Konsonantendungen, wofür ihnen die manchmal verstattete Wegwerfung des Vokals nach einem fließenden Konsonanten einen kümmerlichen Ersatz gewährt. Und bey so unmännlichem Gesänge ward ihnen nicht einmal Vieltönigkeit der Vokalausgänge, sondern ein ewiges Fortsummen mit *a*, *e*, *i*, *o*, höchst selten mit *u*; und fast immer in der weiblichen Bewegung des Trochäus! Gleichlautende Endungen nach-einander, *diese schöne Blume, meinen schönen Garten*; verhören wir leicht, schon durch Umbeugung, *dieser schönen Blume, meines schönen Gartens*; nicht so leicht der Italiener, dem seine Gleichlauter, *una bella donna, quella donna dote, questo nuovo libro, i chiarissimi antichissimi*, durch alle Umbeugungen nachfolgen.

Neben dieser so mannigfaltigen, und wenn der Anordner das Seinige thut, durchaus gefälligen Tragung des *e*; sind unsere Kürzen doch auch von andern Vokalen nicht ganz verlassen. Wir haben die:

einfilbigen Artikel ein, die, das; wir haben das so des Nachsatzes, und zu vor dem Infinitiv: wenige zwar, aber von häufigem Gebrauch. An mehrlautigen Veränderungsilben sind uns noch übrig das endende o der nicht seltenen *jetzo* und *desto*, auch der nicht mit *dero* und *ihr* gesunkenen *nunmehr* und *hinfür*; ferner das eingeschaltete o in *Karoling*, *Teutoburg*, das i in *Nachtigall*, *mannigfaltig*, *Bräutigam*, das ä in den feyerlich gebrauchten *Cheruskawald*, *Hansaburg*. Auch häufige Abwechslung bieten uns Eigennamen und Benennungen, die der Sprache durch Erbrecht oder Einbürgerung angehören, theils in Endsilben, wie *Hulda*, *Minna*, *Eda*, *Bassa*, *Lava*, *Bárbar*, *Démant*, *Turban*, *Siegmar*, *Altan*, *Immi*, *Betti*, *Rabbi*, *Derwisch*, *Iaspis*, *Tiberis*, *Kniebis*, *Orlog*, *Alkov*, *Kondor*, *Marmor*, *Kokos*, *Senator*, *Hago*, *Junio*, *Apollon*, *Konsul*, *Purpur*, *Pern*, *Indus*, *Bambus*, *Onyx*, wovon mehrere durch Schwebung sich der Mittelzeit annähern; theils in tonlosen Vorsilben, wie *Vasall*, *Palast*, *Altar*, *Spinat*, *Europa*, *Idee*, *Labyrinth*, *Diadem*, *Diamant*, *Pokal*, *Hufar*, *August*, *Auson*. Wer auch hier, zumal im edleren Tone der Poesie, die kraftvollen Laute zum dröhnigen *a* abschwächt, wie *Asia* in *Asien*, *Martha*, *Marmor*, *Purper*, und *Europa's* in *Europens*, oder sogar verbeist, wie *Assen*, *Emilje*, *Adon*, *Tacit*, *Liv*: der verliert sich in die niedrige Sprechart eben so weit, als wer die heilige *Maria* zu einer *Marie*, den Apostel *Petrus* zu einem *Peter*, die holden *Grazien* zu *Grazjen*, und den ehrfamen *Senator* samt dem hochweisen *Edukat* zu einem *Senater* und *Edukat*, oder dem vollends verpöbelten *S'nater* und *Ed'kater* herabwürdiget.

Wenn dies alles die Eintönigkeit unserer gesenkten Kürzen nur mäßigen, nicht übertönen kann; so ist die Menge viellautiger Mittelzeiten und Längen, welche häufig, zu vielfachem Behufe der Wohlbe-  
 wegung, statt der Kürzen gesenkt werden, von entscheidender Gegenwirkung. Man überdenke das Gewimmel der Einsilbler, die mit allen Vokalen fast alle wohl lautend, vermöge ihres untergeordneten Begriffs, die Mitte zwischen Länge und Kürze halten, durch Fügung aber und Takt entweder lang oder kurz werden: Wörtlein, wie *ich*, *du*, *sie*, *wir*, *euch*, *was*, *man*, *mein*, *zu*, *viel*, *all*, *voll*, *kein*, *halb*, *bin*, *sind*, *war*, *hat*, *ward*, *kann*, *soll*, *muss*, *mag*, *wie*, *als*, *da*, *dann*, *wann*, *so*, *wo*, *nun*, *nur*, *schon*, *kaum*, *wohl*, *zwar*, *an*, *auf*, *bey*, *bis*, *für*, *in*, *mit*, *ohn*, *un*, *sant*, *um*, *von*, *vor*, *nach*; *zu*, *und*, *auch*, *ja*, *gar*, *dass*, *weil*, *ob* —; oder zusammengesetzte, wie: *etwa*, *etwas*, *warum*, *daher*, *davon*, *darauf*, *hieraus*, *dorthin*, *darob*, *durchaus*, *fortan*, *ringsum*, *seitab*, *zurück*, *also*, *allhier*, *sodann*, *sofort*, *amoch*, *dennoch*, *dieweil*, *obgleich* —. Man werfe dann einen Blick auf die unzählbaren Nennwörter mit veralteten Stammsilben, wie *Schönheit*, *Artigkeit*, *Heimat*, *Heiland*, *Arbeit*, *Kleinod*, *Armut*, *Leumund*, *Hirtin*, *König*, *Dickicht*, *Häring*, *Wohnung*, *Schmetterling*, *Küchlein*, *Säumniss*, *Drangsal*, *Botschaft*, *Reichthum*; und auf die eben so unzählbaren Beywörter und Nebenwörter, wie *fruchtbar*, *einfach*, *nahrhaft*, *sonnig*, *thürricht*, *lyrisch*, *trau-*

*lich*, *jähling*, *rücklings*, *heillos*, *drey mal*, *wachsam*, *jenseit*, *abseits*, *klangvoll* —. Man rechne dazu den Reichthum an einsilbigen Längen, wie *Bahn*, *wohnt*, *grün*, *heut*; und an verbundenen in allen Wortfüßen, wie *Anmut*, *darbringt*, *blutroth*, *gleichfals*, *Fürsorge*, *wislantig*, *antwortete*, *Vormittag*, *unnachahmlich*, *unausforschliche*. Und hierbey erwäge man, dass in die Senkung des Verstaktes nicht die tiefstönige Länge allein, sondern, nach bestimmten Regeln, oft auch die hochtönige, gestellt werden darf, z. B. im jambischen Verse: *Anmut und Würde* —, *Halt! riefer* —; ja, dass sogar eine kräftige Mittelzeit, durch den Takt gehoben, der vorstehenden Länge die Senkung aufdringt: *Reichthum mit Weisheit* —, *dankbar in That* —, *einsame Wildniss* —, *arbeite mutvoll* —, *Krieg ist mein Lied*. Wie weit zu den schwächeren Mittelzeiten sich diese Freyheit zu erstrecken scheine, ist in der Zeitmessung gesagt worden. Das äußerste möchte seyn, im Anfange des jambischen Verses, oder nach dem Abschnitte: *Hoffnung erhält*, *Hoffnungen nährt*; *fröhlich empor*, *fröhlicher Mut*; *heimlich an Laut*; *ewig*, *o Gott*; aber nicht mehr: *heimischer Laut*, *ewige Lust*. Eher noch eine schwere Kürze am Ende des Worts: *Orfeus hinab*, *Purpur belohnt*; aber durchaus nicht: *edler Genoss*; viel weniger noch, wenn die leichte Kürze von zwey Längen umgeben ist: *Edler Mut*, *reine Liebe*; welcher Zwang an *Vater unser im Himmelreich*, und *Wend' ab dein Zorn*, *lieber Gott*, aus dem versknittelnden Zeitalter uns erinnert.

Ehe wir Deutschen, durch den Bau fremder Sprachen irre gemacht, die Gesetze unserer Zeitmessung, und die mannigfaltigen Verhältnisse unserer Längen, Kürzen und Mittelzeiten, zu ergründen uns zutrauten, hörten wir oft von Deutschen die Behauptung, unsere schwankende Silbenzeit verstatte zur Noth wohl gereimte Jamben und Trochäen, nicht aber des Alterthums künstlichere Versarten. Nachdem wir mit unserer Zeitmessung zu einiger Stetigkeit gelangt sind, jetzo behauptet der deutsche *Fernow* (*Ital. Spr.* S. 758): „unsere Sprache sey in der Quantität ihrer Silben viel zu bestimmt, und durch diese Bestimmtheit zu ungeschmeidig, den leicht hinspielenden Tanz des italienischen Hendekasyllabus in Stanzas und Sonnetten ganz nachzubilden“. Die arme Sprachel! Wenn einer, den einförmigen Gang des Jambus zu beleben, aus ihrer rhythmischen Fülle mit Auswahl Spondeen und unvollkommenen verlängerten Mittelzeiten und Kürzen einmischt; so entschuldigt man ihn mit der unsicheren Zeitmessung, die der reinen Jamben zu wenige darbiete. Es fügt sich dann einer der gebotenen Einförmigkeit durch ein scharf abgemessenes Klipklap; so büßt sich für den entstehenden Überdruß die allzu genaue Zeitmessung, die dem Verse lauter vorspringende Hebungen ohne die sanft verschmelzende Grazie der Kunst aufnöthige. Zu des Wohlklangs Wettkampfe darf die melodische Hesperill mit Fug ausfordern; erröthend und kühn wird Teutona in die Schranken gehn, im Vertrauen auf die richtende Hellenis. Aber auf Künste der rhythmischen Bewegung sich einzulassen, dessen bescheide sich die lebenswürdige Sängerin!

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 4 J U N I U S , 1 8 0 8 .

## SPRACHE UND DICHTKUNST.

GÄTTINGEN, b. Dieterich: G. A. Bürgers Sonnette, in den letzten Ausgaben der Bürgerschen Gedichte. 1789, 1796 und 1803.

(Bechluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Jene Einmischung von Längen und gehobenen Mittelzeiten, wenn sie nach alten Erfahrungen der Griechen geregelt wird, gewährt unseren fünffüßigen Jamben, den Mitwerhern der italienischen Endekasillabi, einen kraftvoll schwebenden Spondeengang. Der Grieche würde den Fünffüßler, als einen in der Mitte verkürzten Trimeter, messen, und mit veränderlichen Abschnitten gliedern, in solcher Gestalt:

u — u — u, — u — (..) u —,  
u — u —, u — (..) u —.

Oder:

u — u — u, — (..) u — u —,  
u — u —, u — (..) u — u —.

Im ersten, dritten und vierten Takte dürfte der Spondeus Statt finden; dem zweyten und fünften gebührte durchaus ein Jambus. Hiernach wäre der erste Vers im Tasso:

*Canto l'armi pietose, e'l Capitano:*

so tadelhaft, als:

Kommst du, Freundin, o kommst du, mein Verlangen?

Und dieser von Ariosto:

*Il scorrendo pe' boschi talor prese,*

fehlete zwiefach gegen das Gesetz, wie:

Der sich mühsam durch Felsen thalab windet.

Wir können, sieht man, dem Italiener alle durch Ton und Verstakt gehobenen Längen, auch die verwerflichen, nachbilden. Zugleich aber mit dem kräftigen Andrange des Spondeus, giebt dem jambischen Verse Mannigfaltigkeit die schwächere Verlängerung bald einsilbiger Mittelzeiten und Kürzen: *er schwang sich in den Aether —, die Waldung zu bespahn —, anstauend das Getöse; bald anapästisch anfangender oder*

daktylisch ausgehender: *bekränzt mit Anemonen —, hin schwand er unbemerkt —, Unsterblichkeit erstrebend —, voll göttlicher Begeisterung —, den Helikon ersteigen.* Mag also der Italiener auch Reihen tonloser Silben in den Kampf stellen, unverzagt halten wir ihm Stand. Wenn er aus dem Tasso die feurige Bewegung aufgiebt:

*Scorge in Rinaldo et d'uno guerriero,*

*E spiri di riposo impatiens:*

wir antworten getrost:

*Reich vom Genuß' har folgungen sich die Götter.*

Vom Blute der Erschlagenen zu trinken,

S. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

Freylich mehrere Vokale in Eine Silbe zu verschmelzen, wie *Sarmò d' Asia, e di Libia il popol misto*: diese Kunst verstehn wir so wenig, als die Griechen, und trösten uns.

Beiderley Unterbrechung des einförmigen Jambenschrittes wird noch reizender dadurch, daß bey so vielartigen Hebungen nicht allein der Vokallaut mehr Abwechslung empfängt, sondern zugleich der Sprachton oder Accent, der sonst die Hebungen des Verses zu schreyend macht. Wessen Ohr an die gesetzliche Freyheit griechischer Jamben, oder auch nur an des italienischen Endekasillabo fast ungebundene Beweglichkeit, gewöhnt ist; den beleidigt der stetige Gang durchaus gleichschreitender, gleichbetonter, und mit gleichem Vokal sich senkender Wortfüße, wie: Dem Haupt | der Berg | entröhlt | des Schnees | Gewält; oder was noch widerlicher ist:

Deren | Augen | Haiden | Mädchen | blühen.

Er verlangt mit dem Griechen ein viellautiges und vielfach betontes Steigen und Fallen abwechselnder Tawendungen in allen Wortfüßen, die der vorgeschriebene Vers aufnimmt, und dieses, so vielmöglich, dem sanften und dem stürmischen Schwunge des Gedankens angepaßt. Ohne Nachsicht verlangt er es, weil er erfahren hat, daß unsere Sprachgötter, sobald ein Gutartiger mit kindlichem Zutrauen bittet, hier wie überall, eine gern austheilende Mutter ist.

Wenn ein gefühlvoller Deutscher von Sprachkenntnis und gebildeter Auzrede, bey richtig gehaltenem, aber nicht abgehämmerten Versakte, die hochtonige Länge auch in der Senkung, die tiefstönige Länge und Mittelzeit auch in der Hebung, nach Tonverhalt und örtlichem Nachdruck, vorzutragen, und gehobene Kürzen oder flüchtige Mittelzeiten mit geschwächtem Laut abzustossen vermag; so sage er folgende Verse einem verständigen Italiener vor, und frage ihn ob sein Endekasillabo eines reicheren Klanges, einer schöneren und ausdrucksvolleren Bewegung, fähig sey:

Voll Kraft und Anmut schwebt die Teutonide.

Uns freut der Wohl laut, mehr noch die Bewegung.

Reichthum entfliegt, der Welt Höhe verschwindet.

Einsam in Bergeshöden wohnt ein Seher.

Wohl laut, dich stört zu viel Klang, und zu wenig

Eindrang des Meers unaufhaltfam Gewässer.

Kraftvoll, doch sein stets mächtig und enthaltfam.

Oder verbundene, zum Schluss einer Stanze:

Nach schäumt ein Riß; der Kiel kracht in die Sandung;

Sturm heult, und grauenvoll donnerte die Brandung. —

Ach! kinderles wehklagt nun Filopole,

Tonreich, daß ringsum Wohl laut hallt und Seele. —

Das prassende Geklapp der Symplegaden

Stand, und hindurch glitt Argo'sonder Schladan;

Kundig der Abkunft, über Staub und Rohheit,

III

Strebt' er empor zu dem Olym mit Hoheit. —  
Dem leisen Anwohn kaum hörbares Klang: s  
Folgt ein Orkan viellautiges Gefanges.

Vielleicht wird hie und da der Italiener sich selbst in der Stille fragen, ob solche Fülle und Lebendigkeit von wohlklingender Bewegung in seiner Sprache zu erreichen sey, und laut darauf antworten, oder auch nicht. Wahrlich! wer unter so mannigfaltigen Vorräthen des Wohlklangs und der Wohlbewegung, wo jeder Ausbruch des Starken und des Sanften, des Feyerlichen und des Anmutigen, stets Nothdurft und Genüge, oft die fröhlichste Wahl findet, dennoch unsere Sprache der Ungefchmeidigkeit für geistige Darstellungen anklagen will, der muß billig zuvor gezeigt haben, daß er den Umfang ihrer Bildung und ihrer Bildsamkeit kenne, und zu gebrauchen wisse.

Bürger hat das einförmige e der Senkungen glücklich genug vermieden; in den wenigsten Versen lautet es vor, und selten so anhaltend, wie:

In den Zweigen einer Götterlaube.

Armes Täubchen! Hart getäuschter Glaube!

Mit Verwunderung über treffen wir unter den wenigen ein paar Beyspiele der schlimmsten Eintönigkeit, die auch durch wechselnde Endkonsonanten nicht gemäßiget wird: *auf allen deutschen Auen — und meine ganze Habe —, meine Liebe, lange wie die Taube.* Zugleich beweisen die angeführten Beyspiele, daß Bürger gegen einförmige Bewegung zu nachsichtig war. Wie hier der Trochäus einherschlendert, so hüpfst anderswo der Jambus:

Hier Geist | in Leib, | und Leib | in Geist | verschwebet,  
Süß | in Schlaf | durch dich | gelulst | zu seyn.

Noch ermüdender wird dieses Einerley bey der Einförmigkeit des Abschnittes nach der zweyten Länge, den die jambischen Sonnette durchaus, die trochäischen zu häufig haben. Oft macht auch die vierte Länge einen Halt, daß zwey Doppeljamben nach einander gehört werden:

Nicht selten hüpf, | dem Finken gleich | im Haine.

Welcher trotzige Doppelschritt sich in diesem Sonnette nicht weniger als zehnmal aufdrängt. Solch ein lästiges Triptrap unterbrechen zu sparsam flüchtige Längen gehobener Kürzen und Mittelzeiten, die Bürger zuletzt, wie aus den Misänderungen der Nachtfeyer erhellt, als lockere Abschweifungen vom straffen Versgange betrachtete. Abwechselnde Spondeen sind so selten und zufällig verstreut, daß sie nur nicht abgewiesen zu seyn scheinen. Völlig verschmährt ward die Hebung-tiefstoniger Längen und Mittelzeiten, weil der Volksdichter nur Verse, die auch der Unkundigste mit Leichtigkeit abhämmert, für volksthümlich hielt.

Wir sehen, daß der Hersteller des veralteten Klinggedichts eine durchgängig wohlklingende Vieltönigkeit entweder nicht abgezweckt oder verfehlt habe. Desto mehr hat er, wie die Vorrede rühmt, für die zwischen durchfließenden Pulse des Reims durch „äußerst richtig, voll und wohl tönende Reimwörter“ gesorgt. Wir werden demnach unserer obigen Bemerkung noch einige Worte hinzufügen müssen.

Wird das Gesetz anerkannt, daß jedem Gedichte der reinste und mannigfaltigste Wohlklang im Ganzen und im Einzelnen zukomme; so haben die vorschaltenden Reime gerechten Anspruch, wie alle Schlußfälle bis zur Prosa herab, mit der erlesensten Blüte der Harmonie zu prangen. Vorzüglich aber gebürt schöner und abstechender Klang den Reimen des Klinggedichts, deren einige sogar viermal mit einander hallen und wiederhallen. Unsere Sprache besitzt Jamben und Trochäen in so günstigem Verhältnisse, daß uns eine erfreuliche Abwechselung männlicher und weiblicher Reime zu Gebote steht. Wogegen der Italiener, gleich dem Spanier und dem Portugiesen, durch Armut an Jamben beynahe ganz auf weibliche Reime, wie der Engländer durch Seltenheit der Trochäen auf männliche, beschränkt wird, und der Franzose, weil seine reimenden Trochäen alle auf ein stummes e ausgehn, der verstatteten Mischung nicht froh werden kann. Diesen einheimischen Vorzug haben schon unsere ältesten Sonnettdichter gefühlt, und, ihn gegen auswärtigen Nothbehelf zu vertauschen, sich vor keinem Ansehen gedemüthigt.

Erst neuerlich hat man uns zugemutet, in Sonnetten und achtzeiligen Stanzen einen so bedeutenden Vorzug, als die Verbindung starker und sanfter Reimendungen ist, freywillig zu verleugnen; und Eintönigkeit weiblicher Tonfälle dem Italiener, der hier in seinem Elemente sich schwingt, nachzukünsteln. Mit gleichem Fuge könnte man uns die Gebrechen der englischen und der französischen Reimweisen als nachahmungswürdige Tugenden, und den Fischen die unendlichen Vortheile der Schwanzlosigkeit, einpredigen. Der Klügere, dem die Nachahmerheerde nachschwärmt, meinte wohl bloß dieses: wie nütziger Entschluß am kräftigsten in lauter männlichen Reimen trotz, also scheine die schmelzende Empfindung, oder die spöttelnde Ironie, manchmal den sanftschwebenden Gang durchaus weiblicher Reime, mitunter auch wohl im Sonnette, zu verlangen. Dawider hätten wir so wenig, als wenn einmal ein zur Rechtheit anfeuerndes, oder ein archilochisches Sonnet unvermischt männliche Reime mit männlichen durchspöchte. Mögen nur hier lauter mannhaft und voll aushallende in reichem Vokalwechsel, und dort lauter anmutige, mit den schönsten Blumen des viellautigen Wohlklangs geputzte Reimweibchen den festlichen Tanz aufführen!

Schon im täglichen Verkehr mit männlichen Reimen müssen die weiblichen, weil ihr schwabender Doppelklang vorzügliche Aufmerksamkeit erregt, durch ehrbaren Schmuck und reizende Mannigfaltigkeit sich auszeichnen. Wie viel mehr, wo sie allein sich darstellen zu allen verschiedenen Wendungen der sanftesten Harmonie! Man bringe uns nicht gemeine von der Heerstraße, wie *Trieb zu Liebe*; nicht zugleich struppige, wie *Schmerzen im Herzen*, oder *Fischchen auf dem Tischchen*. Man meide die Anreihung ähnlicher Laute in den Hebungen, daß nicht auf die Reimbande von *beten* eine von *lebet*, oder auf *Muse* ein *Dunkel Rosse*; noch sorgfältiger eine Folge gleichlautiger Senkungen,

wovon der häufigste *e* und das stammende *on* die zudringlichsten sind. Welch ein Ohr, das, ganze Strophen, ganze Sonnette hindurch, ununterbrochene Reime mit endendem *e* oder *on* aushalten kann! Wenn es doch Cynthius einmal zupfte, oder nach Befund rupfte! Ermunterte ein Französischle Seinigen zur Nachahmung italienischer Reimweisen, indem er: einem petrarchischen Sonnette mit den vielstönigen Reimen: *desio, volta, scioka, mio, mio, ascolta, volta, restio; vacoglie, lei, trasporta, coglie, altrui, conforta*: ein Sonnet *en bouts-rimés* mit diesen auf lauter Stumme *e* ausgehenden entgegenstellte: *genio, saggio, cessa, manie, symetrie, finisse, pareisse; monotomie; dance, esleous, modele, stance, entravus, hyrielle*: — was meint ihr? er selbst müßte ein Spötter seyn, oder er würde von dem bittersten Spotte seiner witzigen Landsleute gezüchtigt. Auch bey Petrarka, obgleich dessen *e* am Ende gediegener als das unsrige ist, wird kein Unbefangener es gut heißen, daß in mehreren Sonnetten acht Reime hinter einander, in einem sogar alle vierzehn, mit *e* ausgehn. Eben so wenig daß einmal vier *ora* mit vier *oro*, anderswo vier *esso* mit vier *osso*, und wiederum vier mislaunige *accio* (*atticho*) mit vier nicht wohlklingenden *ugge* (*uddsche*), sich umschlingen: wie wenn bey uns die unholden Reime: *Matfchen, kufschet, wufschet, patschen, matschen, Budget, wufschet, quatschen*: den Achtling eines Sonnets bildeten.

Könnt ihr denn, hochherzige Verheißer italienischer Wohlklänge, könnt ihr nicht über die gemeinste Eintönigkeit euch emporheben? Mit dem leichtfertigen Reimgeschlepp, das, wie *lieben*, jedem aufdämmernden Gedanken durch *wir* (*lieben*), *ja, zu, das, dem, die, der*, sich anschniegt, daß dieser Leichtfertigkeit wegen kaum zu *bouts-rimés* einem Ehrliebenden geboten wird, mit solchem zu meist oder allein würdigt ihr eure auf Klanghexerey pochenden Sonnette zu durchklingeln? Lernt, Kindlein, was unsere Sprache, auch in Reimkünsten vermag! Dem allerdings herrschenden Falle des *e* nehmen wir kein Lästiges durch gefällige Abwechslung unserer vielfachen und wohlklingenden Endungen, wie *Adel (s), Brodem (s), Streiter (s), gutes, liebet (ß), Abend, raffelt, läutert*. Wir beschränken die Herrschaft, wenn wir die volltönigen Reimwörter von mittelzeitiger Senkung nicht vernachlässigen: *rofig, mosig; endigt, bündigt; traulich, graulich; Wütrich, Dietrich; Käsch, träf ich; romantisch, levantisch; Nestling, Fröstling; thöricht, Kehrich; Liedlein, Mütlein; Wölfin, Elfin; Wildniß, Bildniß; Wohnung, Schonung; hörbar, ehrbar; nahrhaft, wahrhaft; biegsam, süßsam; Kindheit, Blindheit; Demant, Jemand; Heiland, weiland; Landschaft, Verwandschaft*. Auch so oft alte und ausländische Benennungen, ungesucht einen harmonischen Reim darbieten, wie: *Flora, Aurora; Ida, Armida; Noah, Elda; Wodan, Rhodan; Iris, Osiris; Maro, Faro; Sian, Kronion; Eros, Heros; Indus, Pin-dus; Nereus, Tereus*: warum sollten wir nicht, gleich dem feinhörenden Italiener, sie anzuwenden berechtigt seyn?

Sind dergleichen Reimwörter mit schwebender Mittelzeit oder Kürze so treffend gewählt, daß sie auch außerhalb der Reimstelle für natürlich und nothwendig gölten; so giebt ihr reichlicher Klang dem ernsthaften Inhalte sowohl, als dem launigen, etwas Prachtvolles und Heiteres, das jedem unverzogenen Naturgefühl sich einschmeichelt. Wem sind nicht aus alten Kirchenliedern die Reime: *Ach wie nützlich, ach wie süchtig! — Schön und herlich, groß und ehrlich! — Hofanna! himmlisch Manna* —: und dabey seine Jugendempfindungen im Gedächtniß? Ein lebhafter Mann ohne Gelehrsamkeit erzählte einst einem Knaben von der ehemals berühmten hamburgischen Oper, und theilte ihm die Begeisterung mit, worin er die wohlklingenden Reime her sagte:

Bel, unser Gott, ist groß und mächtig

Sein Antlitz leuchtet hell und prächtig:

Doch gleicht ihm unser Belazar.

Der Mann war mein Vater, der Knabe ich selbst: der bald nachher in Schulübungen mit wohlklingenden Reimen, zum Verdruss des auf fließende Natürlichkeit haltenden Magisters, sich und den Mitschülern göttlich that, und später die Übertreibungen der Reimsucht in schwergeknickelten Reimen verpörrte. Ein stärkerer Beweis, daß in unserer Sprache den Stoff dieser Vieltönigkeit mit angeborenem Gefühl auch das Volk ahnde und gebraucht wüßte, mögen die Sprichwörter seyn: wo nicht nur schwebende Trochäen mit leichter und schwererer Mittelzeit, wie *Witzling, Spitzling* bey Fischart; einmal, keimmal, Kolland, Tolland, wehrlos, ehrlos; sondern sogar vollkommenen Spondeen: *Sausbold, Raufbold, Ehstand, Wehstand, Landemann, Schandemann, Kalbfleisch, Halbfleisch*; oft in getrennten Worten, *Ein Mann, kein Mann*; oft nur mit ähnlichem Klange, *Hundert Jahr Unrecht ward nie kein Stund recht*, gereimt werden.

Warum denn nutzen wir nicht so reichhaltige Fundgruben der Vieltönigkeit und des Reims? Warum wollen wir, wie bey tantalischem Überflusse, unthätig über Mangel und Noth klagen? Selbst ja die üblichen *Demut* und *Wehmuth* berechtigen uns, ähnliche Spondeen von geschmeidigem Klange, wenn sie von selbst kommen, zu Bereicherung des Reims anzuwenden. In dem edelsten Tone fügt sich bequem ein anmutiges *Hainthall* zum schrecklichen *Gebeintkal*, ein *Seemann* zum weinungerühten *Leman*, zum *Tieffinn* sein Affe *Schieffinn*, zur Heirat ein verständiger *Beyrath*, zum *Blackfeld* ein Fels, der *nachfällt*, zu brittischem *Stringut* das heilige *Gemeingut*, zum *Vorwand* und zur *Leinwand* etwas, das sich *empor* oder *hineinwand*. Und im festerhaften wird neben dem höltyischen *Maylied* ein modernes *Dudel-deilied*, und am *Rheinfall* ein nutzbarer oder empfindlicher *Einfall*, sich eben so artig ausnehmen, wie dieser Schluß eines Sonnets:

Für Geißesnahrung heut dies Buch ein dreymal

Mit lauem Spühlicht aufgewärmtes Broymahl.

Ein zusammengesetzter Spondeus möchte vorzüglich der Belehrung und dem Spotte Gewicht geben; wie etwa:

Du löst mir Gräbels Schreien?  
Mir dünkt, sein Buch bedarf Sinn,

(Oder:

Schutzgott ist ihm mächtige Verwandtschaft,  
Die, solch ein Amt ihm und dazu Verstand schafft.

Auch

wohl mit verlängerter Mittelzeit:

Wie meint wohl dein wahres Du das,  
Rothköpfiger Zweyzingler Judas?

Sogar eine Affonanz dieser Art kann dem entschei-  
denden Worte zur Verstärkung dienen:

Er witzelt mystischen Religionsgeist;  
Doch: wie sein Witz, wird die Religion feist.

Und warum sollen wir nicht, wo Geringfügigkeit zu  
bezeichnen ist, zwey unwichtige Silben, nach italieni-  
scher Freyheit, in den Reim zwingen? wie:

Manch Spasgevögel wagt sich an die  
Scherzlaune, trotz Wieland und Shandi:

da im Volkstone des Heldenbuchs ein ähnlicher An-  
klang auch mit Ernste bestand:

Wilt du, sie fahren mit dir;  
Jeder mit hundert Ritttern.

Oder warum nicht, nach dem Beyspiele des ariosti-  
schen *Fiordiligi*, die ersten Silben eines zusammen-  
gesetzten Wortes? wie:

Handhabest du Süddichtkunst; o Natuphi-  
losophlein, dann sagt Kunst und Natur: Fi!

Kurz, was Quintilian von den Worten urtheilt; Alle  
Reime sind irgendwo die besten; und die an einer ge-  
schmückteren Stelle unedel scheinen, sind, wo die Sa-  
che sie fodert, der schickliche Ausdruck.

Solange *Bürger* er selbst war, wie sorgsam vor an-  
deren gab er den Reimen Wohlklang und Mannigfal-  
tigkeit! Seine Nachfolger, sein Lied an Agathe, seine  
Lettore haben einen gefälligen Vokalwechsel in den  
Reimhängen; in den Kürzen herrscht zwar das *e*, aber  
mit verschiedensten Ausgängen, *en, em, er, em, el, et*, und  
wird doch zuweilen von anderen Vokalen durchbrochen.  
Hier reimen *Prophezeung, Errechnung, Wahrheit, Klar-  
heit, ledig, gnädig*; hier zwey durch den Sinn verbin-  
dene Wörter *wachst du* (nach alter Schreibart *wachstu*)  
und *lachst du*; hier auch die Fremdlinge *Indus* und  
*Pindus*. Das ursprüngliche:

Sie war es, die den Aeneas  
Mit Lavinien verband.  
Und die keusche Zone Rhea's  
Löße sie durch Mavors Hand:

ward so von *Romler* herabgestimmt:

Sie schlang um die Hand Aeneas  
Und Lavinien's ihr Band —;

nachmals von dem verkümmerten Dichter noch mehr,  
weil er die nahe Verbesserung nicht wahrnahm:

Sie wars, die den Held Aeneas  
Mit Lavinia verband. —

Dies Trachten nach vollem und vielfachem Laute der  
Reimwörter wird in den Sonnetten, wo es unerläßli-  
che Pflicht war, fast gänzlich vermisst. Fehler in den  
Reimlängen haben wir oben bemerkt. Die Kürzen fal-  
len sämmtlich mit *e*, dessen Einförmigkeit zwar meistens  
durch einigen Konsonantwechsel gebrochen wird. Aber  
auch das nur zufällig; da in einem Sonnet alle weibli-  
chen Reime auf ein offenes *e*, und in zweyen alle auf  
*en* ausgehn. Die Anhäufung des *en* wird noch anstößi-  
ger, wo *Bürger* sogar die Abwechslung männlicher

Reime der Ausländer aufopferte; in dem gräßlichen  
*Au-Sonnet*: dessen Achtling vier ausen mit vier eben  
paart, und, damit die weichliche Einförmigkeit ja  
nicht überhört werde, in noch ärgerer Verfe weich-  
licher Bewegung.

So weit blieb *Bürger* von den Erfordernissen eines  
richtigen Sonnettes zurück. Und wann er alles gethan  
hätte, was die Sonnetregel befiehlt; so müßte sein be-  
sener Geist ihn sagen: Du unnützer Knecht, warum hast  
du unter ein so willkürliches Gesetz dich geschniegt,  
und die freye Kunst des Gesanges entwürdigt?

Aber wenn ich der Anwendung des *Bürger'schen*  
Wortes: Er spricht vom Sonnet, wie der Fuchs von  
den Trauben, mich entziehn, und meinen Beweisen  
Gehor schafften will; so muß ich schon selbst einmal  
den fesselnden Schellen mich hergeben. Wohlan! er-  
gelte, daß, wie von Kunst nur der Künstler, von Kunst-  
macherey nur der Kunstmacher urtheilen dürfe. Hörst  
depp, andächtige Kunstjüngerlein; was ihr noch nie  
hörtet, den Wunderklang meiner überkündlichen

# KLINGSONATE.

I. Grave.

Mit

Prall-

Hall

Springt

Süd-

Tral-

Lal-

Lied:

Kling-

Klang:

Singt:

Sing-

Sang

Klingt.

H. Scherzando.

Aus Monds

Gewimmel

Und Schimmel

Hervor

Dringt, Oho,

Dein Bimmel-

Getümmel

Ins Ohr.

O höre

Mein kleines

Sonett.

Auf Ehre!

Klingt deines

So nett?

III. Maestoso.

Was singst ihr und klingelt im Sonetto,  
Als hätt' im Flug' euch grade von Toscana  
Geführt zur heimatlichen Tramontana  
Ein kindlich Englein, zart wie Amoretto?

Auf, Klinger, hört von mir ein andres detto!  
Klangvoll entsteigt mir ächtem Sohn von Mana  
Gelaut der pomphaft rollenden Kampans,  
Das summend wallt zum Elfenminueto!

Mein Haupt, des Siegers! krön' mit Ros' und Lilie  
Des Rhythmos und des Wohlklangs holde Chris,  
Achdos, o Kindlein, eures Larifari's!

Euch kühl' ein Kranz hellgrüner Peterfilie!  
Von schwülem Anhauch ward euch das Gemüt heit,  
Und sebert, ach! im nachhergehenden Südschweife!

Rosa.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 6 J U N I U S, 1808.

## G E S C H I C H T E.

- 1) Unter dem erdichteten Druckort AMSTERDAM u. CÖLLN, b. Hammer: *Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.* Mit Anmerkungen und Zusätzen. 1807. XII, 360 u. XX S. gr. 8. (1 Thlr.)
- 2) Ebendasselbst: *Neue Feuerbrände.* Marginalien zu der Schrift: *Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II. Von demselben Verfasser.* I Band: I—III Heft. II B. IV—VI H. III B. VII—IX H. 1807. IV Band. X—XII Heft. 1808. Jeder Band mit einem Titelkupfer, jedes Heft mit dem besonderen Titel: *Neue Feuerbrände.* Herausgegeben von dem Vf. der vertrauten Briefe über etc. Ein Journal in zwanglosen Heften. I H. IV u. 124 S. — II H. IV u. 128 S. — III H. VIII u. 140 S. — IV H. IV u. 128 S. — V. H. IV u. 160 S. — VI H. VIII u. 136 S. — VII. H. XII u. 144 S. — VIII H. IV u. 140 S. — IX H. VIII u. 144 S. — X H. II u. 160 S. — XI H. VI u. 140 S. — XII H. VIII u. 132 S. 8. Broschirt und mit Kupferstichen auf dem Umschlage. Jedes Heft 16 Gr.
- 3) *Intelligenzblatt zu den neuen Feuerbränden.* No. 1—30 nebst 8 Beylagen. 4. in gespaltenen Columnen 240 S. Pränumerationspreis auf 46 St. 1 Rthlr. Ladenpreis für jede No. von einem halben Bogen 1 Gr.
- 4) Ohne Druckort: *Löscheimer.* Herausgegeben von H. v. L.—n. Ein Journal in zwanglosen Heften. I H. 116 S. II H. 123 S. 1807. III H. IV u. 124 S. 1808. 8. Broschirt und mit Kupferstichen auf dem Umschlage.
- 5) HAMBURG u. LEIPZIG, in dem historisch - politisch - militärischen Institut: *Lichtstrahlen.* Beyträge zur Geschichte der Jahre 1805, 1806 und 1807. Eine Zeitschrift in freyen Heften, von einer Gesellschaft wahrheitsliebender Militärpersonen, Civil-Beamten und Gelehrten. Erster Band. I. II. III. Mit einer Landkarte. 1807. I u. II H. VIII u. 384 S. 8. broschirt.

Auf Bücher von dem Inhalt wie No. 1, besonders wenn sie zur rechten Zeit erscheinen, darf das lesende Publicum nicht erst aufmerksam gemacht werden. Ehe die Kritik noch im Stande gewesen ist ihrer zu erwähnen, befinden sie sich bereits in *Jed. S. A. L. Z.* 1808. *Zweiter Band.*

manns Händen, sind von der Neugier verschlungen, oft auch schon vergessen, und es ist mehr die nothwendige Vollständigkeit eines kritischen Instituts, als das Bedürfnis der Leser, welche alsdann noch eine kurze Anzeige derselben erheischt.

Mit dem gegenwärtigen I Theil der *vertrauten Briefe* verhält es sich anders. Dieses Werk erhebt sich durch Ansichten, Ton und Gehalt so hoch über die Mehrzahl der durch die merkwürdigen Begebenheiten des Zeitraums veranlassten Schriften, daß es als ein historisches Document für die Nachwelt betrachtet zu werden verdient. Es hängt mit der in unseren Blättern bereits angezeigten Fortsetzung (1807. No. 216) nur locker zusammen; es macht vielmehr, wie auch der bey dem zweyten Bande hinzugefügte veränderte Titel andeutet, ein für sich bestehendes Ganzes aus, und muß daher auch als ein solches hier angesehen werden. Nicht der Form, aber dem Inhalt nach zerfällt es in zwey Haupttheilungen: eine statistisch - politische Übersicht der Ursachen des allmählichen Sinkens und endlichen Falls der preussischen Monarchie, und die Geschichte des Tages. Die Erste war gewiß schon längst vorbereitet, und erhielt bey ihrer Erscheinung nur eine auf den Zeitpunkt berechnete Einkleidung, indem damit die Erzählung der neuesten Begebenheiten verbunden, oder vielmehr hinein geschoben wurde. Diese Form hat jedoch ihre großen Unbequemlichkeiten. Bey der Eile, mit welcher die schnell auf einander folgenden Begebenheiten aufgefaßt und erzählt werden mußten, wurde eine gehörige Prüfung derselben unmöglich; und wenn gleich der Vf., wie er in der Nachschrift sagt, nur das gab, was er nach seiner Überzeugung für Wahrheit hielt: so sieht man doch bald, daß der tiefe Schmerz über die Unfälle des Vaterlandes ihn oft zu falschen Urtheilen über das, was geschehen war, und über die handelnden Personen verleitete. Der bloß erzählende Theil seines Buches steht daher tief unter dem abhandelnden, und das Durcheinanderwerfen der Materien erschwert die Sichtung des reinen Korns von der Spreu. Da er jedoch viele seiner Behauptungen in der Folge selbst zurückgenommen oder berichtigt hat: so glaubt Rec. diese hier mit Stillschweigen übergehen, und nur bey dem, was dem Werke seinen wahren gediegenen Werth giebt, verweilen zu dürfen.

Es hebt mit einem Gemälde des preussischen Staates in der Periode seines höchsten Glanzes, in den letzten Jahren Friedrichs II, an, und giebt dann

Kkk

gedrängte Übersichten der Regierungsgeschichte, des Monarchen und seiner beiden Nachfolger. Bey jeder derselben sucht der Vf. ihre Grundsätze in der auswärtigen Politik und in der inneren Verwaltung, so wie den Zustand des Landes, der Armee und der Finanzen anschaulich zu machen. Indem er aus der Regierungs-Methode selbst den Charakter des Regenten hervorhebt, entwirft er mit scharfen Umrissen die Schilderungen der vornehmsten auf die Staatsmaschine wirkenden Personen, und läßt ihren Einfluß auf den Geist und die Moralität der verschiedenen Classen der Staatsbürger in mehr oder weniger allgemeinen Sittengemälden sich aussprechen. Die ersten vier Briefe sind Friedrich II gewidmet. Die Erhaltung des Gleichgewichts unter den europäischen Staaten war das höchste Ziel der Politik seiner spätern Jahre, und er suchte dieses durch seine Diplomatie, durch sein stehendes Heer und seine wohlgeordneten Finanzen zu erreichen. Herzberg, nach des Königs Ansichten gebildet, war derjenige, der seinen Sentiments die Form gab, dessen Rath auch wohl gehört wurde. Dohn besorgte den publicistischen Antheil; die eigentliche Lenkung der auswärtigen Angelegenheiten aber hatte Friedrich sich selbst vorbehalten. (Bf. 2.). Die Armee war ihm (S. 22) ein Ganzes, dessen physische Kraft allein für ihn Werth hatte; die moralischen Eigenschaften der Einzelnen galten ihm nichts. Der coercitiven Gewalt der Disciplin überließ er es, bey ihnen den Mangel des Willens zu ersetzen. Die mittleren Glieder aber, auf der einen Seite nur integrierende Theile des mechanischen Kunstwerks, sollten doch auf der andern auch als denkende Wesen zur Ausführung dienen; für sie mußte ein höheres Princip aufgestellt werden, — die Ehre. Daher der Vorzug der Adlichen, Begünstigung des *point d'honneur*, der Verdienst-Orden u. s. w. Im Sinn des allgemeinen Princip mußte jeder Officier, als solcher, brav und geschickt seyn; daher Beförderung nach dem Dienstalter, und weil dieses doch keine Feldherrn-Talente geben kann, Aushebung der besten Köpfe zu Adjutanten, die das in der That waren, was mancher General nur vorstellte. So wurde das Zutreten zu den Anführern erhalten, welches, verbunden mit der strengsten Disciplin und der Erfahrung, das der Sieger sich besser befindet als der Besiegte, die preussischen Krieger, wo sie in Masse auftraten, unüberwindlich machte. Das Finanzwesen theilte sich in vier Hauptzweige, *Domainen, Contributions, Aïsse und Régalien*. Die Verwaltung der ersten war schon unter Friedrich Wilhelm I. eingerichtet, und wurde unter seinem Nachfolger nur vervollkommenet; bey den Steuern herrschten fortdauernd noch die Mängel einer nicht gehörig gleichen Vertheilung, die Accise hingegen, die Friedrich einführte, weil die Vergrößerung der Armee eine vermehrte Einnahme nöthig machte, wurde nach den richtigsten Grundsätzen organisirt. Der König hatte das Colbertsche System angenommen. Er begünstigte die Fabriken, doch ohne den Ackerbau zu vernachlässigen. Die

Justiz machte er von dem Thron unabhängig, ging aber im Allgemeinen von dem Princip aus: Alles in höchster Instanz selbst zu leiten. dabey den Staat, wie ein Hausvater seine Familie, zu regieren, für seine Unterthanen so, daß stets ihr Bestes erfolgen sollte, zu denken und zu handeln, den menschlichen Geist aber durch keinen Censur- oder Kirchen-Zwang in seinen Fortschritten zu hemmen.

Rec. hat hier nur Resultate angeben können, die scharfsinnige Ausführung muß in dem Buche selbst nachgelesen werden, wo der Vf. auch die Mängel dieses Systems andeutet. Das Gleichgewicht der Staaten hält er allerdings für das einzige Ziel einer Macht, die durch ihre inneren Kräfte nichts auf die erste Stufe gestellt worden ist, bemerkt aber dabey, daß, so lange keine Garantie gefunden seyn, um diesem Princip Haltung zu geben, jeder Staat, sobald er es vermöge, dagegen handeln werde. — Die Grundsätze Friedrichs bey der Bildung des Heeres hält er der Stufe der Cultur, auf welcher die Nation vor sechzig Jahren stand, angemessen; sie hätten aber in der Folge dem Zeitalter mehr angepaßt werden sollen. Überhaupt hatte der König, ein Fremdling in der deutschen Literatur, wohl nie die Fortschritte der Geistesbildung gehörig beobachtet, und er schadete der Moralität durch den laut geäußerten Spott über alles, was dem Volke heilig war, den er sich bey jeder Gelegenheit erlaubte (S. 57). So lange er lebte, wurden die Folgen dieser Schwachheit nicht merklich, aber das künstlich aufgeführte Gebäude seiner Staatsverwaltung konnte nur durch den Hammerstein selbst erhalten werden, weil er verstannt hatte, ihm durch ein, unter den Schurz eines aus allen Classen der Staatsbürger gebildeten Senats gestelltes Fundamentgesetz Festigkeit und Dauer für mehr als ein Menschenalter zu versichern (S. 343).

Zwölf Briefe handeln von der Regierung Friedrich Wilhelms II. Die Untersuchung geht hier zur Erzählung über, und beide schreiten mit einander fort. Ungeachtet der Beybehaltung der alten Formen und der Minister und Feldherren des großen Vorgängers wird doch, durch den Mangel an Einheit des Willens, der Einfluß der Umgebungen bald merklich. — Erste nützliche Einrichtungen. — Aufhebung der Regie und der Monopole. Allmählicher Übergang von dem Colbertschen System zu dem physiokratischen. — Die Besitznehmung Polens, die dortige Insurrection und der Baseler Friede, „drey Acte, bey welchen Preussens Machthaber ihre Unkunde des wahren Staatsinteresse öffentlich documentirten (S. 71).“ Der Vf. sucht diese Behauptung durch eine tief eindringende Untersuchung bey den zwey ersten Punkten zu beweisen, verliert sich aber bey dem dritten in eine weitläufige Parallele zwischen den damaligen republicanischen und den deutschen Heeren, aus welcher, so manches Trefsende sie auch enthält, doch zuletzt mehr die Nothwendigkeit als die Schädlichkeit des getadelten Friedens hervorgeht. Wenn auch der Sinn zu errathen



ist: so fehlt doch dem Reformer hier die nöthige Bündigkeit und Klarheit. — Vortheile der preussischen Herrschaft für Polen, das in der Idee verloren, in der Wirklichkeit aber gewonnen habe; Nachtheile hingegen, die für Preußen (doch wohl nur durch die scharf gerügten falschen Mafsregeln?) daraus entstanden. Das Ganze ist gut durchgeführt, obwohl die Verschönerung der Städte (S. 87) nur von Posen gelten kann, und die Verbesserung der Justiz mit dem Tadel, daß die Gesetze nicht in die Landessprache übertragen wurden (S. 73), und dafs es schien, als ob man bey der Anstellung preussischer Beamten in Polen dieses Land „zu einer Botanybay für alle solche Officianten hätte machen wollen, die längst hätten castrirt oder aufgehängt werden sollen.“ (ebend.) in einem gar zu schreyenden Widerspruch steht. Verschwendung der in Südpreußen eingebrachten Güter. — Anekdoten aller Art. — Bey einigen derselben wird der Leser billig erst die Verantwortung der Beschuldigten abwarten, bey andern liegt der Beweis dem Vf. ob; zum Beyspiel bey der Geschichte des Sehers in Pisa, der der Gräfin Lichtenau den Krieg widerrathen haben soll. Je charakteristischer solche Züge sind, desto weniger dürfen sie ohne Bürgschaft so bekümmert als Facta aufgestellt, auf keinen Fall aber in einem historischen Werke die gewiß nie laut gewordenen Gedanken einer handelnden Person angeführt werden. (S. 103). In der Anmerkung B (S. IV) wird die Cur mit Lebenslust, welche den sterbende König brauchte, beschrieben; die Verwechslung des deutschen Namens Klemens mit dem französischen Clemens läßt aber dabey eine Verwechslung der Personen ziemlich wahrscheinlich vermuthen. — Charakter schilderungen. Bischofswerder; Wöllner; Riez; dessen Frau, die nachherige Gräfin Lichtenau; Eräulein Voss, nachher Gräfin Ingenheim; Gräfin Dehnhof. Diese Zeichnungen sind ohne Zorn und Übertreibung entworfen. — Preussens Zustand nach dem Tode Fr. Wilh. II. — Zwey und zwanzig Millionen Schulden an der Stelle des vorgefundenen Schatzes; eine Armee, nur im Nachruhm der Thaten Friedrichs glänzend, ohne den Geist, der sie ehemals belebte, und von ihren geschätzten Anführern nur mit zwecklosen militärischen Spielereyen beschäftigt (S. 115); im Finanzfach keine Allgemeinheit, jedes Departement nach eigenen Grundsätzen handelnd; unter den Officianten die höchste Immoralität und keine Furcht vor höherer Abndung; unnütz gehäufte Schreiberey in den Collegien; Verordnungen in Menge, ohne Nachdruck der ausübenden Gewalt. — Dies sind die finstern Seiten des Gemäldes; die helleren: eine menschlichere Behandlung der gemeinen Soldaten, Einrichtung der Scharfschützen und der leichten Bataillone; und Versorgung der Invaliden. — Das Accisfach besteht durch Struensee; der auch die Fabriken nicht sinken läßt.

Mit dem 17ten Briefe beginnt die Regierung des jetzigen Königs. — Seine Erziehung; — Seine ersten Umgebungen. Es ist ersichtlich zu sehen, dafs

der Vf. hier keine dunkeln Schatten aufzutragen nöthig gehabt hat. — General Köckeritz; Cabinetsrath Menken. — Einrichtung des Cabinets; Schulenburgs Versehen; es sich nicht gleich Anfangs untergeordnet zu haben, welches ihn zum wirklichen Premier-Minister gemacht haben würde. Es bildet nun, ohne den Namen zu haben, doch in der That einen Staatsrath, in welchem jene beiden Männer, nebst dem expedirenden Rath der auswärtigen Angelegenheiten, die drey Hauptfächer der Regierung lenken, und dem Scheine nach den Ministern nachstehend, doch unter dem Schild des königlichen Ansehens diesen Befehle geben. — Nachtheile dieser Verfassung. — Mangel eines Präsidenten und Langsamkeit der collegialischen Einrichtung. — Antagonismus des Ministeriums; — Motivirte Verordnungen. — Juristischer Gang der Dispositionen, wodurch am Ende die höchste impulsirende Instanz in ein bloßes Dikasterium ausartet. — Störung in dem Gange der Staatsmaschine, die auf diese Weise, zwar auf einem anderen Wege, als unter der vorigen Regierung, aber doch immer mehr und mehr ihrer Auflösung entgegen geht. — Gemälde des Luxus und der Sitzelblosigkeit Berlins im Contrast mit dem reinethischen Charakter des Königs und seiner einfachen Lebensweise. Der Vf. taucht hier seinen Pinsel in die grellsten Farben, und sucht die Schilderung durch einzelne Züge noch hervorstechender zu machen. Er spricht so bestimmt und entscheidend, dafs man ihm die Beweise seiner Angaben zutrauen, dafs man zugeben muß, verzärtelnde Schonung sey bey einem solchen Grade der Verderbtheit nicht an ihrer Stelle. Dessen ungeachtet kann Rec. diese Art der Darstellung nicht billigen. Sie enthält des Einzelnen zu viel oder zu wenig. Wozu die Anfangsbuchstaben der Namen und die räthselhafte Hinweisung auf Familiengeschichten, die nur von Berlinern errathen werden, aber auch zu den traurigsten Mißdeutungen Anlaß geben können? Für die von der Hauptstadt entfernten Leser haben sie keine Bedeutung. Unmöglich kann aber der Vf. den Zweck gehabt haben, bloß für die Berliner eine ärgerliche Chronik hinzuwerfen, die lusterne Neugier eines beschränkten Publicums zu reizen; er will warnen, bessern. Auf dem hier eingefohlenen Wege kann er nur erbittern. — Neutralitäts-System, welches, nach des Königs Meinung, keine Macht anzutasten wagen würde, wodurch aber Preußen, seine Gefahr nicht ahnend, nur das Bekenntniß seiner Schwäche ablegte. — Charakteristik der neuen Cabinets-Räthe Beym und Lombard; des Ministers Haugwitz. — Möglich geglaubter Bruch mit Rußland im Jahr 1807. — Untersuchung; ob Rußland des englischen Handelsverkehre entbehren könne. Dieser Artikel erhält in den Noten am Ende des Buches eine Berichtigung, die jedoch den Leser auch nicht ganz befriedigen kann, weil noch immer Zweifel darin unbeanwortet gelassen werden. — Hardenberg; Hoym; Schulenburg.

Preussens Unthätigkeit bey der französischen Bes-

Setzung von Hannover. — Verworfenheit der in Südpreußen angestellten Beamten, die durch ihre schlechte Bezahlung nicht gerechtfertigt werden kann. Hier sind die Personen genannt, die Facta deutlich nachgewiesen. — Inconsequenz des Cabinets, durch Auflösung der Dienstpflichtigkeit den Erbadel allmählich untergraben zu wollen. Gründe für und wider den Adel, und Vorschläge, durch Errichtung eines Censoren-Amtes ihm seine ursprüngliche Würde wiederzugeben. Auch diesen Gegenstand behandelt der Vf. mit Scharfsinn, obgleich die flüchtige Bearbeitung sich durch Mangel an Vollständigkeit und nicht gehobene Widersprüche verräth. — Theurung am Schluss des Jahrs 1804, durch die reichen Grundeigenthümer, wovon nicht veranlaßt, doch vermehrt. — Untersuchung der Nachtheile des Ackerfytems für einen Staat wie Preußen. — Stimmung des Hofes, der Hauptstadt und der verschiedenen Classen der Staatsbürger im Herbst 1805. — Die anglo-russische und die französische Parthey; der König, zwischen beiden schwankend und noch immer an seinem System der Neutralität hangend, in der Mitte. — Das Ministerium, der Adel, die Gutsbesitzer, die Geistlichkeit, der Handelsstand, die Jugend des Militärs und die Alten des Civilstandes sind englisch, das Cabinet, die Kolonie, die älteren Officiere und die jüngeren Civilbeamten französisch gesinnt. Die Physiognomie jeder dieser einzelnen Gruppen wird mit wenigen scharfen Umrissen gezeichnet. Auch die auf die Nation wirkenden Schriftsteller haben Parthey genommen und werden charakterisirt. — Die vornehmsten Personen des Hofes, des Cabinets und der Armee. Die Königin, Prinz Louis, Hardenberg, Schulenburg, Lombard, Herzog von Braunschweig, Mölendorf, Hohenlohe, Kalkreuth, Rüchel und viele andere. — Ihre Ansichten, ihre Grundsätze, ihre Erwartungen und die Gründe, wodurch sie bestimmt werden. — Darstellung der wahren Verhältnisse und daraus abgezogenes Urtheil des Vfs.

Auf die Schilderung des Prinzen Louis scheint der Contrast, in welchem er aufgestellt wird, einigen Einfluß gehabt zu haben. Der Vf. ist darüber angefochten worden, und hat sich verantwortet, ohne manche Vorwürfe, die mehr auf die früheren, als auf die späteren Jahre des Prinzen passen dürften, zu mildern. Louis war kein Muster strenger Sitten, aber Ausprüche, wie (S. 192. 193): „Moralität war nicht in ihm,“ „Sittlichkeit war ihm ein Gespött,“ verdiente er nicht. Hat er eines moralischen Menschen gespottet: so war die Person, nicht die Moralität der Gegenstand seiner Satyre. Er hatte ein sehr richtiges sittliches Gefühl, wenn gleich heftige Leidenschaften ihn oft hinrissen, denn in seiner kräftigen Natur war nichts schwach, also auch die Leidenschaft nicht. Er vermochte unendlich viel, und muthete sich daher auch mehr zu, als andere Menschen. Ihm war es leicht, aus dem Tausend des Sin-

nenrausches plötzlich zu besonnenen Thätigkeit überzugehen; er suchte Beschäftigung, und die Unthätigkeit, in welcher seine Verhältnisse ihn hielten, wurde sein Unglück. Kein Wunder, daß er den Krieg wünschte, der ihm ein so weites Feld für jene eröffnen sollte. Enthusiastisch dabey für Preußens alten Waffenruhm eingenommen, ließ er talentvollen Männern sein Ohr, die ihm die Aussicht zeigten, Deutschlands Retter zu werden. — Das Still-schweigen, womit der Vf. die Umgebungen des Prinzen übergeht, ist ein redender Beweis, daß er die näheren Verhältnisse desselben nicht genau genug gekannt hat.

Ankunft des Kaisers Alexander in Berlin, Entscheidung für den Krieg, und Napoleons Siege. — Die wiener Convention, nach des Vfs. Ansichten durch Zeitpunkt und Umstände nothwendig geworden. — Unzufriedenheit und Erbitterung aller Partheyen und aller Stände, die sich bald in Sarkasmen, bald in ärgerlichen Auftritten ausdrückt. — Besitznehmung Hannovers, Demonstrationskrieg mit Schweden und Federkrieg in den Zeitungen. — Verlorne Achtung der Regierung im Inneren wie im Auslande. — Umgeben von lauter Mißvergnügten glaubt der König dem Nationalwillen nachzugeben, indem er im folgenden Jahre sich zum Kampf entschließt. — Übelgewählter Moment, wo der Krieg nur noch ein den alten Formen dargebrachtes Opfer seyn kann. — Zustand der Armee. — Der Feldherr und die auf ihn folgenden Befehlshaber. — Uneinigkeit und Eifersucht. — Verblendung bey der drohenden Gefahr. — Zaudern; Unterhandlungen; der Marquis Lucchesini und der Kriegsrath zu Erfurt. — Der Operationsplan und der Feldzug. — Der Vf. schöpfte bey der Erzählung der militärischen Begebenheiten nur noch aus den ersten, sehr trüben Quellen, die man damals haben konnte; da er aber seine Angaben bereits selbst berichtigt und seine auf einzelne Ansagen gegründeten Urtheile zurückgenommen hat: so würde es unnöthig seyn, sie hier einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Wahr ist die Bemerkung, daß bey Jena und Auerstädt keine Armee, sondern nur eine Anzahl von Divisionen gefochten habe, unter denen kein Zusammenhang war. — Rückzug der vereinzelter Corps. Der Plan, sie an die Oder zu führen, wird mit Recht getadelt, so wie die Unbeholfenheit des langamen Marsches, indem man sich nicht anders, als durch Ausdehnung in breite Cantonnirungen, den nöthigen Unterhalt zu verschaffen wußte. — Gefecht bey Halle. Die Apologie des Herzogs von Würtemberg in der Minerva erklärt doch einiges, das bis dahin unbegreiflich schien. Die Equipage des Feldherrn wurde durch den Hn. von Montesquieu gerettet, dem sich die Bedeckung derselben zu Gefangenen ergab. —

(Die Fortsetzung folgt.)

#### NEUE AUFLAGEN.

Grütz, b. Ferll.: *Gmeineri Xaverii, Caes. et Caes. Reg. Prof. Hist. ecclesiast. P. O. Theologia dogmatica in-systema re-*

*ducta, et methodo scientifica proposita. II Tomi. Ed. III. auct. et emendata. 1807. 1 Th. 426 S. 2 Th. 496 S. 8. (4 Thlr. 10 gr.)*

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 7 J U N I U S , 1 8 0 8 .

## G E S C H I C H T E .

*Fortsetzung der Recension  
der*

Vertrauten Briefe, Neuen Feuerbrände,  
Löfcheimer und Lichtstrahlen.

Das Publicum der Hauptstadt kurz vor und nach diesen Begebenheiten. — Übergang von den stolzen Siegeshoffnungen zu der tiefsten Niedergeschlagenheit, von prahlhaftem Patriotismus zu kleinmüthiger Unterwürfigkeit, als die Franzosen einrücken. — Zwey Berichte über das Betragen der Berliner bey dieser Gelegenheit. — Einige naive Schilderungen, aber viel Wiederholung; mitunter gar zu müßige Anekdoten, politische Kannegießereyen und witzig seyn sollende Verse, die selbst für Einwohner Berlins kaum ein momentanes Interesse haben konnten. Einen Theil dieser Dinge muß man zum dritten Mal in einer aus dem bekannten Vossischen Werke abgedruckten Stelle lesen, die uns sagen soll, was der preussische Staat nach der Schlacht von Jena hätte thun können, worin aber die Leser zugleich mit den Familienfreitigkeiten des Hn. von Voss mit dem Minister Schulenburg unterhalten werden. — Mafsregeln der Municipalität. — Unverantwortliche Vernachlässigung des Zeughauses. — Die Bürgergarde. — Musterhafte Policey des französischen Platzcommandanten, General Hulin. — Anstalten zur Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln, zur Erhaltung des Credits der Staatspapiere, u. s. w.

Schlesien vom 20 October bis zum Ende des Jahres 1806. — Zustand der Festungen. — Patriotismus des Volks. — Mittel zur Vertheidigung; Mangel an Verhaltungsbefehlen und einem Anführer. — Der (wie man jetzt weiß, von dem Vf. entworfene) Plan zu Bewaffnung eines regulären Corps und zu Organisirung des Landsturms wird dem Könige vorgelegt, und dabey nur um die nöthigen Vollmachten und um einen General gebeten; er bleibt aber unbeantwortet. — Prinz von Pleß als General-Gouverneur, nachdem Glogau schon verloren war. Im 44ten Briefe endlich eine kurze Recapitulation des Ganzen nebst den Ausichten des Vfs. in die Zukunft, welche in der Anmerkung H näher bestimmt werden, sich aber doch nur zum Theil bestätigt haben. — Die angehängten Zusätze enthalten meistens nur Anekdoten oder Berichtigungen; die bedeutendsten sind: No. 5, wo der Vf. die Nachteile

S. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

der Requisitionen für Geldumlauf, Gewerbfleiß u. s. w. zeigt, und Mittel vorschlägt, sie durch gleichmäßigere Vertheilung der Lasten weniger drückend zu machen; und No. 6, wo er die allmähliche Bildung des Charakters der Berliner aus dem Einfluß des Hofes und der von aussen auf sie einwirkenden Ursachen entwickelt.

Der Herausgeber der *Neuen Feuerbrände* (No. 2) weist in einem Aufsatz am Schluß des dritten Hefes die Recensenten, denen die Tendenz dieses Journals nicht von selbst eingeleuchtet hatte, zurecht. Er erklärt sich bey dieser Gelegenheit über den Zweck der *Vertrauten Briefe* und dieser Zeitschrift, indem er sagt: „es sey Pflicht des Patrioten, die Mängel eines Staates, so lange er noch durch blendenden Schein den Nachbarn imponire, nicht aufzudecken; wenn er aber in Trümmer zerfchlagen da liege, und nun nichts mehr zu verschweigen sey, dann werde es Zeit, daß eine Stimme in der Wüste erschalle, und den Gutgefinnten die Ursachen des erfolgten Unglücks zeige.“ Er hat dieses in beiden Werken zu thun sich bemüht, beide haben manche Vorzüge und manche Fehler mit einander gemein, aber dennoch können sie nicht einander gleich geschätzt werden. Wenn in den *V. Br.* das Bestreben, ohne Rücksicht auf den Schmerz der Operation zu retten und zu heilen, unter vielen Zusätzen von ungleichem Werth, doch stets vorherrschend bleibt: so scheint bey der Herausgabe der *N. Fbr.* die Speculation auf zahlreiche Käufer oft laut mitgesprochen zu haben. Je verschiedenartiger der Inhalt solcher Schriften ist, desto mehr erweitert sich der Kreis ihrer Leser, und bey der Schnelligkeit des Debüts bleibt dem Herausgeber zu einer strengen Wahl der Aufsätze keine Zeit übrig. Daher denn die Menge der Wiederholungen, der aus den *V. Br.* wörtlich abgedruckten Stücke, die hier noch einmal verkauft werden, und der unverbürgten Anekdoten; daher die Desinheit des Vortrags oder der Bemerkungen, welche diese noch pikanter machen; daher die vielen müßigen, bloß eine Lücke ausfüllenden Aufsätze, die politischen, und besonders militärischen schiefen Urtheile, u. s. w.

Da das Publicum aber einmal nach solchen Schriften lüftern ist: so kann man es dem Herausgeber nicht gerade zum Vorwurf machen, daß er diese Stimmung benutzet, und loben muß man ihn, daß er neben dem Mittelmäßigen, Oberflächlichen, selbst Schlechten, doch auch vieles Gute, Gediegene und Trefliche liefert. Proben von beiden werden wir in

dieser Anzeige beybringen. Da jedoch bey der Anzahl der bereits erschienenen Stücke die ausführliche Beurtheilung aller Aufsätze ein eigenes Buch erfordern würde: so wird Rec. die völlig unbedeutenden, oder aus anderen Werken abgedruckten, entweder ganz übergehen, oder nur kurz berühren, um für diejenigen, die sich durch ihren Inhalt auszeichnen, etwas mehr Raum zu gewinnen.

Der Herausg. zeigt sich hier, wie in den *V. Br.*, in seiner grössten Stärke, wenn er von dem Praktischen in den verschiedenen Fächern der Staatenkunde, der Staatsökonomie und der öffentlichen Verwaltung handelt. Keiner der dahin einschlagenden Aufsätze ist ohne Werth; Rec. wird sie daher zuerst anzeigen. *Hft. I. Gross-Polens Besitznahme war der Untergang Preussens.* Die Vortheile der partiellen, und die Nachtheile der gänzlichen Theilung Polens für Preussen, kurz und gründlich entwickelt. — *Ist es wahr, daß in dem Lande, in welchem vorzüglich das landwirthschaftliche Gewerbe getrieben wird, jede Art von Abgaben die Grundeigenthümer treffe?* Die Frage wird mit guten Gründen verneinend beantwortet, und obgleich der Gegenstand in dieser Abhandlung nicht erschöpft werden konnte, so gehört sie doch zu den sehr lezenswerthen. — *Preussens naher Verfall nach der Schlacht bey Auerstädt, geschrieben im October 1806.* In einer Anmerkung meint der Vf., daß dieser Aufsatz auch später noch Interesse gewähren könne, und er irrt darin nicht. Die Staatsfehler, welche seit 1792, und besonders 1705, das Unglück des preussischen Staates vorbereitet haben, sind gründlich und mit Kenntniß entwickelt; aber das Ganze war schon in den *V. Br. Th. 1. Br. 8. 9. 28* enthalten, und ist hier, nur zuweilen anders gestellt, oft auch mit denselben Worten wieder abgedruckt. — Eben diesen Vorwurf verdienen *Hft. II die Blicke eines preussischen Patrioten in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft*, die meistens wörtlich aus den *V. Br.* abgedruckt sind. — *Bemerkungen über den preussischen Soldatenruhm.* Eigentlich mehr allgemeine Betrachtungen über den Geist der Zeiten und der Armeen. Nichts Neues, aber viel Gutes. — *Wie sollen sich Magistratspersonen kleiner Städte gegen Freund und Feind benehmen? Besonders in Schlesien?* Die Kleinmüthigkeit mancher Obrigkeiten, die alles preis gaben, wo sie durch Besonnenheit vieles retten konnten, wird mit Recht getadelt; der Vf. verliert aber die kleinen Städte bald aus den Augen, um über das, was in Schlesien hätte geschehen sollen, und über das, was man gethan hat, über den Pücklerschen Vertheidigungsplan, u. s. w. zu reden. — *Gibt es nicht auch Kriegsschäden im Frieden?* Schwierigkeiten einer gleichen Vertheilung der Kriegslasten, und Unbilligkeit vieler darüber erhobenen Befehle. Der Grundeigenthümer hat kein Recht, sich durch Einquartierung, Spandienste etc. für verhältnißmäßig mehr gedrückt zu halten, als andere Stände. Er hat diese Lasten bey Acquisition seines Grundstücks als *onerarealia* übernommen, und verlor, im Frieden, auch alle Vortheile,

allen Gewinn seiner Lage genossen. Selbst im Kriege bleiben ihm durch die Erhöhung der Preise noch Mittel, sich zu entschädigen, und wo, trotz dem Kriege, die Preise gefallen sind, da dient dieser Umstand nur zum Beweise des vorhergegangenen Kornwuchers. Die nicht producirende Classe leidet durch Theuerung eben so sehr, und ihr wird auf keiner Seite Ersatz dafür. Sie könnte, da sie auf Land- und Kreis-Tägen nicht repräsentirt wird, über den geheimen Krieg der speculirenden und distribuirenden Stände auch mitten im Frieden klagen. Daher die Überschrift. — *Hft. III. Der Zankapfel unter den Völkern, oder: Was schuf und unterhält den englisch-französischen Krieg? und wie kann er beendigt werden?* Dieser Aufsatz ist (S. 52) „nicht für Leser geschrieben, die mit den Gründen des Krieges vertraut sind, sondern für den Theil der Menge, den man nur die Wirkung statt der Ursach zeigte.“ Zu diesem Zweck ist er ganz geeignet; er trägt bekannte Gegenstände in einem klaren Zusammenhange und einer einfachen, gemäßigten Sprache vor. — *H. IV. Aphorismen über den Weltgeist der neueren Zeit. Parallele zwischen der Reformation und der französischen Revolution.* Gut; doch keine neuen Ansichten. — *Über die Bildung eines Staates mit Hinsicht auf das politische System Preussens, und Folgen desselben.* Ein sehr schmackhaftes Gebäude auf einer sehr breiten Basis. Der Übergang von allgemeinen Theorien auf den preussischen Staat, auf specielle Begebenheiten desselben und auf die Armée erfolgt so rasch, daß man nicht einsieht, was der Eingang hat bedeuten sollen, und wie das Ganze am Ende zu einem Compliment für den Gen. Blücher sich zuspitzen konnte. Diefs seltsame Mißverhältniß abgerechnet, enthält der Aufsatz im Einzelnen viel Gutes. — *H. V. Die aus Häberlins Staatsarchiv abgedruckten drey Briefe des Ministers Herzberg an König Friedrich Wilhelm II vom Jahr 1794* dienen einem Schreiben des M. Herzberg aus der Unterwelt an den K. v. Preussen nach dem Frieden zu Tilfit zur Einführung. Der Vf. läßt darin den verewigten Staatsmann Vorschläge zu einer neuen Einrichtung der preussischen Monarchie thun, die allerdings praktisch zu seyn scheinen, doch aber schon in den *V. Br.* nicht mehr neu, sondern größtentheils aus Bübows und Buchholzens Schriften entlehnt waren. — *Der Frieden zu Tiflit. Auszug aus dem 3ten Bande der Vertr. Briefe.* — *Notizen aus Schlesien.* Plan eines neuen Creditsystems für diese Provinz durch Errichtung von Pfandbriefen auf die Güter. — *H. VI. Welche Veränderungen sind in der preussischen Staatsverfassung nothwendig?* Fortgesetzt im *IX H.* In dieser, durchaus gründlich gedachten und mit richtiger Ansicht der Dinge ausgeführten Abhandlung thut der Vf. Vorschläge, welche zwar zum Theil schon in den *V. Br.* enthalten sind, hier aber, näher zusammengestellt und zweckmäßiger geordnet, eine leichtere Übersicht gewähren. Sie verbreiten sich über 1) die politischen Verhältnisse der Staatsbürger. Die adelichen Güter sollen besteuert, die Naturaldienste

in Geldabgaben verwandelt, die Justiciariate aufgehoben und Kreisgerichte eingeführt, der Ankauf von Gütern Jedermann frey gestellt werden. 2) *Die Organisation der Staatsverwaltungsbehörde.* Das Cabinet soll bloß auf Gnadenfächen eingeschränkt, ein Staatsrath und unter demselben die nöthigen Departements, in jeder Provinz aber ein Landes- und ein Justiz-Collegium eingerichtet werden. 3) *Bildung, Wahl und Befoldung der Civilofficianten.* Ein besonders lesenswerther Abschnitt, der aber, so wie 4) *das Finanzwesen*, keinen Auszug leidet. Die Nachteile der Beförderung bloßer Juristen zu den mittleren Stellen der Staatsverwaltung werden einleuchtend dargethan, und gerechte Klagen über die schlechten Anstalten des Postwesens geführt. Gewiß sollte jeder Staat, seines eigenen Vortheils wegen, auf die freye und leichte Communication im Inneren ein besonderes Augenmerk richten, nie aber wird man den Plackereyen und Erpressungen der Postmeister steuern können, so lange die Wegebesserung in ganz Norddeutschland so unverantwortlich vernachlässigt bleibt. 5) *Landesculturwesen.* Der Vf. billigt die Verbote der Kornausfuhr, und will durch ein Ackergesetz das Maximum der Erwerbung von Grundstücken nach liberalen Grundsätzen bestimmt, zugleich aber auch, damit die Besitzungen nicht zu sehr zerstückelt werden, ein Minimum der Vertheilung festgesetzt haben. 6) *Volksculturwesen.* Bildungs- und Erziehungs-Anstalten, Cultus u. s. w. 7) *Policeywesen.* Eine Policeymiliz, wie in Frankreich und gegenwärtig auch schon im Königreich Westphalen, Leihhäuser für Arme, um dem Wucher zu steuern u. s. w. 8) *Justizwesen.* Rüge der durch die vielen Provincialrechte entstehenden Unbequemlichkeiten, und Vorschläge, sie mit dem allgemeinen Landrechte besser in Einklang zu setzen. 9) *Militärwesen.* Hauptsächlich über Werbung und Verpflegung, und über eine zu errichtende Landmiliz. — *Über die bürgerliche Verfassung der Juden, besonders in den preussischen Staaten.* Fortgesetzt H. IX. Der gründliche, in das Wesen der Sache eindringende und mit zweckmäßigen Vorschlägen begleitete Bericht einer im Jahre 1789 vom König Fr. Wilhelm II. zu diesem Behuf angetragten Commission.

*H. VIII. Unser Adel.* Dieser Aufsatz enthält Wahrheiten, aber man vermisst darin die ruhige Ansicht, die allein zu richtigen Resultaten führen kann. Der Vf. ist zu sehr leidenschaftlicher Gegner, um nicht oft einseitig zu urtheilen, und vielen seiner Vernunftschlüsse mangelt entweder die nothwendige, begründende Allgemeinheit des Vordersatzes, oder die richtige Verbindung desselben mit der Folgerung durch den Mittelsatz. Unter den Gründen, warum die Fürsten noch immer den Adel zu begünstigen geneigt sind, ist vergessen, daß jeder, der erbliche Vortheile genießt, also auch der Erbfürst, aus natürlichen Consequenzen den Erbrechten nicht abhold seyn kann. Wollte man aber auch alle vorausgeschickten Sätze des Vfs. annehmen: so würde doch daraus auf keine Weise erhellen, was er behauptet,

daß nämlich der Untergang der preussischen Armee durch die adlichen Officiere hervorgebracht worden sey. Bey dem Geiste dieser Armee würden die bürgerlichen Officiere auch nicht weiter fortgeschritten seyn. Aber wahr ist es, daß die Einrichtung an sich den Schaden nach sich zog, daß nun der Unterofficier und Gemeine, der einer höheren Bildung fähig war, sich vernachlässigte und nicht mit Lust diente, weil er keine Aussicht hatte weiter zu kommen. Es war daher mehr die Menge, welche zurückblieb, als gerade das Officiercorps. — Eben so wahr ist es, was der Vf. von den Nachtheilen der Beförderung nach dem Dienstalter sagt; aber wie ist das im Frieden zu ändern? Wäre auch nie von Protection und Begünstigung die Rede, ist darum wohl jedes Subject, das sich durch Sittlichkeit und wissenschaftliche Bildung auszeichnet, auch zur Anführung im Felde geschickt? Nur der Krieg allein bildet Armeen und Befehlshaber. Die Geschichte aller Jahrhunderte und aller Staaten hat dieses bewiesen: eine lange Ruhe verdirbt die besten Heere, und je mehr Waffenruhm die Väter erworben hatten, desto tiefer fallen die im Frieden aufgewachsenen Söhne, weil sie in den alten Einrichtungen auch noch die alten Vorzüge aufbewahrt zu haben sich einbilden, und Verbesserungen nicht achten, die eine Armee von Neulingen folgsam annimmt. Hierin, und in nichts anderm, sind die Ursachen des Falls der Preussen zu suchen. Man täusche sich daher doch nicht länger mit allen den Mitteln, ein Heer kriegerisch zu machen, die jetzt so häufig vorgeschlagen werden! Es giebt da nur Ein Mittel, den Krieg. So wenig der Schüler, der auf einer Claviatur ohne Saiten alle Noten fertig greifen kann, für einen Musiker gelten darf, eben so wenig werden jemals Krieger im Frieden gebildet werden. Fingerfetzung und Noten wird jener lernen, aber keine Töne; und gerade so weit bringt es auch in seinem Fach der fleißigste Soldat, der nie einen Feind gesehen hat. Ob ein Staat durch Krieg und Eroberungen glücklich werde, ist hier nicht die Frage; will er aber ein kriegerischer Staat bleiben: so muß er auf Eroberungen ausgehen, sobald er nicht mehr zur Vertheidigung zu fechten hat. — In einer Anmerkung (S. 13) wird versichert, daß bey Weimar, kaum 200 Schritte von der Stadt und also 3 Stunden vom Schlachtfelde, auf einen bloßen blinden Lärm alle Officiere eines preussischen Infanteriebataillons davon geritten wären, die Gemeinen aber noch 3 Stunden hindurch gefochten hätten. Solche Fabeln wurden allerdings von verlaufenen Soldaten erzählt, die dadurch Mitleid erregen, oder ihre eigene Flucht beschönigen wollten; aber von den Tausenden der Augenzeugen jener unglücklichen Tage hat sie nicht Einer bestätigt, und nur die Erbitterung des Casten-geistes kann Schriftsteller, die sonst richtig urtheilen, verleitet haben, sie ohne Untersuchungen aufzunehmen und sogar Folgerungen daraus zu bauen. Warum wird das Bataillon nicht genannt, wenn aus der Anekdote etwas Wahres ist? Weiskalt verflucht

man die einzelnen Schuldigen, um den ganzen Stand zu beschimpfen? Wo es auf die Ehre einer ganzen Classe von Staatsbürgern ankommt, da darf bey den Anklagen der Gegner mit Recht diplomatische Genauigkeit gefodert werden. — Gleich unverbürgt sind die übrigen Erzählungen in diesem Aufsatz, so wie die den Stabs- und Subaltern-Officiern (S. 15) vorgeworfenen Unterschleife, wodurch sie auf Kosten der Gemeinen sich bereichert haben sollen. Wer die Einrichtung der Armeen kennt, weiß, daß die Officiere, und besonders die Subalternen, gar keine Unterschleife machen können. Daß Betrügereyen genug bey den Commissariaten vorgefallen sind, ist leider nur zu gewiß; aber diese sollten doch dem Adel nicht zur Last gelegt werden, aus welchem bekanntlich nur sehr wenige Mitglieder bey der Verpflegung angestellt waren. Aber wo von dem Adel die Rede ist, da verliert der Vf. gleich die Besonnenheit, und wird oft bis zum Lächerlichen leichtgläubig. In den meisten übrigen Behauptungen hat er Recht, und viele seiner Vorschläge sind zweckmäßig und verdienen Beherzigung.

*Die Polen, und ihre Constitution vom Jahre 1807.* Nach einem Eingange, in welchem der Charakter der Nation und Preussens Fehler bey der Organisation, der Gesetzgebung und Verwaltung dieses Landes, zwar nur flüchtig, aber mit Ruhe und Billigkeit geschildert werden, unterwirft der Vf. einige Hauptpunkte der neuen Constitution seiner Prüfung. Was er darüber sagt, beweiset seine Kenntniß des Landes und der Einwohner. Er zeigt unter andern, daß die gänzliche Abschaffung der Naturaldienste noch nicht anwendbar sey; die Constitution hebt sie aber auch nicht plötzlich und unbedingt auf. — Daß die Einkünfte der Krone bey weitem die festgesetzte Summe nicht erreichen, ist ebenfalls wahr; aber bey einer zu hoffenden zweckmäßigen Verwaltung der Domainen ist die nöthige Erhöhung der Renten mit ziemlicher Gewissheit vorherzusehen, und dafür, daß dieses Geld im Lande bleibe, ist gesorgt. Unbillig wäre es doch auf der anderen Seite, wenn die alten Erbländer alle durch die neue Erwerbung verursachten Lasten tragen sollten. Ungeachtet dieser und einiger anderer kleinen Irrthümer haben die Erörterungen des Vfs. einen entschiedenen Werth und verdienen mit Aufmerksamkeit beachtet zu werden. Eine Liste der jährlichen Einnahmen und Ausgaben des Staates unter der preussischen Regierung macht diesen Aufsatz noch nützlicher. — *Deutschlands Verfall.* Eigentlich nur über Hessen-Cassel, aus dem Buche: *Hessen vor dem 1 October 1806*, abgedruckt. — *Über die neuerlich geschehene Aufhebung des Adels im preussischen Staate.* Das Gesetz vom 12 October 1807 aus Memel, extrahirt und mit Anmerkungen begleitet, nach welchen der Vf. meint, daß die genommenen Maaßregeln noch nicht zum Zweck führen würden. — H. IX. Friedrichs II Grund-

*sätze über die Getraide-Ausfuhr und Kornsperr.* Im Eingange die eigenen Grundsätze des Vf., dann einige Cabinetsorder Friedrichs, welche seine große Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände beurkunden. — H. XI. *Reminiscenzen aus Schlesien.* Über die Erbärmlichkeit vieler Berichterstatter, nebst Proben davon, und Klagen über die Leinheit der Staatsbürger, sobald von Aufopferungen die Rede war, z. B. bey den nicht erfüllten Foderungen des Grafen von Götzen zur Vertheidigung Schlesiens. Über Mangel an Patriotismus, der aber größtentheils eine Folge des in Deutschland angenommenen Systems der Staatsverwaltung war. So lange alles nach bloßen Formeln betrieben wird; so lange die höchsten Behörden fortfahren werden, über jede Kleinigkeit weitläufige Berichte zu erfodern, diese nach dem Grundsatz: *Quilibet praesumitur malus*, zu moniren, über jede, nicht nach den eingeführten Weisen gemachte, Auslage, auch wenn ihr Nutzen für den Staat anerkannt wird, unangenehme Ausstellungen ergehen zu lassen, und das Betragen thätiger Männer nur nach Attestaten und Belogen zu beurtheilen; so lange mit einem Worte, die Regierungen der Rechtlichkeit der Einzelnen nichts zutrauen: so lange werden sie auch kein Vertrauen einflößen, und der Bürger wird Bedenken tragen sich aufzuopfern, wo er, auch bey dem glücklichsten Erfolg, keine Sicherheit, wohl aber endlose Plackereyen vor sich sieht. — *Die sibyllinischen Bücher, nebst Nutzanwendung, mit Rehbergs Dienerschaft und vorgeschlagener deutscher ständischen Verfassung, verglichen von einem Deutschen.* Verglichen sind diese Bücher nicht, sondern es ist nur von jedem etwas gesagt. Einige Declamationen des ersten, dessen Schätzbarkeit der Vf. übrigens anerkennt, werden mit Ruhe und gründlich geprüft; bey dem vortrefflichen Rehbergischen Werke aber meint er, daß nicht eine ständische, wie bisher, sondern eine allgemeine Nationalrepräsentation von Nothen sey. — *Pechfackeln.* Anonym eingesandt. Der Vf. spricht hauptsächlich von der Bildung der Jugend auf Schulen und Universitäten. Die unbilligen Ausfälle auf die neuere Philosophie abgerechnet, die an den Uebeln, welche er ihr zuschreibt, wohl sehr unschuldig seyn dürfte, enthalten seine Bemerkungen viel Wahres und Gegründetes. Er irrt aber, wenn er (S. 101) behauptet, die Franzosen gebrauchten keine statistischen Werke, wie die Hasselischen oder Hökischen Tabellen. Rec. war Zeuge, daß dieselben im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten wohl bekannt waren, und häufig zu Rathe gezogen wurden. Die Franzosen schätzen überhaupt die deutschen Kenntnisse höher, als er glaubt, und wissen sie zu benutzen; daß wir das nicht verstehen, daß wir mehr darnach streben, viel zu lernen, als unsere Combinationstabe zu schärfen, ist aber nur allzuwahr. —

(Die Fortsetzung folgt.)

#### NEUE AUSLAGEN.

Getz, b. Ferstl: *Onesperi Henrici Cass. Reg. Directoris Acad. Philos. nec non Hist. Eccles. Prof. P.O. Institutiones Juris Ecclesiastici methodo scientifica adornatae.* Tomus Primus completens

Jus ecclesiasticum Publicum. Tom. II. Juris eccl. privat. sec. prim. et secund. de personis et rebus ecclesiasticis. Ed. IV. auc. et emendata. 1808. 1 Th. 428 S. 2 Th. 454 S. 8 (4 Th. 20 Gr.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 8 J U N I U S , 1 8 0 8 .

## G E S C H I C H T E .

*Fortsetzung der Recension  
der*

Neuen Feuerbrände, Löfcheimer und  
Lichtstrahlen.

**H.** XII. Schreiben an den Hn. Verfasser der Vertr. Br. und Verleger der Fbr. Zehn aus den N. Fbr. herausgehobene Behauptungen werden hier geprüft, und manche mit vielem Scharffinn widerlegt. Nur da, wo der Vf. auf die Grundeigenthümer kommt, verräth sich der Zunftgeist. Bey dem Satze, daß nicht Geburt, sondern bloß das Verdienst bey'm Militär zu Beförderungen berechtigen solle, fragt er, wie dieser Zweck zu erreichen sey? und in der That wird auch schwerlich irgend ein Mittel oder eine Einrichtung die Beförderung der Untauglichen, in welchem Stande sie auch geboren seyn mögen, hindern, wenn der Staatschef nicht selbst zu wählen versteht. — Wenn es überall heißt, die Gesetze allein müssen regieren: so wird kein Vernünftiger gegen diesen unbestreitbaren Satz etwas einwenden, aber ohne eine kräftige Handhabung der ausübenden Gewalt wird er stets ein leerer Ton bleiben. Gegründet ist daher die Klage über die juristische Behandlung aller Gegenstände der Administration und der Policy, durch welche es möglich wird (S. 104), „bey recht abgefeimten Büberen seinen ehrlichen Namen gerichtlich festsetzen zu lassen, so daß am Ende nur der Schelm, nicht der ehrliche Mann, den Schutz der Gesetze genießt.“ — Über die Aufhebung der Dienstpflichtigkeit; daß diese Maßregel zum Besten der Unterthanen selbst nur mit großer Behutsamkeit angewendet werden dürfe. — Einseitig aber ist die Behauptung, daß der Grundeigenthümer, und überhaupt die productive Classe der Staatsbürger die Lasten des Krieges allein trage. Der Vorwurf, daß das Getreide nach dem feindlichen Einfall im Preise gesunken ist, wird durch die Gründe des Vfs. nicht gehoben, denn er vergißt zu erklären, wie es zugeht, daß bey den großen Vorräthen, die man bey den Gutsbesitzern gefunden hat, die Theuerung vor dem Kriege so hoch gestiegen seyn konnte. — Das nachfolgende Raisonnement stützt sich auf die eben so wenig haltbare Unterlage, daß der Landmann die Accise für die Vorräthe, welche er zur Stadt führt, tragen müsse; der Verkäufer macht bloß die Auslage, und der Käufer bezahlt sie. Durch solche, wie es scheint, absichtlich schief ge-

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

stellte Sätze verschertzt der Vf. am Ende das Vertrauen wieder, welches er anfangs durch den festen, männlichen, und doch ruhigen Gang seiner Untersuchungen einflößte.

**H. X.** *Darstellung des Finanzwesens von Spanien.* Die Abgaben und die Schulden dieses Staats, und die Gründe, welche sein Emporkommen hindern, aus französischen Schriften gezogen. Gute Notizen; doch nichts erschöpfendes. — **H. XII.** *Darstellung des Finanzwesens von England, und über die Tendenz seiner Kriege.* Eine gründlich ausgeführte Abhandlung, in welcher der Vf. zuerst den Bestand der Nationalschuld in verschiedenen Zeitpunkten seit dem J. 1607 nach richtigen Quellen anlehrt, und dann das System der englischen Staatsmänner bey dieser ungeheueren Schuldenlast mit den Grundsätzen der französischen Finanzminister unter den Bourbons in eine Parallele setzt. Nur die Zinsen, sagt er, sind in England eine Wirklichkeit; das Capital ist nur eine Idee, da der Staat es nie wiederbezahlt. Aber auch die Zinsen sind nur ein Abzug von dem Einkommen eines Theils der Nation, welcher einem anderen Theile derselben bezahlt wird, und wobey die Regierung im Grunde nur die Mittelsperson ist. Die Ein- und Ausfuhrzölle sind die Basis, auf welche das Creditsystem sich stützt, und alles Streben der Minister geht dahin, die Einnahme jährlich den Zinsen gleich zu erhalten. Es kann daher kein Deficit auf länger, als ein Jahr entstehen, aber England sieht sich zugleich genöthiget, durch einen beyspiellosten Krieg die einzige, dem Bedürfnis entsprechende Quelle, seinen Alleinhandel, zu behaupten. Der Tilgungsfonds, der, wenn die Staatspapiere sinken, sie durch Aufkauf wieder in die Höhe treibt, ist von der Schuld selbst ganz verschieden und unabhängig; auf besondere Taxen fundirt, dient er als Deckungscapital in dringenden Fällen und zur Sicherung der richtigen Zahlung der Interessen. Er hat nicht die Verminderung der Staatsschuld zum Zweck, wenn gleich daraus mehrmals Capitale getilgt worden sind, sondern er macht nebst der Staatsbank und den kleineren Banken den Stützpunkt des Creditsystems, und ist gleichsam die Bedingung der Fortdauer desselben. Die französischen Financiers hatten immer nur die Verminderung des Capitals im Auge; sie betrachteten es als eine Wirklichkeit, und vermehrten es dadurch wider ihren Willen etc. Zuletzt wird noch der neue Finanzplan nach dem Budget von 1807 unterfucht, nach welchem die Ausgaben für den Krieg bis zum J. 1816 gedeckt seyn sollen.

M m m

haben haben. Solche grundlose Anklagen können zu weiter nichts dienen, als den unseligen Antagonismus der Militär- und Civil-Gewalten im Staate, der so kräftig zu Deutschlands Ruin mitgewirkt hat, nur immer mehr zu erbittern. — In der Fortsetzung, H. IX, wirft der Vf. noch einen trauenden Blick auf Danzigs Ruinen, und einen anderen auf die Zukunft dieser vor Kurzem so blühenden Stadt, die, seiner Meinung nach, ohne den englischen Handel schwerlich wieder emporkommen wird. — H. VIII. *Relationen, Charakterzüge, Anekdoten u. s. w.* Nichts ist billiger, als das, bey der beynahe zur Tagesordnung gewordenen Verunglimpfung der preussischen Armee, auch gegenfeitig das Gute und Rühmliche, welches Preussen thaten, aus der Vergessenheit gezogen, und der Welt bekannt gemacht werde; aber nichts schadet einer guten Sache so sehr, als eine ungeschickte Vertheidigung. Wenn die Begebenheiten in einem schwülstigen, ewig lobpreisenden Tone, der dem Urtheile des Lesers gar nichts überläßt, vortragen werden; wenn die Erzählung durch, den handelnden Personen in den Mund gelegte, unnatürliche, heroisch- oder patriotisch-empfindsame Reden schon an sich innere Unwahrscheinlichkeit bekommt, und dabey durch Anführung von Siegen, von denen die Zeitgeschichte nichts weiß (wie hier die Schlacht bey Morungen im Gegensatz der vorhergegangenen Gefechte), gegen die historische Wahrheit verstößt: dann sind die Beklagten in der That übel berathen. — Mit besserem Erfolg führt, H. IX, der Vf. der *Charakterzüge aus dem schlesischen Feldzuge im Jahr 1807, im Vergleich mit einigen Charakterzügen aus dem Alterthum*, die Sache seines Vaterlandes. Er erzählt ohne Ausschmückung und ohne Declamation, und was er sagt, trägt das Gepräge der Wahrheit. Auch die *Berichtigung*, H. XI, eines den Gen. Grawert betreffenden Irrthums zeichnet sich durch Vortrag und richtige Darstellung aus. H. X. *Schreiben aus dem schlesischen Gebirge, über einige, in einem Theile desselben vorgefallene Kriegsbegebenheiten*. Notizen über das Negroische Freycorps und andere Parteyen, die im schlesischen Gebirge ihr Wesen trieben, dem Feinde keinen Abbruch thaten, das Unglück der Einwohner aber noch vernehrten, indem sie die zusammengebrachten Contributionsgelder wegnahmen, ohne das Land schützen zu können,

welches nun die Summen zweymal bezahlen mußte H. X u. XI. *Briefe eines Reisenden von Berlin nach Königsberg in Preussen, im Sept. 1807, und ihre Fortsetzung H. XII. Ausflug nach Eylau und Friedland*. Schills Betragen im Contrast mit den Unternehmungen der schlesischen Parteygänger. — Zustand des Blücher'schen Corps in Pommern. — Elend der berührten ostpreussischen Districte. — H. X. *Mangelte es den preussischen Soldaten in den Tagen des 14 Octobers an Lebensmitteln? und wesswegen? Historisch-kritisch beantwortet als Beytrag zur Geschichte des preussisch-französischen Feldzuges*. Eine gedrängte Übersicht des preussischen Feldverpflegungswesens, und Beleuchtung der Administration desselben in den Jahren 1805 und 1806. Der Vf. läßt die Leser tiefe Blicke in das innere Getriebe der nach unrichtigen Grundsätzen gebauten Maschine thun, und zeigt, wie leicht es dem Eigennutz wird, sich durch Formen zu decken und hellsehende Mitarbeiter aufser Thätigkeit zu setzen, wo keine nahe Obergewalt, sondern bloß Rechnungsablegung an entfernte Behörden, zu fürchten ist. Merkwürdig ist die ausgedehnte Gewalt, welche den Divisions-Commissarien, unerfahrenen jungen Leuten ohne praktische und topographische Kenntnisse, eingeräumt wurde. Vom Feldherrn unabhängig, war nach ihrer Instruction die Vertheilung der Lieferungslasten auf die Bezirke ihrem *Savoir faire* überlassen; sie wurden mit drohenden Requisitionsformeln ausgerüstet, und zu ihrer Rechtfertigung waren bloß Atteste der Obrigkeit erforderlich, daß sie nicht mehr empfangen hätten, als die Etatsquittungen des Militärs bewiesen. Über die Art der Beytreibung der Bedürfnisse aber, ob z. B. entfernte Gegenden, die die Fuhrn scheuten, sich loskaufen konnten, und nun die näheren zum größten Nachtheil der Operationen unverhältnismäßig belastet wurden u. s. w., darüber gab es keine Controllen. Der ganze Aufsatz ist einer besonderen Aufmerksamkeit aller Regierungen werth; man hat ihn in mehreren öffentlichen Blättern bestritten, aber nicht widerlegt, und könnte selbst dargethan werden, daß gar keine Mißbräuche vorgefallen wären: so bliebe doch das hier entwickelte System an sich selbst immer höchst fehlerhaft. —

(Die Fortsetzung folgt.)

#### KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Zwickau u. Leipzig, b. Schumann: *Die Rosenschleife oder das Ideal, und der Lehnhardt'sche Gesundheitstrank oder Liebeswerbung des M. St. Jakobstürmers*. Zwey komische Heirathsgeschichten in Friedrich Laun's Manier, von Karl Friedrich Döhnel. 1804. 168 S. 8. (12 Gr.) Unter den witzigen Schriftstellern der neuesten Zeit sucht auch der Vf. dieses Buches eine bedeutende Stelle zu erfechten oder zu eriotzen. Was die Qualität nicht thun kann, soll die Quantität thun. Ein verfehlter Witz tritt dem anderen auf die Ferse, ein alberner Einfall verdrängt den anderen, und das Bessere geht unter der Menge des Schlechten verloren. Hätte Hr. D. mit dem ganzen Werke vorgenommen, was er mit dem ersten Titel vorzunehmen für gut fand, er hätte weder sich, noch der Lesewelt einen Schaden zugefügt. Wir legen ein Probchen von Hn. D's.

Witze zu eigner Ansicht bey. S. 64: „An der Thüre der Piarwohnung lehnte ein Product mit großem Cicero gedruckt, Melodie der Bengelschaft im ganzen Wesen, und mit einer Seele, die nur, wie die Einlassungen der schulgerechten Advocaten, einen Vorderatz und keinen Nachatz zu haben schien — es war das menschliche Product, ein allezeit zum Predigen fertiger Kandidat des Predigamts (*sic*), der seine glanzlose Folie der lieben Sonne produzierte — Ich neigte mich für den theologischen Schweizer mit der Hellebarde des Glaubens, und ein dumm-sündliches Kopfnicken dankte mir.“ Statt der Anmerkungen, die der Setzer hinzugehen hat, hätten wir lieber gesehen, wenn er seine Schriften etwas enger gesetzt, und so einige Bogen Papier erspart hätte.

D. G.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JUNIUS, 1808.

## G E S C H I C H T E.

Fortsetzung der Recension  
derNeuen Feuerbrände, Löfcheimer und  
Lichtstrahlen.

Wodurch ist der Gemeingeist des Militärs in den preussischen Armeen gesunken? Mit der einem so ernstlichen Gegenstand angemessenen Würde, mit tiefer Kenntniss der wahren Beschaffenheit der Dinge, mit Ruhe, ohne Zorn und ohne Vorurtheil gegen irgend einen Stand, führt der Vf. seine Untersuchungen durch, und zeigt unter den Überschriften: *Preussens Lage nach dem Tilsiter Friedensschlusse, und durch welches Mittel kann der gesunkene Geist in der preussischen Armee wieder hergestellt werden? — Vorschläge zu einer Pflanzschule, gute Generale heranzuziehen u. s. w., und Avancements-Ordnung der übrigen Officiersgrade, wie dem Übel abzuhelpen und eine Armee in dieser Hinsicht zweckmässig zu organisiren sey.* Der Aufsatz selbst muss im Buche nachgesehen werden; er leidet keinen Auszug, denn es ist kein Wort darin zu viel gesagt. Nur einige Ideen, die mit den allgemein herrschenden Meinungen von dem Militär im Widerspruch stehen, wird Rec. herausheben. Man wirft z. B. den Subalternofficieren Unwissenheit vor, und leitet daraus zum Theil den Verfall der Armee her. „Ein nicht geringer Verderb“, sagt dagegen der Vf., „für den Gemeingeist in der preuss. Armee war das Treiben, dem jungen Officier eine wissenschaftliche Cultur zu geben. — — Dieses, unter Fr. Wilh. II und auch unter der jetzigen Regierung zu weit getriebene Impulsiren hat einen grossen Antheil an der gänzlichen Auflösung der Subordination. Der jüngere, welcher dadurch den Älteren überfah, wurde verleitet, nicht nur das mit Widerwillen zu thun, was ihm von Jenem befohlen wurde, sondern er fachte auch den Geist der Anarchie und der Widerspännigkeit in dem ignoranten Theil seiner übrigen Cameraden an. Der Ältere, der dem jungen Officier im Stillen eine gewisse Geistesüberlegenheit einräumen musste, verlor das Zutrauen zu sich selbst, und mit ihm seine ganze Energie, — — und der Erfolg war, dass von nun an im Dienst nicht mehr befohlen, sondern complimentirt wurde.“ Dass der Vf. hier nur diejenige, überall schädliche Halbcultur vor Augen hat, die durch jenes Impulsiren befördert wurde, bedarf wohl keiner Erwähnung. — Unter den Verbesserungsvor-  
S. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

schlägen heisst es: „Es habe der gebildete Bürger mit dem Adel einerley Rechte. — — Im Grunde seydt ihr (die anderen Stände) glücklicher. Ihr studirt, ihr widmet euch der Handlung, ihr ergebt euch den Künsten und Wissenschaften, ihr werdet Landwirth. In einem oder dem anderen Fache gelangt ihr höchstens im dreissigsten (?) Jahre zu Ämtern, wobey ihr grösstentheils eure eigenen Herren seydt. Der Officierstand ist dieß während seiner ganzen Dienstzeit nicht.“ — Über die herabsetzende Behandlung des gemeinen Soldaten von dem Bürger sagt der Vf. viel Wahres. Der schädliche, durch fortwirkende gegenseitige Reaction sich stets verstärkende Antagonismus beider Stände kann nur durch ein allgemeines Conscriptionsssystem aufgehoben werden. — Die Pflanzschule für Generale soll in einem Generalstab bestehen, zu welchem die Subjecte durch ein Comité gewählt werden. — Überdachte, und auf richtige Kenntniss des Militärs gegründete Vorschläge zu der Einrichtung der Beförderung. — — H. XII. *Relation von der Belagerung von Cosel.* Journal vom 20 Januar bis zum 18 April 1807. Die Fortsetzung soll folgen. — *Detaillirter Munitionsbestand von Glogau, als diese Festung dem Feinde übergeben wurde.* Man erstaunt über den Reichthum der Vorräthe, und sieht daraus, wie wichtig auch in dieser Hinsicht die Erhaltung von Glogau für den preussischen Staat war.

Die Circularverordnung des Generals Grawert, zu Errichtung eines Ehrenreinigungs-Tribunals für die Officiere der schlesischen Inspection, H. X, hat den Aufsatz: *Über die Rechtfertigung der preussischen Armee, vom Redacteur der N. Fbr. H. XI,* veranlasst. Der Vf. lehnt zavorerst den Vorwurf ab, dass er sich Mühe gegeben habe, die preussische Armee herabzuwürdigen, und ergreift diese Gelegenheit, seine Meinungen über den Geist des Officiercorps, und den Point d'honneur desselben aus einander zu setzen; aber es gelingt ihm auch hier noch nicht, diese Gegenstände mit Gelassenheit ins Auge zu fassen. Sein Ton ist heftig, bitter und absprechend, und seine Ansichten der Dinge sind einseltig. Wenn er z. B. S. 139, den Compagnie-Chefs die Benutzung ihrer Compagnien zum Verbrechen macht, und sie deshalb ohne weiteres „zum Strange verurtheilt:“ so zeigt er, dass er die innere Einrichtung der preussischen Armee gar nicht kennt. Nach dieser ging der Staat mit dem Capitän einen förmlichen Vertrag ein, kraft dessen dieser gegen eine bestimmte jährliche Summe die Compagnie, gewissermassen als Entrepreneur, im

N u n

dem ihm vorgeschriebenen Stande erhalten mußte; und ob dieses geschehen sey, davon überzeugten sich höhere Behörden bey den Musterungen und Revüen. Nach diesem Vertrage waren aber auch dem Capitain seine Einkünfte ausdrücklich in der Benutzung der Compagnie angewiesen; seine Administration mußte die zufälligen Schäden decken, und seine geringe Befoldung war auf die Vortheile, die er von der Compagnie zu ziehen hatte, berechnet. Die einander vielleicht aufwiegenden Vortheile und Mängel dieser Einrichtung können hier nicht untersucht werden; noch weniger ist die Parthey derjenigen Compagnie-Inhaber zu nehmen, die sich unerlaubte Benutzungen zu Schulden kommen ließen: aber die Rechtmäßigkeit der Benutzung an sich selbst wird aus dieser kurzen Darstellung erhellen. — Gleich unbillig sind die dem Militärstande gemachten Vorwürfe des Schuldenmachens, der Verführung, u. s. w. Der Vf. spricht von diesen Gegenständen, als ob sie zu den Privilegien der Officiere gehört hätten, als ob solche Vergehen nicht auch Personen aus anderen Ständen zur Last zu legen, und als ob keine Gesetze dagegen vorhanden gewesen wären. Hat es an der Ausübung dieser Gesetze gefehlt: so ist die Schuld wenigstens getheilt. — Ein guter Gedanke ist es aber, daß er dem Begriff der militärischen Ehre eine ausgedehntere und gesetzliche Bestimmung zu geben vorschlägt. Eben so wenig ist etwas dagegen einzuwenden, daß er verlangt, der Officier solle gehalten seyn, sich jedem Bürger, den er beleidigt habe, im Zweykampf zu stellen, nur bleibt die Frage, ob die Civilstände viel dabey gewinnen würden? — Gegen alle in den Capitulationen begriffenen Subaltern-Officiere übt er eine unerbitliche Strenge. Nur die, welche bey Lübeck sich ergaben, nimmt er aus, und versichert auf sein Wort, daß da die Nothwendigkeit am Tage gelegen habe; und doch ließe man auch dort durch die ohne Untersuchung geglaubte Nachricht von der Übergabe des Forts Travemünde sich bestimmen. (S. *Operationsplan der preussisch-sächsischen Armee*, S. 127, 128 u. 132.) So einseitig und schneidend sind seine Urtheile. Er fragt nicht: was ein Subalternofficier bey solchen Gelegenheiten über die Menge vermag, die durch die Capitulation sich von allem Gehorsam entbunden glaubt? nicht, wie viele verwundete Officiere in den Festungen, besonders in Magdeburg, von dem, was vorging, kein Wort erfuhren? Er verdammt sie alle ohne Gnade, wenn sie nicht entweder sich durchschlugen, — allein? und auch die Verwundeten? auch die in den Festungen, die man nicht herausließe? — oder einen Aufstand machten, — mit wem, wenn die Gemeinen nicht wollen? — und den capitulirenden General todt schlügen (!!), oder sich selbst entleibten. — Das Letzte ist denn freylich das Kürzeste. —

Um diese Anzeige zu vollenden, müssen auch noch diejenigen Aufsätze, die zu keiner der bisher aufgestellten beiden Classen gehören, hier kurz berührt werden. Eine bedeutende Anzahl derselben beschäftigt sich mit Schilderungen von Berlin und von Schle-

sien. So großes Interesse aber auch die Gemälde jener Hauptstadt und einer Provinz gewähren würden, die stets ihren eigenthümlichen, durch Lage, Umstände und den Übergang von der österreichischen, unter die preussische Bothmäßigkeit modificirten Charakter behauptet hat: so wenig Befriedigung findet man in den Zeichnungen, welche gegenwärtige Zeitschrift enthält. Einzelne Züge dienen freylich zur Begründung allgemeiner Urtheile, aber nicht bloß einseitige; und man wird es am Ende überdrüssig, immer nur mit unverbürgten Anekdoten, gehässig dargestellten Persönlichkeiten, und der ewigen Parallele zwischen den Zeiten Friedrichs und den jetzigen unterhalten zu werden. Vergebens sucht der Herausgeber diese finstere Eintönigkeit durch allgemeynere Caricaturgemälde zu erheitern. Die Satyre muß entweder poetischen, oder moralischen Werth haben, ihr Zweck muß Verbesserung der Sitten oder Ergötzung des Gemüthes seyn; wo sie das eine wie das andere verfehlt, da verstimme sie lieber. Nach beiden scheint der Redacteur zu streben, aber auf die Art, wie er es anfängt, glückt ihm keines. Seine Geißel schlägt unaufhörlich nur auf Einen Punct; er läßt dem Gefallenen nicht Zeit sich aufzurichten, und der immer wieder getroffene Fleck muß am Ende taub und süßlos werden. Am allerwenigsten stehen ihm Laune und Ironie zu Gebot. Die letzte artet bey ihm in Dabheit aus, und wo er scherzen will, da fehlt das Salz, wie z. B. H. VIII bey der elenden Parodie des Reuterliedes aus Schillers Wallenstein. Die Aufsätze: H. II. *Erfahrungen, gesammelt bey einem Spaziergange in und um Berlin, im April 1807.* — H. III. *Diensttrübe.* — *Interessante Kleinigkeiten.* — H. IV. *Eine Scene aus dem jetzigen Kriege.* H. VIII. *Relationen aus Berlin vom 16 Junius 1807.* — H. IX. *Monument des verstorbenen politischen Propheten, dem Schwerdtfeger Sauerbrey in Berlin.* H. X. *Scenen nach der Natur gezeichnet. Schauspiel, Berlin.* — H. XI. *Relationen aus Berlin, und viele andere von gleichem Gehalt, so wie die allegorischen Kupferstiche nebst ihren Erklärungen, können als Belege dieses Urtheils dienen.*

Nur ein Aufsatz: H. XII. *Das Verhältniß und Benehmen der Stadt Berlin im vergangenen Kriege*, zeichnet sich durch Mäßigkeit und einen ruhigen Gang der Untersuchung aus. Der Vf. vertheidigt die Bewohner der Hauptstadt mit Glück gegen einige ihnen in den N. Fbr. gemachten Vorwürfe, bey andern sucht er wenigstens die gar zu harten Urtheile zu mildern, indem er den Gegenstand von allen Seiten beleuchtet. — Das berühmte *schwarze Register, oder General-Tableau sämmtlicher in Südprensen u. s. w. in den Jahren 1794 bis 1798 als Gratia-Güter verschenkten, ehemals polnischen Kron- und geistlichen Güter*, H. II hat einen erbitterten Streit zwischen dem Vf., Hn. v. Held, und dem Herausgeber der N. Fbr. veranlaßt, und zugleich den gerechten Unwillen des Publicums erregt. Im III H. *Erklärung des Vfs. der K. Br. etc., das schwarze Register*

im zweyten Heft der N. Fbr. betreffend, entschuldigt sich dieser durch die Versicherung, daß jene Schmähschrift ohne sein Vorwissen eingerückt worden sey. Da jedoch der Vf. der V. Br. auf jedem Heft der N. Fbr. sich als Herausgeber (nach den Worten des Titelblatts: „von demselben Verfasser“, hätte man glauben können, auch als Vf.) ankündigte, und besonders dadurch seiner Zeitschrift Käufer erwarb: so wäre das Publicum wohl berechtigt gewesen, eine größere Sorgfalt bey der Redaction dieses Journals von ihm zu erwarten. Er widerlegt nun selbst einige Unwahrheiten des schwarzen Registers; im V. H. füllt die *Rechtfertigung des Hn. v. Grevenitz*, in welcher die dem Publicum höchst gleichgültigen Acten des Scheidungsprocesses der Gurowskischen Eheleute abgedruckt sind, 54 Seiten aus, die Erklärungen und Gegenklärungen der Buchhändler und anderer in die Sache verflochtenen Personen nicht gerechnet. H. XII endlich auch ein Wort über den *Kriegs- und Forst-Rath von Triebfeld in Breslau*, ist noch eine lange Vertheidigung dieses Mannes wegen seines Antheils an dem Gurowskischen Handel eingerückt. Rec. hat alle diese Anschuldigungen und Widerlegungen, diese Enthüllungen unangenehmer Familienverhältnisse, diese schonungslosen Bezüchtigungen von Betrug und Lügen, welche der Herausg. durch ein wenig mehr Achtung gegen das Publicum hätte vermeiden können, mit höchst widerwärtiger Empfindung gelesen. Eine nähere Erörterung dieses unrühmlichen Streites wird man unseren Blättern gern erlassen. — Die dem VII Heft vorgedruckte *Antwort des Vfs. der V. Br. an den Vf. des vertrauten Schreibens* ist mit Bitterkeit, aber zugleich mit sichtbarer Überlegenheit über den Gegner geschrieben. Auch die Erklärung über die *Tendenz der V. Br. und der N. Fbr. H. III*, ist polemischen Inhalts, und hat es bald mit den Recensenten, bald mit den Tadlern des Herausg. zu thun. Die Ersten besonders kommen sehr übel weg, und werden mit trockenen Worten zur Ruhe verwiesen: Da indessen Urtheile über Schriften eben so wohl erlaubt sind, als Urtheile über Personen: so wird der Vf. es wohl mit dieser Äußerung so ernstlich nicht gemeint haben. Er versichert dabey, daß er nicht dulden werde, daß Jemanden in seinen Werken Unrecht geschehe, und wenn es ohne seine Schuld geschehen sey, so solle es berichtigt werden. Vom VI bis zum XI Heft ist auch ein stehender Artikel beygefügt, worin die Gegner der N. Fbr. eingeladen werden, ihre Widerlegungen in dieses Journal selbst einzurücken, und nicht Anderen den Vortheil des Abdrucks zufließen zu lassen. Eine in der That liberale Speculation! Da sie jedoch nur von dem Verleger unterzeichnet ist: so läßt sich nicht entscheiden, in wie fern sie mit jener Weisung an die Recensenten in Beziehung zu setzen seyn dürfte.

Das *Intelligenzblatt* (No. 3) verhält sich zu den *Neuen Feuerbränden*, wie diese zu den *Vertrauten*.

*Briefen*. Es liefert im eigentlichen Verstande wieder Marginalien zu jener Zeitschrift, und den gewöhnlichen Notizen, welche der Titel erwarten ließ, sind eigene Blätter als unentgeltliche Beylagen gewidmet. „Die Materialien zu den N. Fbr.“, heißt es in der Ankündigung, „haben sich so sehr gehäuft, daß sie veralten würden, wenn man sie dem Publicum nicht mittheilte. — Es soll daher alles, was sich nicht aufschieben läßt, ferner Anekdoten u. s. w. in das *Int. Bl.* eingerückt werden, welches in zwanglosen Blättern wöchentlich so oft erscheinen wird, als der Reichthum an interessanten Aufsätzen es möglich macht.“ — Rec. hat in den vorliegenden 30 Blättern vergebens nach einem Aufsatz gesucht, dessen eilige Bekanntmachung so dringend nothwendig gewesen wäre. Die guten hätten ohne allen Nachtheil des Publicums für die N. Fbr. aufbewahrt, und die schlechten ungedruckt bleiben können. Wahrscheinlich waren es aber gerade diese letzten, deren Veralten der Herausg. fürchtete; und freylich dürften sie schwerlich noch Käufer finden, wenn etwa die Neugier des Publicums einmal eine andere Richtung bekommen sollte. Dahin gehören alle die angekündigten Anekdoten, kleinen Erzählungen, witzigen Einfälle, Caricaturen, politischen Neuigkeiten u. s. w., desgleichen die vielen Berichtigungen, Anklagen, Gegenbeschuldigungen, von denen der gebildete Leser sich mit Verdruss abwendet, und besonders die elenden Verse. Jedes Blatt enthält von diesen Dingen eine reichliche Gabe, zugleich aber auch einen Aufsatz von größerem Umfang, und aus von diesen glaubt Rec. Notiz nehmen zu dürfen.

Vor allen zeichnen sich No. 3, 4, 5, 6, 7, die *prüfenden Blicke auf das Herzogthum Warschau* durch Sachkenntniß, reife Überlegung und einen eindringenden Beobachtungsgeist eben so sehr, als durch die schonende Billigkeit der Urtheile und die Klarheit der Darstellung aus. Der Vf. beleuchtet sowohl das Gute, welches die preussische Regierung in Polen gestiftet hat, als auch die Fehler, welche sie bey der Organisation des Landes, bey der Gesetzgebung, der Administration der Finanzen und der Verwaltung der Justiz beging, und rügt sodann die Mißgriffe der Regierungscommission nach der Trennung dieser Provinz von Preußen, wobey er jedoch auf den revolutionären Zustand, der manche harte Maaßregel unvermeidlich, manche gute unmöglich machte, nicht genug Rücksicht zu nehmen scheint. Er schildert endlich die gegenwärtigen Verhältnisse des Herzogthums, und zieht aus dem durch frühere Erfahrungen begründeten Sätzen seine Folgerungen auf die Zukunft. Wenn er am Schluß die Meinung äußert, daß die gegenwärtige Regierung dem Lande nur durch Sachsens Schatz und Credit aufhelfen könne: so scheint seine patriotische Hoffnung ihn über die wahren Verhältnisse Sachsens und seines auf die ständische Verfassung gegründeten Credits verblendet zu haben. Das Mitleid mit den brodlös gewordenen preussischen Officianten wird jeder Mann

won Gefühl theilen; aber ob die Regierung, die sie nicht mehr im Amte und ihre Stellen durch andere Subjecte besetzt fand, im Stande sey, ihnen zu helfen, ist eine andere Frage. Sie hat durch eine neuerliche Erklärung über die Möglichkeit der Anstellung derselben in dem neuorganisirten Staate alles gethan, was zu thun möglich war, und von dem eigenen Betragen jener bisher bedauernswürdigen, im tilster Trantat so ganz vergessenen, ehemaligen Staatsdiener wird hinfort die Verbesserung ihres Schicksals abhängen. — Unter der Überschrift: *Über den mit Unrecht verfolgten Erbadel. Von einem Patrioten. Gegen den im VIII H. der N. Fbr. befindlichen Aufsatz: Ueber Adels*. No. 26, 27, 28, 29 tritt ein Vertheidiger dieses jetzt so oft angeklagten Standes auf. Sein Ton ist bitter, er verwechselt häufig die gegenwärtige Verfassung des Adels mit dem ehemaligen Feudalsystem, und seinem Raisonement gebricht die erschöpfende Vollständigkeit; aber es mangelt ihm keineswegs an Scharf sinn, und der Blick, den er auf die Kehrseite eines von den meisten Schriftstellern zu einseitig betrachteten Gegenstandes wirft, verdient nicht ganz aus der Acht gelassen zu werden. Bey der Untersuchung, ob die Aufhebung dieses Standes eine politisch kluge Massregel sey, meint er, es würde nicht eben nöthwendig eine Aristokratie des Verdienstes, sondern vielmehr des Reichthums, an die Stelle des Erbadels treten, dessen Standesgeist bisher der allgemeinen mercantilischen Tendenz noch einigermaßen das Gegengewicht gehalten habe. — Sollte aber nicht vielleicht jener Zustand seit den letzten Jahrzehenden, durch den Kornwucher und den immer zunehmenden Gütermangel, den der Vf. mit Recht als den wahren Ruin des Adels ansieht, bereits eingetreten seyn? — Seltsam ist es, daß der Redacteur in der Note S. 206, einen wirklich im VIII H. der N. Fbr. befindlichen, und auch in gegenwärtiger Recension angezeigten Aufsatz: *Über die neuerliche Aufhebung des Adels im preussischen Staate*, nicht zu kennen scheint. — In No. 8. *Statt aller Antwort an meine Verläumder: Meine Dienstlaufbahn, von Friedrich von Colln, kön. preuss. Kriegs- und Domänenraths*, giebt H. v. C. einen interessanten Abriss seines thätigen Lebenslaufs als Geschäftsmann; die Beylagen dazu findet man hinter dem XII H. der N. Fbr. abgedruckt. — Was die lat. Bt. sonst noch enthalten, ist von geringer Bedeutung. Zwar dehnt sich ein von dem Herausgeber sehr empfohlener, langer Aufsatz: *Gedanken über die Wiederherstellung des Gleichgewichts in Europa, zur Begründung eines dauerhafteren Friedens, als bisher*

möglich gewesen, durch vier Blätter, No. 18, 19, 20, 21. Rec. hat aber nichts darin gefunden, als die wiederaufgewärmte alte Idee eines Amphiktyonen-Tribunals für ganz Europa, dessen Organisation bis auf den Fonds für die Schreibmaterialien mit schlepender Weitläufigkeit entwickelt wird. — Noch giebt es in diesen Blättern eine Menge zum Theil ziemlich langer Kritiken und Antikritiken; sie zeichnen sich aber bloß durch ihren nichts weniger als humanen Ton und beständige persönliche Angriffe aus. Das Tadeln scheint ein einträglicher Erwerbszweig zu seyn, dessen Monopol jeder sich ganz zueignen möchte; die Bitterkeit, mit welcher die Concurrenten einander anfeinden, ist daher weiter nicht befremdend. — Zu jedem Bande von 46 Nummern dieses Intelligenzblatts wird ein Kupferstich und ein allegorischer Umschlag versprochen. Vielleicht kommt dann auch ein Titelblatt mit der bis jetzt vermissten Jahrszahl hinzu.

Bey gefährlichen Feuersbrünsten eilt jedes gute Bürger herbey, und sucht nach seinen besten Kräften zum Löschen oder Retten behüthlich zu seyn. Es war daher zu erwarten, daß das nicht immer bloß reinigende, sondern auch hie und da verzehrende Feuer der N. Fbr. eine Menge Löschungsversuche nach sich ziehen würde, und Männer, die durch verständige Anstalten den noch haltbaren Theil des Gebäudes den Flammen zu entreißen streben, konnten mit Recht auf den Dank der Nation zählen. Wenn sie aber durch verkehrte Massregeln die Glut nur vermehren, oder gar sich einbilden das Feuer besprechen zu können: dann ist es nöthig sie zu bedenken, daß sie der Unternehmung nicht gewachsen sind. Beides ist bisher noch mit allen den Löschungsanstalten, die sich als solche angekündigt haben, der Fall gewesen. Wassereimer, Löschheimer, Wasserschirme, Feuerfächer, und wie alle die Institute heißen mögen, zwar genug; aber ihr Wasser löscht nicht, und von Zeit zu Zeit tragen sie auch im heiligen Eifer ein Gefäß mit Öl hinzu, und werfen es keck in die Flamme. Sie sind dabey an Geist und Gehalt einander so ähnlich, daß wir fürchten müßten, die Geduld unserer Leser zu ermüden, wenn wir alle diese Schriften ausführlich anzeigen wollten; wir begnügen uns daher mit der Beurtheilung der Ersten (No. 4 dem Titel nach aufgeführten), die recht gut als Repräsentantin der übrigen bis jetzt erschienenen gelten kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖN'S KÜNSTL. COIN, b. Kaufmann: *Alexandrine, Gräfin von Württemberg, die Tochter einer Buhlerin*. Eine romantische Aufstellung mit kosmopolitisch-satyrisch-kritischen Farben gezeichnet vom Verfasser der *Henriette v. Dotten*. C. S. G. 1804. Erster Theil. 224 S. Zweiter Theil. 202 S. 8. (2 Thlr.) Man muß es dem Vf. wohl glauben, daß der Zweck dieses Buches sey: Bekämpfung der Vorurtheile, Enthüllung der Uebel dieser besten Welt. Denn überhaupt weiß ja der Herausgeber oder Autor eines Buches doch immer am besten, warum er schreibt. Die Geschichte scheint nur das Vehikel zu seyn, von einem Punkte zum andern zu kommen. Der Vf. ist kein unglückli-

cher Beobachter; er hat tiefe und da manchen scharfen Blick in die verborgenen Verhältnisse des Lebens gethan; seine Darstellung ist lebendig, seine Zusammenstellung dem Zweck entsprechend. Daß Rec. bisweilen eine andere Ansicht von den vorgetragenen Sachen hat, beweiset nur, daß es mehrere Ansichten zulassen. Was über die Juden gesagt wird, ist nicht Alles neu, aber doch Vieles in ein neues Licht gestellt. Zu bedauern ist wohl bey diesem Buche, daß diejenigen, die es lesen sollten, kein Wohlgefallen daran finden werden, und daß diejenigen, die ein Wohlgefallen daran finden es zu lesen, weiter keinen großen Nutzen daraus ziehen werden. 8 — — —



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 10 J U N I U S , 1 8 0 8 .

## G E S C H I C H T E .

Fortsetzung der Recension  
der

Neuen Feuerbrände, Löfcheimer und  
Lichtstrahlen.

In dem tönenden Eingange, wodurch die *Löfcheimer* in das Publicum eingeführt werden, kündigt der Herausgeber unter den Überschriften: *Keine Feuerbrände*, und: *die vertrauten Briefe*, „den hehren, heiligen Entschluß“ an, „das Herz des an seiner Nation verzweifelnden Deutschen zu heben zum Höheren, das ihm blieb, zu den unvergänglichen Kronen des Patriotismus.“ — Er will, schon etwas den Fittig senkend, „den Schädel des modernen Goliaths zum Ziel seines Steinwurfs machen.“ Er ruft, zu diesem deutschen Unternehmen sich zu stärken, die Manen Hermanns und — einen Franzosen an, den Vf. des Fragments aus dem Polybius, den er um Verzeihung bittet, daß er in seinem Namen dabey auftrete. — Der Goliath ist nun kein anderer, als der Herausgeber der *V. Br.* und der *N. Fbr.*, und dabey ein so unbedeutender Gegner, daß jener französische Bundsgenosse „ihn mit einem Streiche seines Bambus würde zu Boden schlagen können;“ nur unser patriotischer Landsmann bedarf dazu so großer Anstrengungen. Hätte er doch lieber die Manen Hermanns um Verzeihung gebeten!

Unsere Leser dürfen jedoch über diesen poetischen Eingang nicht erschrecken. Die *Löfcheimer* kommen bald zur Besinnung, ihr hoher Flug senkt sich immer mehr zur Erde herab, und nichts prosaischers kann gefunden werden, als die vielen Poesieen, mit welchen sie uns unterhalten.

Zu bewundern ist ihr Reichthum an Mitteln. Denn nicht nur durch Beyspiele deutscher Tapferkeit und Vaterlandsliebe, sondern auch durch Berichte von der Belagerung Kopenhagens, durch abgedruckte Stammlisten der preussischen Armee, durch Anekdoten von Spaniern, von Kosaken, ja sogar von einem Händchen in Gaeta verstehen sie „die brennenden Hayne der nordischen Götter zu löschen.“ — Ihr Bestreben, das in den *N. Fbr.* mit auffallender Erbitterung angegriffene preussische Officiercorps zu vertheidigen, verdient jedoch Achtung, und mit Vergnügen hat Rec. eine Menge von Zügen hier aufbewahrt gefunden, welche einzelnen Officieren zur Ehre gereichen, z. B. H. I. S. 3 die Anekdoten von dem Bataillon Kraft, zu welcher die Offi-

ciers des einen Bataillons Sanitz bey Jena ein hier nicht angeführtes Gegenstück lieferten. — Daß unter diesen Erzählungen manche ganz unbedeutende mit unterlaufen, ist verzeihlich, da sie nur als Materialien zu Begründung eines allgemeinen Urtheils zu betrachten sind; aber ihrer eigenen Sache schaden die Berichterstatte durch den panegyrischen, oft prahlenden Ton, worin sie die Begebenheiten vortragen, und durch die offenbaren Unrichtigkeiten, die sie mit seltener Gewandtheit mitten im Strom der Rede hinzuwerfen wissen. Beym flüchtigen Durchlesen nimmt man dergleichen wohl auf Glauben an; aber das Betragen eines ausgezeichneten, auf den Ruf eines halben Jahrhunderts gestützten Officiercorps in einem so heyspiellos unglücklichen Feldzuge, ist Sache der Geschichte geworden. Die Nachwelt wird dereinst die Angaben der Vertheidiger, wie die der Ankläger prüfen, und dann werden willkührliche, in einer vornehm flüchtigen Manier hingeschleuderte Entstellungen solcher Nebenumstände, die den Referenten bekannt seyn mußten, oder absichtliche Verschweigungen dem aufmerksamen Forscher nicht entgehen, sondern nur seinen Glauben an das Wahre, welches diese Berichte enthalten, wankend machen. Es geschieht daher den ohnedieß hart genug beurtheilten preussischen Officieren durch eine solche Vertheidigung ein schlechter Dienst; und wenn sie vielleicht in vorigen Zeiten zu nachsichtig gegen Lobredner waren, die sich rhetorische Mißgriffe dieser Art zu Schulden kommen ließen: so haben sie gegenwärtig desto größere Urfach, von ihren Sachwaltern eine einfache und ungeschmückte Darstellung der nackten Wahrheit mit Strenge zu fordern.

Unrichtig ist es aber, wenn die Stärke der verbündeten Armeen bey Jena und Auerstadt nur auf 75,000 Mann angegeben; wenn S. 15 unbedingt von einem zweymal so starken Feinde gesprochen wird, und wenn die Schlachten von Jena und Auerstadt immer als eine allgemeine Schlacht dargestellt werden. — Bey Jena waren die Franzosen allerdings, nachdem alle Colonnen sich versammelt hatten, dem hohenlohschen Corps weit überlegen; bey der mit jener aber in gar keiner Verbindung stehenden Schlacht von Auerstadt war das Corps d'armée des Marshall Davoust, das nur aus den drey Divisionen Gudin, Friand und Morand bestand, und beynähe alle seine Cavallerie an den Großherzog von Berg abgegeben hatte, ungleich schwächer als die Preussen. Falch ist ferner, wenn S. 48 gesagt wird: es

000

ist bekannt, daß in der französischen Armee die Officiere ihren Gefangenen das Geld abnehmen; welches man in anderen Armeen nicht thut. — Officiere, die von der Pique auf gedient haben, pflegen diese Sitte in allen Heeren beyzubehalten; als allgemeine Regel kann aber des Vfs. Behauptung nicht gelten. — Falsch ist, wenn S. 53 eine That des Husarenregiments Bila und des Bataillons Boguslawski bey Capellendorf angeführt wird; — dieses Bataillon wurde auf der Schneck e gefangen, ehe es Capellendorf erreichen konnte (f. Bericht eines Augenzeugen S. 148); — wenn H. II. S. 5 erzählt wird, die Königin von Preussen habe oft die Truppen auf dem Bivouacq überrascht: bis zum 14 October hat die königliche Armee gar nicht bivouacquit: wenn derselbe Aufsatz sie vertheidigen zu müssen glaubt, daß sie „den König in die Schlacht begleitet und diesen blutigen Scenen begewohnt habe,“ oder wenn er sie in der Schlacht den Regimentern zurufen läßt: Kinder, fechtet brav! — Bekanntlich folgte diese Fürkin, zu deren Lobe keine Erdichungen nöthig sind, ihrem Gemahl nicht nach Auerstadt, sondern kehrte, wegen der eintretenden Wahrscheinlichkeit einer Schlacht, am 13 October schon nach Weimar zurück. (S. Operationsplan, S. 159.)

Die Aufsätze: *Einige Worte über die Flucht nach der Schlacht (den Schlachten) bey Jena und Auerstadt*, — *Briefe eines Bürgers aus Magdeburg über die Belagerung und Übergabe dieser Festung im J. 1806*, H. I, und: *Bemerkungen über das preussische Officiercorps*, H. III, dienen mehr als alles andere zur Entschuldigung der Subalternen; aber sie geben ein trauriges Gemälde von dem Geist der Gemeinen, und von der aufgelöseten Ordnung und Disciplin einer Armee, bey der, weil sie sich allein auf ihre Taktik stützte, doch auf diese beiden Eigenschaften alles ankam; der zweyte fügt noch eine empörende Schilderung von der Unbeholfenheit und Verwahrlosung der Befehlshaber hinzu. Hier scheint die Wahrheit auf der Seite der Berichterstatter zu seyn. Was soll man aber zu Aufsätzen sagen, wie: H. I. *Der Herzog von Braunschweig*. — *Verdient die preussische Armee im allgemeinen, daß man seit dem letzten Ereignissen an ihrer Tapferkeit zweifle?* — *Aphorismen*, — *über den Herzog von Braunschweig*. — *Gespräch im Reich der Todten*. — *Die deutsche Oberhofmeisterin u. s. m.*, die offenbar der Parteygeist dictirt hat, und wo die Löscheimer ganz unbefangen auf die Seite der Feuerbrände treten? wo sie Öl ins Feuer gießen, statt des Wassers, und durch scheltende Worte gegen den Brandstifter die Flamme zu besprechen wähen?

Unter den nicht bloß auf das Militär sich beziehenden Abhandlungen zeichnen sich, H. III, die *Bemerkungen zu dem 1sten Aufsatz im VIII H. der N. Fbr. Unser Adel*, und das *Fragment einer Standrede am Grabe des deutschen Reichskörpers* aus. Das letzte befreit den von manchen Schriftstellern behaupteten Satz, daß Redlichkeit mit der Staatskunst unvereinbar sey. Die neuesten unglücklichen Bege-

benheiten Deutschlands, sagt der Vf., berechtigen uns nicht, Gerechtigkeit und Wahrheit für bloße Schulbegriffe, und eine auf Egoismus gebaute Klugheit für echte Staatskunst zu halten, weil die deutschen Politiker gerade dadurch, daß sie seit dem Anfange der französischen Revolution jene Grundsätze verließen, und diese Maximen zur Richtschnur nahmen, die Unterjochung des Vaterlandes vorbereiteten. Sollten die Begriffe des Vfs. auch bey dem allgemeinen Zustande der Dinge nicht durchaus haltbar befunden werden: so enthalten sie doch viel Gutes, und sind mit Klarheit und Ruhe entwickelt; aber man muß sich wundern, daß sie bey der angekündigten Tendenz der L. E. hier eine Stelle finden konnten. — Die *Betrachtungen über die Kriegskunst bey den verschiedenen (bey verschiedenen) Völkern*, Hft. II und III, sind meistens aus *Hoyers Magazin* und anderen militärischen Schriften entlehnt; wo diese Führer sie verlassen, vermißt man die gehörige Ordnung in den zusammengetragenen Notizen. — Das *Gespräch die Kriegskunst betreffend*, H. II, sagt nichts Neues, und ein anderes zwischen *Hn. C. und dem Schulzen M.* gehört zu den Steinwürfen, mit welchen der moderne Goliath im Eingange bedrohet wurde. — Am Schlusse des II. H. unter der Überschrift: *Vorwurf über zu viel Gedichte*, erklärt sich der Herausgeber über seine häufigen poetischen Anwendungen. „Er begreift nicht, wie man diese tadeln könne. Die Dichtkunst sey ja die höchste Vollkommenheit der Rede, in welcher wir die todten Worte zu einer lebenden Metodie hervor gehen lassen.“ — Aus ihrem Munde töne die höchste Philosophie, die *ergründetste Weisheit*, die kindlichste Einfalt gleich mild und angenehm. — Warum, fährt er fort, soll ich euch Deutschen nicht von denen singen, deren Grabhügel die bebenden Ruinen unseres Ruhms stützen!“ — Man würde ihn ja gern singen hören, wenn er nur *sänge*. Aber was in aller Welt können Gefang und Poesie wohl mit allen den Sonnetten, Episteln, Oden, Liedern u. s. w., welche die L. E. ausgießen, gemein haben? Die Parodie, womit auch sie sich an Schillers Reuterliede verführten, mußte ihnen auf immer die Gunst der Mufen verscherzen, und so entstanden denn Strophen, wie die folgende auf den Tod des Prinzen Louis, die, mit den übrigen so ziemlich von gleichem Werth, das Verdienst der Kürze vor ihnen voraus hat:

Wenn auch zu kühn, zu rasch er auf den Feind sich stürzte,  
Sein Oheim war der große Friederich,  
Wenn er das theure Leben auch zu zeitig kürzte,  
Er starb doch schön und männiglich.

Die *Lichtstrahlen* (No. 5) haben mit jenem Löschungsanstalten nichts gemein, als die Tendenz, falsche und einseitige Urtheile über die preussische Verfassung zu berichtigen. Sie suchen weder die Mängel der Grundlage, noch die in den letzten Zeiten begangenen Fehler zu bemänteln; aber sie glücken, wie der Herausgeber im Vorbericht sagt, „daß

er Zeit sey, neben den Leidenschaften auch einmal die Vernunft sprechen zu lassen; zu zeigen, dafs, wenn auch in dem alten Zustande der Dinge nicht alles so beschaffen war, wie es hätte seyn sollen, dennoch ein vollendeter Umsturz die Übel nur verschlimmern würde. — Sie sind daher, was die Ansicht der Dinge anbetrifft, keine entschiedenen Antagonisten der *Feuerbrände*, aber sie wollen beleuchten, wo jene, die ihrer Natur nach Rauch und Dampf mit sich führen, die Gegenstände zu verdunkeln scheinen, und dies brachte einen der Mitarbeiter auf den Einfall, ihnen den freylich etwas sonderbaren Titel zu geben.“

Es erregt ein günstiges Vorurtheil für die einzelnen Aufsätze, dafs sie grösstentheils von Männern herrühren, die nicht nur durch gehaltreiche Schriften sich der Welt bereits als scharfsinnige Beobachter und als Denker gezeigt haben, sondern auch durch ihre Verhältnisse mehr als andere im Stande seyn müssen, über das innere Getriebe der nun zertrümmerten Maschine diejenigen Aufschlüsse zu geben, ohne welche das Urtheil des Publicums stets irre geleitet zu werden Gefahr läuft. Sollte auch Vorliebe für irgend ein früher entwickeltes System hier und da in den untersuchenden Abhandlungen durchschimmern; sollten auch die Berichtsersteller in dem Falle seyn, ihre eigene Sache zu führen: so kann doch das dem Interesse des Ganzen nicht schaden, weil es hier nicht darauf abgesehen ist, ein Urtheil in letzter Instanz aufzustellen, sondern nur die dazu vorhandenen Materialien zu sichten und durch neue, bisher nicht gekannte zu vermehren, und weil die Vff. sich entweder genannt oder doch kenntlich genug gemacht haben. Man hat daher hier nicht unbegabigte Anekdoten oder kurz absprechende Entscheidungen zu erwarten, sondern die individuellen Ansichten von Männern, welchen die Wahrheit bekannt seyn muß, und die durch ihren Charakter für die Ächtheit ihrer Angaben bürgen.

Die Aufsätze haben vorzüglich die in den neuesten Zeiten zur Sprache gekommenen Mängel der preussischen Staatsverfassung, die politischen Verhältnisse Europa's und die militärischen Erfolge des Feldzugs von 1806 zum Gegenstande; nur Einer, H. I. No. II. *Heinrich von Bülow*, der den Herausgebern anonym zugesandt wurde, seitdem aber auch schon in der Gallerie preussischer Charaktere abgedruckt worden ist, giebt uns die Geschichte eines Privatmannes, des berühmten Vfs. des *Geistes des neueren Kriegssystems*. Wir lernen diesen eben so genialischen als excentrischen Menschen hier in den verschiedenen Verhältnissen seines Lebens als ein trauriges Beyspiel der Verirrungen kennen, zu welchen Mangel an Selbstbeherrschung im Kampf mit dem Schicksal der herrlichsten Naturen hineinreissen kann. — H. II. No. IV. *Preussens Fall, aus seinen natürlichen Ursachen entwickelt*. Die Stelle, welche dieser Staat unter den ersten Mächten Europas einnahm, stand nicht im Verhältnisse mit seinen inneren Kräften; sie beruhete auf einer künstlichen Grundlage, die ohne den Geist ih-

res Baumeisters sich nicht erhalten konnte. Auf diesem Vorderatz werden die eingerissenen und fortschreitenden Mängel in allen Fächern abgeleitet. Hier ist jedoch nur erst von der Armee die Rede; die Abhandlung soll aber fortgesetzt werden. — N. V. liefert einige dazu gehörende Anekdoten. — H. I. N. V. *Der Edelmann im preussischen Staate. Vom Vf. des Neuen Leviathan*. Diefes Fragment gehört einem grösseren Werke, dem *Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preussen* an, welches jetzt bereits erschienen ist. Rec. will daher hier der Kritik des Ganzen nicht vorgreifen, und begnügt sich, das Publicum auf ein Buch aufmerksam zu machen, von welchem dieser interessante Abschnitt die günstigsten Erwartungen erregt. — H. I. No. VI. *War der Civildienst im preuss. Staate besser organisiert, als das Militär; und sind die Officianten berechtigt, sich in ihrer Meinung von sich selbst weit über die Officiere hinaus zu setzen?* Die Frage wird verneint, und zugleich erwiesen, dafs durch den eingeführten Geschäftsgang, bey welchem nur Routine einigen Werth hatte, alle Talente beschränkt und alle Regungen des Gemeingeistes getödtet werden mußten. — H. II. No. III. *Rückblick auf das Jahr 1794*. Im Feldzuge dieses Jahres wurde der Grund zu Preussens Unglück gelegt, weil man, anstatt den einmal angefangenen Krieg mit Nachdruck fortzusetzen, durch die polnische Intervention gehindert, der Eroberung der Niederlande und der Unterjochung Hollands unthätig zusah. — Die beiden Operationspläne, nach der Sambre zu marschiren und von dieser Seite in Frankreich einzudringen; oder, als dies Project aufgegeben wurde, noch bey Zeiten, nachdem man sich im May der wichtigen Posten von Kayerslautern bemächtigt hatte, durch kräftige Diversionen am Mittelrhein den Allirten zu Hülfe zu kommen; werden auseinander gesetzt. Zuletzt zeigt der Vf., wie es zugeht, dafs die Erweiterung der östlichen Grenze Preussens eine gänzliche Enblösung der westlichen zur Folge hatte. Aber nicht allein in strategisch-politischer Hinsicht gereichte jene, durch die Ungewissheit, ob man an der Weichsel oder am Rhein seine Kräfte werde gebrauchen müssen, gebotene Unthätigkeit dem Staate zum Nachtheil, sondern auch durch ihre Wirkungen auf den Geist der Armee: Man überliefs sich der Sicherheit und dem Wohlleben in bequemen Cantonirungen; man fing an, diesen Krieg als unnöthig, als einen blofsen Scheinkampf zu betrachten, sich über nachtheilige Gefechte und verlorene Stellungen durch den Gedanken, dafs es doch nicht ernstlich gemeint sey, und dafs, sobald die Preussen ihre Kräfte anstrengen wollten, der Sieg ihnen nicht fehlen könne, zu trösten. So gattete sich Präsumtion mit Erschlaffung, und als man endlich, durch das Vordringen der Franzosen bey Trier geweckt, nach Westphalen marschirte, geschah dies mit einer solchen Vernachlässigung aller Vorsicht und Ordnung, dafs die Armee schon damals hätte vernichtet werden müssen; wenn ein Anderer, als Pichegru, ihr Gegner gewesen wäre. — Die Verthwandlung ungeheurer Summen

zur Unterhaltung der Truppen im Auslande war vielleicht noch der kleinste Nachtheil jenes übelberechneten Feldzuges.

H. I. N. 3, und H. II. N. II. *Vorlesungen über den dritten Coalitions-Krieg. Vom Professor Schummel in Breslau.* Diese, zunächst für ein Zeitungs-Collegium geschriebenen Aufsätze zeichnen sich durch einen richtigen politischen Blick und einen weltbürgerlichen Standpunkt aus, der nur selten durch die Ansichten des Staatsbürgers beengt wird. In der 1ten, vom 6 Nov. 1805, zeigt der Vf., daß England schon bey dem Abschlusse des Friedens von Amiens einen neuen Krieg wollte, und warum es ihn wollen mußte. Mangel, und Theuerung der nöthigsten Bedürfnisse hatten die Minister gezwungen, zur Ausöhnung die Hand zu bieten, und die Ausbrüche der Freude des Volks bey Lauriston's Ankunft rechtsfertigten im ersten Moment die Schritte der Regierung; aber kaum war der Friede geschlossen: so empfand man drückend die Folgen eines Systems, dem ewiger Krieg unentbehrlich ist. Die Inseln Ceylon und Trinidad, so wichtig ihr Besitz auch seyn mag, konnten doch keinen Ersatz gewähren für das, was England zurück gegeben hatte, für den Alleinhandel, den nur der Krieg möglich machte, für das Übergewicht in Westindien, welches Frankreich durch den Besitz von Domingo erlangen konnte; das Sinken des Zollertrags drohete mit einem Deficit, welches die Bezahlung der Zinsen der Nationalschuld gehemmt, und den Credit auf einmal zu Grunde gerichtet haben würde, und nur durch einen neuen Kampf konnte das Monopol verlängert werden. Der Friede von Amiens war daher in den Augen der Minister, und bald auch des Volks, nur ein Waffenstillstand, und durch Neckereyen aller Art sprach sich die öffentliche Stimmung aus. Malta war nur ein Vorwand, Nothwendigkeit für England der Grund des Krieges. — Vorl. 2, d. 20 Nov. 1805. Besetzung von Hannover durch die Franzosen. — Daß Preussen diese geschehen ließe, sucht der Vf. unter anderen auch durch die Pflichten des Königs, als

Kurfürsten v. Brandenburg, gegen Kaiser und Reich zu rechtfertigen. Diese publicistische Ansicht wird nach der Besitznehmung der so genannten Entschädigungsländer so feltfam, daß man sie lieber für eine patriotische Beschränkung halten muß. — Englands Lage hatte es seit Menschenaltern gegen die eigene Erfahrung der Drangsale des Kriegs geschützt; Napoleons Anstalten zur Landung schreckten die Minister aus ihrer Sicherheit auf. Die Schwierigkeiten dieser Unternehmung werden hier gegen die Mittel abgewogen, und der Vf. ist der Meinung, daß sie ausgeführt seyn würde, wenn Pitt nicht den Ausbruch des neuen Continental-Kriegs beschleunigt hätte. — Erkaufte er die Mächte dazu? Nein. Sie mußten also durch eigene Gründe bewogen werden. — Vorl. 3, d. 23 Nov. 1805. Bey Rußlands Monarchen hält der Vf. diese Gründe zum Theil für persönlich. Beleidigte Eitelkeit über die angenommene Kaiserwürde, Verweigerung politischer Forderungen, und das Handelsinteresse des Staats neigten den Kaiser Alexander auf die Seite von England. — Vorl. 4, d. 30 Nov. 1805. Auf Oesterreich mußte der Kaiserthitel Napoleons noch weit schmerzlicher wirken, da der deutsche Kaiser sich als Nachfolger Carls des Großen, als Titular-Oberhaupt der abendländischen Christenheit, betrachtete. Zwey Kaiser im Occident waren in seinem Sinn unmöglich; die Königskronung in Italien schien die Absichten des französischen Monarchen noch mehr zu entwickeln, und Oesterreich mußte entweder die Suprematie seiner Kaiserwürde aufgeben, oder noch einmal dafür kämpfen. — Diese war die Stimmung, welche Pitt an beiden Höfen fand, die es ihm leicht machte, sie zum Kriege zu bewegen. Wodurch es ihm aber gelang, den Ausbruch desselben gerade in diesem, unstreitig für beide nicht glücklich gewählten, Moment zu bewirken, das hat der Vf. unerörtert gelassen. Alle vier Vorlesungen, deren Fortsetzung zu wünschen ist, enthalten übrigens einen reichen Schatz historischer Kenntnisse und reifer Urtheile.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. 1) Königsberg, b. Nicolovius: *Spätlinge*. 1803. XVI u. 400 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

2) Ebendat.: *Episteln, zu den Spätlingen gehörig*. 1804. 46 S. 8. (4 Gr.)

Spätlinge nennt der Vf. diese Gedichte, weil er sie nach seinem fünfzigsten Jahre geschrieben hat; vielleicht ist der Titel auch nicht ganz unpassend, um die Gattung zu bezeichnen. Es sind Nachklänge aus den Zeiten, wo die Götting'schen Episteln Aufsehn machten; und für den Ruhm des Dichters wäre besser gesorgt gewesen, wenn seine Gedichte in jene für die Aufnahme dieser Gattung günstigere Zeit gefallen wären. Doch ist dem ehrwürdigen Vf. nicht an Ruhm gelegen; er will Gemüther erquickern, und Liebe und Achtung wird ihm nach Lefung der Gedichte kein fühlendes Herz verlagern. Was den Gedichten an poetischem Werth abgeht, wird durch das Interesse vergütet, welches wir an der Person des Dichters nehmen. Fast jede Seite athmet Treue, Gerechtigkeit, Güte, Milde, Patriotismus, Sinn für Häuslichkeit und Freyheit. Mit ruhigem Blick sieht der Dichter in die Ver-

gangenheit seines Lebens, und eben so ruhig auf die wenigen Tage der Zukunft; in seinem Gemüthe spiegeln sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in gleich heiterer Gestalt ab. Rührend ist die Titelvignette durch ihre sinnbildliche Bedeutung, „eine treue Abbildung meiner Grabstätte unter selbstgepflanzten Pappeln, indem ich bestellt habe, daß der steinerne Sitz,

Auf dem ich oft des Frühlings-Blüthenfüllen,  
In meines Gartens Einsamkeit genoß,  
Einst decken soll die Staubgeborne Hülle,  
Die in die Zukunft mir die Aussicht hier verschloß.“

Sprache und Versification sind leicht und gefällig, wie Gleims und Götzens, oft etwas geschwätzig, aber nicht ermüdend. Rec. wünscht dem Werk viele Leser; jeder würde gewiß gern dem ehrwürdigen Vf. freundlich und dankbar die Hand drücken.

DAR.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 11 J U N I U S, 1808.

## G E S C H I C H T E.

*Beschluss der Recension  
des*

Neuen Feuerbrände, Löfcheimer und  
Lichtstrahlen.

**H**eft I. No. 1 und H. II. No. 1. *Aufschlüsse über den preussischen Feldzug im October 1806.* — Dieser im Ton der gereizten Empfindlichkeit geschriebene Aufsatz ist gegen eine in unseren Blättern von einem anderen V. erschienene Recension des Werkes: *Betracht eines Augenzeugen*, gerichtet. Er kann daher nur in so fern hier beurtheilt werden, als er wirklich neue Aufschlüsse enthält, und nur auf diese, nicht auf den Streit selbst, wird Rec. sich bey der Anzeige desselben einlassen. Dahin gehört z. B. die Nachricht von dem ausgedehnten Wirkungskreise des königlichen General-Adjutanten, der, als Secretär des Königs in militärischen Angelegenheiten, alles, was auf den Krieg Beziehung hat, anordnet, und dadurch gewissermassen die Functionen des Kriegsministers, des General-Quartiermeisters und des Strategen in sich vereinigt. Zwar wurden auch andere Männer mit den Titeln dieser Ämter ausgerüstet und über die Entwürfe zu Rathe gezogen; aber den höchsten Impuls in allen Staats- und Kriegs-Angelegenheiten gab allein das Cabinet, woraus indeß der Nachtheil entstand, daß in den Berathschlagungen nicht immer die Gründe des Einzelnen, sondern auch oft die Meinungen der Mehrheit entschieden. (S. 31.) — Zeitverlust bey dem Geschäftsgang der während des kurzen Feldzugs so häufig gehaltenen Conferenzen. (S. 36 ff.) Rec. möchte dahin auch den Geist der kleinlichen Ausführlichkeit bey allen Instructionen und Meldungen rechnen. Er hörte oft Rapporte von Feldherren vorlesen, in welchen die Stellung und der Zweck jeder Vedette der Vorposten aufgezählt war, und die eine kostbare Zeit, die zweckmäßiger zu Pferde und auf dem Terrain hätte angewendet werden können, am Schreibtisch und bey dem Dictiren verlorben hatten. — Schwierigkeit, Sachsen zu dem Entschlus zu bringen, seine Truppen in Bewegung zu setzen. (S. 44.) Dies ist allerdings wahr. Der Graf Götzen, der dieses betreiben sollte, glaubte schon in seiner Unterhandlung gescheitert zu seyn, und war im Unwillen von Dresden abgereiset; die schlesischen Regimenter rückten schon in die Lausitzen ein, als es dem Fürsten von Hohenlohe erst spät noch persönlich gelang, die Regierung zum Bey-

*J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.*

tritt zu bewegen. — Operationsplane. Aus dem Entwurf, über den thüringer Wald zu gehen, und nachher aus dem Befehl, daß der General Tauentzien sich nach Dresden zurückziehen sollte, um diesen Ort zu decken, scheint eine fest gewordene Idee des Herzogs von Braunschweig hervorzuleuchten: die Umgehung des Feindes. Diese auszuführen wollte man sich, ohne Sicherung der Flanken, ohne gehörig consolidirte Basis, auf die linke Seite der Franzosen werfen; und als das jenseits des thüringer Waldes nicht mehr möglich war, sollte der Feind durch den Marsch des Tauentzienschen schwachen Corps nach Dresden, zu welchem es übrigens gar nicht kommen konnte, gelockt werden, seine linke Flanke selbst darzubieten. Wie wenig kannten die Strategen des Herzogs doch einen Gegner, dem Dresden, und Sachsen, und was bis zur Oder dahinter lag, gewiß genug war, sobald er die Hauptarmee von der Elbe abgeschnitten und geschlagen hatte! — Siegeshoffnungen, mit welchen der Gen. Tauentzien sich schmückte, nachdem er die Tirailleurs des feindlichen Vortrabs zurück gewiesen hatte. (S. 229.) Sie sind eben so merkwürdig als charakteristisch. So glaubte auch der Fürst Hohenlohe den Feind an offenen Orten geschlagen zu haben, als dieser sich bey Vierzehnheiligen ein kurze Strecke zurückzog. — Gefecht von Saalfeld. Die ersten befriedigenden Nachrichten über das Ganze dieses Gefechts, und zugleich die beste Apologie des Prinzen Louis. —

Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient die Anmerkung (S. 253 ff.), welche von der Verpflegung handelt. — Man wollte sich durch die alte Methode der Versorgung aus Magazinen nicht mehr binden lassen, und wagte es doch nicht, die neue, durch Requisitionen, in ihrem ganzen Umfange anzunehmen. „Es ist aber ein gefährliches Ding um erlernte Methoden, wenn sie nicht ganz im Geiste des Lehrers erlernt, und im Besitz seiner Mittel nachgeahmt werden können.“ Das war denn auch hier der Fall; man machte sich durch halbe Mafsregeln verhasst, ohne Vortheil daraus zu erndten, man verrieth den Willen, die Bundsgenossen nicht zu schonen, und zugleich den Mangel an Muth, ihn durchzusetzen. So mußte z. B. der Fürst Hohenlohe zu Dresden bey der Parole einen königlichen Befehl bekannt machen, nach welchem in Sachsen Pferde für die preussische Armee ausgehoben werden sollten, und zu gleicher Zeit gab der Graf Götzen die Versicherung, daß dieser Befehl gewiß nicht in Erfüllung gehen werde. — In der unständlichen Entwicklung der eigentlichen

P p p

Verpflegungs-Maßregeln findet man den einfachen und einzig möglichen Aufschluss über das Problem, wie es möglich war, daß mitten in einem fruchtbaren Lande bey der hohenlohischen Armée, so bald sie campirte, der plötzliche Mangel entstehen konnte. Wenn die königliche ihn weniger empfand, so kam dies daher, daß ihr am 10 October, noch erst neue Cantonirungen angewiesen wurden.

S. 266 spricht der Vf. von „einigen gefährlichen und unerwarteten Ausserungen“ zweyer Officiere vom sächsischen Generalstab im hohenlohischen Hauptquartier, ohne zu sagen, worin sie bestanden. Rec. kann diese Lücke ergänzen. Das sächsische Corps unter den Befehlen des Fürsten v. Hohenlohe hatte seine eigene Verpflegung, die natürlich bey der Zersplitterung der Truppen oft mit der preussischen in Collision kommen mußte. Durch die einträglichen Bemühungen der Directoren beider Commissariate waren jedoch alle Verwirrungen glücklich vermieden worden, bis zu dem Moment, wo die, auf Veranlassung nicht ausgeführter gemeinschaftlicher Operationen vorgeschobnen, sächsischen Magazine verlorren gingen, und die Hauptarmee dem Seitencorps näher rückte. Jetzt trat zuerst bey den Sachsen der Mangel ein. Die Truppen, welche bey Schlaiz und Saalfeld gefochten hatten, oder in die Stellung bey Mittelpölnitz gerückt waren, gehörten größtentheils zu diesem Corps. Jene hatten ihr Brod verloren, dieses auf den Bivouacs verzehrt; am 12ten befanden sich die ersten seit 4 Tagen, die letzten seit einem Tage ohne Lebensmittel. Sie sollten nun aus den preussischen Magazinen verpflegt werden, aber keine Anweisung der Directoren, kein wiederholter Befehl des Fürsten v. Hohenlohe, selbst nicht die mündliche königliche Versicherung am 12ten konnte ihnen das so dringend notwendige Bedürfnis verschaffen. Zwar wurde ihnen bald Zugemüße, bald Brandtwein versprochen, aber ihre Wagen kamen stets leer, oft unfreundlich abgewiesen, aus den Magazinen zurück, und, der immer dringender werdenden Reclamationen überdrüssig, verwies der Fürst sie am Ende mit Unwillen auf eine von ihnen anzustellende Fouragierung in Dörfern, die längst ausgezehrt, und am 13ten noch von der daselbst cantonirenden Cavallerie der Hauptarmee belegt waren. Es entstand dadurch eine höchst bedenkliche Stimmung unter den gemeinen Soldaten, die ihre Bundesgenossen diesen Mangel nicht in gleichem Verhältniß theilen sahen, und sich sagen mußten, daß Alle doch nur von den Vorräthen ihres Landes lebten. Zu gleicher Zeit konnte der commandirende sächsische General sich die Gefahr der Stellung der Armée, die sich ruhig von der Elbe abschneiden ließ, und Dresden, so wie ganz Sachsen, Preis gab, nicht verhehlen; und da er sehr richtig voraussetzte, daß man in der Residenz von dieser Gefahr nichts ahnde: so hielt er es um so mehr für Pflicht, seinem Souverain von der wahren Lage der Dinge eine getreue Darstellung zu geben. Ehe er aber den Courier abfertigte, beschloß er, noch einen Versuch bey

dem Fürsten v. Hohenlohe zu machen. Er schickte zu diesem Ende seinen ersten Adjutanten und den Director des Commissariats in das Hauptquartier nach Capellendorf, um dem Fürsten die Umstände noch einmal vorzustellen, und, wenn sie kein Gehör fanden, und besonders wegen des drückenden Brod- und Futter-Mangels fortdauernd auf die ganz zwecklose Fouragierung verwiesen werden sollten, bestimmte zu erklären, daß der sächsische General dann an demselben Tage noch mit seinem Corps sich von den Preussen trennen, über Querfurth sich gegen Leipzig oder nach der Elbe hinziehen, und dort die Befehle des Kurfürsten erwarten würde. Dieses war, wie Rec. genau zu erfahren Gelegenheit hatte, der Inhalt jener Ausserungen, welche der Fürst erst drohend, dann nachgebend beantwortete, und zugleich Befehl gab, daß die Preussen von den dreytägigen Mund- und Futter-Portionen, welche sie gefaßt hatten, eine eintägige an die Sachsen abgeben sollten, deren in Apolda neu eingerichtete Beckereyen vor Abends kein Brod liefern konnten. —

*Hest I. N. IV. Bemerkungen über die Schrift: „Operationsplan im Jahr 1806.“* — Das Werk selbst ist bereits in unseren Blättern (1807. N. 243.) beurtheilt worden, Rec. schränkt sich daher auch bey der Anzeige dieser Bemerkungen nur auf die darin gegebenen neuen Ansichten ein. Merkwürdig, als Actenstück zur Geschichte der Capitulationen von Prenzlau und Lübeck, ist der schon in dem vorigen Aufsatz (S. 273) abgedruckte Brief des Generals Blücher, worin er die Vereinigung mit dem Fürsten von Hohenlohe verweigert. Es ist darüber in anderen Zeitschriften viel gestritten worden. So lange jedoch die Ächtheit des Briefes selbst nicht geleugnet werden kann, dürfte die Ansicht der Vf. gegenwärtiger Bemerkungen die richtige bleiben. Überhaupt ist das Schicksal des Blücher'schen Corps von den Zeugenossen in einen zu grellen Contrast mit den unglücklichen Begebenheiten der anderen Reste des zerstreuten Heeres gestellt worden. Im gerechten Zorn über die Verzagtheit der schnell nach einander capitulirenden Vestungscommandanten that es dem Herzen des Patrioten und des unbefangenen Zuschauers wohl, bey diesem langen und beschwerlichen Zuge alles entwickelt zu sehen, was Muth, unerschütterliche Treue und Festigkeit des Charakters leisten können, und man überfah dabey die Nachtheile, welche vielleicht die falsch aufgefaßte Idee eines excentrischen Rückzuges, oder die vergebliche Hoffnung, unabhängig noch etwas Großes auszuführen, für das Ganze nach sich zog, so wie das Fehlerhafte eines Plans, der, auf eine falsche politische Speculation gegründet, zu denselben Resultaten, als die übrigen isolirten Rückzüge, führen mußte. — Die Charakteristik des Herzogs von Braunschweig (S. 155) hat Rec. mit Interesse gelesen. Der Vf. scheint kein Anhänger dieses unglücklichen Fürsten, der allerdings die letzten Unfälle der preussischen Monarchie beförderte, zu seyn; er rügt die von ihm begangenen Fehler mit Strenge, und stellt



besonders die Charakterschwäche des Herzogs in ein trauriges Licht: aber er läßt auch seinen besseren Eigenschaften, seinem Talent als Feldherr auf dem Schlachtfelde, Gerechtigkeit widerfahren. Nur dadurch wird es erklärlich, wie ein solcher Mann sich das Zutrauen des Königs, seinen früheren Ruf in der Armee, und die Achtung Friedrichs II erwerben konnte. Die Behauptung, daß, wenn er allein commandirt hätte, und nicht gleich Anfangs tödtlich verwundet worden wäre, die Schlacht, trotz aller begangenen Fehler, doch wahrscheinlich noch würde gewonnen worden seyn, bestätigen selbst die Sieger. Wie hätten auch, wenn Einer das Ganze belebte, so manche Abtheilungen unthätig bleiben, und der mit Ordnung angetretene Rückzug so schnell in gänzliche Auflösung ausarten können? — „Wir haben alle gefehlt, ruft der Vf. aus, Der mehr, Jener weniger, und sind Alle unglücklich! Laßt uns daher einander nicht hassen, nicht verfolgen!“ — — —

N . . . d.

## NATURLEHRE.

LANDSHUT, b. Weber: *Lehrbuch der Naturwissenschaft*. I Heft. Vom Wissen und von dem obersten Princip alles Wissens. Eine Propädeutik zur Naturwissenschaft. Von D. Joh. Weber, Prof. d. Physik in Dillingen. II Heft. Von der Materie (in empirischer Hinsicht). 1805. III Heft. Von dem Lichte (in empirischer Hinsicht). Erste Abhandlung. Von dem Magnete und dem Magnetismus. 1806. Kl. 8. (2 Thlr.)

I Heft. „Zwischen den Extremen ist immer die Wahrheit in der Mitte“, sagt der Vf. in der Vorrede zum I Heft. „Sowohl die Erfahrung als die Vernunft haben Ansprüche auf Gründung, Erweiterung und Vervollkommen der Naturwissenschaft. Die Erfahrung, die nicht durch die Vernunft geleitet wird, greift auf Gerathewohl zu, und der bloße Empiriker ist nie orientirt. — Die Vernunftansicht, welche die Beobachtung und das Experiment verschmähert, wird bald in das Feenspiel der Phantasie verwickelt und die vorgebliche Naturconstruction verirrt sich in Schwärmerey und Excentricität.“ So lobenswürdig dieses Streben zur Eintracht der Menschenkräfte im Verfolg des Wissens ist: so hätte doch berührt werden sollen, wie das eine von den aufgestellten Extremen niemals die Erfahrung gewesen ist oder seyn wird, das andere niemals die Vernunft. Wenigstens lassen sich mit diesen Worten ganz andere und tiefer gefasste Begriffe verbinden, welche indeffen nicht im gewöhnlichen Umlauf sind. Alle bisherigen Schriften des Vfs. haben zur Genüge erwiesen, daß er unter allen Formen jedesmal dem Höchsten und Besten nachgefolgt und ein eifriger Lehrer ist: aber wie weit man zum Gedeihen der Wissenschaft selbst auf diesem Wege der Mischung gelangt, werden wir aus diesen Heften sehen. Zuerst also vom Wissen und dem obersten Princip alles Wissens als Propädeutik (so sollte doch ein Mann, wie der Vf. nicht

schreiben) zur Naturwissenschaft. Die Begriffe sind oft nicht klar. So heist es S. 4: „das Philosophiren habe sich immer ausgesprochen als ein Streben der Vernunft, höchste Einheit in die Totalität menschlicher Erkenntniß zu bringen, und in einem Absoluten das Universum alles Erkennbaren seiner unbedingten Wirklichkeit und Wahrheit nach zu erfassen.“ Was heist hier Vernunft und Einheit und Totalität (statt dessen Umfang hätte gesetzt werden können) und Absolutes u. s. w.? Es steht alles so räumlich nebeneinander. Nach einer etwas oberflächlichen, doch im Vortrag verbesserlichen, Übersicht der wesentlichen Entwicklungsstufen der Philosophie wird zur Bestimmung des Organes für die Ideen (wie sie hier heist) — der Vernunft fortgeschritten, und insbesondere die Relativität der Verstandeserkenntniß dargethan. Aber man muß nie vergessen, daß diese Ansichten des Verstandes aus einer bestimmten Epoche der Schullehren herkommen, wo Verstand immer nur als ein Scheinwesen dargestellt wird. Freylich ist es gut, daß man, so lange nicht vom Grund aus besser gesorgt wird, vor dem cursirenden Verstande die Jünglinge warne, und ihre Anschauungskraft am Ewigen und Unvergänglichen übe. Die Erfahrung aber zeigt, daß Sätze wie die 2r S. 24—27 ohne frühere Übung und Bildung des Sinnes und Verstandes einmal nicht empfunden, und dann nicht vernommen werden, sondern meistens nur ein Geschwirre und Schwindel im Kopf zurücklassen. Auch sehen wir nichts Gutes voraus in dem täglich zunehmenden nicht Geringschätzen, sondern Geringsetzen der Matheßis, wonach jedoch das erste unausbleiblich ist: es wird nämlich von dieser klaren, scharfen und ersten Anschauung der Dinge hier ebenfalls als von einem bloß formellen Wissen geredet, das uns über das objective ganze unwissend lasse. Hätte der Vf. minder gesündigt, vielmehr das aus einem Stamm quellende Leben genetisch betrachtet: so würden solche Abstracta nicht den Zusammenhang entstellen. Was S. 32 ff. von der bey vielen Menschen auch bewußtlosen Anschauung des Absoluten im Schönen und Guten und Edlen u. s. w. gesagt wird, ist wohlgerathen. Auch was von der Bedeutung des Realen, Idealen und Identischen in der Religion gesagt wird, ist verständlich, wenn es, wie nicht anders zu erwarten, so vorgetragen wird, daß die Zuhörer zu tiefem Ernst und eigener Reinigkeit gedrungen werden. Die Lehrsätze vom dem Wesen des Absoluten sind billigerweise meistens annähernd, reinigend: hie und da bricht ein heiterer, weit leuchtender Strahl hervor, z. B. S. 51: „Die Schöpfung aus Nichts hat keinen wahren Sinn: *A quo, in quo, per quom omnia facta sunt* — *quoniam ex ipso sunt omnia*: Paul.“ Nun die bekannte Ansicht von den Potenzen, von der Ideal- Real- und Identitäts-Philosophie, von Licht, Materie und Organismus, vom Menschen als dem Schluß der Schöpfung u. s. w. Der eigentliche Vernunftgebrauch sey das Wissen für die Geisterwelt wie für die Naturwelt. Die Wissenschaft der Natur sey die Wissenschaft vom Absoluten Seyn und dessen Erscheinungs-

Form. Diese letztere suche die Erfahrung als reine Facta auf; die Vernunft deute die Symbole; erkläre die Natur (jedoch ganz wieder im Sinn der oben-gerügten Vermischung).

**II. Haft. Empirische Naturwissenschaft. Von der Materie.** Die empirische Naturwissenschaft ist die W. von der Erscheinungsform der absoluten Realität oder des absoluten Seyns. S. 6, 7 recht würdig gesprochen von der Tiefe und Gewalt der Anschauung, besonders bey den sogenannten Hypothesen großer und prophetischer Physiker. In drey Abtheilungen zerfällt die emp. Naturwissenschaft, in die Lehren nämlich: 1) von der Materie, 2) vom Licht, 3) vom organischen Körper. Materie soll das Neben- und Außerhalbeinander-Seyn, das Licht das Ineinander-Seyn bedeuten. Hievon wird der erstere Meßbarkeit und Dimensionen abgeleitet, so wie weiter das Gestaltlose und Gestaltete und deren Verhältnisse Zu- und Übergang in einander. Hierauf folgt Betrachtung der Gestalt — Krystallisation — dann die Lehre von der Trägheit der Materie und ihrem Bedürfnis eines Principis der Thätigkeit von außen (was wir hier nicht erwartet hätten). Hieran werden dann die gemeinen Lehren von der Bewegung geknüpft und alles löset sich in das dynamische Schema von Expansion, Contraction und Limitation auf. Hieraus folgen die entsprechenden Begriffe von Positivität und Negativität, Theilbarkeit u. s. w. Über Cohärenz wird das Empirische, wie das Speculative angeführt, so auch über die anderen sogenannten Kräfte und Eigenschaften der Materie: Undurchdringlichkeit, Elasticität, Härte, Adhäsion, Porosität u. s. w. Dann wird von Masse und Schwere gehandelt, ohne daß wir etwas Besonderes auszuzeichnen hätten. Nur das müssen wir sagen: es ist für Anfänger, besonders vom mündlichen Vortrag unterstützt, alles klar genug. Die Andeutungen von

dem planetarischen Verhältnisse der Erde, von den Umläufen der Gestirne und der allgemeinen Eintracht, welche dieses Heft schliessen, bedürfen vortüglich genauer und besonderer Ausführung.

**III. Haft. Vom Licht.** In der Vorrede eine männliche Erklärung gegen die Mißkenntniß sowohl als allegorische und phantastische Mißhandlung der Philosophie und Physik insbesondere. In der Idee der Natur sollen sich in dieser Abhandlung die magnetischen Erscheinungen zuerst ordnen. Ohne dieses Verfahren wird man in dem Wirrwarr von dergleichen Phänomenen niemals Eintracht erblicken, und doch ist bey einiger Ordnung gerade hier die Eintracht so auffallend. — Die Abhandlung vom Licht zerfällt in drey Lehren: 1) vom Magnete und Magnetismus, 2) von der Elektricität, 3) vom chemischen Proceß. Hier dann die erste unter diesen dreien, wovon wir nichts anderes sagen können, als daß sie durchaus klar, reich an gesammelten Thatfachen, einfach und überhaupt wohlgerathen sey, zum Behuf eines gründlichen Studiums des Magnetismus von dessen leisen Regungen bis zur kosmischen Bedeutung desselben, und daß wir dieses Heft insbesondere, sowohl für den elementarischen Selbstunterricht, als für den Lehrvortrag, ganz geeignet finden. Es sind hin und wieder einige halb verstandene Begriffe und allzu geschiedene und abstrahirte Ansichten, — das ist wahr; aber sie werden von der empirischen Kraft und Ordnung ganz zurückgedrängt und leicht übersehen. Eine lehrreiche Kupfertafel beschließt das Ganze. — Wie sehr wäre zu wünschen, daß der Unterricht in der Physik, so wie es in diesem Heft schon einigermaßen geschieht, überall mit der Erfahrung begannen, und mit deren Drang und Anschwellen das Bedürfnis der Ordnung fühlbar würde, somit die Wissenschaft zuletzt der einzige Gegenstand des Verlangens wäre! K. I. W.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**LITERATURGESCHICHTE. Nürnberg: Versuch einer Ansicht der vollendeten Lebenslage Georg Wolfgang Panzers,** der Theologie und Philosophie Doctors, Schaffers an der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Sebald, des pegnesischen Blumenordens zu Nürnberg Vorstehers, der Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Industrie zu Nürnberg und der deutschen Gesellschaft zu Leipzig Mitglieds, seines Amtes und seiner geführten Ehe Jubiläus, dargestellt im Namen des Blumenordens von dessen Sohne Johann Friedrich Heinrich Panzer, Pfarrer zu Eilersdorf und Tennenlohe, und des Ordens Mitglied. 1805. 28 S. 4. (s. Gr.). Man verzeiht es dem Sohne gern, wenn er die Farben zum Gemälde seines Vaters ein wenig zu stark aufträgt, oder wenn er im Gefühl seines Schmerzes um den erlittenen Verlust der Sprache bisweilen einmal Gewalt thut; aber was zu viel ist, bleibt zu viel. Hier ist des Geschraubten, Affectirten und Hyperpegnesischen gar kein Ende. Man höre nur einmal den Anfang! „Sie wollen es, wollen es vereint, wollen es mit der Thron im Auge, gewinkt dem Ihnen entzogenen Vorsther, Sie, die Brüder unseres Bundes, daß ich, der Sohn des Vollendeten, hinfrete in jene heiligen Hallen, wo Gerechtigkeit dem wahren Verdienste seinen Platz, wo Liebe und Dank ihm seinen künftigen Wohnort anweist, um dort (wo? in seinem künftigen Wohnorte?) das Bild des Entschlafenen aufzustellen.“ In diesem Tone ist das Ganze abgefaßt. Indessen sind doch in dieser kleinen Schrift hübsche Notizen über den die Literatur so verdiensten Mann, von denen wir einige herausheben wollen. Georg Wolfgang Panzer war den 16 März 1729 zu Sulzbach in der oberen Pfalz geboren. Sein Vater war kurfürstlich - pfalz - sulzbachischer wirklicher Hof- und Regie-

rangs-Rath. Er studirte in Altdorf unter Schwarz, Dietelmair und Fromann. Im J. 1751 wurde er Pfarrer zu Ezelwang und blieb es bis 1769, wo er nach Nürnberg berufen wurde. Was über ihn als Religionslehrer gesagt wird, gereichte ihm sehr zur Ruhme, und zeigt von einem eben so edlen Herzen, als gereiften Verstande. Bey seinen überhäuften Berufsgeschäften verdient sein Fleiß (er arbeitete vom frühen Morgen an bis Mitternacht fast ununterbrochen) doppelte Bewunderung. Die vortreffliche Bibelsammlung, die aus einigen tausend Bänden bestand, kaufte ihm der Herzog von Württemberg, Carl Eugen, ab. Die dadurch entstandene Lücke in seiner Bibliothek wurde mit den seltensten alten Drucken wieder ausgefüllt. Nebenher legte er auch eine Sammlung sowohl nürnbergischer als ausländischer Portraits an. Im J. 1784 wurde er Präsident der pegnesischen Blumen-Gesellschaft, und gab dem fast erloschenen Orden neues Leben. Auch manche gemeinnützige Anstalt, z. B. die Leih- und Unterstützungsgasse für unbemittelte Professionisten, die Mädchen-Industrie-Schule u. s. w. ward durch ihn befördert. Bey aller Arbeit und Anstrengung blieb er doch immer heiter und gesund, und fühlte die Unbequemlichkeiten des Alters nur sehr wenig; auch suchte er selbst im Aufseren die Zeichen des Greisenalters von sich zu entfernen. Er starb den 21. Jul. 1805. — Zum Schluß wollen wir noch einen Gedächtnißfehler des Redners berichtigen. Der Mann, mit dem Panzer über die Urschrift der augsburgischen Confession in Streit gerieth, hieß nicht Veit Weber, wie S. 17 steht, sondern Georg Gottlieb Weber, und war erst-Stiftsprediger, hernach aber Hofprediger in Weizach.

E. D. d. M. F.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 JUNIUS, 1808.

## T H E O L O G I E.

LEIPZIG, b. Crusius: *Magazin für biblische Interpretation*, angelegt von Joh. Carl Heinrich von Zobel, der Philos. Mag., der Theol. Baccal. und Prediger in Wiederau. *Ersten Bandes zweytes Stück*. 1806. Mit fortlaufender Seitenzahl 191 — 388. 8. (20 Gr.)

**R**ec. muß den Wunsch, womit er seine Anzeige des ersten Stücks (J. A. L. Z. 1806. No. 233) schloß, auch hier wiederholen. Dieses Stück enthält 8 Abhandlungen. 1) *Über Accommodationen im N. Testament und vorzüglich im Matthäus*. Ein Fragment vom verst. Prediger J. Gottl. Cress in Vippachedelhausen. Hr. Pfarr. Stevogt hat diesem Aufsatz eine kurze Vorrede vorgesetzt, und der Herausg. hat einige meistens literarische Bemerkungen beygefügt. Der Vf. giebt es zu, daß es wirkliche und sehr wohl gewählte Accommodationen in Matthäus, z. B. C. 15, 8. 9. gebe; aber von der Stelle C. 2 u. 4 glaubt er, daß man hier mit der Accommodationshypothese gar nicht auskomme, und daß Matthäus bey dieser Stelle andere wichtige Absichten gehabt habe. Er behauptet nämlich, daß einige Propheten manche Weissagungen ihren, oft auch nur ihren vertrauten, Schülern mündlich mitgetheilt, und, damit sie dem Gedächtniß behaltbarer und doch gegen Verfälschung gesichert seyn möchten, in bekannte Worte älterer prophetischer Schriften eingekleidet haben; und daß insonderheit Matthäus, mit dankwürdiger Sorgfalt, darauf bedacht gewesen sey, mehrere solche Weissagungen in seinem Evangelium aufzubewahren, und der Vergessenheit zu entziehen. Schon die Stelle Cap. 2, 23 führt ihn auf eine mündlich fortgepflanzte Weissagung hin, weil doch alle Versuche der Ausleger, sie aus irgend einem Propheten herauszukünfteln, verunglückt seyen. Auch die Erzählung von den Magiern bestärkt ihn darin. Er meint, alles, was hier bemerkt wird, die Frage der Magier und der Eindruck, den sie verursacht, lasse sich durchaus nicht denken, wenn nicht sichere, allgemein bekannte und geglaubte Weissagungen vorhanden gewesen wären, daß die Geburt des Messias durch eine geisternähnliche Erscheinung bekannt gemacht werden sollte. Daß die Juden nachher von Jesu, zur Bestätigung seiner Messiaswürde, ein Zeichen vom Himmel fodern, ist ihm ebenfalls ein Beweis, daß eine solche mündlich fortgepflanzte Weissagung im Umlauf müßte gewesen seyn. Er sucht

also die Spuren solcher prophetischen Überlieferungen auf, und findet nun 1) solche, wo die Juden auch da den wahren Sinn der Weissagungen, die mit ihren gewöhnlichen Vorstellungen in directem Widerspruch standen, und auf den sie selbst nicht kommen konnten, nicht nur kannten, sondern als entschieden annahmen. Der Vf. rechnet dahin die Stelle Ps. 110 u. 22, welche die Juden von dem Messias erklärten, desgleichen Jes. 58, und kann es sich nicht denken, wie die Juden auf diese Erklärung gekommen wären, wenn die Propheten sie nicht darüber näher belehrt hätten, und dieses durch mündliche Überlieferung wäre erhalten worden. 2) findet er Spuren, daß die Propheten auch eigene Weissagungen, die nicht aufgeschrieben, sondern durch mündliche Überlieferung erhalten wurden, ihren Schülern mitgetheilt haben; und unterscheidet diese wieder in solche, die sie mehreren Schülern, um davon auch bey anderen Gebrauch zu machen, mittheilten, und in solche, die sie als ein besonderes Geheimniß ihren vertrautesten Schülern bekannt machten, um sie nur den Eingeweihten mitzutheilen. Von der ersten Art soll die Stelle Joh. 7, 27 und von der letzten Matth. 2, 23 ein Beweis seyn. Die eine soll eine mündlich erhaltene Weissagung seyn, die auch unter dem Volk bekannt wurde; die andere aber eine Weissagung, die nur Eingeweihte wußten, weil die erstere nicht hätte erfüllt werden können, wenn die letztere bekannt geworden wäre. Eben eine solche mündlich erhaltene Weissagung soll nun auch Matth. 2, 18 aufbehalten seyn. Der Vf. sucht es zugleich wahrscheinlich zu machen, daß solche geheime Vorhersagungen absichtlich in bekannte Worte älterer Propheten seyen eingekleidet worden, um auf diese Weise das Geheimniß desto besser zu verstecken. In dem Verfolg kommt der Vf. auf die Accommodationslehre, die nach seiner Ansicht eine ganz andere und weit beschränktere Gestalt bekommt. Er unterscheidet die Accommodationen in verbale und reale, und untersucht nun, was davon in Matthäus vorkommt. Zu den Verbalaccommodationen rechnet er 1) die Allegationen, in welchen Matthäus eigentliche Weissagungen vom Messias auf Jesum deutet, Matth. 12, 17 — 21. 21, 4. 5. 27, 9. 27, 35. Auch will er C. 4, 14 noch hieher rechnen. 2) solche Stellen, in welchen, wie Matth. 2 in alttestamentliche Schriftworte geheime Weissagungen eingekleidet werden. Daher wird auch C. 13, 34. 35 gerechnet. Ein späterer Prophet soll in die Worte Ps. 78, 2 den Sinn gelegt haben, in welchem sie

Matthäus hier anführt. Auch Matth. 27, 9. 10 soll eine solche von Jeremias mündlich bekannt gemachte, aber von Zacharias nachher aufgezeichnete und in ein geheimnißvolles Dunkel eingehüllte, Weissagung seyn. 3) Schriftstellen, die Matth. im Sinne der jüdischen Schule anführt und also wirkliche Accommodationen sind. Dahin soll die Stelle C. 8, 17, aber doch nur wahrscheinlich, können gerechnet werden. Von Realaccommodationen findet der Vf. in Matthäus keine Spur. Man sieht hieraus, daß der Vf. seine eigene Ansicht hat, obgleich seine Behauptung nicht ganz neu ist, und auch schon ältere Gelehrte bisweilen an Weissagungen gedacht haben, die nicht in den alttestamentlichen Büchern aufgezeichnet seyn. Schwerlich wird man sich aber bey diesen Ansichten befriedigen können. Wer bedenkt, daß die Behauptung von geheimen, bloß mündlich fortgepflanzten Weissagungen nicht eigentlich erwiesen ist, und daß die Gründe, wodurch man sie bestätigen will, bloß gesucht sind; und dabey auch mit der Art bekannt ist, wie die Juden nach ihren hermeneutischen Grundsätzen Stellen des A. T. anzuwenden pflegten, der wird es viel natürlicher finden, in jenen Stellen bloß eine gewöhnliche Accommodation anzunehmen. Der Vf. wiederholt es zwar einmal, daß ein jüdischer Schriftausleger, als solcher, nie auf den Gedanken habe kommen können, jenen Stellen einen solchen Sinn unterlegen zu wollen, den ihnen Matthäus unterlegt, und daß man also den jüdischen Lehrern eine Schrifterklärung aufdringe, die ihnen bey allen ihren Sonderbarkeiten nicht in den Sinn habe kommen können. Aber wer wird dies auch thun wollen? Wenn man in jenen Stellen Matth. 2 und 13, 34, 35 eine Accommodation behauptet: so will man nicht sagen, daß man unter den Juden zu Christi Zeiten jene aus den Propheten angeführten Stellen eben so verstanden und erklärt habe, sondern daß Matthäus, ganz im Geiste und nach dem unter den Juden herrschenden Grundsatz von einem vielfachen und geheimen Sinne der heil. Schrift, sie auf diese Weise gedeutet habe. Daß die Gründe des Vfs., wodurch er die mündlich erhaltenen Weissagungen bestätigen will, gesucht sind, ist gar zu auffallend. Die Magier z. B. berufen sich nicht auf eine vorhandene Weissagung, sondern auf den Stern, den sie gesehen hatten. Sie schlossen nach ihren astrologischen Grundsätzen aus dem erschienenen Stern auf die Geburt des Messias, den man damals erwartete. Eben dieser allgemeinen Erwartung wegen macht auch die zuverlässliche Behauptung und Frage der Magier zu Jerusalem Aufsehen. Wo ist hier der geringste Wink von einer vorhandenen Weissagung von einer gesühnlichen Anzeige der Geburt des Messias? Eben so wenig kann man diese auch daraus schließen, daß die Juden nachher ein Zeichen vom Himmel fordern. Wäre dieses der Grund ihrer Forderung gewesen: so hätte Jesus sie ja auf die Geschichte der Magier verweisen können. 2) *Über Evang. Marci IX, 30. und die Parallelstellen von C. F. Böhme*, Stiftspred. in Altenburg,

Der Vf. bemerkt, daß das Wort *Salz* bey Matthäus von Personen, bey Markus und Lukas aber von einer Sache gebraucht werde. Als persönliches Prädikat ist es die Würze des Menschengeschlechts, welches die Apostel positiv und negativ seyn sollten; als Sache ist es die Vernünftigkeit, durch welche allein wir auf unserer vernünftigen Mitwesen geistige Natur einzuwirken im Stande sind, aufgeklärte Denkungsart und Gesinnung. Der Vf. findet in der Stelle bey Markus mehr, als Rec. darin finden kann. 3) *Einige Bemerkungen über Apostelgesch. XVII, 24—28 von E. A. C. Steuogt*, Pfarrer in Markvippach. Der Vf. nimmt *σπερμολογος* in dem Munde der spötteinden Epikuräer in der Bedeutung planlos sprechender, unphilosophischer Mensch. Die Worte *τον Ιησου εὐαγγελίζετο* ist er geneigt für Glossen zu halten. 4) *Beitrag zur Erklärung Apost. XVII, 24—28 von Ebendemselben* enthält einige Bemerkungen über das Zweckmäßige und Wohlgeordnete in der Rede Pauli, wovon hier nur ein Fragment aufgezeichnet ist. Um verständlich zu seyn, ging Paulus von der Anschauung der Kosmogonie aus. *Δειδωκότες* sind überaus Religiöse, eifrig besorgte für die Götter und deren Dienst. Ein Hinneigen zum Spinozismus hat man mit Unrecht in den Worten des Apostels finden wollen. Paulus wollte eben die Unabhängigkeit Gottes vom äußeren Einwirken und Eingreifen in seine Regierung retten; hingegen alles Vorhandene, als von ihm erschaffen, erhalten, mithin abhängig vorstellen. 5) *Über Brief an die Epheser V, 11—14 von J. F. G. Löser*, Pred. zu Rehfeld. Dieser gut abgefaßte Aufsatz befreit die gewöhnliche Erklärung, nach welcher man diese Stelle als Ermunterung, Lasterhafte zu befehren und zu bessern, betrachtet. Nach der Bemerkung des Vfs. wäre die Gedankenfolge des Apostels vom 10. V. an diese: Lernet, welche Handlungen Gott gefallen (10); böse Handlungen suchet aber immer mehr zu hindern (11). Böse Handlungen sind nämlich die, die heimlich geschehen müssen, und von denen man nicht einmal füglich reden kann (12). Was aber nach der Religion geschieht, darf öffentlich geschehen, und alles was öffentlich geschehen darf, stimmt mit der Religion überein (13). Daher heißt es: Christus wird dir ein Licht seyn (14): so benutzt denn dieses Licht, damit ihr untadelhaft leben möget. 6) *Über den Paulinischen Ausdruck εἰς τοὺς ἐκουαρις* von C. F. Böhme, Stiftsprediger zu Altenburg. Der Vf. will diesen Ausdruck, der fünfmal in diesem Brief vorkommt und sonst dem Apostel nicht gewöhnlich ist, nicht elliptisch betrachtet wissen, sondern nimmt ihn als ein wahres Substantiv an und für sich, das Himmlische, das Religiöse, die Religion. Uebersetzt er ihn: in Abicht auf das Himmlische, d. i. in Abicht auf die Religion. Seine Gründe sind eben nicht genuthuend. 7) *Einige Gedanken über das Studium der hebräischen Sprache; nebst einer mittelfröhen Übersetzung des Lobgesangs 1 Sam. II, 1—10 von M. H. W. Spitzner*. Mit Grund wird über die Vernachlässigung des hebräischen

Sprachstudiums geklagt, und zur Empfehlung desselben einiges gesagt. Die Übersetzung des Lobgesangs der Hanna ist frey, und läßt sich im Ganzen gut lesen. Bey V. 3, wo der Vf. der Lesart des Textes folgt und übersetzt: *und was er thut, faßt nicht der Menschen Geist*, steht die Bemerkung, daß das Kri יי habe, und dann seyen מללע Werke der Menschen. Der Sinn würde alsdann seyn: *Auch eure Thaten sind ihm wohl bekannt*. Aber würde dann מללע nicht besser von Handlungen Gottes verstanden werden? Rec. hätte mehrere Anmerkungen erwartet. 8) *Historisch-antiquarisch-grammatische Erläuterungen über die Geschichte von der Kreuzigung Jesu nach Matth. XXVI, 57 — XXVII, 54 und den Parallelfstellen in den drey übrigen Evangelien vom Herausgeber*. In diesem Aufsatze, der in dem folgenden Stück soll fortgesetzt werden, sucht der Vf. das, was man hier und da über die Geschichte der Kreuzigung zerstreut findet, zu einem Ganzen zu verbinden, und mehrere darüber Gesagte näher zu würdigen. Die Abhandlung ist im Ganzen recht lesenswerth. Bey der Beantwortung der Fragen: warum überlieferte der Hoherath Jesum dem Pilatus als römischen Landpfleger? und: wie konnte es ihm, als solchem, zukommen, ein Todesurtheil über Jesum zu sprechen und vollziehen zu lassen? ist das Vorzüglichste kurz und gut zusammengestellt. Überhaupt ist in den Anmerkungen eine gute Auswahl beobachtet. Die Benennung des Richtplatzes Golgatha theilt der Vf. von גולגתא קרונוס der Kopf, und מתקומם das Leben, so daß Golgatha also denjenigen Ort, bezeichnete, an welchem Menschen ihr Leben verloren, oder hingerichtet wurden.

T. D.

ERLANGEN, b. Palm: *Christlicher Religionsunterricht für die gebildete Jugend*. Von D. Christoph Friedrich Ammon, königl. Consistorialrathe, Lehrer der Theologie und erstem Universitätsprediger zu Erlangen. 1805. XVI u. 182 S. 8. (12 Gr.)

Die gegenwärtige Schrift verdient unter den Tausenden, die mit ihr den Titel *Religionsunterricht* gemein haben, eine besondere Auszeichnung; nicht deswegen, weil ihr Vf. unter die Theologen vom ersten Range gehört, sondern weil sie innere Tugenden besitzt, die wir an den meisten Schriften dieser Art vermissen, und weil sie einem wirklichen Bedürfniss abhilft. Rec. selbst hatte in früheren Jahren nicht nur Kindern aus höheren Ständen, sondern auch gebildeten Mädchen von 15—20 Jahren Religionsunterricht zu ertheilen, und er befand sich damals wegen eines schicklichen Leitfadens in nicht geringer Verlegenheit. Er überzeugte sich hier nur gar zu oft von den Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens. Es war ihm daher wie aus der Seele geschrieben, was Hr. A. S. V. u. VI hierüber bemerkt, und was wir zur Beherzigung für Viele hienausheben: „Landeskatechismen sollen das Volk durch das Gebot der Sinnlichkeit und Einbildungskraft zur Religion des Verstandes und Gefühls; Lehrbücher, die sich der wissenschaftlichen Form

annähern, sollen Gebildete zur Religion der Vernunft und des Herzens führen. Die ersteren stützen sich auf Ansehen, auf Symbole und auf eine gewisse Mystik in der Religionsgeschichte, die in der Weltgeschichte aus guten Gründen verschwinden muß; und werden daher, wenn nicht Alles täuscht, in eben dem Verhältnisse unzweckmässig, als sie, scheu vor dem religiösen Anthropomorphismus, der Einbildungskraft den Nahrungstoff des Verstandes durch reine Begriffe und nackte oder überschwebende Speculationen rauben. Bey der gebildeten Jugend treten hingegen ganz andere Bedürfnisse ein; ihr wird durch wissenschaftlichen Unterricht, durch Unterhaltungen und Gespräche, durch Lectüre und eigenes Denken ein Bild, ein Geheimniß, ein Wunder nach dem anderen entziffert; ihr Glaube muß daher auch auf ganz anderen Gründen ruhen, als auf Wundern und messianischen Weissagungen, wenn der Lehrer, bey allem Eifer, nicht den Saamen der Ungewissheit und Zweifelsucht in ihre zarten Seelen ausstreuen will. Die heiligen Gedanken Gottes auszubilden, zu beleben und die Gewissheit von seiner unendlichen Größe und Wirklichkeit *ausser unserm Gemüthe* fest zu gründen; die Welt, in der wir leben, als eine moralische Ordnung der Dinge darzustellen, in der wir zur Vergeistigung und sittlichen Annäherung an den Unendlichen erzogen und gebildet werden; die Religion nicht als Gottesdienst, oder als ein eitles Beschauen des Unendlichen, sondern als Denken und Handeln in Gott zu empfehlen; und für alle diese Endzwecke die Geschichte und Verdienste des großen Stifters unseres Glaubens zu benutzen — diese Forderungen sind es, welchen, nach meiner Überzeugung, der christliche Religionslehrer der Jugend aus den höheren Ständen Genüge leisten soll und kann, ohne durch das Fortschreiten der Methode dem Meinen und Fühlen seiner sinnlichen Mitchristen auch nur von ferne in den Weg zu treten.“

Nach diesen richtigen Ansichten ist das gegenwärtige Lehrbuch entworfen und ausgearbeitet. Rec. bleibt zweifelhaft, ob er mehr der durch das Ganzlich gleichbleibenden Zweckmäßigkeit der Methode, oder der Richtigkeit und Bestimmtheit der Begriffe und Sätze, der durchaus edeln und dabey doch nicht unpopulären Sprache, oder endlich der gelungenen Auswahl biblischer Beweisstellen und passender Liederverse den Preis der Vorzüglichkeit zuerkennen soll. Prediger und Candidaten, denen gewöhnlich der Unterricht der gebildeten Jugend anvertraut ist, werden an diesem Lehrbuch einen trefflichen Leitfaden haben; vorzüglich aber empfehlen wir es den Vorstehern der Erziehungs-Institute, wo es, in den Händen eines geschickten Lehrers, ein sicheres Mittel zur Bildung und Belehung des sittlichen und religiösen Gefühls seyn wird.

N:

Danzig, b. Goldstamm: *Über den Anthropomorphismus der Bibel in den Vorstellungen von Gott, dessen Erklärung und Gebrauch beym Volke*.

und Jugendunterrichte, von Karl Friedrich Heinrich Klügling. Eine Preisschrift nach dem Lateinischen von dem Verfasser bearbeitet. 1806. 324 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine Monographie der biblischen Dogmatik, welche von guten exegetischen Kenntnissen, richtiger Einsicht und vertrauter Bekanntschaft mit der theologischen Literatur zeugt, und von dem Vf., wenn er es nicht verfaunt, noch tiefer in den Geist des hebräischen und christlichen Alterthums einzudringen, noch manches Gute zu erwarten berechtigt. Neue Aufschlüsse über die Denkart des Alterthums überhaupt, oder über die Individualität einzelner Schriftsteller desselben, darf man zwar hier nicht suchen; aber das Verdienst hat sich der Vf. erworben, seinen Gegenstand vollständiger abgehandelt zu haben, als es von den bisherigen Bearbeitern der biblischen Theologie geschehen ist. Die von ihm befolgten Grundsätze sind die gegenwärtig am meisten gangbaren, dieselben, deren Wiederhall man fast in allen exegetischen und dogmatischen Schriften vernimmt, und in deren Annahme man die sogenannte Liberalität der theologischen Denkart zu setzen gewohnt ist. Es ist daher ganz in der Ordnung, wenn Hr. Klügling von geläuterten Begriffen des reinen Christenthums, von Zeitvorstellungen, von mythischen Ansichten u. s. w. redet, und wir wollen mit ihm darüber nicht weiter rechten, da er hier nur im dritten oder zweyten Gliede repräsentirt, und da es einer

Total-Kritik der gangbaren dogmatisch-exegetischen Grundsätze bedürfte.

Das Ganze der Schrift ist unter 4 Abschnitte zusammengefasst. I. Von den Anthropomorphismen der heil. Schrift. II. Von den Anthropopathien der heil. Schrift, nach den drey Hauptvermögen der menschlichen Seele: a) von dem Vorstellungsvermögen; b) von dem Gefühlsvermögen; c) von dem Begehrungsvermögen. III. Von der Erklärung der anthropomorphischen und anthropopathischen Redensarten der Bibel. IV. Von dem Gebrauche der anthropomorphischen Redensarten der Bibel im Volks- und Jugend-Unterricht. Der letzte Abschnitt hat Rec. vorzüglich wohlgefallen. Über das Buch Hiob findet man S. 96 folgende Bemerkung: „Ich bin der Meinung, dass der Vf. des Buchs Hiob in oder nicht lange nach dem salomonischen Zeitalter gelebt, das Sijet seines Gedichtes aber aus dem patriarchalischen Zeitalter genommen, und daher dem Ganzen den antiken Anstrich ertheilt habe. Die Idee von Kundschaftern, die auf Gottes Befehl die Erde durchreisen, erhielt sich noch lange nachher (Zachar. 1, 8 ff.), und vielleicht gab diese hiobsche Idee von jenem herumreisenden *Censor morum* und Anschwärzer der Menschen bey Gott die entferntere Veranlassung zu der jüdisch-christlichen 1 Petr. 5, 8.“ Ähnliche gute Bemerkungen hat der Vf. hin und wieder eingestreut, und dadurch seiner Schrift einen Vorzug mehr gegeben. — st. —

#### KLEINE SCHRIFTEN.

**THEOLOGIE.** Leipzig, b. Steinacker: *Die Lehre vom Abendmahl, für Christen, die sich bey der Lehre ihrer Kirche nicht beruhigen können.* Ein Dialog von einem Theologen. 1803. 72 S. 8. (6 Gr.) Der Vf. dieser Schrift, der sich am Schlufs der Vorrede „M. Karl Gotthelf Opitz, Prediger zu Magdeborn bey Leipzig“ unterzeichnet, hätte „für lutherische Christen“ schreiben sollen; so wäre der Titel dem Inhalt vollkommen angemessen. Denn nur der Lehrbegriff der lutherischen Kirche wird hier näher erörtert. Die Meinung des Vfs. ist S. 17 — 20 ausführlicher entwickelt und S. 26 in folgende lateinische Thesis concentrirt zu lesen: *Verba Christi: hoc est corpus meum; hic est sanguis meus — nec de mutatione panis et vini in corpus et sanguinem, ut ecclesia ante reformationem arbitrabatur, nec de exhibitione s. communione corporis et sanguinis una cum pane et vino, ut Lutherana docet, nec de significatione s. recordatione corporis et sanguinis, ut vult reformati: sed tantummodo de decreto Christi, quomodo panis et calix accipi debeant, intelligenda esse, mihi videtur.* Das Gleichniß von einem Cassen-Billet, dessen sich Hr. O. S. 20 ff. zur Erläuterung seiner Ansicht bedient, wollen wir, seiner Originalität wegen, mit den eigenen Worten des Vfs. hersetzen: „Vater. Hier siehst du ein Cassen-Billet von 50 Thlr. Nicht wahr, wenn du ein solches erhältst, so nimmst du es und denkst: der Fürst, der mein Landesherr ist, reicht — gleichviel, ob er es selbst, oder durch einen anderen thut — mir dasselbe und spricht: nimm es. Das sind fünfzig Thaler? Sohn. Ja, das denke ich. V. Sieheßt du denn aber, daß das, was er dir reicht und zu nehmen befehle, wirklich 50 Thlr. sind, ob er gleich solches gesagt hat? S. Nein, das sehe ich nicht, sondern ein blaues Papier einer Hand breit, das an sich keinen Werth hat. V. Glaubst du nun, daß, weil der Fürst gesagt hat: Das sind 50 Thlr., dieses Papier in deiner Hand sich in 50 Thlr. verwandeln wer-

de? S. Das glaube ich nicht. V. Aber vielleicht, daß mit diesem Papiere 50 Thlr. auf eine verborgene und unerklärliche Weise zugleich in deine Hände kommen werden? S. Nein, auch das nicht. V. Oder denkst du, daß dieses Papier, weil der Fürst gesagt hat: Das sind 50 Thlr., ein Zeichen von 50 Thlr. sey, und dich nur an die Summe von 50 Thlr. erinnern solle? S. Das stelle ich mir auch nicht vor. [Was würde aber der Vf. sagen, wenn der Sohn diese Frage mit: *alldings!* beantworten sollte?] V. Was denn? S. Ich denke: der Fürst, mein Herr, hat um einer gewissen Absicht willen diesem Papiere eine solche Bestimmung gegeben, er hat es zu 50 Thlr. gemacht, und ihm diesen Werth beygelegt. V. Nimmst du es auch dafür an? S. Aus Gehorsam gegen meinen Herrn nehme ich dieses Papier nach der Bestimmung, die er demselben gegeben hat, und glaube, daß, weil er gesagt hat: das sind 50 Thlr., ich damit 50 Thlr. habe. V. Erfährst du auch, daß des Fürsten Wort Wahrheit ist? S. Ja, denn ich erhalte, vermittelt dieses Papiers, die Summe oder den Werth von 50 Thlr. V. Wie ist das möglich? S. Durch eine solche Einrichtung, welche der Fürst in seinem Lande gemacht hat, und welche er, vermöge seiner Macht und seines Ansehens machen konnte“ u. s. w.

Der alte Spruch: *omne simile claudicat* möchte wohl auch hier in Erfüllung gehen, und Rec. möchte bezweifeln, ob jeder Leser in das Bekenntniß des dankbaren Sohnes S. 63: „Gelegnet sollen sie mir bleiben jene seligen Stunden, in denen ich in einer Sache, die mein Herz recht sehr interessirte, von Ihnen eine so gründliche Belehrung und so feste Überzeugung zu meiner Beruhigung erhielt!“ — einstimmen werde. Dennoch ist die Schrift ein Beweis von guten Kenntnissen, von geschickter und fasslicher Darstellung und von reiner, herzlicher Wahrheitsliebe — Eigenschaften, die dem Vf. bey allen billigen Lesern zur Empfehlung gereichen müssen. st.



# J E N. A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 14 J U N I U S , 1808.

## J U R I S P R U D E N Z.

GIessen, b. Tasché und Müller: *Beiträge zur Berichtigung und Erweiterung des positiven Rechts* von A. (Ibrecht) Hummel. 1 Theil. 1804. 220 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.)

Der Vf., rühmlich bekannt durch seine *vollständige Encyclopädie der ganzen Rechtswissenschaft*, hat im vorliegenden Werke nur eine einzige Abhandlung geliefert. Sie führt die Überschrift: *Berichtigung der gewöhnlichen Theorie über die Arten Verbindlichkeiten aufzuheben, nach römischem und heutigem Recht*; welche auch als besonderer Titel dieses ersten Bandes selbigem vorgedruckt ist. Hr. H. gehört gewiss zu den talentvollen Männern, von welchen sich die Wissenschaft noch manche Bereicherung mit Recht versprechen kann. Aber rügen müssen wir zuvörderst den Ton, welchen er überall anstimmmt. Wozu diese Heftigkeit, dieses vornehme Herabblicken auf Alles außer sich? Mag es seyn, daß ein gründliches Studium der Rechtswissenschaft, das Schöpfen aus den Quellen, und das Prüfen derselben nicht Sache des gemeinen juristischen Haufens ist. Das war nie der Fall, und wird es nie seyn! Aber, daß gerade unser Zeitalter im Fache der Jurisprudenz so armelig wäre, als Hr. H. wähnt, ist nur eine Idee seiner Einbildungskraft, herbeygeführt durch eine etwas zu hohe Selbstschätzung seines eigenen Werths. Welche übertriebene Tiraden in einem eben nicht angenehmen Periodenbaue, welche unbescheidene Ausfälle finden sich S. 2 f. 10 f. 15, 30 ff. 75, 187 und 215.

Was den Inhalt des Werkes selbst anlangt, so darf man hier nicht eine genaue Erörterung der verschiedenen einzelnen Arten, Verbindlichkeiten aufzuheben, erwarten. Ihrer wird nur beyläufig im 5ten Abschnitte gedacht. Vielmehr beschäftigt sich der Vf. bloß mit der historischen Entwicklung des Ursprungs, und der allmählichen Ausbildung, dem Werthe und der heutigen Anwendung der gewöhnlichen Eintheilung der Arten, Verbindlichkeiten aufzuheben, in *modos tollendi obligationes ipso jure et ope exceptionis*. So ohngefähr würde auch der Titel der Abhandlung richtiger und genauer, als vom Vf. geschehen ist, ausgedrückt worden seyn. Denn wirklich war seine Abhandlung ursprünglich eine Concurrrenz-Schrift zu jener, von der Juristenfacultät zu Göttingen im Jahr 1798 aufgegebenen Preisfrage, und Hr. H. giebt seine Empfindlichkeit S. 14 f. sehr S. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

deutlich zu erkennen, daß die Preisrichter, die Hnn. Waldeck, Runde und Meißner, seine Arbeit ungekrönt gelassen haben. — In der Einleitung bemerkt er zuvörderst, daß man die vorher erwähnte Eintheilung in den gewöhnlichen Lehrbüchern überall an die Spitze derjenigen Eintheilungen gestellt finde, welche sich auf die Arten, Verbindlichkeiten wieder aufzuheben, überhaupt beziehen, dabey aber eine nur einigermaßen befriedigende Erläuterung des Sinnes derselben, vergeblich suche. Dieses ist Wahrheit. Rec. hat außer den von Hn. H. S. 217 ff. angeführten Schriftstellern viele andere nachgeschlagen, welche diese Eintheilung aufgenommen haben, ohne sich um deren eigentlichen Sinn zu bekümmern. Hieher gehören z. B. Heinccius in *element. jur. civ. sec. ord. Inst.* §. 995 (aus welchem der vom Vf. S. 220 angeführte §. aus den Waldeck'schen Institutionen fast wörtlich geflossen ist,); ferner Hofacker in *princ. jur. civ. Rom. Germ. ed. 2. Tom. III.* §. 4099. Schmalz im *Handbuche des R. PR.* §. 619, und Dabelow in dem *Systeme des gesammten heutigen Civilrechts.* 1 Th. 2 Aufl. §. 566. Hr. H. rügt sodann die Untauglichkeit der Eintheilung in *modos toll. oblig. ipso jure et ope exc.*, um sie als eine univerfelle Eintheilung der Arten, Verbindlichkeiten aufzuheben, zu gebrauchen, und erinnert, daß selbige gar nicht auf das Wesen und den Gehalt der Verbindlichkeiten selbst sich beziehe, sondern lediglich durch die bey dem alten römischen Proceß vorkommenden Formalitäten herbeygeführt worden, also überhaupt nur auf *jura litigiosa* anwendbar sey. Nachdem in späteren Zeiten die Form des römischen Proceßes sich verändert, habe nothwendig auch die durch selbige motivirte Eintheilung alle Wirksamkeit verloren. Allein die Rechtslehrer hätten den Gesichtspunct ver-rückt, weil von ihnen jene bloß formelle Beziehung zu einer dem Wesen der Obligationen innewohnenden Verschiedenheit gemacht worden sey. Um sich nun hierbey etwas denken zu können, habe man diejenigen Fälle zu den *mod. toll. obl. ope exceptionis* gezogen, wo nicht vom Prätor den streitenden Parteyen, sondern vom Gesetze selbst einem Jeden überhaupt ein gewisses *beneficium juris* ertheilt worden ist, mit welchem der Beklagte sich schützen konnte, wenn er aus dem Geschäfte in Anspruch genommen worden war. Hierauf geht der Vf., um die vortragene Meinung historisch zu begründen, zum 1sten Abschnitte über: *Kurze Übersicht der römischen Gerichtsverfassung und des Verfahrens vor Gericht, oder des Proceßes*; womit wir sogleich den IIten: Nä-

Rrr

hierauf Untersuchung über den Ursprung, den Grund und die Nothwendigkeit der Unterscheidung in mod. tollend. oblig. ipso jure und ope except. im älteren röm. Rechtssystem bis auf die Zeiten der juristischen Classiker verbinden. Das Wesentlichste der hier angeestellten Untersuchungen ist folgendes: Die 12 Tafeln, schon an sich strenge, nahmen durch das immer mehr und mehr um sich greifende Formularwesen eine noch strengere Gestalt an. Alles beruhte auf dem hohlen Klang der Worte. Als späterhin die wissenschaftliche Cultur der Römer stieg, und ihre Sitten durch den Verkehr mit anderen Völkern sich milderten: übernahmen die Prätores die Justizpflege, und suchten durch ihre Edicte das *jus civile strictum* zu mildern, und dem *juri gentium* näher zu bringen. Doch wurde ersteres durch diese Bemühungen nicht gänzlich aufgehoben oder verdrängt, sondern es entstanden zwey Arten des Rechts neben einander, das *jus civile* und das *jus honorarium*. Entspann sich jetzt ein Proceß über ein *negotium stricti juris*: so waren entweder die dabey vorkommenden Thatumstände so klar u. erwiesen, daß der Prätor mit seinen Decemviren oder Centumviren die Sache sofort entscheiden konnte, oder es bedurfte der Aufnahme eines Beweises über die von den Parteyen angezogenen Thatfachen. Im ersteren Falle sprach der Prätor die Sentenz alsbald, und konnte dabey, vermöge seiner oberstrichterlichen Gewalt, beliebig diejenigen Bestimmungen zur Anwendung bringen, welche aus dem *jure gentium* flossen, und die Strenge des *juris civilis* milderten. (Hier war aber noch kein vollständiger römischer Proceß, sondern bloß dessen erster Haupttheil, *actus in jure*, vorhanden, mit welchem sich der Proceß endigte.) Im letzteren Falle gab der Prätor zur Aufnehmung des Beweises einen *judicem pedaneum*. Die Formel, durch welche Letzterem die Untersuchung übertragen wurde, (*actio s. formula*) war die schon in den älteren Zeiten gewöhnliche, und also natürlich nach den Grundsätzen des strengen Rechts gebildet. In diesem zweyten Haupttheile des röm. Proceßes (*actus in judicio*) konnten die Grundsätze des nach dem *juri gentium* gebildeten *juris honorarii* nicht weiter berücksichtigt werden, weil der *judex* bey seinem Auftrage streng stehen bleiben, und lediglich darauf sehen mußte, ob das zur Untersuchung ausgesetzte zweifelhafte Factum erwiesen wurde, oder nicht. Wollte der Beklagte in einem solchen Falle, *ubi praetor dabat actionem*, der Billigkeit des prätorischen Rechts sich erfreuen, z. B. also *exceptionem quod metus causa*; *doli etc.* vorstutzen; so mußte er den Prätor bitten, daß diese von Letzterem gestattete Milderung des strengen Rechts mit in die Formel aufgenommen werde, durch welche der Prätor dem *Judex* die Sache übertrug (*exceptiones contra actionem*). Hier nun trat der Fall ein, wo man im eigentlichen Sinne sagen konnte: *obligatio tollitur ope exceptionis*. In anderen Fällen, wo entweder Klägers Suchen schon an sich unstatthaft war, z. B. wenn aus der Stipulation eines Kindes geklagt wurde, oder wo selbiges wegen einer

ihm entgegenstehenden Einrede, welche selbst das strenge Recht für eingreifend anerkannte, z. B. ob *solutionem*; *compensationem etc.*, abgewiesen wurde, sagte man: *actio ipso jure nulla est*, oder — *tollitur*, es sey nun, daß der Prätor, weil jene Thatfachen klar waren, sofort selbst entschied, oder zu deren weiterer Erörterung zuvörderst einen *judicem pedaneum* gab. Hierauf beziehen sich die Worte des Edicts: *causa cognita actionem dabo aut denegabo* und ähnliche Formeln. — Alles dieses gilt jedoch nur von den *judiciis stricti juris*. In den *judiciis bonae fidei* kam schon, der Regel des Rechts nach, alles auf die Absicht und die wahre Willensmeinung der Contrahenten an. Deshalb standen hier die Worte *ex bona fide* jedesmal in der Formel, durch welche der Prätor die Sache dem *Judex* übertrug, ohne daß es dießfalls einer besonderen Nachsuchung bey dem Prätor von Seiten des Beklagten, oder einer *exception* im ächterömischen Sinne des Wortes, bedurft hätte. — Dieses sind in gedrängter Kürze die Hauptideen, welche Hr. H. über seinen Gegenstand vorträgt, bey deren Relation wir uns jedoch nicht ganz streng an die von ihm beobachtete Ordnung gebunden haben. Der Vf. würde einen großen Theil des Raums haben ersparen können, wenn er diese beiden Abschnitte nebst dem folgenden und der Einleitung zu einem etwas strenger geordnetem Ganzen verarbeitet hätte. Wie es hier vorliegt, stößt man häufig auf Wiederholungen, welche, der Deutlichkeit unbeschadet, leicht hätten vermieden werden können, z. B. S. 24 ff. und 81 ff. S. 50. 83 und 93, ingleichen S. 38. 67 und 98 bis S. 102. — Schon die Überschrift des folgenden III Abschnitts: *Über die verschiedenen Bedeutungen der Ausdrücke: ipso jure und ope exceptionis, den Einfluss der Distinction inter modos tollendi obligationem ipso jure und ope exceptionis nach dem römischen Rechtssystem und ihrer Wirkung in der Praxis*, wird den aufmerksamen Leser überzeugen, daß auch dieser Abschnitt, weil er das schon Vorausgeschickte betrachtet, nicht ohne Wiederholungen bleiben konnte. Der Vf. bemerkt hier zuvörderst im Allgemeinen, daß der Ausdruck *ipso jure*, seiner formalen Bedeutung nach, immer dasjenige bezeichne, was nach der Vorschrift des Gesetzes von selbst geschieht, *exceptio* hingegen, was als Abweichung von der Regel gilt oder besteht. Diesen Satz wendet er sodann auf das R. R. an, und zählt die verschiedenen Bedeutungen auf, in welchen, nach der diesem Rechte eigenthümlichen Entstehung und Ausbildung, der Ausdruck *ipso jure* vorkommen kann. Der nicht verfehlte Zweck dieser Darstellung ist: aus dem ganzen inneren Zusammenhange des R. R. zu erweisen, daß die Ausdrücke *ipso jure* und *ope exceptionis* alle Realität verloren, sobald die Bedingungen wegfielen, unter welchen sie waren erzeugt worden. Diese waren mit zwey Worten ein *jus strictum* und ein *jus honorarium*, als zwey von einander verschiedene Ganze, ferner der oben erwähnte Proceßgang. Jene beiden Rechtskörper wurden unter den Kaisern allmählich zu ei-

mein Ganzen vereinigt, dieser nahm eine andere Gestalt an. Es bedeutete deshalb späterhin der Ausdruck: *quod fit ipso jure*, häufig eben so viel, als *quod fit jure civili* im Gegensatze von dem *quod fit jure praetorio*. IV. Bestimmung der Differenz zwischen *ipso jure* und *ope exceptionis* im System des R. R. vermittelt einer möglichst vollständigen Induction aus den noch vorhandenen Fragmenten der Schriften von r. Rechtsgelehrten und kaiserlichen Constitutionen, in welchen diese Ausdrücke gebraucht werden. Der Vf. unternahm diese auch seinen Fleiß bezeugende Aneinanderreihung, welche gewiß jeder mit Vergnügen durchwandert, um darzuthun, daß, wie er sich ausdrückt, die Schriftsteller der Zeit, wo jene Eintheilung noch empirische Realität hatte, die einzelnen Fälle eben so construirt, beurtheilt und entschieden haben, wie dieses nach den Grundsätzen des Vfs. geschehen mußte. V. Einige Bemerkungen über die einzelnen Arten der Aufhebung einer obligatio mit Rücksicht auf den Unterschied zwischen dem *modus tollendi ipso jure* und dem *modus ope exceptionis*. S. 200. Der Vf. wendet das Gesagte auf die vorzüglichsten einzelnen Arten, entstandene Verbindlichkeiten wieder aufzuheben, an. Es war ihm nunmehr ein Leichtes, zu zeigen, daß Solution, Compensation, Acceptilation, Novation u. s. w. auch schon nach alt-römischem Rechte *modi toll. oblig. ipso jure*, hingegen *vis*, *dohus*, *pactum de non petendo* u. s. w. *modi toll. ope except.* waren. VI. Über die Anwendbarkeit der römischen Distinction inter *modos toll. obligat. ipso jure* und *ope except.* im heutigen Rechte und ihren Nutzen in der Praxis: Jene und dieser haben ganz aufgehört. Schon zu Justinians Zeiten war das Civil- und das prätorische Recht verschmolzen. Deshalb erwähnt der Titel der Institutionen *quib. mod. oblig. tollunt* (III., 30) dieser Eintheilung nicht mit einem Worte. Der Ausdruck *exceptio* hat eine ganz andere Bedeutung angenommen, und bezeichnet eine jede Einrede gegen die erhobene Klage. Es ist also *exceptio* kein *modus liberandi ab obligatione*, sondern ein *modus defendendi*. Fälschlich rechnen einige die *beneficia legis*, insonderheit *except. SC. Macedoniani* und *Vellejani* zu den *modi toll. oblig. ope except.* Vielmehr ist der von einem Sohne eingegangene Darlehnscontract, die von einer Frau geleistete Bürgschaft *ipso jure* ungültig, es entsteht aus diesen Geschäften keine Verbindlichkeit, es kann also auch von keiner Wiederaufhebung derselben *per exceptionem SC. Maced. aut Vellej.* die Rede seyn. Erst dann, wann der Beklagte, aus einem solchen Geschäfte belangt, das *beneficium legis* nicht vor-

schützt, also auf selbiges stillschweigend Verzicht leistet, erwächst ihm hieraus eine Verbindlichkeit, wenn nicht der Richter sogar *ex officio* die Einrede berücksichtigen muß. Das muß aber der Richter nach Rec. Meinung jedesmal thun, sobald ein durch das SC. Macedonian. oder Vellej. für nichtig erklärtes Geschäft der Klage zum Grunde gelegt worden ist, ohne daß diese eine Replik enthält, wodurch das in der Regel ungültige Geschäft, in dem vorliegenden Falle als ein gültiges erscheint, z. B. *ob versionem in rem, ob renunciationem validam* u. s. w. Denn sowohl L. 1. pr. D. de SC. Maced. (XIV, 6), als L. 2. §. 1 ad SC. Vellej. (XVI, 1) verordnen ausdrücklich, jenes: *ne cui, qui filiofamilias mutuam pecuniam dedisset, etiam post mortem parentis ejus, cujus in potestate fuisset, actio petitioque daretur*; dieses: *ne eo nomine (ob intercessionem) ab his petitio neve in eas actio detur*. Anderer Meinung ist Hr. H. S. 207. Allein er scheint hier mit sich selbst (S. 205) in einigem Widerspruche zu stehen: wenigstens hätte er sich über diesen Gegenstand, wenn er ihn bey der Verwandtschaft der Materien einmal berühren wollte, etwas deutlicher erklären sollen. — Übrigens ist Rec. fest überzeugt, daß, wer dem Vf. gefolgt ist, die oft berührte Eintheilung nicht weiter an die Spitze der Arten, die Verbindlichkeiten aufzuheben, stellen, sondern ihrer bloß als einer antiquarischen gedenken wird. Auch ist, so viel Rec. weiß, über diesen Gegenstand keine andere Abhandlung vorhanden, welche sich in Hinsicht der gründlichen und vollständigen Darstellung mit dem Werke des Vfs. messen könnte. Die Wissenschaft hat also durch selbiges allerdings gewonnen. Für die Praxis hingegen ist die Sache ohne alle Bedeutung. Und selbst theoretisch betrachtet sind doch die vom Vf. aufgestellten Grundsätze nicht neu und unerhört. Er selbst führt S. 218 eine ziemliche Anzahl älterer Civilisten an, welche in der Hauptsache seiner Meinung sind. Neuere scheint Hr. H. keiner Berücksichtigung gewürdigt zu haben: Von ihnen nennt Rec. nur Hn. Thibaut, welcher schon in der ersten Ausgabe seines Systems des Pandectenrechts (vgl. Th. 1. §. 184 f. mit Th. 2. §. 1172 ff.) von der von Hn. H. so heftig angegriffenen Eintheilung sich gänzlich losgerissen hat. — Einige Druckfehler hätten angezeigt werden sollen. So wird Hr. Hugo S. 15. Note. Z. 5. v. o. der gründlichste Libelist. st. Civilist genannt: S. 130. Z. 17. v. o. steht ipse jur. st. ipso jur. und S. 141. Z. 4. von unten genirt sich der tutor, welcher sich geriren soll.

K. W.

## KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. Stralsund; b. Struck: Abhandlung von der Querel nach Maßgabe der königl. Tribunals-Ordnung für die schwedisch-deutschen Staaten. Von Franz Philipp von Breitenstein, Tribunals-Vizepräsidenten u. s. w. Mit einigen Zusätzen und einem Beytrag zur neueren Geschichte des königl. hohen Tribunals zu Greifswald (e). Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von E. F. Hagemeister, Oberappellationsrath. 1806. (außer der Vort.) XXXV. u. 80 S. 8.

Unter der Querel ist hier dasjenige Rechtsmittel zu verstehen, welches die Tribunalordnung des schwedisch-pommerschen höchsten Gerichts in solchen Fällen den Parteien gestattet, wo zwar die Summe oder *causa* nicht *appellabilis*, die bestrittenen Theile aber *ob nullitatem vel enormem iniquitatem* sich bey ebengedachtem Obergerichte beklagen. Der Vf. bemerkt zuvörderst, daß in der ersten zu Wismar 1654 gedruckten Tribunalordnung dieses Rechtsmittels noch nicht gedacht

werde, sondern erst die Erinnerungen des bekannten *Mevius* den ebenerwähnten späteren Zusatz veranlaßt haben. Die erste Idee zur Einführung der vorherbeschriebenen Querel hat der neueste Reichsabschied allerdings gegeben; indessen unterscheidet sie sich doch von derjenigen Querel, welche bey den höchsten Reichsgerichten bis zu deren Auflösung Statt fand, auf mancherley Weise. Nachdem §. 3 einiges über die Literatur des fraglichen Gegenstandes nachgewiesen, und §. 4 das hier näher geprüfte Rechtsmittel von anderen in der Tribunalordnung ebenfalls begründeten Arten der Querel unterschieden worden ist: geht der Vf. zu den mehreren Fällen über, in welchen es zur Anwendung kommen kann, und lehrt, was bey dem Gebrauche desselben zu beobachten sey. Die Worte *vel enormem iniquitatem* lassen freylich der richterlichen Willkühr ziemlichen Spielraum. Dagegen scheint durch diese Worte der sonst so schwierige Unterschied zwischen heilbarer und unheilbarer Nichtigkeit hier unwichtig zu werden. Doch hat der Vf. §. 6 auf eine kurze Erörterung desselben sich eingelassen, welche aber wenig befriedigend ist. In der Hauptsache geht die Meinung des Hn. v. B. über den eigentlichen Gebrauch der von ihm bearbeiteten Querel dahin, daß selbige auch wegen sogenannter heilbaren Nichtigkeiten Statt finde, und keine *læso enormis* im gemeinrechtlichen Sinne des Worts erforderlich sey, sondern es schon hinreiche, wenn eine offenbare sofort aus den bisher ergangenen Acten liquide Unrichtigkeit der gravirlichen Sentenz sich ergibt. Sie hat, so lange der Oberrichter nicht eine besondere Inhibition erläßt, was jedoch bisweilen zu geschehen pflegt, keine Suspensivkraft. In appellablen Fällen kann sie der Kürze wegen entweder allein gebraucht, oder mit der Appellation cumulirt werden. Auch in Consistorial- Concurs- und Licent-Sachen können die Parteyen sich dieses Rechtsmittels bedienen. Zum Schlusse wird noch §. 33—39 ausführlich untersucht, in wie fern selbiges in strafsundlichen Sachen Statt findet.

Die mit Sachkenntnis und Belesenheit geschriebene Abhandlung ist des Drucks nicht unwürdig. Der Herausg. hat sie mit mehreren erläuternden und berichtigenden Anmerkungen begleitet. In dem auf dem Titel mit erwähnten Beytrage erzählt Hr. H., daß das am 17 May 1653 introducirte Oberappellationsgericht bis zum Jahr 1802 ununterbrochen seinen Sitz zu Wismar gehabt hatte. In diesem Jahr wurde es nach Stralsund, und im Jahr 1803 nach Greifswalde verlegt. Hinzugefügt ist ein Verzeichniß der Präsidenten, Vicepräsidenten, Räte und Protonotarien dieses Tribunals seit dem Jahr 1736. Bis zu diesem Jahre finden sich die Namen der Männer, welche mit den ebenerwähnten Würden bekleidet waren, in *v. Balthasar's* historischen Nachrichten von den Landesgerichten und Ordnungen in Pommern u. s. w. S. 257 ff. Endlich enthalten diese Blätter außer der Vorrede des Herausgebers, in welcher einige wahre Worte über die Beschränkung der Appellation überhaupt gesagt werden, theils eine Ergänzung des *Mensel'schen* Lexicons, die *v. Balthasar'schen* Schriften betreffend, theils einige Nachrichten über das Leben und die Schriften des Hn. v. *Breitenstein*. Zwey von ihm zum Druck ausgearbeitete Manuscripte haben sich unter den Papieren des Verstorbenen gefunden. 1) Das schwedisch-pommersche Tertial-Recht mit 33 größtentheils bisher ungedruckten Beylagen. 2) Eine Sammlung von theils ausführlicheren, theils kürzeren Rechtsfällen, welche bey dem königlichen Tribunale entschieden worden sind. Hr. H. scheint zur Herausgabe derselben geneigt zu seyn, wenn sich ein Verleger dazu fände, was freylich unter den gegenwärtigen Zeitumständen kaum zu hoffen ist.

K. W.

Berlin, b. Lange: *Zwey philosophisch-juristische Abhandlungen von Karl Schildener*, d. R. D. und Adj. der jurist. Fac. zu Greifswald. 1807. 67 S. 8. (6 Gr.) Unter einer philosophisch-juristischen Abhandlung kann man vernünftiger Weise nichts anderes verstehen, als eine Darstellung, in

welcher die Idee der sittlichrechtlichen Organisation aufgestellt, und die Differenz oder Indifferenz zwischen dieser und dem bestimmten positiven Rechtsinstitut oder Rechtsverhältnis angegeben wird; so daß also die Idee den Maßstab für die Beurtheilung des Empirischen oder Endlichen abgibt. Ganz etwas anderes aber bezeichnet dieser Ausdruck in den vorliegenden 2 Abhandlungen. Die erste ist überschrieben: *Entwurf zum Schema eines Civilgesetzbuches für die schwedisch-deutschen Staaten*. Der Vf. giebt über ihre Entstehung folgenden Aufschluß: „Sie ist im J. 1803 für eine von Sr. königl. Maj. damals verordnete Gesetzcommission ausgearbeitet — und ist sie gleich für einen solchen Zweck nicht schicklich, so scheint sie doch zu einer Mittheilung, wie die jetzt beabsichtigte (nämlich um das Urtheil Sachverständiger darüber zu erfahren), nicht unpassend, wenn ich auch meine Gedanken über diesen Gegenstand nun anders abfassen würde.“ — Dem Vf. ist also von höherer Hand erklärt worden, seine Arbeit sey unnütz? Wir hätten dem Vf. einen Freund gewünscht, der ihm gesagt hätte: die Abhandlung sey auch der Mittheilung ans gelehrte Publicum nicht werth. Denn sowohl die Begriffsentwickelungen, als die Schemata, sind von dem Gemeinsten und Allbekannten nur dadurch unterschieden, daß sie von der Wahrheit und Bestimmtheit des Ausdrucks noch entfernter und einseitiger sind als dieses. Die Beweise davon sind fast in jeder Zeile zu finden.

Die II Abh. ist überschrieben: *Ideen über die Grundzüge der Criminalgesetzgebung und einige damit zusammenhängende Gegenstände*. Aus einem Briefe. Auch diese Abh. enthält nichts, was der wahren Idee entspricht, sondern ist eine Mischung von alltäglichen Wahrnehmungen und den sonderbarsten Einfällen darüber, so daß man nicht zu strenge urtheilt, wenn man behauptet, dieses Briefexcerpt habe die Zahl der Drucksachen, die schon bey ihrer Entstehung Maculatur sind, vermehrt. Hier den Eingang als Probe. „Die verschwiegene (?) Strenge der Anordnung . . . und die Kürze der Darstellung . . . haben nicht Ihren Beyfall! — Nun so erlauben sie mir, daß ich bey Mittheilung meiner Gedanken über Crim. Gesetzgeb. nichts anordne noch darstelle, als was vielleicht in einem Briefe erforderlich ist. — übrigens diese Ideen sich selbst und ihrer eigenen Richtung überlasse.“

S. 36 ff. spricht der Vf. vom Zweck (besser *Wesen*) des Criminalrechts und der Criminalgesetzgebung. — Wenn es nun keinem Zweifel unterworfen ist, daß das Criminalrecht die negative Seite der sittlichrechtlichen Organisation in der Lehre von Verbrechen, und die Aufhebung dieser Negation, oder die Restitution der sittlichrechtlichen Organisation durch Strafe darzustellen hat: so ist sogleich klar, daß eine wahre und vollständige Criminalgesetzgebung alle 3 Potenzen (Stufen) des Rechtsorganismus durchlaufen, die möglichen Negationen (Störungen) derselben, so wie die Negationen dieser Negationen, d. h. die Arten der Restitutionen des Rechtszustandes, durch Strafe genau zu bestimmen habe, und daß mit so allgemeinen Ausdrücken, als: *Beschränkung der Freyheit*, *Zwang* u. s. w. gar nichts gewonnen sey, weil dadurch die Quantität und Qualität der Strafe, worauf es vorzüglich ankommt, ganz unberücksichtigt gelassen wird. Eben so wenig wird man denn auch von einem natürlichen Strafrecht sprechen können, das ohne positive Gesetze zur Anwendung kommen soll, weil es auch im Naturzustand gelte. Denn vernünftiger Weise kann man unter Naturzustand nur den der bloßen Thierheit, oder den der Vernunft verstehen; in jenem ist denn überhaupt von keinem Recht die Rede; in diesem aber kann nur das als Recht gelten, was die Idee der sittlichrechtlichen Organisation fodert, die aber eben, weil der Zustand der Vernunft das Vorherrschende ist, ganz allgemein von allen Mitgliedern des Staats so genau schon gekannt wird, daß es keiner äußerlichen Bekanntmachung durch positive Gesetze mehr bedarf.

## F O R T S E T Z U N G E N .

Leipzig, b. Dyk: *Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Ärzte*. 1807. 24ter Bd. 3tes, 4tes St.

in fortlauf. Seitenzahl 644 S. 8. (20 Gr.) S. Recens. der vorhergeh. Bde. 1807. No. 55.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 16 J U N I U S , 1 8 0 8 .

## M E D I C I N .

KIEL, in der akademischen Buchhandlung: C. H. Pfaff, Prof. d. Chemie in Kiel, über *unreife, frühreife und spätreife Kartoffeln und die verschiedenen Varietäten der beiden letzteren*; vorzüglich in chemischer und medicinisch - policeylicher Hinsicht; und Prof. E. Viborg zu Kopenhagen von der *Unschädlichkeit der unreifen und der rothen Kartoffeln*. 1807. XIV u. 122 S. 8. (16 Gr.)

Der verdienstvolle Vf. entschuldigt sich in der Vorrede zu dieser Schrift, daß er durch sie die große Zahl der über Kartoffeln bereits geschriebenen Werke noch um eines vermehret habe. Allein da diese neue Schrift ihren wichtigen Gegenstand aus einem neuen Standpunkte betrachtet, und da sie wirklich bedeutende Erweiterung unserer Kenntnisse verschafft: so bedarf es dieser Entschuldigung um so weniger, weil die Kartoffel die tägliche Speise der größten Hälfte aller Bewohner von Europa geworden ist, und es folglich weder dem Arzte noch dem Staatsmanne gleichgültig seyn kann, ob die mancherley Vorwürfe, welche man ihr macht, gegründet oder falsch seyen.

Man hat ziemlich allgemein die Meinung verbreitet, ja sogar viele Policeyverordnungen darauf gestützt, daß die Kartoffeln, bevor sie einen gewissen Zeitpunkt ihrer Ausbildung erreicht haben, zum Genuße untauglich, und der Gesundheit geradezu schädlich seyen. Man nannte sie alsdann *unreife* Kartoffeln, und dachte sich diesen Zustand etwa so, wie man sich die Beschaffenheit unreifer Baumfrüchte denkt, von welchen die Erfahrung lehrt, daß sie der Gesundheit gefährlich sind. Aus Beforgnis, dergleichen Kartoffeln möchten ebenfalls eine direct nachtheilige Speise werden, warneten nicht nur die Ärzte vor ihrem Genuße, sondern manche Policeybehörden verboten sogar ihren Verkauf. Allein es fehlte an zureichenden Merkmalen, woran man das Zeitigseyn der Kartoffel erkennen konnte. Das Verblühen, das Reifen der Samenkapseln, das Vertrocknen des Krautes, das leichtere oder schwerere Abschälen, das Mufsig- oder Spröde-Werden, das Zerspringen bey'm Kochen, sind unsichere Merkmale, wie jeder, der selbst Kartoffeln zieht, mit Hn. Pf. gestehen muß. Eine Zeit festzusetzen, nach deren Ablauf man diese Frucht für reif erklären will, ist ganz unthunlich, weil nicht alle bey uns vorkommenden Spielarten derselben zu gleicher Zeit reif werden, und man es mit völliger Gewissheit keiner Kartoffel (wenn gleich der Pflanze) ansehen

kann, ob sie zu den frühen oder späten Sorten gehöre. Daher kam es, daß alle Verordnungen dieserhalb nichts halfen. Nun haben sich auch einige Ärzte bestimmt dahin erklärt, die sogenannte unreife Kartoffel sey keine direct schädliche Nahrung, wodurch es noch schwerer wurde, in dieser Angelegenheit zu einem festen Schlusse zu gelangen, und den Policeybeamten, zu rathen; weshalb auch beständige Verstöße gegen die etwa gegebenen Befehle entstanden. Hr. Pf., durch seine öffentlichen Ämter sowohl, als durch eigends desfalls an ihn ergangene Aufforderungen veranlaßt, beschloß diesen streitigen Punct, so viel er konnte, aufzuklären, und so entstand diese Schrift.

Er bemühet sich vor allen Dingen 1) zu zeigen, daß die Kartoffel sich nie im Zustande der *Reife* oder der *Unreife* befinden könne, sondern daß man nur *junge* und *alte* Kartoffeln habe. Sie sey nicht die Frucht der Pflanze, welche sie hervorbringt, sondern, wie die Rüben, Carotten, Pastinacken u. s. w. ein Wurzelgebilde, welches sich von der Frucht gänzlich unterscheide. Es sey nun aber nie die Rede von *unreifen Carotten* u. s. w., sondern wohl von *jungen*; und so müsse man auch die bisher mit dem Namen der unreifen Kartoffeln belegten, *junge* nennen. Niemand halte die jungen Carotten für eine schädliche Speise; weshalb wolle man denn bey den Kartoffeln eine Ausnahme machen? Wir möchten dagegen einwenden, daß die Kartoffel sich von der Wurzel der Rübe u. s. w. nicht wenig unterscheide, indem sie ein Fortpflanzungsvermögen besitzt, welches der Rübe fehlt, und daß es, bis Versuche darüber entschieden haben, im Zweifel sey, ob dieses Fortpflanzungsvermögen sich schon in den kleinen Kartoffeln, vor der Erreichung ihrer möglichen Vollkommenheit, in dem Grade vorfinde, in welchem wir es bey der vollkommenen Kartoffel finden. Ist dieses nicht: so ließe sich daraus eine Unvollkommenheit der jungen Kartoffeln ableiten, aus welcher deren direct nachtheiliger Einfluß für die Gesundheit zwar nicht unmittelbar hervorgeht, aber doch einigermaßen wahrscheinlich gemacht werden könnte. Beyläufig bemerkt Rec. hier, daß er nicht abgeneigt ist, zu glauben, die mancherley Spielarten von Kartoffeln möchten zum Theil aus dieser Quelle entstanden seyn; 2) bemerkt Hr. Pf. mit Recht, daß nicht alle Speisen darum schädlich genannt werden können, weil sie unreif sind. Die Erbsen, die Bohnen, die Gurken u. s. w. sind im *unreifen* Zustande gerade der Gesundheit am dienlichsten; 3) zeigt er durch eine sorgsam und sehr genau angestellte chemische Zerlegung von 19 verschiedenen Kartoffelarten, unter welchen

sich mehrere befinden, welche zu verschiedenen Jahreszeiten, selbst dann als man sie geradezu für unreif erklärte, aufgedrungen sind, daß der Unterschied im Verhältniß der Bestandtheile höchst unbedeutend ist, und daß die Kartoffel in früherer Zeit nichts enthalte, was etwa durch das längere Verweilen in der Erde fortgeschafft oder verändert werde, auch späterhin keinen verbessernden Zusatz bekomme. Wir wollen unseren Lesern ein paar Fälle aus der dieferhalb angehängten Tafel mittheilen. Fröhreife runde weiße Kartoffeln enthielten: im Anfange des Julius 80 Wasser, 8 Stärkemehl, 7 Faferstoff; am Ende des Julius 78 Wasser, 11,5 Stärkemehl, 6,84 Faferstoff; Mitte Augusts 78 Wasser, 12,33 Stärkemehl, 6,14 Faferstoff, 3,5 Schleim, 0,36 Eyweißstoff; Ende Augusts 76 Wasser, 13 Stärkemehl, 6,5 Faferstoff, 2 Schleim, 0,28 Eyweißstoff; 16 September 72 Wasser, 17 Stärkemehl, 9 Faferstoff, 1,5 Schleim, 0,7 Eyweißstoff. Violette Kartoffeln enthielten: 23 Aug. 80 Wasser, 7 Stärkemehl, 9 Faferstoff, 4,6 Schleim, 0,74 Eyweißstoff; 16 Sept. 80 Wasser, 9 Stärkemehl, 8,6 Faferstoff, 5,1 Schleim; Anf. Oct. 74 Wasser, 12,4 Stärkemehl, 8,8 Faferstoff, 3 Schleim, 1,8 Eyweißstoff; 27 Oct. 75 Wasser, 13,3 Stärkemehl, 8,2 Faferstoff, 2,5 Schleim, 1 Eyweißstoff. Am beträchtlichsten sind die Veränderungen im Gehalte an Wasser, Stärkemehl und Faferstoff, und diese müssen, bey einer Untersuchung der Kartoffeln als Nahrungsmittel, gerade am meisten in Anschlag gebracht werden. Unsere Leser werden die Abweichungen, welche hier Statt finden, sich an beiden Beyspielen selbst bemerklich machen können; wir wollen nur das 4) von Hn. Pf. daraus gezogene Resultat hinzufügen: Folglich sind die unreifen (jungen) Kartoffeln der Gesundheit nur in so fern indirect nachtheilig, als sie nicht die zureichende Menge Stärkemehl besitzen, folglich Personen, welche ausschließlich von ihnen leben müssen, nicht hinlänglich ernähren. Ohne im mindesten an der Richtigkeit der Zerlegungsmethode des Vfs. zweifeln zu wollen, und in der vollen Überzeugung, daß seine Methode sehr zweckmäßig sey, machen wir ihn nur darauf aufmerksam, daß die Erfahrung uns bey Medicamenten und Nahrungsmitteln vielfältig gelehrt hat, wie unsicher der Schluss aus der chemischen Mischung auf die organische Wirkung sey, und wie leicht man sich irren könne, wenn man dieser Führerin allein folgt. Wir erinnern hier nur an die China und an die verschiedenen Fleischarten. 5) Die chemische Zerlegung zeigt unserem Vf., daß in den Kartoffeln selbst weder eine Schärfe noch etwas Narkotisches enthalten sey. Von dem ersten fand er eine Spur in dem Schleime unter der Schale einiger Kartoffelarten, welche ihren Ursprung einer darin befindlichen freyen Säure und dem Gerbestoffe (daher auch ihre Wirkung auf das Eisen) verdankt. Von dem letzten konnte man etwas vermuthen in dem Schleime einer Kartoffelart, weil dieser nach Schierlingsextract roch. Allein dieses Mittel, die Gegenwart eines narkotischen Bestandtheils zu entdecken, ist höchst ungewiß, und daher dürfen wir es kaum beachten. Dagegen bemerkt aber Hr. Pf., daß ei-

nige junge Kartoffeln dem Wasser, in welchem er sie kochen liefs, einen krautartigen Geschmack und Geruch mittheilen. Wir hätten gewünscht, daß er das Kraut einer Zerlegung unterworfen, und auf etwas Narkotisches geprüft haben möge, um die Absurdität derer zu zeigen, die in den Kartoffeln, weil sie Linné zu den *Solanis* zählte, und andere *Solana* giftig sind, durchaus etwas Narkotisches finden wollen; 6) endlich hat sich Hr. Pf. durch den reichlichen Genuß sogenannter unreifer Kartoffeln davon überzeugt, daß diese Früchte der Gesundheit nicht schädlich sind.

Aus allem diesem folgert er, daß man keine Polizeyverbote des Genußes junger Kartoffeln geben dürfe, weil er nicht schädlich sey, und daß man sie nicht geben könne, weil es an zureichenden Merkmalen fehle, woran man die jungen Kartoffeln von den alten unterscheide. Am Ende zeigt er, daß es kranke Kartoffeln geben könne, welche der Gesundheit schädlich seyn müssen, und daß man diese allerdings zu vermeiden habe, so wie er noch einiges, nicht ganz zu der bisher verhandelten Materie gehörendes, über die Benutzung der gefrorenen Kartoffeln, und über die Erdäpfel (*Helianthus tuberosus* Linn.) hinzufügt.

Hr. Viborg, von welchem der zweyte Theil der vor uns liegenden Schrift ist, bemühet sich zuvörderst, die Kartoffel als ein überhaupt unschädliches Nahrungsmittel zu schildern. Dann erzählt er Versuche, welche er über die rothe Kartoffel (d. h. diejenige, welche inwendig roth gefärbt ist,) angestellt hat, aus welchen sich ergibt, daß sie allerdings einen scharfen Bestandtheil enthalte, welcher sich aber nur in dem unter der Haut befindlichen Schleime aufhält, und sich durch das Kochen im Wasser und Wasserdampf verflüchtigen läßt. Er als mit einer großen Gesellschaft von Zöglingen in der Thierarzneysschule zu Kopenhagen eine reichliche Mahlzeit allein von diesen Kartoffeln, und alle Personen, welche daran Theil genommen hatten, ohne Ausnahme nach Alter und Constitution, befanden sich darnach vollkommen wohl. In Ansehung der jungen Kartoffeln stimmt sein Urtheil mit dem des Hn. Pfaff überein, und Versuche über ihren Genuß, ebenfalls von einer größeren und gemischten Gesellschaft angestellt, wo man nichts als diese Kartoffel aß, zeigten sie ebenfalls ganz unschädlich.

Wir bemerken noch, daß Hr. V. ganz unabhängig von Hn. Pf. gearbeitet hat, indem die Schrift des ersten ein in der königl. medicinischen Societät zu Kopenhagen vorgelesener Aufsatz ist, welchen Hr. Pf. von ihm zur Bekanntmachung erhielt.

Hr. Pf. war übrigens nicht damit zufrieden, eine vollständige eigene Arbeit über die in Frage gestellten Punkte zu liefern, sondern hat sich auch sehr bemühet, die verschiedenen, bereits über diesen Gegenstand gelieferten Schriften zu benutzen, und macht durch diese reiche Literatur sein Buch noch wichtiger. Druck und Papier sind gut. Den Preis finden wir unverhältnißmäßig theuer. Aud.

BERLIN, b. Schmidt: Briefe eines Wundarztes über die wichtigsten Gegenstände der chirurgischen Heil-



*hunde.* Seinem ehemaligen Lehrlinge und itzigen Freunde (?), so wie allen Anfängern der Wundarzneykunst gewidmet, von Gattlieb Maas, mit einer Vorrede und Anmerkungen von C. L. Murfinna. 1806. 484 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Schon die Vorrede erweckte ein ungünstiges Vorurtheil wider dies Buch — und leider ist dasselbe durch die Lectüre der Schrift selbst nicht widerlegt worden. Die Briefe des Vfs. beschäftigen sich mit zweyerley, sehr verschiedenen Gegenständen; in der Einleitung zu jedem Briefe beurtheilt er ausser-chirurgische Gegenstände, im Briefe selbst das, was in die Chirurgie einschlägt. Hies fängt er mit den venerischen Krankheiten an, und geht dann auf die meisten anderen chirurgischen Vorfällenheiten und Übel, Kopfwunden, Brüche, Geschwüre u. s. w. über. Alle diese Sachen sind mit einer grossen Weitläufigkeit abgehandelt, welcher aller Reiz des Vortrages abgeht. Die wenigen Körner des praktischen Brauchbaren sind mit einer wässrigen, geschmacklosen Brühe theoretisches Râsonnement umgeben, welche das Ganze zu einer fast widrigen Speise macht. Wir wollen nur das Capitel von den Entzündungen nehmen. Der Vf. leitet die Erscheinungen bey denselben von zweyerley Ursachen her, einer mechanischen und einer chemischen. Durch jene, sie mag nun von aussen oder von innen auf eine uns unbekannte Weise wirken, werden Säfte von verschiedener Art in verschiedene Stellen getrieben, wo sie im gesunden Zustande nicht seyn dürfen. Wenn diese Säfte nicht durch die absorbirenden Gefässe früh genug wieder aufgenommen und fortgeschafft werden: so entsteht aus ihrer Vermischung in fremde Räume eine Gährung, durch solche die vermehrte Reizbarkeit des Nerven- und arteriösen Systems und die Verschliefung der einsaugenden Gefässe etc. Wir zweifeln mit Recht, ob durch diese Theorie die bisherigen eines Rüsclaub, Horn, Ficker u. a. werden verdrängt werden. Dann theilt der Vf. die Entzündungen in drey Gattungen: 1) in die wahre, *Phlegmone*; 2) in die falsche, *Phlogosis*, und 3) in die rosenartige, *Erysipelas*. Die falsche, oder die *Phlogosis*, habe ihren Sitz in der Ober- und Fett-Haut, keine bestimmten Grenzen, verbreite sich immer über einen grossen Theil des Gliedes u. s. w. Bey der Heilung wird zuvörderst die Zertheilung empfohlen. Hiezu werde aber schlechterdings erfordert, daß man dieselbe früh genug und gehörig behandeln könne; denn haben, sagt der Vf., die Zufälle schon 48 Stunden gedauert: so sind gemeinlich unsere Bemühungen fruchtlos. Unter den von dem Vf. empfohlenen Heilmitteln ist eine gewisse *Solutio mineralis*, welche bey Hautgeschwüren und Geschwülsten sehr rühmt, und die aus salpetersaurem Quicksilber und salzsaurem Eisen besteht, aber von Hn. M. sehr getadelt wird. Wirksam kann diese Mischung allerdings seyn, so wie der Vf. überhaupt ein guter Praktiker zu seyn scheint, wenn er sich nur nicht so weit in die Theorie, oder vollends gar in die Philosophie, Moral, Aesthetik u. s. w. verstiege! Der Herr Vorredner hätte sich ein Verdienst um den Vf. und das Pu-

blicum erworben, wenn er gerathen hätte, die ganze äussere Form des Werks zu ändern, die Briefform wegzulassen, die Einleitungen in jeden der Briefe durchzustreichen, von der Theorie so wenig als möglich beyzufügen, und nur die Erfahrungen, allenfalls unter dem Titel: *Beobachtungen*, ohne alle Verzierung oder Verunzierungen zu geben. So hätte man das Gute, von welchem diese Schrift nicht gänzlich im praktischen Theile entblöst ist, nicht erst aus einem Wust halbwarer theoretischer Sätze und mannichfaltiger, hieher gar nicht gehöriger, Abschweifungen mühsam hervorfuchen dürfen. Fj

ZWICKAU u. LEIPZIG, in der Verlagshandl.: *Kilian Liebesgeiger*, oder über die Frage: *Wie geht es zu, daß zwey Geschöpfe Einer Art, ein männliches und ein weibliches, ein Drittes von ihrer Art zeugen?* Ein historisch-physiologisches Lesebuch für alle Stände. 1806. 174 S. 8. (14 Gr.)

An diesem Büchelchen ist der Titel das Schlechteste. Er könnte dem Leser leicht ein Vorurtheil gegen die Abhandlung selbst beybringen. Der Inhalt betrifft das jetzt so oft abgehandelte und gerne gelesene Thema von der Zeugung. Der Vf. beginnt mit allgemeinen Betrachtungen über die Zeugung aus der comparativen Physiologie, Polypen, Bienen, Schnecken u. s. w. (Neuere Beobachtungen widersprechen jedoch der Behauptung, S. 7: daß der Elephant nach Art der Menschen sich begatte. Diese wollen, die Begattung desselben geschehe nach Art anderer Quadrupeden.) Auch mehrere richtige Bemerkungen über die Befruchtung der Pflanzen gehen vorher. Dann stellt der Vf. die meisten der bekannten Zeugungstheorien auf, und giebt uns auch die feine, bey welcher er annimmt, der Same gehe nicht in die Trompeten, sondern bleibe in der Mutterscheide, und werde daselbst durch die einsaugenden Gefässe eingesogen. Das mit diesem Samen angefüllte Blut gerathe, so zu reden, in ein Brausen, ströme nach den Eyerstöcken, reise ein reifes Eyzos u. s. w. Das Neue in dieser Zeugungstheorie ist aber noch vielen Zweifeln ausgesetzt. Erstlich steht der Vf. selbst, daß das System der Saugadern, zumal in diesen Theilen, noch in viele Dunkelheiten gehüllt sey. Alles, was er dafür anführt, sind nicht anatomische Beweise, sondern bloß pathologische Demonstrationen, Râsonnements, die zwar Wahrscheinlichkeit, aber nicht Gewissheit geben. Zweitens ist die Effervescenz oder das Brausen des Blutes nichts als eine leere Hypothese. Alle die Zufälle, welche so oft die Schwangerschaft begleiten, sind Nervenreize, welche bloß von der Affection des Nervensystems erklärt werden können, ohne daß man nöthig hätte, auf das Gefäßsystem oder das Blut selbst Rücksicht zu nehmen. Drittens spielt der Uterus selbst bey dieser Theorie eine allzu untergeordnete Rolle. Wahr ist indessen, daß auch die bisher gebräuchlichen, von der obigen abweichenden Zeugungstheorien noch nicht ganz genügtuend, vielmehr durch die Untersuchungen des Hn. Oken ungewisser als je gemacht worden sind. Eij

BERLIN, b. Himbürg: *Von der Erkenntnis und Heilung des Schlagflusses und der Lähmung* für Ärzte und gebildete Nichtärzte nach richtigen medicinischen Grundsätzen abgefaßt von J. L. Ottensee, der Med. Doct. u. s. f. Mit einer Vorrede von Dr. Joh. Fr. Fritze, königl. preuss. geh. Rathe u. s. w. 1805. gr. 8. XXIV u. 278 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

So sehr auch Hr. GR. Fritze den Vf. vorliegender Schrift als einen richtig denkenden Kopf und als einen vorurtheilsfreyen Gelehrten rühmt: so kann doch Rec. die Schrift für nichts mehr erklären, als für einen sehr mißrathenen Versuch, die Schlagflüsse und Lähmungen nach den Fundamentalgesetzen der Erregungstheorie darzustellen. Bey Bearbeitung derselben hat der Vf. vorzüglich *Bethke's* weitschweifige Compilation benutzt, das Meiste in eben der Ordnung, die dieser Schriftsteller beobachtete, vorgetragen, eben so, wie sein Vorgänger z. B. unter den Giften, als Ursachen der Schlagflüsse, auch mineralische Wasser erwähnt. Hr. B. handelte jedoch consequenter, als Hr. O. Jener zeigte sich überall als Humoralpatholog, dieser aber bald als solcher, bald als Anhänger der Erregungstheorie. Welche Seichtheit, Dunkelheit und Verwirrung der Begriffe, welcher Mangel an scharfem Beobachtungsgeiste bey dem Vf. herrschend, wie nachlässig sein Styl ist, davon nur einige Proben. Nach ihm ist eine wahre Lähmung aller (?) Nerven oder Gehirnthelle die Ursache oder der Grund des Schlagflusses. (Der Vorredner hat jedoch eben so wenig zur Aufklärung des Wesens und Charakters dieser Krankheitsform beygetragen. Er sagt: „die Arten der Schlagflüsse kommen darin überein, daß sie an einer *Betäubung* aller Sinnen und *aller willkührlichen Bewegungen* erkannt werden, wobey es mehr als wahrscheinlich ist, daß die nächste Ursache derselben in einer besonderen Bedrückung der Werkstoff der Ideen im Gehirn bestehe.“) S. 78, wo der Vf. von Personen spricht, die von Kohlendämpfen getödtet waren: „Man siehet, daß das Blut zu lange im Kopfe geblieben war, und nicht zurückgehen konnte; dadurch entstand nun leicht Druck aufs Gehirn, und die Gefäße dehnten sich mehr, als gewöhnlich, aus, manche kleinere platzten, u. es entstehen daher Ergießungen im Gehirn.“ Auch bey Trunkenbolden scheint in den meisten Fällen (S. 87) die bloße Congestion nach dem Kopfe zu hinreichend zu seyn, eine Apoplexie hervorzubringen. Hingegen S. 83: „wenn man dem Blute oder dem Serum besonders Einfluß in dergleichen vorschreibt (*sic*): so ist dieß bloße Muthmaßung, und bezieht sich meistens auf Veränderungen, die man nach dem Tode an den verweseten Leichnamen vorgefunden hat, und die nichts beweisen.“ S. 95: „Kleinere Gaben des Opiums werden nicht selten bey schwächlichen Subjecten leicht tödtlich, weil sie den Magen (bloß den Magen?) stark afficiren.“ S. 125: „Ich selbst (der glückliche Mann!) habe die Gefahr einer Apoplexie (von langdauernder Hartleibigkeit) überstanden, und würde wirklich derselben haben nachgeben müssen, wenn ich (nicht) schnell auf die Entfernung gedacht hätte. Ich habe nämlich bey vieler Bewe-

gung sehr viele Fleischspeisen, Erbsen, und besonders Braten mit gutem Wein, Kaffee, u. s. w. zwey Tage lang zu mir genommen. Während dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, viel (vielleicht gar über Ausarbeitung dieses gelehrten Werkes?) beym Gehen und Fahren nachdenken zu müssen. Ich wurde verstopft und blieb es vier Tage, hatte heftige Kopfschmerzen, Congestionen nach dem Kopfe, zuweilen Unruhe, keinen, oder mit unangenehmen Träumen unterbrochenen Schlaf, bey jeder Bewegung wurden die Kopfschmerzen empfindlicher, der Unterleib war gespannt und hart, ich hatte wenig Lust zum Essen. Ich fürchtete einen verdorbenen Magen, und nahm guten Kaffee und Brandewein mit Gewürz, wonach ich mich schlimmer befand, und da es nicht besser werden wollte, entschloß ich mich, mehrere Gläser recht kaltes Wasser zu trinken, weil ich nicht gern etwas abzuführen einnehmen wollte; ich bekam zwey oder drey Stuhlgänge und mein Schmerz war verschwunden, ich befand mich recht wohl und (man erstaune!) bekam darauf keine Stuhlgänge mehr.“ Von der Prognostik sagt der Vf. S. 153. „Wer richtige Voraussetzung zu machen gedenkt, muß durchaus genau alle Symptome, wie sie sich ausgebildet haben, und die Verbindung derselben mit dem Ursächlichen kennen, dann die Wirkung der Mittel mit erwägen, aber nicht etwas von seiner Gabe; wobey denn auch Idiosynkrasie und das Leiden gewisser Organe genau betrachtet werden muß, da es von großem Einfluß ist.“ Bewundernswürdig sind vorzüglich des Vfs. therapeutische Kenntnisse. S. 173. „Bey allen sthenischen Schlagflüssen muß sich die Behandlung auf die Hebung des Ursächlichen beziehen. Die Hebung des Ursächlichen beruht aber auf der Wiederherstellung der Lebensthätigkeit: dieses geschieht aber nur durch Anwendung stärkender Mittel u. s. w. Kaffee könne bey sthenischen Schlagflüssen erlaubt werden. Für einen Patienten, der am sthenischen Schlagflusse leidet, sey es gar nicht zuträglich, wenn sich derselbe in einer kühlen Temperatur befinde. S. 207. „Bey sthenischen Schlagflüssen kann die Anwendung von den Vesikatoren nicht am rechten Orte seyn, sondern ist gewiß schädlich, wenn sie auch Säfte entziehen. Hingegen S. 215: „Die Vesikatoren haben bey dem Schlagflusse von jeher viel Aufsehen gemacht und verdienen in den meisten Fällen angewandt zu werden.“ Der Vf. wollte auch für gebildete Nichtärzte schreiben: wozu aber für diese eine schulgerechte Therapie? Warum setzte er nicht lieber für diese die Kennzeichen auseinander, wodurch ähnliche Krankheiten von der Apoplexie genau unterschieden werden? — Und warum so viele fehlerhafte griechische und lateinische Kunstwörter: z. B. artherische, Palralis, Extravesat u. s. f. Der Zorn wirkt zwar, wie der Vf. S. 95 sagt, niemals wohlthätig. Sollte aber bey ihm eine solche Leidenschaft durch diese Recension rege gemacht werden: so wäre sie gewiß von wohlthätigen Folgen, wenn er dadurch bewogen würde, den Gedanken, ähnliche Bearbeitungen fernerhin zu liefern, aufzugeben.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 J U N I U S . 1 8 0 8 .

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Dyk: *Demosthenes Staatsreden*. Übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von *Friedrich Jakobs*. 1805. XXX u. 544 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Wenn wir die Zahl und den Werth der gelehrten Bemühungen, welche man bis jetzt auf die köstlichen Denkmale griechischer Beredsamkeit verwendet hat, mit den geistvollen Beyträgen vergleichen, die der Aufhellung aller übrigen Theile des literarischen Alterthums gewidmet sind: so zeigt sich zuerst eine unverhältnißmäßige Vernachlässigung jener den nationalen Charakter des vornehmsten Hellenenstammes, der Atheer, am unmittelbarsten ausprechenden Kunstwerke; und wir dürfen davon einen untrüglichen Schluss auf die relative Unbekanntheit des Zeitalters mit ihnen machen. Der Grund der Erscheinung kann nicht leicht verkannt werden. Von den uns erhaltenen Resten antiker Dichtungen fühlt sich noch immer ein Jeder, der nur den Blick zu erheben wagt von der Erdscholle, auf der er steht, unmittelbar angeregt, weil ihr Princip in der Natur des Menschen gegründet liegt, und von aussenher nur modificirt, äußerlich fremd umkleidet, nie für Generationen oder Jahrhunderte vernichtet werden kann. Dagegen ist in wissenschaftlichen Werken das Reale oder Historische, weil es kein eigenes inneres Leben hat, so unveränderlich ausdauernd wie die Mumie, wie aller Buchstabe, und macht für sich keine Ansprüche auf liebevollere Aneignung. Selbst der Gang, den die Alten bey philosophischen Speculationen einschlugen, läßt sich wieder entwirren, da die Organe dieselben geblieben sind, so merklich sich auch die Standpunkte verschoben und mitunter verschoben haben.

Aber der Redekünstler, im wahren Sinn der Benennung, die so wenig an den Rhetor als an den Sophisten erinnern soll, hatte sich ein eigenes Reich gegründet, das gleichsam mitten inne schwebte, zwischen dem verrauschenden Moment und der ewigen Kunst, oder richtiger, das beide scheinbar unverträgliche Gegentheile in sich vereinigte. So wie nun die materielle Wirklichkeit der rechte Proserpinenapfel ist, der alles, was von ihm gekostet, der Vergänglichkeit weihet; so wie nur das Tod erleiden kann, was wahrhaft gelebt hatte: so mußte den gelungensten Werken der attischen Redner mit der Zeit ein Theil ihres hohen Reizes bey ihren eigenen Landes-

leuten abhanden kommen: so mußte das in einem ungleich höhern Grade bey uns Modernen der Fall werden, da wir nicht bloß durch die Dauer der Zeit, die nicht undurchdringlich ist, sondern noch ungleich schärfer durch die vollkommenste Umwandlung aller äußeren Verhältnisse von jenen Resten untergegangenen herrlichen Lebens geschieden sind.

Hieraus entspringt eine doppelte Frage: ob es unseren höhern Zwecken *angemessen*, ob es sodann *möglich* ist, bey den auf uns gekommenen Hilfsmitteln für die Alterthumskunde, aus uns herausgehend, in jenes für uns durchaus verlorene Alter bis zur Anschauung des thätigsten Weltbürgerlebens einzudringen? Auf die letzte Frage, deren wir zuerst gedenken, weil auf ihr die Lösung der andern zum Theil beruht, erwiedern wir, daß das bezweckte *Erreichen* allerdings nicht über das *Annähern* hinausgehen würde, dem jedoch kein Grenzpunkt gesteckt werden kann, das vielmehr ein unendliches ist, und eben durch diesen Mangel eines positiven Zieles das Würdige der Untersuchung zum Voraus begründet. — Ob eine Vergleichung unserer Zeit mit jener, die der öffentlichen Beredsamkeit schönste Blüthen zu entwickeln vermochte, uns vielleicht das Studium der alten Meister in der Redekunst näher ans Herz legen; ob wir nicht in der Triebfeder, die des *Demosthenes* Kraft, Feuer, Unbestechlichkeit und Furchtlosigkeit entzündete, die Heilmittel entdecken würden, deren unser Jahrhundert bedarf; ob wir den schmachvollen Verfall des Zeitgeistes nicht in innigstem Verein mit der erloschenen Redekunst erblicken würden: wagen wir nicht zu entscheiden. Wir ahnden ohnehin nur, was Andere vielleicht deutlich wahrnehmen, und vertauschen darum unsern wissenschaftlichen Standpunkt nicht mit einem staatsbürgerlichen. Aber was sind alle literarischen Bemühungen, wenn sie nicht am Ende doch auf das Reinmenschliche in uns zurückwirken, und so in weitem und immer weitem Kreisen allmählich den größten Schauplatz zu umfassen streben? Wollten wir also die Reden des Demosthenes bloß historischer Studienwerth achten: so ginge grade das verloren, was sie zu Reden macht, ja es würde uns sogar im Wege stehn. Nicht weniger abzuweisen ist die entgegengesetzte, bloß stylistische Würdigung, die — wie es scheint — Ursache des sonderbaren Phänomens ist, daß bey einer gänzlichen Vernachlässigung der griechischen Redner ihr verhältnißmäßig unbedeutender Schüler und Nachahmer Cicero in Aller Händen gefunden wird. Freylich macht es dies einsei-

T t t

tige Studium auch wieder begreiflich, daß es eines *Wolf* bedurfte, um die *Marcellina* von ihrem usurpirten Ort zu verdrängen. — Wer sich nicht scheut, irgend ein Kunstwerk nach einem Theil desselben zu schätzen, dürfte noch ganz als Schüler anzusehen, und mit bloß propädeutischen Studien zu beschäftigen seyn. Denn wir möchten das Geistesproduct, das, wenn ein Glied abgerissen, nichts an Schönheit verliert, wie bey den glänzendsten der *Schillerschen* und *Wernerschen* Tragödien der Fall ist, überhaupt auf unorganische Weise entstanden nennen; so wie umgekehrt jedes Bruchstück eines innerlich und wirklich Ganzen seinen höchsten Werth nothwendig einbüßen, und eben ein Bruchstück bleiben wird. Weil der Leser des Demosthenes zur Erfüllung dieser gerechten Forderung gar manche Schwierigkeiten zu überwinden hat, die bey der Lesung anderer hellenischer Classiker nicht eintreten: so begreift es sich leicht, daß sich so Wenige an diese Mühe wagten; und daß auch die Gelehrten, die unserem Redner eine größere Aufmerksamkeit schenkten, sich sogleich selbst einen beschränkten und einseitigen Zweck vorsetzten, wie der Fall bey den drey bedeutendsten Herausgebern, *Taylor*, *Reiske* und *Anger*, gewesen ist. Der einzige *Fried. Aug. Wolf* macht in seiner Bearbeitung der *Leptinae* eine ruhmwürdige Ausnahme, und deutet dadurch auf den einzig wahren Weg hin. Von den Übersetzern, unter denen hier nur die deutschen in Erwägung kommen können, ist bisher nicht mehr geleistet als von den Editoren. Da die Übertragungen einzelner Reden nicht berücksichtigt werden können, wo von einer vollständigen Übersicht des Ganzen gesprochen wird: so kann hier nur von der wackeren *Reiske* Übersetzung die Rede seyn. Da aber ihr Urheber im Demosthenes schwerlich viel mehr als den reinen Attiker und den gebildeten Sprachkünstler erkannte: so folgt daraus, daß seine Übersetzung in eine untergeordnete Classe zu stellen, und — nach *Novalis* Abtheilung s. dessen *Schriften* T. 2. eine *grammatische* zu nennen ist. So hoch daher ihr Werth von Seiten der Richtigkeit angeschlagen werden muß: so wenig leistet sie jedoch aller höheren Anforderung, daher sie anjetzt kaum auf einen andern Rang als auf den eines Wortcommentars Anspruch machen darf. Manche nach ihm erfahrene Übersetzungen einzelner Reden, unter denen die von *Becker* bey weitem die vorzüglichste ist, können hier nicht in Anschlag kommen, und Hr. *Jakobs* muß, auch der Zeit nach, der erste Verdeutschender *Demosthenes* genannt werden.

Zwar befaßt auch der vor uns liegende Band, der zu keinem zweyten Hoffnung machen zu wollen scheint, nicht die gesammten Werke des Redners; doch machen die dreyzehn, zu einem bestimmten Zweck ausgewählten ein eigenes Ganzes aus, und geben für sich allein eine unabhängige, vollständige Ansicht. Die übertragenen Reden, deren schon einige im *Attischen Museum* mitgetheilt waren, sind folgende: 1) Über die *Symmetrien*. 2) Für die Me-

galopoliter. 3) Erste Rede gegen den *Philippos*; früher im *Attischen Museum* Band 3. Heft 3. S. 415-472. 4) Über die Freyheit der Rhodier. 5—7) Die drey olynthischen Reden; zuerst abgedruckt im *Att. Museum* Bd. 4. Heft 2. S. 1—52; so wie die gegen den *Philippos* ohne bedeutende Verschiedenheit. 8) Über den Frieden. 9) Zweyte Rede gegen den *Philippos*. 10) Über *Halonessos*. 11) Über die Angelegenheiten des *Cherfonessos*. 12) Dritte Rede gegen den *Philippos*. 13) Brief des *Philippos* und Rede über ihn. Als unächt sind unübersetzt geblieben die vierte *Philippica*, die von *Lucchesini*, *Valkenaer* und *Fried. Aug. Wolf*, und die *περί συντάξεως*, die vom letzteren Kritiker verworfen worden. Von der Rede *περί τῶν πρὸς Ἀλέξανδρον συνθηκῶν* und dem *Ἐπιτάφιος* konnte die Rede nicht seyn. Die übersetzten Reden folgen in der chronologischen Ordnung auf einander, die *Dionysios von Halikarnassos Epistol. ad Ammae.* c. 4. T. 6. p. 725. *Reiske* angebt. Vorangestellt ist jeder einzelnen eine zweckmäßige historische Einleitung: angehängt finden sich reichhaltige, größtentheils den geschichtlichen, geographischen und archäologischen Theil erläuternde Anmerkungen, unter denen jedoch etliche philologische und kritische besonders auszuzeichnen sind, als: wegen der *Symmetrien* nr. 6, wo eine von *Toup* emendat in *Suid.* P. 3. p. 396. *Lips.* unglücklich emendirte Stelle des *Suidas* scharfsinnig verbessert wird; ferner: *Erste Olynth.* nr. 4., *Zweyte Olynth.* nr. 11., *über Halonessos* nr. 5.

Da Hr. *J.* uns einmal nicht alle Reden des Demosthenes geben wollte: so müssen wir ihm doch dafür danken, daß er gerade alle die ausgewählt hat, die *Reiske* schon unter den Namen der *Staatsreden* zusammenfaßte; wenn uns gleich die Benennung selbst nicht bestimmend genug erscheint, da den *Staatsreden* eigentlich die *Gerichtsreden* entgegenstehen würden, und man also in einer Sammlung der ersten auch die Reden gegen den *Leptines*, den *Midias*, den *Aristokrates* u. a. eben so gut wie die gegen den *Philippos* erwarten könnte. Der Unterschied zwischen den Reden der dritten Classe nach *Reiske's* Abtheilung, in welche die drey eben genannten gehören, und den hier von *J.* verdeutschten ist, daß jene die Beziehungen einzelner Bürger zu ihrem Mutterstaat, diese aber das Verhältniß Athens zu anderen Reichen darstellen. Dieser weitere Gesichtskreis enthält auch den Grund, warum gerade diese Reden ein überwiegendes Interesse für uns haben müssen. Während in den übrigen die persönlichen Angelegenheiten Einzelner behandelt werden und ihr gar zu specieller Gegenstand unsere Theilnahme verringert: so würden diese schon durch die Größe und Wichtigkeit ihres Zweckes allein unsere regste Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; ein Gefühl, das auch bey dem Demosthenes obgewaltet haben mag. Denn wenn wir seine Reden über speciellere Staatsangelegenheiten mit denen über die allgemeine Lage des Ganzen vergleichen: so zeigt sich zwar in jenen eben die Zweckmäßigkeit, eben

die rhetorische Kunst und die classische Vollendung des Styls: aber der Anhauch höherer Begeisterung, den nur das Gefühl von der Würde des Gegenstandes zu geben vermag, mangelt ihnen nothwendig.

Wenn wir nun die vor uns liegende Übersetzung des *Demosthenes* für die vollendeteste erklären wollten, die in unserer Sprache überhaupt erreicht werden könnte: so liefen wir freylich Gefahr, denen parteyisch zu scheinen, die nicht im Stande sind, ein solches Urtheil selbst zu prüfen; ob wir gleich überzeugt sind, daß das Vortreffliche in einem classischen Werk schon in uns vorgeahndet seyn muß, ehe wir fähig werden, es außer uns wahrzunehmen; und daß ein solches uns um so vollendeter scheint, als es mehrere Saiten unserer Natur anschlägt. — Auch erscheint uns eines jeden Übersetzers Streben zu rein ideal, um einem Einzelnen das auf diese Art zweydeutige Lob der durchaus und für alle Zeiten gelösten Aufgabe beylegen zu mögen. Daß aber Hr. J. nicht nur alles geleistet hat, was das gegenwärtige Verhältniß unserer Sprache zur griechischen erlaubt; daß er auch dem Reich der Übersetzungskunst, namentlich der prosaischen, der außer *Schleiermacher* noch kein Deutscher tieferes Studium gewidmet, festere und damit auch freyere Grenzen gezeichnet hat, dürfen wir nicht mit beschränkenden oder bedingenden Worten aussprechen, ohne gegen ihn ungerecht zu seyn. — Von seiner philologischen Competenz zu einem so verwickelten und aus mancherley Gründen schwierigen Unternehmen kann gar die Rede nicht seyn. Aber erfreulich muß es uns seyn, uns nun auch durch ihn in das würdige Jahrhundert der *Marcellus Ficticus Scalliger*, *Valla*, *Rhodompnus* und *Hugo Grotius* wieder versetzt zu sehen, wo die tiefsten und gelehrtesten Kenner der alten Sprachen die Zeit schön angewendet achteten, welche sie der Nachbildung ihrer Lieblingsbücher in einem anderen gebildeten Idiom widmeten. Aber gründliche Gelehrsamkeit und reiner, gebildeter Schönheitsinn allein reichen noch nicht hin, einer musterhaften Übers. das Daseyn zu geben: es wird ganz besonders noch etwas erfordert, was wir nicht anders als *Übersetzer Glück* zu nennen wissen, was auch dem kenntnisreichsten und sonst scharfsinnigsten Schriftsteller, wie von einem bösen Geiste, ver sagt seyn kann, eine Gabe, die vielleicht Niemanden in reicherm Maße zugetheilt ist, als dem älteren *Schlegel*; von der dagegen nicht leicht eine mit unlegbarem Talent und Fleiß durchgeführte Arbeit so total verläßt, sen erscheint, wie die neueste Verdeutschung des *rasenden Orlando*. Eine Übers. kann auch ohne diese Mitgabe höchst verdienstlich und geistreich, sie kann im Ganzen ein treuer Reflex ihres Originals seyn: gleichwohl vermisst man stellenweise etwas, was so wenig durch Sprachkenntnis, als durch den angestrengtesten Fleiß gewonnen wird; was die allgemeine Übersicht zwar nicht stört; aber doch da, wo man seinen Mangel wahrnimmt, unangenehm auffällt. Die Gabe, von der wir reden, scheint eine auffallende Analogie mit dem Glück zu haben, wel-

ehe den Wortkritiker begreifen muß, wenn er nicht in die verächtliche Sphäre frivoler *Möglichkeitstrümmerey* versinken will; wie das in neueren Zeiten mehreren vorgeblichen Philologen gegangen ist. S. *Wolfs Darst. der Alterthumswiss.* S. 41, wo ein Individuum dieser Classe bis zur Porträtähnlichkeit geschildert wird. Vor so lächerlichen Harioationen freylich, als sich manche zu Schulden kommen lassen, sichert eine würdige Ansicht der philologischen Studien, und eine gründliche Kenntniß der Sprache: doch bleibt das immer etwas negatives, und beide Dinge sind noch nicht hinreichend, eine glückliche Conjectur zu erzeugen. Eine solche scheint in der That das Werk einer eigenen Art von Begeisterung, und nicht ganz in der freyen Willkühr des Kritikers begründet zu seyn. Hr. J. hat sich gerade in diesem Theile philologischer Bearbeitung einen Ruhm erworben, um den vielleicht keiner seiner Zeitgenossen mit ihm wetteifern könnte. Seine beiden Schriften über den *Euripides*, seine Bemerkungen zu *Alianos Thiergeschichte*, und zum *Athenäos* söhnen den Ekel aus, mit dem manche Männchen uns gegen die Conjecturirerey überhaupt erfüllen könnten, und können selbst da, wo die Nothwendigkeit einer Verbesserung noch nicht entschieden seyn dürfte, unserer achtenden Bewunderung gewiß seyn, weil sie durchaus so sinnreich gedacht, als gründlich und besonnen ausgeführt sind.

Dieses höhere Finden nun, dieser natürlich gesunde, wie aus Instinct überall das Beste treffende und erkennende Genius giebt auch Hr. J.'s. Übersetzungen den eigenen, immer frischen Reiz, der nur aus der durchgängigen Vollendung des Einzelnen, aus dem oft wieder erregten Gefühl der zweckmäßigen Gewandtheit entspringt, die individueller, auf Eine Gattung von Kunstwerken zufällig gerichteter Stimmung entgegensteht. Wem kann man diese herrliche Klarheit, diese reine Absonderung seiner Subjectivität von dem darzustellenden Object in höherem Grade beylegen, als Hr. J.; wenn man seine Übersetzungen aus der griech. *Anthologie* und die des *König Odisseus*, seinen *Hamilton* und seinen *Demosthenes* einander gegenüberstellt?

Wollten wir die vor uns liegende Arbeit specieller charakterisiren: so würden wir eine Darstellung des demosthenischen Geistes zu versuchen haben, die wir aber hier zu geben nicht befähigt sind; wo nur von dem Verhältniß eines Werks zum gegenwärtigen Zustand unserer Literatur die Rede ist; und dieses glauben wir hinreichend angegeben zu haben.

Wäre es erlaubt, eine Übers. aus Einzelheiten zu beurtheilen, liesse sich ihr Werth oder Unwerth nach einer gewissen Anzahl von Stellen beurtheilen, an denen ein noch angemessener Ausdruck Statt haben könnte: so zweifeln wir nicht, daß auch gegen die vortrefflichste aller Übers. gar manches werden angewendet werden können; zumal da hier des Beurtheilers subjectives Gefühl so oft vorherrschend wird. Wenn die gebundene Rede dem Tadler ge-

wisse, Freylich immer noch lose Schranken setzt: So sind dagegen in der Prosa kaum andere Grenzen denkbar, als die ein Jeder sich selber bezeichnen will. Wir sind überzeugt, daß Hn. J.'s Arbeit hiervon keine Ausnahme machen würde; aber wir finden es unzweckmäßig, an solchen kleinen Ausstellungen zu kleben, die das Urtheil über das Ganze nicht weiter modificiren, und niemanden interessieren können, als den Vf. selbst: wir aber sprechen nicht zu ihm, sondern zu seinen Lesern. Da sich im ganzen Buche nicht Eine Stelle finden dürfte, wo ein Mißverstehen des Originals den Genuß des Lesenden stören, oder ihn irre machen könnte; auch der Text des *Demosthenes* so beschaffen ist, daß die Auswahl der Lesarten den Sinn der Stellen nirgends fast merklich verändern würde: so enthalten wir uns gänzlich, auf Eines oder das Andere hinzuweisen, was unserer Meinung nach besser oder anders hätte gewandt werden können, oder wo wir eine ältere von *Reiske* (dessen Text, wie billig, zum Grunde gelegt zu seyn scheint) mit Unrecht verworfene Lesart vorgezogen haben würden.

Dagegen schien es uns, als sey Hr. J. in der Verbindung der einzelnen Glieder zu einem Perioden mehr seinem eigenen Gefühl, als dem Vorgang seines griechischen Originals gefolgt, und als habe er dadurch seinen Sätzen etwas fest Geschlossenes und schön in sich Gerundetes gegeben, was dem *Demosthenes* fremd, und nur der Rede wegen *Halonesos* ganz angemessen ist. Denn schon die Griechen erkannten etwas Reißendes, Abgebrochenes, rasch vorwärts Strebendes als Charakter des Styls ihres ersten Redners an; was sich nie ganz verlieren konnte, wenn er seinen Vortrag auch, nachdem er ihn gehalten, in ruhigerer Stimmung niederschrieb. Es scheint dieß nicht bloß Folge äußerer Bedingungen, sondern tief in des *Demosthenes* eigenstem Wesen, so begründet gewesen zu seyn. Dem Griechen kamen hiebey freylich die absoluten Casus und die freyen,

schlanken Participialconstructions ungemein zu statuten. Doch haben die letzteren auch bey uns aufgehört, Barbarismen zu seyn, und vielleicht hätte Hr. J., wie auch *Schleiermacher* gethan, öfteren Gebrauch von ihnen machen können, als geschehen ist. Seine Perioden würden allerdings an Zierlichkeit und gefälliger Leichtigkeit verloren, sich aber wohl der demosthenischen Art hie und da entschiedener angenähert haben.

Von geringerer Bedeutung ist eine stete Inconsequenz in Hn. J.'s Schreibung der Eigennamen, besonders des Diphthongen *Al* in denselben. Denn wenn wir auch die Namen *Pagafäe*, *Pherae* p. 288; *Lakedaemon* p. 319, *Plataeae* p. 316 u. a. nach *Hermann de emend. rat. graec. gramm.* p. 152 (wogegen *Matthiä's* Argumente für die andere Aussprache s. *ausf. gr. Gram.* p. 14 nicht zu genügen scheinen) richtig geschrieben finden: so lesen wir auch wieder häufig *Potidaia* p. 231, *Paionier* p. 288, *Peiraios* p. 466 statt *Peiräeus*. Eben so p. 262 *Aristides*, und p. 264 *Mantineia*. Ganz unangemessen aber dem Genius der deutschen Aussprache scheint es, worin Hr. J. sich überall treu bleibt, *Ἀθηναῖοι* auch durch *Athenäer* wiederzugeben. Denn er müßte dann vor allen Dingen auch den Namen der Stadt *Athenae* schreiben, was aber nirgends geschehen ist. Und selbst so würden wir nicht im Stande seyn, das Wort richtig auszusprechen. Wegen der tonlosen Schlußsylbe im Deutschen würde der volle Ictus auf die Penultima fallen, und dadurch die Antepenultima wieder ihren Ton einbüßen, weil wir in unserer Sprache keine rein antispastischen Wörter haben. Und darum würden die *Athenäer* bey uns zum dritten Paon oder gar zum Ditrochäus werden.

Aber wir verweilen nicht länger bey diesen Kleinigkeiten, und verweisen lieber die Leser auf eine Stelle aus der trefflichen Vorrede (p. XI), in der Hr. *Jakobs* selbst den eigentlichen Zweck seiner Arbeit dargelegt hat.

P.

## KURZE ANZEIGEN.

LITERATURGESCHICHTE. Halle, b. Hendel: *Tabellarische Übersicht der Geschichte der deutschen Poesie von Werckherlin (Weckherlin) und M. Opitz, oder dem Beginnen (vom Beginnen) der neueren deutschen Poesie bis auf die neuesten Zeiten*. Nebst einer tabellarischen Übersicht der Geschichte der italienischen, spanischen, portugiesischen (portugiesischen), englischen und französischen Poesie. 1806. 4. (16 Gr.) Nicht weniger als drey Fehler im Titel — eine schlimme Vorbedeutung! und noch schlimmer, daß die Vorbedeutung nicht betrügt. Man könnte erwarten, daß wenigstens die Neugierde des Liebhabers, der etwa von äußerlichen Verhältnissen der neuesten Dichter seines Vaterlands und von ihren besten Werken kurze Notizen zu erhalten wünscht, einigermaßen hier befriedigt würde; aber selbst dieß Wenige wird nicht einmal geleistet. Denn Dichter wie Halem, Bürde, Gedicke, Starke, Seume, Müchler sind zwar aufgeführt, aber vergebens sucht man Hardenberg, Arnim, Falk, die Gebrüder Schlegel, Tieck, Kind, Kotzebue, Island, Jean Paul Friedrich Richter u. s. w. Der letztere fehlt wahrcheinlich, weil dem Compiler wohl nur derjenige für einen Dichter gilt, der sich in Versen nehmen läßt. — Die Anordnung ist ganz mechanisch nach 6 Rubriken: Erst der Name, zunächst das Vaterland, dann das Geburtsjahr, welches die chronologische Folge der Dichter be-

stimmt, so daß z. B. Cronegk hinter Huber, Ramler und Lessing zu stehen kommt. Auf das Geburtsjahr folgt das Todesjahr, dann das bürgerliche Amt, und den Beschluß macht die Rubrik: Literatur, ist zu sagen: die Werke der Dichter, von denen die besten Ausgaben angeführt werden, welche, was den Freunden der Poesie eine angenehme Neuigkeit seyn wird, „durch das Industrie-Comptoir in Weimar oder auch durch den Buchhändler Besson in Leipzig sehr leicht“ zu bekommen sind. Unter dem letzteren Artikel fugt zuweilen der Verfertiger der Tabellen charakterisirende Bemerkungen oder Winke hinzu, welche zu unterhaltend sind, als daß wir nicht ein paar Proben mittheilen sollten. Bey *Wieland*, der übrigens zu Osmannstadt bey Weimar lebt, steht folgende Weisung: „Er ist als Übersetzer des *Lucian* und als der erste Übersetzer des *Shakspeare* zu merken.“ *Sturz* wird ein „schöner Prosaiker“ genannt, und von *Gottsched* heist es: „Er hat mehrere Trauerspiele verfertigt, ist aber hier nur als lit. Person zu merken.“ Von *Dante*, *Petrarca* und *Boccaccio* wird versichert, sie hätten der italienischen Literatur „ihren vorzüglichsten Anfang gegeben.“ Noch mehr über dieses Machwerk sagen, hiesse Zeit und Papier verschwenden. An Druckfehlern sucht es seines Gleichen.

G. &amp; r. z.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 17 J U N I U S , 1 8 0 8 .

## G E S C H I C H T E .

BAYREUTH, b. Lübecks Erben: *Erste Urkunden der Geschichte oder allgemeine Mythologie* von Johann Arnold Kanne. Zwey Bände. Mit einer Vorrede von Jean Paul. 1808. XXIV und 764 S. gr. 8. (3 Rthlr. 8 gr. oder 6 fl.)

Wie ein Volk gegen das Ende seines Lebens seine Geschichtschreiber hat, welche die durchlaufene Bahn ideell resumirend das Bewußtseyn seines Wesens aussprechen, und wie überhaupt in der ausgesprochenen Geschichte eines Dinges seine Erkenntniß, und wenn das Ding seine Geschichte selber auszusprechen vermag, das vollendete Schauen seiner selbst ist: so drängen auch die Perioden des Lebens einer Weltphäre in ihren Menschenkindern Geschichte hervor, welche das Bewußtseyn der Menschheit ist, und das Leben des Geschlechts resumirt, wie ein nationaler Geschichtschreiber das Leben seiner Nation. Diese Geschichte heist *Weltgeschichte*, und erscheint nothwendig am Ende von Geschichtsperioden, und in ihr, als der einzigen Wissenschaft und dem wahren Selbstbewußtseyn des Geschlechts, laufen nothwendig alle Strahlen der Erkenntniß zusammen, und jedes frühere Streben nach Wissenschaft geht in der allseitigen Klarheit ihres Schauens als einseitiges, halbdunkles, und von Irrthum (oder Relativität) umflochtenes unter.

Demnach müssen die Versuche, Weltgeschichte zu finden, zu dem Ideale der Weltgeschichte sich verhalten, wie die Zeit, in welche ein solcher Versuch fällt, zu dem Ende einer Geschichtsperiode, und es ist klar, daß Herodot, der mit seiner welt-historischen Tendenz am Ende der griechischen Periode stand, welche nur die Hälfte der dritten (oder griechisch-römischen) Weltperiode war, es weit weniger zum welthistorischen Bewußtseyn bringen konnte, als ein späterer Römer, oder ein in die Zeiten des culminirenden Roms fallender Grieche. Eben so geht hervor, daß die fränkisch-deutsche, oder vierte Periode der Geschichte, in welcher selbst die Resumtion des Subjectiven orientalischer Wissenschaft und des Objectiven griechischer Kunst beides unter der Form eines reinen, weder für das eine, noch für das andere entschiedenen (christlichen) Monothismus ist, die eigentliche Periode der zu bilden den Weltgeschichte sey, und daß alles wissenschaftliche Bilden in ihr sich zum welthistorischen Bewußtseyn zusammendränge. Daß in unserer Zeit die Männer der Wissenschaft einzeln theils das Objectiv des Ka-

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

tholicismus gepriesen, theils den Rigorismus des Protestantismus vertheidigt haben, ist nur einzelne Oscillation in dem zu Ende gehenden Leben der Periode; über ihr waltet durch achtzehn Jahrhunderte hin der Geist christlicher Freyheit, der immer, wenn die objective Tendenz überwiegend wurde, Protestanten erweckte, und dadurch dem Gemüthe die Möglichkeit sicherte, sich in Objectives und Subjectives zu senken, aus beidem aber auch sich wieder zu retten. Diese Freyheit des schauenden Gemüthes ist der eigenthümliche Charakter unserer Periode, und mit diesem steht sie der ersten, oder indischen gegenüber. Diese Eigenthümlichkeit foderte aber ein Vorherrschen des Katholicismus, und ein Proteffiren des Protestantismus.

Selbst diese Spaltung des Christenthums hat demnach beygetragen, dem Geschlechte, das in diese Periode geworfen war, die Production einer Weltgeschichte möglich zu machen, als welche allein aus einem Gemüthe hervorgehen kann, das sich in die religiöse Freyheit gesetzt hat, und einer Nation angehört, deren Eigenthümlichkeit die geringste Eigenthümlichkeit ist. Wenn nun auch für diese Nation das Ende ihres politischen Lebens gekommen, und der Cyklus artistischer und wissenschaftlicher Bildungen von ihr so weit durchlaufen ist, daß sie anfängt sich selbst von sich selbst zu erzählen, sich zu copiren, zu affectiren, und ihre Jugendeinfälle sorgfältig zusammen zu tragen: so ist wohl kein Zweifel, daß für diese Nation auch chronologisch die Weltgeschichte nahe sey, mit welcher sie dann vollends den Kreis ihrer Bildungen schließt, glücklich, wenn sich noch einmal ihre ideelle Kraft in wenigen Individuen zu diesem großen Werke zusammendrängt.

Die Möglichkeit dieses Werkes setzt aber nicht nur eine vorhandene Menge historischer Annalen und pragmatischer Bearbeitungen voraus, sondern fodert die weit größere, selbst von ganzen Völkern und Zeiten nicht beachtete Vorbereitung einer *allgemeinen Philologie* oder Sprachkunde. Unsere Zeit und Nation hat nun zwar seit dem Aufleben der Wissenschaften in dem christlichen Italien Philologen des griechischen und lateinischen Alterthums hervorgebracht, und die heiligen Reste palästiner Literatur haben auch Orientalisten geweckt; aber den Forschern des griechisch-römischen Alterthums hat die classische Gröfse seiner Werke, den Orientalisten die religiöse Majestät der Jehovah-Urkunden imponirt, und die Ansicht beider wurde von dem allumfassenden

U u u

widerfahren, die ihn selbst ehrenvoll in diesem Zeitalter auszeichnet. *Jean Paul* mußte eine Vorrede schreiben, damit sich ein Verleger zu diesem Werke, das unter die reichsten und tiefsten der deutschen Literatur zu rechnen ist, fände. Hr. *Kanne*, der alle Connexionen, durch welche so oft ein gemeiner Kopf sich in der literarischen Welt schnell emporhebt, vermied und verschmähte, hatte sich noch nicht so viel Credit erworben, daß ein Buchhändler sich an die Übernahme dieses mythologischen Werks gewagt hätte, obgleich ein paar Jahre früher schon der erste Theil einer, vieles Dunkle aufhellenden *Mythologie der Griechen und Römer* von ihm erschienen war. Aber auch von diesem schwiegen die literarischen Blätter. Man höre *Jean Paul* selbst: „Was ich jetzt endlich von dem Vf. selber zu sagen habe, das heist für ihn, ist leider weniger für seine Zeitgenossen zu sagen. Dieser geistig-begüterte Zögling *Hayne's* und *Göttingen's*, und der neuen philosophischen und poetischen Umwälzung, der mit Philologie anfang und fortfuhr, darauf den gelehrten Gang durch drey witzige und humoristische Flüge unterbrach; dieser junge Mann, der im alten Rom nach seinen Jahren noch kein Cenfor werden konnte, obwohl im künstlerischen ein Recensor — dieser Mann schrieb gegenwärtiges Werk eine kurze Zeit darauf, als er eben aus Böhmen zurückgekommen war, wo er mehrere Monate freywillig dem Kaiser Franz gedient hatte, als — gemeiner Soldat. Man fasse diefs rein, die Kräfte seines Kopfes rissen nie sein stilles, frommes, poetisches Herz zu einem anderen Schritte hin, als zu dem aus — Schreibpult. Die Erklärung liegt bloß im Folgenden, daß nämlich das Verdienst in Deutschland sich nie so sehr belohne als — eigenhändig; so stark sind wir quecksilbernes Volk dem Quecksilber gleich, auf welchem alle Metalle, sogar die edeln, oben schwimmen und glänzen, nur ausgenommen Gold“ u. s. w.

Diese Worte bezeichnen trefflich die Individualität des Vfs. und seines Buches, das, wie gesagt, nicht ein Werk konstruierender Wissenschaft, sondern combinirenden Witzes, aber keineswegs leichter Scherz, sondern tiefer Ernst in geistvollem Spiele ist. Die Zweige des ältesten Mythos sammelt der Vf. aus den Sprachen, die er auf das Westorientalische

und dieses häufig auf das Indische zurückführt; nur schade, daß dem Vf. für die Shanskridsprache keine andere Quelle zu Gebot stand, als die Götternamen, die noch dazu durch englische Schriftsteller öfters verdorben genug zu uns gekommen sind. Eben so konnte er von dem Westorientalischen bloß das Ebräische benutzen; auf das Arabische, diesen so reichen Zweig des westorientalischen Sprachstammes, nahm er, wahrscheinlich aus Mangel literarischer Hülfsmittel, zu wenige Rücksicht.

Das Buch zerfällt in zwey Abschnitte, die auf dem Titel Bände genannt werden. Der erste, mit der Überschrift: *Traditionen*, enthält die etymologische Behandlung der Mythen der alten Welt, welche hier sämmtlich auf folgende erste Erkenntnisse des Menschengeschlechts zurückgeführt werden: Jahr, Sonnenjahr, Mondjahr, Äquinoczialperiode, Canicularperiode, die Sonne im Löwen, im Stier, die Epakten und Einbolismen, Sirius, die Plejaden, der Bär und der Drache. Überall wird der Beweis aus der Sprache geführt, und die Ansicht, welche bereits früher alle Mythologie auf Kalender zurückzuführen versuchte, erhält hiedurch ein so furchtbares Gewicht, daß auch *Jean Paul* in der Vorrede den Wunsch äußert, der Vf. möchte im Ganzen Unrecht haben, denn das Gefühl verarme, wenn ihm das ganze Heldenbuch der urhistorischen Lebenswelt in einen dünnen Kalender verwandelt werde. Allein Zeitrechnung war den frühen Menschengeschlechtern etwas Heiliges und Großes, und unser profanes Wort *Kalender* entweiht die Sache gänzlich. Außerdem ist oben gezeigt worden, daß Zeitmythus erster Mythos war; er mußte also in der Sprache die kennbarsten Spuren zurücklassen, und eine etymologische Mythologie muß in der Aufdeckung des ältesten Zeitmythus enden. Gerade die Zeitrechnung mit ihren Zahlen und Bildern konnte sich am leichtesten in der Sprache niederlegen und erhalten, denn das einzelne Wort sprach selbst Zahl und Bild aus, indeß Philosopheme und Poesieen nur durch Composition von Worten ausgesprochen werden konnten. Daher ist nicht zu wundern, wenn selbst das einzelne Etymologisiren der alten Mythen auf Zeitrechnung geführt hat.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. 1) *Quedlinburg*, b. Ernst: *Freymüthige Untersuchung des Landeschulwesens als Staatsache*, von einem Freunde der Wahrheit. 1805. 139 S. 8. (3 Gr.)

2) *Berlin*, b. Maurer: *Auch Etwas über die gegenwärtige Lage der Landeschullehrer und deren ewanige, ohne vielen Zutheils des Landesherrn mögliche Verbesserung*; mit beständiger Hinsicht auf die Bernaui'sche Inspection. Von *Christ. Bened. Glorfeld*, kgl. Insp., Probst u. erstem Pred. in Bernau. 1805. VI u. 104 S. 8. (10 Gr.)

Beide Vfs. treffen bey Schilderung der Schulmängel in vielen Punkten zusammen, ob sie gleich in der Angabe der zur Beseitigung dieser Mängel erforderlichen Mittel von einander abweichen. Der Vf. von No. 1 versucht eine Beantwortung der beiden Fragen: in wiefern der Staat die zur zweckmäßigen Einrichtung der Landeschulen gethanen Verbesserungsvorschläge angenommen, und was er künftig zu thun habe, um das Verbesserungswerk zu vollenden? Seine Untersuchung betrifft den Staat und

die Landeschulen im Allgemeinen; dagegen schränkt sich der Vf. von No. 2 nur auf die Landeschullehrer seiner Inspection ein. Er weist einige Fonds nach, aus welchen kleine Gehaltsverbesserungen genommen werden können; unter anderen nennt er auch die Begünstigung und Erleichterung des Seidenbaues für die Schullehrer. Der Vf. von No. 1 tritt S. 23 mit der unumwundenen Erklärung hervor: Nur durch thätige Unterstützung und Anwendung großer Geldsummen zum Besten einer so gemeinnützigen Sache, und nicht durch Befehle und Machtgebote, kann der große Zweck erreicht werden; er verwirft, jedoch ohne Beziehung auf No. 2, den Vorschlag, die Schullehrer einen Theil ihres Gehalts vom Seidenbau ziehen zu lassen. Unter den Wünschen, die er äußert, verdient der Wunsch, daß alier Unterricht frey und unentgeltlich erteilt werde, so wie unter den Vorschlägen des Vfs. von No. 2 der zur Errichtung einer Schullehrerwitwencaße, die meiste Beherzigung.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JUNIUS, 1808.

## G E S C H I C H T E.

BAYREUTH, b. Lübek's Erben: *Erste Urkunden der Geschichte oder allgemeine Mythologie* von Johann Arnoldt Kanne u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dass aber auf diese Weise „das ganze Heldenbuch urhistorischer Lebenswelt in einen dünnen Kalender verwandelt werde,“ ist nicht zu fürchten, wenn die etymologische Mythologie in ihrer Anwendung gezügelt wird, und eine andere Behandlung der Mythologie zugleich die aus dem etymologischen Mythos hervorgegangenen Philosopheme und Poeme geistvoll heraushebt. Der Mythos giebt die Wörter, aber die Sprache hat auch eine Syntax, und diese liegt gerade in jenen Philosophemen und Poemen der alten Welt, an denen die etymologifirende Mythologie ihre Gränze findet. Hr. Kanne nun, der für die etymologifirende Mythologie mit diesem Werke Bahn bricht, hat oft genug die Gränze überschritten, und in den Mythos gezogen, was sich zu demselben verhielt, wie Syntax zur Etymologie, ferner oft der äußeren Geschichte durch zu weit geführten Mythos ihr sicheres Gebiet entzogen, indem er z. B. die ganze Zeit der Richter unter den Ebräern dem Mythos giebt. Allein wenn ein so lebendiger Geist im seligen Genusse des Gefundenen schwelgend mit dem Funde selbst zu viel wagt: so wird die erkennende Kritik die Ausschweifung zwar bezeichnen, aber nicht bitter tadeln, noch weniger aber wegen der genialen Extravaganz für die Sache selbst etwas fürchten. Ist die Sache einmal im Gange, so wird sich auch die Gränze zwischen Mythos und Composition finden, wie sich die zwischen Etymologie und Syntax gefunden hat, und die Heroenzeit der Völker, obwohl von Göttern, also vom ersten Mythos ausgehend, (indem, wie Wagner gezeigt hat, und Kanne hier bestätigt, die Heroen überall die alten Götter selbst, nicht apotheosirte Menschen sind) wird von selbst in ihre historischen Rechte wieder eintreten.

Das einleitende Capitel dieses ersten Bandes von K's. Mythologie beginnt mit einem vollständigen Umfassen der ersten Ideen, welche das erste alte Wort geben, nämlich: Raum, Zeit, Zahl, Figur, Elemente, Glieder des menschlichen Leibes, Töne, Sterne, Gott; und trefflich ist die Bemerkung S. 22: „Kant fing sein System mit der transcendentalen Aetherik an, und sagte nur von neuem, was die Kinderwelt von jeher gedacht hatte: Raum und Zeit sind

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

Formen der Anschauung. Die Gottheit, will sie Materie und Inhalt werden, kann nicht anders als in ihnen erscheinen, wie die Idee in sie den Stoff hüllt. Sinnlich und unendlich zugleich sind sie die reinste Verkörperung der Gottheit, und diese ist nie etwas anderes, als die Zeit, die von Ewigkeit her bey ihr wohnt, und vom Himmel kommt.“ Die eben angezeigten ersten Ideen werden nun im ersten Buche etymologisch durchgeführt, und es resultirt: *dass sie mit ihren Worten den ältesten Sprach- und Mythen-Stamm ausmachen.* Rec. hat die Gründe schon angedeutet, aus welchen er sich des Details, so interessant auch eine Kritik desselben wäre, enthalten muss.

Das zweyte Buch hat die Überschrift: *Symbole*, und enthält unter anderen eine treffliche Auflösung der Zahlen, welche die indischen Züge (Weltalter) bezeichnen, und die Grundlage aller astronomisch-mythischen Zahlen des Alterthums, z. B. der Chaldäer, Perser, Ägypter, enthalten. Mit dem glücklichsten Witze sind jene indischen Rechnungen, an denen sich Le Gentil, Bernier und andere vergeblich zerarbeiteten, auf die Berechnung des Sonnenjahres zu  $360 + 5 + \frac{1}{2}$  Tag zurückgeführt, und es ist gezeigt, wie andere Zeitrechnungszahlen anderer Völker hieraus entsprangen. Eben so trefflich gelungen ist der Abschnitt: *das Alphabet als Hieroglyphe*, wo die mythische Entstehung des Uralphabetes und die Abstammung der anderen nicht mehr mythischen Alphabete gezeigt wird. Am wenigsten gelungen und fast durchaus gekünstelt ist aber die Erklärung des Mythos vom babylonischen Thurmbau, welche das Werk schließt.

Von dem Vf. selbst weder klar geschaut noch weniger ausgesprochen, aber interessant ist das Verhältniss der beiden Theile seines Werkes zu einander. *Wie nämlich der erste den Mythos aus der Sprache eruiert, so stellt der zweyte Theil die Sprache aus dem Mythos wieder her*, und es integriren sich beide zu einem in seiner Anlage vollendeten Ganzen. Dass es auch in der Ausführung vollendet sey, ist von einem ersten Versuche, dem niemand vorgearbeitet hatte, nicht zu erwarten.

Rec. tritt nun zurück, nachdem er den Lesern die Idee des genialen Werkes und zugleich den Massstab seiner Beurtheilung gegeben, dann auch den Plan des Werkes gezeigt hat. Er muss es erwarten, dass das Werk und seine Recension dem Publicum etwas zu früh komme, und dass man, beschäftigt mit ganz anderen und viel angenehmeren Dingen vorerst beide bey Seite lege. *Jean Paul indels, Kanne's*

X x x

würdiger Lobredner, weiß und versteht, daß in dem Witze eines solchen Geistes etwas mehr, als Spasß sey; und Rec. hofft, daß *Jean Paul* die in der Vorrede verrathene Besorgniß, „daß die geliebte Wahrheit, welcher *Kanne* nachjagt, sich in einen bloßen Lorbeer seines Kopfes verwandeln möchte,“ nach reifer Erwägung der Idee einer etymologischen Mythologie aufgeben werde. Spricht er doch in folgenden trefflichen Worten die ganze Würde des Werkes aus: „Nur aber glaube kein Recensent über ein Werk wie dieses, das sich mit einem so reichen Gedränge von tausend beweisenden Etymologien und Analogieen vertheidigt, den Sieg davon zu tragen, wenn er da in etwa 50 oder 100 zu irrigen und todtten macht. Solche Wahrscheinlichkeitsconglomerate (gleichsam Eiländer aus Korallen) werden wie philosophische Systeme nicht gliederweise aufgerieben und umgeworfen, sondern nur dadurch, daß man ihnen geradezu ein neues frisches Gegenüberstellt.“ — Werke eines solchen Talentes sind immer, wiewohl sich selbst unbewußt, ein System.

A — Z.

## SPRACHKUNDE.

MANHEIM u. HEIDELBERG, in der Schwan u. Götzischen Buchhandl.: *Geist und Charakter der französischen Sprache und Literatur*. Ein Fragment. Nebst einigen *Übersetzungsversuchen* aus dem Deutschen ins Französische. Von *S. Michaelis*, Lehrer der französischen Sprache und Literatur zu Heidelberg. 1808. VIII u. 165 S. 8.

Über den Grad der Vorzüge der verschiedenen europäischen Sprachen sind die Stimmen sehr getheilt, und nicht leicht zu vereinigen; zumal da die Einsichten und Kenntnisse der meisten Beurtheiler dieses Fachs beschränkt sind. Für den Umgang und das geschäftige Leben räumt man gewöhnlich der französischen Sprache den Rang ein; in ihr drücken sich Hofleute und Diplomaten am liebsten aus. Ihnen folgt die kalte feine Gesellschaft aller Länder, der nördlichen mehr als der südlichen. Wer sie auch nicht in ihrem Umfange kennt, und mit Geläufigkeit zu behandeln weiß, hat wenigstens französische Wörter, Redensarten und Wendungen abgeschöpft, und hilft sie gangbar machen. Wohl keine Sprache Europens, selbst die englische nicht ausgenommen, ist von dem Vorwurfe rein, daß sie Gallicismen aufnehme; jede vornehme Plauderey ist damit durchwebt und verbräut. Man würde sich unter Leuten von diesem hohen Tone lächerlich machen, und für einen Pedanten gelten, wenn man bey ihnen der französischen Sprache die Superiorität abstreiten und behaupten wollte, daß sie mancher anderen die Palme lassen müsse. In keiner Sprache spricht sich leichter, schreibt sich artiger; in keiner ist mehr Einverständnis des Üblichen, mehr gefällige Glätte. Schwere res will man nicht, Höheres ahndet man nicht. Wo ein streitiger Satz recht flach gestellt wird, da behält derjenige Recht, der ihn am sanftesten mit den Lippen berührt. Das Conventiönelle gilt nirgendwo

mehr, als da, wo man auf die Findung der Wahrheit schon Verzicht gethan hat. *Prémontval*, den unser Vf. in der Vorrede anführt, legt über seine Muttersprache folgendes Bekenntniß ab: „Ihr Vorzug besteht in einer gewissen Gleichung mittelmäßiger Eigenschaften. Nicht so sanft, als die italienische; nicht so majestätisch als die spanische; weniger gedrängt als die englische; an Nachdruck weit unter der deutschen; an Reichthum, an Überfluß fast unter jeder Sprache Europens; — hat sie doch, bey ihrer Armuth, Mittel, Nachdruck, Kürze, Majestät und Anmuth genug, um ein sehr schätzbares Werkzeug der menschlichen Gedanken zu seyn. Insbesondere aber bestimmen ihren Werth die sie auszeichnende Klarheit und Politesse.“ Dieses Urtheil charakterisirt sie völlig.

Was in der vorliegenden kurzen Abhandlung über den Geist und Charakter der französischen Sprache gesagt worden, leidet nicht wohl einen Auszug; vielmehr ist sie selbst gewissermaßen ein Auszug eines, wie wir wünschen, recht ausführlichen, Werks über diesen Gegenstand, welches Hr. M. dem deutschen Publicum liefern will. Einige Behauptungen können wir indeffen ausheben, ohne sie mit unseren Bemerkungen zu mischen; da wir, im Ganzen, der Meinung des Vfs. sind. Streng und grell stehen freylich manche seiner Sätze da; er hat bloß das stille Urtheil des Kenners laut werden lassen wollen; ohne Rücksicht auf die Verwunderung und den Tadel unmündiger Nachplauderer, deren Anzahl nicht verstimmen wird. Auch muß man, bey seinem Ausprüche über die weit höhere Vorzüglichkeit der deutschen Sprache, mit in Anschlag bringen, daß diese nicht allein nach dem Maße dessen, was sie gegenwärtig ist und leistet, sondern selbst nach ihren Keimen und Sprossen, nach dem, was sie werden kann und muß, zu betrachten ist; wogegen die französische Sprache als ein geschlossenes Ganzes, als ein ausgewachsener Baum, aber ohne neue Lebenskraft erscheint. Doch zur Sache.

Man muß unter einer *lebenden* und unter einer *lebendigen* Sprache unterscheiden. Jene verhält sich zu dieser, wie das *organische* Leben zum *geistigen*. Das Organische einer Sprache ist der Zerstörung ausgesetzt; doch lebt sie, wie z. B. die griechische, fort, wenn sie höchst thätig zur Veredlung der Menschheit gewirkt hat. Manchen verloren gegangenen Sprachen haben wir ohne Zweifel manches, uns unbewußt, zu danken; wir brauchen es, ohne unsere Wohlthäter zu kennen: jetzt aber wissen wir nur von *geschlossenen* und von *lebenden* Sprachen. Das Leben einer Sprache giebt sich kund in den Elementen, der Aussprache, in Sylbenmaß, in der Mannichfaltigkeit der feststehenden und wandelbaren, der bestimmenden und malenden Formen der Wörter, in der Biegsamkeit derselben. in ihren Zusammensetzungen, wie in der wechselnden Ordnung ihrer Folge zum Ganzen der Rede. Die arabische Sprache ist, bey allem ihrem Wortreichthum, arm, weil sie in Bezeichnung innerer Gefühle und

Abstractionen zu Metaphern ihre Zuflucht nehmen, und halben Uninn reden muss. Die französische Sprache ist bey ihrem überwiegend grossen Vorrath von abgeschlossenen Redensarten, arm; sie hat kein Wort für *Gemüth*, *Ahnung*, *Sehnsucht*, *Schwärmerey*, *Aufklärung* u. dgl. Voll geistigen Lebens ist hingegen die deutsche, die schon in ihren Elementen mit der glücklichsten Anlage zur Entwicklungs- und Bildungs-Fähigkeit ausgestattet ist. Eine geschlossene Sprache bey einem lebenden Volke ist eine Erscheinung, einzig in der Völkergeschichte. Das Material des französischen Sprachschatzes ist aus mehreren Sprachen zufällig und willkührlich zusammengefasst worden. Vorzüglich aus dem Nachlasse der Römer, aber auch aus dem der Griechen, der Celten, selbst aus dem Contingente der immer freygebigen Germanen ging ihr Gebilde hervor. Dafs sie geschlossen wurde, war ein Werk der gebietenden Nothwendigkeit. Der ungezügelter Willkühr des Zusammenfassens musste ein Damm entgegengesetzt werden, und sie ward durch Gesetze gefesselt, deren Willkührliches nur die Einmüthigkeit der Gesetzgeber geltend machen konnte. Machtsprüche haben ihr den Weg zur Bereicherung und Vervollkommenung auf immer verschlossen. Eine mechanische Schöpfung, deren Gebilde einer haushälterischen Nüchternheit überliefert ward, deren Wesen nur die schön geglättete Aussenfeste des Gefälligen ausdrückt; eine todte Mumie, zum Gebrauche der Lebendigen, ist diese Sprache ohne inneres Leben und bildende Kraft; dagegen die deutsche, ein geistiges Gewebe, ihr schaffend und wirkend gegenüber steht. Der Deutsche kann ausdrücken was er will; der Franzose muss sagen was er kann. Dabey beschränkt sich der Franzose, von einem gebildeten und sich fast nie vergeßenden Zartfinne begleitet, in seinem engebegrenzten Können, freywillig in eben dem Grade, wie der Deutsche in seinem weitgeschichteten Vermögen dieses ohne Zartfinn geltend macht. Die Franzosen können keine Übersetzungen haben; denn ihre Sprache enthält blofs Mittel zum Nachahmen. Der beste Übersetzer ist bey ihnen oft der am wenigsten treue.

Der Vf. ist so weit entfernt von der ungerechten Annahme, die Mängel ihrer Sprache der französischen Nation zur Last zu legen, und als partyföher Kritiker ihres Charakters aufzutreten, dafs er vielmehr den Lobredner derselben macht, und die Deutschen zur Nachahmung ihres *leichten Sinnes* anmuntert, welcher keinesweges mit dem ihr zur Ingebühr aufgebürdeten *Leichtsinne* verwechselt werden müsse. „Möchte“, so wünscht er, „der Zartfinn unserer Nächstbaren für das Schöckliche im Ausdruck sich in unserm geselligen Leben geltend machen, und in unserer ehrwürdigen Deutlichkeit das Lärbe mildern; möchte der leichte Sinn derselben unser Gemüther übergehen, und uns nach ihrem eyspiele fähig machen, alles, was die Zeiten bringen, und wie sie es bringen, freudig zu empfangen. — oder muthig zu extrahiren!“ — Es steht zu

erwarten, was für ein Ton aus unseren neuen deutschen Hofhaltungen hervorgehen wird; denn nur vom Ton, nicht von moralischen Eigenschaften, hat wahrscheinlich der Vf. reden wollen. Zartfinn und leichter Muth sind nicht sowohl Quellugenden, als Ergebnisse des Umgangs und der Behandlung. Ein leibeigener Frohnbauer würde übel damit fahren.

Um sich vor dem Vorwurfe zu schützen, als ob er über die französische Sprache ohne Kenntniss derselben zu urtheilen wagte (S. 37), hat Hr. M. einige *Übersetzungsversuche* beygefügt. Zur Beglaubigung seiner praktischen Kenntniss dieser Sprache können sie vollkommen dienen. Es stieft ihm alles so leicht und flach hin, wie es sich für ein bloss nachahmendes, des Erschöpfens nicht fähiges Idiom schickt. Unzählige Male hat er sich zu Auslassungen und Abweichungen bequemt, dem Genius der Sprache zu gefallen. Es scheint, als wäre die Aufgabe gewesen, nicht wie viel das Französische, sondern wie wenig es leisten könne. Dafs man aber dem Vf. darüber den Process nicht machen dürfe, sieht man deutlich, indem man die Übersetzung für sich durchliest, ohne in das Original zu blicken. Man wird völlig befriediget, und merkt die kahlen Stellen nicht. Ganz anders wird dem Leser, wenn er die Forderungen des Deutschen dabey legt; auf jeder Seite springt die Verschiedenheit in die Augen. Übersetzt sind: elf Pestalozzische Fabeln; der Maulwurf, eine Standrede aus *Anton Wall's Bagatellen*; und die Gebrüder *Schröder*, eine Erzählung von *A. Meissner*. Rec. will nur aus den ersten einige Zeilen zur Gegeneinanderstellung ausheben, um zu zeigen, wie Hr. M., in ächtfranzösischem Geiste, die unüberwindlichen Schwierigkeiten — liegen liefs, und den Kopf aus der Sohlunge zog. S. 62 wird: „Ich will dich leiten, wo du links oder rechts gehen mußt“, übersetzt: „je te conduirai partout, où tu voudras aller.“ — *Voudras* — mußt! gerade das Gegenteil. S. 73 hat das Original: „Loh'treibe den Saft meines Stammes mit weit mehr Gewalt in meine Blätter, als ich denselben in mich selbst zurücksauge.“ Die Übers.: „je fournis bien plus de suc de mes feuilles que je m'en tire d'elles.“ Wie schwach! S. 77 deutsch: „Einer macht Schaaren von Menschen wie eine Handvoll Fäden zur Kette des Gewebes, und bildet aus ihnen Blumen der Kunst, indem er die edelsten seines Geschlechts zu elenden Nadeln seines Webstuhls erniedriget, und sie mit seinem Fußstritte zur ewigen Unbrauchbarkeit abstoheift.“ Französisch: „L'un emploie une multitude de fils semblables pour en former, soit la chaîne, soit les aiguilles.“ Man kann wohl kurz seyn, wenn man nichts sagt. Mehrmals hat doch der Übersetzer sein Original nicht erreicht, wollen, z. B. S. 97: „In der grossen Stadt Gottes zweckt alles, was geschieht, am Ende auf etwas Gutes ab.“ — „Une bonne action doit toujours avoir un bon résultat.“ Von guten Handlungen ist hien gar nicht die Rede; auch aus dem Bösen soll zuletzt Gutes erfolgen; d. s. Kann doch nicht gegen den Nationalgeist der Franzosen seyn.

In dem letzten Aufsatze sind der Auslassungen gar zu viele; ganze Seiten fallen weg. Diefs kommt aber nicht auf Rechnung der französischen Sprache; die hier keinen sonderlichen Kampf zu bestehen hatte. Der Vf. hatte vielmehr die Sagacität, manches

den Franzosen Unbekannte und Uninteressante zurück zu behalten. An Meissners Erzählung liesse sich selbst im Deutschen vieles verkürzen. Aber Übersetzung darf man eine solche Arbeit nicht nennen. Dvl.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**GRÆCHISCHE LITERATUR.** Lübben, b. Daniel: *Orationem de Halonaso Demostheni, cui vulgo abjudicatur, vindicatis adiectis sub finem observationibus maximam partem criticis* — Benj. Gotthold Weiske, Lycei Lubbenensis Corrector (jetzt berufener Subrektor zu Göttingen). 1808. 36 S. kl. 4. Mit dieser Schrift eröffnet ein junger Philolog, der Sohn des berühmten Herausgebers des *Xenophon* u. a., seine literarische Laufbahn auf eine ausgezeichnete Weise, und — wie Art nicht von Art läßt — widmet er seine erste schriftstellerische Thätigkeit der Verteidigung eines oratorischen Werkes, dem man schon von alten Zeiten her den Namen eines großen Urhebers zu entziehen bemüht gewesen ist.

Nach einer kurzen historischen Einleitung S. 4, erweist er S. 5, 6 genügend, sowohl, daß *Demosthenes* eine Rede wegen *Halonasos* gehalten habe, als auch, daß die ihm beygelegte über diesen Gegenstand wirklich gehalten, und kein rhetorisches Exercitium sey: welches letztere aber auch von keinem Kritiker behauptet ist. Es bleibt nun nur übrig, diese beiden Sätze in Beziehung auf einander zu setzen, und darzuthun, daß die auf uns gekommene Rede wegen *Halonasos* diejenige sey, welche *Demosthenes* gehalten hat.

Zuerst werden die älteren und neueren Auctoritäten aufgeführt, die sich gegen die Rede erklärt haben; namentlich *Libanios*, der die vorhandene, von älterer Kritiker Urtheil unterstützt, dem *Hegesippos* beygelegt, (*argum. or. de Hal. T. I. p. 75. 22. Reiske. ὁμοῦναι δὲ καὶ οἱ πρῶτοι τὸν λόγον, ὅς οὐ εἶναι ἔρετος; καὶ τοῦτο παρὰ τὴν ἡλικίαν, καὶ ἐπὶ τῆς ἰδέας τῶν λόγων.*) Ferner *Snidas*, das *Etymologicum magnum*, *Hieron. Wolf*, *Valerius* und *Faber*. Bestimmend ist es uns, hier zwey vor allen anderen bedeutende Schiedsrichter, *Valkemaer diatr. de fragm. Eurip. S. 253* und *Jakobs* in seiner Übers. S. 378, die beide die Rede dem *Demosthenes* bestimmen und mit Gründen absprechen, gar nicht genannt zu finden. Auch *Tourville* in der *préface historique* zu seinen *Philippiques de Demosthène* S. 124 wäre hier aufzuführen gewesen. — Unentschieden bleibt die Frage beym *Harpokraton*, *Photios* und den neueren Herausg. des *Demosthenes*. Hierauf läßt Hr. *Weiske* die Verteidiger der Rede folgen. Zuerst wird *Dionysios von Halikarnassos* genannt, auf welchen ein umständliches Gewicht gelegt wird: was etwas partyisch scheinen kann, weil er der einzige unter den Alten ist, welcher des Streites gedenkt, und unsere Rede dem *Demosthenes* bestimmt zuschreibt. Es folgen auf ihn *Quintilianus*, *Aristides* und *Harpokraton*. Von diesen legen indeß die zwey ersten nur ein negatives Zeugniß ab, indem sie unsere Rede schlechthin unter des alten Redners Namen citiren. *Harpokraton* aber hätte billig gar nicht genannt werden sollen; denn da er unter *Ἡγησιππος*, *Ἐλάσιος* und *Ἀλκιβιάδης* des Urhebers unserer halonasischen Rede sehr zweifelhaft gedenkt: so war es unstreitig nur der Kürze halber, wenn er sie unter *Βουκκῆρα*, *Μακρόβιος* und *Συμβολα* geradezu als *demosthenisch*, wofür sie gewöhnlich galt, allegirt. Da Zeugniß des einzigen *Dionysios*, den wir aber kein so entschiedenes Übergewicht über *Libanios* und die übrigen Auctoritäten zugesiehn möchten, ausgenommen, wäre demnach bis hieher nichts Genügendes für die auszuführende Behauptung beygebracht worden.

Hr. *W.* geht nun zu den inneren Gründen über, und nimmt das erste Argument aus des *Demosthenes* mit mehreren Beispielen belegter Weise, sich in verschiedenen Reden zu wiederholen, und Einen Gedanken einandermal fast mit denselben Worten vorzutragen. So finden sich auch in der halonasischen Rede Ideen, die in anderen, früher gehaltenen, unleugbar demosthenischen beynah eben so ausgedrückt zu lesen sind. Aber die beiden angeführten Stellen haben eine historische Grundlage, und da *Hegesippos* ebenfalls der anti-makedonischen Party angehörte, und der Sache der Freyheit zugewandt war, — f. *Alkibiades*

ken. hist. orat. Graec. p. LXXVIII sq.: so liegt in diesem genauen Zusammentreffen beider Redner nichts so unerklärliches, daß hieraus etwas Bedeutendes folgen könnte. Leland in seiner englischen Übers. T. I. Vor. S. 38 hat einen anderen Ausweg vorgezogen, der uns aber gewaltthum und ungerecht gegen unsere Rede scheint.

Die wichtige Einwendung des *Libanios*, *Hegesippos*, nicht *Demosthenes*, habe den *Kallippos* angeklagt, als dessen Ankläger sich der Vf. der halonasischen Rede nennt, wird als ein *error Libanii* kurz abgeferigt, welches Verfahren uns unkritisch scheinen will, da doch sonst die historische Glaubwürdigkeit des *Libanios* nicht eben bestritten ist.

Von S. 17 an wendet sich endlich die Untersuchung auf den Punct, der allerdings, beym Mangel an historischen Zeugnissen, der wichtigste, aber auch — wie Hr. *W.* richtig bemerkt — der mislichste ist, auf den Geist, den Styl und die Sprache der bestrittenen Rede. Daß des *Demosthenes* sonst leidenschaftliches und stürmisches Ingenium hier merklich *simplicius et sedatius* erscheint, wird nicht geleugnet. *Demosthenes indignus* wollen wir die Rede damit gar nicht genannt haben; der Werth oder Unwerth derselben soll keineswegs bestimmt werden: nur ist diese Art nicht demosthenisch, was — wir wiederholen es — ohne tadelnden Nebenbegriff ausgesprochen seyn soll. Ob die Bemerkung: *cunctos fere scriptores aliquando paululum a semet discrepare, seu casus, seu ratio ita salutaris*, und die sonst schätzbaren Nachweisungen über die Sitten der Alten, die aus dem Stegreif gehaltenen Reden nachher zu Hause niederzuschreiben, und sie dabey fleißiger zu überarbeiten, dieses Phänomen hinlänglich erklären würden, ist die Frage.

Was sodann über einige dem *Demosthenes* eigenthümliche Ausdrücke, Redensarten und Wendungen bemerkt wird, ist theils unerwiesen, theils unrichtig. Unter die letztere Kategorie zählen wir besonders die Behauptung, die ironische Anwendung der Partikel *γάρ*, hauptsächlich wo ein spottender oder verwundernder Gegensatz gemacht werde, sey dem *Demosthenes* vorzüglich eigen, da sie doch bey allen Attikern häufig, und in dem Maße häufiger vorkommt, als einem jeden die Urbanität des gebildeten Dialogs mehr zu Gebote stand. Deshalb findet sie sich auch beym *Aristophanes* und *Xenophon* noch weit öfter als beym *Demosthenes*: desgleichen bey *Platon*, von dem *Heindorf* zum *Gorgias* C. 50, T. 2. S. 79 und C. 55. S. 75 mehrere Stellen beybringt. Vgl. auch *Hogew. de part. S. 149. Schütz*.

Wenn Hr. *W.* schließlich eine Stelle gegen den *Libanios* in Schutz nimmt: so vertritt er den eigentlichen Punct der Streitfrage, da nicht vom rhetorischen Verdienst der Rede, sondern vom ihrem Urheber gesprochen werden soll, und sie ja vortreflich seyn kann, ohne darum vom *Demosthenes* her zu rühren. Da also der Hauptpunct, von dem auch die Zweifel der alten Grammatiker ausgingen, das dem *Demosthenes* durchaus Fremde im Periodenbau, fast gar nicht berührt ist, und Hr. *W.* uns darüber nur Vermuthungen und schwankende Möglichkeiten vorträgt: so begreift sich, daß er nicht fähig gewesen ist, unsere Meinung zu der seinigen hinüberzuziehen. Doch hindert das nicht, den Scharfsinn und die Belesenheit, die diese kleine Schrift zieren, mit aufrichtiger Achtung anzuerkennen, und nach einem solchen Anfang die schönsten Hoffnungen zu hegen.

Der kritischen Bemerkungen über den Text der halonasischen Rede, S. 27 — 35, besonders zu gedenken, ist verlohnt aus der Raum: sie zeugen indeß durchgängig von Sprachkenntnis und glücklicher Divinationsgabe, und erregen den Wunsch, Hr. *W.* — wozu er auch im Eingang seiner Schrift Hoffnung zu machen scheint, — länger in diesem Gebiet der alten Literatur beschäftigt zu sehen. P.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 20 J U N I U S , 1 8 0 8 .

## S P R A C H K U N D E .

STRASSBURG, b. Levrault: *Notions élémentaires de Langue Allemande, pour les François qui ont fait des études; par M. Simon, Professeur d' Allemand aux deux Lycées Impérial et Napoléon, de même qu'au Collège de Sainte-Barbe, à Paris. Seconde Edition, revue, corrigée, et tellement augmentée qu'elle peut tenir lieu aux commençans de toute autre grammaire. 1807. 260 S. 8. (20 Gr.)*

Es ist einem Deutschen, der seine kräftige Muttersprache liebt und ehrt, überaus erfreulich, wenn er unerwartet auf einen Ausländer trifft, der ihren Werth zu würdigen weis, bey ihren Eigenheiten nicht anstößt, und sich durch keine Schwierigkeiten von ihrem Studium abschrecken läßt. Je seltener dieser Fall ist, desto angenehmer ist die Überraschung. Es finden sich zwar Ausländer genug, die mit der deutschen Sprache vertraut sind, die in derselben verfaßtesten Schriften lesen, und ihre Geschäfte, mündlich und schriftlich, darin führen. Aber bey weitem die meisten sind mehr durch drückende Nothwendigkeit, als aus Neigung, zur Erlernung derselben gebracht worden. Dies gilt vorzüglich von unseren westlichen Nachbarn, die, in stolzem Vertrauen auf die Zulänglichkeit ihrer Sprache, sich ungern mit einer fremden befassen, und daher nie im Stande sind, unseren geistigen Fortschritten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir wollen gern gestehen, daß zu den vielen Vorurtheilen, die der Franzose gegen den Deutschen hegt, manche politische und andere Ursachen mitgewirkt haben, die in diesem Blatte nicht namhaft gemacht werden können. Indessen sind wir auch der Meinung, daß die Achtung der, bey aller ihrer Eigenliebe, doch billigen französischen Nation für die Deutschen einen grossen Zuwachs erhalten würde, wenn sie unsere Schriften, wie wir die ihrigen, zu lesen, und daraus unsern Charakter, wie unsere Thätigkeit, zu beurtheilen vermöchte. Aber leider sind, zum Eintritte in das innere Heiligthum unserer Sprache, der Stufen viele, und diese sind mehrentheils uneben und holprig. Man kann von unserer Grammatik nicht behaupten, daß sie sich durch Einfachheit und Klarheit vor anderen unterscheide. Wir geben oft Regeln, die nur für wenige Fälle passen, und dann treten so manche Ausnahmen hervor, die wir beobachtet wissen wollen, ohne immer einen genügenden Grund dafür angeben zu können. Dem Fremden muß nothwendig

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

dig unsere Sprachlehre buntscheckig, willkürlich und inconsequent vorkommen, seine Geduld ermüdet darüber, und er wagt sich gewöhnlich nur so tief in das Gebiet der Sprache, als er ohne Leitfaden zu dringen fähig ist. Er hilft sich auf diese Weise im Lesen und Sprechen durch, kann aber nie den Muth fassen, in einer Sprache zu schreiben, deren Regeln er bloß als lästige Gewohnheiten anerkennt, und sie schon darum schmäht, weil sie ihm nicht entgegenkommen.

In diese Classe gehört der Vf. der vorliegenden Anfangsgründe nicht. Weit entfernt von der Seichtigkeit seiner meisten Vorgänger, hat er ein ernsthaftes Studium aus der deutschen Sprachgemacht, und ist in seiner Kenntniß derselben weit vorgerückt. Er hat selten oder nie abgeschrieben, sondern aus dem Umfange seines Wissens die Regeln gezogen, nach welchen er nun Andere unterrichtet. Wie hoch er den Werth der deutschen Sprache anschlägt, zeigt das freylich nur wahre Motto auf dem Titelblatt an: „*L'Allemand et le Latin sont la clef de toutes les langues vivantes remarquables de l'Europe.*“ Er hat gestrebt, die Erlernung und Anwendung der Regeln zu erleichtern, und ist an verschiedenen Stellen als Erfinder neuer, zum Theil ganz origineller Vorschriften, aufgetreten. Dabey ist er zwar in mancherley Irrthümer und unhaltbare Behauptungen verfallen; aber so wie er, strauchelt nur ein Mann von Kopf, und ein solcher wird sich gern zurechtweisen lassen, wenn man ihn auch rundweg widerlegt. Wir sehen eine genauere Kritik dieses Buchs für desto mehr als unsere Pflicht an, da der Vf. es nur für eine Vorarbeit erklärt, und ihr eine ausführliche Grammatik, und dann ein Wörterbuch, nach ganz neuen Grundsätzen bearbeitet, folgen lassen will. Wir hoffen, uns selbst um die Erlernung unserer Muttersprache in Frankreich ein wenig verdient zu machen, indem wir Hn. Prof. Simon die Verstöße in seinem System anzeigen, und ihm solche in seinen späteren Schriften über diesen Gegenstand zu corrigiren anrathen. Wir wollen zu diesem Zwecke sein Buch ganz durchgehen, und Theil für Theil mit unseren Anmerkungen begleiten; wobey wir uns indessen nicht bey jeder Kleinigkeit, die etwa noch einer Erinnerung bedürfte, aufhalten wollen.

Im ersten Capitel, welches von den Buchstaben handelt, steht der Vf. S. 8 das *ie* unter den einfachen Vocalen (*vogelles simples*) auf. Ausser daß ihn der Angensehein widerlegt, streitet die Aussprache vieler Landschaften des südlichen Deutschlands dagegen.

Yyy

In *gieng, fieng, lies, dienen*, wird das *e* zwar in Norddeutschland nicht gehört, von Vielen auch nicht einmal mehr geschrieben. In Süddeutschland aber ist es ganz vernehmbar, und in dem Namen *Wien*, welcher zweysilbig ausgesprochen wird, dehnt sich sogar die zweyte Sylbe hervor. Sehr wahrscheinlich ist das uns im Norden fremde *ie* von Mittag her in die Sprache gekommen; daher auch vor einiger Zeit manche haben *di, dise, Nire, Libe*, statt *die, diese, Niere, Liebe*, schreiben wollen, aber keinen Beyfall gefunden haben, weil man in Bayern und Oesterreich nicht darnach aussprechen konnte. Die einfachen Laute, *ä, ö und ü* beweisen hiegegen nichts. *Ä* scheint allerdings aus *a* und *e* zusammengesetzt, klingt aber ganz anders als *a* oder *e*. *Le* hingegen lautet bey uns ganz wie *i*, und bey unsern südlichen Landsleuten wie zwey abgeforderte Vocale. *Aa* und *ue* wird man nicht unter die einfachen Vocale setzen wollen, obgleich *Schaase* wie *Schafe*, *Seele* wie *Se-le* lautet. — Nach S. 10 soll *hin* lang, wie *mir, dir, wir*, gesprochen werden. Diefs ist nichts weniger als allgemein. Man spricht meistens kurz, wie *hinn*, und reimt damit auf *Sinn, Beginn*, nicht auf *schinn, Berlin*. — Wenn S. 11 behauptet wird, daß die Aussprache des deutschen *ü* zwischen dem französischen *i* und *u* sich in der Mitte befinde (*Ja prononciation classique est entre u et i*), und daß man sich die wahre Aussprache desselben von einem Sachsen ertheilen lassen müsse: so widerspricht Rec. dieser Vorschrift durchaus. Die wenigsten Obersachsen sprechen diesen Vocal recht aus; ja, in unseren Zeiten bestreben sie sich sogar, die richtige Aussprache den Niedersachsen nachzuahmen. Das deutsche *ü* ist gerade das französische *u*, ohne Veränderung. „*Dans les autres provinces*, sagt Hr. S., *ü est confondu avec le ou i*.“ Gerade das Gegentheil. — Was S. 12 vom deutschen *y* behauptet wird, daß es statt eines doppelten *i* stehe, und *zwoyer zwei-fer* ausgesprochen werde, nach dem Analogon von dem franz. *voyons & voi-ions*, wäre in längst vergangenen Zeiten wahr gewesen: heut zu Tage hört man diesen Laut nur bey den Bauern in einigen Provinzen. *Zwoyer* ist eben das, was *Zweier*. — Wenn S. 14 gelehrt wird, *vin (un)* und *Ey (ocuf)* wie *ein* und *Ay* auszusprechen: so kann damit den Franzosen, die Deutsch lernen wollten, schwerlich gedient seyn. Sie müssen die richtige Aussprache allein durchs Gehör lernen. Dafs man im nördlichen Deutschlande die Diphthongen *ai* und *ay* immer wie *ai* und *ay*, und also, nach des Vfs. Meinung, richtig ausspreche, und im Süden, wie das franz. *ai*, wie z. B. in *planchée*, tönen lasse, ist der Erfahrung zuwider. Die weichste Aussprache des *ei* und *ey* herrscht an der Ostsee, im Königreich Preussen, Liefland, auch in Rußland; doch haben auch die Bewohner Schwabens und manche Anwohner des Rheins eine fast eben so weiche. *Weizen, Reichert*, lauten da fast wie *Weizen, Bleichert*. Nach provincieller, gleichwohl nicht selten in dem classischen Sachsen gehört, ist die, vorzüglich brandenburgische Aussprache der Endsyben *heit* und *keit*,

wie *heet* und *keet*. — Die Aussprache des deutschen *eu* wird Hr. S. seinen Landsleuten schwerlich durch blofse Schrift verdeutlichen; daß es ungefähr wie *oei* in *oeil*, oder wie *ewi* in *feuille*, laute, heifst nichts gesagt. — Nach S. 16 sollen die Niedersachsen das *g* ein wenig wie ein *t*, und also *gib (donne)* wie *jib* aussprechen. Der Vf. hält diese Aussprache für die beste, und macht sie zu der seinigen (*nous l'avons adoptée, en suivant l'exemple des hommes les plus distingués en Germanie*). Rec. flüchtet ihm nicht bey. Die Berliner sind keine Niedersachsen, und ihre Aussprache wird bey weitem nicht allgemein gut geheifsen, sondern häufig bespöttelt. — S. 18. *Maj* (der Monat) schreibt man nie, sondern *May* oder *Mai*. Was S. 19—21 über *f, s, ss* und *fs* vorgetragen ist, müssen wir loben; es ist wahrscheinlich nirgendwo ausgeschrieben. So auch, was der Vf. weiterhin über die Aussprache und Anwendung des *ch* bemerkt, welches er nicht so hart, als seine Landsleute, findet. Nur ist es S. 25 ein Irrthum, wenn *höchst* und *nächst* wie *hökst* und *näkst* auszusprechen gelehrt wird. Das *ch* wird hier so deutlich gehört, als in *Buch* und *wachen*. — Dafs, nach S. 26, *Ephen* von einigen Deutschen nicht *E-fen*, sondern *Ep-hen* gegeben werde, weil es von *Ep (deffus)* und *Heu (foin)* herkomme, hat Rec. nie erfahren; und erfucht Hn. S., dieser seltsamen Bemerkung in seiner ausführlichen Grammatik keinen Raum zu gönnen. — S. 28. „*Il est palpable que tz ne peut être placé qu'après une voyelle brève, et z dans toutes les autres hypothèses*.“ Vortreflich! Und doch sündigen viele deutsche Schriftsteller dagegen, die *Reitz, kreutzen*, st. *Reiz, kreuzen*, schreiben. Warum aber tischt Hr. S. eine blofse Angewöhnung der Obersachsen und mehrerer Oberdeutschen als Regel auf, indem er S. 29 vorschreibt, *Sclave, Skelett, Smaragd, sprechen*, wie *Schlauw, Schkelett, Schmaragd, schprechen*, zu pronunciren? Seine Sprachmuster, die Niedersachsen, werden sie nicht billigen, und dem Gehör seiner Landsleute wird sie noch weniger behagen. Wir warnen wenigstens die Ausländer davor, an unsern Mitdeutschen ist nichts mehr zu bessern. Der Vf. nimmt selbst gewissermassen seine Regel zurück; aber man sieht doch nicht recht, wie man mit ihm daran ist. Er hat sich wohl vor *Gottscheds* und *Adelungs* Manen gefürchtet.

Als Einleitung des zweyten Capitels, welches von den deutschen Declinationen im Allgemeinen handelt, stehen lichte Begriffe über das Wesen dieser Declinationen aufgestellt, welche sehr von der römischen und griechischen Flexion der Nennwörter verschieden sind. Der bestimmte Artikel wird hier als Basis genommen, und nur vier Casus anerkannt. Es wird befriedigend gezeigt, daß die Abweichungen von der gemeinen Norm zwar unter Regeln gebracht werden können, aber keine besondere Classification verdienen; daß die Bequemlichkeit der Zunge, und die Nothwendigkeit, in oft vorkommenden Wörtern die Härte der Aussprache zu mildern, diese Abweichungen erzeugt habe. Wir

setzen hinzu, daß hie und da auch Eigensinn, Moe-  
 such und Provincialgeist vorwalte. Wenn man  
 .B. von *Harz*, *Scherz*, *Schurz*, die Genitiven *Har-*  
*es*, *Scherzes*, *Schurzes*, bildet: warum will man  
 enn von *Herz* nicht den Genitiv *Herzes* gelten las-  
 sen, statt *Herzens* daraus zu machen; welches letz-  
 ere sogar zweydeutig ist, und von dem in ein No-  
 ten verwandelten Infinitiv *herzen* abgeleitet scheint?  
 lemnach würde *des Herzens* durch *de l'embrassade*,  
 nd nur *des Herzes* durch *du coeur* zu übersetzen  
 syn. Man wird vielleicht einwenden, daß eine  
 eihe mit *Herzens* zusammengesetzter Wörter als-  
 ann wegfallen und umgegoßen werden müßte. Ja  
 och. Wird es schwerer seyn, *Herzessergießung*,  
 ls *Herzensergießung* zu sagen? Eben das gilt von  
 em Gen. *Schmerzens* von *Schmerz*, welcher leicht  
 llgemein in *Schmerzes* eingetauscht werden könn-  
 t, um die Zweydeutigkeit zu vermeiden, und der  
 eget ihr Recht anzuthun. — S. 54 formirt der  
 f. *Chloens* von *Chloe*, dem Gebrauche gemäfs. Aber  
 r formirt auch *Appiens* von *Appius*, welches dem  
 ebrauche zuwider ist. Es würde der Genitiv von  
*ppia* oder *Appie* seyn. Rec. erinnert sich, daß,  
 s *Alxinger* seinen *Doolin von Mainz* herausgegeben,  
 nd den Gen. seines Helden manchmal durch *Dooli-*  
*ms* angedeutet hatte, alle Grammatiker damit un-  
 frieden waren. *Lucretiens Carens* ist nicht der  
 en. von *Lucretius Carus*, sondern von *Lucretia Ca-*  
*a*. — Daß die Adjectiven, die sich, als Adver-  
 en, auf *m* endigen, im Dativ ohne bestimmten Ar-  
 kel nicht auf *m*, sondern, um der Wiederholung  
 effelben Consonanten auszuweichen, auf *n* ausge-  
 en müssen, meint der Vf. S. 63. Es soll also nicht  
 eetzt werden: von *armem* Stande, sondern: von  
*men* Stande. Wir wissen nicht, woher Hr. S. die-  
 Regel hat; Rec. hat sie als solche noch nicht an-  
 troffen. Der sprechende Deutsche nimmt es eben-  
 ht genau damit; bey guten Schriftstellern aber  
 ird man die Regel, nicht diese unnöthige Ausnah-  
 e, immer beobachtet finden. — S. 66 giebt der  
 bey dem Pron. Femin. *sie*, zwey Genitiven, *ihrer*  
 nd *ihr*, an. Den letzten kennen wir nicht. Es heist  
 uner: Er hat *ihrer* sich erbarmt; nie: er hat *ihr* u.  
 w. Dieser Irrthum kommt S. 67 wieder vor. Was  
 eiter von dem Gebrauche der Anredewörter, *Du*,  
*r*, *Ihr*, *Sie*; erinnert wird, verhält sich nicht völ-  
 g; so; aber es ist auch schwer, hierüber etwas zu  
 stimmen. Die Deutschen wollen höflich seyn, dar-  
 ter muß die Grammatik leiden. — Zu S. 81 ist  
 bemerken, daß nur die Süddeutschen *fünfzig* und  
*nfzehn*, mit einem *n* schreiben und aussprechen.  
 Norddeutschland, wohin bey anderen Gelegen-  
 iten das Auge des Vfs. gerichtet ist, schreibt man  
 t einem *u*, *fünfzig* und *fünfzehn*. Die meisten  
 orddeutschen sprechen auch *fufzehn* und *fufzig* aus,  
 e selbst *Klopstock* (s. *Messias* Altona 1780) zu schrei-  
 n gewagt hat. Wenn man dieses Zahlwort mit  
*ute* und *quinque* vergleicht: so sollte man glauben,  
 ls das *n* darin charakteristisch wäre. Wenn man  
 er das Saffische (*firo*), Holländische (*vijsf*) und  
 glische (*five*) zum Grunde legt: so verliert das *n*

seine Stelle. Die Dänen haben sich mit ihrem *sem*  
 zwischen beiden durchgeschlichen. *Klopstock* schreibt  
 auch *dreizig* statt des regelwidrigen *dreißig*. — S.  
 84. Das Wörtchen *mal* oder *mahl* ist bey dem Hun-  
 derttausenden nicht unumgänglich. Man kann sie-  
 benhunderttausend und siebenmalhunderttausend sa-  
 gen. Daß die franz. Billionen, Trillionen so sehr  
 von den Deutschen verschieden sind, so daß eine  
 franz. Quintillion bey uns nur eine Trillion ausmacht,  
 lernt Rec. auf S. 85. Es wäre gut für beide Natio-  
 nen, zumal gegenwärtig, einen gleichen Zählungs-  
 fufs zu veranstalten. — *Vier*, nach S. 87, in *vie-*  
 re zu verwandeln, und dann zu decliniren, macht  
 unnütze Mühe. Rec. fällt hiebey zwar die Redens-  
 art: mit *Vieren* fahren, ein; aber sie ist wohl zu ein-  
 zig, um ein besonderes Schema zu verlangen. Auch  
 sagt man: mit *Sechsen* fahren, mit allen *Fünfen* wo-  
 nach greifen. — *Nichts*, S. 91, ist nicht aus *nicht*  
*etwas* contrahirt. Am Ende dieses Capitels preiset  
 sich unser Vf. glücklich, einige Lichtstrahlen in die  
 Dürsterkeit der deutschen Grammatik, in Rücksicht  
 der Declinationen, geworfen zu haben, aus welcher  
 sich nicht nur die Ausländer, sondern selbst unter-  
 richtete Deutsche nicht hätten finden können. Dieß  
 ist nicht so zu verstehen, als ob der Vf. die unterrich-  
 teten Deutschen anders und besser unterrichtet hätte.  
 Wir Deutsche wissen aus der Übung und Verglei-  
 chung mit fremden Sprachen die unsrige zu gut, als  
 daß wir uns oft aus der Grammatik Rathis erholen  
 dürften. In dieser wuchert derweile das Unkraut  
 des Schlendrians fort, und wird mit mehr Erfolg von  
 einem Ausländer, als von Einheimischen, gegähet.

Das dritte Capitel umfaßt die Umstandswörter  
 (*mots de circonstance*), Adverbien und Präpositionen.  
 Der Comparativ von *gesund* wird S. 96 durch *gesun-*  
*der* bezeichnet: man findet eben so häufig *gesunder*;  
 welches letztere wir vorziehen. S. 99 steht eine ir-  
 rige Vorchrift über die Aussprache von *höchst* und  
*nächst*; wiederholt, die wir bereits oben getadelt ha-  
 ben. Der Superlativ *baldigst* hat allerdings einen  
 Positiv, der Comparativ ist schon seltener. Doch  
 gilt dieß nur von dem Adjectiv, von welchem hier  
 eigentlich die Rede nicht ist. — Wenn Hr. S. nach  
 der Analogie von *des Nachts*, wofür doch *Nachts*  
 oder *bey Nasht* besser gesagt ist, *des Wochs* bildet,  
 und die Redensart aufstellt: Er besucht mich drey-  
 mal des Wochs, so verstößt er durchaus gegen den  
 Gebrauch. Man spricht nie so. — Unter den Prä-  
 positionen S. 104 ff. fehlen einige, z. B. gleich vorn-  
 an, *befage*: *Bey*, S. 107, hat, außer dem Dativ,  
 auch noch den Accusativ. Gottsched und Adelung  
 geben zwar nur den Dativ an: Die Neuern aber fol-  
 gen der Autorität Iubers, Matth. 26, V. 58: „Und  
 er satzte sich bey die Knechte.“ — *Darinn*, *worinn*,  
 S. 117, sind, nach Rec. Bedünken; obsolete Formen  
 für *darin* und *worin*, und zeigen eben nicht an, daß  
 hier die Präposition in den Accusativ regiere, wie der  
 Vf. will. Die Conjunctionen rechnet er mit zu dem  
 Adverbien, worüber wir nicht mit ihm übereinstimmen.

Bey dem vierten Capitel, das die deutschen Ver-  
 ben und ihre Conjugation in sich begreift, ist man-

überley zu erinnern. Dies scheint uns um so nothwendiger, da sich der Vf. bey diesem Capitel ein wenig bläht, und uns leere Hypothesen für Axiome verkaufen will. Wir haben ihm schon unseren Beyfall bezeugt für sein redliches Bestreben, die Erleichterung der Lehrmethode zu befördern. Auch da, wo er irrt, ist dieses Bestreben unverkennbar. Aber selten ist das Leichte dem Gründlichen hold. Wir dürfen uns keine Bedingungen in die Sprachlehre einschieben lassen, wovon unsere Vorfahren nichts gewusst haben, und gegen welche der Gebrauch streitet. — Jeder weiß, daß der Infinitiv der deutschen Verben sich auf *n* endigt. Man setzt vor dieses *n* gewöhnlich ein *e*, doch bloß zur Milderung der Aussprache, nicht als dem Wort unentbehrlich. In *seyn*, *thun* u. a. wäre das *e* sogar fehlerhaft, indem es zwey Sylben veranlassen würde, wo man an einer genug hat. Aber auch bey vielen anderen Infinitiven ist es gleichgültig, ob man das *e* schreibt und hören läßt, oder nicht. *Sehn*, *drehn*, *zieln*, *baun*, *dohn*, *scheun*, sind so gut, als *sehen*, *drehen* u. s. w. Das wissen die Versemänner wohl, und bedienen sich dieser Freyheit nach Bequemlichkeit. Einige, denen ein zartes Gewissen schlägt, bedienen sich noch des Apostrophs vor dem *n*, wodurch dem abwesenden *e* mehr Ehre widerfährt, als ihm zukommt. Es ist sehr oft ein dienender Buchstab, der kaum ausgesprochen wird. In den niedersächsischen Dialekten wenigstens ist es ganz gleich, ob man *lebn*, *trinkn*, *reitn*, oder *leben*, *trinken*, *reiten* schreibt. Dieses spricht man wie jenes aus. Das *n* ist also zur Charakteristik des deutschen Infinitivs hinlänglich. Ohne Zweifel ist dieser Consonant nicht von jeher im Besitze dieser Bezeichnung gewesen, wie wir aus den mit der unsrigen verwandten Sprachen sehen, in welchen der Infinitiv keine bestimmte Endung hat. Der Engländer, um den seinigen anzuzeigen, setzt das Wörtchen *to*, der Däne *at* vor das nackte Verbum; wodurch aber nicht sowohl ein Infinitiv, als ein Supinum gebildet wird. Doch davon an einem andern Orte. Es ist bey uns der Deutlichkeit sehr beförderlich, daß wir das *n* als unveränderliche Endung des Infinitivs angenommen haben; mit dem *e* mildern wir widerspenstige Sylben. Hieraus wird sonnenklar, warum man nicht *handln*, noch *handelen*, noch *handlen*, sondern *handeln* schreiben müsse, ob man gleich *ich handle*, nicht *handl*, noch *handel*, noch *handele* schreibt. Diese ganz einfache Ansicht der Sache scheint Hn. Prof. Simon nicht befriedigt zu haben. Er weiß sich in die Verletzung des *e* nicht zu finden, weil er sich vorgesetzt hatte, einen Theil des conjugirten Verbums auszumitteln, worin sich bloß die Stammbuchstaben desselben, ohne allen Zusatz, zeigten. Wenn man alle Präfixa und Suffixa wegstreift: so bleibt das unvermischte Stammwort übrig. Dieses ist z. B. bey dem Verbum *loben* die Sylbe *lob*, welche aber, als Theil des Verbums, nichts bedeutet, und höchstens einen nicht weich ausgesprochenen Imperativ vorstellen kann. Gefunden! ruft Hr. S., der Imperativ ist die Wurzel der deutschen Verben. Man setzt hinten oder vorn einige Buchstaben hinzu, so hat

man alle Tempora und Modos. Ihm wird eingewandt, lob sey doch noch nicht der rechte Imperativ, man müsse *lobe* sagen. Statt das arme *e* als Nothhelfer zuzulassen, behauptet er, es habe hier nichts zu thun, lob sey der einzig wahre Imperativ; *lobe* sey freylich auch da, aber ganz etwas anderes, nämlich ein — *Invitativ*. Wenn die Deutschen sich befehlshaberisch ausdrücken, so gebrauchen sie den Imperativ *lob*; wenn sie aber sanft und liebreich anreden, so werde der Invitativ *lobe* angewandt. Er ist seiner Sache so gewiß, daß er keinen Zweifel, keine Apologie anhängt. Rec. fürchtet den Unglauben seiner grammatischen Leser; er setzt deshalb die Worte des Vfs. selbst her. S. 123. „*En ajoutant l'e mi-muet adoucissant à cette personne* (er nennt den Imperativ die zweyte Person des Singulars), *on en fait disparaître le ton impérieux, et elle devient une invitation douce, amicale et honnête. On peut alors le nommer l'invitatif. Les Grammairiens ont oublié d'en parler jusqu'ici; cependant il est généralement usité dans l'idiome des Germains, et on l'a confondu avec l'impératif, dont il est très-distingué.*“ Rec. unterdrückt hiebey eine starke Regung von Spott gegen einen anmaßenden Ausländer von Verdienst, und will nicht einmal darüber declamiren. Lieber will er Hn. S. auf das Wort eines guten Deutschen versichern, daß die Sache sich nicht im mindesten so verhalte, wie Hr. S. meint. Wir und unsere Vorfahren sind seit mehreren Jahrhunderten gewohnt, den Imperativ der regelmässigen Verben, d. i. solcher, deren Particip. Pass. sich auf *t* endigt, mit einem angehängten *e* zu bilden; wogegen man den Imperativ der unregelmässigen Verben, d. i. solcher, deren Particip. Pass. sich auf *n* endigt, ohne dieses *e* läßt. Also *lobe*, *handle*, *warte*, *vudre*; aber *trink*, *lies*, *halt*, *zieh*. Vielleicht hat sich Hr. S. durch sein Gehör verleiten lassen, etwas für allgemein anzunehmen, was in besonderen Fällen zutreffen kann. *Trink doch*, klingt heroischer, als *trinke doch*. Es kommt aber auch hiebey alles auf den Ton an. Um Hn. S. nicht den Gebrauch allein, sondern auch die Regel entgegenzusetzen, wollen wir ihm nur das Verbum *nehmen* vorhalten. Nach seinem Verfahren, den Imperativ durch Abschneidung des *en*, und den Invitativ durch Weglassung des *n* zu schaffen, würde dieser *nehme*, jener *nehm* heißen. Nun aber heisst er nicht *nehm*, sondern *nimm*. Da nun der Vf. den Imperativ immer bey jeder Conjugation zum Grunde legt, und gleich das Präsens durch Hinzufügung eines *e* davon herleitet: so mußte er, seiner Vorschrift gemäß, so setzen: Präs. Sing. *ich nimm*, 2 *du nimmest*, *nimmst*, 3 *er nimmet*, *nimmt*, Pl. *1 wir nehmen*, 2 *ihr nimmet*, 3 *sie nehmen*. Von *lies* müßte kommen *ich liese* u. s. w. Jetzt wird man die Unfähigkeit der Hypothese von einem Radical-Imperativ und ganz neuen Invitativ deutlich sehen, und Hr. S. sie lieber nicht in seine ausführliche Grammatik aufnehmen. Daß übrigens die vom Rec. angeführte deutsche Art, den Imperativ bey regelmässigen und unregelmässigen Verben anders zu behandeln, ihre Modificationen leide, versteht sich von selbst.

(Der Beschlus folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 21 J U N I U S, 1808.

## S P R A C H K U N D E.

STRASSBURG, b. Levrault: *Notions élémentaires de Langue Allemande, pour les François qui ont fait des études; par M. Simon cet.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Vas weiter in diesem Capitel von den Hülfsverben, der Bildung der zusammengesetzten Zeiten, der Verba reciproca, impersonalia und composita vorkommt, unterliegt höchst selten einer unwichtigen Gegenbemerkung, die auch meistens eine Antwort finden würde. Den mit Präpositionen zusammengesetzten Zeitwörtern ist im fünften Capitel ein gener Abschnitt gewidmet. Die Irregularia sind nicht besondere Classen gebracht, weil der Regelmund Ausnahmen zu viele geworden seyn würden, sondern von 181 an ein alphabetisches Verzeichniß derselben gegeben. Wir setzen unsere Berichtigungen wiederholt. — Ob das Imperf. des V. *backen* durch ein gehobenes oder scharfes *u* (*buk* oder *buck*) gebildet werden solle, darüber sind die Ohren der Deutschen nicht einig. Rec. findet in seiner Ausgabe der lutherischen Bibel, 1 Mos. 19, V. 3: „Er *buck* ungesäute Kuchen.“ Befehlen kann nicht von *fehlen* abgeleitet werden. Das Imperf. *begonnte* von *beginnen*, wohl ganz abgeschafft, und hat nie viel getaucht. Das Part. Pass. *begonnen* ist nie gebraucht worden. Die von Vf. angeführten Schriftsteller, die von *bell* eine Ungeheuer, wie *du billst*, *er billt*, *ich boll*, *gebillen*, geknetet haben, sind jeder Erwähnung unwürdig. Das V. *bell* ist regelmäsig. Von *bersten* acht man nicht *er birstet*, sondern *er birst*, lieber noch *berstet*. Unter *braten* wird zwar *du brätst*, *er ät*, *ich briet*, angeführt, aber die Meinung geäußert, daß dies Verbum öfter regelmäsig gebildet werde, wozu Rec. nicht einstimmen kann. Auch ist *däucht*, *es däuchtete*, *gedäucht*, nicht so richtig, als *es däucht* oder *daucht*, *es dächte*, *gedacht*. Sonst *däuchten* ist schwerlich ein wahrer Infinitiv. Das Part. *gedungen* ist richtig, aber man sagt doch nicht *ich dungen*, *ich dung*, noch weniger *ich dang*. *Dingte* läßt sich von *gedungen* nicht ableiten. Es hat uns Niemand *gedinget*, schreibt Luther Matth. 20, V. 7. Man zählt keines, und zweifelt immer. *Drausch*, von *drehen*, dürfte dem *drausch* vorzuziehen seyn. Wo *bleiben* als Activ steht, muß es immer nach der Regel stehen; wo man es aber, etwa in Versen, als Nomen, statt *erbleichen*, gebraucht, da hat es *geblichen*, nicht u. s. w. Wenn *erschallen* das Partic. *erschollen* J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

bildet, kann es kein Activ seyn; man kann also nicht schreiben, *ich hab erschollen*, noch weniger, *du erschillst*, *er erschillt*. Geessen kommt nicht von einem alten Verb *geffen*. Es sollte *geessen* heißen. Da sich hier die beiden *e* stoßen, und die Aussprache un bequem machen: so zogen es die Alten zusammen, und sagten *geffen*. Ihre überweisen Kinder setzten noch eine Sylbe davor, und machten den Barbarismus *gegeffen* allgemein; wobey es bis zur Revision sein Bewenden hat. *Du gießt*, *er gießt*, von *gähren*, gehört dahin, wo *du billst*, *ich boll*, Platz findet. Von *geschehen* scheint der Vf. keinen vollständigen Begriff gehabt zu haben; sonst hätte er nicht sagen können, daß es fast nur in der dritten Person gebraucht würde (*il ne se dit guère qu'aux troisièmes personnes*). *Ich geschche*, *du geschichst*, sind Worte ohne Sinn. Statt des Subjunctivs *gewünne*, schreibt man lieber *gewünne*. Gleiten für *patiner* ist nicht das rechte; dafür hat man *glitschen*, Andere *schleifen*. Ob *geglommen* oder *geglimmt* classischer sey, kann Rec. nicht sicher bestimmen, Hr. S. gewiß auch nicht. Dieser hält *geglimmt*, Rec. *geglommen* dafür. Das unserer Sprache ganz eigene, bekannte Verbum gönnen, welches S. 191 so übersetzt wird: *Voir avec plaisir qu'un autre possède quelque chose ou qu'un certain événement (heureux ou malheureux) arrive à un autre*, ist ganz regelmäsig; die beygefügte *gonnte* und *gegonnt* existiren nicht. Wenn bey *hauen* beygebracht wird, daß die alte Wurzel dieses Verbums ein *w* gehabt hätte, wie noch im Englischen zu *haw*, und im Holländischen *howen* zu sehen, und daher das *b* in *ich hieb* ff. entstanden wäre: so ist dies zwar völlig wahr, gilt aber von allen Wörtern in *an* und *ou*, wofür man vordem *aw* und *ow* hatte. Wir merken hier noch an, daß einige unserer guten Schriftsteller, vorzüglich Niedersachsen, statt *ich*, *er hieb*, *wir*, *sie hieben*, — *ich*, *er hante*, *wir*, *sie hanten*, schreiben; welches nicht gebilligt werden muß. *Heben* werde auch regelmäsig gebraucht, meint der Vf. irrthümlich. Man sagt nie: *ich hebte*, *ich habe gehebt*. Aber *heissen* wird oft regelmäsig conjugirt. Man findet: *ich kiff*, und *ich keifte*. Das Verb. *klingen* ist nie ein Activ; in diesem Falle heißt es *klingeln*. *Laden* wird auf gleiche Weise flectirt, es mag *charger* oder *inviter* bedeuten. Von *lesen* soll *ich las* als Provincialismus gesagt werden; Rec. kennt die Landschaft nicht; wo dies der Fall wäre. Aber gesetzt, man spräche so in irgend einem Winkel Deutschlands: so eignen sich doch dergleichen rohe Abweichungen nicht zur Kundnehmung in der Sprachlehre. Man hört auch:

Handbücher dieser Art in ihrer Muttersprache verweisen müssen. Was in diesem Buche vorgetragen wird, ist, nach der eigenen Angabe des Vfs., aus *Noels Dictionnaire de la fable*, aus Demoultier und — hinterdrein! — aus Ovid entlehnt. Eine saubere Zusammenstellung! Zum Studium der Mythologie weiß er seine Zöglinge trefflich aufzumuntern. „Die Göttergeschichte, sagt er, ist zwar ein Gewebe feltamer Hirngespinnste, kein Haufe Thatfachen ohne Wahrscheinlichkeit; aber es ist nützlich, sie zu kennen, um die besten Schriftsteller des Alterthums und selbst mehrere Dichter zu verstehen.“ Gerade wie jener Privatlehrer, der seine Schüler dadurch zur Übung in dem ihnen widrigen Latein zu reizen meinte, daß er ihnen versprach, sie würden damit eiaft auf dem Gymnasium besser fortkommen. Von welchem Volke überhaupt die erklärten Mythen hergerührt haben, zu welchen Zeiten sie im Schwange gewesen, wie sie sich, nach Beschaffenheit der Nationen und ihrer Fortbildung, verändert haben; davon auch keine Sylbe. Eben so wenig von dem tiefen Sinne, und den so oft in reizende Fabeln gehüllten Wahrheiten einer poetischen Vorwelt. Der Sausengang der Götterverehrung wird folgendermaßen

angegeben: „Zuerst beteten die Alten die Götter an; folglich ist unter den Göttern der älteste der Himmel. Darauf weihen sie ihren Dienst den Heroen, wie Jupiter und Bacchus; dann den Tugenden, unter dem Namen Minerva; hiernächst den schönen Künsten und ihren Erfindern; unter dem Namen Apollo's und der Mufen; endlich den Thieren, Pflanzen und Gartenfrüchten.“ Weise Leute, die Alten! Erst beten sie den Himmel, und zuletzt Bohnen und Erbsen an. Eine treffliche Vorbereitung auf die Lesung der Schriftsteller des Alterthums und der neuen Dichter! — Die deutschen Anmerkungen sind, in Betreff des Wortverstandes, nicht zu verachten; doch oft weitschweifig. Wenn sie sich aber zu Sachbegriffen versteigen, kann man sie nicht immer billigen. So wird Agypten das Fabelland der Alten, die Wiege der frühesten Menschenwelt genannt, Paktolus soll ein lydischer Fluß seyn, der hier (?) dem Mydas (Midas) die lästige Eigenschaft des Goldmachens wieder abnahm. — Der Kupfertafeln sind drey, und zwölf Gottheiten darauf abgebildet. Venus sieht wie eine Zigeanerin, Amor wie ein Gassenbube aus.

Dwl.

## KURZE ANZEIGEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. *Ulm, b. Stettin: Französische Lese- und Übersetzungs-Buch für den deutschen Bürgerstand zum Selbstunterrichte, und zum Gebrauche in deutschen Bürgerschulen, nebst einer Tabelle.* Herausgegeben von M. Johannes Lang, Pfarrer zu Schnaitheim im Königr. Württemberg, 1808: 280 S. gr. 8. (14 Gr.) Sammlungen dieser Art können fast auf kein anderes Verdienst Anspruch machen, als auf die gute Wahl, Anordnung und den Geschmack ihrer Herausgeber. Von dieser Seite macht sich Hr. L. hier eben nichts bemerkbar. Daß er unter anderen recht zwecklos wählen könne, zeigt sich durch die Aufnahme des *Voyageur*, eines Lustspiels in zwey Aufzügen von der Fr. v. Genlis. Die Hauptpersonen des Stücks, der Reisende, ist ein junger französischer Geck, aus Eitelkeit, Dünkel und Unbesonnenheit zusammenge setzt, der immer belehrt, wo er lernen sollte, eine verwirrte Kunstprache redet, die Niemand versteht, bey aller seiner vermeinten Klugkeit grobe Sotaisen begeht, und am Ende durch seine Thorheit des ihn erwartenden Glücks in den Armen eines liebenswürdigen Mädchens verlustig wird. Was kann der deutsche Bürgerstand für Unterricht und Vergnügen einer Caricatur abgewinnen, deren Existenz ihm kaum möglich scheint, deren gleichen ihm nie vorgekommen ist, und schwerlich im jetzigen Frankreich zu finden seyn dürfte? Der Bürgerstand liebt das Verständliche und Solide; was er lesen soll, muß nicht über seinen Horizont gehen. Ihm fehlen die Begriffe zu Ausdrücken, wie z. B. S. 94: „C'est en Suisse, en Angleterre, qu'il faut chercher des êtres pensans, des têtes bien organisées, des idées d'une profondeur! Nous avons de la grace, un veris agréable, et une grande fraîcheur de coloris; nous connaissons l'art des nuances; mais ils ont sur nous l'avantage d'une raison géométrique et méthodique; et nous ne sommes pas en mesure de pouvoir comparer notre logique à la leur.“ Zu Deutsch von dem Vf. hölzern genug übersetzt: „Wir Franzosen haben Grazie, einen gefälligen Firnis, und ein sehr frisches Colorit: wir verstehen uns auf die Kunst der Schattirungen; sie aber

thun es uns in einer geometrischen und methodischen Vernunft zuvor; und unsere Logik kann sich mit der ihrigen nicht messen.“ — Die meisten der angehängten Briefe sind von Hofdamen des siebzehnten Jahrhunderts. Der Ton der damaligen Artigkeit, des damaligen Scherzes, spricht bey dem Bürgerstande nicht an. Auch mögen ihm Virgils Eklogen, von Domergue in französische Alexandriner übersetzt, seltsame Erscheinungen seyn. Die Aussprache muß schlechterdings durchs Ohr gelernt werden; alle Behelfe, Charaktere fürs Auge zu finden, sind vergeblich. Die Aussprache von *ayons* drückt der Vf. durch *ei-on*, von *puisse* durch *puiss'*, von *injuste* durch *einfachst*, von *trompense* durch *trahspöke* aus. Es ist unausstehlich.

Ohne Druckort: *Der französische Dolmetscher, oder Noth- und Hülf-Büchlein für Deutsche, welche der französischen Sprache nicht mächtig sind, und sich doch gern verständlich machen wollen.* 1807. 27 S. 8. (2 Gr.) Gespräche, Fragen und Antworten, die Wochentage, Elemente, Monate, Jahrzeiten, Wetter, der Mensch, seine äußeren und inneren Theile, seine Verrichtungen und Krankheiten, Kleidung, allerley Thiere, Fische, Obstbäume, Würden und Stände, Gekirne, Gewässer, Gott, Festtage, Künstler und Handwerker, Zahlen, das Vater unser, der englische Gruss, der christliche Glaube, die zehn Gebote, die fünf Gebote der Kirche, Gebete vor und nach dem Essen; Morgen- und Abendgebete, Briefe; von allem ein Weniges. Dem deutschen Texte steht das Französische gegenüber, aber nicht wie es geschrieben wird, sondern wie der Vf. es ausspricht. Wunders halber rücken wir einen Perioden aus den Briefen ein. *Tu le Mond pangs homan moa; kur de kong un konnū ong ne pō ke deter scharme de wo Maniere e de wot Esfri.* Diels lautet in dem zierlichen Original so: „Jedermann denkt wie ich; dann so bald man Sie nur kennt, so kann man nicht anders als von Ihrem belebten Wesen und von Ihrem Verstand gerührt werden.“ — Noch ist freylich da; aber welche Hülfe!

Cch.

## F O R T S E T Z U N G E N.

Leipzig, b. Jacobsen: *Lucina.* Eine Zeitschrift zur Vollkommenheit der Entbindungskunde. Herausg. von D. Elias v. Siebold, prakt. Arzte u. Geburtshelfer, Medicinalrathe und ord.

Lehrer d. Medicin u. Entbindungskunde an d. Univ. zu Würzburg etc. 4 Bds. 3 St. 1808. In fortlauf. Seitenzahl. 316 S. 8. (16 Gr.) 5. Recens. der beiden ersten Stücke. 1807. No. 231.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 JUNIUS, 1808.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

FRANKFURT U. LEIPZIG, b. Nicolaj: *Bemerkungen, veranlaßt durch des Hn. Hofraths Rehberg Beurtheilung der kön. preuss. Staatsverwaltung und Staatsdienerschaft, von Friedrich von Bülow, kön. preuss. geh. Regierungs-Rathe zu Berlin.* 1808. 266 S. 8. (22 Gr.)

Was so selten der Fall ist, läßt sich von dieser Schrift sagen: Ein Mann, welcher mit den Gegenständen, über die er schreibt und urtheilt, vollkommen bekannt ist, tritt hier auf, um mit Ruhe, Wahrheitsliebe und Unparteylichkeit einen wichtigen Zweig der preussischen Staatsverwaltung gegen die Angriffe eines Schriftstellers zu vertheidigen, welcher, gelind gesprochen, keine der vorgenannten Eigenschaften besitzend, oder in Ausübung bringend, sich unter die Zahl der Kämpfer gemischt hat, welche den preussischen Staat — den Unglücklichen — herabzusetzen bemüht gewesen sind. Zwar hat sich Hr. Rehberg über die preussische Justizverfassung nicht besonders herausgelassen, noch weniger die hannö- verische Justizverfassung mit derselben vergleichen wollen; inzwischen hat er doch dadurch, daß er, ohne irgend eine Ausnahme zu machen, ein hartes Verdammungsurtheil über alle Verwaltungszweige und über alle Gattungen von Staatsbeamten im Allgemeinen ausgesprochen hat, auch über diesen wichtigen Zweig den Stab gebrochen, und zu einer Vertheidigung desselben berechtigt.

Der Vf. führt diese Vertheidigung ganz mit der Würde, womit die gute Sache vertheidiget werden will und vertheidiget werden muß. Die Vergleichung zweyer verschiedener Verfassungen giebt da- sey dem Ganzen nicht nur mehr Leben, sondern macht das Ganze um so interessanter, weil das, was ich von der hannö- verischen Justizverfassung sagen äfst, in einem noch weit höheren Grade auf alle leutschen Justizverfassungen paßt, welche nicht im Geiste der preussischen umgebildet worden sind. Denn wer vermag es zu leugnen, daß das Justizwesen, besonders der Proceßgang in den meisten Ländern unseres deutschen Vaterlandes, auf eine in der That kaum begreifliche Weise, mit den mannich- altigsten Gebrechen behaftet ist, und, ungeachtet aller Versuche und Plane, damit behaftet bleiben wird, so lange Bequemlichkeit und Schlafheit, dem schlendrian huldigend, in den Berathungen über diesen Gegenstand den Vorsitz führen.

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

Um etwas Vollständiges zu liefern, stellt der Vf. drey Fragen auf: I. Welche Fortschritte machte die Gesetzgebung mit dem Geiste der Zeit? II. Was für Mittel wendet der Staat an, um die zur Justiz- verwaltung erforderliche Dienerschaft anzuziehen, völlig zu bilden, zu prüfen, in einer pflichtmäßi- gen Geschäftsverwaltung zu erhalten, und verhält- nißmäßig zu belohnen? III. In welchem Maße findet eine unparteyische und wohlfeile Rechtspfle- ge Statt, und wie wird dadurch der Wohlstand, das Vertrauen und die Anhänglichkeit der Unterthanen befördert?

Mit unleugbarem, von ganz Europa anerkanntem Rechte kann Preussen der Ruhm beygelegt wer- den, unter allen Staaten am frühesten, am anhaltendsten und am ernsthaftesten bemüht gewesen zu seyn, eine bessere, dem Zeitalter angemessene, mit der bestehenden Verfassung übereinstimmende — sie nicht umwerfende — Gesetzgebung zu etabli- ren. Der Vf. stellt auf eine sehr lehrreiche Weise alles zusammen, was seit Friedrichs des Großen Zeiten in dieser Hinsicht versucht, und wirklich zu Stande gebracht ist, und entwickelt den Geist der Gesetzgebung, besonders des Proceßes sehr gut. Dieses Proceßes, welcher den Richter zu etwas Ed- lerem macht, als bloß zu einer Maschine, welche, je nachdem sie von den Advocaten geleitet und ge- richtet wird, operirt und zuschlägt, welche ihn, so viel als möglich ist, der unnatürlichen Pflicht überhebt, mit sehenden Augen blind und mit blu- tendem Herzen ungerecht seyn zu müssen, welche dem Richter mehr Rechtlichkeit, Eifer und Unpar- teylichkeit, als dem Advocaten, zutrauet, und da- her mehr jenen als diesen zum Leiter des Proceßes macht.

Auch über die Criminaleinrichtungen sagt der Vf. viel Wahres, doch wird bey sehr vielen Puncten, die hiezu gehören, sowohl was den Proceß, beson- ders den Beweis betrifft, als bey den Strafanstalten selbst, die Schwäche der menschlichen Natur, und die Mangelhaftigkeit aller menschlichen Anstalten auch bey dem sorgfältigsten Streben nach Vollkom- menheit stets nur zu sichtbar bleiben.

Von dem wirklich erfreulichen Bilde, welches der preussische Staat in dieser Hinsicht gewährt, sticht das hannö- verische sehr traurig ab, und doch hat der Vf. durchaus nichts übertrieben, und keine ungerech- te Forderung gemacht. Er verlangt z. B. kein allge- meines Civilgesetzbuch, aber freylich kann er ein so höchst unsicheres Recht, ein so buntscheckiges

Aaaa

Wesen nicht billigen, als da entstehen muß; wo keine der unzähligen Controversen gesetzlich entschieden ist, wo in 8 Landes-Justiz-Collegien und 3 Consistorien nach 6 verschiedenen Gerichts- und 3 verschiedenen Kirchenordnungen, von welchen die jüngste vom Jahr 1686 ist, verfahren wird; wo Concurs - Hypotheken - und Verwandtschafts - Verordnungen ganz fehlen, und wo in Criminalsachen die Carolina mit allem, was die Juristen in selbige hinein und aus selbiger herausgebracht haben, zum Grunde der Entscheidungen gelegt wird. Doch muß Rec. zugleich zur Ehrenrettung und zur Schande des Hannöverschen gestehen, daß die Gesetzgebung die *partie honteuse* in der Verwaltung dieses einst so glücklichen Landes war.

Da die besten Gesetze nur dann Nutzen haben, wenn sie gehörig angewandt werden: so kommt natürlich sehr viel auf die Staatsdiener an. Wie im Preussischen durch Prüfungen der Schüler und abgehenden Studenten, der zuerst als Aufcufanten, dann als Referendarien angestellten jungen Männer für tüchtige Subjecte gesorgt werde; wie diese letzteren in den Collegien beschäftigt, und wie sie, je nachdem sie Fähigkeiten — und Gönner — haben, zu Justizcommissarien, Stadtrichtern, Beamten, oder zu Räten vorrücken, wird bey der Beantwortung der zweyten Frage sehr vollständig berichtet. Wer es einmal zum Assessor in einem Collegio gebracht hat, ist keinem weiteren Examen unterworfen.

Zur Lehre, Warnung und Züchtigung dienet die Einsendung der jährlichen Instructionsverzeichnisse, der vierteljährlichen Referententabellen und der jährlichen Conduitenlisten. Der Vf. verkennt keinesweges die Bedenklichkeiten, die sich besonders gegen die letzteren finden; aber er glaubt doch, daß die Sorgfalt, mit welcher man bey der Wahl der Präsidenten (?) zu Werke gehe, denen bey weitem nicht die Ahnmacht zustehe, die man ihnen im Auslande aus Unkunde der Dinge beylege, die Sache weniger gefährlich mache, und daß das Gute dieser Einrichtung das Böse weit überwiege. Rec. mag diesem nicht widersprechen, wenn auch bloß deshalb nicht, weil, wo etwas dergleichen vorhanden ist, der Präsident doch auf eine natürliche Weise und Pflichten halber veranlaßt wird, mit den Mitgliedern seines Collegiums, wenn es Noth thut, ein ernsthaftes väterliches Wort zu sprechen, und weil, dadurch, mancher Mann, der sich im Stillen auszeichnet, und den nicht das von den Ahnherren vorschriftsmäßig ererbte Verdienst und Rang, oder von den glücklichen Vorfahren zusammengetrachzte Reichthum ohnehin nach Gebühr hervorzieht, vor die Augen des Monarchen gebracht werden kann. Groß ist in jedem Jahr die Zahl derer, welche auf den Grund der Conduitenlisten avanciren, oder sonstige Belohnungen erhalten.

Auch werden die irrigen Begriffe, welche man im Auslande manchmal über die Befoldungen hat, beichtigt, und diese sind allerdings besser, als in den meisten andern deutschen Ländern. Denn wo haben

die Präsidenten in der Regel 3000, und die Räte 8 — 1200 Rthlr., ohne die besondern Zulagen und den Ertrag von Neben-Departements zu rechnen? Und wo kommen junge Leute so bald zur Befoldung, wenn sie sich auszeichnen, als im Preussischen? Auch für die Wittwen ist gut gesorgt, ohne daß sie sich einkaufen müssen.

Über die bekannten Cabinets-Ordren vom Jahr 1797 und 1800, woraus so oft der Stoff zu Angriffen auf die preussische Dienerschaft hergenommen worden ist, wird mit vieler Ruhe und Billigkeit gesprochen. Die beste Einrichtung behält ihre Mängel, und unter einen großen Haufen mischen sich immer einige Rüdige, besonders in Zeiten wie die letzten waren, wo die Zahl der Dienerschaft schnell vermehrt, und wo Mancher mit der neuen Acquisition übernommen werden mußte, der die Zahl der guten Diener nicht gerade vermehrte.

Im Hannöverschen, bemerkt dagegen der Vf., nimmt man keine Notiz davon, ob der Jüngling von der Schule gut oder schlecht vorbereitet auf die Universität gehe, und fodert auch bey dem Abgange von der Universität nichts weiter als gute Zeugnisse, und Zeugnisse eines dreyjährigen Aufenthalts. Dies scheint eine große Gleichgültigkeit des Staats zu verathen. Rec. kann es jedoch nicht über sich gewinnen, diese anscheinende Gleichgültigkeit zu tadeln. Denn es sind nicht nur alle Prüfungen der Fähigkeiten und der Reife sehr oft Spiegelfechtereyen, die den Arnen und Geringen leicht drücken, und bey dem Großen und Vornehmen durchaus nichts sagen wollen; sondern die Erziehung und Vorbereitung zum bürgerlichen Leben, dünkt ihm, ist eine bloße Familien-Angelegenheit, in welche sich der Staat, ohne die allergrößte Noth, gar nicht mischen muß. Die Erfahrung rechtfertigt auch die Liberalität, die bey dieser Verfahrensart zum Grunde liegt. Denn Rec. glaubt gewiß zu wenig zu sagen, wenn er behauptet, daß die Justizbeamten, Advocaten, Landprediger, Ärzte und alle andern Classen von Literatis im Hannöverschen einer Vergleichung mit ihren Standesgenossen in jedem andern Lande, wo man es am Examiniren, Controlliren u. s. w. nicht mangeln läßt, ganz ruhig sich unterziehen können. Man sorge für gute Unterrichts-Anstalten, und sehe bey der Beförderung junger Leute vorzüglich auf Kenntnisse und gutes Betragen, so wird sicherlich die Sorgsamkeit der Familienväter dasjenige zehnfach ersetzen, was von Seiten des Staats abgeht.

Einer von den Wegen, auf welchen die jungen Juristen zuerst ihr Geschäftsleben betreten, ist die Advocatur. Die Advocaten werden bey dem Ober-Appellationsgericht zu Celle examinirt, und aus ihnen werden, ohne weitere Prüfungen, meistens theils die Mitglieder der Stadträte, die Gerichtshalter, Procuratoren und Secretäre in den Collegien genommen. Die Advocaten selbst stehen unter keiner Controлле und Aufsicht, weder in Ansehung ihres Betragens, noch ihrer Ansätze, noch ihres Wohnorts. Auch dieses scheint alles ungünstig, und doch muß

der Vf. — welcher doch Hannover nicht eigentlich loben will — den Advocaten im Hannöverschen ein Lob beylegen, welches wohl nur in wenigen Ländern diesem Stande wird beygelegt werden können. Er schiebt dieses auf den unter den Hannoveranern vaterländischen Geist der Rechtlichkeit, auf welchen er sich so oft beruft. Es wäre der Mühe werth zu untersuchen, woher dieser vorzügliche Geist der Rechtlichkeit unter den Hannoveranern kommt. Dafs er in einem sehr hohen Grade unter ihnen ist, ist eine Thatsache, die von Freund und Feind anerkannt wird, und einem Jeden mächtig auffällt, welcher aus einer anderen deutschen Provinz in das Hannöversche, oder aus dem Hannöverschen in eine andere Provinz versetzt wird. Die Zahl der vorzüglich edlen, und der eigentlich verderbten Menschen, wird sich, wenn nicht besondere Umstände eintreten, allenthalben ziemlich gleich seyn; allein der Mittelschlag, die bey weitem grosse Mehrzahl, steht im Hannöverschen um viele Stufen höher, ist um mehrere Grade wahrer und edler, als in den anderen deutschen Provinzen. Woher kommt das?

Die eigentlichen Justizbeamten und Mitglieder der Landes-Collegien werden gewöhnlich Auditoren. Die Besetzung der Justiz-Ämter hängt mit den Justiz-Collegien ganz und gar nicht zusammen, sondern lediglich von der Domainen-Kammer ab. Seltsam, und doch ersetzt auch hier der gute Geist, was in der Einrichtung fehlerhaft ist. — Bey der Anstellung in Justiz-Collegien entscheidet Protection. — Gewiss zu sehr, denn nur Leute von Familie — gleichviel übrigens ob bürgerlich oder adelich — werden hier und quasi *ex praedestinatione*, angestellt. Das Staatsministerium hat dabey die Vorschläge, aber das Justiz-Collegium hat die Fähigkeiten zu prüfen, und darüber zu berichten. — Dieser Bericht sollte wohl im Ganzen strenger seyn. — Auditoren haben kein Recht zur Beförderung, und ihr Access muß von zwey Jahren zu zwey Jahren erneuert werden. Wenn sie Räte werden, müssen sie von dem Ober-Appellationsgericht zu Celle examinirt werden. Selten, bemerkt der Vf., werden Candidaten zurückgewiesen. Rec. wäre geneigt hinzuzusetzen, leider! — Wenn ein Mitglied eines Justiz-Collegiums in das O. A. Gericht befördert werden will, so wird wieder eine wissenschaftliche — zu förmliche — Prüfung angestellt. Aber ehe noch zu dieser Prüfung der Kenntnisse geschritten wird, stellt das höchste Gericht, vermöge eines eigenen Rechtes, eine Untersuchung an, ob der Präsentatus, vermöge seiner Verhältnisse, seines Rufes, seines Lebenswandels, und seiner sonstigen persönlichen Eigenschaften zu der Stelle qualificirt sey. Falls die Mehrheit gegen ihn aus, so wird solches, ohne dafs es nöthig ist, die Gründe dieses Urtheils anzugeben, angezeigt, und es muß ein Anderer präsentirt werden. Es ist dieses eine vortreffliche Einrichtung, und für die Erhaltung des guten Rufes des Collegiums höchst wirksam. Die Mitglieder sind jetzt doppelt dabey interessiert, Keinen, der die Stimme des Publicums ge-

gen sich hat, zuzulassen. Denn sie haben nicht nur als Collegien Antheil an der Schande, die ein schlechtes Subject dem Collegium zuzieht, sondern es kommt auch noch ganz eigentlich auf eines Jedem Rechnung, wenn sich ein Rädiger einschleicht. Konnte man ihn doch abhalten! Ein höchstes Justiz-Collegium kann aber nicht tadellos genug seyn, es ist ja letzter Depositarius und höchster Garant alles Privateigenthums und der heiligsten Rechte sammtlicher Staatsbürger.

Die Controllen über den Fleiß und sittlichen Wandel sind unvollkommen; doch müssen monatlich Criminaltabellen, und jährlich Civildesignationen beym Ministerium eingereicht werden. — Im Ganzen, bemerkt der Vf. nicht unrichtig, lege man auf die Auszeichnung durch Fleiß und Geschicklichkeit zu wenig, und auf das Dienstalter zu viel Gewicht. Doch hat Rec. beobachtet, dafs im Hannöverschen das Publicum weit mehr als irgendwo sich für die Verdienste seiner ausgezeichneten Männer interessirt, und ihnen bey jeder Gelegenheit eine Achtung zollt, welche man anderswo nur zu oft dem Reichthum, oder einem anderen zufälligen, weit weniger realen Vorzuge zu geben pflegt. Hierin liegt denn auch der Grund, dafs nicht leicht ein wirklich verdienstvoller Mann, ermag stehen wo er will, ohne eine seinen Verdiensten entsprechende Anstellung bleibt.

Die Befoldungen der Mitglieder in den Justiz-Collegien sind nicht besonders. Nur die Mitglieder des O. A. Gerichts haben eine einigermaßen ausreichende, doch nicht zu reichliche Befoldung. Der Präsident hat 3367 Thlr., die Räte erhalten, so viel Rec. weifs, 1600 Thlr. nach dem 18 Gulden Fusse, also etwas über 1800 Thlr. Conv. Geld. Ein Übel ist es, dafs in den anderen Collegien ein Theil der Befoldung aus dem Sporteln besteht, und dafs die jungen Leute oft viele Jahre umsonst dienen müssen. Dies hält manchen ausgezeichneten jungen Mann, der kein hinlängliches Vermögen besitzt, von dieser Carriere ab, und ruiniert andere nicht selten für ihre ganze Lebenszeit. Die allgemeine eigenthümliche Rechtlichkeit, sagt der Vf., habe bis jetzt die üblen Folgen dieser Kargheit verhütet. Zu fürchten sey aber, dafs mit dem jetzt verringerten Wohlstande auch die alte Rechtlichkeit verloren gehen werde, wenn nicht die Staatsverwaltung dafür Sorge, die Befoldungen den Bedürfnissen angemessener zu machen.

Bey Beantwortung der dritten Frage bemerkt der Vf., dafs Beschleunigung der Rechtspflege ein Hauptaugenmerk der preussischen Justizform gewesen sey. Kein Process befindet sich in der Regel länger als ein Jahr in der Instruction zum ersten Erkenntnis. Ein Process, der bey einem Untergeichte zuerst anhangig gewesen ist, in 1½ Jahre durch alle Instanzen entschieden. Spruchfachen dürfen in der Regel nur 4 Wochen bey dem Referenten liegen. Allen Urtheilen müssen Gründe beygefügt werden — dies ist billig und vortheilhaft. Selbiger eintündlich und geistlos hatten. In der dritten Instanz werden immer Correferenten bestellt. Tragen diese auf ei-

**Reformatoria** an: so werden die Acten noch einem Referenten und Correferenten zugestellt, die beide eine schriftliche Re- und Correlation zu machen haben, und nach einer so vollständigen Prüfung entscheidet die Mehrheit. Das geheime Obertribunal ist angewiesen, die bey der Entscheidung der vor dasselbe gelangenden Rechtsfachen bemerkten Mängel und Fehler der vorigen Instanzen zu rügen und dem Justizdepartement anzuzeigen. Dieses Recht, welches jeder höchste Justizhof haben muß, oder sich selbst nimmt, ist der vorzüglichste Grund, warum man in manchen deutschen Provinzen, welche lange das *privilegium de non appellando* hatten, mit der Errichtung eines Obergerichtes nicht zu Stande kam, und warum man lieber auswärtige Facultisten, welche über die Sünden der Gerichte nur seufzen, aber nicht Beschwerde führen dürfen, zu letzten Richtern haben will, als ein Collegium, welchem eine Art von oberaufsichtender Gewalt zusteht.

Die Untergerichte eines jeden Obergerichtes sind unter die Mitglieder der letzteren so vertheilt, daß ein jeder Rath über eine gewisse Anzahl derselben eine besondere Aufsicht führt, die Beschwerden und Mängel prüft und beachtet, Revisionen und Visitationen vornimmt. Die Gerichtskosten sind nicht zu hoch und nicht zu gering. — Einzelne Expeditionen scheinen etwas hoch; wenn man aber erwägt, wie viele unnütze Expeditionen im Preussischen wegfallen: so ist im Ganzen der Kostenbetrag gar nicht mit dem in anderen Ländern zu vergleichen.

Zweckmäßige Verordnungen über die Art der Errichtung der Testamente und Verträge, beugen vielen Proceßten vor. Mehr noch die Hypothekenbücher, eine bekannte, vortreffliche, der Nachahmung höchst würdige Einrichtung. Übrigens muß der Staat bey allen diesen Vorbeugungsmitteln sehr vorsichtig seyn, damit er nicht, aus zu großer Sorgfalt, ein mögliches künftiges Übel zu verhüten, andere, wenn gleich an und für sich, und einzeln genommen geringere, aber wegen der Gewissheit, mit welcher sie eintreten, in der That drückendere Übel den Unterthanen auflege. Eine Klippe, welche weder im Preussischen noch in anderen Staaten, wo man die bürgerliche Freyheit und den natürlichen Gang der Dinge deswegen, weil er manchmal mit Gefahren verbunden ist und zu Thorheiten führt, zu sehr einschränken und leiten will, nicht immer vermieden worden ist.

Das Criminalwesen ist gleichfalls durch mannichfaltige tief eingreifende Einrichtungen gegen die meisten Mißbräuche gesichert. Hiebey darf man jedoch an das nicht denken, was aus von *Arum's* Schrift zu ersehen ist. Die Kammern haben zwar auch Justizfachen, allein in jeder Kammer ist eine eigene Kammer-Justiz-Deputation, und die Appellationen gehen an das Ober-Revisions-Collegium, oder die Ober-Revisions-Deputation, in welcher nur einer oder zwey aus dem Finanzfache sitzen, deren übrige Mitglieder hingegen Räte oder Chefs anderer Justiz-Collegien sind. — In gleicher Masse hat von allen anderen Specialgerichten die Appellation an die Justizbehörden Statt, welche sämmtlich unter der Oberaufsicht des Großkanzlers, als Chefs der Justiz, stehen.

Bei jedem Justizcollegio finden sich besondere Salarien-Cassen, in welche die Sporteln und andere fixirte Zuschüsse fließen. Auch ist für das ganze Justizwesen eine General-Justiz-Salarien-Casse vorhanden, welche gewisse bestimmte Fonds hat, und aus welcher alles, was das Justizwesen angeht, bezahlt wird. Diese vielen vortrefflichen Einrichtungen machten, daß man allenthalben das Wohlthätige der preussischen Justizverfassung anerkannte, und wenn hie und da noch etwas sich fand, was einigen Tadel verdiente, so war dieses nur eine Folge der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen, und es entging dieses der höchsten Staatsbehörde keineswegs; sie fuhr daher auch mit stets regem Eifer fort, die Rathschläge und Urtheile sachkundiger Männer im In- und Auslande zu vernehmen, und befolgt sie gern. Wer vermag dieses zu leugnen, und welcher Staat kann sich eines gleichen Eifers, einer gleichen Liberalität, verbunden mit hoher Schonung alles dessen, was er seinen Bürgern einmal garantirt hatte, rühmen!

Sehr unvorthellhaft zeigt sich dagegen dasjenige, was im Hann. über alles dieses sich findet. Es ist zwar möglich, daß, wenn alles nach der Ordnung geht, ein Proceß in etwas mehr als 2 Jahren durch alle Instanzen entschieden seyn kann. Allein es setzt dieses, wie der Vf. sehr richtig bemerkt, einen so ordentlichen, prompten Gang, eine so gänzliche Abwesenheit aller Zwischenauftritte voraus, welche höchst selten und fast nie Statt findet. Die Parteyen, ihre Anwölde und die Richter müssen nicht nur ihre Pflicht im höchsten Grade thun, sondern es muß kein Interlocut nöthig seyn. Der Vf. thut daher gewis nicht Unrecht, wenn er annimmt, daß ohne das Beweisverfahren zu rechnen und ohne auf die Rechtsmittel Rücksicht zu nehmen, welche gegen jedes Interlocut, und gegen jeden etwas bedeutenden Vorschritt des Richters frey stehen, gewöhnlich zur Beendigung eines Proceßes durch alle Instanzen 4 Jahre nöthig sind. — Und doch sind im Hannöverschen lange, nicht alle die Übel vorhanden, welche den Proceß, wo er nach sächsischen Formen geführt wird, drücken. Denn um nur eins zu erwähnen, es wird doch nach beendigtem erstem Verfahren der *status controversiae* durch Heraushebung dessen, was noch zu beweisen ist, festgesetzt, während man — *horrendum dictu* — hier durch eine barbarische, durchaus unbestimmte Formel die Advocaten einladet und nöthigt, auf gut Glück, und in *futurum incertum usum*, für Beweis und Gegenbeweis Materialien und Beweismittel herbeyzuschaffen, und einen Streit über Artikel zu eröffnen, von dem sich mit hoher Wahrscheinlichkeit voraussehen läßt, daß er keinen anderen Erfolg haben kann, als den Proceß zu verwirren, ihn um einige Jahre zu verlängern, und die endliche Arbeit des Referenten zu verzehnfachen. Wer je das geistlose und geisttödtende Werk, einen solchen Stall des Augias reinigen zu müssen, gehabt hat, wird es begreiflich finden, wie hier ein Proceß zehn Jahre dauern muß, der selbst im Hannöverschen in der halben Zeit geendigt wird.

(Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JUNIUS, 1808.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

FRANKFURT U. LEIPZIG, b. Nicolai: *Bemerkungen, veranlaßt durch des Herrn Hofraths Rehberg Beurtheilung der königlich preussischen Staatsverwaltung und Staatsdienerschaft, von Friedrich von Bülow, kön. preuss. geh. Regier.-Rathe z. Berlin.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

An Anordnungen, fährt der Vf., zu dem wir zurückkehren, fort, wodurch der Obergerichter in den Stand gesetzt wird, die Saumseligkeiten des Unterrichters, auch dann, wenn keine Klage darüber entsteht, gewahr zu werden, fehlt es ganz. Übrigens läßt der jederzeit gerechte Vf. der Gründlichkeit der Justiz-Collegien und ihrem Eifer, die Justiz nach Kräften zu fördern, alle ihr gebührende Gerechtigkeit widerfahren. Allerdings ersetzt hier der Geist vortrefflich, was dem Buchstaben abgeht, und es zeigt sich hiebey sehr auffallend, daß, was auch der Welt unkundige Sophisten sagen mögen, nicht die Personen ein Widerschein von den Dingen, sondern die Dinge ein Widerschein von den Personen sind. Daß dasselbe von allen Untergerichten, besonders den Patrimonial-Gerichten — diesen schändenden Auswüchsen und Hindernissen einer guten Justizverfassung — nicht gesagt werden kann, versteht sich von selbst, und ein Fehler ist es gleichfalls, daß es nicht gesetzlich ist, jedem Erkenntnis die Gründe beizufügen.

Die Acten-Verschickung, welche in allen Instanzen, außer bey dem O. A. Gericht, frey steht, ist gleichfalls kein Mittel, die Justiz-Pflege zu beschleunigen und zu veredeln. Doch ist man schon lange so vernünftig gewesen, das Verschicken der Acten in der Regel zu unterlassen, und den Richtern zur Pflicht zu machen, wenigstens das erste Urtheil selbst abzufassen. Diese Angelegenheit ist jetzt aufs Neue an der Tagesordnung, Rec. erlaubt sich daher einige, aus eigener Erfahrung und Beobachtung geschöpfte Bemerkungen darüber. Mit der von den Fürsten Deutschlands erlangten Souveränität steht zwar, wie einige behaupten wollen, diese Einrichtung in durchaus keinem Widerspruch. Das Spruch-Collegium ist ja ganz und gar keine Art der eigenen Gewalt aus, sondern handelt bloß in Auftrag, auf Ersuchen des verschickenden Gerichts. Aber als Regel betrachtet, steht diese Sitte, welche sich aus Zeiten her schreibt, wo ein ganz anderes Justizwesen Statt fand, mit einer vernünftigen Justizverfassung, wie sie jetzt seyn kann, und seyn soll, im geradesten Widerspruch. Es wird dadurch nicht nur die Justizpflege ganz nothwendig verzögert und kostbarer gemacht, sondern der ganze Geist der Justizleute wird, wenn

diese Sitte Regel ist, verdorben, oder wenigstens seiner Veredlung gehindert. Hat der Richter nichts weiter zu thun, als den Proceß zu instruiren; und nimmt ihm ein Anderer die Mühe der Entscheidung — das eigentliche *officium mobile judicis* — ab: so wird er gar leicht bequem, gleichgültig gegen die Sache, die er zu bearbeiten hat, und noch gleichgültiger gegen die Wissenschaft, aus welcher er die Materialien für die Entscheidung herzunehmen hat, und er wird, mehr als man glaubt, ganz von seinem eigentlichen Beruf abgeführt, und auf einen ganz anderen Platz im Staate gestellt, als ihm zukommt. Dies ist von den allernachtheiligsten Folgen für die Betreibung aller übrigen Geschäfte, in welchen sich der Rath auswärtiger *unparteyischer* Rechtsgelehrten — so im Gegensatz gegen den einheimischen zu sprechen, schämt man sich nicht — nicht einholen läßt. Die schönste Gelegenheit den Geist zu üben, den Charakter zu veredeln, und durch unparteyisches Abwägen der Gründe für und wider eine Sache jenen lebhaften Sinn für Wahrheit und Recht, die schönste Zierde des Beamten, zu wecken und zu stärken, geht ja ganz verloren. Das Recht selbst, objective genommen, wird dadurch höchst unsicher und ungleich, besonders in allen den Fällen, wo es auf etwas Provinzielles und Örtliches ankommt, wovon der auswärtige Referent, welcher vielleicht so eben einen ganz ähnlichen Fall nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen hat entscheiden müssen, auch wenn man ihm eine halbe Bibliothek von Statuten, Landes-Ordnungen u. s. w. mitschickt, unmöglich vollständig unterrichtet seyn kann. Und selbst die einheimischen Auctoritäten wissen am Ende nichts Gründliches und Vollständiges von ihren einheimischen Satzungen und Einrichtungen, von deren Entstehung und eigentlichen Gründen, weil sie sich in die Verfassung einzustudiren gar nicht nöthig haben. Dies ist dem Rec. sehr oft vorgekommen, wenn er sich bey Beamten und Gerichtshaltern in Provinzen, wo alles verschickt wird, über die Rechte der Bauern hat belehren lassen wollen. Das Eingreifen fremder, von keinem Diensteifer und von keinem lebendigen Interesse für ihren Wirkungskreis belebter Hände, das Einstreuen heterogener, oft paradoxer, mit anderen Einrichtungen des Staats gar nicht verträglicher Ideen — dieses ist besonders in Sachen, die ins Criminal- und Policey-Wesen einschlagen, der Fall — wird von der einen Seite befördert, und von der anderen Seite wird dadurch die Fortdauer einer Menge von schiefen Einrichtungen, höchst nachtheiligen Gewohnheiten möglich gemacht, welche nicht lange fortauern würden, wenn die Richter — die gewöhnlich doch auf die Gesetzgebung einigen Ein-

flufs haben, — alles selbst thun müßten, und nicht das Wichtigste auf Kosten der Parteyen durch Andere thun lassen könnten, und wenn sie nicht mehr im Stande wären, die Sünden, welche sie eigentlich begangen oder doch veranlaßt haben, auf Andere zu schieben. Kurz diese unselige Sitte bringt die Justizbeamten, ja selbst ganze Collegia zu dem Verfall, daß sie sich — Gott weiß aus welchen Gründen — nicht zutrauen, selbst sprechen zu können, und daß das Publicum in der Aufhebung dieser Barbarey eine Gefahr für gründliche, unparteyische und prompte Justizpflege sieht! Und was hat man von den Spruchcollegien zu erwarten? Sind etwa die aus der Güte ihrer Arbeit entspringenden Vortheile überwiegend? Unser Vf., welcher ein Kenner ist, sagt: „praktische Juristen wissen es, wie gehaltlos die meisten Facultätsurtheile sind, und gewöhnlich suchen nur solche Parteyen um die kostbare Actenversendung nach, welche die Verweiläufung des Processes wünschen, oder denen daran gelegen ist, von nicht ganz kundigen Referenten ein günstiges Erkenntnis in einer schlimmen Sache zu erhalten“, und Rec. setzt hinzu: vernünftige Facultisten fühlen die Wahrheit dieses Urtheils selbst am lebhaftesten, und können ihr Erstaunen und ihren Unwillen oft nicht unterdrücken, daß auswärtige Justizmänner von ihnen Entscheidungen verlangen, welche von Auswärtigen, der Vernunft und dem Wesen der Sache nach, mit Gründlichkeit und Vollständigkeit entweder gar nicht gegeben werden können, oder doch ein Studium erfordern, welches mit der Sache, die zu entscheiden ist, und mit ihren anderweitigen Geschäften gar nicht vereinbarlich ist. Und eine solche Einrichtung sollte der Staat beybehalten oder sogar zur Regel machen! Dagegen giebt es Ausnahmen-Fälle, in welchen das Verschicken der Acten gut, und für alle Theile ehrenvoll und beruhigend seyn kann. Findet die Actenverschickung nur in diesen Fällen Statt, und werden folglich die wenigen guten Facultäten nicht mit Acten überhäuft: so werden auch die Urtheile besser ausfallen und prompter eingehen. Denn die Facultisten werden nun mehr Studium und Zeit darauf verwenden können, die besseren Gelehrten, welche jetzt an den Actenarbeiten entweder gar keinen oder nur höchst geringen Antheil nehmen, werden sich geneigter zeigen, diese interessanteren Sachen zu übernehmen, als jene fabrikmässigen Handarbeiten, welche nicht selten nichts anderes sind, als höchst undankbare Bemühungen, den Unrath hinwegzuschaffen, den sorglose Richter und sordide Advocaten in die Acten gebracht haben.

Wir kehren zu unserm Vf. zurück. Die Spottreim sind im Hann. nicht zu hoch, aber es ist fehlerhaft, daß sie ungleich und nicht gehörig bestimmt sind. Den gerechtesten Tadel verdient die große Mangelhaftigkeit des Hypothekenwesens. Ein eigenes Studium wird erfordert, die Rechte der verschiedenen Hypotheken — über welche ohnehin die Juristen nichts weniger als einig sind — vollständig zu kennen. Dem Gläubiger ist es aber in vielen Fällen ganz unmöglich, für seine Sicherheit vollkommen zu sorgen, wenn der Schuldner unredlich und betrügerisch handeln will. Denn eine vor einem Notar und zwey Zeugen bestellte Hypothek ist in der

Regel einer gerichtlichen gleich, und nur das Alter entscheidet unter ihnen in Collisionsfällen, und auch ein anderer Richter als der *judex rei sitae* kann eine öffentliche Hypothek bestellen. Welche Verkehrtheit! An einer Concursordnung fehlt es ganz; dieses und die Lehnbarkeit der mehrsten Güter wirkt auf den Credit sehr nachtheilig. Das Sequestrationswesen, welches nirgends einen erfreulichen Anblick gewährt, wird nach seiner ganzen Scheußlichkeit geschildert.

Ein großes Gebrechen ist es — gewiss eins der allergrößten — daß das processualische Verfahren und die Cognition der höheren Justizbehörden durch Gesetz und Verfassung in vielen Fällen ausgeschlossen ist. Besonders ist dieses ein Ubel in allen Sachen, in welchen die Finanzbehörden zu entscheiden haben.

Eigene Criminalbehörden sind nicht vorhanden. Das Verfahren in Criminalsachen, besonders was die Rechtsmittel gegen Criminalurtheile betrifft, hat mancherley Mängel. Gegen ein Straferkenntnis, sobald auf das Verbrechen eine bestimmte Strafe steht, findet keine Appellation Statt. Wie unbegreiflich schwankend! Auch kann eine weitere Vertheidigung von wenigem Erfolg seyn, weil bey vielen Landescollegien in diesem Falle keine Actenverschickung Statt findet, sondern die Sache in demselben Collegio nur noch einmal erwogen wird. Dies ist in der Regel ganz etwas Unnützes. Denn abgesehen davon, daß ein Collegium sich nicht gern ein *dementi* giebt, und daher nicht sehr geneigt ist, einer besseren Überzeugung, wenn solche auch vorhanden seyn sollte, nachzugeben: so ist es an sich schwer zu begreifen, wie eine wichtige Sache, welche von einem einsichtsvollen Referenten gewissenhaft und ausführlich vorgetragen, und von dem Collegio ernstlich erwogen und reiflich geprüft worden ist, bey einem nochmaligen Vortrage anders sollte angesehen werden können, wenn nicht neue factische Momente zum Vorschein kommen, oder wenn nicht etwa bey der ersten Deliberation ein großer Dissensus Statt gefunden und nicht etwa nur eine kleine Mehrheit gleichsam zufällig entschieden hat. Ist dieses letzte aber der Fall: so dürfte es doch selbst der Majorität, wenn sie mehr von Eifer für Wahrheit und Recht als für ihre Meinung beseelt ist, lieb seyn, ein Straferkenntnis vor die Augen eines anderen Collegiums zu bringen. Auffallend bleibt es daher in mehrfacher Hinsicht, daß man die für die theuersten Güter des Menschen, für Leben, Ehre und Freyheit so wichtigen Criminalsachen von Einem Collegio abhängig macht, während man die Civilsachen wenigstens vor die Augen dreier Richter bringt. — Eigene Fonds sind im Hannöverschen für die Justizcollegien nicht vorhanden, und man ist auch gegen das Justizwesen nie sehr freygebig gewesen. Dieses gilt von den meisten deutschen Ländern. Wie schlecht stehen nicht allenthalben die Mitglieder der Justizcollegien gegen die Mitglieder anderer Collegien, z. B. der Kammern! und was man sonst von *Moses* sagte, kann man jetzt von *Justinian* sagen!

Nach dieser Schilderung überläßt es Hr. v. Bülow dem Publico zu beurtheilen, ob die preussische oder die hannöversche Justizverfassung den Vorzug verdiene, und ob die harten Urtheile, welche Hr. *Rehberg* über



Preussens Verfassung im Allgemeinen ausgesprochen, auch auf die Justiz anwendbar seyn, und erwartet es von Anderen, andere Theile der Verfassung gegen Hn. Rehbergs Ansprüche zu vertheidigen. Rec. ist überzeugt, daß kein kundiger Leser über sein Urtheil zweifelhaft seyn wird; doch muß er bemerken, daß alle, nach festen Principien und vorher entworfenen Plänen gemachten Einrichtungen sich jederzeit auf dem Papiere besser ausnehmen, als die Einrichtungen, welche mehr das Werk des Zufalles, der Zeit und der allmählichen Ausbildung sind, daß hingegen diese letzten in der Wirklichkeit, und für die Bedürfnisse und Zwecke, für welche sie vorhanden sind, nicht selten weit mehr leisten, als sie dem bloßen Ansehen nach zu versprechen scheinen.

Zuletzt sucht er Preussens Staatsverwaltungs-System gegen mehrere Vorwürfe des Hn. Rehberg und Anderer zu vertheidigen, und fügt einige Bemerkungen über die Ursachen bey, warum alle Stände benachbarter Provinzen sich so abgeneigt gegen die preussische Herrschaft zeigten. Er hebt besonders diejenigen Ursachen heraus, welche in den Völkern selbst liegen. Vielleicht könnte man ihre Anzahl noch durch solche vermehren, welche mehr von dem preussischen Staate selbst hergenommen sind; doch wir überlassen dieses an sich undankbare Geschäft gern Anderen. PN.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Europens monarchische und republikanische Staaten*, nach ihrer Größe, Macht und wechselseitigen Verhältnissen in statistisch-politischen Gemälden dargestellt. Von J. F. Ockhart, kurpfälzischem Hofkammerrath. 1 Lieferung. 1804. VIII S. u. 14 Tabellen. 2 Lief. 1804. VI S. u. 18 Tabellen. 3 Lief. 1805. VIII S. u. 21 Tabellen. gr. Fol. (7 Thlr.)

Das eigenthümliche Verdienst dieser Arbeit besteht darin, daß der Vf. die statistischen Data anziehender zu machen suchte, indem er sie mit politischem Raisonement durchwebte. Schon die Anordnung des Ganzen und die Stellung und Verbindung der Theile zwecken auf einen Überblick ab, der dem Staatsmann die Resultate der Geschichte verfinnlicht, und ihm wie von selbst die Momente andeutet, denen er jetzt vor anderen seine Aufmerksamkeit zu widmen hat.

So enthält die erste Lieferung I) eine statistisch-politische Übersicht der europäischen Staaten und deren wechselseitiger Verhältnisse in 7 Tabellen auf gegenüberstehenden Seiten: 1) Statistischer Blick über Europa und dessen Verhältnisse zu den übrigen Erdtheilen; 2) über Europas politische Massen überhaupt; 3) allgemeine Übersicht der europäischen Staaten nach ihrer Größe, Macht und politischem Einfluß. Der Vf. stellt hier Land, Volksmenge, Landmacht, Seemacht und Einkünfte neben einander. Die letzteren sind in Großbritannien am stärksten, 300 Mill. Fl., da selbst Frankreich nur 230 Mill. gegeben werden; 4) allgemeine Entwicklung des europäischen politischen Systems, und 5) über das von den europäischen Staaten bisher befolgte System des Gleichgewichts; 6) Europa's Staaten nach ihrer Größe und Macht in Beziehung auf ein fest zu gründendes Föderativsystem. Der Vf. denkt sich die Staatskräfte des europäischen Continents, mit Aus-

nahme der europäischen Turkey, in vier große Vereine vertheilt: den *nordischen* von Rußland, Schweden, Dänemark; den *großen deutschen* von Preussen, den deutschen Fürstenthümern und Oesterreich; den *Republiken*, durch Frankreichs Obermacht bereits wirklich geschlossen; den *südwestlichen* von Spanien, Portugal, Neapel und Sicilien, Sardinien, Hetrurien, dem Kirchenstaat und Malta. Von diesen würden die drey ersten einander ziemlich das Gleichgewicht halten: der vierte, zumal an Streitkräften, bedeutlich schwächer seyn. Ihnen allen gegenüber stünde nun das insularische England allein, zwar nur mit 15 Millionen Menschen, aber mit bedeutenden Streitkräften, und an Einkünften zumal auch dem mächtigsten der Vereine gleich. 7) Das monarchische und republikanische Europa in seiner Größe und Macht neben einander verglichen. II) Die statistische Würdigung der drey nordischen Reiche, Rußland, Schweden und Dänemark, gleichfalls in 7 Tabellen: 8) allgemeine Entwicklung der vormaligen Verhältnisse der nordischen Staaten gegen einander; 9) über die jüngsten politischen Verhältnisse der Mächte des Nordens; 10) statistische Übersicht des im Norden gebietenden russischen Staats; 11) Rußlands Landarmee und Seemacht; 12) Rußlands Handel und Einkünfte; 13) Übersicht des schwedischen Staats, und 14) statistische Würdigung von Dänemark, beide nach Landmasse, Volksmenge, Landmacht, Seemacht, Einkünften und Handel.

Die zweyte Lieferung befaßt drey Abtheilungen: I) Deutschland überhaupt in 12 Tabellen; 15) Allgemeine Übersicht der ehemaligen Verhältnisse Deutschlands zu dem übrigen Europa; 16) politisch-statistische Blicke über das älteste Deutschland; 17) über Europas Umwandlung durch die Deutschen und die von denselben gebildete große Monarchie; 18) Deutschland als ein eigenes für sich bestehendes Reich unter weniger beschränkten Monarchen in seiner höchsten Größe; 19) Deutschland im Streite mit sich selbst; 20) Deutschland in seinen verschiedenen politisch-publicistischen Umwandlungen; 21) das unter seinem Oberhaupt verbundene ständische Deutschland vor dem lüneviller Frieden; 22) Deutschlands Reichsstände seit dem lüneviller Frieden; 23) statistische Übersicht der deutschen Kurfürsten-Staaten; 24) statistische Würdigung der vorzüglichsten deutschen Fürsten-Staaten — immer ein nicht angemessener Ausdruck. Die größten, reichsten, mächtigsten Staaten können die *wichtigsten* seyn, im Verhältniß zu dem Ganzen, aber nicht gerade die vorzüglichsten. 25) Deutschland in seiner jetzigen Größe, Macht und übrigen politischen Verhältnissen überhaupt; 26) allgemeine statistische Übersicht der sämtlichen deutschen Staaten. II) Der österreichische Staat in drey Tabellen: 27) Oesterreichs Monarchie seit deren Entstehen, in der Entwicklung ihrer machtvollen Größe; 28) statistische Übersicht der österreichischen Staaten in ihrem ehemaligen Zustande; 29) über die vormaligen und jüngsten Verhältnisse der österreichischen Monarchie. III) Königlich-preussischer Staat: 30) der preussisch-brandenburgische Staat in seinem stufenweisen Emporsteigen; 31) Preussens Monarchie in ihrer jetzigen Größe und machtvollen Stärke — als ob es auch eine nicht machtvolle Stärke

gäbe; 32) politische Verhältnisse der preussischen Monarchie zu den übrigen Staaten Europens.

In der dritten Lieferung giebt zuerst No. 33 eine Übersicht von Europens Seemächten und Littoralstaaten überhaupt: dann folgt II) das brittische Reich in 9 Tabellen: 34) England in seiner früheren politischen Entwicklung; 35) das brittische Reich in seinem jüngeren politischen Zustande seit dem Ende des 15 Jahrhunderts; 36) der brittische Staat in der jetzigen Grösse und Bevölkerung seiner europäischen Besitzungen; 37) das brittische Reich in seinen Besitzungen ausserhalb Europa; 38) allgemeine Übersicht des brittischen Handels; 39) über den vormaligen und jetzigen Finanzzustand des brittischen Reichs; 40) brittische Kriegsmacht zu Lande; 41) brittische Kriegsmacht zur See, die im J. 1804 auf 800 Kriegsfahrzeuge gerechnet war, unter denen 196 Linienschiffe waren, da alle anderen europäischen Nationen zusammen, mit Ausschluss der Türken, nur 239 hatten; 42) das brittische Reich in seinen Verhältnissen zu den übrigen Staaten Europens. III) Französischer Staat in 8 Tabellen: 43) politisch-statistische Blicke über das vormalige Frankreich unter den verschiedenen Dynastien seiner Könige; 44) allgemeine Übersicht der Umwandlungen des französischen Staats und der stufenweisen Consolidirung seiner Ländermassen; 45) Grösse und Bevölkerung des jetzigen französischen Reichs unter einem Kaiser; auf 30,460 franz. Quadratmeilen wohnen 34,899,373 Menschen — eine Anlage zur Macht, welche die von allen anderen selbstständigen Staaten Europens, selbst die von Britannien, übersteigt; 46) der kaiserlich-französische Staat in seinen Colonial- und Handels-Verhältnissen; 47) über den vormaligen und jetzigen Finanzzustand des franzöf. Reichs; 48) Entstehen und Ausbildung der französischen Kriegsmacht zu Lande; 49) Frankreich in seiner vormaligen und jetzigen Macht zur See; 50) über die Verhältnisse des französischen Kaiserthums zu den übrigen europäischen Staaten. IV) Auf No. 51 statistische Würdigung der batavischen Republik. V) Auf No. 52 allgemeine Übersicht der helvetischen Republik, deren Bevölkerung hier wohl richtiger, als sonst irgendwo, auf 1,590,000 Menschen gesetzt wird auf 750 Q. Meilen, und der Republik Wallis von 90 bis 92 Q. M. und 100000 Menschen. VI) Auf No. 53 statistischer Überblick der Freystaaten Italiens, der italiän. Republik von 784 Q. M. u. 3,795,000 Einwohn., und der Republik Genua, Lucca u. St. Marino von nicht gar 2 Q. M. und 7500 Einwohnern.

Noch soll eine vierte Lieferung folgen, welche Blicke über die westlichen und südlichen Staaten auf der pyrenäischen und italischen Halbinsel geben soll, so wie eine Übersicht der politisch-isolirten Staaten, welche auf das allgemeine System der Staaten von Europa keinen besonders wichtigen Einfluss haben. Mit dieser Lieferung sollten zugleich die nöthigen Supplemente über die jüngsten Umwandlungen der europäischen Staaten erscheinen, um so diese darstellenden Zeichnungen auch von dieser Seite über den ephemeren Gebrauch zu erheben, welchem sonst statistische Werke so leicht ausgesetzt sind, wenn sie, ausser dem Gepräge der Neuheit, sonst weiter keinen Gehalt haben. — So sehr sich auch die Lage aller Staaten gegen einander verändert hat, seitdem der

Vf., noch vor wenig Jahren, sein System nach dem lüneviller Frieden formte: so bleiben dennoch die hier aufgestellten Ansichten immer lehrreich. Sie gewähren eine lebhaft, anziehende Beschauung historischer Resultate; führen, selbst durch d. Vergleichung mit dem nachherigen, so nahen, Wechsel der Dinge auf höchst wichtige politische Schlüsse. Freylich vermag noch jetzt wohl kein Sterblicher voraus zu sehen, wie sich die allgemeine Staatenumwälzung des Tages endigen wird; aber die grosse Lehre geht doch anschaulicher als je, aus der Vergleichung eines statistischen Tableaus des laufenden Jahres mit dem des Jahres 1805 hervor, dass in der inneren Organisation fast aller Staaten eine Schwäche, man möchte sagen, ein Keim der Auflösung liege, wodurch die Streitkraft so gelähmt wird, dass sie, bey der allgemeinen Verfeinerung und Verweichlichung der Menschen, einem lebhaften Angriff nicht mehr zu widerstehen vermag. Die Folgen liegen zu Tage: möchten sie nur nicht vorsetzlich verschleiert werden. In dieser Rücksicht dürfte man noch hie und da den Winken, die der Vf. giebt, eine vielseitigere Ausdehnung wünschen, vorzüglich, um durch Andeutungen erkannter Gebrechen oder Vorzüge der Staatsverwaltung auf Würdigung der Ursachen der Verschiedenheit der Macht zu führen. Welche ganz andere Rolle würde Spanien spielen, wenn nicht dies von der Natur so reichlich ausgestattete, von einem trefflichen Volk bewohnte Land durch eine unbegreiflich schlechte Finanz- und Industrie-Verfassung niedergedrückt würde? Wer hat bisher es noch entwickelt, wie ungemein viel zu der staunenswürdigen Macht Frankreichs die durchaus veränderte Organisation der inneren Verwaltung beygetragen hat, welche die konstituierende Versammlung auf richtige Grundsätze baute, vielleicht ohne die heilsamen Wirkungen ganz vorauszu sehen, die aber Napoleon weislich auffasste und vervollkommnete, indem er sie eben jenen Grundsätzen der Einfachheit, der Allgemeinheit und Kraft möglichst nahe führte? Gerade solche Bemerkungen sind es, die der praktische Staatsmann bey Schriftstellern seines Faches an liebsten findet, weil sie ihn Belehrung für die Welt hoffen lassen, deren sie in unseren Tagen sicher mehr als je bedarf, wenn wir nicht auf der Bahn der Cultur wieder zurück geworfen werden sollen.

Die Data des Vfs. sind im Ganzen mit vieler Sorgfalt und Beurtheilung gesammelt und aufgestellt. Aber hie und da finden sich auch Unrichtigkeiten und Nachlässigkeiten, die wohl zu vermeiden waren. Um nur ein Beyspiel auszuheben, was soll man zu der Bemerkung sagen: „die Data über den dänischen Handel sind nicht ganz sicher nach den Zoll-Listen, wegen der Defraudation des Zolles.“ Wo in aller Welt sind sie es denn sonst? Giebt es etwa irgend einen Zoll in der Welt, der nicht defraudirt werde?

Dass der Vf. die tabellarische Form als die vorzüglichste Art der Darstellung, auch für seinen Zweck, gewählt hat, möchte schwerlich allgemein Beyfall finden. Tabellen eignen sich wirklich nur zur Zusammenstellung von Zahlen, oder ganz kurz ausgedrückten Begriffen, um dem Gedächtniss zu Hülfe zu kommen. Wo es auf Abwägung schon bekannter Resultate, auf Raisonement ankommt, ist diese Form mehr hinderlich als vorthellhaft.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 JUNIUS, 1808.

## ERDBESCHREIBUNG.

**HAMBURG, b. Müller:** *Mungo Parks*, Wundarzte und Reisenden im Dienst der afrikanischen Gesellschaft, *neueste und letzte Reise ins Innere von Afrika, nebst dem Tode dieses merkwürdigen Reisenden*, aus seinem Tagebuche und den Relationen seiner übrig gebliebenen Gefährten niedergelegt bey der afrikanischen Gesellschaft zu London. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von *Harry Wilkins*. Vollständige Übersetzung. 1807. XVI u. 384 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Sehr oft haben die Verfasser geographischer Bücher sich der Sünde schuldig gemacht, daß sie ihre Vorgänger wörtlich abgeschrieben haben. Schwerlich hat aber Jemand die Unverschämtheit so weit getrieben, als der Vf. des gegenwärtigen Machwerks, der das an dem Reisenden *Brown*, und an dem Geographen *Bruns* verübte Plagium unter dem Namen der letzten Reise von dem berühmten *Mungo Park*, und als eine Übersetzung aus dem Englischen, das er einem gewissen *Harry Wilkins* andichtet, herausgegeben hat. Da das Verfahren von ganz sonderbarer Art, und, wie wir zur Ehre der Bücherfchreiber hoffen, beyspiellos ist: so verlohnet es die Mühe, dem vorgeblichen Übersetzer die Larve abzureißen, und ihn als einen schändlichen Betrüger der Verachtung des Publicums Preis zu geben. In der Vorerinnerung behauptet er, das letzte Tagebuch dieses merkwürdigen Reisenden, das bey dem Untergange seines Verfassers glücklicher Weise erhalten wurde, möglichst getreu übersetzt, den Styl gedrängt, die einzelnen Bemerkungen der Reisegefährten, die im Original getrennt waren, gehörigen Orts eingerückt, Bemerkungen anderer Reisenden sowohl als seine eigenen in der Naturgeschichte und Sternkunde eingeschaltet, biographische Bemerkungen über den Reisenden in den Text gezogen, die 36 Zeichnungen ohne die große Karte vom Laufe des schwarzen Flusses, welche die englische Prachtausgabe zieren, weglassen, und überhaupt die Reisebeschreibung für den deutschen Leser auf eine zweckmäßige Art bearbeitet zu haben. Daß von allem diesem nicht das Mindeste wahr sey, kein englisches Original, kein Tagebuch *Mungo Parks*, keine Bemerkungen seiner Reisegefährten existiren, sondern das Ganze eine sehr plumpe Erdichtung, und das Werk eines elenden Schreiberseyns sey, wird diese Recension auf eine einschneidende Art zeigen. In der Einleitung erzählt der

J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

vorgebliche Park, daß er nach gefasstem Entschlusse, eine neue Reise zu machen, sich mehrere Reisegefährten, die die afrikanische Gesellschaft mit Instructionen und Instrumenten versehen, gewählt, eine militärische Bedeckung von 25 Mann Soldaten mit gehöriger Munition erhalten, und sich 1805 an Bord eines Kriegsschiffes *Endeavour* begeben habe. Das Schiff sey durch Sturm nach Brasilien verschlagen, habe sich daselbst mit verschiedenem Proviant versehen, er selbst habe zwölf Maulesel für seine Leute gekauft, und sey glücklich in dem Hafen von Zilli im Lande der Fulahs abgesetzt worden. Ohne uns bey der Unwahrscheinlichkeit, daß ein Schiff, welches im Lande der Fulahs landen sollte, bis nach Brasilien getrieben worden, und ehe es die weitere Fahrt nach Ostindien fortgesetzt, nach jenem Lande zurückgekehrt sey, aufzuhalten, fragen wir: wo und in welcher Gegend des Landes der Fulahs liegt Zilli? Uns ist ein solcher Hafen unbekannt. Und wie kommt es, daß keiner von den Gefährten, deren jeder sein bestimmtes Fach gehabt haben soll, mit den Instrumenten, die sie mitgenommen, die Lage genauer bestimmt hat? Am Schluß der Einleitung wird der Anfang der Reise erwähnt. Wer erwartet nicht, zu hören, was sich darauf zugetragen hat? Aber das 1. Capitel enthält *medizinische Bemerkungen über Afrika*, S. 6 — 41. Es ist wörtlich abgeschrieben aus *Brown's Reisen in Afrika*, im 1. Bd. der *Sprengelschen Bibliothek von Reisebeschreibungen*, S. 384 — 414, nur daß, wo *Brown* von sich in der ersten Person spricht, hier von ihm in der dritten geredet wird. Wie der Vf., der an der Westküste gelandet seyn soll, plötzlich den Leser in Gegenden an der entgegengesetzten Küste führen kann, wissen wir uns nicht zu erklären. Das Abschreiben gefällt ihm so wohl, daß er im 2. Capitel: *Bemerkungen über Dar-Fur und die umliegenden Länder*, S. 42 — 53, damit fortfährt; jedoch ist er aufrichtig genug, zu gestehen, daß er Verschiedenes aus *Brown* anführen will. In der *Sprengelschen Bibliothek* liefert man dieses Cap. S. 357 — 367. Das dritte Capitel: *Reise nach Dar-Fur. Vornehmste Ortschaften. Einwohner*. S. 54 — 63 fängt mit einem Excerpt aus *Brown* in der Biblioth. S. 258 an, das aber schon auf der nächsten Seite aufhört. Von der Stadt *Kobbe* in *Dar-Fur* springt der Vf. in die nubische Wüste, und von S. 55 an bis zu Ende des Buchs ist alles aus *Brun's Erdbeschreibung von Afrika* abgeschrieben, diejenigen Stellen ausgenommen, wo etwas von den Abenteuern des *Mungo Park* erzählt d. i. erlogen wird. Mit Ausnahme des ge-

Cccc

dahten Brownschen Excerpts steht der Rest dieses Capitels in *Bruns Erdbeschreib. 2 Th. S. 17—23: Das 4 Capit. Reise nach Nubien*, S. 64—85. liefert man bey Bruns S. 23—41. Es beginnt: *Von Gherri reisten u. s. w.* Was Bruns als Nachrichten, die Poncet oder Bruce, oder ein anderer Reisender meldet, anführt, erscheint hier als Beobachtung Park's. Das geschieht auch im fünften Capitel: *Reise nach Habesch*, S. 86—204, welches aus Bruns S. 69—232 abgeschrieben ist. Zuweilen werden ganze Seiten des Brunsfischen Textes ausgelassen, z. B. S. 78. 79. 92. 93. 96—100, wo dem Vf. die Aufzählung der abyssinischen Producte zu lang erschienen hat. Auch hielt er, was Br. von der Justiz und der Kriegsmacht der Abyssinier sagt, S. 154—163, für überflüssig und nicht des Abschreibens werth. Ein gleiches Urtheil fällt er über die Nachricht, die Juden betreffend, S. 176. 177. Die Änderungen und Zusätze sind abgeschmackt und unbedeutend. Die Rebhüner-Pasteten als Lieblingsgericht der Franzosen bey Bruns S. 137, werden in *raad's beef* der Engländer S. 124 verändert. Br. S. 128 hatte gesagt, daß Honigwein in Deutschland Meth genannt werde. Der Vf. glaubte vielleicht ihn mit einer Verbesserung zu beschenken, wenn er dafür in Norden setzte. Besser hätte er den Namen *Meet* oder *Meed* geschrieben. Man schlage nach *Frisch's Wörterb.* S. 654, woraus auch das Unstatthafte jener Verbesserung einleuchten wird. Zu der von den Jesuiten durch fremde Handwerker erbauten Brücke, deren Br. S. 82 erwähnt, und die gar nicht unwahrscheinlich ist, weil die Ungeschicklichkeit der Einwohner in Handwerken und Künsten satzsam erwiesen ist, und die Jesuiten jene ins Land gerufen hatten, um sich ihrer bey dem Bau der Kirchen, womit sie, wie allenthalben, so auch in Habesch imponiren wollten, zu bedienen, setzt der erzählend eingeführte M. P. hinzu S. 99: *Ich habe sie nicht gesehen, und zweifle, daß sie jemals existirte, wie so viele jesuitische Vorgeben aus fernem Landen.* Ein Zusatz findet sich S. 161, wo von einem magischen Gebetbuch die Rede ist: *Ich habe weder von einem noch vom andern gehört.* Nach *Teufel* rückt der Vf. noch ein: *dieser alte Tausendkünstler.* Wie sich doch das von ihm zum Grunde gelegte Original unter seinen Händen verschönert!

In dem 6 Cap.: *Reise in das Königreich Adel und nach der Ostküste von Afrika südlich von Habesch* S. 205—279 wird zu Anfang Bruns 3 Th. S. 10—19 abgeschrieben. Wie unwissend der Vf. ist, wenn er sich zu eigenen Bemerkungen versteigt, davon hier ein Proöbchen. Bruns S. 11 beschreibt den blühenden Zustand Zeyla's vor seiner Zerstörung durch die Portugiesen 1517; ob und wie der Ort nachher hergestellt sey, könne er nicht mit Gewissheit sagen. Der Vf. fährt nach der Abschrift von jenem Zustande fort S. 207: *Allein jetzt ist von alle dem keine Spur mehr vorhanden und mit der veränderten Schiffahrt hat sich auch aller Handel und Leben von hier weggewendet.* Die Schiffahrt um Afrika nach Ostindien, die der Vf. in Gedanken hatte, hat auf den Handel Zeyla's

nicht nothwendig Einfluß haben müssen. Dieser konnte mit den benachbarten Ländern noch immer bestehen, wengleich die Europäer auf einem neuen Wege mit Ostindien handelten. S. 214 wird nach dem, was Br. S. 19 gesagt hatte, dem M. P. ein Abenteuer untergeschoben, das er und seine Gefährten in einem Gefechte mit den Negern in der Nähe von Magadoxo bestanden. Der Vf. kehrt aber S. 215 zum Abschreiben zurück. Indessen hat ihn der erste Versuch im Lügen so dreist gemacht, daß er noch auf dieser Seite eine lange Geschichte von dem ferneren Eindringen M. P's. in das Innere von Afrika beginnt, die erst S. 235 geendigt wird. M. P. erzählt von sich, daß er jetzt seinen Voratz, das Innere von Afrika näher kennen zu lernen, habe ausführen wollen, daß die Hitze so unerträglich gewesen, daß seine Soldaten haben umkehren wollen, sie seyen aber durch sein Zureden, (ein höchst erbärmliches Galimathias von Gemeinplätzen seynsolldender Philosophie,) bewogen worden, ihm zu folgen. Er setzt seine Reise weiter nördlich fort, und nach einem 14tägigen Marsche durch schreckliche öde Wüsten befindet er sich in — Senegambien. S. 235. Nun gehet es wieder an ein Abschreiben. Durch eine solche grobe Erdichtung knüpft der Vf. seine Abschrift aus Br. Erdbeschr. 3 Th. an die aus desselben Vfs. 4 Th. Denn was er von Senegambien sagt im 6 Cap. S. 235—279 und von diesem Lande und von Guinea im 7 Cap. S. 280—382, steht mit geringer Veränderung in Br. 4 Th. S. 214—374. Da wo er seine Urschrift zu verbessern wagt, fällt er in grobe Irrthümer. Br. sprach von Orkanen, *Tornadoes* S. 216. Das heißt so viel, daß die Orkane *Tornadoes* genannt werden. Der Vf. rückt auf ein S. 237 und wird dadurch lächerlich. Das pöbelhafte Wort für *betrügen*; das S. 270. 299 vorkommt, ist nicht aus Br. abgeschrieben, der sich des anständigeren Wortes bedient hat. S. 247. Br. hoffte, daß die Ansiedler auf der Insel Bulam nicht vertilgt wären. S. 299. Sein Abschreiber behauptet, daß dieses nicht geschehen sey. S. 315. Lücken hat er auch gelassen; die von Br. angeführten Ortschaften S. 273. 274. 275 fehlen bey dem Vf., der sie S. 291 hätte einrücken können. Unter den weggelassenen sind englische und französische Forts, die man sonst in den Geographien Afrika's nicht mit Stillschweigen zu übergehen pflegt. Das Erweitern und Hinzusetzen ist des Vfs. Sache gewöhnlich nicht, die falschen biographischen Nachrichten von M. P. ausgenommen. Es fällt daher auf, daß er von den Producten Senegambiens mehr beybringt S. 253 u. f., als er bey Br. vorfand S. 231 ff. Wenn man S. 277 liest, daß die neuesten Nachrichten von dem französischen Handel nach Senegal bis 1802 und die erste Hälfte des Jahres 1803 gehen: so erwartet man Nachrichten von diesen Jahren, und doch findet man keine späteren als vom 1789 und 1792. Sehr listig hat der Vf. die Jahre 1802. und 1803, wo Br., dessen Buch schon 1796 gedruckt war, 1789 und 1792 hat S. 253. gesetzt. Er hätte aber dafür sorgen sollen, Nachrichten von den

nach der Herausgabe des Brunf. Buches verfloffenen Jahren aufzureiben.

Das 8 Cap. 378—384 fängt mit einer Reise an, die M. P. von Christiansburg, einem dänischen Fort auf der Goldküste, ins Innere gemacht haben will. Hier hat der Betrüger dem Schotten M. P. eine Reise zugeschrieben, die eigentlich der Däne Isert gemacht hat nach Br. S. 379. M. P. wollte noch weiter reisen, als der von Br. S. 375 angeführte König der Affanther. Die Begleiter murrten, und konnten durch keine Gründe, die er ihnen vorhielt, aus der Stelle gebracht werden. Er machte sich daher voll Zorn über diese Weigerung allein auf den Weg. Zwey Tage nachher erfuhren die Zurückgebliebenen, daß er erschlagen sey. Seine Leiche wurde zehn den Tag darauf gefunden und im Sande verscharrt. Nachdem seine Begleiter ihm den letzten Liebesdienst erwiesen hatten, kehrten sie nach England zurück. Hiemit endigt sich dieses Buch, welches wir ohne Bedenken als eine der ärgsten und schändlichsten Betrügereyen, womit die Welt von den Bücherschreibern je hintergangen ist, brandmarken. Über das verkappten Damberger's Reisen waren die Stimmen eine Zeitlang getheilt. Aber über diese kann und wird nur Eine seyn, 1) daß sie erdichtet, 2) so wie sie hier vor Augen liegt, nicht das Product eines englischen sondern deutschen Scriblers sey. Die Übereinstimmung mit dem verdentschten Brown und dem deutschen Bruns, die wir durch das ganze Buch nachgewiesen haben, muß einen jeden unbefangenen Leser überzeugen, daß dem Vf. nicht ein englisches Werk, das aus Brown und Bruns hätte compilirt seyn können, sondern jene deutschen Schriften zur Übung seiner Feder im Abschreiben haben erhalten müssen. Noch mehr wird dieses dadurch bestätigt, daß die Druckfehler in dem Brunfischen Werke, sowohl die von dem Vf. am Ende des sechsten Theils bemerkten, als die nicht corrigirten, deren übrigens nicht viele sind, von dem Vf. der letzten Reise M. P. beygehalten sind. Von den Habeskinern sagt Bruns Th. 2. S. 119, daß sie *gutgeformte, keine* (denn so hat er selbst den Druckfehler *kleine* corrigirt) *plattgedrückte Nasen haben*. Der Vf., *qui nasum non habet*, schreibt *kleine* S. 113. Wer nicht bey dem Lesen einschläft, wird S. 182. Z. 4 *zu* in *den* ändern. Aber nicht so der Vf., der die Mittel, die zu Sprach- und Geschichts-Forschern an die Hand zu geben sind, in der Abschrift stehen läßt. Ein mittelmäßiger Kenner der Geographie von Afrika wird nicht den Senegal unterm 25° 55' nördl. Breiten ins Meer fallen lassen. Den unglücklichen Druckfehler 25 statt 15 hat unser Vf. fortgepflanzt S. 247. Die *Schindeldächer* bey dem Vf. S. 277 hatte Br. schon in Nachtrag in *Strohdächer* verwandelt. Der Vf. verleiht aber bey der ersten falschen Angabe. Es war ihm zu weikläfftig aus dem Nachtrag zur Br. Erdbeschreibung die Verbesserungen in sein Exemplar einzutragen, ehe er sich an das Abschreiben machte.

Könnte aber auch der Vf. nicht des unverschämten Lagjums, daß er unter einer offenkundigen Unwahrheit

verstecken wollte, bezüchtigt werden, so haben doch die groben Druckfehler das Buch so verunstaltet, daß es zum geographischen Sardinian ganz unbrauchbar geworden. Man hört oft Klagen über die Nachlässigkeit der Drucker oder der zu Correctoren gedungenen Männer. Nicht leicht wird man ein Buch vorzeigen können, worin so grobe und so viele Fehler, am meisten in den Eigennamen der Örter, die in einem geographischen Buche mit vorzüglicher Genauigkeit angegeben seyn sollten, vorkommen, als in diesem. Nur einige zum Beweise, daß wir nichts übertreiben. S. 207. Z. 1. 2. *Die nach Afrika geführten Waaren bestehen in Kurit oder einer Schneppenart vom Geschlecht der Ciptea*. Die unterstrichenen Wörter sollen heißen *Kauris*; *Schneckenart*, *Cypra*. S. 45. Z. 8. *Meyur der über Senaar herrscht*. Damit man hieraus nicht Major oder etwas dem ähnliches mache, so bemerke man, daß in dem abgeschriebenen Texte *Mecque* Rehet, dieses ist aber für *Mek* gesetzt, und *Mek* Rehet für *Melch* oder *Melch König*. S. 51 Z. 9 v. u. *Kommurifs* statt: *Komm und ifs*. S. 100 Z. 2. *Dem ganzen* statt: *den Gränzen*. Z. 4. *Akbora, Affaboras* st. *Athora, Aflaboras*. S. 141 Z. 2. Vor *dem Leibe* ist ausgelassen *nach der Trommung*. S. 144 Z. 18. 19 sind die Wörter *zum Andenken* versetzt und müssen vor *der Taufe* stehen. S. 188 Z. 16. *Xerbanna* st. *Ferbanna*. S. 317 Z. 11. *Kap Merga* st. *K. Verga*. S. 346 Z. 2 v. u. *Lago di Monte* st. *Cap de Monte*.  
B—dt

## PHILOSOPHIE.

ERLANGEN, b. Gredy und Breuning: *Das Absolute* von Georg Friedrich Einsiedel, Stadtgerichtsassessor zu Erlangen. 1807. 8. (16 Gr.)

Ursprünglich zu eigener Übung in Festhaltung vorerst des Gedankens ans Absolute, zur Lösung und Beseitigung der Widersprüche und endlich zur Reinigung des Gemüths für die Einkehr des Göttlichen bestimmt, wurde unter der Arbeit diese vorliegende Schrift dem Vf. auch eine menschenfreundliche Angelegenheit. Denn er hat sehr richtig gefühlt, daß, was ihm Noth gethan, so vielen andern noch fast gänzlich mangelt. Der Anstrich des Erhabenen, die prunkvollen Worte und der ganze Haffart der Philosophen müssen sämmtlich in ihrer Blöße erscheinen, auf daß klar werde, es sey wenig von dieser im Gewand der Kraft verborgenen Ohnmacht zu hoffen. Um dieses auszuführen, dazu wird zuerst die innerliche Sammlung der Seele und Stärkung aus Gott erfordert — das ganze Leben muß erst selbst durchdrungen und erfüllt seyn vom Unvergänglichen und der innere Mensch muß erschlossen werden dem göttlichen Geist und heiligen Licht. Wie man in dialektischer und tiefer und da skeptischer Form hiezu sich vorbereiten könne, zeigt diese Schrift: sie kann keinem Denker unwillkommen seyn, wenn gleich der Vf. vielleicht durch die Härte des dialektischen Kampfes selbst zum Frieden und zur Versöhnung geneigt, den Zeitpunkt denselben allzu nahe

erblicken möchte, nicht eingedenk des Kampfes gegen alles Falsche, der jetzt erst recht beginnen kann, da das Beste und Edelste — Religion und Philosophie — so arg wie niemals missbraucht wird, welcher Missbrauch sich gerade hier am schwersten rächen wird. Wir nehmen mit Dank diese redliche Arbeit des Vfs. an, und wünschen, dass es ihm — nicht gefallen (denn dies wäre niedrig von ihm gedacht), sondern dass es ihm gelingen möge, mit Kraft und Gesundheit, wenn auch nicht der endliche Vermittler, doch um so gewisser ein Held für die gute Sache zu werden.

Der Inhalt der Schrift wird vom Vf. selbst folgendermaßen angegeben: „I. Nichtseyn ist nicht. Das Ermangeln des Nichtseyns giebt nicht ab den Grund des Seyns. — Möglichkeit (nicht die gemeine, sondern die göttliche) des Seyns muss die Möglichkeit des Seyns constituiren — Möglichkeit des Seyns ist schon an sich Seyn, als solche. — Nur Seyn vermag zu seyn. — Ausser dem, was ist, giebt es nicht höhere Potenz. — Alles Seyn ist sich darin gleich, dass es ist. — 2. Das Seyn ist schlechthin das, was es ist. — II. Das Seyn ist sich absolut. — Seyn ist gleich dem All. — Das Seyn ist ewig. — Alles Seyende ist das, was es ist. — Was ist der Mensch? — Alles, was in und mittelst der Reflexion zu Stande kommt, ist Reflexion. — Was ist in der Reflexion Universum — Mittel und Zweck des Seyns — Schöpfung — Kraft — Leben und Tod? — Es giebt eine Fortdauer nach dem Tod.“ — Der Begriff des Seyns ist dem Vf. ein ewiger, unzerstörbar lebendiger; daher ist ihm auch so klar geworden, wie die Antwort: *das Seyn ist was es ist* (wie jenes heilige Wort Gottes: *Ich bin der ich bin*) eine vollkommen befriedigende sey auf die Frage: Was ist das Seyn? Wie ferner an der vollständigen (wir möchten sagen) Menschwerdung der Identität (oder wie ihr es nennen wollt) alles gelegen ist und ohne dieses alles Thun ein blindes Treiben ist und gerade um diesen einzigen ewigen Punct entweder nie zu viel oder nie zu wenig Worte gesprochen werden können, wie end-

lich ein jeder, den jene Antwort nicht befriedigt, noch ganz in der Verwirrung begriffen, nur durch Reinigung aller Subjectivität und Ertödtung des Selbstischen dahin gelangen kann, wo Seligkeit wohnt. — Nachdem der Vf. dargelegt, wie sich alles Seyn im Menschen fasse, und einige Blicke auf die Negation des Seyns aus Reflexionsgründen geworfen hat, bricht er in den gerechten Unwillen aus: „Doch war wollte sich noch ferner abgeben mit Versuchen, wie man wohl Gott lästern könne im Negiren allgemeiner und eigener Existenz! Weiter, als es Sophistrey bisher gebracht hat, wird man kaum kommen. Allein, ihr Armlichen, die ihr euch groß dünktet in euren Skepticismus, ihr konntet bloß Seyn leugnen; vernichten, aufheben konntet ihr es nicht, und eine Menschheit, die da glauben konnte, es sey kein Seyn, weil Seyn zu bezweifeln, weil es zu leugnen sey, die nicht einsah, dass schon absolut Seyn dazu gehört, um sich nur zu fragen: ob man sey? sie ist nicht würdig ihrer Reflexionskraft, sie konnte nicht mehr thun, als sie gethan hat, um von Gott abzufallen, wenn sie es vermöchte.“ Eben dieses Unvermögen, wünschten wir, möge jeder in dieser Schrift erkennen lernen — den Abgrund der Falschheit und Eitelkeit des Teufels. — Der Abschnitt über das *Universum* scheint uns im Fortgang der Schrift der Punct der grössten Klarheit und des Selbstverständnisses zu seyn; besonders ist die Coincidenz der wahren Erkenntnis mit dem göttlichen Wesen scharf gefasst und dabey in ruhiger Begeisterung dargelegt. Fast eben so die mit der Lehre vom Seyn innigst verschlungene von dessen Anfang, Mittel und Ende, vom Übergang des Seyns u. s. w. Erhebend und tröstlich ist die Darstellung des Todes als einer anderen Art und Weise des Lebens, so wie überhaupt die leeren Vorstellungen vom Nichtseyn des Todes und vom Scheinleben der Dinge hier ihre gerechte Rüge, weniger polemisch als thetisch erhalten. Eben so würdig ist des Vfs. Ansicht der Unsterblichkeit.

K. I. W.

### KURZE ANZEIGEN.

SCHÖN. KUNATZ. Ohne Verlagsangabe: *Falsche Freundschaft und Aberglaube*. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen. v. Heym. 1807. 109 S. 8. Nachdem der Vf. zehn Jahre in entfernten Ländern sein Glück gesucht, und in den letzten Jahren entweder durch Gemüthskrankheit oder (?) Verfolgung in eine der schrecklichsten, peinlichsten Lagen gebracht wurde, die ihn außer Stand setzte, seinen Berufsgeschäften vorstehen zu können: so kam er auf den Gedanken, ein Geschäft vorzunehmen, wodurch er in der Einsamkeit doch nützlich seyn könnte, d. h. er versfertigte dieses Schauspiel. Möchte er doch seine Absicht an sich selbst erreicht haben! Denn welchen Nutzen das Publicum aus seiner Arbeit nehmen könne, kann Rec. wenigstens nicht absehen. Ausser diesem werden wohl Wenige seyn, die es lesen, und es zum Ansehen zu geben, dazu wird sich vollends Niemand verstehen. Unter den handelnden Personen sind auch neun Friseurs mit wohlgefüllten Puderbeuteln. Vom Aberglauben, der auf dem Titel steht, wird am Ende des Stücks nur so viel zum Anfang — die Hauptsache soll morgen, d. h. niemals, kommen — gesagt, dass man ihn als ein Übel, aller Übel betrachten könne; und die Freundschaft wird S. 106, ihrer Ge-

fährlichkeit wegen, mit zwey Gräben verglichen, die beide gleich breit, beide nicht wohl zu überspringen sind, davon aber der eine mit Wasser angefüllt, der andere leer ist. Das Stück beginnt mit Gesang. Neutchen scheuert die Stube und singt:

Wir Mägde, wir Knechte  
sind immer geplagt;  
uns sind Tage wie Nächte,  
werden selten gefragt;  
und bekommen wir mit unter  
nur ein freundlichen Blick,  
gleich sind wir wieder munter,  
und hoffen auf Glück;  
doch trifft sich indessen,  
dass bey aller Unruh,  
kaum bekommen wir zu essen,  
wohl noch Schläge dazu!

Das arme Neutchen!

Ir.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 25 J U N I U S , 1 8 0 8 .

## K I R C H E N G E S C H I C H T E .

FRYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Der königlich sächsische Kirchenstaat vor der Reformation*. Ein Beytrag zum Abriss der sächsischen Kirchenverfassung sowohl, als auch zur näheren Erkenntniß der Reformation Lutheri. Bearbeitet von Christian Gotthelf Fix. Zweyter Theil. 234 S. Dritter Theil. 211 S. Mit einer Tabelle. 1807. gr. 8. (Beide Theile 2 Thlr.)

Rec. befindet sich, wenn er von dem ersten zum zweyten Theil übergeht, beynahe in eben der Lage, als ob er, wie durch einen Zauberschlag, aus einer bekannten in eine ihm unbekannte Gegend versetzt würde, wo er allenthalben um sich her nichts, als fremde Gestalten und Gegenstände erblickt, keinen gebahnten Pfad vor sich sieht, und nicht weiß, auf welchem Wege er sich in die verlassene Gegend zurückfinden soll. Erglaubte aus dem Stifte Meissen in die Stifter Merseburg, Naumburg und Zeitz überzugehen, wohin der Vf. nach S. VI der Vorrede zum 1. Th. seine Leser im zweyten Th. zu führen versprochen hatte; sah sich aber bald in entferntere deutsche Provinzen, selbst nach Italien und in andere Länder versetzt, wo er nicht, wie er erwartete, mit Bischöfen und Mönchen zusammentraf, sondern Könige und Fürsten mit ihren zum Krieg gerüsteten Heeren vor sich erblickte. Ohne, der Aufschrift des Werks gemäß, auf kirchliche Verfassung Rücksicht zu nehmen, trägt der Vf. durchaus politische Geschichte vor, beschreibt die Thaten der Beherrscher Deutschlands und Sachsens, die Schicksale ihrer Familien, die von ihnen in Deutschland und Italien geführten Kriege u. s. w.; unterhält S. 13 f. seine Leser mit K. Heinrichs Liebesgeschichte, S. 179—187 mit den fabelhaften Abenteuern Ludwig des Springer, S. 205 f. mit Ludwig des Eisernen Härte gegen den thüringischen Adel, verbreitet sich ausführlich über die Bedeutung des Namens Buzici bey Ditmar S. 8, über die Strafe des Hundetragens im Mittelalter S. 206, und über andere in jenen früheren Zeiten übliche Gebräuche. Rec. wird sich nicht irren, wenn er glaubt, daß der Vf. diese Geschichtserzählung schon längst in einer ganz anderen Absicht ausgearbeitet, und jetzt mit dieser entbehrlichen Zubabe seinen Kirchenstaat ausgestattet habe. Er will also, da er in seinen Erwartungen sich getäuscht ehret, bey der Beurtheilung nicht aufhalten, und nur so viel im Allgemeinen bemerken, daß zuerst

S. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

die Geschichte der Sachsen, dann von S. 109 der Thüringer erzählt, und zuletzt S. 222—234 die Eintheilung der wendischen Besitzungen in Gauen, worüber sich Schöttgen in seiner Geographie der Sorbenwenden ausführlicher verbreitet, angegeben wird. Irrig ist es, wenn in einer Anmerkung zu S. 31 gesagt wird: Die Stadt Rochlitz, welche Bischof Gero zu Merseburg als Präbende besessen habe, sey der Kirche zu Merseburg geschenkt worden. Man kennt keinen Bischof dieses Namens zu Merseburg. Zu Magdeburg war späterhin ein Erzbischof Gero, von dem aber hier nicht die Rede ist. Rochlitz, die Stadt, ist mit dem Vorwerke Roegitz verwechselt, wie man aus Ditmars Chronik, S. 225 ed. Mader., sieht, vgl. Ludwig. Reliqu. Mf. IV, 358. — Nach S. 109 sind Herzog Rudolphs III zu Sachsens Söhne von einem Thurme erschlagen worden. Dieses traurige Schicksal traf sie allerdings, aber nicht, wie hier angegeben ist, zu Lochau, sondern auf dem Schlosse zu Schweinitz. Über den Kampf bey Runiberg S. 121 verdient Jo. Gottlob Böhme, de Runibergo, ubi victus a Francis est Hermenfridus, Thuringor. ultimus rex. Lips. 1773. 4. gelesen zu werden. — Wenn Rec. die Schreibart näher beleuchtet: so möchte er fast glauben, daß dieser zweyte Theil das Werk eines anderen Vfs. sey. Die Ungleichheit im Styl ist unverkennbar, und auffallend der öftere Gebrauch niederer, oder komischer, aus der Volkssprache entlehnter Ausdrücke, von welchen im ersten und dritten Th. keine Spur zu finden ist: z. B. S. 18 etwas haarklein offenbaren. S. 42 ein kernguter Mann gottseligen Andenkens. S. 111 die alten Thüringer waren kernfest — und trugen entsetzlich lange Bärte. S. 118 sich Tage lang herumkeifen. Ebenda. ein neuer Schurkenstreich. S. 126 eine grose Schlappe erleiden. S. 129 einem schrecklich mitspielen. S. 144 wurmen. S. 147 Saus und Braus. S. 155 faule Schurken. S. 172 dem Kaiser das Handwerk derb legen; sein Muthgen kühlen. S. 177 die alten deutschen Degenknöpfe (Ritter). S. 181 das treulose Weib, die böse Sieben. S. 197 ein x für ein u machen u. s. w. Dahin gehören auch die gemeinen Sprichwörter: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm; ein Narre macht viele Narren etc. — Unverständlich ist S. 232 die Ortsbestimmung: Marzan bey Prizerba, wahrscheinlich soll es heißen: bey Wittenberg. — Mit dieser Anzeige verbindet Rec. den Wunsch, daß der Vf. den zweyten Theil entweder zurücknehmen, oder, wenn ihm dieser Vorschlag nicht gefallen sollte, unter einem anderen, dem in-

D d d d

halt angemessenen Titel, z. B. *Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Sachsen und Thüringer*, als ein besonderes Werk ausgeben möchte.

Der dritte Theil steht mit dem ersten in der genauesten Verbindung, enthält die Fortsetzung, und ist mit grösserem Fleiss, als der erste Theil bearbeitet. S. 1—30 handelt von dem Sprengel des Bisthums Merseburg. Da der Vf. die Bischöfe zu Meissen beschrieben hatte, so erwartete man hier die Reihe der Bischöfe zu Merseburg, mit einer Anzeige, was sie in frühern Zeiten von Boso an, für die Ausbreitung des Christenthums unter den Slaven, und späterhin zur Verbesserung der Kirchendisziplin und Liturgie geleistet haben. Allein der Vf. bemerkt nur die letztern, unter welchen die Reformation zu Stande kam, und beruft sich auf die europäische Staatsgeographie, wo die Bischöfe von der Stiftung an verzeichnet sind. Hier giebt er offenbar zu erkennen, daß er von den vorzüglichsten Quellen keinen Gebrauch machte; sonst würde er, statt der aus vielen Büchern zusammengeschriebenen Staatsgeographie, das aus archivalischen Nachrichten geschöpfte *Chronicon Episcoporum Merseburg.* in Ludwig. Reliqu. Mss. IV, 329—588 genannt haben, das zwar in den Anmerk. zu S. 2 und 4 angeführt, aber, wie sich bey einer nähern Untersuchung ergiebt, nicht benutzt worden ist. Da er weiter unten die naumburg-zeitzischen Bischöfe der Reihe nach anleibt: so ist wohl Mangel an Hilfsmitteln die Hauptursache, daß die merseburgischen nicht auch beschrieben wurden. Was in der Einleitung von der Reformation im Stifte Merseburg, von Errichtung des Consistorii, und von den Schicksalen des Stifts bis auf die neueren Zeiten S. 7—20 gesagt wird, gehöret eigentlich nicht in einen Kirchenstaat vor der Reformation. Die Eintheilung des Stifts in Diöcesen S. 20—29, stimmt mit der noch jetzt bestehenden Eintheilung beynahe ganz überein. Die Kirchörter sind größtentheils in der Ordnung, wie sie nach dem jetzt gewöhnlichen Mißverständnisse auf einander folgen, angegeben; die seipziger Diöces. in dem Umfange bis 1756, da die delitzscher und mansfeldischen Schriftstücken davon abgefordert wurden. Daß diese Einrichtung in den frühern Zeiten des merseburgischen Bisthums bestanden haben, und seit der Stiftung 969 beynahe 600 Jahre hindurch keiner Veränderung unterworfen gewesen seyn sollte, ist sehr zu bezweifeln. Schon unter dem zweyten Bischof Gifeler ging eine bekannte große Veränderung vor. Der merseburgische Sprengel ward damals ganz aufgelöst. Gifeler, der das Erzbisthum Magdeburg übernommen hatte, behielt selbst 9 ansehnliche Burgwarten und Städte, von welchen 1015 nur 4 an das Stift Merseburg zurückgekehrt wurden. Unter andern blieb Eilenburg von der Zeit an bey Magdeburg, bis zur Reformation. Gleichwohl zählt der Vf. S. 24 diese Stadt zum merseburg. Sprengel. Eine Kirche des heil. Franciscus gab es nie in Leipzig, so wenig, als eine des heil. Dominicus, aber Mönche nach beider Ordensregeln, deren Kirchen ganz anderen Heiligen gewidmet waren. Die ehemals in Leipzig vorhande-

ne Katharinenkirche hat der Vf. nicht bemerkt. Unter den angegebenen Kirchorten sind einige durch Druckfehler entsetlet. S. 28. N. 14 ist für Nöteriz, Stütteritz, und N. 35 für Numsdorf, Stumsdorf zu lesen. — Von S. 31—93 wird der Sprengel des Bisthums Naumburg-Zeitz beschrieben. Nach einer kurzen Einleitung über den Umfang des Sprengels etc. folgt S. 39—51 die Reihe der Bischöfe, meist nach Sagittar. Der fünfte Bischof Caludus starb in Gesellschaft seiner Kirche zu Rom 1045. Bey dessen Nachfolgern: Burchard Busso, und Eberhard Happo, müssen die Namen getrennet werden: Burchard, oder Busso, Eberhard, oder Eppo. Bischof Walram S. 41 war einer der freymüthigsten Vertheidiger der Rechte des Kaisers wider die Anmaßungen des Papstes. Seine noch vorhandenen, in Frehers, Scharfs, Eccards u. a. Sammlungen abgedruckten Schriften hätten bemerkt werden sollen, besonders die von Ulrich von Hutten zuerst herausgegebene: *De unitate ecclesiae conservanda*, in welcher der Vf., nach Adelungs Urtheil (*Director. der sächs. Geschichte* S. 70), viel Gelehrsamkeit gezeigt hat. — Die tödtliche Verwundung des Bischofs Dietrich I, vor dem Hauptaltare in der Klosterkirche zu Bosa, ist genauer und richtiger, als von Sagittar, beschrieben; doch war der Name des Mörders, eines durch des Bischofs Bemühungen zum Christenthum übergegangenen Slaven, nicht Bruno, sondern Benno, welchen, nach Paul Langens Chronik (*ap. Menk. S. R. G. II, 17*), da er sich durch die Flucht unsichtbar gemacht hatte, der Teufel hinweggeführt haben soll! — Der nachmalige Erzbischof Wichmann zu Magdeburg kommt in den noch vorhandenen Urkunden nie unter den S. 44 angegebenen Namen Wittmann vor. Alte, unlesbare Handschriften haben zu dieser Verunstaltung des alten deutschen Namens Wichmann Veranlassung gegeben. — Bischof Dietrich II war Anfangs Pleban in Torgau, nach einer von ihm ausgestellten Urkunde in Kreyßigs Beyträgen VI, 85. — Peter von Haugwitz war, nach des Vfs. Angabe S. 49, aus der Familie von Schleinitz. Diese neue Entdeckung fand er in Kreyßigs angeführtem Werke II, 168, wo allerdings ein Peter von Slynicz Bischof zu Nuenburg genannt wird. Offenbar liegt aber hier eine falsche Lesart aus einer undentlich geschriebenen Handschrift zum Grunde. Paul Lange, der mehr Glauben verdienet, führet ihn (*Menk. II, 44*) unter der Benennung auf: *Petrus ex stirpe et domo nobilium de Haugwitz*, und seine Angabe wird durch das Grabmal in der Stiftskirche zu Zeitz bestätigt. — Dietrich von Burgsdorf (nicht Boxdorf) war Anfangs Ordinarius der Juristenfacultät in Leipzig, und hat sich um die Verbesserung des Sachsenpiegels verdient gemacht. Von Julius Pflug, dem gelehrtesten der naumburg. Bischöfe, ist S. 51 zu wenig gesagt. Statt des *Panegyri. gentis Pflug.* von Hillig, der als Handschrift auf einen Hieron. Sigm. Pflug gar nicht hieher gehöret, hätte auf verschiedene Schriften des verdienten Hn. Rect. Müller in Zeitz verwiesen werden sollen. — Von S. 52—71 behandelt der Vf. die Geschichte der Reformation und der Verfassung des

stifts bis auf die neuesten Zeiten, was eigentlich nicht in seinem Plane liegt. S. 72—93 folgen die Kirchengeschichte des Naumburg-Sprengels. Diesen Abschnitt beschließt der Vf. mit der Bemerkung, daß die geistl. Ämter bey ihrer Einziehung nach der Reformation nicht zweckmäßig angewendet worden wären, und beruft sich auf Stellen in Luthers Schriften, zum Beweis, daß der Reformator selbst über die Verwendung dieser Güter ein mißfälliges Urtheil gesprochen habe; allein aus diesen Stellen ergibt sich nur so viel, daß man nach der Reformation weniger auf Kirchen und Geistliche verwandte, als in früheren Zeiten, wo man Freygebigkeit gegen Kirchen und Klöster für ein Erwerbmittel des Himmels ansah. Zweckmäßiger konnten, nach Rec. Darübrhalten, die zum Theil sehr reichlich dotirten Klöster nicht angewendet werden, als zur Erhöhung des Fonds der Universitäten, zur Stiftung der Fürstenschulen, zur Vermehrung des Gehalts der Prediger und zur Unterstützung studirender Jünglinge durch Stipendien. Daß dies in Sachsen unter Moriz und August geschehe, ist bekannt genug, wenn man auch nicht leugnen kann, daß einige Klostersgüter in verschiedene Räte und Günstlinge dieser Fürsten unter den Preis abgelassen wurden. — Der vierte Abschnitt S. 97 ff. handelt von den *Stiftern und Klöstern*. Das Collegiatstift zu Wittenberg ward, nach S. 112, nicht 1300, sondern 1353 von Herzog Rudolph I zu Sachsen errichtet, und von Kurf. Friedrich dem Weisen erneuert. Was S. 95 von einem Protectorat der wittenb. Stiftskirche gesagt wird, ist aus *Schamel. Beschreib. des Morizklosters vor Naumburg* S. 29 f. wörtlich entlehnt. — Von S. 135 werden die ehemaligen sächs. Klöster aufgezählt, überhaupt 153. Unverkennbar ist hier der Fleiß des Vfs. Doch hätte Rec. eine ausführlichere Darstellung gewünscht. Im Mittelalter waren, vor Errichtung der Universitäten, die Mönchsklöster die einzigen literar. Institute, in welchen die Überreste gelehrter Kenntnisse, bey der damals allenthalben überhand nehmenden Barbarey, einen ruhigen und ungestörten Zufluchtsort fanden. Die Mönche waren, sey es auch um ihres Vortheils willen, sehr geschäftig, Urkunden aufzubewahren, nützliche Werke durch Abschriften zu vervielfältigen, Büchersammlungen anzulegen, und zeichneten sich in gewissen Künsten durch nicht gemeine Fertigkeit aus. Schon in dieser einzigen Hinsicht ist die Kenntniß der klosterlichen Anstalten des Mittelalters dem Freunde der Literatur und Kunst nicht gleichgültig. Die zahlreichen Klosterbeschreibungen von *Schamelius*, *Leuckfeld* u. a. sind nicht in aller Händen, und den meisten Lesern, wegen der veralteten weitsehweifigen Schreibart, ungenießbar. Sie verdienen daher, wie *Schlözer* von einer ähnlichen Arbeit sagt, ausgearbeitet, und mit Absonderung der Schacken in eine neuere gefälligere Form umgegossen zu werden. Mehrere angesehene Klöster zu Dresden, Leipzig (mit Ausnahme des Thomasklosters), Wittenberg, Hain, Pirna, Torgau, Weißenfels, kennt man nur aus einzelnen histor. Bruchstücken. Hätte

nun der Vf. die merkwürdigsten Umstände aus dem vorhandenen Klostergeschichten ausgehoben, und die weniger bekannten Klöster durch Auffuchung der dazu erforderlichen Urkunden genauer beschrieben: so würde er eine sehr verdienstliche Arbeit unternommen und ein in dieser Art noch nicht vorhandenes Werk geliefert haben. An Raum konnte es ihm nicht fehlen, wenn es ihm nur gefallen hätte, den nach dem Urtheil aller verständigen Leser überflüssigen 2 Th. bey Seite zu legen. Indessen verdient schon die mit vielem Fleiß zusammengeordnete Darstellung allen Dank, und gewährt mit der beigefügten Tabelle eine sehr anschauende Übersicht. Zum Behuf einer weiteren Bearbeitung dieses Entwurfs theilt Rec. dem Vf. folgende Bemerkungen mit: S. 136. *Lichtenburg*, ein königl. Schloß (nicht Dorf). Das hiesige Antoniterkloster soll, nach der gewöhnl. Meinung, Herzog Bernhard zu Sachsen († 1211) gestiftet haben. Wahrscheinlich kam es aber erst 1312 zu Stande; wenigstens findet man diese Jahrzahl auf dem ältesten Klosteriegel. Die beiden letzten Präceptoren, wie sich die Aufseher dieser Klöster nannten, Goswin von Orfog und Wolfg. Reifenspusch, waren kurfürstl. Räte und Kanzler der Universität Wittenberg. — S. 140. *St. Afra*, Augustiner- (nicht Benedictiner-) Kloster, gestiftet vom Bischof Dietrich (nicht Thierei). S. 141. Das Kloster zu *Niemce* ward vom Markgraf Conrad wegen geringer Einkünfte mit dem *petersberg.* Kloster vereinigt. Dieses ehemals sehr ber. Kloster, dem wir das schätzbare *Chronicon Montis Sereni* verdanken, incl. die Klöster zu Halle und das zum Neuen Werke vor Halle, hätten, wenn sie auch nicht mehr, wie ehemals, unter Sachsen stehen, mit eben dem Rechte bemerkt zu werden verdient, als die vom Vf. angezeigten Klöster zu Frankenhausen, Gerbstedt, Sittichenbach, Ilmenau, Kelbra, Heringen. — Schweinitz und Eilenburg hatten keine Klöster. Am letzteren Orte war ein Terminhaus der leipziger Dominicaner. Der pirnische Mönch Lindner, Vf. des bek. *Onomastikon*, und Joh. Lange, wahrscheinlich mit dem Geschichtschreiber Paul Lange im Kloster Bosau verwachelt, können mit keinem Rechte den Conventualen des leipz. Predigerklosters beygezählt werden. Dagegen waren die hier nicht bemerkten *Joh. Cuno*, ein freymüthiger Eiferer wider den damals herrschenden Aberglauben, *Georg Orter*, zugl. Prof. Theol., Bestreiter eines päpstl. Ablassbriefes, und *Marcus von Weyda*, Vf. einer Ausgung des Vater unser (*Panzer Annal. der alt. deutsch. Lit.* S. 257), würdige Mitglieder dieses Convents. Daß der berühmte Ablasskrämer Tezel diesem Kloster zugehört, ist allgemein bekannt. — Das von des Grafen Friedrichs zu Bren (nicht Markgrafens zu Meissen) Wittwe gestiftete Kloster ward von Canonissinnen, nach der Regel des heil. Augustin, und das zu Frankenhausen von Cistercienserinnen bewohnt. Beide zählt der Vf. irrig zum Benedictinerorden. Vom letzteren Kloster hat der ehemalige Stadtsyndicus Jp. Frid. Müldener eine ausführliche Geschichte: *Leipz. 1747. 4.* herausgegeben. — S. 171. *Zschopitz*,

diplomatisch richtiger: *Schippnitz* (nicht Schrylitz), zuvor (nicht nachher) Weisenburg genannt, wenn anders der unzuverlässige Brotuf diesen Namen nicht erdichtet hat. Schamelius Beschreib. des Kl. Oldisleben, wo S. 11, u. 74 des Kl. Schippnitz gedacht wird, ist nur einmal aufgelegt. Naumb. 1730. 4. Der Zusatz: Vierte Auflage, ist also zu tilgen. — Der Cistertienserorden ist 1098 (nicht 1298) gestiftet worden. Eines der berühmtesten Klöster dieses Ordens war *Altenzelle*. Hier liefs der gelehrte Abt Martin von Lochau bey angehender Reformation die Mönche in der griechischen, und von Anton Margarita selbst in der hebräischen Sprache unterrichten. — S. 176. Das Bernhardinercollegium zu Leipzig war kein Kloster, sondern ein gemeinschaftl. Seminarium des Cistert. Ordens in Sachsen, wo die aufgenommenen Ordensbrüder in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet wurden. S. *Fragm. zur Gesch. der Stadt Leipz.* S. 63—73. Die S. 181 angef. Schrift über die gegenwärtige Beschaffenheit der Schulpforte ist vom Hofr. Böttiger in Dresden. Unter den bemerkten ber. Zöglingen dieser Erziehungsanstalt vermisst Rec. Joh. Adolph Schlegel, Prof. Schneider in Frankfurt a. d. Oder, Hofr. Eichstädt in Jena, Fichte u. a. Fischer gehört nicht in dieses Verzeichniss. — S. 191. Eine mit Urkunden belegte handschriftl. Gesch. des Kl. heil. Kreuz bey Meissen von dem als Geschichtsforscher rühmlich bek. P. Urfinus wird in der königl. Bibl. zu Dresden aufbewahrt. Diplomatische Annalen des Kl. zum güldenen Stern bey Mühlberg s. in Kreyfzigs Beytr. I, 107—174. Diplom. Gesch. des Kl. Marienthron zu Nimtschen in Hasehe Magaz. der sächs. Gesch. VI, 66 ff. u. VII. Dafs der Klosterstürmer Leonhard Kopp, der Kathar. von Bora mit 8 Nonnen aus Nimtschen entführte, und 1525 mit 16 Gehülfen die Franciscanermönche zu Torgau prügelte und aus dem Kloster warf, das Pfarramt zu Röcknitz (nicht Regenitz) Torg. Inspect. erhalten haben soll, ist ungegründet. Dieses Amt erhielt

1534 der bisher. Beichtvater der Nonnen zu Nimtschen, M. Joh. Pezenstein, der ehemals Luthera nach Worms begleitet hatte. — S. 193. *Zinna*, in den Urkunden Cynna, steht mit Unrecht unter den Nonnenklöstern. Es war ein bekanntes Mönchskloster in der Mark Brandenburg, nahe an der sächs. Grenze bey Jüterbogk. Durch die Ähnlichkeit der Namen getäuscht, verlegt es der Vf. in das Dorf Zinna im Amte Torgau (nicht Schweinitz). — Weisensfels hatte ein Terminirhaus der leipz. Dominicaner, das hier in ein Franciscanerkloster verwandelt wird. Von den wittenberg. Klöstern s. Hasehe am angef. O. V, 416 ff. — Unter den zum Beleg zahlreich angeführten Schriften vermisst Rec. zuweilen die nöthige Auswahl. Brotuf schrieb ohne Kritik und verdient nicht ohne nähere Prüfung Glauben; Schulmeister *Fulpius* ist ein leichter Compilator. Von Ditmars Chronik S. 3 hätten die Ausgaben des Originals (und nicht Urfinus deutsche Übersetzung allein), besonders die neueste und vollständigste von *Wagner* Nürnberg. 1807. 4. angeführt werden sollen. *Braun de Numburg. fabricas magistris* steht S. 37 überflüssig, denn hier ist die Rede nicht von Naumburg. Bischöfen, sondern von Stiftsbaumeistern. *Thorschmids Antiquar. eccles.* Leipz. 1732 (nicht 1763) enthält keine Beschreibung vom wittenberg. Stifte. S. 112. Statt Fabers unbedeutenden Memorabil. Witt. von 1 Bog. hätte dessen ausführl. Gesch. der Stiftskirche. Wittenb. 1730. 8. 19 Bog. bemerkt werden sollen. S. 135 fehlt das Citat: Entwurf eines Klosterlexici von Joh. Mart. Schamelius. Eisenach 1733. 4. und S. 140 N. 5: Müllers Geschichte der Landschule zu Meissen. — Ausser den oben angezeigten Druckfehlern sind noch folgende zu verbessern: S. 40 Z. 9 st. Leubler, *Leuber*. S. 85 not. st. 1729; 1529. S. 93 not. st. teutchen Annal. *deutscher Ausgabe*. S. 148 Z. 18. st. 1516, 1716. S. 166 Z. 11. st. Straucha, *Stancha*. S. 171 Z. 10 st. Gentschitt, *Groitschitt*.

F. K.

## KURZE ANZEIGEN.

**ERBAUUNGSSCHRIFTEN.** Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Amtsreden bey verschiedenen wichtigen Veranlassungen.* Von Friedrich Samuel Gottfried Sack, k. pr. erstem Hofpr. u. s. w. 1804. 508 S. gr. 8. (2 Thlr.) Huldigungs-Gedächtnispredigten auf hohe und angefehene Personen, Predigten bey verschiedenen wichtigen Veranlassungen, Confirmations- und Trau-Reden, zwey Einführungsreden und ein Anhang an seine Kinder, enthält diese Sammlung. Die meisten dieser Reden sind schon einzeln gedruckt, theils aber nicht in den Buchhandel gekommen, theils vergriffen. Alle verdienten es, dem gebildeten Publicum von neuem in die Hände gegeben zu werden. Bey einem Manne, wie Hr. S., wäre es sehr überflüssig, mehr als das Daseyn dieser Sammlung anzuzeigen. Auf ihn, der in der Vorrede so richtig und genau die Regeln, die der Casualredner beachten, die Klippen, die er vermeiden muß, vorzeichnet, und in den Reden selbst ein so schönes Muster von Casualreden liefert, die auch längst schon als ein solches allgemein anerkannt sind, auf ihn und auf seine feine, delicate Auflösung oft sehr schwieriger Aufgaben, auf seine, zwar nicht stürmisch hinreisende, doch männliche und edle Beredsamkeit, auf seinen ruhigen, festen Gang, auf seine, wenn auch nicht durch die allerneuesten theologisch-philosophischen Gläser, aber mit sehr richtigem und geübtem Blick aufgefaßten christlichen Ansichten, und auf so manches andere Treffliche in seinen Arbeiten, darf das

Publicum von uns nicht erst aufmerksam gemacht werden. Nur erlaubt sich Rec., die in dieser Sammlung S. 285 befindliche Homilie allen denen zum Studium zu empfehlen, die sich unter Homilie wer weiß was für ein heterogenes Gemisch denken; und für den Anhang, der herrliche Ermahnungen an seine Kinder, bey dem Jubelfeste ihres Großvaters, des ehrwürdigen *Spalding*, in einer herzlich beredten Sprache enthält, hier dem edlen Manne öffentlich Dank zu sagen. I. I.

**Magdeburg, b. Reil:** *Zwey Predigten über Erleichterung und Verhütung der Armuth in unserer Stadt.* Am 13 und 14 Sonntage nach dem Trinitatisfeste gehalten von F. B. *Westemeier*, zweytem Pred. zu St. Ulrich und Lavin. 1805. 48 S. 8. (Der Preis, zum Besten der Armen, 4 Gr.) Der Vf. redet für eine gute Sache, und Rec. darf ihm das Zeugniß geben, dafs er mit Einsicht und andringender Wärme für sie spricht. Rec. war selbst einst Zeuge jenes (S. 13 erwähnten) jährlichen grossen Umgangs der magdeburgischen Armen durch die Straßen der Stadt, und seinem Gefühle ist diese unersprechlich rührende Scene noch sehr gegenwärtig. Er möchte nicht ein Einwohner Magdeburgs seyn, wenn es theils erst solcher Scenen darin bedarf, um die Herzen zu erweichen, und dann so starker Erinnerungen, als sie in diesen Predigten gegeben werden, um die Hände der Begüterten zum Ausspenden der Wohlthaten zu öffnen. N. A.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JUNIUS, 1808.

## SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS, b. Herhan: *Fables et Poésies diverses*, par Fumars, Professeur de Belles-Lettres à l'Université de Copenhague. 1807. I. Vol. 276 S. 8.

Was Herder von seinen lieblichen Blättern der Vorzeit sagt: „sie stehen als kindliche Fremdlinge da, und erwarten die freundliche Willfährigkeit, die man Ausländern erweist, daß man nämlich in ihre Denkart eingehe, und sie nur nach ihren eigenen Gesetzen richte“, — das erwarten, nach Rec. Ansicht, auch diese neuen Fabeln des vor anderthalb Jahren zu Copenhagen verstorbenen Prof. Fumars, welche als eine der schönsten Erscheinungen der neuesten französischen Literatur zu betrachten sind.

Lessings Scharfsinn, welcher die *Theorie der Fabel* mit der ihm überall eigenthümlichen Lebendigkeit und Vielseitigkeit beleuchtete, und zu den Grundsätzen zurück zu führen suchte, die in dem Vielseitigen das Eine begründen, aus dem die Wesenheit des Gegenstandes, als Ziel des Forschens, hervortreten muß, — Lessing, nach diesem Verdienste strebend, und dasselbe erreichend, hat bey der Musterung der Fabeldichter, zu welcher ihn seine Theorie führte, eine kritische Strenge bis zur Unbilligkeit gegen die französischen Fabeldichter, insonderheit gegen den unübertrefflichen La Fontaine geübt. Diese Unübertrefflichkeit beschränkt sich freylich nur auf seine Landsleute, welche ihn schwerlich je werden ganz erreichen können, und nur insofern auf uns, als wir ihn überhaupt als unnachahmbar betrachten müssen, indem die Eigenthümlichkeit des ächten französischen Geistes nur in französischer Form aufgefaßt und ausgedrückt werden kann. Dieser Geist verflüchtigt in jeder Nachbildung. — Allein es ist nicht wahr, daß der vorherrschende Witz, daß die Lustigkeit, die den Franzosen über Alles geht, la Fontaine's Fabeln charakterisiren; — vielmehr ist's die kindliche Naivetät, verbunden mit einer gleichenlosen Scharfsichtigkeit, die Mängel und die Gebrechen in der bürgerlichen Gesellschaft, wie die Fehler und Schwächen in den Individuen, durch ein ihnen gegenüber gestelltes Leben in der Fabelwelt, zur Anschauung zu bringen, was in seinen lieblichen Dichtungen auf eine unübertreffbare Weise geschehen ist. Lustig, witzig, ja sogar mitunter scharfsinnig, sind fast alle französischen Fabeldichter: ihr Vortrag weicht, wie der la Fontainesche, von dem Muster der Alten ab, deren vornehmster Schmuck ist, gar keinen Schmuck.

S. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

zu haben, wie Lessing sehr richtig bemerkt. Daß aber die Alten den Franzosen so selten zum Muster dienen, darüber verdienen sie keinesweges die Vorwürfe, mit denen man unter uns so freygebig gegen sie ist.

La Fontaine gestand, daß seine Sprache ihm das größte Hinderniß gewesen sey, Phädrus zierliche Präcision und außerordentliche Kürze zu erreichen. Der der französischen Sprache eigenthümliche Phrasen-Reichthum, welcher keinesweges aus einem Wortüberfluß, sondern, wie eine gründliche Kenntniß derselben, und die Geschichte ihrer Bildung beweisen, in der Wortarmuth ihren Grund hat, bildet vielleicht das größte Hinderniß im Nachstreben der ewigen Muster, welche uns das classische Alterthum hinterlassen. Dieser Reichthum in der Armuth führte aber, nach Rec. Ansicht, la Fontaine, wenn nicht zu einer höheren Ausbildung der Dichtungsart, doch zu einer Behandlungsweise derselben, durch die ihr Gebiet insofern erweitert worden, als sie dem Fabeldichter, dessen Ziel Belehrung ist, neue Mittel zur Erreichung seiner Absicht darbietet. Die einfachen Sitten des Alterthums konnte der Fabeldichter jener Zeit in einfachen Bildern versinnlichen; er konnte und mußte jeden überflüssigen Schmuck als zwecklos zu seiner Absicht verschmähen. Nicht also verhält es sich mit den verwickelten, und nur allzu oft durch ein Conflict von naturwidrigen Kleinlichkeiten sich ausprechenden Verhältnissen des geselligen Daseyns in der modernen Welt. Diese in dem Bilde und in der Handlungsweise, z. B. eines Kaninchens, einer Henne, einer Mücke darzustellen, — diese schwierige Aufgabe hat la Fontaine auf eine ihm eigenthümliche, und gewiß sehr glückliche Weise gelöst. Indem er nämlich seine Thiere handelnd auführt, und so in ihre Sphäre die des menschlichen Thuns, insonderheit das seiner Zeitgenossen und Landsleute überträgt, tritt er gleichsam selbst mit ein in den Kreis der Handelnden. Der treuerzige Ton in seiner Erzählung, als wäre sie ihm geschichtliche Thatfache; die Naivetät, mit welcher er ihre Wirklichkeit gar nicht zu bezweifeln scheint, indem er immer durch eine Reihe kleiner Einheiten, die er bezubringen weiß, die gewissenhafteste Genauigkeit des Geschichtschreibers, oder vielmehr des Augenzeugens der Begebenheit zu beobachten scheint; seine gefühlvolle Theilnahme, welche er beweist, an den Glücks- oder Unglücks-Fällen seiner Fabelgeschöpfe: — alles dies giebt seiner Manier einen Reiz, der nur mit Aufopferung der

— c c c —

gewöhnlich und gemein ist: so erragt es doch einiges Interesse, welches dem vorigen durchaus fehlte; man will hier wenigstens wissen, wie sich das Ding entwickelt, wenn gleich die Verflechtung keine große Entwicklung nöthig macht.

Das dritte Drama ist in dieselbe Zeit gesetzt, und recht gut gemeint. Melpomene tritt als Prologus auf, und erklärt die Tendenz dieser historischen Tragödie. Wir wollen etwas aus diesem Prolog mittheilen, um den Lesern wenigstens Eine Probe sowohl von der Sprache und dem Versbau des Hn. W., als auch davon zu geben, wie er fremde Ideen benutzt: der Prolog des Wallenstein ist bekannt. Also beginnt Melpomene in ihrer Wolke:

Wann nur nach Thaten streng die Weltgeschichte  
Den Stab gebrochen — tret' ich später auf:  
Damit das Herz, das fühlende, nicht richtet  
Sich in dem Urtheil nach dem ehr'nem Lauf  
Der Kalten, die die Thaten nur allein  
Beurtheilt; doch dem Herzen näher seyn  
Soll durch der Künste rosiges Gewebe  
Der Held des Stücks; es bricht die Urtheilstäbe  
Nach milderer Einsicht. Nachsichtsvoll erwägt  
Es jeden Drang, den oft der Bußen trägt  
Zur Schnellkraft guter oder böser Triebe —  
Zum Hochgefühl — zur Kälte — heisser Liebe —  
Oder zum Leichtfinn u. s. w.  
Dum: Menschlichkeit und Nachsicht zu verbreiten,  
Ward mir der Ruf: im ernstesten Trauerspiel  
Zu zeigen, wie mit Götterfeigkeiten  
Gespielt wird in dem taumelnden Gewühl  
Des bunten Lebens! — daher diese Scenen;  
Nehmt so sie auf, mein Dank sind Eure Thränen.

Hr. W. sagt in der Vorrede: wenn diese Tragödie das Glück hätte, nicht ganz ungünstig aufgenommen zu werden, so solle ihr die Fortsetzung von König Christierns fernerm Leben in einer zweyten Tragödie folgen. Über die Aufnahme wird wohl der Verleger die Stimmen sammeln; sollte Hr. W. sie selbst einholen wollen, so würde Rec. ihm die Sei-

nge nicht geben, sondern ihm wohlmeinend rathen, lieber einem anderen Geschäfte, als dem Tragödien-schreiben, nachzugehen.

Rec. kann nicht leugnen, daß er bey dem Lustspiele No. 4 einiges Vergnügen empfunden habe. Es hat doch immer etwas Erfreuliches, alte Bekannte wieder zu finden; und die Menschen dieses Lustspiels tragen alle solche Gesichter, daß er sie mehr als einmal gesehen zu haben glaubt. Das Stück ist vaterländisch, d. h. es find vaterländische Böfewichter, die darin entlarvt werden. Eine alte, Scheinheilige, abergläubische, boshafte Haushälterin risket Lärm und Unheil zwischen einem guten, schwachen Alten, ihrem Herrn, und seinem braven, lebhaften Sohn, und sucht dessen Heirath mit einem armen Mädchen zu verhindern, weil sie dadurch um ihre Herrschaft kommen würde. Dazu sind nun ein paar dumme oder nichtswürdige Kerls auf der einen Seite nöthig; auf der anderen aber ein gerader, biederer, polternder Onkel, ein ehrlicher Pastor u. s. w., damit die Sache ein gutes Ende gewinnen könne. Der Gang, wie dieses Ende, versteht sich von selbst. Voraus ist noch eine Anweisung über die Hauptpersonen geschickt, um die Schauspieler gehörig zu instruiren. Z. B. „Samuel (Tappzu, ein Bedienter) muß in seiner ganzen natürlichen Dummheit vorge-  
tragen werden; nur das, was dadurch zum Lachen reizen kann, bitte ich ergebenst den Schauspieler, der ihn giebt, nicht außer Acht zu lassen; sich aber vorgemachtem künstlichem Zusatze komischer Laune zu hüten, 40 Jahr alt. Buchhalter: steifer Pedant, mit gestochenem Krep, steifen Locken, Haarbeutel, Chapeau bas, und Stock mit langen Quasten, steifer geschmackloset Anzug. Beschränkter Kopf u. s. w. — Die Handlung und Darstellung des Ganzen, bemerkt der Vf. zuletzt, muß rasch seyn, wenn sie Wirkung hervorbringen soll.“

K. et A.

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Paris, b. Rougeron: *Menodor und Laura, eine Novelle aus der Zeit der Belagerung von Damascus*. Von G. B. Depping. 1806. 34 S. 8. (9 Gr.) Aus dem äwölften Bande der Geschichte des orientalischen Kaiserthums von Lebeau schöpfte der Vf. den Stoff zu dieser Novelle, und verwandelte, wie er sagt, einige müßige Stunden an die Bearbeitung, die er selbst nur für einen historischen Versuch angesehen wissen will. Nun ist aber ein historischer Versuch keine Novelle; daher auch das vorliegende Schriftchen ein übelgerathenes Mittelstück zwischen beiden vorstellt. Den wahrhaft tragischen Stoff hätte ein wahrer Dichter ganz anders behandelt, und eine ganz andere Rührung bewirkt, als uns, bey unserm besten Willen gerührt zu werden, hier zu Theil wird. Um von der historischen Seite Werth zu gewinnen, dazu schicken sich die willkürlichen Zusätze, die schlecht berechneten Aufschmückungen und das Blasenwerfen der ganzen Schreibart des Vfs. fast noch weniger. Der Zeitpunkt der von ihm erzählten Begebenheit fällt in das Jahr 634, und er erwähnt darin schon der Türken, die er ohne allen Unterschied mit den Saracenen verwechselt. An einer Stelle, S. 13, verspricht Menodor seiner geliebten Laura, sie in ein Kloster nach Antiochia zu bringen. Nur grobe Unwissenheit konnte Antiochia so nennen. Im Schildern ist der Vf. meistens unglücklich; seine rednerischen

Wendungen und kunstmäßigen Perioden sind nicht selten schadhaft. Statt Morgen schreibt er immer der morgige Tag. Ihm wäre zu rathen, es bey diesem Veruche bewenden zu lassen.

Chf.

Gotha, b. Ettinger: *Der Oheim und sein Neffe*. 1804. Zwey Theile. v. 366 u. 382 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.) Die Zeiten der Kreuzzüge haben den Stoff zu diesem Roman gegeben. Bey manchen Nachlässigkeiten im Ausdruck und manchen Verstößen gegen die deutsche Sprachlehre läßt er sich doch — ohne Anstrengung lesen. Der Vf. gewinnt seine Leser bald durch eine gewisse Gutmüthigkeit; und wenn man auch die Auflösung des Knotens schon von weitem kommen sieht: so ist man doch mit der Auflösung selbst nicht unzufrieden. Es paart sich, wer sich paaren kann; was übrig bleibt, wird anderweit versorgt. Zum Schluß wird eine Peitsche aufgehoben, zur Erinnerung, daß man keinem Nothleidenden, besonders aber keinem armen Kinde hart begegnen solle: denn man wisse ja nicht, was aus einem Bettelknaben noch alles in der Welt werden könne. — Ubrigens wünschen wir, daß die fünffache Verwechslung des Accusativs mit dem Dativ, die sich in den letzten neun Zeilen vorfindet, dem Setzer und nicht dem Vf. zur Last fallen möge! Nur kommt sie noch sonst zu häufig in dem ganzen Buch vor.

Sp.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 28 J U N I U S , 1 8 0 8 .

## L I T E R A T U R G E S C H I C H T E .

HAMBURG, b. Bohn: *Ioannis Alberti Fabricii*, Theol. D. et Prof. P.ubl. Hamburg. *Bibliotheca Graeca*, sive Notitia scriptorum veterum Graecorum, quorumcunque monumenta integra aut fragmenta edita exstant, tum plerorumque e Mss. ac deperditis ab auctore recognita. Editio nova variorum curis emendatior atque auctior, curante Gottlieb Christophoro Harles, Consil. Aul. et P. P. O. in Univerf. liter. Erlang. Accedunt *Christophori Augusti Heumanni* Supplementa inedita. *Volumen Decimum*. 1807. XIV u. 776 S. gr. 4. (5 Rthlr. 12 Gr.)

Gewiss wird sich jeder Freund der griechischen Literatur mit dem Rec. freuen, daß durch den rastlosen Eifer des Hn. Hofr. Harless mit der Ausgabe dieses 10 Bandes, welchen die Zeitumstände etwas verspätet zu haben scheinen, dieses wichtige Literaturwerk seinem Ende näher gebracht, und zugleich die Hoffnung aufs neue gestärkt worden ist, daß es bey allen literarischen und politischen Hindernissen in wenigen Jahren völlig und glücklich beendigt seyn werde: *ἐλπίς γάρ ἐστι γυροτόπος*. Dieses Vol. beginnt mit den beiden aus dem V Vol. der älteren Ausgabe bis hieher aufgesparten Abhandlungen *Leonis Allatii de Nilis ac Psellis*, welche der Herausgeber, um sie den Bedürfnissen der Bibl. Gr. und den veränderten Umständen der Zeit und der Literatur gemäßer einzurichten, theils abgekürzt, theils aber auch, besonders wo das Verzeichniß der Schriften mit ihren Ausgaben und der Mss. mangelhaft war, berichtigt und ergänzt hat. Die übrigen Rubriken enthalten die Schriftsteller des IX Vol. der älteren Ausgabe von Cap. 29—39 *de Maximo Alexandro Sophista*, von welchem das IX Vol. der neuen Ausg. schon das meiste verhandelt hat, und das 40 Cap. *de Suida*, welches, um alle griechischen Lexikographen und Grammatiker zusammenzustellen, schon in das VI Vol. aufgenommen worden war. Man findet also die Geschichte und Literatur des *Palladius* mit den übrigen *Palladii*, des *Heracles Cyprius*, des *Ioh. Moschus Eucrates*, und aller derer, welche die *Vitas* der Mönche, der Kirchenväter und der Heiligen, wie auch die *Hagiologieen*, *Martyrologieen* und *Morologieen* der orientalischen Kirchen bearbeitet haben, dann *Symeon Metaphrast.*, *Theodori Mopsuesteni*, *Theodori Abucarae*, *Theod. Balsamonis*, *Theod. Gaza.*, *Theod. Meliteniotae*, *Theod. Metochitae*, *Theod. Rithulensis*, *Theod. Studitae*, *Philonis Carpathii*, *Isidori Pelusiota.*, *Antiochi*, *Ptolemaidis Episcopi*, *Severiani*, *Theodoti Ancyran.*, mit den übrigen *Theodotis*, *Antipatri Bostrensis*, nebst anderen *Antipatris*, *Candidi Isauri*, *Symeonis Stylitae*, *Ioannis Hierosol.*, *Nestorii*, *Eutychis*, *Dioscuri*, *Anastasi Sinaitae* mit den übrigen *Anastasis*, *Severi Antiocheni*, *Olympiodori Alexandr.* mit den übrigen *Olympiodoris*, *Zachariae scholast.*, *Ioan. Philoponi* und *Photii*, von welchem aber der *Index alphabeticus scriptorum*, und der Abschnitt *de reliquis Photii scriptis editis et nondum editis* wegen Mangel des Raums, um dieses Vol. nicht unverhältnißmäßig zu vergrößern, dem künftigen vorbehalten worden sind. Alle diese Rubriken hat Hr. H. ohne fremde Unterstützung, wenn man die wenigen Beiträge der Hn. Sixt in Altdorf, Beck in Leipzig, Hardt in München, und einige Ergänzungen und Berichtigungen von *Joh. Alb. Fabricius*, die dem Exemplar der fürstl. gothaischen Bibliothek beygeschrieben sind, abnimmt, mit eben dem Fleiße und auf eben die schon bey Anzeige der ersten Bände (1806. Num. 226 ff.) beschriebene Art, wie iriden vorausgegangenen Vol. bearbeitet. Sollte man auch seine literarischen Wünsche nicht überall gleichmäßig befriedigt finden, und wer vermag sie allein alle zu befriedigen? so wird man doch aufrichtig bekennen müssen, daß man dem Restaurator dieser Bibl. weit mehrere Aufklärung und Belehrung zu verdanken habe, als allen anderen, die in neueren Zeiten ähnliche Versuche wagten. Rec., der diesem Bekenntnisse von ganzem Herzen beystimmt, ja es selbst darlegt, obgleich Hr. H. in seiner Vorrede daran zu zweifeln scheint, wird jetzt nichts von den vielen Homonymien sagen, die in diesem Vol. theils berichtigt, theils vermehrt sind, da er seine Wünsche darüber schon in der vorhergehenden Anzeige geäußert hat, nichts von den einzelnen Berichtigungen, Verbesserungen und Ergänzungen, die vielleicht noch mehr berichtigt, verbessert, ergänzt oder auch wohl vermindert werden konnten, auch nichts von einzelnen Wiederholungen und Verstärkungen, die jeder leicht auffinden und verbessern kann: ihm soll bey der Anzeige dieses Vol. nur eine einzige Rubrik beschäftigen, die ganz neu umgearbeitet zu werden verdient hätte, und von welcher er glaubt, daß die neuen und neuesten Hilfsmittel dabey nicht so benutzt worden sind, als sie hätten benutzt werden sollen und können. So viel auch *Fabricius* bey der Bearbeitung der XXten Rubrik des 32 Capitel, welche *Vitas*, *martyria*, et *encomia Sanctorum graece scripta* behandelt, mit Hülfe der *Acto-*

ffff

rum SS. *Lipomanni*. *Surii*. *Bollandi*. *Baronii*. *Combesii* und besonders *Lamberti de Bibl. Caes. Vindobon.* gethan hat: so verstatteten ihm doch seine Zeiten nicht mehreres, noch viel weniger das zu thun, was die unfrigen nicht nur zu erlauben, sondern auch zu verlangen scheinern. Die Hülfsmittel, sowohl die gedruckten, als die handschriftlichen, haben sich vermehrt; einige liegen zerstreut und einzeln in vielen Schriften herum, die freylich nicht ohne Mühe zusammen getragen und geordnet werden können; andere aber finden sich vereinigt beyammen, welche man, wenn man nur will, mit leichter Mühe verbrauchen, und da, wo sie hingehören, eintragen und vertheilen kann. Hr. H. konnte bey dieser Rubrik die Hülfquellen, er schöpfte auch bisweilen aus denselben, aber nur nicht bey allen Artikeln, und nicht mit der ihm sonst eigenen Sorgfalt und Vollständigkeit. Hätte er nur die beiden neuesten Verzeichnisse so wohl der königl. münchener Bibliothek, welches *Ignat. Hardt* erst den aretinischen Beyträgen zur Geschichte und Literatur einverleibt, und hernach 1806 in einem Bande vereinigt, bekannt gemacht hat, als besonders der moskauer Bibliotheken, welches von *Matthäi* Leipz. 1805. 8. herausgegeben, und er auch selbst S. 185 gerühmt hat, gehörig benutzt: so würde diese Rubrik an Vollständigkeit, Richtigkeit und Genauigkeit so vieles gewonnen haben, daß sie die übrigen alle leicht übertroffen haben würde. Auch würde er gewiß noch genauer, als *Hardt*, der ihn bey der Umarbeitung dieses Artikels unterstützte, angegeben haben, welche *Vitae Sanctorum* schon abgedruckt, oder nur noch in Handschriften bekannt, und, wo diese aufzufinden sind; er würde zu einigen *Vitis* und *Elogiis* SS. eine Handschrift mit ihrem Verfasser zu setzen gefunden haben, welche *Fabricius* nicht dazu gesetzt hatte; er würde veranlaßt worden seyn, nicht nur die Zahl ganz verschiedener *Vitarum*, sondern auch der Heiligen zu vermehren, die eine nicht geringere Glorie umstrahlt, wie die übrigen von *Fabricius* oder auch von ihm selbst gerühmt; er würde da, wo nur ein lateinisches Exemplar der *Vitae* genannt wird, auch das griechische haben bekannt machen können; er würde den Anfang einiger *Vitarum*, welcher bisweilen von *Fabric.* weggelassen worden ist, wie bey den übrigen, der Gleichförmigkeit wegen, nachgeholt, und da, wo er verstümmelt angegeben ist, berichtet und von Fehlern gereinigt, er würde einige, die gar keine Heiligen sind, aus der Reihe derselben verlegt, einigen Artikeln, die nicht an ihrem Orte stehen, denselben angewiesen, er würde ferner die Heiligen, welche Unbekanntheit verdoppelt und unter verschiedenen Charakteren, ob sie gleich nun eine Person sind, aufgeführt hat, in eine Person zusammengeschmolzen, er würde durch den Druck verunstaltete oder verfälschte Namen von Heiligen, mit Hülfe der Handschriften, verbessert haben; er würde auch Handschriften von *Vitis*, welche in den angeführten verstümmelt gefunden werden, haben bekannt machen können, welche sie ganz

und unverstümmelt enthalten, als S. 230: *Alia in eundem*, C. *Mosq.* 163, 14; er würde sich vielleicht auch davor verwahrt haben, einen und eben denselben Artikel an verschiedenen Orten verdoppelt aufzuführen; er würde auch mancher *Vita*, die verschiedenen Verfassern zugeeignet wird, ihren rechtmäßigen Verfasser gegeben, oder zum wenigsten doch zu geben versucht; auch würde er endlich mehr für Einheit gesorgt haben, wenn er die Artikel, und die *Vitas*, welche mehrere Heilige vereinigen, auch einzeln in die alphabetische Ordnung, wie es in der älteren Ausgabe beobachtet worden ist, gestellt, und was bey dem allgemeinen Art. bemerkt worden war, nicht, wie bisweilen geschehen ist, bey den einzelnen *Vitis* wiederholt haben. Doch dieses soll nicht bloß gesagt seyn, um Hn. H. und anderen die Belege dazu aufsuchen zu lassen; Rec. will diese, obgleich unangenehme, wohl auch undankbare, Mühe selbst übernehmen, und durch Beweise, die sich fast auf allen Seiten dieses Abchn. aufdringen, das, was er gebessert und umgeändert wünschte, zu bestätigen suchen. Er wird sich aber am meisten an *Matthaei Notit. Codd. Mosq.*, weniger aber an die Handschriften der münchener königl. Bibl. halten, weil diese schon ein anderer Rec. in einem anderen kritischen Blatte da aufgeführt hat, wo sie Hr. H. zu benutzen verabsäumt hatte, außer etwa da, wo sie jener nicht ausgezeichnet hat, oder wo sie zu neuen Bemerkungen und Berichtigungen Anlaß geben.

Neue und noch unbekannte Handschriften von *Vitis* SS., welche die *Bibl. Gr.* mit ihren Verfassern nebst den Anfangsworten derselben angiebt, finden sich auch in den mosk. Bibliotheken S. 186. *Abercii* Cod. 181, 47. S. 187. *Abramii* C. 132, 34. 181, 53. *Adelphi* C. 175, 11. S. 188. *Acephalos*, C. 169, 3. 170, 1. 171, 3. 179, 30. *Elutia* C. 141, 13. 174, 2. *Ev Etes*, C. 163, 7. welcher *ἐβδόμου* f. *ἐβδόμης* liest. *Acyndini* *Pegaf* C. 141, 17. 169, 2. 171, 2. 177, 9. 179, 29. S. 191. *Alexis*, *ἐγέvera* — *ἐν (τῇ) ῥώμῃ* C. 280, 19. S. 192. *Alypii* C. 173, 11. 177, 16. *Amphilochii* C. 169, 16. 173, 4. 177, 14. u. 8. f. S. 193. *Ananiae*, *Decodem*, C. 176, 1. 179, 15. 181, 28. Hier fehlt vor *δυσσεβοῦς* der Art. τοῦ. Λουκιανὸς — C. 132, 17. *Anastasiae viduae* C. 155, 8. 158, 8. κατὰ τοὺς καιροὺς C. 175, 10. *Anastasiae virginis* C. 132, 33. 179, 25. 181, 52: Hier muß nach *διττὰς ἡμῶν* gesetzt werden ὁ λόγος. *Anastaf. Persae* C. 168, 14. S. 194. *Andr. apost.* C. 171, 29. 172, 8. 173, 14. 177, 27 u. 8. f. Siehe auch *Matthaei* und *Matthiae*. S. 195. *πᾶσι μὲν τοῖς* — C. 177, 28. *Andreas in Crisi* (τοῦ ἐν τῇ κρίσει) C. 177, 2. 181, 42. *Andr. dardis* C. 163, 32. S. 196. *Anthimi* C. 178, 3. 180, 3. 181, 3. S. 197. *Anton. monachi* C. 156, 9. 158, 23. 168, 10. Hier ist f. *ἀντορήσας* zu lesen: *ἐνεσθῆς*. S. 198. *Anysae temp. tyranni*. Der mosk. Cod. giebt *Philothemus* als Verfasser an. In SS. *Apost.* C. 177, 20: *ὁ ἐκκλησίας* setze *τῆς*. S. 199. *Arch. Mich.* ὁ τῶν αὐλῶν — C. 202, 1. (Der Verfasser *Pantaleon* heisst im Griech. immer Παντόλων). *De arch. Mich. miraculo* C. 132, 4. 141, 4. 178, 5. 180, 5. 181, 7. S. 200. *Arethae* C. 132, 30. 181, 49. *Arseui* C. 261, 1. *Artemii* C. 132, 27. 141, 14.

179, 21. S. 201. *Athanas. Alex. aliud auctore*, C. 156, 10. 168, 17. 215, 2, wo zu lesen ist: ἄλλοι μὲν ἄλλα τῶν μακ. S. 202. *Babylas* C. 132, 3. 178, 4. 180, 4. 181, 4. *Bacchi* imm. C. 162, 22. S. 203. *Brachisti* (*Barachisti*). *Barbaras* Μαξιμῶν C. 179, 9. 202, 11. S. 204. *Barthol. ap.* C. 177, 25. S. 205. *Basili. episc.* (*archiepiscopi*) *Amas.* C. 163, 15. S. 207. In *Bethl. puer.* πάλιν — C. 351, 34, wo *Basilius episc.* als Verfasser angegeben ist. *Bonif. mart.* Nach C. *Monac.* 132 fehlt τὰ nach καί. S. 208. *Callistrati* C. 178, 22. 180, 20. S. 209. *Carpi* C. 177, 6. 181, 38. *Cassati*, oder wie die Handschriften lesen, *Caustuli*. *Catharinae* C. 26, 5. 160, 8. 173, 6 u. 8. f. S. 210. *Charitinae* C. 132, 20. 181, 32. *Charitonis* C. 132, 15. 178, 23. 180, 21. Anstatt πολλοὶ lesen die Codd. πολλὰ. *Chrysoft.* In *Jo.* *Chryf.* ἀγαπητοὶ — *Theodori* fehlt *Homilia*, C. 162, 29. 280, 3. S. 211. *Vita et res: Chryf. καὶ πάντων* — κατὰ (τὸν) *Θεόν*, C. 132, 1. 160, 12. 170, 10. *Clém. Pupas* C. 126, 7. S. 212. *Demirac. Clem.* — *Cotelerius* (Vol. r. p. 815 sqq.) Der Verfasser wird C. 26, 8 *Ephrem Chersokis* genannt. *Clem. Ancyrr. mart.* C. 168, 15. S. 213. *Cornel. cent.* C. 178, 12. 180, 12. 181, 14. S. 215. *Cypriani. Ant.* C. 132, 18. 181, 29. S. 216. *Cyriaci anach.* C. 132, 37. 178, 24. 180, 22. *Cyri et Joann.* C. 163, 10. S. 217. In *Daniel.* — *tres pueres* (*Ananiam, Azariam et Misaelum*) C. 218. In *defunctos* C. 327, 3. *Demetrii* εἶχε μὲν — C. 132, 32. 141, 15. 179, 24. 181, 51. S. 219. *Μαρία-νὸς* C. 163, 5. πολλῶν ὄντων, C. 323, 11. S. 220. *Dionys.* *Ateop.* κάλαι μὲν ἐν τόποις (τύποις) C. 132, 19. 179, 16. 181, 30. S. 222. *Ephr. Syri.* C. 26, 13. S. 223. *Epimachi*, ἀρτι μὲν, C. 132, 36. 179, 27. 181, 55. *Epiphaniē*, ἐκφ. γένος (γένους) C. 41, 1. *Eudoxii* C. 178, 6. 180, 6. 181, 8. S. 224. *Eulampii* ἀρτι — C. 132, 24. 177, 5. 181, 36. *Euphemias* C. 178, 13. 179, 9. 180, 3. S. 225. *Dordtheatec.* C. 132, 9. 141, 6. *Euphrosyni* C. 162, 23. 351, 31. *Euphrosynes. Alex.* C. 132, 14. 178, 20. 180, 18. S. 226. *Eupraxias* C. 163, 19. *Eustathii* C. 141, 7. 178, 17. 180, 14. S. 227. *Alia Eustathii* C. 132, 11. 179, 10. *Eustratii* C. 26, 10. 202, 13. S. 228. *Euthym. abb.* C. 168, 12. S. 229. *Georgii. Aliud ejus* C. 183, 12. 185, 14. 206, 6. In not. qq. *Andreae laud.* ἥλιος C. 163, 28. S. 230. In *Georg. mart.* C. 270, 6. *Alia in eund.* C. 163, 14, wo diese Rede unverkürzt gefunden wird. S. 232. *Gordii* C. 168, 1. *Greg. Agvig.* Φαβερὸν — C. 162, 2. *Greg. magnae Arm.* C. 132, 16. 141, 10. 178, 25. 180, 23. 206, 10 u. 12 q. S. 233. *Greg. thaumat.* συγκαλεῖ — C. 163, 22. 168, 18. S. 235. *Hilarionis* C. 175, 6. ἐν παλαιστίνῃ C. 132, 28. 181, 46. S. 236. *Jac. Alphati*, C. 177, 24. οὐχ οὕτω (οὕτως) C. 179, 22. 181, 48. *Jacob. mai.* C. 177, 22. *Jacob. Pers.* C. 171, 27. 173, 12 u. 8 f. S. 238. *Jesu nativit.* λαμπρά C. 271, 14, wo *Prochus*, *archiepisc.* *Constantinop.* als Verfasser genannt wird. S. 241. πολλοὶ τ. μεγάλων τὴν παρθενίαν (παρθένον), C. 160, 9. 184, 2. 171, 26. S. 245. Πρὸς ὑψηλ. C. 183, 28. 206, 2. S. 246. In *Crucis. Kenar.* ἀγαλλιάσεως, C. 351, 39. S. 247. Ὁρῶ σήμερον C. 274, 4 nennt den Verfasser *Gregor. Tauromenius*, die Codd. *Monac.* 250 u. 271. aber: *Theophan.* *Cerameus*. Πάλιν ὑψούτας — C. 271, 4. *ap. Greg. T. II.* C. *Monac.* 271. S. 248. Σταυροῦ κα-

νύγυριν, C. 179, 5. 271, 5. S. 249. Ἄ μὲν δὲ (τῶν) εἰκάση τεκμήριον (τεκμήρια) C. 279, 4. 302, 18. In *Jesu resurrect.* ἀνέστη τῇ — *Chrysostomo tribuitur*, auch in *Cod. Monac.* 146. S. 252. Φαίδρα μὲν πῶς. C. 1271, 59. πῶς ἐγὼ — ἐλάχιστος, C. 351, 38. S. 253. In *Christimag.* C. 161, 11. Οὐδὲν οὗτος εὐφρ. C. 183, 9. 185, 3. S. 254. *Imag. Christi Berytens.* C. 202, 4. 280, 14. S. 255. *Joachim: ὁ μέγας* — C. 271, 2. S. 256. In *Joan. ap.* ὅτι μὴ — C. 141, 9. 178, 21. 180, 19. Ἐγένετο μετὰ τὸ ἀναλ. C. 160, 3. 163, 3. 179, 13; auch hier heisst es συγγραφεῖσα παρὰ προχώρου, παρὰ τοῦ αὐτοῦ. Ferner: ὁ τὸν μέγαν τ. βροντῆς — C. 177, 21. S. 258. Z. 6. *Mosquae* C. 9, 12. 161, 12. 173, 14. S. 259. In *Joan. decollat.* C. 274, 31 καλῶς ἐφῆρμασεν, wo der Vf. *Gregor. Tauromenius*, nicht aber *Joann. Cerameus* genannt wird. S. 260. In *Capitis* — *invent.* μομαχοί. — C. 202, 5. S. 261. *Detribus invent.* *toribus* C. 160, 18; wo aber ἐφάσθηκε für ὑφάσθηκε gelesen wird. *Joann. Calyb.* C. 250, 5. 289, 20. S. 262. *Joann. Eleem.* C. 169, 12. 170, 9. 177, 12. 179, 33. S. 265. *Irenes mart.* C. 250, 7. S. 268. Λάζαρος τὸν παράκα. C. 215, 7. 271, 37 und 8, 21, ο) φέρε πάλιν (ταῖνον) C. 351, 24. χῆς. C. 215, 8. S. 270. *Ejusa. martya* C. 177, 7. 181, 41. *Lucas, εἰ καὶ* — *μνήμην* (μνήμη) C. 179, 20. 181, 43. ὡς λαμπρότης — C. 171, 30. *Luciani* — *Σαμάστα* C. 181, 40. S. 271. *Macartieremitas* (vel *Romani*, um ihn von dem *Aegypt.* zu unterscheiden) παρακαλοῦμεν (ἡμεῖς) C. 277, 29. 351, 29. 3; q. S. 272. *Φιλοσοφώτατον* — C. 161, 9. 173, 12. S. 273. *Μάμας ὁ μέγας* — C. 178, 2. 180, 2. 181, 2. τῆς παυγυρακῆς — im C. *Monac.* 140 wird diese Schrift dem *Gregorius, archiepisc. Constantinop.* zugeeignet. S. 274. *Marci evang.* ὡς περ — C. 177, 31. *Marciadithem.* C. 314, 2. 351, 28. S. 275. *ἐπεχωρίαζε* — C. 132, 31. 179, 28. 181, 50. *Marciiani oecom.* (*magnae*) *ecclesiae* C. 166, 3. 168, 16. 169, 3. S. 277. ἀρχή μὲν — C. 179, 4. S. 278. ἐχρῆν ἀληθῶς. C. 9, 10. 161, 10. ἐν ταῖς ἱστορίαις. — C. 188, 16. S. 279. ἰδοὺ καὶ πάλιν C. 8, 27. ο). Der Vf. ist nicht genannt. καλῶς ἡμῖν — C. 171, 23. 172, 4. Φαίδρον τ. τ. παρούσης C. 171, 22. 271, 7, wo der Vf. *Gregorius, Archiepisc. Nicomediae* genannt wird. S. 280. βασιλικῶν μυσ. C. 271, 31. Vor diesen Worten muss gesetzt werden: ἀδελφοί. Ferner Ἐπέση σήμερον C. 215, 5. 271, 32. S. 281. πάλιν χάρις — C. 184, 52. 202, 19. 215, 3. Σήμερον ἀγγελισθῇ — C. 215, 4. 271, 33. wo *Gregor. Nyssen.* bey andern aber *Greg. Neocaesar.* der Vf. genannt wird. Τους θεῖους — C. 215, 6. S. 283. ἐξὶ μὲν. C. 271, 67. S. 284. τῆς ἀγίας (παναγίας) C. *Monac.* 276: steht auch in *Symeon. Metaphrast.* *Uitis* SS. S. 283. Ibid. p. 528. ὅτι Φησὶν (Φησὶ) Πέτρος καὶ (Ιωάννης) C. 162, 19. *Narratio de miracul. auctor incertus* C. 206, 1; giebt *Symeon. Metaphrast.* als Vf. an. S. 286. *Mariae Aegypti.* μυήριον — C. 173, 10. 185, 15. 192, hier heisst der Vf. auch *Sophronius* ὁ λόγος οὗτος — C. 41, 5. 189, 17. 161, 3. S. 288. *Martiniani, ὁν προκόν.* — C. 185, 5. 185, 10. S. 289. *De martyrio et manifestatione resurrectionis (et resurrectione)* *Ephesi doct.* C. 175, 5. 177, 3. Für καὶ λαγνῆ, muss gelesen werden καὶ ἀργῆνη;

welchen Fehler Ichon Fabric. aus dem *Lambecius* übergetragen hat. S. 290. *Μαρτύρων μνήμη* C. 173, 8; wo 40 *Martyrer* genannt werden. In XLII *Mart.* *Φαίδρα* — *Euodii* (*μοναχί*) C. 162, 3. 185, 12. Der Anfang heisst hier: *Φαυδρά μὲν τῆς πανηγύρεως ὑπὸ θείης*. S. 291. *Vita Matronae* — *τὸς σφφρονας τοῦ βίου* (τῶν *βίων*) C. 169, 9. 170, 6. 171, 11; *Ματθᾶσι* — *Ματθαίου* C. 177, 29. *Μαξιμί homol.* C. 206, 4. Heisst auch *παντων* für *πάλα*. S. 292. *Epitame certam*. C. 149, 15. S. 293. *Melatii Chd. Monac.* 92 und 107 eignen es dem *Greg. Nyssen* zu. *Menae* — *Eugraphii* (*Eugraphi*) *μετὰ τὴν* — C. 277, 15. *τῆς τοῦ χριστοῦ* C. 162, 25. *Menae mart.* C. 169, 11. 170, 8. 179, 32. *ἐγένετο κατὰ* (*μετὰ*) C. 162, 9. *Mercurii*: *Δέκως* — C. 173, 10. 8. f. S. 294. *Metrodoras* C. 178, 9. 180, 9. 181, 11. S. 296. *Nazarii* — *Celsi* (*Celsi*, *Κελσίου*) C. 181, 39. liefert auch *ἀρτι* für *αὐρι*. S. 297. *Nicetae Caef.* *καὶ βασιλεύς*. Der C. *Menae* giebt den Mönch *Theosterictus* als Vf. an. *Nicetae Gothi.* Vor *νικητιμὸς* fehlt *ie*, C. 132, 8. 141, 5. 181, 15. S. 298. *Nicol. Myrobi. σοφόν*. Verfasser ist *Symeon Metaphr.* im C. *Monac.* der C. *Mosq.* 202, 12. liefert *ζωγράφων* f. *ζωγράφου*. S. 299. *Narcisia miraculi*. C. 162, 13 und *Cod. Monac.* 255 lesen *τοῦ μεγάλου Κωνσταντίνου* für *Κωνσταντίνου*. S. 301. *Paisii* C. 280, 4. *Ἰωάννου, τοῦ κολαβίου, βίος τοῦ ὁσίου πατρίου*. S. 303. *Pancratii* C. 15. *Pantelemonis*, *βασιλεύοντες* — C. 162, 6. S. 305. *Patricii* C. 183, 9. 185, 3. S. 306. *ἔκας μὲν ἐγκώμιον (νόμος καὶ) λόγος*, C. 314, 7. Der Vf. heisst *Theodorus magister. Pauli homol.* *ἡνικα* — C. 169, 7. 170, 4. 171, 6. S. 307. *Pauli Thabani*, *ἐν πολλοῖς Roswid.* hatte dieses Leben in griech. Sprache, f. *Gudii Epp.* p. 278. *καὶ ζωγράφους μὲν (τῶν) ἀρχιεπ.* C. 156, 1. 158, 21. 168, 7. C. *Monac.* 226, wo der Vf. *Symeon Metaphr.* genannt wird: *Pelagias Antioch.* C. 132, 23. 181, 35. In *Pelag. mart.* *τὸ γεγονός* — C. 175, 2. *καὶ τῶν τεχνῶν*. C. 9, 4. 161, 4. 183, 14. 185, 21. *ἐδόκει μοι λέγειν* — C. 279, 5. 302, 79. wo der Vf. *Maximus Planudes* heisst. S. 311. *τις ὁ τετραπύος* — C. 177, 19. *Patri, arch. Alex.* C. 171, 26. 173, 9. 8. f. S. 313. *Philetaeri*, C. 162, 27. *πολλῶν καὶ μεγάλων κακῶν φοιτησάντων κατὰ τοῦ γένους. Philippī ap. ὁ τοῦ θεοῦ* — C. 170, 11. 172, 1. 179, 34. *Ἀντλήσατε* — C. 177, 26. In *Philogonium*: C. 202, 18. S. 314. *Photinae* C. 184, 47. In *not. 22. isps* — C. 132, 12. 178, 18. 180, 15. S. 315. *Platan mart.* C. 169, 15. 173, 3. 8. f. S. 320. In *Sanctorum*, *καὶ τὸ λόγους* — C. 326, 22. S. 321. *Sebastiani. et Soc. (Marcellini) Zoës* — *Castalli* (*Castuli*) *septem dormientiū (puero-*

*rum)*. S. 322. *Simeon. ἀσέβης* — C. 162, 31. 6. 324; *Sergii* C. 132, 22. 141, 12. 175, 1. 179, 18. 181, 34. *Severiani milit.* C. 178, 8. 180, 8. 181, 10. S. 323. *Simeon. Ἰουλί, Φέρε* — C. *Menae*. 32 und 324 heisst der Vf. *Timotheus, Presbyter Hierosol.* S. 324. *Simeoni Stylit. ἔξεν* — C. 179, 1. 180, 1. 6. q. *Συμεώνην τὸν πάνυ* — C. 141, 3. 178, 1. 180, 1, aber C. 132, 2 und 181, 1 heisst er *συμεὼν τοῦ ἐν τῇ πάνδα*. S. 326. *Mart. Sophias* C. 178, 15. 181, 17. *Sofonis* C. 178, 7. 180, 7. 181, 9. lesen alle *πληκίλας* für *βασιλείας*. S. 328. *Stephani* *ἡν ἀγαθόν* — C. 162, 1. *ἡσίωντος χρόμα*. C. 171, 28. 172, 7. 173, 13. 8. f. S. 329. *Susanna* C. 160, 22. *κατὰ τὸν καιρὸν (τοὺς καιροὺς)*. *Tatiana* C. 162, 28. *μαρτυροῦν τῆς ἑγίας Τατιανῆς παθούσης ἐν βίῳ καὶ πρὸ μὲν Ἰαννουαρίου βασιλευσάντος μὲν πρὸ πάντων τῆς οἰκουμένης*. S. 331. *Theodae mart.* C. 132, 13. 141, 8. 178, 19. 180, 16. *ἰσθρία μὲν*. C. 180, 17. *Phot. Bibl. C. 68. Ἀναβαίνοντος* — C. 179, 12. *Theoctistes* C. *Monac.* 143. *εἰκόνες καὶ πάλας (ῥήλαι)*. S. 332. *ἐπαινεῖν μὲν* C. 169, 10. 170, 7. 177, 12. *Theodora* *Alex. Ζήνων (μὲν) ἡδὴ* — C. 132, 6. 177, 1. 178, 10. 180, 10. 181, 12. *Theod. Grapti*. C. 173, 6. S. 333. *Theod. Tyrannis (Teronis)* C. 149, 16. 160, 19. 163, 11. *Λικινίου* C. 183, 2. 185, 6. *ὡς παρὰ Φαίει* — C. 202, 10. S. 335. *ὡς καλὸν τὸ πλεῖστον* C. 183, 7. 185, 1. *Nectarius* wird der Vf. genannt. S. 337. *Theodof. archimandr. ἡδίστον* — C. 156, 4. 158, 17. 168, 4. 215, 1. S. 338. *Theoph. Sigriani* — *ὡς παρὰ* — C. 160, 13. S. 339. In *Thom. epist.* C. 177, 23. S. 340. *εὐλογητὸς ὁ θεός*, C. *Monac.* 66. *Montefalc. T. VIII. p. 207* glaubt, dass diese Rede nicht von *Chrysostomus* verfasst sey. *πάλας μὲν τὰς* C. 132, 21. 141, 11. 179, 17. 181, 33. *Periodi apogr.* C. 163, 4. *ἡσὲς κατὰ τοὺς καιροὺς ἐκείνους ἡμῶν πάντες*. C. 289, 10. aber: *κατ' ἐκείνον τὸν καιρὸν ἡσᾶν. Thyrsi, Euseii (Λουκίου) Galinici, (Callinici, καλλινίκου)* C. 153, 1. S. 341. *Timothei* C. 168, 13. S. 342. *Trophimi* C. 132, 10. 178, 16. 181, 18. *Throphimi et Thali (Thalli)* C. 184, 49. *Trophonis* — *τοῦ κυρίου* — C. 183, 1. S. 349. *Vari* C. 132, 26. 181, 44. S. 344. *Xantipp.* C. 162, 21. *Zacharias* — *μῦσα* — C. 181, 5. *ὡς χρυσῶν* — C. 179, 3. 181, 6. Auch von diesem *elogio* wird *Cosmas Vestitor* als Vf. angegeben. *Zenobii* — *αἶγας πόλις (ἔξιν) ἐπὶ* — C. 132, 35. 179, 26. 181, 54. S. 345. *Zenonis* — *Eudoxi (et Ammonis) Zosimi* — *κατ' ἐκείνον τὸν καιρὸν (τῶν καιρῶν)* C. 351, 32. und C. 3, q. *κατ' ἐκ τὸν καιρὸν ἐν τῇ ἐρήμῳ* (also nicht *ἐκ τῆς ἐρήμου*) ἢ. *ἀντὶς ὀνόματι Ζωσιμὸς*.

(Die Fortsetzung folgt.)

## KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Prag, b. Widmann: *Exhorten für Jünglinge auf besondere Kirchenzeiten und über Kirchen-ceremonien*, auch für das erwachsene Volk brauchbar; als Anhang zu den *Exhorten* für Kinder. Von Al. Parizek, d. Theol. Dr. u. f. w. 1804. 426 S. 7. (1 Thlr. 12 Gr.) Ein sehr nützliches und heilsames Buch für katholische Christen, einem grossen Theile nach auch für Protestanten geeignet. Von jeder Kirchenzeit giebt der Vf. Ursprung, Bedeutung und Zweck an, und benützt sie zur Besserung und Veredlung seiner Zuhörer oder Leser. Durch eine solche Belehrung wird der Aberglauben, der sich an die Aussenseite des kirchlichen Cultus so leicht

anhängt, und leider angehängt hat, am leichtesten untergraben. Der würdige Vf. erscheint auf allen Seiten als ein Mann von geläuterten und humanen Grundfätzen, und darf gewiss das Bewusstseyn im Busen tragen, durch seine *Exhorten* für das Reich Gottes gearbeitet zu haben; denn wenn man auch der katholischen Kirche weniger Kirchenzeiten und Ceremonien wünschen möchte, so erfüllt doch ein angestellter Lehrer, der hierin nichts abändern, weder wegnehmen nochzusetzen darf, seine Pflicht, wenn er Alles zur Erbauung und Besserung seiner Zuhörer gewissenhaft benützt und anwendet. 8.

we Logoth. C. Mon. 281, eis ἐγκόλιον τοῦ Ἰωάννου  
 ἂν εἶχεν ἐγκάρδιον ὁ Χριστὸς φίλον. S. 257. *Joan.  
 Baptist.* C. Mon. 281, σιγῶσα φωνὴ καὶ βοῶσα καρ-  
 δια, wie auch: ὡς ἐξ ἐρήμου τὸν προφήτην τὸν μέ-  
 γαν. S. 258. In *Joan. concept.* C. Mosq. 163, 1, χαι-  
 ρεῖς ἐν κυρίῳ μετὰ τῆς θείας, auctore Theophane, Ar-  
 chiep. Caesar. S. 260. In capitis Joh. invent. C. Mosq.  
 184, 23, πάλιν ἡμῖν ὁ ἱεὺς. S. 262. *Joan. Eleem.* C.  
 Mon. 143, μόλις πότε τὸ κατὰ τὸν. S. 263. *Joan.  
 Scholast.* C. Mon. 297, 1, πεπειράμαι κειραῖν ἐν βρα-  
 χέσι; 2) τὸ μὲν τῆς ἐνεγκαμένη; 3) ἐλθόντος ποτὲ  
 τοῦ Ἀββᾶ. *Jobi* C. Mosq. 351, 26, ὁ ὑπομείνας εἰς  
 τέλος. S. 264. *Irenaei*, C. Mosq. 184, 53, ἄρτι τῶν  
 ἐπὶ τῇ κακίᾳ. S. 267. *Laurentii*, C. Mosq. 163, 20,  
 ἰδωλικοῦ ποτὲ κλύδωνος. S. 268. In *Lazarum*, C.  
 Mosq. 274, 42, πολλὴν πανδαίσιαν ἡμῖν σήμερον, au-  
 ctore Gregorio Tauromenio. In divit. et Lazarum, C.  
 Mosq. 274, 9, πάλιν ἡ τοῦ Θεοῦ ἐνυπόστατος, aucto-  
 re Gregorio Tauromenio. S. 276. *Mariae* C. Mosq. 59,  
 x, q, ἔμοι μὲν ἐπῆε παλλάκις, auctore Theophane,  
 Episc. Nicaeno. S. 279. In salut. ab angelo factam, C.  
 Mon. 281, εὐαγγελιστὰ χαρμονῆς. C. Mosq. 302, 74,  
 ἔμοι δὲ τῶν ζωγράφων, auctore Nicephoro Gregora;  
 C. 202, 21, πολλοὶ τῶν μεγάλων ἀνθρώπων, aucto-  
 re Amphiloquio: C. 274, 23, σήμερον ἡ ἐκκλησία δα-  
 δουχεῖται, auctore Gregorio Tauromi. C. 271, 30, ὁ-  
 ταν ἡ χειμέριος, auctore Theodot. S. 282. In *Mariae  
 purific.* C. Mosq. 160, 6, πάλαι ἰανῶς, ὡς οἶόν τε  
 διὰ βραχείων, auctore Methodio, Patav. C. 160, 9, πολ-  
 λοὶ τῶν μεγάλων ἀνθρώπων τὴν παρθένον, auctore  
 Amphiloquio: C. 160, 8, χαιρε σφόδρα, auctore Cy-  
 rillo, Homil. 137 Chrysof. T. V. In dormit. *Mariae* C.  
 Mosq. 165, 14, ἦκα τὴν μέρον, ὡ φίλοι, κατὰ δύναμιν  
 ἀποδώσω: C. 271, 68, τίς ὁ συναθροισμὸς, auctore  
 Germano, archiep. Constantinop. C. Monac. 226, ἐπειδὴ  
 κατὰ τὸν καιρὸν, auctore Simeone Logothet. C. Mon.  
 281, τὴν ἐμψυχον βίβλον σε τοῦ ζώντος λόγου. S.  
 285. In depof. vestis, C. Mosq. 160, 20, ἀλλὰ τῆς μὲν  
 θείας ταφῆς. S. 286. *Mariae Aegypt.* C. Mon. 275,  
 σε μὲν δισκώλυεν τῆς. S. 287. *Mariae postea* — *Mari-  
 nae*: C. Mosq. 184, 11, τὰ μὲν κατὰ τὴν μεγάλην. C.  
 Mon. 23, συσταυρωθέντα σοὶ καὶ ὑποπεσόντα, aucto-  
 re Gregorio Nyss. S. 288. In omnes mart. C. Mosq. 172,  
 2, ἄρτι κωνσταντίνῳ τῷ μεγάλῳ τὸ κράτος ἐπὶνθῆναι.  
 S. 291. *Matthaei*, C. Mosq. 289, 32. 351, 4, κατ' ἐκεῖ-  
 νον τὸν καιρὸν ἦσαν οἱ ἀπόστολοι. *Maximi homol.* C.  
 Mosq. 163, 21, ἡρακλείου τῶν σιγήπτρων τῆς ῥωμαί-  
 κῆς. S. 292. *Melchisedeci*, C. Mosq. 6, q, μελχιζὶλ ὁ  
 βασιλεὺς, auctore Athanasio. S. 293. *Menae* C. Mosq.  
 162, 25, τῆς τοῦ Χριστοῦ χάριτος. S. 295. In *Masen-  
 caligas solventem*, τὸ τῶν πιδῶν πέδιλον; et a Deo  
 vultum avertentem, μωσῆς Θεοῦ πρόσσωπον, C. Mon.  
 281. S. 296. *Neophyti* C. Mosq. 160, 5. 168, 17, οὐ  
 πολλὰ μόνον, ἀλλὰ καὶ τερπνά. S. 297. *Nicephori  
 Antioch.* C. Mosq. 183, 3, οὐδὲν εἰκὲν ἀγάπης: C. 184,  
 8. 185, 8. 250, 3, καθὼς ἀνάμεσα εἰς ὅλα τὰ ἀνθρ.  
*Nicephori Constant.* C. Mosq. 184, 10, καὶ πῶς ἂν τις  
 ἡμᾶς. S. 298. *Nicolai Myr.* C. Mosq. 174, 3, δοθρο-  
 ῖμιν φαινότατος: C. 162, 11, καλὸν ἡμᾶς, ὡ θεί-  
 κῶν, ἀσμάτων, προαπισταί: C. 202, 12, σοφόν τι

χρῆμα ζωγράφων: C. 162, 13, ἐν τοῖς καιροῖς τοῦ  
 μεγάλου: C. 26, 9. 162, 12, οἱ τῶν ἀρετῶν, auctore  
 Methodio Constant. S. 300. *Olympiadis*, C. Monac. 318,  
 ἀποκηδὸς ταχέως ἀπὸ τῶν βλαβερῶν. *Onesimi* C. Mosq.  
 184, 14, τὰ κατὰ τὸν ἀπόστολον. *Onuphrii* C. Mosq.  
 165, 8, τοῖς τῶν ἀνδρῶν ἀρίστοις τε καὶ σπουδαίοις.  
 S. 301. *Palladii* C. Mon. 255, οὗτος ὁ μακάριος ἐν  
 ὄρει τινί. S. 303. *Pamphylī*, C. Mosq. 184, 15, καὶ τὴν  
 μνήμης μαρτύρων. *Panteleem.* C. Mosq. 174, 11, ἐστὶ  
 μὲν οὐδὲν οὕτως. S. 304. In *Papiam* — C. Mosq. 184,  
 4, δέκοις ὁ δυσσεβῆς. *Parthenii*, C. Mosq. 185, 5, τὴν  
 κατὰ τὸν μέγαν. S. 305. In *SS. Patres*, C. Mosq. 285,  
 14, κατ' ἐκείνον τὸν καιρὸν, auctore Zofimo mona-  
 cho. In *Paulum* C. Mosq. 177, 18, πᾶσα μὲν ἐορτὴν  
 auctore Niceta, rhetore Paphlag. In *vestigium Pauli  
 inventum in monasterio immaculatae*, C. Mosq. 281,  
 ἰχνηλατῶν μοι παῦλε. S. 306. *Pauli abb.* C. Mosq.  
 184, 31, παύλου τοῦ ἀπλοῦ. S. 307. *Pauli Theb.* C.  
 Mon. 276, οὗτος ὁ μακάριος παῦλος ἦν ἐν ταῖς χρῆ-  
 νοις. S. 311. Τίς ὁ τερπνός, C. Mosq. 177, 17, ὡς  
 ἡδεῖα τῆς ἡμέρας χάρις ist auch vom Nicetas  
 (rhetor) Paphlago. S. 313. *Philetaeri* C. Mosq.  
 162, 27, πολλῶν καὶ μεγάλων κακῶν φοιτη-  
 σάντων. *Philippi*, C. Mosq. 162, 10, Φίλιππον  
 τίς ὀνομάσας. S. 314. *Photii*, C. Mosq. 160, 17,  
 δφλημα μὲν εἶναι, τοῖς ἐυσεβέσιν. *Photinae*, C. Mosq.  
 184, 47, μακαριστοὶ μὲν τῷ ὄντι: C. 289, 12, ἐν ταῖς  
 ἡμέραις νέωνος. *Pionii* C. Mosq. 184, 42, μεμνησθαι  
 τῶν ὑπὲρ Χριστοῦ. S. 315. *Polycarpi*, C. Mosq. 160, 11,  
 184, 22, ἦν ἡ δέκοις ὁ δυσσεβῆς. S. 316. *Porphyrīi  
 Gazae*, C. Mosq. 184, 25, γὰρ πόλις ἐστὶ: C. 163, 34,  
 τῆς τῶν ἁγίων προφητῶν προρρήσεως. *Probi* — C.  
 Mosq. 162, 8, πολλὰ πολλὰ λαχόντες τοῖς σώζεσθαι: C.  
 175, 3, βασιλεύοντος διοκλητιανοῦ ἐν τῇ τῶν. C. 137,  
 25. 141, 13. 179, 19. 181, 37, διοκλητιανὸς τὴν αὐτο-  
 κράτορα. S. 317. *Procopii*, C. Mosq. 9, 5. 161, 5, διο-  
 κλητιανοῦ καὶ μαξιμιανοῦ τὴν βασιλειαν. S. 320.  
*Sampsonis* C. Mosq. 9, 3. 161, 3. 185, 20, ἀμα μὲν χρί-  
 στος ἔργον. S. 326. *Stephani* C. Mon. 281, ἁγία  
 ψυχικὴς ἐρπεσὼν καχεῖας. S. 328. *Stephani jun.* C.  
 Mon. 281: in reliquiis *Stephani jun.* χρυσὸς μετὰ πύρι.  
 S. 329. *Tarasii* C. Mosq. 184, 24, ὁ μέγας καὶ περὶ  
 Φανῆς. *Tatiana*, *Romae martyrium passae* XII. *Spann*  
 C. Mosq. 162, 28, βασιλεύοντος μὲν πρὸ πάντων τῆς  
 οἰκουμένης. S. 330. *Taisiae* C. Mon. 318, ἀδελφοί  
 τίμιου, βούλομαι ἡμῖν. S. 331. *Theclae*, C. Mosq.  
 163, 2, τῆς θέκλῆς ἡ μῆμη τῆς πρωτομαρτυροῦς  
 γυναικῶν μὲν ὑπάρχει, auctore Photio, Patr. *Constan-  
 tinop.* S. 332. *Theodora*, *Theff.* C. Mosq. 160, 15, πολ-  
 λὰς ψυχωφελῆς καὶ θαυμαστοῦς. S. 333. *Theodori  
 mart.* C. Mosq. 160, 19, C. Monac. 32 u. 107, ὑμῶν  
 ὁ τοῦ Χριστοῦ λαός. *Theodori Tyronis* (*Terontis*), C.  
 Mosq. 184, 7, λικίνιος ὁ βασιλεὺς. S. 338. *Theophani*,  
*Sigr.* C. Mosq. 160, 14, ἐμπράκτον κάλλος καὶ προ-  
 αϊρετικὴν εὐμορφίαν, auctore Methodio, Patriarch.  
 Constant. C. 184, 34, ὁ μέγας οὗτος καὶ σοφός. S. 339.  
*Theophili*, *Theodori* — *Bassi* (*Basidi*) C. Mosq. 174, 7,  
 ἐμοὶ δοκοῦσιν οἱ μάρτυρες εὐφραίνειν: C. 184, 33, φαι-  
 δραὶ μὲν εἰσιν. In *Thomam* C. Mosq. 163, 4, κατὰ  
 τοὺς καιροὺς ἐκείνους ἡμεν πάντες: C. 289, 10, κατ'

ἐκείνον τὸν καρὸν ἦσαν. S. 342. *Trophimi et Thali*, C. Mosq. 184, 48, διοκλητιανοῦ καὶ μαξιμιανοῦ. *Trophimi et Eucarpionis*, C. 184, 50, δεινὸν, ὅτι καὶ λίαν. *Tryphonis*, C. Mosq. 184, 1, τρύφων ὁ θάυμασιος.

Man wird nicht verkennen, daß die neue Ausgabe der Bibl. Gr. mehrere Heilige mit ihren *vitis* u. *elogiis* aus ihrer Dunkelheit, in welcher sie bis jetzt eingehüllt lagen, hervorzuziehen sich bemüht habe: aber vergessen hat sie doch auch einige, die hier einen Platz verdient hätten, als: *Abraam. Persa*, C. Mosq. 184, 3, ἀρτι τῆς περσικῆς. *Agapetus Episcopus* συανῶν, C. Mosq. 184, 17, οὐχ οὕτως οἶδέ τι τῶν ἄλλων. *Archippus et Apphias*, C. Mosq. 184, 20, ἀρτι τοῦ μεγάλου κήρυκος. *Asclepiodotes* C. Mosq. 184, 18, μαξιμιανοῦ τοῦ τυράννου. *Basiliscus martyr*, C. Mosq. 163, 13, κατὰ τοὺς καιροὺς τῆς βασιλείας μαξιμιανοῦ: C. 184, 30, τοὺς μαρτυρικοὺς ἀγῶνας. *Basileus Cherson et Capito*, ἱερομάρτυρες καὶ ἐπίσκοποι, C. Mosq. 184, 34, ἡνίκα διοκλητιανὸς ὁ δυσσεβὴς. *Duca et Callistus*, C. Mosq. 163, 26, μαρτύρων ἁγλαῖς θεὸς μὲν δοξάζεται, *auctoribus Michaelē monacho et Syncello*. *Christophorus et socii*, C. Mosq. 163, 16, ἔτους τετάρτου τῆς βασιλείας δεκίου. *Cleonicus u. Eutropius*, C. Mosq. 163, 12, ὁ μακάριος θεόδωρος ὁ ἱερῶν, C. 184, 30, τοὺς μαρτυρικοὺς ἀγῶνας. *Conon Iauricus*, C. Mosq. 184, 35, ὁ μέγας οὗτος. *Constantinus martyr*, C. Mosq. 174, 7, ἐμοὶ δοκοῦσιν οἱ μάρτυρες εὐφημεῖν: C. 184, 33, Φαῖδραὶ μὲν εἰσὶν. *Domitius* (wenn er nicht etwa eben derjenige ist, welcher in Bibl. Gr. *Domitius* heisst), C. Mosq. 184, 51, Ἰουλιανοῦ τοῦ δυσσεβοῦς. *Epicharis*, C. Mosq. 179, 14, ἐν τοῖς ὑπομνήμασι. *Eulogius* τοῦ λατόμου (welcher wohl unrichtig unter dem Namen *Latomus* S. 267 aufgeführt wird) C. Mosq. 162, 16: γέγονε κατὰ τὴν θηβαῖδα. *Eutymius Thessalon*, C. Mosq. 175, 8, ὁ τῆς ἀνθρωπίνης οὐσίας. *Euthymius, Patriarch. Constantinop.* C. Mosq. 202, 9, τί τοῦτο σύνταγμα ἱερὸν, *Aretha auctore*. *Gregentius*, C. Mosq. 347, 8, οὗτος ἦττον ἀπὸ τὴν χώραν τῶν μεδιολάνων. *Gregorius Sinaita*, C. Mosq. 280, 2, τὸ μὲν τοὺς ἀγαθοὺς ἄνδρας, *auctore Callisto*, archiep. *Constant.* *Gregorius Papa Rom.* C. Mosq. 184, 41 ὁ μέγας οὗτος καὶ θαυμαστὸς, den auch schon *Lambec. VIII.* 425 unter die Heiligen aufgenommen hat. *Hierotheus, apost. Christi*, C. Mosq. 181, 31, *auctore Euthymio*. *Marcus*, archiep. *Arethusa* et *Cyrellus diaconus*, C. Mosq. 184, 56, Ἰουλιανοῦ τοῦ δυσσεβοῦς. *Mulier Cananæa*, C. Monac. 6, πολὺς ὁ χειμῶν, *auctore Philogonio*. *Martyres* ἐν νικοπόλει, C. Mosq. 163, 18, λικινίου τὰ τῆς Ῥωμαίων βασιλείας. *Martyrium Patrum SS. in Sinai et Raithu* C. Mosq. 166, 6. 158. 60. 168, 6, ἀλῶμενος ἐγὼ μετὰ τὴν ἔφοδον, *auctore Nilo monacho*. S. 294 heisst es: *Monachorum caedes in Sina et Raithu*, wo auch für μετὰ τὴν ἔφοδον falsch gelesen wird κατὰ τὴν ἔφ. *Martyrium mille et trium sanctorum martyrum in Nicomedia* C. Mosq. 184, 6, διοκλητιανοῦ τοῦ δυσσεβεστάτου. *Mavutha, episcopus*, σοφριανῶν τῆς ἀρμενίας C. Mosq. 184, 27, χῶρα τις ἐστὶ κατὰ ἀνατολὰς κειμένη. *Meletius*, ὁ ἐν τῷ ὄρει τῆς μυοπόλεως (Ἰονία urbis) ἀσκήσας, C. Mosq. 160, 1, καὶ τοῦτο σὺν, ὡς εἶπε ἀνθωπε, *auctore Nicolao, Episcopo Methon. Meletius*

*junior*, C. Mosq. 160, 2, ποῦ ποτὲ εἶναι οἱ τὸν κατ' ἡμᾶς αἰῶνα, *auctore Theodoro Prodromo. Menignus* C. Mosq. 184, 43, δεκίου τοῦ δυσσεβοῦς. *Nestor, Episc. Pergae Pamphil.* C. Mosq. 184, 26, νέστορα τὸν ἱερὸν. *Petrus Athonites*, C. Mosq. 175, 7, τὸ τοὺς τῶν ἁγίων βίου. *Phantinus* C. Mosq. 15, 2, f. ὁ ἐν ἁγίοις πατὴρ ἡμῶν. *Onesiphorus et Porphyrius* C. Mosq. 163, 34, τῆς τῶν ἁγίων προφητῶν προφήσεως. *Philetas et conjux Lydia, et liberi* C. Mosq. 184, 54 (fehlt der Anfang). *Placilla*, C. Mon. 107, ὁ πιστὸς καὶ φρόνιμος, *auctore Greg. Nysseno. Pulcheria*, C. Mon. 107, οὐκ οἶδα, ὅπως τῷ λόγῳ, *auctore Gregor. Nyss.*

Wenn der neue Editor die schon oft gerühmten Hilfsmittel sorgfältig benutzt hätte: so würde er, wo die ältere Ausgabe nur eine latein. Übersetzung der *Vitarum SS.* angiebt, auch das griechif. Original, und den Ort, wo es aufbewahrt wird, bisweilen haben bekannt machen können. So würde er S. 192 bey *Alypius Stylit.* für die latein. Anfangsworte: *Si multi saepe* das griechif. Original C. Mosq. 26, 6, und aus demselben εἰ πολλοὶ πολλάκις gesetzt haben. S. 208. b. *Callinici, Cilicis* für *cum simulacrorum* — aus dem C. Mosq. 9, 7. 167, 7, τῆς εἰδωλικῆς μανίας ἐπικρατούσης: S. 216. b. *Cyrus* für: *Cyrus ille clara stella* aus C. Mosq. 168, 22: κύρος ὁ περιφανὴς. S. 223. b. *Ephraimi f. Ephraim ille admirabilis* aus C. Mosq. 168, 21, ἐφραὶμ ὁ θαυμάσιος ἔφωμεν: bey *Eudocimi* den C. Mosq. 9, 8. 161, 8, mit den Anfangsworten: εὐδοκίμου τοῦ κατὰ θεὸν φερωνύμιος. S. 233. b. *Guriae f. quomodo vester animus* aus C. Mosq. 302, 7, πῶς ἡμῖν τὰ κατὰ ψυχὴν ἔχει. S. 234. b. *Hermyle f. impio imperante* aus C. Mosq. 158, 18. 168, 5, βασιλεύοντος λικινίου τοῦ δυσσεβοῦς. S. 261, b. *Joan. Calyb. f. Res est sane* — aus C. Mosq. 156, 7. 158, 20. 168, 8, τυραννικὸν τι χρέμα τεκόντων στοργῇ. S. 264. b. *Jonae f. Saborius Persarum* aus C. Mosq. 184, 55, Σαβώριος ὁ περσῶν. S. 266. Für *Persecutores quidem* aus C. Mosq. 9, 2. 161, 2. 183. 3. 185, 19, οἱ μὲν ἄλλοι διώκται. S. 306, b. *Pauli et Julianae f. Aurelianus imper. etc.* aus C. Mosq. 184, 31. *Αὐρελιανὸς ὁ βασιλεὺς δόγμα ἔθετο*, f. S. 266. *Julianae*. S. 307. *Alia Pauli f. viris beatus P.* aus C. Monac. οὗτος ὁ μακάριος παῦλος ἦν ἐν τοῖς χρόνοις. S. 310. f. *Non eos solum* — aus C. Mosq. 9, 4. 161, 4, καὶ τῶν τεχνῶν οὐ μόνον τοὺς ἐξ ἀρχῆς πατέρας. S. 315. b. *Pionii f. apostolus monet* — aus C. Mosq. 184, 42, μεμνησθαι τῶν ὑπὲρ Χριστοῦ. S. 320. b. *Sabini f. imperante* — *edictum* aus C. Mosq. 184, 38, διοκλητιανοῦ τυράννου. S. 325. b. *Sinait. monach. f. post incursionem* — aus C. Mosq. 156, 6, ἀλῶμενος ἐγὼ μετὰ τὴν ἔφοδον τῶν βαρβάρων. Es finden sich fogar Stellen, wo zwar der neue Herausg. selbst Schriften und Mss. angiebt, welche den griech. Text enthalten, aber ohne den Anfang der *Vitarum* in der Originalsprache ausgezeichnet zu haben, als: S. 269. *Leontii: quo tempore Vespas.* S. 288. *Isipicus, rudis*. S. 296. *Nerei: Nisi studia*; selbst dann nicht, wenn die *Vita* an einem anderen Orte der Bibl. Gr. in der Originalsprache schon aufgeführt worden war, wie S. 306. *Pauli et Jul. vrgl. S. 266. Julianae.*

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 JUNIUS, 1808.

## LITERATURGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Jo. Alberti Fabricii — Bibliotheca Graeca. — Editio nova — curante Gottl. Chr. Harles etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der selbe Tadel trifft S. 310. *Non eos solum*, wovon einige Zeilen vorher *ἀπας μὲν* — das Original schon genannt worden war. S. 325. *Sinaitarum*, cf. *Monachorum*. S. 294. Und istes ja einmal beobachtet worden: so hat Hr. H. das vom *Fabr.* in latein. Sprache aufgeführte Leben wieder als ein besonderes Leben bisweilen in der Originalsprache angegeben, wie S. 287. *Marinae: Nihil aequae* — und 12 Zeilen hernach *οὐδὲν οὕτως ἡδύναι*. Überhaupt wäre zu wünschen gewesen, dass weisse Sparsamkeit, um für die neuern Lebensbeschreibungen Raum zu gewinnen, überall, wo die griechisch. Originale aufgeführt werden, die latein. Übersetzungen weggestrichen hätte, als: S. 198, *Tempore tyranni*. S. 211, *Epitome vitae*. S. 257. *Joan baptistam*. S. 259, *Iterum furit*. S. 275 *Marciani. Sunt quidem*. S. 277. *Oportebat revera*. S. 307. *Pauli Thebani*. S. 311, *In Petrum. Pauci hodierno*. S. 337, *Inter tempora ver u. a. O. m.*

*Fabricius* hat, welches auch alle älteren und neuern Biographen genau befolgen, jeder *Vita* den Anfang derselben, wenn er einen vorfindet, beygesetzt; aber Hr. H. hat sich der Mühe, denselben beyzufügen, nur zuweilen unterzogen; warum nicht immer und nicht überall, wo er es doch konnte? warum nichts aus den münchener und moskauer Handschriften, die ihn sorgfältig angeben, und deren Verzeichnisse er benutzt hat? So konnte er z. B. S. 191 b. *Alexiami* aus dem C. Mosq. 250, 6, die Anfangsworte der *Vita*: *εἰς τὰς ἡμέρας τῆς βασιλείας ὠνοπίου* auszeichnen. S. 193, b. *Encom. in Anastas.* aus C. Mosq. 26, 11, *οὐχ οὕτω λαμπρὸς*. S. 200, b. *Plura in archang.* aus C. Monac. 221, *ὡς θεοῦ νοσῶν καὶ ἄλλα*. S. 208, b. in *Caesarium* aus C. Mon. 120 und 154, *οἷσθ' ἐμὲ ἴσως*. S. 223, b. *Eudocimi* aus C. Mosq. 9, 8, 161, 8, *εὐδοκίμου τοῦ κατὰ θεὸν φερωνύμου*. S. 269, b. *Leonis thaum.* aus C. Mosq. 184, 19, *λέων ὁ μέγας ἐν θαύμασι*. S. 294, b. *Modesti* aus C. Mosq. 15, καὶ ὁ θαυμαστός, μόδεστος. S. 309, b. *Palladii* aus C. Monac. 255, *οὗτος ὁ μακάριος ἐν ὅσῃ τινι*. S. 304, b. In *Pupiam* aus C. Mosq. 184, 4, *δέκτας ὁ δυσσεβὴς*. S. 314, b. *Photinae* aus C. Mosq. 184, 47, *μακαριστοὶ μὲν τῷ ὄντι*. S. 321, b. *Sebastianae* aus C. Mosq. 41, 7, *ἐπὶ τῷ κατὰ Χριστιανῶν*. S. 342, b. *Trophii*. J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

*mi et Thalli* aus C. Mosq. 184, 84, *διοκληττιανῶν καὶ μαξιμιανῶν*, u. s. m.

Ob die neue Ausgabe der *Bibl. Graec.* in dieser Rubrik, welche *Sanctorum slogia et vitas* zu liefern verspricht, auch alle diejenigen Artikel, welche keine eigentlichen *Vitas SS.* bekannt machen, aus der älteren wieder hätte aufnehmen, oder wohl gar vermehren sollen, will Rec. dem Urtheile des Herausg. und anderer einsichtsvoller Gelehrten überlassen. So viel Rec. die Sache zu beurtheilen vermag, glaubt er, dass, um alle Artikel der Überschrift dieser Rubrik genauer anzupassen, folgende ohne Verlust, vielleicht sogar, um Raum für andere wichtigere zu gewinnen, der älteren Ausgabe hätten überlassen werden können. S. 213 In *S. coenam*: S. 218 In *dedicat. templi*: S. 230. *Adversus Calendarum superstitionem*: S. 237. *Ieiunia*: S. 296. In *Nicaen. Symbolam*: S. 301. In *Palmarum Dominic.*: S. 308. Die Homilien in *Pentecost. festum*: S. 318. In *purpuram redd.* In *sacram Quintam*: S. 320. In *sacra lumina*: S. 321. In *sancta sanctorum*: S. 330. In *templi consecrat.*

Man wird auch bisweilen in der neueren Ausgabe eine feste Ordnung einzelner Art. vermissen, und zu wünschen sich gedrungen fühlen, dass einige, welche schon die ältere Ausgabe vereinzelt hatte, an einem Orte zusammen getragen worden wären. *Martyria* und *Martyres*, welche ohne bestimmte Namen eingetragen sind, konnten sämtlich in den Artikel *Martyres*, um alle Wiederholungen zu vermeiden, zusammengefasst werden, als: S. 215. *Decem martyrum*, welcher Art. auch S. 289 wieder mit eben den Worten aufgeführt ist: S. 255. *Innocent martyrum*: S. 275. *Certamen decem*: S. 309. *Gesta in Perfide*: S. 318. In *Rom. martyrem*, welcher Art. auch schon S. 289 angegeben war: S. 321. *Septem dormient. (puerorum)*: S. 341. In *tres pueros*. So würde auch S. 294 der Art. *de apocalypsi* — *Michaelis* seine Stelle S. 199 und S. 255 In *corporeas* S. 196 bey *angelis* richtiger eingenommen haben. S. 354. In *f. Pascha* gehört zu In *Jesu pass* S. 244: In *ἀναθίστου festum* S. 188 zu dem Art. *Maria πάλαι ἱκανῶς πολλοὶ τῶν μεγάλων*, und S. 241, *χαίρε σφόδρα* zu *Mariae purificat.* S. 282. Auch die alphabetische Ordnung ist bisweilen gestört worden, besonders wo neuere Zusätze hinzugekommen sind. So sollte S. 195, *Andreas de Chio* vor *Andr. in Crisi*: S. 196, *Antonina* vor den *Antonii*: S. 206, *Basil. Confess.* vor den übrigen *Basilii* S. 205: S. 213, In *Constant. M.* — *patres Nicaenos* vor dem Art. *de Constantino patriarcha*: S. 215, *Cyprian Carthag.* vor dem *Cyprian Corinth.*: S. 226, *Eusegnius* vor dem *h h h h*

*Eustachius*: S. 231, *Georg Amastrinus* vor den übrigen *Georgiis*: S. 264. *De Josepho sponso* vor *In Jes. et descript. Mariae*, gesetzt, aber S. 201, *Athanas. thaumat.* dem *Athanas. Tarsens.* nachgesetzt seyn. S. 233 sollte *Gregor. Acritensis* die erste Stelle unter den *Gregoriis* einnehmen, wo die Anmerkung: *Aliam a Niceta* — von dem Art. *Greg. theolog.* getrennt ist, welche noch überdies entweder hätte ganz gestrichen, oder doch umgeändert werden sollen, da der erste Theil der Benedictiner Ausgabe schon 1779 herausgekommen ist. S. 234 u. 236 haben *Hermas* u. *Jacob. anachor.* auch nicht ihren ordentlichen Platz angewiesen bekommen. S. 263 sollte *Jo. Epirot.* schon S. 262 vor *Joan. Gothus*, und S. 267 *Juliani Gregorii* vor *Juliani monachi* S. 266 gesetzt seyn. Die *Macarii* S. 271 haben fast alle nicht die Stelle erhalten, die ihnen das Alphabet anweist. S. 297. *Nicetas et Aquilinae* Lyc. würde richtiger *Nicet. Goth.* S. 300. *Orentii* aber *Orestas mart.* folgen. S. 305. *Patricia* sollte den Vorgang vor *Patricius*, und S. 306 *Paulus abbas* vor *Paul. Corinth.* haben. S. 312 sind die verschiedenen *Petri* fast alle versetzt. S. 317 haben die Zusätze *Ptolemaei*, *Publii* und *Puellae* den *Protasius* aus seiner alten Stelle verdrängt. S. 323 u. 325 haben die neu hinzugekommenen *Simones* alle einen anderen Platz eingenommen, als den sie hätten einnehmen sollen. S. 335 hätte *Miraculum mart. Theodori* doch wohl schon S. 333 zu *Theodori mart.* und *Theodori Crateri* S. 332 vor *Theod. Grapti*, und S. 336 *Theod. Pergae* vor *Theod. praef. militum* S. 333 gesetzt werden sollen, welcher letztere auch bestimmter hätte unter den Namen *Theodorus Tero*, als *militum praefectus* nach *Theodor Syciota* aufgeführt werden können. S. 338. *Theonis* sollte erst nach *Theognidis* eingeschaltet seyn. Auch die S. 341 in der älteren Ausgabe noch nicht genannten *Timothei*, welche selbst nicht an ihrem Orte stehen, haben die alte Ordnung ganz gestört, und von dem *Timoth. apost.* das abgerissen, was ihm die ältere Ausg. zugegeben hatte. *Epitome vitae* sollte auch vor *Titi hegumeni* stehen.

Hr. H. würde auch sein Verdienst um diese Rubrik vermehrt haben, wenn er gewisse Heilige, die unter verschiedenen Charakteren und Namen, auch in verschiedenen Artikeln, ob sie gleich nur eine und ebendieselbe Person sind, aufgeführt werden, wieder in Einem Artikel vereinigt hätte. Diese Verbesserung wird zwar durch mannichfaltige Schwierigkeiten erschwert, da sie selbst die Handschriften nicht immer erleichtern; aber dennoch glaubt Rec., daß eine genaue und kritische Vergleichung verschiedener *Vitarum* und ihrer Handschriften, wenn auch nicht alle, doch einige hätte aus dem Wege räumen können. Folgende als ganz verschiedene und in verschiedenen Artikeln gerühmte Heilige können ohne Zweifel in Einen zusammengetragen werden. S. 189. *Adrian. Nicomedi*; und *Adrianus*; et *XXIII. socii*: S. 191. *Alexis* und *Alexii* f. *Alexiani*, vergleiche *Codd. Mosq.* 15. f. 250. 6. 184. 44. 289 19. S. 193. *Encom. in Anastas.* und *Anastasi Persae*. S. 194. *Ana-*

*tolii*, *Eustachii* und *Anatolii*, *Patr. Constant.* S. *Eustachii*. S. 196. *Anthufae* und *St. Anthufae*. S. 198. *De Apolline* und *Apollinis*. S. 217. *Damasceni* und S. 261 *Joan. Damasceni*, welcher Art. dadurch verdoppelt ist. S. 217. *Joan. Calybet.* und S. 218 *Joan. propter Christum paup.* Sieh. *C. Mosq.* 156. 7. S. 275. *Marcian.* und *Marcian. Aegypti*. S. 293. *Mena Hermog.* und *Mena, mart. Aegypti*. S. 294. *Monachorum caedes* und S. 315 *Sinaitarum monach.* S. 307. *Pelag. Antioch.* und S. 308 *Pelag. meretr. Antioch* S. 312. *Petrus Temonor.* und *Petrus publicanus*. S. 338. *Teophan. Confess.* und *Theoph. Sigrius*. Sieh. *C. Mosq.* 160. 13. 14.

Die neue Ausgabe würde auch Raum gewonnen haben, wenn sie nicht einige Art. fast ganz, oder doch die Erläuterungen bey einigen wiederholt, sondern allemal dahin verwiesen hätte, wo sie schon gegeben worden waren, als: S. 289. *Πάλιν μαρτύρων* und S. 318. *In Rom. martyrem*. S. 289. *De martyrio et manifestatione* und S. 321 *Septem dormientium*. S. 200. *Miracula Mich.* *μεγάλοι* — und gleich darauf *καλλὰ καὶ μεγάλοι*, welches eines und dasselbe ist. S. 221. *Dosae* und S. 237 *Iae*. S. 306. *Ἀπας μὲν* und S. 310 *ἅπας μὲν*. S. 275. *Marciani Aeg.* und S. 296 *Nicandri*. S. 241. *Χαῖρε σφόδρα* und S. 251 *χαῖρε σφ.* S. 246. *πρὸ τοῦ σωτηρίου* und S. 247 *πρὸ τ. σωτηρ.* S. 218. *In dedicat. templi* und S. 330 *In templi consecrat.* S. 215. *Decem mart.* und S. 289 *In decem mart.* S. 294. *Monachorum* und S. 325 *Sinait. monach.* und a. a. O.

Da zu *Fabricius* Zeiten der Mangel an kritischen Hülfsmitteln die Verfasser der verschiedenen *Vitarum* noch nicht allemal bestimmt anzugeben verstattet hatte: so konnte der neue Editor, da sie unsere Zeiten vermehrt haben, auch bey dieser Rubrik einige Schritte weiter gehen, und seine Vorgänger da, wo er von anderen, verleitet sich auf Abwege verirret hatte, auf den rechten Weg, besonders mit Hülfe der Verzeichnisse der mosk. u. münch. Bibl. zurück führen. Beyspiele finden sich überall. Hätte Hr. H. aus den neueren Quellen immer tief genug geschöpft: so würde er gewiss auch viele verstümmelte Namen von Heiligen zu verbessern Veranlassung gefunden haben. Die neue Ausgabe würde nun richtiger S. 209 *Celsi* (*κελσίου*) für *Celsi* lesen; *Charalampi* (*χαράλαμπος*) f. *Charalampii*; S. 211 u. 321. *Claudiani* (*κλαυδιανού*) f. *Clandii*; S. 255. *Indi* (*ινδοῦ*) f. *Indae*; S. 293. *Eugraphi* (*εὐγράφου*) f. *Eugraphii*; S. 300. *Orestis* (*ὀρέστου*) f. *Orestae*; S. 294. *Mich.* *Syncelli* (*συγκέλλου*) f. *Syngelli*; S. 320. *Sabelis* (*σαβέλ*) f. *Sabelli*, wie auch schon S. 265 b. *Ismael* gelesen wird; S. 340. *Callinici* (*καλλινίκου*) f. *Gallinici*; S. 342. *Thalli* (*θαλλοῦ*) f. *Thali*. Vielleicht auch *Castuli* f. *Castelli*, *Bassoi* f. *Bassi*. Sollte nicht S. 200. die heilige *Arimtherina* in dem *Cod. Aug. Aecatharina* seyn? Um alle Heiligen, die in diesen Abschnitt mit ihren *Elogiis* und *Vitis* eingetragen sind, desto leichter auffinden zu können, hat *Fabric.* diejenigen, welche mit anderen zugleich in einer und ebenderselben *Vita* gerühmt werden, wieder abgefondert, und allein in ihre alphabetische Ordnung eingeschaltet, und auf

den Hauptartikel, ohne etwas weiter als den Namen zu setzen, verwiesen. Diese Sorgfalt vermisst man in der neueren Ausgabe, ob sie schon mit verschiedenen neuen Artikeln, und also auch mit noch unbekannten Heiligen vermehrt ist. So sucht man vergebens *Antigonus* und *Abundantius*, welche S. 191, bey *Alexandro* stehen: *Eunatha*, welche S. 197 bey *Antonini presb.* gefunden wird; *Aureus*, *Nascia* und *Emmelia*, welche S. 205 b. *Basilissa* und *Basilis* dazugekommen sind; *Basilissa* in *Galatia*, welche S. 208 b. *Callinica* aufgeführt wird; *Mardarius*, welchen S. 227 der Art. *Eustratii* enthält; *Cyra*, welche S. 273 mit *Marana* vereinigt ist; *Rhema* und *Pina*, die S. 255 b. *Inna* stehen, und noch andere mehr, die mit anderen Heiligen vereinigt sind. H. i. k.

## TECHNOLOGIE.

HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Erläuterung höchst wichtiger Lehren der Technologie*, von *Karl Christian Langsdorf*, großherzogl. badenf. geheimem Hofrath, und Profess. der Mathem. zu Heidelberg u. s. w. *Erster Band.* Mit Kupfern. (Tab. I—XV.) 1807. 446 S. *Zweiter Band.* (Tab. XVI—XXIV.) 427 S. 8. (6 Rthlr.)

Der Vf. nimmt die Technologie in einem weiteren Sinne als gewöhnlich. „Sie beschäftigt sich“, sagt er in der Vorrede zum ersten Bande, „mit materiellen Objecten, und zeigt in ihren mannichfaltigen Abschnitten, wie die mannichfaltigen Materien, welche die Natur uns darbietet, durch eine Reihe nach einander folgender Umformungen, aus einem gegebenen Zustande in einen andern versetzt und dadurch zu irgend einem Gebrauche geschickt gemacht werden können.“ Deshwegen rechnet er auch den Straßenbau, Brückenbau, Bergbau, die Brunnenanlagen u. d. gl. mit hieher. Er hat aber nicht etwa alle zu einem so großen Gebiet gehörigen Theile in vorliegendem Werke abgehandelt; sondern nur *wenige*, und zwar solche, worin er die meiste Stärke besitzt. Diese Theile setzen Leser voraus, welche in der Mathematik schon Fortschritte gemacht haben:

Das 1. Capit. handelt von *Getreidemühlen*, und zwar bloß von Wassermühlen und Thiermühlen. Unter den Thiermühlen zeichnet der Vf. diejenige mit der Trettscheibe vor allen übrigen aus. Er beschreibt alle Theile der Getreidemühlen genau, und lehrt sehr gut die Bauart derselben. In theoretischer Hinsicht verweist er oft auf sein neu herausgegebenes Handbuch der Mechanik fester und flüssiger Körper (1807). — 2. Capit. Von den *Schneid- oder Sägemühlen* (so wohl von den Wasser- als Wind- Sägemühlen). Auch in diesem Capitel leuchtet überall das Auge des geübten Mechanikers hervor; alles ist hier trefflich dargestellt. — 3. Capit. Von den *Ölmühlen*. Zuerst geht der Vf. die vornehmsten Arten von Ölen durch, und zeigt die Eigenschaften derselben. Dann kommt er an die Beschreibung der Stampf- und Quetsch-Ölmühlen. Unter die Quetschölmühlen rechnet er die holländischen Ölmühlen, und die von

*Cancrin* angegebenen Walzquetschmühlen: Derselben eignet er mit Recht Vorzüge vor den holländischen zu. Er empfiehlt nun die Erwärmung des Saamens durch Dämpfe, vor dem Auspressen. Es ist allerdings wahr, daß die Auspressung durch Keile besser, als durch eine Presse geschieht. Hr. L. beschreibt indeffen auch die wirklich sehr gute Olpreffe des Italiäners *Grandi*, und giebt zuletzt einige Vorsichtsregeln beym Schlagen und Aufbewahren des Ols an die Hand. — 4. Capit. Von den *Walkmühlen*. Nachdem der Vf. von den Eigenschaften der Walkererde und von der Art des Auswaschens der Tücher (mit Urin, mit Erde und Wasser, mit Urin, Wasser und Erde zugleich) geredet hat: so kommt er auf das eigentliche Walken durch Walkmühlen mit Hämmern, und Walkmühlen mit Stampfern. Er zeigt, wie hiebey auf die verschiedenen Arten von Tüchern Rücksicht genommen werden muß. Er beschreibt nicht bloß die von Wasser getriebenen Walkmühlen, sondern auch die Rofs-Walkmühlen, unter welchen er wieder die mit der Trettscheibe den übrigen vorzieht. — 5. Capit. Von den *Pulvermühlen*. Er handelt hier zu Anfange ziemlich ausführlich von dem Salpeter und dessen Bereitung, von dem Schwefel und der Zubereitung desselben, und von den Kohlen. Dann läßt er die Verfertigung des Schießpulvers aus jenen Gemengtheilen selbst folgen. Er beschreibt Pulvermühlen mit Stampfern und mit Walzen, auch zwey von ihm selbst angegebene, sehr brauchbare, durch die Mühle in Activität gesetzte Vorrichtungen zum Körnen des Pulvers. Unter den beschriebenen Mitteln zum Trocknen des Schießpulvers ist besonders die Trocknungsart des Engländers *Gerhardson* auf einer durch Wasserdämpfe erwärmten kupfernen Platte sehr empfehlungswerth. Auch die von *Belidor* erbaute Pulvermühle zu La Fère beschreibt Hr. L., wobey er mitunter sehr gute Bemerkungen zu ihrer Verbesserung einstreut. Er beschließt dieses Capitel mit nähern Untersuchungen über die Stampfwerke überhaupt. — 6. Capit. Von den *Papiermühlen*. Das Sortiren der Hadern macht den Anfang; hierauf folgt die Beschreibung des Lumpenschneidens und der Lumpenreinigungsmaschine. Von letzterer, die zugleich als Waschmaschine brauchbar ist, giebt der Vf. sehr zweckmäßige Verbesserungen an. Er empfiehlt aber noch besonders eine Waschmaschine, wobey das Waschen durch Dämpfe von siedendem Wasser geschieht. Bey der Beschreibung des Stampfwerks und des Holländers fügt der Vf. immer auch eigene Bemerkungen hinzu. Von den sogenannten Wasserpressen, aber sagt er kein Wort; auch gedenkt er nirgends der verschiedenen Lumpensurrogate, wovon einige gewiß seine Beachtung verdienen hätten. Den Beschluß dieses Capitels macht die Beschreibung von *Bodons* Glättmaschine.

*Zweiter Band.* 7. Capit. Von den *Brennmaterialien*. Zuerst schickt der Vf. allgemeine Betrachtungen über das Verbrennen voraus, hernach redet er von dem Holze als Brennmaterial, insbesondere

Er führt die Resultate mehrerer interessanter Versuche über die Brennbarkeit der verschiedenen Holzarten in Tabellen auf; auch zeigt er, wie die Berechnung des kubischen Inhalts der Baumstämme vorgenommen werden muß. Von dem sogenannten *Dendrometer* zur Messung der oberen Dicke der Bäume sagt er sehr wahr, daß es ein entbehrliches Werkzeug sey, weil man dazu mit Hülfe einiger geometrischer Kenntnisse jedes zum Höhenmessen dienliche Werkzeug anwenden könne. Hr. L. handelt ferner von dem Ausrotten der Erdstöcke oder Stubben, und von den vornehmsten dazu an den Tag gebrachten Hebezeugen. Dann spricht er von den Holzkohlen, vorzüglich von dem Verkohlen des Holzes, und läßt darauf eine sehr bündige Abhandlung von dem Torfe folgen. Bey dieser Gelegenheit schlägt er eine Pressmaschine zum Pressen des Torfs vor, wodurch dieser allerdings bedeutend verbessert werden könnte. Überall sind die Erfahrungen von geschickten Forstmännern benutzt worden — 8 *Capit.* Von den *Stubenöfen*, *Backöfen* und *Küchenherden*. Nachdem Hr. L. die Regeln angegeben hat, worauf sich die Vollkommenheit aller Öfen und Herde, und die richtige Art ihrer Benutzung gründet: so zeigt er genau, wie der Bau ausgeführt werden muß, damit er jenen Regeln ordentlich entspreche. Dies *Capit.* gehört unter die vorzüglichsten des ganzen Werks. Besonders zeichnet sich ein vom Vf. angegebener Ofen aus. Nur von Sparherden sagt er wenig; auch findet man, welches auffallend ist, nichts von *Rumford's* Versuchen und Erfindungen erwähnt. Bey den Kaminen ist er wieder ausführlicher. Er rühmt hier unter anderen die *Boswell'sche* Blasmaaschine zur Verhinderung des Rauchens. Auch *Lebon's* Thermolampe wird kurz beschrieben. Der Vf. hat Recht, wenn er sagt, daß diese Erfindung gleich vom Anfange an mehr Aufsehen erregte, als sie verdiente. Den Backöfen sind nur wenige Zeilen gewidmet. — 9 *Cap.* Von den *Kalkbrennereyen*, und Benutzung des gebrannten Kalks zum Mörtel und Cement. Hier lernt man, wie die Kalksteine gewonnen, benutzt, gebrannt und zum Mörtel zubereitet werden. Die vom Vf. herrührenden Verbesserungen der Kalköfen

sind bemerkenswerth. Auch zur Verfertigung guter Kittre giebt er Anleitung. — 10 *Cap.* Von den *Zieglbrennereyen*. *Steindels* Ziegelofen ist am ausführlichsten beschrieben worden. — 11 *Cap.* Von dem *Bergbau*. Hr. L. redet hier von der Entstehung und Beschaffenheit der Gebirge, der einzelnen Gebirgslagen, und der darin vorkommenden Mineralien, von den Mitteln sie zu gewinnen, und sie zur unmittelbaren Verarbeitung des Handwerkers oder des Künstlers geschickt zu machen. Er erklärt mitunter auch mancherley bergmännische Kunstausdrücke. Die verschiedenen Instrumente der Bergleute sind beschrieben und abgebildet. Von der Verzimmerung der Stollen und Strecken, so wie von der Schachtverzimmerung und Schachtvermauerung handelt er ziemlich ausführlich. Auch den verschiedenen Anstalten und Maschinen gegen die bösen Wetter sind einige Seiten gewidmet. — 12 *Cap.* Von den *Salzwerken*. Dieses *Cap.* ist gegen die übrigen sehr kurz. Rec. wundert sich, daß der Vf. kein Wort von den verschiedenen Salzwerksmaschinen spricht, vielleicht weil er über diesen Zweig der Technologie schon so viel geschrieben hat. Aber er sollte doch nicht voraussetzen, daß, wer diese Technologie gebraucht, auch seine übrigen Werke besitze, um sich daraus Rath zu erholen zu können. — 13 *Cap.* Von *Anlegung der Brunnen* (nämlich der Ziehbrunnen, Schöpfbrunnen, Pumpbrunnen und Röhbrunnen oder Springbrunnen). Dieses *C.* ist mit das ausführlichste im ganzen Werke. *Peschel's* Vorrichtungen zum Bohren steinerne Röhren (wovon eine Abhandlung bey Voss in Leipzig 1802 herausgekommen) scheint Hr. L. nicht zu kennen. — 14 *Cap.* Vom *Straßen- und Brücken-Bau*. Sehr concentrirt und brauchbar. — In einem *Anhange* werden noch einige Schriften über die abgehandelten Gegenstände genannt.

Durch dieses Werk haben allerdings, wie man schon aus der Beurtheilung sieht, manche Zweige der Technologie einen schönen Zuwachs erhalten, und Rec. wünscht sehr, daß der Vf. seine Untersuchungen noch auf verschiedene andere Zweige dieser Wissenschaft verwenden möge.

... n . . t.

### K L E I N E S C H R I F T E N.

**TECHNOLOGIE.** Reichenbach, b. Müller: *Die englische Zitz- und Cattun-Druckerey, oder: Vollständige Anweisung die Cattune ganz auf englische Art zu drucken, nebst der erforderlichen Vorbereitung und Farbenrecepte.* Herausgegeben von B. Sadebeck. 1804. 74 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) So sehr auch der Herausgeb. dieser Bogen betheuert, daß er nur deswegen zur Herausgabe derselben veranlaßt worden, um das Wohl seiner Mitmenschen zu befördern, und er solches vor dem Richterstuhl seines Gewissens ohne Mühe dathun könne: so muß Rec. doch gestehen, darin nichts Besonderes gefunden zu haben. Man erhält nichts weiter, als die hinlänglich bekannte Behandlung der zum Druck bestimmten Zeuge vor dem Druck, sehr oberflächlich beschrieben, und einige Farbenrecepte ohne sonderlichen Werth. X + Y.

**STAATSWISSENSCHAFTEN.** Erlangen, b. Palm: *Grundriss einer Theorie des Staates (der Staats-Wissenschaftslehre), des Geldes und der Staats-Wirtschaft, wie auch*

*der Erziehung und des Unterrichts*, von D. J. Paul Harl, Prof. der Philos. und Cameral-Wissenschaft zu Erlangen. 1805. XVI u. 94 S. 8. (9 Gr.) Der Vf. erzählt in der Vorrede, wie er endlich zu dem deutlichen Bewußtseyn einer Staatswissenschaft, welche er Staatswissenschaftslehre nennen zu dürfen glaubt, gekommen sey, und die ersten Linien derselben, und einer ihr vorangehenden Propädeutik entworfen habe. Durch die Umstände abgehalten, schon jetzt eine ausführliche Behandlung der Propädeutik und Staatswissenschaftslehre dem Druck zu überlassen, beschränkt er sich vorläufig auf eine kurze Einleitung und auf bloße Grundrisse oder Grundzüge. Aber der vorangehende erste Versuch, der diese enthalten soll, ist in der That so unvollkommen, zum Theil so unzusammenhängend, wie es scheint, mit sichtbarer Eilfertigkeit gefertigt, daß der Vf. sein System bestimmter vortragen muß, ehe die Kritik es würdigen kann. Der angehängte Entwurf einer allgemeinen Erziehungs- und Unterrichts-Wissenschaft ist ein bloßes Skelet; warum es hier stehe, darüber findet man keinen Aufschluß. R.

# Monatsregister

VOM

J u n i u s 1 8 0 8.

## I. Verzeichniß der im Monat Junius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher:

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer. die zweyte die Seite.)

- A.**  
**Alexandrine**, Gräfin von und zu I<sup>st</sup>, die Tochter einer Buhlerin. 1. 2 Th. 155. 471.  
**Ammon** christlicher Religionsunterricht für die gebildete Jugend 158. 493.
- B.**  
**Brektenstein** Abhandlung von der Querel nach Maßgabe der königl. Tribunals-Ordnung für die schwedisch-deutschen Staaten. Herausgegeben von **Hagemelster** 159. 501.  
**Briefe**, vertraute, über die inneren Verhältnisse am preussischen Hofe seit d. Tode **Friedrich II.** 159. 441.  
**Bülau** Bemerkungen, veranlaßt durch des Hn. Hofraths **Rehberg** Beurtheilung der k. preuss. Staatsverwaltung und Staatsdienerschaft 146. 553.  
**Bürgers** Sonnette, in den letzten Ausgaben der **Bürgersehen** Gedichte 128. 409.
- C.**  
**Cours de Mythologie**, avec des notes Allemandes 145. 550.
- D.**  
**Demosthenes** Staatsreden, übers. von **Jakobs** 141. 513.  
**Depping** Menodor und Laura, eine Novelle aus der Zeit der Belagerung von Damascus 150. 591.  
**Döhnel** die Rosafachleife oder das Ideal und der **Lehnhardtische** Gesundheitstrank 134. 463.  
**Dollmetscher**, der französische, oder Noth- und Hülf-Büchlein für Deutsche, welche der französischen Sprache nicht mächtig sind und sich doch gern verständlich machen wollen 145. 552.
- E.**  
**Einfiedel** das Absolute 148. 574.  
**Episteln**, zu den Spädlingsen gehörig 156. 479.
- F.**  
**Fabricii** Bibliotheca graeca. Ed. nova cur. **Harles.** X Vol. 151. 593.  
**Feuerbrände**, neue. 1—4 B. 1—12 Heft 152. 441.  
**Feuermännchen**, das rothe, aus den Geister- und Ritter-Zeiten 129. 493.  
**Fix** der königlich sächsischen Kirchenstaat vor der Reformation 2. 3 Th. 149. 577.  
**Fumars** Fables et poésies diverses. 1 Vol. 150. 585.
- G.**  
**Gemälde** aus dem Nonnenleben. 2 Auflage 123. 415.  
**Glürfeld** auch Etwas über die gegenwärtige Lage der Landtschullehrer 142. 527.  
**Gmeineri** **Xaverij** Institutiones Juris ecclesiastici methodo scientifica adornatae. T. I. II. ed. 4. 133. 455.  
 — — — Theologia dogmatica in syllema redacta. II Tomi. ed. 3 152. 417.
- H.**  
**Harl** Grundlinien einer Theorie des Staats, des Geldes und der Staats-Wirthechaft 153. 615.  
**Heyum** falsche Freundschaft und Aberglaube. Ein Schauspiel 148. 575.
- Hummel** Beyträge zur Berichtigung und Erweiterung des positiven Rechts. 1 Th. 139. 497.
- I.**  
**Intelligenzblatt** zu den neuen Feuerbränden. No. 1—30 152. 441.
- K.**  
**Kanus** erste Urkunden der Geschichte oder allgemeine Mythologie. 2 Bände 142. 521.  
**Kilian** Liebesgeiger, oder über die Frage: wie geht es zu, daß zwey Geschöpfe Einer Art, ein männliches und ein weibliches, ein drittes von ihrer Art zeugen 140. 545.  
**Klugling** über den Anthropomorphismus der Bibel in den Vorstellungen von Gott 138. 494.
- L.**  
**Lang** französisches Lese- und Uebersetzungsbuch für den deutschen Bürgerstand 145. 551.  
**Langsdorf** Erläuterung höchst wichtiger Lehren der Technologie. 1. 2 B. 153. 615.  
**Lehre**, die, vom Abendmahle, für Christen, die sich bey der Lehre ihrer Kirche nicht beruhigen können 152. 495.  
**Lichtstrahlen**. 1 B. 1—5 Heft 152. 441.  
**Löschelmer**, Herausgegeben von v. **L. — n.** 1—3 Heft 152. 441.
- M.**  
**Mas** Briefe eines Wundarztes über die wichtigsten Gegenstände der chirurgischen Heilkunde 140. 508.  
**Michaelis** Geist und Charakter der französischen Sprache und Literatur 143. 531.
- O.**  
**Ockhard** Europas monarchische und republikanische Staaten. 1—5 Lieferung 147. 566.  
**Oheim**, der, und sein Neffe. 2 Theile 150. 592.  
**Quensee** von der Erkenntniß und Heilung des Schlagflusses und der Lähmung 140. 511.
- P.**  
**Pauzer** Versuch einer Ansicht der vollendeten Lebenstage. **Georg Wolfgang Panzers** 157. 487.  
**Parisek** Exhorten für Jünglinge auf besondere Kirchenzeiten und über Kirchencereemonien 151. 599.  
**Reitz**, **Mungo**, neueste und letzte Reise ins Innere von Afrika, nebst dem Tode dieses merkwürdigen Reisenden. Herausgegeben von **W. H. Klap.** Vollständige Uebersetzung 148. 569.  
**Pfaff** über unreife, frühreife und spätreife Kartoffeln und die verschiedenen Varietäten der beiden letzteren 140. 505.
- S.**  
**Sack** Amtsreden bey verschiedenen wichtigen Veranlassungen 149. 583.  
**Sadebeck** die englische Zitz- und Cattun-Druckerey 153. 615.  
**Sammlung** auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Aerzte. 24r Bd. 3. 4 St. 159. 593.  
**Schildner** zwey philosophisch-juristische Abhandlungen 140. 505.

<b>e. Siebold Lucina.</b> Eine Zeitschrift zur Vervollkommenung der Buchbindungskunde. 4 B. 3 St.	145. 551.
<b>Simon notions élémentaires de Langue Allemande,</b> pour les François qui ont fait des études Spätlinge	144. 557. 136. 479.
<b>U.</b>	
Uebersicht, tabellarische, der deutschen Poesie von <i>Wackherlin</i> und <i>Opitz</i> , oder dem Beginn der neueren deutschen Poesie bis auf die neuesten Zeiten	141. 519.
Untersuchungen, freymüthige, des LandschulweSENS als Staatsache	142. 527.
<b>V.</b>	
Vorsorg von der Unschädlichkeit der unreifen und der rothen Kartoffeln	140. 505.

<b>W.</b>	
<i>Walther</i> Christiern und Kolumbula. Historische Tragödie	150. 519.
— — das Jawort. Ein Lustspiel	150. 519.
— — der Gang nach dem Eisenhammer. Ein romantisch-dramatisches Gedicht	150. 519.
— — die Ahnfrau. Dramatisches Gedicht	150. 519.
<i>Weber</i> Lehrbuch der Naturwissenschaft. 1. 2. 3 Hefte	137. 485.
<i>Wiske</i> orationes de Helonese Demodheni, cui vulgo abjudicator, vindicat	145. 656.
<i>Wesermeyer</i> zwey Predigten über Erleichterung und Verhütung der Armuth in unserer Stadt (Magdeburg)	149. 584.
<b>Z.</b>	
<i>Zobel</i> Magazin für biblische Interpretation. 1 B. 2 St.	153. 429.

## II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vörderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

<b>Akademische Buchh.</b> in Kiel 140.	<b>Hendel</b> in Halle 141.	<b>Müller</b> in Reichenbach 153.
<b>Anonyme Verleger</b> 132. 137. 145. 148.	<b>Herhan</b> in Paris 150.	<b>Nicolai</b> in Frankfurt u. Leipzig 146.
<b>Bohn</b> in Hamburg 151.	<b>Himburg</b> in Berlin 140.	<b>Nicolovius</b> in Königsberg 136 (2).
<b>Craz</b> und <b>Gerlach</b> in Freyberg 149.	<b>Jacobäer</b> in Leipzig 145.	<b>Palm</b> in Erlangen 158. 155.
<b>Crußus</b> in Leipzig 138.	<b>Jäger</b> und <b>Könitzer</b> in Frankfurt am Mayn 145.	<b>Realschulbuchh.</b> in Berlin 149.
<b>Daniel</b> in Lübben 143.	<b>Institut</b> , historisch-politisch-militärisches, in Hamburg u. Leipzig 152.	<b>Rougeron</b> in Paris 150.
<b>Dankwerth</b> in Göttingen 150 (4).	<b>Juhr</b> in Ratibor 129.	<b>Schmidt</b> in Berlin 140.
<b>Dieterich</b> in Göttingen 128.	<b>Kaufmann</b> in Kölln 135.	<b>Schumann</b> in Zwickau u. Leipzig 134.
<b>Dyk</b> in Leipzig 159. 141.	<b>Keil</b> in Magdeburg 149.	<b>Schwan</b> und <b>Götz</b> in Mannheim und Heidelberg 143.
<b>Ernst</b> in Quedlinburg 142.	<b>Lange</b> in Berlin 159.	<b>Steinacker</b> in Leipzig 138.
<b>Ettinger</b> in Gotha 150.	<b>Levrault</b> in Straßburg 144.	<b>Stettin</b> in Ulm 145.
<b>Ferßl</b> in Grätz 133.	<b>Lübecks Erben</b> in Bayreuth 142.	<b>Struck</b> in Stralsund 159.
<b>Fleischer d. j.</b> in Leipzig 147.	<b>Maurer</b> in Berlin 142.	<b>Tasché</b> u. <b>Müller</b> in Gießen 159.
<b>Fleischmann</b> in München 128.	<b>Mohr</b> u. <b>Zimmer</b> in Heidelberg 155.	<b>Verlagsh.</b> in Zwickau u. Leipzig 140.
<b>Goldstamm</b> in Danzig 138.	<b>Müller</b> in Hamburg 148.	<b>Weber</b> in Landshut 157.
<b>Greßy</b> und <b>Breuning</b> in Erlangen 148.		<b>Widtmann</b> in Prag 151.
<b>Hammer</b> in Kölln 152 (3).		

## III. Intelligenzblatt des Junius.

<b>Literarische Nachrichten.</b>		<b>Hammer</b> in Amsterdam und Kölln Verl.	38. 317.
<b>Ueber den gegenwärtigen Zustand der Sternwarte Seeberg</b>		<b>Hartknoch</b> in Leipzig	42. 350.
		<b>Herold</b> und <b>Wahlstab</b> in Lüneburg	42. 352.
<b>Ankündigungen.</b>		<b>Keil</b> in Kölln Verl.	57. 507.
<b>Ahlwardt</b> , Subscriptionsanzeige von Offisen	59. 324.	<b>Klüger</b> in Arnstadt	41. 341.
<b>Akademische Buchh.</b> , neue, in Marburg Verl.	55. 287.	<b>Korn</b> in Breslau Verl.	38. 319.
<b>Andreas</b> in Frankfurt am Mayn Verl.	39. 283.	<b>Leske</b> in Darmstadt Verl.	35. 287.
<b>Bachmann</b> und <b>Gundermann</b> in Hamburg Verl.	40. 355.	<b>Lindauer</b> in München Verl.	40. 351.
<b>Böde</b> in Weissenfels Verl.	40. 354.	<b>Martini</b> in Leipzig Verl.	38. 350.
<b>Cabinet</b> berlinischer Charaktere	41. 341.	<b>Museum</b> für alteutsche Sprache, Poesie, Literatur etc. von v. d. Hagen, Decon und Büsching	35. 285.
<b>Degen</b> in Wien Verl.	37. 309.	<b>Nicolovius</b> in Königsberg Verl.	57. 308.
<b>Gädcke</b> , Gebr., in Berlin Verl.	59. 527.	<b>Reur</b> in Jena neue Kupferstiche	41. 342.
<b>Gebhard</b> und <b>Körber</b> in Frankfurt am Mayn Verl.	55. 288.	<b>Schneider</b> in Glückstadt Verl.	42. 349.
<b>Götschen</b> in Leipzig Verl.	55. 285.	<b>Uebersetzung</b> von <i>Praxedis p. Caesar Auguste</i>	55. 283.
<b>Gräff</b> in Leipzig Verl.	55. 286.	— — — von <i>Jurisprudence de code Napoléon</i>	59. 327.
		<b>Unger</b> in Berlin Verl.	42. 350.

## Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

<b>Beug</b> in Boxdorf	38. 315.	<b>Bardili</b> in Stuttgart	57. 299.	<b>Berzelius</b>	57. 299.
<b>Albert</b> in Bremen	57. 299.	<b>Beckheim</b> in Ohrdruff	57. 299.	<b>Bernard</b> in Paris	57. 298.
<b>Amoratti</b>	37. 299.	<b>Beck</b> in Leipzig	37. 299.	<b>Biot</b> in Paris	57. 299.
<b>v. Auerberg</b> in Prag	59. 521.		41. 346.	<b>Blumenbach</b> in Göttingen	57. 299.
<b>Balle</b> in Kopenhagen	55. 285.	<b>Berthollet</b> in Paris	57. 299.	<b>Bode</b> in Berlin	57. 299.





# N e k r o l o g.

<i>Affsprung in Ulm</i>	39. 322.	<i>Klingebell in Brandenburg</i>	42. 348.	<i>v. Schlözer, Karoline, in Göttingen</i>	42. 348.
<i>Bailly in Besune</i>	39. 322.	<i>Krüger in Westpreußen</i>	39. 322.	<i>Schmidt in Brandenburg</i>	42. 348.
<i>Böckler in Ludwigslust</i>	39. 322.	<i>Mechan in Dresden</i>	39. 322.	<i>Schuderoff in Altenburg</i>	42. 348.
<i>Deimann in Amsterdam</i>	35. 283.	<i>Müller in Schwelm</i>	42. 346.	<i>Schwabe in Hamburg</i>	39. 322.
<i>Frantz in Schleswig</i>	42. 348.	<i>Nickisch in Habelschwerd</i>	39. 322.	<i>Schwabe in Leipzig</i>	42. 348.
<i>Georg Karl, Fürstbischof zu Bamberg und Würzburg</i>	42. 346.	<i>Oosterbaan in Harlingen</i>	35. 283.	<i>Schwaldopler in Wien</i>	39. 322.
<i>Gilly in Berlin</i>	42. 348.	<i>Perschke in Weiffsig</i>	42. 348.	<i>Uetzer in Langlingen</i>	42. 347.
<i>Götze in Löbau</i>	42. 347.	<i>Pfotenbauer in Herzberg</i>	42. 346.	<i>Vetter in Erlangen</i>	39. 322.
<i>Hellfeld in Langensalza</i>	42. 348.	<i>Ras in Leyden</i>	35. 283.	<i>Westenberg in Furmerende</i>	35. 283.
<i>Hennig in Thorn</i>	42. 346.	<i>v. Biedesel, geb. v. Massow, in Berlin</i>	39. 322.	<i>Wrisberg in Göttingen</i>	39. 322.
<i>Holler in Würzburg</i>	39. 322.	<i>Römhild in Otterfärdt</i>	42. 347.	<i>Wundt in Heidelberg</i>	39. 322.
<i>Hübner in Jena</i>	35. 283.	<i>Sack in Magdeburg</i>	39. 322.		

## Gelehrte Gesellschaften und Preise,

<i>Amsterdam, Preisvertheilung bey dem Zeichen-Departement der Gesellschaft Felix meritis am 26 Oct. 1807</i>	40. 309.
<i>Antwerpen, Preisvertheilung bey der kaiserl. Akademie der Wissenschaften am 18 April</i>	39. 324.
<i>Berlin, Preisvertheilung der philosophischen Classe der Akademie</i>	36. 296.
<i>Caen, öffentliche Sitzung der Akademie der Wissenschaften und Künste am 2 April</i>	39. 322.
<i>Haarlem, Preisfragen d. Teylerschen Gesellschaft</i>	35. 284.
<i>Kopenhagen, Prämienvvertheilung aus dem Legate zur Ausbreitung der christlichen Lehre, am 6 Febr.</i>	36. 295.
— — — — — <i>Stiftung einer Gesellschaft zur Beförderung des Kunstfleisses</i>	41. 339.
— — — — — <i>Versammlung der Gesellschaft der Wissenschaften am 12, 19 Febr. und 4 März</i>	36. 296.
— — — — — <i>Versammlung der königl. medicinischen Gesellschaft am 21. Jan., 4 und 12 Febr.</i>	36. 296.
— — — — — <i>Versammlung der königl. medicinischen Gesellschaft am 17 März</i>	41. 339.
<i>Leyden, Preisfragen des Stolpianischen Instituts</i>	35. 283.
— — — — — <i>Preisvertheilung der Gesellschaft gottesfürchtiger Christen</i>	35. 284.
<i>Lissabon, die Akademie der Wissenschaften ernennet den General Junot zum Präsidenten</i>	40. 330.
<i>London, Stiftung einer palästintischen Gesellschaft</i>	41. 340.
<i>München, öffentliche Versammlung der Akademie zur Feyer des Stiftungstages am 28 März</i>	37. 298.
— — — — — <i>Versammlung der mathematisch-physikalischen Classe der Akademie am 31 März</i>	37. 302.
— — — — — <i>Versammlung der mathematisch-physikalischen Classe der Akademie am 20 April</i>	37. 297.
<i>Neapel, Preisfragen der königl. Akademie der Geschichte und Alterthümer für 1808</i>	39. 324.
<i>Paris, allgemeine Sitzung der Société de vaccine am 28 April</i>	40. 329.
— — — — — <i>Öffentliche Sitzung der Ackerbaugesellschaft des Seinedepartements am 1 May</i>	41. 337.
— — — — — <i>Preisvertheilung in der k. Schule für den Strassen- und Brücken-Bau am 3 April</i>	40. 330.
<i>Toulouse, Preisfragen der Handelskammer für 1809</i>	39. 323.
<i>Wien, die orientalische Akademie hat Audienz bey der Kaiserin</i>	40. 331.

## Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

<i>Buchaweller, neue Organisation der Secunderschule</i>	38. 313.
<i>Eisenach, Einführung des neuen Directors am Gymnasium</i>	36. 294.
<i>Gießen, Lectionsverzeichnis für d. Sommer 1808</i>	35. 281.
<i>Gröningen, Promotionen</i>	35. 282.
<i>Heidelberg, Prorektoratswechsel</i>	42. 345.
<i>Helmstädt, Nachrichten über die Universität, aus Briefen</i>	37. 306.
— — — — — <i>Promotionen</i>	38. 313.

<i>Kiel, Geburtstagsfeyer des Königs, Promotionen und Prorektoratswechsel</i>	42. 346.
<i>Kopenhagen, Stiftungsfeyer des Taubstummen-Instituts</i>	42. 346.
<i>Leyden, Promotion und Antrittsrede</i>	35. 282.
<i>Naumburg, Vereinigung d. Stadt- u. Dom-Schule</i>	36. 294.
<i>Utrecht, Promotion</i>	35. 283.

## Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

<i>Benzenberg in Schöller wichtige Bemerkung für Juden- und Christen</i>	40. 336.
<i>Berichtigung, den D. Pfeiffer in Cassel betreffend</i>	39. 322.
<i>Berichtigung d. v. Obrist v. Riedl im Int. Bl. No. 27 gemachten Ausfälle auf d. Rec. seines Pamphlets</i>	37. 312.
<i>Bitte</i>	42. 352.
<i>Borelly in Paris giebt ein Werk aus dem Nachlasse des grossen Friedrichs heraus</i>	41. 347.
<i>v. Bourmon zu London giebt ein Prachtwerk über Mineralogie heraus</i>	41. 341.
<i>Braunschweig, die Kunstschätze der herzogl. Familie sind gerettet worden</i>	40. 331.
<i>Bücheruction in Hamburg</i>	41. 343.
<i>Bücherverkauf bey Vulpinus in Weimar</i>	39. 327.
<i>Clavier zu Paris will den Pausanias herausgeben</i>	41. 340.
<i>Cunoische Buchhandlung in Jena wird zum Verkauf angeboten</i>	41. 344.
<i>Curanda in Paris metallisirt die Potaſche und Soda ohne Mitwirkung des Eisens</i>	36. 284.
<i>Dänemark, die Regierung läßt eine Medaille schlagen</i>	36. 296.
<i>David in Paris copirt das Krönungsgemälde</i>	41. 340.
<i>Gail in Paris hat den Thucydides herausgegeben</i>	41. 340.
<i>Götting in Jena Versuche über die Metallirung der kalischen Substanzen</i>	38. 315.
<i>v. Haller soll zu Bern ein Monument errichtet werden</i>	41. 340.
<i>Kern in Wien Anzeige die Herausgabe von Pajola's Steinschnitts-Methode betreffend</i>	40. 334.
<i>Kolbe aus Dessau ist Vt. eines Werks über die deutsche und französische Sprache</i>	41. 340.
<i>Mayland, neuer Pallast d. Wissenschaften u. Künste</i>	41. 342.
<i>Metz in Bonn hat das jüngste Gericht von Michael Angelo in Kupfer gestochen</i>	40. 332.
<i>Michel aus Würzburg macht eine gelehrte Reise nach Rom</i>	41. 340.
<i>Otto zu Oberschlema Erfindung die Leimung des Papiers betreffend</i>	41. 339.
<i>Paris, zu, wird eine grosse galvanische Säule construiert</i>	41. 341.
<i>Salzdahler Bildergallerie, was sie verloren</i>	40. 331.
<i>Schadow in Berlin verfertigt 8 Büllen für den Kronprinzen von Bayern</i>	41. 339.
<i>v. Siersdorf will sein Gemäldecabinet beschreiben</i>	40. 332.
<i>Tasso, Ausgabe seines Gerusalemme liberata</i>	41. 339.
<i>Testament, neues, Probe einer Ausgabe in isländischer Sprache</i>	40. 332.
<i>v. Turk in Oldenburg reist in die Schweiz zu Pestalozzi</i>	41. 340.
<i>Venedig, Pensionat bey d. Conservatorium d. Musik</i>	40. 332.





